Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

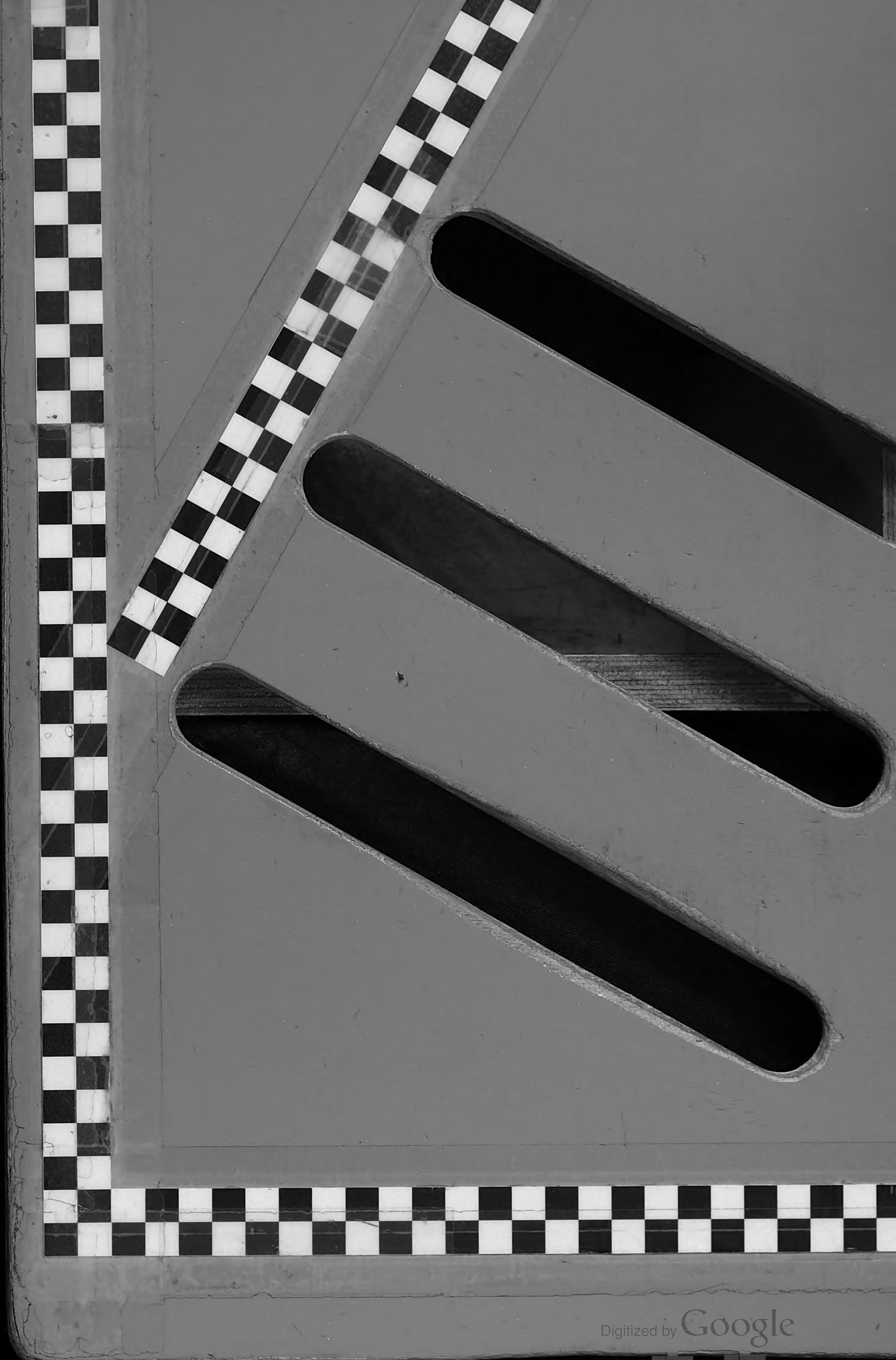
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

RTE
G

Bd. 121

Okt.-Dez.
1903

PER RM
OVRS12
050
K6



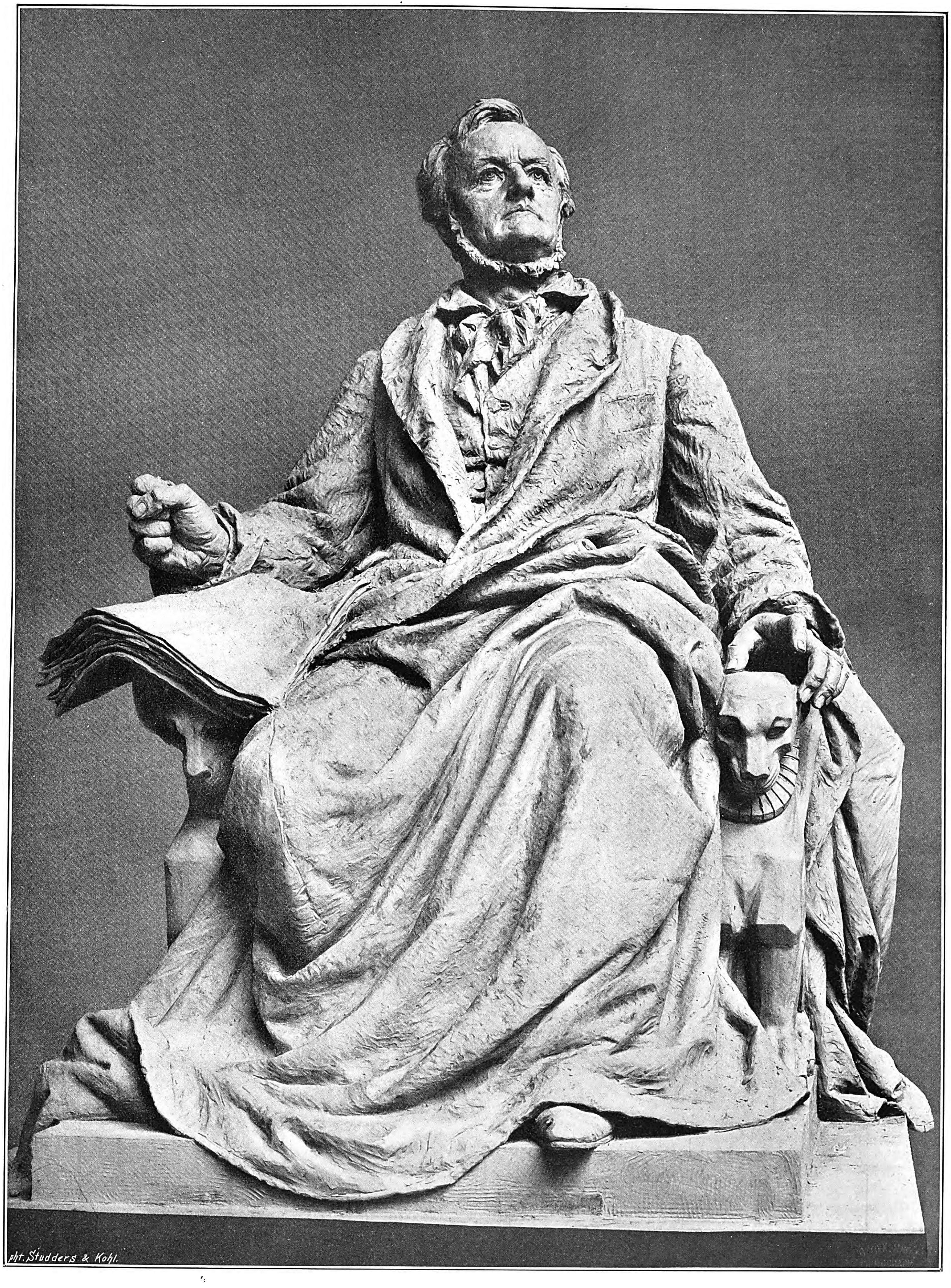
PASCAL
Dep P
Mod 1
Ran 01
Sect 15
Shelf 21
Tray 03
Item 004

University of Colorado at Boulder
U18302 4041191

6 51
141
050
I 26
Bd. 121
Okt.-De
1903

Illuſtrirte Zeitung

Nr. 3144. 121. Bd. Leipzig und Berlin. 1. Oktober 1903.



pht. Studders & Kohl.

Die Koloſſalſtatue des am 1. Oktober enthüllten Richard-Wagner-Denkmals in Berlin.

Modelliert und in karrariſchem Marmor ausgeführt von Prof. Guſtav Eberlein.

Das

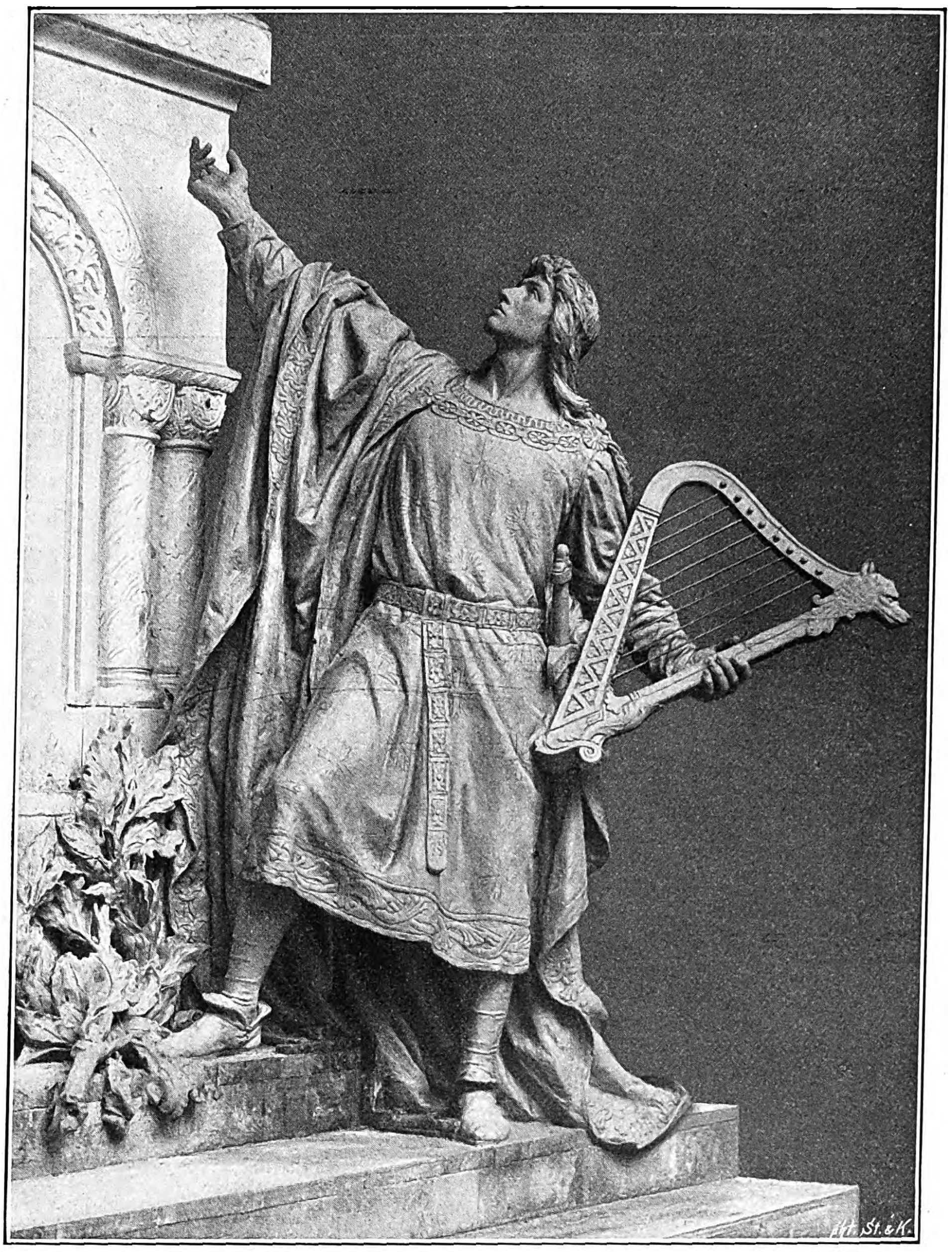
Berliner Richard-Wagner-Denkmal.

Am Vormittag des 1. Oktober hat die feierliche Enthüllung des Richard-Wagner-Denkmals am Südrand des Berliner Tiergartens, dem Ausgang der Hohenzollernſtraße ſchräg gegenüber, ſtattgefunden. Unter ſchwereren Geburtswehen iſt kaum jemals ein einem großen und verdienten Manne gewidmetes Monument ins Leben getreten als dieſes dem Andenken des gewaltigen deutſchen Meiſters geweihte. Demjenigen aber, von dem der Gedanke der Errichtung eines Denkmals für Richard Wagner in der deutſchen Reichshauptſtadt ausgegangen war, und deſſen hingebendem, begeiſtertem Wirken dafür wie deſſen reichen materiellen Opfern es vor allem zu danken iſt, daß der Plan zur Verwirklichung gelangte, iſt wenig Freude, aber deſto mehr bitterer Ärger und Leid daraus erwachſen, und der mit gutem Grund erhofft geweſene heitere Glanz der Enthüllungsfeier ſowie der damit verbundenen muſikaliſchen und geſellſchaftlichen Feſte iſt arg getrübt worden. Doch auf dieſes Thema ſoll hier nicht weiter eingegangen werden; hat es die Preſſe ja ſeit Monaten bereits übergenug beſchäftigt.

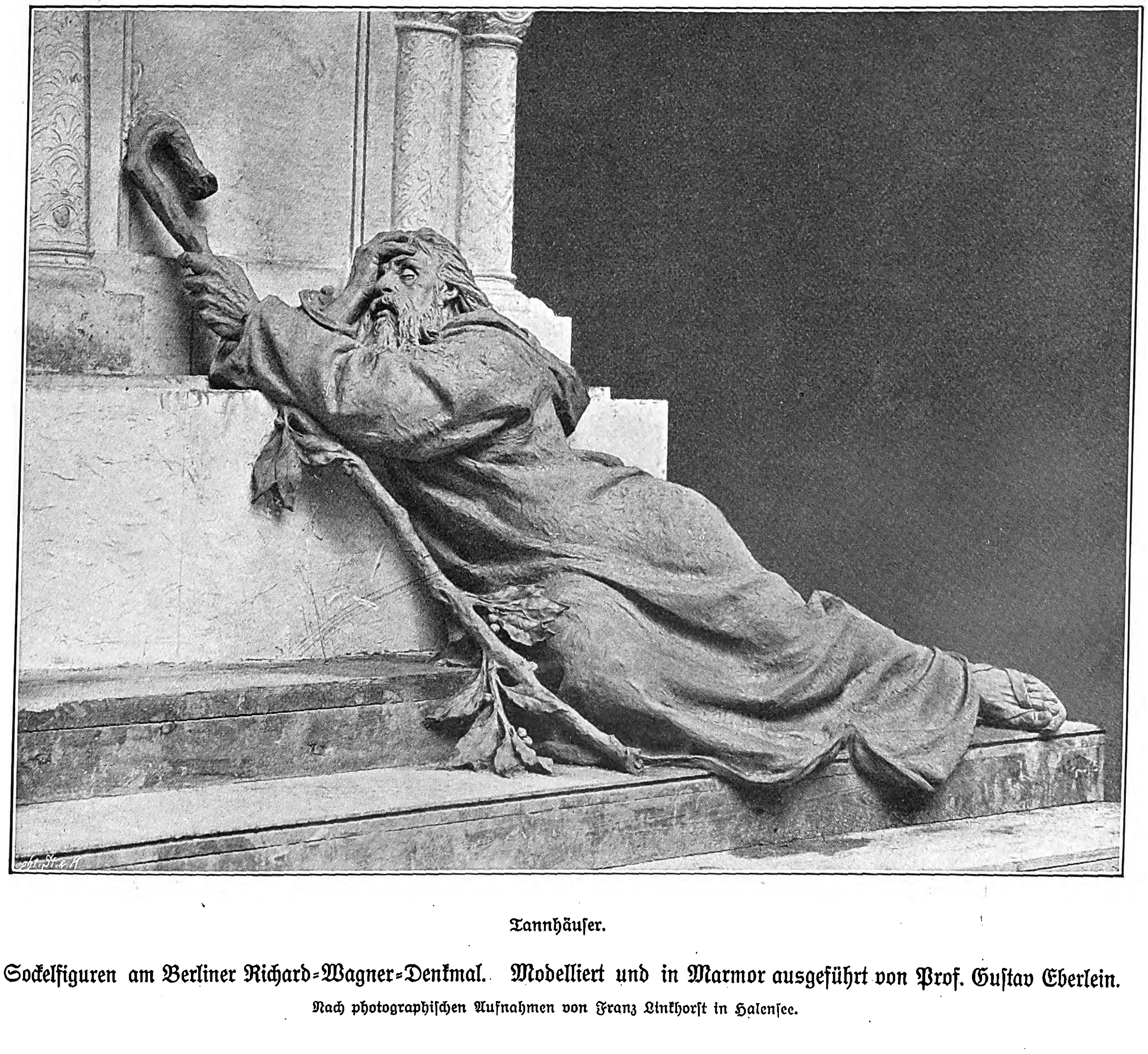
Das nun enthüllte Denkmal iſt in ſeiner geſamten Erſcheinung in allen weſentlichen Teilen dem Bilde ziemlich gleich geblieben, das die „Illuſtr. Ztg.“ vom 23. Januar 1902 (Nr. 3056) nach der Modellſkizze des Profeſſors Guſtav Eberlein gebracht hat. Die Koloſſalſtatue zeigt den Meiſter in einem Lehnſeſſel thronend, den Schoß und die Unterſchenkel in dem von der Schulter herabgeſunkenen, mit ſeinem oberen Teil hinten über die Lehne herniederwallenden Mantel drapiert. Die ganze Geſtalt iſt wie im Zuſtand der künſtleriſchen Inſpiration, der Empfängnis großer und herrlicher muſikaliſcher Gedanken dargeſtellt: das ſo charakteriſtiſche, trotz der Steigerung aller Formen ſprechend ähnliche Antlitz erhoben und etwas zur linken Schulter hingewendet, in den tiefliegenden Augen und allen Zügen der Ausdruck des Lauſchens auf die mit geiſtigem Ohr vernommenen Harmonien, die gleich einem geheimnisvollen „Quell aus verborgenen Tiefen“, nur ihm vernehmbar, ſeinem Inneren entſtrömen. Die Finger der linken Hand umfaſſen in leichter Bewegung den Kopf der Armlehne des Seſſels. Über die andere Seitenlehne iſt eine aufgeſchlagene Partitur gebreitet. Die auf dem Modell darüber geöffnet dargeſtellte Rechte, deren Haltung jenem Ausdruck des Lauſchens uns ſehr gut zu entſprechen ſchien, hat Eberlein in der Koloſſalſtatue dahin abgeändert, daß nun die Finger geſchloſſen ſind und auf dieſe Weiſe die Hand faſt einer geballten Fauſt gleicht.

Die Geſtalten und Gruppen am Poſtament des Denkmals zeigen in den Motiven und Stellungen keine auffällige Abweichung von denen des Modells. Da ſteht an der Stirnſeite des Denkmals, mit dem linken Fuß auf der zweiten Stufe ruhend, den rechten auf die oberſte ſetzend, Wolfram von Eſchenbach, der Sänger der reinen, erhabenen Liebe, die Harfe in der Linken, das lang umlockte Haupt dem oben thronenden Meiſter zuwendend, die Rechte grüßend und huldigend zu ihm erhebend. Ein Lorbeerkranz und Eichenzweige ſind ihm zu Füßen gegen den Sockel gelehnt. Der Mantel, den er über dem ritterlichen Feſtkleide trägt, wallt in breiten prächtigen Falten von den Schultern zu den Stufen nieder. Vor der (für den Beſchauer) rechten Seitenwand liegt, von der Laſt des Fluches, den der Papſt auf den Sünder geſchleudert hat, überwältigt, Tannhäuſer im Pilgergewand zuſammengebrochen und ſterbensmüde, den dürren Stab in ſeiner Rechten auf die oberſte Stufe ſtützend.

Gegenüber vor der anderen Seitenfläche des Poſtaments und vor deſſen Rückſeite ſind zwei Gruppen angebracht, deren Geſtalten dem Rieſenwerk des Meiſters, dem „Ring des Nibelungen“, entlehnt ſind. Dort ſieht man den durch Hagens Speer verräteriſch getöteten Siegfried auf den Stufen hingeſtreckt, deſſen Haupt und Schultern Brünhilde gegen die eigene Bruſt ſtützt. Mit der Rechten hält ſie den geliebten Toten, deſſen Verderben



Wolfram von Eſchenbach.



Tannhäuſer.

Sockelfiguren am Berliner Richard-Wagner-Denkmal. Modelliert und in Marmor ausgeführt von Prof. Guſtav Eberlein.

Nach photographiſchen Aufnahmen von Franz Linkhorſt in Halenſee.

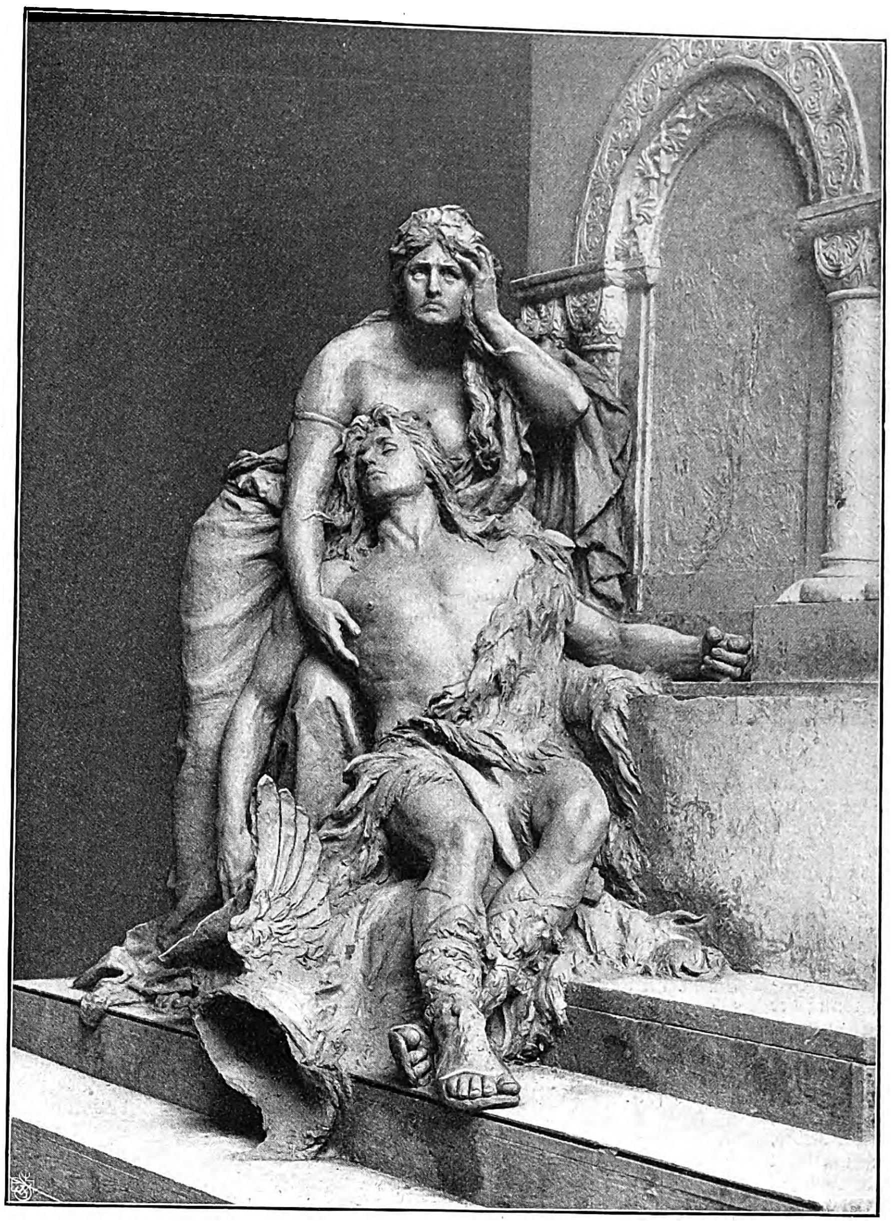
ſie ſelbſt, die Getäuſchte, verſchuldet, umfangen; die Linke greift nach ihrer Stirn, und mit dem Ausdruck verzweifelten Seelenſchmerzes ſtarrt ſie hinaus. Dort an der Rückſeite hat die Gruppe ihren Platz gefunden, die den Nibelungen Alberich als Räuber des Rheingoldes, mit ſeinem Schatz über die Klippen entweichend, und eine der Rheintöchter darſtellt, die, von der Woge getragen, ſich dem Frevler nachſchwingt und, ſeinen Bart packend, ihn vergebens zu halten ſtrebt. Wie die Monumentalſtatue Richard Wagners ſelbſt, ſind auch die Sockel-Figuren und -Gruppen aus karrariſchem Marmor in hoher künſtleriſcher und techniſcher Vollendung gemeißelt. L. P.

Wochenſchau.

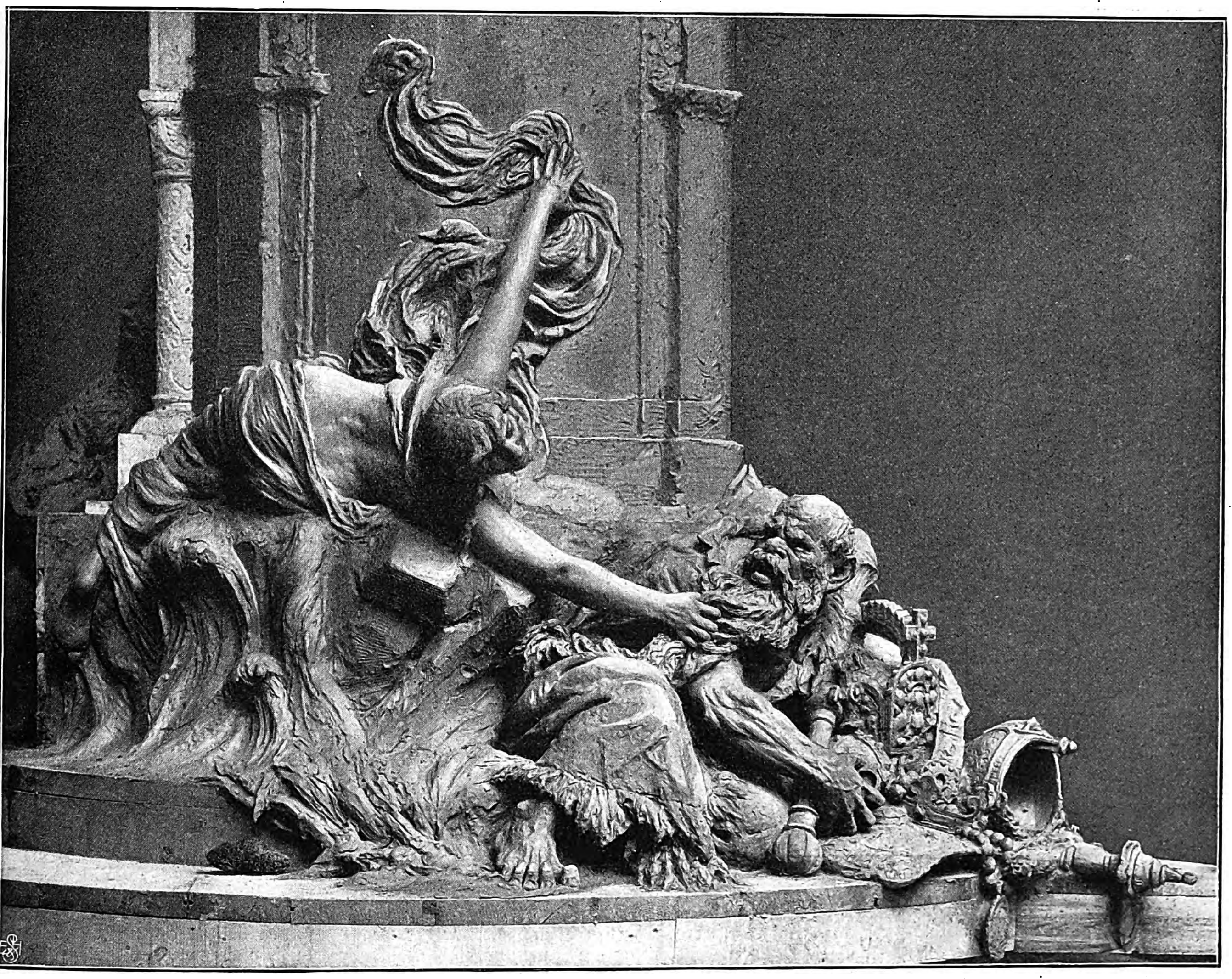
Wahlen zum preußiſchen Abgeordnetenhaus. — Ein Erlaß des preußiſchen Miniſters des Inneren vom 20. September ſetzt für die Wahlen zur zwanzigſten Legislaturperiode des Hauſes der Abgeordneten auf Grund der §§ 17 und 28 der Verordnung vom 30. Mai 1849 als Wahltermine, und zwar für die Wahl der Wahlmänner den 12. November und für die Wahl der Abgeordneten den 20. November feſt.

Delegiertentag der preußiſchen Nationalliberalen. — Auf dem Delegiertentag, der am 27. September in Hannover ſtattfand, ſprach Dr. Sattler über die politiſchen Aufgaben in der jetzigen Lage, wies auf den freiheitsfeindlichen Charakter der Sozialdemokratie hin, der ſich auf dem Parteitag zu Dresden offenbart habe, und deutete auf die Gefahr hin, die der Volksſchule von einer konſervativ-klerikalen Mehrheit im Landtag drohe. Abgeordneter Wallbrecht beleuchtete die preußiſche Wirtſchaftspolitik, und Dr. Hackenberg hielt eine längere Rede über Kirche und Schule, die von der Verſammlung mit großer Begeiſterung aufgenommen wurde. Ein Berliner Antrag hinſichtlich des etwaigen Zuſammengehens mit Sozialdemokraten zu Wahlzwecken fand keine Unterſtützung. Der einſtimmig zur Annahme gelangte Wahlaufruf der Nationalliberalen Partei für die preußiſchen Landtagswahlen tritt für die kräftige, aber beſonnene Weiterentwicklung der ſozialpolitiſchen Geſetzgebung ein, erklärt den Kampf gegen die Sozialdemokratiſche Partei für Pflicht, fordert eine neue Regelung der Unterhaltungspflicht der Volksſchule im Intereſſe der Gemeinden, der Lehrer und der Schule ſelbſt, verlangt die unverkürzte Wiedereinbringung der Kanalvorlage und eine zeitgemäße Reform des Dreiklaſſenwahlrechts, insbeſondere eine gerechtere Abgrenzung der Wahlbezirke und Beſeitigung der widerſinnigen Drittelung in den Urwahlbezirken. Einer der Schlußſätze des Aufrufs lautet: „Aus eigener Kraft, unabhängig nach allen Seiten, wollen wir unſere Überzeugungen vertreten, in deren ſiegreicher Durchführung wir für das Wohl unſeres Volkes den richtigen Weg erblicken.“

Die beiden königlichen Handſchreiben an den ungariſchen Miniſterpräſidenten. — Das ungariſche amtliche Blatt veröffentlichte am 23. September zwei vom 22. aus Wien datierte königliche, von dem Grafen Khuen-Héderváry gegengezeichnete Handſchreiben, von denen das eine den Grafen neuerdings zum ungariſchen Miniſterpräſidenten ernennt, beziehungsweiſe ihn in dieſer von ihm bisher eingenommenen Stellung beſtätigt und ſeine Vorſchläge hinſichtlich der Bildung des Kabinetts erwartet, während das andere einem Manifeſt der Krone an den Kabinettschef und die Nation gleichkommt und in den nachfolgenden Sätzen gipfelt: „Mein väterliches Herz iſt mit tiefer Trauer erfüllt angeſichts der beklagenswerten Zuſtände, welche in meinem geliebten Ungarn das politiſche Leben ſeit Monaten zur Unfruchtbarkeit verdammen und beinahe ſchon die Tätigkeit der Staatsmaſchine verhindern. Als im Jahre 1867 zwiſchen den Ländern meiner ungariſchen Krone einerſeits und den im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern anderſeits die Mittel der aus der Pragmatiſchen Sanktion ſich ergebenden gemeinſamen und vereinten Verteidigung aufgezeichnet wurden, hat der § 11 des Geſetzartikels XII vom Jahre 1867 feſtgeſetzt, daß die auf die einheitliche Führung, Leitung und innere Organiſation der gemeinſamen Armee bezüglichen Angelegenheiten durch mich zu ordnen ſeien. Und gleichwie ich jederzeit ſtreng



Brünhilde und der tote Siegfried.



Aus „Rheingold“: Rheintochter und Alberich.

Sockelgruppen am Berliner Richard-Wagner-Denkmal. Modelliert und in Marmor ausgeführt von Prof. Guſtav Eberlein.

Nach photographiſchen Aufnahmen von Franz Linkhorſt in Halenſee.

darüber wachte, daß die auf Grund dieſes Geſetzes übernommenen Verpflichtungen von jeder Seite ehrlich und gewiſſenhaft erfüllt werden, ebenſo bin ich entſchloſſen, die mir zuſtehenden Rechte ungeſchmälert aufrecht zu erhalten und unberührt meinen Nachfolgern zu überantworten. Als der ungariſche Reichstag dieſes mein Recht anerkannte, wollte er nicht nur für die Großmachtſtellung der Monarchie, ſondern auch für die Kraft und Sicherheit ſeines eigenen Vaterlandes und ſeiner Nation Vorſorge treffen. Gerade deshalb könnte ich Verfügungen nicht zuſtimmen, die in ihren letzten Konſequenzen zur Schwächung der beiden Staaten der Monarchie führen und das von meinen Vorfahren ruhmreichen Angedenkens übernommene Erbe der Gefahr des Niedergangs ausſetzen könnten. Anderſeits verſchließe ich mich nicht der Verwirklichung jener aus meiner königlichen Macht ſich ergebenden Maßregeln, hinſichtlich deren meine Regierung bereits Erklärungen abgegeben hat, und die in Gemeinſchaft mit den Ihnen von mir bezeichneten Punkten jenen Rahmen bilden, inhaltlich deſſen ich ſolche Maßregeln für zuläſſig halte.“

Das neue Rekrutengeſetz im öſterreichiſchen Reichsrat. — In dem zum 23. September einberufenen öſterreichiſchen Reichsrat wurde ſofort folgender Geſetzentwurf, betreffend die Einreihung von Rekruten des Stellungsjahres 1903, eingebracht. An Stelle des zweiten Satzes, § 2 des Geſetzes vom 26. Februar 1903, hat die nachſtehende Beſtimmung zu treten: Es hat jedoch die tatſächliche Einreihung der Rekruten für das Heer (Kriegsmarine), deren Aushebung hiermit für die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder bewilligt wurde, nach einer höheren als der in den vorangegangenen Jahren bewilligten Kontingentsziffer nur dann und inſoweit zu erfolgen, als auch das betreffende, nach den Beſtimmungen des § 14 des Wehrgeſetzes auf die Länder der ungariſchen Krone entfallende Rekrutenkontingent zur Einreihung gelangt. Mit dem Vollzug dieſes ſofort in Kraft tretenden Geſetzes iſt mein Miniſter für Landesverteidigung betraut, welcher mit dem Reichskriegsminiſter das Einvernehmen zu pflegen hat. — Die Vorlage der Regierung hält alſo im Prinzip an dem erhöhten Rekrutenkontingent von 125 000 Mann feſt, wie es durch das Geſetz vom 26. Februar 1903 vorgeſchrieben wurde; zur tatſächlichen Einreihung ſoll aber im laufenden Jahre nur das normale bisherige, auf die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder entfallende Kontingent von 59 000 Mann gelangen. — Miniſterpräſident Dr. v. Körber wandte ſich gleich in der Eröffnungsſitzung des Abgeordnetenhauſes zur eigentlichen Veranlaſſung der diesmaligen Tagung und zur Begründung der eingebrachten Regierungsvorlage, wobei er auf die Entſtehung der Kriſis zu ſprechen kam und auf die Rolle, die das öſterreichiſche Kabinett geſpielt hat, um den Folgen dieſer nicht von der zisleithaniſchen Reichshälfte heraufbeſchworenen Kriſis begegnen zu können. Dr. v. Körber führte aus, daß er und ſeine Kollegen während der ganzen Dauer der Kriſis, die durch die am 26. Juni gegebene Demiſſion eingeleitet war, das Kabinett unabläſſig die Rechte der diesſeitigen Reichshälfte betont habe unter Berufung auf die Geſetze und die außerordentlichen Laſten, die ſie für die Erhaltung der gemeinſamen Armee trägt. Die Mitglieder des Kabinetts haben damals erklärt, daß jeder öſterreichiſchen Regierung der ihr zuſtehende Einfluß in allen Angelegenheiten der gemeinſamen Armee allezeit in ſeinem ganzen geſetzlichen Umfang gewahrt ſein müſſe. Der Bitte um Enthebung vom Amte ſei von der Krone nicht willfahrt worden; Dr. v. Körber wurde außerdem zu der ausdrücklichen Erklärung vor dem Reichsrat ermächtigt, daß in allen Fragen der Armee der geſetzliche Einfluß der diesſeitigen Reichshälfte auch tatſächlich vollauf gewahrt bleibe. Die Entſcheidung ſei nunmehr gefallen; es iſt der Wille des oberſten Kriegsherrn, daß die Armee der Öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie bleibt wie ſie iſt, gemeinſam und einheitlich, in allen ihren Grundlagen unverſehrt. Schließlich empfahl der Miniſterpräſident die raſcheſte Annahme der Rekrutenvorlage, zumal alle Vorbereitungen getroffen ſeien, daß unmittelbar nach der Beſchlußfaſſung des Hauſes die Entlaſſung der Mannſchaften des dritten Jahrganges erfolgen könne. Am 26. wurde das Rekrutengeſetz in der vom Abgeordneten Dr. Graf Dzieduszycki beantragten Faſſung in zweiter und dritter Leſung zum Beſchluß erhoben. Danach hat § 1 folgenden Wortlaut: Die Regierung iſt ermächtigt, von dem Rekrutenkontingent des Heeres und der Kriegsmarine, deſſen Aushebung mit dem Geſetz vom 26. Februar 1903 bewilligt wurde, die Zahl von 59 024 Rekruten einreihen zu laſſen. Die Bewilligung zur Einreihung einer erhöhten Rekrutenzahl für das Heer bleibt der Geſetzgebung vorbehalten. — Noch am Abend des 26. gingen Telegramme des Kriegsminiſteriums an alle Truppenkommandanten ab, ſofort mit der Entlaſſung der Drittjährigen vorzugehen. Nach dem im „Militärverordnungsblatt“ veröffentlichten Erlaß des Kriegsminiſteriums hat bei den aus Ungarn ſich ergänzenden Truppen und Anſtalten nur die Beurlaubung der nach Öſterreich heimatberechtigten Mannſchaft unbedingt zu erfolgen.

Die ungariſche Liberale Landespartei und der kaiſerliche Armeebefehl von Chlopy. — In der Konferenz der Liberalen Landespartei am 23. September gab Graf Khuen-Héderváry auf Grund einer Ermächtigung des Königs folgende Erklärung ab: Seine Majeſtät hat mit ſchmerzlichem und tiefem Bedauern davon Kenntnis genommen, daß der durch ihn erlaſſene Armeebefehl ſolchen Auffaſſungen, Mißverſtändniſſen, ja Mißdeutungen begegnete, welche dahin konkludierten, als ob die Kundgebung Seiner Majeſtät, der laut Geſetz der oberſte Kriegsherr der Armee iſt, eine Verletzung der ungariſchen Verfaſſung oder der ungariſchen Nation, des geſetzlichen Rechtes des ungariſchen Staates enthalten würde. Das iſt ausgeſchloſſen, das konnte nicht geſchehen, das lag den Intentionen Seiner Majeſtät fern, und es iſt rechtmäßigerweiſe nicht geſtattet und nicht möglich, dem Armeebefehl von welcher Seite immer eine ſolche Deutung zu geben. Die im weſentlichen vom Grafen Stephan Tisza und dem früheren Miniſterpräſidenten Koloman v. Szell redigierte Reſolution der Partei, in die auch bereitwillig verſchiedene, vom Grafen Apponyi vorgeſchlagene Einſchaltungen Aufnahme gefunden hatten, lautete: Dieſe auf Grund einer Ermächtigung der Krone abgegebene Erklärung des Miniſterpräſidenten genügt vollſtändig dazu, daß dieſelbe die im Schoße der ungariſchen Nation infolge dieſes Armeebefehls entſtandene Erregung zerſtreue. Indem die Liberale Landespartei das mit patriotiſcher Beruhigung konſtatiert, erklärt ſie auf Grund deſſen, daß die Notwendigkeit einer weiteren Beratung des Armeebefehls nicht vorliegt. Was aber den politiſchen Inhalt des allerhöchſten Handſchreibens betrifft, ſo behält ſich die Partei die meritoriſche Beſchlußfaſſung für jene Zeit vor, in der die neue Regierung ihr Programm vorlegen wird.

Neuerliche Schritte Öſterreich-Ungarns und Rußlands in Sofia und Stambul. — Von amtlicher Seite iſt dem K. K. Telegraphen-Korreſpondenzbureau folgende Mitteilung gemacht worden: Die verbrecheriſchen Unternehmungen, die ſich während der letzten Monate in den Wilajets von Saloniki, Monaſtir und Koſſowo abgeſpielt haben, ließen die Vermutung aufkommen, daß man ſich in den aufſtändiſchen Kreiſen ungeachtet der von den Mächten wiederholt abgegebenen Erklärungen noch immer mit der Hoffnung trage, es werde zu guter Letzt doch eine oder die andere Macht zu ihren Gunſten intervenieren. Die öſterreichiſch-ungariſche und die ruſſiſche Regierung haben es deshalb für angezeigt erachtet, ihre Vertreter in Sofia zu beauftragen, die bulgariſche Regierung darauf aufmerkſam zu machen, daß ſie an dem zu Anfang dieſes Jahres zwiſchen Öſterreich-Ungarn und Rußland vereinbarten und ſpäter von den übrigen Mächten angenommenen Reformprogramm feſthalten. Zu gleicher Zeit empfingen der öſterreichiſch-ungariſche und der ruſſiſche Vertreter in Konſtantinopel die Weiſung, die fortdauernde Solidarität der Mächte im Sinne dieſes Programms auch der Pforte gegenüber hervorzuheben, der übrigens bei wiederholten Gelegenheiten nahegelegt wurde, ſie möge dafür Sorge tragen, daß ihre Truppen bei der Bekämpfung des Aufſtandes ſich keinerlei Ausſchreitungen zuſchulden kommen laſſen. Die Vertreter der übrigen Signatarmächte haben von ihren Regierungen den Auftrag erhalten, ſich dieſen Erklärungen anzuſchließen und die Türkei wie Bulgarien nicht darüber im unklaren zu laſſen, daß eine dem Reformprogramm zuwiderlaufende Aktion von keiner Seite auf eine Unterſtützung zu zählen hätte. Sollte trotz der ergangenen Warnungen die Türkei oder Bulgarien ſich zu abenteuerlichen Unternehmungen hinreißen laſſen, ſo werden ſie ſich dabei gegenwärtig halten müſſen, daß die gebrachten Opfer nutzlos ſein würden, da die Mächte entſchloſſen ſind, an dem status quo gar keine Änderung eintreten zu laſſen.

Die Neuwahlen zur ſerbiſchen Skupſchtina. — Am 21. September wurden zur Skupſchtina gewählt 65 Extremradikale, 78 gemäßigte Radikale, 14 Liberale, 1 farbloſer Radikaler, 1 Fortſchrittler und 1 Sozialiſt. Ein Miniſterrat, der am 23. unter dem Vorſitz des Königs ſtattgefunden hat, beſchloß die Einberufung der Skupſchtina auf den 29. Hierauf gab das Kabinett ſeine Demiſſion, die angenommen wurde. Das Miniſterium führt die Geſchäfte bis zu der nach Zuſammentritt der Skupſchtina erfolgenden Bildung des neuen Kabinetts fort.

Totenſchau.

Eugen Adorján, ungariſcher Violinvirtuos, Schüler Joachims, Dirigent der Düſſeldorfer Oper, vorher Erſter Konzertmeiſter in Lübeck, 1873 zu Nagy-Károly geboren, † in Gödöllö vor kurzem.

Dr. **Friedrich Bienemann**, Hiſtoriker, Honorarprofeſſor an der Univerſität Freiburg i. Br., Verfaſſer der Werke „Aus baltiſcher Vorzeit“, „Die Oſtſeeprovinzen während des Schwediſch-ruſſiſchen Krieges 1788 bis 1790“, „Die Statthalterſchaftszeit in Liv- und Eſtland“, „Aus den Tagen Kaiſer Pauls“, Herausgeber der „Briefe und Urkunden zur Geſchichte Livlands 1558 bis 1562“, am 19. Februar 1838 zu Riga geboren, † in Freiburg i. Br. am 22. September.

Dr. **Guſtav Brugier**, Münſterpfarrer zu Konſtanz, Geiſtlicher Rat und päpſtlicher Hausprälat, Verfaſſer einer in zahlreichen Auflagen erſchienenen deutſchen Literaturgeſchichte, am 18. Auguſt 1829 zu Tauberbiſchofsheim geboren, † in Konſtanz am 13. September.

Dr. **Otto Decher**, Profeſſor für Topographie und Geodäſie am Eidgenöſſiſchen Polytechnikum in Zürich (ſeit 1891), an welcher Anſtalt er manche nützliche Reformen einführte, ſo z. B. die Meß- und Rechenübungen im Winter, und die geodätiſche Sammlung durch eine Reihe typiſcher, zum Teil nach eigenen Angaben konſtruierter Inſtrumente bereicherte, Erfinder der Prismentrommel und der Gefällsſchraube, † in Zürich am 19. September im 58. Lebensjahr.

Louis Arſène Delaunay, franzöſiſcher Schauſpieler, am Théâtre-Français 1850 bis 1887 ausgezeichneter jugendlicher Liebhaber (bis in ſein 60. Lebensjahr), der die Rollen ſeines Fachs in Stücken Muſſets, Augiers, Sandeaus und Paillerons geſchaffen hat, ſeit 1877 Lehrer am Pariſer Konſervatorium, am 21. März 1826 zu Paris geboren, † in Verſailles am 22. September.

Dr. **Paul Götſch**, Geh. Sanitätsrat, hervorragender Tuberkuloſeforſcher, der die von Bremer begründete phyſikaliſch-diätetiſche Methode mit der Kochſchen Tuberkulinanwendung kombinierte, † in Slawentzitz vor kurzem.

Andreas v. Grand-Ry, einer der rührigſten Zentrumsparlamentarier, ſeit 1879 Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes für den Wahlkreis Düren-Jülich, 1874 bis 1903 Mitglied des Reichstags für den Wahlkreis Kochem-Zell, auch im rheiniſchen Provinziallandtag wegen ſeiner Erfahrungen und Kenntniſſe ſelbſt von politiſchen Gegnern ſehr geſchätzt, am 4. Mai 1837 zu Eupen geboren, † auf ſeinem Landgut Kettenis bei Eupen am 25. September.

Dr. **Georg Granitſch**, verdientes langjähriges Mitglied des öſterreichiſchen Reichsrats, des niederöſterreichiſchen Landtags und des Landesausſchuſſes, als Publiziſt 1861 bis 1879 geſchätzter Mitarbeiter am großdeutſchen „Botſchafter“, an der „Oſtdeutſchen Poſt“ und an der „Neuen Freien Preſſe“, der letzte ernannte Advokat vor Freigebung der Anwaltſchaft, Schöpfer der Landeshypothekenbank in Wien, Organiſator der Raiffeiſen-Kaſſen in Niederöſterreich, † in Hadersdorf bei Weidlingau am 18. September im 71. Lebensjahr.

Dr. **Ernſt Hautke**, Begründer und Direktor der Brauſchule in Milwaukee (Wisconſin), Herausgeber und Redakteur der Fachzeitung „Letters on Brewing“, † laut Nachricht aus Neuyork vom 25. September, vierzig Jahre alt.

Frau **Berta Katſcher**, Schriftſtellerin, die Romane und Novellen verfaßte und aus dem Engliſchen und Ungariſchen überſetzte, am 12. Juni 1860 zu Trentſchin geboren, † vor kurzem in Budapeſt.

Dr. **Richard Pott**, ſeit 1880 Profeſſor der Kinderheilkunde an der Univerſität Halle, an der er ſich 1876 als Privatdozent für innere Medizin habilitiert hatte, ſeit 1896 auch Leiter der damals neu begründeten Kinderheil- und Pflegeſtätte des Vaterländiſchen Frauenvereins in Halle, † in Wernigerode am 26. September, achtundfünfzig Jahre alt.

Anton Rückauf, Komponiſt zahlreicher Lieder, Klavierſtücke, Chöre, Quartette, Balladen und der Oper „Die Roſentalerin“, der in Wien über zwanzig Jahre lang gelebt und gewirkt hat, am 13. März 1855 zu Prag geboren, † im Schloß Alt-Erlaa am 19. September.

Lucie Erbprinzeſſin v. Schönburg-Waldenburg, geborene Prinzeſſin zu Sayn-Wittgenſtein-Berleburg, Witwe nach dem 1888 verſtorbenen Erbprinzen Viktor, Mutter des Fürſten Otto Viktor, am 18. März 1859 zu Darmſtadt geboren, † in Dresden am 24. September.

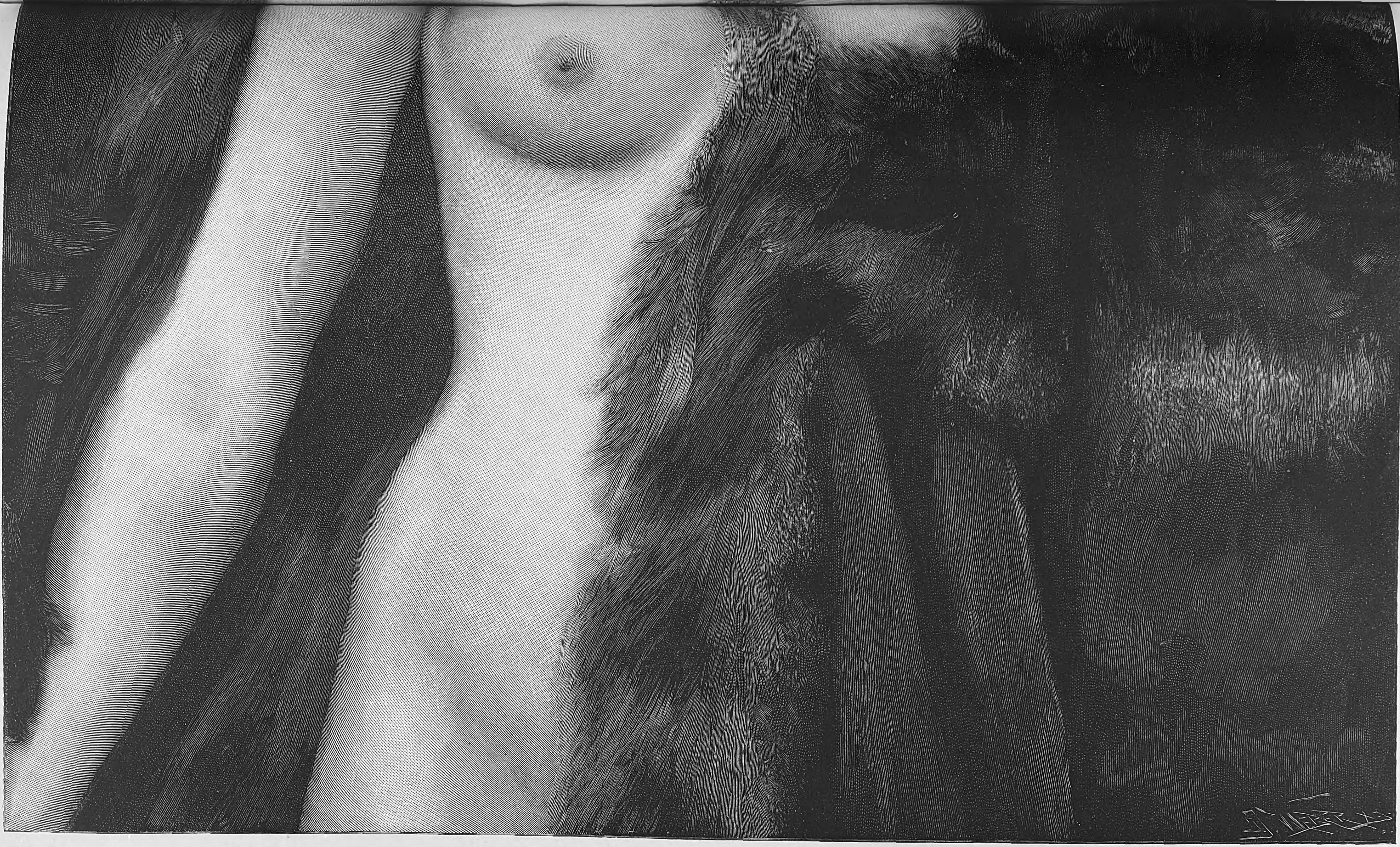
Zu Rudolf v. Gottſchalls achtzigſtem Geburtstage.

Sie ſterben allmählich aus, die Vertreter einer anderen, an ſich bedeutenden literariſchen Zeit, in der Konſervatismus und Liberalismus einander viel ſchroffer gegenüberſtanden als heute, in der ein ſtarker Freiheitsdrang ſich aufbäumte gegen die überlieferten, vielfach erſtarrten Staatsformen. Es war eine Zeit der Gärung, des Ringens nach neuen Zielen. Die große franzöſiſche Revolution hatte zwar durch ihre Folgen das deutſche Volk aufgerüttelt und in den Befreiungskriegen zu Heldentaten angeſpornt, aber nach Wiederherſtellung der alten Ordnung blieb eben alles beim alten. Die Unzufriedenheit mit den beſtehenden Staatsverhältniſſen griff zwar um ſich, doch mehr unter der Oberfläche, bis die Pariſer Julirevolution ſie mehr zutage treten ließ. Ein liberaler Zug wehte durch die deutſchen Gauen und ließ ſich nicht mehr erſticken. Eine Reihe hervorragender Schriftſteller ſtellte ſich in den Dienſt dieſer Bewegung und kämpfte für den Liberalismus in den verſchiedenſten literariſchen Formen.

In dieſe Strömung geriet auch ein junger Student der Rechte, der ſich einſt dem akademiſchen Lehramt zu widmen gedachte, doch durch die Verhältniſſe auf die ausſchließlich ſchriftſtelleriſche Berufsbahn geführt wurde, auf der er ſich in mehrfacher Hinſicht als eine ſehr bedeutende Kraft offenbaren ſollte: Rudolf Gottſchall, am 30. September 1823 zu Breslau geboren und ſeit 1841 Studioſus an der Univerſität Königsberg i. Pr. Er feierte am 30. September ſeinen achtzigſten Geburtstag und hat es wohl verdient, daß bei dieſem Anlaß ſeiner in der Öffentlichkeit gedacht wird.

Der jugendliche Rechtsbefliſſene war ein Feuerkopf, der davon alsbald poetiſche Proben gab; mit neunzehn Jahren veröffentlichte er „Lieder der Gegenwart“, mit zwanzig „Zenſurflüchtlinge“. Das machte ihn unbequem in der Stadt der „reinen Vernunft“; er ging auf die Univerſität Breslau und, als man ihn hier gleichfalls verdrängte, „aufs Land“. Auch Leipzig, das zwei Jahrzehnte ſpäter ſeine zweite Heimat werden ſollte, wollte den gefährlichen Studioſus nicht zulaſſen, der ſchließlich ſeine Studien in Berlin beenden durfte. Dann promovierte er in Königsberg (1846) und wünſchte ſich nun dort zu habilitieren. Man machte indes die Erlaubnis von einem Wechſel ſeiner politiſchen Geſinnung abhängig, worauf Gottſchall nicht einging. Inzwiſchen waren von ihm die Dramen „Ulrich von Hutten“ (1843) und „Maximilian Robespierre“ (1845) erſchienen. Er wurde nun Dramaturg am Königsberger, dann am Hamburger Stadttheater, vermählte ſich 1852 mit Marie Freiin v. Seherr-Thoß und wirkte in der Folge hauptſächlich in Breslau. Eine ſtattliche Anzahl neuer Werke war bis zu dieſem Zeitpunkt entſtanden, darunter die Dramen „Die Marſeillaiſe“, „Lambertine von Méricourt“, „Ferdinand von Schill“, ſowie die lyriſchen Sammlungen „Barrikadenlieder“, „Wiener Immortellen“ und „Gedichte“. In Breslau ſchrieb Gottſchall unter anderm die epiſchen Dichtungen „Die Göttin“, „Carlo Zeno“, „Maja“ und daneben das Werk, das ſeinen Ruf als Literarhiſtoriker begründen ſollte: „Die deutſche Nationalliteratur in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“, ſeit der dritten Auflage unter dem Titel „Die deutſche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ erſcheinend. Zugleich legte er ſeine äſthetiſchen Anſchauungen über die Dichtkunſt in einer „Poetik“ nieder, die weite Verbreitung gefunden hat. Im Jahre 1862 unternahm der Dichter und Literarhiſtoriker einen Exkurs auf das Gebiet der politiſchen Journaliſtik; Gottſchall wurde Redakteur der damals in Poſen begründeten liberalen „Oſtdeutſchen Zeitung“, entſagte aber dieſer Stellung noch in demſelben Jahre und kehrte nach Breslau zurück. Von hier erfolgte 1864 ſeine Berufung nach Leipzig zur Leitung der Zeitſchriften „Blätter für literariſche Unterhaltung“ und „Unſere Zeit“.

Faſt vierzig Jahre lebt der nun Achtzigjährige in Leipzig, das trotz Berlin noch immer ein literariſcher Mittelpunkt für Deutſchland iſt, in dem alle literariſchen Strömungen am deutlichſten wahrgenommen werden können. Als Redakteur eines literariſchen Fachblattes mußte Gottſchall ſie naturgemäß zuerſt wahrnehmen, und er iſt ihnen objektiv gerecht geworden, unbeſchadet ſeiner des öfteren abweichenden perſönlichen Meinung. Förderung des modernen Geiſtes auf allen Gebieten der Dichtkunſt im nationalen Sinne war von jeher ſein Prinzip. Er nahm die poetiſche Produktion nach Goethe und Schiller mannhaft in Schutz gegenüber ihren Verkleinerern, bzw. Verächtern. Zu den Chorführern dieſer Gegner — und vielleicht war er deren mächtigſter — gehörte damals Julian Schmidt. Ihn nahm Gottſchall zum Ausgangspunkt für ſeine literarhiſtoriſche Darſtellung. Der Kampf iſt längſt ausgefochten. Schmidt ruht bereits ſeit ſiebzehn Jahren im Grabe, und Gottſchalls Literaturgeſchichte behauptet ſich noch immer in der Gunſt des Publikums, obwohl inzwiſchen auf dieſem Gebiete viele neue Werke erſchienen ſind, denn die Deutſchen ſind nicht nur das Volk der Denker und Dichter, ſondern auch der Literaturgeſchichtſchreiber. Gottſchalls Erfolg beruht, abgeſehen von der Grundtendenz, in einigen beſonderen Vorzügen des Werkes: in ſeinem Gedankenreichtum, in ſeiner immer lebendigen, friſchen Darſtellung von oft poetiſchem Glanz und in ſeiner Wahrhaftigkeit. Gottſchall hat nicht nur ein liebevolles Auge für das wirklich Schöne und Gelungene, er ſieht auch Fehler und

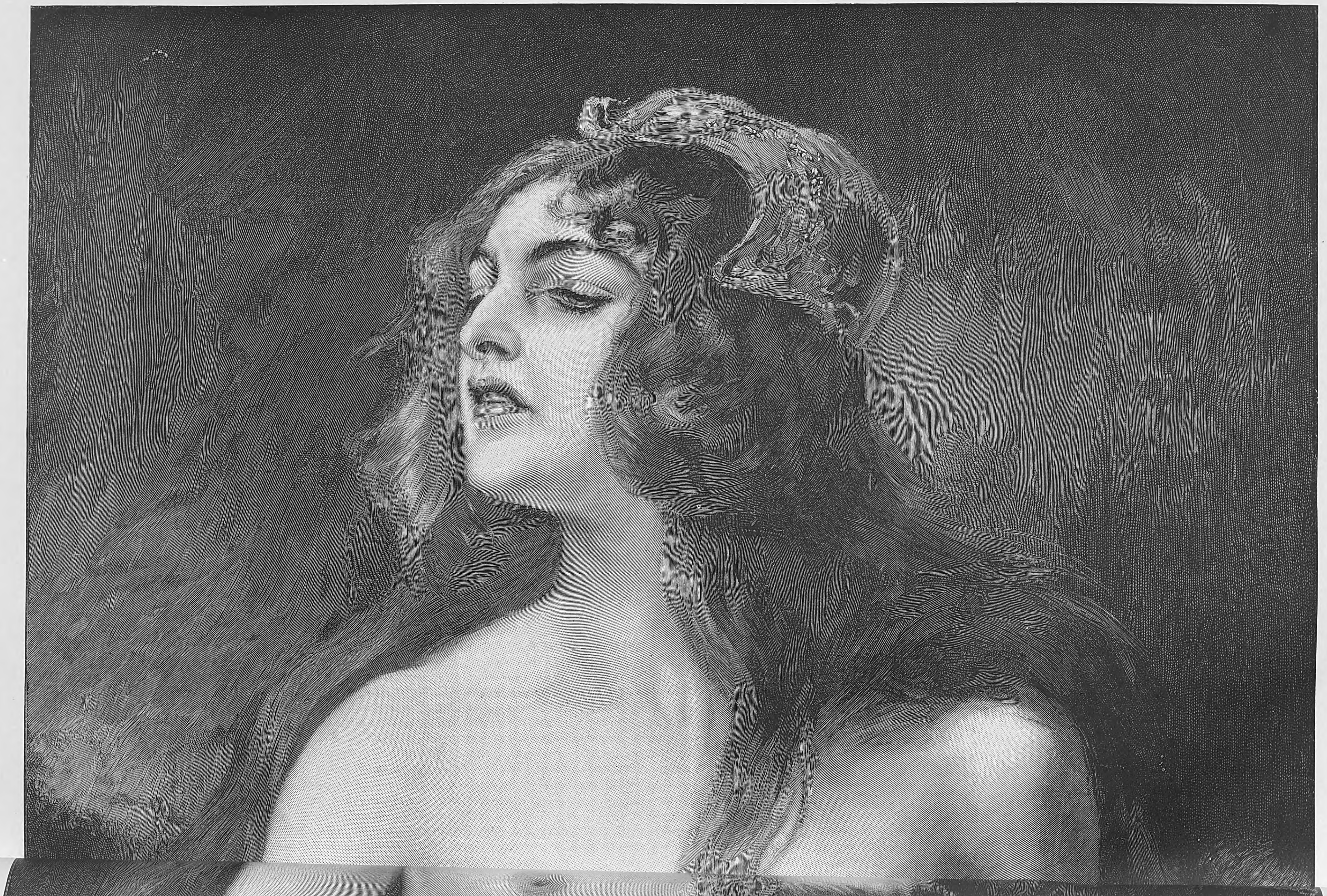


Copyright 1903 by Franz Hanfstängl, München.

Monna Vanna. Nach einem Gemälde von Leopold Schmutzler.

Kunſtbeilage zur „Illuſtrirten Zeitung“ Nr. 3144 vom 1. Oktober 1903.]

[Verlag von J. J. Weber in Leipzig.



Rudolf v. Gottſchall.

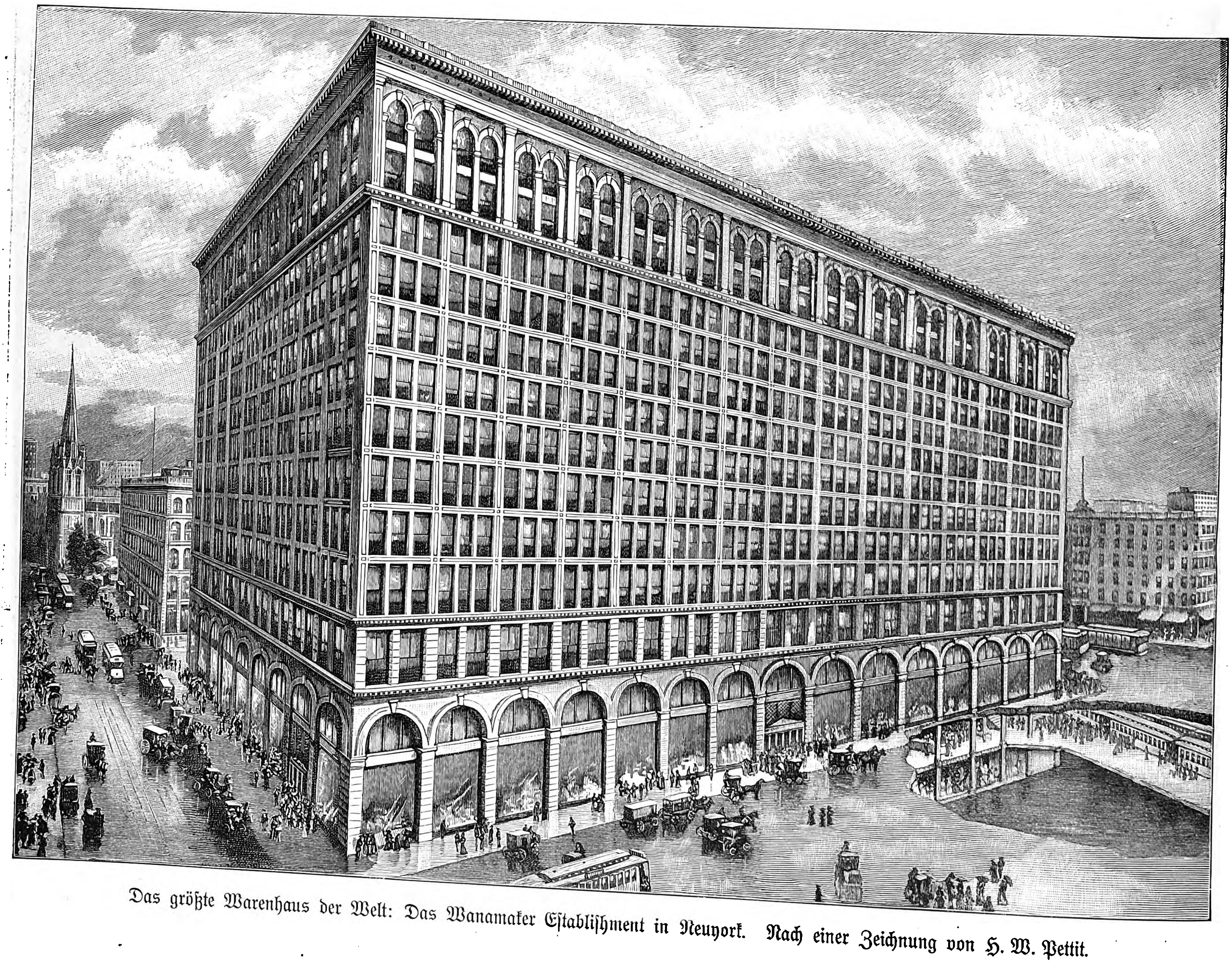
Nach der neuſten photographiſchen Aufnahme.

Schwächen und beſchönigt ſie nicht. Von jeher feſſelten der Schwung ſeiner Diktion und ſeine Kunſt, abſtrakte Ideen durch poetiſche Bilder anſchaulich zu machen. In ſeiner Literaturgeſchichte pulſiert eben der warme Herzſchlag des Poeten, der, weil er ſelbſt produziert, ſich mitempfindend in fremde Produktionen zu verſenken und ſie ſozuſagen von innen heraus zu würdigen vermag — ganz unähnlich zum Beiſpiel dem kalten, nur mit dem Verſtande urteilenden Julian Schmidt.

Als Dichter hat Gottſchall, nachdem ſeine himmelſtürmende Jugendperiode überwunden war, ſich zu abgeklärter Künſtlerſchaft emporgerungen, blieb aber dabei ſeinen liberalen Grundanſchauungen treu, im weſentlichen auch dem Prinzip, daß der moderne Dichter aus dem Geiſte ſeiner Zeit heraus ſchaffen ſoll. Die Zahl ſeiner Werke aus ſeinen reiferen Jahren iſt groß; ſie zeugt von einer ganz erſtaunlichen Arbeitskraft und Ausdauer auf lyriſchem, epiſchem, dramatiſchem Gebiet, und wenn ihm nicht auf allen gleiche Erfolge erblühten, ſo offenbarte ſich doch überall eine unzweifelhafte, reiche und vielſeitige poetiſche Begabung. Seine Lyrik atmet warme Empfindung in kriſtallklarer Form.

Von jeher hat unſeren Dichter das Drama angezogen, beſonders das Drama hohen Stils im Tone Schillers, mit dem Gottſchall auch die Vorliebe für hiſtoriſche Stoffe teilt. Wiederholt entnahm er die letzteren dem Boden Englands; ſo zu den Trauerſpielen „Der Nabob“ (Lord Clive, der Eroberer von Oſtindien), „Katharina Howard“, „Amy Robſart“, „Arabella Stuart“ und zu dem geiſtvollen Intrigenluſtſpiel „Pitt und Fox“, das, wie „Katharina Howard“, mit glänzendem Erfolg über alle Bühnen gegangen iſt. Eine intereſſante Aufgabe ſtellte ſich der Dichter in dem unſeres Bedünkens nicht genügend gewürdigten Trauerſpiel „Mazeppa“, einer groß angelegten, ſchwungvollen Dichtung, die den auch von Lord Byron gefeierten Koſakenhetman im Bunde mit Karl XII. von Schweden gegen Peter den Großen zeigt — eine Art ſarmatiſcher Wallenſtein. Bogumil Dawiſon hat dieſe Geſtalt einſt machtvoll verkörpert. Den genannten Schwedenkönig ſchildert im beſonderen das Trauerſpiel „Karl XII.“ In dem Drama „Bernhard von Weimar“ behandelt der Dichter nach ſeinen eigenen Worten den Untergang eines Helden, der, um die geiſtige und Glaubensfreiheit des Vaterlandes zu retten, mit dem Erbfeind ein Bündnis ſchließt. Die Gunſt der Frauen erwarb ſich durch lyriſche Schönheit das dramatiſche Gedicht „Die Roſe vom Kaukaſus“. Von den Luſtſpielen Gottſchalls ſeien noch erwähnt „Die Diplomaten“, „Die Welt des Schwindels“, „Der Spion von Rheinsberg“, „Schulröschen“, „Der Vermittler“.

Seit den ſiebziger Jahren hat Gottſchall ſich auch der Romanform zugewandt und iſt ebenſo auf dieſem Gebiete fleißig geweſen. Den meiſten Erfolg erzielten die Romane „Im Banne des Schwarzen Adlers“, „Welke Blätter“, „Die Erbſchaft des Blutes“, „Die Papierprinzeſſin“ u. a. Erwägt man, daß der Dichter neben ſeinen poetiſchen Werken, von denen wir nicht alle namhaft machen können, eine Fülle von literariſchen Eſſays



Das größte Warenhaus der Welt: Das Wanamaker Eſtabliſhment in Neuyork. Nach einer Zeichnung von H. W. Pettit.

und Studien, eine Menge von Journalartikeln geſchrieben und außerdem jahrzehntelang als Schauſpielreferent in Leipzig gewirkt hat, ſo muß man ebenſo die Schaffenskraft wie die unermüdliche Arbeitsluſt Gottſchalls bewundern, der ſich auch durch gelegentliche Mindererfolge nicht entmutigen ließ. Sein Streben und Wirken im nationalen Sinne iſt unter anderem durch Verleihung des Adels ſeitens des Kaiſers Wilhelm I. geehrt worden.

Wie eine einſame Säule ragt der nun Achtzigjährige herüber aus einer Zeit, in der Gutzkow, Laube, Freytag, Hebbel, Halm und noch viele andere hervorragende Geiſter ſich zum Wohle des deutſchen Volkes betätigten. Wie ſie, hat auch Gottſchall ſich eine bleibende Stelle in der Literaturgeſchichte erworben; mit ihm iſt vor allem die Jugend, welche noch immer Sinn und Empfänglichkeit für das Ideale in der Kunſt beſitzt, das ſich wohl zeitweilig durch naturaliſtiſche Beſtrebungen zurückdrängen, nicht aber endgültig beſeitigen läßt. Oskar Elsner.

Das größte Warenhaus der Welt.

Der fabelhaft geſtiegene Wert des Baugrundes in allen Großſtädten der Vereinigten Staaten von Amerika hat, um eine befriedigende Rente zu erzielen, dazu geführt, in den Hauptverkehrsſtraßen dieſer Bevölkerungszentren die ſog. Sky-scrapers (Himmelskratzer) aufzuführen, die zwanzig und mehr Stockwerke zählen und aus ſolideſtem Material unter umfaſſender Anwendung von Stahlrahmen erbaut ſind. Das glänzendſte Beiſpiel dieſer jüngſten Bauperiode der Neuen Welt iſt das ſeit der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich von Preußen allgemein bekannt gewordene Aſtoriahotel in Neuyork, das in Nr. 3060 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 20. Februar 1902 abgebildet und beſchrieben iſt. Wegen der Anzahl der Stockwerke, die ſich an der Park-Row-Front auf ſiebenundzwanzig, ſtellenweiſe ſogar auf neunundzwanzig beziffern, iſt das 1898 vom Architekten R. H. Robertſon vollendete Park Row Building der Metropole am Hudſon zu nennen. Eins der allermerkwürdigſten Häuſer nicht nur Neuyorks, ſondern der ganzen Welt iſt das vor kurzer Zeit aufgeführte Flatiron Building, ſüdlich vom Schnittpunkt des Broadway und der Fifth Avenue, das mit ſeinen zwanzig Stockwerken und ſeinen in eine Spitze auslaufenden beiden Fronten an den Bug eines aus Stahl gebauten großen Seeſchiffes erinnert.

Nicht das höchſte Gebäude Neuyorks, aber wohl eins der umfangreichſten iſt das Wanamaker Eſtabliſhment, das größte Warenhaus der Erde, das gegenwärtig am Broadway und an den Eigth und Ninth Streets entſteht. Dieſes Rieſenkaufhaus ſoll fünfzehn Stockwerke erhalten, von denen zwei unterirdiſch angelegt ſind. Die Bauzeit iſt auf zwei Jahre berechnet; der Koſtenvoranſchlag beläuft ſich auf die Summe von 3100000 Doll. Das Wanamaker Eſtabliſhment wird ſelbſtverſtändlich alle Errungenſchaften der modernen Bautechnik aufweiſen, aber auch künſtleriſch reich dekoriert und mit allem Komfort ausgeſtattet ſein. So wird beiſpielsweiſe den Beſuchern eine Muſikhalle bei freiem Eintritt zur Verfügung ſtehen.

Deutſche Philologen der Gegenwart.

Als letzte der großen, in den Sommer- und Herbſtmonaten tagenden Verſammlungen wird vom 6. bis 10. Oktober in Halle a. S. die 47. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner unter dem Vorſitz von K. F. W. Dittenberger und W. R. Fries zuſammentreten. Neben den lauten Tagungen der Politiker verſchiedenſter Parteien und den die Öffentlichkeit ſtets intereſſierenden Kongreſſen der naturwiſſenſchaftlichen Fächer verdient die ſtille Arbeit der Schule und der Gelehrten, die den Schulfächern ſich widmen, auch an dieſer Stelle hervorgehoben zu werden.

Von einem Philologen hat man meiſt eine wenig liebenswürdige Vorſtellung; die Schuljahre, ihre kleinen Nöte und Ängſte wirken fort und laſſen den Schultyrannen und ſeine Wiſſenſchaft als ein zwar notwendiges, aber doch beträchtliches Übel erſcheinen. Der Philolog ſelbſt gilt als der „Sprachmenſch“; von ſeiner Wiſſenſchaft weiß man wenig mehr, als daß ſie es mit Sprachen, meiſt mit toten Sprachen, und viel mit Kritik zu tun hat. Das war auch einſt die Aufgabe der Philologie, aber ſie iſt es ſeit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr. Zwar die ſcharfe Waffe der Kritik braucht die Philologie, wie jede hiſtoriſche Wiſſenſchaft, als ihr wichtigſtes Hilfsmittel, ſie iſt ihr aber nicht mehr Selbſtzweck. Ihre Aufgabe iſt gewachſen; als ein Teil der Geſchichtswiſſenſchaft und dieſer gleichgeordnet will ſie das geſamte Leben einer vergangenen Kulturepoche, die Kultur einer Zeit in allen ihren Äußerungen darſtellen, beſchäftigt ſich alſo mit der politiſchen und wirtſchaftlichen, mit Literär- und Kunſtgeſchichte, mit Sprache, Religion, Recht und Sitte u. a. der Vergangenheit. Philologie gibt es im Altertum (klaſſiſche Philologie) und Mittelalter (germaniſche, bzw. romaniſche Philologie), aber auch als ſemitiſche und indiſche Philologie uſw. Die klaſſiſche Philologie hat als die Wiſſenſchaft, die dem Gymnaſium am notwendigſten iſt, heute auch am meiſten unter der Ungunſt der Zeiten zu leiden gehabt, aber gleichzeitig mit dieſem Verluſt an öffentlicher Teilnahme erlebte ſie in der Gegenwart eine neue Blüte ihrer Studien. Wie vor hundert Jahren die Erforſchung der Inſchriften, die man auf Steinen oder Bronze aus dem Boden zog, das antike Leben erſt genauer und unmittelbarer kennen lehrte, ſo haben heute die Papyri Ägyptens einen großartigen Aufſchwung gebracht; durch ſie wird der Beſtand der geretteten antiken Literatur beſtändig vermehrt, durch ſie haben wir unzählige Dokumente des täglichen Lebens, der Wirtſchaft und des Rechts wiedergewonnen.

Hat ſo die Glücksgöttin der von der öffentlichen Gunſt verlaſſenen Wiſſenſchaft ſich geneigt gezeigt, ſo iſt auch zu erwarten, daß ſie dieſe im Kampf um die Schule unterſtützen wird. Das Verlorene freilich wird nicht wiedergewonnen werden. Die Spaltung der höheren Bildung in die klaſſiſche, auf hiſtoriſchem Wiſſen und ſprachlicher Schulung beruhende, und in die moderne, welche die Kenntnis der neueren Sprachen und naturwiſſenſchaftlich-mathematiſche Bildung zur Grundlage hat, iſt eine vollendete Tatſache; ſie kann nicht mehr rückgängig gemacht werden, ſie ſoll es auch nicht. Der Kampf um die Schule hat im alten Sinne aufgehört, ſeitdem man Gerechtigkeit hat walten laſſen und — in Preußen wenigſtens — dem akademiſchen Studium auch die Schüler der Realanſtalten (Realgymnaſium und Oberrealſchule) zugeführt hat. Wohl aber hat die klaſſiſche Philologie darum zu kämpfen, daß ihr das Gymnaſium in ſeiner alten Geſtalt zurückgegeben werde, auf daß dieſes wieder eine Stätte wahrhaft humaniſtiſcher Bildung werde.

Da die Philologie alle Seiten des Kulturlebens der antiken Völker zu betrachten hat, muß ſie notwendig eine Reihe verſchiedener Disziplinen umfaſſen; dennoch aber iſt es ihr im Gegenſatz zu vielen anderen Wiſſenſchaften gelungen, die innere und äußere Einheit zu wahren. So ſind denn auch die Gelehrten, die wir heute als die hervorragendſten deutſchen Vertreter der Philologie im Bilde bringen, durch das gemeinſame Band einer einheitlichen Auffaſſung ihrer Wiſſenſchaft zuſammengehalten. Von ihnen pflegen H. Uſener, K. Wachsmuth, U. v. Wilamowitz die Altertumswiſſenſchaft im weiteſten Sinne des Wortes, das Studium der geſamten antiken Kultur.

Hermann Karl Uſener, wie Wachsmuth ein Schüler des großen Fr. Ritſchl, geboren am 13. Auguſt 1834 zu Weilburg a. L., war Profeſſor in Bern, Greifswald und (ſeit 1866) in Bonn. Ihm iſt wohl kaum ein Gebiet der Altertumswiſſenſchaft fremd geblieben; in der Literaturgeſchichte, den Sprachen, der Kritik, Verslehre u. a. hat er bahnbrechend gewirkt. Das größte Aufſehen aber haben ſeine mannigfaltigen Studien zur antiken Religion und überhaupt zum ganzen Gebiet der Volkskunde und des Volksglaubens gemacht; hat er doch beſonders das Ende der antiken Religion und ihren Übergang ins Chriſtentum zum Gegenſtand ſeiner Forſchungen gemacht.

Kurt Wachsmuth, geboren am 27. April 1837 zu Naumburg a. S., erſt Lehrer, dann Dolmetſcher in Athen, ſeit 1862 Dozent, darauf Profeſſor in Marburg, Göttingen, Heidelberg und (ſeit 1886) in Leipzig, iſt der Hiſtoriker unter den Philologen. Nicht nur verdanken ihm viele Gebiete der griechiſchen Literaturgeſchichte hervorragende Editionen und Unterſuchungen, er vereinigte auch mit der Literatur die antike Geographie und Topographie und beſonders die Geſchichte des Altertums, deren Quellen er in muſtergültiger Weiſe erſtmalig dargeſtellt hat.

Ulrich Friedrich Emmo Wichard Frhr. v. Wilamowitz-Möllendorff, geboren am 22. Dezember 1848 zu Markowitz, wurde 1876 Profeſſor in Greifswald, ſpäter in Göttingen und (ſeit 1897) in Berlin. Seine wiſſenſchaftliche Arbeit ging aus von der griechiſchen Poeſie, beſonders der Tragödie. Wie aber ſelten jemand vor ihm hat er es verſtanden, die Literatur im Zuſammenhang mit der geſamten geſchichtlichen Entwicklung zu ſchildern; wie niemand vor ihm, außer Droyſen, verſtand er es auch, in prächtigen, ſtilgemäßen Überſetzungen die antike Literatur dem deutſchen Leſer näher zu bringen. Gerade ſein Verdienſt iſt es geweſen, die Schranken, die die Philologie umſchloſſen, zu durchbrechen und ſie, im edelſten Sinne des Wortes, zu populariſieren.

Die Literatur der Griechen und Römer, das Hauptarbeitsgebiet aller Philologen, hat in J. Vahlen, W. A. v. Hartel, Fr Bücheler, E. v. Wölfflin und Fr. Blaß ihre kundigſten Bearbeiter gefunden. Johannes Vahlen, geboren am 27. September 1830 zu Bonn, 1854 Privatdozent daſelbſt, ſeit 1856 Profeſſor in Breslau, dann in Freiburg i. Br., Wien und (ſeit 1874) in Berlin, hat in zahlreichen Einzelſchriften und kritiſchen Ausgaben die antike Literatur durchforſcht; beſonders die ältere und klaſſiſche Literatur der Römer iſt ſein Arbeitsfeld geweſen. Herrſchte bis dahin im neunzehnten Jahrhundert eine überkritiſche, mehr negative Richtung, ſo hat Vahlen in der entſagenden, aber fruchtbaren Arbeit eines Menſchenalters, geſtützt auf eine ſtets ſichere Kenntnis des Stils, der Sprache und des Verſes und geleitet von feinem poetiſchen Nachempfinden, den Subjektivismus beſiegt und konſervativere Grundſätze in der Kritik durchgeführt.

Die größten Latiniſten der Gegenwart ſind neben Vahlen Bücheler und Wölfflin. Beiden verdankt nicht nur die Literatur, ſondern auch die Sprachgeſchichte die wichtigſten Fortſchritte. Franz Bücheler, ebenſo ein Schüler Ritſchls, geboren am 3. Juni 1837 zu Rheinberg, mit neunzehn Jahren Lehrer, bald Privatdozent und als Einundzwanzigjähriger bereits Univerſitätsprofeſſor in Freiburg i. Br., ſpäter in Greifswald und (ſeit 1870) in Bonn, iſt der Meiſter philologiſcher Kritik, der feinſte Kenner lateiniſcher Inſchriften und glücklicher Entzifferer ſo vieler Denkmäler aus älteſter italiſcher oder lateiniſcher Vorzeit. Als Lehrer hat er in ſeiner ſprudelnden Lebhaftigkeit nur in v. Wilamowitz ſeinesgleichen. Er und Uſener ſind die Häupter der Bonner Schule, der heute eine große Zahl tüchtiger Philologen auf Univerſitäten und Gymnaſien entſtammt

Eduard v. Wölfflin, geboren am 1. Januar 1831 zu Baſel, 1856 Privatdozent, dann Lehrer in Winterthur, ſeit 1869 Profeſſor in Zürich, ſpäter in Erlangen und (ſeit 1880) in München, hat neben der lateiniſchen Literatur ſein ganzes Leben der lateiniſchen Sprachgeſchichte gewidmet. Bahnbrechend wirkte er hier durch die Begründung der ſtatiſtiſch-hiſtoriſchen Methode, die er mit großem Erfolg auch für die Literaturgeſchichte und Kritik nutzbar zu machen verſtand. Seine Anregungen und unermüdlichen Vorarbeiten haben zu dem großen, von fünf gelehrten Akademien herausgegebenen Werke des „Thesaurus linguae latinae“ den Grund gelegt, deſſen Vollendung er jetzt ſelbſt leitet.

Friedrich Wilhelm Blaß, geboren am 22. Januar 1843 zu Osnabrück, erſt in verſchiedenen Städten Gymnaſiallehrer, dann ſeit 1876 Profeſſor in Kiel und ſeit 1892 in Halle, iſt ein hervorragender Gräziſt der Gegenwart. Wie die älteren Philologen, beſchäftigte er ſich vorzüglich mit der Literatur, der Grammatik und der Verslehre der alten Sprachen. Durch ſcharfſinnige Leiſtungen auf dieſen Gebieten, durch ſeinen Gegenſatz gegen die vergleichende Sprachwiſſenſchaft hat er ſich ebenſo bekannt gemacht wie durch die nach vielen Richtungen Licht bringenden Unterſuchungen über die neuteſtamentlichen Schriften und ihre Sprache.

Kritik, Literaturgeſchichte und Grammatik auf griechiſchem und römiſchem Gebiete iſt das Arbeitsfeld des erſten der lebenden öſterreichiſchen Philologen v. Hartel geweſen. Wilhelm Auguſt v. Hartel, geboren am 28. Mai 1839 zu Hof in Mähren, wurde 1866 Privatdozent, 1869 Profeſſor, 1890 Direktor der K. K. Hofbibliothek in Wien. Von größter Bedeutung aber für Öſterreichs Schulen und Univerſitäten iſt es geweſen, daß v. Hartel 1896 Sektionschef im Miniſterium für Kultus und Unterricht ſowie bald darauf Staats- und Kultusminiſter geworden iſt.

Nicht nur Literatur und Sprache, ſondern vor allem die ſog. Realien, d. h. die hiſtoriſchen Fächer der griechiſchen Philologie, haben die Lebensarbeit von J. H. Lipſius und W. Dittenberger ausgefüllt. Juſtus Hermann Lipſius, geboren am 9. Mai 1834 zu Leipzig, erſt Gymnaſiallehrer in verſchiedenen Orten Sachſens, ſeit 1866 Rektor der Leipziger Nikolaiſchule, bald auch Univerſitätsprofeſſor, wurde nach Ritſchls Tode 1877 ordentlicher Profeſſor der Philologie. Er iſt der Erforſcher des griechiſchen Rechts und des griechiſchen Staatsweſens. Wenn neben dem die Welt beherrſchenden römiſchen Recht heute auch das Recht der Griechen ſich Anſpruch auf Beachtung erworben hat, ſo iſt dies das Verdienſt von Lipſius. In zahlreichen Einzelſchriften und in den umfaſſenden Werken über den attiſchen Prozeß und die griechiſchen Altertümer hat er ſeine Forſchungen niedergelegt, die aus engſter Fühlung mit einer intimen Kenntnis der griechiſchen Literatur (beſonders der Redner, wie Demoſthenes u. a.) hervorgegangen ſind. — Karl Friedrich Wilhelm Dittenberger, geboren am 31. Auguſt 1840 zu Heidelberg, Privatdozent 1864 in Göttingen, dann Gymnaſiallehrer in Berlin und ſeit 1874 Profeſſor in Halle, hat dasſelbe Arbeitsgebiet wie Lipſius, neben der antiken Literatur das geſchichtliche und zuſtändliche Leben der griechiſchen Vergangenheit. Sein Lebenswerk iſt die Sammlung und Erklärung der griechiſchen Inſchriften, der wichtigſten Quelle des Rechts-, Staats- und Wirtſchaftslebens der Vergangenheit. Er iſt als erſter der Halleſchen Philologen zum erſten Präſidenten des Philologentages gewählt worden.

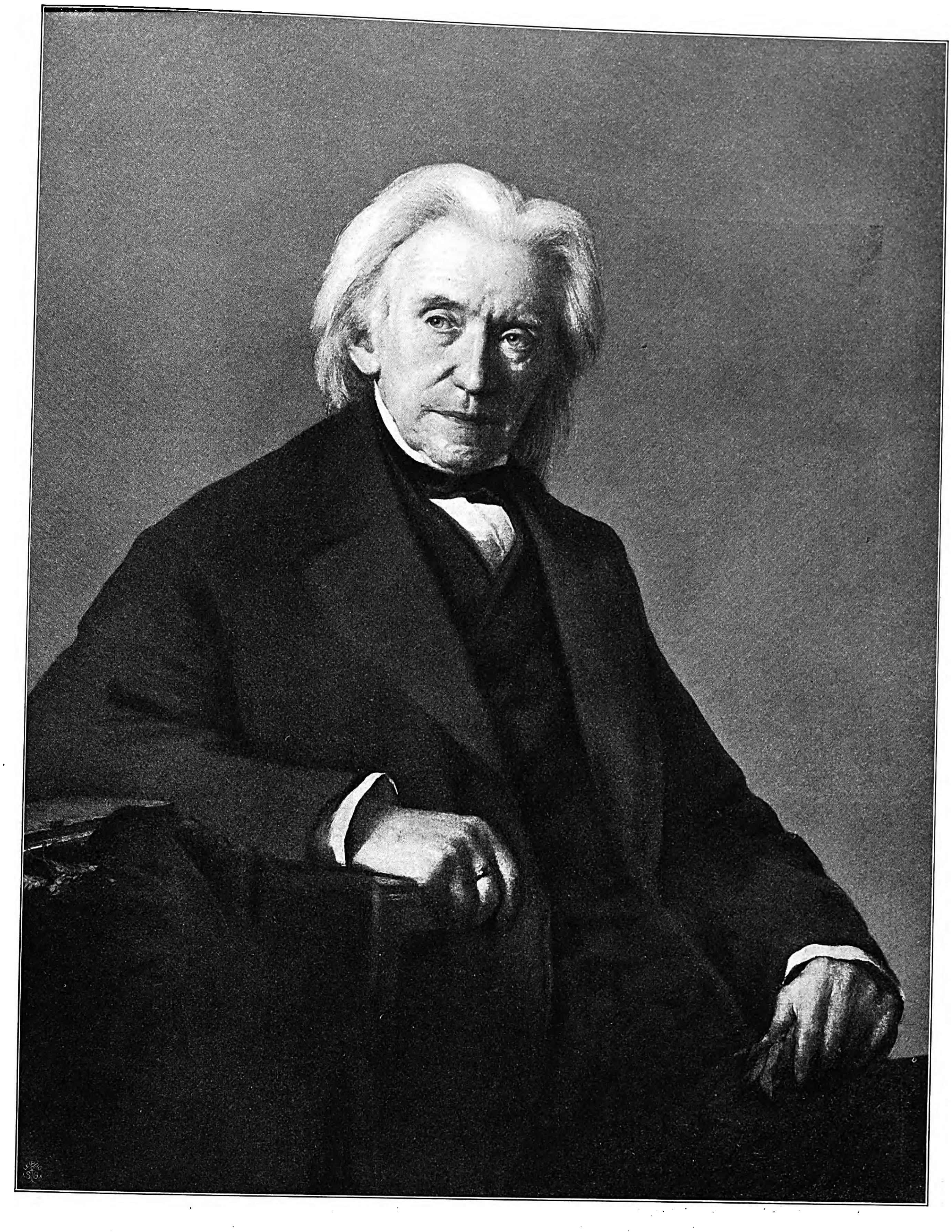
Die Wiſſenſchaft und Philoſophie der Griechen iſt das Arbeitsgebiet von Diels. Hermann Alexander Diels, geboren am 18. Mai 1848 zu Biebrich a. Rh., war erſt Gymnaſiallehrer in Flensburg, Hamburg und Berlin ſowie ſeit 1882 Profeſſor an der Berliner Univerſität. Er hat beſonders die antike Medizin ſowie die anderen Naturwiſſenſchaften in ſcharfſinnigen Entdeckungen und Forſchungen der Vergeſſenheit entriſſen und iſt heute der tiefſte Kenner griechiſcher Philoſophie.

Neben der Philologie hat ſich als ſelbſtändige Disziplin die Sprachwiſſenſchaft entwickelt. Nur eine vergleichende und hiſtoriſche Art der Sprachbetrachtung kann heute noch als wiſſenſchaftlich gelten. Die Sprachvergleichung aber erfordert ein Maß von Kenntniſſen in den einzelnen verwandten Sprachen, das meiſt die des einzelnen Philologen überſteigen muß, und ſo war es natürlich, daß die Grammatik ſich als Schweſterwiſſenſchaft der Philologie ſelbſtändig entwickelte. Ihr größter lebender Vertreter und beim Philologentag Vorſitzender der ſprachwiſſenſchaftlichen Sektion iſt Brugmann. Friedrich Karl Brugmann, geboren am 16. März 1849 zu Wiesbaden, ſeit 1873 Gymnaſiallehrer in Leipzig, 1877 dort Privatdozent, war dann Profeſſor in Freiburg i. Br. und ſeit 1887 in Leipzig. Neben vielen Einzelarbeiten über die griechiſche, lateiniſche, die italiſchen und die altindiſche Sprache iſt ſein Hauptwerk der die Arbeiten einer Generation von Gelehrten zuſammenfaſſende einzigartige „Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermaniſchen Sprachen“. Sein Verdienſt iſt es, daß die mit ſo vielen Hypotheſen arbeitende Sprachvergleichung zu einer exakten Wiſſenſchaft, den Naturwiſſenſchaften gleich, geworden iſt, mehr als irgendeine philologiſche Disziplin.

Die zweite Schweſterwiſſenſchaft iſt die Archäologie, welche die geſchichtliche Entwicklung der bildenden Kunſt ſowie die Erklärung und Kritik der Kunſtdenkmäler zu ihrer Aufgabe hat. Wir nennen als die bedeutendſten Vertreter dieſes Faches Kekulé in Berlin, Robert in Halle, Furtwängler in München. Reinhard Kekulé v. Stradonitz, geboren am 6. März 1839 zu Darmſtadt, wurde 1868 Privatdozent in Bonn und 1870 Profeſſor, ſeit 1889 in Berlin; er iſt ein feinſinniger Kenner der griechiſchen Kunſt der älteren wie der klaſſiſchen Zeit, deren Geſchichte er in zahlreichen Einzelarbeiten gefördert hat. — Karl Robert, geboren am 8. März 1850 zu Marburg i. H., wurde ſchon 1877 Profeſſor in Berlin und ſeit 1889 in Halle. Er iſt der Philolog unter den Archäologen und hat es verſtanden, die Kunſtgeſchichte im engſten Zuſammenhang mit der Literatur, beſonders der Poeſie und Religion, zu behandeln und ſo die Idee der einheitlichen Altertumswiſſenſchaft praktiſch durchzuführen. — Adolf Furtwängler, geboren am 30. Juni 1853 zu Freiburg i. Br., war 1878 bei den Ausgrabungen in Olympia beteiligt, wurde 1879 Privatdozent in Bonn, ſpäter in Berlin und 1894 Profeſſor in München. Er gehört zu den tätigſten und produktivſten Archäologen der Gegenwart, dem wir vor allem großartige Ausgaben und Erklärungen hervorragender Kunſtdenkmäler zu verdanken haben: die „Meiſterwerke der griechiſchen Plaſtik“, die „Denkmäler griechiſcher und römiſcher Skulptur“ und „Die antiken Gemmen“.

Neben den Gelehrten verſammeln ſich in Halle auch die Schulmänner. Aus ihrer Zahl bringen wir heute das Bildnis von Fries. Wilhelm Richard Fries, geboren am 23. Oktober 1845 zu Landshut i. Schl., war ſeit 1868 Lehrer in Schweidnitz, Breslau, Bielefeld und Barmen, 1880 Direktor des Gymnaſiums in Eutin, 1881 Kondirektor und 1892 Direktor der Franckeſchen Stiftungen in Halle, 1897 Profeſſor an der Univerſität daſelbſt. Beim Philologentag wird er als zweiter Vorſitzender fungieren. Wie er einer der größten und wichtigſten Schulanſtalten vorſteht, ſo zählt er auch unter die erſten Theoretiker der Pädagogik.

Da neben der klaſſiſchen Philologie ſich im neunzehnten Jahrhundert andere philologiſche Wiſſenſchaften (z. B. die romaniſche, germaniſche und orientaliſche Philologie) ſelbſtändig entwickelt haben, ſo hat ſich auch im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte die Arbeit des Philologenkongreſſes in neue Sektionen für dieſe Wiſſenſchaften geſpaltet. Über ſie zu reden, ſei einer anderen Gelegenheit vorbehalten. B. M.



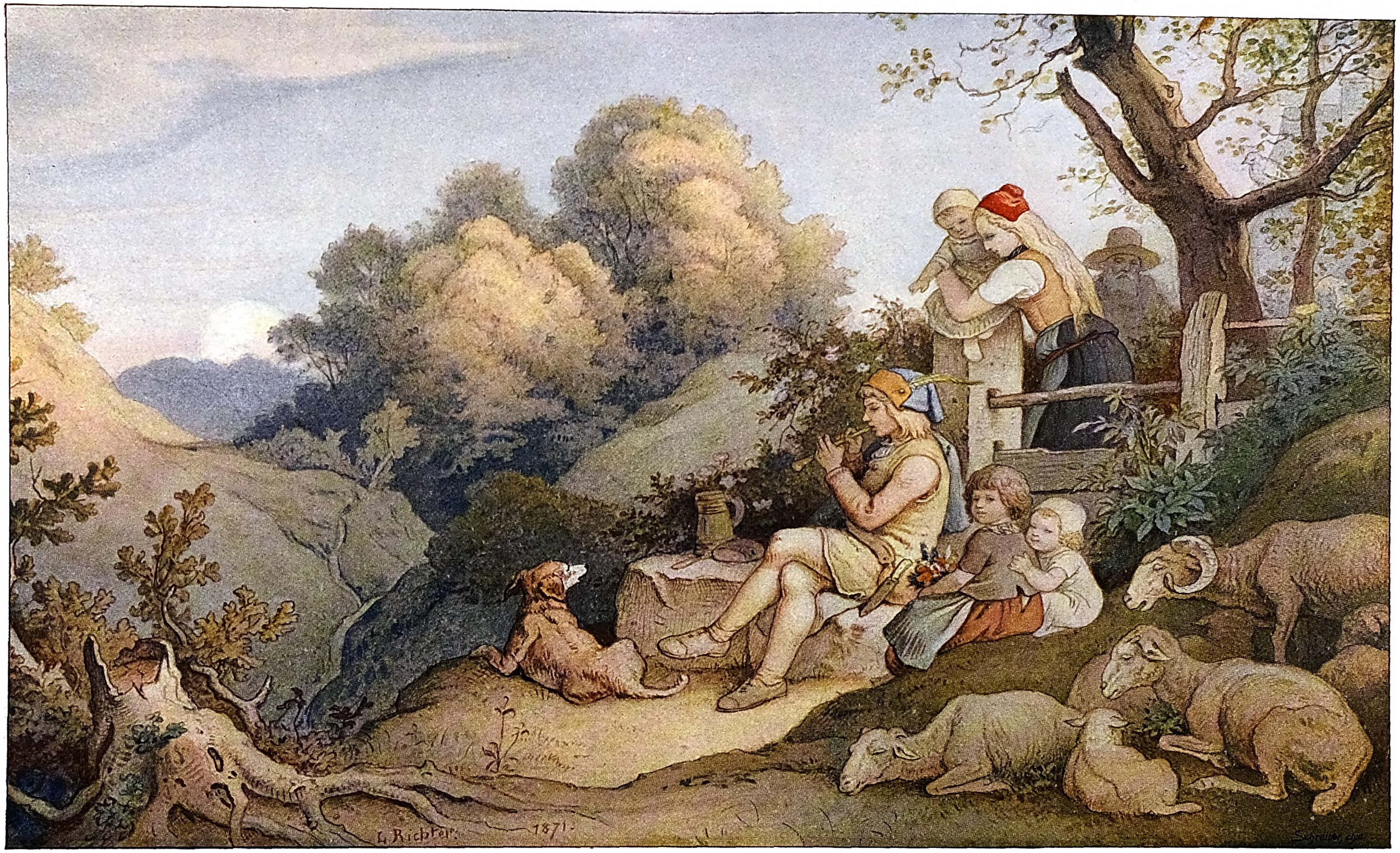
Ludwig Richter. Nach einem im Beſitz des Leipziger Muſeums befindlichen Ölgemälde von Leon Pohle.

Zu Ludwig Richters hundertjährigem Geburtstage.

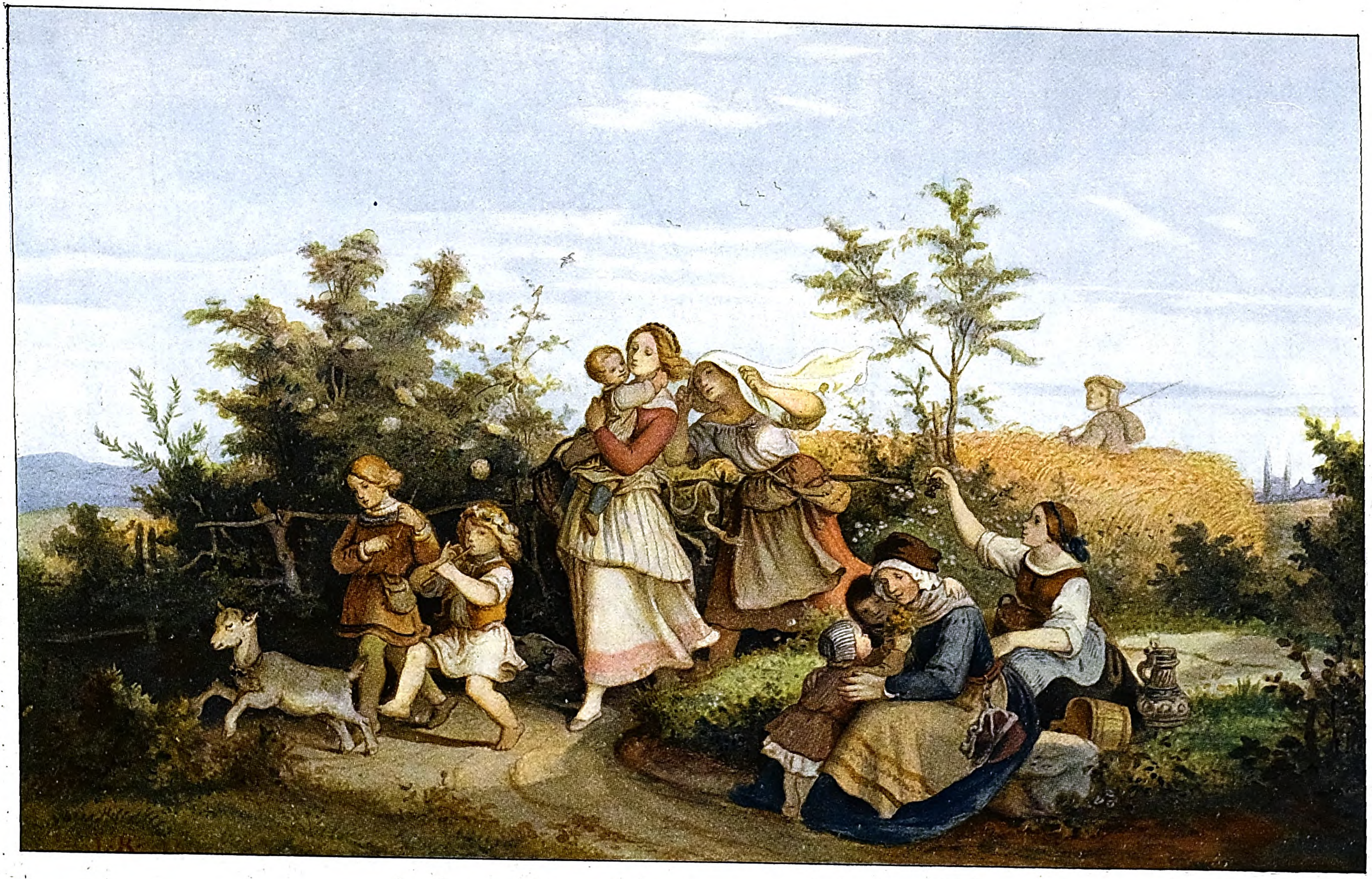
„Groß denken, im Herzen rein,
Halte dich gering und klein,
Freue dich in Gott allein!

Ein ſtilles, friedliches Daheim, ein kleines, freundliches Aſyl, mit einem Blick ins Weite, in das kleinſte Stück Natur, iſt alles, was ich noch wünſche. Verkehr mit der Natur, mit der Kunſt und mit Gott iſt mir das Beſte, Liebſte und Höchſte.“ Dieſe von ſchlichter Anſpruchsloſigkeit und innerer Glückſeligkeit getragenen Worte ſchrieb Ludwig Richter im September 1871 in ſein Tagebuch ein; ſie ſpiegeln ſeine Lebensweisheit, ſein Glaubensbekenntnis, ſein Künſtlertum wider, in ſolch natürlich-naiver Faſſung beſſer, als es der Biograph in langen Sätzen auszuſprechen vermag. Der liebe, gute Meiſter ſtand damals hoch in den ſechziger Lebensjahren. Das, was er gewollt und erſtrebt hatte, lag klar vor aller Welt; das Werk ſeines Lebens war für ihn beinahe abgeſchloſſen. Was ihn dann vom Himmel an Jahren noch zugelegt worden iſt, war ein Gnadengeſchenk, das alle, die ihn kannten und verehrten, als ſolches betrachtet haben. Und als er dann, ein Achtzigjähriger, zur ewigen Ruhe einging, da war man im ganzen deutſchen Lande von dem Gefühl durchdrungen, daß einer der ſchlichteſten und beſcheidenſten, aber innerlich größten und reichſten Künſtler, die je unſerem Vaterlande geſchenkt worden ſind, von hinnen gegangen war. Seit ſeinem Tode ſind bis jetzt keine zwanzig Jahre verfloſſen. Für uns alle, die wir mitten im Leben ſtehen und die großen kulturgeſchichtlichen Ereigniſſe der Gegenwart mit ſtaunenden Augen verfolgt haben, iſt die Zeit, wie ſelten zuvor, eine Zeit des Lernens und Prüfens, eine Zeit ernſter Arbeit geworden. In unſerer künſtleriſchen Entwicklung gärt es an allen Enden; ein neues Jahrhundert iſt gekommen mit neuen Anſchauungen, neuen Idealen, mit einer neuen Kunſt, die darum, weil ſie neu iſt und die ausgetretenen Gleiſe der alten Zeit nicht weiter wandelt, nicht ſchlechter iſt als die letztere. Ludwig Richter iſt trotz dieſes Wandels in der Geſchmacksrichtung und trotz dieſes Umſchwunges künſtleriſcher Ideale derſelbe geblieben. Wie ehedem, als er noch unter den Lebenden weilte, blicken wir in Bewunderung zu ihm auf, und wie zu den Zeiten, da die ſchlichten Holzſchnittbilder, die ſeine Kunſt in alle Welt getragen haben, und die unſerer Großväter und Väter Entzücken geweſen ſind, haben dieſe Erzeugniſſe ſeiner Hand auch in unſeren Tagen wieder alt und jung ſich zu Freunden gemacht. Vor einigen Jahren hat man in Dresden, ſeiner Heimat, der langjährigen Stätte ſeiner Wirkſamkeit, ihm auf der Brühlſchen Terraſſe ein Standbild in Erz errichtet: ein Zeichen der Dankbarkeit des jetzt lebenden Geſchlechts, eine Mahnung für die Künftigen, der Bedeutung des Meiſters ſtets eingedenk zu bleiben. Und an derſelben Stätte hat man im Frühjahr dieſes Jahres zur Feier ſeines auf den 28. September fallenden hundertjährigen Geburtstages und als eine Ehrung, wie ſie nur den Großen im Reiche der Kunſt zuteil zu werden pflegt, eine Ausſtellung ſeiner Originalwerke veranſtaltet. Wohin wir blicken in dieſen Tagen, überall begegnet uns der Name Richters, tauchen ſeine Holzſchnittbilder aus längſt verſchwundener Zeit von neuem auf. Worin liegt das große Geheimnis, das den toten Meiſter mit ſeiner ſchlichten Kunſt immer wieder ſo groß erſcheinen läßt, worauf beruht die Macht und Stärke ſeiner Kunſt, die dieſe über ihre Zeit hinaus erhebt und zum Gemeingut auch ſpäterer Geſchlechter macht? Die Beantwortung der Frage will uns bei ſolchem Anlaß wichtiger erſcheinen als eine umſtändliche Erzählung der einzelnen Lebensſchickſale des Künſtlers, ſo ſehr letztere auch gerade bei ihm einen Einblick in ſein Schaffen eröffnen mögen.

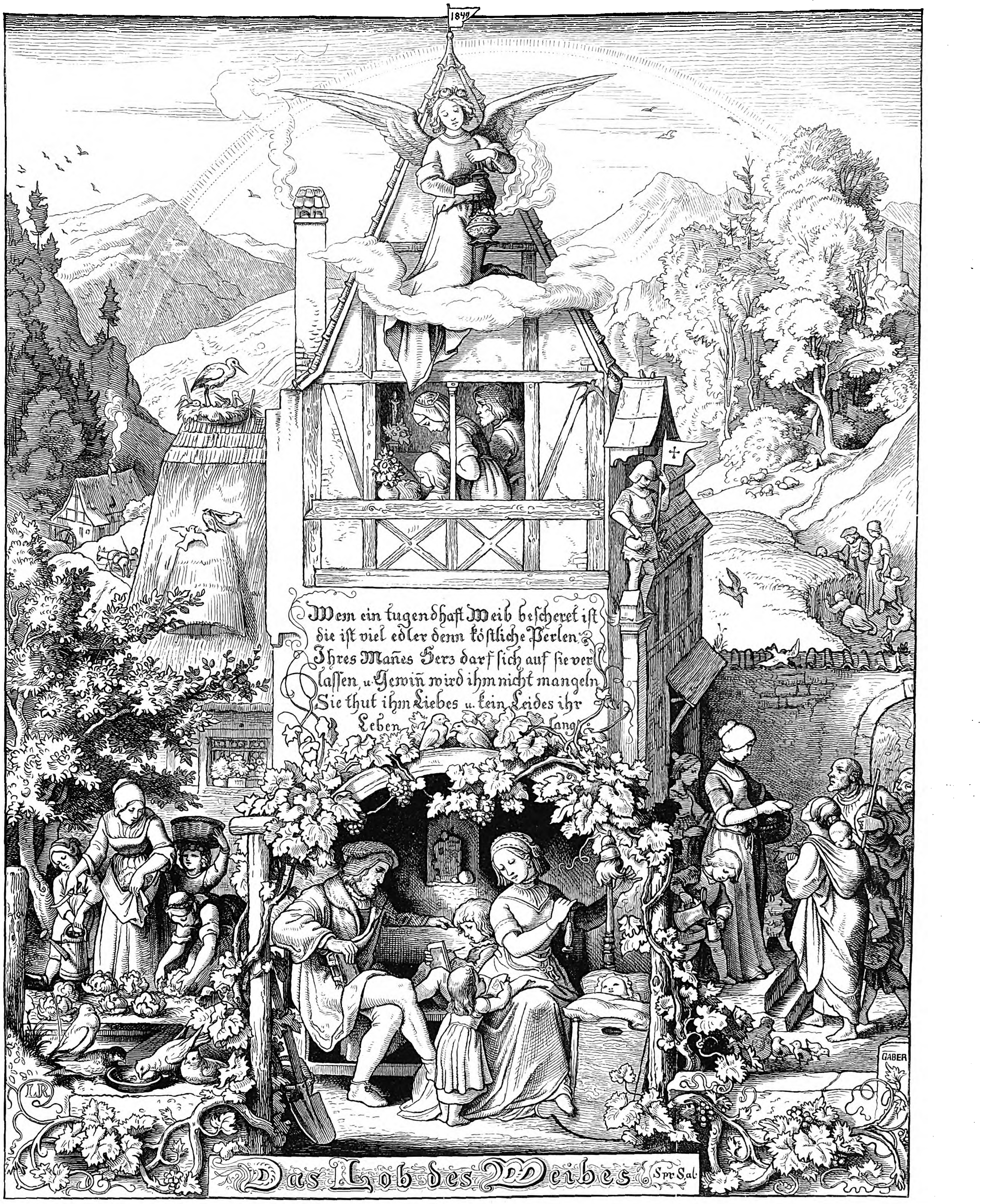
Ludwig Richter hat, als mit zunehmendem Alter ſein Augenlicht ſich zu trüben begann und die ehedem ſo fleißige Hand nur ſelten noch Stift und Pinſel zu führen vermochte, ſein Leben in einem Buche beſchrieben, auf das unſere Literatur ſtolz ſein darf. Es ſind die „Lebenserinnerungen eines deutſchen Malers“, eine der köſtlichſten aller Selbſtbiographien aus neuerer Zeit, ein Buch, das man um ſeiner Gemütstiefe und der herrlichen Selbſtbekenntniſſe willen leſen muß, wenn man den Künſtler in ſeiner Art, in ſeinen Werken verſtehen will. Die Darſtellung iſt bis zum Jahre 1848 geführt. Der Schluß fehlt; das, was wir beſitzen, iſt ein Fragment. Aber auch in dem, was vor uns liegt, iſt es ein Buch von wahrhaft klaſſiſcher Schönheit, ein Werk, das längſt ſchon ein Hausſchatz der deutſchen Familie geworden iſt. Der vornehme Ton der Schilderung, die wohltuende Ruhe, mit der über die Verhältniſſe der Zeit geſprochen und geurteilt wird, die ſchöne Sprache und ſichere Diktion geben dieſem Buche eine Bedeutung, daß man wünſchen muß, einzelne Abſchnitte möchten in die Schulbücher für die Jugend Aufnahme finden. Wer ſich alſo über den äußeren Lebensgang unſeres Künſtlers unterrichten und die Bedingungen kennen lernen will, unter denen dieſer ſich entwickelt hat, der mag das Buch, das jetzt bereits in zehn Auflagen erſchienen und inzwiſchen vom Sohne des Meiſters


L. Richter 1871.

Frühlingslandſchaft. Nach einem im Beſitz des Leipziger Muſeums befindlichen Aquarell von Ludwig Richter.



Sommerluſt. Nach einem im Beſitz des Leipziger Muſeums befindlichen Aquarell von Ludwig Richter.

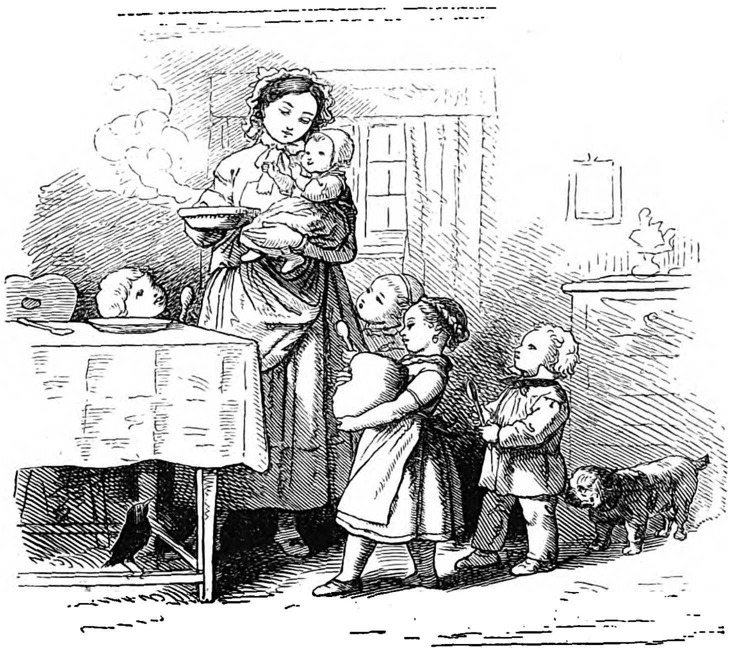

1849
Wem ein tugendhaft Weib beſcheret iſt
die iſt viel edler denn köſtliche Perlen.
Ihres Mañes Herz darf ſich auf ſie ver
laſſen, u. Gewiñ wird ihm nicht mangeln
Sie thut ihm Liebes u. kein Leides ihr
Leben lang.
LR
GABER
Das Lob des Weibes. Spr. Sal.

Holzſchnittbild von Ludwig Richter aus der Folge „Beſchauliches und Erbauliches“ (Leipzig, Georg Wigand).

um zahlreiche Tagebuchniederſchriften und Briefe vermehrt worden iſt, zur Hand nehmen. In der nachfolgenden Skizze können nur biographiſche Einzelheiten erwähnt werden.

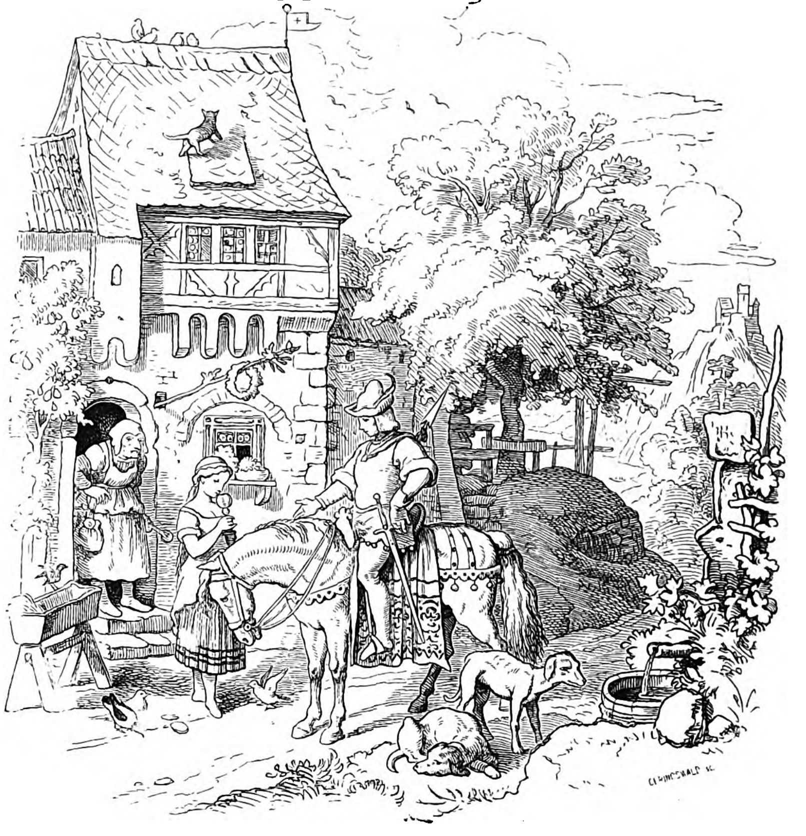
Ludwig Richter iſt ein geborener Dresdener, ein Mann von echtem deutſchen Schrot und Korn, aber als Künſtler auch ein Mann, der den Boden, aus dem er entſproſſen iſt, und auf dem er gelebt hat, nie verleugnen konnte. Es gibt unter der deutſchen Künſtlerſchaft nicht viele Namen, die in ihrer Kunſt die Eigenart ihres engeren Vaterlandes, deſſen provinzielle, landſchaftlich bedingte Eigentümlichkeiten in dem Maße wie er verkörpert haben. Er iſt Sachſe, nicht nur ſeiner Geburt nach, obſchon er deutſch fühlen und denken gelernt hat wie nur irgendein warmherziger deutſcher Patriot. Seine Jugendjahre ſtehen unter einem unglücklichen Stern. Es war jene Zeit, die infolge der Napoleoniſchen Kriege auf unſerem deutſchen Vaterlande und beſonders auf Sachſen drückend laſtete. Als Knabe hat er die Schrecken des Krieges und das tiefe Elend, das in ſeinem Gefolge kam, durchlebt. Die Verhältniſſe, aus denen er ſtammte, waren ſehr beſcheiden. Den Ernſt des Lebens hat er — ein Los, das er mit vielen zu Ehren und Anſehen gelangten deutſchen Männern teilt — frühzeitig kennen gelernt. Als Jüngling, der von Idealen und von Begeiſterung erfüllt war, hat er ſich durchs Leben kämpfen müſſen, als Mann zu einer Zeit, da ſeine künſtleriſche Bedeutung anerkannt war, hat er ſich nicht in Behaglichkeit ſeiner Lorbeeren erfreuen dürfen. Ein weſentlicher Zug in ſeinem Charakter hat ſich wohl aus ſeiner Erziehung und aus dem Druck der Verhältniſſe ergeben: Gemütstiefe und Innerlichkeit, Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit. Wer die zahlreichen Bildniſſe kennt, die uns vom Meiſter erhalten ſind, in erſter Linie das wundervolle Porträt, das wir der Hand von Leon Pohle in Dresden verdanken (das eine in der Nationalgalerie in Berlin, das andere im Muſeum zu Leipzig), der vermeint, dieſe Charaktereigenſchaften aus den Geſichtszügen des Meiſters herausleſen zu können; er wird ſie aber auch in ſeiner Kunſt wiederfinden, denn ſelten ſind bei einem Künſtler Menſchentum und Künſtlertum in ſo inniger, harmoniſcher Verbindung geweſen wie bei Ludwig Richter.

Ein bedeutſames Ereignis in ſeinem Leben bildet die italieniſche Reiſe und der mit ihr verbundene längere Aufenthalt in Rom (1823 bis 1826), den der Künſtler mit behaglicher Breite in ſeinen „Lebenserinnerungen“ beſchrieben hat. Nie iſt ja Rom dem deutſchen Künſtler mehr geweſen als in jenen glänzenden Tagen, da die Fresken in der Caſa Bartholdy und in der Villa Maſſini entſtanden, da alles vereint war in dem Beſtreben, deutſche Art und deutſche Kunſt wieder zu Ehren zu bringen. Ludwig Richter hat dieſe Zeit noch mit erlebt, und wir fühlen es aus ſeiner Beſchreibung heraus, was jener Frühling deutſcher Kunſt ihm geweſen und geworden iſt. Neben zahlreichen Studien und Zeichnungen nach der Natur, für die der alte Tiroler Meiſter Joſeph Anton Koch von Einfluß wurde, entſtanden damals verſchiedene Ölgemälde, auch dieſe mit deutlichen Anklängen an die Kochſche Auffaſſung der Landſchaft, komponiert und ſtiliſiert, wie man damals die Landſchaft in der Kunſt zu ſehen gewohnt war. Auch in den folgenden Jahren, als er wieder in die Heimat zurückgekehrt war, hat er dieſe ſtiliſierte Landſchaft der ſüdlichen Natur in Ölgemälden und Zeichnungen, meiſt durch Staffage belebt, die er, nach den zahlreichen Studien zu ſchließen, mit beſonderer Liebe ausbildete,



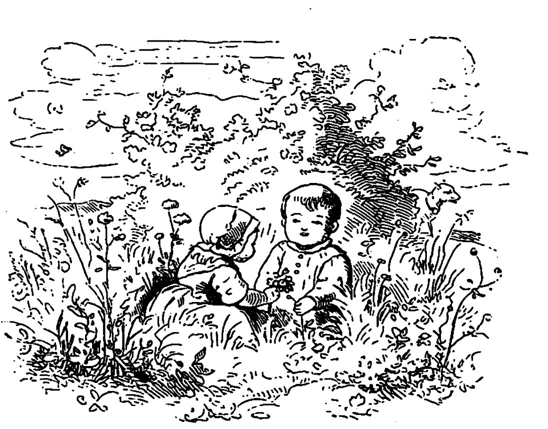
Offene Tafel. (Aus Klaus Groths „Voer de Goern“.)

weiter gepflegt, bis der Vorrat der aus Italien mitgebrachten und verwendbaren Motive erſchöpft war. Das war 1835. Sieben Jahre zuvor war er ſchon als Lehrer an die Zeichenſchule in Meißen berufen worden. In dieſer für ihn bei dem Mangel künſtleriſcher Anregung nicht befriedigenden Zeit entſtanden ſeine erſten Illuſtrationen, die man als die Vorläufer der ſpäteren Holzſchnittfolgen bezeichnen kann, die Bilder für Zahns „Bibliſche Geſchichten“, außerdem auch die beiden radierten Zyklen der maleriſchen Umgebung von Salzburg und Rom. Nach der Erſchöpfung ſeines Studienvorrats ſollten nun auf neuen Reiſen Eindrücke geſammelt, für künftige Jahre maleriſche Motive aufgeſucht werden, und abermals ſollte Italien das Ziel einer ſolchen Studienreiſe werden. Das Schickſal entſchied aber anders. Eine ſchwere Erkrankung ſeiner Gattin zehrte die Erſparniſſe größtenteils auf, und aus der Reiſe nach dem Süden wurde eine kurze, mehr der Erholung geltende Wanderung durch das Elbſandſteingebirge bis zu den böhmiſchen Bergen hinab, eine Gegend, deren landſchaftliche Schönheit damals nur von den wenigſten geſchätzt und von Richter trotz der Nähe Dresdens nicht einmal geahnt wurde. „Ich war überraſcht von der Schönheit der Gegenden“, ſo ſchreibt er, „und als ich an einem wunderſchönen Morgen bei Sebuſein über die Elbe fuhr und die Umgebung mich an italieniſche Gegenden erinnerte, tauchte zum erſtenmal der Gedanke in mir auf: Warum willſt du denn in weiter Ferne ſuchen, was du in deiner Nähe haben kannſt? Lerne nur dieſe Schönheit in ihrer Eigenartigkeit erfaſſen, ſie wird gefallen, wie ſie dir ſelbſt gefällt.“ Die deutſche Landſchaft war es alſo, die es ihm angetan hatte, deren Schönheit ihm plötzlich aufging, die er mit ſeiner ehrlichen deutſchen Art erfaßte. Es war in ſeinem Leben kein Ereignis von vorübergehender Bedeutung, ſondern die eindringliche Mahnung der größten Lehrmeiſterin, der Natur. Und noch ein zweites kam hinzu, was damals mit dem Übergewicht, das der heimatliche Boden geltend machte, in ſeine Ideenwelt einzog: „Alle die tiefgehenden Eindrücke aus der Jugendzeit lebten wieder auf und erneuten ſich an den nämlichen oder verwandten Gegenſtänden, und immer freudiger durchdrang mich dieſes neue Leben.“

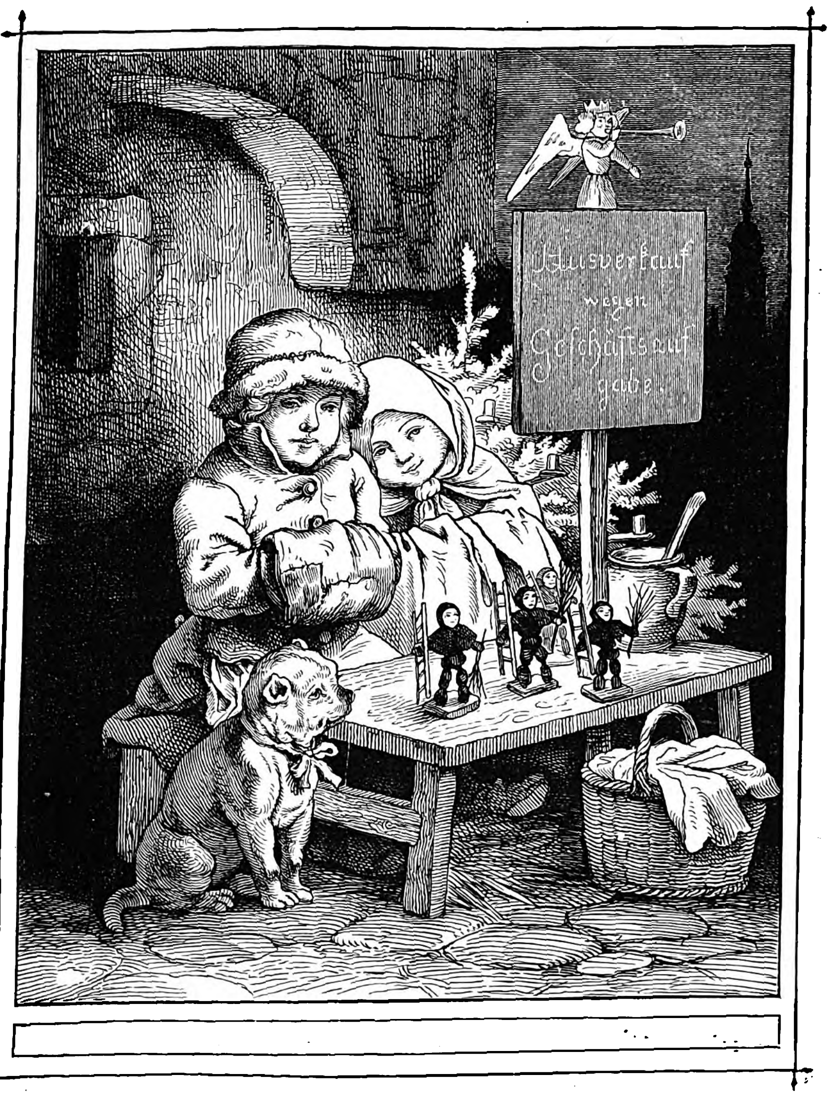


Vor einem Wirtshauſe im Walde. (Aus Bechſteins „Deutſchem Märchenbuch“.)

Das Jahr 1836 brachte eine Berufung von Meißen nach Dresden und damit die Erfüllung ſehnſüchtiger Hoffnung. Erſt in Dresden wurde Richter zu dem, was ſeine Größe ausmacht: zu dem Künſtler, der ſein Volk verſteht. Wer die Richter-Ausſtellung auf der Brühlſchen Terraſſe in Dresden, die vollſtändigſte Zuſammenſtellung der Werke des Meiſters, die es bisher gab, geſehen hat, wird unſchwer zwei verſchiedene Gruppen, die ſchon äußerlich kenntlich ſind, unterſchieden haben: die eine wird von den nicht eben zahlreichen Ölgemälden gebildet, die der früheren Zeit des Künſtlers angehören, zum Teil ſogar in ſeine römiſchen Jahre noch zurückgehen, die andere aus Aquarellen und Zeichnungen, etwa ſechshundert an der Zahl, meiſt Blätter kleineren Formats, ſchlicht in der äußeren Erſcheinung, ſogar einfach in der Entfaltung maleriſcher Mittel, vor allem als Vorlagen für Reproduktionszwecke gedacht und deshalb ſchon beſcheiden, weil die Reproduktionen früherer Zeiten ſich mit der einfachſten Technik behelfen mußten. Jene zur erſten Gruppe gehörenden Gemälde, ſtiliſierte und komponierte Landſchaften aus Italien und Deutſchland, ſind es nicht, die den Ruhm unſeres Künſtlers begründet und in alle Welt getragen haben, wo deutſche Herzen ſchlagen, ſo ſehr man auch vom Standpunkt des Hiſtorikers an dieſen durch gewiſſe intime Reize ausgezeichneten Gemälden ſeine Freude haben mag. Was Ludwig Richter dem deutſchen Volke geworden iſt, hat er nur auf dem Wege erreichen können, auf dem er der Freund der deutſchen Familie geworden iſt, auf dem er ſich an alt und jung wendete, auf dem er zu aller Welt, zu hoch und niedrig, zu arm und reich zu dringen vermochte: durch den Holzſchnitt, der in Deutſchland längſt vergeſſen war, und deſſen Wiederbelebung ein nicht geringes Verdienſt deutſcher Verlagsbuchhändler der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts geworden iſt. Vordem hatten die Engländer die Kunſt, in der einſt Albrecht Dürer ſeinem Volke die Paſſion Chriſti und das Marienleben im Bilde lebendig gemacht hatte, gepflegt und dadurch vorbildlich auf die deutſche Kunſt eingewirkt. In der Bearbeitung des Holzſchnittes hatte die Neuzeit allerdings weſentliche Fortſchritte gemacht. Es wurde nicht mehr wie zu Dürers Zeit das Birnbaumholz in horizontal geſchnittenen Tafeln benutzt, wobei Mitteltöne und Feinheiten der Zeichnung kaum zur Geltung gelangen, ſondern Buchsbaumplatten, aus Kernholz in vertikalen Lagen beſtehend, und als Inſtrument zur Bearbeitung diente nicht mehr, wie früher, das Meſſer, ſondern der Stichel. Ludwig Richter hat gleich Dürer nie ſelbſt in Holz geſchnitten, ſondern nur die Zeichnungen geliefert, die von anderen auf die Holzplatte übertragen wurden. In dieſen Zeichnungen liegt der Schwerpunkt ſeines künſtleriſchen Schaffens, die innerliche Größe und die gemütvolle Tiefe ſeiner Kunſt. Mit klarem Verſtändnis der Technik erkannte er die Grenzen, die der Wirkung des Holzſchnittes gezogen ſind, indem er die Zeichnung dieſer Technik anbequemte und nicht Effekte verlangte, die ſeiner Meinung nach außerhalb der künſtleriſchen Sphäre der Xylographie lagen. Er wollte nicht, wie er ſich ausdrückte, auf maleriſche Toneffekte ausgehen, ſondern auf Reichtum der Motive, klare Anordnung und Schönheit der Linienführung. Und wenn, ſo erkannte er ſehr richtig, ſeinen Holzſchnitten nachgerühmt wurde, daß ſie etwas wie Sonnenſchein an ſich trugen, ſo glaubte er dieſes Lob nicht allein ſeinen Kompoſitionen, ſondern ſeiner künſtleriſchen Technik, ſeinem durch die Natur des Materials bedingten Stil verdanken zu müſſen.

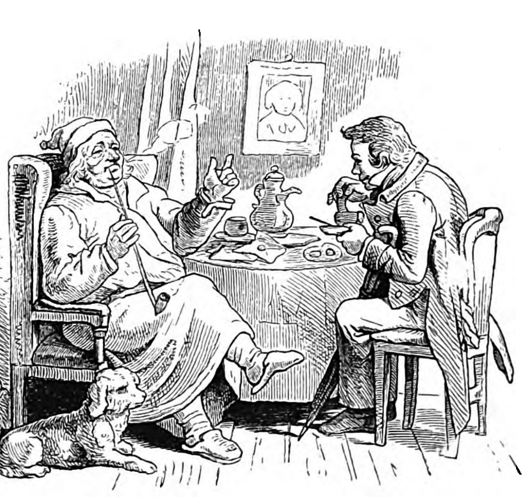


Verſtecken. (Aus Klaus Groths „Voer de Goern“.)



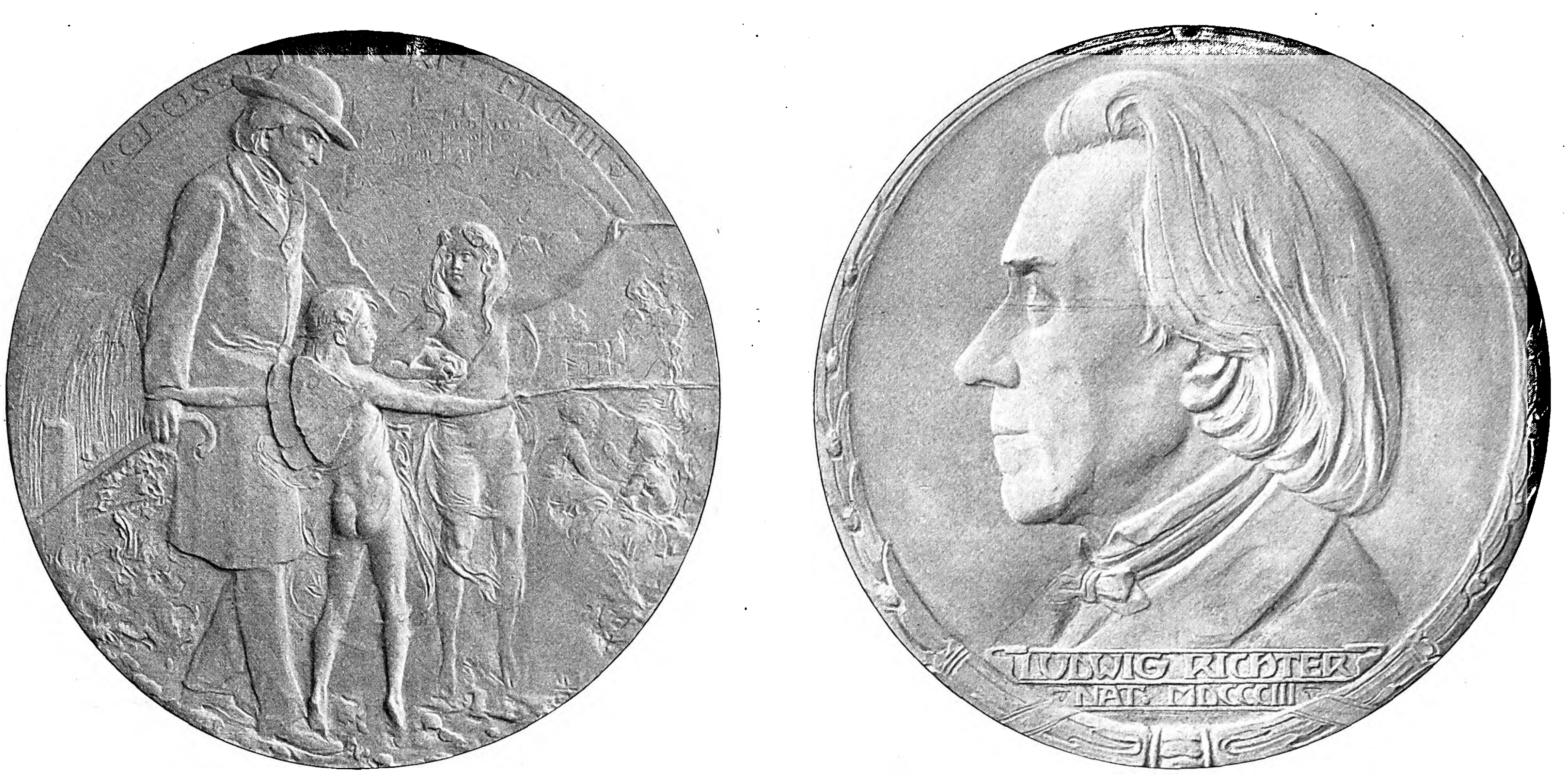
Vom Chriſtmarkt in Dresden. (Aus „Beſchauliches und Erbauliches“.)

Bis zum Jahre 1856 — es iſt die Glanzzeit der Richterſchen Kunſt — zählt Hoff, der einen erſchöpfenden Katalog der graphiſchen Kunſt des Meiſters verfaßt hat, über zweitauſend ſolcher Bilder und Bildchen, außer mehreren hundert Zeichnungen für Steindruck, Stich uſw. Schon dieſe Zahl mag zeigen, welche Bedeutung die Holzſchnittzeichnung für das Lebenswerk des Meiſters gehabt hat. Dieſe Holzſchnittbilder laſſen ſich wiederum in zwei Gruppen zerlegen. Es ſind zunächſt die Illuſtrationen im engſten Sinne des Wortes, d. h. der künſtleriſche Ausdruck eines beſtimmten, ihm zur Erläuterung durch das Bild übergebenen Textes,



Wo mer 's Kaffee trinken. (Aus Hebels „Alemanniſchen Gedichten“.)

Holzſchnittbilder von Ludwig Richter (Leipzig, Verlag von Georg Wigand).



Medaille zur Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag Ludwig Richters, im Auftrage der ſächſiſchen Regierung modelliert von Paul Sturm.

ſo zu Muſäus' „Volksmärchen", Bechſteins „Märchenbuch", Goldſmiths „Landprediger von Wakefield", Hebels „Alemanniſchen Gedichten" und wie die zahlreichen Sammlungen alle heißen mögen, die durch Richters Kunſt erſt recht volkstümlich geworden ſind. Indes ganz konnte ihn auf die Dauer der Zeit dieſe Art der Tätigkeit nicht befriedigen, beſonders damals nicht, als ſeine Produktionsluſt auf ihrer Höhe ſtand und die geſchäftige eigene Phantaſie ihr Recht auf Betätigung geltend machte. Es war ihm ein dringendes Bedürfnis, ab und zu nicht für Zwecke der Illuſtration arbeiten zu müſſen, ſondern „frei und ungebunden die von Gott verliehene Gabe zu gebrauchen". In den Zyklen, die auf dieſe Weiſe entſtanden ſind, iſt er zweifellos am größten; hier ſpiegelt ſich ſein ganzer innerer Menſch wider, mit der Lauterkeit ſeiner Gedanken und Empfindungen, hier haben wir den künſtleriſchen Ausdruck ſeines Seelenlebens, die ſonnige Klarheit und Schönheit der Welt, die ſein eigen war. Dieſe Holzſchnittfolgen, aus denen wir probeweiſe eine der ſchönſten Zeichnungen, die je aus ſeiner Hand hervorgegangen ſind, „Das Lob des Weibes" (aus der bei Georg Wigand erſchienenen Folge „Beſchauliches und Erbauliches"), für unſere Leſer ausgewählt haben — dieſe Holzſchnittfolgen ſind „Das Vaterunſer", „Die Glocke", „Fürs Haus", „Sonntag", „Neuer Strauß", „Unſer tägliches Brot" — übergab er ſeinem Sohne Heinrich Richter in Verlag. Sie gingen nachmals in den Beſitz von Alphons Dürr in Leipzig über, der über dieſen Teil ſeines Verlages mit beſonderer Liebe ſeine ſorgende Hand hält. Die anderen Folgen und Illuſtrationswerke, denen die dieſe Zeilen begleitenden Abbildungen entnommen ſind, „Beſchauliches und Erbauliches", Bechſteins „Märchenbuch", Hebels „Alemanniſche Gedichte", Klaus Groths „Voer de Goern" u. a., ſind bei Georg Wigand in Leipzig erſchienen. Jetzt, da wir den hundertjährigen Geburtstag des Meiſters feiern, haben dieſe Holzſchnitte durch Ausſtellungen, die in großen und kleinen Städten als eine Ehrung des Meiſters veranſtaltet werden, eine erneute Bedeutung erhalten, und unverkennbar iſt es, wie ſie auf alle empfänglichen Gemüter die alte Anziehungskraft wieder ausüben und trotz der in unſere Zeit nicht mehr hineinpaſſenden Schlichtheit der äußeren Erſcheinung durch ihren auf Herz und Sinn tief einwirkenden Gehalt ſich die Menſchenkinder, wie vormals, wieder zu Freunden machen. Bei der Betrachtung und künſtleriſchen Würdigung der nach Richter ausgeführten Holzſchnitte — es gilt das hauptſächlich von denen der früheren Zeit — darf man indes nicht vergeſſen, daß ſie oft genug in der techniſchen Wiedergabe der Originalvorlage den Intentionen des Künſtlers nicht entſprochen haben, und daß ſie erſt im Laufe der Jahre, als ſich in Deutſchland eine tüchtige Schule von Holzſchneidern gebildet hatte, auf ein künſtleriſches Niveau gelangt ſind. Zweifellos iſt es, daß uns der Künſtler in dem, was er gewollt und wirklich geleiſtet hat, am unverfälſchteſten in jenen zahlloſen Zeichnungen und wundervollen Aquarellen entgegentritt, die ſich namentlich zahlreich in Privatbeſitz befinden und gegenwärtig in einer Auswahl des Schönſten in Dresden ausgeſtellt ſind. Alle dieſe Blätter erfreuen ſich eines unbedingten Reizes, der Originalität; die Feinheit der Linienführung und die Zartheit der Technik kommen ſo, wie ſie ſind, zur Geltung, ohne die vermittelnde Hand des Holzſchneiders. Zwei von dieſen Aquarellen, das eine aus den vierziger, das andere aus den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſtammend, geben wir auf S. 492 und 493 in der Farbe der Originale wieder.

Was hat Ludwig Richter unſterblich, was hat ſeine Kunſt ſo groß gemacht, daß ſie für uns, nicht nur für die, die ſeine Zeitgenoſſen waren, ſondern auch für die Nachgeborenen, immer wieder eine Quelle der Freude und des Genuſſes wird? Worin liegt das Geheimnis, welches das Weſen dieſer an ſich ſo harmloſen Schöpfungen ſeiner Hand ausmacht? Faſſen wir uns bei der Antwort auf dieſe Frage am Schluſſe unſerer Skizze zuſammen, ſo werden wir uns zunächſt zu dem einen Satz bekennen müſſen: Wer der Liebling ſeines Volkes werden will, der muß von ſeinem Volke verſtanden werden, von arm und reich, von jung und alt; er darf nicht vereinzelt auf einer Höhe thronen, wo ihn nur ein Kreis Auserwählter bewundern kann. Zweifellos iſt Richters künſtleriſcher Geſichtskreis, mag er auch in einem gewiſſen Sinne beſchränkt ſein, für die Popularität, deren er ſich erfreuen konnte, Vorausſetzung geweſen. Seine Kunſt iſt eine Volkskunſt etwa in dem Sinne, wie es die Dürers war. Und er iſt hier ſo wahr und echt, weil in ſeinen Schöpfungen ſich die eigene Seele widerſpiegelt, ſein Haus, ſeine Welt, ſein Gedankenkreis. Er ſchildert mit Überzeugung, weil er Selbſtgeſchautes, Selbſterlebtes gibt; er hebt ſich nicht über die Sphäre hinaus, die Geburt und Stellung ihm gewieſen haben. In ſeinen Bildern führt er uns nicht in Paläſte und in die Häuſer reicher Leute, ſondern das behagliche, gemütliche Kleinbürgerleben iſt es, in deſſen Schilderung er ſich nicht genugtun kann. In dieſer Kunſt wird ſeine Umgebung, wird ſeine Jugendzeit wieder lebendig, und ſeine Heimat beherrſcht mit ihrem Volksleben ſeine Phantaſie, die ſich hier von unerſchöpflicher Fülle erweiſt. Keine Saite des Gemüts, die in ſeinen Zeichnungen nicht erklänge, keine menſchliche Regung und Tätigkeit, ſofern ſie ſittlich iſt, keine Begebenheit, für die er nicht einen homogenen Ausdruck gefunden hätte. Dabei kommt noch eine glückliche Gabe zur Geltung, ſein herrlicher, die Situation ſicher bezeichnender, nie verletzender, feiner Humor. Er wollte auch in denen, die ſich in ſeine Kunſt verſenkten, glückliche, frohe Menſchen ſehen. Seinem naiven Denken und ſeinem bis ins hohe Alter in des Wortes ſchönſter Bedeutung kindlich gebliebenen Gemüt entſpricht es, wenn er ſich ſo gern in das Leben der Kinder verſetzt. Für letzteres zeigt er ein Verſtändnis wie außer ihm keiner von den Großen im Reiche der Kunſt. Dieſe Vorliebe für die Kinderwelt hat innerlich ihren guten Grund. Sein Behagen iſt es, glückliche Geſtalten, die von des Lebens Sorgen und Mühſalen nichts wiſſen, zu ſchaffen — wo hätte er ſolche Vorbilder beſſer finden können als in dem Leben der Kleinen, deren Spiel und Treiben ihm das eigene Heim in ſo glänzenden Farben gezeigt hatte? Auf ſeine Charaktere, auf die Landſchaft, wie er ſie uns zeigt, hat ſeine engere Heimat einen großen Einfluß gehabt. Sächſiſch ſind bei ihm Land und Leute, Haus, Hof und Stube, Trachten und Bräuche. Durch ihn werden für alle Zeiten die Bauern auf dem Lande, die Handwerker, die Kleinbürger ſeiner Zeit lebendig bleiben. Wie in Chodowieckis Kupfern ſich das bürgerliche Preußentum ſeiner Zeit widerſpiegelt, ſo in Richters Holzſchnittbildern der ſächſiſche Elbgau mit ſeiner ſpezifiſchen, vor anderen deutſchen Landen ſich auszeichnenden Eigenart. Seine Kunſt iſt endlich auch eine ſolche, die trotz des Wandels der Zeiten und des Geſchmacks bleiben wird, was ſie war, eine Kunſt für das lebende Geſchlecht. Trotz aller modernen Errungenſchaften und trotz aller künſtleriſchen Betriebſamkeit unſerer Zeit ſind Richters Werke nicht erreicht, geſchweige denn überholt worden. Für unſere Kinder ſind jetzt noch die Richterſchen Bücher die alten Lieblinge, und es iſt intereſſant, ihre erziehliche Bedeutung gegenüber gewiſſen modernen Erſcheinungen, die ſich an das Verſtändnis der Kleinen wenden, feſtzuſtellen. Glücklich das Geſchlecht, deſſen Kinder ſich an dieſem Born der Schönheit und Gemütlichkeit erquicken können! Dank aber auch dem geliebten und verehrten Meiſter, der ſeinem Volke dieſen Schatz mit ſeiner Kunſt geſchenkt hat! Mag in dieſem Sinne die Feier ſeines hundertjährigen Geburtstages tauſendfältigen Widerhall finden überall da, wo es Menſchen gibt, die in Glück und Zufriedenheit ſeiner Kunſt ſich erfreuen.

Die dieſe Zeilen in einer Nachbildung begleitende, im Auftrage der ſächſiſchen Regierung modellierte Ludwig-Richter-Medaille iſt ein Werk des Leipziger Bildhauers Paul Sturm, der durch eine Reihe ausgezeichneter Medaillen und Plaketten in ganz Deutſchland rühmlich bekannt geworden iſt. Die Rückſeite ſtellt Richter auf der Wanderſchaft dar, wie er von Meißen die Elbe entlang zieht, um im engeren Vaterland die Schönheit der Natur zu entdecken. Die Vorderſeite zeigt den Kopf Richters im Profil.

Monna Vanna.

Gemälde von Leopold Schmutzler.

(Zu der Kunſtbeilage.)

Unter den deutſchen Künſtlern kommt Leopold Schmutzler der franzöſiſchen Art am nächſten. Er entnimmt ſeine Motive einem Gebiet, das die Pariſer Maler ſozuſagen gepachtet haben: die Darſtellung des weiblichen Körpers beſchäftigt ihn faſt ausſchließlich. Aber es iſt nicht die ruhige, faſt architektoniſche Schönheit, wie ſie uns zuweilen in den Gemälden alter italieniſcher Meiſter entgegentritt, ſondern mehr die Grazie, das Spiel anmutiger Bewegungen, wie ſie in den Werken von Watteau und Boucher lebt. Und zwar iſt es wieder bei Schmutzler ein ganz beſonderes Moment, etwas, das der Wiener mit dem Worte „ſchick", der Pariſer mit „charme" bezeichnet.

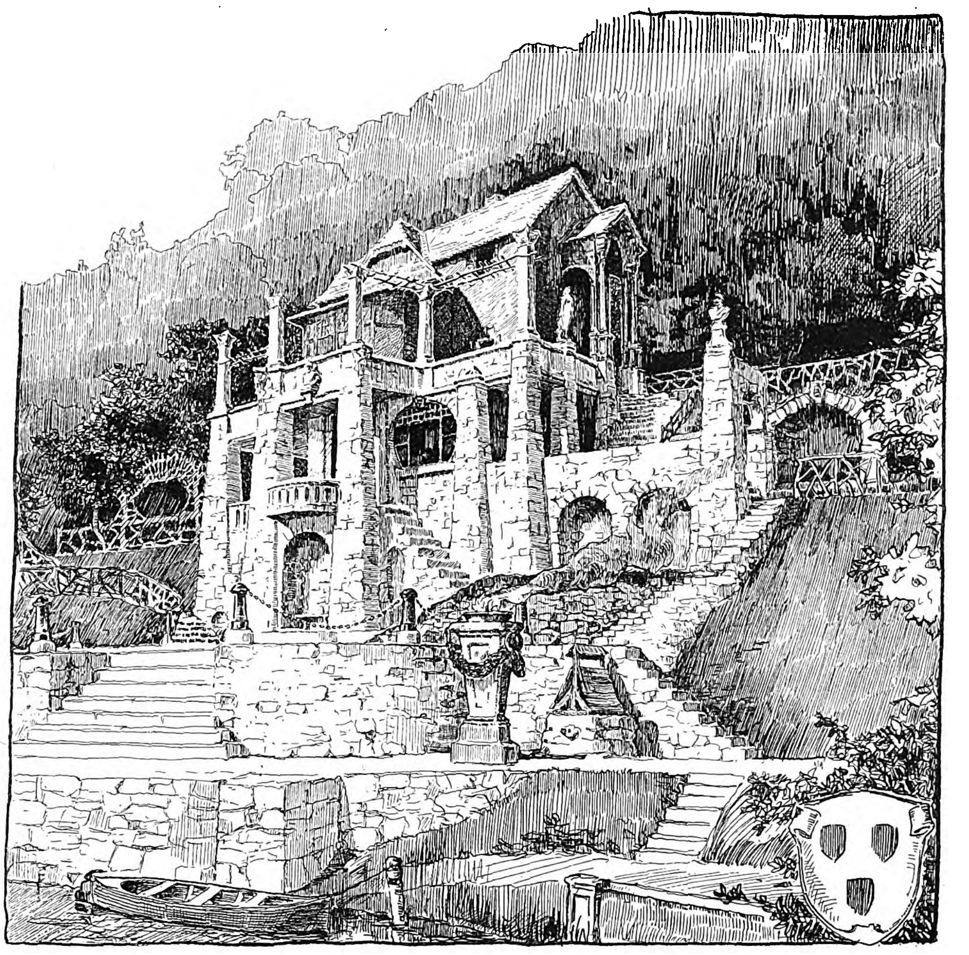
Schmutzler repräſentiert bei uns die Gattung, die Boldini und Carolus Duran nebſt vielen anderen jährlich im Salon und in der Ausſtellung auf dem Marsfelde vertreten. Auch ihn beſeelt etwas von jenem Geiſte, den man jenſeit der Vogeſen esprit nennt. Er erzeugt Stimmungen voll Witz und Laune, vor allem aber eine Lebhaftigkeit der Bewegung, die eben der Ausdruck eines erhöhten Körpergefühls ſind. Er wählt auch meiſt ſolche Motive, die dieſer Empfindung entſprechen. Häufig kleidet er ſeine Vorſtellungen in das Gewand der Zeit des Empire und Rokoko. Wir finden auf ſeinen Bildern hübſche junge Mädchen, die mit jungen Elegants plaudern, kokettieren, ſcharmutzieren, tanzen und ſpringen. Dazu ſtimmt auch immer die ganze Umgebung. Den Schauplatz bildet ein Salon mit vergoldeten Möbeln, blanken Spiegeln, ſeidenen Tapeten oder Gobelins an den Wänden und zierlichen Nippſachen auf Schränken und Kommoden. Alles funkelt, ſchimmert, glänzt und blitzt, ein maleriſcher Prunk ſondergleichen. Helle, freudig geſtimmte Töne, Roſa, Himmelblau, lichtes Grün, Weiß, zart abgeſtuftes Gelb vereinigen ſich zu heiteren Harmonien. Ein ewiger Faſching herrſcht auf ſeinen Bildern, die Menſchen ſcheinen immerwährende Feſte zu feiern und nur da zu ſein, um ſich zu amüſieren.

Echte Malerfreude an der farbigen Erſcheinung der Dinge leuchtet aus Schmutzlers Werken. Immer ſteht das Weib im Mittelpunkt ſeines Schaffens. Dem Weibe gilt ſeine Huldigung, er feiert ſie in allen Farben, zeigt ſie in ihrer aufblühenden Schönheit und in ihrer vollen Reife. Mit Vorliebe wendet er ſich der Darſtellung des nackten Körpers zu, mag ihn dazu irgendeine Erſcheinung im Leben oder, wie hier im Bilde, die künſtleriſch erfaßte Idee einer Dichtung anregen. Wir wiſſen nicht, ob ſich der Maler unmittelbar durch Maeterlinks „Monna Vanna" beeinfluſſen ließ, aber es iſt ſehr wahrſcheinlich. Der Vorwurf mußte ihn reizen, da ſich Gelegenheit bot, einen weiblichen Typus von neuer, eigenartiger Schönheit wiederzugeben. Die Züge des Geſichts und die Formen des Körpers zeigen einen charakteriſtiſchen Schnitt und weiſen auf eine beſtimmte Raſſe. Es iſt eine Vertreterin echt ſüdländiſcher und temperamentvoller Schönheit. Schmutzler hat ſich bei der maleriſchen Darſtellung des Helldunkels bedient und dadurch den Zauber und Reiz der ganzen Erſcheinung noch geſteigert. Die Behandlung iſt breit und flüſſig; jede Linie, jeder Strich zeigt die ſichere Hand des Künſtlers, dem es leicht wird, einen beliebigen Vorwurf mit Grazie und Geſchick auf die Leinwand zu bannen und feſtzuhalten.

A. H.

Guſtav Eberleins Weſerkaſtell in Münden.

Unfern der Stelle bei Hannöverſch-Münden, wo ſich durch den Zuſammenfluß der Werra und der Fulda die Weſer bildet, erhebt ſich ſeit einigen Monaten ein intereſſantes Bauwerk. An dem ſteil von der Göttinger Chauſſee zur Werra abfallenden Ufer, das bisher einen aus halbverfallenen Terraſſen beſtehenden Berggarten bildete, hat der bekannte Berliner Bildhauer Prof. Guſtav Eberlein, deſſen Richard-Wagner-Denkmal in Berlin am 1. Oktober enthüllt worden iſt, ein Gebäude errichten laſſen, das, der Pietät entſproſſen, der Kunſt dienen ſoll. Hier hatte nämlich vor mehr als fünfzig Jahren Eberleins Vater, der als Steuerbeamter in Münden angeſtellt war, ſein kleines Wohnhaus, in dem Guſtav Eberlein ſeine Jugendjahre verlebt hat. Zur Erinnerung an die letzteren und an ſeine Eltern hat nun Eberlein, nach Erwerbung des benachbarten Grundſtücks, dieſes Haus unter möglichſter Berückſichtigung der alten Einrichtung zu einem Muſeum umbauen laſſen, in welchem die von Jugend an geſammelten Zeichnungen, Malereien, Entwürfe, Modelle und Abgüſſe von Bildwerken des Künſtlers aufgeſtellt worden ſind. Trotz der großen Räumlichkeiten iſt das Gebäude aber jetzt ſchon ſo überfüllt, daß die einzelnen Kunſtwerke nicht recht zur Geltung kommen, und daß weitere Gegenſtände nicht mehr untergebracht werden können. Prof. Eberlein hat deshalb auf demſelben Grundſtück noch ein zweites Gebäude errichten laſſen, das ihm zugleich als Sommerwohnung dient, das in unſerer Abbildung veranſchaulichte ſog. Weſerkaſtell.



Guſtav Eberleins Weſerkaſtell in Hannöverſch-Münden.
Entworfen und konſtruiert von dem Architekten C. Gruber in Hannover.

Das Erdgeſchoß des oben erwähnten kleinen alten Hauſes liegt faſt 15 m über dem Waſſerſtand der Weſer, die am Fuße des Grundſtücks vorüberrauſcht, an ſteil abfallendem Gelände, ſo daß, um dieſe Räume zu erweitern, und um eine Terraſſe vor denſelben zu ſchaffen, die notwendigen freien Pfeiler, bzw. der Unterbau, aus dem tiefliegenden feſten Grunde aufgeführt werden mußten. Das neue Bauwerk, von dem Architekten C. Gruber in Hannover, einem Jugendfreund des Künſtlers, entworfen und konſtruiert, ſteht auf rauhen Sandſteinpfeilern und iſt mit einem breiten Plateau verſehen, auf deſſen Fläche das alte, etwas aufgefriſchte Häuschen gleich einer römiſchen Oſteria ſteht. Eine Pergola krönt als Abſchluß die ganze bauliche Anlage und Terraſſe, von der Treppen bis zum unteren Plateau am Weſerſtrand hinabführen. Das Bauwerk ſteht auf einem Grundſtück von faſt 250 m Ausdehnung, das mit Wegen verſehen und mit bedeckten Laubengängen und Zierholzeinfaſſungen geſchmückt iſt. Die großen Pfeilerendungen ſollen mit Büſten berühmter Männer, deutſcher Kaiſer, Bismarcks, Hermanns des Cheruskers u. a., gekrönt werden.

Am 5. Auguſt d. J. iſt der Bau mit einem Feſtſpiel im Freien in Gegenwart eines großen Auditoriums eingeweiht worden.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— **Aus der Berliner Nationalgalerie** iſt jetzt die bisher im oberſten Stockwerk untergebrachte Raczynſkiſche Gemäldeſammlung entfernt worden, um eine neue Unterkunft im Provinzialmuſeum zu Poſen zu finden, das damit eine ganze Reihe intereſſanter Werke italieniſcher und franzöſiſcher Kunſt und namentlich auch der deutſchen Malerei der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erhält. Die frei gewordenen Räume werden wenigſtens einſtweilen der Berliner Galerie mehr Bewegung in der Aufſtellung ihres Beſitzes ermöglichen, deren ſie längſt ſchon entbehrt. Eine dankenswerte Bereicherung hat ſie neuerdings dadurch erfahren, daß ihr Böcklins „Römiſche Maifeier“ von dem Beſitzer des Bildes leihweiſe überlaſſen wurde.

— **Eine neue Menzel-Ausſtellung** hat der Berliner Künſtlerverein veranſtaltet. Sie umfaßt etwa achtzig Arbeiten des Meiſters, in weitaus überwiegender Mehrzahl Bleiſtiftzeichnungen der denkbar verſchiedenſten Dinge lebender und toter Natur, unter denen Studien zu dem „Eiſenwalzwerk“ und zu dem Guaſchbild „Auf der Reiſe“ nicht weniger feſſeln als die mit unglaublicher Vollendung ausgeführten Darſtellungen von Details alter Architekturen und Kircheninterieurs. Im Mittelpunkt des Intereſſes aber ſteht ein kleines Ölbild aus dem Jahre 1856, das einen Blick in das „Théâtre Gymnaſe zu Paris“ während einer Vorſtellung, die erleuchtete Bühne und einen Teil des Zuſchauerraums, mit höchſter Feinheit der Beobachtung ſchildert und von neuem erkennen läßt, wie nahe Menzel in jener frühen Schaffenszeit den modernſten impreſſioniſtiſchen Beſtrebungen ſtand, als deren erſten Vorläufer man ihn betrachten darf. Beachtung verdienen von ſonſtigen Vorführungen des Künſtlerhauſes daneben noch ein älteres, halb ſkizzenhaft gebliebenes Bild Böcklins, das eine Gruppe von Nymphen in Schleiergewändern im Schatten dichten Baumgezweigs zeigt und, ohne zu des Meiſters bedeutendſten Schöpfungen zu zählen, doch das Gepräge ſeines Geiſtes an ſich trägt, ſowie eine Reihe ſtimmungsvoller und dekorativ wirkſamer Landſchaftskompoſitionen des Münchener Benno Becker, der hier aus ſeinen meiſterhaften Schilderungen dunkler Nacht zu lichteren, aber doch zurückhaltenden Farbeneffekten hinſtrebt. In zahlreichen Paſtellen des Pariſers M. Dethomas lernt man endlich noch einen Künſtler kennen, der auf den Bahnen Steinlens wandelt und dabei mitunter an die Kraft eines Zuloaga leiſe anſtreift, aber neben dieſen Vorbildern doch erheblich zurücktritt.

— **Bei Keller u. Reiner in Berlin** feſſelt eine Ausſtellung von Werken Saſcha Schneiders. Den Mittelpunkt derſelben bildet das umfangreiche, vielteilige Koloſſalbild „Um die Wahrheit“, das ſchon im vorigen Jahre in Düſſeldorf Aufſehen erregte und auch jetzt wieder zu vielfachen Erörterungen über die künſtleriſche Ausdrucksform, in die ſein Gedankeninhalt gefaßt iſt, Anlaß gibt. Bekannt iſt auch die lebensgroße Gruppe „Ungleiche Waffen“. Als neue Schöpfungen aber geſellen ſich dazu eine „Nibelungenſchlacht“, die ein dichtes Gedränge kämpfender Geſtalten in farbigen Waffenröcken und geſchloſſenen Helmen mit phantaſtiſchen Helmzierden zeigt, die Geſtalt eines in ſeine Herrſchergedanken verſunken daſtehenden, auf eine Stadt tief unten und auf die weite Landſchaft mit ſtrengem Blick niederſchauenden Mannes, die ſich „Hohes Sinnen“ betitelt, die Figur eines von Schleiern umwallten, ein dornengekröntes Haupt in den Armen tragenden Weibes vor grauem Nebelduft, aus dem die Türme und Kuppeln ruſſiſcher Kirchen auftauchen, unter der Benennung „Myſtik“ und endlich die goldſchimmernde, vor goldigen Blütenſtauden mit erhobenen Armen, goldig flammendem Haar und brennendem Blick wie ein geheimnisvolles Kultusbild daſtehende Knabengeſtalt eines „Eros“, in der der ſymboliſche Gedanke, der allen dieſen Bildern zu Grunde liegt, wohl den reinſten maleriſchen Ausdruck findet. Nicht ſo reſtlos verkörpert er ſich in den übrigen Bildern der Ausſtellung und am wenigſten wohl in dem großen Hauptſtück derſelben, gegen deſſen künſtleriſche Logik mancher Einwand möglich wäre, ohne daß darum die in ihm bekundete ernſte Künſtlerſchaft beſtritten zu werden braucht. Neben Saſcha Schneider ſind es zwei Franzoſen, die in der Ausſtellung Beachtung fordern, der Plaſtiker Bartholomé, der in dem Marmorfigürchen der „Pleureuſe“ eine erſte Skizze zu der entſprechenden Geſtalt ſeines großartigen Totendenkmals vom Père Lachaiſe darbietet, und der in Paris lebende Maler Baleſtrieri mit ſeiner durch Reproduktionen allgemein bekannt gewordenen Atelierſzene vom Montmartre, deren Titel „Beethoven“ der in ihr geſchilderten Wirkung tiefſinniger Muſik entſpricht.

— **In der Herbſtausſtellung des Schulteſchen** Salons zu Berlin lernt man eine Reihe von Mitgliedern der Prager Künſtlervereinigung „Manes“ kennen, die allerdings keineswegs etwa ein beſonderes nationales Gepräge zu erkennen geben, ſondern erſichtlich teils von Wien, teils von Paris her beeinflußt ſind. Die intereſſanteſte Erſcheinung iſt Max Svabinſky, ein Meiſter des Porträts und der dabei mit ganz ungewöhnlicher Kunſt gehandhabten farbigen Lithographie. Daneben bringen Hudecek und Slavicek bemerkenswerte Landſchaften und Joza Uprka bunt bewegte Schilderungen aus dem Volksleben. Beachtung fordern ferner Kollektivausſtellungen des verſtorbenen Frankfurters Otto Scholderer, des Norwegers Holmboe, des gelegentlich auch neoimpreſſioniſtiſch malenden Holländers Hart-Nibbrig, des in Paris lebenden Spaniers Garrido und des in ſeinen Landſchaftsmotiven mit ziemlich derben Wirkungen arbeitenden franzöſiſchen Impreſſioniſten R. Seyſſaud ſowie ein „Begräbnis“ von Ch. W. Bartlett in Beer (England), mehrere feine Stilleben von C. Albrecht in Hamburg, feine Frauenporträte von J. Baugnies in Paris, außerordentlich raffiniert gemalte von Desvallières und noch weitere dem diesjährigen Pariſer Salon entſtammende Bilder.

— **In Stuttgart hat der Württembergiſche Kunſt**verein eine Ausſtellung von Werken moderner holländiſcher Malerei eröffnet, an der neununddreißig Künſtler mit einundſiebzig Arbeiten beteiligt ſind. Als ein Hauptwerk fordert der an Rembrandt anklingende „Thoraſchreiber“ von Joſeph Israels Beachtung. Ein breiter Raum iſt daneben dem originellen Jan Toorop gewährt. Trefflich vertreten ſind ferner Mesdag, Blommers, Biſchop, N. van der Waay, Thereſe Schwartz uſw. Gleichzeitig hat der Kunſtgewerbeverein zu Stuttgart eine Ausſtellung „Die Pflanze in der Kunſt“ veranſtaltet, die einen großen Teil der unter gleicher Bezeichnung zuerſt in Leipzig ſtattgehabten intereſſanten Vorführung noch einmal darbietet.

— **Ihr neues Ausſtellungs**jahr wird die Wiener Sezeſſion mit einer Kollektivvorführung der Werke Guſtav Klimts, eines ihrer bedeutendſten Mitglieder, zu Anfang November eröffnen. Im Hauptſaal des Sezeſſionshauſes werden die viel umſtrittenen Deckengemälde für die Aula der Univerſität zu Wien, die allegoriſchen Darſtellungen der Philoſophie, der Jurisprudenz und der Medizin, in ihrem geiſtigen und formalen Zuſammenhange als eine in ſich geſchloſſene Dekoration vorgeführt werden, in den übrigen Sälen aber ſonſtige neuere Schöpfungen des Malers auf dem Gebiet figürlicher Kompoſition, der Landſchaft und des Porträts. Eine reiche Sammlung von Zeichnungen und Studien wird das Geſamtbild ergänzen.

— **Entgegen dem früheren Be**ſchluß wird die Berliner Sezeſſion nun doch noch in ihrem bisherigen Hauſe eine wirklich letzte Ausſtellung veranſtalten. Sie ſoll am 7. November eröffnet werden, bis Anfang Januar k. J. dauern und mit Ausſchluß von Ölgemälden uſw. nur Werke zeichnender Kunſt und plaſtiſche Arbeiten vorführen.

— **Von dem Kunſt-, Kunſt**gewerbe- und Altertumsverein zu Koblenz iſt in der Feſthalle daſelbſt eine Kunſtausſtellung eröffnet worden, die Werke aus Berlin, Düſſeldorf, Karlsruhe, München, Weimar, Worpswede vereinigt und in Arbeiten der Kunſttöpferei, der Stickerei uſw. auch das moderne Kunſtgewerbe zum Wort kommen läßt.

Theater und Muſik.

— **Im Reſidenztheater zu Ber**lin wurde der neue Einakter „Sphinx“ von Frau M. E. delle Grazie, ein unbedeutendes, aber unterhaltendes Stück, das trefflich geſpielt wurde, freundlich aufgenommen. — Gerhart Hauptmann hat ein neues Schauſpiel unter dem Titel „Roſa Bernd“ vollendet und bei der Direktion des Deutſchen Theaters, wo das Stück die erſte Aufführung erleben ſoll, eingereicht.

— **Oskar Wildes Drama „Eine Frau ohne Be**deutung“ fand im Stadttheater zu Hamburg günſtige Aufnahme. — Im Thaliatheater erweckte der neue Schwank „Der Hochtouriſt“ von C. Kraatz und M. Neal Heiterkeit und Beifall. — Im Deutſchen Schauſpielhaus kamen zwei neue Stücke, „Der gnädige Herr“ von Frau Elsbeth Meyer-Förſter und der Einakter „Spielteufel“ von Paul Alexander, zur Aufführung. Das erſtere Drama brachte es nur zu kräftigem Erfolg, der hauptſächlich dem flotten Spiel der Frau A. Weſthofen als luſtiger Backfiſch Liesl zu verdanken war. Der Schwank „Spielteufel“ hatte zum Teil kräftige Wirkung. Auch trug der Verfaſſer Hervorrufe davon.

— **Das Gärtnerplatztheater in München** erzielte mit dem Gaſtſpiel der Frau Eleonore Duſe und ihrer italieniſchen Truppe in D'Annunzios Drama „La città morta“ (Die tote Stadt) guten Erfolg, beſonders durch das bewundernswerte Spiel der gefeierten Künſtlerin.

— **Das alte Ritterſtück „Wildfeuer“ von Halm** ging im Alten Theater zu Köln in Szene, vermochte jedoch mit ſeiner verwitterten Romantik das Publikum nicht zu feſſeln.

— **Ein neues Drama „Gottfried von Straßburg“** von Fritz Lienhard fand im Hoftheater zu Karlsruhe nur mäßigen Anklang, da ſeine Handlung das Publikum nicht intereſſieren konnte.

— **Im Hoftheater zu Schwerin wurde ein neues** Drama „Auf uferloſer See“ von dem ſerbiſchen Dichter G. Nuſics, das der ermordeten Königin Draga gewidmet worden war, aufgeführt, brachte es aber nur zu geringem Erfolg, obgleich in dieſer Ehebruchstragödie ſtarke Effekte gehäuft ſind.

— **Im Kaiſerjubiläumstheater zu Wien** fand ein kraſſes neues Stück „Das Goldſtück“ von Guido Liſt überraſchend viel Beifall. — Dem Raimund-Theater wurde durch die Zenſur die Aufführung des neuen Dramas „Liebesſünden“ von Werkmeiſter verboten. Der Held des Stückes iſt ein katholiſcher Geiſtlicher, der aus der Kirche austreten und die Mutter ſeines Kindes durch Heirat wieder zu Ehren bringen will. — Die neue Poſſe „Die Frau Tant'“ erweckte auf derſelben Bühne Heiterkeit und Beifall. — Im Joſephſtädter Theater wurde das neue einaktige Luſtſpiel „Flüſſige Luft“ von Paul Stark freundlich aufgenommen. — Auch das neue Luſtſpiel „Die Arche Noah“ von Joſ. Jarno, deſſen Handlung draſtiſche Szenen enthält, gefiel dem Publikum.

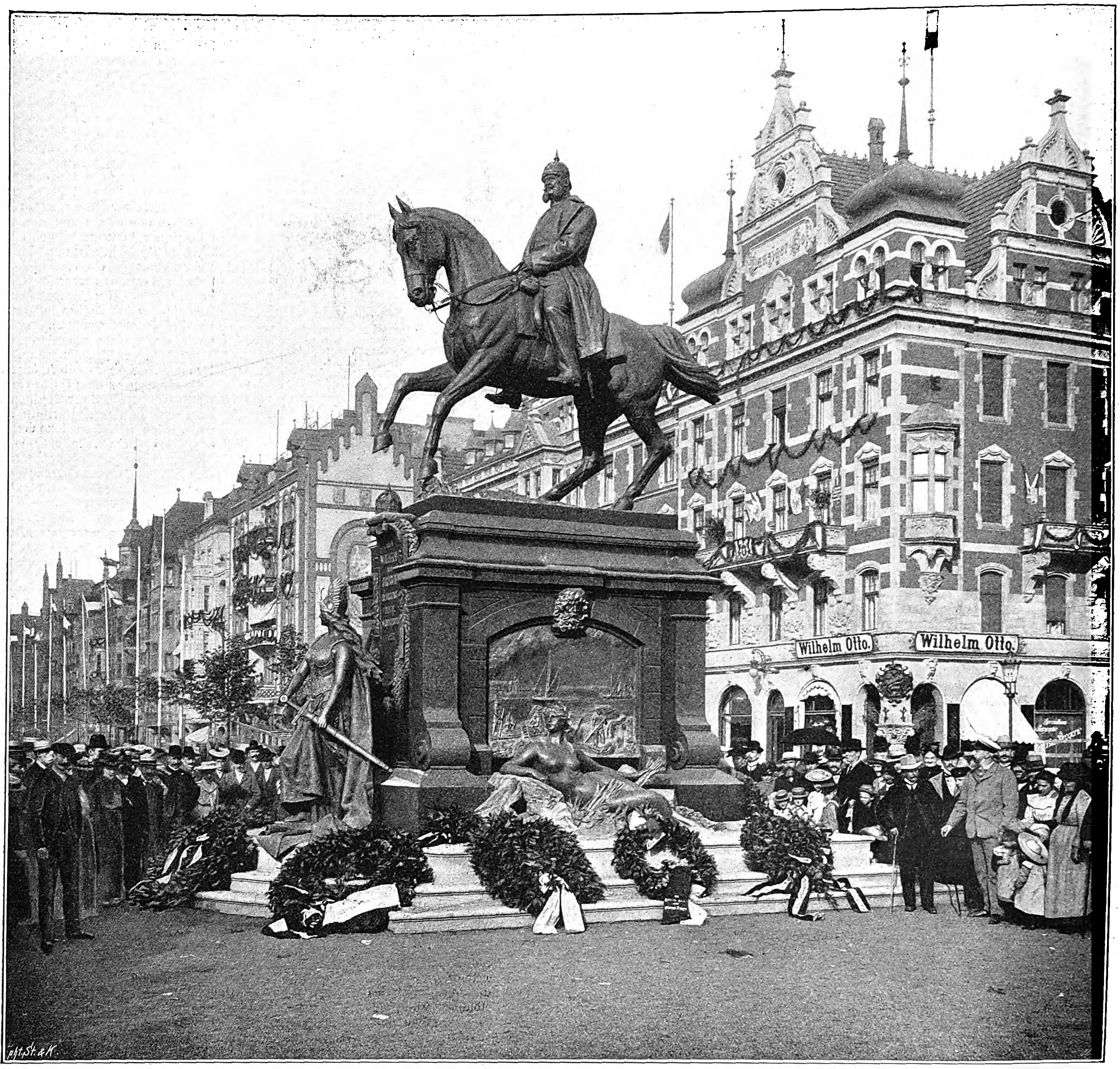
— **Der hundertjährige Todestag des Dichters** Vittorio Alfieri (8. Oktober) wird in Florenz, wo ſein Grab in Santa Croce mit einem ſchönen Denkmal von Canova geſchmückt iſt, durch ein Gedenkfeſt gefeiert werden.

— **Der Großherzog von Oldenburg** beabſichtigt, in Oldenburg eine Muſikakademie unter Leitung des Geigenvirtuoſen Willy Burmeſter zu errichten.

— **Ein neues Tanzmärchen „Méſalliance“,** Muſik von G. v. Rößler, fand im Hoftheater zu Kaſſel bei der erſten Aufführung nur mäßigen Beifall.

— **Große Wirkung hatte im Interimstheater** zu Stuttgart Mozarts „Don Giovanni“ in vollſtändig neuer Inſzenierung und mit möglichſt genauer Anlehnung an die urſprüngliche Faſſung der Oper. Nur der Abſchluß durch das Sextett mit dem Schlußvers „Laſterglück entflieht wie Rauch, wie man lebt, ſo ſtirbt man auch“ wollte dem Publikum nicht zuſagen.

— **Die neue Operette „Der Toreador“ von Ivan** Caryll und Lyonel Munckton erzielte im Theater an der Wien zu Wien lebhaften Beifall. Auch die ſehenswerte Ausſtattung der neuen Operette wurde gerühmt.


phot. St. & K.

Das am 21. September enthüllte Denkmal Kaiſer Wilhelms I. in Danzig. Modelliert von Prof. Eugen Boermel.

Das

Denkmal Kaiſer Wilhelms I. in Danzig.

Am 21. September wurde in Danzig in Gegenwart des Kaiſers das Denkmal Kaiſer Wilhelms I. enthüllt. Ein überaus glänzendes Schauſpiel bei echtem Kaiſerwetter ſpielte ſich vor den Augen einer großen Zuſchauermenge ab. Unter den zur Feier geladenen Ehrengäſten befanden ſich der Reichskanzler Graf v. Bülow in der Uniform des Bonner Huſarenregiments, Finanzminiſter Frhr. v. Rheinbaben, Landwirtſchaftsminiſter v. Podbielſki, Kriegsminiſter v. Einem, Admiral v. Tirpitz, der Chef des Zivilkabinetts Hr. v. Lucanus und der Oberbürgermeiſter Kirſchner aus Berlin.

Das Denkmal hat eine faſt zwölfjährige Vorgeſchichte, denn bereits im Jahre 1892 wurde in der Verſammlung des weſtpreußiſchen Provinziallandtages auf die Anregung des Abgeordneten Grafen v. Brünneck-Bellſchwitz die Errichtung eines Kaiſer-Wilhelm-Denkmals in der Provinzialhauptſtadt Danzig beſchloſſen. Alljährlich wurden 20000 ℳ für den Denkmalsfonds zurückgelegt, bis derſelbe mit Zinſen die Höhe von 124000 ℳ erreicht hatte. Zu Anfang des Jahres 1899 ging aus einer engeren Konkurrenz unter den Bildhauern Boermel, Boeſe, Eberlein, Ludwig Manzel, Schott und v. Uechtritz der erſtgenannte als Sieger hervor; ſein Entwurf fand auch die Zuſtimmung des Kaiſers.

Auf einem Poſtament mit granitenem Stufenunterbau erhebt ſich das Reiterſtandbild aus Bronze. Der Künſtler hat den Kaiſer als etwa Siebzigjährigen im Interimsrock mit Helm und offenem Mantel dargeſtellt. Auf einem leicht galoppierenden Pferde ohne Poſe ſitzend, das gütige Auge in die Ferne gerichtet, macht die Kaiſergeſtalt einen naturwahren und überzeugenden Eindruck. Das mit polierten Granitplatten verkleidete Poſtament, deren Form an die Danziger Renaiſſance gemahnt, iſt reich gegliedert. An der Stirnſeite, die die Inſchrift

KAISER WILHELM DEM GROSSEN
DIE DANKBARE PROVINZ WESTPREUSSEN
1903.

trägt, hält als gepanzerte Schützerin der Oſtſee und der Weichſel eine Boruſſia von herrlichen Formen und edlem Ausdruck die Wacht. Von ihren Schultern wallt ein Mantel mit dem Wappen der Provinz auf der Bruſt herab; die Rechte berührt leicht den Schwertknauf, während die Augen entſchloſſen unter dem Flügelhelm hervor in die Ferne blicken.

An den beiden Seitenwänden des Poſtaments ſind Bronzereliefs angebracht, deren Darſtellung mit der Provinz in enger Berührung ſtehen. Rechts Panzerſchiffe auf den Wogen der Oſtſee, dabei die Figur Ägirs, die Haare vom Meerwaſſer triefend, in der Rechten den Dreizack, die Linke auf einen Delphin geſtützt. Der Entwurf zu den Panzerſchiffen ſtammt vom Kaiſer ſelbſt. Links eine Weichſellandſchaft. Auf den leicht bewegten Wellen ſieht man Weichſelkähne und die für Weſtpreußen ſo charakteriſtiſchen Figuren der polniſchen Holzflößer auf ihren Traften. Am Ufer iſt ein Landmann mit dem Mähen ſeiner Wieſe beſchäftigt, während Bauermädchen harken oder Garben binden. Im Hintergrunde ſieht man die charakteriſtiſchen Linien der Marienburg als Wahrzeichen der Provinz Weſtpreußen. Vor dieſem ſich durch wohlgelungene Perſpektive und geſchickte Kompoſition auszeichnenden Relief lagert auf den Stufen zwiſchen gefällten Baumſtämmen an ſprudelndem Quell ein liebliches Weib, deſſen ſchöner Körper in einem Fiſchleib endet; es iſt die Verkörperung der Weichſel. Die Rückſeite des Poſtaments zeigt das Danziger Wappen, dabei die Throninſignien, die Krone auf einem mit Siegeln verſehenen Pergament, während der Purpurmantel mit der Kette des Schwarzen Adlerordens darüber bis an die Stufen herabreicht.

Das Denkmal iſt in der Gladenbeckſchen Gießerei in Bronze gegoſſen, das Poſtament aus ſchwediſchem Wanevik-Granit ausgeführt. Es beſitzt eine Höhe von 9 m und koſtet 130000 ℳ. Außerdem hat die Stadt Danzig die Auslagen für die ſchwierigen und umfangreichen Fundamentierungsarbeiten in der Höhe von ungefähr 40000 ℳ zu tragen. Das Denkmal hat durch ſeine Aufſtellung vor dem herrlichen Hohen Tore mit dem dahinter liegenden alten Stockturm ſowie der charakteriſtiſchen Silhouette des Marienkirchenturms in der Ferne einen ungemein wirkſamen Hintergrund erhalten. Die Schlichtheit des Monuments, die ungeſuchte Anpaſſung der Nebenfiguren ſowie die geſamte Linienführung geſtalten dieſe Schöpfung Prof. Eugen Boermels zu einem Kunſtwerk, auf das die Provinz Weſtpreußen mit Recht ſtolz ſein darf.

Danzig. **Oskar Meyer-Elbing.**

Zu Heinrich Wilhelm Doves hundertjährigem Geburtstage.

(6. Oktober.)

„Ein Fundament hat nur Wert durch das Haus, dem es zur Grundlage dienen ſoll, und die auf ſeine Konſtruktion verwendete Mühe war Zeitverſchwendung, wenn ſich nicht über ihm ein Gebäude erhebt, deſſen großartige Verhältniſſe auf die Tüchtigkeit ſeines Unterbaues ſchließen laſſen.“ Mit dieſen Worten kennzeichnete Dove den Stand der Meteorologie vor ſeinem erfolgreichen Eingreifen. Der Grund war ausgehoben, das Baumaterial herbeigeſchafft. Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch, Cotte, Sauſſure u. a. hatten Periodizitäten, klimatologiſche, baro- und thermometriſche Beobachtungen angeſtellt; aber den Hochbau der Witterungskunde ſelbſt führte Dove auf. Man nennt ihn darum mit Recht den Begründer der modernen Meteorologie.

Die genannten Gelehrten vor Dove veranſtalteten Ableſungen nach verſchiedenen Thermometerſkalen an beliebigen Orten. Es gehörte unendlich viel Zeit und Geduld ſowie Energie und Begeiſterung dazu, jenes ſchwer zu bewältigende Material der Wiſſenſchaft zugänglich zu machen. Dove leiſtete dieſe Arbeit, indem er die vorhandenen Beobachtungen umrechnete, reduzierte, ſichtete und ordnete. Man braucht nur die von ihm herausgegebenen Tafeln über die Temperaturen, Barometerſtände, Windrichtungen und die Mittelwerte, die er daraus gezogen, anzuſehen, um ſich klarzumachen, welche enorme Arbeit darin ſteckt. Er ſorgte auch dafür, daß der Nachwelt zuverläſſigere Beobachtungen überliefert werden. Nach ſeiner Angabe gründeten ſich meteorologiſche Inſtitute — zuerſt in Preußen, dann im übrigen Deutſchland und ſchließlich in der ganzen Welt — die einen beſtimmten Beobachtungskreis umfaßten. Die ungefähr um dieſelbe Zeit erfundene Telegraphie kam dieſen Beſtrebungen zu Hilfe. Und ſo verdanken wir es ihm, wenn wir heute über tägliche Wetterkarten verfügen, die ein genaues Bild von dem Zuſtande des Dunſtkreiſes über der Erde entwerfen.

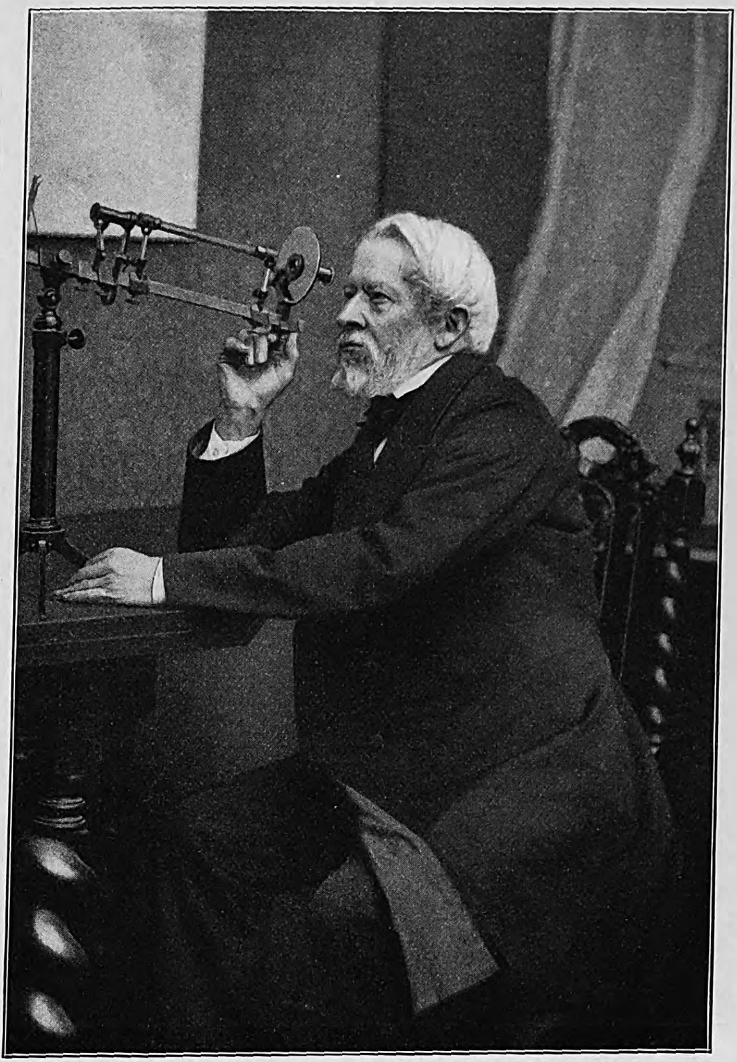
Dove ſtudierte ferner den Zuſammenhang der Niederſchläge mit den Veränderungen der Temperatur und des Waſſers. Seine Unterſuchungen über die Windverhältniſſe in Europa und über den Einfluß der Erddrehung auf die Strömungen ihrer Atmoſphäre führten ihn zur Formulierung des berühmten Geſetzes der Drehung. Nach dieſem wendet ſich in der nördlichen Erdhälfte der Wind, wenn Polar- und Äquatorialſtröme miteinander abwechſeln, im Mittel von Süden über Weſten, Norden und Oſten nach Süden. In der ſüdlichen Hemiſphäre dreht ſich der Wind unter der gleichen Vorausſetzung in umgekehrter Richtung. In dieſer Erdhälfte ſpringt er zwiſchen Norden und Weſten und Süden und Oſten häufiger zurück als zwiſchen Weſten und Süden ſowie zwiſchen Oſten und Norden; in der nördlichen iſt es umgekehrt.

Paſſate und Monſune ließen ſich nach dieſem Geſetz beurteilen, und in das ſcheinbare Chaos der Luftbewegung ward dadurch zum erſtenmal Regel und Ordnung gebracht. Es war nun klar erſichtlich, daß alle ſtetigen Winde durch die Drehung der Erde geändert, daß Äquatorialſtröme weſtlich und Polarſtröme öſtlich abgelenkt werden. Die Paſſate erwieſen ſich demnach als Polarſtröme und die Monſune als Abwechſlungen dieſer mit den Äquatorialſtrömen. Daraus konnte Dove den weiteren Schluß ziehen, daß die Winde von Norden nach Oſten auf unſerer Halbkugel Polarſtröme ſind. Die von Oſten nach Süden bilden den Übergang in den Äquatorialſtrom, der von Süden nach Weſten bläſt. Ein von Weſten nach Norden gerichteter bildet wieder den Übergang in den Polarſtrom. Auf der ſüdlichen Halbkugel iſt der Verlauf natürlich entgegengeſetzt.

Selbſt in den furchtbarſten Ereigniſſen der Atmoſphäre, in den wilden Stürmen, die bisweilen über weite Länder dahinbrauſen, wußte Dove Geſetzmäßigkeit nachzuweiſen, und vielleicht durch keine ſeiner Entdeckungen hat er der Menſchheit größeren Segen geſpendet als durch ſein Geſetz der Stürme. In dieſem zeigte er, daß die Urſachen, die das Gleichgewicht der Atmoſphäre ſtören, ununterbrochen tätig ſind, und zwar durch periodiſch ſich ändernde Einſtrahlung der Sonne, durch ungleiche Geſtaltung der feſten Erdoberfläche, durch Meeresſtrömungen und durch die verſchiedenen Formen des Waſſerdampfes. Die Windſtille iſt nach Dove ein Wunder und nicht der Wind; denn die Atmoſphäre ſucht ſtets das Gleichgewicht, ohne es zu finden. Das Streben, dieſes herzuſtellen, führt immer zu neuen Störungen. Wenn es auch gewiſſe Grundformen ſolcher Störungen gibt, ſo exiſtieren doch auch Übergänge zwiſchen den Hurrikanen, Galen, Ouraganen und Tempeten. Der Altmeiſter der Meteorologie lehrte ferner die Urſachen erkennen, welche die Ablenkungen der ſtetigen Winde verhindern.

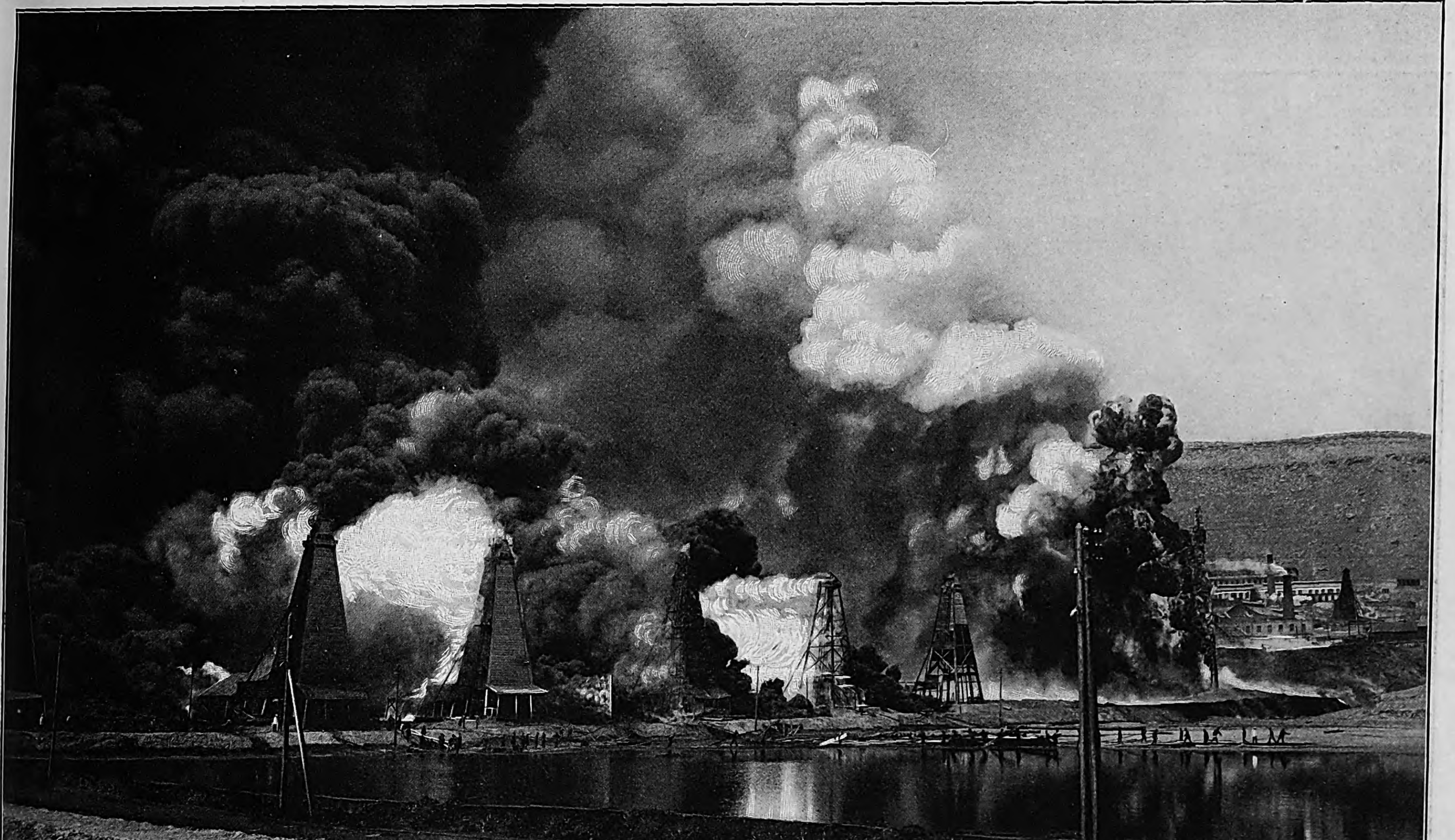
In der Weihnachtsnacht des Jahres 1821 brauſte ein gewaltiger Sturm über Europa dahin. Niemand ahnte in dieſem winterlichen Toſen einen tropiſchen Gaſt — außer Dove. Er wies die Wirbelnatur nicht nur dieſes, ſondern aller großen Orkane bei uns nach. Auf ſeinen Beobachtungen fußen die Sturmwarnungen, die an unſeren Küſten ſchon manchem Unheil vorgebeugt haben. Der Begründer der modernen Witterungskunde gab für alle Zonen der Erde beſtimmte praktiſche Regeln und ermöglichte es den Schiffern, an der Hand des Doveſchen Geſetzes das Zentrum des Sturms zu umgehen. So hat Dove, ein Kind der lieblichen Bergwelt Schleſiens, in der er am 6. Oktober 1803 (zu Liegnitz) geboren wurde, mitten im europäiſchen Binnenlande das Geſetz gefunden, nach dem der Seemann im fernen Chineſiſchen Meere ſein Fahrzeug lenken muß, wenn er dem wütenden Taifun entgehen will.

Selbſtverſtändlich war Dove auf allen Wiſſensgebieten zu Hauſe, die der Meteorologie Gefolgſchaft leiſten, ſo in der Elektrizität, Optik, Akuſtik und Mechanik. Bis zum Jahre 1873, in dem die vierte Auflage ſeines epochemachenden Werkes „Das Geſetz der Stürme“ erſchien, waren von ihm über fünfzig verſchiedene wiſſenſchaftliche Arbeiten veröffentlicht worden. Seine akademiſche Lehrtätigkeit begann er zu Königsberg i. Pr., von wo er im Jahre 1829 nach Berlin berufen wurde. Hier wirkte er ein halbes



Heinrich Wilhelm Dove.

Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.



Brand einer Naphthafontäne in Bibi-Ejbat bei Baku. Nach einer photographiſchen Aufnahme.

Jahrhundert hindurch als Lehrer und Pfadfinder im Reiche ſeiner Wiſſenſchaft. In den Vorträgen ebenſo wie in ſeinen Werken gebrauchte er eine klare, ſcharfe und prägnante Ausdrucksweiſe. Dabei würzte er ſeine Erörterungen gar oft mit kauſtiſchem Witz. Es war daher kein Wunder, daß ſeine öffentlichen Kollegien ſich eines überaus großen Zuſpruches erfreuten. Im Jahre 1846 hatte er das Meteorologiſche Inſtitut in Berlin gegründet. Zwei Jahre ſpäter wurde dasſelbe vergrößert und Dove die Miſſion übertragen, an verſchiedenen Orten Deutſchlands Filialen zu errichten.

Dem Vater einer Wiſſenſchaft von ſolcher Bedeutung, wie es die Wetterkunde iſt, fehlte es natürlich nicht an allerlei Auszeichnungen. Einen beſonderen Anlaß hierzu bot die Feier ſeines fünfzigjährigen Doktorjubiläums am 4. März 1876. Drei Jahre ſpäter, am 4. April 1879, ſtarb er in Berlin im Alter von ſechsundſiebzig Jahren. Er wird ſtets als ein Stern erſter Größe am Firmament der Wiſſenſchaft verehrt werden. Sein Glanz wird um ſo weniger verblaſſen, als es erſt kommenden Geſchlechtern gelingen dürfte, die Mechanik des Luftmeers zu erforſchen, für die Dove die Grundbegriffe geſchaffen hat.

Dr. Ludwig Karell.

Brand einer Naphthafontäne bei Baku.

Am 5. Auguſt brach in den Naphthabohrwerken von Bibi-Ejbat bei Baku in Kaukaſien ein Feuer aus, das durch ſeine Ausdauer und Verheerungswut alle früheren Feuersbrünſte weit in den Schatten ſtellte. Um ſechs Uhr nachmittags blickten die Einwohner von Baku beſtürzt zum Himmel empor; denn die ſonſt ſo heiße und ſtrahlende Sonne wurde plötzlich verdunkelt, und hinter dichten Wolken ſah man kaum noch eine runde rötliche Scheibe. Schnell war dieſer ſonderbare Vorgang erklärt, und mit Recht ſchob man in Baku dieſe Verdunkelung der Sonne wieder auf Bibi-Ejbat. Die dortige Fontäne der Naphthalaner Geſellſchaft, die bereits mehrere Tage ſprang, hatte ſich ſelbſt entzündet und ſchleuderte ihre Feuergarben bis zu 72 m Höhe in die Luft, wodurch Baku nachts in ein brandrotes Licht getaucht wurde; 50000 Pud Naphtha fielen hier täglich dem Element zum Opfer.

Doch nicht die Fontäne war es, die der Bevölkerung von Baku Furcht und Schrecken einflößte, ſondern der Gedanke daran, daß der hier häufig herrſchende Nordwind eintreten könnte. In dieſem Fall würde ganz Bibi-Ejbat ein Raub der Flammen geworden ſein. Doch der Himmel meinte es gut, und wenn auch dreiunddreißig Bohrtürme in vier Tagen verbrannten, ſo war man, als der Nord endlich einſetzte, doch gerettet; denn die nächſtſtehenden Bohrtürme waren bereits ein Opfer der Flammen geworden, und ſo weit auch die Fontäne ihre feurigen Zungen ausſtreckte, ſo gelang es ihr doch nicht, noch mehr Unheil anzurichten. Nur an einem einzigen Erdambar zeigte ſie ihre Kraft und Stärke, und im Zeitraum von zwei Tagen verbrannte der ganze Naphthavorrat, eine Million Pud. Dieſer Moment iſt auf unſerem Bilde feſtgehalten.

Vierzehn Tage lang ſchlug und wütete die Fontäne mit alter Gewalt, dann ermüdete ſie und ſandte nur noch in langen Pauſen ihre Feuergarben in die Luft. Doch ihr Erſterben ſollte noch viel Jammer mit ſich bringen; dreizehn Menſchen verbrannten im heißen Naphtha. Ein Unternehmer hatte ſich nämlich verpflichtet, für 33000 Rub. die Fontäne zu löſchen, und als ſich in einem Moment faſt völligen Verſagens etwa zweihundert Arbeiter mit Sand und Steinen auf die Fontäne ſtürzten, da brach ſie nochmals mit alter Gewalt hervor. Von der Hitze betäubt und vom Feuer geblendet, rannten die unglückſeligen dreizehn Mann anſtatt ins Freie in die noch brennenden Erdambaren und verbrannten vollſtändig.

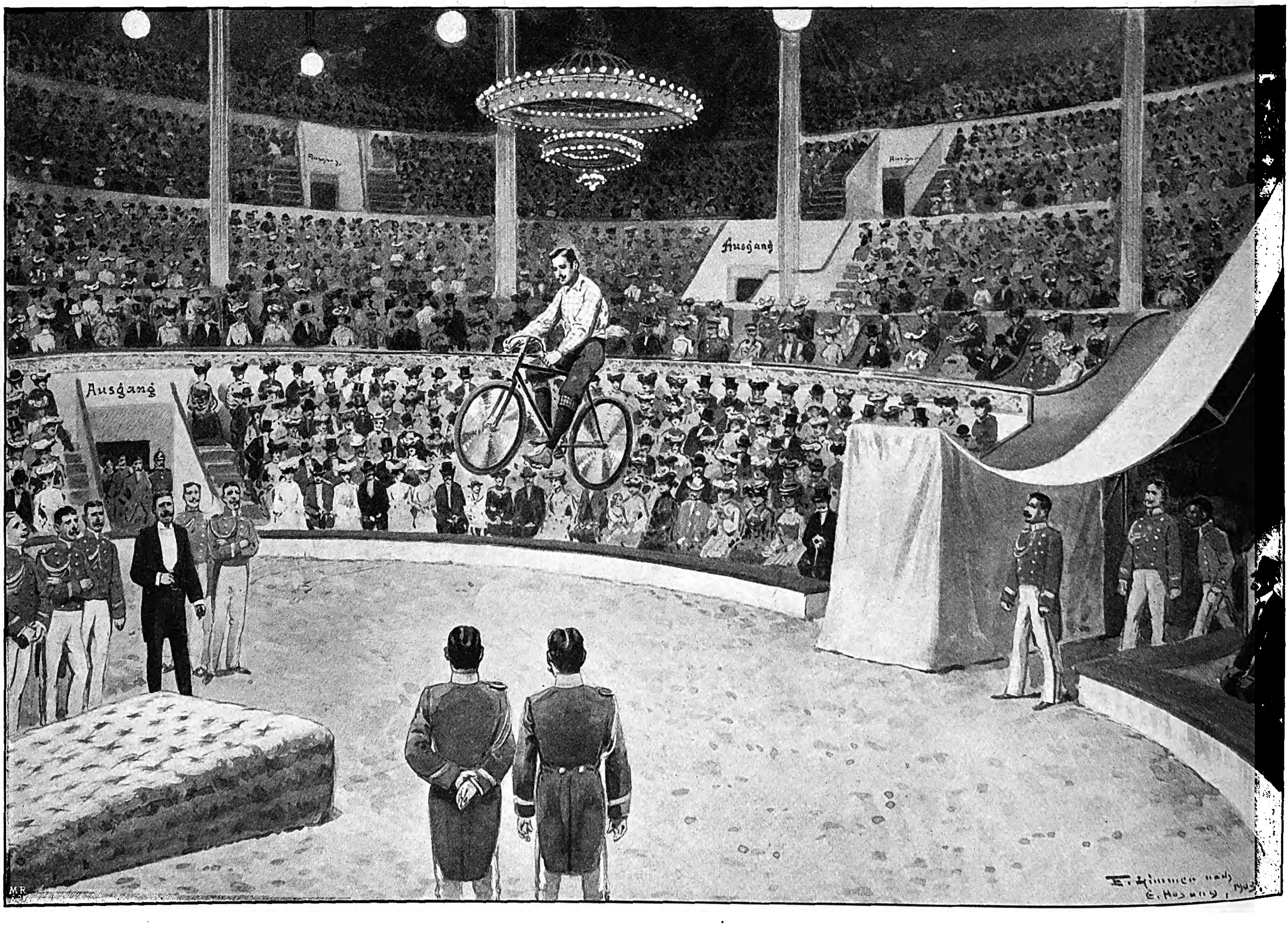
Baku. Viktor Raabe.

Fürſtin Eleonore Reuß j. L., † am 18. September.

Nach einer Photographie von Wilhelm Thieme in Halberſtadt

Fürſtin Eleonore Reuß.

Eine edle, von Jugend an auf das innere Leben gerichtete, tief chriſtlich geſinnte Frau und Dichterin iſt heimgegangen. Am 18. September entſchlief auf dem zu dem lieblichen Harzſchloß Ilſenburg gehörigen Marienhof Fürſtin Eleonore Reuß j. L., die einzige Schweſter des verſtorbenen Fürſten Otto zu Stolberg-Wernigerode. Geboren am 20. Februar 1835 zu Gedern als Tochter des Erbgrafen Hermann zu Stolberg-Wernigerode und ſeiner Gemahlin Emma, geborenen Gräfin zu Erbach-Fürſtenau, verlebte ſie ihre Jugendzeit vom dritten Jahre an auf dem Marienhof. Im Jahre 1841 fiel in dieſe ſonnige Jugend ein dunkler Schatten durch den Tod des älteſten Bruders, Grafen Albrecht, und den wenige Wochen ſpäter erfolgenden Tod des Vaters. Im September 1855 ging ſie als glückliche junge Frau mit dem Fürſten Heinrich LXXIV. Reuß j. L. in deſſen ſchleſiſche Heimat. In inniger Hingabe und liebevoller Anlehnung an den ihr gleichgeſinnten Gemahl hat ſie dann einunddreißig


Ausgang
Ausgang
E. Limmer nach E. Hosang, 1903

Der „Todesſprung“ des Radfahrers Paul Mündner im Zirkus Buſch zu Berlin.

Nach einer Skizze von E. Hoſang gezeichnet von E. Limmer.

Jahre auf Schloß Jänkendorf als Hausherrin und Mutter gewaltet, eine Zeit reichen und tiefen Glückes. Ihrer Ehe entſproſſen zwei Prinzen, der in Großkrauſche bei Bunzlau wohnende, mit Eliſabeth Gräfin zu Solms-Laubach vermählte Prinz Heinrich XXV. und Prinz Heinrich XXXI., ſowie zwei Prinzeſſinnen, von denen die ältere, Klementine, bei der Mutter lebte, während die zweite, Eliſabeth, mit dem Fürſten Reuß-Köſtritz vermählt iſt. Im Jahre 1886 kehrte Fürſtin Eleonore als Witwe nach Ilſenburg zurück. Drei Jahre durfte ſie noch der alternden Mutter zur Seite ſtehen. Seitdem hat ſie viele Tränen der Leidenden getrocknet und im verborgenen viele Wohltaten geübt.

Ihre Schriften, von denen außer drei Bänden „Gedichte“ beſonders die Biographien der Gräfin Friederike v. Reden, des Hrn. v. Thadden und Philipp v. Nathuſius' bekannt geworden ſind, haben vielen Troſt und Freude geſpendet. In faſt alle neueren Geſangbücher iſt ihr ſchönes Jahresſchlußlied „Das Jahr geht ſtill zu Ende“ aufgenommen worden, ein köſtliches Vermächtnis an die evangeliſche Chriſtenheit.

Der „Todesſprung“ des Radfahrers Mündner.

Berlin iſt ſeit kurzem um eine wirkliche „sensation“ in ſeinem Vergnügungsprogramm bereichert worden, und zwar durch den mehr als tollkühnen „Todesſprung“, den der in den Kreiſen der Sportwelt rühmlichſt bekannte Berliner Meiſterſchaftsfahrer Paul Mündner allabendlich im Zirkus Buſch unter dem ungeſtümen Jubel des bis auf den letzten Platz gefüllten Hauſes auf ſeinem Zweirad zur Ausführung bringt. Mündner hat mit dieſem neuen, einzig in ſeiner Art daſtehenden Trick einen Rekord aufgeſtellt, den ihm ſo leicht kein anderer ſtreitig machen dürfte. Der Genannte, der ſeit einiger Zeit aus der Reihe der tonangebenden Berufsradfahrer ausgeſchieden iſt, trat im verfloſſenen Frühjahr als Konkurrent des amerikaniſchen Schleifenfahrers (looping the loop) Mr. Diavolo im Zirkus Buſch auf. Als ſolcher erntete er wegen wirklich tadelloſer und eleganter Durchführung des recht gewagten Experiments und geſtützt auf ſein bekanntes Renommee als Radfahrer in Breslau, Wien und Hamburg wohlverdienten Beifall. In Berlin nun hat er dieſer Nummer, die ſich noch immer, wie der Augenſchein lehrt, als zugkräftig erweiſt, eine zweite hinzugefügt, den oben angedeuteten „Todesſprung“ auf dem Zweirad, eine wirklich erſtaunliche Leiſtung, die denn auch die Wirkung auf die Maſſen nicht verfehlt und tatſächlich den eigentlichen „clou“ des ganzen großen Vergnügungsrepertoires der Weltſtadt an der Spree bildet.

Mündners Neuſchöpfung bietet ein Bild ſo rieſigen Wagemuts, ſo unglaublichen Vertrauens in die eigene Tüchtigkeit und ſo großer Gewandtheit und phyſiſcher Kraft, daß mit ihr auch dem ſenſationslüſternſten, überſättigten Weltſtädter Genüge getan wird. Etwas Aufregenderes iſt kaum denkbar als dieſer nur nach Sekunden zählende Vorgang. Aus der Höhe der Zirkuskuppel, etwa 16 m, ſauſt der kühne Radler auf ſchmaler, ſteiler Bahn mit ſeinem Rade herab in die Tiefe bis zum Rande der Manege, wo die Holzbahn, etwas nach oben gekrümmt, jäh abſchneidet. Die Spannung im Zuſchauerraum hat jetzt den Höhepunkt erreicht — über jene Endſpitze hinweg fliegt der tollkühne Stahlroßreiter in hohem Bogen durch die Luft über die tief unter ihm liegende, 12 m breite Kluft hinweg und landet wohlbehalten, wenn auch in gewaltigem Aufprall, auf einem gepolſterten Poſtament, das ſchräg nach dem Ausgange zu abflacht.

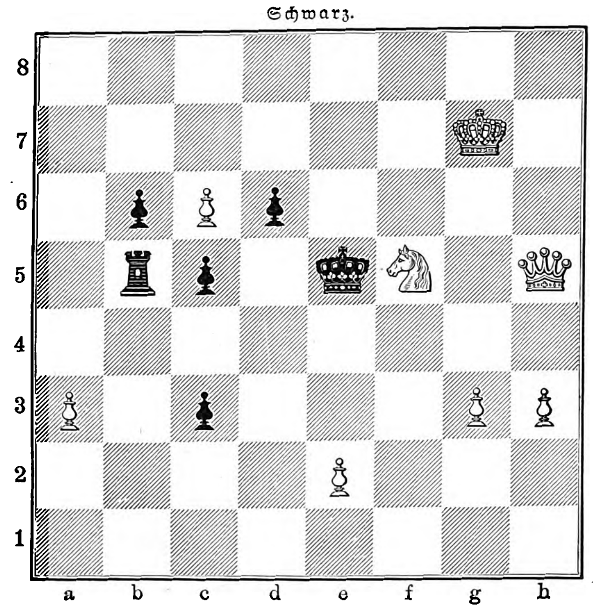
Alles in allem, der „Todesſprung“ Mündners iſt eine Bravourleiſtung erſten Ranges; der Zirkus Buſch hat ſich damit einen Kaſſenmagnet geſichert, der gewiß längere Zeit vorhalten wird. Capt. van Beeker.

Schach.

Aufgabe Nr. 2942.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Von Dr. A. W. Galitzky in Nolinsk.



Wir veröffentlichen heute die beiden letzten Preisprobleme aus dem Turnier des „Wedrowice“. Die Diagrammaufgabe, die den ſechſten Preis erhielt, iſt eine Schöpfung kleinen Stils; ſie iſt aber ſehr gefällig. Das nachfolgende, mit dem achten Preis bedachte Typenproblem tritt glänzender und anſpruchsvoller auf, krankt aber an einem ſchwachen Einleitungszug.

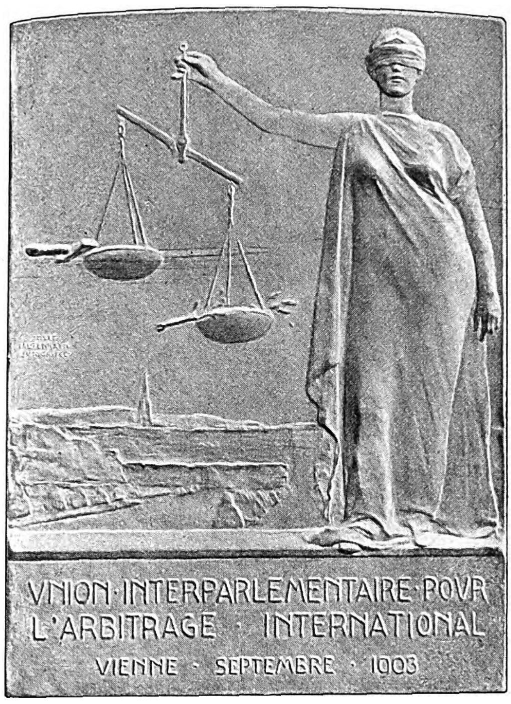
Von L. Vetešnik in Oſyky.

Weiß: K. e 1. D. e 2. L. d 3, h 6. S. c 4, d 8. B. b 3, e 4, g 2, h 2.
Schwarz: K. d 4. D. b 3. T. a 8. L. a 3. S. a 4, b 1. B. a 6, b 2, c 3, e 6, f 4, g 3.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Die Erinnerungs-Plakette des Wiener Kongreſſes der Interparlamentariſchen Union für Schiedsgerichte.

Der über fünfhundert aktive und ehemalige Parlamentarier aus faſt ſämtlichen konſtitutionellen Ländern Europas zählende Kongreß der Interparlamentariſchen Union für Schiedsgerichte, der Anfang September im Wiener Herrenhauſe tagte, nahm einen glänzenden und würdevollen Verlauf. Er wurde vom Miniſterpräſidenten v. Körber mit einer ſchwungvollen Rede eröffnet. Den Vorſitz führte der ehemalige Miniſter v. Plener, der Obmann der öſterreichiſchen Gruppe der Union. In den Sektionen wurde fleißig gearbeitet, und die namens der öſterreichiſchen Gruppe vom Frhr. Pirquet v. Ceſenatico beantragte Reſolution betreffs obligatoriſcher Aufnahme der Schiedsgerichtsklauſel in alle neu abzuſchließenden internationalen Staatsverträge wurde einſtimmig angenommen. Die Soiree im Palais des Grafen v. Harrach, die Vorſtellung im Kaiſerlichen Opernhaus, ein von der Stadt Wien gebotenes Feſtmahl im Rathaus und ein glänzendes Bankett im Hôtel Continental boten den Mitgliedern der polyglotten, um das Banner des Friedens geſcharten Union und ihren Damen angenehme Zerſtreuungen.


UNION · INTERPARLEMENTAIRE · POUR
L'ARBITRAGE · INTERNATIONAL
VIENNE · SEPTEMBRE · 1903

Plakette zur Erinnerung an den Wiener Kongreß der Interparlamentariſchen Union für Schiedsgerichte.

Ausgeführt von J. J. Tautenhayn.

Eine dauernde Erinnerung an ihre Wiener Seſſion bildet für ſie die ihnen von der öſterreichiſchen Gruppe gewidmete Plakette, die wir unſeren Leſern im Bilde vorführen. Sie iſt in warm getönter Bronze ausgeführt und allegoriſiert den angeſtrebten Sieg des Friedensgedankens: Eine Frauengeſtalt in antiker Gewandung mit verbundenen Augen hält in der erhobenen rechten Hand eine Wage; in der einen Schale ruht das Schwert, in der anderen der ſchwerer wiegende Lorbeer des Friedens. Der zart ausgeführte Hintergrund zeigt den Ausblick auf das Panorama von Wien mit ſeinem Wahrzeichen, dem Stephansturm. Die Aufſchrift lautet: Union Interparlementaire pour l'Arbitrage International. Vienne. Septembre 1903. Die Plakette iſt eine Schöpfung des noch jugendlichen Bildhauers J. J. Tautenhayn, eines Sohnes und Schülers des Kaiſerlichen Kammermedailleurs Tautenhayn.

Himmelserſcheinungen.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes			des Mondes	
				Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	Aufgang	Untergang
Okt.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
4.	12 47 51	11 49 4	—10 56	— 4 5	345	+ 1 58	am Tage	3 40 fr.
5.	12 51 47	11 48 46	11 14	— 0 15	357	— 0 52		4 45
6.	12 55 44	11 48 27	11 33	+ 3 40	10	+ 0 17	5 40 ab.	am Tage
7.	12 59 41	11 48 10	11 50	7 30	23	1 28	6 7	
8.	13 3 37	11 47 52	12 8	11 2	36	2 33	6 37	
9.	13 7 34	11 47 35	12 25	14 3	49	3 33	7 11	
10.	13 11 30	11 47 19	—12 41	+16 23	63	— 4 21	7 53	

Sonne: Gerade Aufſteigung 191° 58′ ($12^{h}\,48^{m}$), ſüdliche Abweichung 5° 8′ (den 7.).

Sonnenaufgang 6 Uhr 20 Min., Sonnenuntergang 5 Uhr 35 Min. (den 7.).

Mond: Vollmond den 6. nachmittags 4 Uhr 24 Min.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur geht zu gleicher Zeit mit der Sonne auf. — **Venus** ($162\frac{1}{2}^{\circ} = 10^{h}\,58^{m}$ gerade Aufſteigung, $\frac{1}{4}^{\circ}$ nördliche Abweichung), im Sternbilde des Löwen, wird den 7. wieder rechtläufig; ihre Sichtbarkeitsdauer iſt von 4 Uhr früh an $\frac{3}{4}$ Stunde und erſtreckt ſich bis in die helle Morgendämmerung. — **Mars** ($248\frac{1}{2}^{\circ} = 16^{h}\,34^{m}$ gerade Aufſteigung, $23\frac{1}{3}^{\circ}$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Skorpions, geht 2 Stunden nach der Sonne unter und iſt nahe 1 Stunde lang niedrig im Südweſten zu ſehen. — **Jupiter** ($347^{\circ} = 23^{h}\,8^{m}$ gerade Aufſteigung, $7\frac{1}{4}^{\circ}$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Waſſermanns, iſt zeitig abends am öſtlichen Himmel zu finden und jetzt in dieſer Gegend das hellſte Geſtirn; ſeinen höchſten Stand am Südhimmel erreicht er nachts bald nach 10 Uhr, der Untergang erfolgt früh vor $3\frac{3}{4}$ Uhr. Verfinſterungen der Jupitermonde: des zweiten den 5. abends, Austritt 8 Uhr 12 Min.; des dritten den 9. abends von 7 Uhr 23 Min. bis 10 Uhr 25 Min.; des erſten den 10., Austritt früh 0 Uhr 36 Min. — **Saturn** ($305\frac{1}{4}^{\circ} = 20^{h}\,21^{m}$ gerade Aufſteigung, $20\frac{1}{4}^{\circ}$ ſüdliche Abweichung), im Sternbilde des Steinbocks, nimmt den 9. wieder rechtläufige Bewegung an, ſteht abends vor $7\frac{1}{2}$ Uhr im Süden und geht nachts gegen $11\frac{1}{2}$ Uhr unter. — **Uranus** ($261\frac{1}{2}^{\circ} = 17^{h}\,26^{m}$ gerade Aufſteigung, $23\frac{1}{8}^{\circ}$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Skorpions, bleibt bis nach $8\frac{1}{4}$ Uhr abends über dem Geſichtskreiſe.

Partielle Mondfinſternis den 6. Oktober.

Bei dieſer Finſternis bleibt nur ein kleiner Teil des Monddurchmeſſers, und zwar wenig über ein Zehntel nach Südweſten zu, außerhalb des Schattenkegels der Erde. Der Anfang findet nachmittags 2 Uhr 40 Min. ſtatt, das Ende erfolgt nachmittags 5 Uhr 55 Min. Die Sichtbarkeit erſtreckt ſich über das weſtliche Nordamerika, den Großen Ozean, Auſtralien, Aſien, den Indiſchen Ozean ſowie den größten Teil Europas und Afrikas. Im mittleren Deutſchland, wo der Mond nachmittags 5 Uhr 30 Min. aufgeht und noch tief am öſtlichen Himmel ſteht, kann nur das Ende der Finſternis geſehen werden.

Sternbedeckung durch den Mond.

Den 10. Oktober wird der Stern 1. Größe α Stier (Aldebaran) vom Monde bedeckt. Der Eintritt in den Mondrand erfolgt abends 9 Uhr 17 Min.; der Austritt (Wiedererſcheinen des Sterns) um 10 Uhr 12 Min. Die Erſcheinung iſt ſchon in kleineren Fernrohren gut zu beobachten.

Wetterbericht.

Die Beobachtungen ſind früh 7, bezw. 8 Uhr.

b = bedeckt, w = bewölkt, h = heiter, r = Regen, s = Schnee, n = Nebel, g = Gewitter, st = Sturm.

Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10° = 8° Reaumur) gegeben.

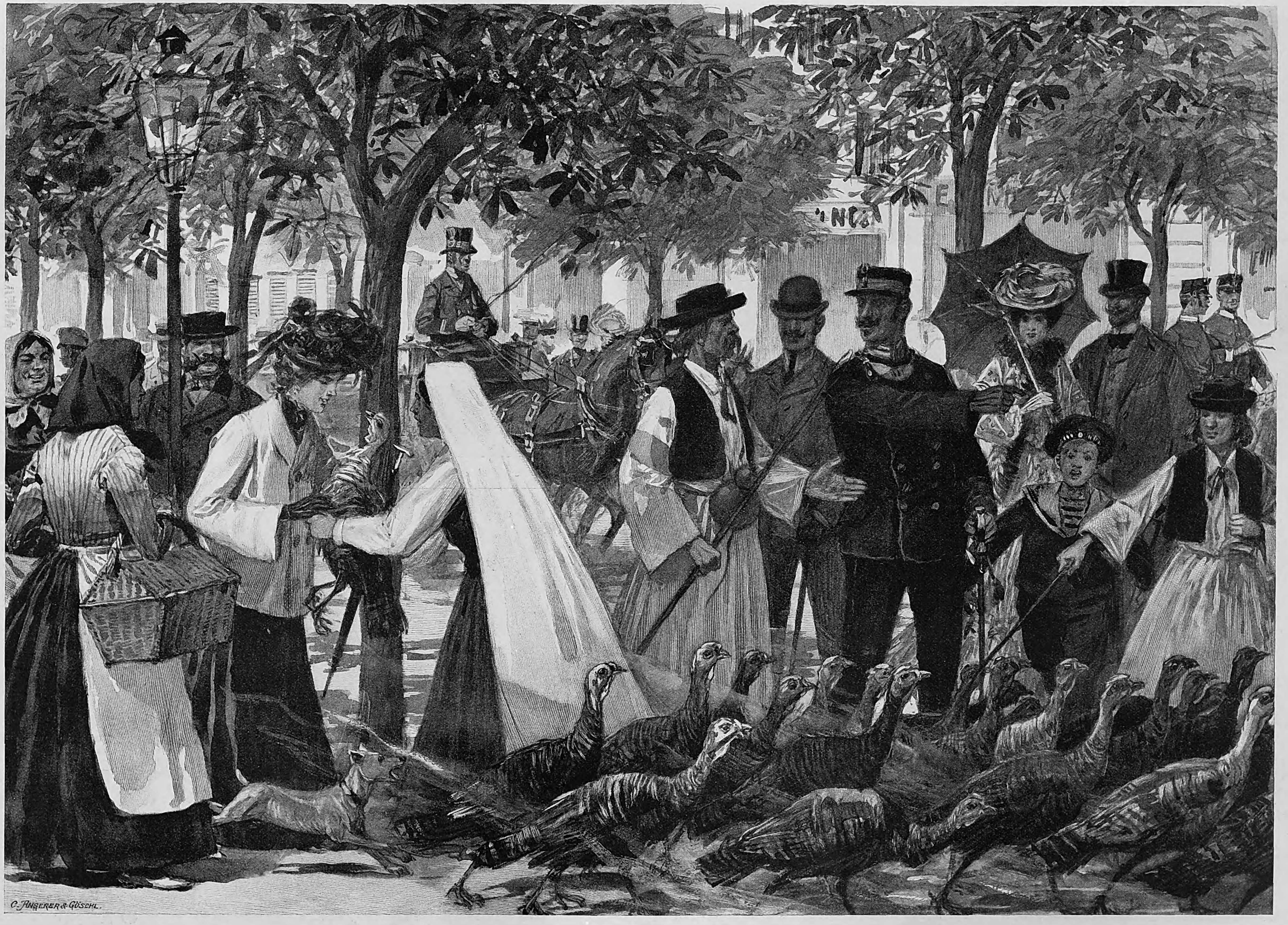
Stationen	Sept. 21	Sept. 22	Sept. 23	Sept. 24	Sept. 25	Sept. 26	Sept. 27
Valentia	+16 b	+16 b	+16 b	+14 b	+14 w	+16 b	+13 w
Breſt	+15 b	+16 w	+16 h	+14 b	+15 w	+14 h	+16 b
Paris	+14 w	+15 r	+16 n	+13 w	+16 w	+ 9 h	+13 h
Helder	+14 h	+11 h	+14 h	+15 n	+14 h	+15 b	+10 n
Brüſſel	+13 h	+12 w	+15 b	+15 b	+16 b	+12 n	+15 w
Neapel	+15 h	+17 b	+18 w	+18 h	+17 h	+17 w	+18 h
Florenz	+13 h	+17 h	+17 w	+13 h	+11 h	+16 w	+14 h
Trieſt	+17 h	+17 h	+16 h	+16 h	+17 h	+17 h	+15 h
Wien	+10 h	+10 h	+ 8 h	+ 8 h	+ 8 h	+ 9 h	+12 w
Budapeſt	+11 b	+12 h	+ 9 h	+12 h	+11 h	+11 h	+12 w
Hermannſtadt	+10 b	+13 b	+ 7 h	+12 h	+ 7 h	+ 9 h	+ 7 h
Odeſſa	+10 h	+12 b	+ 9 h	+10 w	+ 5 n	+ 8 h	+11 h
Archangelſk	+10 b	+ 4 b	+ 4 r	+ 2 w	—	— 1 b	—
St. Petersburg	+ 9 b	+ 7 h	+ 7 w	+ 4 h	—	+ 7 b	—
Haparanda	+10 h	+ 6 w	+ 9 w	+ 9 h	+10 w	+11 b	+ 4 b
Stockholm	+11 h	+11 h	+11 h	+11 h	+12 h	+10 b	+10 h
Chriſtianſund	+10 n	+11 h	+ 9 n	+10 h	+11 w	+12 n	+11 w
Oxö	+10 h	+13 h	+10 h	+10 n	+10 h	+11 h	+ 9 b
Kopenhagen	+ 9 n	+ 8 n	+10 n	+ 9 n	+11 h	+11 n	+ 9 n
Memel	+11 h	+12 b	+14 b	+13 b	+14 b	+10 n	+ 8 n
Kiel	+12 h	+11 h	+10 h	+10 n	+10 h	+12 b	+12 n
Hamburg	+11 h	+10 h	+10 h	+10 n	+10 h	+13 n	+13 n
Wilhelmshaven	+11 h	+ 9 h	+ 9 h	+10 h	+10 w	+14 n	+14 n
Hannover	+10 h	+ 7 h	+ 8 h	+ 8 h	+ 9 h	+14 b	+13 w
Leipzig	+ 8 h	+ 8 h	+ 9 h	+ 8 h	+ 8 h	+13 w	+12 b
Berlin	+ 9 h	+ 9 h	+10 h	+11 h	+10 h	+10 w	+11 n
Breslau	+ 6 h	+10 h	+ 6 n	+ 7 n	+ 7 n	+ 7 n	+14 b
Mülhauſen i. E.	+10 h	+ 9 w	+15 b	+13 n	+14 w	+14 w	+13 n
Karlsruhe	+11 h	+12 h	+ 9 h	+11 h	+ 9 w	+15 n	+12 r
Friedrichshafen	+ 9 w	+10 b	+ 9 n	+ 8 w	+11 n	+13 w	+12 w
München	+ 9 h	+ 8 b	+ 7 w	+ 7 n	+ 8 n	+14 b	+12 w
Brocken	+ 8 h	+ 6 h	+ 7 h	+10 h	+10 h	+ 9 n	+ 7 n
Säntis (2500 Mtr.)	+ 3 h	+ 4 h	+ 2 h	+ 5 h	+ 3 n	+ 3 h	+ 2 n
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+17 b	+16 w	+14 w	+21 b	+20 w	+17 w	+21 b
Malaga	+20 r	+19 h	+19 h	—	—	—	—
Biarritz	+19 b	+19 h	+15 h	+17 h	+17 w	+21 h	+22 b
Nizza	+17 w	+16 w	+17 h	+17 h	+15 w	+17 h	+15 h
Leſina	+19 h	+19 h	+19 h	+18 h	+18 h	+19 h	+18 h
Helgoland	+11 h	+12 h	+13 h	+12 h	+13 h	+15 b	+15 h
Keitum (Sylt)	+12 h	+10 h	+11 h	+11 b	+10 h	+11 w	+12 n
Borkum	+12 h	+10 h	+11 h	+11 h	+13 h	+14 n	+15 b
Aachen	+11 h	+ 8 h	+14 b	+12 h	+14 w	+11 w	+10 h
Bad Reinerz (Schl.)	+ 4 h	+ 4 h	+ 4 h	+ 4 h	+ 4 h	+ 9 h	+10 h
Bad Kiſſingen	+10 h	+ 8 h	+ 5 h	+ 4 n	+ 4 h	+11 b	+ 8 n
Wildbad (Schwzw.)	+ 6 h	+10 b	+ 7 h	+ 8 h	+ 7 h	+12 n	+11 h
Davos	+ 1 h	+ 2 h	+ 1 h	+ 2 h	+ 3 w	+ 7 b	+ 5 w
Heiden (Schweiz)	+ 7 h	+ 8 h	+11 h	+ 9 h	+ 9 w	+12 h	+11 h

Tiſchgebet der Pfründner.

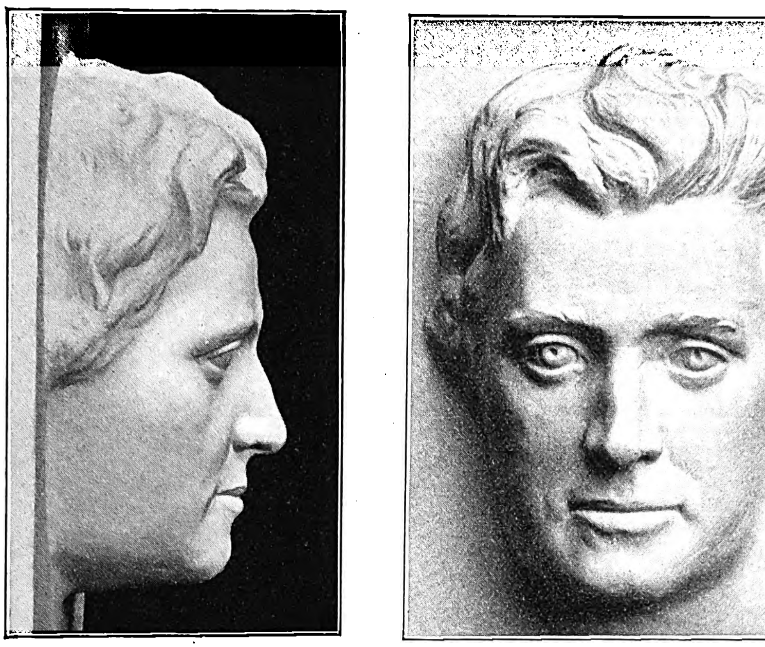
Gemälde von Otto Piltz.

Die Glocke hat eben zum Mittageſſen gerufen. Bevor ſich die alten Männer des Pfründnerhauſes niederſetzen zu ihrem frugalen Mahl, vernehmen ſie noch einige kurze Worte aus dem Buche der Bücher, um mit dieſem Troſt im Herzen ſich ihrer Gemeinſamkeit zu freuen. Es iſt ein eigenartiges, ſentimentales Gefühl, das uns bei dem Gemälde von Otto Piltz beſchleicht. Liebermann und Gotthard Kuehl haben das gleiche Thema behandelt und an dieſelben Saiten wie der Maler unſeres Bildes zu rühren gewußt. Was kann man nicht alles in dieſen Charakterköpfen leſen, wie kann man nicht mit den vom Alter gebeugten, vielleicht auch von Krankheit heimgeſuchten Geſtalten die Ereigniſſe eines Menſchenlebens mit empfinden! Der Pſycholog könnte hier, wie es der Künſtler getan, ſeine Studien machen und an den Geſichtern der einzelnen die Frage ergründen, welche Lebensſchickſale es geweſen, die die ehrwürdigen Alten am Abend ihres Lebens in dieſes Aſyl zuſammengeführt haben. Sind ſie vom Kummer gebeugt, von all den ihrigen verlaſſen, ſo daß ſie keine Stütze mehr haben, an der ſie ihr müdes Haupt zur Ruhe legen können, oder iſt es bei anderen wieder die ſtille Freude, hier ihr Daſein zu beſchließen, iſt es Glück und das Gefühl der Zufriedenheit, das in dieſem Augenblick ihr Inneres bewegt?

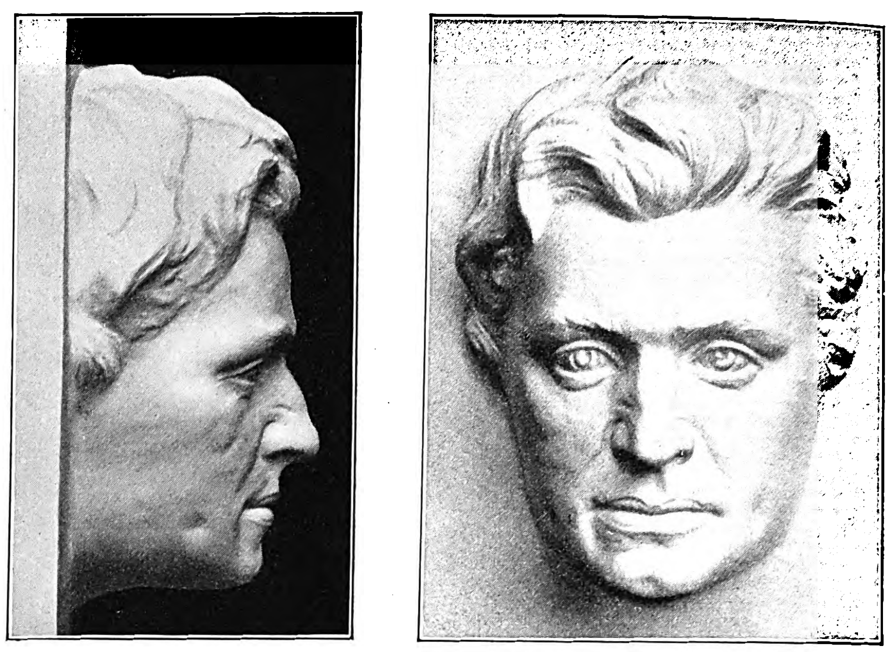
Otto Piltz, geboren 1846 zu Allſtedt (Sachſen-Weimar), war früher Profeſſor an der Kunſtſchule in Weimar und gehört ſeit 1889 der Münchener Künſtlerſchaft an. Von ſeinen Bildern haben wir bereits zwei in der „Illuſtrirten Zeitung“ reproduziert: in Nr. 2953 (1. Februar 1900) das Gemälde „In der Werkſtatt des Bauern“ und in Nr. 3019 (9. Mai 1901) das „Mailied“.


C. Angerer & Göschl.

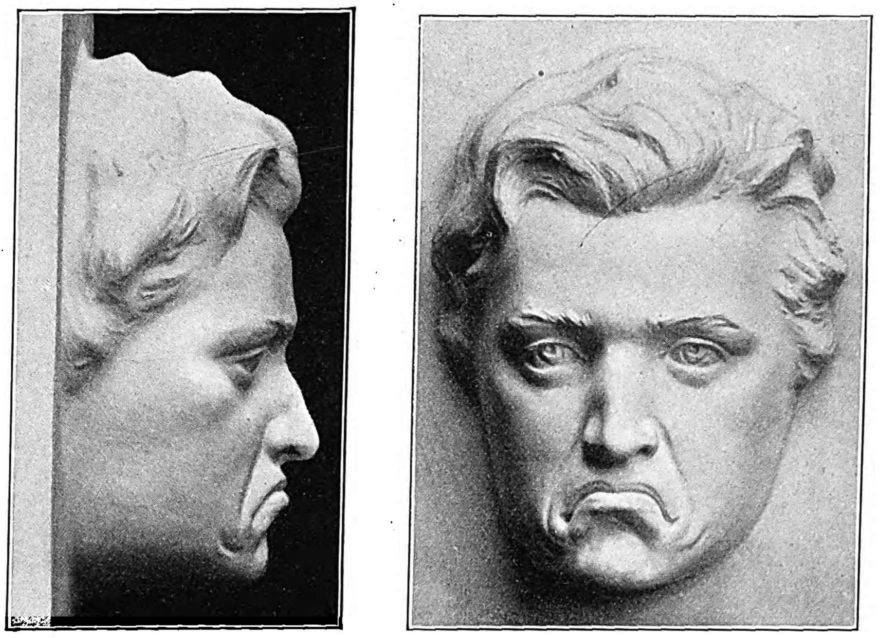
Slawoniſche Truthühnerhändler in einer zisleithaniſchen Stadt. Nach einer Skizze von F. Schlegel gezeichnet von O. Gerlach.



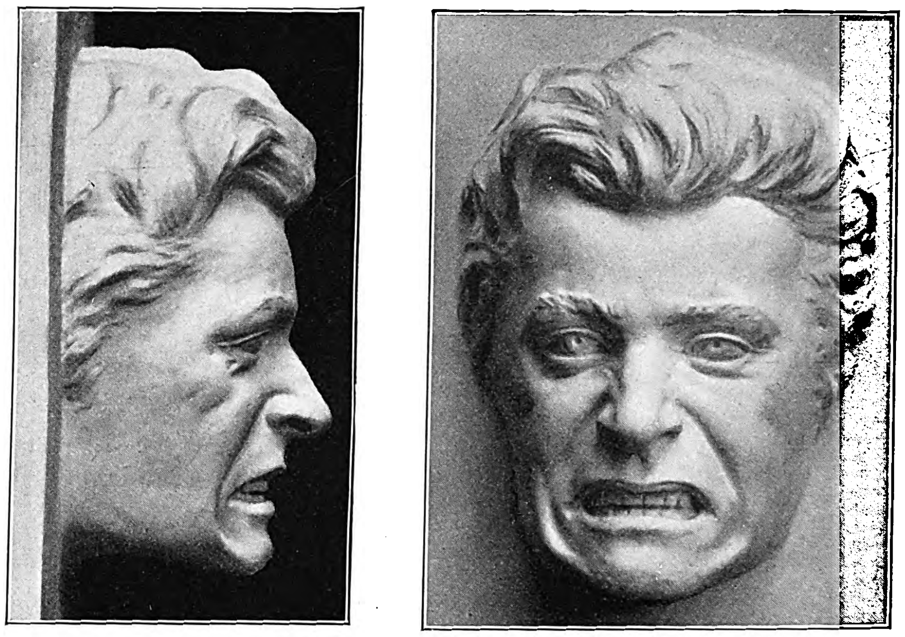
Der ſüße Zug.



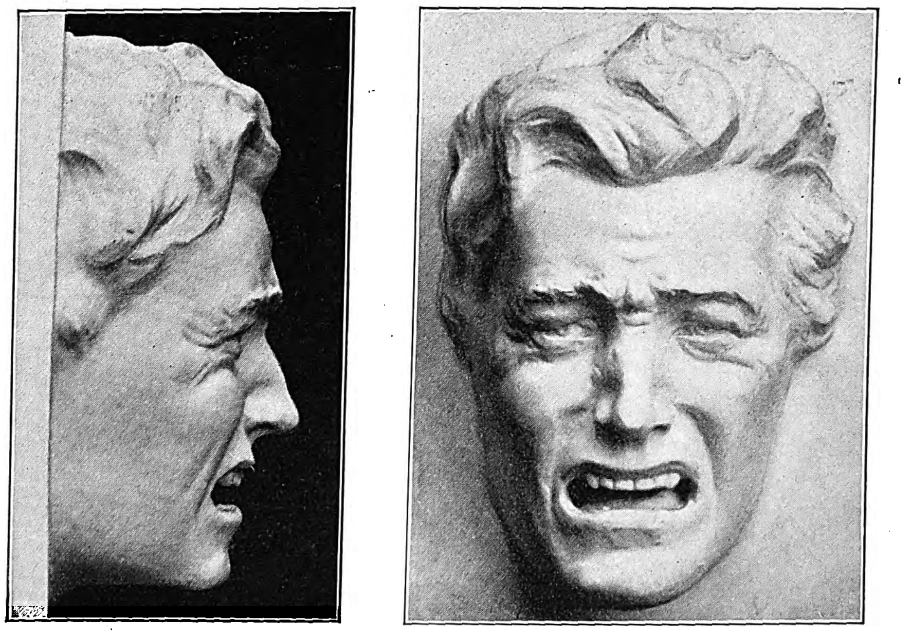
Der ſauere Zug.



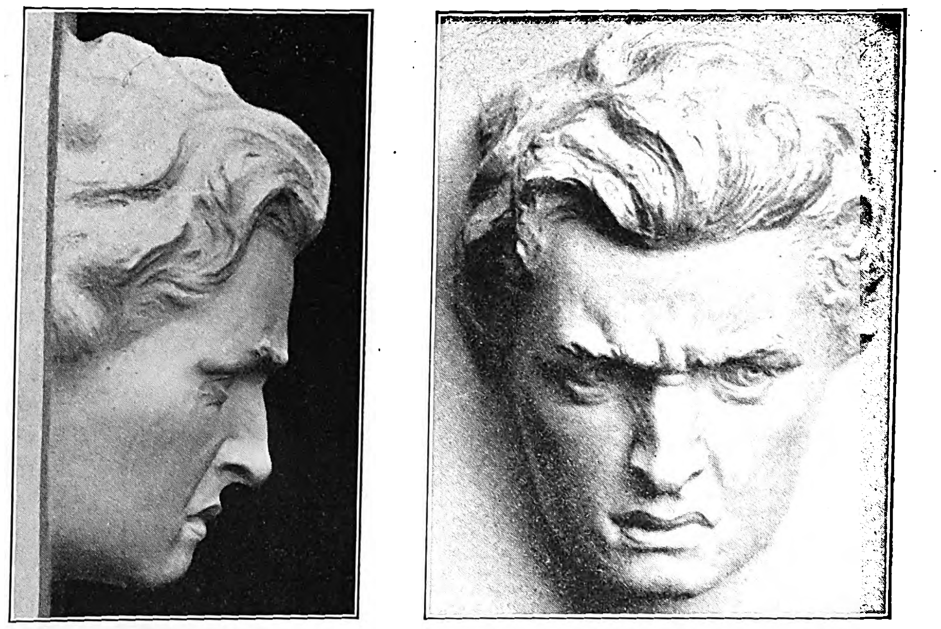
Der verachtende Zug.



Wehmütiges Lächeln.



Das natürliche Weinen.



Bitterer Zug mit Verſtimmung und verſtecktem Blick. (Heimtückiſches Lauern.)

Aus dem Werke „Grundformen der Mimik des Antlitzes“ von Dr. H. Heller (Wien, Anton Schroll u. Ko.).

Slawoniſche Truthühnerhändler.

Alljährlich im Frühherbſt, wenn die Wandervögel fortgezogen ſind, erſcheinen auf vielen Reichs- und Bezirksſtraßen Inneröſterreichs wandernde Vögel, die von alt und jung mit Freuden begrüßt werden: die Truthühner. Sie wandern aber als Gefangene. Eine jede der Herden, die oft aus dreihundert Stück beſtehen, wird von den Händlern getrieben, die ſie in Kroatien und Slawonien aufgekauft haben. Bei einer ſolchen Herde ſind meiſt nur zwei, höchſtens drei Kroaten als Treiber, gewöhnlich ein Erwachſener, der eigentliche Händler, und ein junger Burſche. Die eigentümliche Tracht — ein breiter Hut, ein grobes, weitärmeliges Leinenhemd, offene Weſte, offener Rock, bisweilen ein Wettermantel, weite Leinenhoſen, Stiefel oder Opanken — kennzeichnet die ſlawoniſchen Händler. Sie ſprechen ein ſchlechtes Deutſch, das jedoch zur Abwicklung ihrer Geſchäfte ausreicht. Mit leichten Gerten lenken ſie die Herden der gutmütigen amerikaniſchen Hühnervögel, die in Kroatien und Slawonien beſonders günſtige Lebensbedingungen gefunden zu haben ſcheinen, indem dort die Aufzucht der Jungen, die in den kälteren Ländern ſehr ſchwierig iſt, leicht gelingt. Die Händler kaufen in ihrer Heimat die faſt erwachſenen Tiere zu ſehr niedrigen Preiſen, das Stück oft ſchon zu einer Krone. Während der weiten Reiſe, die ſie mit den hungerigen Tieren zurücklegen, kaufen ſie für dieſe nur wenig Körnerfutter; ſie laſſen die Herden auf den Stoppelfeldern Nahrung ſuchen, wo jedes Ackerunkraut, jede Schnecke und jeder Käfer von den Truthühnern aufgepickt wird. In den großen Märkten und Städten bilden dieſe Truthühnerherden oft ein Verkehrshindernis und müſſen daher von den Sicherheitswachleuten in unbelebtere Straßen oder auf eigene Unterkunftsplätze verwieſen werden.

In der mittleren und unteren Steiermark, in Kärnten und Krain, namentlich in den Städten Graz, Marburg, Pettau, Klagenfurt, Villach und Laibach, geht die Ware der Händler reißend ab. Jeder Wirt, jeder Hausbeſitzer, der einen Garten hat, kauft einen Truthahn oder ein Pärchen, wovon die Henne, nachdem der Hahn geſchlachtet worden iſt, zum Ausbrüten der Haushuhneier verwendet wird. Der Zuzug der ſlawoniſchen Händler dauert oft einige Wochen hindurch. Unter den Herden findet man prächtige ſchwarze Hähne mit dem bekannten eigentümlichen Metallglanz des Gefieders, ferner braune und viele von weißer Grundfarbe mit ſchwarzem Federſaum. In den Städten fordern die Händler im Frühherbſt für ein Paar Truthühner gewöhnlich ſechs, ſpäter acht Kronen. Die auf den Markt getriebenen Truthühner ſind anfangs ſehr mager und gering an Gewicht; aber bei guter Fütterung wachſen ſie ſchon in zwei Monaten zu ihrer vollen Größe heran, und die Hähne beginnen nun ihre Bewerbung um die Weibchen. Merkwürdig iſt die Unempfindlichkeit dieſer Vögel gegen die Kälte; man ſieht ſie oft hochaufgebäumt, ganz mit Schnee bedeckt, übernachten. In Steiermark iſt leider noch das grauſame Stopfen der Truthühner mit ganzen Nüſſen üblich. Eine völlig überflüſſige Quälerei; denn man kann die gefräßigen Hähne durch reichliches Körnerfutter leicht auf ein Gewicht von 7 kg und darüber bringen, und ihr Fleiſch iſt bei dieſer natürlichen Ernährung viel beſſer, während bei jenem Verfahren viele zugrunde gehen. Auch im Küſtenland, und namentlich in Trieſt, erſcheinen dieſe Händler alljährlich, und auch dort bringen ſie alle ihre Truthühner an den Mann, indem die italieniſche Bevölkerung ebenſo gern wie die deutſche und die ſloweniſche im eigentlichen Inneröſterreich den „Dindio“ ißt.

Grundformen der Mimik des Antlitzes.

Wenn uns der Künſtler in einem Figurenbilde oder in einem Skulpturwerk menſchliche Geſtalten vor Augen führt, ſo ſehen wir eine jede derſelben in einer beſtimmten Ausdrucksbewegung vor uns. Dies ſoll uns zur Anſchauung bringen, wie die dargeſtellte Perſon in einem konkreten Moment gedacht und empfunden, wie ſich eine aus den Gedanken und Empfindungen entſprungene Handlung in eine Gebärde umgeſetzt hat. Dieſe zaubert der Künſtler durch ſeinen Pinſel oder durch Modellierſtab und Meißel in fixierter Form vor unſere Augen. Wenn wir nun die Wahrnehmung machen, daß Figurenbilder und Skulpturen oft hinter der überzeugenden Gemeinverſtändlichkeit der Natur zurückbleiben, weil die produzierenden Künſtler nicht an die Kraft der Lebenswahrheit heranreichen; wenn wir bemerken, daß ſelbſt vollendete Kunſtwerke vom Beobachter in bezug auf Ausdruck und Stimmung mißverſtanden werden, ſo liegt dies an dem Umſtand, daß die Kenntnis der Mimik, die Lehre von Urſache, Entſtehung und Form der menſchlichen Ausdrucksbewegungen, in zu geringem Maße in das Bewußtſein der Künſtler, bzw. der Beobachter der Kunſtwerke gelangt iſt.

Einer ähnlichen Erſcheinung begegnen wir auf dem Gebiete der Schauſpielkunſt. Sie braucht nicht mit der Schwierigkeit zu kämpfen, fixierte Ausdrucksbewegungen wiederzugeben; ſie kann wechſelnde, ineinander flutende Ausdrucksbilder zur Anſchauung bringen, die auch noch durch das Wort unterſtützt werden. Und doch finden wir auch hier oft nur durch das theatraliſche Herkommen überlieferte Formen, die der Naturwahrheit der menſchlichen Mimik widerſprechen. Dieſe Wahrnehmungen können um ſo weniger befremden, als ſelbſt die Wiſſenſchaft die Mimik lange ſtiefmütterlich behandelt hat und dieſer Materie gegenüber im Dunkeln und im Gebiet der Kombinationen herumgetappt iſt. Erſt die Phyſiologen der neueren Zeit, Darwin, Meynert, Mantegazza und vor allen Piderit, erſchloſſen auch dieſes Feld erfolgreich der ernſten Forſchung. Aber ihre Werke, faſt ausſchließlich auf phyſiologiſchem Boden fußend, entbehren der allgemein verſtändlichen und anſchaulichen Form, wozu ſich noch in geradezu befremdlicher Weiſe der Umſtand geſellt, daß dieſe ſich nur der Mimik des Antlitzes zuwenden und die Gebärdenſprache des Körpers in ihrer Geſamtheit vernachläſſigen.

In ſeiner „Mimik und Phyſiognomik“ ſchuf Piderit ein Werk, das ſachlich und anſchaulich der darſtellenden Kunſt wertvolle Wegweiſer an die Hand gab. Leider trug die ſchematiſche Klaſſifizierung und die linearmäßige Wiedergabe der Ausdrücke des menſchlichen Antlitzes den Stempel akademiſcher Nüchternheit an ſich. Dieſen Fehler will nun ein eifriger Verehrer Piderits beſeitigen. Im Verlag von Anton Schroll u. Ko. in Wien iſt kürzlich ein Werk von Dr. H. Heller erſchienen, das ſich betitelt „Grundformen der Mimik des Antlitzes“, und das hauptſächlich für die bildenden Künſtler, Maler und Bildhauer beſtimmt iſt. Sachlich bietet das Werk nicht viel Neues, da ſich Heller allzu ſtreng an das Piderit'ſche Werk gebunden hat. Auch er vermeidet jede Beſchreibung der Ausdrucksbewegungen des Körpers und hält ſich genau an die ſchematiſche Klaſſifizierung Piderits.

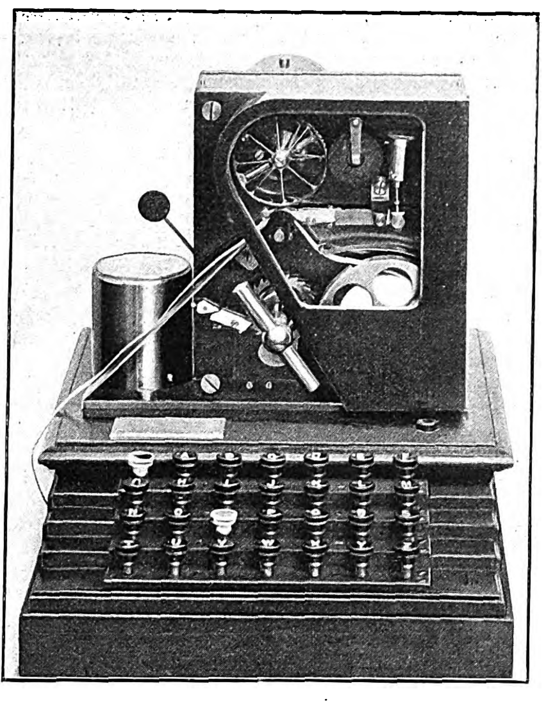
In einem „Allgemeinen Teil“ gibt Heller die Beſchreibungen und Gruppierungen der mimiſchen Erſcheinungen, an die er pſychologiſche und phyſiologiſche Betrachtungen knüpft. Erfolgreich tritt hier der Autor für die Anſicht ein, daß die nach der bisherigen Klaſſifizierung genannten beiden Hauptformen der Ausdrücke, Angriffs- und Abwehrbewegungen, mit den Affekten der Luſt und der Unluſt in Zuſammenhang ſtehen.*) Auf dieſem Wege dürfte man ſicher zu dem Reſultat kommen, daß die Ausdrucksformen der Luſt, die aktiven, mit Muskelſpannung, die der Unluſt, ſoweit ſie paſſiv ſind, mit Muskelabſpannung verbunden ſind, ein Umſtand, der der Lehre der Mimik eine erfreuliche Einwirkung auf die Lehre der Sprach-, Stimm- und Klangfarben erſchließt.

Der „Spezielle Teil“ iſt zunächſt anatomiſchen Beſchreibungen gewidmet, um ſodann die mimiſchen Beziehungen zum Seh-, Geſchmacks-, Gehör- und Geruchsorgan zu erläutern. Die wertvollſte Beigabe des Werkes, die allein ſchon demſelben in den Kreiſen der bildenden Kunſt eine weite Verbreitung ſichern wird, bilden fünfzig Lichtdrucktafeln, die nach lebensgroßen Gipsmodellen hergeſtellt ſind. Heller modellierte einen Normalkopf des indifferenten Antlitzes, das dann für jedes der neunundvierzig Ausdrucksbilder nach den Piderit'ſchen Linearſchemen und Kombinationen ummodelliert wurde. Die meiſten der Bilder ſprechen klar und überzeugend die jeweilige Stimmung aus. Mit der Lebloſigkeit des Materials iſt es wohl zu entſchuldigen, wenn einzelne Bilder ohne den erläuternden Text nicht ganz anſchaulich wirken. Jedenfalls iſt das Werk Hellers, das eine vornehme künſtleriſche Ausſtattung erhalten hat, und ſein Verſuch, die Wiſſenſchaft der Kunſt dienſtbar zu machen, mit Anerkennung zu begrüßen. Eine leichte Aufgabe hat ſich Heller nicht geſtellt. Und wenn ſein Meiſter Eiſenmenger warnend zu ihm ſpricht: „Den geſamten Geſichtsausdruck kann eigentlich nur der größte Künſtler, welcher auch der größte Gelehrte iſt, entſprechend behandeln“, ſo müſſen wir dem Autor dankbar ſein, wenn er trotzdem mutvoll an ein Werk gegangen iſt, das die bildenden Künſtler weſentlich zu fördern vermag.

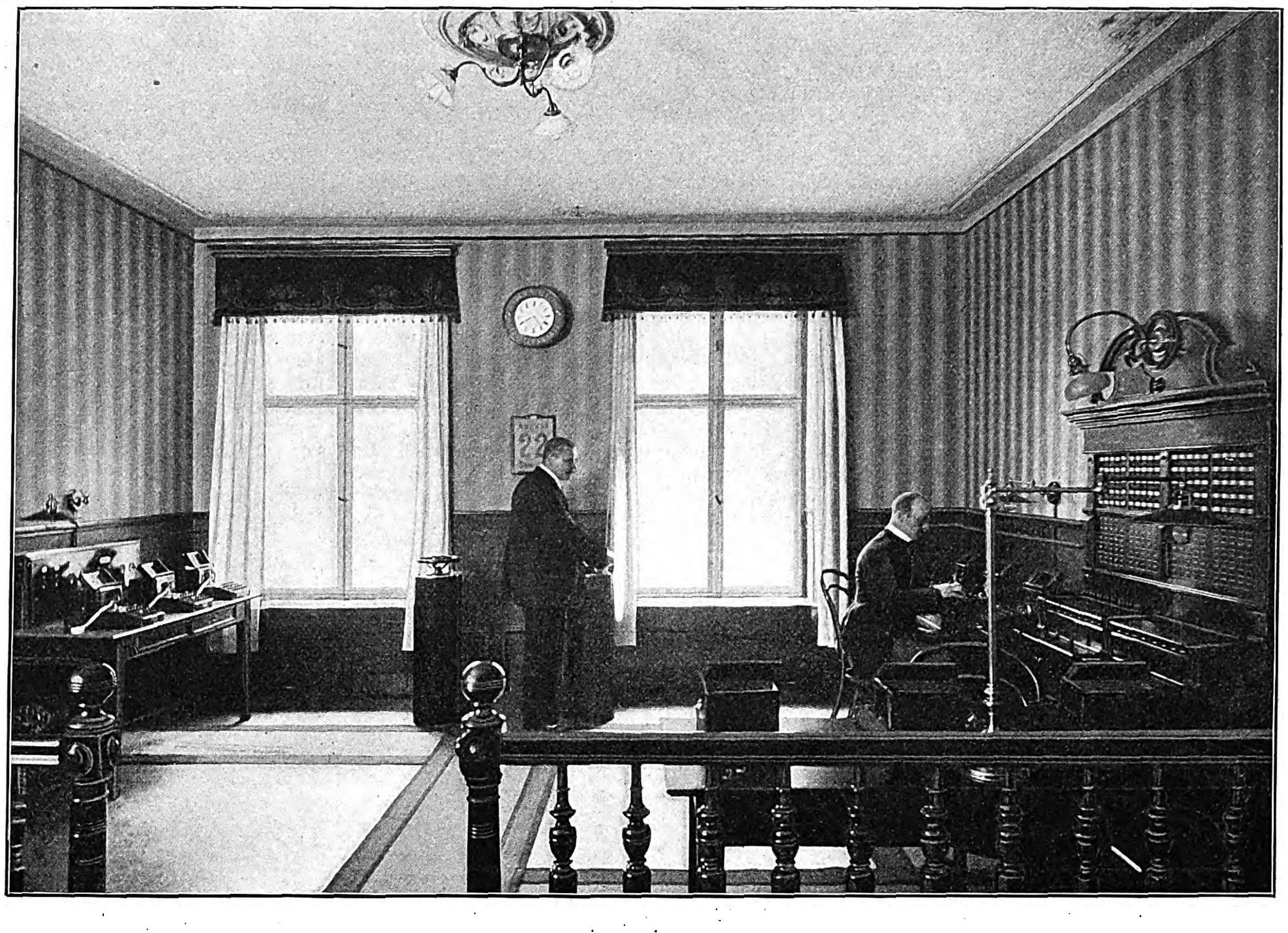
Karl Skraup.

Die Berliner Ferndrucker-Zentrale.

In Nr. 3030 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 25. Juli 1901 haben wir die Beſchreibung des von Siemens u. Halske konſtruierten Ferndruckers gebracht. Dieſer Apparat ermöglicht es, mittels einer ſchreibmaſchinenähnlichen Taſtatur eine Nachricht in Druckſchrift auf dem Papierbande eines zweiten entfernten Ferndruckers erſcheinen zu laſſen, der mit dem erſteren durch eine Leitung verbunden iſt. Eine ſolche telegraphiſche Einrichtung hat vor dem Fernſprecher den Vorteil, daß in ihr die übermittelte Nachricht fixiert und vom Apparat ſelbſttätig aufgeſchrieben wird, alſo auch noch ſpäter nachgeleſen werden kann. Der Apparat iſt nun in Berlin zur Einführung gelangt und wird von einer Anzahl Geſchäftshäuſer teils zum Verkehr untereinander, teils zu Übermittlungen der Depeſchen von dem Haupttelegraphenamt und an dieſes benutzt.



Der Ferndrucker von Siemens u. Halske.



Die Berliner Ferndrucker-Zentrale.

Für die Vermittlung der wechſelſeitigen Korreſpondenz iſt ein Vermittlungsamt eingerichtet, das ähnlich wie ein Fernſprech-Vermittlungsamt die jeweils verlangte Verbindung zwiſchen zwei Ferndruckern herſtellt und nach erfolgter Übermittlung der Nachricht löſt. In ſeinem derzeitigen Ausbau iſt dieſes Berliner Ferndruckeramt, von dem wir hier eine Abbildung geben, für hundert Anſchlüſſe berechnet, kann aber unſchwer für eine größere Anzahl Teilnehmer erweitert werden. Will ein Teilnehmer das Amt anrufen, ſo hat er die Anruftaſte an ſeinem Apparat zu drücken. Es fällt dann auf dem Amt ſeine Nummernklappe, und der Beamte verbindet daraufhin ſeinen Ferndrucker mit dem des Teilnehmers, indem er den Stöpſel ſeiner Verbindungsſchnur in die Klinke ſteckt, die dem Teilnehmer zugehört. Letzterer „ferndruckt“ nun die von ihm verlangte Nummer dem Amte zu, und es werden dann die beiden betreffenden Klinken vom Beamten durch eine Verbindungsſchnur verbunden. Ein einfaches und ſicheres Schlußzeichen geſtattet dem Amt, zu erkennen, ob auf der hergeſtellten Verbindung noch gearbeitet wird oder nicht; im letzteren Fall löſt das Amt die Verbindung und macht beide Teilnehmer für neue Anſchlüſſe frei. Weiter iſt vorgeſehen, daß das Amt eine größere Anzahl von Teilnehmern gleichzeitig mit einer ſendenden Stelle verbinden kann und die von der letzteren ausgeſchickte Zirkulardepeſche zur ſelben Zeit bei allen angeſchalteten Ferndruckern erſcheint. Auf dieſe Weiſe kann z. B. ein Depeſchenbureau an ſeine mit Ferndruckern verſehenen Abonnenten ſtündlich die neueſten Nachrichten, die Börſenkurſe, die Marktnachrichten ſchicken. Für große Geſchäftshäuſer, für Cafés und Reſtaurants iſt eine ſolche ſchnelle Übermittlung der Nachrichten von großem Wert. Zu dieſem Zwecke ſind diejenigen Teilnehmer, die Abonnenten der Nachrichtenbureaus ſind, auf dem Amte noch mit einem beſonderen Schalter verbunden, an dem ſie alle zugleich mit der ſendenden Stelle verbunden werden können, ſo daß nun ihre Ferndrucker durch den Ferndrucker des Nachrichtenbureaus betätigt werden. Soll weiter eine Gruppe von Teilnehmern an eine zweite Zentralſtelle angeſchloſſen werden, ſo wird ein zweiter Zirkularſchalter eingerichtet, und auf dieſe Weiſe können die Teilnehmer in wechſelnder Gruppierung mit einer Anzahl von Zentralſendeſtellen verbunden werden und Zirkulardepeſchen erhalten. Neben dem Nachrichtenbureau kann eine große Bank ihren Kunden Zirkulardepeſchen zuſchicken, eine Zentralbehörde den unteren Ämtern, ein Warenhaus ſeinen Filialen und ſo in ähnlicher und anderer Weiſe, wie es der Verkehr mit ſich bringt. Derſelbe Teilnehmer kann beliebig vielen Gruppen angehören, ſofern die Zirkulardepeſchen zeitlich voneinander getrennt gehalten werden, und der Reihe nach vom Depeſchenbureau, von ſeiner Bank, von der Wetterwarte, von der Markthalle Nachrichten auf dem ablaufenden Streifen ſeines Ferndruckers empfangen. Man wird erkennen, daß gerade in einer ſolchen raſchen Verteilung von Nachrichten an eine große Anzahl intereſſierter Stellen ein Hauptvorzug des Ferndruckers liegt, der dieſen bald ebenſo populär machen wird, wie es heute das Telephon iſt.

---

*) Bereits 1892 in meinem „Katechismus der Mimik“ (Leipzig, J. J. Weber) durch die Klaſſifizierung angedeutet.

Alpines.

— Der Große Priel bleibt wegen der dort ſtattfindenden Jagden bis zum 10. Oktober abgeſperrt. — Bis zum gleichen Zeitpunkte ſind im Gebiete des Steirerſees der Grubſtein, die Gamsſpitze, der Almkogel, der Traweng, das Hirzeck und der Sturzhahn für den Touriſtenverkehr nicht zugänglich. — Die Beſteigung der in den Trofaiacher Gößgraben abdachenden Gehänge des Reitings, des Reichenſteins, des Wildfelds und der Lindmauer iſt bis zum 15. Oktober verboten. — Der Aufſtieg auf den Traunſtein iſt wieder freigegeben, da die daſelbſt projektierte Hofjagd nicht abgehalten wird. — Bis zum 20. Oktober werden im Gebiete des Vompertals Jagden ſtattfinden. Hochtouren und Jochübergänge daſelbſt ſind während dieſer Zeit höchſt gefährlich und beſſer zu unterlaſſen.

— Die Eröffnung des von dem Gemstreiber Turk gefundenen neuen Triglavweges vom Urata (Feiſtritztal) aus fand am 6. September durch den Sloweniſchen Alpenverein ſtatt. Der neue Weg führt unmittelbar nach der Aljazhütte über den waldbedeckten Hang des Emir auf das Plateau der Nordſeite des Triglav; er iſt um zwei Stunden kürzer als der alte, vollkommen ſicher und ungefährlich. Zu Ehren des Rechtsanwalts Dr. F. Tominſek, der ſich die Traſſierung des Weges ſehr angelegen ſein ließ, wurde derſelbe „Tominſek-Weg“ getauft. Das neue große Aljazhaus, neben der alten Schutzhütte, iſt bereits unter Dach, wird aber erſt nächſtes Jahr eröffnet. Für den Bau einer dahinführenden Straße, für den das Miniſterium des Inneren und die krainiſche Landſchaft reichliche Unterſtützung zuſagten, ſind die Traſſierungsarbeiten bereits vollendet.

— Das Ötſcherſchutzhaus wird heuer bis zum 15. Oktober bewirtſchaftet. — Alpiniſten, die von jetzt ab die Fürther Hütte auf dem Gänſebichljoch beſuchen wollen, finden daſelbſt keinerlei Proviant. Nur der Touriſtenraum und das Matratzenlager ſowie die Küche ſind zugänglich. Die Hüttenſchlüſſel erhält man in Sand-Taufers bei A. Mutſchlechner zum Elefanten, in Rein beim Klammelwirt und in Antholz-Mittertal beim Bruggerwirt.

— Die Mitglieder des Öſterreichiſchen Alpenklubs G. Jahn und Ed. Pichl aus Wien vollführten am 19. Juli von Johnsbach aus die erſte Überſchreitung ſämtlicher Gipfel des Reichenſteinſtockes (Ennstaler Alpen) von Oſt nach Weſt, und zwar: Totenköpfl, Reichenſtein, Sparafeld und über Kalbling, Riffel, Kreuzkogel nach Admont. — Dem Vorſtand des alpinen Sportklubs Garmiſch-Partenkirchen L. Puckshofer und A. Adam gelang es kürzlich, einen Neuanſtieg über die direkte Nordwand der Alpſpitze auszuführen. — Das Mitglied der Sektion Halle a. S. des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. Fabriksbeſitzer E. Gräb hat am 12. Auguſt den Kasbek, am 20. den Ararat beſtiegen. In ſeiner Begleitung befand ſich Bergführer J. Gſtrein aus Sölden im Ötztal, der zu dieſem Zweck mit nach dem Kaukaſus genommen wurde. — Als zweitauſendſter Erſteiger der Zugſpitze in dieſem Jahre trug ſich kürzlich Lehrer Weiß aus Attaching im Hüttenbuche ein. — Der letzte, noch unbeſtiegene Kreuzberg in der Alpſteingruppe gegen das Rheintal zu iſt vor kurzem unter Zuhilfenahme von Leitern erſtiegen worden. — Innerhalb acht Tage hat Mr. Japp aus Oxford das Kleine und das Große Schreckhorn, den Mönch, die Jungfrau, das Finſteraarhorn und das Große Vieſcherhorn unter Führung von H. Rubi aus Grindelwald erſtiegen. — Die oft verſuchte Jungfrautraverſierung über den Oſtgrat iſt unlängſt von Mr. Meade und zwei Führern glücklich ausgeführt worden. — Der „Frankf. Ztg.“ wurde aus Neuyork gemeldet, daß die Profeſſoren Parker und Eggers, begleitet von dem Schweizer Führer Kaufmann, den höchſten Gipfel des Felſengebirges, Mount Delaform, erſtiegen haben. — Auf die Rennerſpitze (Mittleres Fluchthorn in der Silvrettagruppe) wurde heuer durch cand. med. Loſſen mit dem Führer H. Ganahl ein neuer, kürzerer Anſtieg von der Heidelberger Hütte ausgeführt.

— Am 17. September fand in Salzburg die vierte Konferenz der Delegierten der Landesverbände für Fremdenverkehr aus allen Alpenländern Öſterreichs ſtatt. — Am 25. Oktober wird in Wien die erſte außerordentliche Vollverſammlung des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Niederöſterreich abgehalten.

— Die alpine Geſellſchaft Göſtlinger läßt einen guten, trockenen Weg auf den ausſichtsreichen Schwarzkogel, den Gipfel des Königsberges zwiſchen Göſtling und Großhollenſtein, anlegen.

— Den bekannten Münchener Alpiniſten L. Diſtel, Dr. G. Leuchs und H. Pfann gelang die zweite Beſteigung des Uſchba (Kaukaſus), und zwar ſeiner beiden Gipfel. Sie bezogen am 10. Auguſt ein Freilager auf dem Uſchbagletſcher und erſtiegen am folgenden Tage zum erſtenmal über den Nordgrat den Nordoſtgipfel. Kurz unter letzterem wurde in einer Höhe von 4600 m ein zweites Freilager aufgeſchlagen. Der Übergang zum Südweſtgipfel nahm einen weiteren Tag in Anſpruch. Etwa 150 m unterhalb der Spitze mußte wieder ein Freilager bezogen werden. Am 13. wurde der Gipfel erreicht. Der Abſtieg erfolgte auf dem von den Erſterſteigern gefundenen Wege bis etwa 3900 m. Am anderen Tage erreichte die Expedition das Tal. — Das Durreck (3128 m, Ahrner Alpen) wurde am 10. September von drei Touriſten über Ahornach von Süden her auf einer ganz neuen Route erſtiegen. — Prof. Dr. Meyer aus Leipzig und der Kunſtmaler R. Reſchreiter aus München haben neben zahlreichen anderen Gipfeln der Kordilleren auch den nahezu 6000 m hohen Cotobaci bezwungen und reiche wiſſenſchaftliche Ausbeute geſammelt. — Am 8. September wurde die führerloſe Beſteigung des Grand Combin, die erſte in dieſem Jahre, von den Touriſten Areß aus Fulda und Lobſchmidt aus Leipzig glücklich ausgeführt. — Das Mitglied des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. Dr. K. Blodig in Bregenz hat, einem Berichte der „Mitteilungen des Deutſch. u. Öſterr. A.-V.“ zufolge, heuer mit dem Lauteraarhorn den fünfundvierzigſten und für ihn letzten Gipfel der Schweiz über 4000 m Höhe erſtiegen. Außerdem hat der Genannte noch fünfzehn außerhalb der Schweiz liegende Bergſpitzen von der gleichen Höhe, ſonach insgeſamt ſechzig Gipfel bezwungen, darunter nur drei mit Führern. — Bergführer P. Fuchsgruber hat mit den Alpiniſten Dr. Arnold und Frigg aus Hannover von der Dreiherrenſpitze über die unter einem Winkel von 60° geneigte Eiswand in zweieinhalb Stunden einen neuen Abſtieg zur Birnlücke ausgeführt; derſelbe dürfte aber wegen der großen Steingefahr kaum öfter gemacht werden. — Die Touriſten Zolle und Finke beſtiegen Anfang September zum erſtenmal die ſchwierige Muklaſpitze in der Rieſerfernergruppe von der Südweſtſeite. — Frl. M. Johannes, eine Tochter des verſtorbenen Hofphotographen B. Johannes, hat in den erſten Tagen des September als erſte Dame den Lodner (3268 m) über die Südwand und die Hohe Weiſſe (3282 m) über den Südgrat erreicht. — Frau A. Werder, eine zweiundſiebzigjährige Berlinerin, hat am 29. Auguſt eine für ihr Alter erſtaunliche touriſtiſche Leiſtung vollführt. Sie legte den zum Teil ſehr beſchwerlichen Weg von Martigny über den Col de Forclaz und den Col de Balme nach Chamonix in dreizehn Stunden zu Fuß zurück.

— Die Zentrale des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs in Wien unternimmt am 3. und 4. Oktober zur Eröffnung des von der Sektion Alm des Klubs neu geſchaffenen Kletterſteiges von der Teufelsſcharte über den Südoſtgrat des Hochkönigs zum Hochſeiler einen nur für geübte und ſchwindelfreie Touriſten ſich eignenden Ausflug.

— Auf der Rocca Bernanda im calabriſchen Gebirge ſtürzten drei Turiner Touriſten, J. Pollano, G. Cornaglia und A. Perotti, infolge einer Eislawine ab. Erſterer wurde getötet und Cornaglia ſchwer verletzt, während Perotti ohne nennenswerten Schaden davonkam. — Das Mitglied der Sektion München des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. Joſeph Stumpf, ein achtzehnjähriger Student aus Ludwigshafen a. Rh., der am 28. Auguſt eine Tour in die Schweiz antrat, iſt bisher noch nicht zurückgekehrt und dürfte verunglückt ſein. — Das Mitglied der Sektion Sileſia des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. Viktor Tatzel, Ingenieur aus Troppau, verließ am 8. September St. Chriſtina in Gröden und wanderte zur Regensburger Hütte, von wo er den Saß Rigais zu traverſieren beabſichtigte; derſelbe wird ſeither vermißt. Da man auf keinem Gipfel jener Gegend eine Karte von ihm fand, nimmt man an, daß er beim Aufſtiege verunglückt iſt.

— Zum Andenken an den im vorletzten Winter verſtorbenen Mediziner K. Dornauer wurde am 6. September in Volderbad eine Meſſe geleſen. Gleichzeitig wurde eine Gedenktafel errichtet. — Die Bergſteigerriege des Turnvereins Innsbruck ließ ihren im Karwendel verunglückten Mitgliedern O. Melzer und E. Spötl ſowie dem auf der Raxalpe abgeſtürzten K. v. Payr ein 3 m hohes Denkmal auf einem ausſichtsreichen Platz oberhalb des Unterkunftshauſes am Halleranger errichten. Daſſelbe iſt nach dem Entwurfe des Profeſſors Tapper von Linſer in Wilekn ausgeführt, mit einer Bronze-Inſchrift verſehen und wurde am 20. September enthüllt.

— Auf der Schynigen Platte bei Interlaken, dem berühmten, 1970 m hohen Ausſichtsberge, wurde ein großes Fernrohr aus der optiſchen Werkſtätte von Karl Zeiß in Jena aufgeſtellt. Das Objektiv dieſes über 2 m langen Tubus hat 130 mm Durchmeſſer und vergrößert 35- und 60fach. Der Geſichtsfeld iſt ungewöhnlich groß, ſo daß man ein bedeutendes Stück der Landſchaft auf einmal überblicken kann.

— Die Kurgäſte in Pontreſina haben für die Hinterbliebenen des an der Craſt' Agüzza (Berninagruppe) verunglückten Führers Platz 10 000 Frs. geſammelt. Der verletzte Führer Schnitzler liegt noch immer ſchwer krank danieder.

— An der Generalverſammlung des Schweizer Alpenklubs in Pontreſina am 13. September nahmen 670 Mitglieder teil. Die Delegiertenverſammlung zählte 122 Abgeordnete; ſie bewilligte einen Beitrag von 1500 Frs. an das Alpine Muſeum in Bern ſowie 17 500 Frs. für drei Klubhütten, nämlich 3500 Frs. für eine Skihütte Spitzmeilen, 8000 Frs. für den Neubau der Klubhütte am Oberaarjoch und 6000 Frs. für die Berglihütte. Ferner wurde eine allgemeine Organiſation des alpinen Rettungsweſens in der Schweiz beſchloſſen. Bei alpinen Unglücksfällen werden ſofort vom Klub Rettungsexpeditionen organiſiert, und im Falle die Koſten nicht von ſeiten der Betroffenen oder ihrer Angehörigen einzubringen ſind, übernimmt die Zentralkaſſe die Auslagen. Als Zentralvorort wurde Winterthur beſtimmt mit Prof. Boßhard als Vorſitzendem. Als Feſtort für 1905 iſt Engelberg in Ausſicht genommen. Trotz des Schneeſturmes am 14. wurde eine Anzahl Klubtouren ausgeführt, und am Morteratſchgletſcher verſammelten ſich etwa 300 Klubiſten zu einem fröhlichen Picknick.

Frauen-Zeitung.

Geſühnt.

Erzählung

von

Helene Stökl.

[Nachdruck verboten.]

Von allen traurigen Orten dieſer Welt iſt wohl einer der traurigſten der Krankenſaal eines Gefangenhauſes. Krank ſein iſt ſchwer ſelbſt da, wo die zärtliche Liebe der Angehörigen den Kranken umgibt und alle Erleichterungen, die der Wohlſtand verleiht, dem Patienten zu Gebote ſtehen. Wie ſchwer aber iſt es dort, wo gleichgültige Wärter in dem hilflos ihnen Anheimgegebenen nicht den leidenden Menſchen, ſondern den läſtig fallenden Sträfling ſehen, wo der Gedanke, in dieſer troſtloſen Umgebung den letzten Seufzer verhauchen zu müſſen, die Seele tötet, ehe noch der Körper geſtorben iſt, und wo ſelbſt die Ausſicht auf Geneſung das Herz nicht in froher Hoffnung ſchlagen läßt, da Geneſung nur die Wiederaufnahme des entwürdigenden Werktaglebens des Züchtlings bedeutet.

In dem großen Krankenſaal des Zuchthauſes zu G. herrſchte peinliche Ordnung und Sauberkeit. Aber die kahlen, weißgetünchten Wände boten den gequälten Augen ebenſowenig einen Punkt, auf dem ſie in ihrer raſtloſen Wanderung ausruhen konnten, als die dicht vergitterten Fenſter der ſehnenden Seele einen Anhalt gewährten, wenigſtens in Gedanken ſich hinauszuſchwingen in die Freiheit und in den Sonnenſchein, der draußen in ſommerlicher Glut auf der Gegend lag.

Ein einziger Kranker befand ſich in dem Saale. Es war ein noch junger Mann von etwa dreißig Jahren, ſoweit die verheerende Krankheit ein Urteil hierüber ermöglichte. Das nach Sträflingsart kurz geſchorene Haar umgab ein bartloſes, verfallenes Geſicht, deſſen ſonſt wohl regelmäßige und anſprechende Züge von der Krankheit ſcharf und ſpitz gezogen waren. Auf den gelblichen, hohlen Wangen glühten rote Fieberroſen, und in den tiefliegenden, dunkeln Augen flackerte ein unſteter Glanz.

Den weit geöffneten Blick zur Decke gerichtet, warf der Kranke den Kopf ruhelos von einer Seite zur anderen, vergebens bemüht, ſich in das harte Kiſſen einzugraben. Die abgezehrten Hände griffen raſtlos auf der Decke hin und her, und über die im Fieber brennenden Lippen kamen einzelne abgeriſſene Worte, dazwiſchen immer wieder ein Frauenname, bald in den Tönen heißer Zärtlichkeit, bald voll angſtvollen, beſchwörenden Flehens.

Jetzt trat der Anſtaltsarzt zu kurzem Beſuch an das Bett. Er beſah und befühlte den Kranken, der kein Zeichen des Erkennens gab, richtete ein paar flüchtige Fragen an den Wärter und wandte ſich nach einigen kurzen Weiſungen zum Gehen. Der Fall war klar; der Arzt hatte ſich ſein Urteil darüber längſt gebildet. Der kraftloſe Körper konnte dem Fieber keinen Widerſtand mehr leiſten. In ein paar Tagen war alles vorbei. Ein kunſtvolles Hinausziehen des Endes, wie es unter anderen Umſtänden ſich vielleicht hätte ermöglichen laſſen, wäre hier nur unangebracht geweſen. Je ſchneller vorüber, um ſo beſſer für alle Teile. Der Arzt neigte nicht zur Empfindſamkeit.

An der Tür des Saales traf er mit dem Geiſtlichen der Anſtalt zuſammen.

„Gut, daß ich Sie treffe“, begrüßte ihn dieſer. „Was meinen Sie zu unſerem Kranken?“

Der Arzt zuckte bedeutſam die Achſeln.

„O, ſteht es ſo ſchlimm?“ Es war ein warmer Ton der Teilnahme, in dem die Worte geſprochen wurden.

„Nichts zu machen. Kräfte gänzlich verbraucht.“

Der Geiſtliche blickte mitleidig zu dem anſcheinend bewußtloſen Kranken hinüber. „Und wie lange kann das ſo dauern?“

„Läßt ſich nicht genau beſtimmen. Vielleicht drei Tage, länger kaum.“ Er grüßte und verließ den Saal.

Der Geiſtliche trat an das Bett; aber er fuhr unwillkürlich zuſammen, als er den Blick des Kranken groß und voll auf ſich gerichtet ſah. Hatte dieſer mit dem ſcharfen Ohr des Sterbenden gehört, was er mit dem Arzte geſprochen?

„Drei Tage“, flüſterte der Kranke. „So bald ſchon? — Sie müßte ſich beeilen, wenn ſie kommen wollte.“

„Kann ich etwas für Sie tun?“ fragte der Geiſtliche voll Teilnahme.

„Schreiben Sie meiner Frau“, bat der Kranke. „Ich kann nicht aus dieſer Welt gehen, ohne mich mit ihr verſöhnt zu haben.“

„O, das iſt recht“, ſagte der Geiſtliche lebhaft. „Ich habe ſchon lange auf dieſen Wunſch bei Ihnen gehofft. Sagen Sie, was ich ihr ſchreiben ſoll.“

„Daß ich ein Sterbender bin“, keuchte er, „daß ich ſie anflehe, zu mir zu kommen, daß ich nicht ſterben kann ohne ihre Verzeihung. Und ſie ſoll mein Kind mitbringen; ich will es zum Abſchied noch einmal ſehen.“

Der Geiſtliche ſah verwundert von dem Blatte auf, auf dem er die Wünſche des Kranken notiert hatte. „Das Kind? Ich dachte, Ihre Ehe ſei kinderlos geweſen.“

„Nein, nein, wir hatten ein Kind.“ In den Augen des Kranken leuchtete es warm auf. „Ich ſah darin ein Zeichen, daß Gott unſere Ehe geſegnet habe.“

„O“, ſagte der Geiſtliche enttäuſcht, „Sie ſprechen nicht von Ihrer Frau.“

„Doch, doch!“ Der Kranke richtete ſich mit einer Kraft auf, die man ihm nicht zugetraut hätte. „Ich ſpreche von meiner Frau. Sie war es, die andere nie!“

„Sie haben dieſer anderen ſchweres Unrecht zugefügt.“

„Nicht ihr, nicht ihr, aber der Mutter meines Kindes!“

Der Kranke ſank erſchöpft wieder zurück. „Sie ſoll kommen; ſie muß wiſſen, wie ſich alles zutrug.“

„Wie ſoll ich den Brief adreſſieren?“ fragte der Geiſtliche zögernd.

„An Anna Bergen in Wildungen.“

„Bergen? Sie vergeſſen, daß Ihr Name dieſer Frau nicht gehört.“

Der Kranke ſchlug die Hände vor das Antlitz. „Nicht einmal mein Name! Alles, alles geraubt!“

Der Geiſtliche wartete, bis der Patient ſich etwas gefaßt hatte. „Sie hat jedenfalls wieder ihren Mädchennamen angenommen. Wie heißt der?“

„Anna Roth. Aber ſie ſoll bald kommen, bald.“

„Ich will es ihr ſchreiben. Laſſen Sie mich aber auch Ihre Frau verſtändigen. Verſöhnen Sie ſich auch mit ihr.“

„Mit ihr, die mein Leben zerſtörte?“

„Vergebet, ſo wird euch vergeben.“

Der Kranke lag, ſchwer atmend, mit geſchloſſenen Augen da.

„Was ſie mir getan hat“, ſtieß er dann hervor, „das vergebe ich ihr; aber was ſie ihr getan, die ihr kein Leid zugefügt, was ſie dem Kinde getan, das vergebe ich ihr nie, nie.“

Er lag eine Weile ſtill, dann fragte er: „Glauben Sie, Hochwürden, daß ſie kommt?“

Sein Blick drückte eine ſo qualvolle Frage aus, daß der Geiſtliche nicht das Herz hatte, zu fragen, welche der Frauen er meine.

„Wenn ſie Sie geliebt hat, gewiß.“

„Sie hat alle meine Briefe uneröffnet zurückgeſchickt“, flüſterte er faſt unhörbar.

„Der Tod läßt vieles in anderem Lichte erblicken. Vergeſſen Sie aber auch die Verſöhnung mit Ihrem Gotte nicht!“

Der Geiſtliche ging. Der Kranke ſank in ſeine Ruheloſigkeit zurück. Wieder warf er den Kopf von einer Seite zur anderen, den weit offenen Blick zur Decke gerichtet. Und wieder murmelten die fieberheißen Lippen, bald zärtlich, bald angſtvoll flehend: „Anna, Anna!“

* * *

Es war ein trauliches Gartengemach. Die leichten Vorhänge, die die Fenſter verhüllten, hielten die ſengenden Sonnenſtrahlen ab. Durch die offene Tür trug der warme Sommerwind ganze Duftwolken von den Blumen und blühenden Sträuchern aus dem Garten herein.

Unweit des einen Fenſters ſtand ein Kinderbettchen. Ein Mädchen von etwa anderthalb Jahren ſchlief darin, die kleinen, zu Fäuſtchen geballten Hände gegen die runden, vom Schlafe geröteten Wangen gedrückt.

Auf dem Seſſel neben dem Bettchen mochte die junge Mutter eben noch geſeſſen haben; eine Näharbeit lag, auf den Boden geglitten, neben demſelben. Jetzt ſtand ſie in der Mitte des Zimmers; mit der einen Hand ſtützte ſie ſich ſchwer auf den hinter ihr befindlichen Tiſch, mit der anderen hielt ſie einen Brief, in den ſie regungslos hineinblickte.

Ihre Geſtalt war von mittlerer Größe, ſchlank und biegſam. Das von dichtem blonden Haar umgebene Geſicht mochte noch vor kurzem die ganze Weiche und ſanfte Fülle erſter blühender Jugend beſeſſen haben; jetzt machten die farbloſen, ſchmalen Wangen und der ſtarre Zug um Augen und Mund den Eindruck, als ſei eine harte Hand über das junge Antlitz gefahren und habe alle Zartheit, alle Friſche daraus hinweggewiſcht.

Sie ſtand noch immer wie erſtarrt, obwohl ſie die wenigen Zeilen des Briefes längſt überflogen haben mußte. Plötzlich aber kam Leben in ihre Geſtalt. Sie fing an, allerhand Sachen, wie man ſie zu einer Reiſe braucht, Kleidungsſtücke und Ähnliches für ſich und das Kind aus den Schränken zu nehmen und zuſammenzutragen. Sie war ſo eifrig damit beſchäftigt, daß ſie nicht bemerkte, wie vom Garten her die Geſtalt eines Mannes in die Tür trat.

„Was machſt du, Anna?“

Sie fuhr zuſammen. Der Arm, der eben nach einem Kinderkleidchen gegriffen hatte, ſank ſchlaff an ihr hernieder. „Ich fahre nach G.“, ſagte ſie tonlos.

„Nach G.?“ Der Vater trat überraſcht näher. „Was haſt du in G. zu tun?“

„Anton ſtirbt“, ſagte ſie, ohne daß ihr Antlitz den ſtarren Zug verloren hätte, und reichte ihm den Brief.

Die Farbe kam und ging auf dem Antlitz des Vaters. „Du willſt wirklich zu ihm? Ich dachte, du wollteſt mit dem Ehrloſen nichts mehr zu tun haben?“

Sie ſah ruhig in das Geſicht des Vaters. „Für das Leben ſind wir getrennt; aber du haſt es ja geleſen, er ſtirbt.“

„So willſt du ihm verzeihen?“

„Ich weiß es nicht, aber ich will hören, was er mir zu ſagen hat. Ich hätte es längſt tun ſollen“, ſetzte ſie leiſe hinzu. „Suche mich nicht abzuhalten“, ſagte ſie dann, eifrig weiter packend, „ich fahre mit dem Schnellzug, der in einer Stunde abgeht.“

„Auch wenn ich es verbiete?“

„Das kannſt du nicht, Vater. Was er auch geſündigt hat, er war mein Mann.“

„Das war er eben nicht!“

„Für mich war er es. Und wenn er auch auf mich kein Recht hat, das Recht, ſein Kind vor ſeinem Tode noch einmal zu ſehen, hat er gewiß.“

Der Vater ſchritt haſtig auf und ab. „Du ſchienſt ſo vernünftig, du wollteſt nichts von ihm hören, ſchickteſt all ſeine Briefe uneröffnet zurück“ —

„Ja, und jetzt ſtirbt er“, unterbrach ſie ihn. „Vater“ — ſie trat dicht zu ihm heran, und durch den müden, gleichgültigen Klang ihrer Stimme machte ſich ein leiſes Beben hörbar — „du haſt ihn doch auch liebgehabt!“

„Er hätte mir nicht ſo weh tun können, hätte ich ihn nicht liebgehabt“, murmelte der Vater, den Kopf ſinken laſſend; dann aber richtete er ſich energiſch auf. „Nun gut, fahre, Anna! Aber verſprich mir, daß, wenn der Tod dich jetzt freimacht, du dich auch wirklich frei fühlen willſt. Du weißt, wie Scherzer denkt; er will dich und das Kind wieder zu Ehren bringen.“

„Noch lebt Anton.“ Ihre Bruſt hob ſich in lautloſem Schluchzen.

„Aber wenn er tot iſt?“

Sie winkte ihm mit der Hand, nicht weiter zu ſprechen; dann nahm ſie das Kind aus ſeinem Bettchen und kleidete es zur Reiſe an.

* * *

Man hatte dem Kranken geſagt, daß Beſuch für ihn gekommen ſei. Auf ſeine Bitte hatte der Wärter ihn in eine halb ſitzende Stellung gebracht. Alles, was er von Leben noch in ſich hatte, in den dunkeln Augen konzentriert, ſaß er nun da und blickte nach der Tür.

Jetzt bewegte ſich dieſe. Eine junge, blaſſe Frau, die ein Kind an der Hand führte, ſtand auf der Schwelle. Unruhig glitt ihr Blick über die langen Reihen der Betten, da gab ein leiſer Ruf von einem derſelben her ihr die Richtung an. Nun ſah ſie ihn, den ſie ſuchte. Aber konnte er das ſein?

Mit angehaltenem Atem, entſetzt, in ungläubigem Schrecken ſtarrte ſie auf ihn hin. Die abgezehrte Geſtalt dort mit dem geſchorenen Kopf, dem bartloſen, verfallenen Geſicht, mit der ſpitzen Naſe und den ſchmalen Lippen, den aus den dunkeln Höhlungen hervorglühenden Augen, war das der Mann, den ſie zuletzt in voller Jugendkraft und Schöne vor ſich geſehen hatte?

Ihre Augen, die, wie ſie dachte, das Weinen verlernt hatten, füllten ſich mit Tränen, und durch dieſen feuchten Schleier hindurch nahm das entſtellte Antlitz vor ihr unmerklich wieder die teueren Züge des Mannes an, den ſie mehr als ihr Leben geliebt hatte. Aus ihrem Antlitz ſchwand der ſtarre, matte Zug, ſie löſte ſich von dem Kinde los, ſtürzte zu dem Bett und auf die Knie nieder. „Anton, Anton!“ Mit beiden Armen umſchlang ſie ſein geliebtes Haupt.

Er beſaß die Kraft nicht, ſie an ſich zu ziehen; nur leiſe vermochte ſeine Hand ihr Haar zu berühren. „Vergib mir, Anna, vergib!“

Da begann das Kind kläglich zu weinen, weil es ſich inmitten des weiten Saales plötzlich allein gelaſſen ſah.

„Das Kind! Laß mich das Kind ſehen!“ bat er.

Sie brachte es in ihren Armen und machte demſelben neben dem Vater in den Decken des Bettes ein Plätzchen zurecht.

Ernſt und lange blickte dieſer in die hellen, unſchuldigen Kinderaugen. „Es hat dein Haar und meine Augen! Dein Kind, mein Kind, Anna! Daran kann auch meine Sünde nichts ändern.“

Wieder brach ihre Faſſung zuſammen. „Anton, Anton, warum haſt du mir das getan?“ rief ſie mit wildem Aufſchluchzen.

„Du kannſt mich nicht härter verurteilen, als ich es ſelbſt tue“, flüſterte er heiſer. „Aber vielleicht fühlteſt du Mitleid, wüßteſt du, wie alles kam! Laß mich dir mein Bekenntnis ablegen, ehe es droben von mir gefordert wird.“

Sie zitterte an allen Gliedern. „Das Sprechen wird dir ſchaden.“

Ein geiſterhaftes Lächeln flog über ſein Geſicht. „Was ſollte mir jetzt noch ſchaden? Laß mich die Laſt von der Bruſt herunterſprechen; ſie hat mich ſeit langem wund gedrückt.“

Sie ſetzte ſich auf den Rand des Bettes und ſchüttete eine Anzahl Orangen vor das Kind hin, das ſogleich mit den goldenen Bällen zu ſpielen begann. „Nun ſprich“, ſagte ſie dann, ſeine heißen Hände mit den ihrigen umſchließend.

„Du weißt, welch jähes Ende meine frohherzige Jugend nahm“, begann er. „Im Überfluß ſorglos aufgewachſen, als einziger Sohn des reichen, weit und breit um ſeines gaſtlichen Hauſes willen beliebten Gutsbeſitzers und auch meines eigenen frohen Sinnes wegen gern geſehen, wohin ich kam, voller Neigung für meinen künftigen Beruf als Landwirt und Forſtmann, ſchien mein Lebenshimmel keine Wolke zu haben. Da brach das Unglück jäh über uns herein. Mein Vater in ſeiner leichtherzigen Art hatte längſt über ſeine Mittel gelebt. Als ſeine Verbindlichkeiten ihn zu drücken anfingen, ſuchte er ſich durch ein paar gewagte Spekulationen davon zu befreien. Sie ſchlugen fehl. Das Gut vermochte die Schuldenlaſt nicht mehr zu tragen; es wurde verkauft, uns blieb nichts. Mein Vater überlebte den Zuſammenbruch ſeines Wohlſtandes nicht lange. Der Tod nahm ihn bald darauf hinweg. Ich ſtand allein mit der kränkelnden, ganz auf mich angewieſenen Mutter.

Meine Studien an der Hochſchule waren noch nicht abgeſchloſſen. In Deutſchland wäre es mir ſchwer geworden, eine Stelle zu finden, die mich und die Mutter ernährt hätte. Ein Freund meines Vaters verſchaffte mir eine Anſtellung auf einem Gute in den ungariſchen Karpathen. Das Gehalt war groß genug, meiner Mutter ein ſorgenloſes Leben zu verſchaffen.

Der Beſitzer des ausgedehnten Gutes war ein eingewanderter Deutſcher und mit einer Ungarin verheiratet geweſen. Seine Wirtſchaft trug halb deutſchen, halb ungariſchen Charakter, war aber jetzt durch ſeine lange Krankheit vernachläſſigt. Er atmete auf, als er die Leitung in meine Hand legen konnte.

Es gab Arbeit für mich in reicher Fülle; aber das war mir recht, es hielt mich von nutzloſem Grübeln ab. Ich tat mein Äußerſtes, um das Gut wieder zu heben und die Zufriedenheit ſeines Beſitzers zu erringen. Das gelang mir auch. Ich konnte ſchon nach kurzer Zeit ſehen, daß ich ihm lieb und unentbehrlich geworden war wie ein Sohn; und bald hielt er nicht mehr damit zurück, daß er mir gern auch den Namen eines Sohnes gegeben hätte.

Faſt zu derſelben Zeit, da ich meine Stelle bei ihm antrat, war ſeine einzige Tochter Jocza mit einem vierjährigen Knaben in das väterliche Haus zurückgekehrt. Durch den Tod ihres Mannes war ſie aus einer höchſt unglücklichen Ehe befreit worden. Sie hatte das feurige ungariſche Blut der Mutter, der ſie auch äußerlich vollkommen glich; man erzählte, daß es oft zu furchtbaren Szenen zwiſchen den

Gatten gekommen war, wenn ſie des Mannes Eiferſucht geweckt hatte.

Nachdem ſie ſich von dem Zuſtand der Gebrochenheit, in dem ſie heimgekehrt war, erholt hatte, nahm ſie ſich mit Geſchick und Eifer der Wirtſchaft an. Ich fand in ihr die willigſte und verſtändnisvollſte Helferin bei allen meinen Bemühungen um das Gut. Das brachte uns naturgemäß viel zuſammen, ohne daß ich mich anfänglich beſonders von ihr angezogen fühlte.

Ich mußte mir ſagen, daß ſie ſchön ſei, ſchöner, als ich bis dahin je eine Frau geſehen hatte; aber die leidenſchaftliche Sinnlichkeit, die ihr ganzes Weſen durchatmete, traf auf keine verwandte Seite bei mir. Ich kann ſagen, nicht mit Freude ſah ich es, daß ihre Neigung ſich mir zuwandte. Ich ſuchte ihr auszuweichen, ſo gut dies anging, aber gerade meine Zurückhaltung mochte ſie reizen. Sie war indes klug genug, mich auf meine Art zu nehmen.

Da ich mit Leidenſchaftlichkeit nicht zu gewinnen war, verſuchte ſie es mit freundſchaftlicher Anteilnahme. Ich war jung, vereinſamt, bedrückt durch trübe Nachrichten über den Geſundheitszuſtand meiner Mutter. Joczas Teilnahme tat mir wohl; ich ſchenkte ihr volles Vertrauen und merkte dabei ſelber nicht, daß meine Gefühle für ſie allmählich wärmer wurden. Ich, der ich noch nie geliebt hatte, war wehrlos gegen die Leidenſchaft der gleichalterigen, in allen Künſten der Koketterie erfahrenen Frau.

Sie hatte zwei gute Bundesgenoſſen: ihren Vater, der ſein Ende nahen fühlte und wohl wußte, wie nötig ſeiner Tochter ein ſtarker Halt war, weshalb er alles aufbot, mich für ſie zu gewinnen — und ihren Knaben. Armer Ferencz! Er war ein ſchwaches, ſinniges Kind, der Mutter in allen Stücken unähnlich. Je weniger Verſtändnis er bei ihr fand, mit deſto größerer Zärtlichkeit ſchloß er ſich an mich an. Jeden Augenblick, den meine Arbeit mir freiließ, verbrachten wir beiden zuſammen. Sein höchſtes Entzücken war es, mich auf meinen Gängen in Feld und Wald zu begleiten oder ſich abends von mir erzählen zu laſſen. Sie ſah, wie glücklich wir miteinander waren, und begünſtigte unſer Zuſammenſein auf alle Weiſe.

War es ein Wunder, daß ich allen dieſen Einflüſſen unterlag? Ich warb um ſie und gewann ihr Jawort; allein ich tat es mit einem mir ſelbſt uneingeſtandenen Widerſtreben. Ich redete mir ein, daß ich glücklich ſei; aber die innere Stimme widerſprach. Meine Sinne waren erhitzt, mein Herz jedoch blieb kalt. Selbſt als ich vor dem Altar die glückbebende Hand des ſchönen, jungen Weibes in der meinen fühlte, ſelbſt da hatte ich das Gefühl, daß ſie nicht von meiner Art, daß ſie mir im innerſten Grund meiner Seele eine Fremde ſei und bleiben werde. Daß ich ſie mit dieſem Gefühl zum Weibe nahm, das war meine größte Schuld.“

Der Kranke ſchwieg eine Weile, ſo daß nur das leiſe Weinen der jungen Frau und das friedliche Atmen des Kindes, das über ſeinem Spiel eingeſchlafen war, den Raum durchtönte.

Dann fuhr Bergen fort: „Der Vater überlebte die Vermählung ſeiner Tochter nicht lange. Mit ihm ſchied der gute Geiſt aus unſerer Ehe.

Die Verſchiedenheit unſerer Naturen machte ſich von Tag zu Tage mehr geltend. Erkannte ſie ſchon damals, daß meine Liebe ſich mit der ihren nicht meſſen konnte? Ich weiß es nicht. Ich habe ſeitdem oft gedacht, daß ſie eine andere geworden wäre, wenn ihre Liebe heißere Erwiderung gefunden hätte. Meine ruhige Art erſchien ihr als Gleichgültigkeit, lange ehe ſie dazu wurde. Sie ſpottete über mein deutſches Phlegma, über meine Mattherzigkeit; aber ihre Glut erkältete meine Gefühle, anſtatt ſie anzufeuern. Sie ſah es und ſuchte meine Leidenſchaft durch Eiferſucht anzuſtacheln. An Gelegenheit dazu fehlte es ihr nicht bei der freien Art von Geſelligkeit, die in jener Gegend üblich war, und die ſie auch bei uns einführte. Dieſe Zuſammenkünfte, bei denen nicht nur die Männer, ſondern auch die Frauen dem feurigen Weine mehr als gut zuſprachen und die Weinlaune einen Ton mit ſich brachte, die allen deutſchen Begriffen von dem in guter Geſellſchaft Erlaubten ins Geſicht ſchlug, hatten mich von Anfang an angewidert; aber meine Bemühungen, unſer Haus davon rein zu halten, ſcheiterten an ihrem Hohne, daß dieſes Haus das ihre und nicht das meine ſei.

So ließ ich ſie denn ihre eigenen Wege gehen, und ich wunderte mich ſelbſt, wie wenig Schmerz es mir verurſachte. Ich hatte den Knaben und er mich, und wir waren nach unſerer Art glücklich miteinander. Das Gefühl aber, ſich von unſerem Bunde ausgeſchloſſen zu ſehen, reizte Joczas Rachſucht. Sie begann mich durch den Knaben zu peinigen. Hatte ſie ihn früher nur mit Gleichgültigkeit betrachtet, ſo trug ſie jetzt offene Abneigung zur Schau. Je mehr ich ihn zu ſchützen ſuchte, um ſo härter behandelte ſie ihn. Es war ihr Kind, mit dem ſie machen konnte, was ſie wollte, das hielt ſie mir immer wieder vor. Mit dem Troſt aber, dem Kinde von Nutzen ſein zu können, ſchwand auch bei mir der letzte Reſt von Liebe zu ihr dahin.

Schon oft, wenn ſie in der Aufregung ſich ſelbſt nicht kannte, hatte ſie mir vorgeworfen, daß ich als Hungerleider hergekommen ſei und aus Berechnung um ihre Hand geworben habe. War ihr Zorn verflogen, ſo klagte ſie ſich ſolcher Äußerungen wegen ebenſo heftig an wie vorher mich; aber dieſe Vorwürfe zerriſſen das letzte Band der inneren Gemeinſchaft zwiſchen uns. Ich ſah es gleichgültig mit an, daß ſie faſt unter meinen Augen ein Liebesverhältnis mit einem der Gutsbeamten anknüpfte. Ob es ihr Ernſt damit war, ob ſie mich nur reizen wollte, es ließ mich unberührt; ich war teilnahmlos gegen alles geworden, was ſie betraf.

Da erhielt ich die Nachricht vom Tode meiner Mutter. Ich hatte dieſe mit aller Mühe bei dem Glauben gelaſſen, ich ſei glücklich; daß es mir möglich war, jede Sorge von ihr fern zu halten, hatte mich vieles ertragen laſſen. Ihr Verluſt traf mich mitten ins Herz. Ich reiſte an demſelben Tage ab, um ſie wenigſtens noch im Sarge wiederzuſehen.

Als ich die Mutter zu Grabe geleitet und ihre kleine Hinterlaſſenſchaft geordnet hatte, ſo daß nichts mehr meine Rückreiſe hinderte, da fühlte ich, daß ich nicht zurückkehren konnte. Ich war ſchon ſo lange nur noch ganz äußerlich mit den Verhältniſſen dort verbunden geweſen, daß nichts, gar nichts mich zurückzog. Für Ferencz mochte mein Fortbleiben ſogar von Nutzen ſein; auch er zog mich nicht zurück. Ich brauchte meine Ehe nicht zu löſen; ſie war längſt gelöſt, wie ſie im innerſten Weſen nie beſtanden hatte. Ich fühlte weder Haß noch Zorn gegen Jocza, ich dachte an ſie wie an eine Fremde. Als Gatte zu ihr zurückzukehren, wäre mir unmöglich geweſen.

Meine Mutter hatte in ihrer Zurückgezogenheit nur einen kleinen Teil der von mir geſandten Unterſtützungen verbraucht; die von ihr erſparte Summe genügte, mir durch die nächſte Zeit zu helfen. Ich hatte in Ungarn meinen Namen magyariſiert oder vielmehr zugelaſſen, daß andere es für mich taten; nun nahm ich meinen deutſchen Namen wieder an und ſuchte nach einer Stellung im deutſchen Lande. Freilich tat ich es nicht mit dem Gefühl, ein freier Mann zu ſein. Wie der Galeerenſklave die Kugel am Fuße, ſo ſchleppte ich die Erinnerung an meine Ehe mit mir herum.

Wir beide waren Proteſtanten. Unſere Ehe wäre nach den ungariſchen Geſetzen leicht aufzuheben geweſen; aber Jocza hätte ihre Einwilligung dazu geben müſſen, und daß ſie dies nicht tun würde, das wußte ich. Sie hatte es mir in ihren Zornanfällen oft genug verſichert. Ich durfte nur hoffen, daß, wenn ſie ſich überzeugt haben würde, ich ſei wirklich für ſie verloren, ſie die Ehe löſen werde, um neue Bande zu ſchließen.

Vorläufig aber dachte ich nicht ſo weit. Ich hatte das Gefühl, in meinem eigenſten Sein erniedrigt und entwertet zu ſein, und krankte an tiefer Schwermut. Es gelang mir über Erwarten raſch, eine Stellung zu erhalten, die mir wohl genügen konnte; aber ich blieb nur kurze Zeit dort, die innere Unruhe trieb mich von einem Ort zum anderen. So kam ich zu deinem Vater.“

Wieder unterbrach ſich der Kranke und lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen zurück.

„Sprich nicht weiter!“ bat Anna mit tränenerſtickter Stimme.

„Der Augenblick, in dem ich dich zum erſtenmal ſah, entſchied über mein Leben“, fuhr Bergen nach kurzer Pauſe fort. „Ich ſtand mit deinem Vater, mit dem ich eben die Bedingungen meiner Anſtellung ausgemacht hatte, auf der Terraſſe hinter euerem Hauſe. Du kamſt den Gartenweg herauf, mit beiden Händen einen hohen Strauß von blauen und weißen Fliederdolden gegen deine Bruſt gedrückt. Die Blüten hinderten dich, mich zu bemerken; erſt als du dicht herangekommen warſt, fiel dein Blick in ſcheuer Befangenheit auf den Fremdling neben deinem Vater. O, Anna“ — die roten Flecken auf den Wangen des Kranken färbten ſich dunkler — „ich ſehe dich noch vor mir in der himmliſchen Reinheit deiner Jugendſchöne! Die ſanften, blauen Augen mit dem ſchüchternen und doch ſo arglos vertrauenden Blick, das weiche, blonde Haar, das, von der Abendſonne beleuchtet, deinen feinen Kopf wie eine Glorie umgab, die zarte, knoſpenhafte Geſtalt mit dem wie ein Schleier darüberliegenden Hauch holder Weiblichkeit, ſie nahmen mein Herz jäh und für immer gefangen. Jetzt wußte ich, was Liebe war, heiße, leidenſchaftliche und hoffnungsloſe Liebe! Dich vor mir zu ſehen in deiner Unſchuld und deiner Lieblichkeit, in deinem Mitleid für den fremden, traurigen Mann, und zu wiſſen, daß der Weg zu deinem Herzen mir für immer verſchloſſen war, daß ich nie nach deinem Beſitze ſtreben dürfe, o, es war bittere Qual!

Es gab wohl Tage und Stunden, an denen ich vergaß, was hinter mir lag. Dann brach der mir angeborene Frohſinn, den nur die ſchweren, letzten Jahre grauſam unterdrückt hatten, mit aller Macht hervor, und ich überließ mich ganz dem Zauber des Augenblicks und unſerer uneingeſtandenen und doch ſo heißen Liebe. Das Erwachen nach ſolchen Stunden war jedesmal ſchrecklich.

Du ſahſt, daß ich litt, und du litteſt mit. Deine Teilnahme drückte den Stachel nur tiefer in meine Seele. Du ſuchteſt den Grund meiner Schwermut in dem Verluſt meiner Eltern, in meiner Vereinſamung und Heimatloſigkeit. Ich ließ dich dabei. Sollte ich dich, die Argloſe, in mein Verhängnis mit hineinziehen? Sorglich wachte ich über dem Geheimnis meiner Vergangenheit; aber meine Geſundheit hielt den Seelenkämpfen nicht ſtand. Selbſt dein Vater zeigte ſich durch mein Ausſehen beunruhigt und ließ durchblicken, daß meiner Neigung zu dir kein Hindernis von ſeiner Seite entgegenſtehen würde.

Seine Güte bereitete meiner Unentſchloſſenheit ein Ende. Ich wollte fort, für immer aus deinem Geſichtskreis verſchwinden. Ich bat um Urlaub zu einem Beſuch in der Hauptſtadt; ich wollte dort Schritte tun, um eine Stellung im Ausland zu erlangen. Meine Bemühungen hatten Erfolg. Ich ſaß wieder im Eiſenbahnwagen und dachte und fühlte nichts, als daß ich dich nun bald für immer verlieren ſollte.

Ich fuhr nicht allein; eine Geſellſchaft von Ungarn war mit mir in demſelben Abteil. Plötzlich begann die Unterhaltung, die bisher verſtändnislos an mir vorübergerauſcht war, Bedeutung für mich zu gewinnen. Man ſprach von der Gegend, in der ich gelebt hatte. Bekannte Namen ſchlugen an mein Ohr. Alles Blut drängte ſich mir zum Herzen. Würde jetzt auch ihr Name genannt werden?

Unauffällig miſchte ich mich in das Geſpräch. Ich erkundigte mich nach dieſem und jenem, nur nach ihr wagte ich nicht zu fragen. Endlich tat ich es doch. Wir waren ſchon dicht bei der Station, wo ich den Zug zu verlaſſen hatte; wollte ich Auskunft haben, ſo mußte ich ſie jetzt erlangen. Meine eigene Stimme klang mir fremd, als ich endlich fragte: »Und Frau Jocza Bergen, was wiſſen Sie von ihr?«

»Jocza Bergen? O, die iſt tot.«

Tot! Vor meinen Augen tanzten alle Gegenſtände in feurigem Reigen.

»Sie hat's ein wenig wild getrieben, die ſchöne Jocza«, fuhr mein Begleiter fort, »ſeit ihr Herr Gemahl ſich auf holländiſch empfahl. Das wilde Kutſchieren war immer ihre Leidenſchaft geweſen, es mag auch ſtark pokuliert worden ſein auf Jász-Berény, und der Weg nach dem Jarensker Steinbruch hin iſt ſchlecht verwahrt. Am Morgen fand man ſie mit Pferd und Wagen auf dem Grunde des Steinbruchs. Nur der Kutſcher, der János, hatte abſpringen können; wird nicht wenig froh geweſen ſein, daß er ſo davonkam. Aber was iſt Ihnen? Sind Sie nicht wohl?«

Ich mag bei ſeinen Worten wohl todblaß geworden ſein. Ich nahm die angebotene Kognakflaſche und trank einen Schluck daraus. Nur jetzt keine Schwäche zeigen!

»War ſie tot, als man ſie fand?«

»Noch nicht, aber ſie ſtarb an demſelben Abend. Ich war eben in Jarensk, als die Nachricht dahin kam. War eine ſchöne Frau! Haben Sie ſie gekannt?«

Ich dankte Gott, daß der Zug in dieſem Augenblick hielt und die Unruhe des Ausſteigens mich der Antwort überhob. Ich hätte mich nicht länger zu beherrſchen vermocht. Mit haſtigem Gruße verließ ich den Zug.

»Tot! Jocza tot! Ich bin frei!« Ich weiß nicht, wie oft ich die Worte in die Luft hinausrief, während ich über die Felder euerem Hauſe zueilte.

Frei, frei! Ich warf die Arme in die Höhe, ich lachte und ſchrie, ich war wie außer mir. In kurzer Zeit hatte ich das Pförtchen erreicht, das vom Felde her in den Park führte. Du lehnteſt an dem Pfoſten; die Unruhe hatte dich mir entgegengetrieben. Dein froher Zuruf begrüßte mich, und da hielt ich dich auch ſchon in meinen Armen und bedeckte dein Antlitz mit meinen Küſſen. Unſere Seelen ſchmolzen ineinander.

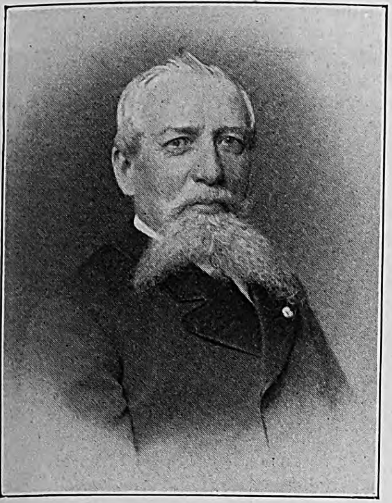
Hand in Hand traten wir vor den Vater. Er ſegnete uns bewegt, und der Abend verging in einer Seligkeit, für die Worte zu arm ſind. Die Nacht brachte Qual und Zweifel.

(Schluß folgt in nächſter Nummer.)

Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.

Hotel Bellevue zu Dresden — als Jubilar.

In den Annalen der Geſchichte des Hotels Bellevue iſt der 3. September 1903 als hoher Gedenktag zu verzeichnen. An dieſem Tage feierte das im In- wie Auslande gleich rühmlich bekannte Hotel ſein 50jähriges Beſtehen.



Emil Kayſer.

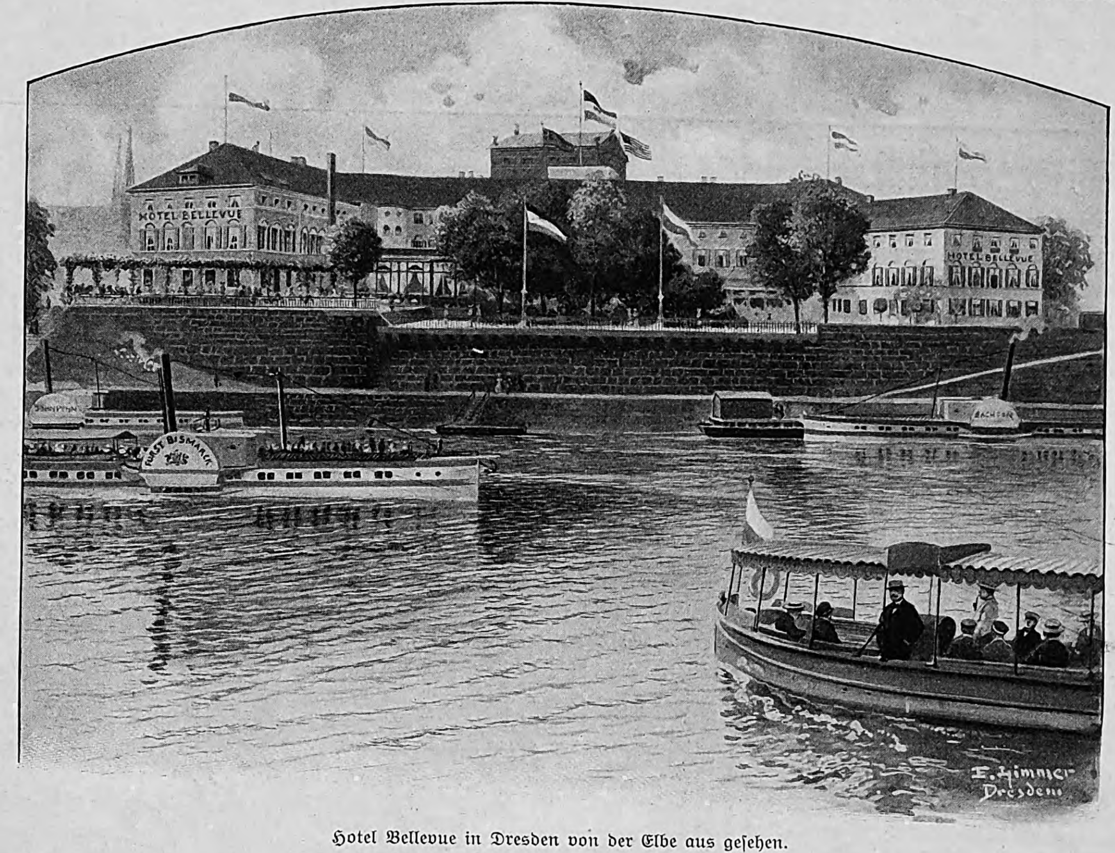
Im September 1853 befand ſich das mit beſcheidenen Mitteln eröffnete Hotel bereits in Blüte und die erſten Septembertage 1903 brachten dem Hotel wieder einmal eine Reihe glänzender Feſttage, die ſeinen Ruf von neuem kündeten. Ein gutes Stück der Dresdner Kaiſertage ſpielte ſich vor dem Hotel und in ſeinen Feſträumen ab. Aus dieſem Anlaſſe trug das an der Elbe und am Theaterplatze herrlich gelegene Hotel ein Feſtgewand, das Tauſende und aber Tauſende anzog und alle in Bewunderung und Entzücken verſetzte. Die ganze dem Theaterplatze und der Packhofſtraße zugewendete Faſſade war mittelſt ca. 7000 elektriſcher Glühlampen aufs wirkungsvollſte erleuchtet worden. Im Mittelpunkt der ganzen Illumination ſtrahlte in ſtolzer Majeſtät ein ſechs Meter hoher deutſcher Reichsadler von hunderten buntfarbiger elektriſcher Glühlampen und darunter ein mächtiges „W“ im Eichenkranz. Dieſe großartig gelungene Illumination wurde an den folgenden Abenden wiederholt. Die Inſtallation war von der Hausverwaltung entworfen und ausgeführt, wie denn überhaupt der ganze gediegene und originell vornehme Feſtſchmuck nach den Angaben der Hotelleitung ausgeführt worden iſt.

Der jetzige Vorſtand der Aktien-Geſellſchaft und Leiter des Hotels Bellevue iſt ſeit 1897 Herr **Richard Ronnefeld**, der als Autorität erſten Ranges auf dem Gebiete des Hotelweſens geſchätzt iſt und dem auch wiederholt hohe Auszeichnungen von fürſtlichen Gäſten zuteil geworden ſind. Bereits am 30. Auguſt d. J., anläßlich der Enthüllung des Dresdner Bismarck-Denkmals, hatte die Hotelleitung damit ihr großes Geſchick im ſinnigen und gediegenen Arrangement bekundet, daß ſie die hiſtoriſche Bismarck-Ecke des Hotels in ſchöner Allegorie ſchmückte. Bekanntlich nahm am 18. Juni 1892 der treueſte Paladin des erſten Deutſchen Kaiſers, der Altreichskanzler Fürſt Bismarck, mit ſeiner Gemahlin vom Hotel Bellevue aus die denkwürdige Huldigung der Dresdner Bürgerſchaft in Geſtalt eines Fackel- und Lampionzuges mit Serenade und Anſprachen entgegen.

Als am 3. September d. J. die Feier des 50jährigen Jubiläums begangen wurde, liefen Hunderte von Blumenſpenden und Tauſende von Glückwunſchſchreiben und Telegrammen aus allen europäiſchen Staaten und ſelbſt von jenſeits des Ozeans ein. Dieſe Zahlen ſind um ſo beachtenswerter, als von der Preſſe vorher mit keinem Worte der Feier gedacht worden war. Die Hotelleitung berührte es höchſt angenehm, daß ſich unter den Gratulanten auch ſolche befanden, die einſt im Hotel als Kellner oder Koch gelernt reſp. tätig geweſen ſind und jetzt ſelbſt große Häuſer von anerkanntem Rufe leiten oder beſitzen.

Die Geſchichte des Jubelhotels, das in ſeiner diſtinguierten Vornehmheit nur ſelten in die Öffentlichkeit tritt, iſt bald erzählt.

Als 1852 der Begründer des Hotels, Herr **Emil Kayſer**, die Calberla'ſche Beſitzung in ein Hotel umwandelte, da war der Erfolg von vornherein gegeben.



Hotel Bellevue in Dresden von der Elbe aus geſehen.

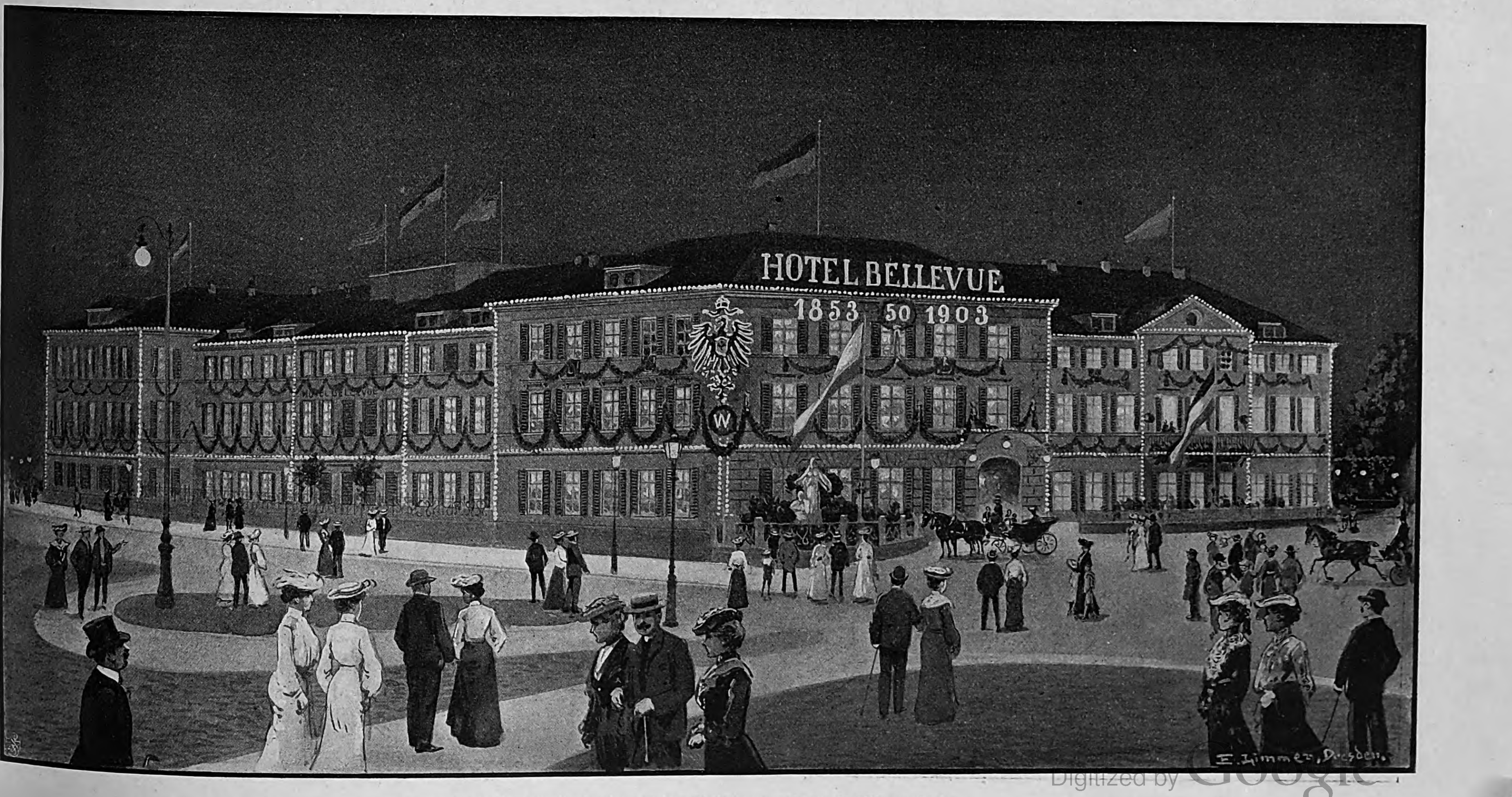
Langſam aber ſtetig entwickelte ſich das Haus von der Eröffnung im Jahre 1853 ab zu einem Welthotel I. Ranges, dank ſeinem Prinzip, vom Beſten das Beſte zu bieten! Es gibt kein europäiſches Fürſtenhaus, deſſen Oberhäupter und Mitglieder hier nicht Aufenthalt genommen hätten. Das königlich ſächſiſche Oberhofmarſchallamt nimmt bei großen Feſtlichkeiten am Hofe zu Dresden, wenn ſich die Räume des Reſidenzſchloſſes als nicht ausreichend erweiſen, ſeit Jahrzehnten die Hilfe des Hotel Bellevue in Anſpruch.

R. Ronnefeld, Vorſtand der A.-G. Hotel Bellevue.

Das Hotel, das 150 Zimmer mit 200 Betten hat, wurde 20 Jahre von Herrn E. **Kayſer** ſelbſt geleitet und alsdann Aktienunternehmen. Zurzeit ſteht an der Spitze des Unternehmens der bereits genannte, unermüdlich tätige, mit weitem und ſcharfem Blicke ausgeſtattete Herr Direktor **Ronnefeld**, der über einen Stab getreuer und tüchtiger Mitarbeiter im Bureau, in Küche, Keller und Haus verfügt.

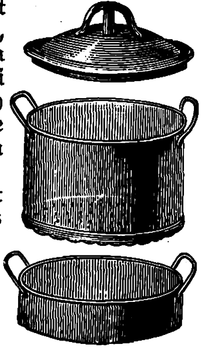
Als an den letzten Feſttagen Dresdens das Hotel bis auf das letzte Zimmer gefüllt war und hier Engländern, Franzoſen Spaniern, Italienern, Öſterreichern, Ungarn, Holländern, Ruſſen, Skandinaviern und Amerikanern Gelegenheit geboten war, die Ovation für Kaiſer Wilhelm, König Georg und eine Reihe von Fürſtlichkeiten auf dem Theaterplatze bequem zu verfolgen und das Hotel ſelbſt den impoſanten Feſtſchmuck angelegt hatte, von dem die beiſtehenden Bilder erzählen — da herrſchte nur eine Stimme der Bewunderung. Einmütig gab die geſamte Dresdner Preſſe dieſer Stimmung Ausdruck.

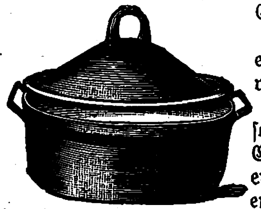
Vielfach iſt es in den erſten Septembertagen zu ſpontanen Huldigungen für die Hotelleitung gekommen und dem Wunſche in Wort und Schrift Ausdruck gegeben worden, es möchten auch die kommenden 50 Jahre den Ruf des Hotel Bellevue künden, zum Heile aller derer, die in ihm ein- und ausgehen, zum Segen der Stadt Dresden, zur Ehre und zum Ruhme des ſächſiſchen und deutſchen Vaterlandes! Dr. O. G.



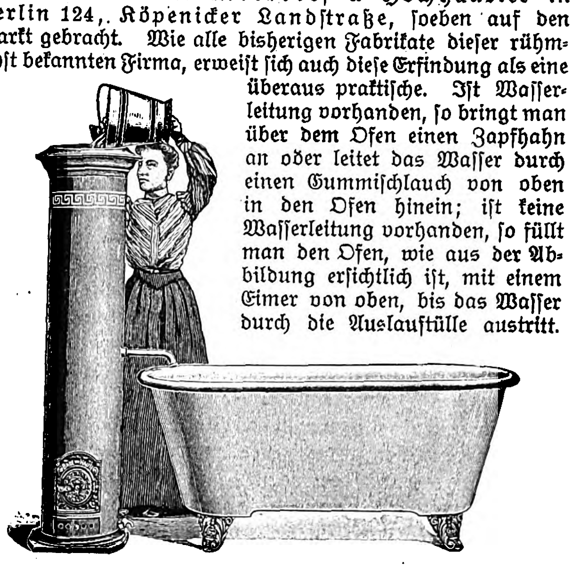
Hotel Bellevue in Dresden an den Kaiſertagen und am Jubiläumsabend.

Allgemeine Notizen.





Praktiſche Neuheiten in Kochgeſchirren. Immer mehr befeſtigt ſich das echt Pilſner Kochgeſchirr in der Gunſt der praktiſchen, erfahrenen Hausfrau. Es iſt von unerreichter Dauerhaftigkeit, hält ſelbſt ohne Inhalt ſtundenlang der größten Hitze ſtand, ohne auszuplatzen, und iſt infolgedeſſen preiswerter als anderes Geſchirr, bei welchem meiſt ſchon nach kurzem Gebrauch die innere Emaille abſplittert. Wie manche Erkrankung an Blinddarmentzündung iſt wohl durch das Verſchlucken ſolcher kleinen Emailleſplitter entſtanden. Es empfiehlt ſich daher ſchon aus hygieniſchen Rückſichten der Gebrauch des echten Pilſner Geſchirrs. Ein weiterer Vorzug dieſes Geſchirrs iſt eine weſentlich verkürzte Kochzeit. Durch ſchwere, feſt ſchließende Deckel wird der aufſteigende Dampf zurückgehalten und ſtarke Oberhitze erzeugt, unter deren Einwirkung die Speiſen ſchnell weich kochen, ſaftig und wohlſchmeckend, und da keine Nährſalze entweichen können, bedeutend nahrhafter werden. Die Firma Hermann Leitner, Berlin C., Mühlendamm 3, vis-a-vis der Poſtſtr., Berlin SW., Friedrichſtr. 31 und Berlin W., Kleiſtſtr. 34, die erſt kürzlich wieder auf der Ausſtellung für Frauenarbeit und Familienbedarf mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, führt neben den Pilſner Kochgeſchirren nur Artikel aus den beſten Fabriken, und dies iſt wohl auch der Grund, weshalb der Norddeutſche Lloyd bereits 10000 Gegenſtände für die Ausrüſtung ſeiner verſchiedenen Dampfer bezogen hat. Die letzte Beſtellung galt der Ausrüſtung des neuen Schnelldampfers „Kaiſer Wilhelm der Große“.



Eine neue Badeeinrichtung mit Zylinder-Badeofen haben die Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler in Berlin 124, Köpenicker Landſtraße, ſoeben auf den Markt gebracht. Wie alle bisherigen Fabrikate dieſer rühmlichſt bekannten Firma, erweiſt ſich auch dieſe Erfindung als eine überaus praktiſche. Iſt Waſſerleitung vorhanden, ſo bringt man über dem Ofen einen Zapfhahn an oder leitet das Waſſer durch einen Gummiſchlauch von oben in den Ofen hinein; iſt keine Waſſerleitung vorhanden, ſo füllt man den Ofen, wie aus der Abbildung erſichtlich iſt, mit einem Eimer von oben, bis das Waſſer durch die Auslauftülle austritt. Hierauf wird geheizt, bis das Waſſer die gewünſchte Temperatur erreicht hat. Nun füllt man von neuem Waſſer hinzu. Daſſelbe wir durch ein Rohr im Innern bis zum Boden des Ofens geführt und verdrängt das erwärmte Waſſer, welches ſtets nach oben ſteigt, durch die Auslauftülle. Man füllt ſo lange kaltes Waſſer hinzu, bis alles warme entfernt oder genügend Waſſer in der Wanne iſt. Der Ofen bleibt ſomit ſtets voll Waſſer, ſo daß ein Schmelzen beim Heizen ausgeſchloſſen iſt. Das Waſſer wird, während das Bad genommen wird, für ein weiteres Bad erwärmt, ſo daß ununterbrochen gebadet werden kann, ſolange Feuer im Ofen unterhalten wird. Vor jeder Anfeuerung des Ofens wolle man ſich durch Nachfüllen von Waſſer überzeugen, ob der Ofen auch vollſtändig gefüllt iſt. Feuerraum und Flammenrohr des Ofens ſind von ſtarkem Kupfer, der Außenmantel iſt von Zinkblech gefertigt und elegant lackiert. Ganze Höhe des Ofens 155 cm., Zylinderdurchmeſſer 31 cm. Der Ofen kann nach Belieben links oder rechts von der Wanne aufgeſtellt werden. Preis der kompletten Einrichtung mit Badewanne von ſtarkem Zink, mit polierter Wulſt, Holz- und Metallboden, Füßen und Abflußventil: Gr. I obere Länge der Wanne 154, Bodenlänge 117 cm. 97 Mk., Gr. II obere Länge der Wanne 167, Bodenlänge 130 cm. 105 Mk. Verpackung Gr. I 5,— Mk., Gr. II 5,50 Mk. Ein Zylinder-Badeofen, wie zu obiger Einrichtung, zum Aufſtellen neben einer vorhandenen Badewanne koſtet einſchließlich Verpackung 66,50 Mk.

Ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel für geſunde Kinder iſt Kufeke's Kindermehl mit oder ohne Kuhmilch. Daſſelbe wird von den Kindern wegen ſeines Wohlgeſchmackes gern genommen und iſt zudem ſelbſt für Kinder im erſten Lebensmonat leicht verdaulich. Es beſitzt die in der Muttermilch vorhandenen Nährſtoffe im richtigen Verhältnis, bildet ſo einen ſehr guten Zuſatz zur Kuhmilch und befördert die Knochen- und Muskelfleiſchbildung in hervorragender Weiſe.

Schönheitspflege. Die Wienerin iſt in betreff der Hautpflege im beſondern, wie der Schönheitspflege im allgemeinen ihren Mitſchweſtern voraus. Es iſt deshalb nicht zu verwundern, daß einer Wienerin, Frau Roſa Schaffer in Wien, Kohlmarkt 6, die Erfindung vorzüglicher Mittel zur Schönheitspflege zu verdanken iſt. Raviſſante nennen ſich die Mittel, und ihre Wirkung erregt das Entzücken der Damen. Vor allem Poudre raviſſante, welches die Haut nicht nur blendend weiß und jugendfriſch, ſondern auch Unebenheiten der Haut, wie Blatternarben, Muttermale, Runzeln und Falten unſichtbar macht. Die Folgen des Gebrauches ſchlechter Schminken werden durch Poudre raviſſante aufgehoben. Als beſonders vorteilhaft iſt es anzuſehen, daß die Vorteile dieſes Poudre auch nach dem Waſchen erhalten bleiben. Ein großer Karton koſtet 5 Mk., ein kleiner 3 Mk. Zur Konſervierung der Haut während der Nacht benutze man Crême raviſſante, den Tiegel zu 3 Mk. Auch Roſa Schaffer's Eau- und Savon raviſſante ſind von vorzüglichem Erfolge.

„Ein erfolgreicher Verſuch.“

Um eine Sache beurteilen zu können, muß man das Beweismaterial prüfen. Was dem Söhnchen des Herrn Hapke fehlte, iſt in dem folgenden Briefe beſchrieben. Wenn Herr Hapke ſeinem Kind das erwähnte Mittel gab, war die Veranlaſſung dazu wahrſcheinlich die ſeit vielen Jahren anerkannte Tatſache, daß es kaum ein geeigneteres Mittel gibt, als Lebertran, um Abmagerung ſowie weiterer Abnahme der Körperkräfte Einhalt zu tun.

Scotts Emulſion, die feinſten Medizinal-Lebertran in leicht verdaulicher Form enthält, iſt von vorzüglichem Geſchmack und beſitzt alle die heilkräftigen Eigenſchaften des Tranes in erhöhtem Maße. Sie hebt den Appetit raſch, befördert die Bildung von neuem Blut, kräftigen Muskeln und macht den Körper widerſtandsfähig. Leſen Sie jedoch, was Herr Hapke darüber ſagt:

Lindhorſt (Schaumburg-Lippe), den 13. November 1902.

Ich kann Ihnen zu meiner großen Freude mitteilen, daß Scotts Emulſion an meinem Walter ſichtbaren Erfolg gezeigt hat. Als der Kleine etwa 1 Jahr alt war, erkrankte er nach den Maſern zweimal heftig an Lungenentzündung. Er konnte ſich ſchlecht wieder erholen. Dazu machte ihm das Zahnen große Schmerzen und ein böſer Huſten quälte ihn oft furchtbar. Da kam ich durch die Zeitung auf Scotts Emulſion und bereits nach kurzem Gebrauch derſelben verſchwand der Huſten, das Zahnen ging vortrefflich vonſtatten, und der Junge hat ſeitdem einen ausgezeichneten Appetit. Er iſt jetzt geſund wie ein Fiſch im Waſſer, kann laufen und iſt ſo lebhaft, daß es eine Luſt iſt, ihn zu beobachten. Ich werde bei jeder Gelegenheit dieſes prächtige Kraft- und Appetitmittel empfehlen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
(gez.) T. Hapke, Lehrer.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glyzerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Öl je 2 Tropfen. (1209$_3$)

In keinem beſſeren Haushalte ſollte Dr. Siegerts Angoſtura Bitters fehlen. Beſtes Mittel gegen Magenbeſchwerden, köſtlichſte Ingredienz zur Aromatiſirung aller Getränke.

Jede ❊ ❊
sparsame
Hausfrau

Billig! Nahrhaft!

kann aus dem ungeheuren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt reichen Nutzen ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Cotelettes (Schlüsselmarke) zu Mk. 2.—,
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht. — Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellung erbeten an die (1167)
Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham VII a. d. Weser.

MOITRIER'S METZER CONSERVEN.
Anerkannt bestes Fabrikat.
Gemüse, Früchte, Champignons, Trüffeln etc.
(240)

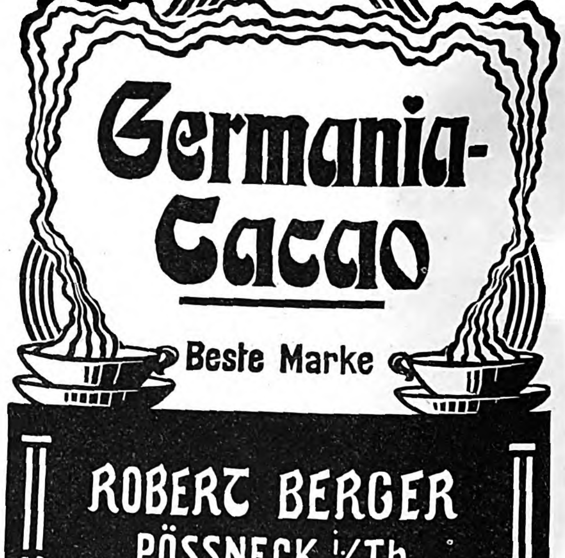
Soolbäder im Hause
Dr. med. Alwin Müller
LEIPZIG.
Neues eisenhaltiges
Mutterlaugen-
Neurogen
Badesalz
Bewährt bei Fettleibigkeit, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Lungen-, Leber-, Nieren-, Frauen- u. Kinder-Krankheiten.
Prospekt verlangen!
Prospekt verlangen!
zu jeder Jahreszeit!
Preis: 100 Ko. ℳ 6.30, 50 Ko. ℳ 4.25, 25 Ko. ℳ 2.70 ab Bahnhof.

Malaga-Weine
bester Qualität offerieren zu mäßigen Preisen
Scholtz Hermanos
Weingroßhändler — etabliert 1807
Malaga.
Preislisten und Muster zu Diensten; letztere zu Mk. 0.60 das Stück mit Rückvergütung bei einer Bestellung. (1277)

HONIG
reell, gut, nicht theuer
zu haben in fast allen besseren Geschäften Deutschlands, wo nicht erhältlich direct unter Nachnahme.
Preise einschliesslich hübschen Emailleeimers von 8 Pfd. netto.
Geschleuderter Bienenhonig I hell M 7.20
„ „ II dunkler 6.20
Mischhonig „Centrine“ F.F. (Verschnitt mit „Invertraffinade“ vielfach bevorzugt) 4.75
Alles portofrei. Umtausch od. Zurücknahme bereitwilligst.
Norddeutsches Honig- u. Wachswerk
Visselhövede. 24. Lüneburger Heide.
(352)

Unseren Damen

genügen fünf Tropfen „Ricqles Pfefferminzgeiſt“ (Alcool de Menthe de Ricqlès), um ein ſofort fertiges, erfriſchendes und pikantes Getränk herzuſtellen, deſſen Koſten nur einen halben Pfennig betragen. Gleichzeitig bewährtes Hausmittel bei Kopfſchmerzen, Migräne und Neuralgien, welches auch bei Nervenaufregung und Schlafloſigkeit wohltuende Beruhigung verſchafft. Nur echt in Originalflacons mit dem Namen **de Ricqlès.** Erhältlich in Drogerien, Parfümerien und feineren Kolonialwarengeſchäften zu M. 1.25, 1.80 und M. 3.30. Näheres durch das Ricqles-Depot in Frankfurt a. M. (926)



Germania-Cacao
Beste Marke
ROBERT BERGER
PÖSSNECK i/Th.
(1020)

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900. (380)
ODONTA
unübertroffenes Mundwasser
F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE
Zu haben in besseren Parfümerie-Drogen- & Friseur-Geschäften

Rüger
Mit Rüger's-Kinder-Lotto-Karten.
Kakao
Schokolade

Illustrirte Zeitung

Begründet 1843.

Nummer 3145.

- Wildkatze. Aquarell
- Graf Murawjew
- Ein Doppelschraubendampfer des Österreichischen Lloyds
- Die Enthüllung des Kaiser-Friedrich-Denkmals in Köln
- Berliner Krawalle
- Der Herkules-Brunnen in Berlin
- Sigrid Arnoldson
- Der Zar in Wien
- Jagdschloß in Mürzsteg
- Der Vorstand der Deutschen Turnerschaft
- Marie Geistinger †
- Rudolf Falb †
- Die schöne Otèro

8. Oktober 1903.

- Vittorio Alfieri und die Gräfin von Albany
- Das Denkmal Friedrichs des Großen in Rheinsberg
- Norwegischer Wasserfall
- Zirkusnovitäten
- Die Befreiung der Quelle. Brunnengruppe
- Weißköpfige Geier
- Die Kanalisierung der Elbe und der Moldau
- Gesühnt. Erzählung von Helene Stökl. (Schluß)
- Die staatliche Pensionsversicherung der Privatbeamten
- Ein neues Telegraphensystem

Verlag von J. J. Weber in Leipzig und Berlin.

Die ſtaatliche Penſionsverſicherung der Privatbeamten.

Die Lebensverſicherung in ihren verſchiedenen Formen hat in den letzten Jahrzehnten in Deutſchland ganz bedeutende Fortſchritte gemacht, und man darf ſagen, daß unſere deutſchen Verſicherungsanſtalten allen neuen Gedanken auf dem Gebiete der Verſicherungswiſſenſchaft in vollem Maße gerecht geworden ſind. Wenn trotzdem heute ein bedeutender Stand mit nahezu einer Million Angehörigen, von deſſen Arbeit wohl ein Zwölftel des ganzen deutſchen Volkes lebt, der Stand der privaten Angeſtellten und Beamten, mit nachdrücklichſter Energie ein ſtaatliches Einſchreiten verlangt, ſo hat man die Urſachen dieſer Erſcheinung wohl in anderen Momenten zu ſuchen als in mangelnder oder unbefriedigender Verſicherungsgelegenheit auf privatem Wege.

Die wirtſchaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat erſt eigentlich den Stand der privaten Angeſtellten geſchaffen. Wohl gab es ſchon früher zahlreiche Angeſtellte in privatem Dienſte. Aber faſt ausnahmslos waren damals die Exiſtenzverhältniſſe dieſer Privatangeſtellten weſentlich andere als heute. Die Regel war, daß der Angeſtellte nur in jungen Jahren gegen Entgelt in abhängiger Stellung tätig war; ſobald er in den Eheſtand trat, pflegte er ſich ſelbſtändig zu machen, und er ſchied damit aus der Reihe der Privatangeſtellten aus. Mit der zunehmenden Arbeitsteilung und dem ſteigenden Umfang der einzelnen Betriebe wurde das immer ſchwieriger, und heute hat der bei weitem größte Teil aller privaten Angeſtellten und Beamten keinerlei Ausſicht mehr, jemals ſelbſtändig zu werden. In dieſer Erſcheinung liegt die Urſache des Rufes der Privatbeamten nach einer ſtaatlichen Alters-, Invaliditäts- und Hinterbliebenenverſorgung; denn in dem Augenblicke, in dem der Angeſtellte die Möglichkeit des Selbſtändigwerdens verliert, tritt er unter die Einwirkung all der Nachteile, die mit dem feſten Einkommen aus einer Arbeitsleiſtung verbunden ſind. Der Gewerbtreibende vermag durch vermehrte Arbeit ſich eine erhöhte Einnahme zu verſchaffen, die er zu einer bei ſeinen Verhältniſſen recht bedeutenden Kapitalbildung im eigenen Geſchäft verwenden kann. Das Einkommen des Privatbeamten iſt das gleiche, mag dieſer ſeine Arbeit mit denkbarſter Sorgfalt unter Aufwendung außerordentlicher Mühe ausführen oder den Anforderungen ſeiner Stellung nur mittelmäßig gerecht werden. Der mit Kapital arbeitende Landwirt, Fabrikant uſw. hat ſein Einkommen auch dann, wenn er krank, wenn er arbeitsunfähig iſt; bei dem Privatbeamten fällt es weg, ſobald er die Obliegenheiten ſeiner Stellung nicht mehr auszufüllen vermag. So iſt das Einkommen der Mitglieder dieſes neuen Standes auf der einen Seite in ſeinem Umfange feſt begrenzt, ſo daß es bei dem heutigen Stande des Geldmarktes eine ausreichende Anſammlung von Hilfsmitteln für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit nicht geſtattet, und auf der anderen Seite fällt es fort, ſobald die Arbeitsfähigkeit ein Ende nimmt. Die Gefahr, die bei ſolcher Lage der Dinge mit einer auf Grund regelmäßiger Prämienzahlungen verbundenen Lebens- oder Rentenverſicherung verbunden iſt, wird noch erhöht durch die Gefahr der Stellenloſigkeit. In Öſterreich hat die Regierung amtliche Erhebungen über die Lage der Privatangeſtellten durchgeführt; dieſe haben ergeben, daß auf hundert Angeſtellte jährlich $1,_{75}$ Fälle von Stellenloſigkeit fallen, und daß jede Stellenloſigkeit 167 Tage andauert, mit anderen Worten: daß nahezu jeder Privatbeamte einmal 167 Tage lang ohne Stellung iſt. Eine ſolche Stellenloſigkeit aber müßte den Betroffenen derart in ſeinen Verhältniſſen zurückbringen, daß die regelmäßige Zahlung der Prämien für eine private Verſicherung zum mindeſten in Frage geſtellt ſein würde.

In unſerem Nachbarſtaate Öſterreich haben die Privatbeamten ſeit ungefähr fünfzehn Jahren eine ſolche Verſicherung verlangt. Sie hatten dort um ſo eher Ausſicht auf Verwirklichung dieſer Beſtrebungen, als ſich in ihren Reihen die Angeſtellten der Privateiſenbahnen befanden. In Deutſchland, das im weſentlichen nur Staatseiſenbahnen hat, ſind die ſo hohem Invaliditätsriſiko unterworfenen Eiſenbahnbeamten mit einem durch Geſetz garantierten Anſpruch auf eine Penſion ausgeſtattet. Bei den Privateiſenbahnen, die in Öſterreich vorherrſchen, fehlte die Garantie durch ein Geſetz. Die öſterreichiſche Regierung kam den Wünſchen der Privatbeamten, wohl mit Rückſicht auf die bedenkliche Lage der Bahnbedienſteten, nach und veranſtaltete im Jahre 1896 Erhebungen über die Standesverhältniſſe der Privatangeſtellten, aus deren Bearbeitung dann der am 24. Mai 1901 dem öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſe vorgelegte Entwurf eines Geſetzes, betreffend die Penſionsverſorgung der Privatangeſtellten, hervorging. Dieſer Entwurf wollte den Verſicherten eine Invaliden- und eine Altersrente ſowie ihren Hinterbliebenen Witwengelder und Erziehungsbeiträge bieten. Er teilte die Angeſtellten nach dem Gehalt in drei Klaſſen (erſte Klaſſe: 600 bis 1200 Kronen, zweite Klaſſe: 1200 bis 2400 Kronen, dritte Klaſſe: über 2400 Kronen) ein und ſah dann für dieſe folgende Jahresrenten und Monatsprämien vor:

	1. Klaſſe	2. Klaſſe	3. Klaſſe
Altersrente	900,00 Kr.	1350,00 Kr.	1800 Kr.
Invalidenrente	600,00 „	900,00 „	1200 „
Witwenrente	300,00 „	450,00 „	600 „
Prinzipalsbeitrag . . .	4,50 „	6,75 „	9 „
Beitrag des Angeſtellten.	3,00 „	6,00 „	9 „

Die Erziehungsbeiträge für hinterbliebene Kinder ſollten auf ein Zehntel, bei Vollwaiſen auf ein Fünftel der Witwenrente bemeſſen werden. Einen Staatszuſchuß ſah der Entwurf, abweichend von der deutſchen Invalidenverſicherung, nicht vor. Zur Verabſchiedung iſt dieſer Entwurf infolge der eigenartigen Verhältniſſe des öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſes noch nicht gekommen; doch hat der ſozialpolitiſche Ausſchuß die Materie gründlich durchgearbeitet und bei ſeinen letzten Beratungen, die infolge der Vertagung des Hauſes im Juni d. J. abgebrochen werden mußten, die Wünſche der beteiligten Arbeitgeber und Angeſtellten nach Möglichkeit berückſichtigt. Wie ſchon jetzt zu erkennen iſt, wird das Geſetz die Angeſtellten in ſechs anſtatt in drei Klaſſen einteilen und dementſprechend die Anforderungen und Leiſtungen berechnen.

Das Vorgehen der geſetzgebenden Körperſchaften in Öſterreich brachte auch in Deutſchland die Intereſſenten zum Eintreten für eine ſolche Verſicherung. Nachdem eine Anzahl Freunde des Verſicherungsgedankens, vor allem der Hütteningenieur A. Enneſch in Forſt, in der Tages- und der Fachpreſſe die Geiſter aufgerüttelt hatte, trat am 1. Dezember 1901 auf Einladung des Gruben- und Fabrikbeamtenverbandes in Bochum eine Delegiertenverſammlung der ſämtlichen kaufmänniſchen, techniſchen und ſonſtigen Verbände in Hannover zuſammen, um eine gemeinſchaftliche Aktion zugunſten einer Penſionsverſicherung in die Wege zu leiten. Bald darauf bildete ſich auch eine Anzahl lokaler Organiſationen zur Verfechtung dieſer Forderung, und am 9. Februar d. J. nahm der Staatsſekretär im Reichsamt des Inneren Graf v. Poſadowſky auf Anregungen der Abgeordneten v. Richthofen-Damsdorf und Sittart im Reichstage Stellung zu dieſer Frage. Er meinte zwar, die Angelegenheit ſei erledigt durch die letzte Abänderung des Invalidenverſicherungsgeſetzes, das ja jetzt auch den Privatbeamten mit weniger als 3000 Mk. Gehalt die Selbſtverſicherung geſtattet; aber bereis am Ende desſelben Monats geſtattete er auf eine Rückſprache mit dem Abgeordneten Sittart hin einer Abordnung Privatbeamten eine Beſprechung im Reichsamt des Inneren mit den Regierungsräten Dr. Kaufmann und Dr. Beckmann. Dieſe beiden Herren bewieſen den Privatbeamten ein ſehr weites Entgegenkommen; ſie erkannten die Unzulänglichkeit des Invalidenverſicherungsgeſetzes für Privatbeamten an, verlangten aber die Beſchaffung des für die Bearbeitung eines Geſetzentwurfes notwendigen Materials von den betreffenden Privatbeamten. Der von den beteiligten kaufmänniſchen, techniſchen uſw. Privatbeamten-Organiſationen eingeſetzte Ausſchuß für Penſionsverſicherung beſchloß in ſeiner Sitzung vom 1. März d. J., in Verfolg dieſer Anregung eine private Erhebung über die Standesverhältniſſe der Privatbeamten durch Fragebogen in die Wege zu leiten. Im Laufe des diesjährigen Sommers iſt dann mit der Regierung der Fragebogen vereinbart worden, und man hat beſchloſſen, die Erhebungen am 15. Oktober zu vollziehen. Von dem Ausfall dieſer Erhebungen, den erſten allgemeinen Standeserhebungen, die auf rein privatem Wege verſucht werden, wird es abhängen, ob die Regierung der Sache ſchon jetzt nähertreten kann, oder ob das Ergebnis der für 1905 in Ausſicht genommenen Berufs- und Gewerbezählung abgewartet werden muß.

G. van Fluiſten.

Ein neues Telegraphensystem.

[Nachdruck verboten.]

Ein von dem auſtraliſchen Journaliſten Donald Murray erfundener elektriſcher Telegraph, als „Murrays Seitendrucktelegraph“ bezeichnet, ſoll eine erhebliche Ermäßigung der Depeſchengebühren zur Folge haben. In der Heimat fand die Erfindung, als ſie vor einigen Jahren an die Öffentlichkeit trat, nur theoretiſchen Anklang, aber keine praktiſche Anerkennung. Ihr Urheber begab ſich daher mit ſeinen Apparaten nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Aber auch dort bedurfte es zweier Jahre, bis er damit durchdrang und die Einführung im Neuyorker Staatstelegraphenamt erreichte.

In der von Murray mit Erfolg eingeſchlagenen Richtung hatten vor ihm gar viele Elektrotechniker ſich mit wenig oder keinem Erfolg verſucht. Verſchiedene einſchlägige Erfindungen ſind in der Praxis erprobt worden, allein ſie haben ſich entweder überhaupt nicht bewährt oder im Betrieb ſich als unrentabel erwieſen. Die Murrayſche hingegen hat ihren Wert bereits zur Genüge dargetan, ganz beſonders hinſichtlich der Wohlfeilheit. Dieſe äußert ſich hauptſächlich in einer beträchtlichen Erſparnis an Draht; denn jede Linie, die mit Murrayſchen Vorrichtungen betrieben wird, leiſtet ſo viel wie bei den üblichen Syſtemen zwei bis drei Linien. Der Hauptſache nach beſteht der neue Seitendrucker aus einem Inſtrumentenkomplex, der auf einer Schreibmaſchine (Typendrucker) automatiſch Depeſchen empfängt. Er iſt teils mechaniſch, teils elektriſch, und ſein Bau wie ſeine Manipulation ſind ſo einfach, daß er auch von ziemlich ungeübten Perſonen bedient werden kann. In zwei Punkten erinnert er an den Pollák-Virágſchen Schnelltelegraphen, nämlich in der Arbeitsgeſchwindigkeit und in der Benutzung von Perforatoren (Lochungsapparate).

Im Aufgabe-Telegraphenamt befinden ſich ein Abſendeperforator und ein modifizierter ſelbſttätiger Wheatſtoneſcher Transmitter, in der Ankunftsſtation ein Empfangsperforator und die ſelbſttätige Schreibmaſchinvorrichtung. Die Hauptrolle beim Telegraphieren ſpielt ein gelochter Papierſtreifen, der in halbzöllige Felder geteilt iſt, in deren jedem ein lateiniſcher Buchſtabe oder eine arabiſche Ziffer Raum findet. Der Streifen läuft einfach durch eine mit einer Schreibmaſchine verbundene Vorrichtung, worauf die Depeſche ſofort gedruckt erſcheint. Maximilian Foſter ſchreibt: „Um den faſt menſchlichen Charakter dieſer Erfindung würdigen zu können, muß man ſie bei der Arbeit ſehen. An ſich iſt die Abſendung und der Empfang des Streifens auf den erſten Blick wohl intereſſant, aber nichts Außerordentliches. Nähere Beobachtung jedoch erhöht das Intereſſe ungemein. Und die Manipulation der Schreibmaſchine, die die Vollkommenheit und den Sinnreichtum der Sache augenblicklich erkennen läßt, iſt verblüffend, beinahe unheimlich.“

Soll ein Telegramm abgehen, ſo ſitzt der Beamte vor dem Abgangslocher, der einer gewöhnlichen Schreibmaſchine ähnelt, aber viel kompakter iſt und insgeſamt 84 Zeichen ſchreibt, die auf den Streifen als kleine runde Löcher erſcheinen — wie geſagt: in jedem halbzölligen Feldchen ein Zeichen, das ſich aus mehreren ſolchen kleinen Löchern in verſchiedener Anordnung zuſammenſetzt. Sobald die Depeſche ausgeſtanzt iſt, gelangt ſie zwiſchen die zwei Zahnräder des modifizierten Wheatſtoneſchen Transmitters. Das obere Rad hat genau die Breite des Streifens, während das untere ein Kammrad iſt, deſſen Zähne in die mittlere Reihe der gelochten Zeichen eingreifen. Das mit konſtanter Geſchwindigkeit getriebene Kammrad hat den Zweck, den Streifen in ſtetigem Strom durch den Transmitter hindurch zu ſpeiſen. Auf jeder Seite des Kammrades reichen zwei Stäbchen nach aufwärts, bis ihr Oberteil gegen den Streifen drückt, wo ſie durch eine Feder feſtgehalten werden. Sobald der Motor im Transmitter in Bewegung geſetzt iſt, gleitet der Streifen über das Kammrad, und die Stäbchen drängen beim Vorbeikommen jeder Lochung durch die Löcher nach oben. Kaum ſind die Stäbchen durch die Löcher gedrungen, ſo treten ſie ſofort wieder zurück. Durch ihre auf ſenkrechten Schwingungen beruhenden Hin- und Herbewegungen erzeugen und unterbrechen ſie einen elektriſchen Stromkreis abwechſelnd. Dieſes ſenkrechte Hin- und Herſchwingen löſt im Hauptdraht eine Reihe von Schwingungen aus, die an Pulsſchläge erinnern, nur daß ſie nicht regelmäßig ſind, ſondern je nach der Anordnung der Lochungen im Papierſtreifen mehr oder weniger voneinander entfernt. „Sie entſprechen an Häufigkeit und Aufeinanderfolge den Lochungen im Abſendeband“, ſagt Murray.

Nachdem der Papierſtreifen den Wheatſtoneſchen Apparat durchlaufen hat, gelangen von der Abſendeſtation Signale zur Empfangsſtation. Doch läßt der Erfinder aus verſchiedenen Gründen die Stromimpulſe der Hauptlinie nicht unmittelbar auf die Inſtrumente des Beſtimmungsamtes einwirken, ſondern auf einen von der Hauptlinie elektriſch ganz unabhängigen örtlichen Stromkreis. Die lokale Linie weiſt der Reihe nach ein Lochungsrelais, einen Vibrator, einen Empfangsperforator und eine ſelbſttätige Schreib(Druck)-Maſchine auf. Der Vorgang beim Empfangsperforator ähnelt dem beim Abſendelocher; nur wird dieſer mit der Hand, jener elektriſch betrieben. Der Papierſtreifen wird über das gezahnte Zuführungsrad des Perforators geführt. Beim Eintreffen eines Impulſes geht das Ticken des Perforators los, der Lochungsmagnet wird belebt, und auf dem Papier erſcheint eine Anzahl von Löchern. Der Spationiermagnet zieht das Papier entlang, bis das nächſte Zeichenfeld erſcheint, worauf eine neue Lochgruppe zum Vorſchein kommt uſw. Alles geſchieht gleichmäßig und automatiſch; das einzige, worauf man zu achten hat, iſt, daß der Papierſtreifen von Zeit zu Zeit nach Bedarf erneuert werde. Die Umwandlung der Depeſche aus der gelochten Streifenform in eine zur Zuſtellung geeignete Form iſt etwas rein Mechaniſches, das jeder Maſchinenſchreiber leiſten kann.

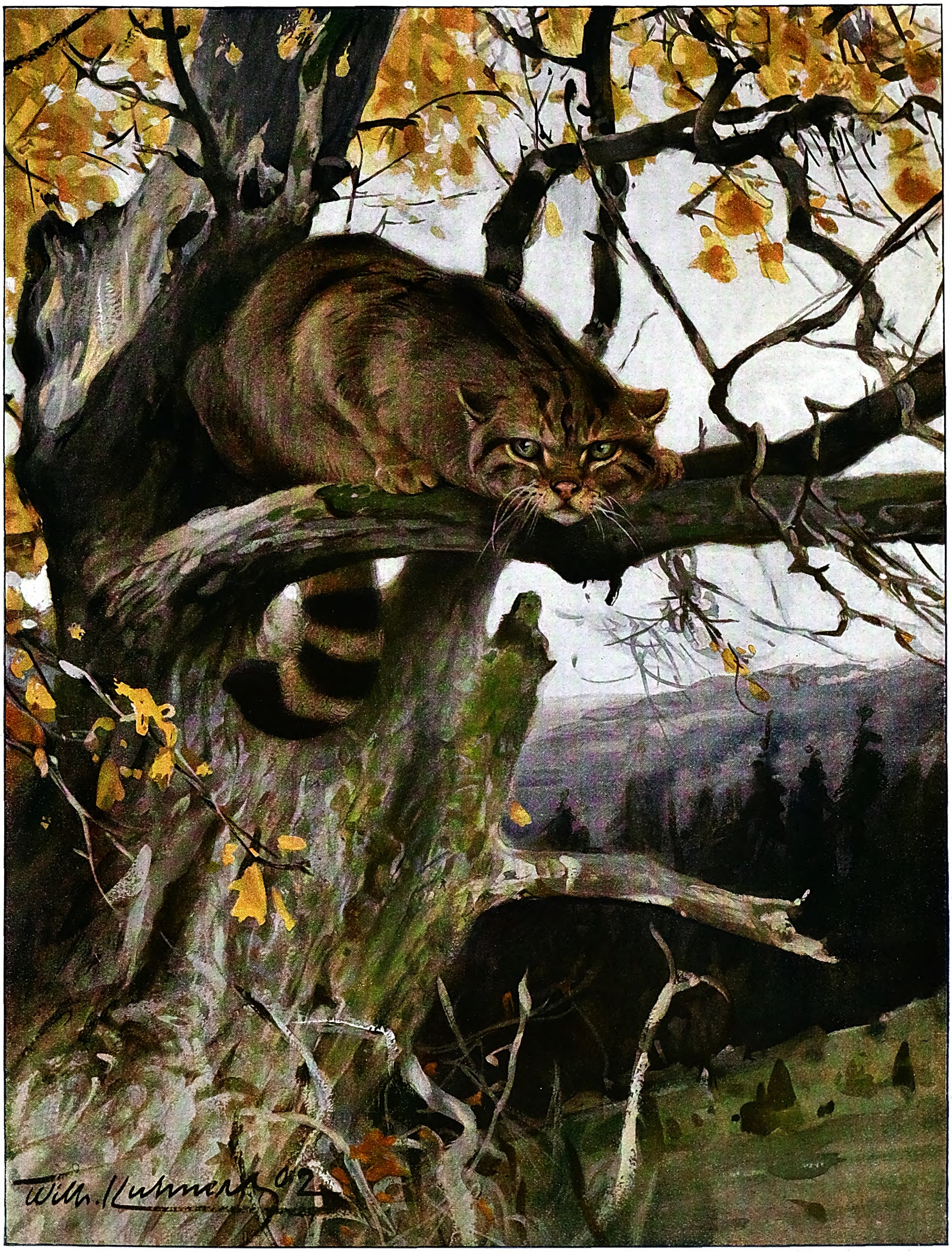
Die Schreib- oder Druckvorrichtung beſteht aus fünf der Länge nach in Wechſelwirkung ſtehenden Kämmen, die einer gelochten Stanzplatte fünf ſpitze Enden zukehren. Das Prinzip gleicht beinahe dem der Drehorgel mit ihrem Kamm und ihrer gezahnten Walze. Die Töne entſtehen dadurch, daß irgendwelche Walzenzähne gewiſſe Kammzähne berühren. Ähnlich bei Murrays Drucktelegraphen. In dem rechten Winkel der Wechſelwirkungskämme befinden ſich hochkantig verlegte, dünne Metallſtreifen, deren jeder durch eine Feder gegen die gezahnten Kämme gehalten wird und an einer Schreibmaſchinentaſte befeſtigt iſt. Der durchlochte Papierſtreifen gelangt über die perforierte Stanzplatte in die Manipulationsvorrichtung der Schreibmaſchine. Die fünf Löcher in der Platte entſprechen den vorhin erwähnten fünf Kammſpitzenenden. Bei der Bewegung des Handmotors der Manipulationsvorrichtung drücken die fünf Kämme gegen das Papier, wobei jeder Kamm ſeine Spitze in das ihm gegenüber liegende Loch der Platte drückt. Dies glückt ohne weiteres, wo wirklich ein Loch vorhanden iſt. An den Stellen jedoch, wo das Papier nicht gelocht iſt, kann ſich der Kamm nicht bewegen. So gelangen die fünf Kämme in die verſchiedenſten Stellungen zueinander. Jedesmal, wenn ſie das Papier berühren, bilden ſie irgendeine Kombination, die an einem beſtimmten Punkte der Längenſeite der Kämme zwiſchen deren Zähnen, genau unter einem der erwähnten, an die Taſten befeſtigten Metallſtreifen, eine Furche zurückläßt. Sofort wird dieſer Metallſtreifen durch ſeine eigene Feder in die Furche gepreßt. Eine durch den Handmotor bewegte Knagge hakt ſich in ihn ein, gibt ihm einen kräftigen Ruck und wirkt dadurch auf die betreffende Typentaſte ein, die ihr Zeichen abdruckt, worauf das Metallſtückchen auf ſeinen Platz zurückkehrt, das Papier um einen halben Zoll weiterrückt und der ganze Vorgang ſich wiederholt.

Unſere lange Beſchreibung des Verfahrens läßt deſſen erſtaunliche Geſchwindigkeit nicht ahnen. Während ſelbſt der geübteſte Telegraphiſt auf dem Morſe-Apparat nur 25 Wörter in der Minute leiſten kann, bringt es ein geübter Murray-Beamter auf 120 bis 130, und der Leiſtung des Quadruplex-Morſe mit 80 Wörtern gegenüber vermag der Murrayſche Drucktelegraph in der Minute 240 zu telegraphieren. Das ſcheinbare Bedenken, daß die Lochungsvorrichtungen raſcher arbeiten als der Typendrucker, wird dadurch widerlegt, daß der Papierſtreifen nötigenfalls ſtückweiſe abgeriſſen und von mehreren Schreibmaſchinen (Typendruckern) aufgearbeitet werden kann, ſo daß die Übertragung der Lochungen in Typenſchrift und daher auch die Zuſtellung des Telegramms keiner Verzögerung unterliegt.

Leopold Katſcher.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3145. 121. Bd. Leipzig und Berlin. 8. Oktober 1903.


Wilh. Kuhnert 02

Wildkatze. Aquarell von Wilhelm Kuhnert.

Der Zarenbeſuch am Wiener Hofe.

(Hierzu die Abbildung des Galafrühſtücks auf S. 530 u. 531.)

Das Erſcheinen des Zaren in Wien iſt mehr als ein Akt höfiſcher Etikette. Sie iſt ein Ereignis von politiſcher Bedeutung, das auf die Entwicklung der akut gewordenen Balkanfrage einen entſcheidenden Einfluß äußern wird. Es handelte ſich um die Vereinbarung des gemeinſamen Vorgehens Rußlands und Öſterreich-Ungarns gegenüber den aus dem mazedoniſchen Aufſtand reſultierenden Komplikationen behufs Löſung der Frage auf friedlichem Wege. Der Zar iſt zu dieſem Zweck von dem Grafen Lamsdorff, dem Miniſter des Auswärtigen, begleitet. Der ruſſiſche Herrſcher traf, von Darmſtadt kommend, am 30. September in Wien ein, wo er am Weſtbahnhof vom Kaiſer Franz Joſeph und von den Prinzen des Kaiſerhauſes empfangen wurde. Er ſtieg jedoch nicht in der Hofburg ab, ſondern fuhr nach dem kaiſerlichen Luſtſchloß Schönbrunn, von wo er in Begleitung des Kaiſers Franz Joſeph nach mehrſtündigem Aufenthalt ſich nach dem Jagdſchloß Mürzſteg in Oberſteiermark zur Jagd auf Gemſen und Hirſche begab. Es waren die umfaſſendſten Vorkehrungen für die Sicherheit des erlauchten Gaſtes getroffen. Ein dreifaches Truppenſpalier, in das auch die Zöglinge der Militärbildungsanſtalten eingegliedert waren, hielt die Straßen frei. Hinter dem Spalier und der außerhalb desſelben verteilten polizeilichen Schutzmannſchaft ſtaute ſich die Volksmaſſe, die die im offenen Wagen fahrenden Monarchen mit lebhaften Hochrufen und Tücherſchwenken begrüßte. Nach dem Empfang durch die Erzherzoginnen und der Vorſtellung der Würdenträger fand in der Galerie von Schönbrunn ein Galafrühſtück ſtatt. Der in Weiß und Gold dekorierte, mit leuchtenden Plafondfresken geſchmückte Saal und die Tafel trugen den herrlichen Pflanzen- und Blumenſchmuck, der den Feſten des öſterreichiſchen Hofes ſeinen beſonderen Reiz verleiht. Es wurde auf Gold geſpeiſt. In niederen Goldbecken, die die Stelle der die Ausſicht raubenden hohen Aufſätze vertraten, entfaltete ſich die Farbenpracht der koſtbarſten Blumen der kaiſerlichen Gewächshäuſer; duftige Girlanden zogen ſich in graziöſen Windungen über die ganze Länge der Tafel. Aus einem Nebenſaal erklangen die gedämpften Weiſen einer Militärkapelle. Die Toaſte der beiden Herrſcher verkündeten die zwiſchen den beiden Reichen beſtehende „Entente cordiale“ und umſchrieben das Programm ihres gemeinſamen Vorgehens in der orientaliſchen Frage. Nach dem Cercle unternahmen die beiden Herrſcher eine Rundfahrt durch den Schönbrunner Schloßgarten, der trotz der vorgeſchrittenen Jahreszeit noch im vollen Grün prangt.

In einfachen Jagdkoſtümen fuhren alsdann die hohen Herren zur Station Hetzendorf, wo ſie den Hofzug beſtiegen, der ſie über den Semmering nach Mürzzuſchlag führte. In vorgerückter Nachtſtunde trafen ſie nach kurzer Wagenfahrt im reſtaurierten Jagdſchloß Mürzſteg ein, das inmitten des alpinen Lieblingsjagdreviers Kaiſer Franz Joſephs liegt, der hier faſt jedes Jahr auf Gemſen und Hirſche zu jagen pflegt. In dem räumlich beſchränkten und ganz einfach eingerichteten Jagdſchlößchen wohnten nur die beiden Kaiſer, der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und die perſönliche Umgebung. Die Miniſter Lamsdorff und Goluchowſki teilten ſich in eine beſcheidene Villa. Die übrigen Jagdgäſte waren in den Wirtshäuſern, im Pfarrhaus, in der Schule und bei den Bauern untergebracht. Graf Lamsdorff, der kein Jäger iſt, verwendete ſeine Zeit zur Erledigung von Akten und zur Abfertigung von Kurieren. Auch in dieſem friedlichen Alpenwinkel waren die umfaſſendſten Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Es wimmelte von Gendarmen, öſterreichiſchen und ruſſiſchen Geheimagenten, die, wie zu erwarten ſtand, keinen Anlaß zum Einſchreiten fanden. Ebenſo umfaſſend waren die Vorbereitungen für die Jagden, zu denen etwa zweihundert Treiber aufgeboten waren, welche die Gemſen einzuſchließen und den Ständen der Jäger zuzutreiben hatten. Ihre Aufgabe iſt ſehr beſchwerlich. Zu ihrer Erleichterung ſind an den ſteilen Felswänden Drahtſeile und Griffklammern angebracht. Vom Jagdſchloß aus benutzten die Jäger eine kurze Strecke einſpännige Wägelchen, dann beſtiegen ſie klettergewohnte Gebirgsponys; den letzten ſteilen Anſtieg zu den Ständen machten ſie zu Fuß. Die Inſzenierung einer hochfürſtlichen Gemſenjagd iſt ein nicht geringes Stück Arbeit. Die diesmal aufgewendete Mühe war, dank dem ſchönen Wetter, nicht vergeblich geweſen. Kaiſer Franz Joſeph war hoch erfreut darüber, daß er ſeinem Gaſte den anregenden und erfriſchenden Genuß einer prächtigen Gemsjagd bieten konnte. Nicht minder befriedigend haben ſich die Verhandlungen über die „Mürzſteger Punktationen“ geſtaltet, die die Grafen Lamsdorff und Goluchowſki in der Villa Schönauer gepflogen haben. Auf das nur zwanzig Hausnummern zählende Alpendörfchen fällt nunmehr der Glanz hiſtoriſcher Bedeutung.

Wochenſchau.

Das neue bayriſche Verkehrsminiſterium. — In Bayern ſoll am 1. Januar 1904 ein Verkehrsminiſterium ins Leben treten. Nach einer dem ſeit 29. September wiederum tagenden bayriſchen Abgeordnetenhaus zugegangenen Denkſchrift wird das Arbeitsgebiet des neuen Miniſteriums umfaſſen: Die Staatseiſenbahnen mit den ihnen angegliederten Verwaltungszweigen, nämlich dem Betrieb des Ludwigs-(Donau-Main)-Kanals, der Bodenſee-Dampfſchiffahrt und der Kettenſchleppſchiffahrt auf dem Main. Die Poſten und Telegraphen nebſt dem Telephonweſen. Die Aufſicht über die Privateiſenbahnen einſchließlich der Straßenbahnen. Die Beaufſichtigung des Schiffahrtsbetriebs auf Binnenſeen, Flüſſen und Kanälen. Außerdem wird die Verwaltung des Frankentaler Kanals vom Finanzminiſterium abgetrennt und dem neuen Verkehrsminiſterium überwieſen. Die Generaldirektionen bei der Eiſenbahn- und Poſtverwaltung werden aufgelöſt, ebenſo die Eiſenbahnbetriebsdirektionen bis auf vier oder fünf.

Landtagswahlreform in Bayern. — Der Entwurf des neuen Landtagswahlgeſetzes beſtimmt, daß im Durchſchnitt auf je 38000 Einwohner ein Abgeordneter zu wählen iſt, und zwar nach dem Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dezember 1900. Die Geſamtzahl der Abgeordneten wird auf 163 feſtgeſetzt. Wahlberechtigt iſt jeder bayriſche Staatsangehörige, der das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat, ſeit mindeſtens einem Jahre die bayriſche Staatsangehörigkeit beſitzt und ſeit mindeſtens einem Jahre direkte Steuern zahlt. Die Ausübung des Wahlrechts iſt bedingt durch die Ableiſtung des Verfaſſungseides. Für die Wählbarkeit zum Abgeordneten iſt außerdem erforderlich die Zurücklegung des 30. Lebensjahres. Die Wahl iſt direkt und geheim. Sie erfolgt durch die relative Mehrheit der abgegebenen Stimmen mit der Einſchränkung, daß der Gewählte mindeſtens ein Drittel der abgegebenen gültigen Stimmen auf ſich vereinigen muß. Für 30 Wahlkreiſe ſind je zwei Abgeordnete, für 103 Wahlkreiſe nur je ein Abgeordneter vorgeſehen. Oberbayern erhält 34, Niederbayern 18, die Pfalz 22, die Oberpfalz 15, Oberfranken 16, Mittelfranken 21, Unterfranken 18, Schwaben 19 Abgeordnete. München erhält 13 (bisher 9), Nürnberg 6 (bisher 4) Abgeordnete.

Neuwahlen und nationalliberaler Wahlaufruf in Baden. — Auf Anordnung des Miniſteriums des Inneren finden die Wahlmännerwahlen für die Erneuerungswahlen zur zweiten Kammer der Ständeverſammlung am 30. Oktober, die Abgeordnetenwahlen am 11. November ſtatt. — Der Wahlaufruf der Nationalliberalen Partei in Baden wendet ſich gegen den Klerikalismus, erblickt aber auch in dem Vordringen der Sozialdemokratie eine ſchwere Gefahr; er tritt ein für eine Reform der badiſchen Verfaſſung, für das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht in Verbindung mit einer zeitgemäßen Neugeſtaltung der Wahlkreiſeeinteilung und fordert eine Reorganiſation der erſten Kammer im Sinne einer ſtärkeren Vertretung der Intereſſen des Handels, des Gewerbes, der Induſtrie, der Landwirtſchaft und der größeren Städte. An der konfeſſionell gemiſchten Volksſchule wird die Partei unbedingt feſthalten; der blühende Stand der Hochſchulen ſoll erhalten und demgemäß die Lehrfreiheit an ihnen geſchützt und die Lernfreiheit nicht beſchränkt werden. Zu einer Aufgabe der Selbſtändigkeit des badiſchen Eiſenbahnweſens liege kein Grund vor. Weiter fordert der Aufruf Beſſerung der Rechts- und Einkommensverhältniſſe der in ſtaatlichen Betrieben beſchäftigten Arbeiter, Reviſion des Submiſſionsweſens, Beſchneidung der Auswüchſe im Warenhaus- und Ausverkaufsweſen. Schließlich wünſcht die Partei, daß die badiſche Regierung auf möglichſt baldigen Abſchluß neuer langfriſtiger Handelsverträge hinwirke.

Die außerordentliche Seſſion des öſterreichiſchen Reichsrats. — Das Herrenhaus des öſterreichiſchen Reichsrats hat ſich am 28. September einmütig für das abgeänderte Rekrutengeſetz, aber auch für das Feſthalten am Ausgleich von 1867 und an der Einheit der Armee ſowie gegen jeden Verſuch ausgeſprochen, mittelbar oder unmittelbar daran zu rütteln. Die hervorragendſte Rede hielt Friedrich Graf v. Schönborn, der den Nachweis führte, daß mindeſtens ſeit der Pragmatiſchen Sanktion die Armee immer eine einheitliche geweſen ſei; die ungariſchen Truppen waren nach denſelben Grundſätzen, nach denſelben organiſatoriſchen Beſtimmungen eingefügt wie die der heute im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder. Die ungariſchen Truppen hatten und haben noch heute gewiſſe Beſonderheiten in der Uniform, ſie ſind aber im übrigen ſo eingereiht, ſo kommandiert, ſo verwendet worden wie alle übrigen Truppen der Armee. Auch aus der Geſetzgebung ſeit 1867 ſeien keine beſonderen Anſprüche, weder für den einen noch für den anderen Teil, herzuleiten. Klaſſiſche Zeugen dafür ſeien Deák und Graf Andráſſy. — Das Abgeordnetenhaus erledigte am 28. September die Notſtandsvorlage, womit die Aufgabe der außerordentlichen Tagung erſchöpft war. Am Schluſſe der Herrenhausſitzung erklärte der Miniſterpräſident Dr. v. Körber im kaiſerlichen Auftrag den Reichsrat für vertagt.

Rücktritt des ungariſchen Miniſterpräſidenten. — Graf Khuen-Héderváry, der vom 27. Juni bis 8. Auguſt wirklicher, vom 8. Auguſt bis zum 23. September geſchäftführender Miniſterpräſident geweſen iſt und vor wenigen Tagen zum zweitenmal von der Krone mit der Kabinettsbildung betraut wurde, teilte am 30. September dem Abgeordnetenhaus des Reichstags mit, daß er aufs neue ſeine Demiſſion gegeben habe, und zwar wegen der Abſtimmung des Hauſes am 29., die der Regierung zeigte, daß ſie ſich nicht mehr auf die zwieſpältige Liberale Partei zu ſtützen vermochte.

Handelsvertragsverhandlungen zwiſchen dem Deutſchen Reich und der Schweiz. — Die Handelsvertragsverhandlungen zwiſchen dem Deutſchen Reich und der Schweiz beginnen am 9. Oktober in Berlin. An der Spitze der deutſchen Unterhändler ſteht der Wirkliche Geheime Legationsrat Dr. v. Körner, Direktor im Auswärtigen Amt, ſtellvertretender Bevollmächtigter zum Bundesrat. Der ſchweizeriſche Bundesrat hat als ſeine Bevollmächtigten den Miniſter Dr. Roth, Geſandten in Berlin, und die Nationalräte Künzli und A. Frey bezeichnet.

Fortdauer der engliſchen Kabinettskriſis. — Der britiſche Premierminiſter Balfour hielt am 2. Oktober in Sheffield im Landesverband der konſervativen Vereinigungen eine Rede, in der er ſich dahin äußerte, die jüngſten Ereigniſſe hätten im weſentlichen die Konſervative Partei nicht geſpalten, wohl aber die Regierung. England habe den größten Kolonialminiſter verloren, den es je gehabt habe. Die Verdienſte Chamberlains könnten nicht übertrieben, ſein Platz nicht ausgefüllt werden. Die Unioniſtiſche Partei ſei niemals beſſer geſtellt, ihre Gegner niemals in hoffnungsloſerer Verwirrung geweſen. Er glaube, das Land werde ſich der Unioniſtenpartei zuwenden, wenn es in ſchwieriger Lage ſei und große Intereſſen des Reiches auf dem Spiele ſtänden. Hinſichtlich Lord Milners Weigerung, das Sekretariat der Kolonien anzunehmen, ſtellte Balfour in Abrede, daß Milner abgelehnt habe, weil er von der Politik der Regierung abweiche. Es beſtehe keine Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Milner und der Regierung. Milner ſei jedoch der Anſicht, daß er der ſchwierigen ſüdafrikaniſchen Frage beſſer an Ort und Stelle Herr werden könne. Balfour habe zwar die Anſicht gehegt, Milner könne dies beſſer in Downing Street; er habe Milner aber nicht davon überzeugen können. Milners Entſcheidung ſei vom Standpunkt des Reiches aus ſehr zu bedauern. — Der Konſervative Landesverband ſprach Balfour den Dank für die Vornahme einer Unterſuchung über die Handelspolitik aus; indes wurde ein Antrag wieder zurückgezogen, wonach auch Chamberlain gedankt und der Befriedigung über deſſen Bemühungen, die öffentliche Meinung zur Würdigung der Bedeutung der von Balfour eingeſchlagenen Politik aufzurütteln, Ausdruck gegeben werden ſollte. Am 6. Oktober hat König Eduard auch die Demiſſion des Herzogs von Devonſhire angenommen. Die miniſterielle Preſſe iſt beſorgt, daß das Ausſcheiden des Herzogs den Unioniſten Schaden verurſachen werde. „Daily News“ und andere oppoſitionelle Blätter neigen ſogar zu der Anſicht, daß die Demiſſion des Genannten die endgültige Auflöſung der Unioniſtiſchen Partei bedeute.

Das Schiedsgericht in der venezolaniſchen Angelegenheit. — Der Kaiſer von Rußland ernannte den Staatsrat v. Martens zum Mitglied des Schiedshofs im Haag, der ſeit dem 1. Oktober mit der Vorzugsfrage der deutſchen, engliſchen und italieniſchen Anſprüche an Venezuela ſich befaßt. Das andere Mitglied des Schiedshofes iſt ein Öſterreicher, Prof. Lammaſch, während als Obmann der ruſſiſche Juſtizminiſter Murawjew eintritt. Die Verhandlungen des Haager Schiedshofes werden engliſch geführt; das Franzöſiſche iſt ſubſidiär zugelaſſen. In der Sitzung am 3. machte der Miniſter Murawjew Mitteilung von den Danktelegrammen des Zaren und der Königin der Niederlande für die ihnen anläßlich der Eröffnung der Sitzungen des Schiedsgerichtshofs ausgeſprochenen Wünſche. Der Gerichtshof beſchloß, daß die Memoranden mit den dazu gehörigen Schriftſtücken bis zum 18. Oktober und die Beantwortungen bis zum 2. November einzureichen ſind; ſpätere Termine können nur vom Schiedsgerichtshof bewilligt werden. Die darauf folgenden Plaidoyers ſollen am 4. November ſtattfinden.

Der ruſſiſche Juſtizminiſter Murawjew,
der Obmann des Haager Schiedsgerichts in der venezolaniſchen Angelegenheit.

Die erſte Enzyklika Pius' X. — Der „Oſſervatore Romano“ veröffentlichte am 3. Oktober die erſte Enzyklika des Papſtes Pius X., wonach es für ſein Pontifikat kein anderes Programm gebe als das Ziel, alles auf Chriſtum zurückzuleiten. Um jeder nichtigen Erwartung vorzubeugen, erkläre er, vor der menſchlichen Geſellſchaft nur Diener Gottes ſein zu wollen, deſſen Willen auszuführen er eingeſetzt ſei. Beſondere Sorgfalt ſei der Erziehung der Jugend, beſonders der für den geiſtlichen Beruf beſtimmten, zuzuwenden. In den Städten wie auf dem Lande ſollten immer mehr katholiſche Vereine erſtehen und Vorbilder chriſtlichen Lebens geben. Werke der Nächſtenliebe ſeitens der Reichen würden die Armen mit Ruhe und Geduld auch die ſchmerzlichſten Nöte ertragen laſſen. Die Bürger würden dann nicht der Willkür, ſondern den Geſetzen gehorchen, und Achtung und Liebe gegenüber den Obrigkeiten würden als Pflicht betrachtet werden.

Neuerliche Aktion Öſterreich-Ungarns und Rußlands in der Balkankriſis. — Nach den Beſprechungen, die in Mürzſteg zwiſchen dem Grafen Goluchowſki und dem Grafen Lamsdorff ſtattgefunden haben, wurde von den Regierungen Öſterreich-Ungarns und Rußlands beſchloſſen, an die beiderſeitigen Botſchafter in Konſtantinopel, Frhr. v. Calice und Sinowjew, identiſche Telegramme abzuſenden, wonach der ottomaniſchen Regierung Mitteilung davon gemacht werden ſollte, es ſei von den beiden Mächten wohl bemerkt worden, daß die Organe der Pforte, die mit der Durchführung der Reformen bisher betraut geweſen ſind, es allgemein an dem wünſchenswerten Eifer haben fehlen laſſen. Die beiden Regierungen haben ſich deshalb über eine wirkſamere Art der Kontrolle und Überwachung geeinigt. Auch beklagen die beiden Mächte, daß die Unterdrückung der aufrühreriſchen Agitation der Komitees von Ausſchreitungen und Grauſamkeiten begleitet war, unter denen die friedliche Bevölkerung zu leiden gehabt hat. Eingehendere Inſtruktionen werden über die Einzelheiten der humanitären Aktion unterrichten, die ſich zum Zwecke der Unterſtützung der aller Exiſtenzmittel beraubten Bevölkerung, zur Erleichterung der Repatriierung und Wiederherherſtellung der durch Brand zerſtörten Dörfer, Kirchen und Schulen notwendig erweiſt.

Offiziersprozeß, Skupſchtina und Kabinett Gruitſch in Serbien. — Das am 29. September im Prozeß gegen die Niſcher Offiziere gefällte Urteil lautete für die Hauptleute Nowakowitſch und Lazarewitſch auf zwei Jahre Gefängnis und Degradierung, gegen Major Dr. Welitſchkowitſch, den ehemaligen Leibarzt des Königs Alexander, und den Hauptmann Leontkiewitſch auf einen Monat Feſtungshaft ohne Degradierung; Leutnant Dendarewitſch erhielt ein Jahr, Oberleutnant Lugomerſki und Oberleutnant Protitſch je zehn Monate, die Leutnants Todorewitſch und Georgiewitſch je acht Monate, alle übrigen je vier Monate Feſtungshaft ohne Degradierung. Alle Verurteilten legten Berufung ein. — Am 29. trat auch die Skupſchtina zuſammen. Aus den Stichwahlen waren noch zwei ſelbſtändige, zwei gemäßigte Radikale, ein Wilder ſowie vier Liberale hervorgegangen. Der bisherige ſerbiſche Geſandte in Konſtantinopel, General Sawa Gruitſch, war vom König Peter mit der Bildung des neuen Miniſteriums betraut worden. Der General traf am 28. in Belgrad ein, übernahm die ihm übertragene Miſſion und eröffnete ſofort die hierzu nötigen Verhandlungen mit den Parteiführern. Das neue Kabinett iſt nach einem Belgrader Telegramm vom 4. Oktober folgendermaßen zuſammengeſetzt: General Gruitſch Vorſitz, Andra Nikolitſch Äußeres, Stojan Protitſch Inneres, Nikola Nikolitſch Juſtiz, Lijuba Stojanowitſch Kultus, Militſch Radowanowitſch Finanzen, Wlada Todorowitſch Bauten, Todor Petkowitſch Handel, Oberſt Andrejewitſch Krieg. — Der Sultan unterzeichnete in den letzten Tagen des September ein Irade, durch das die ſerbiſche Nation in Mazedonien anerkannt wird, was in Belgrad als ein großer Erfolg gefeiert wurde.

Armeniſche Bittſchrift an den Zaren. — Der armeniſch-gregorianiſche Patriarch in Konſtantinopel, Osmanian, ſandte namens der Angehörigen ſeiner Kirche in der Türkei eine von zwölf Biſchöfen unterzeichnete Bittſchrift an den ruſſiſchen Kaiſer, in der um die gnadenweiſe Zurücknahme der Verordnung, betreffend das Vermögen der armeniſchen Kirche in Rußland, gebeten wird.

Totenſchau.

Abelin, ſchwediſcher Generalleutnant, ehemals Kriegsminiſter, † in Norrköping am 19. September.

Rudolf Falb, Profeſſor, bekannt durch ſeine Wettervorausſagen und ſeine Erdbebentheorie, am 13. April 1838 zu Obdach (Steiermark) geboren, † in Schöneberg bei Berlin am 29. September. (Porträt u. Nekrolog ſ. S. 534.)

Marie Geiſtinger, berühmte Schauſpielerin und Operettenſängerin, am 26. Juli 1836 zu Graz (Steiermark) geboren, † in Klagenfurt am 29. September. (Nekrolog u. Porträt ſ. S. 532 und 534.)

Charles Henry Gordon-Lennox, 6. Duke of Richmond, Duke of Lennox, Duke of Gordon, Duc d'Aubigny, Erbconnetable von Inverneß Caſtle, Mitglied des Privy Council, ehemals Staatsſekretär für Schottland, Lord Lieutenant von Banff, Kanzler der Univerſität Aberdeen, am 27. Februar 1818 zu London geboren, † daſelbſt am 27. September.

Sir **Michael Herbert**, britiſcher Botſchafter in Waſhington, vorher 1893 und 1894 Geſchäftsträger im Haag, dann bis 1902 Erſter Sekretär der Botſchaften in Konſtantinopel, Rom und Paris, 1857 geboren, † in Davos in den letzten Tagen des September.

Dr. **Karl Kaerger**, landwirtſchaftlicher Sachverſtändiger im Dienſte des Auswärtigen Amts des Deutſchen Reiches, Verfaſſer der Werke „Braſilianiſche Wirtſchaftsbilder“ (1889), die auf eigenen praktiſchen Erfahrungen an Ort und Stelle beruhen, „Die Sachſengängerei“ (1890), der erſten umfaſſenden Arbeit auf dieſem Gebiet, und „Landwirtſchaft und Koloniſation im ſpaniſchen Amerika“, † in Schöneberg bei Berlin am 29. September, 44 Jahre alt.

Albert Lacroix, franzöſiſcher Buchhändler, Verleger der Werke Victor Hugos, Lamartines, Michelets, Quinets und Zolas, † in Paris am 1. Oktober im Alter von 70 Jahren.

Friedrich Lippmann, Direktor des Kupferſtichkabinetts der Königlichen Muſeen in Berlin, dem er ſeit 1876 vorſtand, und deſſen eigentlicher Schöpfer er war, vor bald zwanzig Jahren mit Dr. Dohme und Dr. Bode Begründer der Kunſtgeſchichtlichen Geſellſchaft in Berlin, deren Mittelpunkt er ſeit Jahren geweſen iſt, Leiter der Publikation der Chalkographiſchen Geſellſchaft und der von der Reichsdruckerei herausgegebenen Dante-Zeichnungen von Botticelli, Rembrandt-Zeichnungen, Dürer-Zeichnungen uſw., † in Berlin am 2. Oktober im Alter von 63 Jahren.

Auguſt Meißner, in der ſkandinaviſchen Muſikwelt rühmlich bekannter Dirigent, ſeit 1868 in Stockholm, zu Grabow (Mecklenburg-Schwerin) geboren, † in Stockholm am 13. September im Alter von 70 Jahren.

Frau **Emma Meyer-Brenner**, lyriſche und dramatiſche Dichterin, deren originelle volkstümliche Poeſien in weiten Kreiſen Anerkennung und Verehrung gefunden haben, † in Baſel am 20. September, 56 Jahre alt.

Dr. **Robert Papperitz**, Profeſſor, Muſikgelehrter und Komponiſt, zuerſt Philolog, dann Lehrer, ſeit 1851 Lehrer für Harmonie und Kontrapunkt am Konſervatorium in Leipzig, daneben 1868 bis 1899 Organiſt der Nikolaikirche daſelbſt, Komponiſt ein- und mehrſtimmiger Geſänge und für die Orgel, am 4. Dezember 1826 zu Pirna geboren, † in Leipzig am 29. September.

Dr. **Ernſt Pflüger**, Profeſſor der Augenheilkunde an der Univerſität Bern (ſeit 1876), Verfaſſer der gemeinverſtändlichen Schrift „Kurzſichtigkeit und Erziehung“, bekannt auch durch ſeine „Tafeln zur Beſtimmung der Farbenblindheit“ und ſeine „Sehproben“, 1846 zu Baeren a. Aare geboren, † in Bern am 30. September.

Dr. **Hans v. Prott**, Archäolog, der in der Erforſchung der griechiſchen Religion die Hauptaufgabe ſeines Lebens ſah, Mitglied des Deutſchen Archäologiſchen Inſtituts in Athen, † in Athen in der Nacht zum 14. September durch Selbſtmord.

Dr. **Eduard Reichl**, Advokat, Juſtizrat, einer der beſten Kenner des Egerlandes und ſeiner Geſchichte, am 18. Januar 1840 zu Amonsgrün geboren, † in Eger am 19. September.

Guſtav Reinhold Richter, ein Veteran der Freiſinnigen Volkspartei, Mitglied des norddeutſchen Reichstags 1867 bis 1870 für Hamburg, des deutſchen Reichstags 1880 bis 1883 als Vertreter von Huſum-Tondern, Alterspräſident der Hamburger Bürgerſchaft, der er 1859 bis 1901 angehörte, † in Hamburg am 23. September, 86 Jahre alt.

Dr. **Alexander Rollett**, ſeit 1864 Profeſſor der Phyſiologie und Hiſtologie in Graz, Vorſtand des dortigen Phyſiologiſchen Inſtituts, ſeit 1893 Präſident der ſteiermärkiſchen Ärztekammer, wirkliches Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, am 14. Juli 1834 zu Baden bei Wien geboren, † in Graz am 1. Oktober.

Théophile Rouſſel, franzöſiſcher Mediziner und Parlamentarier, ſeit 1879 Senator, Begründer und Leiter der großen Vereinigung für Kinderſchutz, auch um den Ausbau und die Hebung der Zwangs- und Fürſorgeerziehung von Kindern und jugendlichen Perſonen verdient, Mitglied der Pariſer Akademie der Medizin und der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, Urheber des Geſetzes von 1874 über die Kontrolle des Ammenweſens durch die Behörden, 1816 geboren, † in Mende am 27. September.

Dr. **Kilian v. Steiner**, Geh. Kommerzienrat, Vorſitzender der Württembergiſchen Vereinsbank, einer der erſten Finanzmänner Süddeutſchlands, der hervorragend an dem Aufblühen der württembergiſchen Induſtrie beteiligt war, einer der Gründer und Hauptförderer des Schiller-Muſeums in Marbach, † in Stuttgart am 25. September im faſt vollendeten 70. Lebensjahr.

Julius Wanſchaff, einer der hervorragendſten deutſchen Präziſionsmechaniker, dem die exakte Meßkunſt hervorragende Fortſchritte verdankt, ein Mann von Weltruf durch die aſtronomiſchen, geodätiſchen und phyſikaliſchen Präziſionsinſtrumente, die aus ſeiner Werkſtätte hervorgegangen ſind, † in Potsdam vor einigen Tagen.

Dr. **Fidelis Würth**, Medizinalrat, Alter Herr des 1815 geſtifteten Korps Rhenania in Freiburg i. Br., dem er 1822 beigetreten war, ehemals praktizierender Arzt in Engen, Hüfingen und Mosbach, am 14. April 1805 geboren, † in Freiburg i. Br. am 24. September.

Die Wildkatze.

Als das deutſche Land noch mit Urwald und Sümpfen bedeckt war, kam nebſt vielem Raubzeug die Wildkatze überall vor. Die Chroniſten erzählen Hiſtorien vom Bären, vom Wolf, vom Luchs und nicht minder von der Wildkatze. Sie ſchildern dieſelbe als ein blutdürſtiges, mord- und raubwütiges Glied der Spezies Felis, und unſere Altvordern nannten Ortſchaften, wie Katzenelnbogen im Taunus, deſſen Grafengeſchlecht im Mannesſtamm längſt erloſchen iſt, Katzenſtein uſw., danach, und Rittergeſchlechter, ſo das märkiſche Geſchlecht derer v. Katte, erhielten ihren Namen von dieſem Wappentier. Viktor v. Scheffel ſagt in ſeinem Liede „Am Grenzwall“:

> Jetzt kam die Rache . . . eins, zwei, drei,
> Jetzt war der Damm erklettert . . .
> Jetzt kam's wie wilder Katzen Schrei
> Und Keulenſchlag geſchmettert.

Er legt alſo den deutſchen Chatten (Heſſen) den unheimlichen Katzenſchrei als ſchreckerregendes Kriegsgeheul in den Mund. Ja, ein unheimlicher Geſell iſt die Wildkatze, ein Nachtgeſell, ein Ritter vom Stegreif, welcher der Wildbahn ungeheueren Schaden zufügt und deshalb des Weidmanns bitter gehaßter Feind iſt. Die unwiderſtehlich vorrückende Kultur hat dieſes Raubtier in die dichten Wälder und vornehmlich in die Berglandſchaften zurückgedrängt. Dort, in unzugänglichen Felslöchern oder in alten hohlen Bäumen, in verlaſſenen, von Brombeeren und Loden wild überwucherten Steinbrüchen, im Geſtrüpp und Steingeröll hauſt die Sippe der Wildkatze. Sie reißt ſogar größeres Wild, z. B. Hirſchkälber, dieſe allerdings nur in Ausnahmefällen, ebenſo Rehkitzen und Rehgeißen. Für die Bodenbrüter iſt ſie ein gefährlicher Schädiger; gelang es doch einer Wildkatzenfamilie, in einem mitteldeutſchen Bergrevier den Beſtand an Auerwild zu vernichten. Gern liegt die Wildkatze auf Steinklippen und überhängenden Äſten, wo ſie auf die darunter erſcheinende Beute lauert. Ihren ſcharfen Sehern, ihrem feinen Gehör, ihrem Geruchsſinn entgeht ſo leicht nichts; mit ſicherem Sprung erreicht ſie den Nacken oder Hals des Opfers, durchbeißt die Schlagader mit ſcharfem Biß und tötet ſo ſelbſt größeres Wild. In die Enge getrieben, nimmt die Wildkatze den Verfolger, ſei es Menſch oder Tier, mit nachhaltiger Wut an, und mancher Jäger kann, natürlich der brave Hund erſt recht, als Denkzettel Narben von Biſſen und Krallenriſſen aufweiſen.

Die Wildkatze unterſcheidet ſich von der zahmen Hauskatze ganz weſentlich, erſtens durch ihr größeres Gewicht, dann durch die abgeſtumpfte Rute (Schwanz), die drei bis fünf ſchwarze Ringe zeigt, ſowie durch den ſog. Sohlenfleck. Vielfach hört man, da oder dort ſeien Wildkatzen in Deutſchland erlegt worden. Meiſt ſtellt ſich dann heraus, daß es verwilderte Hauskatzen geweſen ſind, die von der Nemeſis ereilt wurden. Das von Wilhelm Kuhnert meiſterhaft entworfene Herbſtbild, das wir heute in einem Farbendruck reproduzieren, zeigt uns einen auf dem „Anſtand“ befindlichen Wildkater, deſſen dicker, breiter Schädel mit den funkelnden Sehern und den geſpitzten Lauſchern die Wildheit und Raubgier ſo recht zum Ausdruck bringt.

Zum Schluß ſei noch bemerkt, daß man der Wildkatze mit Kugel, Schrot, Falle und Gift energiſch zu Leibe geht, aber trotzdem dieſen Schädiger der Wildbahn nicht auszurotten vermag, da ſtets Zuzug aus den Ardennen, dem Bayriſchen Wald, den Karpathen und anderen Gebirgsgegenden ſtattfindet. Im Harz und in Thüringen, im Speſſart, im Fichtelgebirge kommt die Wildkatze gar nicht ſo ſelten vor; ja, hin und wieder verirrt ſich ein Mitglied der Sippe in die Vorberge und ſelbſt in die größeren Waldkomplexe der Ebene. Der ſchlimmſte Feind der Wildkatze iſt der weiße Leithund, der Schnee. Dank ihm vermag der Heger und Pfleger des Nutzwildes den Bau, die Höhle und den Schlupfwinkel der Raubgeſellen zu erkunden und zur Vernichtung dieſes der Urzeit Deutſchlands angehörenden, immerhin intereſſanten Tieres zu ſchreiten.

B. H.

Die Dampfſchiffahrt des Öſterreichiſchen Lloyds in Trieſt.

Siebzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit mehrere Aſſekuranzgeſellſchaften ſich zuſammengetan und nach dem Vorbild des Lloyds in London den Öſterreichiſchen Lloyd in Trieſt gegründet haben, der ſich vor allen Dingen die Aufgabe geſtellt hatte, den Kaufleuten und Verſicherern die genaueſten Nachrichten über die Marine ſowie über den Handel und die Schiffahrt der europäiſchen Handelsplätze und der Levante mittels eigener Korreſpondenten bekannt zu geben, vornehmlich aber den Trieſter Seeverkehr ins Auge zu faſſen. Am 26. Oktober 1833 erfolgte ſeitens der kaiſerlichen Regierung das Dekret, das die Errichtung des Öſterreichiſchen Lloyds genehmigte, der in kürzeſter Zeit einen hervorragenden Platz unter den Anſtalten für gemeinnützige Zwecke gewann. Um nun die Ziele des Lloyds noch mehr zu fördern und einem ſich fühlbar machenden Bedürfnis Rechnung zu tragen, entſchloß man ſich, eine periodiſch regelmäßige Verbindung mit der Levante mittels kleiner Dampfer einzurichten. Auf Grund einer von der Direktion an den Kaiſer gerichteten Bitte wurde mit Allerhöchſter Bewilligung neben der Sektion für Handel und Seeberichte eine zweite, die der Dampfſchiffahrt, beim Lloyd errichtet, um den Güterverkehr zwiſchen den öſterreichiſchen Häfen und den Hafenplätzen der Türkei, Kleinaſiens und Ägyptens durch regelmäßige Dampferfahrten zu beleben.

Das Gründungskapital betrug 1 Mill. fl. Konventionsmünze. Unter dem Jubel der Trieſter Bevölkerung lichtete am 16. Mai 1837 der erſte Öſterreichiſche Lloyd-Dampfer Erzherzog Ludwig von Öſterreich nach der Levante die Anker. Das Schiff, ein in England erbauter Raddampfer, hatte eine Länge von 136 engliſchen Fuß bei einer Breite von 22 Fuß und einer Tiefe von 13 Fuß 6 Zoll. Dieſem Schiffe geſellten ſich unmittelbar fünf andere; das dritte wurde bereits in Trieſt erbaut, dem bald eine Anzahl weiterer folgte. Ungeachtet der Schwierigkeiten, mit denen anfangs das Unternehmen zu kämpfen hatte, wurden die Fahrten regelmäßig fortgeſetzt. In allen von den Lloyddampfern angelaufenen Häfen richtete man Agenturen und Kohlendepots ein; auch wurde zum Zwecke der Reparatur der Schiffe in Trieſt ein Grundkomplex gemietet. Die Geſellſchaft vervollkommnete mit allen Kräften die Organiſation des Inſtituts und ſicherte ſich durch Vergrößerung ihres Schiffparks neue Linien. Die Überzeugung gewann mehr und mehr an Boden, daß der Öſterreichiſche Lloyd raſche Fortſchritte mache; indes reichten die zur Verfügung ſtehenden Mittel nicht aus, weshalb eine neue Anleihe aufgenommen wurde, durch die die Geſellſchaft ihre Aktionsſphäre bedeutend erweitern konnte.

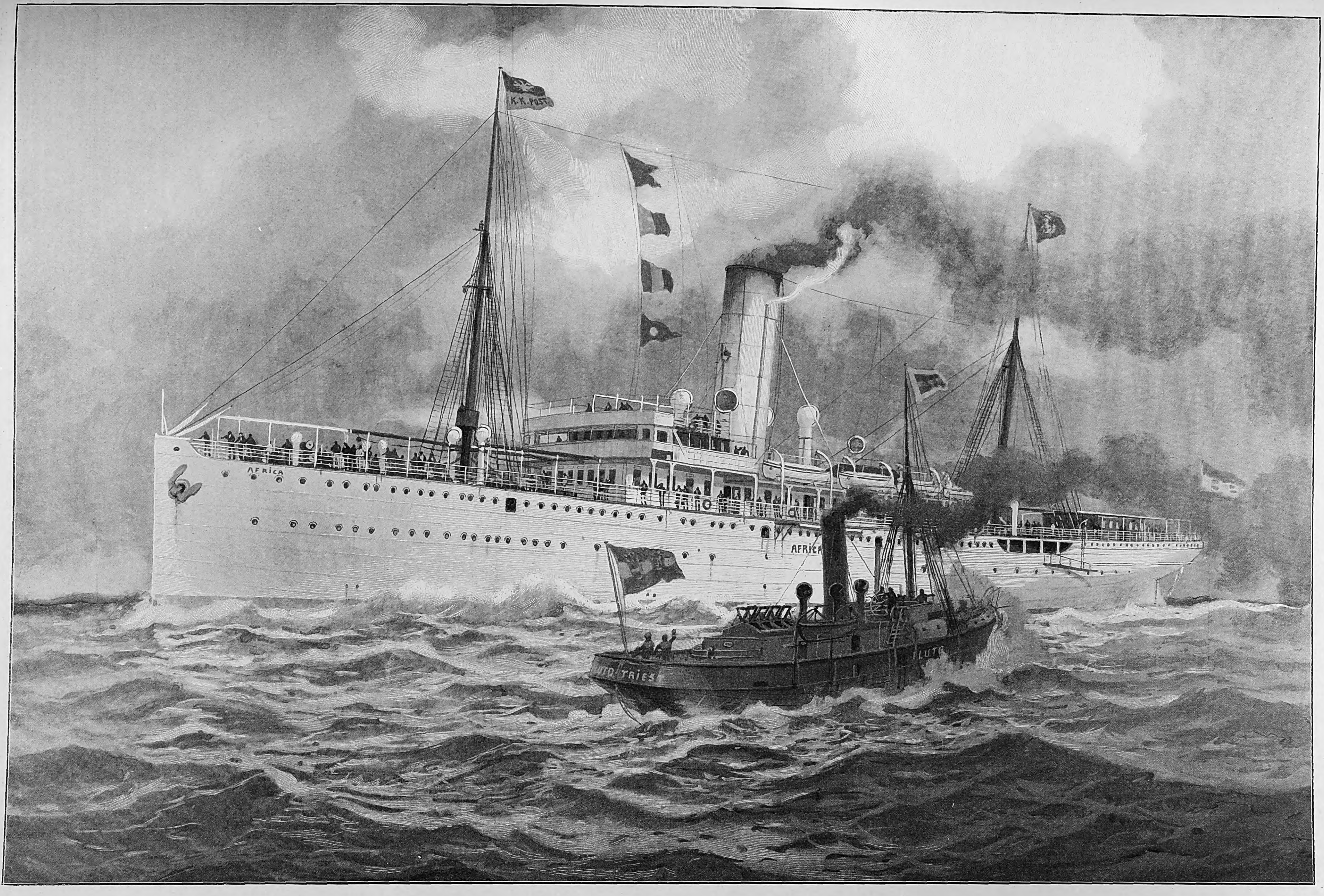
Bis zum Jahre 1837 hatte die Geſellſchaft ſieben Dampfer mit 1777 t und einem Wert von 836765 fl. im Betrieb. Dieſe Dampfer hatten 43652 Meilen durchlaufen und 7368 Paſſagiere befördert. Das Kapital des Lloyds war von 1005000 auf 1575000 fl. erhöht worden. Nach Ablauf von zehn Jahren war der Schiffspark auf einundzwanzig Dampfer geſtiegen mit einem Geſamtgehalt von 6997 t. Der Geſamtwert der Flotte betrug damals 2520000 fl. Es wurden 1847 334555 Meilen zurückgelegt und 127052 Paſſagiere befördert. Das Kapital betrug 3150000 fl. Im Jahre 1852 wurde der Bau des Öſterreichiſchen Lloyd-Arſenals vollendet, das, großartig angelegt, nicht nur für die Reparatur der Schiffe, ſondern auch für deren Neubau berechnet war.

Im Jahre 1857, alſo nach Ablauf von zwanzig Jahren, hatte die Geſellſchaft fünfundſechzig Dampfer mit 33755 t Gehalt und einem Wert von 14331266 fl. in Betrieb. Die zurückgelegten Strecken in dieſem Jahre betrugen bereits 1042284 Seemeilen. Befördert wurden 426432 Paſſagiere, 1387796 Meterzentner an Gütern und 97622125 fl. an barem Gelde.

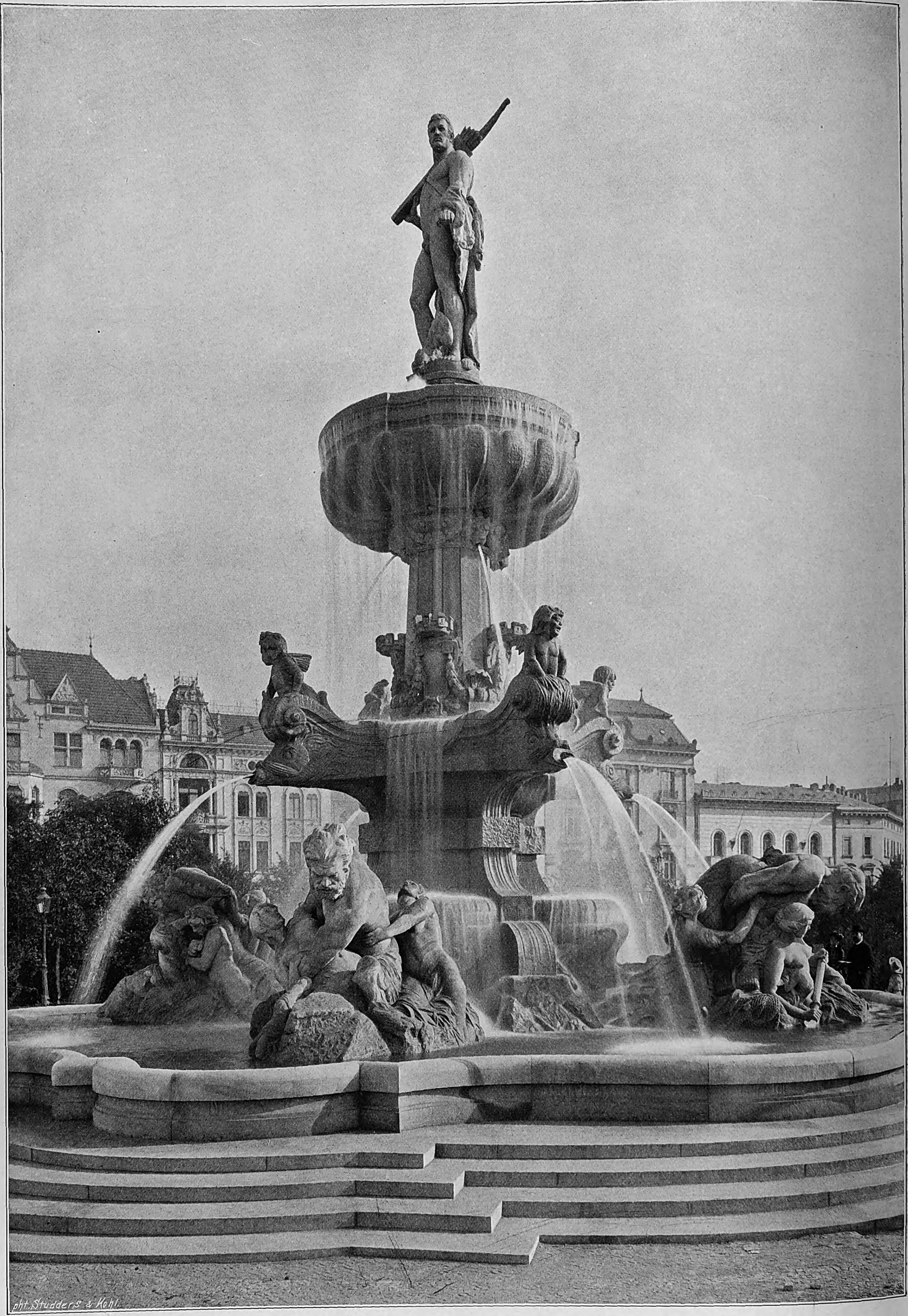
Wechſelvolle und ſchickſalsſchwere Zeiten ließen den Lloyd im folgenden Dezennium nicht in der bisherigen Weiſe fortſchreiten. Im Jahre 1866 war die Zahl der Schiffe ſogar um eins geringer, vierundſechzig Dampfer, die Zahl der Reiſenden auf die Hälfte geſunken, 251537 Paſſagiere, und die zurückgelegten Meilen betrugen nur 976171; nur der Transport an barem Geld erreichte die Höhe von 107245939 fl. Das Aktienkapital betrug 1867 9192225 fl. Im Jahre 1874 lief der ſiebzigſte Dampfer vom Stapel. Der Geſamttonnengehalt belief ſich damals auf 74813. Es wurden 1303699 Seemeilen zurückgelegt. Im Jahre 1885 waren vierundachtzig Dampfer mit einem Wert von 16240700 fl. im Betrieb. Die zurückgelegten Meilen betrugen 1752519. Doch erreichte auch damals die Zahl der Paſſagiere nicht mehr die frühere Höhe; ſie betrug 380129. Seit 1885 hat ſich die Zahl der Dampfer auch nicht weſentlich vermehrt, doch wurden ſie vielfach durch Neubauten erſetzt. Während der größte Teil der alten Schiffe verkauft wurde, ſind an deren Stelle große moderne Dampfer getreten mit einem Gehalt bis zu 10000 t. Das Jahr 1891 bildet einen bedeutungsvollen Markſtein in der Geſchichte des Öſterreichiſchen Lloyds, nachdem durch Eingreifen der Regierung die Geſellſchaft aus einer mißlichen Lage befreit worden war.

Heute beſitzt die Geſellſchaft ausſchließlich Dampfer größeren Tonnengehalts. Die Fahrten erſtrecken ſich über den ganzen Erdball. Die Schiffe des Öſterreichiſchen Lloyds werden nicht nur wegen ihrer vorzüglichen Unterkunft und Verpflegung, ſondern auch wegen ihrer tüchtigen, in der ganzen Welt anerkannten Führung durch Offiziere wie Mannſchaft bevorzugt. Die Fahrten nach Indien, China und Japan ſind mit den Lloyddampfern wahre Erholungsreiſen. Regelmäßige Schnelldampferlinien beſtehen ferner nach Griechenland, Kleinaſien, Konſtantinopel und Alexandrien mit luxuriös ausgeſtatteten Schiffen. Eine neue Schnelldampferlinie iſt die vor kurzem eingerichtete nach Südafrika, auf der bis Durban und erforderlichenfalls bis Port Elizabeth die zu dieſem Zweck erbauten neuen Schnelldampfer Afrika und Körber fahren, denen ſich bald neue Schiffe anreihen werden.

Die „Afrika“, im Öſterreichiſchen Lloyd-Arſenal ausſchließlich aus inländiſchem Material erbaut, iſt ein Doppelſchraubendampfer von 4600 t, bei einer Länge von 388 Fuß und einer größten Breite von 47,$_6$ Fuß. Das Schiff iſt nach dem Doppelbodenſyſtem erbaut und mit einer Anzahl waſſerdichter Schotten verſehen. Der Dampfer hat Kajütenplätze für 197 Paſſagiere, während außerdem für eine weit größere Zahl von Zwiſchendeckpaſſagieren geſorgt iſt. Speiſeſaal, Damenſalon und Rauchzimmer ſind aufs praktiſcheſte und gediegenſte und dabei ſehr elegant ausgeſtattet. Die außergewöhnliche Höhe des Speiſeſaals (3,$_{38}$ m) iſt für die heiße Zone allein ſchon eine Wohltat, die durch eine elektriſche Kühlvorrichtung noch vergrößert wird. Durch das über das ganze Schiff ſich erſtreckende


K.K. POST
AFRICA
AFRICA
TRIES
LUTO

„Afrika“, der neuſte Doppelſchrauben-Schnelldampfer des Öſterreichiſchen Lloyds nach ſeiner Vollendung. Originalzeichnung von A. Kircher.


pht. Studders & Kohl.

Der Herkules-Brunnen auf dem Lützowplatz in Berlin. Errichtet nach dem Entwurf von Prof. Otto Leſſing in Berlin.

Schutzdeck iſt eine großartige Promenade geſchaffen, die in den Tropen von den Reiſenden mit Freuden begrüßt wird. Alles in allem beſitzt dieſe neue Dampferklaſſe des Öſterreichiſchen Lloyds die aufs komfortabelſte eingerichteten Dampfer auf dem Wege nach Südafrika.

Der Öſterreichiſche Lloyd hat ſeit ſeiner Begründung bis heute 192 Dampfer mit einem Tonnengehalt von 290 497 beſeſſen. Es wurden von dieſen Schiffen insgeſamt 75 042 136 Meilen zurückgelegt und 16 874 406 Paſſagiere befördert. Die transportierten Waren beliefen ſich auf zuſammen 22 611 626 t. Heute beſitzt der Lloyd 73 Dampfer mit einem Werte von 105 494 200 Kronen. Der Geſamttonnengehalt beträgt 208 017, die zurückgelegten Meilen beliefen ſich im letzten Jahre auf 2 205 908. Das Aktienkapital beträgt 25 200 000 Kronen. Der Öſterreichiſche Lloyd, der heute eine der erſten Stellen unter den Schiffahrtsgeſellſchaften einnimmt, wird auch fernerhin ſeine Poſition zu behaupten wiſſen und ebenſo in Zukunft in der Vermittlung des Seeverkehrs der Öſterreichiſch-Ungariſchen Monarchie mit der Levante, Oſtaſien, Südafrika und Braſilien eine hervorragende Rolle ſpielen. Alex Kircher.

Die Einweihung der Kölner Denkmäler.

Für die rheiniſche Metropole war der 1. Oktober ein doppelter Feſt- und Freudentag. In Anweſenheit des deutſchen Kronprinzen und des großherzoglich badiſchen Fürſtenhauſes wurden die beiden Denkmäler enthüllt, die der Opferſinn und Patriotismus der Kölner Bürger und Vereine dem Gedenken der erſten Hohenzollernkaiſerin und des heldenmütigen Siegers von Weißenburg und Wörth gewidmet haben. Die beiden Denkmäler, deren Standbilder wir bereits in Nr. 3143 vom 24. September dargeſtellt und beſchrieben haben, bilden in ihrer nunmehrigen Vollendung mit ihrem ſtimmungsvollen, gärtneriſchen und architektoniſchen Rahmen eine Zierde der denkmalreichen Domſtadt am Rhein. Während das marmorne Standbild der Kaiſerin Auguſta in den herrlichen, parkartigen Anlagen des Kaiſer-Wilhelm-Rings ſeinen Platz fand, ſteht die eherne Reiterfigur Kaiſer Friedrichs an dem Ufer des Rheinſtroms, ein würdiges Seitenſtück zu dem Monumentaldenkmal Kaiſer Wilhelms I. auf dem „Deutſchen Eck“ zu Koblenz. Die Enthüllungsfeierlichkeiten in Köln, die vom herrlichſten Sonnenſchein überſtrahlt waren, fanden ihre Fortſetzung in einem glänzenden Prunkmahl in dem feſtlich geſchmückten Gürzenichſal und ihren Abſchluß in einer Galavorſtellung im neuen Opernhaus. Erfreute des Deutſchen Reiches jugendlicher Thronfolger durch ſeine ſchlichte Natürlichkeit und ungezwungene Herzlichkeit, ſo wußte die ehrfurchtgebietende Geſtalt des badiſchen Fürſten und ſeiner Gemahlin die rauſchendſten Sympathiekundgebungen in der rheiniſchen Bevölkerung wachzurufen. Die bedeutungsvollen Worte des Großherzogs, in denen er den nationalen Gedanken feierte und alle Deutſchen erſuchte, die Errungenſchaften der glorreichen Zeit von 1870/71 weiter auszubauen, werden im ganzen deutſchen Vaterlande ein Echo gefunden haben.

Köln. A. D.

Der Herkules-Brunnen auf dem Lützowplatz in Berlin.

Kaiſer Wilhelm und das Stadtregiment von Berlin wetteifern in dem Beſtreben, die Hauptſtadt mit monumentalen Brunnen zu ſchmücken; eine künſtleriſche Zierde, an der Berlin vordem abſoluten Mangel litt. Während dem Brandenburger Tor gegenüber zur Seite der Eingänge in die nördliche wie in die ſüdliche Tiergartenhälfte die beiden marmornen Brunnenanlagen, die dort in Verbindung mit den Denkmalsſtatuen Kaiſer Friedrichs III. und ſeiner Gemahlin Viktoria im Auftrage des Kaiſers ausgeführt werden, ſich der Vollendung nähern, iſt das im Auftrage der Stadt Berlin errichtete Brunnenmonument am Nordrande des Lützowplatzes, deſſen weite Fläche von reizenden gärtneriſchen Anlagen und ſamtgleichen Raſenteppichen bedeckt wird, in ſeinem ganzen architektoniſch-plaſtiſchen Teil fertig abgeſchloſſen. Es fehlen nur noch die ſpringenden Waſſerſtrahlen und die Füllung des großen unterſten Beckens, aus dem der hohe Aufbau aufſteigt. Das Modell, nach dem das ungefähr 15 m hohe Werk in Sandſtein ausgeführt wurde, iſt eine Schöpfung des vielbewährten Meiſters Prof. Otto Leſſing, des Urhebers des Berliner Leſſing-Denkmals und des Roland-Brunnens. Den Gedanken, dieſen neuſten ſtädtiſchen Brunnen als Herkules-Brunnen zu geſtalten, gab den Beſtellern zweifellos die auf den Lützowplatz mündende, den Kanal überſpannende Herkules-Brücke ein, die ihren Namen den beiden prächtig dekorierenden Schadowſchen, zwei Herkules-Arbeiten darſtellenden Sandſteingruppen auf ihren ſteinernen Geländern verdankt, wohin ſie von der an der Neuen Promenade im Nordoſten Berlins abgetragenen alten Brücke über den zugeſchütteten Zwirngraben verpflanzt worden ſind. An dem neuen Brunnen erſcheint die 3 m hohe Statue des griechiſchen Heros nur als krönender Gipfel des ganzen Aufbaus. Der Brunnen kann auf weite Strecken hin geſehen werden; er mußte deshalb in ſehr großem Maßſtabe und in kräftigen, weithin wirkenden Formen errichtet werden.

Ein ſchwerer Schaft trägt oben eine Schale von 4 m Durchmeſſer. Darauf erhebt ſich auf einem Sockel die Statue des Herkules. Ein Kranz mit Löwenköpfen führt die Schale zum Schaft über. Weiter unten befindet ſich ein Kranz von Kartuſchen mit Stadtkronen. Nach vier Seiten wurden weite Ausleger vorgeſtreckt, die in Fiſchköpfen endigen und Meerputten tragen. In diagonaler Richtung liegen je zwiſchen zwei ſolchen Auslegern Figurengruppen. Durch drei derſelben werden die verſchiedenen Hauptzwecke, zu denen menſchlicher Geiſt und menſchliche Kraft das Waſſer der Ströme verwendet, ſymboliſch dargeſtellt. Die vierte ſchildert in der gleichen ſymboliſchen Sprache das ſeine künſtlichen Feſſeln und Bande zerreißende, wild daherſtürmende Element. Das Waſſer ſelbſt iſt durch einen rieſigen Tritonen mit Schwimmhautfüßen an ſeinen vorderen Roßbeinen und dem in einer Floſſe endenden ſchuppigen Hinterleibe verkörpert. Drei ragende Frauenköpfe mit mächtigen, aber anmutvollen, von Leben und blühender Kraft ſchwellenden menſchlichen Oberkörpern und Armen ſowie mit ſchuppenbedeckten Oberſchenkeln, die nach unten in Fiſchſchwanzfloſſen auslaufen, vertreten in jeder Gruppe das menſchliche Verhalten zum Fluſſe. Jede Gruppe iſt von hoher Schönheit und drückt das, was ſie bedeuten ſoll, lebendig und verſtändlich aus.

Die nach Südoſten hin vortretende Gruppe ſtellt das Waſſer als freundliches, erquickendes Element dar. Ein jugendlicher Triton, mit Feſtons aus Muſcheln und Waſſerblumen bekränzt, wird von drei reizenden Najaden umſchmeichelt, deren eine, zärtlich an ihn geſchmiegt, ſein rechter Arm umfängt, während ihre emporgeſtreckte Rechte in ſein bekränztes Haar greift. In der Linken hält ſie eine Rohrflöte, er in der ſeinen ein Bündel gefangener Fiſche an einer Schnur. Hinter ihm, auf Waſſerblumen lagernd, faßt und hebt eine Nymphe das über ſeinem Rücken hängende Geflecht von Blumen und Muſcheln. An ſeiner Rechten ruht eine prächtige Nymphengeſtalt, die ihn mit dem rechten Arm umſchlingt.

Die nach Südweſten gerichtete Gruppe ſymboliſiert die Nutzbarmachung der Ströme zur Schiffahrt, zum Völkerverkehr und Handel. Mit gebeugtem mächtigen Rücken arbeitet ſich, das bärtige Haupt tief geſenkt, ein gewaltiger Triton vorwärts. Auf deſſen Rücken hat eine zu ſeiner Rechten ſich aufrichtende Nymphe einen ſchweren Sack geladen, den ſie mit ſtarken Seilen darauf feſtſchnürt. Vorn ſitzt zwiſchen Waſſerpflanzen eine zweite Nymphe, die ein Ruder handhabt. Zu ſeiner Linken lehnt eine dritte, das Haar mit dem Flügelhut des Merkur bedeckt. Netze, verſchnürte Waren, Ballen und Kiſten ſind um die Gruppe herum gehäuft.

Die nach Nordoſten gewendete Gruppe ſymboliſiert das gebändigte, Mühlwerke und Maſchinen treibende Waſſer. Ein grimmig blickender Waſſerkentaur wird von drei Najaden gefeſſelt. Eine von ihnen hält die rechte Fauſt geballt und zieht mit der Linken den Strick an, durch den ſeine rechte Hand auf ſeinem Rücken feſtgeſchnürt iſt. Eine zweite lehnt ſich über ſeinen rechten Schenkel und zieht den Strick um ſeinen rechten Arm, während die dritte zu ſeiner Linken mit aller Kraft das andere Ende des Strickes anzieht.

Die nordweſtliche Gruppe zeigt das Element in ſeiner alle künſtlichen Feſſeln ſprengenden Naturgewalt. Ein kraftſtrotzender Waſſerkentaur, der ſich mit den ſchwimmhäutigen Vorderfüßen durch das Gewirr der Waſſerpflanzen durcharbeitet, hat mit dem ſehnigen rechten Arm eine Najade umklammert und reißt die ſich verzweifelt Sträubende mit ſich fort. Die zweite zu ſeiner Rechten iſt widerſtandslos im Gefühl ihrer Schwäche auf einem Lager verſchlungener Waſſerpflanzen niedergeſunken. Die dritte hat die Arme um ſeinen athletiſchen Leib geſchlungen und ſucht, Leib und Haupt zurückwerfend, mit Anſpannung aller Kraft den Unbändigen zu halten.

Die meiſterhaft durchgeführte Statue des Herkules iſt eine herrliche nackte Athletengeſtalt vom ſchönſten Ebenmaß aller Teile. Der Heros iſt weniger als Sinnbild der Kraft, ſondern als Befreier des Prometheus dargeſtellt. Der von ſeinem Pfeil erlegte Geier liegt zu ſeinen Füßen. Die linke Fauſt hält den tödlichen Pfeil, mit dem er ihn getroffen hat. Bogen und Köcher trägt er, ſie unten mit der Rechten faſſend, ſtatt der Keule über der rechten Schulter.

Bei der Verteilung der Maſſen und der Dispoſition des Brunnens wurde an erſter Stelle auf die Waſſerwirkung ſelbſt Rückſicht genommen. Vier niedrige lebhafte Sprudel füllen oben die Schale, aus der das Waſſer in breiten Flächen herabfällt. Dazwiſchen geben die Löwenköpfe vier ſtarke Strahlen. Dieſes Waſſer ſammelt ſich zwiſchen den weiten Auslagen und fällt von da in untere Schalen und über Felsſtücke in das große Fußbodenbecken. Dazwiſchen ergießen ſich aus den Auslegerfiſchköpfen weithin ſehr breite und kräftige Waſſerſtrahlen in das untere große Becken. Dieſe bilden zugleich eine ſeitliche Einrahmung für jede Figurengruppe.

Die Brunnenanlage wurde durch die Firma Gebr. Zeidler (Bildhauer Hartmann) in ſchleſiſchem Sandſtein ausgeführt. Das Material, ein grobkörniger Stein, wurde derb und rauh behandelt, damit Waſſer- und Lufteinwirkung dem Brunnen bald zu einer maleriſchen Patina verhelfen. Die ganze Durchführung der Anlage wurde mehr dekorativ behandelt und vor allem auf eine möglichſt lebhafte und maleriſche Mitwirkung des Waſſers ſelbſt Wert gelegt.

Berliner Krawalle.

Die Reichshauptſtadt ſteht wieder einmal im Zeichen der Straßenkrawalle, und blutige Zuſammenſtöße zwiſchen der angegriffenen Polizei und dem Abſchaum der Großſtadt finden jeden Abend ſtatt. Seit einer Woche herrſcht dieſer für eine Reichshauptſtadt wenig ehrenvolle Zuſtand, und das Ende der Skandale iſt noch gar nicht abzuſehen. Veranlaſſung zu dieſen Unruhen gab ein frivoler Streik der Omnibusangeſtellten, der vollſtändig mißglückte. Ähnlich wie bei dem Straßenbahnerſtreik vor einigen Jahren nahmen Kreiſe der Bevölkerung für die Streikenden Partei und ſuchten den Omnibusverkehr unmöglich zu machen. Beſonders in den Abendſtunden kam es zu wüſten Szenen. Die nicht mitſtreikenden Omnibusangeſtellten wurden ebenſo wie etwaige Paſſagiere mißhandelt, die Fenſterſcheiben der Wagen eingeworfen oder die Zügel den Kutſchern zerſchnitten, und trotz des Einſchreitens der Polizei an den Halteſtellen wurden die Omnibuſſe während der Fahrt verfolgt und beſchädigt.

Es ſtellte ſich bald heraus, daß weder die Streikenden noch wirkliche Arbeiter an dieſen Krawallen beteiligt waren, daß die Haupttäter vielmehr aus halbwüchſigen, radauluſtigen Bengeln, aus arbeitsſcheuen Strolchen, Zuhältern und Verbrechern beſtanden. Die ſchlimmſten Szenen fanden am 1. und 2. Oktober in der Nähe des Stadtteils Wedding ſtatt. Dort iſt, wie der Berliner ſagt, eine „böſe Gegend“. Viele Hunderte von Strolchen hatten ſich zuſammengerottet, die ſich um die Omnibuſſe faſt gar nicht kümmerten, ſondern nur Händel mit der Polizei ſuchten, die in Stärke von mehreren hundert Mann aufzog und wiederholt Angriffe mit blanker Waffe machte, wobei es natürlich nicht ohne Blutvergießen abging. Das regneriſche Wetter, das ſeit dem 3. Oktober eintrat, hat vorläufig den Krawallen ein Ende gemacht.

Sigrid Arnoldſon.

Größere deutſche Theater haben in den letzten Jahren wiederholt einen Gaſt bei ſich geſehen, der zu den bedeutendſten Bühnengrößen der Gegenwart zählt: Frau Sigrid Arnoldſon, die ſchwediſche Nachtigall, die Tochter des ſeinerzeit berühmteſten Tenors Skandinaviens, Oskar Arnoldſons. Sigrid Arnoldſon iſt verkörperte Poeſie. Ein jedes Auftreten bringt den Beweis dafür. Vor allen Dingen tut es ihre Mignon. Es iſt wunderbar, wie die Künſtlerin dieſe holde Mädchengeſtalt darſtellt, nicht bloß ſingt, und A. Thomas, der Komponiſt der Oper „Mignon“, hat mit ſeinem Ausſpruche vollkommen recht: „Les autres chantent Mignon, Arnoldson c'est Mignon.“ Wieviel Kindlichkeit und Sehnſucht weiß ſie in dieſe ergreifende Figur hineinzuzaubern! Der keuſche Timbre ihrer Stimme, ihre bei allem Glanz ſich ohne Raffinement gebende Geſangsart, die zarte, faſt kindliche Geſtalt und ihre ſchönen, an den Süden gemahnenden Augen geben uns jenes Bild von Mignon, nach dem unſere Phantaſie verlangt. „La douce Mignon“ iſt aber auch, ſo frappierend das klingen mag, eine muſtergültige Carmen. Freilich iſt ſie nicht jene übermäßig realiſtiſche, ſtark ſinnliche Carmen, der man in der Regel an unſeren deutſchen Bühnen begegnet. Ihre Auffaſſung reſultiert aus Studien, die ſie in Sevilla an Ort und Stelle vorgenommen hat. Sie äußerte ſich darüber gelegentlich einmal, daß unter all den von ihr beobachteten Carmen-Typen nicht eine dieſer Spanierinnen — ganz abgeſehen von ihrer ſonſtigen Moral, die zu prüfen ja nicht die Aufgabe geweſen wäre — etwas Gemeines, Abſtoßendes gezeigt hätte; Koketten wären ſie allerdings durchgängig geweſen, doch ſtets hätten ſie ſich graziös gegeben, nie die ſpaniſche Grandezza verleugnend. Sigrid Arnoldſon iſt die geborene Grazie, und damit kokettiert ihre Carmen, die außerdem etwas Dämoniſch-Faszinierendes an ſich hat. So wird es erklärlich, daß ein jeder, der in die Nähe dieſes Weibes kommt, den Kopf verliert, Zuniga ſowohl wie Don José und Escamillo. Und wie in Carmen und Mignon, ſo iſt auch in den übrigen Darſtellungen der Arnoldſon die Anmut der Hauptcharakterzug. Während andere Künſtlerinnen bei der Violetta (in „La Traviata“) z. B. ihre Darbietung auf eine möglichſt ſcharfe Hervorhebung der pathologiſchen Seite, alſo auf die des Häßlichen, ſtimmen, verſchmäht Sigrid Arnoldſon die grelle Ausprägung des Kraſſen. Und doch nimmt ſie der Violetta durchaus nichts von deren wenig ſympathiſchen Eigenſchaften. Sie iſt ebenfalls die leichtſinnige, ausſchweifende Schöne, die endlich an der Lungenſchwindſucht zu Grunde geht. Sie iſt nicht einen Moment unwahr, aber ſie wirkt auch nicht einen Augenblick abſtoßend. Bis zum letzten Atemzuge iſt ſie gefällig — wie die Sünde, als reuige Sünderin aber in ihrer Reue ſo edel, ſo zart und gemütstief, daß ſolch eine Darſtellung im Verein mit der gerade im letzten Akt ſich höher erhebenden Muſik Verdis eine Ausſöhnung mit dem widerwärtigen Stoff wohl herbeizuführen vermag.

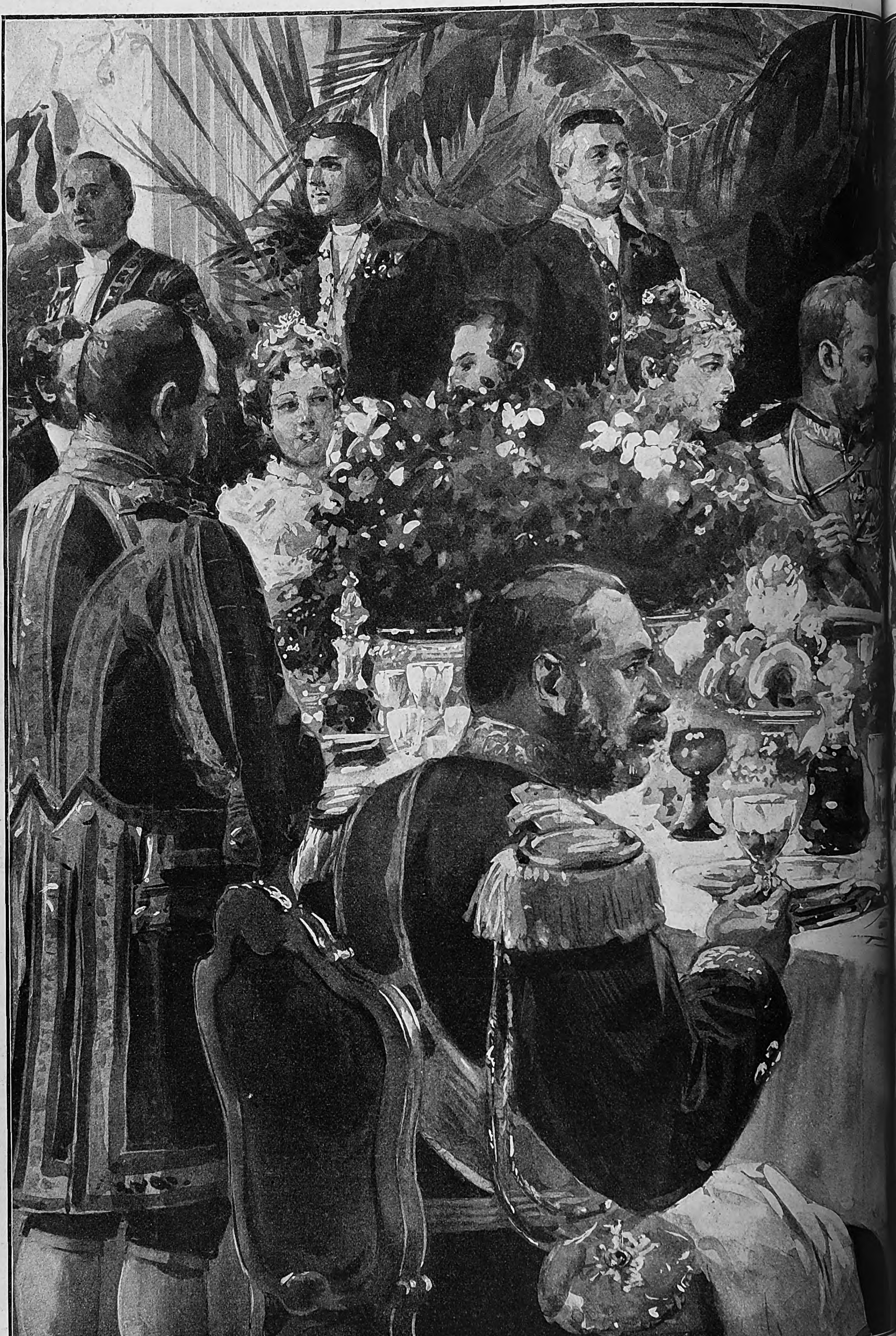
Neben den darſtelleriſchen Leiſtungen der Arnoldſon ſind natürlich auch die geſanglichen hervorragend. Es liegt ein ſüßer Zauber in dieſer Stimme, ein Wohllaut, der jedes Ohr gefangen nimmt. Einen wunderbaren Ausdruck und tiefes Empfinden weiß ſie ihren Tönen zu verleihen. Alles an ihr iſt Seele. Auch nach der rein geſangstechniſchen Seite hin fordert die Künſtlerin, die von Madame Artôt de Padilla und Moritz Strakoſch ausgebildet worden iſt, zu unbeſchränkter Anerkennung heraus. Vom eingeſtrichenen bis zum dreigeſtrichenen C pariert die Stimme tadellos, im Pianiſſimo oder Mezzoforte ebenſo wie im Forte. Sigrid Arnoldſon iſt ſouveräne Beherrſcherin ihres Organs, das über eine ſelten anzutreffende Vollkommenheit hinſichtlich der Egaliſation verfügt. Schwierigkeiten gibt es überhaupt nicht für ſie. Koloraturen und Fiorituren ſind von tadelloſer Sauberkeit; das Staccato und Piano iſt geradezu verblüffend. So iſt denn das, was Hanslick an Chriſtine Nilsſon nicht genug rühmen konnte, die Virtuoſität im Koloraturgeſang und der rührende Ausdruck in der Kantilene, beides bei Sigrid Arnoldſon wiederzufinden. Das Wort vom ausſterbenden „bel canto“ ſtraft ſie Lügen. Nichts hat ſie bewegen können, die durch das moderne Muſikdrama hervorgerufenen Bahnen zu betreten. Bei voller Wahrung realiſtiſcher Wirkung läßt ſie immer die Schönheit oberſtes Prinzip ſein. Darum iſt ihre Nedda in Leoncavallos „Bajazzo“ auch eine ſo ganz andere, als man gewöhnlich zu ſehen und zu hören bekommt.

Das Repertoire der Arnoldſon iſt übrigens ein außerordentlich reiches. Nebſt den bereits erwähnten Partien ſingt ſie z. B. noch die Margarete in Gounods „Fauſt“, in Rubinſteins „Der Dämon“ die Tamara, im „Rigoletto“ die Gilda. „Der Barbier von Sevilla“, „Dinorah“, „Fra Diavolo“, „Lucia di Lammermoor“, „Romeo und Julia“, „Lakmé“ (von Delibes), „Mireille“ (von Gounod), „Manon“ (von Maſſenet) gehören in ihren Spielplan. Auch Mozart iſt ihr nicht fremd, denn die Zerline im „Don Juan“ und der Page Cherubin in der „Hochzeit des Figaro“ zählen zu ihren erfolgreichſten Rollen.

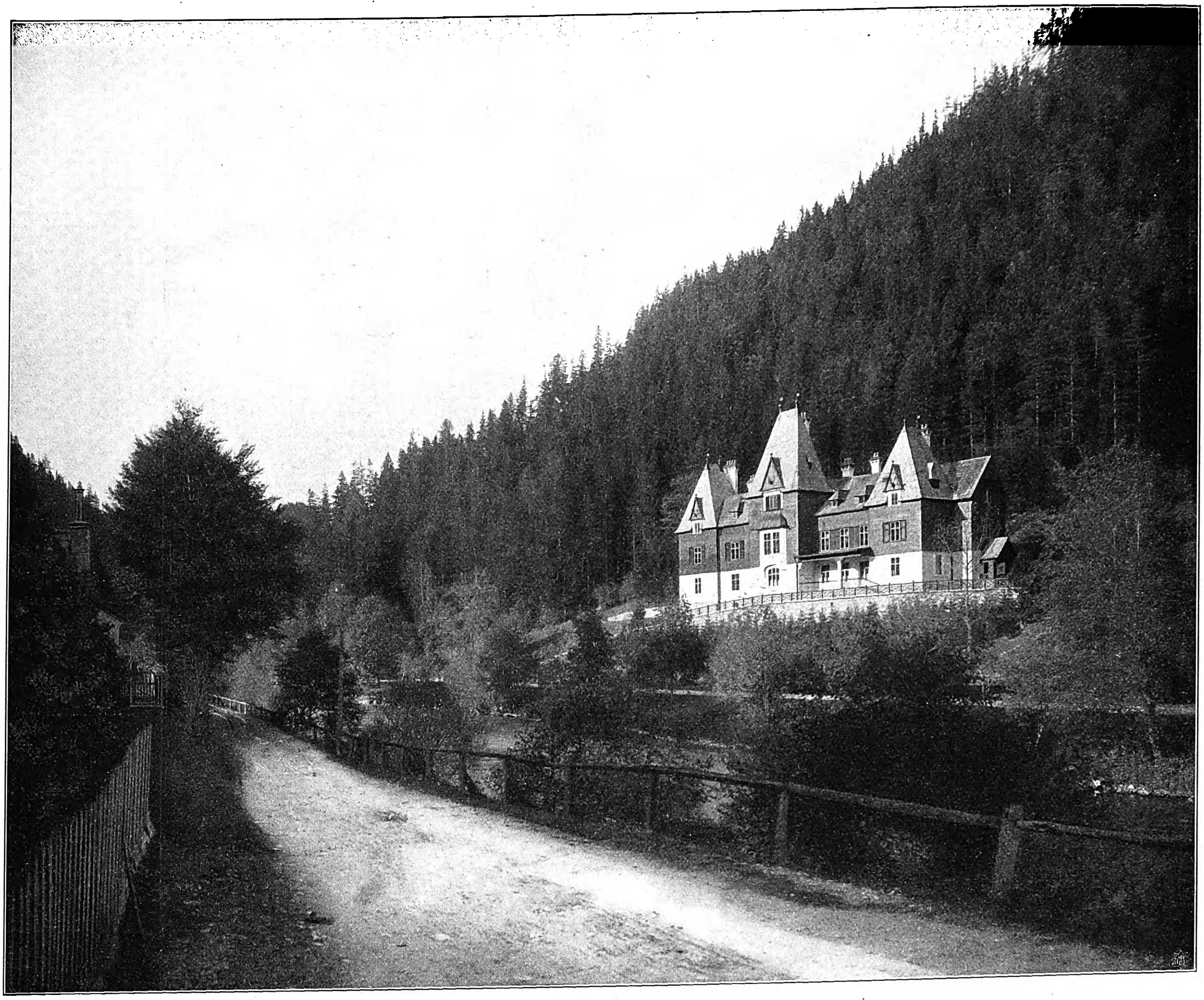
Daß es Sigrid Arnoldſon für ihre künſtleriſchen Gaben an Auszeichnungen nicht gefehlt hat, iſt ſelbſtverſtändlich. Es würde zu weit führen, dies alles aufzuzählen. Fr. v. Bodenſtedts Ehrung iſt jedenfalls eine der ſinnigſten, indem er an die Arnoldſon ſchreibt:

„Dein Name will ſich deutſchem Reim nicht fügen,
Doch du biſt ſelbſt ein ſchön gereimt Gedicht
Von edlem Bau und feingeſchwungnen Zügen,
Verklärt durch glutenvoller Augen Licht.
Du weckſt, erhebt dein Hauch ſich zum Geſange,
In jedem Herzen reinen Widerhall;
Ob deiner Stimme ſeelenvollem Klange
Heißt du mit Recht die „ſchwed'ſche Nachtigall“.

Bremen. Willy Gareiß.



Der Zarenbeſuch am Wiener Kaiſerhof: Das Galafrühſtück im kaiſerlichen



Zum Zarenbeſuch am Wiener Hofe: Das kaiſerliche Jagdſchloß zu Mürzſteg, die Wohnung der beiden Kaiſer während der Hochjagden vom 1. bis 3. Oktober.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von J. Löwy in Wien.

Das

kaiſerliche Jagdſchloß in Mürzſteg.

Mürzſteg, das kleine allerliebſte Alpenneſt, iſt zu politiſchem Anſehen gelangt, und die Schreiber der Geſchichte unſerer Tage werden das Bergdorf, in dem bloß Jäger und Holzknechte hauſen, in ihre Bücher aufnehmen müſſen; denn vom 30. September bis zum 3. Oktober d. J. berieten dort die Kaiſer zweier großen Reiche und deren Kanzler über die Geſchicke der Balkanvölker, und wie man es wohl machen könnte, daß Bulgaren und Mazedonier ſich beruhigen, das Kampfbeil begraben und Friede werde im europäiſchen Oſten.

In dem alten Reiche der Habsburger hat Mürzſteg ſeit vier Jahrzehnten einen populären Klang; iſt ja das Mürzſteger Revier das vom Kaiſer Franz Joſeph beſonders begünſtigte Jagdgebiet, das er faſt jedes Jahr aufſucht. Die biederen Alpenſöhne in dem Gebiete der Hohen Veitſch hängen mit aufrichtiger Liebe an ihrem kaiſerlichen Jagdherrn, und der Kaiſer iſt ſeinen geraden, einfachen Mürzſtegern nicht weniger zugetan. Schon als „junger Kaiſer“ bevorzugte er das obere Mürztal. Damals gab es noch kein Kaiſerſchloß in Mürzſteg, und der Souverän ſchlief nach der Birſch auf einem einfachen Bett im Förſterhaus. Um das Jahr 1860 entſtand nach den Plänen Romanos vom Ringe das kaiſerliche Jagdhaus, ein einſtöckiger Bau, der mit ſeinen nüchternen Faſſaden und dem bürgerlichen Dach einen ſehr einfachen, aber freundlichen Eindruck machte. Vor anderthalb Jahren hat das Jagdhaus in ſeinem Äußeren ganz weſentliche Veränderungen erfahren. Frhr. v. Chertek, des Kaiſers kunſtſinniger Vermögensverwalter, gab die Anregung zu dieſem Umbau, den Baurat Franz Ritter v. Neumann ausführte. Heute hat das Haus das Anſehen eines Schloſſes. Neue Dachungen wurden aufgeſetzt, das Obergeſchoß wurde bis zum Parterre verſchindelt, die grünen Fenſterläden heben ſich jetzt recht wirkungsvoll von dem dunkeln Rot der Schindeln ab, und ſo wurde ein maleriſches, der Szenerie des herrlichen Mürzſteger Tals wohl angepaßtes Bild geſchaffen. Das Innere des Schloſſes blieb unverändert. Dem Geſchmack des Kaiſers entſprechend, iſt es ganz einfach ausgeſtattet. Betten, Tiſche, Seſſel ſind aus Wacholderholz. An den Wänden hängen Jagdbilder und Trophäen ſowie wertvolle Stiche und Aquarelle. In dieſem Hauſe hat nun der Beherrſcher aller Reußen drei Tage und drei Nächte zugebracht. Während Zar Nikolaus und Kaiſer Franz Joſeph auf der Jagd weilten, ſaßen Graf Lamsdorff und Graf Goluchowſki in der kleinen eleganten Villa Schönauer beiſammen und machten fleißig Politik.

Außer dem Jagdſchloß und der erwähnten Villa Schönauer, die ſich nach der Abreiſe der Potentaten und ihrer Miniſter wieder in einen „Gaſthof zur Hohen Veitſch“ verwandelte, hat der kleine Ort, der ſich wie eine Theaterdekoration in einem Anzengruberſchen Stück ausnimmt, nur noch einen bemerkenswerten Bau, die Ortskirche, in der Kaiſer Franz Joſeph ſeine Andacht hält. Vor einigen Jahren noch eine kleine unanſehnliche Kapelle, iſt ſie jetzt eine ſtattliche Kirche in italieniſchem Renaiſſanceſtil. Baurat v. Bertele hat ſie erbaut; des Kaiſers Enkelin, Fürſtin Eliſabeth zu Windiſch-Graetz, und Marie Freiin v. Chertek ſtatteten ſie mit guten Bildern aus. Wenn der Herrſcher des Reiches in Mürzſteg weilt, kann man während des Gottesdienſtes ein ergreifendes Bild beobachten, den betenden Kaiſer im Kreiſe andächtiger Jäger und Holzknechte.

Mürzſteg. Eugen Baron d'Albon.

Marie Geiſtinger.

Ein hell ſtrahlender Stern der Kunſt iſt erloſchen. Bald nach der ſtillen Feier ihres ſiebzigſten Geburtstages ſchied Marie Geiſtinger, die ruhmreiche Operettenſängerin und talentvolle Schauſpielerin, auf ihrem Landgute bei Klagenfurt in Kärnten nach ſchwerem Leiden aus dem Leben. Wer einſtmals Gelegenheit gehabt hat, dieſe geniale Künſtlerin ſingen zu hören, an ihrem Humor und der unnachahmlichen Grazie ſich zu erfreuen, ihre vorzüglichen ſchauſpieleriſchen Leiſtungen zu bewundern, der wird von der Trauerkunde ſchmerzlich ergriffen worden ſein. Sie war das beſte Vorbild in der Operette, in der Theatergeſchichte ein künſtleriſches Unikum, im Privatleben eine edle Wohltäterin aus innerſtem Herzensdrange.

Marie Geiſtinger ſtammte aus der ſchönen, ſangesfrohen Steiermark. Zu Graz wurde ſie als Tochter eines penſionierten ruſſiſchen Hofſchauſpielers am 26. Juli 1836 geboren. Schon frühzeitig regte ſich in dem begabten Kinde das Theaterblut, als ſie auf dem Grazer Stadttheater Kinderrollen ſpielte. Als Anfängerin kam ſie 1849 nach Laibach und trat bereits 1852 auf dem Joſephſtädter Theater in Wien als flotte Soubrette auf. Mit ihrer „falſchen Pepita“ erregte ſie durch parodiſtiſche Tanzkunſt jubelnden Applaus. In Berlin wirkte ſie 1854 bis 1856 am Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater, in Hamburg 1856 bis 1859 am Thaliatheater, in Riga 1859 bis 1863. Nach erfolgreichen Gaſtſpielen in Breslau, Glogau, Poſen, Königsberg war ſie am Viktoria-Theater zu Berlin bis 1865 tätig. Aber die Sehnſucht trieb ſie nach Wien zurück, wo ſie alsbald die beſte und beliebteſte Soubrette des Theaters an der Wien wurde. Mit Steiner zuſammen übernahm ſie die Leitung dieſer Bühne, gab ſie aber 1875 wieder auf und glänzte nun am Stadttheater unter Laube in tragiſchen Rollen, wie Iphigenie, Orſina, Medea, Meſſalina, Kameliendame, Adrienne Lecouvreur u. a. Als Mitglied des Leipziger Stadttheaters (1877 bis 1880) feierte Marie Geiſtinger als Muſterſoubrette in Operetten, aber auch in Tragödien, Schauſpielen, Singſpielen und Poſſen Triumphe. Die erſte Kunſtreiſe nach Amerika unternahm ſie 1880 und trug dort außer reicher Goldernte ſolenne Erfolge davon. Nach der Rückkehr (1884) gaſtierte ſie an vielen Orten, bis ein Augenleiden ſie zwang, einſtweilen der Bühne fern zu bleiben. Auf ihrem Landgute bei Klagenfurt genoß ſie eine Zeit der Erholung. Bald aber unterzog ſie ſich neuen Strapazen, und auf einer zweiten Kunſtfahrt nach Amerika (1897) verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand derart, daß ſie nunmehr der Bühne ganz entſagen mußte. Von ihrem langen und qualvollen Leiden hat ſie der Tod am 29. September erlöſt.

Marie Geiſtinger hat in der eminenten Vielſeitigkeit ihres Talents ihre Rivalinnen weit übertroffen. Es iſt an dieſer Stelle unmöglich, eine eingehendere Kritik ihrer Leiſtungen in allen den Rollenfächern zu geben, die ſie ſouverän beherrſchte. Am hellſten glänzte ihr Ruhm als Offenbach-Sängerin; aber auch die beſten Rollen von Suppé, Strauß und Millöcker wußte ſie mit dem Reiz ihrer Genialität auszuſchmücken. In ihrer vorbildlichen Darſtellung der ſchönen Helena verſtand ſie jedes Wort und jede Gebärde zu vollendeter Kunſt zu erheben. Dem Komponiſten Offenbach galt ſie als eine „göttliche“ Künſtlerin, deren holder Geſang ihn im Innerſten beglückte. Speziell für ſie war die Großherzogin von Gerolſtein berechnet, die von keiner anderen Vertreterin der Rolle mit gleicher Nobleſſe und Meiſterſchaft geſungen und geſpielt worden iſt. Unter den Suppéſchen Rollen waren insbeſondere ihr Boccaccio und die ſchöne Galatea, der ſie höchſten Liebreiz und ſauberſte Geſangsſchönheit verlieh, von unfehlbarer Wirkung. Ihre beſtrickende Schelmerei als Roſalinde in der „Fledermaus“ von Strauß verſetzte das Publikum ſtets in die angenehmſte Stimmung. Von ihren prächtigen Leiſtungen in Vaudevilles, Volksſtücken uſw. heben wir hier nur ihr herziges Nandl im „Verſprechen hinterm Herd“ und ihre feſche Schuſterin in Görners „Drei Paar

Schuhe“ hervor. Wahrer Kunſtgeſang und höchſte muſikaliſche Sauberkeit, an der auch der ſtrengſte Kritiker nichts ausſetzen konnte, wurden mit Recht in ihren Operettenleiſtungen gerühmt. Sie hat das Genre des Pikanten und Burlesken geadelt. Ihre wahrhaft große Kunſt wird allen, die ſo glücklich waren, Marie Geiſtinger ſpielen zu ſehen, unvergeßlich bleiben. B. S.

Marie Geiſtinger, † am 29. September.

Nach einer Photographie von Alois Beer in Klagenfurt.

Rudolf Falb.

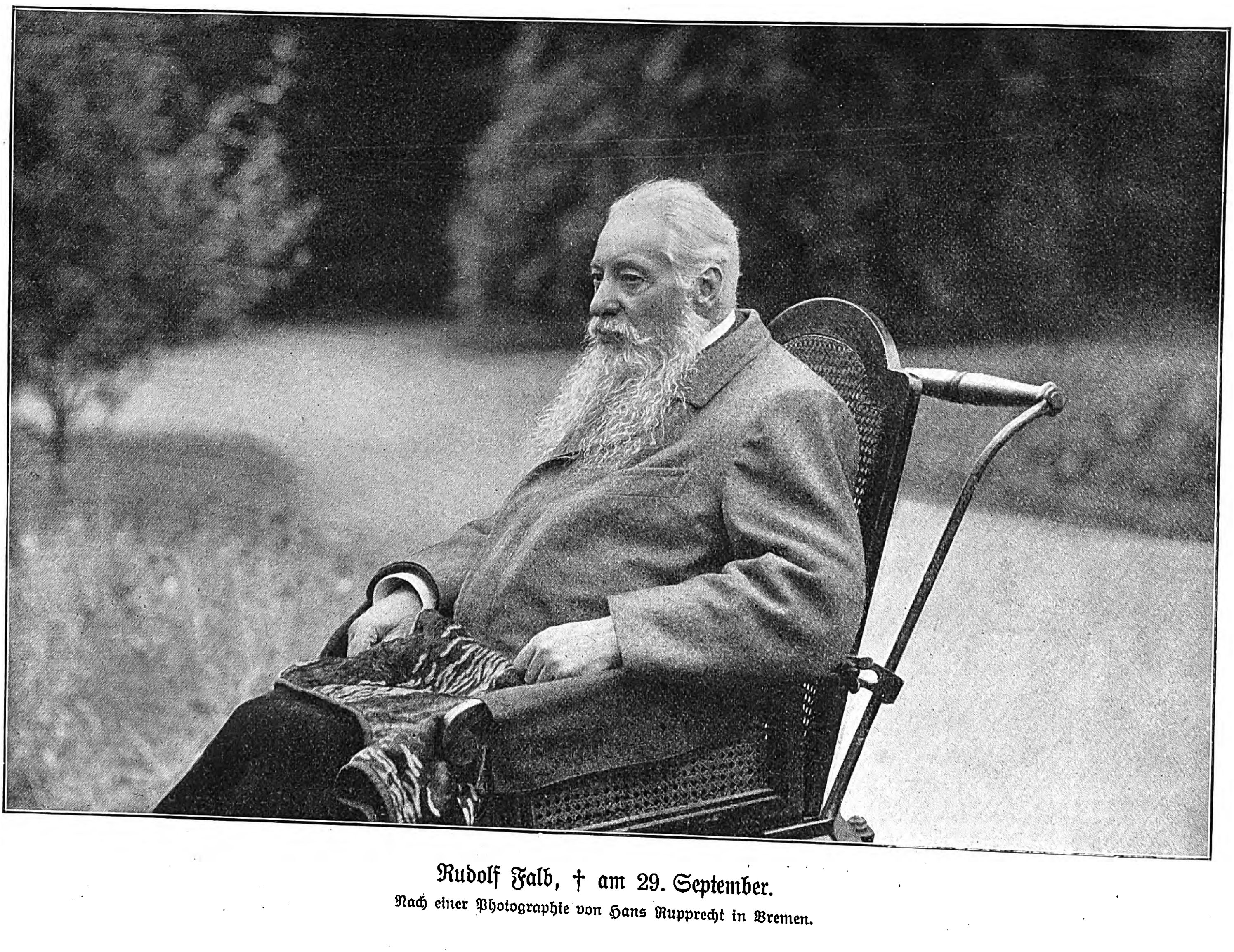
Am 29. September iſt in Schöneberg bei Berlin Prof. Rudolf Falb geſtorben. Mit ihm iſt ein Mann von hohen Geiſtesgaben dahingegangen, deſſen Verdienſt es iſt, weit über die Grenzen Deutſchlands hinaus breite Volksſchichten für die Witterungskunde und Witterungsbeobachtung intereſſiert zu haben. Eigenartig, wie Tätigkeit und Beſtrebungen dieſes Mannes, war auch ſein Lebenslauf. Er iſt am 13. April 1838 als Sohn eines Müllers zu Obdach in Steiermark geboren. Der Prior des Benediktinerkloſters St. Lamprecht wurde auf den geweckten, talentvollen Knaben, der im Chor des Kloſters ſang, aufmerkſam und ſorgte für ſeine Ausbildung. Falb wurde Benediktinermönch und ſpäter katholiſcher Prieſter. Mit Erlaubnis des Priors bezog er als Geiſtlicher noch einmal die Univerſität Prag, um Aſtronomie, Mathematik und Phyſik zu ſtudieren. Hier wurde der Drang, die Aſtronomie zu populariſieren, in ihm ſo mächtig, daß er ſeinen Austritt aus dem Kloſter erklärte. In den Jahren 1866 bis 1869 war er als Erzieher in der gräflichen Familie v. Fünfkirchen tätig, die ihm bis heute ein gutes und dankbares Andenken bewahrt. Er gab dann in Graz eine populäre aſtronomiſche Zeitſchrift „Sirius“ heraus, die im Publikum weite Verbreitung und Anerkennung fand. Schon damals trat er mit ſeiner neuen Erdbeben- und Witterungstheorie hervor, die jedoch von den wiſſenſchaftlichen Autoritäten ſtark angefochten wurde.

Im Jahre 1872, nachdem er in Wien noch Geologie ſtudiert hatte, trat Falb zum Proteſtantismus über. Er wurde Lehrer an der Grazer Handelsakademie und unterrichtete unter anderem auch den bekannten Schriftſteller Roſegger, der ihm ſtets ein dankbares Andenken bewahrt hat und von ihm in ſeinem Buche „Gute Kameraden“ ſagt, Falb habe zu den Schutzgeiſtern gehört, die ihn in ſeinen erſten Studienjahren auf den richtigen Weg geleitet hätten. Durch populäre Vorträge, die Falb mit großem Erfolg hielt, verſchaffte er ſich die Mittel zu einer Studienreiſe nach Südamerika, um auf dieſem Kontinent, der die meiſten Erdbeben aufweiſt, Studien zur Befeſtigung ſeiner Erdbebentheorie zu machen. Der Aufenthalt war auf ungefähr anderthalb Jahre veranſchlagt. Ein halbjähriger Aufenthalt in Chile hatte reiche Ausbeute für ſeine Studien gebracht. Als er aber, die Reiſe nach Norden fortſetzend, das Hochplateau der peruaniſchen Kordilleren betreten, die alte Inkareſidenz Cuzco beſucht, den öſtlichen Kamm der Andeskette überſtiegen hatte und in den Urwald eingedrungen war, tauchte in ihm der Plan auf, die linguiſtiſche und mythologiſche Vorgeſchichte dieſer Länder zum Gegenſtand eingehender Forſchungen zu machen. Dieſe Studien brachten Falb die Überzeugung bei, daß die Wiege des Menſchengeſchlechts nicht zwiſchen Indus und Ganges, ſondern in Südamerika zu ſuchen ſei, und daß die Andesſprachen mit den ſemitiſchen in nahem Zuſammenhange ſtänden. Der Amerikaner Donelly iſt in ſeinem Werke „Atlantis“ ſpäter für dieſe Anſicht Falbs energiſch eingetreten.

Jahrelang dauerte der Aufenthalt in Südamerika, wobei Falb die größten Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Durch beſtändige Kriegsunruhen und Revolutionen in den ſüdamerikaniſchen Staaten wurde er von Land zu Land getrieben. Während der Expedition auf einen erloſchenen Vulkan, bei der er von dem abergläubiſchen Eingeborenen, der ihn begleitete, verlaſſen wurde, ſo daß er drei Tage und Nächte ohne jeden Schutz und jede Nahrung im Schnee kampieren mußte, geriet er in höchſte Lebensgefahr, und die ſchwere Erkältung, die er ſich hier zuzog, legte leider den Grund zu der Krankheit, die ihn in den letzten Jahren ſeines Lebens körperlich lähmte. Anfang Auguſt 1879 traf Falb in San Francisco ein, um hier durch Vorträge weitere Mittel für ſeine Studien zu erwerben. Aber ſchon nach drei Tagen ſtellte ſich eine gefährliche Augenentzündung ein, die ihn mit Erblindung bedrohte, und gleichzeitig warf ihn ein heftiger Gelenkrheumatismus auf das Krankenlager, das er erſt Ende Dezember wieder verlaſſen konnte. Im Februar 1880 konnte er in Neuyork endlich wieder Vorträge halten, durch die er ſich einige Mittel verſchaffte, und am 15. März landete er in Cherbourg, um ſich über Paris nach Wien zu begeben. Die böſe Augenentzündung, an der er ſelbſt in den letzten Tagen ſeines Lebens noch litt, trat mit geſteigerter Heftigkeit auf und zwang ihn, monatelang im dunkeln Zimmer ohne Lektüre, unfähig zu jeder andauernden Arbeit, zu ſitzen. Zur Rekonvaleszenz kehrte er zu ſeiner alten Mutter nach Obdach zurück, hatte hier einen neuen ſchweren Rückfall der Augenentzündung durchzumachen, während deſſen er von ſeiner ſpäteren Gattin getreulich gepflegt wurde, und verheiratete ſich im Jahre 1881. Er blieb in Obdach noch mehrere Jahre, bis ihn Feindſeligkeiten, die gegen ihn in ſeiner Heimat von verſchiedenen Seiten unternommen wurden, zwangen, in Leipzig Aufenthalt zu nehmen. Im Jahre 1888 kam er nach Berlin, und ſeit 1894 lebte er in Schöneberg; 1896 führte das Rückenmarkleiden, das er ſich durch Erkältung zugezogen hatte, zur Lähmung, und ſeit dem letzten Sommer war die alte Augenentzündung wieder mit ſolcher Heftigkeit aufgetreten, daß Falb nicht einmal mehr an der Schreibmaſchine arbeiten konnte. Trotzdem war er bis zum letzten Augenblick geiſtesfriſch, und das große Werk über die Andesſprachen, das Reſultat zwanzigjähriger Forſchung, das er unvollendet im Manuſkript hinterläßt, zählt bis jetzt ungefähr vierhundert Druckſeiten.

Auch wegen ſeiner wiſſenſchaftlichen Werke, unter denen die hervorragendſten „Das Land der Inka“*) und „Die Andesſprachen in ihrem Zuſammenhange mit dem ſemitiſchen Sprachſtamme“ ſind, hat er lebhaften Widerſpruch in wiſſenſchaftlichen Kreiſen erfahren. Seine große Popularität verdankte er aber nicht ſeinem Lieblingsſtudium, der Sprachforſchung, ſondern der Witterungsprognoſe, die er volkstümlich gemacht, und die ihn ſeit Anfang der neunziger Jahre über Deutſchlands Grenzen hinaus bekannt gemacht hat.

Ich hatte Falb im Jahre 1890 durch einen Zufall in Berlin kennen gelernt, verkehrte dann jahrelang jeden Abend mit ihm in einer gemütlichen Stammtiſchgeſellſchaft, in der er den ſtillvergnügten Teilnehmer machte, und habe mit den befreundeten Tiſchgenoſſen, meiſt



Rudolf Falb, † am 29. September.

Nach einer Photographie von Hans Rupprecht in Bremen.

---

*) „Das Land der Inka in ſeiner Bedeutung für die Urgeſchichte der Sprache und Schrift“ (Leipzig, J. J. Weber; geb. 18 ℳ).

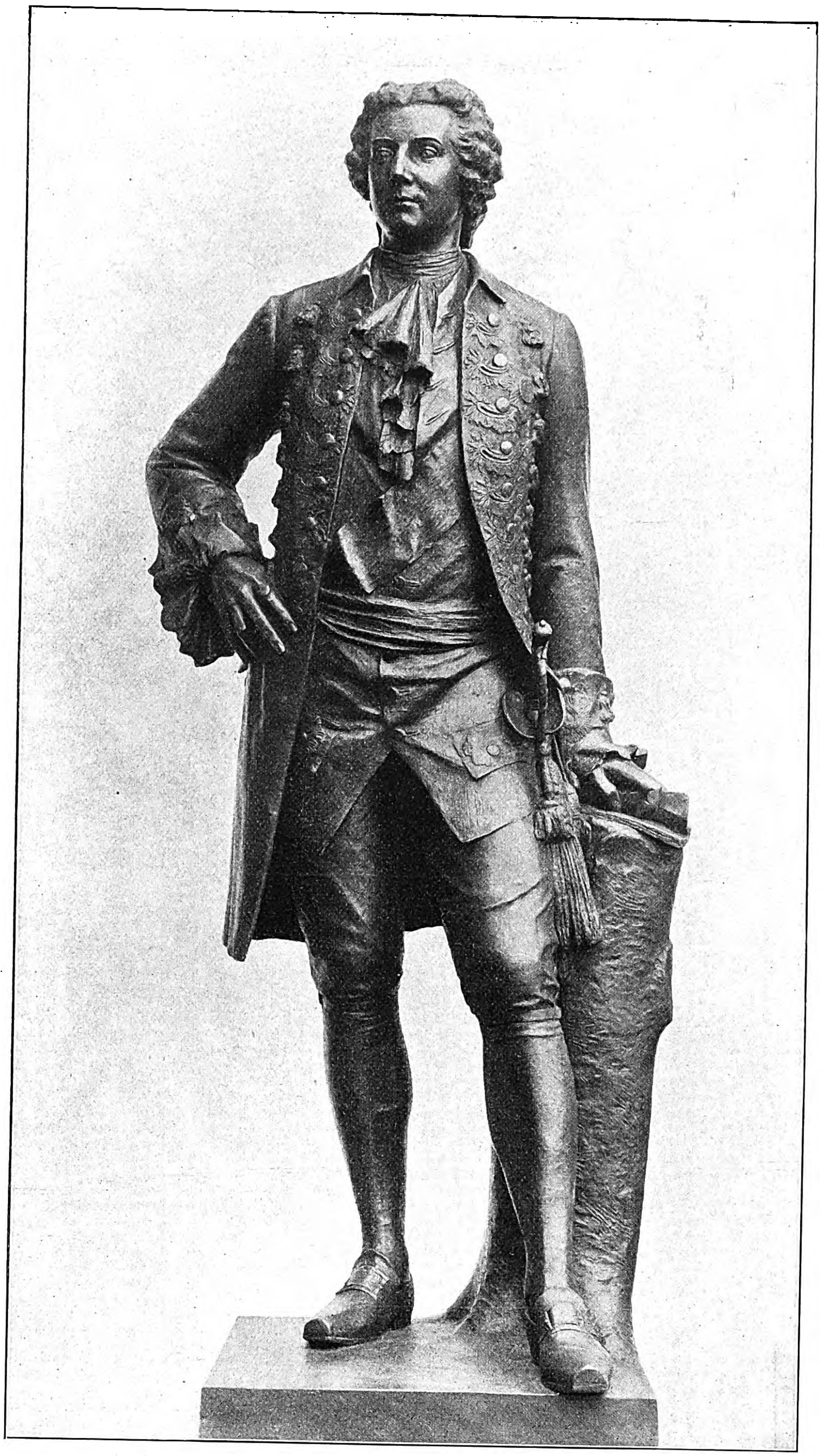
Öſterreichern und Süddeutſchen, aber auch Ur-Berlinern, Gelegenheit gehabt, manchem ſeiner geiſtvollen Extempore zu lauſchen. Rudolf Falb war der Typus des echten deutſchen Gelehrten, zurückhaltend und ohne eine Spur von Geſchäftsſinn, alſo auch ohne die Fähigkeit, ſeine große Popularität geſchäftlich auszunutzen. Seine Witterungsprognoſen haben ihm viele Freunde erworben, und ich weiß aus eigener Erfahrung, daß zahlreiche Offiziere unſerer Kriegsmarine, die Kapitäne der großen Ozeandampfer ebenſo wie die Führer der Segelſchiffe, die ich kennen lernte, dieſelben ſtets zu Rate gezogen haben, wenn ſie auch nicht immer zutrafen. Wie ich erfahre, werden die Prognoſen, die bis jetzt immer zweimal im Jahre für das bevorſtehende Halbjahr erſchienen, auch nach deſſen Tode von ſeinem älteſten Sohn fortgeſetzt werden, den Falb in den letzten Jahren in ſeine Theorien und Berechnungen eingeweiht hat, und den er unter ſeiner Aufſicht ſeit Jahren die Prognoſen machen ließ.

Falb war ein Mann von ungewöhnlicher Gelehrſamkeit. Er beherrſchte vollſtändig die lateiniſche, griechiſche, hebräiſche, engliſche, franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Sprache. Er hatte aber auch ausgedehnte Kenntniſſe im Arabiſchen, Chineſiſchen und in den ſüdamerikaniſchen Indianerdialekten, ebenſo im Sanskrit. Es iſt hier nicht der Ort, den Wert ſeiner wiſſenſchaftlichen Studien und Veröffentlichungen zu erörtern. Seine Verdienſte um die Populariſierung der Meteorologie aber werden kaum beſtritten werden können.

Berlin. A. O. Klaußmann.

Ein Denkmal Friedrichs des Großen in Rheinsberg.

Am 11. Oktober wird im Beiſein des Deutſchen Kronprinzen zu Rheinsberg in der Mark Brandenburg ein Denkmal Friedrichs des Großen enthüllt werden, das von einem Komitee geſtiftet und von dem Berliner Bildhauer Gottlieb Elſter modelliert worden iſt. Der Entwurf wurde im Dezember vorigen Jahres von Kaiſer Wilhelm mit vollem Beifall genehmigt, und im April dieſes Jahres beſichtigte das Kaiſerpaar das große Tonmodell in der Werkſtatt des Künſtlers. Begreiflicherweiſe iſt der große Friedrich hier in jugendlichem Alter dargeſtellt, denn in Rheinsberg verlebte er ſeine vier letzten Kronprinzenjahre, eine Zeit heiterſten Lebensgenuſſes. Hier florierten alle guten Geiſter des Rokoko, hier in dem idylliſchen Wald- und Waſſerwinkel der Mark reifte des jungen Helden ſprühendes Genie zum ernſten Beruf, hier reſidierte er in einem Kreiſe erlauchter Geiſter wie Knobelsdorff, Frhr. v. Keyſerlingk, Jordan, Peſne, Graun, und hier trat Voltaire zum erſtenmal in den Geſichtskreis des Verfaſſers des „Antimachiavel“.



Das Denkmal Friedrichs des Großen in Rheinsberg. Modelliert von Gottlieb Elſter.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von Otto Kemnitz in Berlin-Wilmersdorf.

Es lag alſo nahe, daß der Künſtler einen Abglanz der Rheinsberger Glückſeligkeit über die jugendlich ſchlanke und zierlich geſchmeidige Geſtalt des Kronprinzen Friedrich breitete; ja, es glückte ihm ſogar, die echte Grazie des Rokoko in ſeinem Werk fühlbar zu machen. Der junge Friedrich ſteht leicht und frei an den Baumſtumpf gelehnt; die kleidſame und reiche Tracht ſeiner Zeit hebt und verklärt den perſönlichen Zauber ſeines Weſens, und ganz eigenartig berührt es, ein wie markanter Charakterkopf auf den zarten Schultern thront, wie aus dem Jugendflor ſchon die ſtarken Züge der ſpäteren weltgeſchichtlichen Größe hervortreten. Man ſieht, daß Elſter Peſnes Jugendbildniſſe Friedrichs des Großen mit feinem Verſtändnis ſtudiert hat. Aber an noch etwas anderes erinnert das neue Denkmal. Elſter iſt ein geborener Braunſchweiger. Von Jugend auf war er daher vertraut mit Rietſchels berühmtem Leſſing-Standbild an der Ägidienkirche zu Braunſchweig, und es war gewiß kein übler Gedanke, daß Elſter ſich von dieſem großen Werk begeiſtern ließ. Der junge Friedrich erinnert in der ſchlichten und edeln Auffaſſung an den Braunſchweiger Leſſing, nur daß hier die Rietſchelſche Kraft in jugendlichen Eſprit überſetzt iſt. Das Denkmal iſt in Bronze ausgeführt und erhebt ſich auf einem einfachen Granitſockel. Es iſt errichtet vor dem Eingang zum Rheinsberger Schloßpark auf dem ſog. Triangelplatz, der auf eine Allee herrlicher alter Linden ſchaut.

Gottlieb Elſter, der am 8. Oktober 1867 zu Greene im Braunſchweigiſchen geboren iſt, beſuchte zuerſt 1888/89 die Münchener Akademie, ſetzte dann ſeine Studien in Berlin fort und war hier langjähriger Mitarbeiter des Profeſſors A. Brütt. Bisher ſind von ihm das Kriegerdenkmal in Harzburg und der Bismarck-Brunnen in Oranienburg ausgeführt worden. Er ſchuf ferner eine große Anzahl von fein beſeelten Porträtbüſten, und ſeinen Idealſkulpturen iſt ein graziöſer Formenreiz zu eigen. Die Nationalgalerie in Berlin erwarb vom Künſtler eine farbige Terrakottabüſte „Ave Maria.“

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— Ein aus dem Jahre 1890 ſtammendes großes Gemälde Guſtav Schönlebers, die Darſtellung einer „Überſchwemmung“, iſt für das ſtädtiſche Muſeum zu Elberfeld erworben worden.

— In das niederländiſche Reichsbudget ſind jetzt 30000 fl. als erſte Rate für einen Anbau an das Reichsmuſeum, in dem Rembrandts „Nachtwache“ ihren Platz finden ſoll, eingeſtellt worden, ſo daß nun endlich der lange geführte Kampf um eine würdige Unterbringung dieſes Meiſterwerks einem befriedigenden Ende entgegenzugehen ſcheint.

— Eine Mannfeld-Ausſtellung hat der Kunſtverein zu Frankfurt a. M. veranſtaltet. Vorgeführt wird in ihr die geſamte künſtleriſche Arbeit der letzten Jahre, darunter die großen Blätter „Andernach“, „Cochem an der Moſel“, „Dom zu Speyer“ u. a. m., aber auch eine Reihe kleinerer Gelegenheitsſtücke, eine Speiſekarte, ein Briefbogen und Ähnliches ſowie ſchließlich noch eine Anzahl farbiger Interieurs und Skizzen, die zum Teil Vorſtudien zu erwartender Radierungen ſind. Zugleich kündigt der Kunſtverein eine neue große Radierung des Künſtlers mit der Aufforderung zur Subſkription auf dieſelbe an. Sie wird eine Darſtellung „Frankfurts mit der alten Brücke und dem Standbild Karls des Großen“ bringen.

— Neben den Bildern Saſcha Schneiders bietet der Kunſtſalon von Keller u. Reiner in Berlin noch eine internationale Ausſtellung künſtleriſcher Bildnisphotographie, die mehr als ſechzig Teilnehmer aus Deutſchland, Öſterreich, der Schweiz, Frankreich, Norwegen und Amerika vereinigt und durch eine ſtattliche Anzahl trefflicher Leiſtungen beſter Amateurphotographie zu intereſſieren weiß. Auf die Erörterung mancher äſthetiſchen Fragen, zu der ſie anregt, kann hier nicht eingegangen, wohl aber darauf hingedeutet werden, daß die Photographie ſich doch vielfach gerade da, wo ſie der Malerei in ihren Effekten am nächſten zu kommen ſcheint, auf einem Irrweg befindet und die gerade ihrer Technik eigentümlichen Vorzüge gegen blendenden, aber ſchließlich doch nur erborgten Schein eintauſcht.

— In Vareſe bei Mailand wird im Laufe des Oktober eine erſte Internationale Karikaturenausſtellung eröffnet werden, die ſich fortan in dreijährigen Zwiſchenräumen wiederholen ſoll. Ins Auge gefaßt iſt dabei ſowohl die politiſch-ſoziale Satire wie die karikierende Darſtellung, die Erſcheinungen der Natur und der Kunſt behandelt. Zulaſſung finden Einzelblätter, Zeitſchriftenfolgen und Sammlungen jeder Art, die künſtleriſchen oder geſchichtlichen Wert beanſpruchen dürfen. Die Einſendungen haben bis zum 15. Oktober an das Komitee der Ausſtellung zu erfolgen; für hervorragende Beiträge ſind verſchiedenartige Auszeichnungen in Ausſicht genommen.

— Eine neue, auch an den Abenden zugängliche Ausſtellung im Lichthof des Berliner Kunſtgewerbe-Muſeums, die ſoeben eröffnet wurde, umfaßt eine reiche Auswahl aus der mehr als 10000 Stücke enthaltenden Muſeumsſammlung alter Gewebe, deren öffentliche Geſamtvorführung ſich ſchon durch ihren Umfang ausſchließt. Es ſind Arbeiten von höchſter Pracht und Seltenheit vereinigt, die bis in das vierte chriſtliche Jahrhundert zurückreichen, zumeiſt aber dem ſpäteren Mittelalter und der Renaiſſance entſtammen.

Theater und Muſik.

— Shakeſpeares Hiſtorie, „König Johann“, die ſeit vierzig Jahren im Königlichen Schauſpielhaus zu Berlin nicht gegeben worden war, fand dort bei der erſten Wiederaufführung lebhaften Beifall. Namentlich zeichnete ſich A. Matkowsky in der Rolle des Baſtards Philipp Faulconbridge aus. — Im Berliner Theater wurde die neue Komödie „Kater Lampe“ von Emil Roſenow, einem ſozialdemokratiſchen Schriftſteller, zum erſtenmal aufgeführt und errang ſich günſtigen Erfolg. — Im Neuen Theater kam Oskar Wildes neues Drama „Salome“ mit ſtarkem Erfolg zur Aufführung. — Im Leſſing-Theater ging Sudermanns neue Komödie „Der Sturmgeſelle Sokrates“ zum erſtenmal in Szene. Von der Kritik wird das Stück vielfach angefochten.

— Der achtzigſte Geburtstag des hochverdienten Dichters und Schriftſtellers Geh. Hofrats Dr. Rudolf v. Gottſchall iſt in Leipzig mit erfolgreichen Aufführungen einiger ſeiner Dramen, im Alten Theater „Pitt und Fox“, im Neuen Theater „Mazeppa“, im Schauſpielhaus „Katharina Howard“, im Battenbergtheater „Schulröschen“, gefeiert worden. Viele Auszeichnungen, Ehrengaben, Glückwünſche von allen Seiten uſw. wurden dem Jubilar entgegengebracht. Im Foyer des Neuen Theaters iſt eine von dem Bildhauer Magr ausgeführte und von dem Hofrat Fiedler geſtiftete Büſte des Dichters aufgeſtellt worden.

— Im Stadttheater zu Hamburg hatte das Gaſtſpiel des Pariſer Schauſpielers Coquelin des Älteren mit ſeiner Truppe in Roſtands „Cyrano de Bergerac“ bedeutenden Erfolg. — Der neue Einakter „Ecclesia triumphans“ von M. Dreyer und das neue vieraktige Luſtſpiel „Eine Palaſtrevolution“ von Rich. Skowronnek kamen mit Erfolg im Stadttheater zu Altona zur Aufführung. In dem erſteren Stücke, das die Unduldſamkeit der Kirche geißelt, ſind die Folgen eines Selbſtmords wirkſam geſchildert.

— Ludwig Fuldas Tragödie „Heroſtrat“ brachte es im Hoftheater zu München bei der erſten Aufführung nicht zu einem bedeutenden Erfolg. Der frivole Held des Dramas, der ſich durch eine Freveltat unſterblich machen will, weil er als Bildhauer keinen Künſtlerruhm erringen kann, erweckt mehr Abſcheu als Intereſſe. — Im Münchener Schauſpielhaus wurde zum erſtenmal die neue Komödie „Die Hochzeit“ von Robert Eysler aufgeführt, fand aber nur in den erſten Akten Beifall.

— Im Königlichen Schauſpielhaus zu Dresden ging Fried. Hebbels Tragödie „Herodes und Mariamne“ mit großem Erfolg in Szene. Nur im letzten Akt zeigte ſich Ermüdung des Publikums. — Mit dem phantaſtiſchen Luſtſpiel „Das Ewig-Weibliche“ von Robert Miſch erzielte das Reſidenztheater lebhaften Beifall. Auch wurde der anweſende Dichter durch Hervorrufe geehrt.

— Das Lobe-Theater in Breslau führte das neue Schauſpiel „Stella und Antonie“ von O. Bierbaum zum erſtenmal auf und erzielte damit guten Erfolg.

— Die neue Operette „Bruder Straubinger“ von Edmund Eysler (Text von M. Weſt und J. Schnitzer) erzielte im Gärtnerplatztheater zu München lebhafte Zuſtimmung. Namentlich erweckten einige flotte und geſchickt inſtrumentierte Stücke, die Finales der beiden erſten Akte, ein Terzett und ein Zwiſchenſpiel Beifall. Die Inſzenierung und die Darſtellung wurden gerühmt.

— Das Heidelberger Muſikfeſt wird vom 24. bis 26. Oktober in der neuen Stadthalle unter Leitung des Profeſſors

Dr. Phil. Wolfrum, des Hofkapellmeiſters Dr. Richard Strauß und des Profeſſors Max Schillings ſtattfinden. Im erſten Feſtkonzert bei unſichtbarem Muſikapparat kommen unter anderem Liſzts Dante-Symphonie und zum erſtenmal das Wildenbruchſche „Hexenlied“ mit der neuen Muſik von Max Schillings zu Gehör. Die Dichtung Wildenbruchs wird von E. v. Poſſart, Intendanten des Münchener Hoftheaters, vorgetragen. Klaſſiſche Kammermuſikwerke von Bach, Mozart und Beethoven bilden das Programm des zweiten Konzerts. Das dritte Konzert wird mit Haydns „Schöpfung“ eröffnet. Zum erſtenmal tritt der Heidelberger Volkschor (500 Mitwirkende) auf.

Die ſchöne Otèro.

Die ſchöne Otèro.

Nach einer Photographie von Reutlinger in Paris.

Spanien, das Land der ſchönen Frauen, beſitzt ſo manche Eigentümlichkeit, die ſich dem nivellierenden Kulturſchliff des modernen Europa nicht unterordnet. Gewiſſe eigenartige Gebräuche ſtecken tief im Volkscharakter und werden wohl ſo bald nicht verſchwinden, z. B. die Stiergefechte, deren Abſchaffung einfach undenkbar iſt. Indes — zur Ehre der Spanier ſei es geſagt — ſie ſind auch einem äſthetiſchen Vergnügen mit Leib und Seele ergeben, und das iſt der Tanz. Die Tanzliebhaberei der Spanier iſt uralt und wird namentlich vom weiblichen Geſchlecht mit einem wahren Feuereifer betrieben. Schon in der Römerzeit waren die Gaditaniſchen Tänzerinnen (von Gades, jetzt Cadix) berühmt und geſucht. Solche Tänzerinnen gibt es noch immer im ſchönen Spanien, und heute noch, wie damals, umwebt ſie derſelbe Zauber, den ſpaniſche Frauenſchönheit ſeit den älteſten Zeiten auf alle Herzen ausgeübt hat.

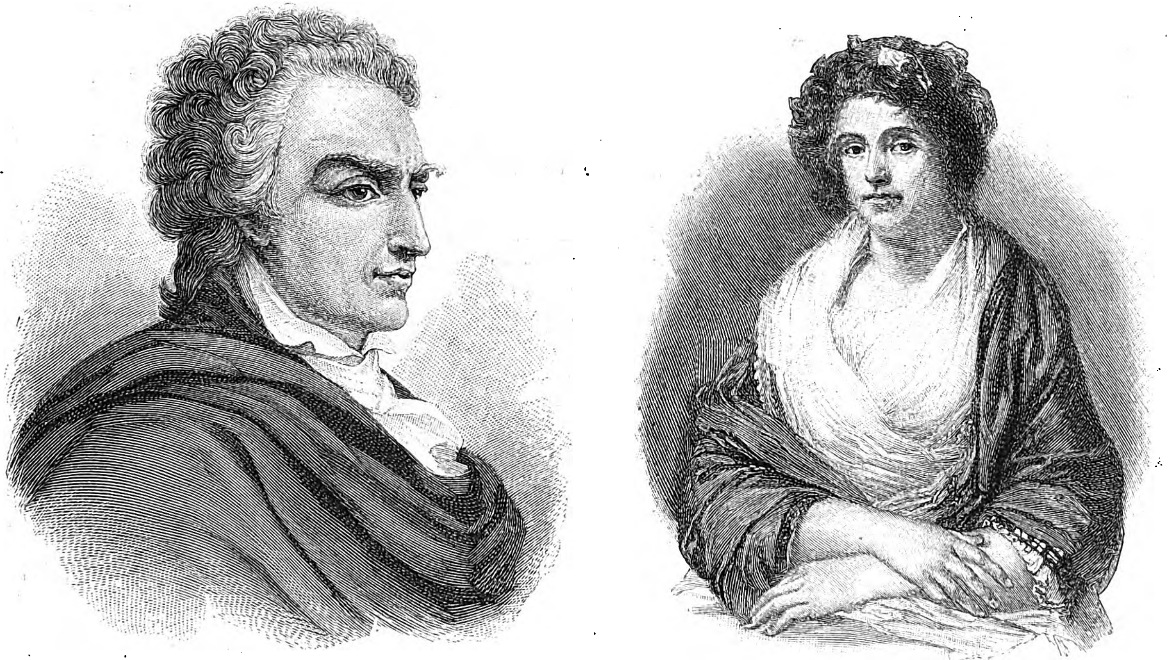
Ein ſprechender Beweis dafür iſt die „ſchöne Otèro“, die gegenwärtig in den größeren Städten Deutſchlands Triumphe feiert. Mögen auch überſättigte Nörgler an ihren Tänzen dieſes oder jenes auszuſetzen haben — es ſind gleichwohl dieſelben volkstümlichen Tanzbewegungen, die die Römer einſt in Entzücken verſetzt haben, und die heute noch im ganzen ſchönen Andaluſien geübt und geſchätzt werden. Dort hat ſie auch die Otèro am Urquell ſtudiert, in jenem Lande, wo der Guadalquivir ſeine Fluten durch die fruchtbaren Gefilde der Campina wälzt, wo die Sierra Nevada ihr ewig ſchneebedecktes Haupt über Granada erhebt und die Glut der Sonne die dunkle Traube von Malaga reift, in der eigenen ſonnigen Heimat, wo Geſang und Tanz das Leben ausfüllen, wo die leiſeſte Regung des Herzens ausklingt in den Akkorden der Gitarre.

Die „ſchöne Otèro“ iſt jedenfalls nicht nur eine Schönheit in bezug auf klaſſiſche Geſichtszüge und Körperformen, ſie iſt auch in allen ihren Bewegungen die verkörperte Grazie und gebietet über einen Schick, der ſie ſogar über die Franzöſin ſtellt. Derſelbe macht ſich beſonders in ihren Bühnenkoſtümen geltend. Sie iſt als Bühnenerſcheinung von einem Reiz umfloſſen, der ihr alle Herzen untertan macht; ſie weiß ihren tadellos ſchönen Formen durch wunderbar komponierte Koſtüme erſt das richtige Relief zu geben, und gerade hierin liegt wohl das Geheimnis ihrer außerordentlichen Erfolge, die ſie in allen Ländern der ziviliſierten Welt erntete, und die ihr einen Namen machten, wie ihn wohl eine „Volkstänzerin“ niemals vor ihr beſeſſen hat.

Capt. van Beeker.

Vittorio Alfieri und die Gräfin von Albany.

Zum hundertjährigen Todestage des Dichters (8. Oktober).



Der italieniſche Dichter Vittorio Alfieri und die Gräfin von Albany, geborene Prinzeſſin zu Stolberg.

Zum hundertjährigen Todestage des Dichters (8. Oktober).

Ein ganz beſonders eigenartiges Geſchick war es, das eine deutſche Fürſtentochter mit dem Sprößling eines vertriebenen ſchottiſchen Königsgeſchlechts verband und in dieſem Bunde die Aufnahme eines der berühmteſten Dichter Italiens geſtattete, ſo daß ſich zu der Tragik unheilvoller Verhältniſſe die verklärende Weihe der Poeſie geſellte.

Luiſe Marie Karoline (Aloyſia) Prinzeſſin zu Stolberg-Gedern war die am 29. September 1753 zu Mons in Belgien geborene älteſte Tochter des Prinzen Guſtav Adolf zu Stolberg-Gedern, der, in öſterreichiſchen Dienſten ſtehend, in der Schlacht bei Leuthen fiel und eine junge Witwe, eine geborene Gräfin v. Hornes, mit vier Töchtern zurückließ, deren älteſte Luiſe war. Nachdem dieſe ihre erſte Jugend in Wernigerode verbracht hatte, wurde ihre weitere Erziehung in einem belgiſchen Kloſter vollendet. Mit ſiebzehn Jahren trat ſie in das weltliche Damenſtift von Ste.-Waudru in Mons ein, wo ihr eine Stelle von der Kaiſerin Maria Thereſia verliehen worden war. Hübſch, klug und temperamentvoll, erregte die junge Stiftsdame Aufſehen in der Geſellſchaft, und es fehlte ihr nicht an annehmbaren Bewerbern, obgleich ſie nicht reich war. Sie lehnte ſie aber ſämtlich ab, bis Karl Eduard Stuart, der Prätendent des großbritanniſchen Königsthrons, der den Namen eines Grafen von Albany führte, ſie zur Gemahlin begehrte. Noch nicht zwanzig Jahre alt, unerfahren und unbeſonnen, übel beraten von ihren nächſten Verwandten, nahm ſie, geblendet durch den Glanz der imaginären Königskrone, ſeine Bewerbung an.

Karl Eduard war nicht mehr der junge Held, der einſt in Schottland ſiegreich für ſein legitimes Recht gekämpft, und den ſelbſt der Schlag von Culloden nicht niederzubeugen vermocht hatte. Mit zweiundfünfzig Jahren war er ein enttäuſchter, müder, kranker Mann, körperlich wie geiſtig kaum mehr als eine Ruine. Am Karfreitag, den 17. April 1772 wurde die Ehe zu Macerata in Italien eingeſegnet, und das junge Ehepaar nahm ſeine Reſidenz zunächſt in Rom, ſpäter in Florenz. Bald ſollte die junge Königin — ſo wurde ſie von ihrer Umgebung genannt — hinreichende Urſache finden, den getanen Schritt zu bereuen. Trotz ſeines Alters würde ſie ihrem Gatten eine treue und ergebene Freundin geweſen ſein, wenn er ſich nicht mehr und mehr dem Trunke ergeben und im berauſchten Zuſtande ſeine junge Gemahlin auf brutale Weiſe bedroht, beſchimpft und in jeder Weiſe ſchlecht behandelt hätte. Daß die Ehe kinderlos blieb, trug noch mehr dazu bei, dieſe zu einer unglücklichen zu machen.

So lagen die Verhältniſſe, als im Jahre 1779 der damals dreißigjährige, bereits als Dichter berühmte Graf Vittorio Alfieri die Bekanntſchaft der Gräfin von Albany machte. Mit Byron große Ähnlichkeit zeigend, gleich dieſem aus vornehmer und reicher Familie ſtammend, früh durch den Tod des Vaters beraubt, in der Turiner Akademie erzogen, hatte er bis zu ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre ein unſtetes Wanderleben geführt. Unzufrieden mit ſich ſelbſt und mit ſeiner Lebensweiſe, durch die ſeine Zeit und ſeine Kraft mit Liebſchaften, Intrigen, Geſellſchaften, Theater, Pferden vergeudet wurden, mächtig ergriffen von Durſt nach ernſter, ruhmvoller Tätigkeit, machte er ſeine erſten, beifällig aufgenommenen dramatiſchen Verſuche und war gleichzeitig mit Eifer bemüht, die Lücken ſeiner Bildung auszufüllen. Alfieri gehört zu den Dichtern, die ebenſo ſehr, ja vielleicht noch mehr durch ihr Leben als durch ihre Dichtungen Intereſſe erregen. Denn ſeine Werke ſind, wenn auch gedankenreich und von männlich-edler Geſinnung, doch oft kalt und gemeſſen ſowie ohne eigentliche poetiſche Anmut. Dagegen erſcheint er ſelbſt als ein höchſt eigentümlicher, intereſſanter Charakter, der die Geſinnungen eines attiſchen Weiſen mit der Heldenhaftigkeit eines antiken Römers vereinigt, dem aber gleichwohl die Eitelkeit eines modernen Poeten nicht fehlt. Sein Leben ſelbſt iſt ein Gedicht, das mehr anzieht als ſeine kalt-akademiſch aufgebauten Tragödien. So iſt denn auch ſeine Selbſtbiographie das originellſte Werk dieſer Art, das Italien, nach Benvenuto Cellini, aufzuweiſen hat.

In dieſer Selbſtbiographie äußert er ſich folgendermaßen über ſeine Bekanntſchaft mit der Gräfin: „Ohne meine Abſicht hatte ich in Florenz wiederholt eine liebenswürdige und ſchöne Dame geſehen, die nicht zu bewundern unmöglich war. Der Eindruck, den ſie auf meine Augen und auf mein Gemüt machte, war der allergünſtigſte. Ein ſanftes Feuer in glänzend-ſchwarzen Augen, mit blendendweißem Teint und blondem Haar vereint, viel Neigung und Verſtändnis für Literatur und Kunſt und, ungeachtet hoher Stellung, peinliche und unerfreuliche häusliche Verhältniſſe, wodurch ihre gerechten Anſprüche auf Zufriedenheit und Glück ſehr wenig erfüllt wurden. Obgleich von Natur ſcheu und ungeſellig, ließ ich mich ihr vorſtellen und in ihr Haus einführen, indem ich mich ſtark genug glaubte. Aber nach kurzer Zeit war ich gefangen, ohne es zu bemerken. Nachdem ich den Charakter der Geliebten vollſtändig erkannt und gefunden hatte, daß ſie, anſtatt, wie gewöhnliche Frauen, ein Hindernis auf der Bahn zum Dichterruhm Sporn, mir war und Ermunterung und Vorbild zu jedem ſchönen Werk, ſo gab ich, einen ſo ſeltenen Schatz würdigend, ihr mich ohne Rückhalt hin. Meine Tage wären in vollſtändiger Ruhe dahingefloſſen, ohne die unaufhörlichen häuslichen Quälereien, denen ich die Geliebte ſeitens ihres ſcheltſüchtigen, unvernünftigen, ſtets betrunkenen bejahrten Gemahls ausgeſetzt ſah. Ihre Leiden waren die meinigen, und ich habe im Verlauf dieſer Zeit Todesqualen erduldet. Ich konnte ſie ſtets nur in Gegenwart ihres Mannes, der ſie nie verließ, ſehen und ſprechen.“ Der Verkehr der Liebenden war daher ein äußerſt beſchränkter, und ſie mußten ſehr vorſichtig ſein, um dem Gatten keinen Anlaß zum Argwohn zu geben. Sie ſprachen deshalb miteinander faſt ausſchließlich über Literatur, und die Gräfin gewann einen bedeutenden Einfluß auf Alfieris dichteriſches Schaffen, wie er denn auch zahlreiche Poeſien, meiſt Sonette, an ſie richtete. Zum Teil ſind dieſe kleinen Dichtungen, wie die Tragödien, nicht frei von einer gewiſſen Starrheit der Form, vereinigen aber Gedankenreichtum mit Gedankenhoheit. Die Jahre von 1776 bis 1780 waren die ſeiner größten dichteriſchen Produktivität.

Es ließ ſich vorausſehen, daß früher oder ſpäter eine Kriſis eintreten werde. Sie erfolgte im Jahre 1780, als das Opfer von Karl Eduards ſchmachvoller Behandlung ſich endlich genötigt ſah, auf Mittel zu ſinnen, mit Hilfe Alfieris und anderer Freunde ſowie mit Zuſtimmung des Großherzogs von Toskana ſich dieſer Tyrannei zu entziehen. Bei dem Beſuch eines ſchön gelegenen Frauenkloſters wurde, nachdem verabredetermaßen die Gräfin mit einer Freundin in das Kloſter eingetreten war, die Tür verſchloſſen und dem nachfolgendem Gemahl von der Äbtiſſin erklärt, daß ſeine Gattin im Kloſter unter dem Schutze der Großherzogin bleiben werde. Wie weit und in welcher Weiſe Alfieri hierbei beteiligt geweſen iſt, wird nicht berichtet. Nicht lange blieb die Gräfin in dem Kloſter der Bianchetti.

Im Einverſtändnis mit dem Bruder ihres Gatten, dem Kardinal von York, begab ſie ſich nach Rom, wo ſie zunächſt in einem Kloſter, ſodann im Palais des Kardinals eine ehrenvolle Aufnahme fand und vom Papſt ſowohl wie von dem franzöſiſchen Hof ein Jahrgeld erhielt.

Aus Schicklichkeitsgründen hielt ſich Alfieri in Florenz auf. Im Februar 1781 aber konnte er auf einer Reiſe nach Neapel die Geliebte in Rom wiederſehen und ſprechen, wenn auch nur am Sprachgitter des Kloſters, in dem ſich die Gräfin damals noch befand. Aber es tröſtete ihn, ſie der unwürdigen Behandlung ihres Gemahls entzogen zu wiſſen. In Neapel blieb er einige Monate und war dann, „allen Entſchlüſſen zum Trotz und faſt ohne es zu wiſſen“, wieder in Rom. Hier durfte er nun mit der Gräfin im Hauſe des Kardinals ungehinderter verkehren, und bei ihr, in einem Zirkel von Freunden, wurden ſeine Tragödien nicht nur vorgeleſen, ſondern auch aufgeführt. Bald jedoch entſtanden Klatſchereien über Alfieris Verhältnis zur Gräfin, und er gibt ſelbſt zu, daß ihr Gatte und ihr Schwager Urſache hatten, ſeine häufigen Beſuche bei ihr zu tadeln, „obwohl die Grenze der Ehrbarkeit nicht überſchritten wurde“. Er verließ daher nach einem zweijährigen Aufenthalt Rom und begab ſich auf Reiſen.

Im Jahre 1784 gelang es der Gräfin, ihre Freiheit wiederzuerlangen, da Karl Eduard in eine förmliche Scheidung willigte. Jetzt durften die Liebenden einander zeitweiſe wiederſehen. Sie trafen wiederholt im Elſaß zuſammen, wo die Gräfin zuzeiten ein Landhaus bei Kolmar bewohnte. Im Jahre 1787 hatte ſich die Gräfin nach Paris begeben, und Alfieri folgte ihr dahin. Hier traf ſie die Kunde von dem am 30. Januar 1788 erfolgten Tode Karl Eduards. Alfieri und ſeine Freundin blieben bis zum Herbſt in Paris, wo der Salon der Gräfin ein Vereinigungspunkt für geiſtig hervorragende Männer und Frauen war. Als die Unruhen ſich immer drohender geſtalteten, verließen beide, nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren, die revolutionäre franzöſiſche Hauptſtadt und begaben ſich nach Florenz, wo ſie bis an ihr Lebensende wohnhaft blieben. Hier lebten ſie bei Alfieris zunehmender Kränklichkeit und nach mancherlei Vermögensverluſten ſehr zurückgezogen, aber zufrieden und glücklich durch die ihnen endlich geſtattete ungeſtörte Vereinigung. Alfieri, bis zuletzt dichteriſch tätig, ſtarb bereits am 8. Oktober 1803 in den Armen ſeiner Freundin. Sie ließ ihm in der Kirche Santa Croce zwiſchen den Gräbern Michelangelos und Machiavellis, wo er ſeine Ruheſtätte fand, durch Canova ein Denkmal errichten mit der Inſchrift: Victorio Alfieri Astensi Aloysia e principibus Stolbergiis Albaniae comitissa. Die Gräfin überlebte den Freund um einundzwanzig Jahre. Sie ſtarb in Florenz im Alter von einundſiebzig Jahren am 29. Januar 1824. Auch ſie fand ihre Ruheſtätte in der Kirche Santa Croce, wo ihr ebenfalls ein Denkmal errichtet wurde.

A. v. Winterfeld.

Aus der Großen Berliner Kunſtausſtellung.

Norwegiſcher Waſſerfall.

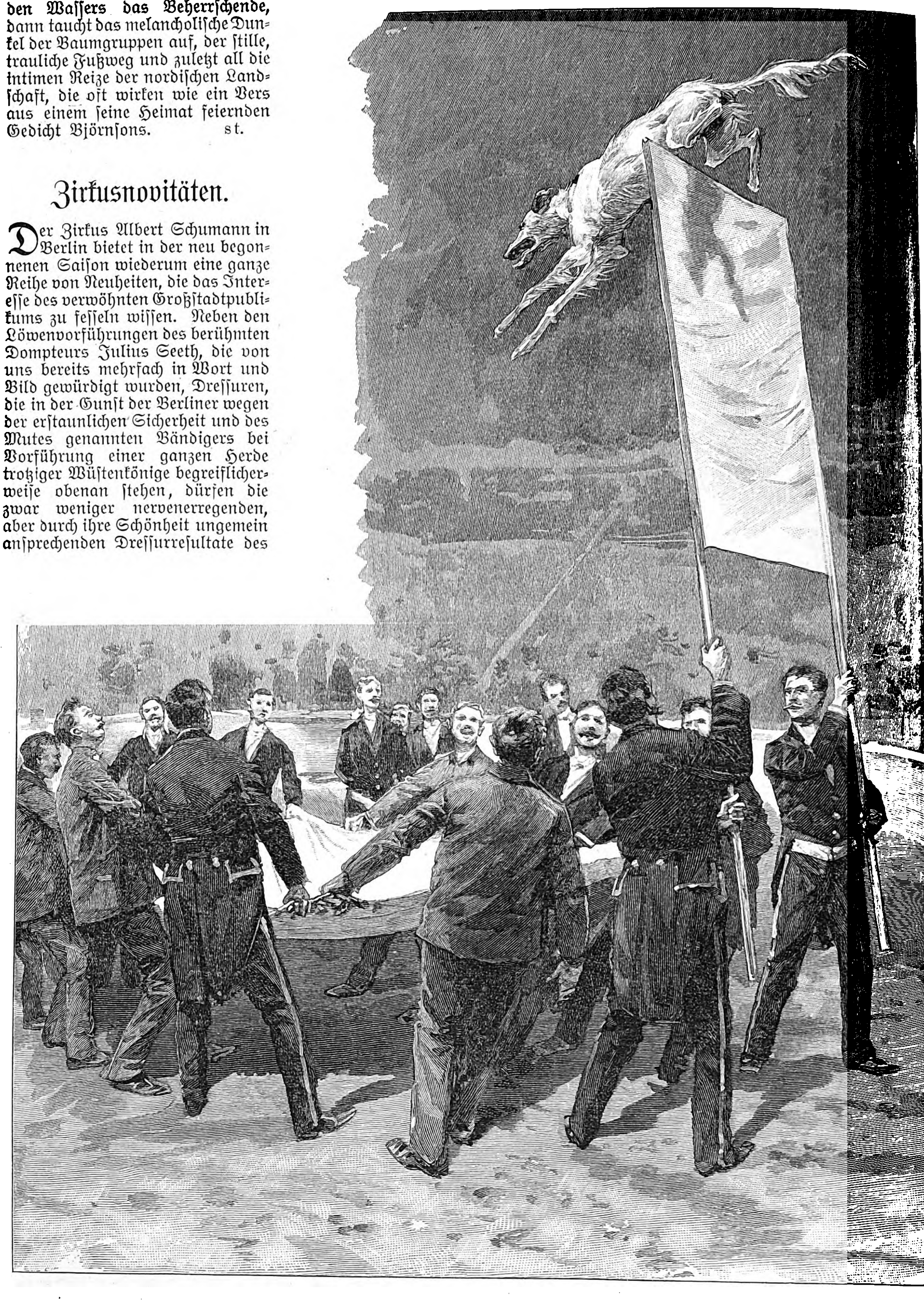
Gemälde von Themiſtokles v. Eckenbrecher.

Themiſtokles v. Eckenbrecher, der Schöpfer des von uns reproduzierten ſchönen Gemäldes „Norwegiſcher Waſſerfall“, verkörpert in der Entwicklung ſeines Künſtlerganges zugleich ein gut Stück der Entwicklung unſerer Landſchaftsmalerei überhaupt. Im Jahre 1842 zu Athen geboren, aufgewachſen unter den Einflüſſen ſüdländiſcher Schönheit und ſüdländiſchen Temperaments, ward er in Düſſeldorf der Schüler Oswald Achenbachs, deſſen Naturauffaſſung und künſtleriſche Eigenart die Vorliebe des jungen Malers für den Süden noch verſtärken mußte. Weit ausgeſponnene Reiſen durch den Orient werden ſeine Neigung für das Pittoreske noch vermehrt und erweitert haben. Ihn lockte die Wunderwelt Kairos und Konſtantinopels ſowie der Hafen am Bosporus; dabei reizte ihn nicht nur das Landſchaftsbild, das ſich ihm darbot, ſondern mitunter vielleicht mehr noch das bunte Leben, das ihm dort begegnete. So iſt es gekommen, daß die Gemälde, die er in der erſten Hälfte ſeines Schaffens vollendet hat, vielfach durch das internationale Stoffgebiet, das er behandelte, ſtärkeres Intereſſe erregten als durch ihr rein künſtleriſches Gepräge, und daß er mitunter die bunte Staffage gegenüber der Landſchaft bevorzugte.

Dann aber führten ihn ſeine weiteren Reiſen denſelben Weg, auf dem unſere moderne Malerei erſtarkt iſt. Er ging nach England, nach den Niederlanden, nach Belgien. Er ſah nun ganz andere Lichtwirkungen, ganz andere Naturtemperamente, nicht mehr den lockend leuchtenden Farbenglanz, nicht mehr das ſchlechthin Maleriſche, und er lernte nun andere Welten kennen als die der beiden Achenbach. Er begann die Schönheit der Natur auch da wahrzunehmen, wo ſie ſich ſpröde wie unter einem Schleier verbirgt. Dann ging er nach Island und nach Norwegen, in das Land des großen Schweigens, in die Landſchaft der pathetiſchen Stille. Und ſeitdem malt Eckenbrecher, der als Schüler Düſſeldorfs auch in der Landſchaft das Anekdotiſche bevorzugt hatte, norwegiſche Marinen. Seit etwa einem Jahrzehnt hat dieſer ſeit 1889 der Berliner älteren Landſchaftergruppe angehörende Künſtler eine Reihe groß geſehener und wirkſam ausgeführter norwegiſcher Landſchaften gemalt. Die Staffage iſt bei ihm nun, wie bei unſeren modernen Landſchaftern überhaupt, verſchwunden oder tritt doch nur als ein beſcheidener Stimmungsfaktor mit auf. Die diesjährige Berliner Kunſtausſtellung beſitzt von ihm drei norwegiſche Motive: „Bei Kap Stattland“, „Laerdalsören“ und den „Norwegiſchen Waſſerfall“. Sie alle offenbaren, wie das urſprünglich etwas harte und bunte Kolorit jetzt weich und völlig ausgeglichen wirkt und mit Erfolg der Beſcheidenheit der Natur nachſtrebt. Der „Norwegiſche Waſſerfall“ läßt dies beſonders ſchön erkennen; jede Einzelheit ordnet ſich dem Ganzen unter und kommt doch zu ihrer Geltung, wie wenn man in eine Landſchaft blickt, von ihrer Geſamtſtimmung ergriffen iſt und dann erſt ihrer reizvollen Einzelzüge innewird. Auf den erſten Blick iſt der von lichteſten Tönen bis zum Weißgrau nuancierende Giſcht des ſchäumenden Waſſers das Beherrſchende, dann taucht das melancholiſche Dunkel der Baumgruppen auf, der ſtille, trauliche Fußweg und zuletzt all die intimen Reize der nordiſchen Landſchaft, die oft wirken wie ein Vers aus einem ſeine Heimat feiernden Gedicht Björnſons. st.

Zirkusnovitäten.

Der Zirkus Albert Schumann in Berlin bietet in der neu begonnenen Saiſon wiederum eine ganze Reihe von Neuheiten, die das Intereſſe des verwöhnten Großſtadtpublikums zu feſſeln wiſſen. Neben den Löwenvorführungen des berühmten Dompteurs Julius Seeth, die von uns bereits mehrfach in Wort und Bild gewürdigt wurden, Dreſſuren, die in der Gunſt der Berliner wegen der erſtaunlichen Sicherheit und des Mutes genannten Bändigers bei Vorführung einer ganzen Herde trotziger Wüſtenkönige begreiflicherweiſe obenan ſtehen, dürfen die zwar weniger nervenerregenden, aber durch ihre Schönheit ungemein anſprechenden Dreſſurreſultate des Engländers Benny Boorn mit ſeinen Barſoishunden Anſpruch auf Beachtung erheben.

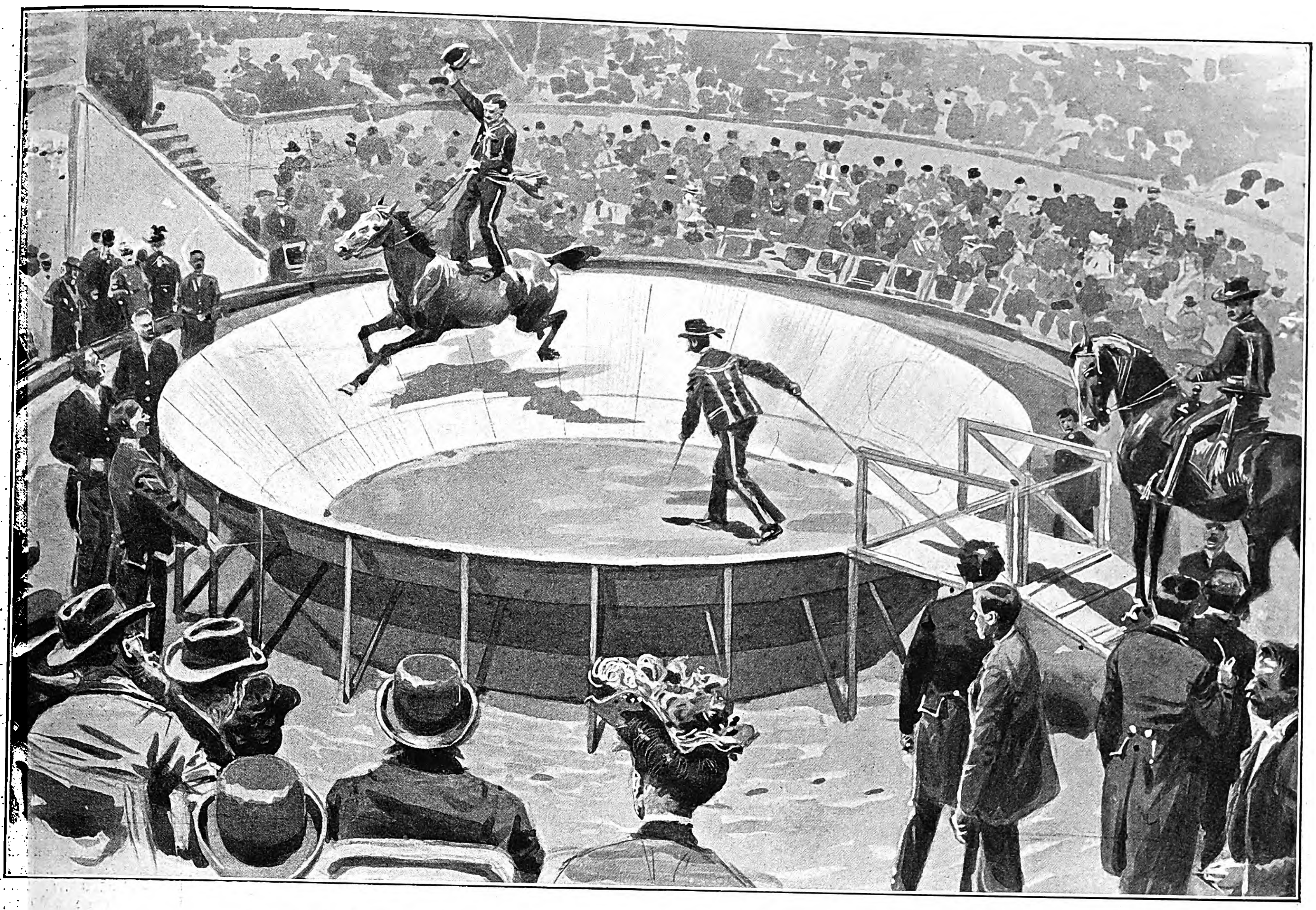


Springende Barſoishunde im Zirkus Schumann. Nach einer Skizze von E. Hoſang.

Mr. Benn Boorns Meute ruſſiſcher Steppenwindhunde ſetzt ſich aus durchweg tadelloſen Prachtexemplaren dieſer ſchönen und koſtſpieligen Hundegattung zuſammen, anerkanntermaßen der größte und ſtärkſte Schlag unter den Windhunden aller Länder. Wegen ihrer Kraft werden dieſe Hunde in Rußland, ihrer eigentlichen Heimat, mit Vorliebe zu Wolfshetzen in den weiten Steppenländern verwendet. Bei uns in Deutſchland haben ſich die Barſoishunde, dank der Vornehmheit und Eleganz ihrer Erſcheinung, die durch prächtige, ſeidenweiche Behaarung und ſchöne Färbung noch erhöht wird, verdiente Schätzung und Verbreitung als Luxushunde erworben. Ihr Name Barſois iſt eine Abkürzung oder vielmehr Verſtümmelung des ruſſiſchen Namens Pſſowje Barzoi. Entzückt ſchon ihre impoſante Erſcheinung, ſo noch mehr ihre graziöſen Bewegungen, beſonders im Lauf und beim Springen. Ihre Schnelligkeit kann nahezu mit der des Windes verglichen werden. Ein engliſcher Zoolog hat durch Beobachtungen und Experimente feſtgeſtellt, daß dieſe Tiere in der Minute oft mehr als 1250 m zurückzulegen vermögen. Im Hoch- und Weitſpringen ſind ſie ebenfalls Meiſter, namentlich wenn ſie, wie hier bei Benn Boorns Hunden, eigens dafür dreſſiert ſind. Ihre Sprünge über mehrere Pferde, über die ſchließlich noch entſprechend hohe Hinderniſſe in Geſtalt von Sprungtüchern, Reifen uſw. gehalten werden, wirken auf den Beſchauer wahrhaft verblüffend durch die Höhe und Weite wie durch die ſpielende Leichtigkeit und Eleganz, mit der ſie ausgeführt werden. Dabei werden die Hunde von ihrem Lehrmeiſter niemals mit roher Gewalt angetrieben; freudig folgen ſie jedem Wink, jedem leiſen Worte desſelben und bekunden damit ein hohes Maß von Intelligenz und eine rückhaltloſe Hingabe an ihren Herrn und Meiſter, Eigenſchaften, die ſie turmhoch über alle anderen im Rufe der Klugheit ſtehenden Tiere ſtellen.

Mr. Benn Boorn entſtammt einer alten engliſchen Künſtlerfamilie, aus deren Mitte neben vielen bedeutenden Reitkünſtlern auch mehrfach tüchtige Tierdreſſeure hervorgegangen ſind; kein Wunder, daß dieſer jüngſte Sproß der Familie Boorn ſich als ein Meiſter der Tierdreſſur bei dieſer Barſoismeute erweiſt.

Eine zweite, freilich minder harmloſe Neuheit im Programm des Zirkus Schumann bildet der tolle, halsbrecheriſche Cowboyritt im „Todesring“. Dieſe Novität erinnert an jene Radfahrerproduktion im „Todesring“, die in verſchiedenen Varianten neuerdings die Programme der Variétébühnen und Zirkuſſe beherrſcht hat. In einer Kreisbahn, deren Peripherie eine im ſpitzen Winkel aufſteigende Böſchung bildet, ähnlich den ſteilen Kurven der Radrennbahnen, raſten die ſich produzierenden Radler in wildeſter Pace herum, wobei Rad und Fahrer eine faſt horizontale Lage einnehmen mußten, um das Gleichgewicht zu erhalten, eine Lage, die ebenſo gefahrvoll iſt, wie ſie ausſieht. Einen ähnlichen Verlauf nimmt bei Schumann der ſog. Cowboyritt, nur daß hier an Stelle des Rades das Pferd getreten iſt, das ſich natürlich weniger in der Gewalt des Reiters befindet als das leicht bewegliche willenloſe Rad. Die Produktion iſt deshalb auch bedeutend gefährlicher für den Menſchen wie für das Pferd; ein Fehltritt, ein Scheuen des in toller Karriere daherſtürmenden Tiers muß unbedingt eine Kataſtrophe herbeiführen. Aber die Pferde, die hierzu verwendet werden, ſind zuverläſſige, kräftige Tiere und von Albert Schumann für dieſen ſchwierigen Ritt mit beſonderer Sorgfalt abgerichtet und erprobt. Die hier zur Verwendung gelangende ſchräge Rennbahn hat natürlich einen weiteren Durchmeſſer als die erwähnten „Todesringe“ für Radfahrer; auch iſt die ſchräge Ringböſchung in der Peripherie nicht



Der Cowboyritt im „Todesring“ im Zirkus Schumann. Nach einer Skizze von E. Hoſang.

durch ein Lattenſyſtem, ſondern durch eine feſte Maſſe gebildet, die den Hufen der galoppierenden Pferde kein Hindernis bietet. Die gefahrvollſten Momente ſind auch bei dieſem Akt das Einreiten in die ſchiefe Ebene und aus derſelben heraus; denn hierbei muß das Tempo des Pferdes durch den Reiter mit minuziöſeſter Genauigkeit geſteigert, bzw. abgemindert werden, um einen Sturz und ſomit ſchwere Gefahren zu vermeiden. Jedenfalls iſt es eine unglaubliche Anforderung, die man hierbei an das Pferd ſtellt, und es bedarf eines langen und mühevollen Trainings, um das Tier ſo weit zu bringen, daß es ſich an die ſchräge, gefahrvolle Bahn gewöhnt. Ebenſo große Anforderungen werden aber auch an den Reiter geſtellt, der, namentlich wenn er am Pferde voltigiert oder gar auf deſſen Rücken ſteht, ein Übermaß von Ruhe, Beſinnung und Balance entwickeln muß. Der Cowboyritt gehört zu den ſchwierigſten Reitertricks, die jemals in einer Zirkusmanege zur Ausführung gebracht worden ſind.

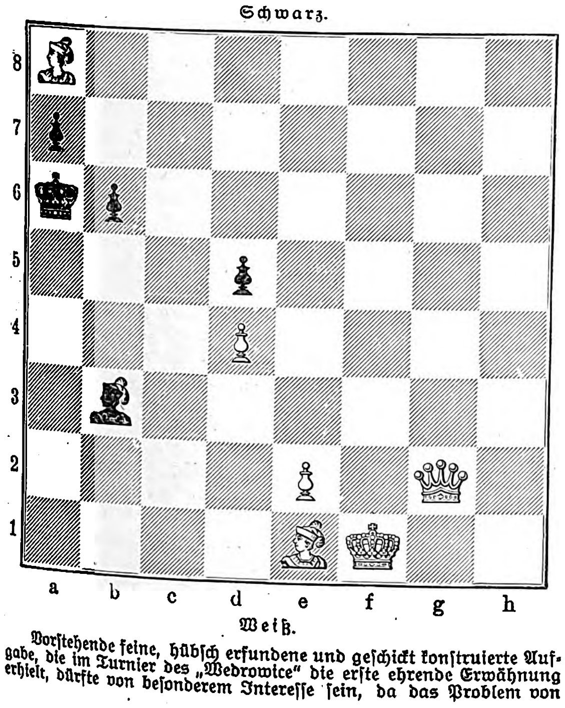
Schach.

Aufgabe Nr. 2943.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Von Anna Raſovky.

Schwarz.



Weiß.

Vorſtehende feine, hübſch erfundene und geſchickt konſtruierte Aufgabe, die im Turnier des „Wedrowice“ die erſte ehrende Erwähnung erhielt, dürfte von beſonderem Intereſſe ſein, da das Problem von einer Dame verfaßt iſt. Damen als Problemkomponiſtinnen gehören immerhin zu den Seltenheiten. In Deutſchland hatte vor einer Reihe von Jahren Frau Sophie Schett auf dieſem Gebiet ſich einen Namen gemacht. In England war es vor allem Frau W. J. Baird in Brighton, die ſich erfolgreich als Verfaſſerin eleganter Aufgaben betätigte.

Mit der nachfolgenden eleganten Typenaufgabe, einem Originalbeitrag, der trotz einiger Spuren von Anfängerſchaft ein bedeutendes Talent verrät, führen wir unſeren Löſern einen uns bisher unbekannten Problemkomponiſten vor.

Von Karl Hoffmann in Budapeſt.

Weiß: K. b 1. D. g 6. L. c 7. S. d 7, e 6. B. b 3, c 3, f 2, g 5.
Schwarz: K. d 5. T. c 6. L. c 1, g 8. S. g 7, h 6. B. d 3, e 4.
Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Himmelserſcheinungen.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes			des Mondes	
				Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	Aufgang	Untergang
Okt.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
11.	13 15 27	11 47 3	—12 57	+17 49	76	— 4 56	8 41 ab.	am Tage
12.	13 19 23	11 46 47	13 13	18 13	90	5 14	9 37	
13.	13 23 20	11 46 32	13 28	17 30	104	5 14	10 42	
14.	13 27 16	11 46 18	13 42	15 42	118	4 54	11 52	
15.	13 31 13	11 46 4	13 56	12 57	132	4 17	. .	
16.	13 35 10	11 45 50	14 10	9 23	146	3 23	1 6 fr.	
17.	13 39 6	11 45 37	—14 23	+ 5 16	161	— 2 17	2 24	

Sonne: Gerade Aufſteigung 198° 24′ (13h 14m), ſüdliche Abweichung 7° 48′ (den 14.).

Sonnenaufgang 6 Uhr 31 Min., Sonnenuntergang 5 Uhr 20 Min. (den 14.).

Mond: Letztes Viertel den 13. abends 8 Uhr 56 Min.

Mond in Erdnähe den 16. nachmittags 5 Uhr (Abſtand 368 000 km).

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur wird Ende der Woche, wo er früh bald nach 4³/₄ Uhr aufgeht, nahe ¹/₂ Stunde lang am öſtlichen Himmel ſichtbar ſein; den 15. früh 1 Uhr ſteht er in ſeiner wahren Bahn in Sonnennähe. — Venus (166³/₄° = 11^h 3^m gerade Aufſteigung, 1¹/₂° nördliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Löwen, geht drei Stunden vor der Sonne auf und kann noch in der hellen Dämmerung früh am Südoſthimmel geſehen werden. Im Fernrohr erſcheint ihre 46 Bogenſekunden große Scheibe zu ¹/₅ beleuchtet. — Mars (254° = 16^h 56^m gerade Aufſteigung, 24° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Skorpions, geht abends bald nach 7¹/₄ Uhr unter. — Jupiter (346¹/₄° = 23^h 5^m gerade Aufſteigung, 7¹/₂° ſüdliche Abweichung), rückläufig im Sternbilde des Waſſermanns, hat ſeinen höchſten Stand am Südhimmel abends 9³/₄ Uhr und bleibt bis 3 Uhr früh über dem Geſichtskreiſe. Verfinſterungen der Jupitermonde: des erſten den 11., Austritt abends 7 Uhr 5 Min. und den 17., Austritt früh 2 Uhr 31 Min.; des zweiten den 12., Austritt nachts 10 Uhr 48 Min.; des dritten vom 16. nachts 11 Uhr 25 Min. bis zum 17. früh 2 Uhr 27 Min. — Saturn (305¹/₄° = 20^h 21^m gerade Aufſteigung, 20¹/₄° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, iſt abends 7 Uhr bereits im Süden und geht nachts bald nach 11 Uhr unter. — Uranus (261³/₄° = 17^h 27^m gerade Aufſteigung, 23¹/₃° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Skorpions, geht abends zwiſchen 7³/₄ und 8 Uhr unter.

Der Mond iſt in Konjunktion mit Venus den 17. abends 9 Uhr.

Wetterbericht.

Die Beobachtungen ſind früh 7, bezw. 8 Uhr.
b = bedeckt, w = bewölkt, h = heiter, r = Regen, s = Schnee, n = Nebel, g = Gewitter, st = Sturm.
Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10° = 8° Reaumur) gegeben.

Stationen	Sept. 28	Sept. 29	Sept. 30	Okt. 1	Okt. 2	Okt. 3	Okt. 4
Valentia	+15 r	+13 r	+13 b	+13 w	+12 b	+12 w	+13 w
Breſt	+16 w	+15 b	+15 h	+15 h	+15 b	+16 r	+15 w
Paris	+14 b	+16 b	+17 b	+16 n	+11 h	+16 b	+16 b
Helder	+16 w	+15 h	+17 r	+14 n	+14 r	+15 w	+15 r
Brüſſel	+16 b	+16 b	+19 b	+16 r	+12 b	+15 r	+14 r
Neapel	+17 h	+19 h	+19 h	+20 h	+19 h	+19 b	+18 b
Florenz	+15 h	+16 b	+14 h	+15 h	+16 b	+17 h	+15 b
Trieſt	+18 b	+19 w	+19 b	+14 h	+18 w	+20 b	+20 w
Wien	+12 b	+11 n	+12 n	+12 n	+10 n	+14 w	+18 w
Budapeſt	+13 w	+11 h	+14 h	+11 h	+11 h	+14 b	+15 w
Hermannſtadt	+ 7 w	+ 7 h	+ 9 h	—	+ 9 h	+10 h	+10 h
Odeſſa	+12 h	+13 w	+14 w	+11 h	+12 h	+14 h	+13 h
Archangelsk	+ 2 w	— 0 w	— 0 b	+ 0 b	— 2 h	—	— 2 b
St. Petersburg	+ 7 b	+ 7 r	+10 r	+ 5 b	+ 3 r	—	+ 4 n
Haparanda	+ 2 b	0 h	+ 1 b	— 1 w	— 4 h	— 3 h	— 0 w
Stockholm	+11 h	+11 b	+10 h	+13 b	+ 9 n	+11 b	+ 1 b
Chriſtianſund	+11 w	+12 r	+12 w	+11 b	+ 9 r	+ 3 st	+ 3 b
Oxö	+12 b	+12 n	+13 b	+11 w	+18 r	+ 8 h	+ 5 w
Kopenhagen	+10 n	+13 n	+12 n	+14 n	+13 n	+12 b	+ 9 w
Memel	+11 n	+13 b	+13 b	+14 w	+13 n	+13 b	+11 st
Kiel	+11 n	+12 b	+13 h	+14 w	+16 b	+12 b	+11 b
Hamburg	+10 n	+14 n	+12 n	+16 b	+16 b	+12 w	+13 b
Wilhelmshaven	+12 b	+12 n	+17 w	+14 w	+16 b	+12 b	+13 b
Hannover	+12 h	+14 w	+16 w	+16 b	+17 b	+13 w	+13 b
Leipzig	+10 b	+12 h	+15 w	+14 w	+17 w	+14 r	+13 b
Berlin	+11 n	+11 h	+12 b	+14 h	+15 b	+13 w	+14 w
Breslau	+11 n	+10 h	+ 9 h	+10 h	+10 w	+13 w	+13 b
Mülhauſen i. E.	+15 b	+12 w	+13 h	+13 w	+15 b	+13 b	+15 w
Karlsruhe	+12 n	+12 h	+14 h	+13 n	+16 b	+13 r	+15 b
Friedrichshafen	+12 w	+11 n	+10 h	+11 n	+15 w	+13 b	+15 w
München	+ 9 h	+ 9 h	+10 h	+10 w	+15 w	+12 w	+14 w
Brocken	+ 9 w	+11 h	+14 w	+13 b	+ 9 n	+ 6 n	+ 5 n
Säntis (2500 Mtr.)	+ 3 n	+ 4 w	+ 5 h	+ 5 h	+ 4 w	— 1 st	+ 2 st
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+16 w	+16 w	+18 w	+20 w	+18 b	+20 b	+20 b
Malaga	+21 b	+24 h	+23 h	—	—	—	—
Biarritz	+17 h	+22 h	+19 b	+22 w	+16 h	+15 h	+16 h
Nizza	+17 w	+16 h	+16 w	+17 w	+17 w	+14 w	+14 h
Leſina	+19 h	+19 h	— n	+21 h	+20 h	+21 h	+21 h
Helgoland	+13 b	+14 n	+15 b	+14 b	+15 b	+14 b	+14 b
Keitum (Sylt)	+12 b	+13 b	+14 w	+13 b	+15 b	+15 w	+11 b
Borkum	+15 n	+14 n	+17 w	+14 n	+15 b	+15 b	+14 b
Aachen	+15 b	+17 w	+18 w	+19 b	+13 w	+15 b	+12 b
Bad Reinerz (Schl.)	+11 n	+ 7 h	+ 7 h	+ 8 h	+10 h	+10 r	+12 r
Bad Kiſſingen	+ 8 n	+13 n	+11 n	+10 n	+16 r	+13 r	+14 r
Ilmenau	+12 h	+14 h	+15 h	+15 b	+12 b	+11 r	+10 r
Davos	+ 3 w	+ 3 h	+ 3 h	+ 3 h	+ 4 h	+ 2 n	+ 5 h
Baden bei Zürich	+11 n	+12 n	+12 n	+11 n	+15 r	+11 b	+11 b
Heiden (Schweiz)	+12 w	+10 h	+10 h	+10 h	+14 w	+10 w	+13 w

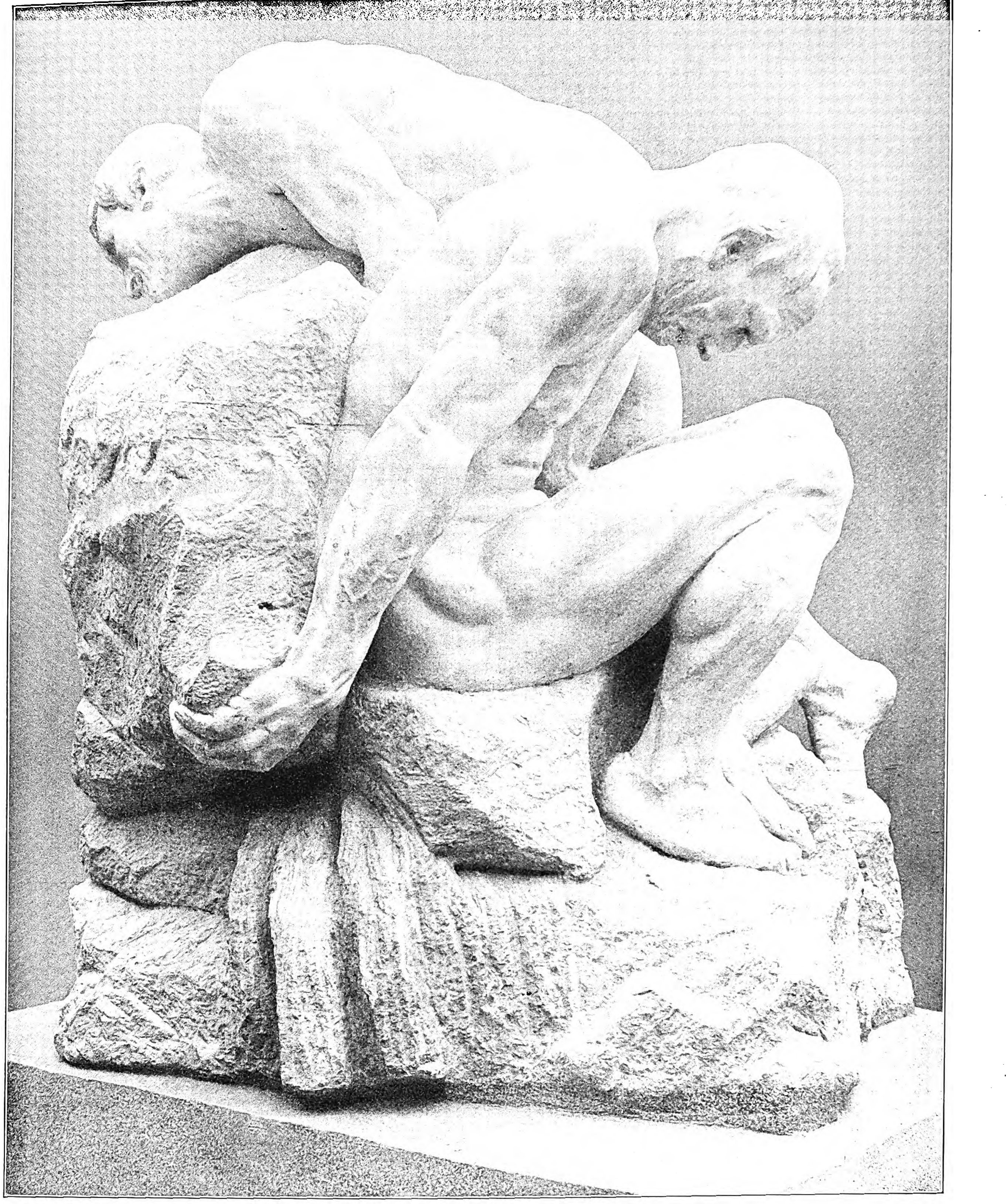
Am 2. Oktober herrſchten in Wilhelmshaven, Cuxhaven, Hamburg, Helgoland, Borkum, Keitum, Münſter und Metz Gewitter.

Die

Befreiung der Quelle.

Brunnengruppe
von Joſeph Heu
im Wiener Stadtpark.

Der Wiener Stadtpark, der nachgerade durch die große Zahl ſeiner Denkmäler, die hier auf kleinem Platz zuſammengedrängt ſind, zu einem Ruhmesgarten für die Wiener ſich geſtaltet, erhält dieſer Tage durch die Aufſtellung der grandioſen Brunnengruppe des jungen Bildhauers Joſeph Heu einen neuerlichen Schmuck. Das Werk dieſes Künſtlers hat ſchon bei der diesjährigen Ausſtellung im Hagenbund „Aufſehen erregt und wurde bei jener Gelegenheit von dem Bürgermeiſter der Stadt Wien angekauft. Der Bildhauer nennt es „Die Befreiung der Quelle“ und hat damit ein viel verſprechendes Werk von großer Gewalt geſchaffen. Verve und Energie ſtecken in Form und Haltung der beiden männlichen Körper, die mit aller Macht gegen ein Element anzukämpfen ſuchen, das um ſo viel gewaltiger iſt als ſie ſelbſt. Es ſind zwei Bergrieſen, welche die Quelle aus den Armen der Mutter Erde befreien und ſie aus dem Dunkel des Erdinnern ans Tageslicht ſtrömen laſſen. Die eine der kraftvollen Geſtalten ſitzt in hockender Stellung und ſtemmt ſich mit dem Rücken, alle Muskeln faſt übermäßig angeſtrengt, gegen den Felsblock, den der Genoſſe mit den Armen erfaßt hat und vor ſich herzuſchieben ſucht.



Die Befreiung der Quelle. Brunnengruppe im Wiener Stadtpark. Modelliert und ausgeführt von Joſeph Heu.

Vielleicht hat der junge Bildhauer in dieſem Werk ſeine eigene Künſtlerlaufbahn ſymboliſiert. Dereinſt ein ſchlichter ſteiriſcher Bauernjunge, der ſich zum Zeitvertreib aus dem Lehm des Bodens die Geſtalten ſeiner Umgebung formte, hat er es verſtanden, mit eiſerner Energie ſeinem Ideal zuzuſtreben und ſeinem Talent zum Durchbruch zu verhelfen. So erklärt ſich ſeine Vorliebe für Kraftgeſtalten, die er auch der Tierwelt entnimmt. Sein „Steiriſcher Hengſt“, gegenwärtig mit mehreren anderen Werken auf der Laibacher Ausſtellung, iſt typiſch für ſeine Art, zu ſchaffen. Ein feines künſtleriſches Gefühl und genaues anatomiſches Verſtändnis haben ihn davor bewahrt, ins Grobe und Ungeheuerliche zu verfallen. Die Idee der Erwerbung ſeiner „Quelle“, behufs Aufſtellung in einem öffentlichen Park, kann jedenfalls als ebenſo glücklich bezeichnet werden wie die Wahl des Aufſtellungsortes ſelbſt. Dieſer bildet eine reizende Vedute am neuen Wienfluß-Boulevard: im Hintergrunde eine zierliche, eiſerne Laube, zu beiden Seiten herabführende Stufen, die es ermöglichen, das Werk von allen Seiten zu betrachten, vorn zieht die Wienfluß-Promenade vorüber, die ſo raſch ein beliebter Erholungsort der Wiener geworden iſt.

Sport und Jagd.

— Zu Hoppegarten begünſtigte am 22. September das Wetter abermals die Rennen. Frhr. Ed. v. Oppenheim, ein wahrer Sportsman alter Art, der ſtets für die gute Sache eingetreten iſt, hatte die Freude, gleich im Vergeſſenheitrennen, Wert 3820 ℳ, Strecke 1000 m, für Zweijährige, ſeine ſelbſtgezogene br. St. Sapientia, von Saphir-Weisheit, ein Feld von elf Pferden im Handgalopp mit dritthalb Länge abtun zu ſehen. Ferner gewann er das klaſſiſche Hertefeld-Rennen, Ehrenpreis und 10 975 ℳ, Strecke 3000 m, für Dreijährige, mit dem F.-H. Viſhnu, von Saraband-Weisheit. Im Vergleichsrennen, Preis 3300 ℳ und 1400 ℳ Platzgeld, Strecke 1200 m, bewies des Mr. Curtes 2j. br. H. Georg, von Sperbers Bruder-Georgia, der im Handgalopp mit drei Längen gewann und gute Pferde ſchlug, daß er nächſt dem Römerhofer Gika der beſte Zweijährige iſt.

— Carlshorſt wurde am 24. September gleichfalls vom herrlichſten Wetter begünſtigt, und der Sport war hochintereſſant. Im Großen Carlshorſter Offizier-Jagdrennen, Ehrenpreis und 3000 ℳ, 2000 ℳ Platzgelder, Strecke 4000 m, triumphierte Leutn. F. A. v. Goßler in einem Feld von zwölf Reitern auf ſeinem 6j. br. W. Serio Comic, von Saint Serf-Comic. Das Dreitauſendvierhundertſte Rennen, Ehrenpreis und 2000 ℳ, 1000 ℳ Platzgelder, Jagdrennen über 4000 m, erſtritt Hr. v. Wallenberg auf des Hrn. K. v. Tepper-Laski 6j. F.-W. Artiſt, von Aſpirant-Asra. Züchterprämien wurden in reichem Maße vergeben.

— Das Meeting zu Leipzig am 26. und 27. September brachte vortrefflichen Sport. Hr. F. Bothe konnte mit ſeiner in Welsleben bei Magdeburg gezüchteten 2j. br. St. Roſenmädchen, von Kirkconnel-Roſa Alba, das Goldregenrennen, Preis 4000 ℳ, für Zweijährige, Strecke 950 m, gewinnen. Außerordentlich intereſſant verlief der Leipziger Stiftungspreis 1903/04, Preis 10 000 ℳ, 2000 ℳ Platzgeld, für Zweijährige, über 950 m, da hier anſcheinend die beſten deutſchen Zweijährigen einen Strauß ausfochten. Als erſter paſſierte der Römerhofer br. H. Gajus, von Saraband-Alveole, vor des Frhr. Ed. v. Oppenheim br. St. Sapientia, von Saphir-Weisheit, um Halslänge das Ziel. Als dritter folgte nach einer halben Länge des Mr. Curtes br. H. Georg, von Sperbers Bruder-Georgia. Im Diana-Jagdrennen triumphierte der Leipziger Sportsman, Hr. M. Lücke, und das Saxonia-Jagdrennen, Ehrenpreis und 1500 ℳ, gewann Leutn. W. Sulzberger (28. Art.) auf dem a. dbr. W. Ahtwig II, von Jezreel-Frène Sauvage. Im Großen Preis von Leipzig, 16 000 ℳ, Strecke 2400 m, errang der 3j. br. H. Miquel I, von Saint Simonmimi-Mary Rone, des Hrn. P. Packheiſer den Sieg vor der 3j. F.-St. Jamaika und der Favoritin, der 3j. br. St. Ballerina. Das Große Leipziger Jagdrennen, Wert 6000 ℳ, Strecke 5000 m, gewann Hr. v. Wallenberg auf des Capt. Joë a. br. W. Yap.

— Von Intereſſe für uns Deutſche war der Sieg des 2j. br. H. Ob, von Bocage-Glave, des Monſ. Ephruſſi zu Paris-Bois de Boulogne am 21. September, der in Baden-Baden das Zukunftsrennen gegen den Römerhofer 2j. br. H. Gika gewann und im Grand Critérium, 30 000 Frs., Strecke 1600 m, für Zweijährige, mit dritthalb Länge ſo gute Pferde wie den F.-H. Gouvernant und den F.-H. French Fox, beide Söhne des berühmten Flying Fox, ſchlug. Gika muß ſeinen Leiſtungen nach dieſen Brüdern ebenbürtig ſein. Das Handicap de la Seine, Wert etwa 31 200 Frs., Strecke 3000 m, zu Maiſons-Laffitte am 23. errang des Monſ. E. de Saint-Alary 4j. F.-H. Kaimac, von Llanthony-Statira. French Fox machte ſeine Niederlage vom 21. bald wieder gut, indem er am 25. zu Maiſons-Laffitte im Prix Biennial, Wert 23 000 Frs., Strecke 1200 m, ſeine Gegner leicht mit zwei Längen abfertigte. Im Prix Vermeille, 40 000 Frs., Strecke 2400 m, für 3j. Stuten, am 27. blieb des Monſ. M. Caillaut F.-St. Mater, von Saint Damien-Marcia, Siegerin.

— Aus dem Prince Edward Handicap, Preis 40 000 ℳ, Strecke 2000 m, ging des Lords M. Beresford 4j. dbr. W. Weſt Paint, von Saint Frusquin-Red Enamel, ſehr leicht als erſter hervor.

— Zu Berlin-Weſtend ſchlug am 27. September im Internationalen Verkaufs-Handikap, Preiſe 3500 ℳ, Minimalſtrecke 2600 m, des Geſtüts Lauvenburg 8j. ſchwbr. St. Meiſterin (2700 m) die anderen in 4 : 21,$_8$.

— Der Karl-Bürger-Preis, 12 000 Kronen, für Dreijährige, über 2800 m, zu Wien am 24. September wurde von des Geſtüts Wola dbr. St. Ama Z. in 4:15,$_1$ erſtritten. Der Herbſtpreis, 6500 Kronen, Strecke 2600 m, fiel an den 7j. br. H. Freund Fritz der Herren J. Morgenſtern und S. Ruzicka in 3:43.

— Zu Jekaterinoſlaw gewann am 20. September der deutſche Fahrer Peter aus Berlin den Großen Preis, 800 Frs., gegen Butilkin und Poſakow, ebenſo das Hauptfahren, Preiſe 450 Frs., und ein Handikap, Preiſe 265 Frs.

— Der Große Hauptpreis von Hannover über 100 km wurde am 27. September von den beſten Dauerfahrern beſtritten und von dem unverwüſtlichen Robl in der brillanten Zeit von 1 : 17 : 10,$_4$ ſiegreich beendet. Zweiter wurde der Franzoſe Contenet, 1 : 18 : 1,$_4$, dritter Dickentmann, 1 : 20 : 19. Den Fliegermatch gewann Willy Arend gegen Jacquelin und Kudela.

— Die Meiſterſchaft von Rheinland und Weſtfalen für Motorfahrer erſtritt am 27. September zu Köln der Motor Prinz in Köln vor Fafnir aus Aachen und Allright aus Lindental.

— Am 1. Auguſt wurden in Rom 349 Aachener Brieftauben hochgelaſſen. Dieſer große Concours, an dem ſich auch einige belgiſche Liebhaber beteiligten, nahm das geſpannteſte Intereſſe weiter Kreiſe in Anſpruch. Es war nicht die erſte Reiſe Rom-Aachen. Im Jahre 1873 hatte unter dem ſeither verſtorbenen Ehrenbürgermeiſter Adolf Zürhelle, dem eigentlichen Begründer der Brieftauben-Wettvereinigungen, ein ſolcher Wettflug nach Rom ſtattgefunden. Sein Nachfolger, Hr. Arnold Deden, veranſtaltete dieſen zweiten großen Concours. Die Witterung, im Anfang gut, geſtaltete ſich in den entſcheidenden Tagen höchſt ungünſtig. In Italien herrſchte große Hitze. In Oberitalien war unſicheres Wetter, und in den Alpen gab es Gewitter. Am Niederrhein gingen in den erſten Auguſttagen ſchwere Regen nieder. Die erſte Taube traf am 3. Auguſt ein; dann war längere Pauſe, und im Verlauf von ſieben Wochen ſtellten ſich neununddreißig Tauben ein. Ein Beweis für die Güte des Materials.

— Kaiſer Wilhelm erlegte am 22. September bei der Abendbirſch in Rominten einen Sechzehnender im Szittkehmer Revier und am 23. morgens einen Vierzehnender im Goldaper Revier.

— Kronprinz Wilhelm, der an Stelle ſeines Vaters in Oſtpreußen auf Elche jagte, erlegte in Helena-Werder ſowie unweit der Förſterei Skirwieth je einen Schaufler, und zwar einen Acht- und einen Zehnender.

Weißköpfige Geier.

Unter all den Vögeln, die ich vor langen Jahren beim erſtmaligen Beſuch einer Menagerie beſichtigen durfte, wirkte ein unbekümmert um das bunte, bewegte Getriebe um ihn her in ſtumpfem Hinbrüten verharrender ſchmutziger Geier weit mehr abſtoßend als anziehend auf das jugendliche Gemüt. Und durch alle ſpäteren Beobachtungen von und an Geiern in verſchiedenen Verhältniſſen hat ſich jener unangenehme Eindruck nur verſtärkt und das Bild, das in den Schilderungen auch anderer Beobachter von ihnen entrollt wird, und das im allgemeinen die Geier als Zerrbilder der Adler zeichnet, nicht geändert. Wohl hebt ſich der den Alpen und den Balkanländern angehörende Bartgeier oder Geieradler durch ſeine ganze Erſcheinung, ſein Weſen und Treiben vornehm von den Genoſſen der Familie ab; indes die eigentlichen Geier reichen weder an den „königlichen Aar“ heran, noch können ſie ſich dem weitverzweigten Geſchlecht der edles Geblüt verratenden, temperamentvollen Falken und der abwechſlungsreichen Geſellſchaft der abſonderlichen, drolligen Eulen und Käuze vergleichen. Im großen und ganzen ſind und bleiben ſie uns unſympathiſch, und wir werden bei ihrer Betrachtung den Gedanken nicht los, daß ſie zu den Adlern in einem ähnlichen Gegenſatz ſtehen wie die dem Menſchen gleichfalls unſympathiſchen Hyänen zu den Hunden.

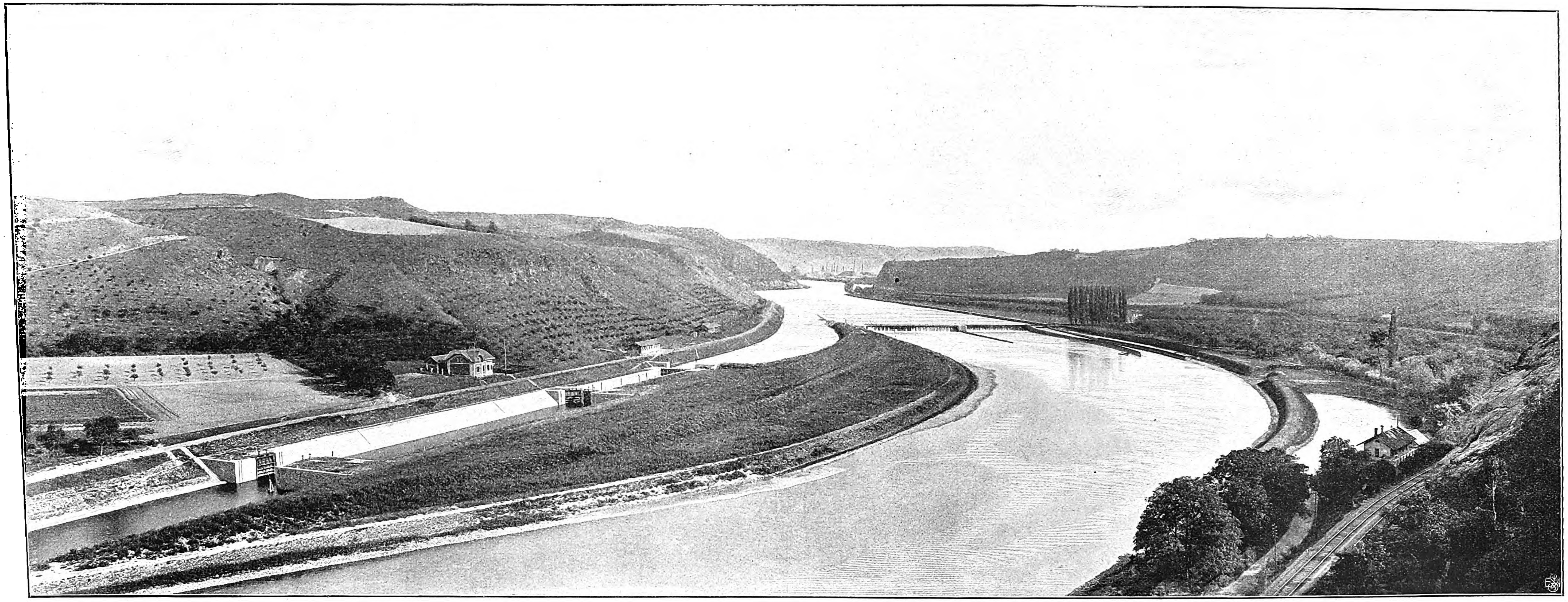
Gerade auch die Gänſegeier, ſtarke Vögel von Truthahngröße und mit langem gänſehalsartigen, nur ſpärlich mit kurzen weißen Flaumborſten bedeckten Hals, deren für uns wichtigſte Art der Griffel des Künſtlers auf der umſtehenden Abbildung vergegenwärtigt, vermögen uns, namentlich dann, wenn wir ſie einmal beim Fraße belauſcht und ihren Neid und Streit, ihre Gier und Unverſchämtheit kennen gelernt haben, nicht von der Meinung abzubringen, die in uns erwachſen iſt.

Einige Zeit nach beendetem Mahle ſuchen ſie, oft ſo vollgekröpft, daß ſie kaum ſich zu erheben imſtande ſind, die Tränke auf und wohl auch die Gelegenheit zum Baden; denn eine Säuberung des mit Blut und Schleim beſudelten Kopfes, Halſes und Gefieders tut wahrlich not. Und dann ſtreben ſie ſchweren Fluges ihrem Standorte zu, wo ſie meiſt in ziemlich aufrechter Stellung, aber mit eingezogenem Hals der Verdauung ſich hingeben.

Eine Geſellſchaft dem ſüßen Nichtstun ſich überlaſſender weißköpfiger Gänſegeier (Gyps fulvus) iſt es denn auch, die der Zeichner in dieſer Situation uns vorführt. Ein Bewohner zerklüfteter Hochgebirge, deren von oben und unten her vor Überfällen ſchützendes Felsgeſims ihm die erwünſchten Ruheplätze bietet, ſo tritt der Vogel uns auch auf dem Bilde entgegen. Eine Anzahl der Weißköpfe iſt bereits ſeit längerer oder kürzerer Zeit auf die gewohnten, durch die dauernde Benutzung weißgetünchten Blöcke an ſenkrechter Felswand zurückgekehrt, einzelne kommen noch hinzu, und ſo wird bald die ganze Sippe, jedes Mitglied nur mit ſich beſchäftigt und durch das ihm vermöge des reich gefüllten Verdauungskanals erzeugte Behagen von Tücke und Fehde abgelenkt, das Dolce far niente oberſtes Gebot ſein laſſen. Zur Erhöhung des Wohlbefindens breitet dieſer und jener ſeine Fittiche aus, um ſie und ſich von der Sonne durchwärmen zu laſſen. Mancher auch hockt, falls der Platz es geſtattet, auf die Fußwurzel nieder, den Lauf wagerecht vorgeſtreckt, ähnlich wie gewiſſe Straußvögel. Noch ein anderer legt ſich mit dem Leib platt auf den durchwärmten Sand uſw., bis vielleicht neue Tagesſorgen ſie beſchäftigen oder ein Schuß, eine unvermutete Überraſchung eine Störung herbeiführt. Von jäher Felswand ſchwimmen ſie ohne weiteres in das Luftmeer hinaus; auf ebener Erde machen ſie erſt ein paar Sätze, ehe die Flugwerkzeuge einſetzen und ihre Tätigkeit ausüben. Weit ins Land hinein müſſen oft die Flügel den Geier tragen, damit dieſer des Leibes Nahrung und Notdurft befriedigen könne.

Der Weißköpfige Geier gewinnt für uns dadurch an Intereſſe, daß er einerſeits unſer häufigſter und verbreitetſter Geier iſt und anderſeits nicht nur ſeinen Wohnbezirk weiter nach Norden ausdehnt, ſondern auch innerhalb des eingenommenen Diſtrikts an Kopfzahl wächſt. In den öſtlichen Gebieten der Öſterreichiſch-Ungariſchen Monarchie, in Siebenbürgen, dem ſüdlichen Ungarn ſowie auf der Balkan- und der Pyrenäen-Halbinſel von jeher heimiſch und bekannt, hat er ſich auch in den öſterreichiſchen Alpenländern bis nach Salzburg hinauf mehr und mehr angeſiedelt, und in dem jagdlich intereſſanten bayeriſchen Algäu, in den Wänden des Oytales ſind, wie wir unter anderem durch den Münchener Weidmann Otto Grashey wiſſen, immer ſolche Geier anzutreffen; auch an verſchiedenen Orten Oberbayerns hat man ſie erlegt, ungerechnet jene, die der Strich noch weiter nördlich nach Deutſchland verſchlagen hat.

Bruno Dürigen.

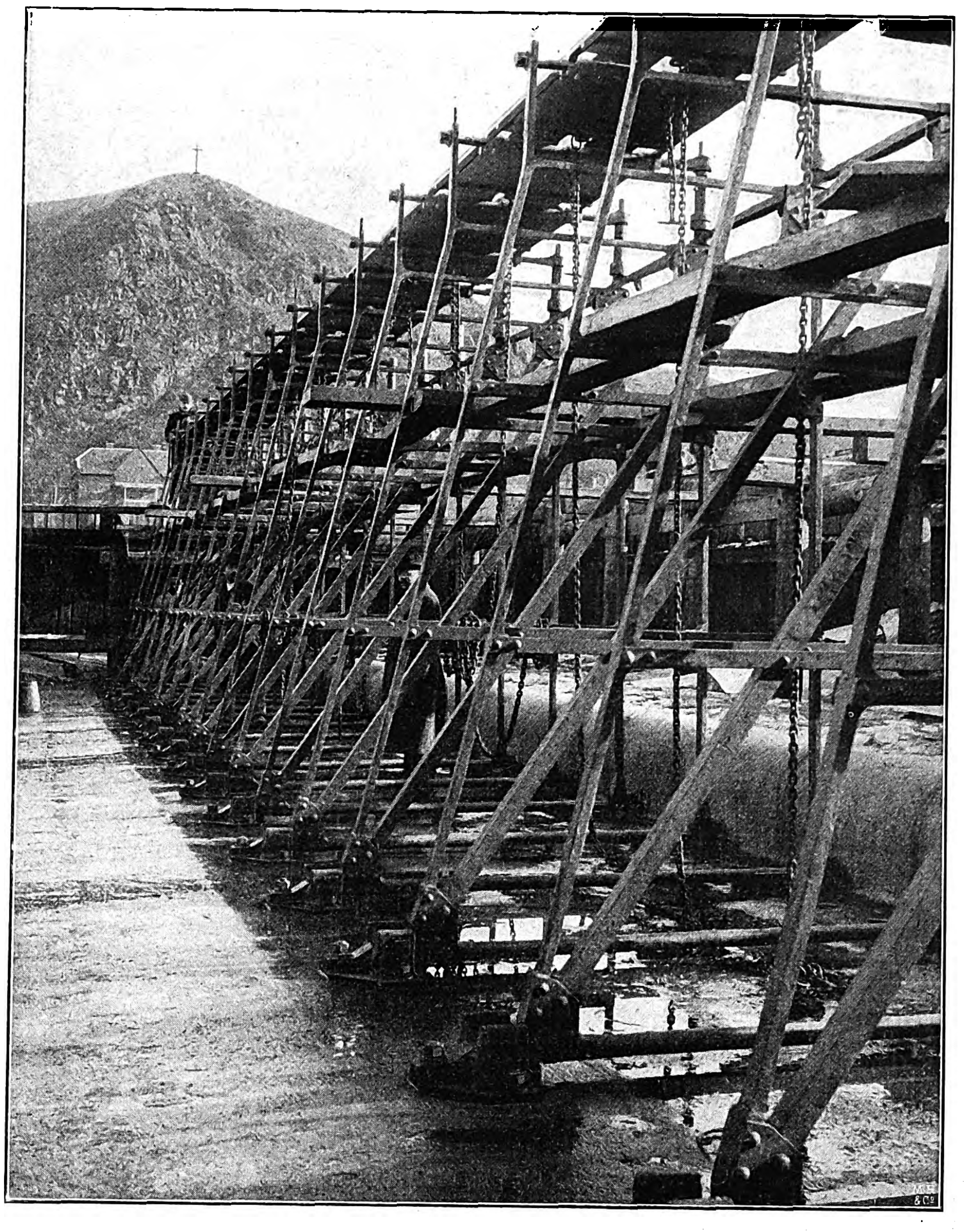


Die Kanaliſierung der Elbe und der Moldau: Stauſtufe bei Libſchitz.

Die Kanaliſierung der Elbe und der Moldau.

Während wir in Deutſchland immer noch auf den geſetzgeberiſchen Akt warten, der das Dornröschen Mittellandkanal aus dem Schlaf erweckt, hat der große deutſche Nachbarſtaat ſchon Maßregeln größten Stils getroffen, um ſein böhmiſches Kohlengebiet auch nach dem Ausbau des Mittellandkanals ertragsfähig zu erhalten und gleichzeitig ganz Böhmen bis Prag hin mit einer Schiffahrtsſtraße erſten Ranges zu verſehen. Die Kanalbauverwaltung hat über ihre Tätigkeit bereits den ſechſten Jahresbericht ausgegeben, der, wie alle ſeine Vorgänger, des intereſſanten Materials in Hülle und Fülle enthält. Es kann hier nicht die Abſicht ſein, dieſes Material auch nur in der gedrängteſten Form zu erſchöpfen. Dafür wollen wir unſeren Leſern ein allgemeines Bild der Kanaliſierung vorführen und an zwei vorzüglich gelungenen bildlichen Darſtellungen mehrere Einzelheiten des techniſch vollendeten Werkes zeigen.

Die beiden Hauptflüſſe Böhmens, die Moldau und die Elbe, ſind ſchon ſeit den älteſten Zeiten als Waſſerwege benutzt worden. Das Holz der böhmiſchen Wälder ſuchte Abſatz im Norden. Das Salz des Nordens war für Böhmen unentbehrlich. Die Flußentwicklung der Elbe, die vom Rieſengebirge ſüdwärts bis Pardubitz läuft, ſich hier weſtlich wendet und von Kolin ab nordweſtlich zur Grenze eilt, wobei ſie gegenüber Melnik die Moldau aufnimmt, ohne in ihrem Lauf die Landeshauptſtadt Prag berührt zu haben, brachte es mit ſich, daß die von Melnik durch ganz Böhmen in nahezu geradem Zuge bis zur Grenze von Oberöſterreich verlaufende Moldau, an der die Landeshauptſtadt gelegen iſt, in jenen Kanaliſierungsplan einbezogen werden mußte, dies um ſo mehr, da die Moldauſchiffahrt bis Budweis einer großen Steigerung fähig iſt. Die Moldau von Melnik über Prag bis Budweis, die Elbe von der Landesgrenze bis Melnik unterſtehen in einer Geſamtlänge von 354 km (Budweis-Melnik 245, Melnik-Landesgrenze 109 km) der Staatsverwaltung. Nachdem die Waſſerſtraße 1870 von Zöllen freigegeben worden iſt, hat der Elbeverkehr von Schandau bis Auſſig und darüber hinaus einen ungeahnten Aufſchwung genommen. Im Jahre 1901 verkehrten auf der Elbe von Melnik bis zur Landesgrenze zuſammen: Güter und Floßholz 3 521 495 t, auf der Moldau von Prag bis Melnik 294 921 t. Der Moldauverkehr macht alſo noch nicht den zehnten Teil des Elbeverkehrs aus, der ſich zum weitaus größten Teil auf der nur 38 km langen Elbeſtrecke von Auſſig bis zur Landesgrenze abwickelt.



Die Kanaliſierung der Elbe und der Moldau: Montierung des Nadelwehrs bei Klecan.

Da mit einer Regulierung der Moldau kein beſonderer Erfolg zu erzielen war, entſchloß ſich die Regierung, die Flußſtrecke von Prag bis Auſſig auf eine Minimaltiefe von $2,_{1}$ m zu kanaliſieren, um auch den größten Elbekähnen, die eine Tragfähigkeit bis über 900 t aufweiſen, während der ganzen Schiffahrtsperiode den freien Verkehr zu ſichern. Die Moldau fällt auf der Strecke Prag-Melnik um $25,_{16}$ m, die Elbe von Melnik bis Auſſig um $21,_{44}$ m. Es waren alſo $46,_{60}$ m durch die Kanaliſierung zu überwinden, und dazu wurden an der Moldau fünf Stauſtufen, darunter die bei Klecan, deren Nadelwehr wir den Leſern im Zuſtande der Montierung vorführen, und die bei Libſchitz, ſowie an der Elbe ſechs Stauſtufen notwendig. Man wählte das Syſtem ſo, daß vom Stauwehr ſtets ein längerer oder kürzerer Schleuſenkanal abzweigte, mit dem womöglich Flußſtellen von größerem Gefälle umgangen werden. Kurz an der Einmündung dieſes Seitenkanals in den natürlichen Flußlauf ſind die Schleuſen ſituiert, deren Gefälle ſomit um den Betrag des Flußgefälles in der Strecke vom Wehr bis zur Ausmündung des Unterkanals größer ſind als der Stau im Wehrprofil. Auf dieſe Weiſe wird die Zahl der Stauſtufen und damit die der Schiffahrtshinderniſſe beträchtlich reduziert. Der größte Seitenkanal, ein Kanal von 10 km Länge, liegt im Bereiche des Zuſammenfluſſes der Moldau und der Elbe oberhalb Melnik. Hier iſt das Gelände, das durch die Hochwaſſer alljährlich ſtark überſchwemmt wird, ſehr niedrig. So ſperrte man den Seitenkanal, der in die Elbe gegenüber Melnik mündet, durch ein gewaltiges Fluttor ab.

Zur Durchführung des ganzen Unternehmens — das generelle Projekt hat die Firma A. Lanna in Prag ausgearbeitet — wurde eine eigene Kommiſſion unter dem Vorſitz des Statthalters von Böhmen gebildet, der die nötigen techniſchen und adminiſtrativen Kräfte beigegeben wurden. Die Kommiſſion hat ſich am 23. November 1896 konſtituiert, und bereits im Juli 1897 wurde mit dem Bau der Stauſtufe bei Klecan begonnen. Ende 1898 war dieſelbe fertig. Im Jahre 1898 wurde die Stauſtufe bei Libſchitz in Angriff genommen; ſie war in zwei Jahren fertiggeſtellt. Die erſte Stauſtufe unterhalb Prag bei Troja, die ſeit 1899 im Bau begriffen war, iſt vor etwa einem Jahre dem Verkehr übergeben worden. Die Stauſtufe bei Mirowitz konnte ſchon 1900 und der Lateralkanal von Wrañan nach Hořin 1902 begonnen werden.

So ſchreitet das großartige Werk unter ausgezeichneter techniſcher Leitung ſchnell vorwärts. 26 Mill. Kronen, rund 22 Mill. ℳ, von denen der Staat zwei Drittel, das Land Böhmen ein Drittel aufbringt, ſollen darauf verwendet werden. Dazu ſind folgende Beſtimmungen getroffen, die dem Werke ſeinen Nutzſtempel aufdrücken. Für die in den Stauanlagen herzuſtellenden Schiffsdurchläſſe iſt eine Breite von mindeſtens 30 m einzuhalten und die Sohlentiefe derſelben mindeſtens $0,_{5}$ m tiefer als der übrige Wehrrücken anzulegen. Für die Schiffahrt im kanaliſierten Fluſſe ſind Zugſchleuſen mit einer als einfache Schleuſe dienenden Oberkammer anzulegen, bei der folgende Dimenſionen einzuhalten ſind: nutzbare Länge der Schiffszugſchleuſe 225 m, nutzbare Länge der Oberkammer als ſeparat verſchließbarer Kammerſchleuſe 78 m, Lichtbreite in den Häuptern 11 m, Sohlenbreite der Schiffszugſchleuſen und der Schleuſenkanäle in geraden Strecken 20 m, Drempeltiefe $2,_{50}$ m, Minimaltiefe im kanaliſierten Fluß $2,_{1}$ m, die Neigung der Böſchungen unterhalb des geſtauten Normalwaſſerſpiegels 1 : 2 und oberhalb des Waſſerſpiegels $1:1^{1}/_{2}$. Die Unterkante der den Kanal überſetzenden Brückenkonſtruktionen iſt über dem normalen Waſſerſpiegel wenigſtens $4,_{50}$ m hoch anzulegen. Für Wahrung der Fiſchereiintereſſen ſind in den einzelnen Stauſtufen geeignete Vorrichtungen nach Art der anderwärts bereits bewährten Fiſchpäſſe, die den Fiſchen die Möglichkeit geben, die Stauſtufen zu paſſieren, zu treffen. Nach dieſem Programm iſt das ganze Werk peinlich genau durchgeführt worden. Die Schleuſen ſind auf dieſe Weiſe imſtande, fünf große Elbkähne gleichzeitig durchzuſchleuſen und ſomit einen jährlichen Verkehr von 3 800 000 t mit Leichtigkeit zu bewältigen.

Wenn wir uns nun zu unſeren Bildern im einzelnen wenden, ſo zeigt das obige die Montierung des Nadelwehrs und die Schwierigkeiten der dabei erforderlichen Arbeiten. Dasſelbe iſt von der Unterſeite des Wehrs am linken Ufer im Fangdamme aufgenommen und läßt auch den Wehrabſatz von den Wehrböcken, hinter denen dieſelben umgeklappt werden, erkennen. Dazu mußte der Trockenbagger ſtark beanſprucht werden. Er erreichte eine Monatsleiſtung von 17 500 cbm. Nachdem dieſer erſte Wehrteil hergeſtellt worden war, hat man für den weiteren Anſchluß des zweiten Wehrteiles über die ganze Breite des Wehrkörpers einen aufgeſetzten Fangdamm hergeſtellt, der eine monatliche Erdbewegung von 25 123 cbm veranlaßte. Das umſtehende Bild zeigt die fertige Stauſtufe bei Libſchitz in Tätigkeit. Die Floßſchleuſe der Stauſtufe wurde am 20. Juni 1901 ihrer Beſtimmung übergeben. Bis zum Schluß der Schiffahrt gingen 922 Flöße hindurch. Die Schiffsſchleuſe, die gleichfalls am 20. Juni in Tätigkeit trat und wie die Floßſchleuſe 156 Tage, alſo bis Mitte November, arbeitete, wies 998 Schleuſungen auf; darunter waren 46 Dampfer und 78 Elbekähne. Schon im Jahre darauf, 1902, hatte ſich der Verkehr auf 2008 Fahrzeuge gehoben, unter dieſen 310 Dampfſchiffe, 1550 Schleppkähne und Steinzillen, obwohl die Schiffahrt ſehr ſpät eröffnet werden konnte. Auf der ganzen bis dahin fertigen kanaliſierten Flußſtrecke von Prag-Karolinental bis Libſchitz-Dolan von rund 25 km Länge vollzog ſich der Verkehr regelmäßig und glatt.

So geht das große Werk ſeiner Vollendung entgegen. Mögen ſich alle Hoffnungen, die das ſchöne Land von Budweis bis Auſſig daran knüpft, erfüllen und dem Nationalwohlſtand ſich neue ausſichtsreiche Bahnen eröffnen.

Steglitz. Heinz Krieger.

Alpines.

— **In Gottleuba** fand am 27. September die diesjährige ordentliche Generalverſammlung des Gebirgsvereins für die Sächſiſche Schweiz ſtatt.

— **Zum Vorort** für die im nächſten Jahr geplante Generalverſammlnng des Geſamttaunusklubs wurde Camberg beſtimmt, das gleichzeitig ſein zehntes Stiftungsfeſt begehen will.

— **Die Sektion Innsbruck** des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. eröffnete am 27. September in feierlicher Weiſe ihren neuen Weg auf das Brandjoch.

— **Der Zentralausſchuß** des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. bittet die Mitglieder ſeiner Sektionen um milde Beiträge für die Bewohner von Kärnten, Salzburg und Tirol, die durch das letzte Hochwaſſer ſo ſchwer heimgeſucht worden ſind.

— **In Welsberg** ſtarb am 20. September der Forſtkommiſſar F. J. Brändle im Alter von achtundvierzig Jahren. Derſelbe hat ſich als Vorſtand der Sektion Hochpuſtertal des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. um das alpine Weſen im Puſtertal ſehr verdient gemacht.

— **Laut Meldung aus Pontreſina** ſtürzte der norwegiſche Profeſſor Adolf Strenk auf einer Bergtour in eine Gletſcherſpalte und blieb tot liegen. — Vier Londoner Touriſten, die Herren Ridsdale, Broadrick, Garret und Jupp, die den Scaw Fell im Cumbriangebirge (Grafſchaft Cumberland) beſtiegen hatten, ſtürzten ab und erlitten den Tod. — Zwiſchen dem Brünig und dem Brienzer Rothorn fanden Schweizer Jäger die Leichen von zwei Aargauern, die bereits ſeit längerer Zeit vermißt wurden. — Der Schweizer Touriſt F. Goller ſtürzte am Hochgall ab und brach beide Arme. — Der Ingenieur V. Tatzel aus Troppau wurde am 26. September in einer Spalte des Fermedaturmes tot aufgefunden.

— **Die am 7. September** eröffnete Kaunſergrathütte der Akademiſchen Sektion Graz des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. am Kaunſergrat iſt 2860 m hoch gelegen, und zwar am Fuße der Watzeſpitze, die im Verein mit dem Schwabenkopf und der Verpeilſpitze unter die ſchönſten Berggruppen der Alpen zu zählen iſt. Die Hütte wurde nach dem Bauplan des Sektionsmitgliedes Ingenieurs J. Albert als einfacher Steinbau mit Schindelbedachung aufgeführt und durch einen Blitzableiter geſichert. Im Erdgeſchoß befinden ſich die Küche, der Führerraum, die Gaſtſtube und ein Schlafgemach. Der Dachraum enthält zwei Zimmer mit je zwei Betten, ferner ein Heulager für die Führer und eine Holzlege. Der Zentralausſchuß des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. hat zur Beſtreitung der Baukoſten 8200 ℳ beigeſteuert.

— **Der Bau des Schutzhauſes der Sektion Leoben** des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs auf der Mugelkuppe wird bei halbwegs günſtiger Witterung demnächſt in Angriff genommen werden.

— **Auf dem Thurnpaß,** der den Übergang aus dem Brixental in den Pinzgau bildet, wird im nächſten Frühjahr ein Hotel gebaut werden.

— **Der Filliskofel,** der äußerſte Ausläufer der Rieſerfernergruppe, iſt am 8. September zum erſtenmal von einer Dame aus Fürth über den Nordoſtgrat erſtiegen worden. — Dr. C. Blodig aus Bregenz hat die erſte Erſteigung des Dôme de Rochefort (Montblancgruppe) vom Col du Géant her ausgeführt. — Der nahezu ſechzigjährige Touriſt J. Forſter aus Dornbirn beſtieg kürzlich zum hundertſtenmal den Hohen Freſchen. — Am 18. September beſtieg eine Partie von acht Perſonen aus Lauenen den Jungfraugipfel. Es herrſchte bei klarem Wetter eine eiſige Kälte, ſo daß beim Abſtieg den Touriſten die Ohren erfroren. — Die Alpiniſten J. Hechenbleikner und J. Steiner aus Innsbruck vollführten an einem Tage die Überſchreitung der ganzen Tribulaungruppe. Sie nahmen den Aufſtieg vom Pflerſcher Pinkel über den Weſtgrat des Goldkappels, überſchritten dieſen Gipfel ſowie den Mühlſteigerturm, den Fleckingerturm uſw. bis zum Sandesjoch, machten die zweite Erſteigung des Pflerſcher Tribulauns über den Weſtgrat und überſchritten ihn nach Oſten, worauf ſie noch den Gſchnitzer Tribulaun, den Obernberger Tribulaun und die Eiſenſpitzen überſtiegen. — Der cand. med. Heis, Mitglied des Akademiſchen Alpenvereins München, erſtieg führerlos den berüchtigten Torre del Diavolo. — Zwei Mitglieder des Sportklubs Ampezzo, der heuer, im erſten Jahre ſeiner Entſtehung, auf einhundertundneunzig Mitglieder angewachſen iſt, Dr. A. Deſſauer aus München und v. Nieſewand, machten am 8. September einen neuen direkten Abſtieg von der Kleinen Zinne über die Weſtwand zur Scharte zwiſchen der Großen und der Kleinen Zinne als erſte ohne Führer.

— **Die „Alpina“ berichtet über folgende neue** Touren in der Schweiz. G. A. Guyer, Mitglied der Sektion Bernina des Schweizer Alpenklubs, hat am 5. Auguſt mit dem Führer Chr. Zippert von Ponte aus den Bifertenſtock (3426 m) auf neuer Route über die Nordwand erſtiegen und am 8. die erſte Erſteigung des Piz Tumbif Nordgipfel (3100 m) aus dem Val Friſal ausgeführt. — Die Erſtbeſteigung des Mättlenſtocks, eines viel umworbenen jungfräulichen Felszahnes, gelang am 22. Auguſt den Touriſten F. Sulzberger und E. Schaufelberger von der Alpina Turicenſis in Zürich ſowie dem Mitglied der Sektion München des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. A. Ulmann. — C. Dörenberg, Mitglied der Sektion Rätia des Schweizer Alpenklubs, beſtieg am 25. Auguſt mit den Führern J. Gliott aus Laax und K. Joos aus Flims den Bifertenſtock von der Oberen Friſallücke direkt über den Südgrat. — Das Mitglied der Sektion Neuchâtel des Schweizer Alpenklubs Kuhlmann hat am 26. Auguſt in Begleitung eines zweiten Touriſten mit dem Führer A. Crettex aus Champex den Lyskamm vom Col de Lys zum Glacier de Felik traverſiert und bei dieſer Gelegenheit eine neue intereſſante Variante gemacht.

Frauen-Zeitung

Geſühnt.

Erzählung

von

Helene Stökl.

(Schluß.)

[Nachdruck verboten.]

Nicht daß ich daran gezweifelt hätte, daß die Nachricht von Joczas Tode wahr ſei. Der Mann hatte keine Urſache, die Unwahrheit zu ſagen, und alle äußeren Umſtände ſtimmten. Ich kannte Joczas tollkühnes Kutſchieren, ich wußte, wie leicht der Wein ſie erregte, und ich kannte auch den gefährlichen Weg am Abſturz des Steinbruchs hin. Ich zweifelte nicht, daß ſie tot ſei; ich redete mir wenigſtens vor, nicht zu zweifeln. Aber meine Pflicht zu tun, die Beſtätigung des Ablebens von den Behörden einzuholen, deinem Vater und dir von meiner Ehe Kenntnis zu geben, dazu konnte ich mich nicht entſchließen.

Warum ich es nicht tat? Ich redete mir ein, es ſei die Scheu, das Unglück meiner erſten Ehe eingeſtehen zu müſſen, nachdem ich ſo lange davon geſchwiegen hatte. Ich weiß aber jetzt, daß es nicht dieſe Scheu war, ſondern die geheime, uneingeſtandene Angſt: Wenn ſie nun doch nicht tot wäre!

Ich vermochte es nicht, dieſer Möglichkeit ins Auge zu ſehen. Hundertmal faßte ich den Entſchluß, aber nur, um ihn ebenſo oft zu brechen. Wozu das alte Unglück wieder wachrufen? Die Vergangenheit lag hinter mir.

Eine qualvoll ſelige Zeit begann. Du wirſt dich erinnern, wie oft ich blaß und verſtört aus deinen Armen auffuhr, wie ich mitten im heißen Liebesgeflüſter jäh verſtummte. Der Vater ſcherzte wohl über die Unraſt des Bräutigams und meinte, der Ehemann werde ſchon ruhiger werden. Ich wußte ſelbſt nicht, wie recht er haben ſollte. Als ich vor dem Altar das Ja geſprochen und die Ringe mit dir gewechſelt hatte, war ich ein verwandelter Menſch. Du gehörteſt mir, alle Unruhe war ausgelöſcht. Die Schatten der Vergangenheit traten zurück vor dem goldenen Glanz der Gegenwart.

Ein ſeliges Jahr ging für uns dahin, doppelt ſelig, da das Glück, deſſen Verſagung ich in meiner früheren Ehe erſt als Leid, dann als Erleichterung gefühlt hatte, uns verliehen, unſere Ehe durch ein Kind geſegnet ward. Mit welchem Jubel begrüßte ich ſeine Geburt! Ich hatte dich, hatte das Kind, mein Glück war vollkommen. Und dann — dann kam der Tag“ —

„Sprich nicht weiter!“ rief Anna außer ſich. „Ich kann es nicht ertragen, davon zu hören!“

Wie im Traum ſprechend, fuhr er fort: „Ich ſehe alles noch vor mir: der feſtliche, ſchöne Saal, die mit Frühlingsblüten geſchmückte Tafel, das Kind in dem weißen Taufgewande auf deinem Schoß, dein Vater und ich voll Liebe über das Kind und dich gebeugt, die Freunde glückwünſchend herbeidrängend, und plötzlich, mitten unter uns“ —

„Halt ein, Anton, halt ein!“

„Das dämoniſch ſchöne Weib mit den rachefunkelnden Augen, das dir zurief, daß der Mann neben dir ein Betrüger ſei, daß du keinen Gatten, das Kind keinen Vater habe. Kann die Verdammnis ärgere Qualen haben als den Augenblick, da ich deinen Blick in ungläubigem Entſetzen auf mich gerichtet ſah und meine Augen vor dir niederſchlagen mußte? Ich ſah dich über dem Kind in deinem Schoße zuſammenbrechen. Was weiter geſchah, weiß ich nicht; es reichte an die Verzweiflung dieſes Augenblicks nicht heran.

Wie Jocza erfahren hatte, wo ich lebte, ich weiß es nicht. Hatten ihre eigenen Nachforſchungen ſie auf meine Spur gebracht? Hatte jener Handelsmann, in der Überraſchung, die Totgeſagte am Leben zu finden, von dem Reiſegefährten geſprochen, auf den die Nachricht von ihrem Tode ſo mächtig eingewirkt, und mich dadurch verraten? Ich vermag keinen Aufſchluß darüber zu geben.

Betäubt ließ ich alles über mich ergehen, die Verhaftung, die lange Vorunterſuchung, die Verurteilung. Ich hatte nur den einen Wunſch, dich noch einmal zu ſehen und zu ſprechen. Man ſagte mir, du ſeieſt krank. Ich ſchrieb dir. Meine Briefe kamen uneröffnet zurück.

Dann wurde ich als Züchtling in dieſes Haus gebracht. Ausgeſtoßen aus der Reihe der guten Menſchen, in der entwürdigenden Gemeinſchaft mit gemeinen Verbrechern, die Seele verzehrt von Reue und brennender Sehnſucht — Anna, Anna, glaube mir, ich büßte, was ich geſündigt hatte!

Daß mein Körper der Seelenpein nicht ſtandhielt, war das zu verwundern? Ich fühlte mit bitterer Freude, wie das Fieber ſich meiner geſchwächten Natur bemächtigte; ich kämpfte nicht dagegen an, hätte doch ſelbſt die Freiheit dich mir nicht wiedergeben können. Ich glaubte, mit dem Leben abgeſchloſſen zu haben. Erſt als ich hörte, wie nahe mein Ende ſei, da fühlte ich, daß ich nicht ſterben könne ohne deine Verzeihung. Anna, kannſt du mir vergeben?“

Ihr zuckender Körper ſchmiegte ſich dicht an den ſeinen. „Nimm mich mit dir, Anton! Dürfen wir uns im Leben nicht angehören, ſo laß den Tod uns vereinen!“

„Anna, vergißt du das Kind?“ rief er erſchrocken. „Soll es keine Mutter haben, weil es keinen Vater hat?“

Sie riß das Kind an ſich, als ſolle ſeine Berührung ſie vor der Verſuchung ſchützen. Als ſie die Augen wieder auf den Kranken richtete, ſah ſie, daß er wie leblos zurückgeſunken war. Entſetzt ſchrie ſie um Hilfe. Der Wärter und der Arzt eilten herbei. „Gehen Sie, gehen Sie, die Unterredung war zu viel für ihn!“

Während man ſich um den Ohnmächtigen oder Sterbenden bemühte, verließ ſie, das Kind an ſich gepreßt, den Saal.

* * *

Anna Roth war zu ihrem Vater zurückgekehrt, gefaßt und ruhig, aber noch verſchloſſener und in ſich gekehrter als vorher.

„Du haſt mir verſprochen, dich als frei zu betrachten, wenn du wieder hier biſt“, hielt der Vater ihr unmutig vor.

„Noch lebt Anton.“

Ja, noch lebte er. Die Todesnachricht, auf die der Vater mit zorniger Ungeduld, die Tochter voll ſchmerzlichen Bangens gewartet hatte, war nicht gekommen. Anna hatte, bevor ſie G. verließ, den Anſtaltsdirektor gebeten, ihr, ſobald Bergen geſtorben ſei, die Nachricht davon zukommen zu laſſen. Statt der Todesanzeige kam nach einigen Wochen die unerwartete Meldung, daß es mit dem Kranken beſſer gehe.

Was niemand und der Arzt am wenigſten geglaubt hatte, war eingetreten: die Erſchütterung durch das Zuſammentreffen mit der geliebten Frau hatte bei dem Patienten eine günſtige Kriſis herbeigeführt. Nach einer in Ohnmachten und Krämpfen verbrachten Nacht war der Kranke am anderen Morgen zwar todmatt, doch fieberfrei geweſen. Es war, als habe die lang erſehnte Ausſprache das Fieber hinweggenommen.

Eine Zeitlang blieb Bergens Leben noch durch ſeine große Schwäche bedroht, dann ſchwand auch dieſe.

Der Arzt wußte nicht recht, ob er ſich freuen oder ärgern ſolle. „Ein ſolcher Fall iſt mir noch nicht vorgekommen“, bekannte er dem Geiſtlichen. „Ich würde ihn für Schwindel halten, wenn mir andere davon erzählten. Es ſcheint wahrhaftig, daß unſer Zuchthaus ſich zur Kuranſtalt entwickelt. Wenn nichts dazwiſchenkommt, verläßt dieſer Bergen, wenn ſeine Zeit um iſt, unſere Anſtalt als geſunder Mann.“

Welcher von beiden Frauen Bergen dann angehören würde, das war eine Frage, die der Geiſtliche ſich mit um ſo größerer Teilnahme vorlegte, je näher ihn die letzte Zeit dem Kranken gebracht hatte.

* * *

Es war faſt ein Jahr ſpäter. Die Morgenſonne eines warmen Frühſommertags lag ſo golden auf den weitläufigen Gebäuden der Strafanſtalt zu G., als bärge ſich eitel Glück und Wonne hinter deren Mauern.

Auf einer Bank der Allee vor dem Strafhaus ſaß Anna Roth; das noch ſchmaler und blaſſer gewordene Antlitz war voll Spannung auf das Ausgangstor gerichtet. Heute wurde Anton entlaſſen. Keine unmittelbare Botſchaft war in dieſem Jahre zwiſchen ihnen hin und her gegangen; nur der Anſtaltsdirektor hatte ihr zuweilen einige Zeilen über Bergens Geſundheitszuſtand geſchrieben. Durch den Direktor war ſie auch von Tag und Stunde der Entlaſſung benachrichtigt.

Jetzt öffnete ſich das Tor, Anton Bergen trat ins Freie. Mit einem einzigen, gierigen Blick umfaßte Anna alle Einzelheiten ſeiner Erſcheinung. Würde ihr der Gatte in ſeinem alten, geliebten Selbſt gegenübertreten? Sie atmete hoch auf. Ja, er war es!

Man erlaubt den Sträflingen in den letzten Wochen vor ihrem Austritt Haar und Bart nach Belieben wachſen zu laſſen und ſtellt ihnen die Kleider wieder zur Verfügung, die ſie bei ihrer Einlieferung getragen haben. Bergen in ſeinem gutſitzenden Anzug, mit dem von braunem Haar und Bart umgebenen blaſſen, aber nicht krankhaften Geſicht, mit den ernſt und ruhig blickenden, dunkeln Augen glich in nichts dem von Reue und Todesſchauern verſtörten Kranken, deſſen Bild bisher ſo ſchrecklich vor Annas Erinnerung geſtanden hatte.

Bergen war einen Augenblick vor dem Gefängnistor ſtehen geblieben und blickte unentſchloſſen in den Sonnenſchein hinaus. Da ſah er eine zarte Frauengeſtalt von der nahen Bank her auf ihn zueilen.

„Anton!“ — „Anna, du hier!“ Ihre Hände umſchloſſen ſich, als wollten ſie nie wieder voneinander laſſen.

„Anna, wie wußteſt du? — Wo iſt das Kind? — Es fehlt ihm doch nichts? — Hat der Vater erlaubt, daß du kamſt? — Zürnt er noch?“ Seine Fragen überſtürzten ſich, ſo daß ſie kaum antworten konnte.

„Ich wohne mit dem Kinde bei der Tante. Sie wartet auf uns. Bei ihr ſind wir ungeſtört.“

Die kleine Wohnung der Tante prangte im Blumenſchmuck. An der Tür ſtand die kleine Anna, einen Strauß roter Roſen in der Hand, und ſagte, wobei ſie den Kommenden ernſt aus ihren großen, blauen Augen anſah: „Grüß' dich Gott, lieber Vater!“

Er riß das Kind an ſich und küßte die Lippen, die ihm ſo ſüßen Gruß geboten; dann reichte er der Tante, die ihm mit einem guten Wort entgegentrat, die Hand. Der Frühſtückstiſch war mit einladenden, von ihm lang entbehrten Erfriſchungen bedeckt; er vermochte aber nichts davon anzurühren, er hatte genug zu tun, die Frau zu betrachten, die doch nicht ſeine Frau war, und das Kind, das ſein Kind war, aber nicht ſo heißen durfte.

Die Tante ließ die lang Getrennten bald allein. Sie wollte das Kind mitnehmen, aber Bergen gab es nicht aus ſeinen Armen, und die Kleine neſtelte ſich dort ſo ſtill und friedlich ein, als wäre ſie von je auf dem Schoße des Vaters heimiſch.

In wortloſer Bewegung blickten Anton und Anna einander an; keins wagte, die Unterredung zu beginnen. Anna faßte ſich zuerſt. „Laß mich vor allem eine Frage an dich richten, Anton, von der alles übrige abhängt. Iſt es dir möglich, zu deiner Frau zurückzukehren?“

„Nein, Anna! Ich kenne keine Frau als dich.“

„So höre mich an, aber erſchrick nicht! Ich bin gegen den Willen meines Vaters hier. Er wollte mich einem anderen Manne vermählen; meine Weigerung hat ihn ſchwer erzürnt. Wir verſtehen uns nicht mehr, ich kann nie wieder zu ihm zurückkehren. Er hat mir mein kleines Erbteil von der Mutter her ausgezahlt; von den Zinſen und von dem, was ich mit der Nadel verdiene, vermag ich mit dem Kinde zu leben. Doch das iſt nicht die Hauptſache.“ Sie flocht die Finger aufgeregt ineinander. „Anton, ich habe viel in mir durchgekämpft, ſeit ich bei dir war, und ich bin zu einem Entſchluß gekommen. Wenn der Tod zu barmherzig war, uns zu ſcheiden, warum ſollten wir dem

Leben dieſes Recht zugeſtehen? Du haſt geſündigt und haſt dafür gebüßt, ich aber fordere meinen Anteil an deiner Schuld und an deiner Strafe. Du kannſt mir deinen Namen nicht geben — ich will dir angehören auch ohne deinen Namen. Ich weiß nichts mehr von Demütigung und beleidigter Frauenehre, ich fühle mich als deine Frau, wie ich mich als Mutter dieſes Kindes fühle, wenn mir auch das Geſetz nicht die Rechte deiner Frau gibt. Ich gehöre zu dir untrennbar und unauflöslich, ich werde nie einem anderen Manne angehören, nie meinem Kinde einen anderen Vater geben. Freiwillig und wiſſentlich will ich tun, was du mich unwiſſentlich begehen ließeſt. Ich bin dein; führe mich, wohin du willſt. Bei dir iſt meine Heimat, meine Ehre, mein Glück! Nun ſage mir, ob du mich willſt oder nicht!“

Sie warf ſich laut aufweinend an ſeine Bruſt; er drückte ſie an ſich lange, lange, in heiliger Stille.

Dann löſte er ſanft ihre Arme von ſeinem Halſe. „Möge Gott mir ſeine Seligkeit verſagen, Anna, wenn ich je vergeſſe, welches Opfer du mir bringen wollteſt; aber, Anna“ — er hielt ihr Antlitz von ſich ab, um ihr voll ins Auge ſehen zu können — „ich wäre deiner Liebe nicht wert, wenn ich dies Opfer annehmen wollte.“

„Kein Opfer!“ warf ſie ein.

„Doch, Geliebte! Du würdeſt es jetzt nicht als ſolches empfinden, wohl aber ſpäter. Auch ich habe viel in mir durchgekämpft, ſeit ich vor dem Tore der Ewigkeit ſtand und Gott mein Leben noch zurückwies. Ich habe das Geſetz übertreten; daß die Strafe hierfür auch auf dich fällt, iſt ihr ſchwerſter Teil. Aber ich will dich nicht mehr, als unvermeidlich iſt, unter meinem Unrecht leiden laſſen. Die äußerliche Unehre, die ich über dich brachte, konnte dein innerſtes Weſen nicht erniedrigen; du hatteſt keinen Teil an meinem Verſchulden. Sollte ich es jetzt dulden, daß du mit ſehenden Augen von deiner reinen Höhe herabſteigſt um meinetwillen?“

„Was liegt an mir? Ich will nichts, als dich glücklich machen.“

„Du könnteſt es nicht, Anna. In deiner Nähe würden die Vorwürfe, dir nicht den dir gebührenden Platz geben zu können, nie zum Schweigen kommen. Vielleicht würde im fremden Lande niemand auf uns achten; wenn wir uns aber auch voreinander entſchuldigten, in unſerem Kinde müßten wir uns immer von neuem verurteilen. Wie könnten wir es zum Guten erziehen, wenn wir ſelbſt wiſſentlich im Unrecht leben?“

Ihr Weinen war verſtummt. Schweigend ſaß ſie eine Weile mit geſenktem Kopfe da, dann hob ſie den Blick ſchnell zu ihm auf.

„Was willſt du tun? Du haſt deinen Entſchluß ſchon gefaßt.“

„Ja, Anna. Ich will heute noch, ehe die Verſuchung mich ſchwach findet, nach Ungarn reiſen und die Einwilligung Joczas zu unſerer Scheidung erbitten.“

„Sie wird ſie nie geben.“

„Wer kann das ſo beſtimmt wiſſen? Die Zeit mag auch ſie anders denken gelehrt haben. Daß ich für ſie verloren bin, muß ſie eingeſehen haben; ihren Rachedurſt hat ſie geſtillt. Wer weiß, ob ſie nicht neue Bande knüpfen möchte! An Bewerbern fehlt es ihr ſicher nicht.“

„Sie gibt dich nie frei, nie!“ flüſterte Anna. „Ich las es in ihren Augen.“

„Ich muß es verſuchen.“

„Und wenn ſie unerbittlich bleibt?“

„Dann müſſen wir warten, bis Gott die Stunde unſerer Vereinigung kommen läßt.“

„Wenn unſer Leben aber über dem Warten vergeht?“

„Dann müſſen wir unſere Liebe der Ewigkeit anvertrauen.“

„Und wir ſollen ganz getrennt ſein?“

„Das brauchen wir nicht. Ich will nach Amerika gehen, Anna, und dort für dich und mein Kind arbeiten. Das ſoll mein Troſt ſein, du haſt das Kind. Unſere Seelen aber können ſich auch über den Ozean hinüberfinden; nichts kann uns hindern, unſer getrenntes Leben vereint zu leben.“

„Ich kann es nicht, Anton!“ rief ſie mit bitterem Weinen. Er ſtand auf, das Kind ſanft von ſich ſchiebend, und ſchritt in tiefer Bewegung auf und ab. „Anna“, ſagte er dann, indem er vor ihr ſtehen blieb, „du ſagteſt, du wollteſt deinen Anteil an meiner Schuld und meiner Strafe. Nun gut, ſo hilf mir ſühnen, aber nicht indem du deinem beſſeren Selbſt untreu wirſt, ſondern mir hilfſt, dem meinen treu zu bleiben. — Wenn es dir zu ſchwer fällt“, fuhr er fort, als ſie noch immer ſchwieg, „wenn du zu deinem Vater zurückkehren und ſeinen Wunſch erfüllen willſt, an mir iſt es wahrlich nicht, dir ein Wort des Vorwurfs darüber zu ſagen. Vielleicht wäre es das beſte.“

Sie legte die zitternde Hand auf ſeine Lippen. „Nur das ſage nicht!“

Noch eine Weile ſaß ſie in ſich zuſammengeſunken, dann richtete ſie ſich entſchloſſen auf. „Du haſt recht, Anton; es ſei, wie du willſt. Wenn du aber reiſen willſt, dann fahre bald, und möge der barmherzige Gott geben, daß ſie dich nicht vergebens bitten läßt. — Aber“, ſetzte ſie leiſer hinzu, „ſie gibt dich nie frei, nie!“

* * *

Es war Nacht. Der Eilzug brauſte durch das Land den Karpathen zu. Seit zwei Tagen fuhr Bergen ſeinem Schickſal entgegen. Seltſam genug war ihm zumute, während er, in die Kiſſen des Eiſenbahnwagens zurückgelehnt, durch die Nacht dahinfuhr.

War anfangs das Bild der geliebten Frau und des Kindes, die er verlaſſen hatte, übermächtig in ſeiner Seele geweſen, ſo tauchte jetzt, je mehr die Reiſe ſich ihrem Ziele näherte, die Geſtalt der Frau vor ihm auf, die Tod und Leben für ihn in der Hand hielt.

Er dachte zurück an ſeinen kurzen Liebesrauſch und an die lange Reue, die ihm gefolgt war. Vergebens aber ſuchte er ſich das ſchöne Antlitz vorzuſtellen, wie es ihm anfangs in beglückter Liebe zugeſtrahlt; immer verzerrte ſich ihm dasſelbe zu dem Meduſenhaupt, das am Tauffeſt ſeines Kindes hohnlachend unter den entſetzten Gäſten erſchienen war. Auch das Bild des Knaben zog an ihm vorüber, der ſo zärtlich an ihm gehangen hatte. Wo mochte er ſein? Noch bei ihr? Und hatte ſie des Sohnes Seele ſchon mit Haß gegen ihn getränkt? Auch an die Felder dachte er, an die Forſten, die ſeiner Obhut anvertraut geweſen waren, und von ihnen ſchweiften ſeine Gedanken zu den Wäldern und Feldern, die vielleicht ſchon drüben über dem Ozean auf ſeine pflegende Hand warteten. Aber, wie er dem Bilde auch wehrte, zwiſchen den hohen Maisſtengeln mit den wehenden Blütenfahnen ſah er die zarte, blonde Frau wandeln, und auf den Stufen des Blockhauſes ſaß ſein Kind, einen Strauß roter Roſen in der Hand und den Ruf: Grüß Gott, lieber Vater! auf den Lippen.

Und zwiſchen dem Träumen und Wachen wallte immer wieder das ſeltſame Gefühl über ihn hin, frei zu ſein, nur dem eigenen Willen unterworfen, und nicht mehr mit Leib und Seele in entehrenden Banden zu ſchmachten.

Wo konnte er jetzt ſein? Er wiſchte den Nachttau von den Fenſterſcheiben und ſuchte ſich, trotz der Dunkelheit, zu orientieren. Jetzt erkannte er die Gegend. In ein paar Minuten kamen ſie über den Toroczko. Ob es noch immer die alte Brücke war, die über den tief unten gurgelnden und ſchäumenden Fluß führte?

Er lehnte ſich wieder in den Sitz zurück. Wenn er in ein paar Tagen denſelben Weg zurückmachte, würde er es als gebrochener, hoffnungsloſer Mann tun? Oder — o, der Gedanke war nicht auszudenken — konnte er als freier Mann zurückkehren zu der Geliebten und ihr die Botſchaft bringen: Nun darfſt du mir angehören vor Gott und der Welt!

Er ſchloß die Augen, um das Bild feſtzuhalten. Wie ſie ſich an ihn ſchmiegen würde, wie er ſie halten wollte, ſie und das Kind, wie — Doch was war das? Ein gellendes Pfeifen, laut, ſchrill, nicht enden wollend, durchdrang die Nacht. Verwirrtes Rufen, ein Schlagen von Türen und Fenſtern. Er fuhr auf, nach dem Fenſter zu. War der Zug ſchon auf der Brücke? Da taumelte er zurück. Ein furchtbarer Stoß ſchleuderte ihn bis an die andere Seite des Wagens und riß ihn nieder.

Um ihn krachte und ſplitterte, brach und knirſchte es, und zwiſchen dem Krachen und Berſten ein Gellen und Kreiſchen, ein Jammern und Schreien, als ginge die Welt in Stücke. Was war geſchehen? Mühſam richtete er ſich auf. Er war unverletzt. Die Pfoſten der Tür mochten ſich verſchoben haben, ſie war nicht zu öffnen; er mußte den Ausweg durch das Fenſter gewinnen.

Draußen empfing ihn ein wirres Durcheinander. Aus dem Zuge ſtürzten, kletterten, krochen verſtörte Menſchen, das Zugsperſonal rannte auf und ab, einzelne Lichter blitzten durch die Dunkelheit. Die Dampfpfeife war verſtummt; durchdringender aber noch als ſie ertönten Weherufe und Angſtgeſchrei und dazwiſchen, noch ſchrecklicher, dumpfes Stöhnen und Keuchen.

Der Zug war, noch mit der Hälfte der Wagen auf der Brücke, mit voller Geſchwindigkeit in einen Laſtzug hineingefahren, den ein Unfall drüben feſtgehalten hatte. Die Lokomotive lag zur Seite geſchleudert, der ſtarke Keſſel wie dünnes Blech gebogen und zerriſſen. Die nächſten Wagen waren zu einem Trümmerhaufen getürmt.

Bergen nahm ſich nicht Zeit, Umſchau zu halten. Kaum ins Freie gelangt, hatte er ſich den Helfern zugeſellt; hier riß er einen Trümmerhaufen auseinander, um einem Abgeſperrten den Ausweg zu bahnen, da zog er einen Verwundeten hervor, dort wieder brachte er eine ohnmächtige Frau in Sicherheit.

Plötzlich flammte ein blutigroter Schein durch die Nacht; das ausſtrömende Gas hatte ſich entzündet, und die Glut bedrohte die noch nicht aus dem Zuge Geretteten. Geſchrei wahnſinniger Todesangſt durchſchnitt die Luft.

Eben hatte Bergen ein Kind unter der toten Mutter hervorgeholt, die mit ihrem Leibe einen Schild über dasſelbe gebaut hatte. Erſchöpft ſtand er einen Augenblick ſtill. Und jetzt ließ der Feuerſchein ihn erſt den ganzen Umfang des Unglücks erkennen. Die altersſchwache Brücke war dem furchtbaren Stoße nicht gewachſen geweſen und in der Mitte auseinandergeborſten. Die letzten Wagen des Zuges waren ſchon in die Tiefe geſtürzt, nur einer hing noch, ſchon halb zertrümmert und von den vorderen Wagen nur notdürftig gehalten, über dem grauſen Abgrund.

Von dort her drang das gellende Rufen einer Frauenſtimme. Im nächſten Augenblick war Bergen zur Stelle. Den übrigen Inſaſſen mochte es gelungen ſein, ſich nach dem Zuge hinüberzuretten. Nur eine Frau war augenſcheinlich dabei ausgeglitten und hing jetzt, mit beiden Armen über dem Laufbrett liegend, frei über der Tiefe; nur mit dem einen Fuße hatte ſie in einer der herabhängenden Ketten einen ſchwachen Halt gewonnen. Jeden Augenblick konnte ſie vollends abgleiten und in den ſchäumenden Fluß hinunterſtürzen.

War es möglich, ſie zu retten? Über das Laufbrett zu ihr zu gelangen, ging nicht an; der eine Teil desſelben ſchwankte abgeriſſen hin und her, nur aus dem Inneren des Wagens heraus konnte ihr geholfen werden.

Bergen ſprang zurück und entriß einem Arbeiter ein Seil, das er ſich um den Leib ſchlang. Wirklich glückte es ihm, über Puffer und Ketten hinweg in den ſchräg hängenden Wagen zu gelangen und bis zu dem Fenſter hinzuklettern, unter dem die Unglückliche hing.

Jetzt bog er ſich vor, um ihr zuzurufen, daß Hilfe nahe ſei. In demſelben Augenblick ſchlug ein feuriger Schwall vom Zug herüber und lichtete die Nacht, wobei das aufwärts gerichtete Antlitz der Bedrohten wie das des Retters taghell beleuchtet wurde. Zwei entſetzte Augenpaare wurzelten ineinander. Das Weib, das Bergen vor ſich hängen ſah, war ſeine Frau!

Auch ſie hatte ihn erkannt. Eine wilde Angſt ſprach aus ihren Augen. Jetzt war die Gelegenheit für ihn da, ſich zu rächen! Wie der Blitz zog der Gedanke an ihm vorüber: Du brauchſt ſie nicht zu töten, du brauchſt nur ein paar Augenblicke mit deiner Hilfe zu zögern, und ſie iſt verloren, und du biſt frei!

Aber bevor der Gedanke ſich noch zur Verſuchung geſtaltet hatte, war er auch verſchwunden. Sie mußte in ſeinen Augen leſen, daß ſie nichts von ihm zu fürchten hatte. „Anton, hilf mir, hilf mir!“ wimmerte ſie.

Schon hatte er ihr das zur Schlinge geformte Seil zugeworfen. Er ſchrie ihr zu, wie ſie es, indem ſie den einen Arm losließ, über Kopf und Schultern ſtreifen, dann mit beiden Händen umklammern und mit den Knien verſuchen ſollte, das Laufbrett zu erreichen. Sie folgte wie ein Kind jeder ſeiner Weiſungen. Von ihm gezogen und gehalten, gelang es ihr, die Fenſteröffnung zu erklimmen. Jetzt hatte er ſie hineingezogen und half ihr zur Tür und über das Ketten- und Trümmerwerk hinüber auf den noch ſtehenden Teil der Brücke und von dort in wahnſinniger Haſt durch Rauch und Qualm auf das feſte Ufer hin, denn ſchon ſplitterte und krachte der Reſt der Brücke hinter ihnen zuſammen.

Er beſaß noch die Kraft, die wie leblos in ſeinen Armen Hängende aus dem Bereich des brennenden Zuges an eine ſichere Stelle zu tragen; dann ſank er, von der furchtbaren Anſtrengung überwältigt, neben ihr zu Boden.

Ein Hilfszug war gekommen und hatte die Paſſagiere, Geſunde wie Tote und Verwundete, nach dem nächſten Städtchen gebracht. Dort hatte man in Eile einen großen Güterſchuppen ausgeräumt und mit Stroh verſehen; hier bettete man die Verwundeten, während die Toten in einem kleinen Nebengebäude ihren Platz erhielten.

Unter den Verwundeten lag auch Jocza. Äußerlich unverletzt, hatte ſie die Schwäche, von der ſie nach ihrer Rettung befallen worden war, noch nicht überwunden. Bergen erholte ſich jedoch ſchnell. Während die übrigen Paſſagiere die Reiſe fortgeſetzt oder ſich in dem Städtchen zerſtreut hatten, war er geblieben, um für Jocza zu ſorgen, ſo gut es ihm möglich war. Angſtvoll griff ſie nach ſeiner Hand, ſo oft ſie glaubte, daß er ſich entfernen wollte. „Geh nicht fort, Anton“, bat ſie, „ich meine ſonſt, du willſt mich wieder verlaſſen. Sage, daß du jetzt immer bei mir bleibſt. Du haſt mir das Leben gerettet“, fuhr ſie unruhig fort, als er nicht antwortete, „und du hätteſt mich ſo leicht umkommen laſſen können! Wozu würdeſt du das getan haben, wenn du mir nicht verziehen hätteſt?“

„Ich bin gekommen, meine Freiheit von dir zu erbitten“, ſagte er ſanft, aber feſt. „Gib deine Einwilligung zu unſerer Scheidung, Jocza, und laß uns in Frieden auseinandergehen.“

Ihre Augen erweiterten ſich unheimlich. „Nie!“ ſtieß ſie hervor. „Nie! Du gehörſt mir.“

„Wie kannſt du erzwingen wollen, was ſich nicht erzwingen läßt?“

„Du haſt mich doch einſt geliebt, du wirſt mich wieder lieben. Ich will mich dir in allen Stücken fügen, du ſollſt keine Klage mehr über mich zu führen haben. Du und Ferencz, ihr ſollt es gut haben. Du weißt noch nicht, Anton, wie ich beglücken kann. Aber laſſen kann ich nicht von dir. Wenn du übers Meer gehſt, ich folge dir!“ Ihre Stimme nahm einen drohenden Klang an.

Er wandte ſich traurig ab. „Suche jetzt zu ſchlafen; dir und mir tut Ruhe not.“

Bergen ſuchte nach einem freien Platz in dem überfüllten Stationsgebäude. Die Abſpannung nach der körperlichen und ſeeliſchen Anſtrengung machte ſich mit aller Macht geltend. Den Kopf auf einen harten Holztiſch gelegt, verfiel er in eine Art Halbſchlummer. Da ließ ein Anruf ihn auftaumeln. Der Arzt, der ſich vorhin um Jocza gemüht hatte, ſtand vor ihm. „Ihre Frau verlangt nach Ihnen. Kommen Sie ſchnell!“

„Was iſt geſchehen?“

„Sie muß innerliche Verletzungen erlitten haben. Das Ende iſt nahe.“

Er ſtand neben ihrem Bett. Ein Blick in ihr verfallendes Geſicht zeigte ihm, daß der Arzt die Wahrheit geſagt hatte.

Sie erhob den Kopf mühſam und ſah ihn durchdringend an. „Ich ſterbe, Anton. Freuſt du dich darüber?“

Er ſchüttelte ſtumm den Kopf. Ihm war zumute, als müſſe er ſelber ſterben.

Ein Lächeln der Befriedigung flog über ihr Geſicht. „So liebſt du mich doch? O, ich wußte es ja.“ Sie rang nach Atem. „Ich habe nicht viel Zeit. Anton, alles, was ich beſitze, ſoll dir und Ferencz gehören, nur gelobe mir, die eine nicht zu heiraten, die mich von dir trennte!“

„Ich will nichts von deinem Hab und Gut. Laß uns in Frieden voneinander gehen, Jocza!“

Sie winkte ihm ungeduldig mit der Hand, ſie zu verlaſſen.

„Entfernen Sie ſich nicht zu weit“, flüſterte der Arzt. „Das Ende wird früher kommen, als ſie denkt.“

Eine Stunde ſpäter ſtand er wieder neben ihr.

„Anton, der Tod iſt da! Ich will gut machen, was ich dir Böſes angetan habe, nur ſage mir, daß du mich nicht verachteſt. Ich war deiner nicht wert. Daß ich das fühlte, das machte das Unglück unſerer Ehe aus. Sage, daß du mir verzeihſt.“

Er beugte ſich tief zu ihr nieder. „Verzeihe auch du mir, Jocza. Ich habe dir bitteres Unrecht zugefügt, erſt als ich dich zum Weibe nahm, dann als ich dich verließ. Du wärſt eine andere geworden, hätteſt du die Liebe bei mir gefunden, die du ſuchteſt.“

Ihr Antlitz, das nun erſt, da die Unruhe der Leidenſchaft und das üppige Leben von ihm ſchwanden, ſeine ganze, edel angelegte Schönheit zeigte, verklärte ſich.

„Siehſt du das jetzt ein, Anton?“ Sie lag eine Weile ganz ſtill. „Du willſt nichts mehr mit mir gemein haben; aber, Anton, du kannſt mich nicht hindern, droben auf dich zu warten. Dort, wo man nicht freit und nicht gefreit wird, dort wird es Platz für zwei Frauen neben dir geben. — Weinſt du um mich?“ Sie ſah verwundert auf die Träne, die auf ihre Hand gefallen war. „O Anton, du machſt mir das Sterben leicht! Doch ich habe nicht viel Zeit. Rufe Zeugen, ich will meinen letzten Willen kund tun. Doktor, ſchreiben Sie auf, was ich ſage. Sie werden bezeugen, daß ich bei Sinnen war, als ich meine Verfügungen traf.“

Der Arzt winkte ein paar Bahnarbeiter herbei.

„Ich vermache alles, was ich an barem Geld und liegenden Gründen beſitze, zur Hälfte meinem Sohne Ferencz Bathony, zur anderen Hälfte meinem lieben Gatten Anton Bergen“ — er wollte ſie unterbrechen, ſie winkte ihm haſtig Schweigen zu — „und wenn er es nicht nehmen will, ſo gehört die ihm zugedachte Hälfte ſeiner Tochter, der kleinen Anna Roth. Als einzige Bedingung knüpfe ich daran, daß er meinen Sohn ſtets bei ſich behalte und mit ſeinem Kinde zugleich erziehe. — Du verſprichſt es, Anton?“

„Ich gelobe es.“

„Nun iſt alles gut. Ich danke Ihnen, Doktor! Jetzt will ich mit meinem Gatten allein ſein.“

Die Umſtehenden zogen ſich zurück. Sie ſah mit leuchtenden Augen zu Anton auf. „Nun gehörſt du mir, für dieſe letzte Stunde nur mir allein. Was kann der Tod für Bitterkeit haben, wenn du bei mir biſt?“

Und er blieb bei ihr bis zuletzt. In dem ſchrecklichſten Todeskampf klammerte ſie ſich an ihn. Er wiſchte ihr den Schweiß von der Stirn und das Blut von den Lippen, er ſtützte ihre in wildem Krampf ſich bäumende Geſtalt und ſtreichelte die zuckenden Hände.

Sie hielt die Augen auf ihn gerichtet, bis ſie dunkel wurden. „Lebe wohl, Anton, küſſe meinen Knaben und“ — wie ein Hauch traf es ſein Ohr — „und grüße die andere und ihr Kind!“

Es war vorbei. Erſchüttert drückte Bergen ihr die Augen zu und faltete ihr die Hände über der Bruſt, in der das heiße Herz nun ausgeſchlagen hatte.

⁂

Wieder war faſt ein Jahr vergangen. Die Anerkennung von Joczas Teſtament und die Flüſſigmachung des Vermögens hatte viel Zeit in Anſpruch genommen. Anton und Anna hatten einander während dieſer Zeit nicht geſehen, aber Ferencz war beim Vater und ſorgte um ihn mit rührender Zärtlichkeit.

Jetzt ſtanden Anton und Anna in einer kleinen Kirche der großen Hafenſtadt H. vor dem Altar, um ihre Ehe von neuem einſegnen zu laſſen. Neben ihnen ſtanden Ferencz und Anna. Sie waren alle in Reiſekleidern; denn ſchon in einer Stunde ſollte das Schiff abgehen, das ſie der neuen Heimat zutrug.

Das laute, tiefe „Ja“ Bergens hatte ſich mit Annas zitterndem „Ja“ gemiſcht, die Ringe waren gewechſelt, die letzten Segensworte über ſie geſprochen. Anton hatte Anna und die Kinder in ſeine Umarmung gezogen; nun ſchritten ſie dem Ausgang der Kirche zu. Da erhob ſich eine Männergeſtalt von einer der Kirchenbänke. „Anna!“

Sie hob den Kopf, ein lauter Aufſchrei, und ſie lag an der Bruſt ihres Vaters.

„Ja, ich bin's. Ich mußte dir und deinem Gatten doch Glück auf den Weg wünſchen.“ Roth ſchüttelte Anton kräftig die Hand. „Reiſt mit Gott, meine Kinder! In ein paar Jahren denke ich auch nachzukommen, haltet mir immer ein Plätzchen bei euch bereit.“ Er beugte ſich zu den Kindern. „Macht eueren Eltern Freude und haltet gute Freundſchaft!“ ſagte er, ſie küſſend. „Und nun beeilt euch, das Schiff geht ab.“

Eilig ſchritten ſie durch das Hafengewirr dem Schiffe zu, das ihr Gepäck ſchon aufgenommen hatte. Die Landungsbrücke wurde eingezogen, die Schraube ſetzte ſich in Bewegung. „Lebt wohl! Lebt wohl!“

„Lebe wohl, Vater!“ — „Großvater lebe wohl!“ Eng an den Arm des Gatten geſchmiegt, ſtand Anna und ließ ihr Tuch zum Abſchied wehen. Auch die Kinder hielten ſich dicht aneinander gedrückt und wehten und winkten, ſolange die Geſtalt des Großvaters am Ufer zu unterſcheiden war. Dann wandten ſich ihre Augen dem weiten Waſſerſpiegel vor ihnen zu. „Hurra, nun geht's in die neue Welt hinein!“ rief Ferencz.

„Und in das neue Leben“, ſagte Anton, die Hand Annas mit feſtem Druck umſchließend. „Das alte iſt geſühnt.“

Aus der Frauenwelt.

— **Die ſtändige Deputation des Deutſchen Juriſtentages** hat den Beſchluß gefaßt, daß künftig auch weibliche Doktoren der Rechte einer deutſchen oder deutſch-ſchweizeriſchen Univerſität als Mitglieder in den Juriſtentag aufgenommen werden können.

— **Der preußiſche Juſtizminiſter** hat wegen Anſtellung weiblicher Gefangenentransporteure für die Sträflinge weiblichen Geſchlechts eine Rundfrage an die verſchiedenen Polizeibehörden gerichtet.

— **Am Königſtädtiſchen Gymnaſium** zu Berlin erhielten vier Damen nach gut beſtandenem Examen das Zeugnis der Reife zum Studium, unter ihnen auch Frau Martha Timm, die Gattin des Direktors der Handelsſchule in Potsdam.

— **In Rußland wird neuerdings** ſehr viel zur Begünſtigung der weiblichen Bildung und Erwerbsfähigkeit auf allen möglichen Gebieten getan. So hat z. B. der Verein zur Förderung der gewerblichen und kaufmänniſchen Ausbildung von Frauen und Mädchen in den verſchiedenen Stadtteilen von St. Petersburg zahlreiche Kurſe eingerichtet, in denen Schülerinnen zur Erlernung der Buchführung und Korreſpondenz in der ruſſiſchen, franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Sprache aufgenommen werden. Außerdem erhalten die Lernenden Unterricht in der Handhabung der Schreibmaſchine, in ruſſiſcher und deutſcher Stenographie, Schönſchreibekunſt, in der Eiſenbahn- und Zolltaxation uſw. Die aufzunehmenden Schülerinnen müſſen über ſechzehn Jahre alt ſein, mindeſtens eine Mittelſchule abſolviert haben und außer der ruſſiſchen eine fremde Sprache vollſtändig beherrſchen. — Die Mediziniſche Akademie in St. Petersburg hat populäre mediziniſche Kurſe eingerichtet, in denen gebildete Frauen und Mädchen theoretiſch und praktiſch in Maſſage, Heilgymnaſtik, in der Anwendung von Packungen, in der Hydrotherapie nach dem Kneippſchen Syſtem und in der erſten Hilfe bei Unglücksfällen unterrichtet werden. Die Hörerinnen dieſer Kurſe ſollen ſo weit vorgebildet werden, daß ſie bei plötzlichen Erkrankungen von Familienmitgliedern und bei Unfällen die Kranken bis zur Ankunft des Arztes richtig pflegen und behandeln können. — Auch mit der Ausbildung weiblicher Architekten will die ruſſiſche Regierung nunmehr einen Verſuch machen, und dieſer Abſicht entſprechend ſollen mit Beginn des Hauptkurſus in der Akademie der Künſte zu St. Petersburg weibliche Schüler für das Baufach angenommen werden, wozu ſich bereits zwei Damen gemeldet haben, und zwar die Frau eines dortigen Architekten und eine Ruſſin, die bisher in Berlin gelebt hat.

— **Zur Leiterin der gynäkologiſchen Univerſitätsklinik** in Montpellier wurde Frl. Dr. med. Gauſſel ernannt, als erſte Dame, der eine derartige wichtige Stellung bei einer Univerſität anvertraut wird. — In Frankreich iſt es übrigens den weiblichen Ärzten gelungen, noch andere offizielle Anſtellungen zu erhalten, die bisher dem weiblichen Geſchlecht verſagt geblieben waren. So hat kürzlich eine junge Ärztin, Frl. Dr. Sarah Broido, auf ihre Bewerbung hin den Poſten eines Schiffsarztes auf einem Paketboot der Compagnie Mixte erhalten, die ihre Dampfer zwiſchen Marſeille, Algier, Tunis und Sizilien verkehren läßt. Zwei weitere Kolleginnen der Damen ſind nunmehr ebenfalls bei dieſer Dampfergeſellſchaft um Anſtellung als Schiffsärztinnen eingekommen.

— **Die Univerſität Baſel geſtattet den Frauen** von jetzt ab das mit richtiger Immatrikulierung verbundene Studium, ſowohl ſolchen Schweizerinnen, die das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt und die ſonſtigen erforderlichen Vorbedingungen erfüllt, wie auch Ausländerinnen, die ihre Vorbildung im Kanton Baſel genoſſen haben. Eine erweiterte Lizenz zur Zulaſſung von Nichtſtudierenden zu einzelnen Vorleſungen unter leichteren Bedingungen wurde jedoch nicht genehmigt.

— **Dem beliebten, bisher vorzugsweiſe in** Amerika ausgeübten ſonderbaren Sport, die Welt zu durchwandern, ohne einen Pfennig Reiſegeld mitzunehmen, beginnen jetzt ſogar junge Damen der alten Welt zu huldigen, und zwar mit gutem Erfolg, wie es ſcheint. Die Pariſer Zeitungen berichteten, daß kürzlich Frl. Magdalene Cauchet aus dem Pariſer Stadtteil Montmartre von einer ſolchen ohne jedes Reiſegeld unternommenen Reiſe um die Welt glücklich nach Paris heimgekehrt iſt. Die wagemutige junge Dame hat in der Zeit von vier Jahren Belgien, England, Amerika, Südafrika, Auſtralien und Neuſeeland, Japan, China, Sibirien, Rußland, Deutſchland, Schweden und Dänemark, die Niederlande uſw. durchwandert und ſich während dieſer ganzen Zeit ausſchließlich durch Erteilung von Unterricht und namentlich durch Vorträge, die ſie in vielen Städten gehalten hat, ihren Lebensunterhalt erworben. In Auſtralien konnte ſie ſogar etwas erſpartes Geld zurücklegen und dieſes Sümmchen während des letzten Teils ihrer Reiſe noch vermehren. Mit allen erdenklichen Beförderungsmitteln hat ſich die unternehmende junge Weltwanderin vertraut gemacht und ſowohl den primitiven Baumkahn als auch das Fahrrad, Pferde und Mauleſel als Reittiere, Eiſenbahnen, Dampf- und Segelſchiffe uſw. benutzt.

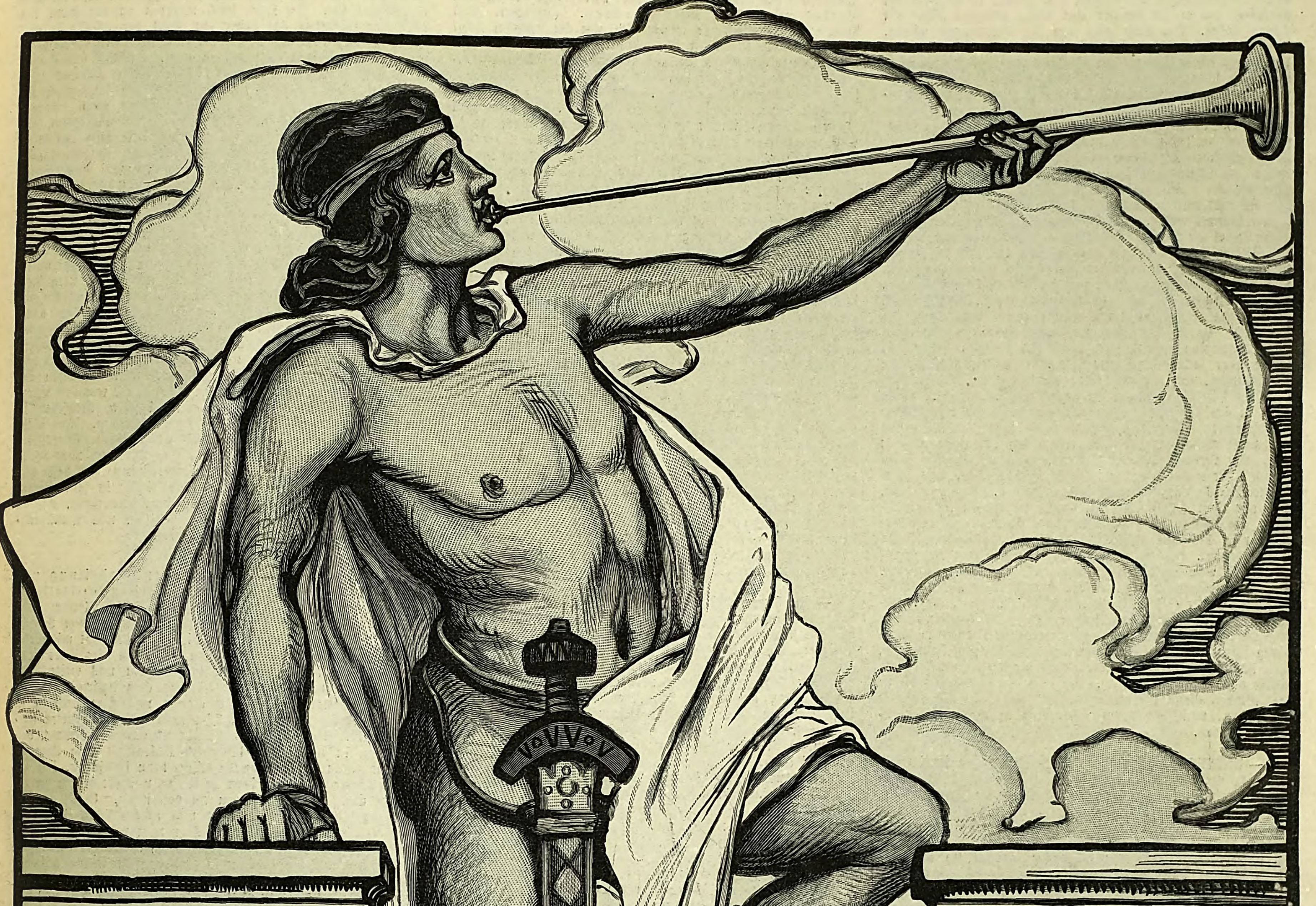
— **Die Schriftführerin des ſchottiſchen Frauenrats** für Frauengewerbe, Miß Irwin, iſt zum Mitglied der Königlichen Philoſophiſchen Geſellſchaft von Glasgow gewählt worden als erſte Dame, der dieſe Ehre ſeit dem Beſtehen der vor einem Jahrhundert begründeten Geſellſchaft zuteil wird.

Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.

Mit ſolches friſchen Mundes Pracht,
Mit ſolchen blanken Zähnen lacht,
Wer täglich, namentlich vor Nacht,
„Odol“ ſich zum Geſetze macht!

Illuſtrirte Zeitung

Begründet 1843.



Nummer 3146.

- Aus der Berliner Sezessionsausstellung: Liebermanns Papageienmann
- Franz v. Deák
- Die Prinzen August Wilhelm und Oskar von Preußen
- Der letzte Obrenowitsch
- Kundgebungen in Sofia
- Die neue Donaubrücke in Budapest
- Klaviervirtuosen der Gegenwart
- Das Frankfurter Einheitsdenkmal
- Die Ulmer Schutzhütte am Arlberg
- Die Paschawiese bei Rominten. Von R. Friese
- Eine Frage. Von R. Boeltzig

15. Oktober 1903.

- Beethovens Sterbehaus
- Das Grabmal der Kaiserin Friedrich
- Die schnellste Lokomotive der Welt
- Eine Vega-Büste
- Ein Monumentalbrunnen in Suhl
- Moderne Löwenbändiger
- Aus der Berliner Ausstellung für Reformtracht
- Die Kostüme für die Neuyorker Parsifal-Aufführung
- Bilder aus Marokko: Im heiligen Serhungebirge
- Die rote Stefka. Eine Geschichte aus Masuren von F. Skowronnek.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig und Berlin.

Vom Büchertiſch.

— Paul Heyſe, einer der vielſeitigſten Dichter ſeit einem halben Jahrhundert, iſt nun über ſiebzig Jahre alt, aber geiſtig noch wunderbar friſch und ſchier unermüdlich tätig. Seine Hauptſtärke liegt nach wie vor auf dem Gebiet der feinſinnigen Novelle, die mit Vorliebe pſychologiſche Prozeſſe der Frauenſeele behandelt. Als Dramatiker nimmt Heyſe gleichfalls eine angeſehene Stellung ein, obſchon ſie ſeiner Stellung als Novelliſt nicht gleichkommt. Daneben iſt er auch Lyriker, und wer ihn als ſolchen recht kennen lernen will, der nehme den vor kurzem von ihm erſchienenen Band zur Hand, der ſich betitelt: „Ein Wintertagebuch (Gardone 1901 bis 1902)“ (Stuttgart, J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachfolger; 2 Mk.). Wie bekannt, verlebt Heyſe den Winter ſeit Jahren in Gardone am Gardaſee, wo er am Seeufer eine ſchön gelegene Villa mit Garten beſitzt. Das Buch gibt nun die Stimmungen wieder, die den aus Geſundheitsrückſichten nach Gardone kommenden Dichter von ſeiner Ankunft am 15. November 1901 bis zur Rückkehr nach München am 25. Mai 1902 erfüllt haben. Sie ſind natürlich hervorgerufen durch die Situation und durch die herrliche Naturſzenerie. Demgemäß bietet das Buch viel lyriſche Meditation ſowie plaſtiſche Schilderung der paradieſiſchen Landſchaft und des ſich weithin ausdehnenden Gardaſees mit ſeinem liebenswürdigen Geplätſcher und ſeinem unheimlichen Brauſen. Perlen der Schilderung ſind in dieſer Beziehung die Gedichte „Die Schlucht“, „Winterſturm“ und „Mondnacht“. Das Gedicht „Im Advent“ zerſtört die Fabel, daß ſich über Italien ein ewig blauer Himmel wölbe. Zur Winterszeit verhüllen dort gar oft graue Nebel die Sonne; Reif liegt auf Lorbeeren und Oliven. Der Dichter liebt zwar noch das Daſein, das ſich ja für ihn ungleich günſtiger geſtaltet hat als für ſo manchen anderen Sterblichen; doch beſchleichen ihn des öfteren Todesgedanken. Herbſtliche Entſagung weht in den Dichtungen „Letzte Blüten“, „Der Traum“ (angeregt durch Ernſt Wicherts Tod) und „Die Pergola“. Im Alter ſteigen vor dem Geiſtesauge auch gern Jugenderinnerungen auf, man macht ſich wohl bisweilen Vorwürfe über unterlaſſene gute Taten. Charakteriſtiſch für die Aufrichtigkeit und zugleich Liebenswürdigkeit des Dichters ſind in dieſer Beziehung „Schlafloſe Reue“ und „Antonie“. Einen Blick in das Kurleben zu Gardone gewähren die ergreifenden Schilderungen „Der Fürſtenſohn“ und „Flirt“. Doch neben dem Ernſt waltet auch der Humor in dieſem „Wintertagebuch“; ſo in den Terzinen „Andere Zeiten“, in dem „Idyll“ und in „Flock“. Er regt ſich ferner in dem „Nachtgeſicht“, worin dem Dichter Böcklinſche Waſſergeſchöpfe erſcheinen. Heyſe iſt zwar, wie alle Welt ſeit langer Zeit weiß, ein großer Freund Italiens, das ihm ſo viele Stoffe für ſeine Novellen gegeben hat; aber er iſt doch auch nicht blind für die mancherlei Untugenden der Bewohner. Seinem Zorn über den italieniſchen Vogelmord gibt er in dem Poem „Jagdvergnügen“ beſonderen Ausdruck. Das „Wintertagebuch“ ſpiegelt das eigentümliche Weſen Heyſes getreulich wider — ſeine künſtleriſche Abgeklärtheit, die Innigkeit und Wärme ſeiner Empfindung, ſeinen ſchalkhaften Humor und die virtuoſe Beherrſchung der Formen, die hier ſehr mannigfaltig ſind: Blankverſe, Trimeter, Terzinen, Sonette, Hexameter, freie Rhythmen und Gaſelen, in denen der Dichter meiſt ſcharfe Kritik an der Geſellſchaft übt. Die aller Phraſe abholde ſchöne Natürlichkeit dieſes „Wintertagebuches“ zieht den Leſer immer wieder an, und ſo wird es ſicher viele Freunde und Freundinnen finden.

— Volksdichterinnen haben in Deutſchland von der Karſchin an ſtets die Teilnahme des Publikums, beſonders des weiblichen, gefunden. Gewöhnlich brachten perſönliches Unglück, Not und Leid ſolche Literaturkräfte an die Öffentlichkeit, und der ſchöne menſchliche Trieb, zu helfen, wandte ihnen nachhaltige Aufmerkſamkeit zu. Dieſe Erſcheinung hat ſich gerade in unſerer realiſtiſchen Zeit wiederholt gezeigt, ſo auch bei der frieſiſchen Volksdichterin Stine Andreſen, deren erſte Gedichtſammlung nun ſchon in 6. Auflage vorliegt. Wir haben ſeinerzeit über dieſe Poeſien berichtet, auch eine biographiſche Skizze mit dem Porträt der Dichterin veröffentlicht. Nun iſt von ihr ein mit ihrem Bild geſchmückter Band „Neue Gedichte“ (Buchhandlung der Anſtalt Bethel bei Bielefeld; geb. 2 Mk. 50 Pf.) erſchienen, aus dem wieder die Luft der Nordſee weht, die der Dichterin Wiege umbrauſt hat. Das Buch hat einen Abſchnitt „Vom Meeresgeſtade“, darin Stine Andreſen ihrer warmen Liebe zum Meer aufs neue klangvollen Ausdruck gibt. Sie ſchildert es in der Ruhe und in der Bewegung, wie in „Meeresleuchten“ und „Wellentanz“. Die Dichterin bedient ſich gern des Bildes, des Vergleichs und wirkt damit meiſt anſchaulich. Die Grundlage für dieſen und die übrigen Teile des Buches („Aus nah und fern“, „Aus Zeit und Leben“, „Gedichte vermiſchten Inhalts“, „Gelegenheitsgedichte“, „Aus Frieslands Sagenſchatz“) bildet der poſitiv chriſtliche Glaube der Verfaſſerin; ſie iſt fromm, auch im Unglück, von dem ſie ſchwer heimgeſucht wurde, und weiſt zum Troſte ſtets auf den Schöpfer hin. Daß der Ton dabei elegiſch iſt, liegt in der Natur der Sache. Die Dichterin preiſt die Tugenden des Chriſten in „Glaube, Liebe, Hoffnung“, die Arbeit in „Die beſte Freundin“, die Freundſchaft in dem Gedicht „Die Wunderblume“ und bietet manch packendes Lebensbild. Beiſpiele dafür ſind die Gedichte „Troſt“, „Der Meiſter und ſein Freund“ und „Das graue Tuch“. Eigentümlich im Kolorit iſt beſonders „Der Meiſter und ſein Freund“: ein Zimmermann mit ſeinem Hammer, den dieſer am Ende des Lebens nach Freud und Leid in die Flut wirft, wie der König von Thule den goldenen Becher. „Der älteſte Hammer“ betitelt ſich ein Gedicht an anderer Stelle; dieſer Hammer iſt geiſtiger Art und heißt das Gewiſſen. Die Verfaſſerin ſymboliſiert und meditiert überhaupt gern. Die Formen ſind durchgängig einfach, aber glatt; doch bedient ſich die Dichterin auch des öfteren des komplizierten Sonetts, das ihr trefflich gelingt. Ebenſo zeigt ſich Neigung zu dem immer wirkſamen Refrain. Lebendig epiſchen Stil zeigen die frieſiſchen Sagen, von denen der „Heidenſtein“ und „Meeresopfer“ uns am beſten gefallen haben. Das friſche, natürliche Talent Stine Andreſens offenbart ſich aufs neue in ihren „Neuen Gedichten“.

— Wollte man den ſog. Jüngſtdeutſchen in der Literatur glauben, ſo wären Leſſing, Goethe und Schiller ziemlich bemitleidenswerte Autoren, die allmählich mit Recht die Gunſt des Publikums verloren, da man gegenwärtig nur die reine Wirklichkeit ohne alle Schönfärberei, am liebſten in kraſſer Häßlichkeit, auf dem Gebiete der Kunſt leſen, ſehen und hören wolle. Dabei unterliegt es aber keinem Zweifel, daß das Volk nach wie vor an ſeinen großen Dichtern und Denkern feſthält, ſich die von ihnen überkommenen Geiſtesſchätze nicht rauben läßt. Ein Beweis dafür iſt auch der Umſtand, daß immer neue Monographien über dieſe Heroen erſcheinen, was ſicher nicht geſchähe, wenn ſie nicht mehr die Teilnahme der Nation hätten. Wie nach Palleske und Lewes noch immer neue Werke über Schiller und Goethe erſchienen, ſo nach Danzels vortrefflichem Buch auch neue Biographien und Würdigungen Leſſings. Den meiſten Erfolg hatte wohl Adolf Stahrs „Gotthold Ephraim Leſſing. Sein Leben und ſeine Werke“, nicht etwa wegen hervorragenden wiſſenſchaftlichen Wertes, ſondern wegen der populären, bequem lesbaren Darſtellung. Nun iſt ein neues, mehr als fünfhundert Seiten umfaſſendes Werk über den großen Dichter und Kritiker auf den Büchermarkt getreten: „Leſſings Leben und Werke“ von Adolf Wilhelm Ernſt. (Stuttgart, Karl Krabbe; geb. 6 Mk.). Es wendet ſich, wie der Verfaſſer ſelbſt ſagt, an weitere Kreiſe, iſt alſo gleichfalls populär geſchrieben. Natürlich hat der Autor, der von ſeinem Gegenſtand ganz erfüllt iſt, ſeine Vorgänger hier und da benutzt, dies aber auch immer gewiſſenhaft angegeben. Wir halten ſeine Arbeit für wohlgelungen und glauben, daß ſie ihr Ziel, das Leben und Streben Leſſings immer größeren Volkskreiſen vertraut zu machen, erreichen wird. Das Werk iſt in allen Teilen gemeinverſtändlich gehalten; es zeigt überall den Zuſammenhang Leſſings mit ſeiner Zeit und die Wechſelwirkung zwiſchen ihm und ihr. Ernſt weiß den Leſer für ſeinen Helden zu intereſſieren; er zeichnet ihn mit allen Vorzügen, verſchweigt aber auch ſeine Schwächen nicht und bringt ihn ſo dem Leſer menſchlich nahe. Die Darſtellung iſt lebendig und farbig; ſie malt die geiſtige Entwicklung Leſſings vom gärenden Schüler zum feurigen Kämpfer für Humanität, Wahrheit und Schönheit, der nach unruhigem Wandern ſeine Tage in dem ſtillen Wolfenbüttel beſchließen ſollte. Die verſchiedenen Phaſen, Leſſings wiederholter Aufenthalt in Berlin und Leipzig, dann in Breslau, Hamburg und Wolfenbüttel, ſind recht anſchaulich geſchildert; beſonders in dem Kapitel „Breslau und Minna von Barnhelm“ weht der Hauch des Siebenjährigen Krieges. Wie den Menſchen, behandelt der Verfaſſer den Dichter und Kritiker mit Liebe, indem er ſeine Werke eingehend und doch überſichtlich analyſiert — auch hier nicht blind gegen Fehler. So erhalten wir ein plaſtiſches Bild des für die Entfaltung des deutſchnationalen Geiſteslebens ſo ungemein wichtig gewordenen Mannes, von dem Schiller ſagte: „Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter, Nun du tot biſt, ſo herrſcht über die Geiſter der Geiſt.“ Der Sprache Leſſings hat Ernſt ein beſonderes Kapitel gewidmet, das den Werdegang der deutſchen Sprache ſeit Luther und die Bedeutung des Leſſingſchen Stils für ſie veranſchaulicht. Eine Zuſammenſtellung ſchlagender Ausſprüche Leſſings bildet den Schluß des vornehm ausgeſtatteten Buches.

— Vor kurzer Zeit iſt in Bad Reichenhall ein Mann heimgegangen, der den größten Teil ſeines arbeitsreichen Lebens in Südafrika verbracht hat, ein Mann, deſſen Name in den burenfreundlichen Kreiſen während des letzten Freiheitskampfes des niederdeutſchen Volksſtammes den beſten Klang hatte und oft laute Begeiſterung weckte: der Oberſt Adolf Schiel. Ein wechſelvolles, an intereſſanten Abenteuern überreiches Leben iſt mit ſeinem Hingange abgeſchloſſen; da lohnt es denn gerade jetzt, die Aufmerkſamkeit deutſcher Leſer auf das Buch zu lenken, in dem der Verſtorbene noch im vorigen Jahre ſelbſt ein Bild dieſes Lebens entworfen hat: „Dreiundzwanzig Jahre Sturm und Sonnenſchein in Südafrika“ von Adolf Schiel. Mit 139 Abbildungen (Leipzig, F. A. Brockhaus; geb. 10 Mk.). In bunter Folge wechſeln hier die mannigfaltigſten Ereigniſſe: Jagd und Krieg, friedliches Stilleben und hochpolitiſche Verhandlungen, koloniſatoriſches Schaffen und militäriſches Organiſieren, froher Sieg und qualvolle Gefangenſchaft. Aber was der Verfaſſer uns auch ſchildern mag, überall tritt er uns entgegen als ehrlicher deutſcher Mann, wohl ein Abenteurer in mehr als einer Hinſicht, aber ein Abenteurer, der auf ſein Deutſchland ſtolz iſt und in faſt allen Lagen die Ehre ſeines deutſchen Namens und den Ruhm ſeines Vaterlandes vor Augen hat. Friſch und feſſelnd iſt die Darſtellung; auch wer wähnt, Ähnliches ſchon oft geleſen zu haben, hört dieſer lebenswarmen Erzählung gern und aufmerkſam zu. Bald ſind es ergreifende Töne, die der Verfaſſer anſchlägt, bald ſieht ihm der Schalk aus den Augen, bald reißt er uns mit fort zu fröhlichem Lachen. Niemals beſchleicht uns ein Zweifel, ob das, was er erzählt, auch wahr ſei, ſo vortrefflich iſt die Darſtellung. Ein anderer, ſehr wertvoller Vorzug des Buches beſteht darin, daß der Inhalt ſich nicht bloß um Schiels eigene Perſon dreht, ſondern daß das Schickſal ſo manches uns bekannten Mannes mit ſeiner Erzählung verknüpft iſt und auch politiſche Tatſachen mit hinein verwoben ſind, nicht bloß über die Zulu und über die Buren, ſondern auch kolonialpolitiſche Ereigniſſe, die zwiſchen Deutſchland und England ſich abgeſpielt haben. Wer wird nicht noch heute mit lebhafter Teilnahme den intereſſanten Abſchnitt leſen über den Verſuch, die Santa-Lucia-Bai für Deutſchland zu erwerben, über Schiels Reiſe, die er in dieſer Angelegenheit im Auftrage des Zuluhäuptlings Dinigulu nach Bremen und Berlin machte, über ſeinen Empfang bei dem Fürſten Bismarck und über deſſen Stellung zu der wichtigen Frage. Dies auf der einen Seite und auf der anderen dann z. B. der komiſche Bericht über des Königs Cetewayo langen Bruder Makanene, der mit größtem Appetit unglaubliche Mengen Streuſelkuchen — „Kuchen mit Hagel“, wie er ihn nannte — vertilgte und überſatt von dem letzten Stück die Streuſeln abaß und den kahlen Kuchen ſeiner Lieblingsfrau mitnahm: zwiſchen derartigen Grenzen bewegt ſich der mannigartige feſſelnde Inhalt des Werkes. Es war ſchon manches Buches Schickſal, daß es die größte Verbreitung erſt nach dem Tode des Verfaſſers fand; möchte dieſes Schickſal auch Schiels Buch erleben.

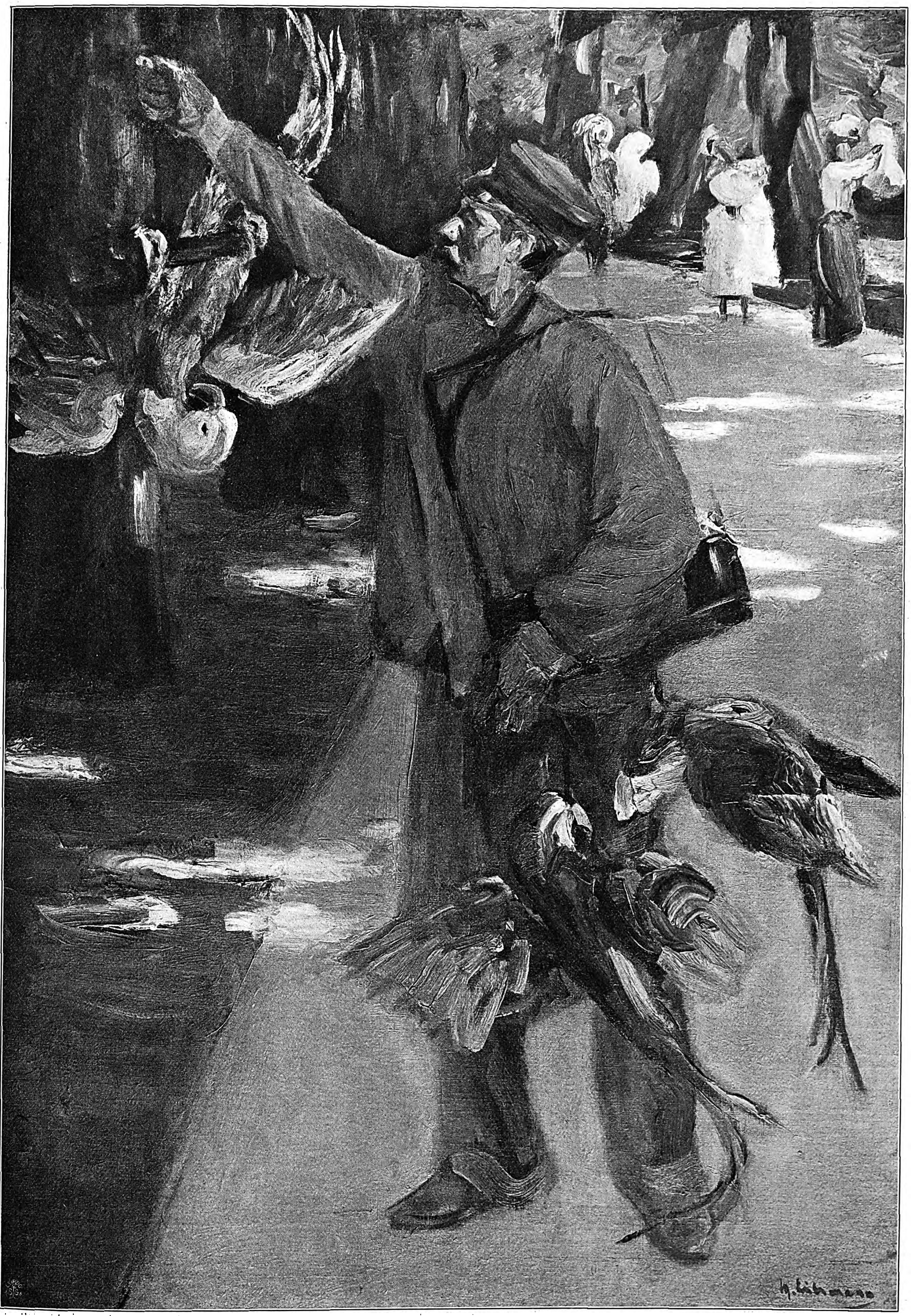
— So viele Opfer das ſchwierige Problem der Erreichung des Nordpols bisher auch gefordert hat, ſo ſchrecklich die wagemutigen Reiſenden ihre Leiden und Entbehrungen bei dieſen fruchtloſen Expeditionen geſchildert haben, finden ſich doch immer wieder neue Helden, die nach dem Ruhme dürſten, die Flagge ihres Landes auf den Pol zu pflanzen. Der letzte, der ſich dieſe Aufgabe geſtellt hat, iſt der Sproß eines Fürſtenhauſes, Prinz Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzog der Abruzzen, und war es ihm und ſeinen tapferen Genoſſen, vor allem dem Kapitänleutnant Cagni, trotz übermenſchlicher Anſtrengungen und der größten Energie auch nicht vergönnt, dieſes ſeit Jahrhunderten angeſtrebte Ziel zu erreichen, ſo iſt es ihm doch gelungen, dem Pol weſentlich näher zu kommen als alle ſeine Vorgänger. Am 24. April 1900 erreichte Cagni nämlich die Breite von 86° 34′; er war demnach nur noch etwa 3½° von ſeinem Ziel entfernt, während Nanſen, der bis dahin Erfolgreichſte in der Wettjagd nach dem Pol, bloß 86° 12′ erreicht hatte. Der Bericht über dieſe erſte italieniſche Nordpolexpedition iſt ein überaus intereſſantes Kapitel in der Geſchichte der Polarforſchung, und man muß dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig Dank wiſſen dafür, daß er eine deutſche Ausgabe dieſes Berichtes unter dem Titel „Die Stella Polare im Eismeer“ (geb. 10 Mk.) in vornehmer Ausſtattung und mit etwa zweihundert vorzüglichen Abbildungen veranſtaltet hat. Der Leſer lernt zunächſt an der Hand des fürſtlichen Verfaſſers das Leben an Bord der „Stella Polare“ während ihres Vordringens bis zur nördlichſten Inſel und während der langen Polarnacht 1899 kennen. Da Schiff und Mannſchaft Gefahr liefen, mußte das erſtere völlig geräumt werden; auf dem wüſten Kronprinz-Rudolfland fand man ein Winterquartier. Dem Herzog ſelbſt mußten zwei erfrorene Finger amputiert werden, und ſo war es ihm unmöglich, den Vorſtoß zu Land nach dem Pol zu leiten oder auch nur daran teilzunehmen. Dieſe Expedition wurde dem Kommandanten Cagni übertragen, und die Schilderung der wohl vorbereiteten und doch beinahe ſchrecklich geſcheiterten Reiſe bildet den intereſſanteſten Teil des wertvollen Buches. In jener fernen einſamen Welt, wo alles unter der Herrſchaft des Eiſes erſtarrt iſt, erwieſen ſich die vier Menſchen, die dieſem Ziele zuſtrebten, als wahre Rieſen. Drei blühende Menſchenleben gingen ſchon bei den Hilfsexpeditionen, die die Cagniſche Haupttruppe unterſtützte, zugrunde: Graf Querini, der italieniſche Bergführer Ollier und der Norweger Stökken kehrten nicht wieder ins Winterquartier zurück. Cagni verzeichnet Tag für Tag unter den entſetzlichſten Qualen und Entbehrungen, den Hungertod vor Augen, den furchtbaren Ernſt der Lage. Monate dauern die Wanderungen über die unter dem Einfluß des Windes und der Strömung ſich ſtauenden und preſſenden Eismaſſen des Polarmeeres, und wie ein Märchen erſcheint es, was von feſtem Willen und glühendem Enthuſiasmus beſeelte Menſchen in jenen Einöden des Todes auszurichten vermögen. Das Werk enthält auch einen intereſſanten Bericht des Arztes der Expedition, Cavalli Molinelli, über ſeine kühne Rückkehr zum Schiff, für einen Neuling in derartigen Expeditionen ein beſonders ſchwieriges Unternehmen; ferner über einige in ſein eigentliches Fach ſchlagende Fragen, aus denen hervorgeht, daß in jenen arktiſchen Gebieten es keine Bazillen und Krankheitskeime, ſogar keinen Rheumatismus gibt.

— Dr. Rudolf Kleinpauls „Neubearbeitung von Köhlers Italieniſch-Deutſchem und Deutſch-Italieniſchem Taſchenwörterbuch“ (Leipzig, Philipp Reclam jun.; 1 Mk. 50 Pf.). Der Verfaſſer, deſſen „Italieniſcher Sprachführer“ ſo viele Deutſche nach Italien begleitet, hat mit dieſer ſeiner neuen Publikation ein Werk geſchaffen, das jenes nützliche Büchlein in vielfacher Hinſicht ergänzt und weiterführt. Wenn der „Sprachführer“ hauptſächlich dem Italien in ſechzig Tagen durcheilenden Touriſten dienen und dem Neuling in ſeinem Verkehr mit Kellnern, Schaffnern und Lohndienern forthelfen will, iſt das „Taſchenwörterbuch“ darauf berechnet, den Deutſchen in Italien bei längerem Aufenthalt zum Umgang mit der guten italieniſchen Geſellſchaft zu befähigen, ihn gebildet ſprechen und ſchreiben zu lehren und die beiden Welten dieſeit und jenſeit der Alpen zu vermitteln. Es iſt deshalb einerſeits ſyſtematiſcher angelegt und in der Form eines richtigen Wörterbuchs gehalten, in dem man mit abſoluter Vollſtändigkeit jedes Wort der Umgangsſprache, dazu die wichtigſten Redensarten und Sprichwörter in alphabetiſcher Ordnung findet, anderſeits — ein nicht zu unterſchätzender Vorteil — um einen dem deutſch-italieniſchen gleichwertigen italieniſch-deutſchen Teil bereichert, ſo daß der Reiſende nicht nur ſeine eigenen Gedanken italieniſch ausdrücken, ſondern auch die auf ihn einredenden Italiener verſtehen lernt. Daſſelbe würde auch umgekehrt von den Italienern in Deutſchland gelten. Dieſes Ziel war nur von einem Autor zu erreichen, der in beiden Ländern zu Hauſe iſt, und dem infolgedeſſen beide Sprachen, die italieniſche wie die deutſche, in gleichem Maße geläufig ſind. Damit hängt zuſammen, daß ſich der Verfaſſer bei ſeiner Arbeit durchweg an die vortrefflichen, in Italien ſelbſt erſchienenen Wörterbücher und Enzyklopädien halten und ſie mit den deutſchen Originalwerken vergleichen konnte, ein Vorzug, der den meiſten Wörterbüchern ähnlichen Schlages, auch dem von Helene Michaelis, abgeht. Man darf behaupten, daß in dem kleinen inhaltreichen und dabei ſchön gedruckten Werkchen, deſſen Preis ſehr mäßig iſt, ein Schatz moderner italieniſcher Erfahrung und italieniſcher Wiſſenſchaft ſteckt, den zu heben allen Italienreiſenden empfohlen werden kann.

— Ein Buch über drahtloſe Telegraphie darf heute immer auf ein dankbares Publikum rechnen. Das von dem Profeſſor Auguſto Righi und dem Privatdozenten Bernhard Deſſau in Bologna gemeinſam verfaßte, vor kurzem im Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn in Braunſchweig erſchienene Werk über „Die Telegraphie ohne Draht“ (geb. 13 Mk.) iſt aber bei ſeinen inneren und äußeren Vorzügen beſonders dazu angetan, ſich die Aufmerkſamkeit eines großen Kreiſes allgemein gebildeter Leſer zu erringen. Ihnen vermittelt es die Kenntnis der Prinzipien, auf denen die von Marconi geſchaffene neue Anwendung der elektriſchen Wellen beruht, und führt die Entwicklung vor Augen, die unter den beſtändig wachſenden Anforderungen der Praxis die Methoden und Hilfsmittel der drahtloſen Telegraphie genommen haben. Ein ziemlich umfangreicher erſter Teil bietet einen gedrängten Überblick über den heutigen Stand der Elektrizitätslehre, weil andernfalls der zweite Teil, der ſich mit der Entſtehung und den Eigenſchaften der elektriſchen Wellen befaßt, nicht leicht verſtändlich ſein würde. Im dritten Teil des Buches iſt dann das eigentliche Thema „Die elektriſche Telegraphie ohne Draht“ behandelt. Der letzte Teil iſt der drahtloſen Telegraphie mit Hilfe des Lichtes und der ultravioletten Schwingungen gewidmet. Jeder der beiden Verfaſſer hat die von ihm übernommenen Kapitel ſelbſtändig bearbeitet. Das Buch iſt rückhaltlos zu empfehlen.

Illuſtrirte Zeitung

Nr. 3146. 121. Bd. Leipzig und Berlin. 15. Oktober 1903.

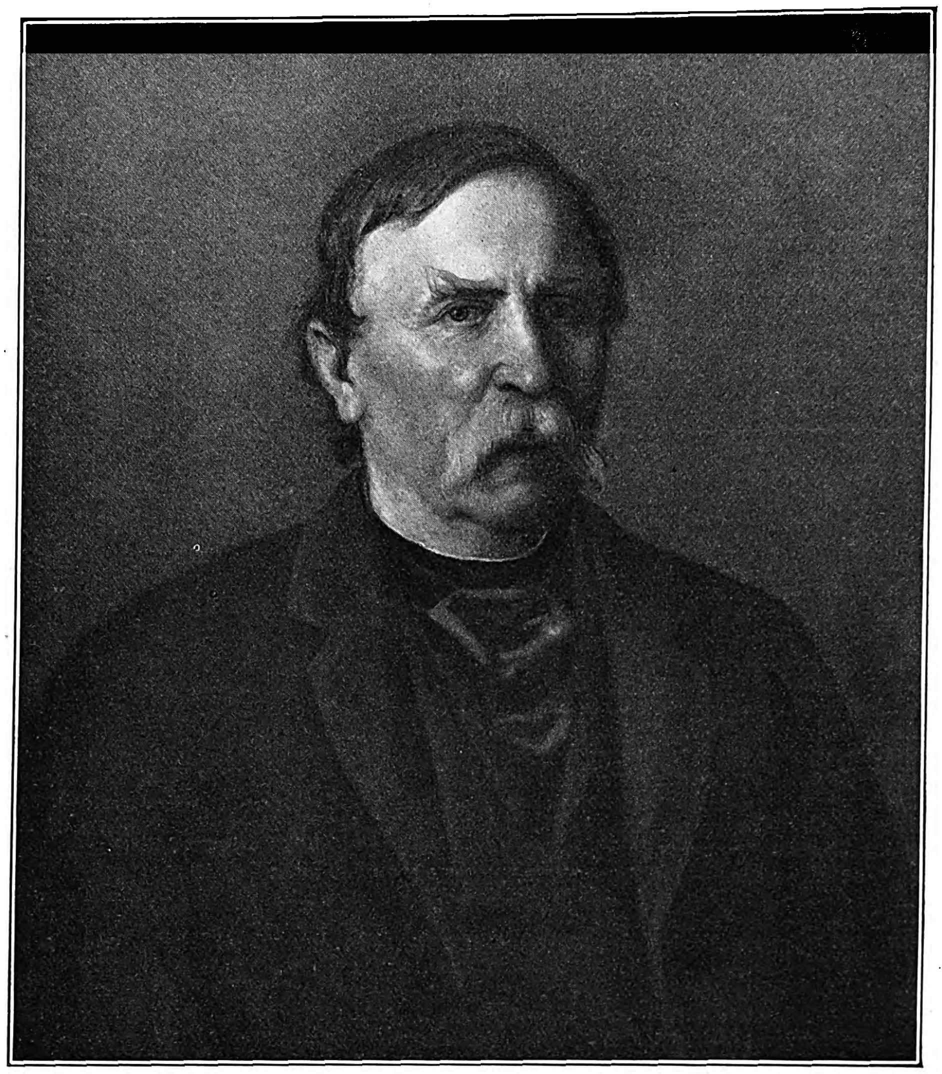


Aus der Berliner Sezeſſionsausſtellung: Der Papageienmann. Nach dem Gemälde von Max Liebermann.

Franz v. Deák.

Ein Gedenkblatt zu ſeinem hundertjährigen Geburtstag (17. Oktober).

[Nachdruck verboten.]



Franz v. Deák.

Nach einem Gemälde von Thán in der Nationalgalerie zu Budapeſt.

Der Schöpfer des modernen, politiſchen Ungarn, der Vater des Ausgleichs und des Dualismus, der größte magyariſche Staatsmann, Franz v. Deák, ſeit deſſen Geburt am 17. Oktober d. J. ein Jahrhundert verfloſſen ſein wird, gehört zu jenen hochverdienten Politikern, deren Wirkſamkeit nicht mit ihrem Tode aufhört. Seine glänzendſte Schöpfung, die Verſöhnung ſeiner Landsleute mit ihrem König und die verfaſſungsmäßige Wiedergeburt des ungariſchen Staates, hat die Zeiten überdauert trotz der zahlreichen Stürme, die darüber hingegangen ſind, und die den Dualismus in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern drohten. So iſt denn Franz v. Deák, obwohl ſeit ſeinem Ableben faſt drei Jahrzehnte verſtrichen ſind, kein Toter, kein Verſchollener, und ſein hundertjähriges Wiegenfeſt wird das dankbare Vaterland pietätvoll mit entſprechenden Feierlichkeiten begehen.

Während Männer, wie Ludwig Koſſuth und andere revolutionär geſinnte, radikale Politiker Ungarns, ihr Ziel dadurch zu erreichen ſuchten, daß ſie an die nationalen Inſtinkte und Leidenſchaften ihres Volkes appellierten und die allerſchärfſten und äußerſten Mittel im Kampfe um die Verfaſſung und um die ſtaatlichen Rechte Ungarns ins Treffen führten, lag die Macht, die Franz v. Deák ausübte, in ſeiner Beſonnenheit und in der maßvollen Art ſeines Auftretens nach oben wie nach unten. Bei aller Energie und unbeugſamen Tatkraft, die ihn zu jeder Zeit auszeichneten, bei aller Schonungsloſigkeit, womit er ſeinen Standpunkt während einer vierzigjährigen ſtaatsmänniſchen Laufbahn vertrat, erachtete er in ſeinen ſämtlichen Reden und Handlungen als den oberſten und leitenden Grundſatz für den Staat die Achtung vor dem Geſetz. Die ſtrenge Handhabung des Rechts bildete für ihn den Kern der Verfaſſung, das Salz des Staates, das dieſem Friſche und Lebenskraft verleiht.

Einem altadeligen, nicht ſehr begüterten Geſchlecht entſproſſen, erblickte Franz v. Deák zu Söjtör im Zalaer Komitat das Licht der Welt. Wie faſt alle ſeine Standesgenoſſen, widmete auch er ſich rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien, ſpeziell auf der Akademie zu Raab, und ging dann nach der Hauptſtadt ſeines Vaterlandes, Peſt, wo er das Advokatenexamen ablegte. Hierauf trat er in den Dienſt ſeines Heimatskomitats, erſt als Fiskal, dann als Waiſenſchul-Notar. Für die Jahre 1832 bis 1836 und 1839 bis 1843 in den Reichstag zu Preßburg gewählt, ſchwang er ſich bald durch ſein parlamentariſches Talent und ſeine charaktervolle Haltung ſowie ſein ungewöhnliches Wiſſen auf allen Gebieten der Rechtskunde und Verwaltungspraxis zum Führer der liberalen Oppoſition auf. Schon damals zeigten ſich alle jene Eigenſchaften bei ihm, die ihn ſpäter zum bedeutendſten Staatsmann Ungarns erhoben: ein ſcharfer, durchdringender Verſtand, ein beſonnenes Urteil, ein geſunder, von keinem Vorurteil und keinen Leidenſchaften getrübter Blick ſowie die überzeugende Macht ſeiner politiſchen Beredſamkeit, die, alle Phraſen und Überſchwenglichkeiten verſchmähend, immer auf den Kern der Sache einging. Es galt damals für Ungarn, das zu neuem Leben erwacht war, die Leibeigenſchaft aufzuheben, die Freiheit und Gleichheit der Konfeſſionen zu ſichern, Bürgſchaft für die Redefreiheit zu ſchaffen, den Adel zu Steuerleiſtungen heranzuziehen, dem Bürgerſtand das Recht zur Bekleidung öffentlicher Ämter zu erwirken uſw. In allen dieſen wichtigen Fragen ergriff Franz v. Deák das Wort, um mannhaft und entſchieden für die Ideale der Freiheit und der Gleichheit, die zu jener Zeit ſowohl ihn als auch Jung-Ungarn beſeelten, einzutreten. Er erntete ſolche Erfolge, daß Graf Stephan Széchényi, „der größte Ungar“, wie er genannt wurde, ihm ſchon 1840 neidlos die Palme der Führerſchaft zuerkannte.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts finden wir Franz v. Deák eifrig bei der Schaffung eines neuen Strafgeſetzbuches tätig. Seine Wahl in den Reichstag von 1843 ſchlug er aus, weil er in der Frage über die Beſteuerung des Adels ſeine ſelbſtändige Anſicht gegenüber der Konſervativen Partei feſthielt und die Reformpartei ſeine Wahl mit Gewalt durchſetzen wollte. Hörte man aber auch ſein Wort im Parlament nicht, ſo ließ er es um ſo nachdrücklicher in den Komitatsverſammlungen vernehmen. Im erſten verfaſſungsmäßigen Miniſterium Ungarns 1848 übernahm er das Juſtizportefeuille; er organiſierte das brachliegende und verkümmerte Rechtsweſen des ganzen Landes und verteidigte der öſterreichiſchen Regierung gegenüber die Anſprüche der Nation, während er gegen Koſſuth für die Politik der weiſen Mäßigung und ſtrikten Loyalität eintrat. Als die Gegenſätze zwiſchen dem Wiener Hof und dem ungariſchen Volke auf friedlichem Wege nicht mehr zu überbrücken waren, zog ſich Deák auf ſeine ländliche Beſitzung zu Kehida zurück, in Erwartung beſſerer Zeiten ausſchließlich der Bewirtſchaftung ſeiner Güter lebend.

Erſt um die Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts finden wir ihn wieder in der Hauptſtadt Ungarns, wo ſein beſcheidenes Stübchen — er war nie verheiratet — im Hotel Königin von England alsbald der Mittelpunkt für das politiſche Leben Ungarns wurde. Die Adreſſe, die er als Antwort des ungariſchen Reichstags 1861 auf die Thronrede verfaßte, bildete den Ausgangspunkt und die Grundlage der Verſöhnung zwiſchen König und Nation. Sie war eine Staatsſchrift erſten Ranges, ein glänzendes Plaidoyer für die Verfaſſung und die Freiheiten ſeines Vaterlandes. Wohl ſcheiterten damals die Ausgleichsverſuche, und zwiſchen Herrſcher und Volk ſchien wieder eine Kluft zu gähnen; allein Deáks berühmter Oſterartikel in der Zeitung „Peſti Napló“ vom 16. April 1865 bahnte neue Verhandlungen an. Als nach der Niederlage von Königgrätz (3. Juli 1866) Kaiſer Franz Joſeph den ungariſchen Staatsmann zu ſich berief, zeigte dieſer in einer Unterredung mit dem Monarchen den einzigen Weg zur Rettung: die Wiederherſtellung der ungariſchen Verfaſſung und die Regelung der gegenſeitigen Beziehungen auf Grund der Pragmatiſchen Sanktion. Der Ausgleich kam in der Tat zuſtande, ganz im Sinne der unterbreiteten Deákſchen Vorſchläge. Dieſes Staatsgrundgeſetz enthält die unerſchütterlichen Grundlagen für die Zuſammengehörigkeit beider Teile der Monarchie und wird für alle Zeiten von dem ſtaatsmänniſchen Genie ſeines Verfaſſers ſowie von deſſen Patriotismus ein beredtes Zeugnis ablegen.

Am 17. Februar 1867 wurde auf Deáks Vorſchlag das Miniſterium des Grafen Julius Andráſſy gebildet, nachdem er es vorher abgelehnt hatte, ſelbſt die Leitung eines neuen ungariſchen Miniſteriums zu übernehmen. Am 8. Juni desſelben Jahres wurde Kaiſer Franz Joſeph feierlich zum König von Ungarn gekrönt, und die Verſöhnung zwiſchen dem Monarchen und ſeinem Volke kam nach langen Kämpfen endlich zuſtande. Trotz aller Bemühungen ſeitens des Königs ſowie ſeiner Parteigenoſſen, Deák zur Übernahme eines Portefeuilles zu bewegen, weigerte er ſich deſſen auch ſpäter beharrlich; doch blieb er nach wie vor der Führer der Nation, die ausſchlaggebende Autorität. Ein antiker Charakter, fern von allem Strebertum und Ehrgeiz, verſchmähte er ebenſo jedes Ehrenamt, jede Würde, jeden Orden und Titel und blieb zeitlebens der ſchlichte, einfache Mann, der von hoch und niedrig begeiſtert verehrte „alte Herr“.

Die letzte Rede, die Franz v. Deák im ungariſchen Reichstag am 28. Juni 1873 hielt, galt der Religionsfreiheit. Sie iſt ein unvergeßliches Vermächtnis an die Nation, die es gewiß für alle kommenden Zeiten pietätvoll wahren wird. Seit jenem Tage kränkelte er immer mehr und mehr, und in der Nacht des 28. Januar 1876 verlor Ungarn einen ſeiner größten Söhne. Er wurde am 3. Februar mit königlichen Ehren beigeſetzt, und an ſeinem Sarge weinte auch die edle Königin Eliſabeth. An dieſer nationalen Trauer beteiligten ſich alle Schichten ſeines Vaterlandes, ohne Unterſchied der politiſchen Parteiſtellung. Auf einem der vornehmſten Plätze der ungariſchen Hauptſtadt wurde dem Vater des Ausgleichs ein großartiges Denkmal errichtet, das im November 1887 im Beiſein des Kaiſers und Königs Franz Joſeph feierlich enthüllt wurde. Ein literariſches Denkmal hat ihm Emanuel Konyi geſetzt, indem er die zahlreichen inhalts- und geiſtvollen Reden Deáks im Rahmen eines geſchichtlichen Textes in drei Bänden — in magyariſcher Sprache — herausgab. Das bleibendſte Denkmal hat ſich jedoch Franz v. Deák ſelbſt in den Herzen aller patriotiſchen Ungarn geſichert.

Dr. Adolf Kohut.

Wochenſchau.

Der Bundesrat des Deutſchen Reiches. — Der Bundesrat überwies am 8. Oktober den Antrag Bremens wegen Abänderung der Ausführungsbeſtimmungen zu dem Geſetz über die Schlachtvieh- und Fleiſchbeſchau vom 3. Juni 1900 und über die Fleiſchbeſchau- und Zollordnung dem zuſtändigen Ausſchuß, ebenſo den Antrag Preußens auf ſpäteres Inkrafttreten von Vorſchriften des Geſetzes über weitere Abänderungen des Krankenverſicherungsgeſetzes vom 25. Mai 1903 für die preußiſchen Knappſchaftskaſſen. Den zuſtändigen Ausſchüſſen wurden ferner überwieſen die allgemeine Rechnung über den Landeshaushalt von Elſaß-Lothringen für das Rechnungsjahr 1898, der Entwurf von Ausführungsbeſtimmungen zu dem Geſetz über die Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten vom 30. Juni 1900 und der Entwurf eines Geſetzes über die Ausprägung von 20 Mill. ℳ in Kronen.

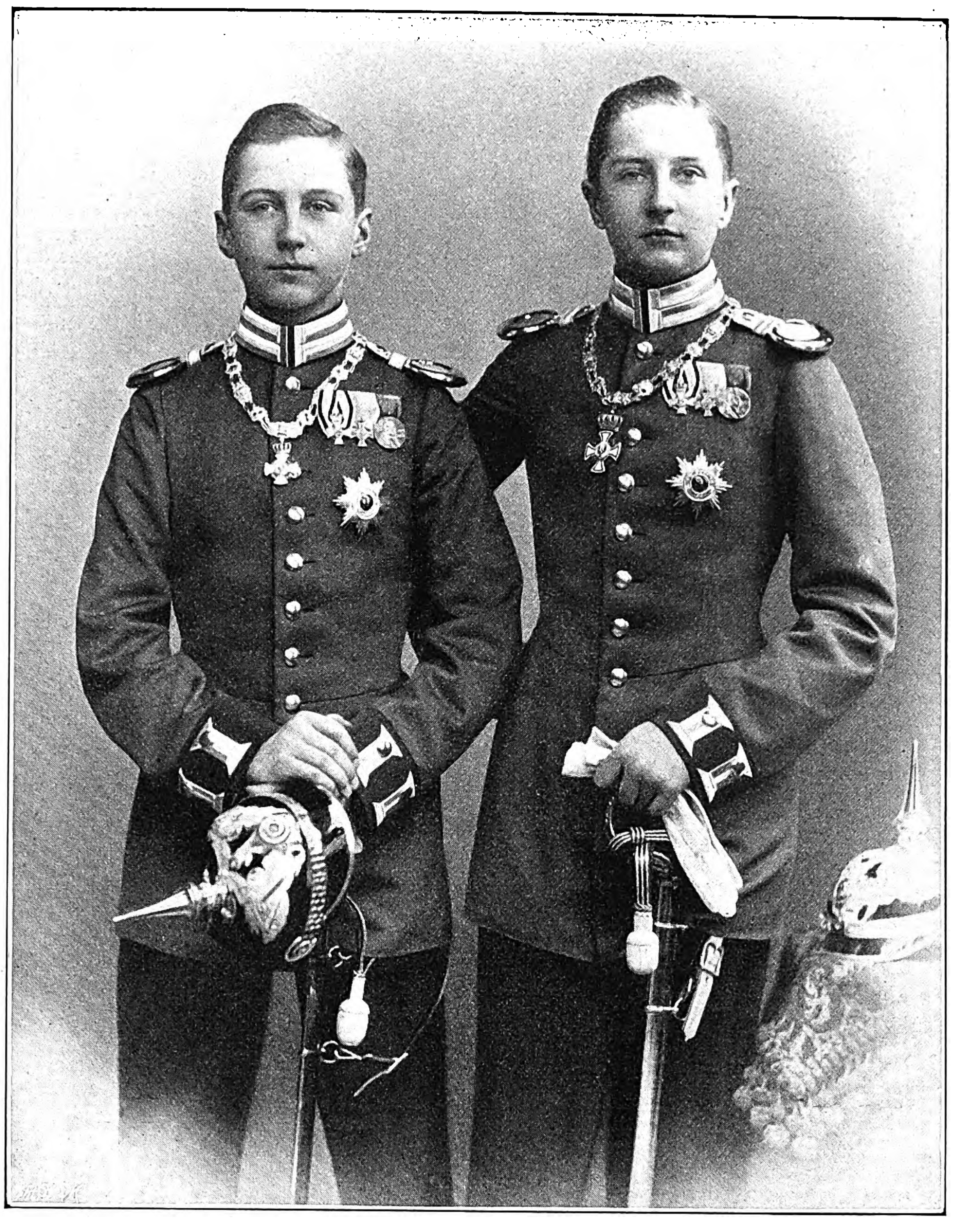
Die preußiſche Regierung und die Sozialdemokratie. — Der preußiſche Miniſter des Inneren, Frhr. v. Hammerſtein, hat vor kurzem im Regierungsgebäude zu Erfurt eine Rede gehalten, in der er über die Stellung der Regierung zur Sozialdemokratie folgendes ausführte: Die Preſſe habe der Regierung Vorwürfe gemacht, weil ſie angeſichts der den revolutionären Charakter der Sozialdemokratiſchen Partei klar zum Bewußtſein bringenden Beſchlüſſe des Dresdener Parteitags nicht ſofort mit beſtimmten Gegenmaßregeln geantwortet hätte. Die Regierung habe aber die Überzeugung, daß durch dieſe Verhandlungen jedem patriotiſch denkenden Deutſchen die Augen geöffnet ſein müßten, und ſie hoffe beſtimmt, daß es der deutſchen Bürgerſchaft gelingen werde, eine Geſellſchaft, deren Endbeſtrebungen ſo unverhüllt auf den Umſturz der beſtehenden Staatseinrichtungen, ja ſogar auf Beſeitigung der Religion gerichtet ſeien, aus eigener Kraft von ſich abzuſchütteln, und daß ſie die dazu geeigneten Mittel und Wege finden werde. Es ſei vielfach die Befürchtung laut geworden, daß eine Folge des Anwachſens der Sozialdemokratie entweder die Revolution oder die Reaktion ſein könnte. Sollten wirklich revolutionäre Beſtrebungen zum Ausbruch kommen, ſo habe die Staatsregierung genügende Machtmittel in den Händen, um dergleichen ſofort zu unterdrücken. Anderſeits würden derartige Beſtrebungen keinesfalls auf die Staatsregierung die Wirkung üben, daß ſie ſich beirren ließe, auf dem Wege, den ſie mit der ſozialpolitiſchen Geſetzgebung auf Grund der Botſchaft unſeres großen Kaiſers Wilhelm eingeſchlagen habe, fortzuſchreiten und den Ausbau der Geſetzgebung zum Wohle der arbeitenden Klaſſen nicht aus dem Auge zu verlieren.

Die Wiederergänzung des britiſchen Kabinetts Balfour. — Das Kabinett Balfour iſt in folgender Weiſe ergänzt worden: Auſten Chamberlain, Schatzkanzler; Alfred Lyttleton, Kolonialſekretär; John Brodrick, Sekretär für Indien; Graham Murray, Sekretär für Schottland; Lord Stanley, Generalpoſtmeiſter; Arnold Forſter, Staatsſekretär des Kriegsamts. Auſten Chamberlain, Sohn des vor kurzem zurückgetretenen Staatsſekretärs des Kolonialamts Joſeph Chamberlain, 1863 geboren, 1892 in das Parlament gewählt, wurde 1895 Zivil-Lord der Admiralität, 1900 Finanzſekretär des Schatzamts und beim Amtsantritt Balfours Generalpoſtmeiſter. Alfred Lyttleton, der jüngere Bruder des Oberkommandierenden der Truppen in den neuen ſüdafrikaniſchen Kolonien, 1857 geboren, iſt ſeit 1895 Mitglied des Parlaments. John Brodrick, wie Auſten Chamberlain ſchon vorher Angehöriger des Kabinetts Balfour, war 1895 bis 1898 Unterſekretär im Kriegsminiſterium, nachdem er dieſer Behörde vorher als Finanzſekretär angehört hatte, und ſeit der Neubildung des Kabinetts durch Lord Salisbury 1900 Staatsſekretär des Kriegsamts. Andrew Graham Murray, der neue Sekretär für Schottland, war ſeit 1896 Lord-Advokat für Schottland. Lord Stanley, der älteſte Sohn des Earl of Derby, 1865 geboren, während des Südafrikaniſchen Krieges zuerſt Preßzenſor, dann Privatſekretär des Lord Roberts, bekleidete ſeit 1900 das Amt des Finanzſekretärs im Kriegsamt. Arnold Forſter hat bisher als Parlaments- und Finanzſekretär der Admiralität fungiert. — Am 9. Oktober wurde der Neffe des Herzogs von Devonſhire Viktor Cavendiſh zum Finanzſekretär des Schatzamts, der Earl of Percy zum Unterſtaatsſekretär des Auswärtigen ernannt.

Der Finanzplan Joſeph Chamberlains. — In der großen Saint Andrew's Hall zu Glasgow, die fünftauſend Sitzplätze umfaßt, hat Joſeph Chamberlain am 6. Oktober ſeinen Redefeldzug gegen die zollfreie Einfuhr und für die Vorzugsbehandlung der Kolonien begonnen. Chamberlains vorläufiger Plan geht dahin, einen Zoll von zwei Shilling auf fremdes Getreide und einen entſprechenden Zoll auf Mehl, auf das Getreide aus den britiſchen Beſitzungen aber keinen Zoll zu legen. Er ſchlägt ferner vor, einen Zoll von 5 Proz. auf fremdes Fleiſch mit Ausnahme von Speck und auf fremde Molkereierzeugniſſe zu legen und den Kolonien eine weſentliche Bevorzugung für ihre Weine und Früchte zu gewähren. Anderſeits macht er den Vorſchlag, nur dreiviertel des Zolles auf Tee und nur die Hälfte des Zuckerzolles zu erheben ſowie eine entſprechende Herabſetzung des Zolles auf Kaffee und Kakao eintreten zu laſſen. Nach Chamberlains Schätzung würden die Mindereinnahmen des Schatzamts durch alle dieſe Maßnahmen $2,_8$ Mill. Pfd. St. jährlich betragen; dieſer Fehlbetrag ſei aber reichlich wieder einzubringen durch einen Zoll von 10 Proz. auf fertige Fabrikate aus dem Ausland.

Reform und teilweiſe Abrüſtung auf der Balkanhalbinſel. — Die an den öſterreichiſch-ungariſchen und den ruſſiſchen Botſchafter in Konſtantinopel, Frhr. v. Calice und v. Sinowjew, ergangenen Inſtruktionen nehmen die Beſtellung chriſtlicher Verwaltungsorgane höherer Ordnung in Mazedonien in Ausſicht, denen eine autonome Stellung und größerer Einfluß auf die Durchführung der Reformen und insbeſondere auf die Repatriierung eingeräumt werden ſoll. — Das bulgariſche miniſterielle Blatt „Dnevnik“ meldete am 8. Oktober, daß die Hohe Pforte und die bulgariſche Regierung ſich in der Frage der Abrüſtung verſtändigt hätten. Bulgarien werde 20000 und die Türkei 40000 Mann entlaſſen. Nach Durchführung des Abkommens werde Bulgarien alle kürzlich zu den Fahnen gerufenen Reſerviſten entlaſſen.

Eröffnung der ſerbiſchen Skupſchtina. — Die Skupſchtina wurde am 7. Oktober mit einer Thronrede eröffnet, in der König Peter dem abgetretenen Kabinett Awakumowitſch ſeine Anerkennung dafür ausſprach, daß es in ſchweren Augenblicken die Regierung übernommen und damit jede Störung der Ordnung verhindert, ferner das Gleichgewicht des Staatshaushalts, die Reviſion des Preßgeſetzes und des Geſetzes, betreffend die Autonomie der Diſtrikte und der Departements, durchgeführt habe. Der König ſprach die Hoffnung aus, daß die Skupſchtina in jeder Beziehung die Vervollkommnung der Streitkräfte des Landes unterſtützen werde. Die Regierung werde ihr möglichſtes tun, der Volkswirtſchaft Serbiens eine neue Grundlage zu geben. Die Beziehungen Serbiens zum Ausland ſeien normal. Der König wünſchte weiterhin, die überlieferten brüderlichen Bande, die Serbien mit Rußland verknüpfen, zu pflegen, die beſtehenden guten Beziehungen Serbiens zu Öſterreich-Ungarn zu befeſtigen ſowie eine innigere Verbindung zwiſchen Serbien und denjenigen Balkanländern herzuſtellen, die mit ihm durch die Stammesgemeinſchaft verwandt ſind. Hinſichtlich der mazedoniſchen Wirren rechtfertigte die Thronrede die neutrale Haltung des Königreichs im Vertrauen auf die guten Abſichten des Sultans, der die ſerbiſche Nation in Mazedonien durch Irade anerkannt hat.



Die Prinzen Auguſt Wilhelm und Oskar, die am 17. Oktober zu konfirmierenden Söhne des Deutſchen Kaiſerpaars.

Nach der neuſten Aufnahme von J. C. Schaarwächter in Berlin.

Aus der Berliner Sezeſſionsausſtellung.

Der Papageienmann.

Gemälde von Max Liebermann.

Dem in Nr. 3133 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 16. Juli d. J. vorgeführten Bilde der „Bleiche“ von Max Liebermann geſellen wir heute in dem „Papageienmann“ eine der beiden jüngſt erſt vollendeten und auf der diesjährigen Ausſtellung der Berliner Sezeſſion an die Öffentlichkeit getretenen Schöpfungen des Meiſters, die bei der Beſprechung jenes älteren Werkes bereits kurz erwähnt und gewürdigt wurden. Dem Zoologiſchen Garten zu Amſterdam — nicht dem zu Frankfurt, wie es damals in verwechſelnder Erinnerung an die dort von Slevogt gemachten Studien irrtümlich in die Feder floß — entſtammt das Motiv der Darſtellung. In der Papageienallee des Gartens, die der Künſtler mit dem ſie tief hinein erfüllenden Menſchengewoge in einem zweiten Bilde gleichen Formats uns meiſterlich ſchildert, werden die Vögel mit den metallenen Reifen, in denen ſie an den Bäumen hängen, in vorgerückter Nachmittagſtunde von ihrem Wärter abgenommen, um zur Nachtruhe aus dem Freien in ihre Käfige überzuſiedeln. Was Liebermann bei der Beobachtung dieſer Szene feſſelte und ihn zu ihrer Wiedergabe veranlaßte, iſt ſelbſtverſtändlich nicht der dargeſtellte Vorgang an ſich, ſondern der maleriſche Reiz, durch den er ſein Auge gefangennahm, der ſtarke und feine Zuſammenklang von Farben und Tönen in dem grünen, vom Licht durchſchimmerten Laubwerk, in dem graubraunen Erdreich des Weges, über den die Sonnenſtrahlen dahinhuſchen, in dem bunten Gefieder der Vögel, in der charakteriſtiſchen Geſtalt des Mannes, der ſein gewohntes Tagewerk in gewohnter Weiſe tut, in den Kleidern der vereinzelten Spaziergänger, die weiter rückwärts in der Allee auftauchen und die bewegte Szenerie noch bewegter machen. Dieſes Ineinanderſpielen der verſchiedenſten koloriſtiſchen Werte und ihr Herausarbeiten zu überzeugendſter Wahrheit der Wirkung iſt die Aufgabe, die den Künſtler lockte; getragen aber wird ihre Löſung von der auch hier wieder glänzend bewieſenen Fähigkeit Liebermanns, im maleriſchen Schein der Dinge zugleich ſie ſelber zu voller Wirklichkeit, zu lebendigem Leben werden zu laſſen. Das Bild, dem der Beſchauer gegenüberſteht, wandelt ſich ihm unvermerkt in ein ſo bewegtes und beſeeltes Daſein, daß er das Kreiſchen der Vögel zu hören vermeint, die von ihren Plätzen hinweggetragen werden.

Das iſt es, was die Kunſt Liebermanns als Suggeſtion des vollen Lebens von Anfang an erſtrebte und in immer erneuten Anſätzen immer vollkommener zu erreichen wußte. Als ein dauerndes Ringen mit der Natur, der er in ihrer künſtleriſchen Wiedergabe immer näher zu kommen ſtrebt, ſtellt die Entwicklung des Meiſters ſich dar, und jede Etappe dieſes Weges wird durch Werke bezeichnet, deren dauernder Wert dadurch geſichert erſcheint, daß ein jedes von ihnen der Ausdruck eines in dieſem oder jenem Sinne ſich bekundenden neuen Könnens iſt. Das äſthetiſche Vergnügen, das daraus erwächſt, daß man fühlt, wie es der ſchaffenden Menſchenkraft gelingt, die Dinge, denen ſie gegenüberſteht, für einen ſelbſtgewollten Zweck zu bezwingen und zu meiſtern, iſt der nicht geringſte Genuß, den die Schöpfungen Liebermanns uns gewähren. Einer jeden Vollendung folgt bei ihm ein ſtets wieder neues Aufnehmen gleicher Gedanken von wieder anderer Seite her. Man erinnere ſich, wie er in ſeinen faſt farbloſen „Netzflickerinnen“ zu einer monumental wirkenden Auffaſſung eines im Grunde alltäglichen Lebens gelangt war, um die ſo eroberte Erſcheinungswelt nun in dem Bilde „In den Dünen“ auch im Reiz einer reicheren Farbe zu erfaſſen, wie er ſpäterhin in dem „Biergarten zu Brannenburg“ und in den Schilderungen aus Laren den flüchtigen Moment noch energiſcher zu packen begehrte, als es ihm vorher längſt ſchon gelungen war, und man wird in dem „Papageienmann“ die reife Frucht des bei ihm nicht raſtenden Strebens erkennen, mit dem Ausdruck bewegteſten Lebens auch den höchſten Zauber des farbigen Reizes zu verſchmelzen, mit dem dieſes Leben ſich umkleidet.

Fendler.

Zur Konfirmation der Prinzen Auguſt Wilhelm und Oskar von Preußen.

Am 17. Oktober, dem Vortag der Enthüllung der beiden Denkmäler ihres Großelternpaars vor dem Brandenburger Tor, werden der vierte und der fünfte Sohn unſeres Kaiſerpaars durch den Oberhof- und Schloßprediger Dr. Dryander eingeſegnet werden.

Prinz Auguſt Wilhelm Heinrich Günther Viktor von Preußen ſteht jetzt im 17. Lebensjahr. Er iſt der letzte der kaiſerlichen Söhne, der noch bei Lebzeiten ſeines Urgroßvaters und Großvaters geboren wurde (im Potsdamer Stadtſchloß am 29. Januar 1887). Seine Taufe fand am 12. März 1887 in der Bibliothek Friedrichs des Großen in dem genannten Schloß ſtatt, und zwar in Gegenwart des neunzigjährigen Kaiſers Wilhelm I., der Kaiſerin Auguſta, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und der Kronprinzeſſin Viktoria. Unter ſeinen Paten befand ſich auch der Feldmarſchall Graf v. Moltke als Vertreter des Erzherzogs Albrecht von Öſterreich. Die übrigen Paten waren: Prinz Heinrich von Preußen, Prinzeſſin Luiſe von Großbritannien, die durch die Kronprinzeſſin Viktoria vertreten wurde, der Herzog und die Herzogin von Sachſen-Altenburg, der Herzog und die Herzogin von Anhalt, Großfürſt Nikolaus von Rußland, vertreten durch den damaligen ruſſiſchen Militärbevollmächtigten, Prinz-Regent Luitpold von Bayern, den der Geſandte Graf v. Lerchenfeld-Köfering vertrat, Herzog Ernſt Günther zu Schleswig-Holſtein ſowie der Erbprinz und die Erbprinzeſſin Reuß j. L. Den Namen Auguſt Wilhelm führt der Prinz nach dem Prinzen Auguſt Wilhelm von Preußen, dem älteſten Bruder Friedrichs des Großen, der als Vater König Friedrich Wilhelms II. der direkte Stammvater ſämtlicher Angehörigen unſeres Kaiſerhauſes iſt. Kurz vor ſeinem zehnten Geburtstag, am Geburtstag ſeines Vaters, am 27. Januar 1897, wurde der Prinz zum Leutnant im 1. Garderegiment z. F. und à la suite des 2. Garde-Grenadier-Landwehrregiments ernannt. Nachdem er, wie ſeine älteren Brüder, den erſten Unterricht im Hauſe der Eltern erhalten hatte, wurde Prinz Auguſt Wilhelm zur weiteren Erziehung vor drei Jahren der Kadettenanſtalt zu Plön übergeben, wo auch ſein jüngerer Bruder und Einſegnungsgenoſſe Prinz Oskar ſeit jener Zeit weilt.

Prinz Oskar Karl Guſtav Adolf von Preußen iſt der erſte Sohn, der dem Kaiſerpaar zur Zeit der Regierung Kaiſer Wilhelms II. beſchert wurde. Er iſt der dritte kaiſerliche Prinz, der im Monat Juli geboren wurde (Prinz Eitel Friedrich 7. Juli 1883, Prinz Adalbert 14. Juli 1884). Seine Geburt, 27. Juli 1888 im Marmorpalais bei Potsdam, fiel in eine Zeit tiefſter Trauer. Sechs Wochen zuvor war ſein Großvater, Kaiſer Friedrich, vier Monate zuvor ſein Urgroßvater, Kaiſer Wilhelm I., geſtorben. Als er am 31. Auguſt, ebenfalls im Bibliothekszimmer Friedrichs des Großen, im Beiſein der Kaiſerin Auguſta und der Kaiſerin Viktoria durch den Oberhofprediger Dr. Kögel die Taufe erhielt, wurde zum erſtenmal die Trauer am Kaiſerhofe unterbrochen. Auch dieſer Prinz hatte eine ganze Reihe fürſtlicher Paten, die ſich faſt ausnahmslos perſönlich eingefunden hatten, wie König Albert und Königin Carola von Sachſen, König Oskar von Schweden und Norwegen, Erzherzog und Erzherzogin Karl Ludwig von Öſterreich und das großherzogliche Paar von Mecklenburg-Schwerin. Prinz Oskar wurde ebenfalls zu ſeinem zehnten Geburtstage, alter Tradition zufolge, Leutnant im 1. Garderegiment z. F. und gleichzeitig à la suite des 3. Garde-Grenadier-Landwehrregiments geſtellt.

Richard Schott.

Der letzte Obrenowitſch.

Es gibt wohl kaum ein zweites Land in Europa, von dem mit gleicher Berechtigung geſagt werden kann, daß ſeine Geſchichte die Geſchichte ſeines Herrſcherhauſes ſei, wie von Serbien. Faſt vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an ſtehen die Streitigkeiten um die Herrſchaft des Landes im Vordergrund; die Kämpfe um den Thron überwiegen in ſo hohem Maße alle anderen Fragen, daß die innere politiſche Entwicklung in argen Rückſtand geraten iſt. Die längſte Zeit behauptete ſich das Haus Obrenowitſch, das dem Lande vier Herrſcher gegeben hat: den alten Autokraten Miloſch, deſſen Sohn Michael, Michaels Neffen Milan und endlich deſſen Sohn Alexander. Unter den Obrenowitſch hat Serbien in ſeiner Selbſtändigkeit die größten Fortſchritte gemacht. Von ſonderlich geordneten Verhältniſſen konnte ja bis in die jüngſte Zeit nach weſteuropäiſchen Begriffen keine Rede ſein; aber der Mann, der am längſten den ſerbiſchen Thron innegehabt hat, Milan (1868 bis 1889), war immerhin ein ganz ritterlicher Herr. Er ſtellte ſeine gar nicht geringen Gaben freudig in den Dienſt des von ihm aufrichtig geliebten Landes, ſolange er nicht von finanziellen und ſpäter von häuslichen Sorgen allzuſehr in Anſpruch genommen wurde, und nicht ohne Stolz blickte das Land auf die ſchöne Fürſtin Natalie an Milans Seite.

Trotz aller Widerwärtigkeiten, die Serbien während Milans Regierung erlebte, wurde dem jungen König Alexander Vertrauen entgegengebracht. Auch daß er durch einen Staatsſtreich, obgleich erſt ſechzehn Jahre alt, die Regentſchaft beſeitigte und den Thron in Beſitz nahm, ließ man ſich gefallen. Mag auch ein gutes Teil Indifferentismus des Volkes dabei in Rechnung zu ſtellen ſein, vorwiegend iſt die Geduld der Bevölkerung doch auf die Anhänglichkeit an das Haus Obrenowitſch zurückzuführen. Tiefe Verſtimmung dagegen erregte Alexanders Vermählung mit der übel beleumundeten Frau Draga Maſchin. Den Begriff der Meſalliance kennt man ja in Serbien nicht. Die Frau, die der König zu ſeiner Gemahlin erwählt, iſt dadurch legitimiert. Daß aber die Wahl des jungen Fürſten ſolch einen Fehlgriff tat, daß er an dieſer Verbindung trotz ſchamloſen Humbugs feſthielt, ja daß er der verrufenen und verhaßten Frau jegliche Gewalt über ſich einräumte, erſchöpfte auch die ſerbiſche Geduld. Die Ereigniſſe in der Nacht vom 10. zum 11. Juni d. J., der Doppelmord am Königspaar, waren die Folge.

Peter Karageorgewitſch beſtieg den Thron. Aber war Alexander von der unwürdigen Frau beherrſcht worden, König Peter ſteht völlig unter dem Einfluß der an dem Königsmorde beteiligten Offiziere. Hatte das Land jenes

Verhältnis als ein Unglück empfunden, es gibt in Serbien weite Kreiſe, die in den gegenwärtigen Zuſtänden eine Schmach für das Land erblicken. Zu dieſem Gefühl kommt das Mitleid mit dem unglücklichen König Alexander. Man gedenkt der verfehlten Erziehung, die der junge König genoſſen hat; man ſcheut ſich, ihn ſelbſt für alle ſeine Mißgriffe verantwortlich zu machen, und die große Zahl der Anhänger des Hauſes Obrenowitſch erinnert ſich daran, daß doch noch ein Sproſſe dieſes Geſchlechtes, wenn auch ein illegitimer, vorhanden iſt, nämlich Georg, der fünfzehnjährige Sohn des Königs Milan und der ſchönen Artemiſia Kriſtitſch, einer Tochter des ſerbiſchen Staatsmanns Nikola Kriſtitſch. Bisher lebte der kleine Prinz mit ſeiner Mutter in Konſtantinopel, wo er dem Wohlwollen des Sultans eine fürſtliche Erziehung verdankte. Aber ſeine Sicherheit wurde in der jüngſten Zeit durch die ſerbiſchen Konſpiranten gefährdet. Deshalb ſchickte ihn der Sultan in Begleitung des Advokaten Dr. Mizzi nach Budapeſt zu ſeinem Vormund, dem Grafen Eugen Zichy. Dieſer wollte ihn zuerſt in das Franz-Joſephs-Inſtitut, dann in das Thereſianum aufnehmen laſſen; das unterblieb jedoch auf Veranlaſſung des ungariſchen Kultusminiſters Wlaſſics und des Miniſters des Äußeren, Grafen Goluchowſki. So iſt denn über die nächſte Zukunft des Knaben noch nichts entſchieden. Wer weiß, ob ihm nicht in der künftigen Geſchichte Serbiens noch eine wichtige Rolle vorbehalten iſt! J.P.

Der letzte Obrenowitſch.

2 ~~Prinz~~ Georg, der fünfzehnjährige illegitime Sohn König Milans von Serbien und der Artemiſia Kriſtitſch.

Mazedoniſche Trauerfeier in Sofia.

Eine lange Reihe von Monarchenbegegnungen bildete die Signatur des letzten Sommers. Zu den intereſſanteſten gehörte der Beſuch des Zaren in Wien und in Mürzſteg vom 30. September bis zum 2. Oktober, einesteils wegen der Seltenheit ſolchen Beſuchs, dann aber auch wegen ſeiner politiſchen Bedeutung. Sind doch Öſterreich-Ungarn und Rußland die beiden Mächte, die, faſt möchte man ſagen im Auftrage Europas, die Pazifizierung der Balkanhalbinſel übernommen haben. Die Trinkſprüche der beiden Monarchen am 30. September im Schönbrunner Schloß bekundeten in beſtimmter Form ſowohl die Übereinſtimmung der Kabinette von Wien und St. Petersburg über die Maßregeln, die zur Verhütung des Krieges ergriffen werden ſollen, als auch den feſten Willen beider Regierungen, auf der Durchführung der ſeitens der Türkei zu leiſtenden Reformen zu beſtehen.

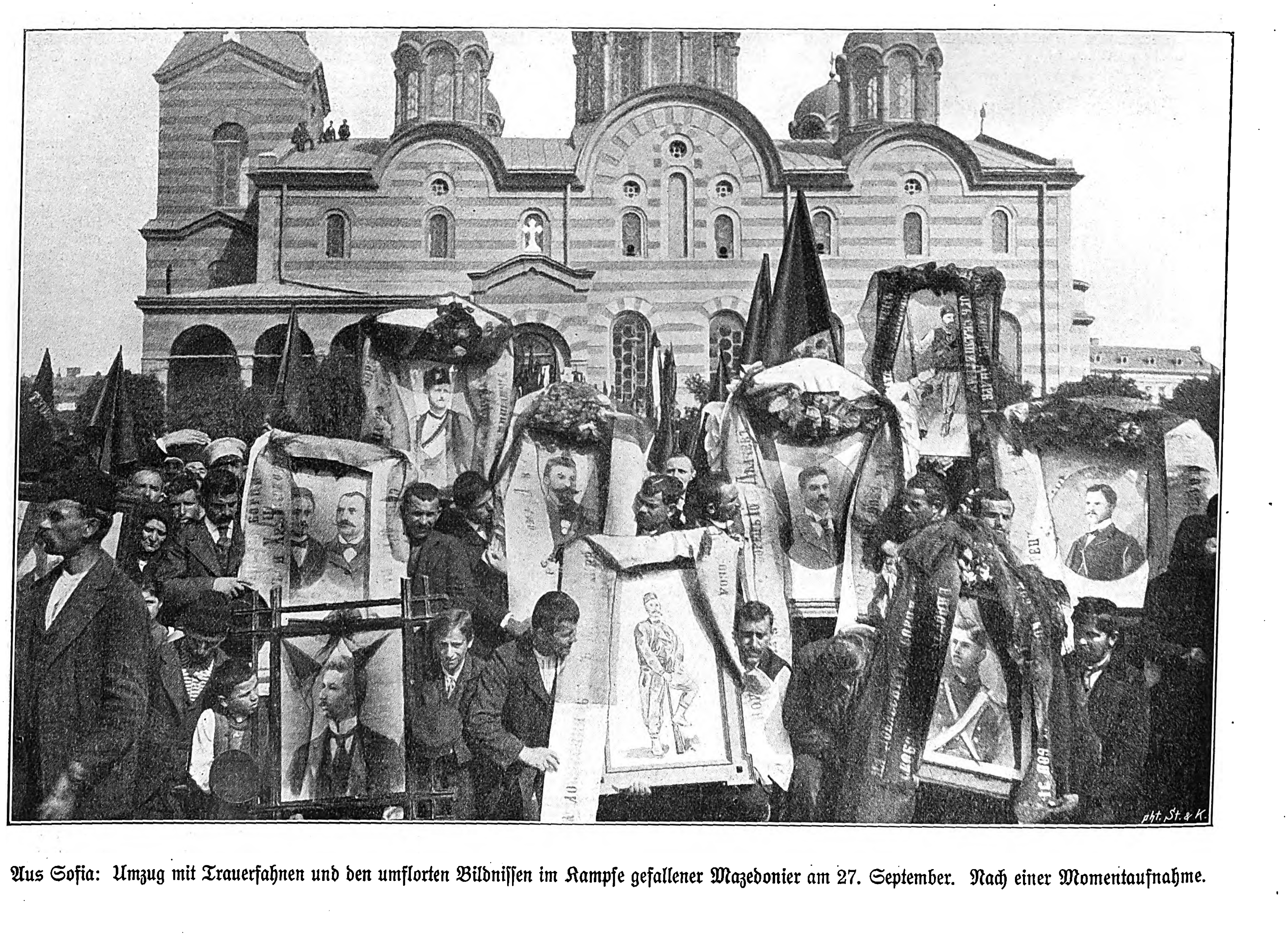
Offen bleibt trotzdem die Frage, ob die bisher getroffenen Maßregeln zur Aufrechterhaltung des Friedens ausreichen werden. Wenn man den Erklärungen der Pforte auf die gleichlautende Note des öſterreichiſch-ungariſchen und des ruſſiſchen Botſchafters Glauben ſchenken darf, dann iſt es nach wie vor Bulgarien, deſſen zweideutige Haltung und unzweifelhafte Unterſtützung des mazedoniſchen Aufſtandes eine Klärung der Situation erſchwert, wenn nicht unmöglich macht. Daß Bulgarien eine hervorragende Rolle in dieſer Angelegenheit ſpielt, hat ſeinen natürlichen Grund nicht nur darin, daß ſeine ganze Südgrenze mit den im Aufſtande befindlichen türkiſchen Provinzen, den mazedoniſchen und altſerbiſchen Vilajets Saloniki, Monaſtir und Koſowo, ſich berührt, ſondern auch ganz beſonders in dem Umſtande, daß, nachdem der Sultan 1880 den infolge der Beſchlüſſe des Berliner Kongreſſes ausgearbeiteten Entwurf über die innere Verwaltung Mazedoniens abgelehnt hatte, eine ſtarke mazedoniſche Auswanderung nach Bulgarien eintrat und hier ſich ein ſog. mazedoniſches Komitee für die Befreiung Mazedoniens bildete. Dieſes Komitee hat ſeit mehr als zwei Jahrzehnten eine ſehr rege Tätigkeit entfaltet. In ganz Bulgarien herrſcht nicht nur unter der mazedoniſchen, ſondern auch unter der bulgariſchen Bevölkerung, ſowohl in bürgerlichen Kreiſen wie im Heere große Begeiſterung für die mazedoniſche Sache. Ohne daß die Regierung es hindert, nehmen zahlreiche bulgariſche Offiziere an der Aufſtandsbewegung teil. Die Regierung drückt mit ſchlecht verhehltem Wohlwollen beide Augen zu. Sie ließ es auch geſchehen, daß am 27. September in der Kathedrale von Sofia auf Veranlaſſung der dortigen mazedoniſchen Kolonie für die im Aufſtand gefallenen Mazedonier ein Trauergottesdienſt abgehalten wurde. Von den Häuſern wehten Trauerfahnen, und unter Teilnahme von etwa fünfzehntauſend Menſchen wurde nach dem Gottesdienſt ein Umzug veranſtaltet, in dem neben ſchwarzen Fahnen auch die Bildniſſe im Kampfe gefallener Mazedonier getragen wurden. Es liegt auf der Hand, welchen Eindruck dieſe Kundgebung auf die leicht erregbare und von Haß gegen die türkiſche Oberherrſchaft erfüllte Bevölkerung gemacht hat.

Und Fürſt Ferdinand? Man ſagt, daß er der türkenfeindlichen Haltung ſeiner Regierung machtlos gegenüberſtehe; das klingt ſehr glaubhaft, weil es in anderen Fragen ebenſo iſt. Man ſagt aber auch, daß er um den Preis der erhofften Königskrone der einzige Mann in Bulgarien ſei, der die ruſſiſche Politik vertrete. Man ſagt auch noch mehr. Wer kann wiſſen, was hinter den Kuliſſen vorgeht? J.P.

Die Budapeſter Eliſabeth-Kettenbrücke.

Am 10. Oktober iſt in Budapeſt eine neue Donau-Kettenbrücke dem öffentlichen Verkehr übergeben worden, die den Namen der verewigten Königin Eliſabeth tragen wird. Dieſe Brücke, die die innere Stadt des linken Donauufers mit dem unterhalb des Blocksberges gelegenen Ufer der Ofener Seite verbindet, bildet eine der ſehenswerteſten techniſchen Schöpfungen der Welt. Die Spannung der einzigen Öffnung, die ſie beſitzt, übertrifft nämlich die aller übrigen Brücken mit einer Öffnung; ſie beträgt $374{,}_4$ m.

Den Plan dieſes prächtigen Baues hat der Chef der im Handelsminiſterium beſtehenden Brückenbau-Sektion, Miniſterialrat Ludwig Czekelius, mit Unterſtützung der techniſchen Räte Szántó und Nagy ausgearbeitet, und die Errichtung der Brücke iſt auf Grund dieſes Planes ſchon im Frühjahr 1898 in Angriff genommen worden. Durch verſchiedene Zwiſchenfälle bei den Fundierungsarbeiten wurde jedoch die Vollendung des Baues verzögert. So trat ſchon im Herbſt 1898 an einer Stelle des Ofener Ufers, auf dem es eine Menge heißer Heilquellen und Bäder gibt, aus einem der Bohrlöcher Waſſer aus. Später brach aus einer Felsſpalte ein Waſſerſtrahl mit ſolcher Wucht hervor, daß das ausrinnende warme Waſſer täglich 60000 hl betrug, infolgedeſſen die Quellen der Ofener Bäder zum Teil verſiegten. Nahezu ein Jahr hat es gedauert, bis dieſem Übelſtande abgeholfen werden konnte. Man mußte das Waſſer täglich aus den Caiſſons auspumpen und die $3{,}_5$ m große Einbruchsſtelle mit Portlandzement verſtopfen. Als dann die Fundierungsarbeiten beendet waren und man auch ſchon einen großen Teil der Eiſenkonſtruktion beendet hatte, nahm man im Auguſt 1899 am Ofener Brückenkopf plötzlich Rutſchungen wahr. Obwohl dieſe nur ganz gering waren, wurden doch ſofort alle Arbeiten eingeſtellt und die erforderlichen Sicherungen vorgenommen. Man verband die Brückenköpfe mittels einer Mauerung und ſtützte ſie durch einen aus einem 40 m langen und $22{,}_{80}$ m breiten Betonblock beſtehenden Vorbau. Überdies wurde die Kettenkammer mit einem Aufbau in der Form von Sockeln belaſtet, auf die ſpäter Monumente geſtellt werden ſollen. Jeder dieſer Sockel



Aus Sofia: Umzug mit Trauerfahnen und den umflorten Bildniſſen im Kampfe gefallener Mazedonier am 27. September. Nach einer Momentaufnahme.

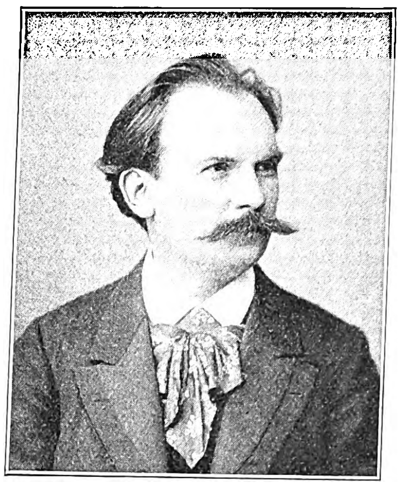
wiegt 28000 Meterzentner. Die ganze Brücke ruht auf vier aus Martiniſtahl hergeſtellten eiſernen Ketten, die 4,4 Mill. kg ſchwer ſind. Die Eiſenkonſtruktion, die die Maſchinenfabrik der Königlich Ungariſchen Staatsbahnen geliefert hat, wiegt ſamt den Ketten 11 Mill. kg. Zur Verſtärkung der Brückenköpfe allein wurden 2,2 Mill. kg Roheiſen verſenkt.

In Anbetracht all dieſer Umſtände iſt die Summe, die die Herſtellung der Brücke beanſprucht hat, und die rund elf Millionen Kronen beträgt, keine allzu große. Die Fahrſtraße der Brücke, über die auch die elektriſche Bahn verkehren wird, iſt mit Holzpflaſter verſehen, während die breiten Fußſteige aſphaltiert ſind. So hat denn Budapeſt eine neue ſchöne Brücke erhalten, die den Verkehr von der alten Kettenbrücke ablenken und zur Belebung der Ofener Stadtteile weſentlich beitragen wird.

Budapeſt.
Dr. Friedrich.

Klaviervirtuoſen der Gegenwart.

Nachdem wir in Nr. 3083 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 31. Juli 1902 unſeren Leſern ein Gruppenbild der berühmten Inſtrumentaliſtinnen der Gegenwart dargeboten haben, ſo unternehmen wir es heute, eine Anzahl der bedeutendſten Klaviervirtuoſen aus unſerer Zeit dem muſikaliſchen Publikum in Wort und Bild vorzuführen.


Eugen d'Albert.

Der bekannte Liſztſchüler **Eugen d'Albert**, einer der genialſten Pianiſten der Gegenwart und insbeſondere als Beethoven-Interpret wohl unübertroffen, ſtammt aus Glasgow in Schottland, wo er am 10. April 1864 das Licht der Welt erblickte. Schon als Knabe zeigte er eine ungewöhnliche muſikaliſche Begabung. Als Siebzehnjähriger erwarb er ſich in London den Mendelsſohn-Preis und erregte im Kriſtallpalaſt daſelbſt durch ſein Spiel Aufſehen. Auf Hans Richters Rat ging d'Albert damals nach Wien und dann noch auf zwei Jahre zu Liſzt nach Weimar. Von Berlin aus begann er 1883 ſeine glänzende Künſtler- und Virtuoſenlaufbahn, die ihn durch ganz Europa und auch hinüber nach Amerika führte. Seit kurzem iſt er nach Berlin übergeſiedelt, nachdem er lange Zeit ſein Domizil in Frankfurt a. M. aufgeſchlagen hatte. Mit einer unfehlbaren Technik verbindet er eine Größe, Vornehmheit und Stilgerechtheit der Auffaſſung, die ihm beſonders in der Wiedergabe der Klaſſiker (Bach, Beethoven, Brahms uſw.) eine ganz hervorragende Stellung im Reiche der Klavierheroen ſichern; aber auch als Salonſpieler leiſtet Eugen d'Albert Ungewöhnliches.

Konrad Anſorge.

Konrad Anſorge, geboren am 15. Oktober 1862 zu Buchwald bei Liebau in Schleſien, ausgebildet am Konſervatorium zu Leipzig, zählt ebenfalls zu dem glänzenden Kreiſe der Schüler Franz Liſzts. Nachdem er in Deutſchland mit vielem Erfolg Konzertreiſen unternommen hatte, wandte ſich Anſorge nach Nordamerika, wo er längere Zeit verweilte und ſich einen bedeutenden Ruf als Pianiſt erwarb. Sein Spiel zeichnet ſich ebenſo durch Reife und virtuoſes Können wie durch die darin ſich ausſprechende perſönliche Eigenart und muſikaliſche Auffaſſung vorteilhaft aus.

Fritz v. Boſe.

Der Leipziger Pianiſt **Fritz v. Boſe**, ſeit 1898 Lehrer des Klavierſpiels am dortigen Konſervatorium, wurde am 16. Oktober 1864 zu Königſtein i. S. geboren und erhielt ſeine Ausbildung in Leipzig. Er debütierte ſehr erfolgreich 1890 in einem Gewandhauskonzert und bereiſte dann konzertierend Deutſchland, Öſterreich und Rußland. Fritz v. Boſe iſt ein überaus feinſinniger Künſtler, bei dem ein ſolides Können mit hoher Intelligenz und echt muſikaliſchem Empfinden Hand in Hand geht.

Ferruccio Benvenuto Buſoni.

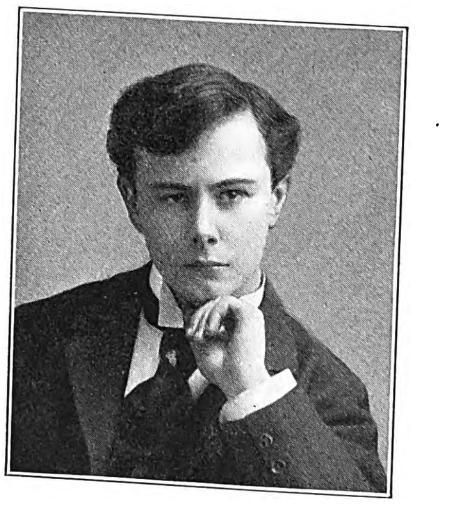
Empoli bei Florenz iſt der Geburtsort des gefeierten Pianiſten **Ferruccio Benvenuto Buſoni**, geboren am 1. April 1866. Bei Dr. Wilhelm Mayer in Graz, ferner bei Nottebohm, Habert und Goldmark in Wien abſolvierte der Jüngling ſeine Studien; 1882 wurde er Mitglied der Philharmoniſchen Akademie zu Bologna. Er widmete ſich dann der Lehrtätigkeit, und zwar von 1888 ab am Muſikinſtitut zu Helſingfors und im Jahre 1890 als Profeſſor am Moskauer Konſervatorium. Im Jahre 1891 ging Buſoni nach Nordamerika, wo er längere Zeit verweilte und ſich ſchnell einen geachteten Namen erwarb. Nach ſeiner Rückkehr bereiſte der Künſtler ganz Deutſchland und zählte bald zu den beliebteſten Erſcheinungen der Konzertſäle. Seine geiſtvolle Eigenart, ſein Temperament wie ſeine virtuoſe Bravour ſichern Buſoni eine hervorragende Stellung unter den zeitgenöſſiſchen Klavierſpielern.

Oſſip Gabrilowitſch.

Ein junger Ruſſe namens **Oſſip Gabrilowitſch**, geboren am 26. Januar 1878 zu St. Petersburg, erregte zuerſt im Jahre 1896 in Berlin durch ſein Auftreten berechtigtes Intereſſe. Der junge Pianiſt, ein Schüler des St. Petersburger Konſervatoriums, war an dieſem Inſtitut der Liebling Anton Rubinſteins; ſpäter ſtudierte er noch einige Zeit bei Leſchetitzki in Wien. Sein großer Erfolg blieb Gabrilowitſch auch in Öſterreich, Rußland, England und Schweden getreu, wohin der Künſtler ausgedehnte Konzertreiſen unternahm. Sein Spiel zeichnet ſich vor allem durch Fülle und Weichheit des Tons, verbunden mit hinreißendem Schwung und abſoluter techniſcher Meiſterſchaft, vorteilhaft aus.

Leopold Godowſky.

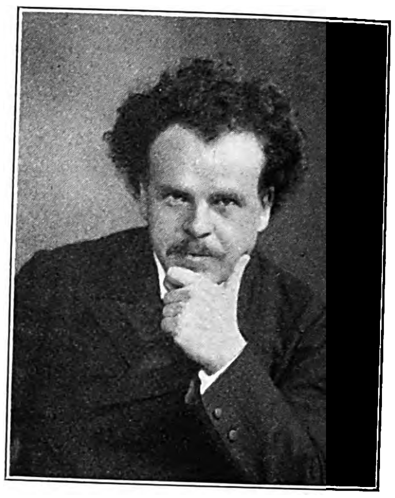
Auch **Leopold Godowſky** iſt ein Ruſſe. Er wurde im Jahre 1870 zu Wilna geboren, ſtudierte in der Heimat und in Berlin und begab ſich 1884 nach Amerika, wo er den Grund zu ſeiner Künſtlerlaufbahn legte. Später beſuchte er Paris und London und gilt ſeit 1900 auch bei uns als eminenter Pianiſt, der eine erſtaunliche Fingerfertigkeit mit einer ſeltenen Zartheit und Eleganz des Anſchlags, echt poeſievollem Empfinden und geiſtreicher Beherrſchung des muſikaliſchen Gehalts einer jeden Kompoſition vereinigt.


Joſeph Hofmann.

Joſeph Hofmann, urſprünglich ein Wunderkind, war ebenfalls Schüler Anton Rubinſteins. Geboren am 20. Januar 1877 zu Krakau, trat er bereits als Knabe erfolgreich an die Öffentlichkeit. Später zog er ſich von dieſer zum Zwecke ernſter Studien zurück und erſchien erſt als ausgereifter Künſtler wieder auf dem Konzertpodium. Ungewöhnliche Fertigkeit und ein bedeutendes Auffaſſungsvermögen ſind die charakteriſtiſchen Merkmale ſeines Spiels.

Raoul Koczalſki.

Auch **Raoul Koczalſki** trat bereits im zarten Kindesalter vor das Publikum. Gegenwärtig zählt der Künſtler, geboren am 3. Januar 1885 zu Warſchau, achtzehn Jahre. Was der Knabe verſprach, hat der Jüngling gehalten. Koczalſki gehört heute zu den populärſten Erſcheinungen des Konzertſaals. Was ihm früher an Reife der Auffaſſung und Tiefe des Empfindens etwa noch abging, hat er ſich jetzt in vollem Maße zu eigen gemacht. Koczalſki wurde von ſeinem Vater ausgebildet. Schon ſeit 1892 unternimmt er ausgedehnte Konzertreiſen.


Frederic Lamond.

Frederic Lamond, geboren am 28. Januar 1868 zu Glasgow in Schottland, ſtudierte in Deutſchland, unter anderen auch bei Franz Liſzt in Weimar. Beſonders als Beethoven-Spieler hat er ſich hier wie im Ausland ſchnell einen großen Ruf erworben. Lamonds techniſch vollendetes Spiel iſt beſonders bemerkenswert durch die Weichheit des Anſchlags wie durch die Empfindungstiefe, die der Künſtler in dasſelbe zu legen weiß.

Wladimir v. Pachmann.

Als ein vorzüglicher Chopin-Spieler darf der ruſſiſche Pianiſt **Wladimir v. Pachmann** gelten. Er ſtudierte am Wiener Konſervatorium und trat 1869 in Rußland zum erſtenmal an die Öffentlichkeit; ferner beſuchte er Paris und London und ließ ſich dann in Deutſchland nieder. v. Pachmann ſteht in bezug auf Eleganz, Anmut und Schattierungsvermögen ſeines Spiels auf einer hohen Stufe.

Klaviervirtuoſen der Gegenwart. Nach den neuſten Photographien.

Ignaz Johann Paderewſki beſitzt wohl — neben Jan Kubelik — den größten Ruf in der heutigen Virtuoſenwelt. Beſonders in Amerika hat derſelbe immenſe Triumphe gefeiert. Seine wahrhaft großartige, niemals überbotene Technik, das hinreißende Feuer und Temperament ſeines Vortrags, ſeine bewundernswerte Geſtaltungskunſt laſſen ihn als konkurrenzlos erſcheinen. Paderewſki ſtammt aus Podolien. Geboren am 6. November 1859, bezog er das Warſchauer Konſervatorium, dem er ſpäter (1879 bis 1883) auch als Lehrkraft angehören ſollte. Weitere Studien machte er in Berlin. Lange Zeit lebte der Künſtler in Amerika; gegenwärtig iſt Paris ſein ſtändiges Domizil.

Ignaz Johann Paderewſki.

Raoul Pugno.

Bernhard Stavenhagen.

Ebendort lebt ferner ein Künſtler, der in Deutſchland erſt ſeit einigen Jahren bekannt und hochgeſchätzt iſt, Raoul Pugno, geboren am 23. Juni 1852 zu Montrouge bei Paris, einer der hervorragendſten zeitgenöſſiſchen Klavierſpieler. Pugno beſuchte das Pariſer Konſervatorium, an dem er jetzt eine Profeſſur bekleidet, und wurde ſpäter Schüler von Ambroiſe Thomas. Seine durchgeiſtigte, lebenſprühende Vortragsart wie ſein ganz außergewöhnliches Können haben Pugno auch bei uns in Deutſchland viel Verehrung und Bewunderung eingetragen.

Alfred Reiſenauer.

Alexander Siloti.

Aus dem Kreiſe der Liſzt-Schüler hervorgegangen iſt Alfred Reiſenauer. Als Interpret der Werke ſeines Meiſters ebenſo wie des klaſſiſchen Repertoires nimmt er gegenwärtig eine hervorragende Stellung ein. Ein genial-kraftvoller Zug, eine ausgeſprochene Originalität iſt ihm zu eigen und feſſelt den Hörer an ſein in techniſcher Hinſicht gleichfalls vollendetes Spiel. Reiſenauer wurde am 1. November 1863 zu Königsberg in Preußen geboren. Bei Louis Köhler und ſpäter bei Liſzt in Rom oblag er eifrigen Studien; dann trat er an die Öffentlichkeit und bereiſte ſpäter zehn Jahre lang ganz Rußland. Reich an Lorbeeren und Erfolgen, kehrte Reiſenauer nach Deutſchland zurück; er wirkt gegenwärtig als Profeſſor am Leipziger Konſervatorium.

Edouard Risler, geboren am 23. Februar 1873 im Elſaß, iſt franzöſiſcher Abkunft, genoß ſeine Ausbildung zunächſt in Paris bei Louis Diémer, dann in Deutſchland. Die charakteriſtiſchen Merkmale ſeines Spiels ſind höchſte Sauberkeit und Leichtigkeit der techniſchen Ausführung, Feinheit und Eſprit der Auffaſſung ſowie ein ungewöhnliches Nuancierungs- und Schattierungsvermögen. Beſonders Beethoven und Schumann ſind die Komponiſten, deren Weſen Risler am erſchöpfendſten gerecht wird. Der Künſtler lebt dauernd in Paris, konzertiert aber viel in Deutſchland.

Edouard Risler.

Artur Schnabel.

Wohl als den größten Techniker — neben Paderewſki — darf man den Pianiſten Moritz Roſenthal bezeichnen. Mit einem geradezu phänomenalen Können verbindet er eine erſtaunliche Größe und Volubilität des Tons, eine enorme Kraft des Anſchlags und eine titaniſche Gewalt des Vortrags. Geboren am 18. Dezember 1862 zu Lemberg, ſtudierte er erſt in Wien und ging dann 1877 zu Liſzt nach Weimar und Rom bis 1885. Dann begann er ſeine an Erfolgen ſo reiche Virtuoſenlaufbahn, die ihn auch wiederholt nach Amerika führte. Roſenthal hält ſich meiſt in Italien auf, hat aber auch in Deutſchland viel geſpielt und ſenſationelles Aufſehen erregt.

Waſſili Sapellnikow, der in Leipzig lebende ruſſiſche Pianiſt, ſtammt aus Odeſſa, wo er 1868 das Licht der Welt erblickte. Nach ſeiner in der Heimat erfolgten Ausbildung leiſtete er einem Rufe als Profeſſor des Klavierſpiels an das Moskauer Konſervatorium Folge. Daneben erwarb er ſich bald als Pianiſt einen ausgezeichneten Ruf, der ihm auch in Deutſchland treu blieb. Sapellnikow verfügt über einen weichen, vollen Ton und einen temperamentvollen Vortrag, verbindet damit aber auch ein nirgends verſagendes virtuoſes Geſchick.

Emil Sauer, geboren am 8. Oktober 1862 zu Hamburg, hat die beiden Meiſter Rubinſtein und Liſzt zu Lehrern gehabt. Seine eminente Technik erregte bald Aufſehen, und auch in jeder anderen Hinſicht erwies er ſich als würdiger Schüler ſeiner großen Lehrmeiſter ſowie als genialer Interpret der verſchiedenartigſten Werke der Klavierliteratur. Von Dresden aus unternahm er ungezählte Konzertreiſen in die meiſten europäiſchen Länder und über den Ozean. Kürzlich berief man ihn als Direktor einer Meiſterſchule für Klavierſpiel nach Wien.

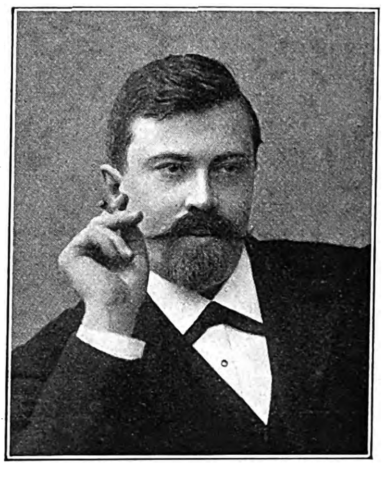
Artur Schnabel iſt der Name eines noch ſehr jugendlichen Pianiſten, der in jüngſter Zeit berechtigtes Aufſehen erregt hat. Schnabel, geboren im Jahre 1882 in der Provinz Schleſien, ſtudierte in Wien bei Leſchetitzki und zog 1899 nach Berlin, wo er mit glänzendem Erfolg auftrat. Von hier aus beſuchte er weit über hundert andere Städte. Sein reifer und geiſtvoller Vortrag, ſeine erſtaunliche Geläufigkeit wie ſein tiefes und echtes Empfindungsvermögen haben ihm einen trefflichen künſtleriſchen Ruf erworben.

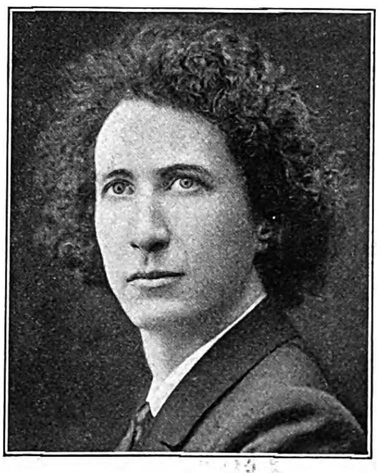
Die Zahl der bedeutenden Pianiſten, die Rußland hervorgebracht hat, iſt groß. Auch Alexander Siloti iſt Ruſſe von Geburt; er ſtammt aus Charkow und wurde am 10. Oktober 1863 daſelbſt geboren. Von 1875 bis 1881 genoß er als Schüler des Moskauer Konſervatoriums den Unterricht Nikolaus Rubinſteins und Peter Tſchaikowſkys. In der alten Kremlſtadt feierte der junge Künſtler auch ſeine erſten Erfolge auf dem Konzertpodium. Später ging er nach Weimar zu Liſzt, unter deſſen Leitung und Anweiſung er während der Jahre 1883 bis 1886 ſich die höchſte künſtleriſche Reife aneignete. Seit 1888 iſt Siloti Profeſſor am Konſervatorium zu Moskau und die eigentliche Seele des dortigen muſikaliſchen Lebens. Trotzdem konzertiert er noch viel und findet allerorten die rückhaltloſe Bewunderung, die ſeinem glänzenden techniſchen Geſchick wie ſeiner genialen Veranlagung und Begabung als Pianiſt vollauf entſpricht.

Auch der letzte Künſtler, mit dem wir uns in dieſen Zeilen zu beſchäftigen haben, Bernhard Stavenhagen, der bekannte Münchener Hofkapellmeiſter und Direktor der Königlichen Akademie der Tonkunſt, zählt zu den Schülern des Altmeiſters von Weimar. Geboren am 24. November 1862 zu Greiz (Reuß), kam er von Berlin, wo er bei Rudorff und Kiel ſtudierte, zu Liſzt, dem er auch auf ſeinen Reiſen nach Budapeſt und Rom folgte. Als Pianiſt lebte er dann zehn Jahre lang in Weimar, von wo er regelmäßig Konzertreiſen in das Inland und Ausland unternahm. Im Jahre 1896 wurde er Großherzoglicher Hofkapellmeiſter, bis man ihn 1898 an die Münchener Hofoper berief. Stavenhagen darf als einer der vielſeitigſten unter den modernen Pianiſten gelten. Genialer Liſzt-Interpret, genießt er gleichzeitig den Ruf eines ausgezeichneten Mozart-Spielers.

Bei allem fabelhaften Können, bei allem fortreißenden Temperament iſt er doch auch wieder der feinſinnige Tonpoet am Klavier und zugleich einer der eleganteſten Salonſpieler der Gegenwart.

Moritz Roſenthal.


Waſſili Sapellnikow.


Emil Sauer.

Klaviervirtuoſen der Gegenwart. Nach den neuſten Photographien.

Das
Frankfurter Einheitsdenkmal.

Von beſonderer Eigenart, großzügig nach ſeiner Anlage und Ausführung, hervorragend um des patriotiſchen Gedankens willen, der ihm zugrunde liegt, iſt das Einheitsdenkmal, das die Stadt Frankfurt a. M. auf die Anregung ihres Oberbürgermeiſters Dr. Adickes hin aus eigenen Mitteln erſtehen läßt, und das die Vorgeſchichte der Einigung der deutſchen Völkerſtämme verherrlichen ſoll.

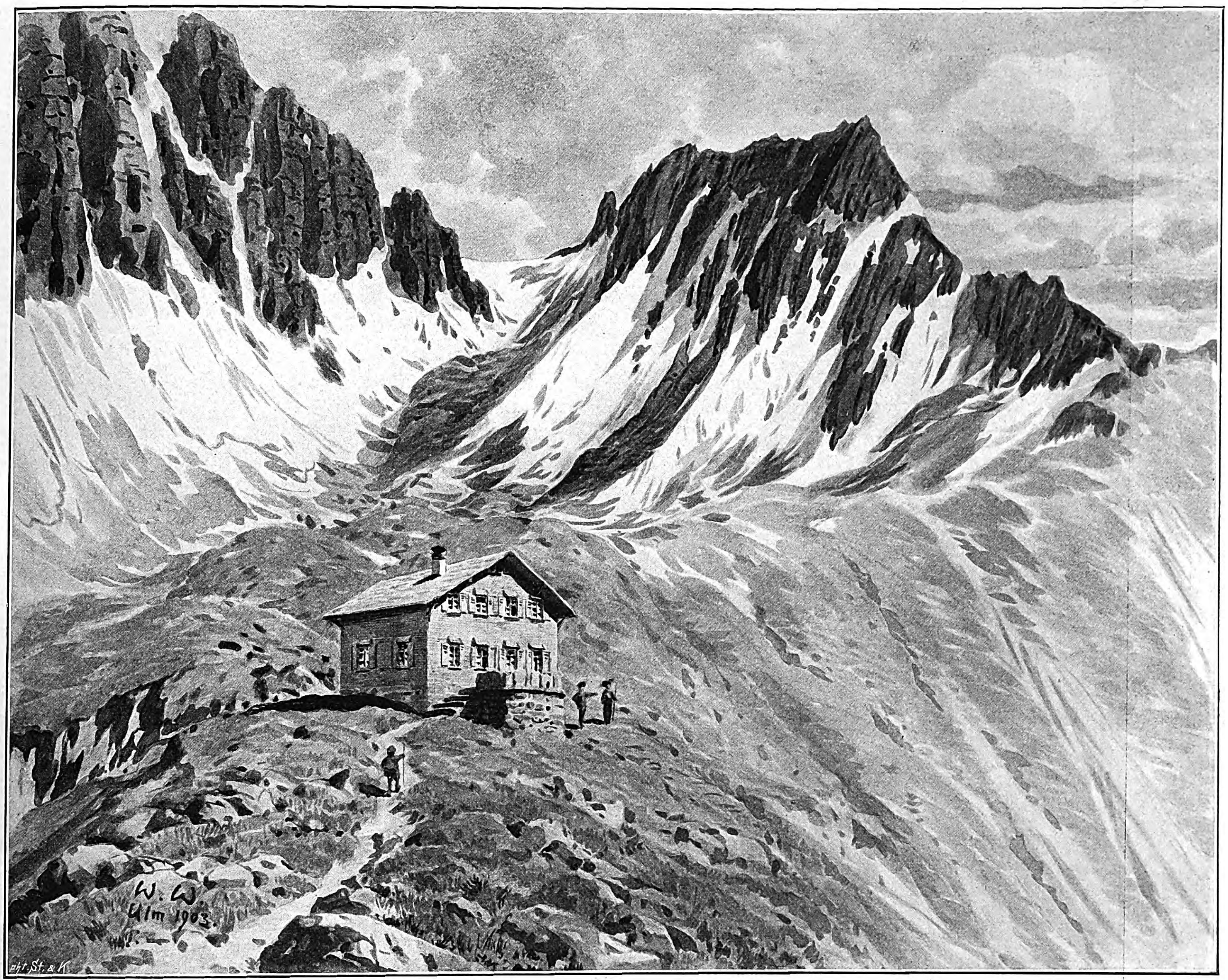
Bildhauer Hugo Kaufmann in München, der dortigen Sezeſſion angehörend und durch eine Reihe vortrefflicher

größerer und kleinerer Skulpturen bekannt geworden, iſt der Schöpfer der plaſtiſchen Arbeiten dieſes Monuments, während Architekt Fritz Heſſemer, gleichfalls in München, den architektoniſchen Teil entworfen hat. Beide Künſtler, geborene Frankfurter, errangen bei der ausgeſchriebenen Preiskonkurrenz die Siegespalme. Auf dem freien Platz rechts von der an hiſtoriſchen Erinnerungen ſo reichen St. Paulskirche hat dieſes Monumentalwerk ſeinen Standort erhalten. Den drei dorthin mündenden Straßenzügen Rechnung tragend, zeigt der ungefähr 15 m hohe Obelisk aus Kelheimer weißem Kalkſtein dreiſeitige Form.

Seine in Felder eingeteilten Flächen bedecken die kunſtvoll in den Stein gearbeiteten Wappen der deutſchen Bundesſtaaten, Abzeichen der Turner-, Schützen- und Sängerverbände und in geſonderter Zuſammenſtellung die Wappen derjenigen Staaten, die den Zollverein begründeten. Das Poſtament des Obelisken ſchmücken drei aus gleichem Material gebildete Reliefs, Illuſtrationen zu patriotiſchen Liedern. Während auf der Vorderſeite durch einen in den Kampf ſtürmenden Freiſchärler und einen Burſchenſchafter der Kampf um „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ verſinnlicht werden ſoll, zeigt ſich links als Illuſtration des Arndtſchen Gedichtes: „Wir ſind geſchlagen, nicht beſiegt, In ſolchem Kampf man nicht erliegt“ einer der landesverwieſenen Kämpfer, Abſchied nehmend von ſeinem alten Vater. Rechts als Darſtellung von Geibels Lied: „Drum rüſtig mit dem Hammer, mit der Feile, Das Schwert des Siegs hat Eile, Eile“ erſcheint ein Schmied, der, Bismarcks wohlgetroffene Züge tragend, mit dem Hammer ein Schwert bearbeitet, das ein Knabe, die deutſche Jugend repräſentierend, ihm auf den Amboß hinhält.

Den koſtbarſten Schmuck des Denkmals bilden die drei überlebensgroßen Bronzegruppen, die ſeitlich an deſſen breiter ausladendem Unterbau poſtiert ſind, ſowie die gleichfalls in Bronze gegoſſene Figur einer Klio, die den Geſamtaufbau krönt. Unſere Abbildungen führen dieſe vier in der Ruppſchen Erzgießerei zu München gegoſſenen plaſtiſchen Darſtellungen vor. Als „Befreiung“ iſt die an der Vorderſeite links ſtehende Gruppe bezeichnet: Ein Mann, trotzig erhobenen Hauptes in die Welt blickend, hat den linken Arm um die Schulter ſeines Kameraden gelegt, deſſen Feſſeln er zu löſen ſich anſchickt. Tief niedergebeugt, die Arme mit den über die Bruſt reichenden Banden auf dem Rücken befeſtigt, erwartet der Dulder ſeine Befreiung aus unwürdiger Knechtſchaft. Als Pendant hierzu thront auf der rechten Seite die Gruppe „Freiheitslied“: Ein Barde, mit beiden Händen ſeine Harfe umfangend, ſingt in lodernder Begeiſterung der Freiheit ein Lied, das den an ſeiner Seite ſtehenden jugendlichen Krieger zur Tatkraft entflammt. Kampfbereit hält dieſer voll Wagemut ſein kurzes Schwert in der kräftigen Rechten. Die an der hinteren Seite des Denkmals befindliche Gruppe „Alma mater“ zeigt als Verkörperung der Univerſitäten eine ideal ſchöne Frauengeſtalt mit klaſſiſchen Geſichtszügen, die einem neben ihr ſitzenden Jüngling die mit edelm Trank des Wiſſens gefüllte Schale darreicht. Von der Höhe des Denkmals hernieder blickt Klio, die Muſe der Geſchichte. Im ſchönſten Ebenmaß der Glieder prangend, die nur teilweiſe von dem faltenreichen Mantel verhüllt ſind, ſteht die edle Geſtalt da, das durchgeiſtigte Antlitz in die Ferne gerichtet. „Seid einig!“ hat ſie mit dem Griffel auf die ihr im linken Arme ruhende Tafel geſchrieben.

Frankfurt, die altehrwürdige ehemalige Freie Stadt, die ſtolz auf ihre ruhmreiche Vergangenheit, auf große geſchichtliche Ereigniſſe zurückblicken kann, hat, treu den Traditionen jener alten Zeiten, mit dieſem Einheitsdenkmal dem nationalen Gedanken von Freiheit und Einigung ein hehres Zeichen aufgerichtet. Sofie Frank.


W. W.
Ulm 1903.
phot. St. & K.

Die dem Südfuß der Vallugaſpitze vorgelagerten Wände des Pazieler Grats. Schindlerſpitze.

Aus den nördlichen Kalkalpen: Die Ulmer Hütte (2280 m) auf der Valfagehralpe am Arlberg. Nach der Natur gezeichnet von W. Weiſſer.

Aus den nördlichen Kalkalpen.

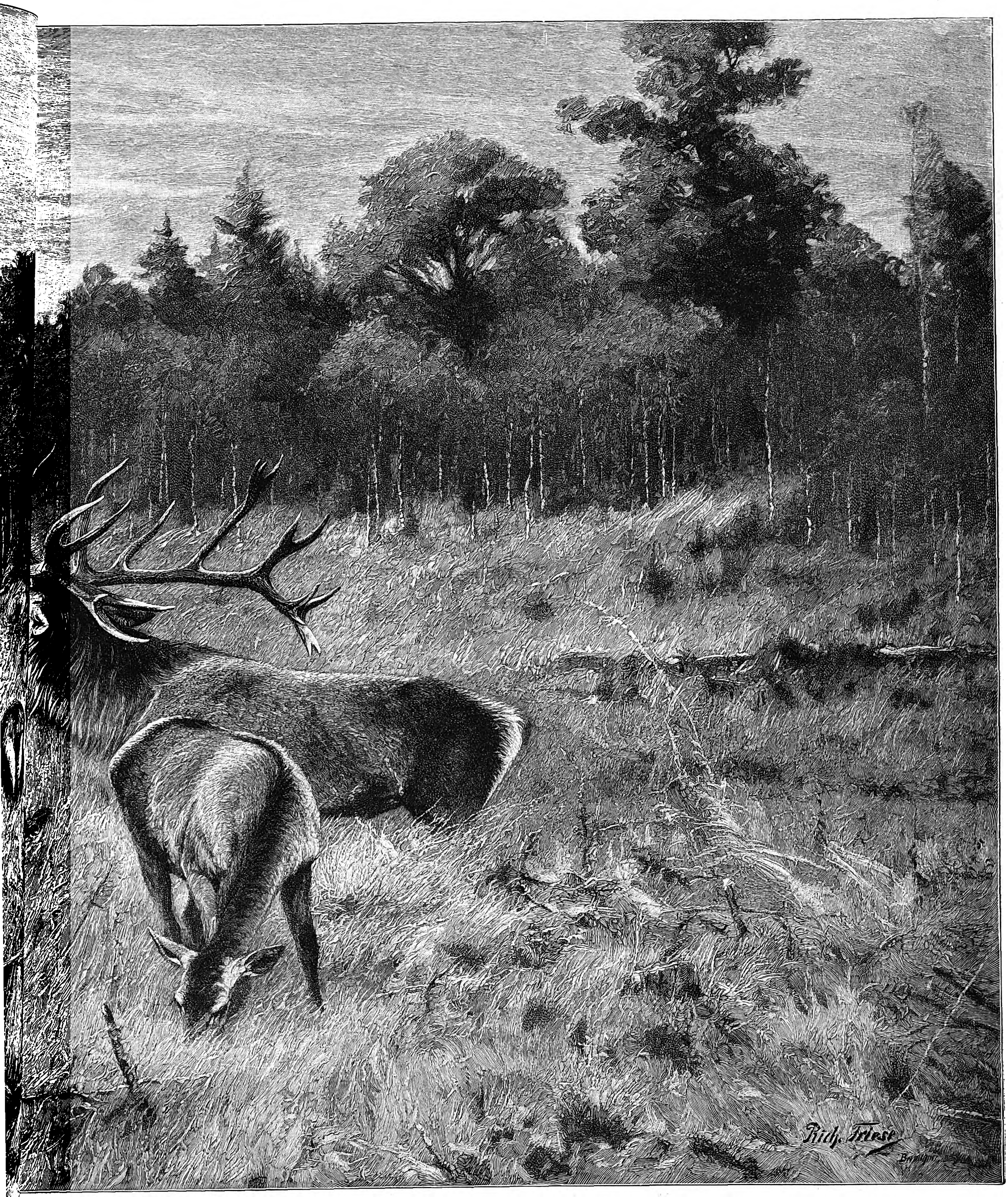
Die Ulmer Hütte am Arlberg.

Wen ſein Weg in dieſem Sommer über den Arlberg geführt hat, der wird beim Aufblicken überraſcht geweſen ſein, hoch über ſich an den ſteil aufſtrebenden Wänden ein Bauwerk im Entſtehen begriffen zu ſehen, das nun ſeit wenigen Wochen fertig iſt und ſchmuck aus luftiger Höhe herabgrüßt. Die Sektion Ulm des Deutſchen und Öſterreichiſchen Alpenvereins hat ſich mit dieſem am 5. September eingeweihten Bau in dem Augenblick, da ſie in das zweite Vierteljahrhundert ihres Beſtehens eintrat, der Zahl der hüttenbeſitzenden Sektionen eingereiht. Für die Begehung einer im Verhältnis zu ihrer leichten Erreichbarkeit noch nicht viel beſuchten Gebirgsgruppe iſt nunmehr ein Stützpunkt geſchaffen. Bei der Wahl des Bauplatzes ging die Sektion davon aus, nicht nur den Intereſſen des Gipfelkletterers zu dienen, ſondern auch dem um des bloßen Naturgenuſſes willen ausziehenden Bergſteiger eine lohnende Stätte zu bieten. Die obere Valfagehralpe, auf der die Hütte ſteht, iſt von Stuben am Arlberg, St. Anton und St. Chriſtoph aus je in zwei bis drei Stunden zu erreichen. Sie bildet eine wellige, trotz ihrer Meereshöhe von 2280 m begraſte und mit einer üppigen Alpenflora geſchmückte Hochmulde, die nach Süden zum Arlbergpaß abfällt; und hier, hart am Rande, erhebt ſich der einfache, aber gediegene und geräumige Bau.

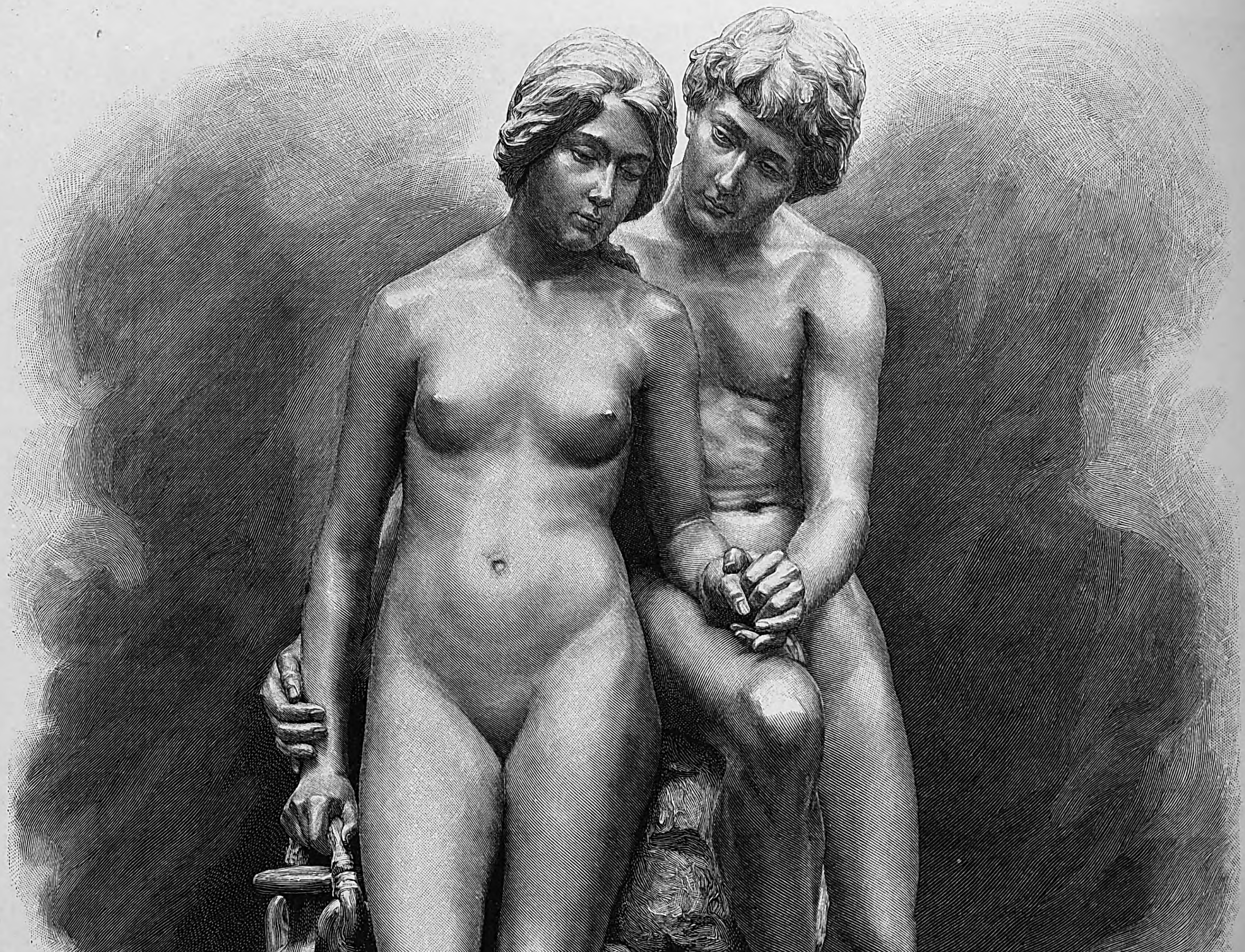
Die breite Giebelfront von 11 m iſt dem Tal zu nach Süden gerichtet; die Seiten meſſen etwas über 8 m. Das Erdgeſchoß enthält als Hauptraum das Gaſtzimmer, von dem aus eine Tür auf die breite gemauerte Ausſichtsterraſſe hinausführt. Dahinter liegen Küche und Raum für das Wirtſchaftsperſonal ſowie ein Schlafzimmer. Die Mehrzahl der Schlafräume iſt im Obergeſchoß angeordnet, das fünf einzelne Zimmer und zwei mit Matratzen ausgeſtattete Stuben enthält. Im ganzen ſind elf Betten und ſieben Matratzen vorgeſehen, wozu noch das Heulager im Dachgiebel kommt. Sehen wir uns in der Umgebung um, ſo fallen ſchon beim Aufſtieg zunächſt die gewaltig ſchroffen Hänge ins Auge, die die Alpe nach Norden überragen: es iſt der Grat, der von der Vallugaſpitze, dem ſchönſten, der Hütte nahe liegenden Gipfel, weſtlich zum Trittkopf hinüberzieht. Die Verlängerung dieſes Kamms ſenkt ſich öſtlich hinab zum ſchneebedeckten Valfagehrjoch; letzteres dacht ſich zu dem jenſeits gelegenen Schindlerferner ab, der den ins Lechtal mündenden Almejurbach ſpeiſt. Nächſt dem Valfagehrjoch erhebt ſich als beherrſchender Punkt des Nahblicks die Schindlerſpitze, ein ſcharfgezackter, aus ſteil, faſt ſenkrecht geſtellten Kalkſteinſchichten aufgebauter Grat, deſſen Südgipfel durch ein quer emporziehendes, ſehr auffallendes Band ſchwarzen ſchieferigen Geſteins gekennzeichnet wird. An dieſem Eckpfeiler vorüber öffnet ſich ſodann ein unbegrenzter, herrlicher Ausblick über die Ferwallgruppe, in deren Mitte die königliche Geſtalt der Patteriolſpitze prangt, und noch weit darüber hinaus in die Berge der Silvretta ſowie des Rätikons und bis hinüber ins Säntisgebiet, während tief zu Füßen die Arlbergſtraße ſich windet und das altehrwürdige Kirchlein von St. Chriſtoph heraufwinkt. Es iſt eine Ausſicht von großer Mannigfaltigkeit und maleriſchem Reiz.

Wenn einerſeits ſchon dieſe Ausſicht einen Beſuch lohnt, ſo findet anderſeits auch der Hochtouriſt Befriedigung ſeiner Wünſche. Wem Valluga und Schindlerſpitze zu gering ſind, der mag ſich an der trotzigen Rockſpitze, dem Matterhorn der Lechtaler Alpen, verſuchen oder in den das Almejurtal begleitenden Bergketten Entdeckungsfahrten antreten. Auf die für den Beſuch dieſer wenig bekannten Gruppen günſtige Lage der Hütte iſt bereits in der neuſten Auflage des „Hochtouriſt“ von Heß hingewieſen worden. Alles in allem, die Sektion Ulm und ihr langjähriger rühriger Vorſtand Rechtsanwalt Karl Teichmann haben Grund, mit Befriedigung auf das neue Haus zu blicken und einem regen Zuſpruch entgegenzuſehen.

Ulm. W. Weiſſer.


Rich. Frieſe

n Gemälde von Richard Frieſe.



Aus der Großen Berliner Kunſtausſtellung: Eine Frage. Brunnengruppe von Reinhold Boeltzig. (S. 574.)

Die Paſchawieſe im Rominter Forſt.

Gemälde von Richard Frieſe.

Es iſt im allgemeinen wahr, daß man heutzutage nichts Ordentliches mehr leiſten kann, wenn man ſich nicht ſpezialiſiert — eine neue Umſchreibung des Goetheſchen Ausſpruches: „In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter.“ Daneben bleibt aber die alte Wahrheit zu Recht beſtehen, daß ein echter Künſtler alles können muß, weil „Künſtler“ eben vom „Können“ herkommt.

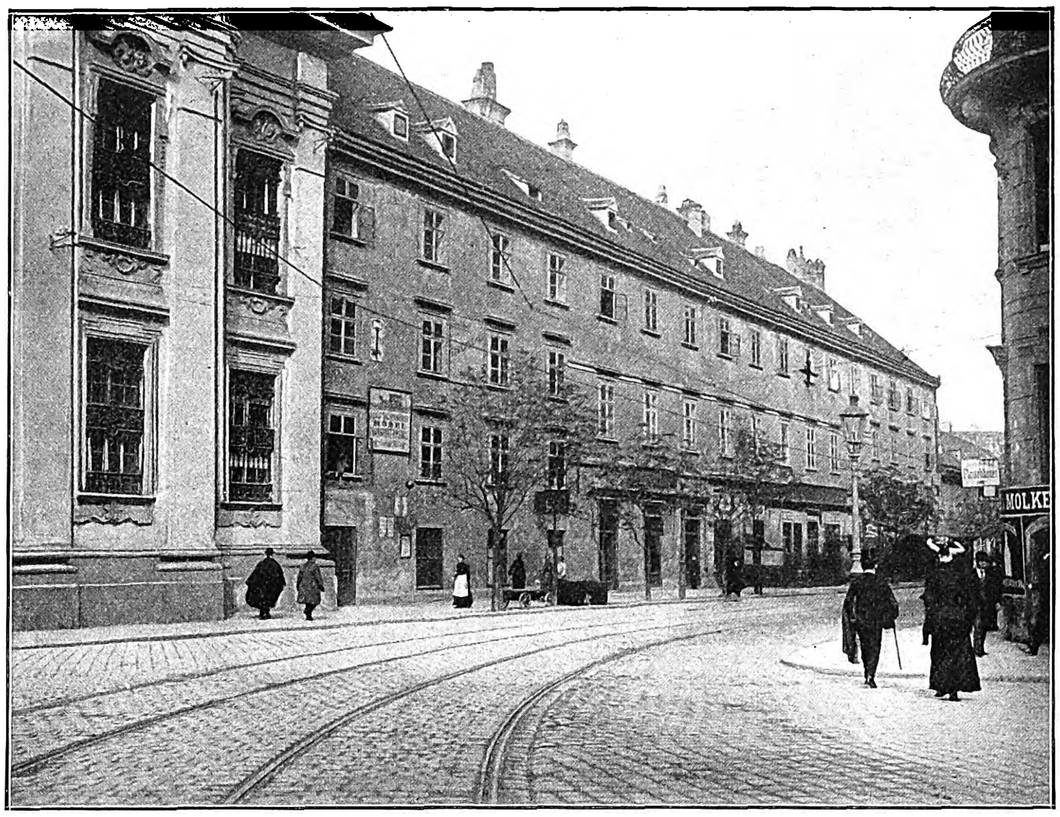
Das ſehen wir auch an unſerem Meiſter Frieſe. Erſt nahmen Löwen und Tiger, Antilopen und das andere große ausländiſche Getier des Zoologiſchen Gartens ſein ganzes Intereſſe in Anſpruch, und dem verdanken wir eine ganz beſtimmte Art ernſter Tiermalerei ohne jede genrehafte und humoriſtiſche Beimiſchung, wie ſie neben Frieſe gegenwärtig beſonders Kuhnert ausübt. Dann führte ihn ſein Künſtlerweg über den ruſſiſchen Wiſent, das im Ausſterben begriffene Leibwild des ruſſiſchen Zaren, zu dem letzten, in Reſten auf die Gegenwart hinübergehegten Urwild unſeres eigenen Vaterlandes, dem oſtpreußiſchen Elch der Ibenhorſter Moore und Erlenbrüche. Und endlich kam er, gefördert durch die Güte Kaiſer Wilhelms II., zu dem begehrenswerteſten Wilde, welches das deutſche Jägerherz von heute kennt: dem Rominter Kapitalhirſch.

Kein Wunder, daß Frieſe, der ſelbſt ein geborener Litauer iſt, dieſem hochgekrönten, ſtimmgewaltigen Recken des litauiſchen Urwaldes gar bald ſein ganzes künſtleriſches Können widmete. So iſt denn die Welt um eine Reihe von Kunſtwerken bereichert worden, deren Wert ich für unvergänglich, geradezu für klaſſiſch erachte.

Wer, wie ich, Frieſe zu Hauſe, im Atelier kennt und ſeine Rominter Hirſchſtudien und Urwaldſkizzen, die notabene alle fertige Bilder ſind, geſehen hat, der lernte ihn aufs neue ſchätzen und bewundern. Jeder Kapitale, den des hohen Jagdherrn ſicheres Rohr niedergeſtreckt hat, iſt porträtiert, aber wirklich porträtiert, ſo genau, daß man ſie alle leicht unterſcheiden kann, wenn man die Studien nebeneinander legt. Und jede Rominter Waldlandſchaft, die irgendwie charakteriſtiſch, und jede Einzelheit in dieſer Landſchaft, die irgendwie künſtleriſch brauchbar erſcheint, iſt in dieſer Unmaſſe einen großen Schrank füllender Bleiſtift-, Farbſtift- und Ölſkizzen in einer ſo entzückenden Feinheit und erſtaunlichen Wahrheit aufgefaßt und wiedergegeben, daß man meint, die würzige, erdige Waldesluft zu atmen, wenn man ſich ſolch ein Blatt vor Augen hält. Und die Bilder, die aus dieſen in zäher Arbeit errungenen Einzelheiten komponiert und aus der Künſtlerſeele neu geboren wurden, werden Zeugnis ablegen von alter deutſcher Wild- und Waldesherrlichkeit noch in den ſpäteſten Tagen, da vielleicht auch in Rominten die moderne Kultur mit forſtlicher Haupt- und Nebennutzung, mit Sä- und Mähmaſchinen oder gar dem rauchenden Fabrikſchlot ihren Einzug gehalten haben wird.

Aber auch wir Zeitgenoſſen haben Genuß und Gewinn dabei. Wir ſehen im naturwahren Abbild neben dem kurzköpfigen Weſterwälder Kröners, dem knallroten, mäßig geweihten Harzhirſch Zimmermanns und dem dunkeln Kiefernhirſch der Mark vom Grafen v. Brühl den Rominter Kapitalen von Frieſe, und dieſer bleibt doch „der herrlichſte von allen“.

Man ſchaue unſer Bild an, „Die Paſchawieſe“, wie derber Jägerwitz dieſen bevorzugten Brunftplatz nennt. Von herbſtlich gelben Birken umſäumt, hinter denen hohe Eichen, Kiefern und Fichten emporragen, dehnt ſich eine weite Waldblöße. Ein Rudel Rotwild zieht langſam darüber hin. Wie die äſenden Tiere mitten im hohen Zittergraſe ſtehen, das muß man, am Waldſaume lauernd, ſelbſt geſehen haben, um Frieſes Meiſterſchaft würdigen zu können. Und nun der Kapitale ſelbſt! Das Herz klopft einem, wenn man ſich in den Augenblick hinein verſetzt, wie er das wahrhaft rieſenmäßig geweihte Haupt zum Schrei erhebt. Es war wenige Minuten vor ſeinem Ende. Kaum gab das quer vorſtehende Tier ſein Schulterblatt frei, ſo lag er auch ſchon verendend im Feuer des kaiſerlichen Geſchoſſes. Dr. L. Heck.

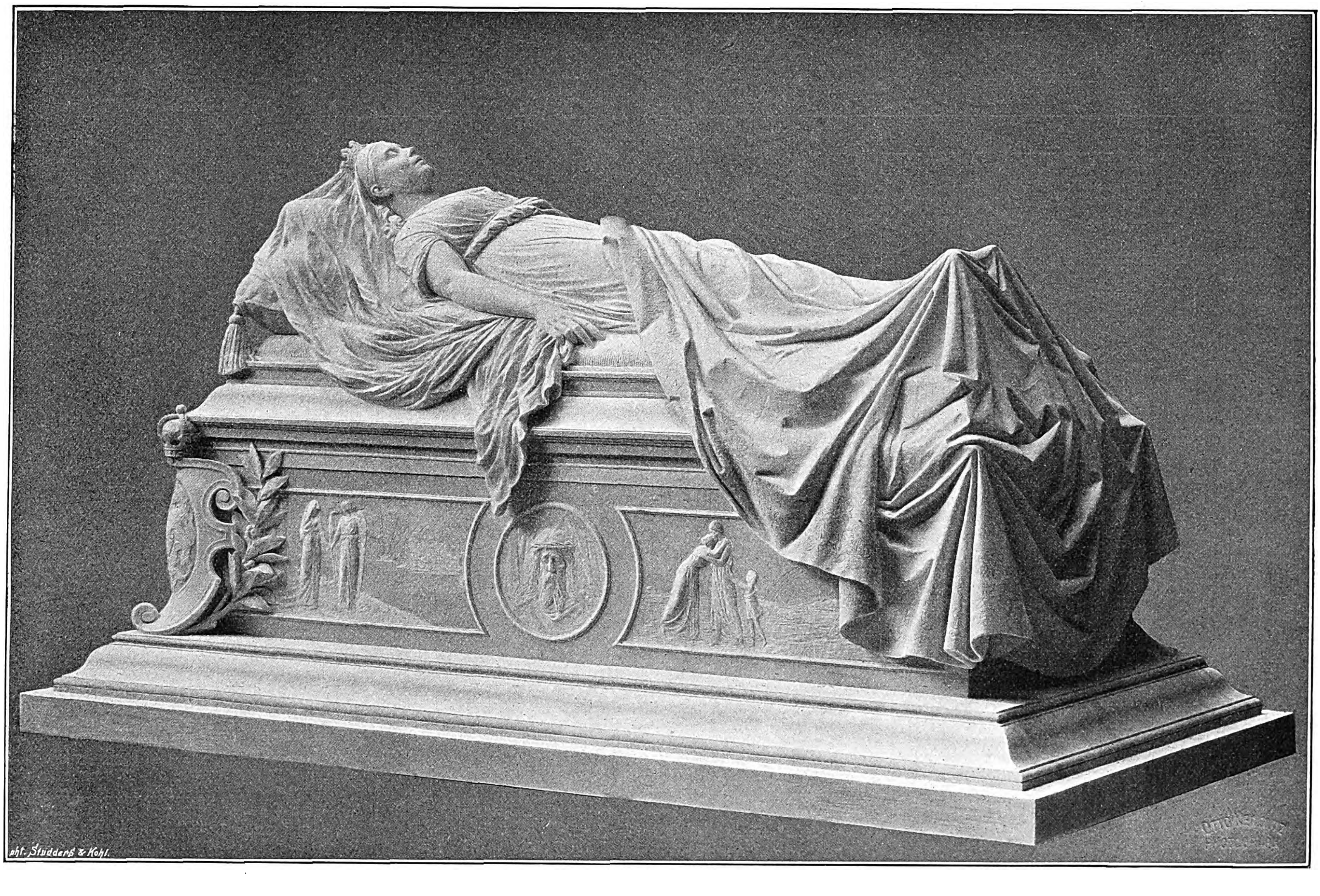


Beethovens Sterbehaus in der Schwarzſpaniergaſſe zu Wien (zum Abbruch beſtimmt).

Nach einer photographiſchen Aufnahme von Dr. Eugen Schenk in Wien.

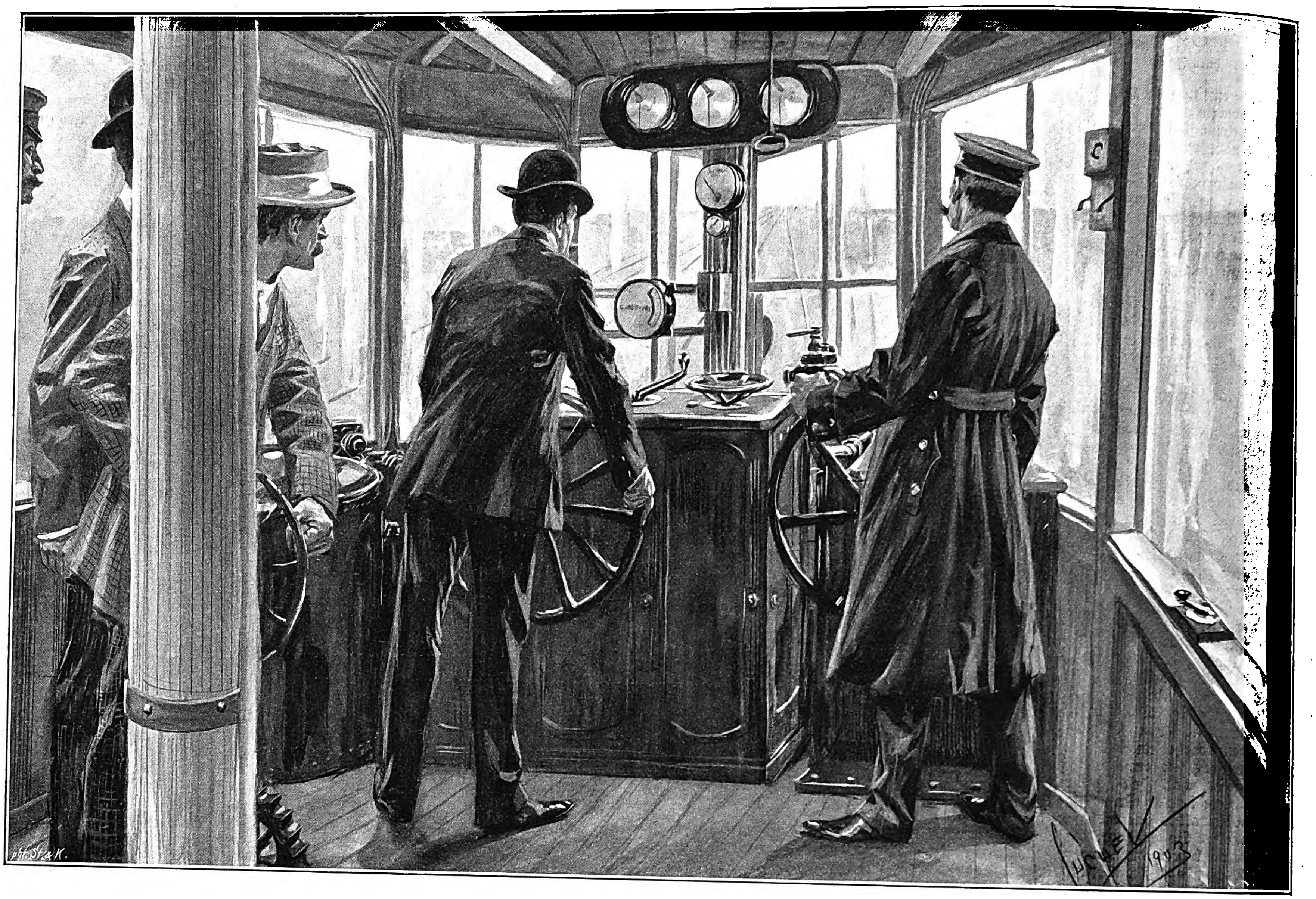
Beethovens Sterbehaus in Wien.

In wenigen Wochen wird das Sterbehaus Ludwig van Beethovens, des großen Schöpfers der „Neunten Symphonie“, der „Eroika“, des unſterblichen „Fidelio“, der Vernichtung anheimfallen. In dem rieſigen Gebäude, das allein faſt eine Seite der Schwarzſpaniergaſſe in Wien einnimmt, bewohnte der Tondichter zwei kleine Zimmer und verbrachte hier in vollſtändiger Abgeſchiedenheit die letzten Tage ſeines Lebens. Das architektoniſch ſchmuckloſe Gebäude beſitzt einen zwei Stockwerke hohen Mitteltrakt, an den ſich rechts und links je ein Seitentrakt mit drei Stockwerken anſchließt. Über dem Eingangstor befindet ſich eine Gedenktafel, die in halbverwitterten Lettern die Inſchrift trägt: „Beethovens Sterbehaus 26. März 1827.“



Das Grabmal der Kaiſerin Friedrich in der Friedenskirche zu Potsdam. Entworfen von Prof. Reinhold Begas und in griechiſchem Marmor ausgeführt von Albert Geritz.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von Otto Kemnitz in Berlin-Wilmersdorf.



Die ſchnellſte Lokomotive der Welt: Schnellbahnverſuche auf der Militärbahn Marienfelde-Zoſſen (201 km in der Stunde).

Originalzeichnung von E. Cucuel.

Ein Wiener Arzt, Dr. v. Bräuning, in deſſen Haus der junge Beethoven freundliche Aufnahme gefunden hatte, als er noch arm und bedürftig bei Haydn und Salieri Muſikunterricht genoß, ſchildert den Aufenthalt des Meiſters im Schwarzſpanierhauſe als einen im allgemeinen angenehmen, wobei allerdings die überaus geringen Bedürfniſſe und die tiefe Abgeſchloſſenheit des unſterblichen Meiſters in Rechnung zu ziehen ſind. Freilich erklärt Dr. v. Bräuning, habe Beethoven gerade in dieſer Zeit durch das Verhalten ſeines Neffen wie ſeines Bruders Johann manchen Schmerz erfahren.

Das hiſtoriſche Haus iſt heute Eigentum des Stiftes Heiligenkreuz, das auch den Neubau vornehmen läßt. Es mag zu beklagen ſein, daß in kurzer Zeit nichts mehr von der Stätte zu ſehen ſein wird, an der Beethoven gewirkt und ſeinen großen Geiſt ausgehaucht hat. Allerdings ſind in dem Gebäude kaum noch Spuren der Wirkſamkeit des Meiſters vorhanden; auch die Anordnung der Zimmer war längſt geändert worden.

Wien. Dr. Johann Schenk.

Das Grabmal der Kaiſerin Friedrich von Reinhold Begas.

Seine Meiſterſchaft in der Sepulkralplaſtik hat Reinhold Begas zuerſt in dem wundervollen Grabdenkmal für den jüngeren, früh verſtorbenen Sohn Dr. Strousbergs betätigt. Das Werk, das 1874 ausgeſtellt war, blieb nach dem finanziellen Zuſammenbruch des Auftraggebers lange Modell, bis es Prof. Begas auf eigene Koſten für die letzte Pariſer Weltausſtellung in Bronze ausführen ließ. Dort errang es dem Meiſter noch 1900 die höchſte künſtleriſche Auszeichnung. Es iſt in der Tat ein ergreifendes Bildwerk, in dem die Kunſt die Schrecken des Todes anmutvoll mildert.

Als Kaiſer Friedrich abberufen wurde, erhielt Reinhold Begas die ſchöne Aufgabe, die geweihte Stätte in der Friedenskirche zu Potsdam mit einem Grabmal des Helden zu ſchmücken. Das in karrariſchem Marmor ausgeführte Werk wurde am 18. Oktober 1892 aufgeſtellt. In der Geſtalt des auf dem Feldmantel gebetteten ſchlummernden Herrſchers, deſſen Hände auf dem Siegesſchwerte ruhen, und in den zarten, idealiſtiſchen Reliefs des Sarkophags iſt es eine der vollendetſten Schöpfungen des Meiſters. Auch die Gräber der früh verſtorbenen Prinzen Sigismund († 1866) und Waldemar († 1879) hat Begas mit ſtimmungsvollen Werken ausgeſtattet. Endlich iſt noch ſein Grabmal der Gräfin v. Arnim-Muskau zu erwähnen, das in ſeiner monumentalen Ruhe und Größe viel bewundert wird.

Nach dem Hinſcheiden der Kaiſerin Friedrich war der Meiſter dazu auserſehen, den Sarkophag der edeln Frau zu geſtalten. Das Werk iſt jetzt in dem bläulich ſchimmernden griechiſchen Marmor vollendet, ein Material, das die Verewigte ſelbſt letztwillig dafür beſtimmt hat. Ende dieſes Monats erhält das Grabmal ſeine Stätte neben dem Sarkophag Kaiſer Friedrichs. Die äußere Form dieſer beiden Werke iſt einander angepaßt. Die Kaiſerin ruht wie ſchlummernd auf den Kiſſen. Ein leichtes griechiſches Gewand, das Hals und Arme freiläßt, umhüllt ihre Glieder. Das aufgelöſte Haar fällt auf die Bruſt herab, ein Diadem ſchmückt das Haupt, und von ihm aus wallt ein zarter Schleier herab, erſt nach rückwärts, dann zur rechten Seite, wo der Arm ausgeſtreckt darauf ruht. Die linke Hand liegt auf dem Herzen. Um den unteren Teil des Körpers breitet ſich ein im Marmor trefflich gemeißelter Seidenſtoff mit einem Saum von Kronen und Paſſionsblumen. Überraſchend ähnlich iſt das fein charakteriſierte Antlitz mit den halb geöffneten Lippen; der Hauch des ewigen Friedens hat die Züge der Kaiſerin verklärt. Man wird in der Stille der Kirche das Marmorbild der Verblichenen zur Seite ihres kaiſerlichen Gemahls nicht ohne tiefen Eindruck betrachten.

An der ſchmalen Fläche des Sarkophags zu Häupten der Kaiſerin ſind Namen und Lebensjahre verzeichnet (* 21. November 1840, † 5. Auguſt 1901). Die Ecken werden abgeſchloſſen von den gekrönten deutſchen und engliſchen Wappenſchilden, eingefaßt von Lorbeer- und Eichenzweigen. Am Fußende ſchlingt ſich ein Palmengewinde hinauf zum Sarkophag. Die Langſeiten zeigen, wie beim Grabmal Kaiſer Friedrichs, ein mittleres Medaillonbild mit zwei Reliefs zur Seite. Links iſt das Erdendaſein der Verklärten, ihr gemeinnütziges Wirken, ihre Liebe für Kunſt und Wiſſen angedeutet. Im Medaillon erſcheint das Bruſtbild einer Krankenſchweſter, die einem leidenden Kinde mit ſorglicher Hand ein Tuch um die Stirn legt. In den Reliefs iſt die junge Fürſtentochter dargeſtellt: hier als aufmerkſame Schülerin eines alten Gelehrten, dort als ausübende Künſtlerin, einen antiken Tempel zeichnend, hinter ihr der Genius der Kunſt. Rechts enthält das mittlere Medaillon das Chriſtushaupt mit der Dornenkrone. Und in den Reliefs zur Seite eröffnet ſich ein idealer Blick in das Jenſeits. Da geleitet der Todesengel die Heimgegangene an das Geſtade der Ewigkeit; er weiſt auf eine Palmeninſel der Seligen, neben der die Sonne in das Meer gleitet. Auf der anderen Seite eilen Kaiſer Friedrich und der früh verſtorbene Lieblingsſohn Prinz Waldemar der Erſehnten entgegen, die ihren Gemahl mit beiden Armen umſchlingt und ihm an die Bruſt ſinkt.

Die maleriſchen Reliefs erhöhen die Wirkung des ſchönen Sarkophags, der nach dem Modell und im Atelier des Meiſters vom Bildhauer Albert Geritz in Marmor hergeſtellt worden iſt. Der zweiundſiebzigjährige Profeſſor Begas hat hier in ungeminderter Friſche ein köſtliches Werk von zarteſter Stimmung und reifer Kunſt geſchaffen.

Dr. A. Römer.

Zweihundertein Kilometer in der Stunde.

Noch niemals iſt ein menſchliches Weſen auf der Eiſenbahn ſo raſch befördert worden wie die Teilnehmer der Schnellbahnverſuche am 6. Oktober auf der Miltärbahn Marienfelde-Zoſſen. An jenem Tage wurde auf der genannten Strecke, die zu dieſem Zweck einen verſtärkten Oberbau erhalten hat, mit dem elektriſchen Schnellbahnwagen der Firma Siemens u. Halske eine Geſchwindigkeit von 201 km in der Stunde erreicht. Dieſes Ereignis, das in der ganzen techniſchen Welt und weit darüber hinaus berechtigtes Aufſehen erregt hat, iſt, wie Kaiſer Wilhelm in ſeiner Glückwunſchdepeſche an den Vorſitzenden der Studiengeſellſchaft für elektriſche Schnellbahnen hervorhob, ein ſchöner Erfolg, den deutſche Tatkraft und Beharrlichkeit errungen haben. Es iſt das techniſch und wiſſenſchaftlich ſorgfältig vorbereitete Endziel, das die Studiengeſellſchaft von vornherein im Auge hatte, und das nun durch das präzis durchgeführte, von Stufe zu Stufe gründlich ausgebaute Syſtem des Motorwagens und der Leitungsanlage auch erreicht worden iſt.

Die heutigen Schnellbahnverſuche haben ihre Geſchichte. Bereits Ende der achtziger Jahre begann die Firma Siemens u. Halske Aktiengeſellſchaft in der Erkenntnis, daß der Verwendung von Gleichſtrom für den Betrieb von Schnellbahnen große Hinderniſſe in den hohen Koſten der Leitungen, der Wechſelſtrom-Gleichſtrom-Umformer uſw. entgegenſtehen, ihr Augenmerk auf die Verwendung von Wechſelſtrom zunächſt in der Form von Drehſtrom zur unmittelbaren Speiſung der Fahrleitung zu richten, und ſchon im Jahre 1892 wurde auf dem Charlottenburger Werk der Firma ein Drehſtromfahrzeug ausgeführt und erprobt. Im Jahre 1898 wurde dann eine größere Verſuchsanlage in einer eingleiſigen, normalſpurigen Bahnſtrecke auf einem Gelände bei Großlichterfelde geſchaffen, auf der eine Lokomotive mit Hochſpannungsmotoren unter Umgehung der Transformatoren ausgeprobt und die Hauptaufgabe einer Fahrleitung, Strom von unerreichter hoher Spannung völlig betriebsſicher zu entnehmen, gelöſt wurde. Es kam dann im Jahre 1900 zur Gründung einer beſonderen Studiengeſellſchaft für elektriſche Schnellbahnen, die das Ziel im Auge hatte, Fahrverſuche mit Geſchwindigkeiten bis zu 200 km anzuſtellen. Als geeignete Bahn wurde hierzu die Strecke Marienfelde-Zoſſen der Militäreiſenbahn in Ausſicht genommen und von der Militärbehörde auch bereitwillig zur Verfügung geſtellt. Die beiden Verſuchsfahrzeuge, das eine von der Firma Siemens u. Halske Aktiengeſellſchaft, das andere von der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft in Berlin elektriſch ausgerüſtet, ſind in etwas abweichenden Formen erbaut; beide Firmen haben ganz unabhängig voneinander nach weſentlich verſchiedenen Plänen gearbeitet. Das Laufwerk des Wagens bilden je zwei dreiachſige Geſtelle, von denen vier Achſen mit unmittelbar treibenden Drehſtrommotoren verſehen ſind. Sämtliche Achſen werden durch eine regulierbare Luftdruckbremſe, die noch durch eine Notſtandbremſe ergänzt iſt, gebremſt. Als beſonders charakteriſtiſches Merkmal iſt auf die ſchiffsartige Formgebung der Enden des Siemenswagens hinzuweiſen, das Ergebnis ſorgfältiger, zur Ermittelung des Luftwiderſtandes angeſtellter Verſuche. Die Länge des Wagenkaſtens beträgt ungefähr 23 m. Als Antriebskraft dient Drehſtrom mit einer Spannung bis zu 12000 Volt, der von dem Werke Oberſchöneweide der Berliner Elektrizitätswerke mittels einer 15 km langen Speiſeleitung der Verſuchsſtrecke zugeführt wird. Die Fahrleitung zeigt drei wagerecht übereinander liegende Drähte von je 100 qmm Kupferquerſchnitt, von denen der Strom mittels dreier die Stromſtrecke ſeitlich berührender

Bügel von je einem drehbaren Maſt aus an jedem Wagenende abgenommen wird. Die in dem Wagen angebrachten großen Umformer ſetzen die Spannung von 10000 auf 1150 Volt herab, für die die Antriebsmotoren berechnet ſind. Die Arbeitsleiſtung der letzteren kann für jeden Wagen von 1000 auf 3000 Pferdekräfte geſteigert werden. Der Antrieb aller Schalter geſchieht vom Führerſtande aus mittels Druckluft, die von zwei vorn und hinten unter dem Wagen angebrachten elektriſch betriebenen Luftpumpen, die auch gleichzeitig für die Bremſe dienen, geliefert wird. Eine große Anzahl der verſchiedenſten und genauſten Meßvorrichtungen iſt in dem Wagen und auf der Strecke angebracht.

Mit dieſen Mitteln ſind die Verſuchsfahrten begonnen worden; ſie fanden zunächſt unter Vorſpann einer elektriſchen Lokomotive ſtatt, bis die Wagen eingefahren und deren einzelne Teile auf ihre Betriebsſicherheit erprobt waren. Darauf wurde zur Fahrt mit dem elektriſchen Wagen allein geſchritten und die Geſchwindigkeit ſtufenweiſe von 60 km auf 100, 120, 130, 140, 160, 180 und ſchließlich auf 201 km geſteigert. Jetzt iſt das vorläufige Ziel erreicht. Freilich kann man noch nicht daran denken, es ſogleich im großen auf die Praxis zu übertragen; aber die Technik wird aus den Studienfahrten Lehren ziehen, die zweifellos befruchtend auf den ganzen Eiſenbahnverkehr mit elektriſchem Antriebe wirken dürften.

E. Neiſſer.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— Für die viel erörterte Frage des Ausbaus des Meißener Doms gewinnt ein in der Kirche des ſächſiſchen Städtchens Stolpe aufgefundenes, aus dem Jahre 1486 ſtammendes Bild der Stadt Meißen ein nicht geringes Intereſſe, da es den damals eben erſt im Jahre 1479 vollendeten Dom als eine dreitürmige Anlage erkennen läßt und damit die von Gurlitt verfochtene Behauptung der von Meißen aus für andere ſächſiſche Kirchen maßgebend gewordenen Form einer dreitürmigen Anordnung ebenſo beſtätigt wie das zur Ausführung angenommene Schäferſche Projekt der Wiederherſtellung des Doms mit zwei Türmen als der nunmehr wohl erwieſenen hiſtoriſchen Tatſache widerſprechend kritiſiert. Läßt die Beweiskraft des Bildes ſich nicht erſchüttern, ſo unterſtützt es in dankenswerteſter Weiſe zugleich die heute mehr und mehr ſich verbreitende Anſchauung, daß das beliebte Reſtaurieren alter Baudenkmäler nicht ſelten mit einer Vernichtung ihres wirklich hiſtoriſchen Gepräges ſich verbindet.

— In dem internationalen Wettbewerb um das in Bern zu errichtende Weltpoſtdenkmal, zu dem 122 Entwürfe eingingen, ſind vier Preiſe zu je 3000 Frs. Hans Hundrieſer in Charlottenburg, Georg Morin in Berlin, Ernſt Dubois und René Patouillard in Paris und René de Saint-Marceaux in Paris, zwei Preiſe zu je 1500 Frs. Giuſeppe Chiattone in Lugano ſowie Ignaz Taſchner in Breslau u. Aug. Herr in München zuerkannt worden. Über die Ausführung des Denkmals ſoll auf Grund eines engeren Wettbewerbs unter den Prämierten entſchieden werden.

— Zur Erinnerung an die deutſchen Kämpfe in China ſoll in Tientſin ein Denkmal errichtet werden, deſſen Ausführung Kuno v. Uechtritz übertragen worden iſt. Sein Entwurf zeigt auf einem Felsaufbau, den ein Fries mit den Wappen der deutſchen Staaten umgürtet, die Figur eines deutſchen Ritters in mittelalterlicher Rüſtung, deren Wams das Eiſerne Kreuz ziert. Die Rechte faßt das Schwert, die Linke ſtützt ſich auf den Schild. Seitwärts iſt ein Adler angebracht, der einen Anker umkrallt hält.

— Zur Errichtung eines Goethe-Denkmals im Kurpark zu Franzensbad hat die Geſellſchaft zur Förderung deutſcher Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur in Böhmen den Betrag von 6000 Kronen geſtiftet. Die Ausführung iſt dem Bildhauer Karl Wilfert übertragen worden.

— Im alten Nationalmuſeum zu München ſind die Entwürfe des Wettbewerbs um die am Koſttor- und am Iſartorplatz zu errichtenden Brunnen zur Ausſtellung gelangt. Unter dreiundzwanzig Arbeiten, die für den erſtgedachten Wettbewerb eingingen, erhielt die von Düll und Petzold den erſten, die von H. Kaufmann den zweiten, die von F. Bernauer den dritten Preis. Zu dem Brunnen am Iſartor wurden vierundſechzig Entwürfe eingeſandt. Den erſten Preis erhielt K. Killer, den zweiten H. Netzer, den dritten F. Drexler.

— Für das Bennigſen-Denkmal, das in Hannover errichtet werden ſoll, wird jetzt ein Wettbewerb eröffnet, bei dem an Preiſen 6500 ℳ ausgeworfen ſind. Was die Geſtaltung angeht, denkt man in erſter Linie an eine Brunnenanlage mit dem Bildnis des Verſtorbenen. Verfügbar ſind 80000 ℳ.

— Die anfänglich für Oktober d. J. geplante Enthüllung des Straßburger Goethe-Denkmals iſt wegen der längere Zeit erfordernden Ausſtellungsarbeiten auf das nächſte Frühjahr verſchoben worden. Die Statue des jugendlichen Dichters, die rechts und links auf der Plattform angeordneten Figuren der tragiſchen und der lyriſchen Muſe ſowie die Sockelreliefs, die Goethe in der Laube zu Seſenheim und im Augenblick ſeines Abſchieds von der Stadt auf der Höhe des Münſters ſchildern, ſind von dem mit dem Werk betrauten Bildhauer Ernſt Waegener in Berlin vollendet und zum Teil bereits fertig gegoſſen.

— Auch in England hat ſich jetzt, wie es ſchon in den letzten Jahren in Berlin und Paris geſchehen iſt, ein Verein gebildet, der die öffentlichen Sammlungen im Erwerb bedeutender Kunſtwerke durch rechtzeitige Bereitſtellung der erforderlichen Mittel gegen den verhängnisvollen Wettbewerb amerikaniſcher Millionäre tunlichſt zu unterſtützen gedenkt. Er iſt im Begriff, ſich unter dem Namen National Art Collections Fund zu organiſieren, um dem Verkauf ſowol alter wie neuer Kunſtwerke von hervorragendem Wert im Ausland nach Möglichkeit vorzubeugen.

— Nachdem man die Flügel des Baumgartnerſchen Altars, des Meiſterwerks Dürers in der Münchener Pinakothek, durch eine glückliche Reſtaurierung von ihrer früheren Übermalung befreit und ihnen die urſprüngliche Geſtalt wiedergegeben hat, iſt in gleicher Weiſe jetzt auch die „Geburt Chriſti" von ſpäteren Entſtellungen geſäubert worden, und man ſieht nun in den bis dahin leeren, mit gleichgültigem Beiwerk ausgefüllten beiden unteren Ecken des Bildes wieder die knienden Figuren der Donatorenfamilie, links die vier männlichen, rechts die drei weiblichen Mitglieder derſelben, in dem traditionellen winzigen Maßſtab, der bis zu dem freieren Aufſchwung der deutſchen Renaiſſancemalerei üblich war, um dann, wie es am glänzendſten Holbeins Darmſtädter Madonna zeigt, durch lebensgroße Geſtalten erſetzt zu werden. Die bei dieſen Reſtaurierungen auf der Rückſeite des einen Altarflügels zum Vorſchein gekommene eine Hälfte einer „Verkündigung" zeigt die ganz von Dürerſchem Geiſt erfüllte Geſtalt einer mit vor der Bruſt gekreuzten Armen und demütig geſenktem Blick daſtehenden Maria, über der die Taube ſchwebt.

— Eine weitere Bereicherung hat die Ausſtellung von Werken Saſcha Schneiders im Kunſtſalon von Keller u. Reiner zu Berlin durch ein bereits auf der Sächſiſchen Kunſtausſtellung zu Dresden unter dem Titel „Zum Kampf" vorgeführtes Gemälde erfahren, das ſich hier die „Phalanx der Kämpfer" betitelt und eine Schar auf den Beſchauer zuſchreitender Geſtalten zeigt, die in geſchloſſener Reihe, teils mit Schwertern, Lanzen, Morgenſternen und Hämmern bewaffnet, teils als Ringkämpfer nur auf ihre Muskelkraft vertrauend, mit finſteren Mienen vorrücken und von einer beckenſchlagenden nackten Knabenfigur begleitet werden. Auch gegen dieſes Bild und ſeinen kaum klar ausgeſprochenen Gedanken erheben ſich bei aller Anerkennung des rein künſtleriſchen Könnens manche Bedenken. Neben den großen Gemälden Schneiders aber finden die mit ihnen vereinten Zeichnungen lebhafte Anerkennung, und als eine der gelungenſten von ihnen iſt die Kompoſition einer im Mondſchein ſchwebenden weiblichen Geſtalt zu bezeichnen, die der Künſtler „Mondſcheinſonate" betitelt.

— Vom Verein für deutſches Kunſtgewerbe in Berlin ergeht ein Preisausſchreiben, das Entwürfe zu einem Schrank und einem Schreibtiſch für das Damenzimmer einer gut bürgerlichen Wohnung im Verkaufspreiſe von nicht mehr als 280, bzw. 200 ℳ fordert. Ausgeſetzt ſind drei Preiſe von 600, 400 und 200 ℳ. Außerdem werden vierundzwanzig Entwürfe zu je 60 ℳ angekauft werden. Die Einſendungen haben bis zum 15. November d. J. zu erfolgen.

— Die reichhaltige und wertvolle Galerie Henneberg in Zürich, enthaltend Ölgemälde moderner und alter Meiſter ſowie Handzeichnungen von Knaus, Menzel, Vautier u. a., wird vom 26. Oktober an in der Galerie Helbing zu München verſteigert. Ein mit autotypiſchen Reproduktionen reich ausgeſtatteter Katalog enthält genaue Angaben über die einzelnen Gemälde und Zeichnungen.

Theater und Muſik.

— Im Deutſchen Theater zu Berlin brachte es das neue Drama „Geſchäft iſt Geſchäft" von Octave Mirbeau zu einem unbeſtrittenen, aber nicht ſtarken Erfolg. — Dasſelbe Stück kam auch im Hofburgtheater zu Wien zur Aufführung und rief hier lebhaften Beifall hervor.

— Das Gaſtſpiel der Internationalen Tournee Guſtav Lindemann wurde im Neuen Theater zu Leipzig mit dem neuen Schauſpiel „Theodora" von dem norwegiſchen Dichter Johann Bojer eröffnet. Nur teilweiſe fand das Stück lebhafteren Beifall, der hauptſächlich dem trefflichen Spiel der Trägerin der Titelrolle, Luiſe Dumont, zuzuſchreiben war. Viel Schwerfälliges und Unfertiges im dramatiſchen Aufbau, im Dialog und in der Charakteriſtik verriet die Anfängerſchaft des jungen Verfaſſers, der die Einwirkung Ibſenſcher Vorbilder erkennen läßt. Am wenigſten konnten die ermüdenden Wiederholungen in den letzten Akten befriedigen. Wirkſame Satire iſt in der komiſchen Epiſode einer lächerlichen Frauenrechtlerin hineingebracht. Beſondere Anerkennung verdiente das exakte Zuſammenſpiel. — Im Schauſpielhaus brachte es „Auferſtehung", ein Rührdrama, nach Tolſtois gleichnamigem Roman bearbeitet von Henri Bataille, bei der erſten Aufführung zu einem ziemlich ſtarken äußeren Erfolg. Sehr realiſtiſch ſind darin ruſſiſche Zuſtände in aufregenden, aber dramatiſch unbedeutenden Szenen geſchildert. Nur das Mitleid für die unſchuldig verurteilte Heldin Máslowa (Katjuſchka) und ihre Leidensgenoſſen ermöglicht ſtärkere Wirkung; aber das Ganze hinterließ unerquickliche Eindrücke, obgleich die Aufführung Lob verdiente.

— Das neue Drama „Die Schloßherrin" von A. Capus trug im Deutſchen Volkstheater zu Wien günſtigen Erfolg davon, wenn auch der Schlußakt des Stückes nicht ohne Widerſpruch blieb.

— „Michael Kohlhaas" betitelt ſich ein neues Stück von der Schriftſtellerin Kory Towſka, das bei der erſten Aufführung in Graz ſehr günſtig aufgenommen wurde.

— Im Stadttheater zu Hamburg erweckte Gorkis „Nachtaſyl" lebhaften Beifall, beſonders nach den letzten Akten. — Zur Feier des achtzigſten Geburtstags des Dichters Rudolf v. Gottſchall wurde im Deutſchen Schauſpielhaus das Luſtſpiel „Pitt und Fox" ſehr gut aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen.

— Das neue Stück „Wappenhänſe" von P. Oskar Höcker fand im Deutſchen Theater zu Hannover freundliche Aufnahme.

— Mit dem neuen Luſtſpiel „Die Liebesſchaukel" von M. Donnay hatte das Stadttheater zu Mainz nicht viel Glück.

— Im Stadttheater zu Nürnberg wurde ein neues Rührdrama „Athara" von Robert Talwyce zum erſtenmal aufgeführt, konnte aber das Publikum nicht für ſich gewinnen. Die Heldin des Stückes iſt ein Mädchen aus Nubien, das von einem franzöſiſchen Marquis nach Europa gebracht, ſorgfältig ausgebildet und zur Gattin erkoren wird. Später endet ſie aus Schmerz über die Treuloſigkeit des Marquis durch Selbſtmord.

— Im Alten Stadttheater zu Köln ging zum erſtenmal ein neues dreiaktiges Drama „Es werde Recht" von Walter Bloem in Szene und trug guten Erfolg davon.

— Das neue Volksſtück „Der heilige Rat" von L. Ganghofer fand im Stadttheater zu Frankfurt a. O. zum Teil lebhaften Beifall.

— Im Sarah-Bernhardt-Theater zu Paris wurde das Melodrama „Die Legende des Herzens" von Jean Aicard, die ſeinerzeit im Amphitheater zu Orange durch glanzvolle Ausſtattung viel Erfolg erzielt hatte, ohne lebhafteres Intereſſe aufgenommen.

— Das neue Luſtſpiel „La Ducheſſina" von Teſtoni fand im Goldoni-Theater zu Venedig Beifall. Die Heldin des Stückes iſt eine römiſche Kurtiſane, die mit dem Herzog Corteſe, ihrem Geliebten, eine Automobilfahrt ins Gebirge unternimmt. Das Fahrzeug kommt bei einem Gaſthof zu Schaden, wodurch ſich der fromme Herzog genötigt ſieht, dort zu bleiben und die Geliebte als ſeine Tochter vorzuſtellen. Daraus entſtehen recht komiſche Verlegenheiten.

— Das in San Francisco von dem Millionär M. R. Hearſt geſtiftete neue griechiſche Amphitheater der Univerſität Kaliforniens wurde kürzlich mit glänzenden Feſtlichkeiten eröffnet. Zuerſt wurde das Luſtſpiel „Die Vögel" von Ariſtophanes aufgeführt.

— Zur Feier der Enthüllung des Wagner-Denkmals in Berlin fanden in der Philharmonie drei hiſtoriſche Konzerte ſtatt, die keinen ſehr zahlreichen Beſuch aufzuweiſen hatten. Der Glanzpunkt der Wagner-Feier war eine vorzüglich gelungene Aufführung der neu einſtudierten „Meiſterſinger von Nürnberg" im Königlichen Hofopernhaus.

— Im Königlichen Hofopernhaus zu Dresden ging zum erſtenmal die neue dreiaktige Oper „Der Alpenkönig und der Menſchenfeind" von Leo Blech (Text von R. Batka) in Szene. Das nach der phantaſtiſchen Raimundſchen Zauberpoſſe bearbeitete Libretto beweiſt das ungewöhnliche Geſchick des Verfaſſers, aus einem Schauſpiel eine Volksoper zu geſtalten. Die Muſik Leo Blechs enthält viel Wirkungsvolles und Schönes, aber auch manches Erkünſtelte. Sehr gefällig zeigte ſich die Tiſchlerepiſode. Ein Duett im dritten Akt mußte wiederholt werden. Die erſte Aufführung des neuen Werkes, mit großer Sorgfalt vorbereitet, hatte ſtarken Erfolg, wozu auch die ſchöne Ausſtattung viel beitrug.

— Die neue, mit dem Preis von 5000 ℳ gekrönte engliſche Oper „The Cross and the Crescent" von Colin Mac Alpin wurde im Coventgarden-Theater zu London zum erſtenmal aufgeführt und fand begeiſterte Aufnahme; beſonders gefielen einige Chöre im letzten Akt.

— Freundliche Aufnahme fand im Hofoperntheater zu Wien die neue Ballettpantomime „Der faule Hans" von O. Nedbal und Haßreiter. Die Nedbalſche Muſik wurde als ſehr anmutig und auch dramatiſch belebt gerühmt.

Totenſchau.

Dr. **Hermann Cremer**, evangeliſcher Theolog orthodoxer Richtung, ſeit 1870 ordentlicher Profeſſor an der Univerſität Greifswald, zugleich Dirigent des Theologiſch-praktiſchen Inſtituts, ſtellvertretender Vorſitzender des Provinzial-Synodalvorſtands für die Provinz Pommern, ſeit 1886 Konſiſtorialrat, Verfaſſer eines „Bibliſch-theologiſchen Wörterbuchs der neuteſtamentlichen Gräzität", am 18. Oktober 1834 zu Unna (Weſtfalen) geboren, † in Greifswald am 4. Oktober.

Guſtav Robert Dahlander, Technolog, ſeit 1870 Profeſſor und ſeit 1890 Rektor der Techniſchen Hochſchule in Stockholm, 1902 in den Ruheſtand getreten, Herausgeber von Lehrbüchern der Phyſik, eifriger Mitarbeiter in- und ausländiſcher Fachzeitſchriften, 1834 zu Gotenburg geboren, † in Stockholm am 27. September.

Albert Jäger, langjähriger Vorſitzender der Handelskammer zu Nordhauſen, 1874 bis 1878 nationalliberales Mitglied des deutſchen Reichstags, † in Nordhauſen am 6. Oktober, 70 Jahre alt.

Karl v. Lariſch, General der Kavallerie z. D., im Feldzug von 1866 Generalſtabsoffizier der kombinierten Landwehr-Kavalleriediviſion des 1. Reſerve-Armeekorps, ſeit Oktober 1869 Kommandeur der Halberſtädter Küraſſiere, mit denen er 1870 bei Mars-la-Tour den verluſtreichen Todesritt der Brigade Bredow unternahm, 1875 an die Spitze der 5. Kavalleriebrigade in Frankfurt a. O. geſtellt, 1876 Generalmajor, November 1882 Kommandeur der 6. Diviſion in Brandenburg und Generalleutnant, Januar 1887 in den Ruheſtand, 22. September 1890 General der Kavallerie, am 2. Auguſt 1824 geboren, † im Hauſe Boeckey bei Gläſersdorf am 3. Oktober.

Dr. **Rudolf Lipſchitz**, Profeſſor der Mathematik an der Univerſität Bonn, Geh. Regierungsrat, Verfaſſer eines zweibändigen „Lehrbuchs der Analyſis", am 14. Mai 1832 zu Königsberg i. Pr. geboren, † in Bonn am 7. Oktober.

Dr. **Oskar Mothes**, Architekt und Kunſthiſtoriker, Königlicher Baurat, Erbauer zahlreicher Kirchen in und bei Leipzig, im Erzgebirge und im Vogtland, Verfaſſer einer „Geſchichte der Baukunſt und Bildhauerei Venedigs", eines „Illuſtrierten Baulexikons" und eines fünfbändigen Werkes über die „Baukunſt des Mittelalters in Italien", am 27. Dezember 1828 zu Leipzig geboren, † in Dresden am 4. Oktober.

Auguſt Platte, Generaldirektionsrat der öſterreichiſchen Staatsbahnen und Verwaltungsrat der Allgemeinen Öſterreichiſchen Transportgeſellſchaft, Fachſchriftſteller, auch ausgezeichneter Schachſpieler, † in Wien am 4. Oktober im Alter von 73 Jahren.

Dr. **Joſeph Pollhammer**, Notar, Dichter der „Donaulieder" und anderer lyriſcher Schöpfungen, mit Grillparzer und Anaſtaſius Grün einſt in regen geiſtigen Beziehungen, verdienſtvoller Obmann des Allgemeinen Niederöſterreichiſchen Volksbildungsvereins, am 20. Februar 1832 zu Auſſee geboren, † in Krems am 2. Oktober.

Dr. **Daniel Saul**, 1879 bis 1892 Redakteur an der „Frankfurter Zeitung", ſeitdem Korreſpondent derſelben in Stuttgart, Mitglied des Landesausſchuſſes der württembergiſchen Volkspartei, auch formgewandter Dichter und Sprachforſcher („Beiträge zum heſſiſchen Idiotikon"), am 2. September 1854 zu Balhorn geboren, † in Jugenheim am 8. Oktober.

Dr. **Riccardo Secondi**, hervorragender italieniſcher Ophthalmolog, ordentlicher Profeſſor der Augenheilkunde an der Univerſität Genua (ſeit 1868), an der er ſich 1859 habilitiert hatte und ſpäter widerholt das Rektorat bekleidete, ſeit 1881 auch Senator des Königreichs und Mitglied des Oberſten Unterrichtsrats, 1832 zu Caſalmajocco (Provinz Mailand) geboren, † in Genua am 4. Oktober.

Georg Zenitſch, ſerbiſcher Staatsratspräſident a. D., Autor des ſerbiſchen Strafgeſetzbuchs, 1861 Miniſterpräſident, ſpäter an der Spitze des Kaſſationshofs, nach der Ermordung des Fürſten Michael Obrenowitſch III. Juſtizminiſter im erſten Regentſchaftsminiſterium, 1870 zurückgetreten, 1874 unter Milan Obrenowitſch IV. im konſervativen Kabinett Marinowitſch abermals Juſtizminiſter, in welcher Stellung er die Prügelſtrafe aufhob und das Gefängnisweſen Serbiens reformierte, 1875 bis 1885 Präſident des Staatsrats, † in Wien am 7. Oktober im 79. Lebensjahr.

Eine Büſte des Frhr. Georg v. Vega.

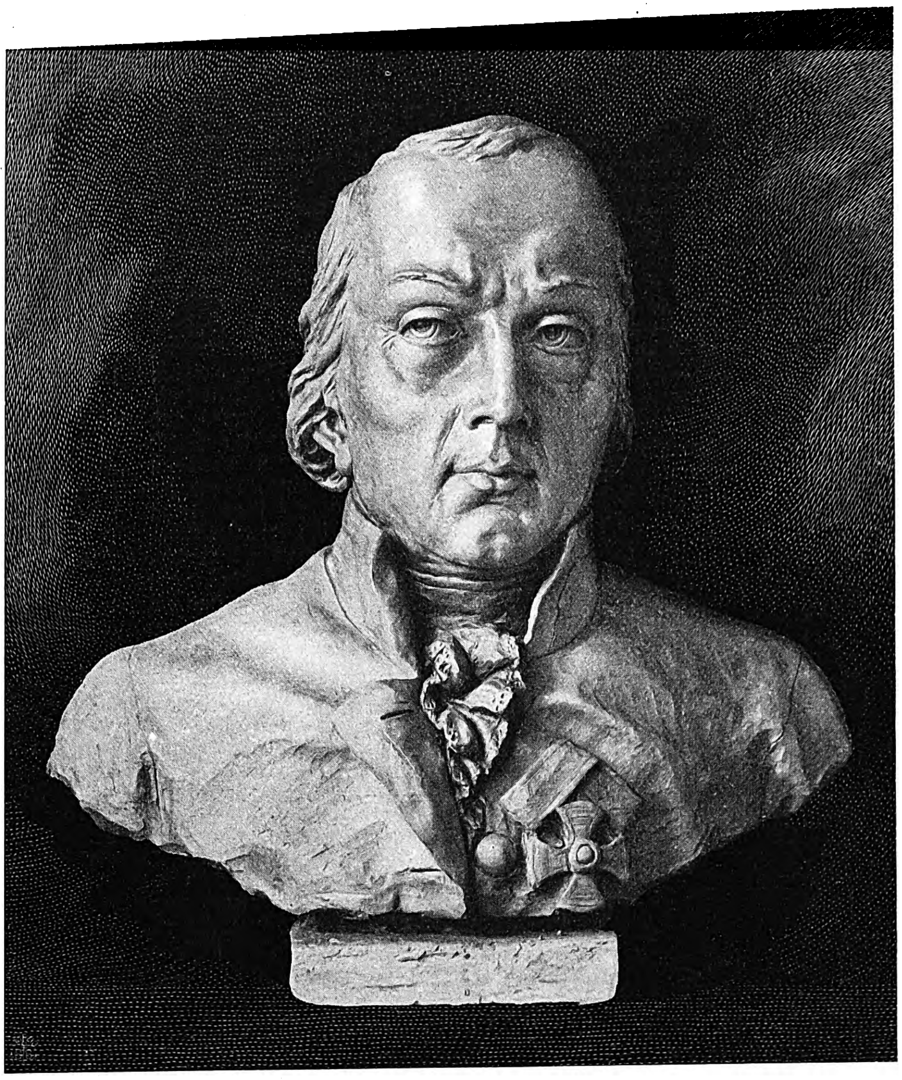
In der engeren Heimat des berühmten Mathematikers Vega hat man ſeit dem Jahre 1801, in dem er bei Lebzeiten durch taxfreie Aufnahme in den Landſtand geehrt wurde, ſehr wenig getan, um die Erinnerung an einen der größten Söhne Krains wach zu erhalten. Weiter als bis zu einer Straßenbenennung nach Vega in der Landeshauptſtadt Laibach hat man es nicht gebracht.

Der hundertjährige Todestag Vegas (26. September 1902) ging ohne jede Erinnerungsfeier vorüber.*) Nun hat Direktor Pirc für die in der altberühmten Queckſilberbergſtadt Idria neuerrichtete Realſchule eine überlebensgroße Büſte Vegas bei Felix Toman in Laibach ausführen laſſen. Dieſelbe iſt nach einem vom Amanuenſis der Wiener Univerſitätsbibliothek Dr. Franz Simonič aufgefundenen authentiſchen Porträt Vegas, das in der „Illuſtrirten Zeitung“ (Nr. 2290 vom 21. Mai 1887) zuerſt reproduziert wurde, von einem genial veranlagten Landsmann Vegas, dem jungen Bildhauer Martin Bizjak, unter der bewährten Leitung Meiſter Tomans vortrefflich modelliert worden.

Hptm. Fridolin Kaučič.

---

*) Nr. 3092 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 2. Oktober 1902 brachte eine Biographie des großen Mathematikers.

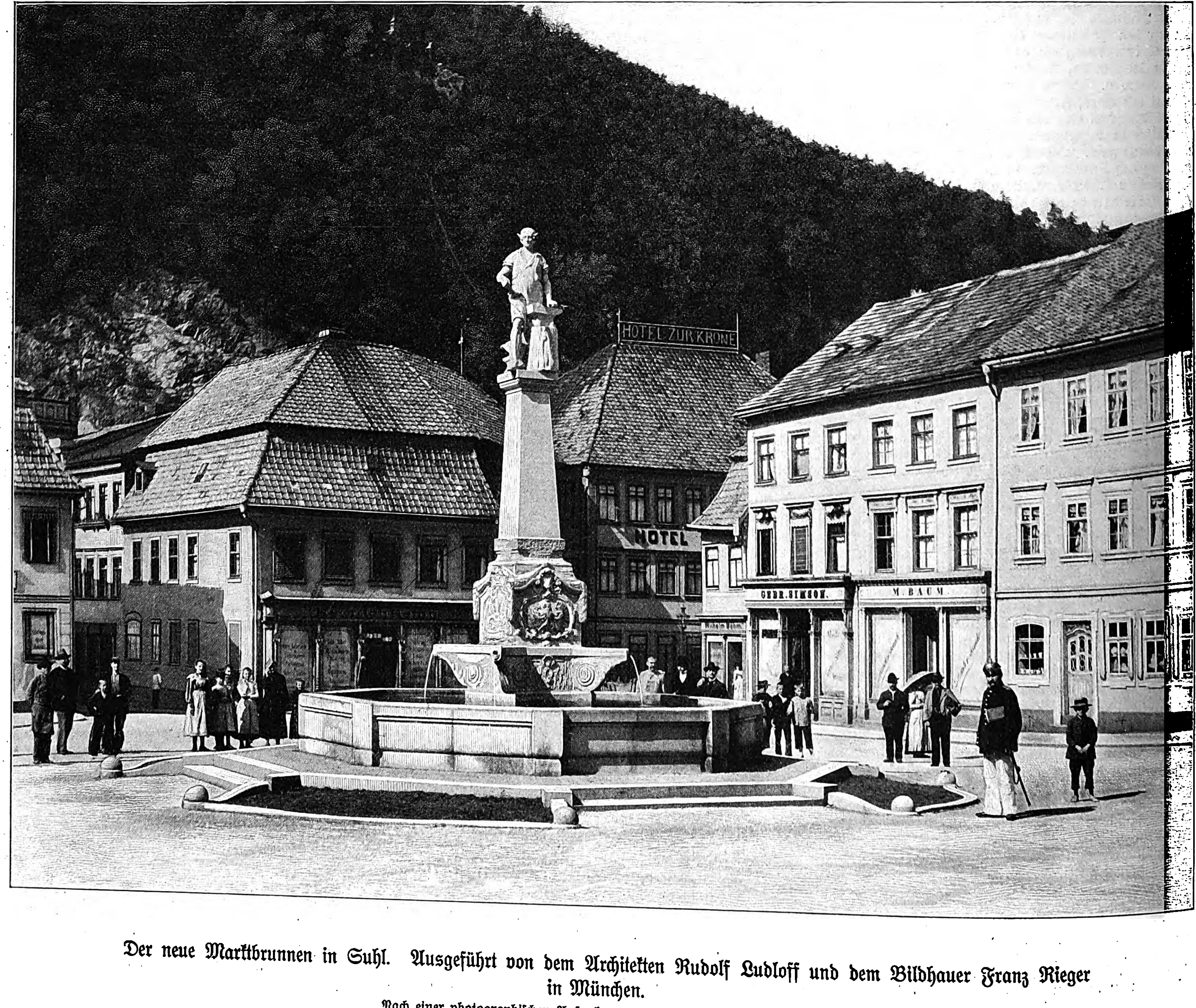


Georg Frhr. v. Vega. Nach einer Büſte von Martin Bizjak.

Der neue Marktbrunnen in Suhl.

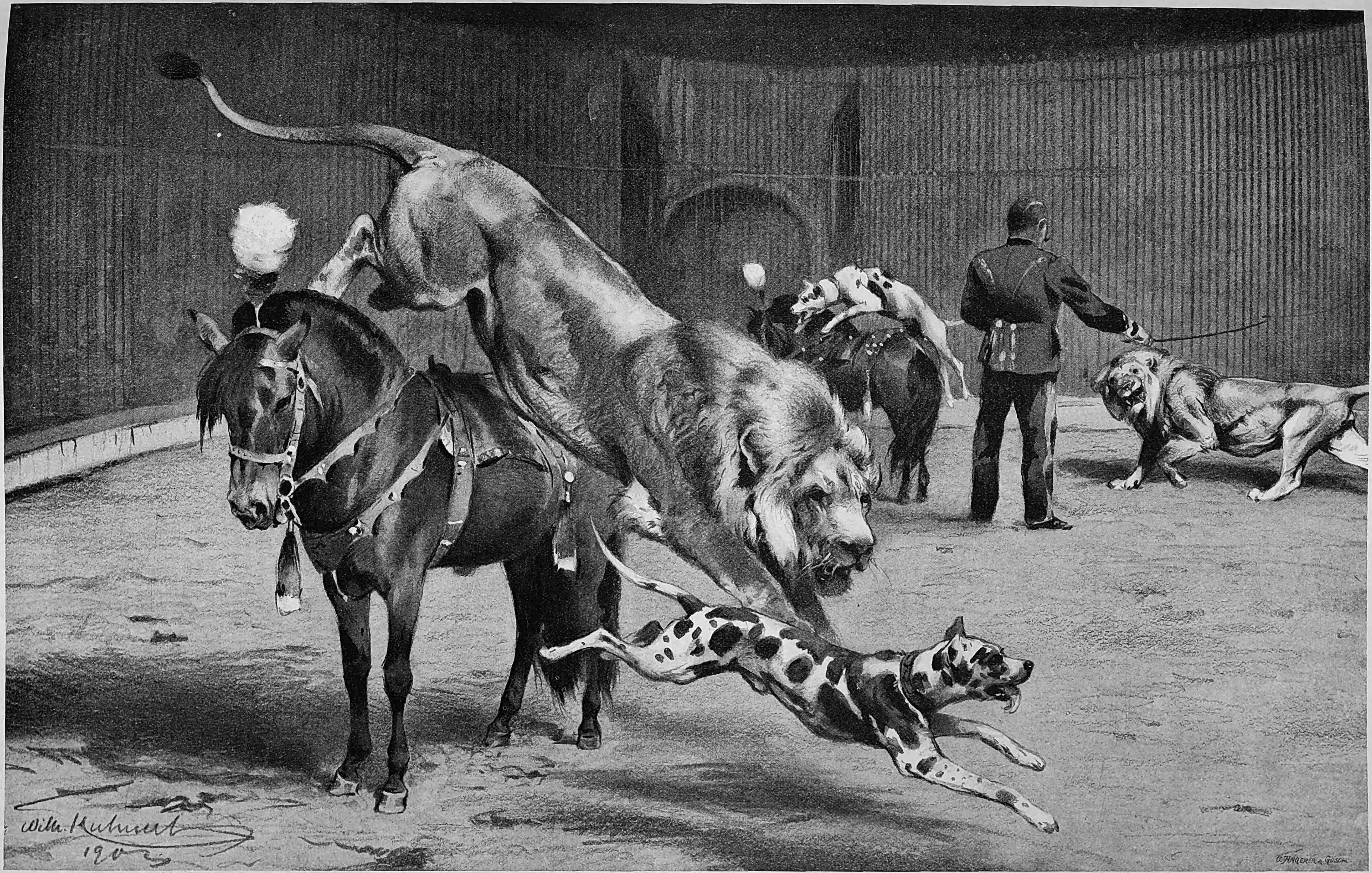
In Suhl, jener maleriſch gelegenen Stadt Thüringens, die um ihrer blühenden Stahl- und Eiſen-Induſtrie willen ſich eines weit über die Grenzen Deutſchlands hinausgehenden Rufes erfreut, hat man ſoeben einen herrlichen Monumentalbrunnen erſtehen laſſen. Als Wahrzeichen der daſelbſt ſeit vielen Jahrhunderten mit größtem Erfolg ausgeübten Waffenfabrikation iſt dieſer Brunnen mit der Figur eines Waffenſchmieds bekrönt worden. In der Größe von 2 m ſteht der ſtämmige Geſell in ſeinem charakteriſtiſchen Arbeitsgewand auf einer wohlgegliederten Säule, die entblößten ſehnigen Arme bereit zu fruchtbringender Tätigkeit, in der kräftigen Rechten den ſchweren Hammer, während die Linke das quer über den Amboß gelegte Schwert niederhält. Vortrefflich hat der Münchener Bildhauer Franz Rieger, der Schöpfer dieſer Figur, verſtanden, dem ſpröden Stein Ausdruck und Leben einzuhauchen. Auch die Modelle zu den anderen plaſtiſchen Teilen des Brunnens ſtammen von dieſem Künſtler, während Architekt Rudolf Ludloff in München den Entwurf und die Geſamtarchitektur des Monumentalwerks in eigenartiger Ausführung zu geſtalten wußte. An dem Sockel der in der Mitte des Baſſins ſich erhebenden Säule, auf welcher der Waffenſchmied thront, ſind neben anderen Ornamenten drei Wappen angebracht, an der Vorderſeite das preußiſche Wappen mit dem Adler, an der linken Seite das Wappen der Stadt Suhl und an der rechten das der ehemaligen gefürſteten Grafſchaft Henneberg, zu der Suhl dereinſt gehörte, bevor es im Jahre 1660 an die Herzoglich Albertiniſche Linie von Sachſen kam. Die Rückſeite des Sockels trägt nur die Inſchrift: A. D. 1903. In ein weites, 6 m im Durchmeſſer umfaſſendes Waſſerbecken ergießen ſich die Waſſerſtrahlen, die unterhalb der Wappen dem reich ornamentierten Stein zu entquellen ſcheinen.

Von dem lichten, 7 m hohen Aufbau, der, wie auch die Figur, aus unterfränkiſchem Muſchelkalk gebildet



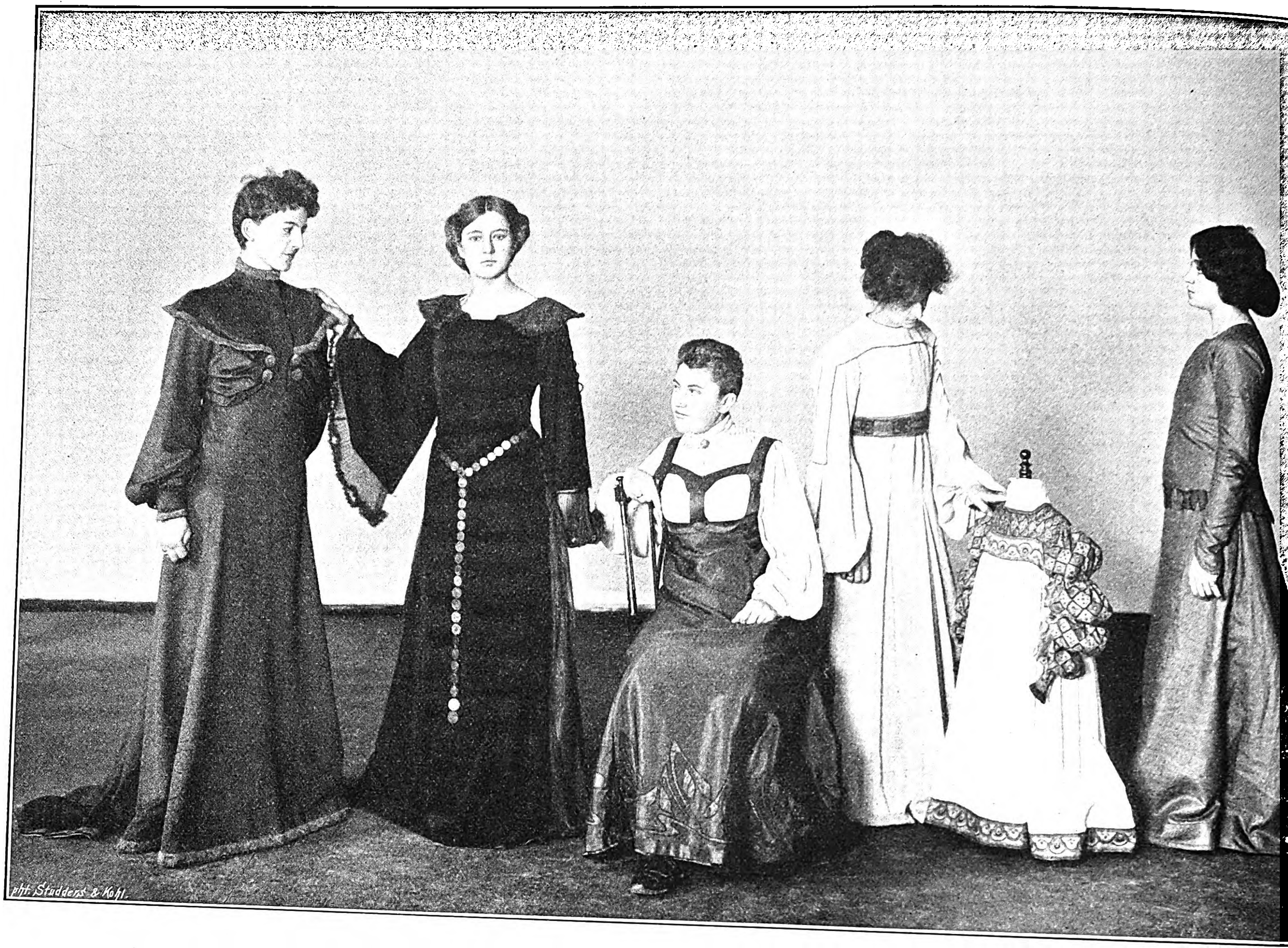
Der neue Marktbrunnen in Suhl. Ausgeführt von dem Architekten Rudolf Ludloff und dem Bildhauer Franz Rieger in München.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von Eugen Hofbauer in Suhl.


Wilh. Kuhnert
G. Angerer & Göschl

Moderne Löwendreſſur: Der Tierbändiger Seeth im Zirkus Schumann zu Berlin. Nach dem Leben gezeichnet von Wilhelm Kuhnert.

BOULDER



Winterkleid (Beſuchstoilette). Geſellſchaftstoilette. Bluſenkleid. Straßenkleid. Kinderkleid. Sommerkleid.

Aus der Ausſtellung für Reformtracht in Berlin.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von Zander u. Labiſch in Berlin.

iſt, hebt ſich wirkungsvoll als einzig dunkler Gegenſtand das feſtgefügte Schwert ab, das von dem Kunſtſchloſſer Gottfried Stumpf in München aus Duraniabronze geſchmiedet iſt. Auf dem von Bergen und Felſen reizvoll umrahmten Marktplatze Suhls hat dieſer von der Stadt errichtete Monumentalbrunnen den denkbar günſtigſten Standort gefunden.

Sofie Frank.

Aus der

Großen Berliner Kunſtausſtellung.

Eine Frage.

Brunnengruppe von Reinhold Boeltzig.

Künſtlers Erdenwallen birgt ſo manches Mal leidvolle Lebenskämpfe und herbe Entſagungen in ſich. In frühen Jugendtagen locken wohl holde Ziele, ſie ſcheinen ſo greifbar nahe, aber dann auf einmal ſtreift das Verhängnis mit ſchwarzer Hand den Lenzesflor von dem jungen Lebensbaum hinweg. Wie viele hoffnungsreiche Talente ſcheitern jahraus, jahrein an der Klippe der Armut! Es iſt ein weiter, weiter Weg, der auf die Höhe der Kunſt führt. Doch in weſſen Bruſt einmal das heilige Feuer entzündet iſt, der ſchreitet getroſt in die Nacht der Entbehrungen hinaus, voll gläubiger Zuverſicht auf ſeinen Stern, und aus den bitteren Prüfungen geht eine doppelt geläuterte Kraft hervor; gerade diejenige Kunſt, die mit dem Herzblut erkauft iſt, wird auch um ſo eher zu Herzen gehen. Reinhold Boeltzig, der Schöpfer der idealſchönen Brunnengruppe, die auf der letzten Großen Berliner Kunſtausſtellung viel Teilnahme erweckte, gehört zu den Künſtlern, die unter ungewöhnlichen und ſchwierigen Umſtänden ihre Entwicklung zu ſuchen hatten. Am 9. März 1863 zu Berlin geboren, wurde Boeltzig ſchon im Alter von vierzehn Jahren Atelierſchüler des Bildhauers Prof. Heinrich Pohlmann, und bei ſeinem ausgeſprochenen Talent ſchien ihm ſchnelle Vollendung der Studien geſichert. Doch ein plötzlicher Vermögensverfall des Vaters warf den Sechzehnjährigen aus der künſtleriſchen Laufbahn, und nun wurde er zu einem kleinen Buchdrucker in die Lehre gegeben. Da ſtand er in der Provinz am Setzkaſten, ſchrieb mit ſchnell fertiger Intelligenz die Leit- und Lokalartikel für das kleine Blatt und trug es auch abends ſelber aus. Nach Beendigung der Lehrzeit ging er auf die Suche von Stadt zu Stadt, ohne eine befriedigende Stellung zu finden, bis er endlich in Leipzig die literariſche Leitung einer Verlagsbuchhandlung übernahm und als Redakteur am „Pfarrhaus“ tätig war. Aber den Drang zur Kunſt konnte Boeltzig auf die Dauer nicht verwinden. Mit dem Mut der Verzweiflung wandte er ſich nach Berlin, und indem er ſich als Korrektor und Überſetzer ſchmalen Lebensunterhalt erwarb, nahm er 1895 — alſo nach ſechzehnjähriger Unterbrechung — an der Berliner Kunſtakademie ſeine Studien wieder auf und ſah ſich nunmehr in ſeiner Entwicklung aufs ſchnellſte gefördert. Nach ſchweren Anfangsjahren wurden ihm endlich größere Stipendien zuteil. Bereits ſeit 1897 fing er an, in Berlin und anderen Städten Büſten und Statuetten auszuſtellen. Eine lebensgroße Porträtgruppe machte 1898 auf ſein hervorragendes Talent aufmerkſam. Die Bronzegruppe „Eine Frage“ entſtand 1901, und ſeitdem ſchuf er unter anderem ein größeres Grabmal zu Hagen. Erſt in dieſen Tagen wurde von ihm auf dem Petrifriedhof zu Berlin ein Bronzebildnis des verſtorbenen Predigers D. Arndt enthüllt.

Aus den Werken des Bildhauers Boeltzig, ſoweit ſie in Berlin bis jetzt bekannt geworden ſind, ſpricht durchgehends ein weiches und zartes Empfinden und eine idealiſtiſche Eigenart. Schroffe und herbe Züge oder gar pathetiſche Übertreibungen, die häufig ein Reflex harten Daſeinskampfes ſind, treten nirgends bei ihm hervor. Das erſte, was wir in Berlin von Boeltzig ſahen, war ein Mädchenbildnis von ätheriſcher Anmut. Sodann erfreuten an einer getönten Knabenbüſte die zart modellierte Form und das ſeelenvolle, träumeriſch tiefe Auge. Dieſes ſchöngeiſtige Weſen wiederholte und ſteigerte ſich in der meiſterlichen Porträtgruppe der beiden Schweſtern von 1898. Da veranſchaulichte der Künſtler recht eigentlich ſchöne Seelen im Goetheſchen Sinne. So etwas iſt in der heutigen Kunſt ſelten geworden. Aber dieſe lebensgroße Gruppe, ein Knieſtück, zeigt durchaus keinen Anflug von jener idealiſtiſchen Verblaſenheit, Leerheit oder Biskuitnichtigkeit, die ſo vielen Erzeugniſſen der älteren Schule zu eigen iſt. Unter der zarten Hülle pulſiert bei Boeltzig ein ſtarkes und blutwarmes Leben. Das wird man auch an der Brunnengruppe empfinden, die wir auf S. 568 im Bilde vorführen. Hier bildet der Künſtler die volle, vom Leben durchgeiſtigte Schönheitsform, gewiß in idealiſtiſcher Verklärung, aber auch mit all dem Adel der Naturwahrheit, der den echten Künſtler kennzeichnet. Ohne die Ziererei der Poſe iſt die junge Chloe am Felſenquell an die Lichtſeite des Bildwerks gerückt. Wie ruhig und keuſch die Linien ſich an dem zarten Körper entwickeln und zu dem vom Liebestraum beſeelten Antlitz anſteigen! Und dann, wie bewegſam ſich die Silhouette des Jünglings anfügt, indem er die werbende Frage tut! Wie ſchön der zündende Funke überſpringt von Herz zu Herz dieſes arkadiſchen Unſchuldspaars! Gleich einem Liebesgeflüſter mutet es wohl an, wenn das Waſſer aus dem Felſen leiſe plätſchernd in das Becken des Brunnens fällt.

M. R.

Moderne Löwenbändiger.

Berlin ſteht gegenwärtig im Zeichen der Löwendreſſuren. Eines jahrelangen Prozeſſes hat es bedurft, um die Polizeiverwaltung der Reichshauptſtadt, die derartigen „gemeingefährlichen“ Raubtierſchauſtellungen bisher ſtets ablehnend gegenübergeſtanden, gefügiger zu machen. Als die Schranke dann durch richterlichen Spruch gefallen war, da begann eine wahre „Löwenhochflut“ ſich über Spreeathen zu ergießen. Der Zoologiſche Garten, der ſeit Jahren für die Freigabe derartiger Schauſtellungen eingetreten war, eröffnete den Reigen mit einer ganz eigenartigen „Raubtier-Spielſchule“. Ihm folgte der Wintergarten mit einer Löwengruppe, die durch eine junge Dame namens Marguerite vorgeführt wurde. Der volkstümliche Zirkus Buſch eröffnete ſeine Herbſtſaiſon mit der vielgerühmten ſchönen „Dompteuſe“ Miß Claire Heliot, die über eine Schar von zwölf auserleſenen oſtafrikaniſchen Rieſenlöwen gebietet. Und, last not least, führte der Zirkus Schumann den rühmlich bekannten Tierbändiger Julius Seeth mit einem Maſſenenſemble von rund fünfundzwanzig Löwen ins Treffen: eine ſo ſtattliche Anzahl von Wüſtenkönigen, wie ſie, zu einer Schauſtellungsgruppe vereinigt, wohl ſeit den Zeiten der Löwenſchauſpiele im Circus maximus zu Rom nie wieder gezeigt worden iſt.

Julius Seeth nimmt unter den modernen Tierbändigern eine hervorragende Stellung ein. Wenn auch ſeine Darbietungen nicht insgeſamt auf abſolute Neuheit Anſpruch erheben dürfen — denn viele ſeiner „Nummern“ wurden bereits früher in Berlin vorgeführt — ſo zeugen doch ſeine Darſtellungen von großer Meiſterſchaft und erwecken beſonders dadurch ein erhöhtes Intereſſe, daß Seeth, eine ebenſo elegante wie kraftſtrotzende Perſönlichkeit, das Maſſenaufgebot von ſchönen Löwenexemplaren überaus wirkungsvoll in die Erſcheinung treten läßt.

Völlig neu iſt der in der umſtehenden Abbildung veranſchaulichte Trick, daß Löwen über kleine Pferde hinwegſpringen, und zwar zur Erhöhung des Effekts durch Reifen, die am Bauchgurt der Ponys befeſtigt ſind und in Flammen geſetzt werden, ein für die Löwen recht unbehagliches Hindernis. Aber die Gehorſam gebietende, machtvolle Perſönlichkeit Seeths zwingt die Beſtien, die flammenden Hinderniſſe mit erſtaunlicher Leichtigkeit zu nehmen und damit eine Leiſtung zu vollführen, die ihrer natürlichen Eigenart fremd und durchaus zuwider iſt.

Die

Berliner Ausſtellung für Reformtracht.

Ein weit größeres Intereſſe als im vorigen Jahre erregt unter der Frauenwelt Berlins die Ausſtellung von Reformkleidern, die am 1. Oktober im Hohenzollern-Kunſtgewerbehaus eröffnet worden iſt. Während des letzten Jahres iſt die Reformkleidung in immer weitere Kreiſe gedrungen; es iſt ihr aber auch eine Anzahl leidenſchaftlicher Gegner erwachſen. Man behauptete, das nur von den Schultern getragene Reformkleid ſei den Lungen ſchädlich; man müſſe daher wieder zum Korſett zurückkehren. Dagegen weiſen die Anhänger der Reform darauf hin, daß ein nach richtigen Grundſätzen angefertigtes Reformkleid von Schultern und Hüften zugleich getragen wird. Das Unterfutter muß der Geſtalt anliegend gearbeitet werden, über das dann das loſe und leichte Überkleid herabfällt. Dadurch wird auch der ſchöne Fluß der Linien im Faltenwurf erzielt, der das Reformkleid auszeichnet. Wenn die bisherige Tracht die ſtarke Betonung einzelner Körperteile liebte, ſo legt die Reform Nachdruck auf die Hervorhebung der ſchönen natürlichen Linien des weiblichen Körpers. Bei einer Anzahl der in der

Ausſtellung vorgeführten Kleider ſind nun im Einklang mit dieſen Grundſätzen die ſanft geſchwungenen Rücken- und Hüftlinien des weiblichen Körpers zur Geltung gebracht; es iſt aber auch neben die bisher gebräuchliche Form, die die Taille nach den Armen hinaufſchob, eine neue getreten. Im Gegenſatz zu dem hochgehenden Gürtel wird die Hüfte hervorgehoben und um ſie herum ein Band oder ein Gürtel aus Metall gelegt. Von beſonderer Bedeutung erſcheinen beim Reformkleide die Beſätze und Spitzen; ſie ſollen mit dem modernen Stil des Kleides übereinſtimmen, das in ſeinen ſanft geſchwungenen Linien, ſeinem weichen Faltenwurf und der Betonung natürlicher Körperformen ſich dem engliſch-japaniſchen oder Sezeſſionsſtil anpaßt. Zumeiſt erfinden heute die Künſtler zugleich mit dem Entwurf des Kleides die Beſätze und Spitzen; doch ſtellt ſich ein ſolches Kleid ſehr teuer. Ein wilder Naturalismus, daneben die zierlichen Formen der Renaiſſance beherrſchen heute noch die Paſſementerie.

Betrachten wir nun im einzelnen die Berliner Ausſtellung, ſo bemerken wir, daß hier zumeiſt gebildete Frauen ſich dem Gebiet der künſtleriſchen Frauenkleidung zugewandt haben. Von Künſtlern und Künſtlerinnen ſind die Entwürfe gezeichnet, die von künſtleriſch gebildeten Frauen ausgeführt wurden. Aus dem Atelier der Schweſtern Jacobſen ſtammen zwei ſehr ſchöne Geſellſchaftskleider, von denen eins unſer Bild zeigt. Die ruhig und harmoniſch wirkende Toilette iſt aus ſchwarzem Samt, deſſen gelber Einſchlag hindurchſchimmert; gelber Chiffon garniert das Kleid, ein gelbſeidenes Unterkleid wird bei raſchen Bewegungen ſichtbar. Ganz originell wirkt ein Gürtel aus Münzen, der ſich um die Hüfte legt. Ein Kleid aus dünnem weißen Stoff, das durchweg in Falten gelegt iſt, macht mit ſeinen weiten Ärmeln einen gleich harmoniſchen Eindruck. Die Entwürfe zu den Kleidern ſind von den Schweſtern Jacobſen ſelbſt gefertigt. Das Atelier von Frau Durra-Klemich in Berlin hat eine Anzahl Koſtüme geſandt, unter denen ein Geſellſchaftskleid in Hellgrau und Hellila beſonders gefällt. Von demſelben Künſtler, Hermann Widmer, wurde auch das Bluſenkleid, das auf unſerem Bilde ſichtbar iſt, entworfen. Der Rock zeigt eine Applikation in ſehr ſchönen modernen Formen. Der obere Teil des Kleides löſt in künſtleriſcher Form die Aufgabe, die Bluſe mit dem Reformkleid zu vereinen. Aus dem Atelier Durra-Klemich iſt auch das Beſuchskleid aus brauner Zibeline hervorgegangen, zu dem die Malerin Gertrud Bock den Entwurf geliefert hat. Gleich künſtleriſch ſind ebenfalls ein Hausgewand aus gelblichem gerippten Samt mit orangefarbener Schärpe und ein Kleid aus dunkelgrauem Wollſtoff mit geſticktem Sattel aus dem gleichen Atelier. Beide Entwürfe hat die Malerin Agnes Roſenhain ausgeführt. Ganz originell wirken die Kleider von Frau Itty Loſcher aus Wilmersdorf durch die ruhige Einfachheit ſchöner Linien, die vortrefflich zur Geltung kommen. Das Sommerkleid aus blauem Leinen mit einem grünen Gürtel in Handweberei wirkt ebenſo ſtilvoll wie das graue Straßenkleid mit ſeiner kurzen Taille und ſeinen ausſpringenden Falten an Rock und Ärmeln. Der grüne Gürtel in Handweberei iſt von Frau Hart gearbeitet. Auch an die Kinder denkt man, die gleich von vornherein auf die Bahnen der Reform gelenkt werden ſollen. Das Kinderkleid auf unſerer Abbildung iſt von Jella Lang, Zeichenlehrerin an der Gewerbeſchule zu Poſen, entworfen und gefertigt.

Es iſt unmöglich, auch nur flüchtig auf alle die ausgeſtellten Kleider einzugehen. Ganz beſonders ſchön wirken ein grünes Tuchkleid von Miß Jeanie Watt, ein ſchwarzes Tuchkleid von Frau Brieger nach einem Entwurf des Künſtlers Paul Schönfeld in Dresden, Kleider und ein Mantel des Münchener Koſtümateliers, ein Kleid aus dem Lehrinſtitut von Luiſe Düben in Berlin u. a. m. Es ſei nur noch hervorgehoben, daß die Beſtrebungen zur Ausbildung einer neuen künſtleriſchen Frauentracht auf dem richtigen Wege ſind, ſowie daß ſie auf dieſem Wege zu immer größerer Schönheit und hoffentlich zum Siege führen werden.

Berlin. Dr. phil. Anna Gebſer.

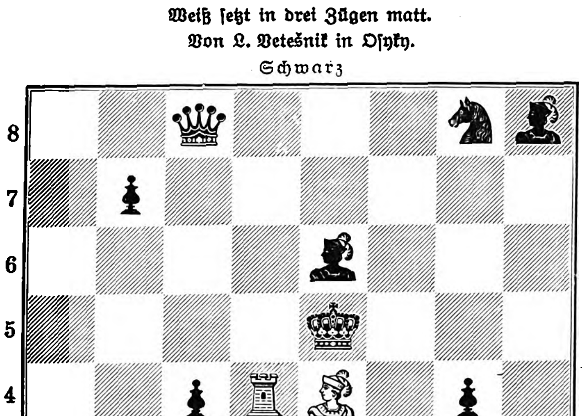
Schach.

Aufgabe Nr. 2944.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Von L. Vetešnik in Oſyky.

Schwarz



Weiß.

Ein hübſcher Dreizüger aus dem Turnier des „Britiſh Cheß Magazine“. Die geringe Mühe, die der Löſer aufzuwenden hat, wird durch die intereſſanten Mattbilder reichlich entſchädigt. Die nachfolgende graziöſe Typenaufgabe entnehmen wir der „Deutſchen Schachzeitung“.

Von E. Ferber in Pfalzburg.

Weiß: K. f 7. L. f 2, g 6. S. d 6, h 4. B. b 6, c 5, e 2.
Schwarz: K. e 5. T. a 1. B. a 4, h 5, h 6.
Weiß ſetzt in vier Zügen matt.

Der Schachklub in Haſtings hat nunmehr die von ihm geplante Schachfahrt nach Deutſchland verwirklicht. Sechzehn Herren und fünf Damen ſind am 14. Auguſt gemeinſchaftlich von England abgereiſt, um ſich mit einer Anzahl deutſcher Schachvereine zu meſſen. In Köln, wo am 17. die erſte Schlacht ſtattfand, ſiegten die Engländer mit vier gegen zwei Partien, während vier unentſchieden blieben. In Wiesbaden ſchlugen die Engländer am 19. neun Gegner und hatten nur eine Niederlage zu verzeichnen. Auch in Nürnberg erzielten ſie am 21. eine Partie Vorſprung vor ihren deutſchen Gegnern. In Dresden dagegen konnten ſie am 24. von neun Partien nur drei gewinnen und eine zum Remis führen. Der am nächſten Tag ausgefochtene Kampf mit der Berliner Schachgeſellſchaft blieb unentſchieden, während der 26. zum Schluß der intereſſanten Schachfahrt den engliſchen Gäſten noch eine ſchwere Niederlage brachte. Im Kampf gegen die übrigen Vereine von Berlin konnten ſie von neun Partien nur eine gewinnen und drei remis machen. Dem Vernehmen nach ſoll der Nürnberger Klub beabſichtigen, den Beſuch der engliſchen Schachfreunde zu erwidern.

Der 7. Kongreß des Niederelbiſchen Schachbundes, der kürzlich in Hamburg tagte, brachte neben einem in fünf Gruppen ausgefochtenen Hauptturnier ein Meiſterſchaftsturnier, in dem H. Süchting aus Brackrade den erſten Preis gewann. Ein ſilberner Becher, der erſt dann in das Eigentum des Siegers übergeht, wenn dieſer ihn zweimal gewonnen hat, muß von Süchting bei dem 8. Kongreß, der in Eutin geplant iſt, verteidigt werden.

Das 13. Schweizeriſche Schachfeſt in Zürich war außerordentlich zahlreich beſucht. Von etwa 120 Schachfreunden beteiligten ſich an dem Hauptturnier allein 40 Kämpfer. In der Gruppe A des Hauptturniers, in dem nur Sieger in früheren Turnieren zugelaſſen wurden, errang Ernſt Müller in Zürich den erſten Preis. Der nächſte Kongreß ſoll in Luzern ſtattfinden. Als Kurioſum wird berichtet, daß im ſog. Freien Turnier ein Knabe mitſpielte, der beim Spiel ſtehen mußte, weil er zu klein war, um am Brett ſitzen zu können.

Im Internationalen Hauptturnier des Niederländiſchen Schachbundes in Hilverſum gewann der jugendliche Leipziger Spieler P. S. Leonhardt den erſten Preis und damit die Würde eines Meiſters des Niederländiſchen Schachbundes.

Der 3. Kongreß des Nordiſchen Schachbundes begann am 9. Auguſt in Chriſtiania. Erſter Sieger im Hauptturnier, zu dem König Oskar einen prachtvollen ſilbernen Pokal geſtiftet hatte, blieb Gierſing aus Kopenhagen. Aus dem mit dieſem Kongreß verbundenen Problemturnier haben wir bereits mehrere ſchöne Aufgaben vorläufig unter den Motti der Einſendungen veröffentlicht. Die Verfaſſer der von uns mitgeteilten Probleme ſind folgende. Erſter Preis: Motto „8 hvita och 12 svarta“, J. Fridlizius in Göteborg. Zweiter Preis: Motto „Ninni“, J. Möller in Kopenhagen. Dritter Preis: Motto „Kristiania“, J. Jesperſen in Svendborg.

Am 14. September hat in Kiew das 3. Nationale Ruſſiſche Meiſterturnier begonnen. Es ſind anſehnliche Preiſe von 500, 300, 275, 200, 125, 50 und 30 Rub. ausgeſetzt.

Am 4. Juli iſt von dem City of London Cheß Club, der London League, den Northern-, Midland- und Southern-Counties-Schachvereinigungen ein neuer britiſcher Schachbund unter dem Namen The Britiſh Cheß Federation gegründet worden.

Der Rice-Gambitkampf zwiſchen Dr. E. Lasker und M. Tſchigorin, über den wir ſeinerzeit ſchon berichtet haben, iſt im Auguſt in Brighton ausgefochten worden. Von ſechs Partien gewann Lasker eine, Tſchigorin zwei, während drei unentſchieden blieben. Lasker führte in ſämtlichen Partien die weißen Steine; er hatte ſomit die vorgeſchriebene Rolle des Angreifers übernommen, während Tſchigorin als Nachziehender die günſtigere Stellung der Verteidigung zu behaupten hatte.

Der bekannte ungariſche Schachmeiſter Géza Maroczy iſt in Budapeſt als Lehrer für Mathematik und Phyſik an einer ſtädtiſchen Bürgerſchule angeſtellt worden.

Das „Aftonbladet“ machte die Bedingungen ſeines fünften Dreizügerturniers bekannt. Einſendungstermin: 31. Dezember d. J. Adreſſe: R. Sahlberg in Stockholm, Malmskillnadsgatan 11. Preisrichter: R. Sahlberg, F. Englund und L. Collijn. Korrekturen der eingeſandten Probleme ſind nach näherer Beſtimmung des Turnierprogramms geſtattet.

Wetterbericht.

Im weſtlichen und nördlichen Deutſchland herrſchte am 6. und 7. Oktober ein ſtarker Südweſtſturm, der Häuſer abdeckte und Bäume entwurzelte ſowie den Telegraphen- und Telephonverkehr vielfach unterbrach. Auf dem Brocken riß der Orkan am Morgen des 7. das Dach vom Mittelbau des Brockenhauſes herunter und ſchleuderte die 30 Ztr. ſchwere Maſſe 250 m weit. In Dresden ſtürzte am ſelben Tage das vierſtöckige Gerüſt des ſtädtiſchen Volksbades ein, wobei drei Arbeiter getötet und vier ſchwer verletzt wurden. In Carlowitz bei Breslau wurde ebenfalls am 7. der Waſſerturm der Breslauer Waſſermeſſer- und Eiſenbauwerke Aktiengeſellſchaft vormals Meinecke umgeworfen, wobei drei Arbeiter ſehr ſchwere Verletzungen erlitten. Heftige Gewitter gingen im Nordweſten der Provinz Weſtfalen und im Teutoburger Walde nieder. Zahlreiche Schiffsunfälle wurden aus der Nordſee und der Oſtſee gemeldet.

In Schweden und Norwegen fiel Schnee und trat Froſt ein. Der Witterungsumſchlag kam ſehr ungelegen, da an vielen Stellen noch die Ernte auf dem Felde ſtand.

In England gingen ſtarke Regengüſſe nieder. Der Eskfluß trat über ſeine Ufer, ſpülte mehrere Brücken fort und unterbrach den Eiſenbahnverkehr im Tale. Im ſüdlichen Teile der Grafſchaft Durham mußte in allen Steinbrüchen die Arbeit ruhen. Im Hafen von Seaham wurden die neuen Docks vollſtändig zerſtört.

Im Nordoſten der Vereinigten Staaten von Amerika ſind ſeit dem 8. Oktober ſo ſtarke Regenfälle niedergegangen, daß alle Städte im Norden des Staates New Jerſey ſowie North Wilkesbarre und Carbondale in Pennſylvanien überflutet wurden. Der Eiſenbahnverkehr von Neuyork aus war vielfach unterbrochen. Von der virginiſchen Küſte wurden heftige Stürme gemeldet.

Die Beobachtungen ſind früh 7, bezw. 8 Uhr.
b = bedeckt, w = bewölkt, h = heiter, r = Regen, s = Schnee, n = Nebel, g = Gewitter, st = Sturm.
Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10° = 8° Reaumur) gegeben.

Stationen	Okt. 5	Okt. 6	Okt. 7	Okt. 8	Okt. 9	Okt. 10	Okt. 11
Valentia	+12 w	+15 r	+12 w	+ 7 w	+10 w	+ 9 b	+14 r
Breſt	+16 r	+17 n	+15 n	+15 b	+14 w	+11 w	+15 r
Paris	+16 b	+14 b	+15 b	+15 w	+13 w	+ 8 h	+ 7 b
Helder	+13 r	+15 h	+13 b	+13 b	+14 w	+11 st	+11 b
Brüſſel	+15 b	+14 b	+13 h	+15 b	+13 w	+ 7 h	+ 7 b
Neapel	+19 r	+19 h	+18 h	+17 h	+18 b	+18 w	+14 h
Florenz	+17 b	+17 b	+15 h	+14 h	+15 b	+15 w	+ 8 h
Trieſt	+20 b	+20 b	+19 b	+19 b	+19 b	+12 r	+13 w
Wien	+15 b	+19 b	+19 h	+11 n	+12 w	+ 9 r	+ 7 w
Budapeſt	+19 h	+15 b	+16 h	+15 h	+13 w	+14 w	+ 8 h
Hermannſtadt	+14 h	+11 w	+13 w	+14 h	+ 8 h	+ 9 w	+ 9 w
Odeſſa	+12 b	+14 b	+13 b	+14 h	+15 h	+17 w	+16 w
Archangelsk	− 1 s	0 b	− 1 b	− 3 b	− 1 b	− 1 b	− 1 b
St. Petersburg	+ 3 r	− 1 h	+ 1 s	− 2 s	− 2 w	− 0 b	+ 1 s
Haparanda	− 2 b	0 b	—	− 7 h	− 7 h	− 6 h	− 2 b
Stockholm	+ 1 w	+ 4 r	—	+ 1 s	− 0 w	+ 1 h	+ 0 h
Chriſtianſund	− 0 h	+ 0 h	+ 2 h	+ 4 w	+ 3 h	+ 2 h	+ 3 h
Oxö	+ 6 w	+ 2 r	+ 5 b	+ 4 h	+ 6 st	+ 2 st	+ 4 b
Kopenhagen	+ 9 b	+11 b	+12 b	+ 9 n	+ 7 st	+ 8 r	+ 5 h
Memel	+10 w	+13 st	+ 5 r	+ 9 w	+ 3 b	+ 3 b	+ 1 w
Kiel	+11 b	+12 h	+11 r	+10 b	+11 r	+ 9 r	+ 9 b
Hamburg	+12 b	+12 w	+13 st	+10 b	+15 r	+ 9 r	+ 9 b
Wilhelmshaven	+12 b	+12 h	+12 st	+11 b	+15 r	+10 b	+10 r
Hannover	+12 b	+13 w	+14 b	+11 b	+16 b	+10 b	+ 9 r
Leipzig	+12 b	+14 b	+18 h	+10 w	+16 b	+11 b	+ 8 r
Berlin	+12 w	+13 b	+16 w	+ 9 w	+12 h	+ 9 h	+ 9 r
Breslau	+12 b	+14 w	+17 b	+ 9 h	+13 h	+10 b	+ 7 r
Mülhauſen i. E.	+14 w	+16 b	+14 h	+11 h	+15 b	+ 9 r	+ 5 h
Karlsruhe	+14 w	+15 r	+17 b	+16 n	+17 b	+10 b	+ 7 w
Friedrichshafen	+15 w	+17 b	+15 h	+ 9 n	+15 b	+ 9 b	+ 4 h
München	+12 b	+17 b	+16 h	+12 h	+15 w	+ 9 b	+ 6 w
Brocken	+ 4 n	+ 6 st	+ 6 st	+ 8 n	+ 9 n	+ 1 b	+ 2 r
Säntis (2500 Mtr.)	+ 2 n	+ 1 st	—	+ 5 st	+ 0 st	− 5 s	− 7 h
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+20 b	+17 b	+16 h	+16 w	+20 r	+19 b	+16 b
Malaga	+22 h	+16 h	+20 h	—	—	—	—
Biarritz	+16 w	+15 h	+24 r	+27 w	+17 b	+14 b	+18 h
Nizza	+16 h	+15 w	+16 w	+16 w	+15 w	+15 h	+13 h
Leſina	+21 h	+21 h	+20 h	+20 h	+21 b	+18 b	+15 h
Helgoland	+13 b	+14 st	+13 st	+12 b	+15 r	+11 r	+10 b
Keitum (Sylt)	+13 b	+14 w	+13 b	+11 w	+11 b	+ 9 b	+ 7 b
Borkum	+13 b	+14 w	+13 st	+12 r	+15 r	+11 st	+10 b
Aachen	+13 b	+14 b	+13 h	+15 w	+15 b	+ 7 w	+ 6 h
Bad Reinerz (Schl.)	+ 8 w	+10 b	+ 9 w	+ 5 h	+13 h	+ 7 r	+ 5 r
Bad Kiſſingen	+11 b	+13 b	+17 w	+10 n	+11 w	+10 w	+ 7 w
Wildbad (Schwzw.)	+11 h	+14 r	+15 h	+ 9 h	+15 w	+ 8 r	+ 5 b
Ilmenau	+10 r	+12 b	+15 st	+11 h	+12 st	+10 b	+ 6 b
Davos	+ 5 h	+ 3 h	+ 3 h	+ 2 h	+ 5 b	+ 2 b	− 2 h
Baden bei Zürich	+14 b	+17 b	+13 h	+ 8 n	+13 b	+ 8 r	+ 4 n
Heiden (Schweiz)	+14 w	+15 w	—	+15 h	+13 b	+ 6 r	+ 0 h
Meran	+15 b	+16 b	+15 h	+16 h	+17 b	+12 b	+11 h

Die Koſtüme der Neuyorker „Parſifal“-Aufführung.

Die bevorſtehende „Parſifal“-Aufführung, die der Theaterdirektor Conried im Metropolitan-Opernhaus zu Neuyork am 24. Dezember d. J. veranſtalten wird, hat ſchon ſeit längerer Zeit überall außerordentliches Intereſſe erregt, das in leidenſchaftlichen Zeitungsfehden zum Ausdruck kommt. Nur bei den Feſtſpielen in Baireuth war bisher (ſeit 1882) das letzte Kunſtwerk des Meiſters aufgeführt worden, und daß es nur hier und nirgends anderswo gegeben werden ſoll, iſt vom Dichter-Komponiſten ausdrücklich beſtimmt worden. Daran haben auch die Theaterdirektionen in Deutſchland und im europäiſchen Ausland ſtets feſtgehalten. Die Amerikaner fühlen ſich freilich nicht zu Rückſichten auf des Meiſters Beſtimmungen verpflichtet. Direktor Conried bereitet die mit Spannung erwartete Aufführung eifrigſt und mit viel Sorgfalt vor. Die hervorragendſten Kunſtkräfte werden durch ihre Mitwirkung eine ſtarke Anziehung ausüben. Keine Opfer an Koſten und Mühen werden geſpart, um durch prachtvolle Inſzenierung und Ausſtattung den Erfolg der Aufführung zu ſteigern. Direktor Conried läßt in dem rühmlich bekannten Öſterreichiſchen Koſtümatelier von Alexander Blaſchke u. Ko. in Wien ſämtliche Koſtüme zum „Parſifal“ nach Originalfigurinen des Profeſſors Heinrich Lefler an der Wiener Akademie der bildenden Künſte herſtellen. Umſtehend bringen wir die hauptſächlichſten dieſer Koſtümbilder, die uns von dem genannten Atelier zur Verfügung geſtellt worden ſind, zur Anſchauung.

Der Held Parſifal iſt in zwei Koſtümen dargeſtellt, zuerſt als jugendlicher Jäger im erſten Akt in einem groben Hemd mit Fellüberwurf, bewaffnet mit Pfeil und Bogen. In dem gleichen Koſtüm erſcheint er in demſelben Akt bei der Begegnung mit Kundry. Im dritten Akt tritt er in ſeiner Ausrüſtung als tapferer Kampfesheld auf. Dieſe Erſcheinung im langen Panzerkettenhemd, in der Kettenhaube und dem Helm mit Naſenſchutz weicht von dem bei den Baireuther Feſtſpielen verwendeten Koſtüm ab. Der Gralsritter hebt ſich durch ſeinen prächtigen Feſtſchmuck hervor. Kleid und Mantel ſind mit feiner Silberſtickerei und der Gralstaube verziert. Anders und einfacher haben wir in Baireuth die Gralsritter geſehen. Die höchſt eigenartige Frauengeſtalt der Kundry wird in zwei Koſtümen dargeſtellt. Die wilde Kundry aus dem erſten Akt erſcheint in dem zerfetzten Gewand mit Fellüberwurf ſehr apart und verwildert. Den Gegenſatz dazu bietet die Kundry in der Verführungsſzene des zweiten Aktes; da iſt ſie prächtig geſchmückt, gleich einer altorientaliſchen Fürſtin. Der zaubermächtige Klingsor in einem glänzenden Gewande nebſt koſtbarem Mantel tritt ſehr impoſant hervor. Das Koſtüm iſt mit Goldſtickerei nach altaſſyriſchen Muſtern überdeckt. Die Blumenmädchen, lebendige Blumen, ließen in Baireuth mit kurzen Gewändern und ohne auffällige Zier ihre Anmut und Munterkeit wirken. Anders werden ſie in Neuyork auftreten, nämlich in ſehr weiten, mit geſtickten Blumen ausgeſchmückten Gewändern, wie das Roſenmädchen auf dem Bilde ſich zeigt. Am einfachſten iſt das Koſtüm des Knappen in langem Gewand mit einem Kragen. In der großen Szene auf der Gralsburg werden die Dekorationen, in Lichtblau, Gold und Weiß gehalten, mit den Gewänderfarben der Gralsritter und Knappen harmonieren. Höchſter Glanz und eine große Menge von Statiſten werden das Schlußbild bei der Neuyorker Aufführung des „Parſifal“ zu einem ſehr effektvollen geſtalten.

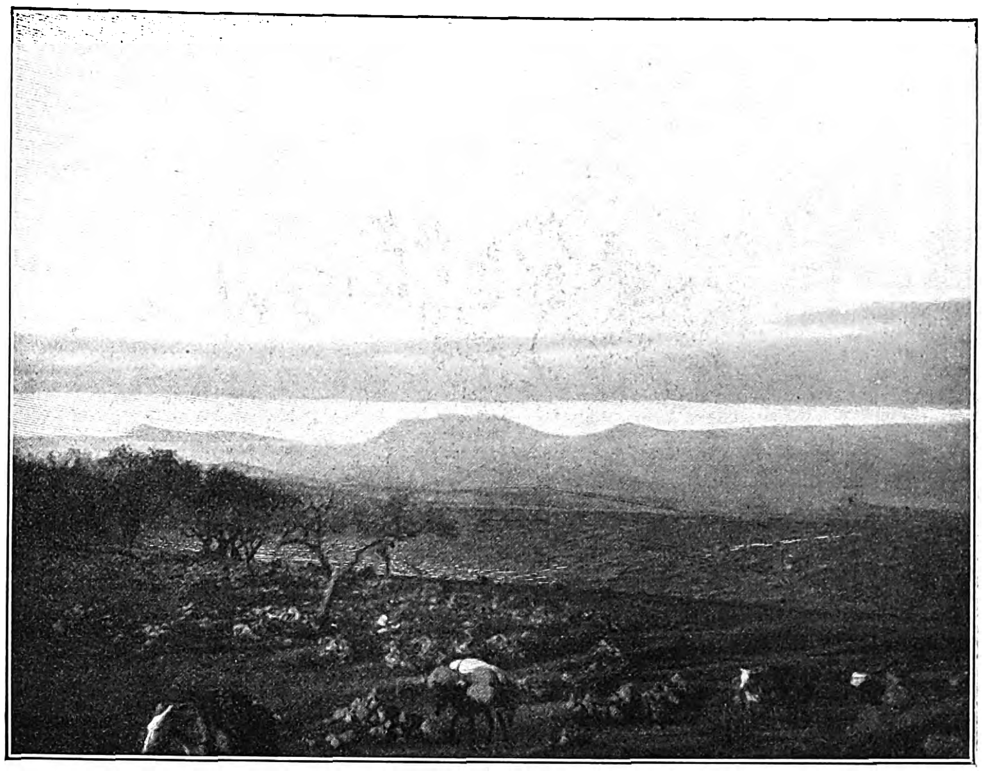
B. S.

Bilder aus Marokko.

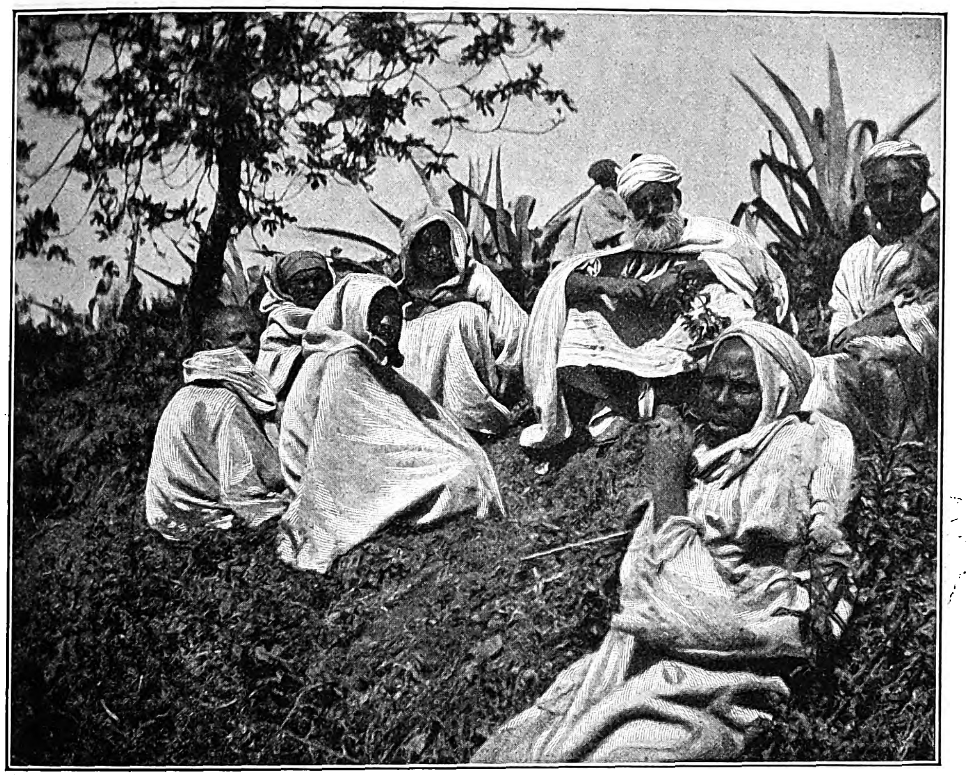
Eine Reiſe in Wort und Bild von Rudolf Zabel.

III. Im heiligen Serhungebirge.*)

Zeit iſt Geld!“ Für dieſe banale Wahrheit hat der Marokkaner nicht das geringſte Verſtändnis. Da man aber bekanntlich mit den Wölfen heulen ſoll, wenn man unter ihnen iſt, ſo mußte in Fes auch ich mich in mein Schickſal ergeben, das mich volle vierzehn Tage damit vertrödeln ließ, in den Beſitz der mir vom Sultan verſprochenen Geleitsbriefe für meine Reiſe durch den Serhun zu gelangen. Den Zeitpunkt der Abreiſe ſetzte ich auf den 25. März feſt. Die Geleitsſoldaten ſollten mich morgens 9 Uhr am Tore M'horok erwarten, und wir beabſichtigten, am erſten Tage bis Beni Amar, einem der Felſenneſter an dem Nordabfall des Serhun, zu kommen. Aber fehlgeſchoſſen! Ich mußte zwei Stunden auf meine Soldaten und Briefe warten und war faſt ſchon entſchloſſen, ohne dieſe auf eigene Fauſt loszureiſen, als ſie endlich gegen 11 Uhr angetrottelt kamen, um von mir mit einem mächtigen Donnerwetter empfangen zu werden. Die Soldaten waren aber keine gewöhnlichen Machásni, ſondern Kaids; ſie wollten daher in bezug auf perſönliche und finanzielle Auszeichnung mit beſonderer Rückſicht behandelt ſein.



Blick auf das heilige Serhungebirge von der Straße Tanger-Fes aus.



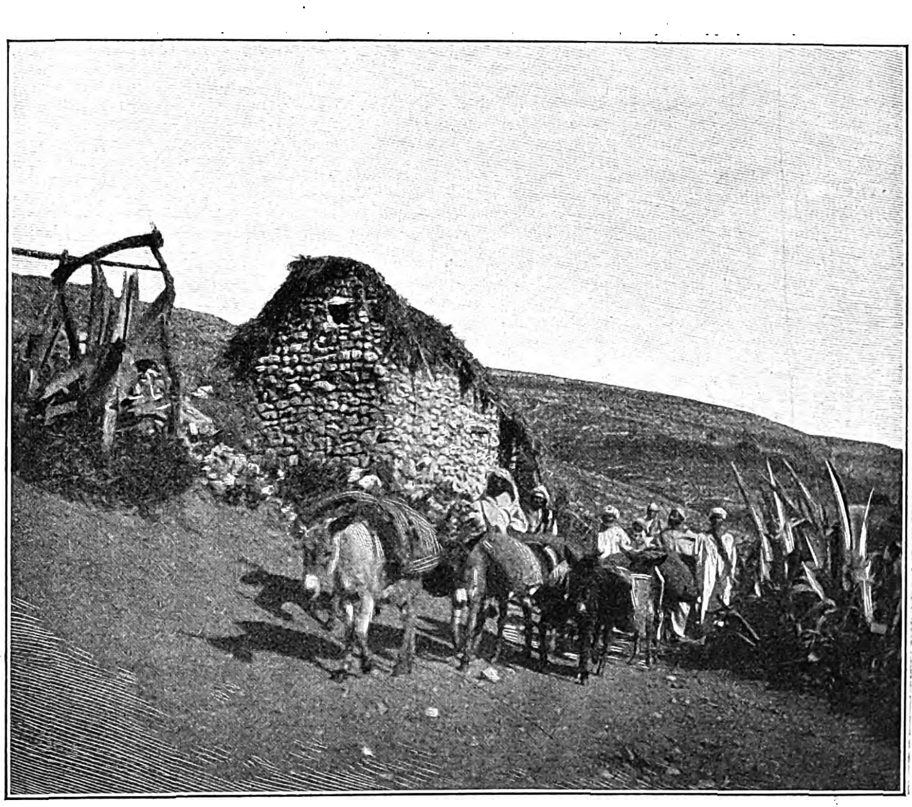
Berbergruppe aus dem Serhun.

Meine Karawane ſetzte ſich in Bewegung unter dem lauten Gebet meiner Leute und der beiden Kaids, die für die Reiſe den Schutz Muley Idris' des Jüngeren, des Schutzheiligen von Fes, anriefen. Dann zogen wir an dem Lager der gefürchteten Semmur vorbei, die nicht lange darauf einen Angriff auf Fes unternahmen, und weiter ging es hinauf auf den Plateaurand, der die zwiſchen Fes und der benachbarten Reſidenz Meknâs ſich hinziehende Hochebene im Norden begrenzt. Wir waren guten Mutes, und ich glaubte mich bereits aller Sorgen um die Ausführbarkeit dieſer Reiſe überhoben, als ein Umſtand eintrat, der mir plötzlich die Augen darüber öffnete, daß die beiden Schutzſoldaten durchaus nicht etwa aus purer Menſchenliebe mir beigegeben waren, ſondern vielmehr zu dem Zweck, mich zu beaufſichtigen, und daß in den Sultansbriefen eine Reiſeroute vorgeſchrieben war, die meine günſtige Stimmung für den guten Sultan, der ſo freundlich war, mir die Reiſe ins Serhungebirge zu geſtatten, in das Gegenteil umſchlagen ließ. Das kam ſo: Wir waren etwa drei Stunden geritten, als es mir bei der außerordentlichen Verſpätung kaum mehr möglich erſchien, das urſprünglich geſteckte Ziel, Beni Amar, im Laufe des Tages noch zu geeigneter Zeit zu erreichen. Infolgedeſſen hielt ich mit meinen Leuten Rat, ob es nicht, um Zeit zu gewinnen, beſſer ſei, unmittelbar auf den Gebirgsſtock loszureiten und in ihn von Oſten anſtatt von Norden her einzudringen. Das Gebirge erhob ſich dicht vor uns jenſeit eines tiefen Tals, das der Mekkes ausgewaſchen hat. Mit meinem Vorſchlag ſtieß ich unvermutet auf Widerſtand. Der Soldat, der mir ſpeziell als Wegweiſer im Serhun dienen ſollte, erklärte, er habe keine Befugnis, mich dieſen Weg zu führen. Er holte den Geleitsbrief heraus und berief ſich darauf, daß der Weg über Beni Amar vorgeſchrieben ſei. Ich hatte mich um den Inhalt der mir ſicherlich mit Abſicht erſt unmittelbar vor der Abreiſe zugeſtellten Briefe bisher noch nicht gekümmert, weil ich meine Zeit zu den notwendigen Beobachtungen und Aufzeichnungen brauchte. Jetzt wurde ich mißtrauiſch und ließ mir den Brief durch den Dolmetſcher überſetzen. Da ſtellte ſich denn heraus, daß in dem Schriftſtück etwas ganz anderes ſtand, als ich vom Sultan erbeten und zugeſagt erhalten hatte. Der Geleitsbrief verwies mich nämlich auf einen Weg, der vor mir ſchon von manchem anderen, namentlich auch von den meiſten Geſandtſchaftsreiſen eingeſchlagen worden war, nämlich über Beni Amar nach der römiſchen Niederlaſſung Volubilis. Ausdrücklich ſtand da vermerkt, die Soldaten hätten dafür zu ſorgen, daß ich von den heiligen Stätten fern gehalten würde, namentlich von der Stadt Muley Idris, die das größte Heiligtum des Mohammedanismus Nordafrikas birgt, das Grab und die Moſchee Muley Idris' des Älteren, des Begründers des Reiches Marokko. Mir kam es aber darauf an, gerade die bisher noch von keinem Europäer durchzogene höchſte Stufe des Serhun zu erreichen; und der Weg zu dieſer führt auf jener Straße nur über Muley Idris. Ein Wall von Schwierigkeiten türmte ſich damit vor mir auf, der — ſo viel war mir klar — nur mit Liſt überwunden werden konnte. Von vornherein aber erſchien es mir völlig ausgeſchloſſen, daß ich, ſelbſt mit Liſt, auf dem vorgeſchriebenen Wege über Muley Idris jemals hätte hinauskommen können. Sollte die Reiſe alſo nicht ein Schlag ins Waſſer werden, ſo mußte ich auf einem anderen Wege mein Ziel zu erreichen ſuchen als da, wo längſt vorher ſämtliche Kaids und Amins über mein Kommen unterrichtet waren. Gegenüber dieſer Treuloſigkeit erſchien mir im Intereſſe meiner Aufgabe Ungehorſam nicht als Unrecht.

Ich tat nun ſo, als ob ich mich in mein Schickſal fügte, richtete es aber ein, daß mein Dolmetſcher und der zweite Kaid, der eigentlich nicht die Verantwortung für den Serhun hatte, mit mir etwas zurückblieben. Dann ließ ich dieſem Kaid ein gutes Trinkgeld verſprechen, wenn er mich dahin begleitete, wo ich wollte, und verfuhr ſo nach dem Grundſatz „divide et impera“. In der Tat, der Kaid war dem blitzenden Silber nicht abgeneigt; und er begann ſofort mit ſeinem Kameraden einen Streit, nannte ihn einen Feigling und bramarbaſierte, er wolle mich überall hinführen und fürchte ſich vor nichts. Er war wirklich ein recht brauchbarer Menſch, wenn man ſeiner Energie von Zeit zu Zeit mit einem Silberling zu Hilfe kam. Während dieſes Gezänks lenkte ich mein Roß ganz gelaſſen von dem Wege nach Beni Amar ab und wählte eine Route, die nach Südweſten abbog, unmittelbar auf die beiden höchſten Erhebungen des Gebirges los. Meine Leute folgten mir, ebenſo der von mir gewonnene Kaid; der andere war zu energielos, als daß er mir nicht ſchließlich ebenfalls, wenn auch murrend, gefolgt wäre.

Schon an dieſem Tage kam ich zu meiner Freude an einen Ort, der zwar ſeiner Lage nach vielleicht bekannt ſein dürfte; indes läßt keine Karte vermuten, daß er bisher von einem Reiſenden, der auch geographiſche Zwecke verfolgte, beſucht worden wäre. Es iſt die Stelle, auf der urſprünglich die Stadt Fes begründet worden war. Das alte Fes, arabiſch Fâs el Bali, lag in einem überaus waſſerreichen Talkeſſel an einem Fluſſe, der ſich ſpäterhin in einem über 100 m hohen Waſſerfall in den Mekkes ergießt. Ein in der Mitte geborſtener Turm, von den Arabern „halber Turm“ genannt, iſt neben einem alten Mauerreſt im Flußbett, der vielleicht von einer Waſſerſtaue oder einer Brücke herrührt, der einzige bauliche Reſt einer der älteſten Gründungen der Mohammedaner in Nordafrika. Ob Ausgrabungen hier einmal Zweck haben würden, kann ich nicht entſcheiden.

Wir ſtiegen in das Mekkestal hinab und befanden uns bald am Fuße des heiligen Gebirges, das von Berbern bewohnt wird, in ſeiner höchſten Stufe aber faſt nur Schürfadörfer aufweiſt. An einem beſtimmten Feſte des Jahres pilgern die Araber aus der ganzen Umgegend, namentlich aber auch aus Fes, zum Serhun. Übrigens iſt das Serhungebiet ſo gut wie



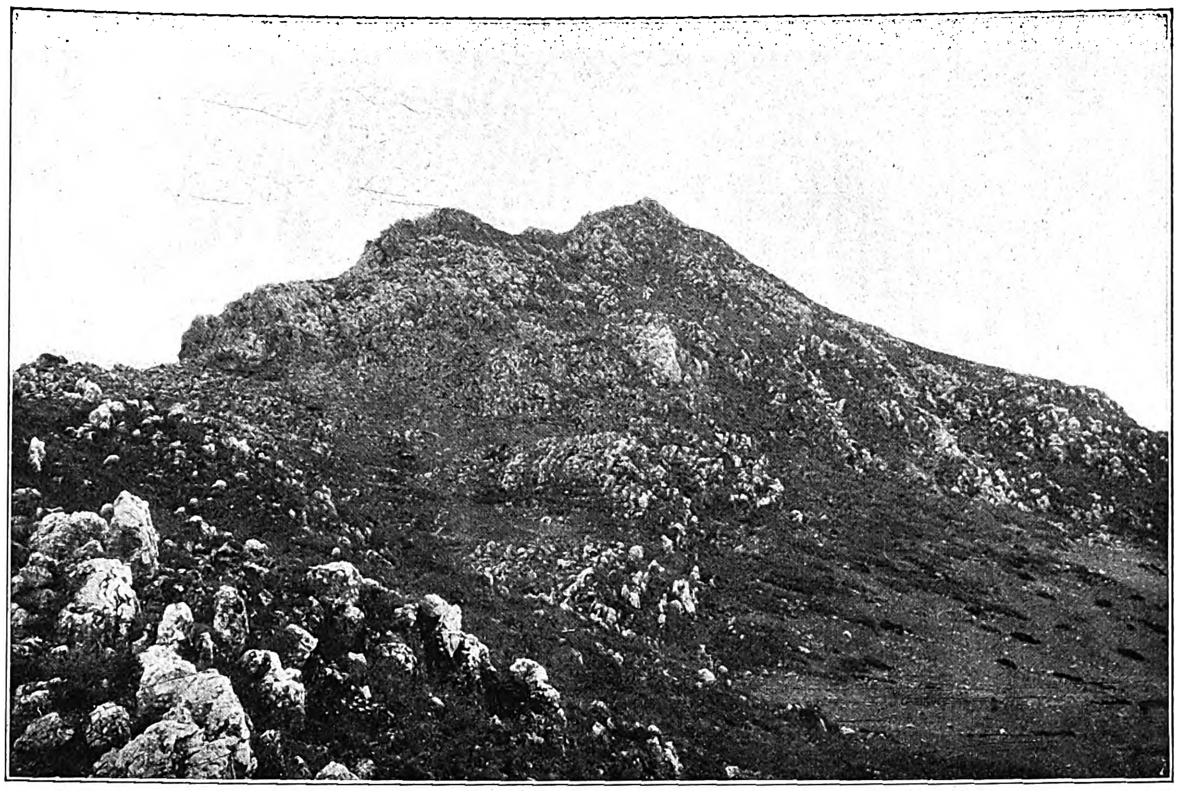
Eſelkarawane im Serhun.

---

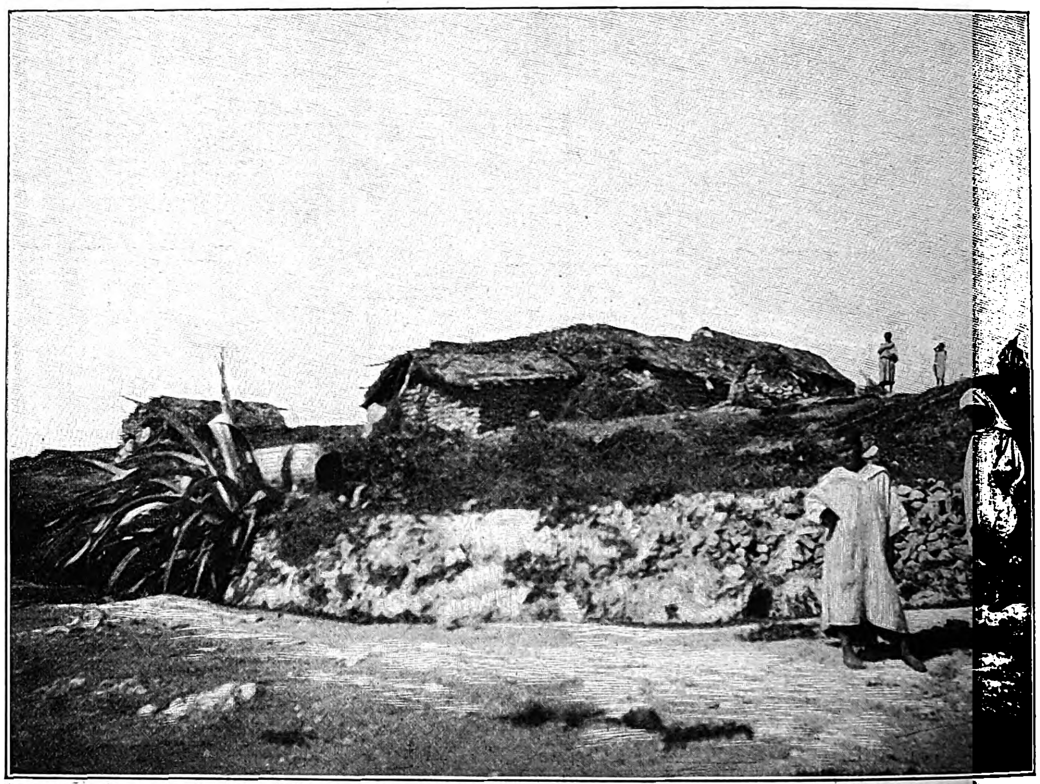
*) I. Auf der Karawanenſtraße von Tanger nach Fes ſ. Nr. 3141 vom 10. September. — II. Leben und Treiben in Fes ſ. Nr. 3143 vom 24. September.

Bilder aus Marokko: Im heiligen Serhungebirge. Nach photographiſchen Aufnahmen von Rudolf Zabel.

BOULDER
LIBRARIES



Die Spitze des Dſchebel Ait Sidi H'ſſain, des höchſten Berges des Serhungebirges.



Berberwohnung im Serhun.

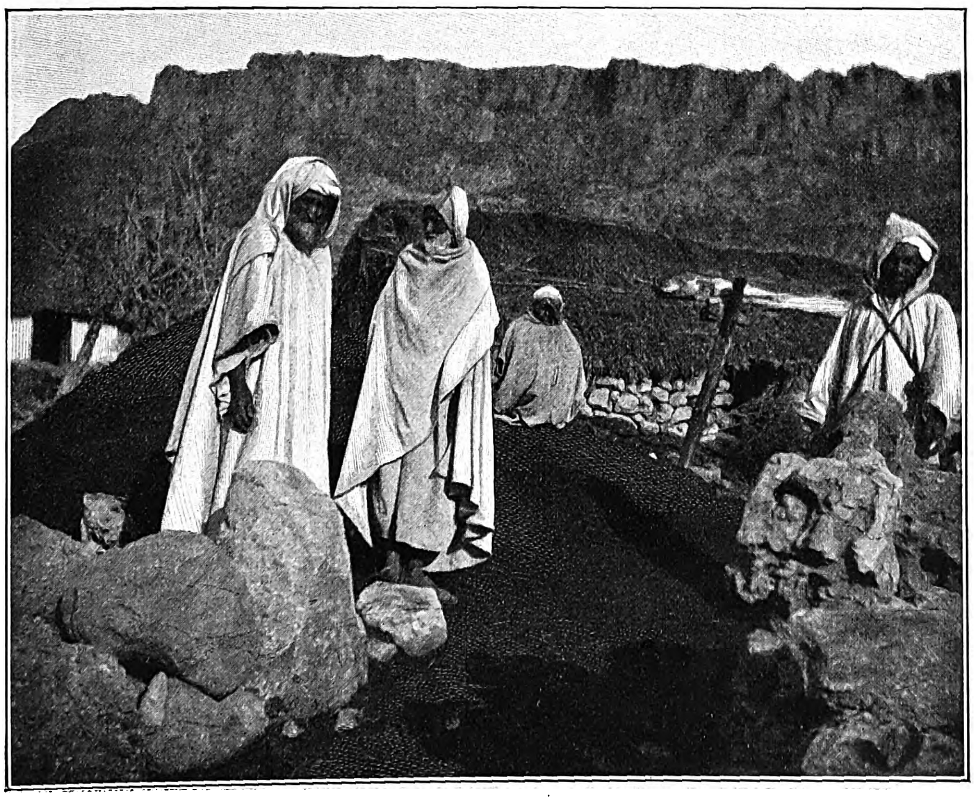
unabhängig; ſeine Bewohner zahlen dem Sultan zwar Steuern, aber nur ſehr unregelmäßig, und meiſt müſſen ſie erſt mit Gewalt dazu gezwungen werden. Der Serhun gilt in ſeiner höchſten Stufe für ſo unzugänglich wie das Rifgebiet, und das wohl auch mit Recht. Wir verbrachten die Nacht in einem Dorfe, S'chonat, am Oſtabhang des Gebirges bei einem Araber, der mit der Familie eines der beiden Kaids befreundet war. Wir fanden infolgedeſſen dort Gaſtfreundſchaft, ſchliefen trotz wimmelnder Flohherden aus Höflichkeit in der uns angebotenen Hütte und mußten ſchließlich die Gaſtfreundſchaft durch deſto höhere Gaſtgeſchenke vergelten. In der Nähe dieſes Dorfes fand ich drei heiße Quellen, die von den Eingeborenen als Heilquellen gegen Hautkrankheiten benutzt werden.

Aber der gute Erfolg meines Handſtreiches ſollte nicht lange andauern; denn nun begann plötzlich mein Dolmetſcher Schwierigkeiten zu machen. Man hatte ihm wohl arg zugeſetzt und die Gefahren, die von Allah, den Menſchen und namentlich von der Rache der Heiligen drohten, mit den düſterſten Farben geſchildert, ſo daß er jetzt anfing, in der ihn ſonſt auszeichnenden Energie zu erlahmen. Er erklärte mir noch am Abend, es ginge nicht, daß wir, wie ich wollte, quer durch den Serhun hindurchzögen. Wir ſollten unſere Sachen hier laſſen und vom Dorfe S'chonat aus mit leichtem Gepäck einen Ausflug nach den beiden höchſten Bergſpitzen, dem Kanufa und dem Dſchebel Ait Sidi H'ſſain, unternehmen. Dann ſollten wir von hier aus am Rande des Gebirges entlang bis Beni Amar ziehen und hierauf den urſprünglich geplanten, auch in dem Sultansbrief vorgeſehenen Weg nach Volubilis nehmen. Daß der Dolmetſcher abfiel, war höchſt bedenklich; denn ich war von ihm abhängig. Das wußte er auch, und deshalb trat er mit Anmaßung und im Befehlston auf. Er wollte mich durch einen Einſchüchterungsverſuch davon überzeugen, daß die Reiſe unmöglich ſei; damit hatte er aber kein Glück. Zwar war es mir nicht möglich, ihn noch an dieſem Abend zur Weiterreiſe zu beſtimmen. Ich mußte mir alſo die Löſung für den anderen Morgen vorbehalten. Ich war ſehr früh auf den Beinen. Die Leute hatten ſich am Tage vorher mit friſchem Brot und Schafbutter den Magen überladen und ſchliefen länger, als ſie ſollten. Ich fuhr energiſch zwiſchen die Schläfer und bekam ſo moraliſch wieder das Übergewicht über ſie. Der Dolmetſcher wurde wegen ſeiner Pflichtvergeſſenheit härter angefahren, als es nötig war. Er konnte nicht anders als ſich entſchuldigen. Sein Mut, mir den Gehorſam zu verweigern, war dadurch wieder um einen Grad geſunken. Die Leute waren der Meinung, wir würden an den Fuß der beiden höchſten Berge und von dort aus nach Beni Amar reiſen, wie ſie untereinander ausgemacht hatten.

Die Karawane ſtand fertig beladen da. Wir ſtiegen zu Pferde und verabſchiedeten uns von unſeren Wirten; der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Ehe wir aber noch das Dornengehege verlaſſen hatten, das uns in der Nacht Schutz gewährte, richtete ich kurz und bündig an den Dolmetſcher die Frage, ob er mich auf der Reiſe durch das Gebirge begleiten wolle oder nicht. Er weigerte ſich; darauf ritt ich, ohne ein Wort zu ſagen, voraus und nahm denſelben Weg, den wir gekommen waren. Ich war noch keine zehn Schritte geritten, da war der Dolmetſcher wieder neben mir und fragte mich, ob wir denn nicht nach den Bergen wollten. An dieſe wollte er mich heranführen. Ich verneinte das und kommandierte die ganze Karawane nach Fes zurück. Auf die Frage: „Weshalb?“ erklärte ich ihm, ich wollte mir an ſeiner Stelle einen Juden aus der Mellah als Dolmetſcher engagieren. Mein Dolmetſcher wurde blaß. „Sie wiſſen doch, daß ich kontraktlich als Ihr Dolmetſcher für die ganze Reiſe engagiert bin!“ erwiderte er. „Gewiß“, antwortete ich; „da Sie mir aber den Gehorſam verweigern, ſo werde ich Sie von der Ausübung Ihres Amtes entbinden und den Juden an Ihre Stelle ſetzen. Wenn Sie ſich für die Heimreiſe dem Schutze meiner Karawane unterſtellen wollen, ſo habe ich nichts dagegen.“ Die Ausſicht, unter einem verhaßten Juden weiter zu dienen, erweichte ihn endlich. Ich hatte ihn an ſeiner Ehre gepackt. Er trat an mein Pferd, küßte mir das Knie und verſprach hoch und heilig, er werde alles tun, was ich ihm befehlen würde. Und in der Tat, er hat ſein Verſprechen gehalten. Ich reichte ihm zur Verſöhnung die Hand. Die anderen hatten dieſem Vorgang verſtändnislos zugeſehen; ſie merkten wohl, daß hier ein Kampf Wille gegen Wille ausgefochten wurde, in dem ihr Landsmann, den ſie als Hadj und Scherif verehrten, unterlegen war.

Hadj Huſſein leitete nun die Karawane auf den Weg nach den Bergen. Gegen Mittag trafen wir nach einem zuletzt ziemlich ſteil werdenden Aufſtieg bei dem Dorfe Aſib Ait Sidi H'ſſain ein. Kaid Buſchda war mittlerweile durch einen Duro wieder mutig gemacht worden, während der verantwortliche andere Kaid nicht wußte, wohin er vor Angſt ſollte. Mit der Frechheit, die ihm eigen war, erklärte nun Kaid Buſchda den Schürfa, die das Dorf bewohnen, daß ich nach Beni Amar wollte. Zwar leuchtete ihnen anfangs gar nicht recht ein, daß der nächſte Weg dahin über Aſib Ait Sidi H'ſſain führen ſollte. Inzwiſchen war aber mein Zelt aufgeſchlagen worden, und mein Petroleumkocher, der beim Erzeugen der Stichflamme wie eine Lokomotive ſchnurrt, hatte die Neugier der noch beratenden Dorfälteſten entfacht. Sie kamen näher, ließen ſich vom Dolmetſcher langatmig erzählen, wie die Flamme zuſtande käme, und glotzten den Kocher an, bis das Waſſer heiß und der Tee fertig war. In richtiger Ausnutzung des Augenblicks reichte nun mein Dolmetſcher den Älteſten, die ſich ja immer noch nicht darüber klar geworden waren, ob ſie mir Gaſtfreundſchaft gewähren ſollten oder nicht, Tee, den ſie auch mit großem Behagen ſchlürften. Plötzlich erinnerten ſie ſich lachend daran, daß ſie damit ja bereits meine Gaſtfreunde geworden waren. Hat nämlich jemand im Zelt eines anderen Tee angenommen, dann iſt er ſein Gaſtfreund, und umgekehrt. Auf dieſe Weiſe hat mein ſchwediſcher Petroleumapparat mir die Gaſtfreundſchaft der Heiligen des Dſchebel Ait Sidi H'ſſain gewonnen.

Noch am Nachmittag desſelben Tages beſtieg ich den einen der beiden höchſten Berge, und zwar zunächſt den gefährlicheren, den Kanufa. Dieſer

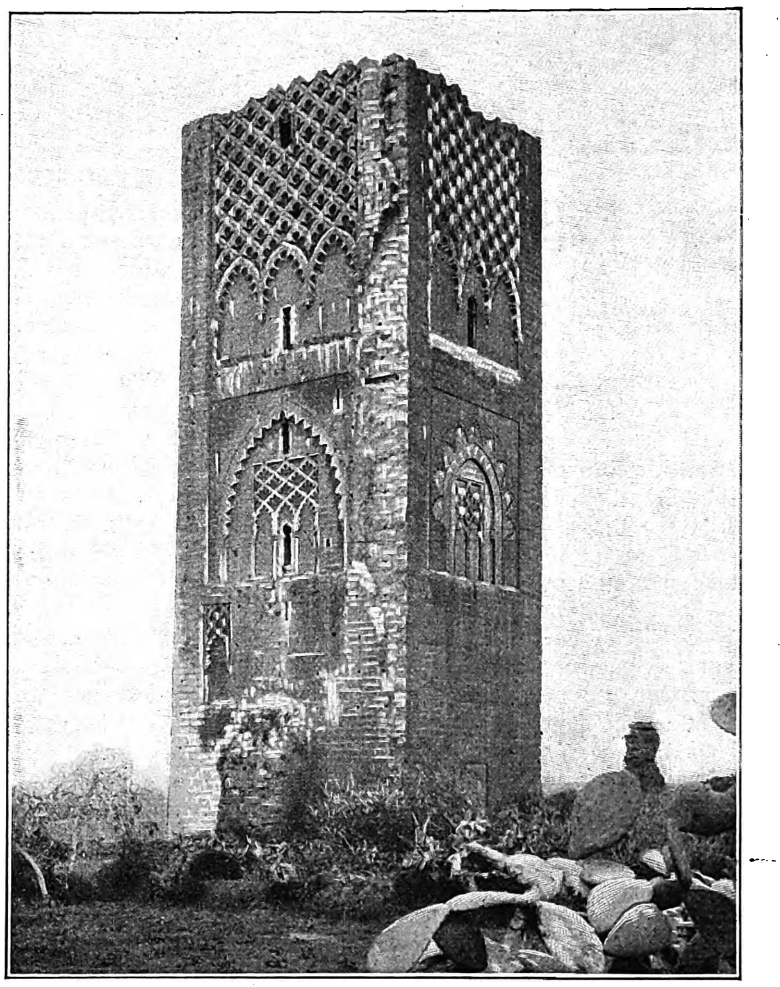


Im Scherifendorf auf dem höchſten Serhunberg.

Bilder aus Marokko: Im heiligen Serhungebirge. Nach photographiſchen Aufnahmen von Rudolf Zabel.

Berberhütte im Serhun.

Trümmer der alten römiſchen Siedelung Volubilis.



Der Haſſasturm bei Rabat (aus der Blütezeit der Maurenherrſchaft).

Bilder aus Marokko: Im heiligen Serhungebirge. Nach photographiſchen Aufnahmen von Rudolf Zabel.

iſt dem Sidi Abdullah ben Taaſiſt heilig, einem großen Fürſten im Reiche Allahs; ſein Grab befindet ſich auf dem Berge. Leider war es mir trotz aller Gaſtfreundſchaft nicht möglich, aus meinem Dorfe Leute zu gewinnen, die mich bei dieſer Beſteigung begleitet hätten. Denn jenes Dorf lebte mit den beiden Dörfern, denen der Berg gehört, in Feindſchaft. So machte ich mich denn mit meinem Dolmetſcher Hadj Huſſein, meinem getreuen Diener Buſchma und dem forſchen Kaid Buſchda auf, um die Beſteigung zu unternehmen. Wir gelangten auch bis an das Heiligtum des Sidi Abdullah ben Taaſiſt und zu der Quelle eines Flüßchens, das oberhalb dieſes Heiligtums entſpringt. Hier trafen wir einen Mann, der uns fragte, wer uns erlaubt hätte, hierher zu kommen, der Sultan oder der Heilige. Ich ließ ihm antworten: „Beide!“ Da uns Gefahr drohte, ſo verloren wir keine Zeit, ſondern zogen raſch weiter bergan. Es dauerte auch nicht lange, ſo hörten wir im Dorfe kurz hintereinander zwei Flintenſchüſſe. Unterdes waren wir aber bereits ein erhebliches Stück weitergekommen, und ich hatte Zeit gehabt, eine Reihe von Beobachtungen anzuſtellen. Wir zogen gerade durch einen Steinbruch, vielleicht der Reſt alten Bergbaus, als wir hinter uns oder vielmehr unter uns eine Schar Bewaffneter herankommen ſahen, die auch bereits anfingen zu knallen. Kaid Buſchda wollte wieder ſchießen; ich hielt ihn aber zurück und ließ durch den Dolmetſcher hinunterrufen, man ſolle mit dem Feuern aufhören, ſonſt ſchöſſen wir wieder. Die Leute entgegneten, ſie würden nicht weiterſchießen, wenn wir herunterkämen. Ich ließ antworten, wir kämen ſofort wieder herunter, wenn ſie ſich ſtill verhalten und das Feuern unterlaſſen wollten. Sie traten nun zuſammen und riefen dann, wir ſollten herunterkommen, ſie würden uns erwarten. Tatſächlich hockten ſie ſich nieder. Wir verſprachen ſofort zu kommen und verſchwanden wieder hinter den Felsrändern des Steinbruches. Unſer Vorſprung betrug etwa 100 m abſolute Höhe. Alſo konnten wir es ſchon wagen, den Vorteil auszunutzen, zumal die Verfolger zuverläſſig eine Weile warten würden. Anſtatt nach unten zu ſteigen, eilten wir vielmehr im Steinbruch bergan, ohne daß wir geſehen wurden, und gelangten nach anderthalb Stunde auf die Spitze des Berges, von der aus ich die Umgebung aufnahm und das erſte Mal einen Blick über die Geſtaltung des inneren Serhun gewann. Es führt nur ein einziger Weg auf den Berg. Auf dieſem konnten wir nicht zurück, ohne unſeren Verfolgern in die Hände zu geraten. Somit blieb uns nichts übrig, als über den ſteilen Abhang des Berges nach Süden hin, von Fels zu Fels kletternd, den Abſtieg zu nehmen. Wir brauchten dazu fünf Viertelſtunden und gingen um den Berg herum, ſo daß wir auf der anderen Seite des Dorfes wieder herunterkamen. Wir gingen in ziemlicher Nähe an dem letzteren vorbei und gewannen ſchnell einen Bach, der das Dorfgebiet von dem der Ortſchaft ſcheidet, die uns Gaſtfreundſchaft geboten hatte. Nun waren wir wieder auf ſicherem Boden. Denn man hätte nicht gewagt, uns hier anzugreifen, weil man ſonſt mit den Nachbarn in Konflikt geraten wäre. Faſt das ganze Dorf hatte ſich oberhalb des Heiligtums an dem Wege verſammelt, auf dem wir zurückerwartet wurden. Wir eilten den Berg hinan zu unſerem Dorf zurück, wo wir ſchachmatt eintrafen. Leider war mittlerweile das Zelt umgeweht worden, und der Kaid, der von uns zurückgelaſſen worden war, hatte eine ſolche Angſt ausgeſtanden, daß es ihm gar nicht einmal eingefallen war, es wieder aufzurichten. Da es zu regnen begann, ſo nahm ich ungeachtet der ſchlechten Erfahrungen in der vergangenen Nacht gern das Anerbieten an, eine Hütte zu beziehen. Am Abend gab mir das Dorf ein Gaſtmahl, und es machte mir trotz der Müdigkeit außerordentliches Vergnügen, wie ein Spaßmacher mir Berbernlieder vorſang und tanzte, wobei er einen meiner Kochtöpfe als Handtrommel benutzte, um zu den Melodien die Begleitung zu ſchlagen. Auch ich wurde gebeten einmal zu ſingen, wie man es bei uns zu Hauſe gewohnt wäre. Ich tat den Leuten den Gefallen und ſang ihnen „Deutſchland, Deutſchland über alles“ vor, das ihnen dann der Dolmetſcher überſetzte. Selten iſt wohl dieſes Lied mit ſolcher Andacht angehört und unter ſo eigenartigen Nebenumſtänden geſungen worden wie hier inmitten des heiligen Serhungebirges, im Dorfe der heiligen Scherifen des Ait Sidi H’ſſain.

Der folgende Tag war der Beſteigung des höchſten Serhunberges, des Ait Sidi H’ſſain, gewidmet. Er gehörte meinen Schürfa. Dieſes Unternehmen war weniger gefährlich als das des vergangenen Tages. Ich fand am Berge einen alten, vermutlich römiſchen Bergbau. Auf dreiviertel Höhe des Berges habe ich eine römiſche Zitadelle näher unterſucht, die zwar ſchon von Reiſenden vor mir aufgefunden, aber nicht genauer beſchrieben worden war. Dann ſtieg ich auf die höchſte Spitze des Berges hinauf, von der aus ich eine Anzahl wichtiger Aufnahmen zu Kartenzwecken machen konnte. Über die geographiſchen Ergebniſſe dieſer Reiſe werde ich an einer anderen Stelle zu berichten haben. Hier beſchränke ich mich ausſchließlich auf die Mitteilung einiger äußerer Umſtände. Zu dieſen gehört die Tatſache, daß ich am folgenden Tage die Reiſe durch die höchſte Stufe des inneren Serhun unternahm. Unſer Weg führte mich zunächſt hinauf zu dem Paß zwiſchen den beiden höchſten Bergen, zur Waſſerſcheide zwiſchen Mekkes und Wad Rdem. Dieſe oberſte Stufe des Serhun intereſſiert eigentlich nur den Geographen. Es war mir möglich, auf halbem Wege zwiſchen Muley Idris, dem ich mich von Südoſten näherte, und dem römiſchen Kaſtell auf dem Ait Sidi H’ſſain, dem Kſar er Rumi (Schloß der Römer), eine weitere ausgedehnte Niederlaſſung aus dem Altertum feſtzuſtellen, und zwar am Fuße des Dſchebel Kifan, der zum innerſten Syſtem des Serhun gehört; die Araber nennen ſie Bab er Rumi (Tor der Römer).

Nun rückte die Zeit heran, die uns in die unmittelbare Nähe von Muley Idris, der heiligſten Stätte des Gebirges, bringen ſollte. Meine Leute hatten zuletzt doch Angſt bekommen, wie die Dinge ſich entwickeln würden. Zweifellos, wir wandelten auf verbotenen Wegen, und ſie würden dafür verantwortlich gemacht werden, wenn ſich irgend etwas Unvorhergeſehenes ereignen ſollte. Sie berieten ſchon, ob es nicht das beſte wäre, mich als Frau zu vermummen. Aber dieſer Rat kam erſtens zu ſpät, und zweitens lehnte ich ihn auch ab. Ich bin niemals in Verkleidung gereiſt und halte das auch nur in ganz außerordentlichen Fällen für angebracht. Als wir weiterritten, vergingen meine Leute faſt vor Angſt; ſie riefen, nein ſie ſchrien geradezu den Muley Idris an und hatten für nichts mehr Sinn als für ihn und ihre Angſt. Die Reſte einer römiſchen Kunſtſtraße, auf der wir uns bewegten, verliefen in einem langgeſtreckten Olivenhain. Der Bach wurde teilweiſe gefaßt und in einem Aquädukt die Berglehne

BOULDER LIBRARIES

entlang zur Stadt geleitet. Es dauerte auch nicht lange, da lag die heilige Stadt vor uns auf zwei ſpitzen Kegeln, die ſteil emporſtreben und von höheren Bergketten umgeben ſind. Das Tal öffnet ſich in einem ſchmalen Spalt nach Nordweſten; in dieſer Richtung erblickten wir unten die Ruinen von Volubilis. Wir zogen an die Stadt heran. Ein Eſeltreiber hatte uns kommen ſehen; er lief in die Stadt hinein und meldete, daß ein Chriſt ſich näherte. Es war gerade Markttag. Bald ſahen wir, wie Menſchen auf die Mauern und die Dächer der Häuſer ſtiegen, um ſich den Verruchten anzuſehen, der es wagte, die heilige Abgeſchloſſenheit zu ſtören. Ich ſchickte den einen Kaid, und zwar den ängſtlichen, der die Sultansbriefe trug, in die Stadt zum Amin. Ich ſelbſt folgte langſam. Wenn es ginge, wollte ich vermeiden durch die Stadt zu ziehen. Unmittelbar vor Muley Idris führt rechts ein Weg über eine Brücke; ich folgte dieſem Wege, der zwiſchen mir und der Stadt ein ſchmales Tal ließ. Bald befanden wir uns an der Breitſeite der Stadt, während die Menſchen auf den Mauern lärmten und ſich um meinen Kaid ſammelten, den ſie ausfragten. Bald tauchte zwiſchen den beiden Hügeln auf dem Sattel die ſchneeweiße Moſchee des heiligen Muley Idris auf. Meine Leute fielen auf die Erde nieder und beteten den Heiligen an. Auch ich war von dieſem Moment ſo bewegt, daß ich vom Pferde ſtieg und meinen Hut zog. Die Leute in der Stadt regten ſich zwar mächtig über mein Erſcheinen auf, aber ſie ſtanden vor einem Fait accompli und dachten ſich wohl: Wat ſchall wi dorbi daun? Für mich aber bedeutete Muley Idris das glückliche Gelingen eines Huſarenſtreichs, einer kleinen Überrumpelung, wie ſie nicht bloß im Felde vorkommen, ſondern auch im Dienſte der Wiſſenſchaft, deren Aufgabe es iſt, immer neue Gegenden zu erſchließen und jedes weiße Fleckchen, das ſich noch auf den Landkarten findet, auszufüllen. Ich ruhte mehrere Stunden in dem Duar Frtaſſa aus, von wo ich dann die Ruinen von Volubilis beſuchte, und zog am Nachmittag mit meiner Karawane weiter nach dem Tſelfat, einem Berge, der mir noch auf mehreren Tagesreiſen nachwinkte, als ich bereits am Ufer des Sebuſtromes entlang nach der Weſtküſte wandelte, in der Richtung auf die Hafenſtadt Rabat, am blauen Geſtade des Atlantiſchen Ozeans.

Himmelserſcheinungen.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes			des Mondes	
				Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	Aufgang	Untergang
Okt.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
18.	13 43 3	11 45 25	−14 35	+ 0 52	175	− 0 57	3 40 fr.	am Tage
19.	13 46 59	11 45 14	14 46	− 3 34	190	+ 0 15	4 57	
20.	13 50 56	11 45 3	14 57	7 44	204	1 31	am Tage	5 13 ab.
21.	13 54 52	11 44 52	15 8	11 25	217	2 39		5 45
22.	13 58 49	11 44 42	15 18	14 24	231	3 38		6 20
23.	14 2 45	11 44 33	15 27	16 35	244	4 23		6 59
24.	14 6 42	11 44 25	−15 35	−17 52	256	+ 4 55		7 42

Sonne: Gerade Aufſteigung 204° 56′ (13 h 40 m), ſüdliche Abweichung 10° 22′ (den 21.). Sonnenaufgang 6 Uhr 44 Min., Sonnenuntergang 5 Uhr 5 Min. (den 21.).

Mond: Neumond den 20. nachmittags 4 Uhr 30 Min.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ſteht den 19. früh 4 Uhr in größter weſtlicher Ausweichung von der Sonne und geht um dieſe Zeit nahe 2 Stunden vor der Sonne auf; man kann ihn am Oſthimmel etwas länger als $^1/_2$ Stunde ſehen. — **Venus** ($168^1/_4{}^\circ = 11^h\ 13^m$ gerade Aufſteigung, 2° nördliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Löwen, hat um den 24. herum als Morgenſtern ihren größten Glanz und von $3^1/_4$ Uhr früh an eine Sichtbarkeitsdauer von 3 Stunden; in der Morgendämmerung ſteht ſie in ziemlicher Höhe am Südoſthimmel. — **Mars** ($259^1/_2{}^\circ = 17^h\ 18^m$ gerade Aufſteigung, $24^1/_2{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Skorpions, verſchwindet abends bald nach 7 Uhr am ſüdweſtlichen Horizont. — **Jupiter** ($345^3/_4{}^\circ = 23^h\ 3^m$ gerade Aufſteigung, $7^2/_3{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rückläufig im Sternbilde des Waſſermanns, hat ſeinen höchſten Stand am Südhimmel abends 9 Uhr und iſt bis zu ſeinem früh $2^1/_4$ Uhr erfolgenden Untergang zu beobachten. Verfinſterungen der Jupitermonde: des erſten den 18., Austritt abends 9 Uhr 1 Min.; des zweiten den 20., Austritt früh 1 Uhr 24 Min. — **Saturn** ($305^1/_4{}^\circ = 20^h\ 21^m$ gerade Aufſteigung, $20^1/_8{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, iſt zur Zeit ſeines Sichtbarwerdens ſchon außerhalb ſeines höchſten Standes und geht nachts bald vor 11 Uhr unter. — **Uranus** ($262^\circ = 17^h\ 28^m$ gerade Aufſteigung, $23^1/_8{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Skorpions, geht abends $7^1/_2$ Uhr unter.

Frauen-Zeitung.

Die rote Stefka.

Eine Geſchichte aus Maſuren

von

Fritz Skowronnek.

[Nachdruck verboten.]

Sie hatten es alle nicht glauben wollen, daß der reiche Samel Korpis die arme Stefka Jezorek, die bei ihm zum Scharwerk ging, heiraten würde. Erſt als das Aufgebot des Paares beim Schulzen im Kaſten hing, war an der Tatſache nicht mehr zu zweifeln. Nun wußten alle alten Weiber im Dorfe, daß ſie das Ereignis ſchon lange vorausgeſagt hatten. Die Stefka war aber auch zu klug; ſie wußte ſehr genau, wie ſchön ſie war. Das hatten ihr ja alle Burſchen des Dorfes nicht einmal, ſondern hundertmal geſagt, und ſie warf ſich nicht weg. Keiner von all den jungen Leuten, die hinter ihr herliefen, konnte ſich rühmen, daß ſie ihm auch nur die geringſte Gunſt geſchenkt hätte. Wohl ein jeder hatte einmal an ihr Kammerfenſter geklopft, aber keinem hatte es ſich geöffnet.

Eine Zeitlang hatten die Weiber davon gemunkelt, daß ſie dem Fedor Adamek, der mit ihr noch verwandt war, blanke Augen gemacht habe. Wenn das wirklich der Fall geweſen war, dann hatte es in dem Augenblick aufgehört, als der Samel von den Soldaten nach Hauſe kam. In voller Uniform war er gekommen, als Oberjäger von den Gardeſchützen. Da hatten ihn die anderen Bauernſöhne von der Bahn abgeholt und gleich an demſelben Abend ein Tanzvergnügen in dem Dorfkrug veranſtaltet. Von den Scharwerkmargellen war keine einzige dazu eingeladen worden, bloß die Stefka; die durfte bei keinem Vergnügen fehlen.

Damals ſah ſie der Samel zum erſtenmal; denn als er vor drei Jahren nach Berlin wegfuhr, war ſie noch ein mageres Margellchen geweſen, das jeder für häßlich hielt. Aber wie hatte ſie ſich in den drei Jahren herausgemacht! Die reichen rotblonden Haare trug ſie in zwei langen Zöpfen, die ihr bis über die Schürzenbänder hinabhingen, dazu ein Geſicht wie Milch und Blut und ein Paar dunkle Augen, die wie Kohlen glühten.

Kein Wunder, daß der Samel ſie den ganzen Abend nicht von der Hand ließ und nur mit ihr tanzte.

Die alten Weiber, die draußen am Fenſter ſtanden und zuſahen, meinten, ſie hätten noch kein ſchöneres Paar geſehen; aber es wäre ſchade um die Stefka, wenn ihr der Samel den Kopf verdrehen ſollte.

Es war umgekehrt gekommen. Sie hatte ihm den Kopf verdreht. Als ſie am nächſten Tage zum Scharwerk gekommen war, hatte er ihr die leichteſte Arbeit zugewieſen und ſie auf die Tenne geſchickt, um einen Haufen Roggen umzuſtechen. Dann war er hinter ihr hergeſchlichen und hatte verſucht, ſie in den Arm zu nehmen und abzuküſſen.

Aber damit kam er ſchön an. Die alte Jerlitzka wußte das ganz genau; denn ſie war nachgeſchlichen und hatte durch die Türritze geguckt.

„Mit einem Satze war die Stefka an der Tür“, ſo erzählte die Alte, „und hatte die Klinke in der Hand. Da fing der Samel an ſchön zu bitten, ſie möchte ſich doch vor ihm nicht fürchten, er ſei ein anſtändiger Menſch, und wenn ſie ihm nur ein wenig gut ſein könnte, dann wiſſe er, was er tun werde. Darauf hatte die Stefka die Klinke losgelaſſen und mit einem ſchelmiſchen Blick gefragt, was das denn wäre? »Na, ich will dich heiraten, dumme Margell«, hatte der Samel geſagt.“

Weiter konnte die Jerlitzka leider nichts erzählen; denn die alte Frau Korpis war auf den Hof gekommen und hatte nach ihr gerufen.

Vielleicht wäre die ganze Geſchichte doch noch anders gekommen; denn der alte Bauer war ein hochmütiger Mann und hatte ſeinem Erbſohn ſchon ein reiches Mädchen aus der Verwandtſchaft zur Braut ausgeſucht. Aber eines Nachts hatte er ſich in Selliggen, auf der anderen Seite des Sees, etwas zu ſatt getrunken und war auf dem Heimweg in eine Fiſcherwuhne geraten. Mit großer Mühe hatte ſich der alte Mann herausgekrabbelt und nach Hauſe geſchleppt. Doch das kalte Bad hatte ihm den Tod gegeben. Zwar hatte er gleich zwei Schuß Pulver in Schnaps eingenommen und ſich einmal von Kopf bis zu Fuß mit Petroleum einreiben laſſen, aber das half alles nichts. In acht Tagen war er tot und begraben.

Jetzt war Samel Herr auf dem Hofe und konnte tun und laſſen, was er wollte. Das Trauerjahr hindurch hatte ihm noch die Mutter die Wirtſchaft geführt, dann zog ſie in die kleine Chalupp ins Altenteil. An demſelben Tage hatte Samel das Aufgebot bei dem Pfarrer und dem Standesbeamten beſtellt.

Und heute war die Hochzeit.

Schon lange Zeit hatte der alte Schmiegel, der noch die Sprüche kannte, mit denen der Drusba die Gäſte einlädt, ein kleines Pferd eingeübt, auf dem er in die Stuben reiten mußte, um ſeinen Vers aufzuſagen. Dann war er drei Tage lang umhergeritten, um zur Hochzeit zu bitten, aber nur vormittags. Am Nachmittag mußte er ſich irgendwo in die Scheune legen und ausſchlafen; denn er war ein alter Mann und konnte die vielen Schnäpſe nicht vertragen, die von den Eingeladenen ſpendiert wurden.

Es war die großartigſte Hochzeit, die ſeit langer Zeit im Dorfe gefeiert worden war. Aus der Stadt hatte der Samel ſechs Muſikanten kommen laſſen; die mußten ſchon am Vormittag zu blaſen anfangen, als das junge Paar zum Standesbeamten fuhr. Der Bräutigam hatte ſich einen neuen ſchwarzen Anzug machen laſſen, den Rock mit ausgeſchnittenen Ecken, wie ihn die Herren in der Stadt trugen. Die Braut hatte ein weißes Seidenkleid an, das ihr vom Bräutigam geſchenkt worden war, und der weiße Schleier reichte ihr vom Kopf bis zu den Füßen. Auch einen neuen Tafelwagen hatte der Bauer zur Hochzeit angeſchafft und ein Paar forſche Rappen vorgeſpannt, ſo daß die Bauernſöhne, die zur Seite ritten und aus ihren Piſtolen ſchoſſen, kaum mitkommen konnten.

Noch wochenlang hatten die Frauen in der Nachbarſchaft von der Hochzeit geſprochen. Den Samel mußte das Vergnügen ein ſchönes Stück Geld gekoſtet haben. Aber er hatte es ja dazu. Alle kleinen Leute aus dem Dorfe, die nicht als Gäſte geladen waren, die kleinen Eigenkätner und die Tagelöhner hatten an einer langen Tafel auf dem Hofe zu eſſen bekommen, und jede Frau konnte noch im Paartopf für ihre Kinder Eſſen mit nach Hauſe nehmen. Sogar die alten Spinnfrauen im Armenhaus hatte Stefka nicht vergeſſen, ſie ſelbſt hatte ihnen ein großes Stück gebratenes Fleiſch und einen Fladen gebracht. Und Samel hatte außerdem durch den Knecht ein ganzes Lechel voll Honigſchnaps hingeſchickt.

Noch von etwas anderem wurde geſprochen. Die junge Frau hatte auch den Fedor Adamek zur Hochzeit bitten laſſen. Dem Bräutigam war das nicht recht geweſen, aber er konnte nichts dagegen ſagen; denn der Fedor war der einzige Verwandte ſeiner Braut, und die Leute hätten ihr Maul darüber aufgeriſſen, wenn er nicht eingeladen worden wäre. Und Fedor war wirklich gekommen. Er hatte ſich ſtill in eine Ecke geſetzt, als wenn ihn die ganze Luſtbarkeit nichts anginge. Die einen meinten, es wäre ihm peinlich geweſen, unter den reichen Verwandten des Korpis in ſeinem dunkeln Wandrock zu ſitzen. Die anderen ſagten, er wäre bloß traurig geweſen; denn er hätte die Stefka von klein auf liebgehabt und immer gehofft, daß ſie ihn nehmen würde.

Vielleicht hatten die Leute damit nicht ſo ganz unrecht. Denn als Stefkas Vater geſtorben war, da hatte Fedor ſie mit ihrer Mutter in ſeine kleine Chalupp aufgenommen und für ſie geſorgt, als wenn er nicht der Sohn einer Halbſchweſter, ſondern der richtige Sohn der Frau Jezorek geweſen wäre. Er hatte ja auch nicht viel übrig; denn ſein Vater lag ſchon ſeit Jahren, an Händen und Füßen gelähmt, auf dem Krankenbett und mußte gewartet werden wie ein kleines Kind.

Da ging nun Fedor tagsüber an die Bahn zur Arbeit, wo er vom Morgen bis zum Abend mit Kiesſtopfen vierzehn Dittchen verdiente, und bis in die Nacht hinein ſaß er an der Schnitzbank und ſchnitzte Holzpantoffeln und Malonis, die großen Holzſchuhe für die Tagelöhner. Viel konnte er damit nicht verdienen, aber es war doch beſſer als gar nichts.

Wer weiß, was für Gedanken ihm durch den Kopf gingen, als der junge Ehemann gegen Mitternacht ſeinen Rundgang machte, um mit jedem der Gäſte anzuſtoßen, und auch zu ihm kam. Da hatte er zuerſt ſo getan, als wenn er es nicht merkte, daß der Samel ihm das Glas hinhielt. Erſt als dieſer ärgerlich ſagte, er könne auch nach Hauſe gehen, wenn es ihm hier nicht paſſe, hatte er mit ihm angeſtoßen, aber gleich darauf ſein Glas ſo heftig hingeſetzt, daß ihm die Scherben in der Hand blieben.

Die Frauen, die in der Nähe ſaßen, hatten ſchnell mit dem Daumen an die Tiſchkante geſtoßen und dreimal ausgeſpuckt; denn die Scherben bedeuteten Unglück für die junge Ehe, und alle hatten ſich gewundert, daß der Samel ſo ruhig, ohne ein Wort zu ſagen, weiterging. Aber als der jungen Frau die Fladruſch, die große Haube, aufgeſetzt werden ſollte und ſie noch einmal mit allen jungen Leuten tanzen mußte, da hatte der Ehemann ihr verboten, den Fedor aufzufordern.

Vielleicht wäre es noch zu einem Streit zwiſchen den jungen Eheleuten gekommen, wenn nicht der Drusba den Samel wieder beruhigt und ihm vorgeſtellt hätte, daß der Fedor doch der einzige Verwandte ſeiner Frau ſei und es böſes Gerede geben müßte, wenn ſie ihn auslaſſen würde. Aber Samel hatte vor Wut gezittert und mit den Zähnen geknirſcht, als der Fedor nach dem Tanze der jungen Frau den Schleier aufhob und ihr einen Kuß gab, wie es ſein gutes Recht war. Dann war Fedor zu den Muſikanten getreten, hatte ihnen einen harten Taler aufgeworfen und war, ohne ſich umzuſehen, aus der Tür und nach Hauſe gegangen.

In dem Trubel der Hochzeit hatten nur wenige etwas von dem Vorfall bemerkt, aber die Sache hatte ſich herumgeſprochen, und niemand nahm für Fedor Partei. Alle meinten, er ſei ein Narr, wenn er ſich eingebildet hätte, die Stefka würde ihn heiraten, ihn, den armen Schlucker, während ſie doch den reichſten Bauern des Dorfes kriegen konnte. Was er für ſie und ihre Mutter getan habe, das konnte ja ihr Mann bis auf den letzten Pfennig abzahlen.

Der Samel mußte wohl von dem Gerede gehört haben. Oder war es ihm ſelbſt eingefallen? Eines Sonntags vormittags ſteckte er ſich ein Stück Geld ein und ging in die Chalupp zum Fedor.

Im erſten Augenblick wußte dieſer gar nicht, was er ſagen ſollte, als der Bauer zu ihm in die Stube trat. Er war gerade beim Reinmachen; denn er hatte vom frühen Morgen ſchon an der Schnitzbank geſeſſen. Er mußte jetzt ſehr fleißig ſein; ſein alter Vater war bereits ſo ſchwach, daß es jeden Tag mit ihm zu Ende gehen konnte. Und zu den Koſten des Begräbniſſes fehlte noch manche Mark, wenn er den Vater nicht wie einen Bettler unter die Erde bringen laſſen wollte.

Samel Korpis hatte beim Eintritt Gottes Segen gewünſcht und ſich ſchweigend auf den Stuhl geſetzt, der ihm von Fedor hingeſchoben worden war. Ihm war recht unbehaglich zumute. Er war zwar ſonſt nicht auf den Mund gefallen, aber diesmal wußte er doch nicht, wie er anfangen ſollte. Verlegen ſah er ſich in der kleinen Stube um und blickte zu dem Alten hinüber, der ſchweratmend und gänzlich teilnahmlos im Bette lag. Wie oft hatte er als Junge dem Alten bei ſeiner Arbeit zugeſehen, wenn er ſich bei ihm ein Paar neue Holzpantoffeln beſtellte. Wie ordentlich es in dem Stübchen ausſah, als wenn nicht ein Junggeſelle, ſondern eine tüchtige Frau die Wirtſchaft führte! Unwillkürlich mußte er daran denken, daß ſeine Frau als Kind in dieſem Raume geſpielt und gearbeitet hatte.

Inzwiſchen hatte Fedor die Schnitzſpäne in die Ecke gekehrt. Jetzt holte er aus dem Spind eine Flaſche mit Schnaps hervor und ſtellte ſie auf den Tiſch. Er konnte ſich zwar gar nicht denken, was der Samel von ihm wollte, aber jetzt war er ſein Gaſt und ſaß unter ſeinem Dache. Bedächtig goß er ein Glas ein und trank ihm zu.

„Was bringſt du Gutes, Samel? Wie geht's dir?"

„Dank für die Nachfrage, Fedor; ich komme, um bei dir unſere Schulden abzuzahlen."

„Schulden? Ihr bei mir? Davon weiß ich nichts."

„Du haſt doch meiner Frau und ihrer Mutter Wohnung gegeben und ab und zu auch bares Geld — wieviel, das weiß ich ja nicht, aber du wirſt es dir ja gemerkt haben."

Fedor ſtieg das Blut zu Kopfe; nun wußte er, weshalb der Bauer zu ihm gekommen war. Er wollte ihn mit Geld ablohnen, damit er nicht ſagen könnte, die Stefka und ihre Mutter ſeien ihm nicht nur Dank, ſondern auch Geld ſchuldig. Er wußte auch, was Samel damit bezweckte. Dieſer wollte ihn nur ärgern und demütigen.

Mit Mühe bezwang er ſeine Aufregung und erwiderte: „Was ich aus gutem Herzen für meine armen Verwandten getan habe, das laſſe ich mir nicht bezahlen. Und du biſt mir gar nichts ſchuldig, von dir nehme ich kein Geld."

„Na, da nimmſt du es von meiner Frau."

„Schickt dich Stefka?"

„Ja, ſie will dir nichts ſchuldig ſein."

Fedor zuckte zuſammen, als hätte ihn ein Hieb getroffen. Ein gallenbitteres Gefühl ſtieg in ihm auf. Er mußte unwillkürlich zurückdenken an die Zeit, die noch gar nicht ſo weit hinter ihm lag, als Stefka mit ihrer Mutter in der zweiten Stube ſeiner Chalupp wohnte. Nach Feierabend waren die beiden regelmäßig herübergekommen, um das Licht zu ſparen. Stefka hatte genäht, die Mutter geſtrickt und er mit ihnen beim Schnitzen geplaudert. Wie oft hatte ſein Vater geſagt, er ſolle doch mit Stefka Hochzeit machen. Aber Fedor war ein Narr geweſen und hatte gemeint, ſie ſei noch zu jung, er könne auch noch ein paar Jahre warten. Jetzt bekam er den Lohn für alles Gute, das er an ihr getan hatte. Eigentlich brauchte er ſich darüber nicht zu wundern, daß ſie ihm das Geld ſchickte. Wenn man ſo herzlos iſt und beim Freien nur nach dem Geldſack ſieht — aber vielleicht hatte ſie Samel auch wirklich lieb? Er war doch ein anſehnlicher, junger Mann, ein flotter Kerl.

„Na, nimmſt du nun das Geld oder nicht?"

Der Ton, mit dem der Bauer das ſagte, klang ärgerlich und gereizt.

Wie aus einem Traum war Fedor aufgewacht, aber er war ruhig geworden, ganz ruhig. Nur die Gedanken liefen ihm blitzſchnell durch den Kopf: Wenn er das Geld nicht nahm, ärgerte ſich der Bauer. Aber weshalb ſollte er das Geld zurückweiſen? Bloß um ſagen zu können: Die reichen Leute da drüben in dem großen Hauſe ſind mir Dank ſchuldig? Und noch ein Gedanke flog ihm durch das Hirn, als er gleichmütig erwiderte:

„Gewiß, ich nehme das Geld, es iſt ja nicht geſchenkt."

„Na, wieviel rechneſt du denn?"

Fedor nannte eine ziemlich hohe Summe, die der andere, ohne ein Wort zu verlieren, auf den Tiſch zählte.

„Erklärſt du dich nun für befriedigt?"

„Ja, Samel, ich hätte ja nie etwas von dir oder deiner Frau gefordert, aber es iſt gut, daß du mir das Geld gebracht haſt; ich werde es aufheben, wenn du oder Stefka es mal brauchen ſolltet."

„Wie meinſt du das?"

„Na, ich meine, man kann nie wiſſen, wie es noch im Leben kommt. Auch reiche Menſchen werden manchmal arm."

Der Bauer lachte höhniſch auf: „Darauf kannſt du bei mir lange warten, ich habe Geld auf Leuten."

„Das weiß ich, Samel; aber Geld iſt bald verbraucht, wenn man ſich nicht um die Wirtſchaft kümmert, ſondern auf Jagden umherfährt."

„Was geht dich das an?"

„Nichts, gar nichts, das iſt nur deine Sache! Aber es kann einem, der ſogar des Nachts in der Königlichen Forſt wilddieben geht, mal auch was zuſtoßen."

Der Bauer wechſelte plötzlich die Farbe. Er hatte geglaubt, daß niemand davon auch nur eine Ahnung hätte, und jetzt ſagte es ihm ſein Gegner ins Geſicht. Vielleicht aber wollte dieſer bloß auf den Buſch klopfen. So ruhig, wie es ihm möglich war, erwiderte er achſelzuckend:

„Du glaubſt doch nicht, daß ich ein Wilddieb bin?"

„Ich glaube es nicht nur, ich weiß es. Ich habe dich ja geſehen, wie ich in der Nacht zum Sonntag mir ein Stück Ellernholz aus dem Schwarzen Bruch holte."

„Wer weiß, wen du geſehen haſt!"

„Dich habe ich geſehen! Du hatteſt zwar einen großen Bart vorgebunden und einen Anzug an wie ein Filippone; aber ich will es vor Gericht beſchwören, daß du es warſt."

Er hatte dem Bauern bei dieſen Worten feſt ins Auge geſehen und wohl gemerkt, wie ihm das Blut zu Kopfe ſtieg. Alſo war es wirklich wahr, was er nur vermutet hatte! Der reiche Bauer Samel Korpis war Wilddieb, natürlich nicht aus Gewinnſucht, ſondern nur aus Leidenſchaft.

Einen Augenblick maßen die beiden Männer einander mit den Blicken. Beide fühlten, daß in dieſem Moment eine böſe Feindſchaft zwiſchen ihnen aufgelodert war, die Feindſchaft zweier Männer, die ein und dasſelbe Weib begehrt hatten. Und der Unterlegene wollte jetzt an dem Sieger Rache nehmen.

So weit gingen Fedors Gedanken noch nicht. Er wollte an ſeinem Gegner nur Vergeltung üben für die Kränkung, die dieſer ihm ſoeben zugefügt hatte. Samel aber hörte aus Fedors Worten ſchon die Drohung heraus, und das raubte ihm die kühle Überlegung.

„Du möchteſt mich wohl anzeigen?"

„Weshalb denn?"

„Weshalb? Meinſt du, ich weiß es nicht? Weil ich die Stefka genommen habe."

Fedor zuckte die Achſeln. Ein geringſchätziger Zug legte ſich um ſeinen Mund: „Wegen der dummen Margell? Was geht mich die an? Wäre ſie mir wirklich gut geweſen, dann hätte ſie dich trotz deines Geldes nicht genommen. Bräuchſt keine Angſt zu haben, ich will dir deine Frau nicht abſpenſtig machen."

Ohne ein Wort zu erwidern, war Samel gegangen. Er ärgerte ſich darüber, daß er Fedor aufgeſucht hatte. Vielleicht aber war es doch gut, daß er wußte, woran er mit ihm war. Wenn der Kerl nicht das Maul hielt? — Ach was! Dazu war er viel zu gutmütig und dachte wohl gar nicht daran, ihn anzuzeigen. Die Menſchen würden dem Angeber auch nicht glauben, ſie würden ſagen, es ſei nur Rache.

⁂

Einige Wochen ſpäter war der alte Adamek geſtorben. Fedor hatte das Gewerk aus der Stadt beſtellt und einen ſchwarzpolierten Sarg gekauft. Am Sonntag Nachmittag ſollte die Beerdigung ſtattfinden. Das ganze Dorf nahm daran teil. Sie hatten den Verſtorbenen alle gern gehabt; denn er war ein luſtiger, guter Menſch geweſen, der mit jedem Nachbar in Frieden gelebt hatte. Auch Frau Korpis rüſtete ſich zum Begräbnis.

Sie hatte ſich gerade die Kapuze aufgeſetzt, als ihr Mann vom Hofe in die Stube kam. In rauhem Tone fuhr er ſie an: „Du willſt doch nicht mit der Leiche gehen?"

„Aber ja! Weshalb ſollte ich nicht? Es iſt doch mein Onkel!"

„Ich möchte aber nicht, daß du gehſt."

„Sei doch nicht komiſch, Samel. Was ſollten die Leute ſagen, wenn ich meinem Verwandten nicht die letzte Ehre erwieſe!"

„Laß die Leute reden, was ſie wollen. Ich will nicht, daß du gehſt!"

Die junge Frau ſah ihn mit großen Augen an: „Das laſſe ich mir nicht von dir verbieten, ich wüßte auch nicht, warum. Oder biſt du noch immer auf den Fedor eiferſüchtig?"

„Ach, Unſinn. Was du dir einredeſt. Es paßt mir nicht, daß du zu dem kleinen Eigenkätner aufs Begräbnis gehſt."

„So? Meinſt du? Aber es paßte dir doch, deine Frau aus derſelben Chalupp zu holen."

Damit nahm Stefka ihr großes Umſchlagetuch und ging.

Im erſten Augenblick dachte der Bauer daran, ſich noch ſchnell anzuziehen und ebenfalls zum Begräbnis zu gehen. Wie konnte er nur ſo dumm ſein und nicht vorher daran denken! Nach dem Begräbnis würde doch ſeine Frau mit dem Fedor zuſammen von dem Kirchhof gehen. Wenn ſie dann miteinander zu ſprechen anfingen — Ach, was! Und wenn die Frau das ſchon erfuhr, dann konnte ſie ihm doch nur dankbar ſein, daß er ihre Schulden bezahlt hatte.

Der Lehrer hatte ein kurzes Gebet geſprochen. Jung und alt war an das Grab getreten und hatte dem Verſtorbenen drei Hände voll Erde mitgegeben. Dann hatten die Nachbarn Fedor mit einem Troſtwort die Hand geſchüttelt. Zuletzt, als das Grab ſchon zugeſchaufelt war und die anderen ſich zum Gehen wandten, kam auch Stefka zu ihm heran.

„Sei nicht ſo verzagt, Fedor, und gönne dem alten Manne die Ruhe; er war doch nur ſich ſelbſt und auch dir zur Laſt."

Fedor nickte gleichmütig. Der Schmerz, den er empfand, war nicht ſehr groß; nur das Gefühl des Alleinſeins hatte ihn gepackt. Wenn er abends nach Hauſe gekommen war und das alte Weib weggeſchickt hatte, das den Tag über den Vater bediente, dann hatte er doch einen Menſchen gehabt, mit dem er über all die kleinen Sorgen des täglichen Lebens ſprechen konnte. Jetzt ſtand er ganz allein da in der weiten Welt. Er hätte es vermeiden können. Sein Blick fiel auf das junge, blühende Weib, das vor ihm ſtand, und glühend heiß ſtieg es ihm in der Bruſt empor.

Die hätte jetzt an ſeiner Seite ſtehen können. Er wandte ſich ab und ſchritt langſam davon. Aber Stefka blieb neben ihm. Sie hatte das Gefühl, als müßte ſie ihm ein freundliches Wort ſagen, ihm danken für all das Gute, das er ihr und ihrer Mutter erwieſen. Und ſie ſprach es aus, wie ſie dachte, kurz und ſchlicht, aber warm. Ein wenig ſchlug ihr das Herz dabei; denn ſie hätte es ſchon lange tun müſſen.

Fedor hatte nur mit halbem Ohr auf ihre Worte hingehört. Ihn regte es auf, daß Stefka an ſeiner Seite blieb. Weshalb war ſie überhaupt zum Begräbnis gekommen? Doch nur, um das Gerede der Leute zu vermeiden, trat ſie hier als Verwandte auf. Mit einem Ruck blieb er jetzt ſtehen und drehte ſich nach ihr um.

„Spar deine Worte, Frau Korpis, du biſt mir nichts ſchuldig, weder Dank noch Geld. Du haſt mich ja auslohnen laſſen.“

„Fedor, was ſagſt du? Ich habe dich auslohnen laſſen?“

„Tu doch nicht ſo, als wenn du das nicht wüßteſt.“

„Bei Gott, Fedor, ich weiß nichts davon!

Er ſah die junge Frau von der Seite an; die Tränen ſtanden ihr in den Augen. Nein, ſie hatte nicht gelogen, es war ja auch nicht ihre Art, die Unwahrheit zu ſprechen. Dann hatte alſo ihr Mann dieſe Nichtswürdigkeit begangen und ihren Namen mißbraucht, um ihn, Fedor, zu kränken.

Die junge Frau an ſeiner Seite wunderte ſich, daß er ihr keine Antwort gab. Sie griff nach ſeiner Hand.

„Sag mal, Fedor, weshalb biſt du ſo böſe auf mich? Ich habe dir doch wirklich nichts getan.“

„Nein, Stefka, du nicht.“

„Wer denn? Etwa mein Mann? Das mußt du mir ſagen, ich bitte dich; das muß ich wiſſen.“

„Ach, laß doch, Stefka; ich bin froh, daß ich von dir nicht ſchlecht zu denken brauche.“

„Nein, ich laß dich nicht eher von mir, als bis du mir ſagſt, was vorgefallen iſt. Was hat mein Mann dir getan?“

„Was ſoll er mir getan haben? Er kam zu mir und gab mir Geld für die Wohnung, die ihr bei mir gehabt habt, und für das bißchen bare Auslagen.“

„Du haſt doch geſagt, ich hätte dich ausgelohnt? Jetzt weiß ich alles. Mein Mann hat dir vorgelogen, ich hätte ihn geſchickt.“

Sie mußte das Taſchentuch hervorholen, um die Tränen zu trocknen, die unaufhaltſam hervorquollen.

„Na, was iſt denn da Großes dabei?“

„Meinſt du? Er macht mich vor meinen Verwandten ſchlecht, und dazu ſoll ich ſtill ſein? Nein, Fedor, wie er mich hier belügt, ſo hintergeht er mich auch anderswo. Das habe ich ſchon gemerkt. Drum danke ich dir, daß du mir die Augen geöffnet haſt. Jetzt weiß ich auch, weshalb ich nicht zum Begräbnis gehen ſollte.“

Sie blieb ſtehen und reichte ihm die Hand. „Biſt nicht mehr böſe auf mich, Fedor?“

„Nein, Stefka, ich habe deinem Manne gleich nicht recht geglaubt, daß du ſo ſchlecht ſein könnteſt.“

Langſam, in tiefen Gedanken ging er nach Hauſe. Er mußte erſt noch die Holzſchläger traktieren, die das Grab ausgeworfen und zugeſchaufelt hatten, und mit der Mrotzkowa, die den Vater gepflegt hatte, wollte er ſprechen, daß ſie zu ihm ziehe und ihm das Eſſen koche.

Einſilbig ſaß er zwiſchen den Männern am Tiſche, die der Flaſche eifrig zuſprachen. Es war ſchon Abend, als ſie fortgingen. Eine Weile ſaß er noch allein in der Stube, die ihm heute ſo leer vorkam; dann nahm er ſeine Mütze vom Nagel und ging hinüber in den Krug.

An der Tonbank ſtand ein Knecht des Samel Korpis. Er mußte auch eben erſt gekommen ſein; denn das Glas Bier, das er ſich hatte geben laſſen, ſtand noch unberührt vor ihm. Er hatte wohl gerade der Frau etwas Luſtiges erzählt. Fedor hörte noch, wie ſie mit rauhem Lachen erwiderte: „Es wird wohl nicht das erſtemal geweſen ſein und wird auch nicht das letztemal bleiben.“

Der Knecht nickte beſtätigend: „Aber heute ging es ſcharf her, und, wie die Trine ſagt, hat die Frau angefangen. Gleich, wie ſie vom Begräbnis kam, nahm ſie den Bauern vor. Wir haben alle nicht gedacht, daß ſie ſo heftig ſein kann; denn ſie iſt ſonſt von Herzen gut und ſteckt uns manches zu, wovon der Mann nichts weiß. Aber heute! Na, ich danke ſchön! Wie einen dummen Jungen hat ſie ihn ausgeſchimpft.“

„Wofür denn?“

„I, der Deibel weiß! Daß er dir, Fedor, Geld gegeben und dabei gelogen hätte, auch daß er manchmal des Abends ſpät mit dem kleinen Einſpänner wegfährt. Wir haben dazu gelacht. Denkt euch, die Frau weiß wirklich nicht, wohin der Mann fährt!“

„Na, was weißt du denn davon?“ fuhr ihn Fedor an.

Der Knecht lachte laut auf: „Ich bin doch nicht von heute oder geſtern, ſondern ſchon zehn Jahre auf dem Hofe; da merkt man doch, was los iſt.“

„Dann reißt man nicht das Maul über die Herrſchaft auf und trägt es im ganzen Dorfe herum!“

„Was ich nicht erzähle, erzählt ein anderer. Im ganzen Dorfe klingert's ja ſchon, daß es heute bei uns Schacht gegeben hat.“

„Was ſagſt du? Der Samel hat ſeine Frau geſchlagen?“

„Na, gewiß. Das ſoll ja die Liebe auffriſchen.“

Fedor mußte ſich zuſammennehmen, um nicht vor Wut aufzuſchreien. Das Weib, das er wie ſeinen Augapfel gehütet und auf ſeinen Händen getragen hätte, das hatte der Bauer geprügelt. Er ſtand auf, bezahlte den Schnaps, den die Wirtin ihm eingegoſſen hatte, und ging hinaus. In ihm wogten und ſtürmten die Gedanken. Wie er die Stefka kannte, würde ſie ſich das nicht gefallen laſſen.

Und dann? Und dann?

Auf einem großen Umweg ging er nach Hauſe. Als er die Tür ſeiner Stube aufklinkte, ſtand eine Frauensperſon vor ihm; ſie hatte auf der Ofenbank geſeſſen und ſich bei ſeinem Eintritt erhoben. Ohne zu fragen, wußte er, wer es war. Sein Herz begann ihm vor Erregung zu klopfen, daß er es bis zum Halſe hinauf fühlte. Einen Augenblick ſtanden beide einander gegenüber. Dann griff Fedor in die Taſche nach den Streichhölzern und machte Licht.

Die Frau hatte ſich inzwiſchen auf einen Stuhl am Tiſche niedergelaſſen und das Geſicht in den Händen vergraben.

„Was willſt du hier, Stefka? Die Gäſte vom Begräbnis ſind ſchon weg.“

Im nächſten Augenblick tat es ihm leid, daß er ſie ſo angefahren hatte; denn das junge Weib ſchluchzte, daß ihr ganzer Körper bebte. Sanft ſtrich er ihr mit der Hand über die dicken Haarflechten.

„Ich weiß alles, Stefka. Euer Knecht hat es im Krug erzählt.“

Sie hob den Kopf und ſah ihn aus rotgeweinten Augen an: „Dann weißt du auch, weshalb ich hier bin.“

„Nein, das weiß ich nicht, und ich will es auch nicht wiſſen! Du gehörſt nach Hauſe zu deinem Mann!“

„Fedor!“

„Ja, das ſage ich dir, als dein einziger Verwandter.“

„Nein, ich bleibe nicht bei ihm. Weißt du denn nicht, daß er mich geſchlagen hat?“

„Aber du haſt angefangen mit Zanken, du haſt ihm ſo lange zugeſetzt, bis er wütend wurde.“

„Soll ich etwa dazu den Mund halten, daß er mich belügt und betrügt? Fedor, ich habe ja keinen anderen Menſchen, dem ich meine Not klagen kann, als dich!“

„Was kann ich dir helfen? Wie man ſich bettet, ſo ſchläft man.“

Seine Stimme ſtockte mehrmals, als er fortfuhr: „Ein anderer hätte dich nicht belogen und hätte dich nicht geſchlagen. Aber wenn eine arme Scharwerksmargell der Deuwel plagt, daß ſie den reichſten Bauern des Dorfes heiratet, dann muß ſie ſchon in den Kauf nehmen, was danach kommt.“

Die junge Frau war aufgeſtanden und hatte ſich mit der Hand die letzten Tränen weggewiſcht.

„Du haſt recht, Fedor! Was ich mir eingebrockt habe, muß ich ſelbſt auseſſen. Bloß eins muß ich dir ſagen: Ich habe den Mann geheiratet, den ich liebhatte. Das merke dir, damit du nicht auf falſche Gedanken kommſt. Gute Nacht!“

Ohne ihm die Hand zu reichen, war ſie aus der Tür gegangen. Wie ein dummer Junge, der eben Prügel bekommen hat, ſtand Fedor da. Er hätte ſich ſelbſt ohrfeigen mögen. Anſtatt der armen Frau, die in ihrer Not zu ihm gelaufen kam, Troſt zuzuſprechen, hatte er ſie ausgeſcholten. Aber welches Recht hatte er, ſich zwiſchen die Eheleute zu ſtecken?

Lange ſaß er auf dem Platze, wo eben noch die junge Frau geſeſſen hatte, und ſtarrte in die trübe Flamme der Lampe, die immer kleiner wurde und ſchließlich zuckend verloſch. Ein übelriechender Qualm füllte die Stube. Fedor ſtand auf und ſtieß die vom Alter erblindete Fenſterſcheibe auf. Der Mond ſchien draußen ſo klar am wolkenloſen Himmel. Schlafen konnte er doch nicht. Wenn er nun hinausging und ſich das Wipfelende der dicken Eller holte, die er neulich im Bruch umgelegt hatte? Zwei, drei Holzkorken würde das Stück noch abgeben. Schnell warf er ſeinen langſchößigen Wandrock ab und zog den kurzen Arbeitskittel an.

Langſam ſchritt er durch die dunkeln Tannen dahin. Ohne zu wiſſen weshalb, war eine ruhige, zufriedene Stimmung über ihn gekommen. Wenn er zu der Stefka geſagt hätte: Laß den Lorbas fahren und komm zu mir. Ich kann dich nicht am Sonntag mit dem Tafelwagen zur Kirche ſchicken, aber ich werde dich auch nicht prügeln. Wer weiß, was ſie darauf entgegnet hätte.

Ein paar Schritte weiter ärgerte er ſich ſchon über ſich ſelbſt, daß er ſolche Dummheiten dachte. Was wollte er denn? Dem Bauern ſein Weib abſpenſtig machen? Ein zweites Mal würde die Stefka nicht zu ihm kommen. Am beſten würde es ſein, wenn er all den dummen Gedanken ein Ende machte und ſich eine Frau nahm; er konnte doch nicht jahrelang mit dem alten Weibe wirtſchaften. Aber wen? In Gedanken ging er alle die jungen Mädchen durch, die für ihn in Betracht kamen.

Da war die Lowiſe Kroll. Die ſollte ſogar etwas Geld hinter ſich haben. Aber das böſe Maulwerk! Nein, das war nichts. Der würde er womöglich täglich das Leder auswalken müſſen, um ſie ſtill zu bekommen.

Die Trine Ditjurjeit? Zu alt und zu häßlich!

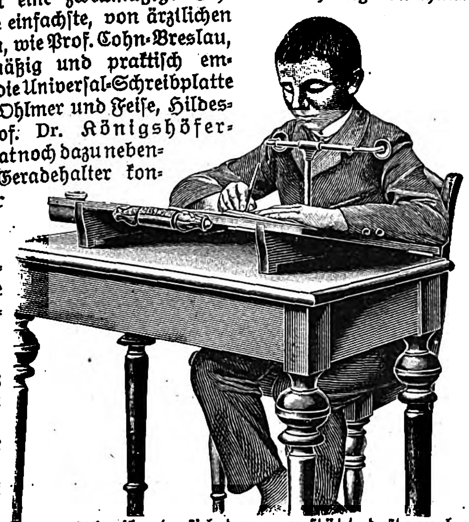
Die Marie Bobrowſka? Hübſch, jung, flott, manierlich. Aber, aber — ohne daß er es wußte, hatte er dieſe leichte Perſon mit einer wegwerfenden Handbewegung abgetan.

Er war ſo in ſeine Gedanken vertieft, daß er ordentlich erſchrak, als nicht weit von ihm ein Schuß fiel. Unmittelbar darauf fiel ein zweiter Schuß. Der erſte klang hell und ſcharf, der zweite wie ein Böller aus einem alten Einſpänner.

(Schluß folgt in nächſter Nummer.)

Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.

Techniſche Neuheiten.



Der Königshöferſche Geradehalter an der Univerſal-Schreibplatte. Zum bequemen Schreiben in gerader Körperhaltung iſt eine zweckmäßige Schreibvorrichtung durchaus nötig. Die einfachſte, von ärztlichen Autoritäten, wie Prof. Cohn-Breslau, als zweckmäßig und praktiſch empfohlen, iſt die Univerſal-Schreibplatte der Lehrer Ohlmer und Feiſe, Hildesheim. Prof. Dr. Königshöfer-Stuttgart hat noch dazu nebenſtehenden Geradehalter konſtruiert, der auch für Schwächliche u. Kurzſichtige die gerade Körperhaltung gewährleiſtet, ohne daß auf einen Körperteil ein läſtiger oder ſchädlicher Druck ausgeübt wird. Je mehr der Schreibende ſich dagegen ſtützt, deſto mehr wird der Bruſtkorb ausgedehnt. Zu beziehen von der Holzwarenfabrik Auguſt Feiſe in Hildesheim (Hannover).

Tontaubenwurfmaſchine, D. R.-G.-A. 202140 und 202141, von R. Weber, Haynau i. Schleſ. Dieſe neue Maſchine hat vor allen bisher bekannten Maſchinen den Vorzug, daß ſie ſtets gebrauchsfertig iſt und ihres leichten Gewichts wegen (12 kg) bequem transportiert werden kann. Die Maſchine iſt in einem Kreuzſtück, welches auf der Spitze eines eichenen Bockſtatives ſitzt, gelagert und nach allen Seiten drehbar. Das Stativ iſt mit einer Bodenplatte feſt verbunden, welche auch den Reitſitz für den Bedienungsmann trägt. Die Maſchine wird geliefert mit einem Hebel, welcher je einen Löffel für amerikaniſche und deutſche Tontauben hat. Es iſt alſo kein Auswechſeln des Hebels nötig, wenn eine andere Sorte Tauben geworfen werden ſoll. Das Spannen der Feder iſt leicht und ungefährlich. Man ſetzt ſich auf den Reitſitz, hält mit der linken Hand den Holzgriff feſt und zieht den Wurfhebel an der Handhabe ſo weit nach rechts herum, bis der an der Unterſeite des Wurfhebels befindliche Bolzen in die Naſe einklinkt. Die Auslöſung erfolgt, indem man auf den Abzugshebel drückt, wodurch der bisher durch eine kleine Spiralfeder nach oben gezogene Hebelarm nach unten gezogen wird. Der vordere Teil des Hebels mit der Naſe richtet ſich infolgedeſſen nach oben, wodurch der Bolzen des Wurfhebels ſeinen Stützpunkt verliert und die mit dem Wurfhebel verbundene geſpannte Feder in ihre alte Lage zurückſchnellt. Der Heftigkeit dieſer Bewegung muß der Wurfhebel folgen, und hierdurch werden die in den Haltern eingeſetzten Tontauben fortgeſchleudert. Die Flugbahn der Tauben kann jedesmal verſchieden geſtaltet werden durch Drehen der Maſchine im Drehpunkt. Das Einſetzen der Tontauben geſchieht wie bei allen bisher bekannten Maſchinen.

Die Firma **Tilit-Laboratorium, Leipzig** hat auf der Ausſtellung für Geſundheitspflege in Wiesbaden für ihre Präparate **(Tilit-Mundwaſſer)** die höchſte Auszeichnung **„Das Ehren-Diplom zum Ehrenkreuz und zur goldenen Medaille“** zuerkannt erhalten. (1338)

Nach jeder Mahlzeit

genügen fünf Tropfen „Ricqles Pfeffermünzgeiſt“ (Alcool de Menthe de Ricqlès), um ein ſofort fertiges, erfriſchendes und pikantes Getränk herzuſtellen, deſſen Koſten nur einen halben Pfennig betragen. Bewährter Haustrunk bei ſchlechter Verdauung, Magendrücken, Blähungen und Mattigkeit. Nur echt in Originalflacons mit dem Namen **de Ricqlès.** Erhältlich in Drogerien, Parfümerien und feineren Kolonialwarengeſchäften zu M. 1.25, 1.80 und M. 3.30. Näheres durch das Ricqles-Depot in Frankfurt a. M. (922)

Nicht nur an Qualität und Aroma ſteht Dr. Siegerts Angoſtura Bitters völlig unerreicht da, ſondern auch in ſeiner Eigenſchaft als Heilmittel gegen Magenbeſchwerden jeder Art.

ROSEN-Katalog über 1900 Sorten und Kulturanweisung
gratis u. franco bei **GEMEN u. BOURG** LUXEMBURG. G.
Pariser Weltausstellung 1900 ausser Wettbewerb. Jurymitglied.
Zur Probe versenden 20 Prachtrosen, niedr. veredelt Ia. Qual. u. sortenecht, franko jeder Post od. Bahnstat. für ℳ 6,50 od. 105 Stück Ia. holl. Blumenzwiebeln franko für ℳ 7,20.
(1219)

Stiefel-Blöcke

Ein notwendiges Werkzeug zur Instandhaltung des Schuhwerks. Man verwerfe verstellbare Strecker und verlange in Form und Grösse **richtig passende** Behrens'sche Blöcke mit obiger Schutzmarke. Zu haben in besseren Schuhgeschäften, wo nicht erhältlich liefere ich direkt.
Illustrierter Katalog kostenfrei.
C. Behrens, Alfelder Schuhleistenfabriken, **Alfeld** a. L. (Hannover).
(730a)

Anzeigen finden durch die ſeit 1843 allwöchentlich in Leipzig erſcheinende „Illuſtrirte Zeitung“ die weiteſte und wirkſamſte Verbreitung. Die Inſertionsgebühr beträgt für die einſpaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 25 ₰. Die Inſerate werden in der Rechtſchreibung der Buchdruckereien deutſcher Sprache geſetzt, ſofern nicht bei der Beſtellung ausdrücklich eine andere Schreibweiſe verlangt wird, und gelangen, wenn die Einſendung bis Donnerstag 12 Uhr erfolgt, in der Regel in der acht Tage darnach erſcheinenden Nummer zur Aufnahme. — Inſertionsbedingungen und Probenummern auf Wunſch. **Geſchäftsſtelle der Illuſtrirten Zeitung** (J. J. Weber) **in Leipzig.**

bewährteste Nahrung für gesunde und magendarmkranke Kinder.
Hufeke's Kindermehl.
Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an Verdauungsstörung.
(1081 a)

Geg. Eins. v. M. 30 versende inkl. Faß 50 Liter selbstgebauten weißen (456)
Rheinwein.
Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.
Zahlr. Anerkennung. treuer Kunden.
Probefäßchen von 25 Liter zu M. 15.—
desgl. Oberingelh. Rotwein M. 25.—

MOITRIER's METZER CONSERVEN.
Anerkannt bestes Fabrikat.
Gemüse, Früchte, Champignons, Trüffeln etc.
(246)

Jede Docke trägt diese Schutzmarke.
W^m. HOLLINS & Co. L^D. NOTTINGHAM
Hollins'
echt englisches
Vigogne Strickgarn,
für Hand- und Maschinenstrickerei,
sehr haltbar, angenehm und gesund, **läuft nicht ein!**
(100)

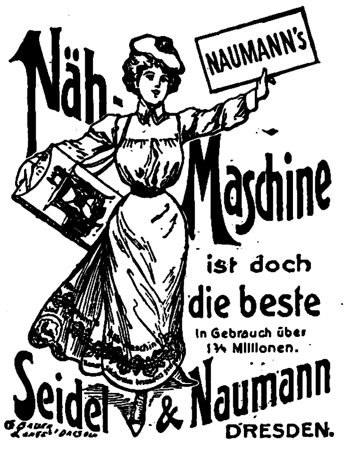
Eine Erfindung für das Haus.

Drahtloſe Telegraphie, gleichviel ob Marconis oder ein anderes Syſtem, hat in der letzten Zeit ſolche Rieſenfortſchritte gemacht, zu Waſſer ſowohl, wie zu Land, daß ſie ſchon eine ganz bedeutende Rolle in unſerem gewöhnlichen Alltagsleben ſpielt. Jedermann iſt heutzutage darüber unterrichtet, daß ſich Botſchaften über Tauſende von Meilen über den Ozean telegraphiſch ſenden laſſen ohne Benutzung der üblichen Kabel. Im menſchlichen Körper gibt es nun auch eine Art drahtloſer Telegraphie, die ſehr raſch meldet, wenn irgendwo ein krankhafter Zuſtand beſteht. Die Warnung beſteht in der Regel in einem Gefühl von Mattigkeit und Schwäche, und wenn dieſer Warnung nicht Gehör geſchenkt wird, kann ſich leicht eine gefährliche Krankheit entwickeln.

Sofort nach Empfang einer derartigen drahtloſen telegraphiſchen Warnung ſollte man ſich nach Hilfe umſehen, und dieſe findet man in Scotts Emulſion, die ſich nach 30jähriger Laufbahn in allen Teilen der Welt einer ſtets wachſenden Anzahl von Freunden und Gönnern erfreut. Sie liefert deutlich ſichtbare Erfolge in Fällen von Blutarmut, Bronchitis, Keuchhuſten, Engliſcher Krankheit, Skrofeln, Maſern und ähnlichen Leiden. Sie enthält als Hauptbeſtandteile die drei folgenden die Geſundheit kräftigenden Elemente: Medizinal-Lebertran und Kalk- und Natron-Hypophosphite.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glyzerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Öl je 2 Tropfen. (1303)



(1269)

Hewel & Veithen,
Kaiserl. Königl. Hoflieferanten,
Köln und Wien.
Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao u. Chocolade.
(223)

Teppiche
Prachtstücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M.
Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. etc.
billigst im **Spezialhaus** Berlin Oranienstr. **158.**
Katalog (600 Illstr.) grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**
(846)

Haidschnuckenfelle in unerreichter Güte, Schutzmarke „Eisbär“ p. Stück Mk. 4.— bis 7.50, auch Pelzwaren aus Haidschnuckenfellen sowie **Fleisch** u. **Honig** vers. wieder **W. Heino, Lünzmühle 22** b. Schneverdingen (Lüneburg. Heide). Ausführl. Prospekte gratis u. fr.

Kgl. Sächſ. Lotterie.

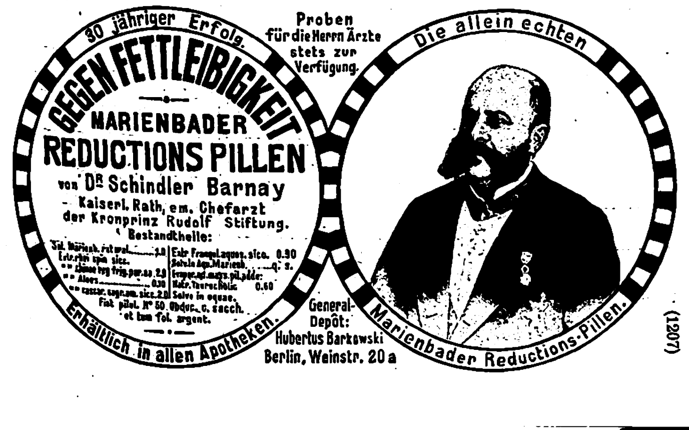
Zur 144. Lotterie, deren 5. und letzte **Ziehung vom 2.—23. Novbr. 1903** ſtattfindet, empfehle (1249)
1/1 1/2 1/5 1/10 Loſe mit
ℳ 250.55 125.55 50.55 25.55 Porto u. Liſte.
Ernſt Kunze,
Kollektion d. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie
Chemnitz, Sachſen, inn. Johannisſtr. 14.

Die praktischen Amerikaner

haben erkannt, daß Kakao das beste tägliche Getränk ist. In den letzten 6 Jahren wuchs der Verbrauch von Kakao in den „Vereinigten Staaten“ um 113%, und der Gesamtverbrauch erreicht schon jetzt fast den deutschen, trotzdem Deutschland die erste Stelle unter allen Kakao konsumierenden Ländern einnimmt. Hierzu hat die Reichardt-Compagnie das meiste beigetragen: sie gab den Hausfrauen die Möglichkeit, Kakaopulver bester Qualität frisch von der Fabrik zu Fabrikpreisen (140 bis 240 Pfg. das Pfund) zu beziehen.
Proben und Preisliste H umsonst.

Kakao-Compagnie Theodor Reichardt
Deutschlands größte Kakaofabrik, Hamburg-Wandsbek.

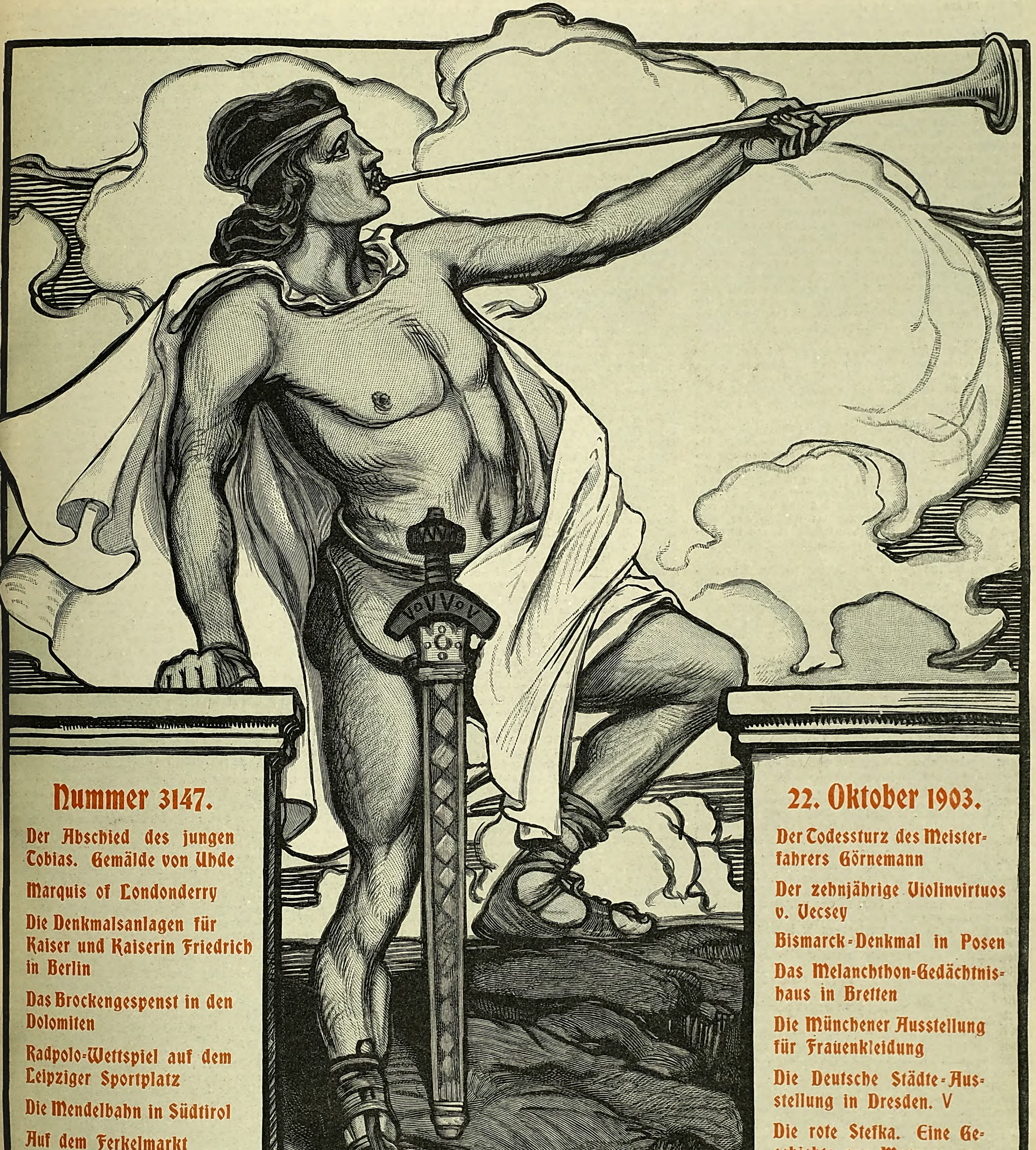
Versandabteilungen: BERLIN SW. Zimmerstr. 92-93, BRESLAU Junkernstr. 9-10, CASSEL Kölnischestr. 14, DANZIG St. Elisabeth-Wall 6, DRESDEN-A. Grunaerstr. 2, FRANKFURT a. M. Kaiser Wilhelm-Passage, HALLE a. S. Schillerstr. 57 und Gr. Ulrichstr. 4-5, HAMBURG Alsterdamm 38b, HANNOVER Gr. Packhofstr. 34, KÖLN Bismarckstr. 2 u. Glockengasse 1, KÖNIGSBERG i. Pr. bei Albert Bernhardt, Brodbänkenstr., LEIPZIG Johannisgasse 1-3, MÜNCHEN Theatinerstr. 45 (vom 1. Oktober 1903 ab Maffeistr. 1), NÜRNBERG Carolinenstr. 4, POSEN Wilhelmstr. 22, STETTIN am Berliner Tor 4. STUTTGART Königstr. 31a.
(1165)


30 jähriger Erfolg.
GEGEN FETTLEIBIGKEIT
MARIENBADER
REDUCTIONS PILLEN
von Dr. Schindler Barnay
Kaiserl. Rath, em. Chefarzt der Kronprinz Rudolf Stiftung.
Bestandtheile:
Erhältlich in allen Apotheken.
Proben für die Herrn Ärzte stets zur Verfügung.
General-Depôt: Hubertus Barkowski Berlin, Weinstr. 20 a
Die allein echten
Marienbader Reductions-Pillen.

(1207)

Illustrirte Zeitung

Begründet 1843.



Nummer 3147.

22. Oktober 1903.

Der Abschied des jungen Tobias. Gemälde von Uhde

Marquis of Londonderry

Die Denkmalsanlagen für Kaiser und Kaiserin Friedrich in Berlin

Das Brockengespenst in den Dolomiten

Radpolo-Wettspiel auf dem Leipziger Sportplatz

Die Mendelbahn in Südtirol

Auf dem Ferkelmarkt

Auf dem Lido bei Venedig

Das Schloß in Mannheim

Der Todessturz des Meisterfahrers Görnemann

Der zehnjährige Violinvirtuos v. Vecsey

Bismarck-Denkmal in Posen

Das Melanchthon-Gedächtnishaus in Bretten

Die Münchener Ausstellung für Frauenkleidung

Die Deutsche Städte-Ausstellung in Dresden. V

Die rote Stefka. Eine Geschichte aus Masuren von F. Skowronnek (Schluß)

Laubfall und Herbstfärbung

Verlag von J. J. Weber in Leipzig und Berlin.

Laubfall und Herbſtfärbung.

[Nachdruck verboten.]

Wenn der Herbſt ſeinen Einzug hält, vollzieht ſich in der Pflanzenwelt eine gewaltige Veränderung. Das ſommergrüne Laub verfärbt ſich, und der Herbſt verleiht den Blättern von Baum und Strauch eine Pracht, wie es weder Frühling noch Sommer vermocht hat. Wohin wir uns begeben, in den Garten, in die Parkanlagen, in die Waldbeſtände, überall begegnen wir den herrlichſten Farbentönen. Wie oft lieſt und hört man nicht von der Farbenpracht der tropiſchen Wälder! In Wirklichkeit kann dieſe ſich keineswegs mit der Farbenpracht meſſen, die bei uns in Deutſchland und anderen Ländern der gemäßigten Zone während des Herbſtes in der Pflanzenwelt, beſonders an den Bäumen und Sträuchern, ſich entfaltet. Welcher Reichtum von Farben entwickelt ſich dann: gelb, braun, rot, purpurn, ſcharlachrot, orange, violett, grün, ſilbern! Das Farbenſpiel wird um ſo mannigfaltiger, je zahlreicher die verſchiedenen Pflanzenarten ſind, die ſich auf einem engeren Raume geſellig zuſammengefunden haben. Da kann es tatſächlich vorkommen, daß gewiſſe Gegenden mit allen Farben des Regenbogens in der größten Abwechſlung geſchmückt erſcheinen.

Welch prächtiges Schauſpiel bieten dann unſere herrlichen deutſchen Wälder mit ihren hochragenden Rieſen von Buchen, Eichen, Ahornen, Birken, wilden Obſtbäumen, Eſchen, Vogelbeerbäumen, Silberpappeln, Kiefern, Fichten und Tannen ſowie mit ihrem Unterholz im Inneren und Strauchwerk am Saume: Berberitze, Spindelbaum, Wacholder, Kornelkirſche, Hartriegel, Stechpalme, Schlehdorn, Zwergweichſel, Weiden, Erlen, Brombeerſträucher, Heckenroſen uſw. In der wundervollſten Weiſe ſieht man hier die Farben verſchieden verteilt und abgetönt: „Die Kronen der Kiefern bläulichgrün, die ſchlanken Wipfel der Fichten ſchwarzgrün, das Laub der Ahorne und weißſtämmigen Birken hellgelb, die Eichen bräunlichgelb, die mit Buchen beſtockten breiten Waldſtreifen in allen Abſtufungen von Gelbrot bis Braunrot, die Kirſch- und Vogelbeerbäume, die Zwergweichſel und die Sträucher des Sauerdorns (Berberitze) ſcharlachrot, die Trauben- oder Ahlkirſchenbäume purpurn, der Hartriegel und der Spindelbaum violett, die Eſpen orange, die Silberpappel und die Silberweiden weiß und grau, die Erlen trübe braungrün.“

Ja, wahrlich: Der herbſtliche Wald iſt ſchön! Leider iſt er nur von kurzer Dauer; denn mit der herbſtlichen Verfärbung des Laubes geht der Laubfall Hand in Hand oder ſtellt ſich wenigſtens bald ein, und nach wenigen Wochen ſtehen die Bäume und Sträucher entblättert, und ihre Äſte und Zweige ſind völlig kahl.

Worin haben dieſe beiden Herbſterſcheinungen ihre Urſachen?

Vorab ſei bemerkt, daß weder das Verfärben noch das Abfallen des Laubes im Herbſt keineswegs ein Zeichen eingetretenen Siechtums iſt, wie vielfach angenommen wird; denn ſelbſt die allergeſündeſten Bäume und Sträucher ſind dieſen Erſcheinungen unterworfen. Erfroren iſt derartiges Laub auch nicht; denn ſolches ſieht ganz anders aus und wird durchweg auch nicht abgeworfen. Vielmehr handelt es ſich um eine regelmäßig wiederkehrende Naturnotwendigkeit, die den betreffenden Pflanzen vorzüglichen Schutz während des bald ſich einſtellenden Winterſchlafes gewährt.

In den Blättern ſpielen ſich überaus wichtige Lebensvorgänge ab, Vorgänge, die das Daſein der Pflanze bedingen. Die Blätter ſind mit chemiſchen Fabriken zu vergleichen. In den unzählig vielen kleinen Blattgrünkörperchen (Chlorophyllkörnern), die neben dem Protoplasma (dem Urbildungsſtoff oder dem Lebendigen) und dem Zellſaft in den zahlreichen Blattzellen auftreten und den Pflanzen die grüne Farbe verleihen, werden aus gewiſſen, nicht brennbaren Rohſtoffen, wie Waſſer, Nährſalzen (Kali-, Natron-, Kalkſalzen uſw.) und Kohlenſäure, organiſche oder brennbare Stoffe hergeſtellt, aus denen die Pflanze ſich aufbaut, und die ſie gleichzeitig beim Stoffwechſel verbraucht oder verbrennt oder, falls ſie nicht alle verbrauchen kann, in gewiſſen Organen für ſpätere Zeiten aufſpeichert. Bei dieſer Fabriktätigkeit ſpielt einerſeits das Sonnenlicht eine hervorragende Rolle dadurch, daß es die Betriebskraft bildet. Unter Einwirkung des Sonnenlichts wird nämlich in den Blattgrünkörperchen aus der der atmoſphäriſchen Luft entnommenen Kohlenſäure der Kohlenſtoff gewonnen, worauf dann die notwendigen Bau- und Brennſtoffe: Stärke, zuckerhaltige Stoffe, Fette, Eiweißſtoffe u. a. m., fabrikmäßig erzeugt werden.

Anderſeits ſpielt bei dieſem Betriebe das Waſſer eine bedeutſame Rolle. Es dient nicht nur zum Aufbau des Pflanzenleibes und zur Herſtellung der erwähnten Stoffe, ſondern es löſt auch die im Erdreich vorhandenen Nährſalze und befördert dieſe notwendigen Rohſtoffe in die Fabriken, d. h. in die Chlorophyllkörner der Blätter. Hierzu bedürfen die Pflanzen einer gewaltigen Waſſermenge, ſo z. B. eine vollbelaubte Eiche im Laufe des Sommers über 120 t. Das meiſte Waſſer wird von den Blättern durch gewiſſe Öffnungen in Dampfform wieder ausgeſchieden. Man nennt dieſen Vorgang Verdunſtung oder Tranſpiration. Ebenſo notwendig wie das Sonnenlicht, d. h. die Betriebskraft, für den regelmäßigen Betrieb in den Blattfabriken iſt, ſo auch die Tranſpiration. Fehlt dieſe, vielleicht weil ſich zu wenig Waſſer im Boden befindet oder wegen gewiſſer Umſtände nicht heraufgeſchafft werden kann, dann müſſen die Fabriken der Blätter ebenſowohl ihre Tätigkeit einſtellen, als wenn das Sonnenlicht fehlt, d. h. mit anderen Worten: Wenn die Pflanzen nicht genügend Sonnenlicht und Waſſer erhalten und nicht hinreichend tranſpirieren können, dann müſſen ſie abſterben.

Mit dem wichtigen Vorgange der Verdunſtung oder Tranſpiration ſteht nun der Laubfall im urſächlichen Zuſammenhang. Zur näheren Erklärung mögen folgende Ausführungen dienen. Wenn während langanhaltender Dürre im Sommer unſere Pflanzen im Garten, auf Feld und Flur nicht genügend Waſſer erhalten, verwelken ſie bekanntlich und ſterben ſchließlich ab. Der Grund iſt der, daß ſie infolge der Trockenheit übermäßig ſtark ausdunſten und nun, da der Boden nicht mehr Waſſer hat, nicht imſtande ſind, die Waſſerverluſte zu decken. Das Defizit wird von Tag zu Tag größer; es treten endlich Zahlungsſtockung und Einſtellung des Betriebs ein. Verſetzen wir uns nun in Gedanken in die tropiſchen und ſubtropiſchen Gegenden, wo auf eine längere Regenzeit eine oft ein halbes Jahr dauernde Trockenperiode folgt, in der zufolge der großen Hitze das Erdreich bis in die Tiefe ausdorrt. Würde nun ein Baum oder Strauch mit vollem Laube in die Trockenperiode eintreten, dann wäre das für ihn der ſichere Tod. Rückſichtslos ſaugt die heiße und waſſerbegierige Luft an der ausgebreiteten Blattfläche, die nun übermäßig viel Waſſer verdunſtet. In dem ausgedorrten Boden finden die Wurzeln aber keinen Tropfen als Erſatz für den gewaltigen Verluſt, und die unausbleibliche Folge iſt, daß der Baum in kurzer Friſt an Durſt ſtirbt. Um dieſem Elend zu entgehen, wirft er lieber vorher ſein Laub ab und rettet dadurch ſein Leben. So verlieren zum Beginn der Trockenperiode in der heißen Zone nicht nur viele Bäume und Sträucher, ſondern auch viele Krautgewächſe, namentlich Zwiebel- und Knollenpflanzen, ihre geſamte Laubmaſſe im Verlauf von wenigen Tagen, ſtehen mehrere Monate kahl und ſcheinbar leblos da und belauben ſich erſt wieder, wenn die kühlere Regenzeit eingetreten iſt und das ausgedorrte Erdreich wieder genügend Waſſer in ſich aufgenommen hat.

Genau dasſelbe Schickſal, das den Bäumen und Sträuchern in den tropiſchen und ſubtropiſchen Gegenden droht, wenn ſie vollbelaubt in die Trockenperiode eintreten, würde auch unſere Bäume und Sträucher treffen, wenn ſie im Winter ihr Laub behielten. Es iſt bekannt, daß Pflanzen mit großen, dünnen und lebhaft verdunſtenden Blättern, wie Bohnen, Melonen, Gurken, Tabak u. a. m., im Frühjahr oder im Herbſt verwelken, obgleich die Luft und das Erdreich genügend Feuchtigkeit enthalten. Der Grund dafür iſt ein anderer: der Boden, worin dieſe Pflanzen wachſen, wird nämlich nachts durch die ſinkende Temperatur erheblich abgekühlt, wenn auch nur auf einige Grad über Null. Die Pflanzen ſind lebende Weſen wie wir Menſchen, und wie unſere Lebenstätigkeiten ſtocken und ſchließlich ganz aufhören, ſobald die Blutwärme unter die Normalgrenze (37 Grad C) ſinkt, ſo ſtellen die Wurzeln ihre ſaugende Tätigkeit ein, wenn der Erdboden ſich ſtark abkühlt; es tritt alsdann in den Wurzeln eine gewiſſe Erſtarrung ein, die um ſo größer wird, je mehr die Bodentemperatur abnimmt. Die Wurzeln ſind nun nicht mehr imſtande, den Waſſerverluſt, den die Laubblätter durch die Verdunſtung erleiden, zu erſetzen; daher verwelken die Blätter, d. h. ſie verdurſten oder vertrocknen. Würden nun im Winter, da die Wurzeln zufolge des Froſtes ihre ſaugende Tätigkeit vollends einſtellen und auch nicht einen Tropfen Waſſer aufnehmen, die Bäume und Sträucher ihre grünen Blätter behalten, dann müßten ſie unfehlbar den Tod des Verdurſtens erleiden. Um dieſem traurigen Los zu entgehen, werfen ſie eben vor Eintritt der Kälteperiode rechtzeitig ihr Laub ab.

Freilich tritt der Laubfall im Herbſt nicht gleichmäßig an allen Bäumen und Sträuchern ein, ja nicht einmal an derſelben Art. Aus vorſtehenden Ausführungen läßt es ſich leicht erklären, daß Unterſchiede in der Beſchleunigung oder in der Verzögerung des Laubfalls bei denſelben Arten vorkommen. Es richtet ſich dies nach den verſchiedenen begünſtigenden oder hemmenden äußeren Einflüſſen, wie Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Standort, Bodenart uſw. So ſind in ſchattigen, feuchten Wald- und Wieſengründen die Bäume, Sträucher und Stauden noch vollbelaubt und grün, während auf den benachbarten ſonnigen Hügeln dieſelben Pflanzenarten längſt verfärbtes oder trockenes Laub aufweiſen, bzw. entblättert ſind.

Allerdings gibt es ſog. immergrüne Pflanzen, wie Buchsbaum, Efeu, Kronsbeere, Porſt, Stechpalme, die meiſten Nadelhölzer u. a. m., die auch im Winter ihr Laub behalten, ohne Schaden zu leiden. Sie haben ſich jedoch gegen die Gefahren des Ausdorrens durch die Luft, d. h. gegen das Verdurſten durch übermäßiges Verdunſten der Blätter, geſchützt, indem ſie ihre Blätter mit einer dicken, feſten und firnisartigen oder talgähnlichen Hülle überziehen, ſo daß dieſe wie Leder ſich anfühlen. Übrigens täuſcht man ſich, wenn man annimmt, daß bei den immergrünen Pflanzen kein Abwerfen der Blätter vorkomme. Jedes Organ kann nur bis zu einem beſtimmten Zeitpunkt ſeine Lebensaufgabe erfüllen und nutzt ſich endlich bis zur Unbrauchbarkeit ab wie eine Maſchine; ſo auch die Blätter der immergrünen Pflanzen. Daher findet bei dieſen ebenfalls ein Laubfall ſtatt, freilich ein ganz allmählicher, der ſich über das ganze Jahr erſtreckt und ſich dergeſtalt vollzieht, daß, während neue Blätter unter den fortwachſenden Gipfeln der Sproſſe entſtehen, die tiefer ſtehenden älteren desſelben Sproſſes welk und hinfällig werden, was man an Nadelhölzern, Kronsbeeren, Zwergmiſpeln und anderen immergrünen Pflanzenarten genugſam beobachten kann.

Wenn auch der Laubfall von der aufgehobenen Verdunſtung und in letzter Linie von dem Verſiegen jener Quellen, aus denen die verdunſtenden Blätter ihren Waſſerbedarf decken, bedingt wird, ſo iſt er noch aus einem anderen Grunde notwendig, nämlich um die betreffenden Bäume und Sträucher vor den tödlichen Gefahren des Winters zu bewahren. Unſere meiſten Bäume und Sträucher mit ihren großen Blattflächen würden nicht imſtande ſein, die Laſt des auf den ausgedehnten Flächen ſich anhäufenden Schnees zu tragen, ſondern gar bald darunter zuſammenbrechen. Solchen Verheerungen beugen die Bäume und Sträucher aber durch ein rechtzeitiges Abwerfen ihres Laubes vor.

Dann iſt noch ein dritter Grund vorhanden. Wie wir Menſchen und ebenfalls die Tiere in den Speiſen außer wirklich wertvollen Nährſtoffen zugleich unbrauchbare oder doch nicht verdauliche Stoffe in erheblicher Menge aufnehmen, ſo werden verſchiedene Erdſalze mit dem Bodenwaſſer in die Blätter geleitet, die aber von den Pflanzen oder vielmehr von den Blättern nicht verwertet werden können. Während nun Menſchen und Tiere die unbrauchbaren und unverdaulichen Stoffe auf dem Wege der Verdauung aus dem Körper entfernen können, fehlt der Pflanze hierzu jede Möglichkeit; ſie muß vielmehr den unnötigen Ballaſt in ſich behalten und in den weiten Zellen oder Fabrikräumen der Blätter aufſtapeln. Gleichzeitig findet dort die Anhäufung von anderen unbrauchbaren und überflüſſigen Stoffen ſtatt, nämlich von den durch den Stoffwechſel oder die Verbrennung im Pflanzenkörper entſtandenen Schlacken oder Verbrennungsreſten. Während die im menſchlichen und tieriſchen Körper durch den Stoffwechſel erzeugten Schlacken durch beſtimmte Organe (Nieren, Lungen, Haut) ausgeſchieden werden können, fehlen hierfür den Pflanzen derartige Werkzeuge, weshalb ſie genötigt ſind, auch dieſe überflüſſigen und läſtigen Stoffe in den Zell- oder Fabrikräumen der Blätter unterzubringen. Während des Sommers häuft ſich ſo in den Blättern die Menge von ſolchen unverdaulichen und unverbrennbaren Stoffen dermaßen an, daß den Protoplaſten oder Fabrikanten der Raum ſchließlich zu eng wird und dieſe ſich nicht mehr bewegen können. Es müßte demnach über kurz oder lang der Betrieb vollends aufhören. Damit würde dann auch die Ernährung und die Lebenserhaltung der Pflanzen unmöglich ſein. Da ſomit die Blätter für die weitere Lebensarbeit unbrauchbar geworden ſind, wirft die Pflanze ſie am Ende der Betriebsſaiſon ab, um zum Frühjahr ſie durch neue zu erſetzen, ſo wie man alte, unbrauchbar gewordene Fabriksräume niederreißt und neue, zweckentſprechendere aufführt.

Bevor jedoch die betreffenden Pflanzen ihr Laub abwerfen oder die unbrauchbar gewordenen Fabriken niederreißen, verfahren ſie äußerſt ökonomiſch, indem ſie die vielen Tauſende von unentbehrlichen Arbeitern und die wertvollen, zahlreichen Maſchinen der Fabrikräume, mit anderen Worten: die Protoplasmamaſſen mit den eingebetteten Chlorophyllkörnern der einzelnen Blattzellen ſowie auch die noch vorhandenen Reſtbeſtände von hergeſtellten Bau- und Brennſtoffen (Stärke und andere Kohlehydrate) aus den abzubrechenden Fabriken retten und in Sicherheit bringen. Zu dieſem Zweck werden die Eiweißſtoffe der Protoplaſten und die Stärkekörnchen nebſt ſonſtigen Kohlehydraten in einen flüſſigen Zuſtand verwandelt und in die Schutz gewährenden Vorratskammern im Inneren der Zweige, Äſte, Stämme und Wurzelſtöcke geleitet. Hier liegen dieſe wertvollen Stoffe den ganzen Winter über aufgeſpeichert, ohne irgendwie Schaden zu erleiden, bis ſie dann im folgenden Frühjahre zum Aufbau der jungen Zweige, Blätter und Blüten wieder verwendet werden ſollen.

Dieſe Umwandlung und Auswanderung der im Blattinneren vorhandenen wertvollen Stoffe ruft eine große Veränderung an den bisher grün geweſenen Blättern hervor. An dem Laub der ſog. immergrünen Bäume und Sträucher treten dieſe Veränderungen äußerlich nur wenig hervor; das einzige, was auffällt, iſt, daß die im Sommer lebhaft grünen Blätter zum Herbſt ein düſteres Grün zeigen oder einen Stich ins Braune oder Gelbe bekommen, was man an Efeuſtauden, Lebensbäumen, Zypreſſen, Eibenbäumen, Fichten uſw. beobachten kann. Weit reichhaltiger und augenfälliger geſtalten ſich die Änderungen, die ſich in und an den einjährigen Laubblättern vor Eintritt des Laubfalles vollziehen.

Am meiſten tritt uns die gelbe Färbung entgegen. Dieſe wird teils durch gelbe, glänzende Körnchen hervorgerufen, die als unbrauchbare, zurückgebliebene Reſte der umgewandelten und dann ausgewanderten Blattgrünkörperchen anzuſehen ſind, teils durch Kriſtalle aus oxalſaurem Kalk, die als Schlacken oder wertloſe Zerſetzungsprodukte bei der Fabrikation von Eiweißſtoffen aus ſalpeterſaurem und ſchwefelſaurem Kalk in den Blattzellen entſtanden und nun zurückgeblieben ſind.

Die gelbe Farbe und auch die übrigen Farben der verſchiedenſten Arten beruhen einzig und allein auf der chemiſchen Umwandlung und der Auswanderung der wertvollen Stoffe der lebenden Blattzellen. Bei dieſer Gelegenheit entſtehen nämlich in den verſchiedenen Arten unſerer Bäume, Sträucher und Stauden verſchiedene Hilfsſtoffe, verſchiedene Förderungsmittel und verſchiedene Schutzmittel. Die Stärkekörner werden mittels der ſog. Diaſtaſe in eine zuckerhaltige Flüſſigkeit umgewandelt, die nun leicht weitergeleitet werden kann; zur Verflüſſigung der Eiweißkörper dient ein Stoff, der Pepſin heißt. Da nun allzu ſtarkes Licht die Diaſtaſe bei der Arbeit hindern und die verflüſſigten Stoffe auf ihren Transportwegen zerſtören würde, wird in ſehr vielen Pflanzen ein Farbſtoff erzeugt, der die zarten Gebilde wie ein Vorhang vor den vernichtenden, grellen Sonnenſtrahlen ſchützt. Dieſer Stoff heißt Anthokyan und bildet ſich im Zellſaft der Blätter aus, wo gewöhnlich ſich auch gewiſſe Säuren im Herbſte als Hilfsſtoffe entwickeln. Sobald das Anthokyan mit dergleichen Säuren in Berührung kommt, färbt es ſich rot in allen möglichen Tönen, je nach der Menge und Art der Säuren, wie wir dies an manchen Eichen, Kirſchbäumen, Birnbäumen, dem echten und dem wilden Wein, dem Perückenbaum, dem Holunderſtrauch und vielen anderen Holzgewächſen wahrnehmen. Kommen neben dem angeſäuerten roten Anthokyan recht viele gelbe Körnchen vor, dann erhält das betreffende Laub eine orange Farbe. Treten die Säuren nur in geringen Mengen auf, dann erſcheint jener Farbſtoff violett, blau dagegen, wenn die Säuren gänzlich fehlen. In vielen Fällen ſind die in Frage kommenden Hilfsſtoffe farblos und machen ſich dann nicht bemerkbar. Dann ſieht man nur, daß die Blätter auf Grund der Zerſetzung der Blattgrünkörperchen ihr friſches Grün verlieren, und daß an Stelle der grünen Farbe ein gelber Farbenton zum Vorſchein kommt, der durch die eben erwähnten gelben Körnchen und Kriſtalle bedingt wird. In vielen Blättern kommen jedoch dieſe gelben Körnchen in ſo geringen Mengen vor, daß auch der gelbe Farbenton kaum hervortritt. Solches Laub erſcheint ſchmutzig-gelblichweiß, vertrocknet gar bald und wird dann braun bis ſchwarz, wie man dies an Kaſtanienblättern wahrnehmen kann.

Wie ſchon erwähnt, dient die rote Farbe, aber auch die gelbe und die orange als Schutzmittel gegen die zerſetzenden Sonnenſtrahlen; anderſeits aber erfüllen dieſe Farben auch den Zweck, die Lichtſtrahlen im Inneren der Blätter in Wärmeſtrahlen umzuwandeln, um ſo bei der Abnahme der Temperatur die Protoplaſten in den Blättern zur vollen Tätigkeit anzuregen. Aus dieſen Gründen ſind die roten, orangen und gelben Farbentöne bei der herbſtlichen Verfärbung am meiſten vertreten.

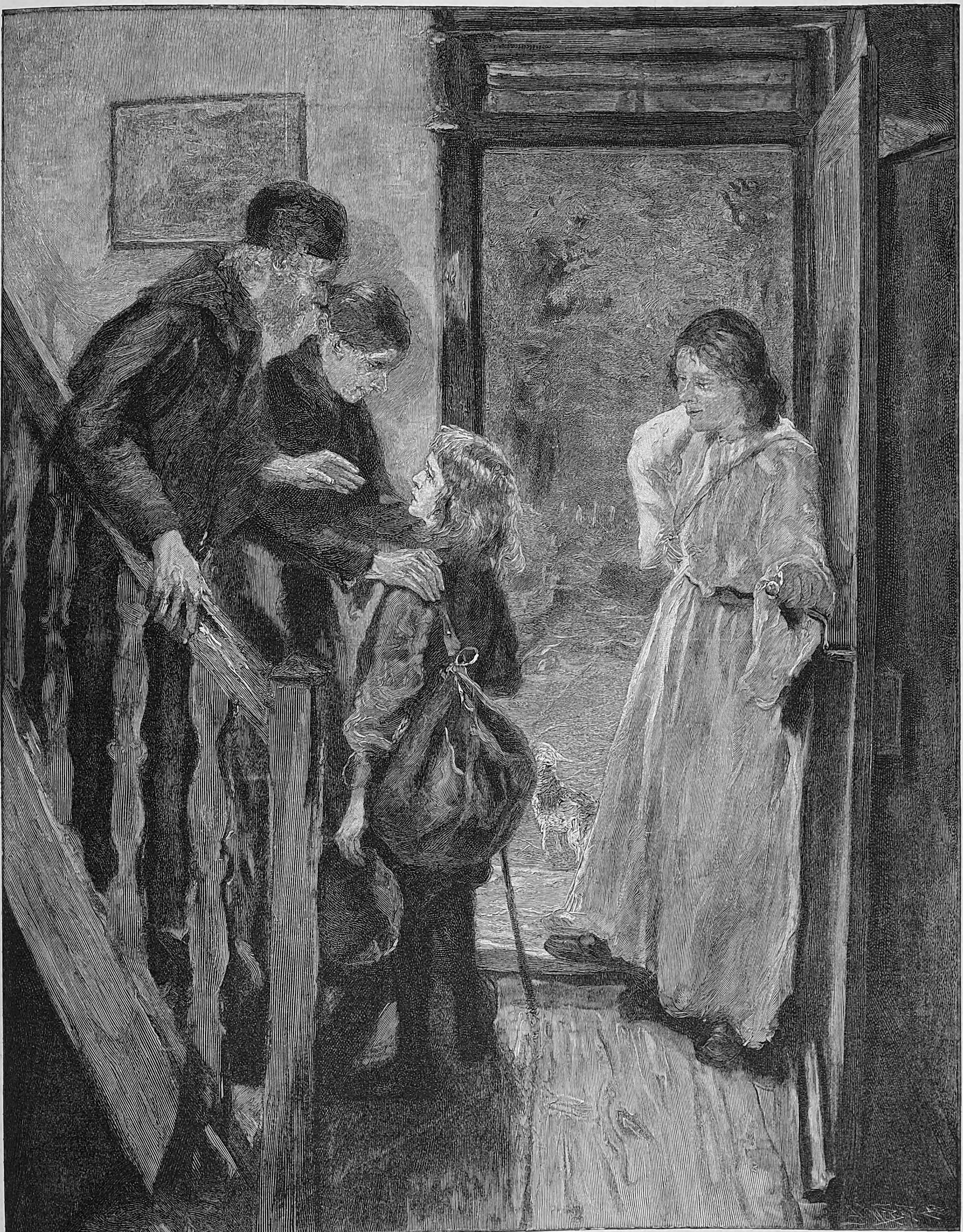
Sind die wertvollen Stoffe der Blätter in der beſchriebenen Weiſe endgültig in Sicherheit gebracht worden, dann beſitzen die Blätter nichts mehr, was für den Baum Bedeutung hat. Jetzt bleibt nur noch die einzige Arbeit übrig, das völlig unbrauchbar gewordene Laub von den Zweigen abzulöſen, und zwar ſo, daß dabei keine Wunde entſteht. Die weitverbreitete Meinung, der herbſtliche Laubfall werde durch den Froſt veranlaßt, iſt irrig; denn einerſeits werfen verſchiedene Bäume (Kirſchbäume, Kaſtanien, Linden, Ahorne uſw.) ihr Laub ſchon zu einer Zeit ab, da noch lange keine Fröſte eintreten, während anderſeits an gewiſſen Pflanzen der Laubfall nicht ſofort eintritt, wenn auch bereits früher die Temperatur erheblich unter Null hinuntergeht. Im übrigen ſitzen die Blattſtiele ſo feſt, daß es dem Froſt oder dem Wind oder anderen Gewalten ſehr ſchwer wird, das feſte und zähe Gewebe an der Befeſtigungsſtelle zu zerreißen, und hierbei würden immer bedeutende Rißwunden entſtehen, während an den Blattſtielen des im Herbſt abgeworfenen Laubes nur glatte Flächen vorkommen, und zwar ſind ſie ſo glatt, als ob die Trennung mit Hilfe eines ſcharfen Raſiermeſſers erfolgt ſei. Es bildet ſich nämlich am Grunde der Blattſtiele, ſobald die Einſchränkung der Verdunſtung beginnt, nach und nach eine aus leeren Korkzellen beſtehende Trennungsſchicht, die ſich durch wulſtartige Form und hellere Färbung kennzeichnet. Hat die Trennungsſchicht die genügende Dicke erreicht, dann lockert ſich die korkige Maſſe durch eindringende organiſche Säuren, und es entſtehen auf dieſe Weiſe eigentlich zwei voneinander ſcharf abgegrenzte Gewebeſchichten, die nur loſe zuſammenhängen, ſo daß ein leichter Windſtoß oder das eigene Gewicht des Blattes die völlige Ablöſung zu bewerkſtelligen vermag. Natürlich kann der Laubfall durch Froſt und andere äußere Einflüſſe beſchleunigt werden.

Zum Schluß ſei bemerkt, daß das abgeworfene Laub keineswegs nutzlos verloren geht; vielmehr liefert es bei ſeiner Verweſung einige derjenigen Rohſtoffe, die die Pflanzen bei ihrer nächſtjährigen Fabriktätigkeit beanſpruchen.

Eckernförde. **J. P. Filskow.**

Illuſtrirte Zeitung

Nr. 3147. 121. Bd. Leipzig und Berlin. 22. Oktober 1903.



Der Abſchied des jungen Tobias. Nach einem Gemälde von Fritz v. Uhde.

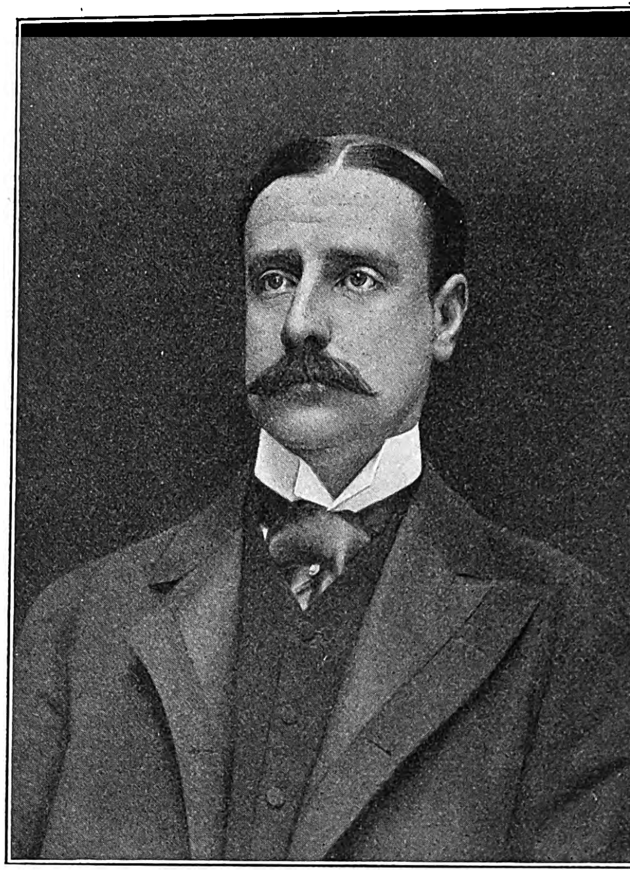
DO LIBRARIES
BOULDER

Die Schutzzollbewegung in England und das britiſche Kabinett.

Im Vaterlande Cobdens, wo ſeit einem halben Jahrhundert der unbedingte Freihandel als das Grundprinzip aller ſtaatsökonomiſchen Weisheit galt, iſt ſeit kurzem eine Bewegung zugunſten der Einführung des Schutzzolls mit einer Heftigkeit ausgebrochen, daß es im Augenblick faſt den Anſchein hat, als ob das bisherige handelswiſſenſchaftliche Syſtem ganz und gar auf den Kopf geſtellt werden ſoll. Kein anderer als der mächtigſte britiſche Staatsmann unſerer Zeit, Chamberlain, hat ſich an die Spitze der neuen Bewegung geſtellt und befürwortet ſie mit der ihm eigenen Begeiſterung, Zähigkeit und Überredungsgabe. „Die britiſchen Kolonien ſollen uns mit ihren Produkten verſehen", heißt es da, „mit Nahrungsmitteln und Rohprodukten, und ſie ſollen dafür unſeren Fabrikaten freie Einfuhr gewähren." Denn bis heute ſtehen die Kolonien wie in jeder anderen ſo auch in fiskaliſcher Beziehung völlig unabhängig da und ſind ſowohl untereinander und gegen das Mutterland als auch gegen das Ausland durch eigene Zollverträge abgeſchloſſen. Sie ſollen nun nach den neuen Ideen mit England zuſammen einen großen Zollverein bilden, der ſie mehr von anderen Ländern abſchließen, der aber eine „um ſo ſtärkere nationale Einigung herbeiführen und ein Reich ſchaffen wird, wie die Welt nie eins geſehen hat".

Wer könnte es leugnen, daß ſolche Beſtrebungen auf den erſten Blick für ein engliſches Gemüt viel Verlockendes in ſich ſchließen? Indes ſobald wir ſie etwas genauer ins Auge faſſen, machen ſich doch auch ſofort gar erhebliche Schwierigkeiten geltend. Der britiſche Handel mit dem Ausland beträgt gegenwärtig 520 Mill. Pfd. St., der mit den Kolonien aber nur 183 Mill. Merkwürdigerweiſe hat der erſtere ſeit Jahren ſtärker zugenommen als der letztere. Soll nun John Bull — ſo ſagen die Gegner Chamberlains — den weit beträchtlicheren Handel mit dem Auslande ſeinen Kolonien zuliebe gefährden? Wird der Schutzzoll inſonderheit durch die dabei unausbleibliche Verteuerung des ganzen Lebens die Konkurrenz mit anderen Ländern, die ohnehin meiſtens ſchon viel billiger arbeiten, auf dem Weltmarkt nicht weſentlich erſchweren? Wohl hieß es anfangs, auf die notwendigen Nahrungsmittel ſoll kein Zoll gelegt werden, und der Premierminiſter, der leitende Staatsmann, der ſich ſo hübſch von Chamberlain leiten läßt, gab, wenn er überhaupt eine Meinung hat, dieſe in ſolchem Sinne auch noch gar nicht bekannt. Aber was nützt Kanada ein Schutzzoll, wenn es für die Einfuhr ſeines Weizens nach England keinen Vorzug bekommt? Und erlangt es einen ſolchen vor den Vereinigten Staaten, die doch ſeine beſte Kundſchaft ausmachen, ſo werden dieſe wieder unverzüglich Repreſſalien ausüben. Was nützt Auſtralien ein Schutzzoll, wenn es nicht eine Begünſtigung der Einfuhr ſeines eingefrorenen Fleiſches nach England erhält? Wohlan denn, ſagt Chamberlain, wir müſſen die vom Ausland eingeführten Nahrungsmittel mit Zoll belegen. Dagegen lehnen ſich nun die Arbeiterklaſſen und manch andere Elemente in England ſelbſt auf, die Chamberlain bislang noch vergeblich zu überzeugen verſucht, daß, wenn auch wirklich eine Verteuerung der Lebensmittel und des Lebens überhaupt eintritt, alle Klaſſen auch um ſo beſſer verdienen und dafür den hier und da vielleicht erhöhten Ausgaben um ſo eher gewachſen ſein werden. Das hat er allerdings noch nicht bewieſen, und es wird von anderer Seite aufs heftigſte beſtritten. Aber auch die Kolonien ſind ſich noch nicht recht einig darüber, ob die neue Ordnung der Dinge ihnen zum Vorteil gereichen würde, und ob ſie nicht lieber fortfahren, ihre eigene Induſtrie auch gegen England zu ſchützen und anderſeits wiederum auf dem billigſten Markte, und ſei es auch im Ausland, einzukaufen. So erregen die Chamberlainſchen Projekte neben der größten Begeiſterung auch den heftigſten Widerſpruch, und das Streben nach gekräftigter Einheit der Geſamtnation hat zunächſt überall nur den größten Zwieſpalt hervorgerufen.

Nirgends iſt dies aber ſtärker zutage getreten als gerade in dem Kabinett, dem Chamberlain ſelbſt bisher angehört hat. Es war, wie die ganze Unioniſtiſche Partei, völlig geſpalten und iſt jetzt nur aufs notdürftigſte wieder zuſammengeflickt. Chamberlains eigener Austritt aus dem Kabinett kann indes nur als ein meiſterhafter diplomatiſcher Zug bezeichnet werden. Denn einmal wird dieſe Handlungsweiſe als ein neuer Beweis der Opferwilligkeit des großen Mannes hingeſtellt, „der immer nur ſeiner Überzeugung lebt"; anderſeits aber hat er die Sache ſo zu handhaben gewußt, daß nicht nur die ihm entgegenſtehenden Elemente, wie Ritchie, Hamilton u. a., gleichfalls ausſchieden, ſondern auch das bisher von ihm bekleidete Kolonialamt mit dem ganz unbedeutenden, aber ihm um ſo mehr ergebenen Lyttelton, das für den gegenwärtigen Feldzug aber noch wichtigere Amt des Schatzkanzlers mit ſeinem eigenen Sohn beſetzt worden iſt. Dazu iſt der „Puppenpremier", wenn er ſich formell auch noch in einem gewiſſen Gegenſatz zu Chamberlain befindet — indem er ſich noch ſcheut, für einen Zoll auf Nahrungsmittel offen ſich auszuſprechen — im Grunde genommen nach wie vor deſſen gefügiges Werkzeug. Es laufen alſo mehr als je alle wichtigen Fäden des Kabinetts tatſächlich in Chamberlains Hand zuſammen, während er ſelbſt doch zugleich außerhalb desſelben ſteht und ſich ſo die uneingeſchränkteſte Freiheit gewahrt hat, für ſeine Beſtrebungen Propaganda zu machen.



Marquis of Londonderry,
der neue Präſident des Geheimen Staatsrats von England.
Nach einer Photographie von Ruſſell and Sons in London.

Eine recht unangenehme Überraſchung für ihn wie auch für Balfour war es allerdings, daß wenige Tage nach dem Rücktritt Ritchies und Hamiltons auch der hoch angeſehene Herzog von Devonſhire, der das Amt des Präſidenten des Geheimen Staatsrats bekleidete, ihrem Beiſpiel folgte, und der an ihn gerichtete Brief des Premierminiſters läßt deſſen Unmut darüber deutlich genug erkennen. Denn es war bei der augenblicklichen Lage der Dinge nicht ſo leicht, für dieſen würdevollen Poſten einen Nachfolger zu finden. Es hat ja auch lange genug gewährt, bis nun endlich die Wahl auf den Marquis of Londonderry gefallen iſt, der, nach Anſicht mancher Leute wenigſtens, auch alle für ein ſo hohes Amt erforderlichen Eigenſchaften beſitzt. Er iſt das Haupt einer alten, höchſt reſpektabeln Familie, ein ſehr reicher Land- und Minenbeſitzer ſowie ein Anhänger Chamberlains, und niemand könnte ihm nachſagen, daß ſeine Geſinnungen nicht durch und durch konſervativ wären. Sollten aber einmal noch andere Eigenſchaften erforderlich werden, dann iſt ja Chamberlain noch da, auf den nun einmal alle Hoffnungen ſeiner Anhänger konzentriert ſind.

Er iſt alſo nicht gerade von Kapazitäten umgeben, während die hervorragenderen Perſönlichkeiten des Landes faſt alle auf der entgegengeſetzten Seite ſtehen. Nicht nur die über die vorliegende Frage einmal geeinigte Liberale Partei mitſamt Lord Roſebery, der nun auch endlich Farbe bekannt hat, ſondern ebenſo auf unioniſtiſcher Seite haben ſich außer den ſchon genannten Männern, die bereits aus dem Kabinett ausgetreten ſind, vor allem die noch lebenden Staatsmänner, die einmal als Kanzler des Schatzamtes fungiert und über fiskaliſche Dinge doch auch wohl ein Urteil haben, Lord Goſchen, Hicks-Beach und ſelbſtverſtändlich der liberale Harcourt, gegen die geplanten Neuerungen ausgeſprochen — unzweideutig genug, das iſt wahr, aber doch nicht mit jener außerordentlichen Begeiſterung, mit der Chamberlain ſeine Sache verficht und dadurch die Maſſen mit ſich fortreißt. Seine Gegner haben noch nicht einmal Schritte getan, eine Vereinigung jener Elemente anzubahnen, die bei den bislang beſtehenden politiſchen Parteien allerdings verſchiedenen Heerlagern angehören, angeſichts der alle Parteiunterſchiede aber über den Haufen werfenden einen großen Tagesfrage längſt ſich vereinigt haben ſollten. Es verlautet allerdings, daß ſolche Schritte nunmehr in aller Form ins Werk geſetzt werden ſollen. Indes, wenn das nun auch ohne weiteren Verzug geſchieht, ſo haben Chamberlain und ſein Anhang in der taktiſchen Einleitung dieſes Feldzuges doch jedenfalls einen weſentlichen Vorſprung. Wir mögen von ihm halten, was wir wollen, ein Mann, der eine Nation eigentlich wider ihren Willen in einen großen Krieg verwickeln und ſie veranlaſſen konnte, jahrelang dabei zu verharren, der eine ungewöhnlich ſtarke politiſche Partei plötzlich von Grund aus ſpalten und einen großen Teil des Volkes für eine beinahe ganz neue Idee begeiſtern konnte, er mag immer noch mehr gefährlich ſein als wirklich groß; aber daß er eine gewaltige Überredungskraft beſitzt, einen vorzüglichen Führer des Volkes, ſei es zum Heil oder zum Unheil, abgibt, das kann man jedenfalls nicht in Abrede ſtellen. Er hat auch den bei weitem größten Teil der Preſſe für ſich gewonnen. Vielleicht mit Ausnahme des „Standard" ſtehen alle die großen unioniſtiſchen Organe der Reichshauptſtadt unbedingt auf ſeiner Seite, und die paar liberalen Zeitungen ſind von wenig Belang. Wie die Dinge nun einmal ſtehen, können die allgemeinen Wahlen nicht lange mehr hinausgeſchoben werden, bei denen es dann nicht heißen wird: Hie liberal, hie konſervativ oder unioniſtiſch, ſondern wo der Kampf ſich nur noch um Freihandel oder Schutzzoll drehen kann. Und wenn die Chamberlainſche Bewegung noch ähnliche Fortſchritte macht, wie ſie in den letzten paar Wochen zu verzeichnen gehabt, ſo wird ſicherlich der Schutzzoll den Sieg davontragen.

London.

Wilh. F. Brand.

Wochenſchau.

Reichsfinanzreform. — Unter dem Vorſitz des Reichskanzlers Grafen v. Bülow ſind am 19. Oktober die Finanzminiſter der deutſchen Bundesſtaaten in Berlin zu einer Konferenz zuſammengetreten, um über die Reichsfinanzreform, die Geſtaltung des Reichshaushaltsetats 1904/05, die Beſeitigung des Defizits im Etat und über andere finanzielle Fragen zu beraten.

Reform des ſächſiſchen Landtagswahlrechts. — Über die Verhandlungen und Vorſchläge der vom Miniſterium einberufenen Konferenz von Vertrauensmännern zur Beratung der Reform des ſächſiſchen Landtagswahlrechts wurde im allgemeinen ſtrenges Stillſchweigen beobachtet, eine Maßregel, die von allen Seiten ziemlich ſcharf verurteilt wurde. Wie nachträglich bekannt wird, ſollen nach dem neuen Entwurf der Regierung 96 Abgeordnete für die zweite Kammer gewählt werden, davon 48 nach demſelben Dreiklaſſenwahlſyſtem, das den Leipziger Stadtverordnetenwahlen zugrunde liegt, und 48 nach einem neuen Standeswahlrecht. Für die Dreiklaſſenwahl ſollen 16 Wahlkreiſe gebildet werden, und in jedem dieſer Wahlkreiſe hätte jede Klaſſe in direkter geheimer Wahl ihren Abgeordneten zu wählen. Von den 48 ſtändiſchen Abgeordneten ſollen 12 den Handels-, 12 den Gewerbekammern und 24 der Landwirtſchaft zufallen. Bisher beſtand die zweite Kammer aus 72 Abgeordneten, von denen im Wege der indirekten Wahlen 37 auf die Städte und 45 auf das platte Land entfielen. Die erſte Kammer ſoll von der Reform wieder ebenſo unberührt bleiben wie im Jahre 1896.

Das italieniſche Königspaar in Paris. — Am 14. Oktober ſind König Viktor Emanuel III. und Königin Helene von Italien in Paris eingetroffen und von dem Präſidenten Loubet und deſſen Gemahlin am Bahnhofe begrüßt worden. Dieſes Zeremoniell iſt für das republikaniſche Paris inſofern neu, als die Gattin des Präſidenten bisher die Honneurs als Dame des Hauſes im Elyſée zu machen pflegte, während ſie jetzt auch öffentlich die Repräſentation im gleichen Range mit den Gemahlinnen gekrönter Häupter übernimmt. Der Empfang erfolgte unter dem Jubel der freudig erregten Bevölkerung durch feſtlich geſchmückte Straßen nach dem Miniſterium des Äußeren, wo die königlichen Gäſte Wohnung nahmen. Durch einen ſehr warmen Ton zeichneten ſich die Trinkſprüche aus, die an dieſem Tage bei dem erſten Feſtmahl im Elyſée gewechſelt wurden. Präſident Loubet betonte, daß Frankreich in dieſem Beſuche „eine glänzende Kundgebung des regen Einvernehmens ſehe, das zwiſchen den Regierungen Frankreichs und Italiens hergeſtellt ſei und in gleicher Weiſe den Gefühlen und Intereſſen des italieniſchen wie des franzöſiſchen Volkes entſpreche". In der Gewißheit, daß beide Länder hinfort mit gegenſeitigem Vertrauen und mit demſelben guten Willen ihre nationale Aufgabe verfolgen könnten, begrüßte er in verbindlichſter Form das Königspaar. Der König dankte für den enthuſiaſtiſchen Empfang und verſicherte, daß auch er darin mehr erblicke als eine einfache Kundgebung der Höflichkeit; mit Recht ſehe Frankreich ſeine Anweſenheit in Paris an als ein natürliches Ergebnis des zwiſchen den beiden Ländern „glücklich vollendeten Werkes der Annäherung". Die Intereſſen Italiens ſeien mit allen Kräften auf die Erhaltung des Friedens gerichtet, und ſeine Stellung in Europa — ein deutlicher Hinweis auf den Dreibund — ſetze es in die Lage, durch ſeine Haltung zur Verwirklichung dieſes Zieles in hohem Grade beizutragen. Er wiſſe genau, daß dieſe ſeine Gefühle von Frankreich und deſſen Regierung geteilt würden, und ſchätze ſich daher doppelt glücklich über den herzlichen Empfang. Der 15. Oktober galt dem Beſuch von Verſailles; am 16. wurden die Münze, der Invalidendom und das Stadthaus beſucht, wo beide Majeſtäten ihre Namen in das Goldene Buch der Stadt Paris eintrugen. An dieſem Tage wurde das Frühſtück in der italieniſchen Botſchaft, das Diner bei dem Miniſter des Auswärtigen Delcaſſé eingenommen. Der nächſtfolgende Tag führte den König und den Präſidenten zur Jagd nach Rambouillet, während die Königin bei Frau Loubet im Elyſée frühſtückte. Eine beſonders feſtliche Veranſtaltung brachte der 18. Oktober: eine Truppenſchau bei Vincennes. Während Loubet und das diplomatiſche Korps von der Tribüne aus dem militäriſchen Schauſpiel zuſahen, ſtieg König Viktor Emanuel zu Pferde; die Königin und Frau Loubet blieben in dem Wagen. In Begleitung des Kriegsminiſters Generals André ritt der König die Fronten ab. Den Schluß der Parade bildete eine von der geſamten Kavallerie gerittene Attacke. Bei der Frühſtückstafel im Elyſée, die ſich der Parade anſchloß, wurden noch einmal Trinkſprüche gewechſelt; ſie trugen einen faſt herzlichen Charakter. Nach 3 Uhr trat das Königspaar die Heimreiſe an. Der König zeigte ſich vor dem Abſchied ſehr freigebig und ſpendete 50 000 Frs. für die Armen von Paris und 30 000 Frs. für bedürftige Italiener daſelbſt. Auf Einladung des Königs ſagte Loubet ſeinen Beſuch in Rom zu.

König Leopold von Belgien in Wien. — Ein ſehr ſeltener Beſuch iſt in der Wiener Hofburg eingetroffen, die er nahezu zwanzig Jahre gemieden hat: der König der Belgier, Leopold II. Nachdem längere Verhandlungen gepflogen worden waren zwiſchen dem König und dem Kaiſerlichen Hausminiſterium in Wien, deren Ergebnis ſein ſoll, daß der König bereit iſt, ſich mit ſeiner Tochter Stephanie, der früheren Kronprinzeſſin Rudolf, jetzigen Gräfin Lónyay, auszuſöhnen und ihr den ihr zukommenden Anteil an der Erbſchaft ihrer Mutter zukommen zu laſſen ſowie für ſeine Tochter Luiſe, die Gemahlin des Prinzen Philipp von Koburg, zwei Millionen Gulden Schulden zu bezahlen, begab ſich König Leopold II. am 14. Oktober nach Paris, erhielt dort vom Präſidenten Loubet die Zuſage eines Beſuches in Brüſſel, tauſchte in aller Eile mit dem König Viktor Emanuel III. kurze Beſuche aus und trat am 15. abends die Reiſe nach Wien an. Bis St. Pölten ſchickte ihm Kaiſer Franz Joſeph einen Hofzug entgegen. Das im Hotel Pittner daſelbſt für den König beſtellte Quartier wurde wieder abgeſagt, und die für dort in

Ausſicht genommene Begegnung mit ſeiner Tochter Stephanie ſollte in Wien ſtattfinden, unterblieb aber wegen deren Erkrankung in Luzern. Am 17. traf der König in Wien ein und wurde auf dem Bahnhof vom Kaiſer empfangen. Bei der Galatafel begrüßten die Herrſcher einander mit Trinkſprüchen, die bei aller Herzlichkeit eine gewiſſe Beklommenheit verraten. Kein Wunder, wenn man daran denkt, was ſich alles ereignet hat, ſeitdem Prinzeſſin Stephanie 1881 ihren Einzug in Wien hielt. Am Abend reiſte der König wieder ab.

Die Kriſis in Ungarn. — Am 16. Oktober hat Kaiſer Franz Joſeph die Grafen Andráſſy und Tisza ſowie den früheren ungariſchen Finanzminiſter Lukács in längeren Audienzen empfangen. Letzterer kehrte am Abend nach Budapeſt zurück, um als Vertrauensmann des Monarchen die Gegenſätze in der Militärfrage auszugleichen, die einerſeits im Schoße der Neunerkommiſſion der Liberalen Partei zwiſchen den Altliberalen und der Apponyi-Gruppe, anderſeits zwiſchen dem Programm der Kommiſſion und der Krone beſtehen. Auf die Verſtändigung über dieſes Programm kommt alles an; ſolange ſie nicht erfolgt, iſt an eine Löſung der Kriſis nicht zu denken. Die Konzeſſionen, die von den meiſten ungariſchen Staatsmännern als das wenigſte bezeichnet werden, mit dem man vor das Parlament treten könne, ſind bisher von der Krone nicht zugeſtanden worden. Es heißt, der Kernpunkt des Streites beſtehe darin, daß die führenden ungariſchen Politiker die militäriſchen Reſervatrechte des oberſten Kriegsherrn in gewiſſer Hinſicht beſchränken und eine Mitwirkung des Parlaments in der Ausübung dieſer Rechte herbeiführen wollen. Darauf einzugehen, kann ſich der König nicht entſchließen; im Grunde würde ja auch ſolche parlamentariſche Mitwirkung der Aufhebung von Reſervatrechten gleichkommen.

Der neue päpſtliche Staatsſekretär. — Papſt Pius X. hat den Monſignore Mervy del Val zum Staatsſekretär ernannt; derſelbe ſoll in dem Konſiſtorium, das für den 9. November anberaumt iſt, zum Kardinal ernannt werden. Über die Perſon des neuen Staatsſekretärs wird mitgeteilt, daß er 1865 als Sohn des damaligen ſpaniſchen Botſchafters in London geboren wurde, auf der vatikaniſchen Adelsakademie in Rom ſtudiert und ſich der beſonderen Förderung ſeines Amtsvorgängers Rampolla zu erfreuen gehabt hat.

Die Abſage des Zaren in Rom. — Daß der Zar ſeinen Beſuch in Rom aus Gründen, die nicht in ſeiner Macht liegen, auf unbeſtimmte Zeit verſchoben hat, läßt die Italiener noch immer nicht zur Ruhe kommen. Während von ernſten Leuten als einziger Grund für den Entſchluß des Zaren die Drohung der italieniſchen Sozialiſten angeſehen wird, dieſen Beſuch zum Anlaß von Ausſchreitungen zu machen, ſuchen andere nach den wunderlichſten politiſchen Urſachen. Manche ſind ſogar auf Öſterreich verfallen, dieſes habe den Beſuch vereitelt aus Furcht, es könnten die in Wien getroffenen Verabredungen über die Politik auf dem Balkan in Rom wieder zunichte gemacht werden. Obwohl nun der Abgeordnete Morgari, der bereits im Juni das Signal zu der ſozialiſtiſchen Agitation gegen den Zaren gegeben hat, jetzt erklärt, wenn der Zar noch käme, würde ſich ſeine Partei ruhig verhalten, iſt doch die Möglichkeit nahe gerückt, daß es über die ganze Sache in Italien zu einer Miniſterkriſis kommt.

Schiedsgerichtsvertrag zwiſchen England und Frankreich. — Der Staatsſekretär des engliſchen auswärtigen Amtes Lansdowne und der franzöſiſche Botſchafter in London Cambon unterzeichneten am 14. Oktober eine auf fünf Jahre gültige Übereinkunft, nach der Streitigkeiten juriſtiſchen Charakters oder ſolche, die ſich auf die Auslegung zwiſchen Frankreich und England beſtehender Verträge beziehen, ſoweit ſie nicht auf diplomatiſchem Wege ausgeglichen werden können, dem ſtändigen Haager Schiedsgerichtshof unterbreitet werden ſollen. Das dürfe aber nur unter der Bedingung geſchehen, daß die Streitigkeiten weder vitale Intereſſen noch die Unabhängigkeit oder die Ehre der Vertragsmächte betreffen oder die Intereſſen dritter Mächte berühren. In jedem einzelnen Falle ſollen die Vertragsmächte, bevor ſie ſich an den Schiedsgerichtshof wenden, ein Spezialabkommen unterzeichnen, worin das Streitobjekt, der Umfang, die Befugniſſe der Schiedsrichter und die Einzelheiten über die Bildung des Gerichtshofes genau beſtimmt werden.

Lord Roſebery gegen Chamberlain. — Lord Roſebery hielt am 13. Oktober eine Rede gegen Chamberlains Steuerreformpläne. Er führte unter anderem folgendes aus: Chamberlain ſei in Wirklichkeit auch heute noch der Führer des Kabinetts; aber ſeine Politik ſei ſchäumenden Seifenblaſen vergleichbar, die vergehen, wenn man danach greift. Alles ſei bis jetzt Hypotheſe und Behauptung; daraufhin aber könne ein großer Handelsſtaat wie England ſeine Handelspolitik nicht umwälzen. England brauche keine Verwicklungen mit Rußland, Deutſchland und Frankreich hervorzurufen. Der Freihandel habe ein überreiches und wechſelndes Gedeihen zuwege gebracht, Chamberlain gefährde dieſes wegen eines kleinen illuſoriſchen Handels mit den Kolonien. Es gebe keine Spur von Beweis dafür, daß durch den Plan Chamberlains die Bande zwiſchen den einzelnen Teilen des Reiches enger geknüpft würden; im Gegenteil dieſer Plan ſei geeignet, die Einigung des Reiches lahmzulegen oder gar zu zerſtören. England ſei bisher eine Transportfirma und ein Abrechnungshaus für die Welt geweſen. Man möge ſich hüten, daran zu rühren, und ſolle ein Heilmittel gegen jetzige Mißſtände lieber in wiſſenſchaftlichen Methoden ſuchen, in beſſerem Unterricht und beſonders darin, daß man ſich die Welt als Markt für den Bedarf an Rohſtoffen und Lebensmitteln erhalte.

Die ſerbiſche Armee. — In Serbien gewinnt die Armee immer mehr die Herrſchaft über das ganze politiſche Leben. Die Skupſchtina hat am 17. Oktober auf den Antrag des Abgeordneten Zurkowitſch in den Adreßentwurf einen Paſſus aufgenommen, der die Mordtat vom 11. Juni geradezu verherrlicht. Er lautet: „Die Skupſchtina iſt glücklich, aus dem Munde Sr. Majeſtät die Beſtätigung der königlichen Überzeugung zu vernehmen, daß die ſerbiſche Armee auf der Höhe ihres Berufes ſteht, und iſt überzeugt, daß die Armee, innerlich verbrüdert und um den Thron verſammelt, als Schutz des Landes und Gewähr der Ordnung und Geſetzlichkeit unter Führung des Enkels des größten ſerbiſchen kriegeriſchen Genies den Erwartungen des Königs und den Hoffnungen des Landes entſpreche.“ — Von den in Niſch verurteilten Offizieren müſſen die ſechs, welche eine längere als jährliche Gefängnisſtrafe bekommen haben, aus der Armee ausſcheiden; ſie ſind jetzt ſchon den bürgerlichen Gerichten zur Strafvollſtreckung ausgeliefert.

Zur mazedoniſchen Frage. — Die türkiſchen Blätter veröffentlichten einen durch Irade vom Sultan beſtätigten Beſchluß des Miniſterrats. Darin wird ausgeführt, daß ein Teil der für die rumeliſchen Wilajets beſtimmten Reformen bei der Lage der Dinge daſelbſt bisher nicht habe ausgeführt werden können. Die ottomaniſche Regierung ſei jedoch mit Rückſicht darauf, daß die eingeborene Bevölkerung, die ſich freiwillig oder gezwungen den Komitatſchis angeſchloſſen hatte und in das Gebirge geflüchtet war, nunmehr in ihre Heimſtätten zurückzukehren beginne, von der Überzeugung durchdrungen, daß die Ruhe in Rumelien bald wiederhergeſtellt ſein werde, und befehle daher, unverweilt die Reformen im vollen Umfange durchzuführen. Der Beſchluß ordnet ſodann unter anderem an, daß durch Spezialkommiſſionen für den Aufbau der eingeäſcherten Dörfer geſorgt, die Reorganiſierung der Gendarmerie durch die Tätigkeit der beiden ſchwediſchen und der vier jüngſt gewonnenen belgiſchen Inſtrukteure beſchleunigt und jeder Zivil- oder Militärbeamte, dem Pflichtverletzungen oder Geſetzwidrigkeiten zur Laſt gelegt werden, einer ſtrengen Beſtrafung zugeführt werde. Zu demſelben Zweck ſoll die Pforte auch eine Kundgebung an die Mächte vorbereiten.

Der Abſchied des jungen Tobias.

Gemälde von Fritz v. Uhde.

Vor ungefähr zwanzig Jahren iſt Fritz v. Uhde, der zu jener Zeit noch als Offizier des ſächſiſchen Gardereiterregiments zu gelten pflegte und von manchen, die die damals ſchon ſich regende moderne Kunſt mißtrauiſchen Blickes betrachteten, als ein Eindringling in das Gebiet künſtleriſchen Schaffens angeſehen wurde, mit ſeinem erſten Gemälde religiöſen Inhalts an die Öffentlichkeit getreten. Es war das wunderbare, ſtimmungsreiche Bild des Leipziger Muſeums „Laſſet die Kindlein zu mir kommen“; nicht das erſte Werk ſeiner Hand, das die Aufmerkſamkeit der Welt auf den fünfunddreißigjährigen Meiſter lenkte, ſondern das erſte Bild, in dem er die bibliſche Geſchichte des Neuen Teſtaments im Gewand unſerer Zeit dem Verſtändnis ſeiner Volksgenoſſen mittels der Kunſt zu erſchließen verſuchte. Was er vorher gemalt hatte, waren Schlachten- und Genrebilder, holländiſche Interieurs und Charakterköpfe, in den Farbenwerten den meiſten, die ſie zu ſehen Gelegenheit hatten, viel zu hell. Das oben genannte, erſte große bibliſche Hiſtorienbild iſt, mag Uhde ſeine maleriſche Kunſt als ſolche noch höher entwickelt haben, in gewiſſer Hinſicht ſein bedeutendſtes Werk geblieben; es iſt zweifellos das geworden und wird es für alle Zeit bleiben, was man einen Markſtein in der Geſchichte der Kunſt nennt. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß Werke, die jenem Erſtlingsbild folgten und bis auf den heutigen Tag das Schaffen des Künſtlers in Anſpruch genommen haben, im abſoluten Wert geringer als jenes zu ſchätzen ſeien. Denn jenes Gemälde hat eine neue Periode in ſeinem Leben inauguriert und ſteht vorbedeutend und zugleich bedeutungsvoll am Eingang zu dieſem neuen Abſchnitt. Es folgten „Chriſtus und die Jünger von Emmaus“, das ergreifende Gemälde der Berliner Nationalgalerie „Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt“, das „Abendmahl“, die „Bergpredigt“, die „Heilige Nacht“, der „Gang nach Bethlehem“ neben einer Reihe von Genrebildern und Bildniſſen, die ihn bald zu dem machten, als was er dem Hiſtoriker ſchon ſeit Jahren gilt, zu einem bahnbrechenden Genie der modernen deutſchen Kunſt, zu einer ihrer Großen, die uns eine neue Zeit erſchloſſen haben.

Selten hat Uhde zu den Erzählungen des Alten Teſtaments gegriffen, augenſcheinlich deshalb, weil ſeine ſtarke Perſönlichkeit zu ſehr unter dem Einfluß der chriſtlichen Heilslehre, jener Ereigniſſe ſteht, die die Evangelien ſchildern. Eine Ausnahme hat ſchon vor Jahren einmal die Erzählung von dem „Abſchied des jungen Tobias“ gebildet. In der Erzählung, wie der Knabe, geleitet von dem Erzengel Raphael, in die weite Welt zieht und ſchließlich wieder heimkehrt im Beſitz des Heilmittels, das dem erblindeten Vater das verlorene Augenlicht wiedergibt, liegt eine ſo wunderbare Innigkeit und ergreifende Glaubensſtärke, daß der Meiſter an dem Stoffe ſeine Freude gefunden haben mag. Und wir meinen: die Art und Weiſe, wie er die Aufgabe gelöſt, wie er den Moment aus der Erzählung herausgegriffen hat, als die Eltern dem Knaben den Segen mit auf den Weg geben: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen“, wie er dieſe Situation in Schlichtheit und Prägnanz künſtleriſch erfaßt hat, zeugt von einer ſo eminenten Geſtaltungskraft, daß jene altteſtamentliche Szene ſich getroſt den neuteſtamentlichen als ebenbürtig zur Seite ſtellen läßt.

Die Denkmalsanlagen für Kaiſer und Kaiſerin Friedrich in Berlin.

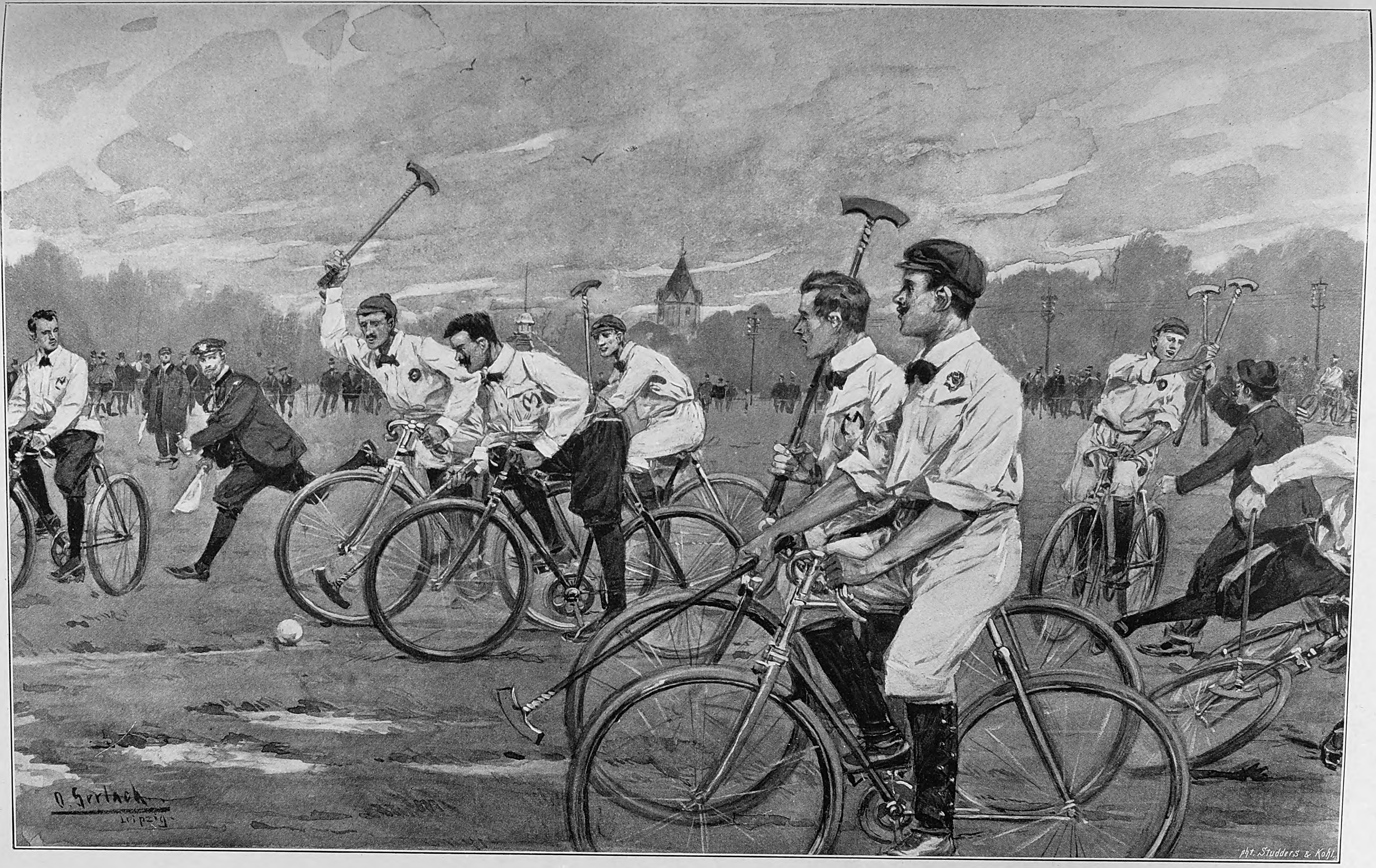
Unter militäriſchen Feierlichkeiten glänzendſter Art wurden am Mittag des 18. Oktober auf dem Platz vor dem Brandenburger Tor, am Eingang des Tiergartens, die großen Denkmalsanlagen für den Kaiſer und die Kaiſerin Friedrich enthüllt. Die geſamte kaiſerliche Familie wohnte der Feier bei, dazu Prinz und Prinzeſſin Heinrich, die Erbprinzeſſin von Meiningen, Prinz und Prinzeſſin Adolf zu Schaumburg-Lippe, Prinz und Prinzeſſin Friedrich Karl von Heſſen ſowie Kronprinz und Kronprinzeſſin von Griechenland. Die Hofgeſellſchaft, die Generalität mit dem Grafen v. Walderſee an der Spitze und die Vertreter der Stadt Berlin vervollſtändigten den erlauchten Kreis. Vor dem Brandenburger Tor hatten die zur Enthüllung kommandierten Truppen Aufſtellung genommen, und zwar je eine Eskadron der Paſewalker Küraſſiere und der Danziger Leibhuſaren ſowie die Leibkompagnie des erſten Garderegiments z. F., in welche die kaiſerlichen Prinzen eingetreten waren. Dazu geſellten ſich die Abordnungen der Regimenter, denen Kaiſer und Kaiſerin Friedrich als Chefs angehörten, und eine Abordnung S. M. Linienſchiffs Kaiſer Friedrich III.

Als auf Befehl des Kaiſers die Hüllen fielen und die Denkmalsgruppe zu ſeiten der Charlottenburger Chauſſee nebſt den beiden ſich daranſchließenden Monumentalbrunnen in einem Zuge ſichtbar wurden, war die Überraſchung ob dieſes prächtigen Anblicks eine außerordentliche. Die neuen Anlagen erſtrecken ſich, durch drei Alleen unterbrochen und gegliedert, über einen Halbkreis von mehr als 150 m Länge. Wundervoll erglänzte der weiße Marmor gegen die herbſtlich bunten Baumgruppen des Tiergartens empor, und der Glanz des Marmors wurde noch gehoben durch die Taxuskuliſſen, die den unmittelbaren Hintergrund der Denkmäler und Brunnen bilden. Eine beträchtliche Reihe von Künſtlern hat an dem großen Werk mitgewirkt. Im ganzen erſtrebte man eine monumental-dekorative Haltung, wie ſie für einen Platzſchmuck erforderlich iſt. In maßvollen Formen italieniſchen Barocks entwarf der Geh. Oberhofbaurat Ihne, unterſtützt von dem Architekten Waſſermann, die Geſamtanlage der Denkmalsniſchen ſowie der zu beiden Seiten daranſtoßenden Marmorbänke und der Brunnen. Die Bildhauer Wilhelm Widemann und Auguſt Vogel modellierten die architektoniſchen und dekorativen Teile, die in den Werkſtätten von Kiefer u. Schleicher ausgeführt wurden. Die Statue Kaiſer Friedrichs ſamt den Koloſſalbüſten v. Blumenthals und v. Helmholtz' ſchuf Adolf Brütt und das Standbild der Kaiſerin Friedrich ſowie die Büſten Eduard Zellers und Auguſt Wilhelm v. Hofmanns der in Homburg anſäſſige Bildhauer Fritz Gerth. Die Marmorausführung dieſer ſechs Standbilder vollführte Fritz Tübbecke. Die Herſtellung der geſamten Anlage hat mehr als drei und ein halbes Jahr erfordert. Zum Teil hat ſich noch die Kaiſerin Friedrich damit befaßt, inſofern ſie dem Bildhauer Gerth beim Entwurf ihrer eigenen Statue in Homburg mit Rat und Tat zur Seite ſtand und unter anderem anordnete, daß als Kopfſchmuck nicht, wie der Künſtler beabſichtigte, das Diadem, ſondern die Krone gewählt wurde. Die Ausführung geſchah in Marmor, und zwar in demſelben Ravaggione, der auch in der Siegesallee für die Standbilder Verwendung fand, und in Laaſer Marmor für die architektoniſchen und dekorativen Teile. Dieſe allein wurden poliert, während die figürlichen Darſtellungen in dem feinen graublauen Ton um ſo mehr den Adel des individuellen Lebens zur Geltung bringen.

Natürlich haben die Schöpfer der Standbilder auch ihrerſeits dem dekorativen Zuge der Geſamtanlage Rechnung getragen. So erſchien eine breit angelegte Manteldraperie erforderlich. Kaiſer Friedrich trägt den Mantel des Schwarzen Adlerordens über der Paſewalker Küraſſieruniform. Der etwas ſtarre Mantelumhang verleiht der Geſtalt eine gewiſſe feierliche Gemeſſenheit und Gebundenheit, und Brütt veranſchaulicht ſehr fein, wie Kaiſer Friedrich mit ritterlichem Anſtand ſich in das zeremoniöſe Staatsgewand zu ſchicken pflegte. Der Kaiſer trägt das Haupt emporgerichtet, wodurch der ideale Hochflug ſeiner Lebensführung verdeutlicht wird, und zugleich wurde dadurch vermieden, daß der Helmſchirm das Geſicht beſchattete. So ſteht der Beſchauer unter dem Eindruck des kühnen und ſtolzen Hohenzollernblicks. Aber auch den Seelenadel und die Herzensgüte des Verewigten verſtand der Künſtler in das Antlitz einzuzeichnen. Die Büſten des Grafen v. Blumenthal und des Phyſikers Hermann v. Helmholtz, die ſich auf den Eckpfeilern der Halbkreisniſche erheben, charakteriſierte Brütt in ſtarker Bewegung und in monumentaler Größe, in der ſich der geniale Geiſt der beiden Männer ſpiegelt. Das Standbild der Kaiſerin Friedrich iſt auf eine wirkungsvolle und anmutige Silhouette hin angelegt. Und das iſt mit ſolchem Geſchick vollführt, wie man es heute ſelten findet. Die Kaiſerin trägt das Galakleid mit den Inſignien des Schwarzen Adlerordens und der preußiſchen Barockkrone auf dem glatt geſcheitelten Kopf, der durch Porträtähnlichkeit frappiert. Über die Schultern legt ſich der ſchwere Krönungsmantel mit dem Hermelinkragen, die Draperie wallt über die Oberkante des Poſtaments hinab, und dieſe großen Linien bewirken wohl den Anſchein jugendlicher Schlankheit an der meiſterlich gearbeiteten und lebensvollen Geſtalt. Bei den Büſten des Philoſophen Zeller und des Chemikers v. Hofmann ſtrebte Gerth vorzugsweiſe nach einer ſprechenden Ähnlichkeit, die in beiden Fällen, an dem ſtarkgeprägten Denkerantlitz des klaſſiſchen Philoſophen und in der weltmänniſchen Haltung des modernen Naturforſchers, vortrefflich gelang.

Die beiden Brunnen haben gleichfalls eine Halbkreisniſche zum Hintergrund mit zwei angegliederten Fortſetzungen der Marmorwandung. In den Füllungen der Niſche befinden ſich waſſerſpeiende Groteskköpfe. Aus dem Becken erhebt ſich auf ſtarkem Schaft, der mit Feſtons und einer Kartuſche mit dem kaiſerlichen Namenszug geſchmückt iſt, eine große glatte Schale, die allein 850 Ztr. wiegt, darüber eine kleinere Schale, die von einer Vaſe gekrönt wird. Die herabrauſchenden Waſſer hüllen den gewaltigen Brunnen wie in einen glänzenden Mantel ein. Auf der Oberkante der Brunnenniſche ſitzen an den Ecken je zwei Adler, die die Flügel lüften, und die Seitenwände ſind durch Kugeln geziert. Und nun ſäumen den Promenadenweg vor den vier Gruppen gegen den Fahrweg hin Marmorbaluſtraden ein, die auf den Eckpfoſten gleichartige Vaſen mit den Reliefemblemen der Künſte tragen. Hier tritt die Herrlichkeit des Laaſer Marmors in den vielfachen goldigen, rötlichen und grünlichen Aderungen ausnehmend ſchön zutage. Mit der Zeit nimmt dieſes edle Material eine gelbſchimmernde Tönung an, die wahrhaft bezaubernd auf das Auge wirkt.

Eine Rieſenfülle prachtvoller Kränze und Blumen wurde am 18. Oktober zu den Füßen der beiden Standbilder niedergelegt. Namentlich die Kränze der kaiſerlichen Familie wurden wegen ihrer Schönheit bewundert. Der Kranz für Kaiſer Friedrich zeigte in Empireform grünen Lorbeer, der durch vergoldete Blätter in regelmäßigen Abſtänden unterbrochen wurde, und dazu goldene Beeren und Dolden. Auf der weißen Moiréſchleife las man die Inſchrift: „Die dankbaren Kinder dem geliebten Vater, Seiner Majeſtät dem Kaiſer und König Friedrich.“ Der Kranz für die Kaiſerin beſtand aus lauter Blumen und hatte eine entſprechend ähnliche Inſchrift. M. R.

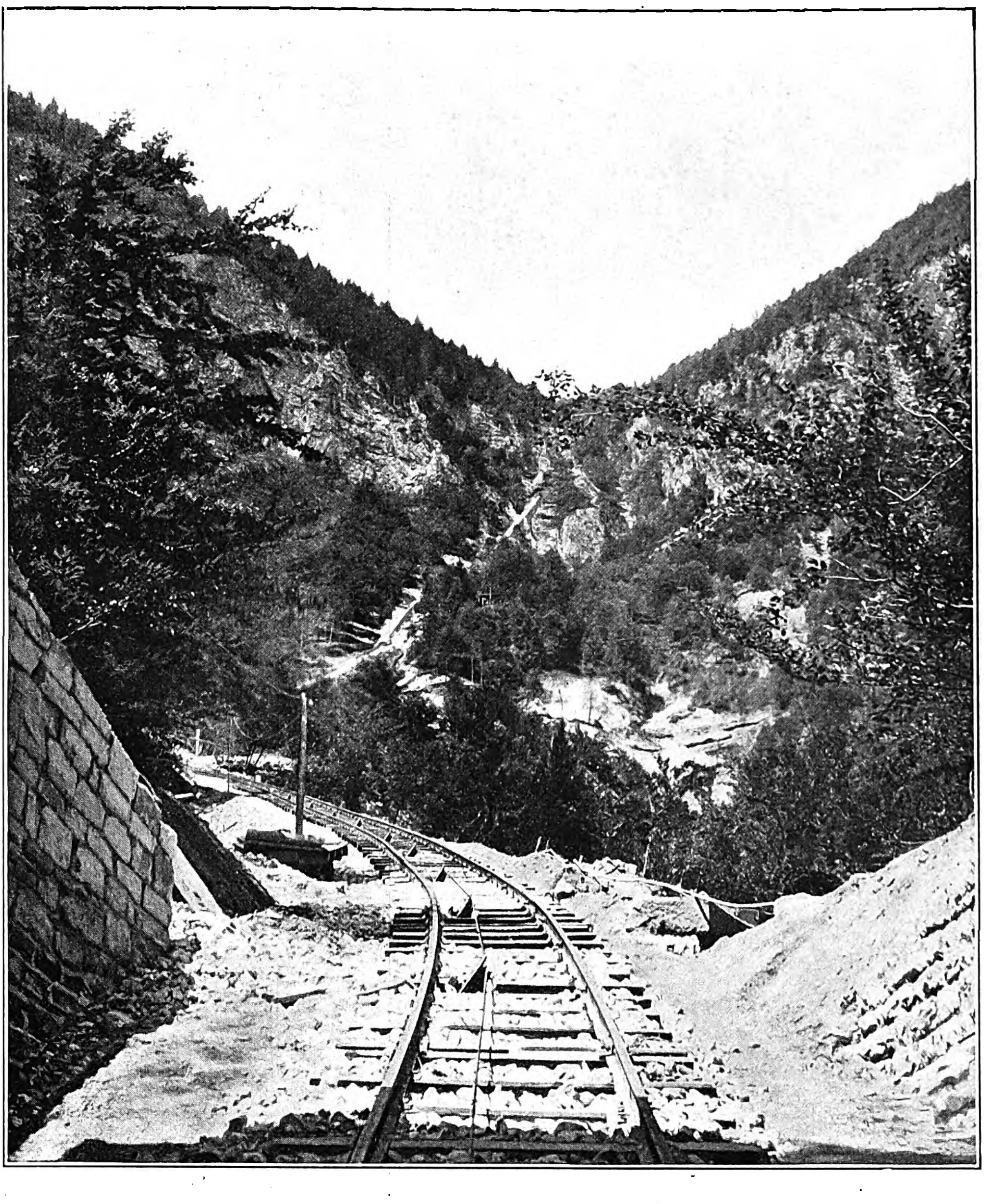

O. Gerlach
Leipzig
pht. Studders & Kohl.

Vom Leipziger Sportplatz: Das Radpolo-Wettſpiel zwiſchen Münchener und Leipziger Radfahrern am 11. Oktober. Nach dem Leben gezeichnet von O. Gerlach.

Das Radpolo-Wettſpiel München-Leipzig.

Das in Leipzig noch ſeltene Schauſpiel eines Radpolo-Wettſpiels bot ſich am 11. Oktober auf dem dortigen Sportplatz. Die Pflege des Radpolo, eines der reizvollſten und anmutigſten ſportlichen Kampfſpiele, haben bisher nur zwei Leipziger Vereine in ihr Programm aufgenommen, der Bicycleklub Sturmvogel und der Radfahrerklub Sport. Beide Vereine üben auf einem eigens hierzu vorgerichteten Radpolo-Spielfeld auf dem Leipziger Sportplatz; ganz beſonders hat ſich der „Sport“ des vom hippiſchen Gebiet ins radfahreriſche übertragenen Polo mit Wärme und Eifer angenommen. Es iſt bekannt, daß auch der deutſche Kronprinz ſehr gern mit ſeinen Kameraden Radpolo ſpielt. Schon lange war es der Wunſch der Mitglieder des „Sport“, der jetzt eine erſte und eine zweite mit eigens dazu beſtimmten Kunſtfahrrädern ausgerüſtete Polomannſchaft aufgeſtellt hat, ſich auf heimiſchem Boden mit einer der beſten auswärtigen Polomannſchaften in friſchem, fröhlichem Wettkampf zu meſſen. Am 11. Oktober ging nun dieſer Wunſch in Erfüllung. Es war gelungen, mit der als vorzüglich bekannten Mannſchaft des Münchener Radfahrervereins Monachia ein Radpolo-Wettſpiel gegen die erſte Mannſchaft des Leipziger „Sport“ zu vereinbaren. Die volle Gunſt des Himmels war demſelben zwar nicht beſchieden, indem vorausgegangener Regen dem Beſuch des Sportplatzes ſtark Abbruch getan und auch den Boden des Spielfeldes etwas mehr als nötig angefeuchtet hatte; doch konnte der Wettkampf programmäßig durchgeführt werden. Auf ſeiten des Münchener Vereins ſtanden die Herren C. Bernhard im Tor, A. Greiß in Verteidigung, A. Ruſp und E. Wende im Sturm, auf ſeiten des Leipziger Klubs C. Romeney und D. Muſtaphâ im Sturm, A. Klumpp in Verteidigung, A. Schneider im Tor. Das Schiedsrichteramt verwaltete Hr. Sichler vom Klub Sturmvogel in beſter Weiſe. Bald war ein reges und bei allem entwickelten Eifer äußerſt fair geführtes Spiel im Gange. Markant hoben ſich von dem herbſtlichen Grün des Grasbodens die Koſtüme der flink auf dem Rade ſich bewegenden Spieler ab. Auf beiden Seiten wurde vorzüglich geſpielt; es war hieraus deutlich die gute Durchbildung der einzelnen Fahrer zu erkennen.

Die Abſicht der Spieler iſt beim Radpolo bekanntlich darauf gerichtet, einen reichlich fauſtgroßen weißen Holzball mittels beſonders geformter, etwa meterlanger, mit hammerartigem Anſatz verſehener Schläger durch das gegneriſche Tor, das durch kleine Fähnchen gekennzeichnet iſt, zu treiben. Dies iſt durchaus nicht ſo leicht, da ſelbſtverſtändlich die gegneriſche Partei haarſcharf auf dem Verteidigungsposten iſt. Hübſche Bilder der Gewandtheit und Sicherheit in der Beherrſchung des Rades, des geſchickten Zuſammenſpiels, der blitzſchnellen Entſchloſſenheit boten ſich den Zuſchauern. Nach den feſtgeſetzten Regeln wurde viermal je eine Viertelſtunde lang mit jedesmaligem Seitenwechſel geſpielt. Den Fahrern iſt dabei natürlich tüchtig warm geworden. Aus dem Verlauf des Spiels ergab ſich, daß beide Mannſchaften annähernd gleichwertig waren. Schließlich vermochte die Mannſchaft der „Monachia“ mit 5:4 Toren den Sieg zu erringen. Die Niederlage der Leipziger darf als eine durchaus ehrenvolle bezeichnet werden; ſtanden ſie doch einem kampf- und ſieggewohnten Gegner gegenüber, während dem Leipziger „Sport“ ſich in Leipzig noch keine Gelegenheit zu einem erſtklaſſigen Polo-Wettſpiel geboten hatte. Das in jeder Beziehung gelungene, ſpannende Wettſpiel wird ſicherlich dazu beigetragen haben, die Freunde des Radpolo in Leipzig zu vermehren. F. B.

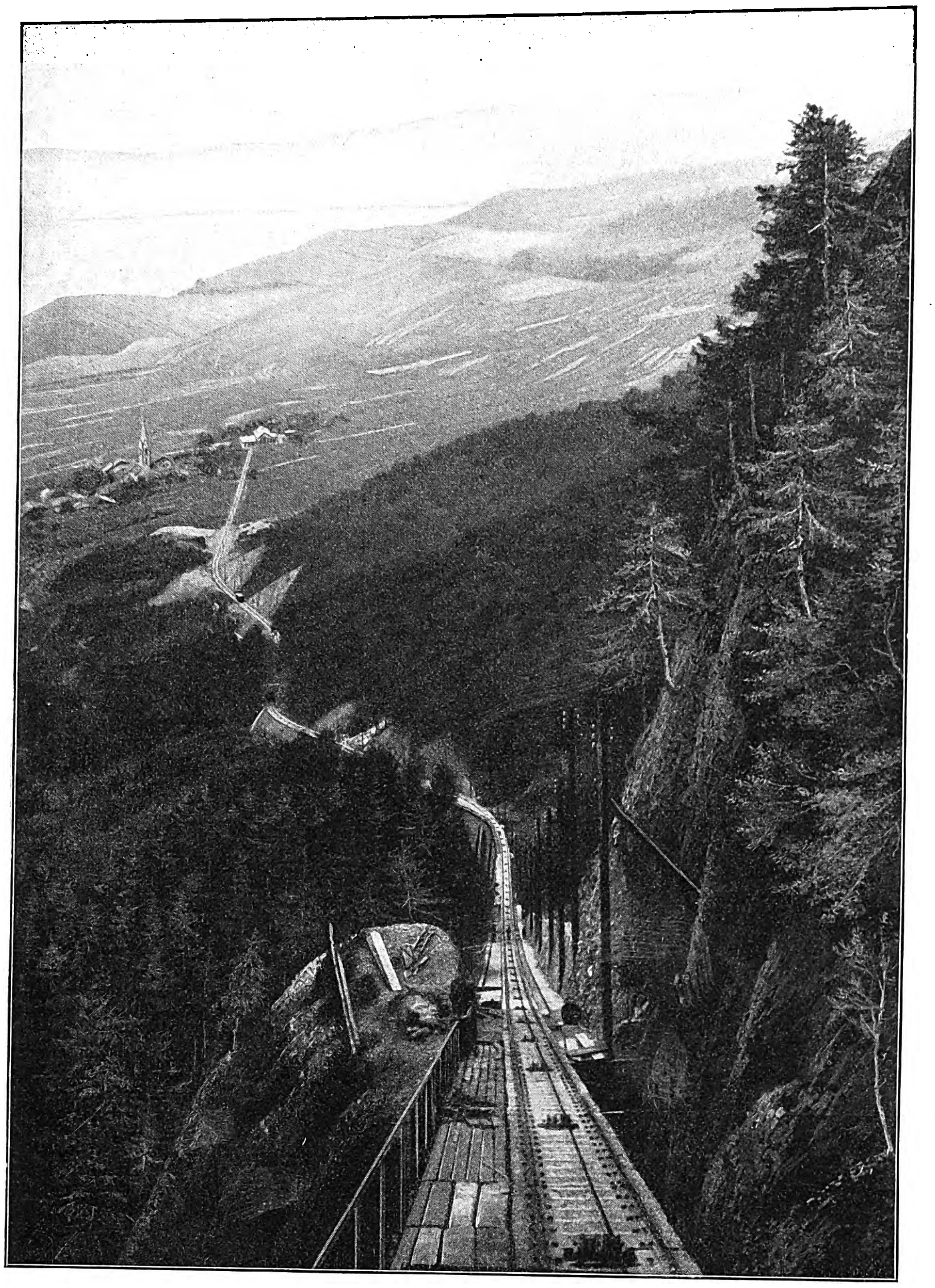


Blick auf die obere Strecke der Drahtſeilbahn.

Blick von der Mendelſtation auf die Dolomiten.

Von der Mendel-Drahtſeilbahn (St. Anton-Mendelpaß) in Südtirol. Nach photographiſchen Aufnahmen von Wilhelm Müller in Bozen.

BOULDER LIBRARIES



Blick auf St. Anton.

Die Mendelbahn in Südtirol.

Dieſer Tage iſt in Südtirol ein Werk vollendet worden, auf das ſelbſt die verwöhnte moderne Technik ſtolz ſein kann: von Bozen, der ſchönen Walter-Stadt am Talferbach, bis zu dem als Sommerſtation weltberühmten Mendelpaß (1365 m) läuft ein ununterbrochener Schienenſtrang. An dem jähen Oſtabſturz des langgeſtreckten Mendelgebirges, wo vor einigen Jahren der Platz für die Chauſſee mit Mühe den Felſen und Trümmerhalden abgerungen wurde, kriechen jetzt die Wagen einer Drahtſeilbahn empor.

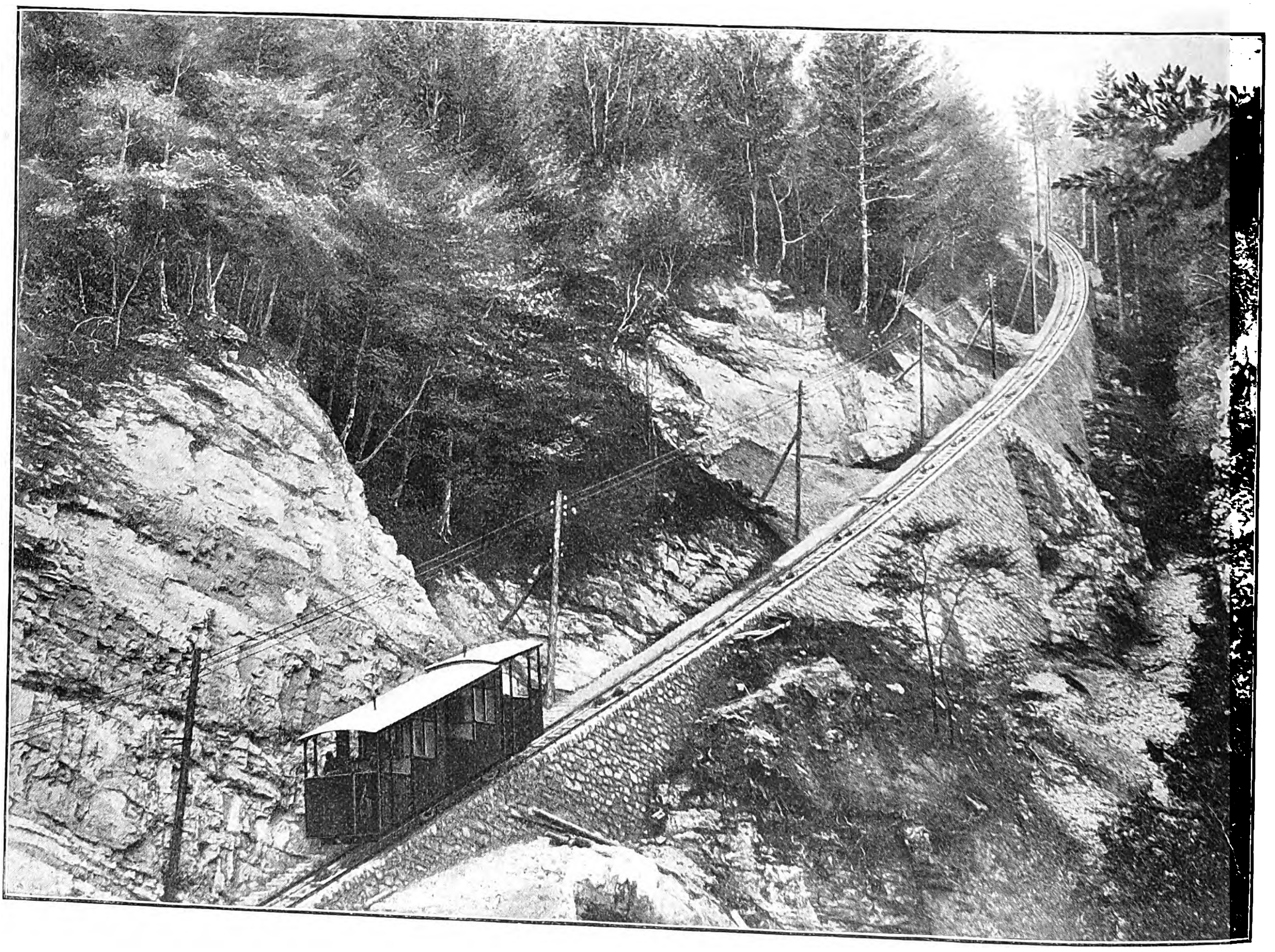
Angeſichts der großartigen Touriſtenfrequenz des Mendelpaſſes iſt es ſehr erklärlich, daß der Plan entſtand, denſelben durch eine Bahn leicht zugänglich zu machen, um auf dieſe Weiſe den Fremden die läſtige fünfſtündige Wagenfahrt durch Staub und Hitze zu erſparen. Aber die großen Terrainſchwierigkeiten ließen die Erbauung einer Adhäſionsbahn als unmöglich erſcheinen. Zwiſchen der Ortſchaft Kaltern, der Endſtation der vor fünf Jahren eröffneten Überetſcher Bahn, und dem unmittelbar darüber befindlichen Mendelpaß beträgt die Höhendifferenz 960 m, und in den oberen Partien des ſteilen Berghanges treten wuchtige Felsmaſſen hervor. Hier wäre ſelbſt eine Zahnradbahn nicht angebracht geweſen. Derartige Terrainſchwierigkeiten können nur durch das von den Schweizern neuerdings angewendete Drahtſeilſyſtem mit elektriſchem Betrieb erfolgreich überwunden werden. Nachdem dies feſtgeſtellt war, ſetzte ſich der Präſident der Überetſcher Bahn, Sigismund Schwarz in Bozen, dem die Südtiroler, wie ſo manches andere, auch die Erbauung der Mendelbahn verdanken, mit dem Schweizer Ingenieur Strub in Verbindung, der ſogleich die nötigen Vermeſſungen vornahm. Nach dem von ihm ausgearbeiteten Detailprojekt iſt die Mendelbahn erbaut worden.

Wie bereits erwähnt, bildet die in einem flachen, rebenbeſtandenen Keſſel gelegene Ortſchaft Kaltern den bisherigen Endpunkt der von Bozen, bzw. Siegmundskron ausgehenden Überetſcher Bahn. In Kaltern mußte alſo die Mendelbahn begonnen werden. Da ſich jedoch zwiſchen dem Kalterer Bahnhof und dem unmittelbar am Fuße des Mendelgebirges gelegenen Orte St. Anton eine breite Reihe von Rebenhügeln hinzieht, ſo erſchien es angemeſſen, die Mendelbahn in zwei Teile zu zerlegen: Kaltern-St. Anton (Höhendifferenz 105 m) und St. Anton-Mendelpaß (Höhendifferenz 855 m). Der erſte Teil beſteht aus einer 2200 m langen Adhäſionsbahn mit einer Maximalſteigung von 62 pro Mille, der zweite Teil aus einer 2380 m langen Drahtſeilbahn mit einer Maximalſteigung von 630 pro Mille. Die ganze Mendelbahn, von Kaltern bis zum Paß, wird elektriſch betrieben. Hierfür liefern das Kalterer und das Nonsberger Elektrizitätswerk je hundert Pferdeſtärken.

Wer nun von Bozen auf den Mendelpaß fahren will, beſteigt einen der als „Mendelwagen“ kenntlich gemachten Waggons und gelangt quer durch das Etſchtal und durch den Rebengarten von Überetſch in ſiebenundvierzig Minuten nach Kaltern. Hier braucht der Mendelpaſſagier nicht umzuſteigen; die Mendelwagen werden ausgeſchaltet und laufen mit elektriſchem Antrieb in zwanzig Minuten bis St. Anton, wo die Adhäſionsſtrecke endigt und die Reiſenden in die Waggons der Drahtſeilbahn umſteigen müſſen. Dieſe Waggons ſind in zwei Coupés erſter und drei Coupés dritter Klaſſe eingeteilt und faſſen insgeſamt zweiundfünfzig Paſſagiere. Auf der Seilbahnſtrecke iſt die Fahrgeſchwindigkeit 1,$_5$ m in der Sekunde, ſo daß die Fahrt von St. Anton bis zum Mendelpaß nur ſechsundzwanzig Minuten, die Fahrt von Bozen bis zum Mendelpaß rund anderthalb Stunden dauert. Dieſer Zeitraum ſoll noch verkürzt werden.

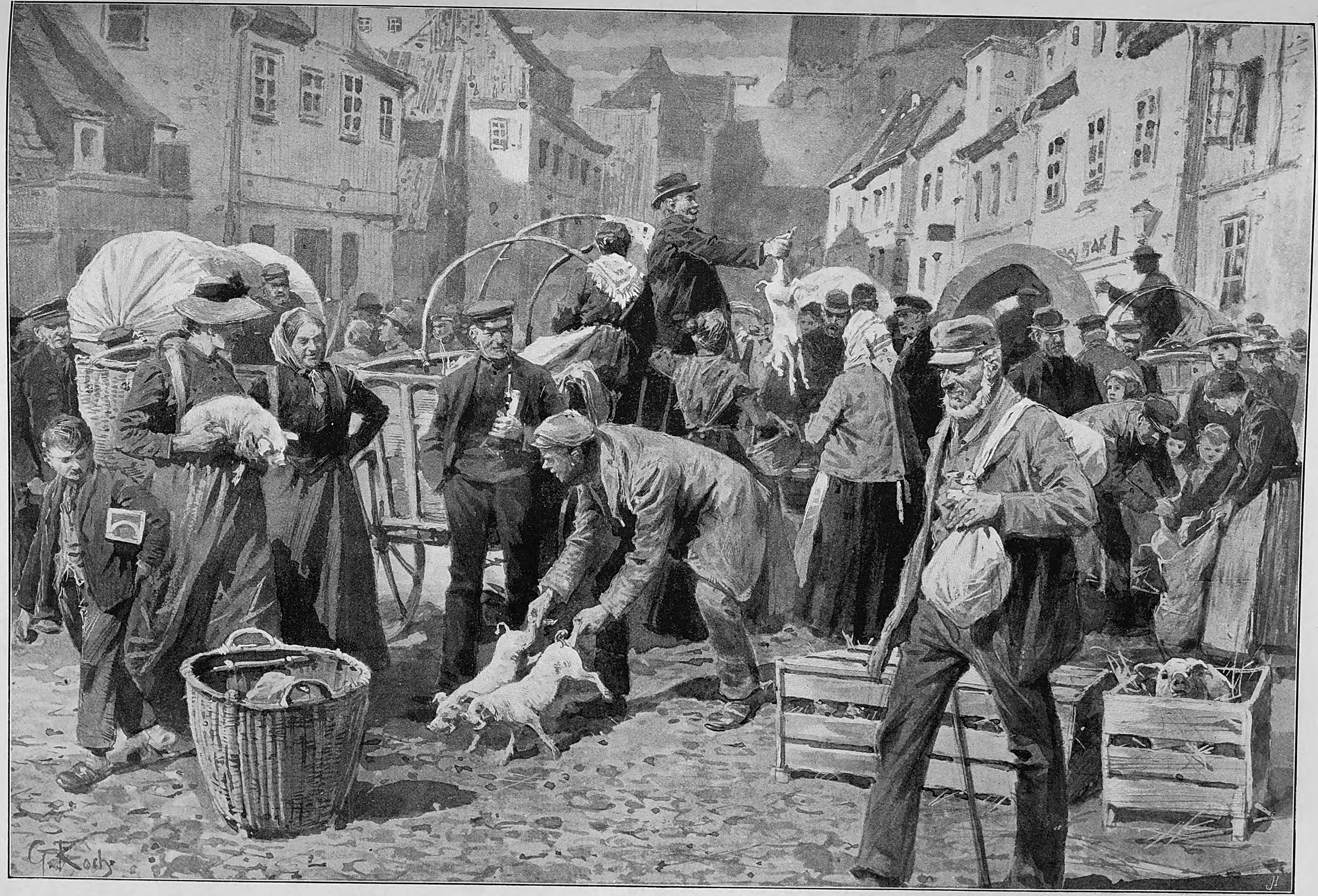
Beim Befahren der Seilbahnſtrecke erkennt auch der Laie, welche Schwierigkeiten von den Erbauern zu überwinden waren. Mit einer Spurweite von 1 m und einer Steigung von zunächſt 177, dann 240 pro Mille führt die Bahn neben der Pfuſſer Schlucht empor. Ein prachtvoller Ausblick auf die Eppaner Hochebene (Überetſch), das Etſchtal und den blaugrünen Kalterer See erſchließt ſich. Plötzlich taucht der Wagen in einen finſteren Tunnel von 37 m Länge, dem bald ein zweiter von 74 m Länge folgt. Bemerkenswert iſt außerdem ein 150 m langer und 16 m hoher, aus ſieben gewaltigen Bogen beſtehender Viadukt. Dabei wächſt die Steigung immer mehr. Mit 630 pro Mille wird der Mendelbahnhof erreicht. Hier ſteht in einer Halle die elektriſche Antriebsmaſchine. Um eine Riemſcheibe von 380 cm Durchmeſſer iſt das 34 mm dicke, auf zehnfache Sicherheit geprüfte Drahtſeil gewickelt, an deſſen Enden je ein Wagen hängt. Während der eine herauffährt, gleitet der andere hinunter; in der Mitte der Strecke gehen ſie auf einem 105 m langen Doppelgleis aneinander vorbei. Die Betriebsſicherheit iſt die denkbar größte; es ſind doppelte Bremsvorrichtungen vorhanden, und im Falle eines Seilbruches hält ſich der Wagen mittels vier Bremszangen automatiſch an den Schienen feſt. Was die Mendeldrahtſeilbahn vor anderen desſelben Syſtems auszeichnet, iſt der Umſtand, daß ſie trotz ihrer Länge von 2380 m in einer einzigen Sektion betrieben wird, und daß ſie mit ihrer Maximalſteigung von 630 pro Mille die Schweizer Bahnen übertrifft. So hat z. B. die 3600 m lange, aber in drei Sektionen betriebene Stanſerhornbahn eine Maximalſteigung von nur 600 pro Mille. Die Erbauung der Mendelbahn nahm fünfzehn Monate in Anſpruch. Die in den letzten Tagen vorgenommenen Probefahrten der Kommiſſion hatten ein vorzügliches Ergebnis, ſo daß der auf den 19. Oktober feſtgeſetzten Eröffnung des Betriebes nichts mehr im Wege ſtand. Die Betriebsführung iſt der K. K. privil. Südbahngeſellſchaft übertragen worden.

Bozen. **Karl Felix Wolff.**



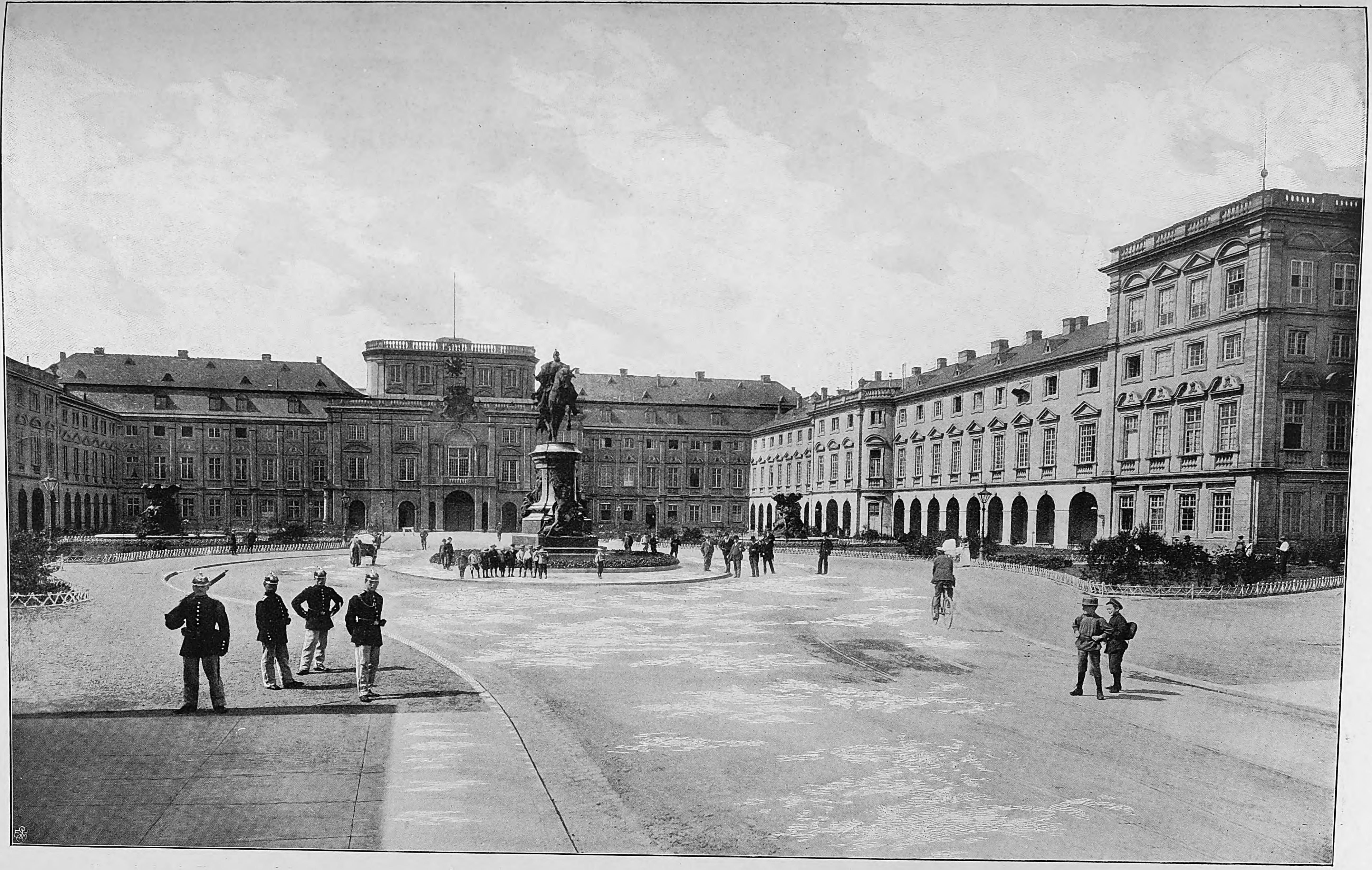
Wagen der Drahtſeilbahn auf der Mitte der Strecke.

Von der Mendel-Drahtſeilbahn (St. Anton-Mendelpaß) in Südtirol. Nach photogr. Aufnahmen von Wilh. Müller in Bozen.



Auf dem Ferkelmarkt. Nach dem Leben gezeichnet von G. Koch.

BOULDER



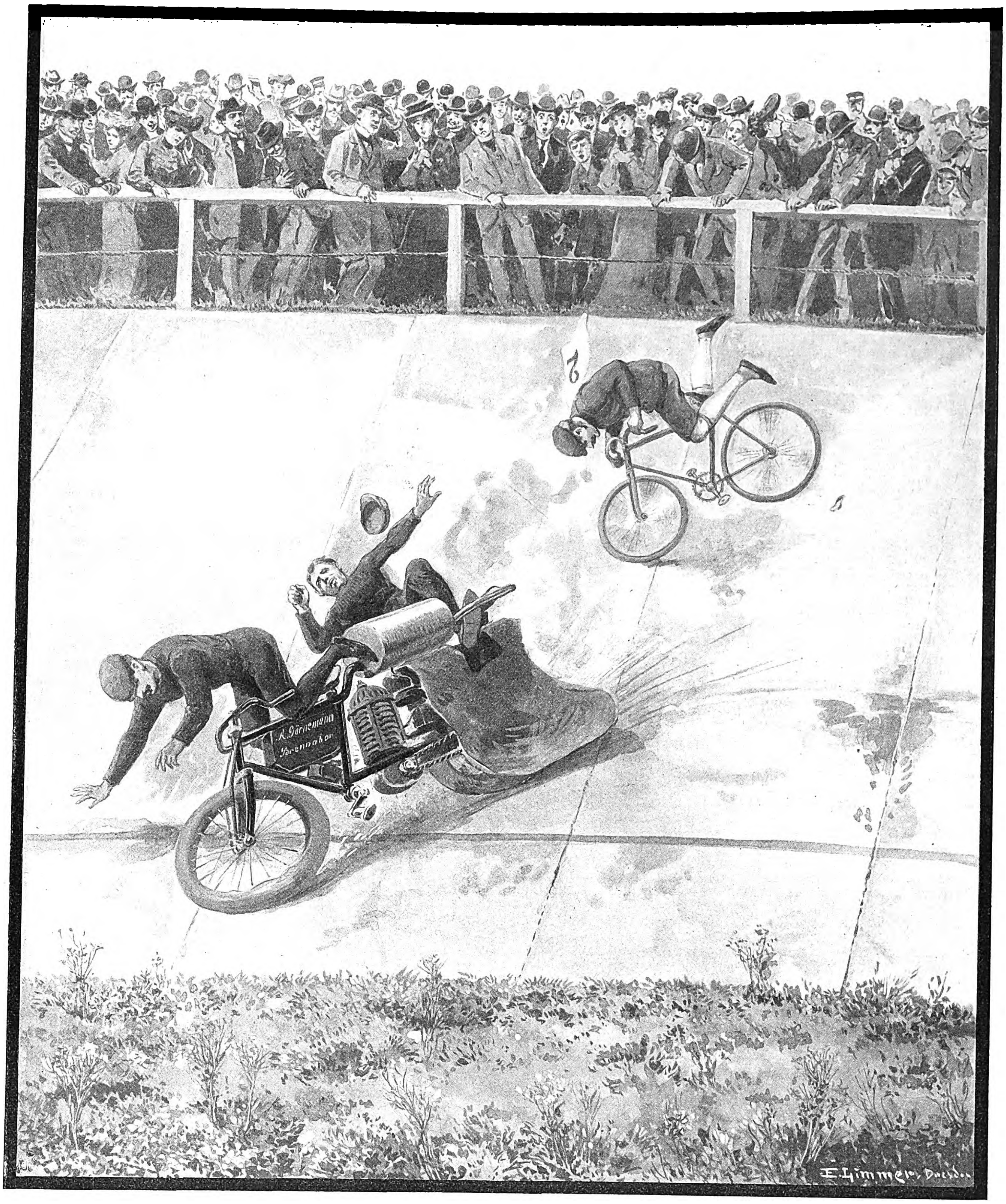
Das großherzogliche Schloß in Mannheim nach ſeiner Erneuerung.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von Anton Weinig in Mannheim.

Auf dem Ferkelmarkt.

Unerträgliches Geſchrei, das dem Hörer durch Mark und Bein geht, verzweifeltes, ohrenzerreißendes Quieken ſind die unvermeidlichen Zugaben des Ferkelmarktes in jeder kleinen Stadt. Selbſt der Elefant wird durch dasſelbe wild gemacht, und im Altertum zog man die Kriegselefanten zugleich mit jungen Schweinen auf, um ſie an deren Geſchrei zu gewöhnen. Auch Pferde vertragen das Ferkelgequieke nicht. Als Philipp, der Sohn Ludwigs des Dicken, am 11. Oktober 1131 bei dem Kloſter Saint-Gervais vorbeiritt, ſcheute ſein Pferd vor dem Schreien eines Ferkels; es bäumte ſich, warf den Reiter ab, und Philipp ſtarb am nächſten Tage. Achtundvierzig Stunden ſpäter erſchien eine königliche Ordonnanz, durch die verboten wurde, Schweine in den Straßen von Paris umherlaufen zu laſſen. Da aber das Borſtentier dem heil. Antonius, dem in ſeiner Einſiedlerzeit ein ſolches die Nahrung zugetragen hatte, geweiht war, erhoben die Äbtiſſin und die Nonnen von Saint-Antoine Proteſt gegen jene königliche Ordonnanz, indem ſie behaupteten, die Ehre ihres Heiligen würde verletzt, wenn man deſſen Schweine in ihren Rechten kränken wollte.

Abgeſehen von dem zeitweiſe recht widerlichen Geſchrei, bietet jedoch der Ferkelmarkt Bilder ſo drolliger Art, daß dadurch dem Tierfreund ein großer Genuß entſteht. Kaum ein anderes Haustier iſt in ſeinen Bewegungen ſo komiſch wie ein junges Schwein. Als im Jahre 1482 König Ludwig XI. von Frankreich ſich in der Feſte Pleſſis-le-Tour einſchloß, weil gräßliche Phantaſiegebilde ihn quälten, gelang es einem Höfling, den Kranken noch einmal zum Lachen zu bringen. Er führte nämlich dem König Ferkel vor, die „einhergingen in ſchön galonierten Leibröcken, mit einem Hute, in Hoſen, mit Degen, rotwürfeligen Schärpen und ſchönen Manſchetten“. Die Ferkel tanzten nach den Tönen eines Dudelſacks in ſo drolliger Weiſe, daß ſich kein Zuſchauer des Lachens enthalten konnte. Auch das moderne Überferkel läßt ſich zu den wunderbarſten Zirkuskünſten abrichten. Die Hauptaufgabe des nützlichen Haustiers aber iſt vor allem eine volkswirtſchaftliche, und die Folgen des Ferkelmarktes, den uns der Künſtler in der beigegebenen Abbildung ſo naturgetreu vorführt, werden im nächſten Winter, wenn ſich bis dahin die Ferkel zu wertvollen Maſtſchweinen entwickelt haben, zahlreiche „Schlachtfeſte“ ſein.



Der Todesſturz des Meiſterfahrers Alfred Görnemann auf der Radrennbahn in Dresden am 11. Oktober.

Originalzeichnung von E. Limmer.

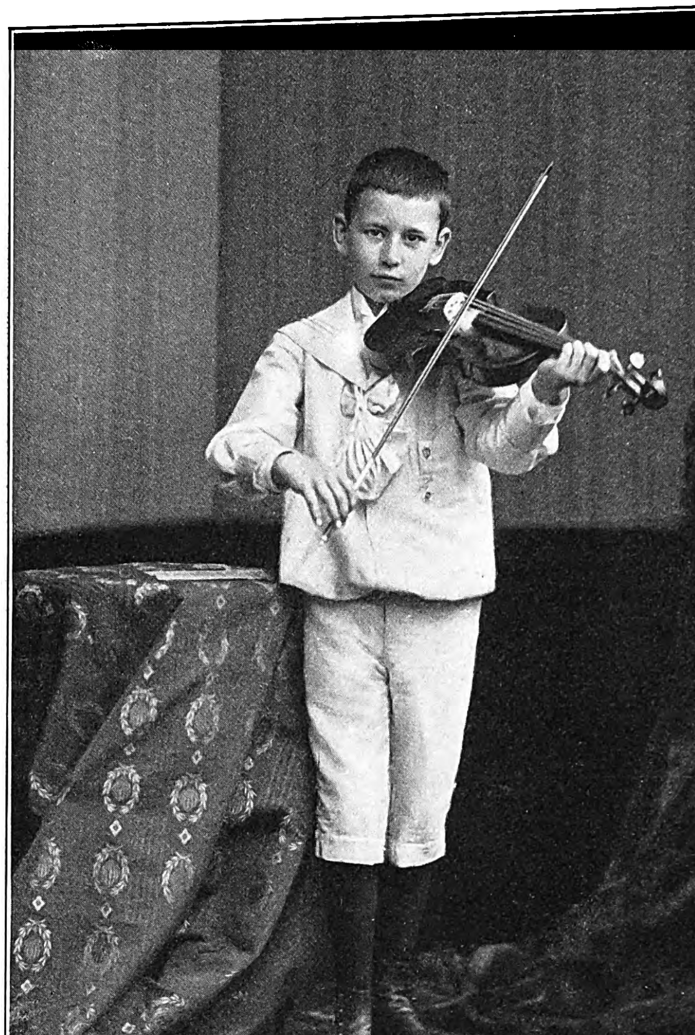
Auf dem Lido bei Venedig.

Wer den Seeweg nach Venedig der Eiſenbahnfahrt vorzieht, erblickt, bevor er die Lagunen zu ſehen bekommt, ein langes, ſchmales Eiland, das quer vor der Stadt liegt. Das iſt der Lido, der Ausflugsort, das Seebad und der Garten Venedigs. Hier kann auch der kleine Venezianer lebendigen Anſchauungsunterricht genießen; denn das für ihn fabelhafte Tier, das er in ſeiner Vaterſtadt nur in Erz gegoſſen ſieht, kann er hier in Fleiſch und Blut als Tramwaypferd, in ſeltenen Exemplaren auch als Droſchkengaul bewundern. Dieſe ſchmale Inſel liegt mit ihrer weſtlichen Langſeite Venedig gegenüber, während die öſtliche Seite dem freien Meer zugewendet iſt und wegen ihres langen, vom feinſten Sand bedeckten Strandes und des großen Salzgehaltes der Adria zu einem der ſchönſten Seebäder Italiens geworden iſt. Der unmittelbaren Nähe Venedigs und der prachtvollen Lage verdankt der Lido ſeinen von Jahr zu Jahr ſich ſteigernden Beſuch nicht nur italieniſcher Familien, ſondern auch ausländiſcher. Während der Saiſon ſind hier alle Hotels überfüllt, und meiſt muß man wochenlang vorher Zimmer beſtellen; die Badekabinen ſind zur Badezeit gewöhnlich ſämtlich beſetzt. Zarte und empfindliche Naturen, die das ſcharfe Klima und die kühlen Bäder der Nord- und Oſtſee nicht vertragen, befinden ſich hier in dem laulichen Waſſer der Adria außerordentlich wohl. Zwei Dampferlinien verbinden den Lido mit Venedig. Die eine, durch die kleinen Vaporetti bedient, führt zunächſt zum Giardino Pubblico und von da, an allen Stationen haltend, längs des Canale Grande bis zur Eiſenbahnſtation; die andere verbindet mittels großer Dampfer den Lido direkt mit der Riva degli Schiavoni, bzw. der Piazzetta. Vom Landungsplatz am Lido fährt eine Pferdebahn die kurze Strecke nach dem Stabilimento oder der eigentlichen Badeanſtalt. Das Stabilimento ſelbſt iſt ein umfangreicher Gebäudekomplex, in deſſen Mitte ſich eine Art Kaſino mit großem Saal und langer Terraſſe mit Ausblick auf das Meer befindet. Rechts und links ſchließen ſich Gebäude mit Badekabinen an, Einrichtungen für Hydropathie, Elektropathie, Heilgymnaſtik uſw. Die letzten Ausläufer dieſer Gebäude bilden die beliebten Strandhütten, eigenartige Gebäude, deren jedes von einer ganzen Familie bewohnt werden kann. Der hintere Teil wird als Ankleidekabine benutzt, während der vordere dazu dient, Beſuche zu empfangen, Sieſta zu halten und Mahlzeiten einzunehmen. Die Hütten werden für die Dauer der Saiſon gemietet, und hier verbringen die Familien den ganzen Tag; nur zu den Hauptmahlzeiten und zur Nacht kehren ſie in die Hotels zurück. Auf der Terraſſe, die den freien Ausblick auf das Meer und den Badeplatz gewährt, ſitzt das elegante Publikum an den kleinen marmornen Tiſchen, genießt die charakteriſtiſchen italieniſchen Erfriſchungen, wie gelato oder granito, oder ſchlürft die Eisgetränke durch Strohhalme, plaudernd oder dem Orcheſter lauſchend, das im Großen Saal jeden Nachmittag ſpielt. Und neben der eleganten Dame, die als kosmopolitiſche Erſcheinung an allen faſhionabeln Orten dieſelbe iſt, taucht die originelle Venezianerin auf, die, ohne Hut mit keck aufgeſtecktem Haar und in das traditionelle ſchwarze Tuch drapiert, durch den Reiz ihrer Bewegungen und die angeborene Anmut keck mit der Weltdame rivaliſiert. Unter der Terraſſe tummeln ſich die Badenden in den Wellen. Für die Damen iſt zwar ein beſonderer Platz reſerviert; die meiſten baden jedoch, wie es in den franzöſiſchen, belgiſchen und engliſchen Seebädern Sitte iſt, mit den Herren zuſammen.

Die eigentliche Badeſaiſon für die Italiener ſind die Monate Juli und Auguſt, während das internationale Publikum den Lido meiſt erſt im September aufſucht und hier bis Ende Oktober, ja oft bis Mitte November verweilt. Neben mehreren alten kleinen Gaſthäuſern bieten jetzt zwei große, mit allem modernen Komfort eingerichtete Hotels dem Fremden einen bequemen Aufenthalt. Das eine, das Hôtel des Bains, erhebt ſich erſt ſeit kurzem unmittelbar am Strand mit herrlicher Ausſicht auf das Meer, während das andere, Hôtel de Lido, an der Landungsſtelle liegt und eine prachtvolle Ausſicht auf Venedig und die Nachbarinſeln bietet. Auf der nächſten dieſer Inſeln, San Lazzaro, befindet ſich das berühmte armeniſche Kloſter der Mechitariſten, wo einſt Byron die armeniſche Sprache ſtudierte. Weiterhin blinken die Türme der Inſel San Giorgio

BOULDER

Maggiore, und am Horizont entrollt ſich das unvergleichliche Panorama Venedigs in ſeiner ganzen Pracht, in der Ferne von den Alpen überragt. Aber das altgewohnte Bild iſt verändert. Das Auge vermißt das alte Wahrzeichen, das der geſchmeidig-ſchönen Silhouette der Stadt trotzigen Halt gab, den Markusturm, und unwillkürlich erſchauern wir bei dem Gedanken, wie unendlich viel Schönes zugrunde gegangen wäre, wenn dieſer ſtolze Rieſe, ſtatt in ſich ſelbſt zuſammenzubrechen, die Markuskirche und den Dogenpalaſt ſterbend mit ſich geriſſen hätte. — Und wie lange werden uns dieſe Herrlichkeiten noch erhalten bleiben? Wie lange werden ihre Prachtmauern der Zeit trotzen, die Pfähle, auf denen ſie ſtehen, dem wühlenden Element widerſtehen können? — Tiefblauer Himmel wölbt ſich über ihnen; von der Sonne beſtrahlt, gleißen ſie in unbeſchreiblichem Farbenzauber und ſpiegeln ſich im Waſſer wie ein Feenmärchen. Eine Barke gleitet vorüber mit den roſa Segeln, die von der Briſe leicht geſchwellt ſind. Es wird Abend; die Sonne taucht wie ein Feuerball in das goldene Meer. Venedig verliert ſich in einem blaßvioletten Schleier, und in das Glockengeläute, das von den Inſeln und aus der Stadt zu uns herübertönt, miſcht ſich das helle Lachen der am Strande ſpielenden Kinder wie eine jauchzende Fanfare. St. Rejchan.



Der zehnjährige Violinvirtuos Franz v. Vecſey.

Nach einer Photographie des Hofphotographen E. Bieber in Berlin und Hamburg.

Das großherzogliche Schloß in Mannheim nach ſeiner Erneuerung.

Wo die Fluten des Rheins ſich noch träge und reizlos dahinwälzen, jeder landſchaftlichen Schönheit bar, die ihn ſo verſchwenderiſch erſt von der alten Biſchofsſtadt Mainz an auszeichnen, liegen die Schweſterſtädte Mannheim und Ludwigshafen. Düſter ſelbſt bei der hellſten Sonne, die ſich in den Wogen ſpiegelt, liegt das pfälziſche Induſtriezentrum vor uns, ein Wall von rauchenden Schloten, die mißfarbenen Qualm Tag und Nacht zum Himmel ſenden. Auf der Mannheimer Seite iſt das Landſchaftsbild weniger abſtoßend. Da begleiten dichte Weidenhecken und Laubwaldzüge das Gewäſſer und decken mit ihrem Grün den der Schweſterſtadt ähnelnden Charakter. Und wo ſich die Böſchungen lichten, da taucht mit einem Male die Rieſenarchitektur des Mannheimer Schloſſes vor unſeren Augen auf, bis vor wenigen Jahren noch unter wildem Efeu faſt verſteckt und alle Spuren des Verfalls an ſich tragend, heute neu erweckt und belebt durch eine alle Teile des gewaltigen Bauwerks umfaſſende Reſtauration. Sieben Jahre gingen ins Land, bis dieſe Rieſenarbeit geleiſtet war, und nahezu 1 Mill. ℳ an Koſten hat die großherzogliche Verwaltung dafür aufgewendet. Dieſe Zahlen werden verſtändlich, wenn man die Ausdehnung des Mannheimer Schloſſes kennt, das einen Flächeninhalt von 6 ha umfaßt, eine Frontlänge von 600 m und fünfzehnhundert Fenſter zählt. Von dem Gedanken ausgehend, daß dieſer Rieſenbau nur dann ſeiner Bedeutung auch in der Gegenwart gerecht werde, wenn die Renovation ſich an die urſprünglichen Formen anſchließt, iſt jenes Bauwerk aus dem achtzehnten Jahrhundert verjüngt wiedererſtanden und zeigt einen der hervorragendſten Repräſentanten des Barockſtils, ja vielleicht den gewaltigſten, den jene Zeit geſchaffen hat.

Der Schloßbau durchzieht, wie Oeſer in der ſoeben im Erſcheinen begriffenen „Geſchichte der Stadt Mannheim“ es eingehend ſchildert, die ganze Regierungszeit der Kurfürſten Karl Philipp und Karl Theodor und iſt in einem inzwiſchen wieder entfernten nordöſtlichen Anbau überhaupt nicht ganz vollendet worden. Zwei Fürſten, von denen der eine ſechsundzwanzig Jahre und der andere fünfundfünfzig Jahre regierte, erlebten nicht die Beendigung dieſes Baues. Ehe noch der rechte Flügel ganz fertiggeſtellt werden konnte, wurde der linke Flügel durch die Stürme der Zeit, durch Krieg und Brand wieder zerſtört. Es war eine ins Ungemeſſene gehende Unternehmung, und es iſt nur erſtaunlich, daß das Werk überhaupt bis zu ſolchem Umfang ausgeführt werden konnte, daß man nahezu ein Jahrhundert lang trotz einzelner Veränderungen doch an dem urſprünglichen Rieſenplane feſthielt und ihn wirklich nahezu vollſtändig ausführte. Es iſt ein Unikum in der deutſchen, ja in der allgemeinen Architektur; denn dieſes Schwelgen in Rieſenperſpektiven und mächtigen Linien, die nur durch kräftig wirkende Eckpavillons, durch den großen Mittelbau und die zu beiden Seiten des Schloßhofes liegenden Gebäudeteile der Kapelle und der Bibliothek unterbrochen werden, iſt wohl kaum anderwärts zu finden.

Der Grundplan des Mannheimer Schloſſes iſt folgender: Drei Baukomplexe, jeder in Hufeiſenform, ſind ſo zueinander gruppiert, daß die beiden ſeitlichen ſenkrecht zum mittleren liegen und mit dieſem durch eine Verlängerung ihrer nach vorn gelegenen Flügel verbunden ſind. Der Mittelbau ſchließt den großen Schloßhof ein und iſt durch halbkreisförmig vorſpringende Gitter gegen die Stadt abgeſchloſſen. Die beiden Seitenhöfe ſind nach hinten dort offen, wo die kurzen Flügel ſich nicht an den Mittelbau anſchließen. Das Äußere dieſes rieſenhaften Komplexes iſt ziemlich arm an bildhaueriſchem Schmuck; lediglich im Stil ſoll die architektoniſche Wirkung erzielt werden.

Ganz anders repräſentieren ſich die Innenräume und die Innendekoration, die den Höhepunkt des Barock und Rokoko darſtellen und durch ihre feinſinnige Anordnung wie prächtige Geſtaltung das Entzücken jedes Kunſtkenners hervorrufen. Vor allem gilt dies vom Wand- und Deckenſchmuck, geniale Kompoſitionen in Stuck von der feinſten Raumverteilung, der zarteſten Ornamentik, der virtuoſeſten Technik. Man nimmt an, daß dieſe meiſterhaften Stuckkompoſitionen von dem Künſtler-Brüderpaar Aſam herrühren, die zur Zeit jener Schloßausſchmückung am Hofe Karl Philipps wirkten. Zu den wertvollſten Innendekorationen des Schloſſes gehören weiterhin eine Fülle wundervoller Gobelins, die zumeiſt in der berühmten Manufacture des Gobelins in Paris vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hergeſtellt ſind und zu den ſchönſten und ſeltenſten Arbeiten dieſer Manufaktur gehören. Die höchſte künſtleriſche Entfaltung findet als Innendekoration ferner die Holzbildhauerei, und zwar in dem wohl einzig in ſeiner Art daſtehenden Bibliotheksbau. Ein mächtiger, nahezu drei Stockwerke hoher Saal, der in drei übereinander liegenden Galerien eine ſich über hundert Schränke erſtreckende Fülle von feinſten Holzbildhauerarbeiten aufweiſt, die ſich mit den reichen Stuckkompoſitionen am Plafond und an den Fenſterwänden zu einem Bilde höchſter Vollendung vereinen. Und über all dieſe verſchwenderiſchen Zeugniſſe eines hoch entwickelten Kunſtgewerbes breitet ſich ein rieſengroßes Plafondgemälde aus, Künſte und Wiſſenſchaften darſtellend, wie ſie der von Kronos entſchleierten Wahrheit entgegenſchreiten. Der Bibliotheksſaal iſt ſeit dem Jahre 1869 ſeinem urſprünglichen Zweck wiedergegeben und beherbergt heute nahezu 60 000 Bände, die als öffentliche Bibliothek gemeinnützigen Intereſſen dienen. An die Bibliothek ſchließen ſich die Großherzogliche Gemäldegalerie, das Kupferſtichkabinett, weiterhin die Sammlungen des Hofantiquariums und des Altertumsvereins, eine Sammlung von Gipsabgüſſen und ein Naturhiſtoriſches Muſeum an.

Den Schloßhof ſchmücken ein Reiterſtandbild Kaiſer Wilhelms I., von Eberlein im Jahre 1894 vollendet, und zwei von demſelben Künſtler geſchaffene Monumentalbrunnen, die den Wiedergewinn der deutſchen Kaiſerkrone aus dem alten Nibelungenſchatz und den Segen des freien deutſchen Rheins verſinnbildlichen.

Alfred Görnemanns Todesſturz.

Es war ein regengrauer Sonntag, der 11. Oktober, an dem ſich Robl, Dangla und Görnemann auf dem Dresdener Sportplatz im Hundert-Kilometer-Fahren meſſen ſollten. Am Nachmittag hellte ſich indes das Wetter ein wenig auf, und ſo konnte wider Erwarten das Rennen doch noch gefahren werden, das für einen der daran Beteiligten ſo verhängnisvoll werden ſollte. Görnemann wollte eigentlich an dieſem Tage in Plauen i. V. ſtarten, wo der Große Preis des Vogtlandes ausgefahren wurde; der Ehrgeiz, ſich mit Gegnern wie Robl und Dangla zu meſſen, trieb ihn jedoch nach Dresden. Hier war er den Freunden des Sports nicht mehr unbekannt; hatte er doch bereits am 27. September auf der Dresdener Bahn Rekords gefahren, die in jenem grauenvollen Rennen von dem Sieger Robl auch nicht annähernd erreicht worden ſind. Für die Tauſende von Zuſchauern ſtand es feſt, daß Görnemann diesmal als Sieger triumphieren werde, wenn ihm nicht etwa wiederum ein Unfall zuſtieße. Denn als „Pechvogel“ war er von jeher bekannt; immer kam ihm, wenn er den Sieg faſt ſchon errungen hatte, etwas dazwiſchen, ein Defekt an der Maſchine, ein Zuſammenſtoß, ein Sturz oder Ähnliches. Aber mit zäher Ausdauer hielt er an ſeinem halsbrecheriſchen Sport feſt, auch nachdem man ihn am 6. September d. J. im Zwei-Stunden-Rennen um den Friedenauer Goldpokal blutüberſtrömt und bewußtlos aus der Bahn getragen hatte.

So ſah ihn denn jener Sonntag wieder hinter dem fauchenden Motor. Schon war die reichliche Hälfte des Rennens zurückgelegt. Keiner der drei Fahrer gab dem anderen an Tempo etwas nach. Die Vorſprünge, die etwa der eine oder andere infolge der Unachtſamkeit der Gegner gehabt hatte, waren nahezu vollſtändig wieder ausgeglichen. Robl führt, ihm folgt dicht auf den Ferſen Görnemann, in etwas größerem Abſtand Dangla. Die Spannung unter den Zuſchauern hat den höchſten Grad erreicht. Wenn es jetzt Görnemann gelingt, Robl zu überholen, gehört ihm aller Wahrſcheinlichkeit nach der Sieg! Und der zähe, kleine Berliner ſetzt ſeine ganze Kraft ein; aller Blicke ſind auf ihn gerichtet, als er in der 139. Runde zum Vorſtoß anſetzt. Dicht hinter Robl fährt er die Kurve in die Höhe. Da, ein Schrei des Entſetzens! Vom Vorderrade des Motors hat ſich der Mantel gelöſt. Die Bahn verſperrend, ſteht das Fahrzeug quer darauf. Es ſchlägt um. Görnemann rennt mit ſeinem Rad dagegen an. Er ſtürzt mit furchtbarer Vehemenz kopfüber auf die ſteinharte Bahn, überſchlägt ſich, und noch einmal prallt ſein Kopf gegen den Zementſtein. Das alles iſt das Werk eines Augenblicks. Als den entſetzten Zuſchauern das ſchreckliche Ereignis zu klarem Bewußtſein gekommen war, da ſahen ſie den Körper des Verunglückten, lang ausgeſtreckt, wie leblos die ſteile Bahn hinabrollen. Eine Bahre nahm ihn auf, und man trug ihn hinweg. „Es iſt nicht ſo ſchlimm, nur eine leichte Gehirnerſchütterung; er iſt bei Bewußtſein und kann ſprechen“, ſo tröſtete man die von Entſetzen ergriffenen Zuſchauer. Als aber der kühle Herbſtabend herniederſank, da hatte der tollkühne Fahrer ſein Leben ausgehaucht. Sein Motorführer war mit zerſchundenen Gliedmaßen und zerfetzten Kleidern davongekommen.

Alfred Görnemann war 27 Jahre alt und der einzige Sohn begüterter Eltern in Berlin. Mit umflorten Bannern haben die Dresdener Radfahrer ſeinen Leichnam zum Bahnhof geleitet. Der Sarg verſchwand unter Blumen und Kränzen. H. G. Zimmer.

Der jüngſte Violinvirtuos.

Gleich zu Beginn der diesmaligen Berliner Konzertſaiſon, die wiederum mit lebhaftem Auftakt eingeſetzt hat, gibt es ein muſikaliſches Ereignis zu melden; ein Wunderkind nämlich iſt erſchienen. Aber das Wort Wunderkind hat ſo viel an Kredit verloren, daß man, um dem kleinen Franz v. Vecſey gerecht zu werden, beſſer tut, auf ihn dieſe Bezeichnung nicht anzuwenden, ſondern ihn unſeren Leſern gleich als das vorzuſtellen, was er iſt: ein wirklicher Künſtler. Denn dieſer zehnjährige Knabe beherrſcht ſeine Dreiviertelgeige mit erſtaunlicher Meiſterſchaft und erweiſt ſich nicht nur als glänzender Techniker, ſondern vermag auch den Geiſt der Kunſtwerke wiederzugeben und durchaus künſtleriſch zu ſchaffen.

Der am 23. März 1893 zu Budapeſt geborene Knabe, der jetzt von Direktor Größ in das Berliner Muſikleben eingeführt worden iſt, entſtammt einer künſtleriſch veranlagten Familie. Sein Vater iſt ein vorzüglicher Geiger, ſeine Mutter eine ungewöhnlich gute Pianiſtin, die Schweſter ſeiner Mutter, Frau Waldheim-Frommer, hat als Konzertſängerin in Berlin und Rotterdam Aufſehen erregt. Früh ſchon hörte der Knabe im elterlichen Hauſe gute Kammermuſik; mit fünf Jahren ſpielte Franz bereits ungariſche Weiſen nach dem Gehör auf ſeiner kleinen Violine und ein Jahr ſpäter öffentlich Schumanns „Träumerei“, ohne noch Unterricht gehabt zu haben. Dann unterwies ihn der Vater in ſeiner Kunſt; 1901 ward er Schüler des bekannten Violiniſten und Muſikpädagogen Hubay in Budapeſt, und bereits zwei Jahre ſpäter, im Mai 1903, erwies er ſich in der Schlußprüfung der dortigen Muſikakademie als vollkommener Künſtler — „er ſpielte, daß mir die Tränen rannen“, berichtete damals ein Muſiker in einem dortigen Fachblatt. Ein anderer Kritiker rühmte an dieſem zehnjährigen Knaben, der da plötzlich ganz unerwartet als ein Künſtler vor den unvorbereiteten Hörern ſtand, das hochentwickelte muſikaliſche Empfinden, den Sinn für prägnante Rhythmik, die ſpielende Leichtigkeit in der Beherrſchung alles Techniſchen. Bei dem gegenwärtigen Auftreten des Knaben in Berlin hat die Kritik dieſe Urteile durchaus beſtätigt. Ein Künſtler aber, David Popper, erklärte, der kleine Vecſey ſei das größte Geigergenie, das ihm in ſeiner langjährigen Künſtlerlaufbahn je begegnet ſei; man ſtehe vor einem Wunder, wenn man dieſes zehnjährige Kind, die haarſträubendſten Schwierigkeiten der Violinliteratur ſpielend, wie ſelbſtverſtändlich bewältigen ſieht, mit einer Kühnheit des Draufgehens, einer Größe des Tons, einer Reife des Ausdrucks und der Auffaſſung, die den Hervorragendſten ſeines Faches zur Ehre gereichen würde. Großes Intereſſe hat dem jugendlichen Kollegen auch Meiſter Joachim erwieſen. Beide Konzerte des Knaben begeiſterten die muſikaliſche Welt; man bewundert ebenſo ſehr ſeine hohe muſikaliſche Intelligenz wie ſeine meiſterliche Technik. Weſen und Erſcheinung des jungen Vecſey laſſen niemals den fatalen Gedanken eines Wunderkindes aufkommen: kindliche Unbefangenheit, offenes, liebenswürdiges Weſen ſind ihm eigen und laſſen hoffen, daß Franz v. Vecſey nicht dem Virtuoſentum verfallen, ſondern aufſteigen wird zu echter Künſtlerſchaft.

Das Brockengeſpenſt in den Dolomiten.

Nicht nur auf dem Scheitel des Brockens zeigt ſich das ſog. Brockengeſpenſt. Unter günſtigen Umſtänden kann die gleiche Erſcheinung auch auf anderen Bergkämmen beobachtet werden. Beſonders häufig mag dies in den Dolomiten Südtirols der Fall ſein, da dort die geeigneten Vorbedingungen des Phänomens, freiſtehende turmartige Felsgipfel, von tiefen kühlen Klüften umgeben, beſonders reichlich vertreten ſind. Hier bieten die kühnen Türme und Wände mit ihren wunderbaren Farbengegenſätzen und bizarren Formen ſelbſt dem langjährigen Kenner immer neue Überraſchungen. Wenn Nebelſchleier, aus den ſchattigen Schluchten aufſteigend, die Wände umflattern, bald dieſe, bald jene Zinne verhüllend und im nächſten Moment ſie in ſtaunenerregender Iſolierung wieder freigebend, wenn in hundert Riſſen und Kaminen der Wind ein vielſtimmiges, aber gedämpftes Konzert aufführt, wird aus dem Felskoloß ein wahres Zauberſchloß, wo Auge und Ohr ihre blauen Wunder erleben. Die Berggeiſter flüſtern und murmeln in düſteren Höhlen; faſt wähnen wir von ihren durchſichtigen Fingern ergriffen zu werden und nehmen uns allen Ernſtes vor, durch ihre leiſen Lockſtimmen uns zu keinen Unvorſichtigkeiten verleiten zu laſſen.

Mit Hand und Fuß an ſchmalen Griffen und Bändern bald ſenkrecht aufwärts kletternd, bald wagerecht traverſierend, ſuchen wir dem Berg ſein Geheimnis abzuringen, ſeiner höchſten Zinne uns zu nähern. Der Ernſt des Kampfes mit den ſtarren Felſen verdrängt den Gedanken an überſinnliche, ſagenhafte Weſen — da — plötzlich, beim Hinaustreten auf einen Vorſprung, wo die Morgenſonne unſeren Rücken wieder wohltuend erwärmt und vor uns, aus gähnender Tiefe, leuchtende Nebelſchwaden aufbrodeln, ſteht er da — der Berggeiſt! — rieſengroß im wallenden grauen Mantel, der Kopf von einem Lichtkreis umgeben, deſſen ſchwache Regenbogenfarben wie die Flammen im Opal ſchimmern. Der Nebel wird dichter — das Geſpenſt ſcheint ſich zu nähern und wird dabei kleiner, aber deutlicher. Es äfft uns jede Bewegung nach, verdünnt ſich wieder, ſchwankt und verſchwindet. Dafür erſcheint, wo der Nebel geweſen, jetzt eine helle, beleuchtete Zackenkrone, deren roſiges Geſtein wie mit grauem Spitzengewebe überſponnen iſt. — Dort oben ſteht der Gipfelſteinmann als Zeuge der früheren Anweſenheit Sterblicher und mahnt uns an das vorgeſteckte Ziel.

In unſerem Bilde (S. 597) hat ſich der Künſtler eine Freiheit erlaubt, um Urſache und Wirkung klarer vor Augen zu führen. In Wirklichkeit iſt in den meiſten Fällen jedem Beſchauer nur ſein eigenes Bild, als Schatten in die Nebelmaſſe projiziert, ſichtbar, wobei der Kopf den Ausgangspunkt eines Schattenkegels bildet und darum am deutlichſten in den Umriſſen erſcheint. Nur wenn der Nebel ſehr dicht und nicht zu weit entfernt iſt, kann es vorkommen, daß die Schattenbilder nebeneinander ſtehender Perſonen als ganze Figuren für beide ſichtbar werden; dann ſind auch die Umriſſe der Glieder ſowie ihre Bewegungen ſehr deutlich abgebildet.

Am häufigſten tritt die Erſcheinung an hellen Herbſtmorgen auf, wenn das die Täler ausfüllende Nebelmeer knapp bis an einen ſchroffen Bergkamm, z. B. an den Weſtrand die Schlernplateaus, hinanſteigt und die Strahlen der tiefſtehenden Sonne den Schatten des Beſchauers mit dem des Berges auf den wallenden Nebel in faſt gleicher Höhe wirft.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— Das bereits erwähnte Preisausſchreiben für das in Hannover zu errichtende Bennigſen-Denkmal, für das man an eine in Granit und Bronze auszuführende Brunnenanlage mit dem Bildnis des Verſtorbenen denkt, fordert die Einſendung der Entwürfe zum 1. Juli 1904. Die ausgeſetzten Preiſe betragen 3000, 2000 und dreimal 500 ℳ.

— Die gegenwärtig in Brüſſel ſtattfindende Große Belgiſche Kunſtausſtellung umfaßt rund 2000 Werke. Etwa ein Achtel derſelben entfällt auf die auswärtige Beteiligung, bei der von Deutſchen unter anderen Kampf, Bartels und Oppler, von Franzoſen der Bildhauer Rodin und der Maler E. Blanche hervortreten. In geſchloſſener Reihe ſind die allbekannten heutigen belgiſchen Bildhauer, Meunier, Lagae, Lambeaux, Rouſſeau uſw., erſchienen. Unter den Malern findet neben dem originellen Laermans als neue Erſcheinung Henri Thomas Beachtung, der in einer „Venus“ mit einer an Stevens erinnernden maleriſchen Tüchtigkeit künſtleriſche Anregungen verbindet, die von Félicien Rops herſtammen.

— Eine internationale Ausſtellung von Kunſtwerken jeder Art, Gemälden, Skulpturen und graphiſchen Darſtellungen, die ſich auf Sport und Jagd beziehen, hat am 15. Oktober die Hofkunſthandlung von Pietro Del Vecchio in Leipzig eröffnet. In etwa dreihundert Werken von rund hundert Künſtlern verſchiedenſter Herkunft, unter denen die auf dieſem Gebiet bekannteſten Namen vertreten ſind, bietet ſie einen ebenſo intereſſanten wie nahezu erſchöpfenden Überblick über den gegenwärtigen Stand darſtellender Kunſt, ſoweit dieſe mit Jagd und Sport ſich beſchäftigt.

— Durch Hugo Helbing in München gelangt dort, wie bereits kurz gemeldet, vom 26. Oktober ab die in der Auflöſung begriffene vielgenannte Galerie Henneberg zu Zürich zur öffentlichen Verſteigerung. Iſt auch eine Reihe ihrer bedeutendſten Beſitzſtücke bereits auf dem Wege direkten Verkaufs veräußert worden, ſo bleibt doch immerhin noch ein Beſtand, der die Beachtung nicht bloß privater Liebhaber, ſondern auch öffentlicher Sammlungen beanſpruchen darf. Böcklins „Nacht“ und desſelben Meiſters „Burgruine am Meer“, die „Piazza d'Erbe“ und der ſog. „Kaſſeler Karton“ von Adolf Menzel, die „Bacchantenfamilie“ von Makart, die „Braut von Korinth“ und der „Tannhäuſer“ von Gabriel Max, eine ganze Reihe von Bildern Stucks, Piglheins und Vautiers, deſſen „Zweckeſſen auf dem Lande“ ein Hauptwerk des Künſtlers iſt, und noch manches andere Bild, wie „Jeruſalem“ von Leſſer Ury, die „Landſchaft“ von C. F. Leſſing, der „Ghetto“ von Knaus, der „Brand von Rom“ von Piloty, ſtellen einen künſtleriſchen Beſitz von nicht geringem Wert dar. Kaum geringere Aufmerkſamkeit darf eine reiche Zahl von Handzeichnungen beanſpruchen, mit denen Menzel, Knaus und Vautier vertreten ſind. Die aus ſechsundachtzig Stücken beſtehende Sammlung von Bildern alter Meiſter fordert allerdings zu kritiſcher Betrachtung der Namen heraus, auf die ſie getauft ſind; doch findet auch hier unter den Gemälden holländiſcher Herkunft ſich manche ſehr bemerkenswerte Arbeit.

— Im Ernſt-Ludwig-Hauſe auf der Mathildenhöhe zu Darmſtadt hat H. Olbrich, der Führer der dortigen Künſtlerkolonie, eine vom Großherzog eröffnete Ausſtellung für Architektur und Innendekoration veranſtaltet, die neben drei fein abgeſtimmten Interieurs, einem Speiſe-, einem Arbeits- und einem Schlafzimmer, vor allem durch die Pläne und Modelle der Räume feſſelt, in denen auf der Weltausſtellung zu St. Louis das Kunſtgewerbe der ſüdweſtdeutſchen Staaten ſich zur Schau bringen wird. Dazu geſellen ſich weiterhin die Entwürfe zu dem neuen Bahnhofsgebäude für Baſel, zu den Anlagen des Kurbads Königswart in Böhmen, zu dem vielbewunderten heſſiſchen Zimmer auf der Ausſtellung in Turin, zu Villen in Berlin und in Cronberg ſowie die Vorarbeiten für die nächſtjährige Darmſtädter Ausſtellung, die drei auf die Bedürfniſſe des Mittelſtandes berechnete, künſtleriſch durchgebildete Wohnhäuſer vorführen ſoll. Nicht bloß eine reiche künſtleriſche Arbeit feſſelt in dieſen Werken Olbrichs, ſondern vor allem auch ein immer klarer und ſicherer ſich ausſprechendes Zielbewußtſein ſeines auf dem Gebiet moderner Architektur und Innenausſtattung reformatoriſch eingreifenden Wirkens.

— In der Zeit vom 28. November d. J. bis 23. Februar 1904 findet in St. Petersburg unter dem Protektorat der Großfürſtin Eliſabeth Mawrikiewna eine internationale Ausſtellung künſtleriſcher und kunſtgewerblicher Erzeugniſſe in Metall und Stein ſtatt, die namentlich Schmuckkunſt, Gemmenſchnitt, Moſaik und Gerät in Edelmetall vorführen ſoll. In zwei Gruppen wird die ruſſiſche und die ausländiſche europäiſche Produktion, in einer dritten die des Orients zur Anſchauung gelangen. Die Programme des Unternehmens ſind von dem Kommiſſariat der Ausſtellung zu beziehen und zur Einſicht überdies bei dem Älteſten-Kollegium der Berliner Kaufmannſchaft niedergelegt.

— Von der Kunſtgewerbeſchule zu Magdeburg iſt Paul Bürck, der von ſeinem vielverſprechenden Auftreten in Darmſtadt her bekannt gewordene Meiſter moderner dekorativer Kunſt, nach Berlin übergeſiedelt und an ſeine Stelle Ferdinand Nigg aus Berlin als Lehrer berufen worden.

— Eine Aufſehen erregende Mitteilung läuft durch die Zeitungen, ohne bisher Widerſpruch zu finden. Im Intereſſe deutſcher Kunſt war von dem deutſchen Generalkonſul Wever in Chicago eine dort zu veranſtaltende Ausſtellung von etwa hundert vorzüglichen Bildern deutſcher Herkunft angeregt und um deren Auswahl Artur Kampf, der an der Akademie zu Berlin als Lehrer erfolgreich wirkende Meiſter, erſucht worden, der indes, als er den Auftrag übernommen hatte, vom preußiſchen Kultusminiſter die Weiſung erhielt, der Sezeſſion angehörige Künſtler auszuſchließen, und daraufhin auf die weitere Fortführung des nun vereitelten Unternehmens verzichtete.

Theater und Muſik.

— Im Schiller-Theater zu Berlin fand das neue romantiſche Trauerſpiel „San Marcos Tochter“ von Artur Fitger freundliche Aufnahme. — Mit der neuen dreiaktigen Komödie „Biscotte“ (im franzöſiſchen Original heißt es „Le cadre“) von Pierre Wolff erzielte das Trianontheater freundlichen, wenn auch nicht ſtarken Erfolg.

— Hebbels Tragödie „Gyges und ſein Ring“ erweckte im Deutſchen Schauſpielhaus zu Hamburg bei ihrer erſten dortigen Aufführung beſte Wirkung. Beſonders wurden die Vertreter der Hauptrollen gerühmt.

— Zwei neue Stücke, das einaktige Schauſpiel „Die Weisheit der Aſpaſia“ von M. Loebel und „Madame Pompadour“, Luſtſpiel von Thilo v. Trotha, gingen im Stadttheater zu Altona in Szene. Beide Stücke brachten es aber zu keinem lebhafteren Beifall.

— Das neue fünfaktige Trauerſpiel „Peter Hawel“ von dem Grafen v. Keyſerling trug im Münchener Schauſpielhaus lebhaften Beifall davon. Die Handlung bietet wirkungsvolle Szenen, worin beſonders der Held, ein unglücklicher Bauer, ergreifend wirkt. Er hat die ſittenloſe Tochter ſeines verſtorbenen Gutsherrn geheiratet, wird von ihr betrogen und verlaſſen. Trotzdem nimmt er ſie wieder auf. Nachdem er ſie getötet hat, endet er durch Selbſtmord. Das kraftvolle Talent des Verfaſſers flößte namentlich in den tragiſchen Momenten des Stückes Intereſſe ein.

— Viel Beifall rief Ibſens „Nordiſche Heerfahrt“ im Hoftheater zu Hannover bei der erſten Aufführung hervor; nur ſtörte zuweilen die zu rhetoriſche Vortragsweiſe einiger Darſteller.

— Mit dem tragikomiſchen Drama „Erdgeiſt“ von Frank Wedekind erzielte das Intime Theater in Nürnberg ſtarken äußeren Erfolg.

— Maeterlincks poſſenhaftes neues Stück „Die Wunder des heiligen Antonius“ kam im Schauſpielhaus zu Frankfurt a. M. zum erſtenmal in Deutſchland zur Aufführung, vermochte aber beim Publikum keinen Beifall zu finden, weil der abſonderliche Inhalt des Stückes befremdend wirkte.

— Im Hoftheater zu Wiesbaden gefiel das neue Stück „Der ſiebzigſte Geburtstag“ von Lee.

— Das neue Drama „Der General des Zaren“ von Guido Herbſt errang ſich im Stadttheater zu Bremen bei der erſten Aufführung günſtigen Erfolg.

— Im Deutſchen Volkstheater zu Wien wurde das neue Luſtſpiel „L'Amoureuſe“ von G. Porte-Riche unter dem deutſchen Titel „Verliebt“ aufgeführt, jedoch erweckten nur die erſten Akte Beifall.

— Im Alten Theater zu Leipzig trug die neue Operette „Bruder Straubinger“ von Edmund Eysler (Text von M. Weſt und J. Schnitzer) nur nach den beiden erſten Akten lebhafteren Beifall davon, der letzte hinterließ aber mehr Überdruß als Gefallen. Die geſchmackloſe, in manchen Szenen kindiſche Handlung kann nur geringen Anforderungen genügen, wenn auch manches zum Lachen reizt. Als Held des Stückes wird der luſtige Vagabund Straubinger ſpäter läſtig durch die Komik als hundertundvierzehnjähriger Invalide, beſonders mit der witzarmen Erzählung von der Schlacht von Zenta. Die Eyslerſche Muſik enthält einige gefällige Lieder, Couplets und Terzette, beſitzt aber wenig Originalität und iſt faſt durchweg nach der Schablone der Wiener Walzeroperette ausgearbeitet. Von den Mitwirkenden gefielen am beſten die Vertreter der beiden Hauptrollen (Straubinger und Oculi, das wilde Mädchen).

— Ein neues Luſtſpiel „Das Teſtament des Oheims“ von A. Santalena ging im Roſſini-Theater zu Venedig zum erſtenmal in Szene und trug guten Erfolg davon.

— Zum erſtenmal in ruſſiſcher Sprache wurde Gorkis „Nachtaſyl“ im Stadttheater zu Riga aufgeführt.

— Eine neue Volksoper „Röslein im Hag“ von Cyrill Kiſtler fand im Stadttheater zu Elberfeld bei der erſten Aufführung freundliche Aufnahme.

— Die Oper „Die verſunkene Glocke“ von H. Zöllner wurde, neu einſtudiert, im Hoftheater zu Darmſtadt mit Erfolg aufgeführt. Der Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland ſowie die fürſtlichen Gäſte wohnten der Vorſtellung bei.

— Im Stadttheater zu Bremen wurde die neue Oper „Jodocus, der Narr“ von Oskar Schröter mit gutem Erfolg zum erſtenmal aufgeführt. Das Talent des Komponiſten erregte warmes Intereſſe.

— Die neue Oper „Zaïre“ von P. De La Nux brachte es im Deutſchen Theater zu Prag nur zu mäßigem Erfolg, jedoch wurden die Erfindungsgabe und die Gewandtheit des Komponiſten, der manches zu theatraliſch behandelt hat, anerkannt.

— Die Probeaufführung der Oper „La Tosca“ von Puccini (Text nach Sardou von Illica und Giàcoſa) in der Komiſchen Oper zu Paris hatte ſtarken äußeren Erfolg. Am beſten gefiel der dritte Akt.

— In einem Konzert der Muſeumsgeſellſchaft in Frankfurt a. M. wurde die noch unbekannte Vierte Symphonie in Es-dur von Anton Bruckner vorgetragen und mit Beifall aufgenommen.

Totenſchau.

v. Arnſtedt, Kommandeur der 1. Kavalleriebrigade, vorher Kommandeur des oſtaſiatiſchen Reiterregiments, † in Königsberg i. Pr. am 15. Oktober.

Karl Auguſt Buz, Kommerzienrat in Augsburg, Generaldirektor der Aktiengeſellſchaft Union (vordem ſeine eigenen großen Zündholzfabriken in Augsburg und Deggendorf), auch an anderen großen induſtriellen Unternehmungen beteiligt, am 13. November 1841 zu Augsburg geboren, † daſelbſt am 15. Oktober.

Dr. **Richard Fellinger**, hervorragender Fachmann auf dem Gebiet der Elektrotechnik, K. K. Baurat, ſeit 1881 Direktor und Generalrepräſentant des Wiener Hauſes der Firma Siemens u. Halske, das heute in drei Fabriken zu Wien und Leopoldau etwa 2500 Arbeiter und mehr als 500 Beamte beſchäftigt, am 11. März 1848 zu Elberfeld geboren, † in Wien am 13. Oktober.

Ernſt Friedrich Gieſe, Architekt, 1860 bis 1872 Profeſſor an der Akademie in Düſſeldorf, ſeit 1872 in Dresden, wo er ſich 1874 mit dem Architekten Paul Weidner zu gemeinſamer Tätigkeit verband, 1878 bis 1901 Profeſſor an der dortigen Techniſchen Hochſchule, mit Weidner Erbauer des Stadttheaters und der Kunſthalle in Düſſeldorf, der Lutherkirche und des Zentralbahnhofs in Dresden, der Peterskirche in Leipzig, der Oberlauſitzer Bank in Zittau und des Gewandhauſes in Bautzen, am 16. April 1832 zu Bautzen geboren, † in Charlottenburg am 12. Oktober.

Robert Gumpl, Hofrat, Direktor des Hauptpunzierungsamts in Wien, † daſelbſt am 12. Oktober im 63. Lebensjahr.

Dr. **Karl Jaenicke**, Zweiter Bürgermeiſter von Breslau, der ſich auch als Dichter von Novellen, Romanen („Herzog Heinrich IV.“), Luſtſpielen und lyriſchen Gedichten einen geachteten Namen erworben hat, am 13. November 1849 geboren, † in Breslau am 10. Oktober.

O. Jungk, Profeſſor, Förderer des Bildungswerks an den Taubſtummen, fünfzig Jahre lang Lehrer und Leiter der Herzoglichen Taubſtummenanſtalt in Koburg, † in Berlin am 10. Oktober im 88. Lebensjahr.

Camille du Locle, franzöſiſcher Librettiſt, der die Operntexte zu „Don Carlos“ und „Aida“ von Verdi ſowie zu „Sigurd“ von Erneſt Reiher lieferte, 1871 bis 1877 Direktor der Pariſer Komiſchen Oper, † auf Capri vor kurzem.

Viktor Luntz, Architekt, 1885 bis 1891 Profeſſor für mittelalterliche Baukunſt an der Techniſchen Hochſchule in Wien, ſeit 1891 Profeſſor an der Akademie der bildenden Künſte daſelbſt, Reſtaurator der Kirche Maria am Geſtade in Wien, der auch den Plan für die Freilegung und Reſtaurierung der Minoritenkirche daſelbſt ausgearbeitet hat, am 8. März 1840 zu Ybbs geboren, † in Wien am 12. Oktober.

Valérie Marrene, polniſche Schriftſtellerin franzöſiſcher Herkunft, die zahlreiche Erzählungen ſowie kunſt- und literarhiſtoriſche Eſſays verfaßt und die Dramen Ibſens ins Polniſche überſetzt hat, † in Warſchau vor kurzem im 70. Lebensjahr.

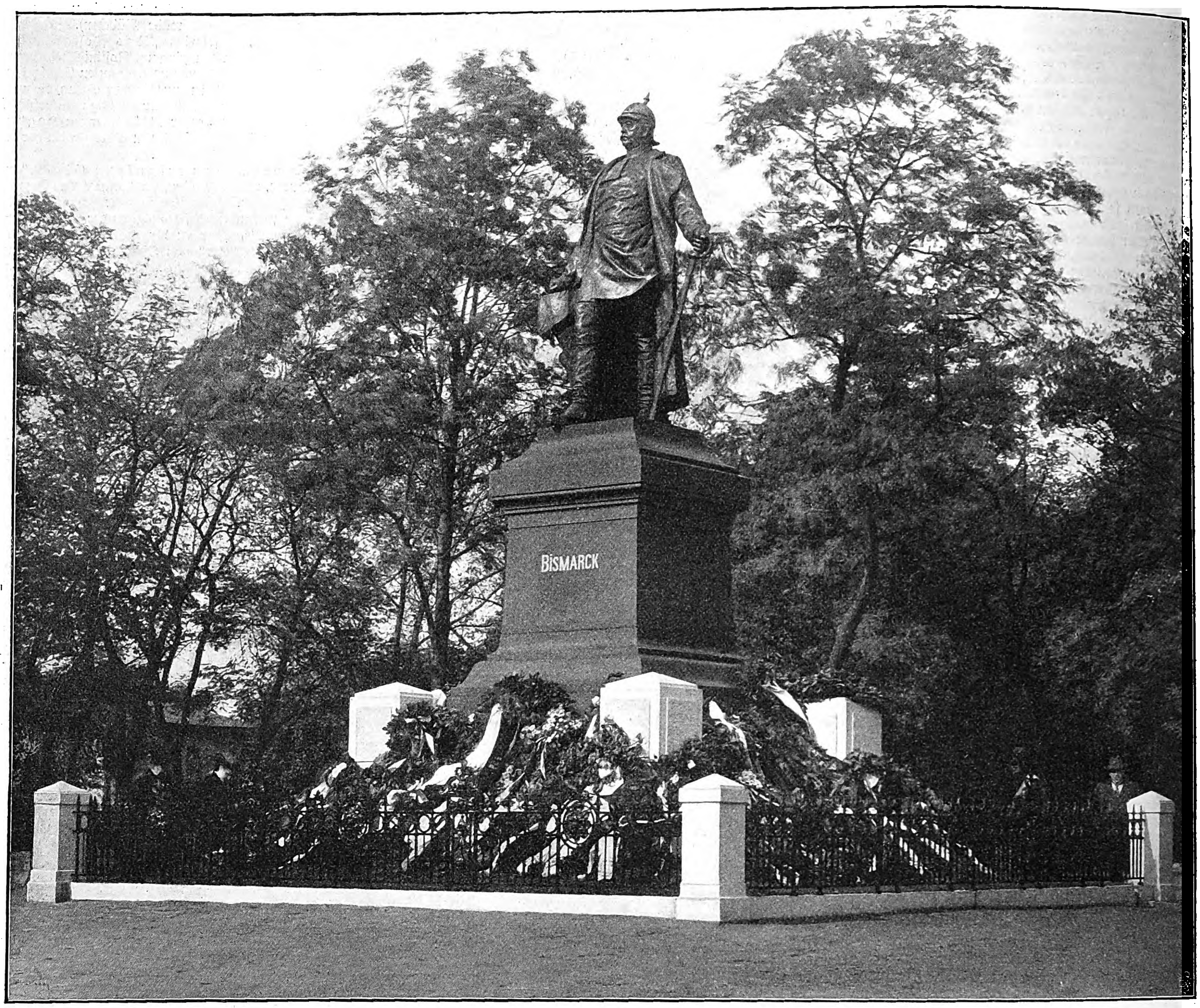
Dr. **Franz Miſteli**, gediegener Forſcher auf dem Gebiet der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft, ehemals Profeſſor an der Univerſität Baſel, Verfaſſer zahlreicher und wertvoller Abhandlungen für die von Lazarus und Steinthal herausgegebene „Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft“, Autor des Werkes „Charakteriſtik der hauptſächlichſten Typen des Sprachbaues“ (1893), das eine völlige Neubearbeitung des 1861 von Steinthal unter dieſem Titel herausgegebenen Buches iſt, am 11. März 1841 geboren, † in Fallenbach bei Brunnen (Schweiz) vor kurzem.

Heinrich Moehl, Profeſſor, Leiter der meteorologiſchen Station Kaſſel, verdient durch verſchiedene Arbeiten über Geologie, Wetterkunde, Botanik und Urgeſchichte, 1832 zu Rauſchenberg geboren, † vor kurzem in Kaſſel.

Rudolf Oldenbourg, Verlagsbuchhändler in München, om 15. Dezember 1811 zu Leipzig geboren, † in München am 10. Oktober.

Dr. **Ferdinand Richter**, emeritierter Prediger, Vertreter des kirchlichen Liberalismus, 1862 bis 1879 Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, wo er zuerſt der Fraktion Grabow, hierauf dem linken Zentrum und ſchließlich der Nationalliberalen Partei angehörte, am 25. Februar 1822 geboren, † in Mariendorf bei Berlin am 12. Oktober.

Dr. **Demeter Roſetti**, konſervativer rumäniſcher Politiker, unter dem Fürſten Alexander Cuſa, der ſein Schwager war, Unterrichtsminiſter, wiederholt Senats- und Kammerpräſident, Präſident des Appellhofs zu Jaſſy, † daſelbſt in der erſten Woche des Monats Oktober im Alter von 72 Jahren.



Das am 11. Oktober enthüllte Bismarck-Denkmal in Poſen. Modelliert von Prof. Guſtav Eberlein.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von J. Engelmann in Poſen.

Sartori, Geh. Kommerzienrat und Vorſitzender der Handelskammer in Kiel, Präſident des Deutſchen Nautiſchen Vereins, verdient um die Entwicklung Kiels und das Aufblühen des deutſchen Seeweſens, † in Kiel am 15. Oktober.

Richard Henry Savage, amerikaniſcher Romanſchriftſteller von kräftiger Phantaſie und energiſchem Darſtellungstalent, deſſen bekannteſtes Werk der auch für die Bühne bearbeitete Roman „Meine offizielle Frau“ iſt, bis 1871 und wieder 1898 (auf Kuba) amerikaniſcher Offizier, in der Zwiſchenzeit in ägyptiſchen Dienſten, 1845 zu Utica geboren, † in Neuyork vor kurzem.

Wilhelm Schneider, Königlicher Hofſchauſpieler und Regiſſeur in München, wo er im letzten Frühjahr das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ſeiner Zugehörigkeit zum dortigen Hoftheater feierte, vorher am Hoftheater in Schwerin tätig, 1847 zu St. Petersburg geboren, † in München am 17. Oktober.

Dr. **Domenico Tibone**, hervorragender italieniſcher Gynäkolog, ſeit 1865 Leiter der Univerſitäts-Frauenklinik in Turin, 1833 geboren, † in Rom vor kurzem.

v. **Tſchirſchky u. Bögendorff**, 1869 bis 1. April 1887 Generaldirektor der Sächſiſchen Staatseiſenbahnen, vorher zuerſt proviſoriſch (1. Februar 1853), dann endgültig (1. April 1855) an der Spitze der Königlichen Staatseiſenbahndirektion in Dresden, 1894 bis vor kurzem Vorſitzender des Verwaltungsrats der Dresdener Bank, Wirkl. Geh. Rat, am 12. März 1818 zu Dresden geboren, † daſelbſt am 8. Oktober.

Dr. **Karl Eugen Valuſſi**, Fürſtbiſchof von Trient ſeit Mai 1886 und kraft ſeines Amtes Mitglied des öſterreichiſchen Herrenhauſes ſowie des Tiroler Landtags, ein Gegner des italieniſchen Radikalismus im Trentino, 1837 in Friaul geboren, † auf ſeinem Luſtſchloß Alle Sarche am 11. Oktober.

Das Bismarck-Denkmal in Poſen.

In der Hauptſtadt der preußiſchen Provinz Poſen hat am 11. Oktober in Gegenwart der Miniſter Frhr. v. Rheinbaben und Frhr. v. Hammerſtein ſowie des Fürſten und der Fürſtin Herbert Bismarck die Enthüllung des vom Bildhauer Guſtav Eberlein geſchaffenen Bismarck-Denkmals ſtattgefunden. Die erhebend verlaufene Feier geſtaltete ſich zu einer bedeutſamen Kundgebung für das Deutſchtum im Oſten der Hohenzollernmonarchie und für die Durchführung des preußiſchen Staatsgedankens an den Ufern der Warthe. Major v. Tiedemann-Seeheim, der Vorſitzende des Denkmalsausſchuſſes, hielt die Feſtrede, die in dem Satze gipfelte, dem neu erwachten deutſchen Geiſt ſei es ein Bedürfnis, ein Bismarck-Denkmal in Poſen zu errichten als ſichtbaren Ausdruck der treuen deutſchen Dankbarkeit, als feierliches Gelübde und ſtete Mahnung, niemals der Aufgabe untreu zu werden, die deutſche Vorherrſchaft im Oſten auf einen unzerſtörbaren Fels zu ſtellen. Nach der Enthüllung übergab Major v. Tiedemann dem Oberbürgermeiſter Dr. Wilms das Denkmal, der es in die Obhut der Stadt mit einer Anſprache übernahm, welche mit einem begeiſtert aufgenommenen Hoch auf Kaiſer Wilhelm ſchloß.

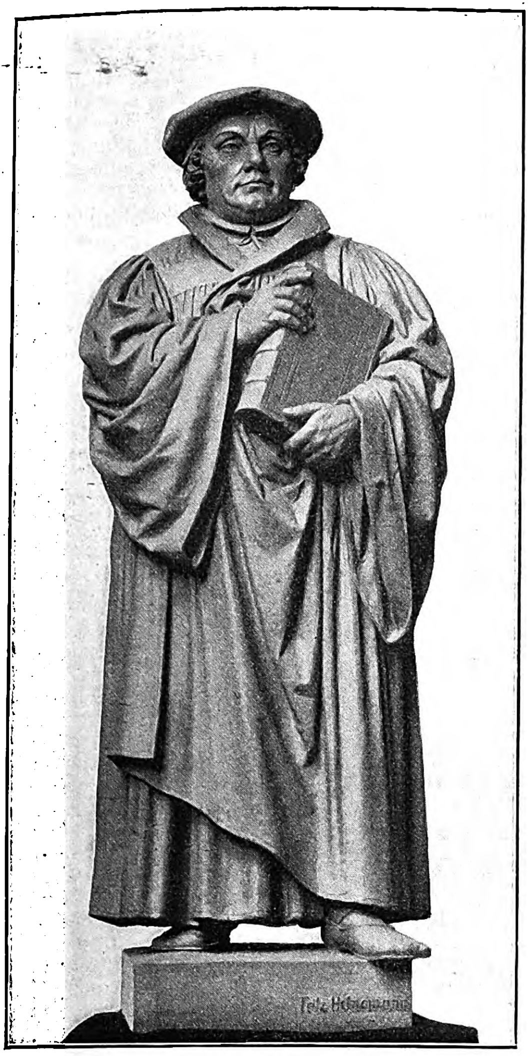
Im Saale des Zoologiſchen Gartens fand darauf ein Feſtmahl ſtatt, wobei unter anderen Miniſter Frhr. v. Hammerſtein das Wort ergriff, um im Namen der preußiſchen Staatsregierung die Gefühle des Dankes und der Anerkennung zum Ausdruck zu bringen für die unabläſſige treue Mitarbeit von Stadt und Provinz in dem ſchweren Kampfe, den hier Deutſchtum und preußiſche Staatsregierung zu führen hätten. Der Redner feierte das ſoeben enthüllte Denkmal als ein Wahrzeichen insbeſondere für die Deutſchen in der Provinz Poſen, als ein Wahrzeichen deutſcher Geſinnung und Tatkraft und verſicherte den Landsleuten in Poſen, daß ſie nicht allein und vereinzelt, nicht von den Stammesgenoſſen abgeſondert und verlaſſen auf der Breſche ſtänden, ſondern daß das geſamte deutſche Volk und die Regierung an der Spitze ſchützend und fördernd ihnen zur Seite ſtehen. Der Miniſter ſchloß mit einem Hoch auf die Provinz.

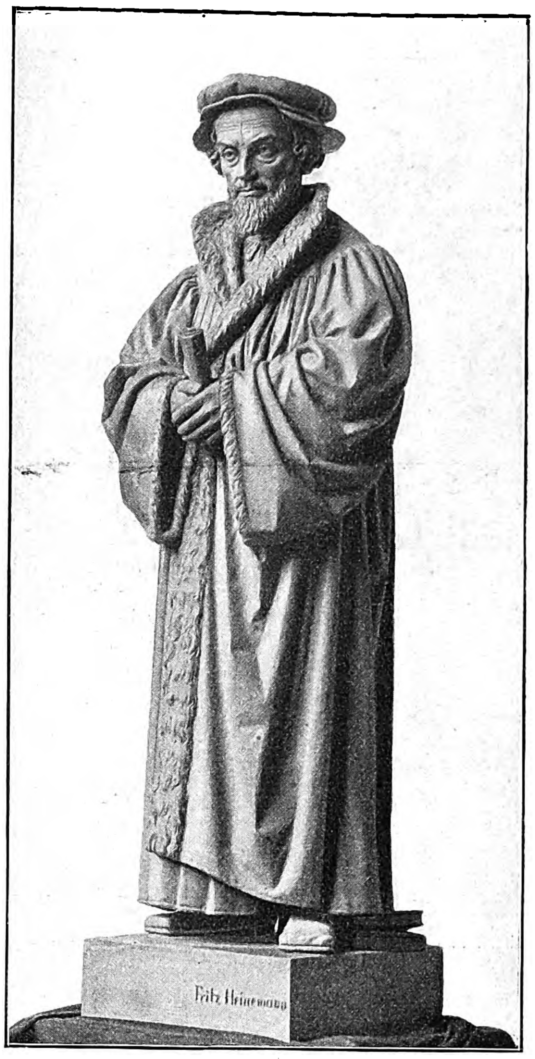
Den Abſchluß der Feier bildeten am Abend zwei Kommerſe; auf dem im Zoologiſchen Garten nahm der Miniſter Frhr. v. Rheinbaben das Wort. Er betonte, daß die Staatsregierung die Deutſchen in Poſen nie verlaſſen würde. Der Kaiſer habe im letzten Herbſt beſtätigt, daß weder an der Sprache noch an der Religion der anders ſprechenden Bewohner Preußens gerüttelt werden würde; aber es verſtände ſich anderſeits von ſelbſt, daß der ſtaatsrechtliche Zuſtand der Provinz nicht angetaſtet und dieſer Eckſtein aus dem Gebäude des Staates nicht herausgeriſſen werden dürfe, ſolange der Bau des Staats beſteht.

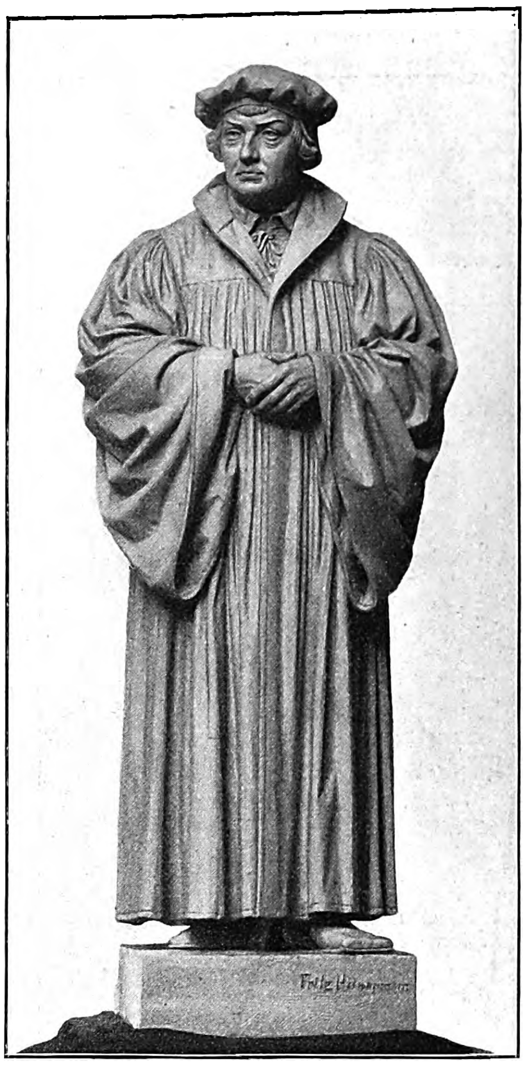
Das dem erſten Kanzler des neuen Deutſchen Reiches errichtete Monument erhebt ſich unweit des ehemaligen Berliner Tors am Eingang zu den Glacisanlagen. Die lebensgroße, aus Bronze gegoſſene Statue des Fürſten hat Prof. Guſtav Eberlein genau ſo entworfen, wie ſie in der Seele des deutſchen Volkes fortlebt. Die reckenhafte Geſtalt erſcheint in der Uniform der Halberſtädter Küraſſiere, im Interimsrock, im lang herabwallenden Mantel, der zurückgeſchlagen die breit gewölbte Bruſt freiläßt, und in hohen Reiterſtiefeln. Das Haupt deckt der Stahlhelm, die Rechte ruht kraftvoll auf einer Urkunde, die Linke hält mit energiſchem Griff den Pallaſch. Das auf einem dreiſtufigen Unterbau aufragende Poſtament beſteht aus ſchwediſchem polierten Granit; auf der Stirnſeite des Poſtaments künden goldene Lettern nur den welthiſtoriſchen Namen des großen Staatsmannes. Prof. Guſtav Eberlein hat in der Poſener Bismarck-Statue ein Werk geſchaffen, das ſich würdig den zahlreichen Denkmälern anreiht, die der Meiſter dem Gedächtnis der großen Geſtalten der preußiſchen Geſchichte gewidmet hat.

Das Melanchthon-Haus in Bretten.

Am 16. Februar 1897, am vierhundertjährigen Geburtstage Philipp Melanchthons, wurde in Bretten, dem Geburtsort des großen Reformators, der Grundſtein zu einem monumentalen Melanchthon-Hauſe gelegt. Jetzt iſt der Bau in der Hauptſache vollendet und würdig ausgeſtattet. Vom 19. bis 21. Oktober fanden die Einweihungsfeierlichkeiten ſtatt unter Anteilnahme des Großherzogs von Baden und des Königs von Württemberg. Das Gedächtnishaus erhebt ſich genau auf der Stelle, wo Melanchthon das Licht der Welt erblickte. Aber ſein eigentliches Geburtshaus verſchwand ſchon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, und da das hierauf erbaute Haus gleichfalls baufällig geworden war, opferte man es dem geplanten Neubau, der außer einer Gedächtnishalle der Reformation vor allem ein Melanchthon-Muſeum enthält. Den Plan zu dieſer Ehrung des Reformators regte ſchon 1895 Dr. Nikolaus Müller, Profeſſor der Theologie an der Berliner Univerſität, an. Es wurde ein Aufruf erlaſſen, der reiche Spenden brachte, ſo daß im Jahr darauf die Architekten Vollmer und Jaſſoy beauftragt werden konnten, die erforderlichen Entwürfe und Pläne zu liefern. Dieſe kamen auch zur Ausführung unter Bauleitung des Architekten Jung. Ferner ſchuf der Berliner Bildhauer Fritz Heinemann ſieben Reformatorenſtandbilder für die Gedächtnishalle, von denen wir die drei wichtigſten heute im



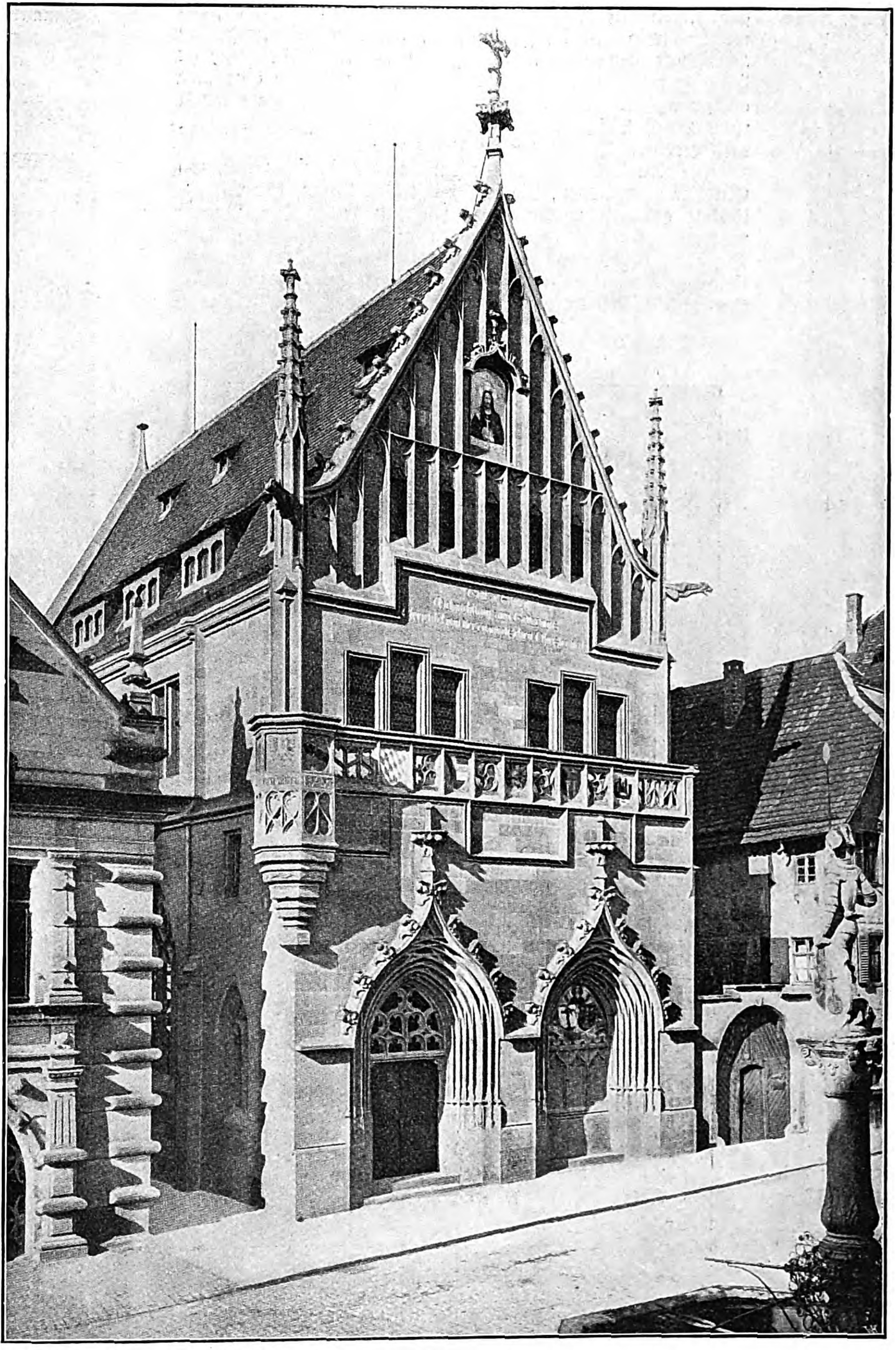




Die Statuen Luthers, Melanchthons und Bugenhagens für die Halle des Melanchthon-Gedächtnishauſes in Bretten. Modelliert von Fritz Heinemann.

Bilde vorführen. Zu erwähnen wäre noch, daß der Maler Schön aus Stuttgart die Ausmalung der Muſeumsräume vollführte.

Dank der unermüdlichen Tätigkeit des Profeſſors Müller, der ſich vorzugsweiſe mit der Erforſchung der Reformationsgeſchichte befaßt, nahm die Angelegenheit den glücklichſten Verlauf. Es bildete ſich ein beſonderer Verein für Errichtung des Melanchthon-Hauſes, über den der Großherzog von Baden das Protektorat übernahm. Nach außen kennzeichnet ſich der Bau als ein reiches ſpätgotiſches Giebelhaus, etwa einem alten Rathaus vergleichbar. Zwei mächtige Spitzbogenportale öffnen ſich zur Gedächtnishalle im Erdgeſchoß. Über den Portalkreuzblumen zieht ſich in halber Höhe der Front eine Galerie entlang, in deren Maßwerk die beiden Wappen Melanchthons und diejenigen der Städte, in denen er hauptſächlich gewirkt hat, zu ſchauen ſind. Über den Fenſtern des Obergeſchoſſes leſen wir die Inſchrift: „Gott zu Ehren, Melanchthon zum Gedächtnis errichtet von der evangeliſchen Chriſtenheit.“ Inmitten des mit Stabwerk verzierten Giebels ſieht man das Moſaikbild des Welterlöſers und als Krönung des Giebels freiſtehend die erhöhte Schlange in der Wüſte, das bekannte Sinnbild Chriſti, das ſich auch im Wappen Melanchthons befindet. Die Gedächtnishalle zieht ſich zu ebener Erde faſt durch das ganze Gebäude hin, ein impoſanter, zweiſchiffig eingewölbter Raum, der an die Remter der Marienburg erinnert. Von vornherein wurden hier für die Wände Freskomalereien geplant, mit Darſtellungen aus dem Leben Melanchthons. Die ſieben überlebensgroßen Steinbilder veranſchaulichen die Reihe der großen deutſchen Reformatoren, die ſich um Martin Luther und Melanchthon ſcharten. Das Obergeſchoß enthält in vier Sälen das reichhaltige Muſeum; es gliedert ſich in ein Fürſten- und Melanchthon-, in ein Städte-, in ein Theologen- und in ein Humaniſtenzimmer. Da ſehen wir alte Tafelbilder der Fürſten, Vorkämpfer und Gelehrten der Reformation, Wappen in den Fenſtern, in den Kaſſetten der Holzdecken und viele andere Erinnerungszeichen aus der großen Zeit. An Melanchthon ſelber erinnern Gemälde, Stiche, Holzſchnitte, Medaillen, handſchriftliche Aufzeichnungen von ſeiner Hand und die noch nirgends auch nur annähernd vollſtändig geſammelten Druckwerke von ihm und über ihn ſowie die Schriften ſeiner Freunde und Gegner.



Das Melanchthon-Gedächtnishaus in Bretten (Baden).

In der Geſtaltung der ſieben Reformatorenſtandbilder, die in Stein ausgeführt ſind und eine Höhe von je 2 m beſitzen, bot ſich dem Bildhauer Fritz Heinemann eine recht ſchwierige Aufgabe dar. Und zwar vor allem deswegen, weil ſämtliche Geſtalten die gleiche Kleidung aufweiſen, den Theologentalar und die flache Kopfbedeckung, und weil die Würde des Raumes eine ſchlichte und feierlich gemeſſene Haltung der Reformatoren erforderte. Gleichmäßig fällt der faltenreiche Ornat ſamt den weiten Ärmeln, nur eben die Hände freilaſſend; hier waren nur geringe Variationen möglich. Um ſo mehr war der Künſtler darauf bedacht, die feinen und feinſten Züge an den Charakterköpfen herauszuarbeiten und hierin Sinnesart und Temperament eines jeden zu kennzeichnen. Melanchthon ſelber iſt in völliger Ruhe dargeſtellt, die Hände mit der Manuſkriptrolle, die offenbar das Augsburgiſche Bekenntnis enthält, in ungeſuchter Natürlichkeit verſchränkend. Der mit Pelz verbrämte Talar hat einen ſchweren Faltenwurf, weshalb denn auch die feine Schärfe der Geſichtszüge um ſo fühlbarer wird. An dem durchdringenden Blick der Augen, an den herb und ſchmal gepreßten Lippen vergegenſtändlicht ſich der philologiſche Scharfſinn und an der deutlichen Zornesader, die wie ein geſchlängelter Blitz über die fein gefurchte Stirn herabfährt, die ſtreitbare und hartnäckig auf das Jota dringende Natur Melanchthons, der ja keineswegs der ſanftmütige Philipp war, wie ihn Luther halb im Scherz zu charakteriſieren liebte. Dagegen tritt an Bugenhagen, dem Reformator Pommerns, das friedfertige, milde und gemütvolle Weſen, das ihm ſo viel Gegenliebe eintrug, klar in die Erſcheinung. Luther aber ſollte der geſchichtlichen Wahrheit gemäß in der bäuerlichen Urkraft, auf die er immer ſtolz geweſen, und in des Leibes Fülle dargeſtellt werden. Das gewaltige Temperament ſpricht ſich nicht nur in dem hoch erhobenen Haupte aus, ſondern auch in dem kraftvollen Griff, mit dem er die Bibel gepackt hat, und in dem lebhaft bewegten Faltenwurf des hoch gerafften Talars. Und ſo iſt die ganze Reihe der Reformatoren aufs trefflichſte vom Künſtler erfaßt und aus deren innerſtem Weſen veranſchaulicht. Was die heutige Kunſt nur irgend vermochte, iſt geleiſtet, daß das Melanchthon-Haus zu Bretten allezeit zu den würdigſten Erinnerungsſtätten für die evangeliſche Chriſtenheit gehören wird.

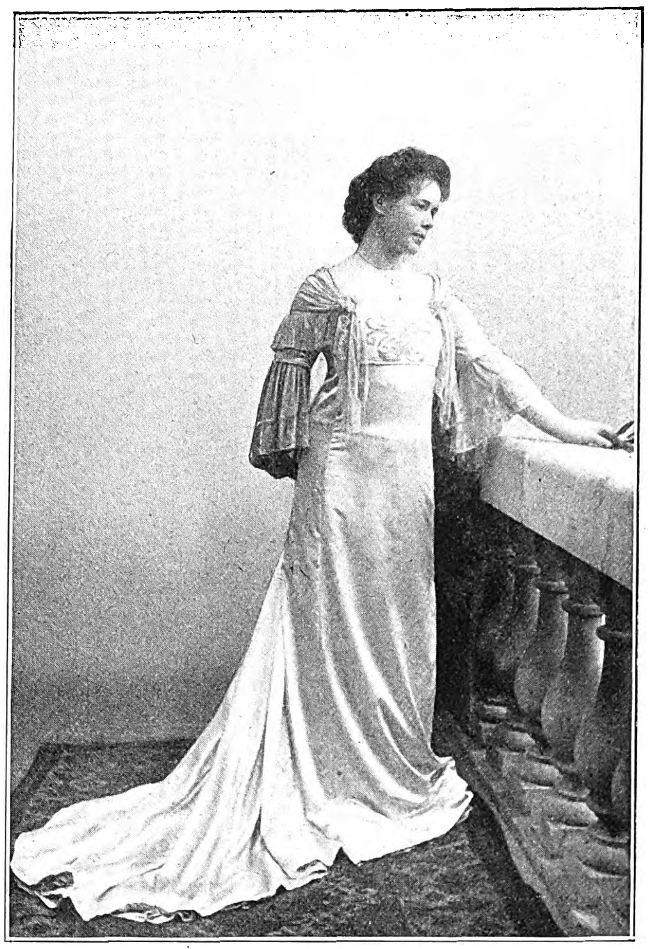
M. R.

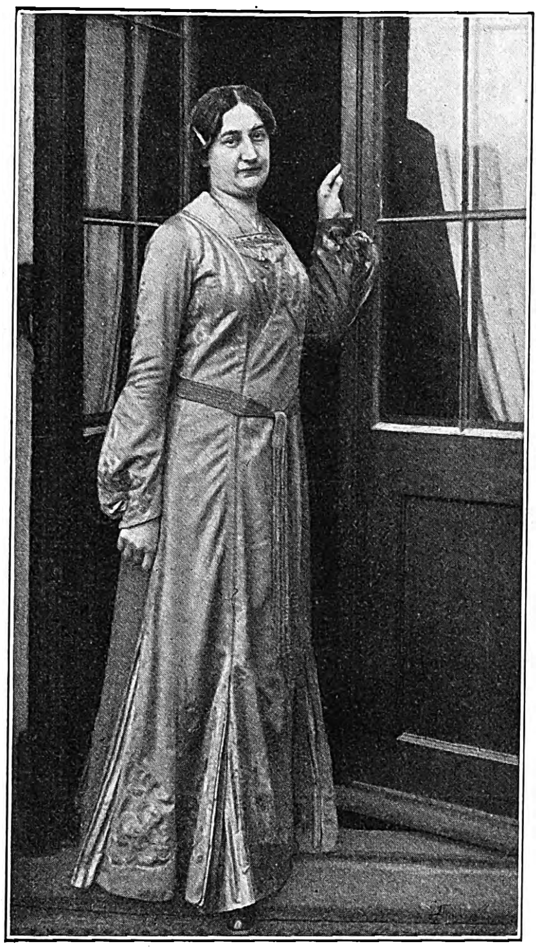
BOULDER

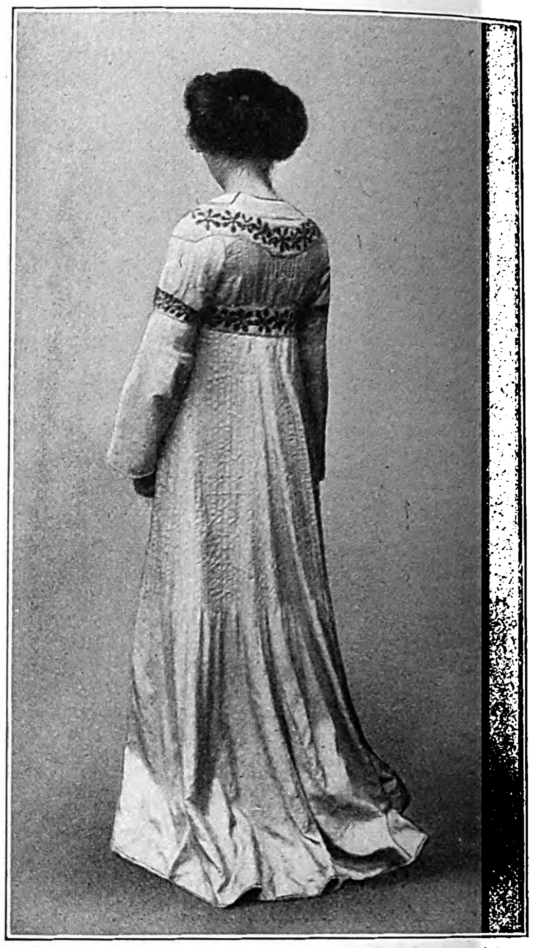
Die Ausſtellung für Verbeſſerung der Frauenkleidung in München.

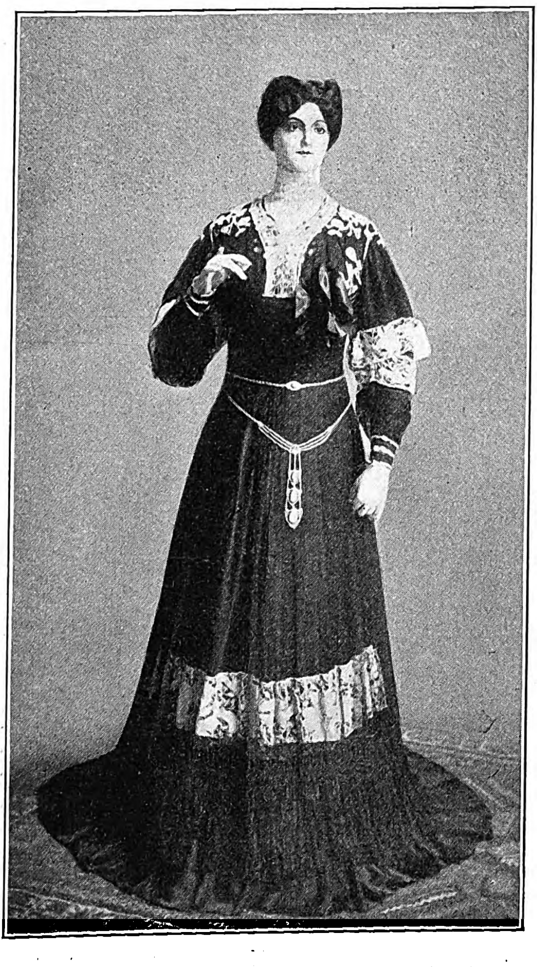
Nach den Tagen der tollſten Ornamentphantaſtik des Rokoko die ſcharfen und mageren Formen des Stils Louis XVI., die Semper „todesbräutlich“ nennt, und ſpäter die ſtreng klaſſiziſtiſche Sprache des Empire, nach den bauſchigen Reifröcken das ſchlicht herabfallende längsfaltige Frauengewand — das bezeichnete den Ausgang des achtzehnten, den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Und am Ende des letzteren eine kräftig hereinbrechende Reaktion gegen den wohlfeilen Ornamentüberfluß der „Neurenaiſſance“, die keinen Gegenſtand freiließ von Schneckenlinien und ähnlichen Motiven, die Forderung nach Vereinfachung der Möbelformen, nach Echtheit des Materials, damit verbunden eine Umkehr auch im Koſtümweſen, baſierend auf den Forderungen vernünftiger Behandlung des weiblichen Körpers, dem das Korſett, dieſe allem hygieniſchen Recht hohnſprechende Maſchinerie, die natürliche Schönheit raubt. Ob geſundheitliche Bedenken auch für die weiblichen Moden aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts maßgebend waren, weiß ich nicht. Im allgemeinen bekümmerte man ſich jedenfalls nicht ſo eingehend darum wie heute, wo bei Haus und Kleidung die Forderung nach ſanitären Einrichtungen ſich mehr und mehr Bahn bricht, und das mit Recht. Die Aufrollung ſozialer Fragen, die wachſende Anteilnahme der Frau an den ernſten Aufgaben des Lebens und der Kultur mußte notgedrungen mit manchem aufzuräumen beginnen, was, obwohl es widerſinnig, ſchädlich iſt, dennoch allzulange die Herrſchaft behauptete. Die ganze Reformkleiderfrage iſt keine zufällig in die Welt geſetzte, der Laune einzelner entſprungene. Sie liegt im Zuge der Zeit, die überall nach Licht, Luft, geſteigerter Bewegungsmöglichkeit ſtrebt und ererbten Irrtümern zu Leibe rückt.

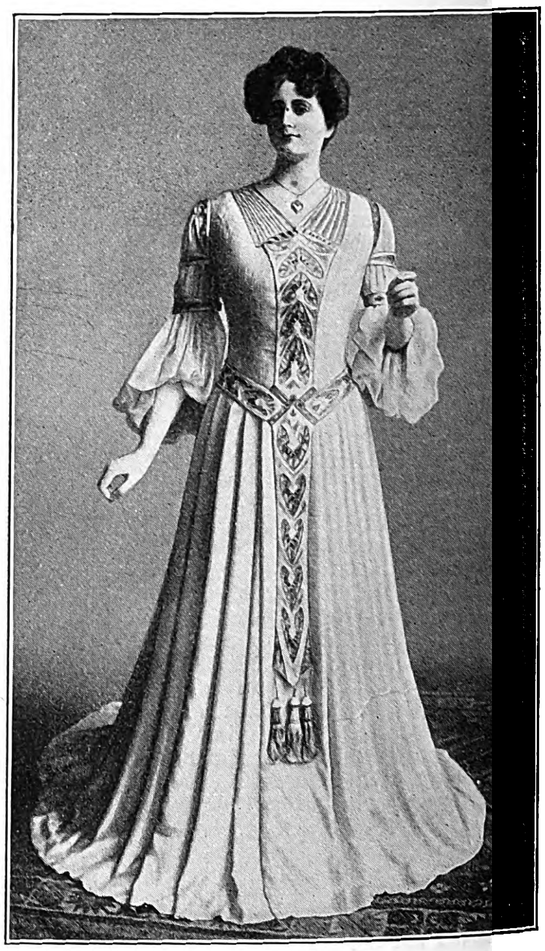
Die Ausſtellung iſt für unſere Zeit das Forum, wo Einfälle und Ideen, die ſich darſtellen laſſen, der Öffentlichkeit geboten werden und für ſich ſelbſt Propaganda machen. So hat denn der vor nicht gar langer Zeit in München begründete Verein für Verbeſſerung der Frauenkleidung ſeinen Beſtrebungen nicht erſt durch langatmige theoretiſche Erörterungen Ausdruck gegeben. Er iſt gleich in medias res gegangen mit einer ganz vorzüglichen Ausſtellung, die, ſachlich klar gegliedert, nicht einſeitig bloß die praktiſche und künſtleriſche Möglichkeit einer Neugeſtaltung der weiblichen Kleidung vor Augen führt, ſondern die Gründe für eine Reformnotwendigkeit an Beiſpielen ſchlagendſter Art veranſchaulicht, weshalb die bisherige Schnürleibtechnik nicht bloß ungeſund, ſondern auch unſchön iſt. Zahlreiche Zeichnungen ſyſtematiſcher Art, nicht minder viele Photographien nach der Natur, lebensgroße Modelle in Wachs, Abgüſſe und endlich anatomiſche Präparate, alles mit kurzen Erläuterungen begleitet, zeigen die Entwicklung des Körpers, wie ſie von der Natur angeſtrebt wird, anderſeits aber auch jene Verbildungen, die durch völlig falſche Schönheitsbegriffe, durch widernatürliche Behandlung des Körpers eingeleitet werden und zu einem Schlußreſultat führen müſſen, das mit Sicherheit alles andere als geſunde Generationen für die Zukunft erwarten läßt. Es zeugt von klarer Einſicht, daß man dieſe Dinge nicht bloß für die erwachſene Welt zur Anſchauung

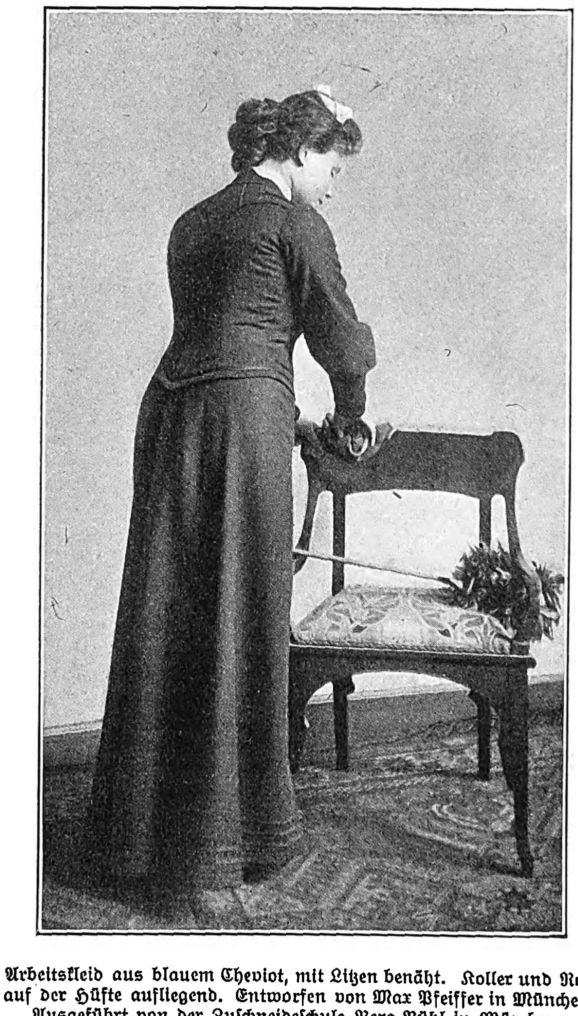

Balltoilette aus lachsfarbiger Seide mit Perlſtickerei aus dem Hauſe Liberty in London.


Straßenkleid aus braunem Tuch mit Stickerei aus lila Seide. Ausgeführt von Julie Lorenz.


Sommerkleid aus blauem Leinen mit ockergelber Stickerei.

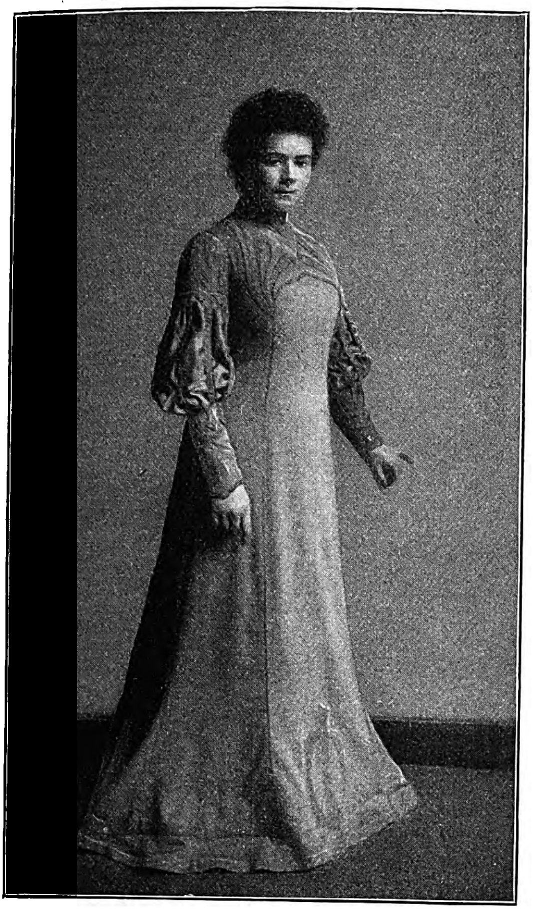

Schwarze Crêpe-de-Chine-Toilette mit Schleppe und Tüllüberwurf, Garnitur, Filetguipure und reicher Stickerei. Ausgeführt von Otto Landauer.


Feſtkleid für eine Frau. Koller aus gelbem Seidenrips, Rock aus gelbem Liberty-Crêpe de Chine mit Schleppe. Schmuckgürtel und Armſpangen geſtickt in Seide und Gold, beſetzt mit echten Steinen (Almandine). Achſelſtücke Applikationsſpitze in echtem Gold. Entworfen von Max Pfeiffer, ausgeführt von Otto Landauer.

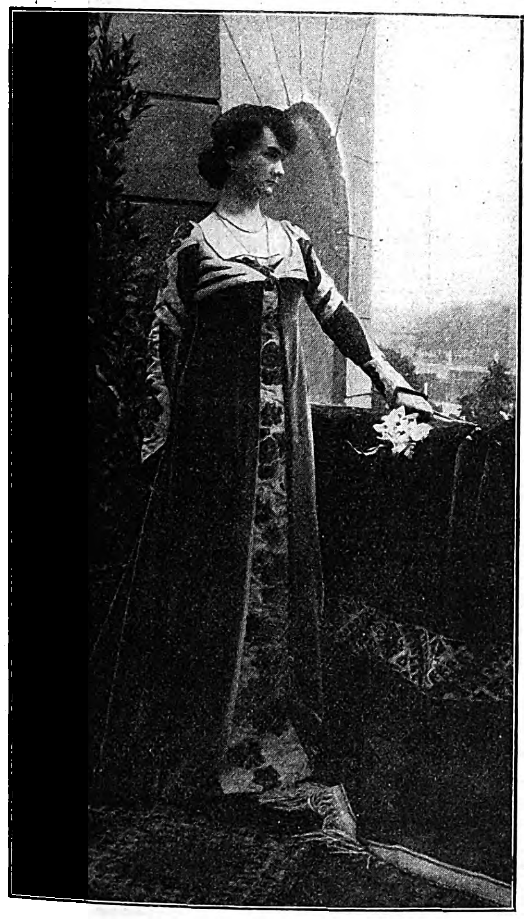

Arbeitskleid aus blauem Cheviot, mit Litzen benäht. Koller und Rock auf der Hüfte aufliegend. Entworfen von Max Pfeiffer in München. Ausgeführt von der Zuſchneideſchule Berg-Bühl in München. (Goldene Medaille.)

Aus der Ausſtellung für Verbeſſerung der Frauenkleidung in München. Nach photographiſchen Aufnahmen von Paul Bühl in München.

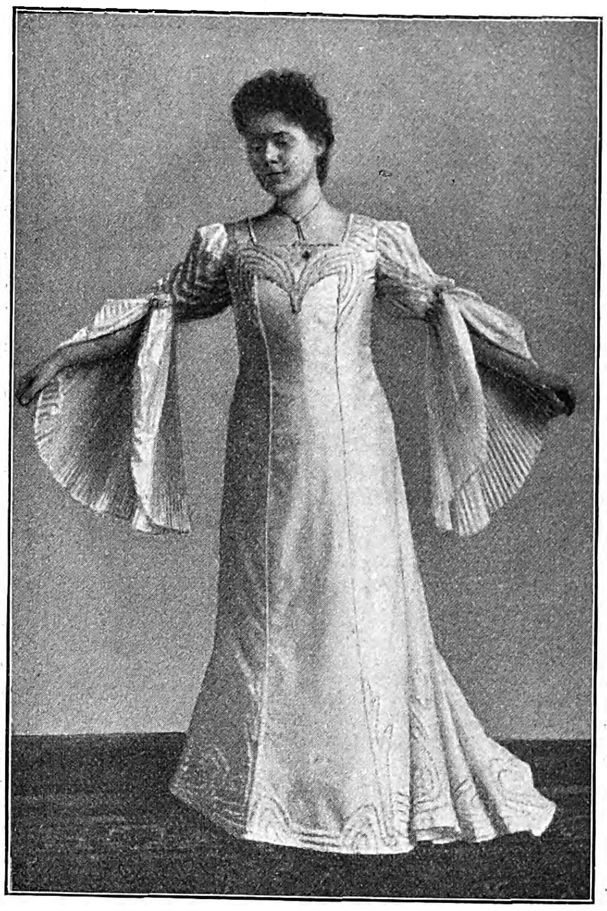
brachte; zahlloſe Schulkinder, auch höhere Töchterſchulen ſind hierher geführt worden, ſo daß gerade das heranwachſende Geſchlecht, über alles von ſeinen Lehrern unterrichtet, einen klaren Begriff ſich davon zu bilden vermag, wie der eigene Körper zu behandeln iſt und wie nicht. Es wäre freudig zu begrüßen, wenn damit endlich einmal der Anfang gemacht wäre zu der Verwirklichung des Wortes: „Kenne dich ſelbſt!“ Die Schule der Zukunft wird dieſer ſegenbringenden Forderung ſich nicht verſchließen, ſie wird vieles Verſäumte gutzumachen haben.



Promenadenkleid aus grauem Tuch mit umgebückten Auflagen und violetter Seide. Entworfen von Max Pfeiffer in München. Ausgeführt von der Zuſchneideſchule Berg-Bühl in München. (Goldene Medaille.)

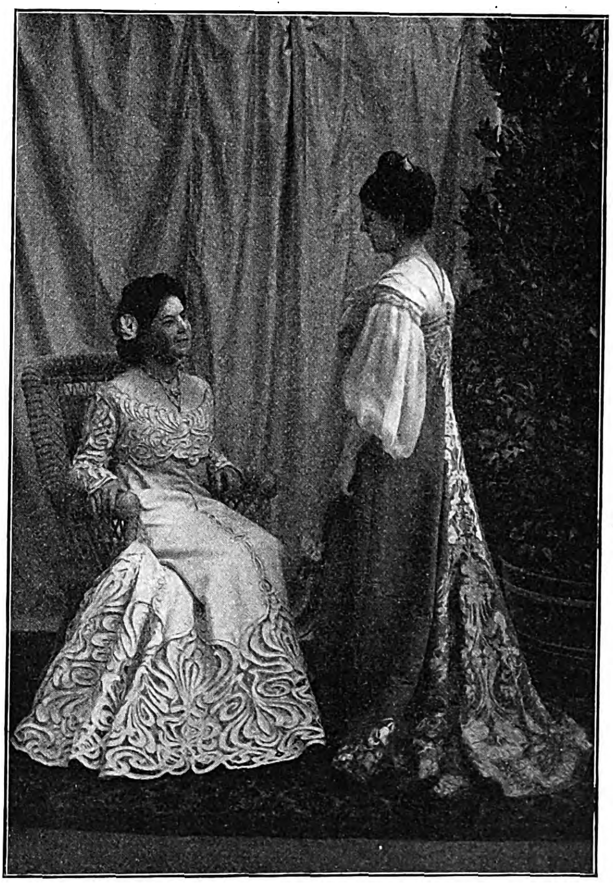


Dinertoilette in grünblauem Velvet mit Stickerei. Entworfen und ausgeführt von dem Kunſtgewerblichen Atelier von Eliſabeth Beyſchlag.

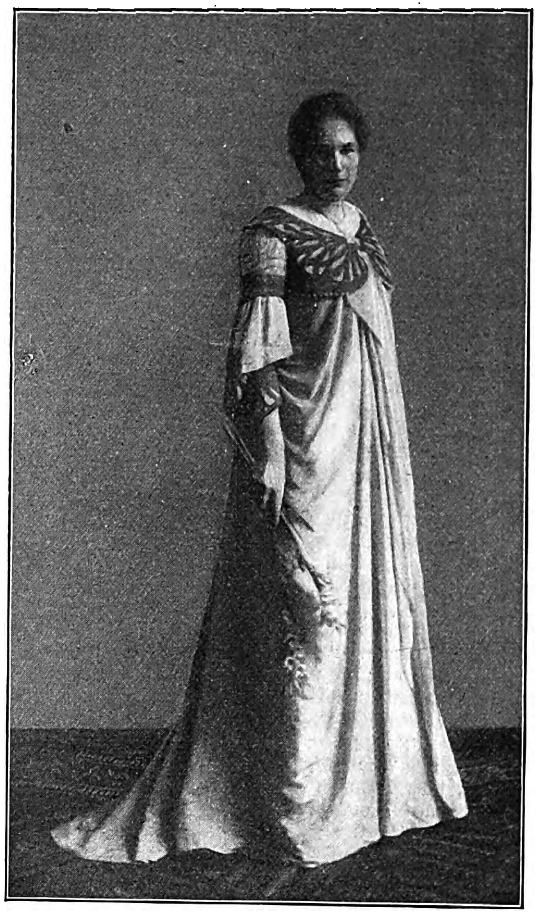


Geſellſchaftskleid in weißer Seide mit Rüſchenſchmuck (weiß). Entworfen von Max Pfeiffer in München. Ausgeführt von der Zuſchneideſchule Berg-Bühl in München. (Goldene Medaille.)

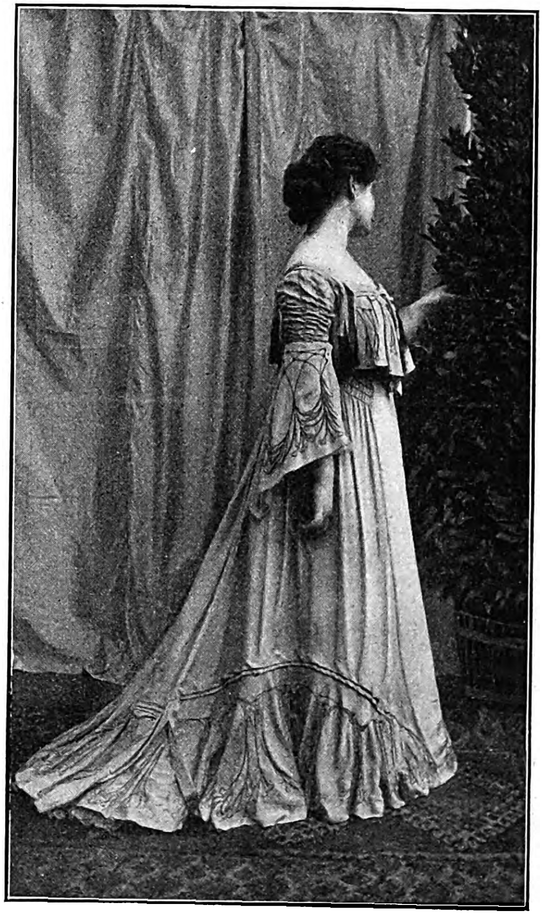
An dieſe umfangreiche Gruppe ſchließt ſich ein Saal, in dem ausſchließlich jene Teile der weiblichen Toilette Aufſtellung fanden, die in allererſter Linie mit dem Körper in Berührung kommen: Unterkleider jeglicher Art, Modelle der Dinge, wie ſie nicht ſein ſollen, und wirklich hygieniſch geartetes Material. Ein dritter Saal gibt neben einer großen Reihe von Abgüſſen nach antiken und Renaiſſancefiguren, die die Schönheit der frei entwickelten Naturform zeigen, eine lange Reihe von alten Originalkoſtümen, an denen die „Corſage“ in allen möglichen Arten ſich ſtudieren läßt, nicht nur an der ſchwerſeidenen Robe der Rokoko-Hofdame, ſondern auch an der unglaublich barbariſchen Behandlung des Körpers, wie ſie bei den Volkstrachten ſtattfand. Die „Dachauer Bäuerin“ iſt hier wohl eins der ſchlagendſten Beiſpiele. Eine große Sammlung überaus reizvoller Kupferſtiche aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gibt ein Bild davon, wie anmutig und zierlich, wie abwechſlungsreich gleichzeitig die weibliche Gewandung ſich zu geſtalten vermag ohne die „Weſpentaille“. Daran ſchließt ſich dann eine Reihe von Räumen, in denen die Frage des korſettloſen Koſtüms im modernen Sinne an ungezählten Beiſpielen erläutert erſcheint. Man merkt es dieſen Proben an, daß man ſich in einer Stadt befindet, in der die Kunſt mit allen Lebensfragen ſich verknüpft. Die weitaus meiſten Arbeiten ſind von Damen, zum Teil in wirklich äußerſt geſchickter Weiſe, hergeſtellt worden. Natürlich ſpielen moderne Hilfsmittel, ſo vor allem die Maſchinenſtickerei, dabei eine weſentliche Rolle. Sie zeigen aufs beſte, daß auch ohne komplizierte Handarbeit Vorzügliches geleiſtet werden kann, wenn die Tätigkeit der Maſchine richtig gehandhabt wird. Darf dabei ein Wunſch laut werden, ſo wäre es der, die Frage des modernen Koſtüms nicht bloß in erſter Linie am Feſtgewande, ſondern auch am Alltagskleide in den verſchiedenſten Varianten gelöſt zu ſehen. Einzelne ſehr gute Beiſpiele dafür ſind wohl da, aber ſie treten den dekorativ üppigen Erſcheinungen gegenüber doch ſehr zurück. Zu empfehlen wäre denen, die ſich künſtleriſch mit ſolchen Dingen beſchäftigen, ſich mit dem Farbenzauber der Pflanzen- und Inſektenwelt näher bekannt zu machen. Es ſind Fundgruben herrlichſter Art. Das lehren die Japaner mit ihrem auserleſenen Farbenſinn aufs beſte. Daß auch dem Schuhwerk ein Hauptaugenmerk gewidmet iſt, verſteht ſich von ſelbſt bei einer Veranſtaltung, die offen gegen alle künſtlichen Verkrüppelungen zu Felde zieht. Dagegen fehlt eins, was unbedingt zur Vervollſtändigung der Toilette gehört: die Kopfbedeckung. Sie ſetzt nicht bloß bildlich der ganzen Erſcheinung, die nach Wohlgefälligkeit ſtrebt, recht eigentlich die Krone auf.



1. Geſellſchaftskleid aus weißem Tuch mit Richelieuſtickerei auf weißſeidenem Unterkleid gearbeitet. Ausgeführt von Frau Hermine Barteſch in Berlin. — 2. Geſellſchaftskleid aus gelber Seide mit Chiffon, Stickerei und Applikation. Ausgeführt von Olga Schirlitz-Behrendt in Wildenroth bei München.



Geſellſchaftskleid aus lila Crêpe de Chine. Sammtjäckchen mit Batiſtarbeit von Frl. Irene Braun in München.



Geſellſchaftskleid aus gelbem Crêpe de Chine mit Stickerei und geknüpften Franſen. Entworfen von Berta Froriep in München. (Silberne Medaille.)

Ein letzter Saal endlich gibt Entwürfe und ausgeführte Schmuckſachen in reichlicher Fülle und vervollſtändigt das Bild, das, in den ſchönen, lichten Räumen des

Aus der Ausſtellung für Verbeſſerung der Frauenkleidung in München. Nach photographiſchen Aufnahmen von Paul Bühl in München.

UNIVERSITY OF COLORADO LIBRARIES BOULDER

Studiengebäudes des Königlichen Nationalmuſeums untergebracht, einen klaren Begriff davon gibt, welch weites Feld der Tätigkeit in praktiſcher und künſtleriſcher Beziehung da zu bebauen iſt. Es widerlegt die Meinung, als müſſe das Reformkleid etwas ſackartig Unſchönes ſein, aufs glänzendſte; ja es zeigt, daß hier ganz neue äſthetiſche Momente in Wirkſamkeit treten. Berlepſch-Valendàs.

Sport und Jagd.

— Das Reſidenz-Handikap-Jagdrennen, Preiſe 3760 ℳ, Strecke 4500 m, zu Dresden am 4. Oktober gewann Hr. R. v. Wallenberg auf des Capt. Joë 5j. F.-W. Yap, von Dandie Dimmont-Lizzie T. — Zu Rathenow, Münſter, Poſen und Königsberg i. Pr. fanden einige kleinere Meetings ſtatt.

— Zu München ſchlug am 11. Oktober im Preis von der Iſar, Ehrenpreis und 3000 ℳ, Strecke 5500 m, des Rittmſtr. A. v. Redwitz a. br. H. Honſi, von Jack o'Lantern-Honleany, unter Leutn. Fürſten v. Wrede die anderen. Zu Horſt-Emſcher gewann die Schwarz-Weiß-Grün-Steeplechaſe, Preis 5000 ℳ, Strecke 4800 m, des Leutn. Frhr. v. Entreß Fürſteneck 4j. br. St. Giudecca, von Cheſterfield-Overdue, und zu Halle a. S. die Halleſche Steeplechaſe, Wert 3100 ℳ, Strecke 4000 m, Leutn. v. Roſenberg auf dem 4j. br. H. St. Goar, von Gouverneur-Santaella. — Der Preis von Stettin, Wert etwa 3500 ℳ, Jagdrennen über 4000 m, zu Stettin am gleichen Tage fiel an des Hrn. K. v. Tepper-Laski 4j. br. St. Quand Même II, von Pioneer-Quality, unter Hrn. R. v. Wallenberg.

— Den Rennen zu Stuttgart-Weil am 4. und 5. Oktober wohnte abermals König Wilhelm bei und feierte als Vollblutzüchter im Jugendrennen, Preiſe 1800 ℳ, für Zweijährige, Strecke 1000 m, mit der F.-St. Obilot, von Cazabat-Ortrud, ſowie im Dornrennen, Preiſe 2000 ℳ, Strecke 1200 m, mit dem 2j. br. H. Gilojar, von Gouverneur-Gallop Gay, Triumphe. Auch ſeine 2j. ſchw. St. Hekuba, von Cazabat-Hegemonie, gewann das Seelhorſtrennen, Preis 4300 ℳ, Strecke 1400 m, zu gleicher Zeit in Hannover. Hr. W. Hieſtrich holte ſich das Oktober-Flachrennen, Preiſe 3000 ℳ, Strecke 1600 m, mit dem 3j. F.-H. Vizewachtmeiſter, von Gouverneur-Vice verſa, ferner den Preis von Berg, 5000 ℳ, Strecke 2000 m, mit dem 3j. br. H. Zahlmeiſter, von Nickel-Zenobia, und zu Hannover zur ſelben Zeit das Abſchieds-Handikap, Preiſe 2850 ℳ, Strecke 1400 m, mit dem 4j. br. W. Fremdling, von Sempronius-Fling.

— Im Deutſchen Saint Leger am 5. Oktober zu Hannover, Preiſe 20000, 6000, 2500, 1500 ℳ, für Dreijährige, über 2800 m, zeigte ſich des Hrn. A. v. Schmieder br. H. Laurin, von Orvieto-Lady Flippant, allen anderen überlegen. Zweiter wurde der Graditzer br. H. Leander, von Le Juſticier-Lozenge. Im Roſenberg-Erinnerungs-Jagdrennen, Ehrenpreis des Kaiſers und 3000 ℳ, Strecke 4500 m, ſteuerte Leutn. v. Esmarch (15. Huſ.) ſeinen 5j. br. W. Dodo, von Dunure-Domenica, zum Siege.

— Hr. M. Lücke, unſer Leipziger Champion, konnte zu Carlshorſt am 6. Oktober das Mars-Jagdrennen über 4000 m, Preiſe 4000 ℳ, auf des Hrn. A. Kaſten 3j. br. H. Leopard I, von Botſchafter I-Liſſowa, erſtreiten.

— Das Falkenhauſen-Memorial, Preis 6362 ℳ und 1748 ℳ Platzgelder, Strecke 1400 m, am 8. Oktober zu Hoppegarten gab dem 2j. br. H. Georg, von Sperbers Bruder-Georgia, des Mr. Curtes Gelegenheit, ſich als den Beſten unter ſeinen Altersgenoſſen zu zeigen. Er ſchlug leicht den Römerhofer 2j. F.-H. Govi mit fünfviertel Länge. Im Glockerennen, Preis 4050 ℳ, Strecke 2000 m, fertigte des Grafen J. v. Sierstorpff 3j. F.-St. Gymkhana, von Habenichts-Garryſide, den 3j. br. Gradiꜩer H. Leander überlegen mit zwei Längen ab. Graditz konnte im Kehrausrennen, Preis 3000 ℳ, Strecke 1200 m, ſeine magere diesjährige Gewinnſumme durch den Sieg ſeiner 2j. F.-St. Roſenrot, von Saphir-Rockdove, bereichern. Im Wilamowitz-Zuchtrennen, Wert 9950 ℳ, Platzgelder 1500 ℳ, Strecke 2800 m, entpuppte ſich die Graditzerin, die 3j. br. St. Strohwitwe, von Gallinule-Santa Palma, als eine Steherin, die leicht mit zwei Längen Gegner wie Favolgo abfertigte. Das Geſtüt Römerhof feierte im Kinder-Troſtrennen, Preiſe 4300 ℳ, Strecke 1000 m, mit der 2j. br. St. Gloſſa, von Saraband-Lady Hermit, ſeinen 83. Sieg.

— Im Herbſtpreis, 12200 Kronen, Strecke 2000 m, zu Budapeſt am 6. Oktober behielt des Hrn. E. v. Blascovits 4j. br. H. Hazafi, von Orwell-Ollian nincs, die Oberhand. Am 8. ging im Staatspreis, 6400 Kronen, Strecke 2800 m, des Barons G. Springer 4j. F.-H. Perhaps, von Gaga-Peereß, verhalten mit drei Längen als erſter durchs Ziel, und im Offenen Handikap, Preiſe 12600 Kronen, Strecke 1600 m, behielt des Grafen D. v. Wenckheim 3j. F.-St. Faulieschen, von Zſupan oder Tokio-Edelweiß, das Heft in der Hand. Das Totaliſator-Handikap, Preiſe 24000 Kronen, Strecke 2000 m, am 10. hatte des Hrn. N. v. Szemere 3j. br. H. Czigeſz, von The Lombard-Cſipke rozſa, mit Beſchlag belegt. Der St.-Ladislaus-Preis, 40000 Kronen, Strecke 1400 m, für Zweijährige, am 11. wurde von des Grafen E. Batthyány F.-H. Ma, von Mindig-Capella, heimgetragen.

— Der Prix Joubert, Wert 14300 Frs., Strecke 3100 m, zu Paris-Colombes am 7. Oktober, für Dreijährige, fiel an des Monſ. Ch. Liénart F.-H. Prokonſul, von Diavolo-Providence, mit zehn Längen. Im Prix Congreß, 35000 Frs., Strecke 3100 m, Jagdrennen für Dreijährige, zu Maiſons-Laffitte am 10. triumphierte des Monſ. G. Dreyfus br. St. Philippe, von Simonian-Philadelphi. Im Prix Gladiateur, 30000 Frs., Strecke 6200 m, Jagdrennen, zeigte ſich des Monſ. W. Barker 5j. F.-H. Amer Picon, von Le Sagittaire-Ambroiſe, den anderen überlegen.

— Die größte Zweijährigen-Prüfung, zu Kempton Park am 9. Oktober, die Imperial Produce Plate, 60000 ℳ, Strecke 1200 m, wurde von des Mr. J. R. Keene br. H. Lancaſhire, von Kingston-Calico, ſchön gewonnen. Tags darauf ſchlug in den Duke of York Stakes, 40000 ℳ, Strecke 2000 m, des Mr. W. Baß berühmte 4j. br. St. Sceptre (59 kg), von Perſimmon-Ornament, obgleich ſie an alle Gegner bedeutend Gewicht gab, dieſe ſicher um Kopfeslänge. Zweiter wurde des Mr. Sleath Skelton 4j. br. H. Happy Slave, der nur 40,$_5$ kg trug.

— Zu Berlin-Weißenſee gewann am 4. Oktober das Große Stichfahren, Handikap, Preiſe 2800 ℳ, Strecke 2000 m, des Hrn. O. Herke 6j. br. St. Fortuna Homer (2060) in 3 : 07,$_1$ und 3 : 09,$_9$.

— Das Zwei-Meilen-Rennen zu Wien am 6. Oktober, Preiſe 6500 Kronen, Strecke 3200 m, erſtritt des Geſtüts Wola 10j. ſchw. H. Caid in 4 : 36. Am 4. hatte im Graf-Kalman Hunyady-Preis, 25000 Kronen, Strecke 3300 m, des Hrn. Alois Gutmann 5j. dbr. St. Hollo in 4 : 57,$_5$ die Gegner überwunden. Am 8. konnte den Jubiläumspreis, 6800 Kronen, Strecke 2800 m, des Mr. Dollar 3j. F.-St. Tutti (2875 m) in 4 : 20,$_6$ einheimſen.

— Die Goldene Armbinde zu Magdeburg über 2000 m, Hauptfahren mit Zeitbeſchränkung, errang am 4. Oktober Rode aus Hamburg in 3 : 48,$_1$. Der Große Preis für Berufsfahrer, Stundenrennen mit Motorführung, 1000, 600, 400 ℳ, errang Dickentmann mit 66 km gegen Audemars, 64,$_{840}$ km.

— Zu Berlin-Treptow konnte im 10-km-Rennen mit Motorführung A. Schulze aus Zehlendorf in 11 : 26,$_4$ triumphieren. Er erhielt drei Punkte gegen Götze (ſieben) als zweiten.

— Zu Weißenfels blieb im Großen Preis, 300, 200, 100 ℳ, Strecke 1000 m, W. Kritzmann mit 1 : 40,$_4$ gegen Keller um doppelte Handbreite Sieger.

— Zu Dresden ereigneten ſich am 11. Oktober mehrere Unfälle, beim 100-km-Rennen, in dem Robl mit 1:31:46,$_4$ gegen Dangla Sieger blieb, leider auch ein Todesſturz. Der bekannte junge Berliner Rennfahrer Görnemann kam auf der Zementbahn zu Fall, wodurch er ſich eine ſchwere Gehirnerſchütterung zuzog und das Genick brach. (Vgl. den Artikel auf S. 606.)

— Auf den Fürſtlich zu Stolberg-Wernigerodeſchen Jagdrevieren wurden im Jagdjahr 1902/03 erlegt: 373 Rothirſche, 299 Damhirſche, 296 Rehe, 4471 Haſen, 1992 Rebhühner, 411 Enten, 1 Wildkatze, 131 Füchſe, 1708 Eichhörnchen, 1644 Kaninchen, 535 wildernde Hunde und Katzen ſowie eine ſehr große Anzahl kleineres Nutz- und Raubwild.

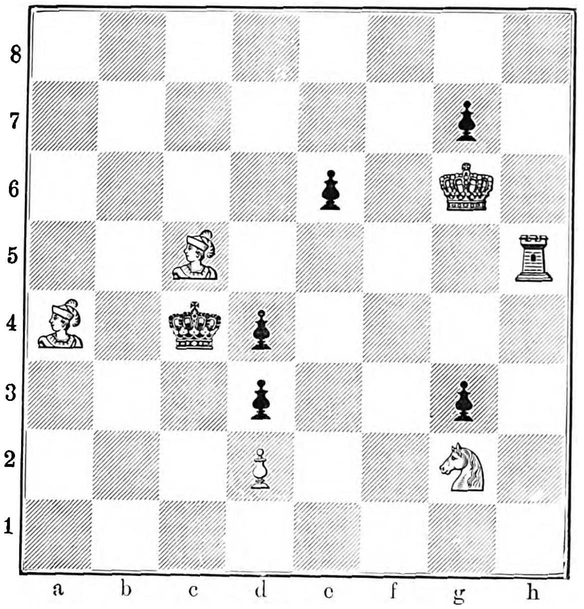
Schach.

Aufgabe Nr. 2945.

Weiß ſetzt in vier Zügen matt.

Von Dr. Th. Schaad in Schaffhauſen.

Schwarz.



Weiß.

Vorſtehender netter und gut pointierter Vierzüger diente ebenſo wie die nachfolgende Typenaufgabe als Vorlage in einem gelegentlich des 13. Schweizeriſchen Schachfeſtes in Zürich veranſtalteten Löſungsturnier. Die verhältnismäßig leichte Löſung zur Diagrammſtellung wurde von E. Müller in Zürich in elf Minuten gefunden, die des etwas ſchwerfälligeren Typenproblems erſt nach dreißig Minuten von H. Kübler daſelbſt.

Von J. Juchly in Zürich.

Weiß: K. a 4. L. e 8, f 6. S. d 6, f 2. B. a 2, b 6, c 2, c 4, e 5, h 5.
Schwarz: K. e 6. D. g 1. S. h 1. B. c 3, d 5, f 3, f 4.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt

Die „Deutſche Schachzeitung“ veröffentlichte in ihrem Septemberheft folgenden Aufruf nach einem verloren gegangenen Manuſkript: „Ein Ungenannter erklärt ſich bereit, die Summe von 300 Dollars demjenigen zu zahlen, welcher eine genaue Information an die Librarian of Cornell Univerſity in Ithaca, New York, einſendet über den Ort, wo ſich die Originalhandſchrift befindet von Reverend Lewis Rou, betitelt »Critical Remarks upon the Letter to the Craftsman on the Game of Chess«. Das Manuſkript iſt eng geſchrieben, dünn, klein Quart, 24 Seiten; es beginnt mit einem Widmungsbrief: »To His Excellency, William Cosloy, Esq., Captain-General and Commander-in-Chief in and over the Provinces of New York and New Jersey«. Am Schluſſe dieſer Widmung befindet ſich das Datum: »New York, den 13. Dezember 1734«. Dieſes Datum iſt am Ende des Manuſkriptes wieder angegeben. Dieſe unveröffentlicht gebliebene Abhandlung war 1858—1859 durch einige Zeit im Beſitze des verſtorbenen Dr. George H. Moore, damals Bibliothekar der New York Hiſtorical Society, und wurde von dieſem an den nun unbekannten Eigentümer ausgeliehen. Derjenige, welcher in der Lage iſt, die Exiſtenz des Manuſkriptes nachzuweiſen, müßte auch die Herſtellung einer Kopie zulaſſen, bezw. ermöglichen.“

Das „Armeeblatt“ in Wien ſchreibt für Dreizüger und Zweizüger ein Turnier aus. Den Autoren ſind beſtimmte Themata zur Bearbeitung geſtellt. Die Anzahl der Bewerbungen iſt unbeſchränkt. Die Preiſe ſind 75, 50, 25 Kronen in der Abteilung für Dreizüger und 50, 40, 30 Kronen in der Zweizügerabteilung. Die Sendungen ſind an Baron F. Wardener, k. k. Oberleutnant in Taus (Böhmen) bis 1. April 1904 zu richten. Dort ſind auch die näheren Angaben über die geſtellten Themata für Intereſſenten zu erfahren. Die ſonſtigen Bedingungen ſind wie üblich. Preisrichter: Die Redaktion des „Armeeblattes“ und A. Gehlert in Dresden.

Ein Problemturnier für Miniaturen ſchreibt das „Britiſh Cheß Magazine“ aus. Gefordert werden dreizügige Aufgaben, die nicht mehr als elf Steine aufweiſen. Die Bewerbung iſt mit höchſtens vier Aufgaben geſtattet. Der Einſendungsmodus iſt der übliche (Diagramm, volle Löſung, Motto uſw.) mit der Aufſchrift „Miniaturen“ auf dem Kuvert. Die Sendungen ſind bis zum 31. Dezember d. J. an B. G. Laws, 21, Nelſon Road, Strond Green, London N., zu richten. Preiſe 1$\frac{1}{2}$ und 1 Pfd. St. ſowie Bücher.

Wetterbericht.

Die Beobachtungen ſind früh 7, bezw. 8 Uhr.
b = bedeckt, w = bewölkt, h = heiter, r = Regen, s = Schnee, n = Nebel, g = Gewitter, st = Sturm.
Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10° = 8° Reaumur) gegeben.

Stationen	Okt. 12	Okt. 13	Okt. 14	Okt. 15	Okt. 16	Okt. 17	Okt. 18
Valentia	+12 w	+ 9 b	+10 b	+11 w	+10 w	+11 b	+11 r
Breſt	+15 w	+13 w	+14 w	+12 r	+13 b	+13 w	+12 b
Paris	+13 b	+12 w	+12 b	+12 b	+10 b	+ 7 b	+ 6 w
Helder	+10 b	+13 r	+13 w	+13 b	+11 w	+10 r	+11 w
Brüſſel	+12 b	+12 n	+11 b	+13 b	+ 7 w	+ 8 b	+ 8 b
Neapel	+16 h	+19 b	+18 h	+17 h	+18 h	+18 b	+16 b
Florenz	+12 b	+17 b	+15 b	+14 b	+14 b	+15 w	+ 8 h
Trieſt	+14 b	+16 r	+16 h	+16 b	+18 b	+18 b	+ 9 b
Wien	+ 6 w	+ 9 n	+12 w	+ 9 n	+11 n	+10 b	+ 8 w
Budapeſt	+ 7 b	+10 b	+12 b	+11 h	+ 9 h	+10 r	+ 8 b
Hermannſtadt	+ 8 w	+ 9 r	+13 h	+ 6 h	+ 4 h	+12 b	+11 b
Odeſſa	+ 6 b	+ 5 b	+ 6 b	+ 9 w	+11 b	+16 b	+12 b
Archangelsk	0 b	− 3 b	− 8 b	− 5 b	− 4 s	− 4 b	− 5 b
St. Petersburg	− 1 s	− 1 b	− 0 b	− 1 s	+ 1 b	− 1 s	− 2 w
Haparanda	− 0 w	+ 0 b	− 3 b	− 9 h	− 4 b	− 2 b	− 3 s
Stockholm	+ 3 w	+ 3 s	+ 3 b	+ 3 b	+ 9 r	+ 4 n	+ 3 b
Chriſtianſund	+ 4 w	+ 5 h	+ 6 b	+ 5 h	+ 8 b	+ 4 w	+ 5 b
Oxö	+ 7 st	+ 6 st	+ 8 b	+ 5 st	+ 7 b	+ 8 r	+ 6 w
Kopenhagen	+ 5 b	+ 4 st	+ 8 n	+10 r	+ 9 n	+ 8 n	+ 8 b
Memel	− 1 h	− 1 h	− 1 r	+ 1 n	+ 8 b	+ 8 b	+ 2 n
Kiel	+ 5 b	+ 9 n	+ 9 b	+10 b	+ 7 b	+ 6 b	+ 7 b
Hamburg	+ 5 r	+11 r	+ 9 w	+10 b	+ 8 b	+ 7 b	+ 5 b
Wilhelmshaven	+ 8 b	+12 r	+ 9 h	+11 b	+ 9 b	+ 8 r	+ 9 r
Hannover	+ 8 r	+13 r	+11 w	+11 h	+ 9 b	+ 8 r	+ 6 b
Leipzig	+ 8 r	+13 b	+11 b	+ 9 w	+10 b	+ 8 b	+ 6 r
Berlin	+ 4 b	+10 b	+ 8 h	+ 9 w	+10 h	+ 5 w	+ 5 w
Breslau	+ 5 r	+ 7 b	+ 9 b	+ 8 b	+12 r	+ 8 r	+ 7 b
Mülhauſen i. E.	+10 r	+13 r	+12 w	+ 9 w	+11 r	+ 8 w	+ 8 w
Karlsruhe	+11 r	+14 b	+13 b	+ 9 b	+12 b	+ 9 w	+ 9 b
Friedrichshafen	+ 9 r	+14 w	+11 w	+ 7 w	+12 w	+ 9 w	+ 7 r
München	+ 7 r	+12 b	+10 w	+ 7 w	+12 b	+ 7 h	+ 6 r
Brocken	+ 1 s	+ 6 st	+ 3 n	+ 5 n	—	—	—
Säntis (2500 Mtr.)	+ 0 st	− 2 st	− 2 n	+ 2 st	+ 1 st	− 5 s	− 7 s
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+14 w	+15 b	+18 b	+19 r	+18 b	+19 w	+17 w
Malaga	+17 h	+17 h	+22 h	—	—	—	—
Biarritz	+23 b	+17 b	+12 h	+18 b	+16 r	+15 b	+13 w
Nizza	+16 b	+17 h	+15 h	+16 w	+15 w	+15 w	+10 h
Leſina	+16 w	+20 w	+18 h	+18 h	+19 h	+20 h	+16 b
Helgoland	+ 7 r	+13 b	+12 h	+13 r	+ 9 b	+ 9 b	+ 8 h
Keitum (Sylt)	+ 5 b	+ 9 b	+10 w	+12 b	+10 b	+ 8 r	+ 8 n
Borkum	+ 9 b	+12 b	+11 h	+12 b	+ 9 r	+ 9 r	+ 9 r
Aachen	+11 b	+12 b	+10 w	+13 w	+ 8 b	+ 8 w	+ 7 b
Bad Reinerz (Schl.)	+ 5 b	+10 w	+ 7 b	+ 5 h	+12 b	+ 5 r	+ 4 b
Bad Kiſſingen	+ 7 r	+12 r	+11 b	+ 6 n	+ 9 b	+ 8 r	+ 8 r
Wildbad (Schwzw.)	+ 8 r	+11 b	+10 r	+ 7 w	+10 r	+ 6 r	+ 7 r
Ilmenau	+10 b	+ 8 r	+ 7 r	+ 8 r	+ 9 b	+ 7 r	+ 7 r
Davos	+ 5 b	+ 6 b	0 h	+ 1 w	+ 5 w	+ 8 b	+ 0 b
Baden bei Zürich	+ 9 r	+11 w	+ 9 b	+ 9 b	+11 b	+ 7 w	+ 5 r
Heiden (Schweiz)	+ 9 r	+11 w	+ 9 h	+13 h	+ 9 w	+ 5 b	+ 6 r
Meran	+12 b	+11 b	+14 h	+13 b	+14 w	+12 w	+10 b

Gewitter den 15. nachmittags in Borkum, den 16. früh in Helgoland.

Himmelserſcheinungen.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes: Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	des Mondes: Aufgang	Untergang
Okt.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
25.	14 10 39	11 44 17	−15 43	−18 15	269	+ 5 11	am Tage	8 31 ab.
26.	14 14 35	11 44 10	15 50	17 47	281	5 13		9 25
27.	14 18 32	11 44 4	15 56	16 31	293	5 1		10 22
28.	14 22 28	11 43 58	16 2	14 33	305	4 36		11 21
29.	14 26 25	11 43 53	16 7	11 59	317	3 59		. .
30.	14 30 21	11 43 49	16 11	8 54	329	3 12		0 22 fr.
31.	14 34 18	11 43 45	−16 15	− 5 25	341	+ 2 16		1 26

Sonne: Gerade Aufſteigung 211° 37′ (14^h 6^m), ſüdliche Abweichung 12° 48′ (den 28.).
Sonnenaufgang 6 Uhr 56 Min., Sonnenuntergang 4 Uhr 52 Min. (den 28.).
Mond: Erſtes Viertel den 28. vormittags 9 Uhr 32 Min.
Mond in Erdferne den 28. abends 7 Uhr (Abſtand 404400 km).

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur iſt früh am öſtlichen Himmel noch kurze Zeit ſichtbar, Mitte der Woche etwa $\frac{1}{4}$ Stunde; nachher verſchwindet er in der Morgendämmerung. — Venus (172° = 11^h 28^m gerade Aufſteigung, 1$\frac{2}{3}$° nördliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Löwen, geht jetzt gegen 3 Uhr früh auf. Ihre Sichtbarkeitsdauer, die noch immer zunimmt, iſt bis auf 3$\frac{1}{2}$ Stunde angewachſen. — Mars (265$\frac{1}{4}$° = 17^h 41^m gerade Aufſteigung, 24$\frac{3}{4}$° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, hat ſeinen niedrigſten ſüdlichen Stand erreicht. Sein ſcheinbarer Lauf iſt jedoch ſo, daß ſeine Sichtbarkeitsdauer, die Ende Oktober etwas über 1 Stunde am ſüdweſtlichen Himmel dauert, täglich ein wenig zunimmt; der Untergang erfolgt abends gegen 7 Uhr. — Jupiter (345$\frac{1}{2}$° = 23^h 2^m gerade Aufſteigung, 7$\frac{3}{4}$° ſüdliche Abweichung), rückläufig im Sternbilde des Waſſermanns, ſcheinbar im Stillſtand, kommt abends 8$\frac{3}{4}$ Uhr in ſeinen höchſten Stand am Südhimmel und kann bis 2 Uhr früh geſehen werden. Verfinſterungen der Jupitermonde: des erſten den 25., Austritt 10 Uhr 55 Min. und den 27., Austritt nachmittags 5 Uhr 25 Min.; des zweiten den 30., Austritt nachmittags 5 Uhr 19 Min. — Saturn (305$\frac{1}{2}$° = 20^h 22^m gerade Aufſteigung, 20$\frac{1}{6}$° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, iſt zu Beginn ſeiner Sichtbarkeit abends am Südweſthimmel aufzufinden und bleibt bis 10$\frac{1}{4}$ Uhr über dem Geſichtskreiſe. — Uranus (262$\frac{1}{4}$° = 17^h 29^m gerade Aufſteigung, 23$\frac{1}{3}$° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Skorpions, geht abends 7 Uhr unter.

Der Mond iſt in Konjunktion mit Saturn den 28. vormittags 11 Uhr, mit Jupiter den 31. abends 8 Uhr.

Die Deutſche Städte-Ausſtellung in Dresden.

V.*)

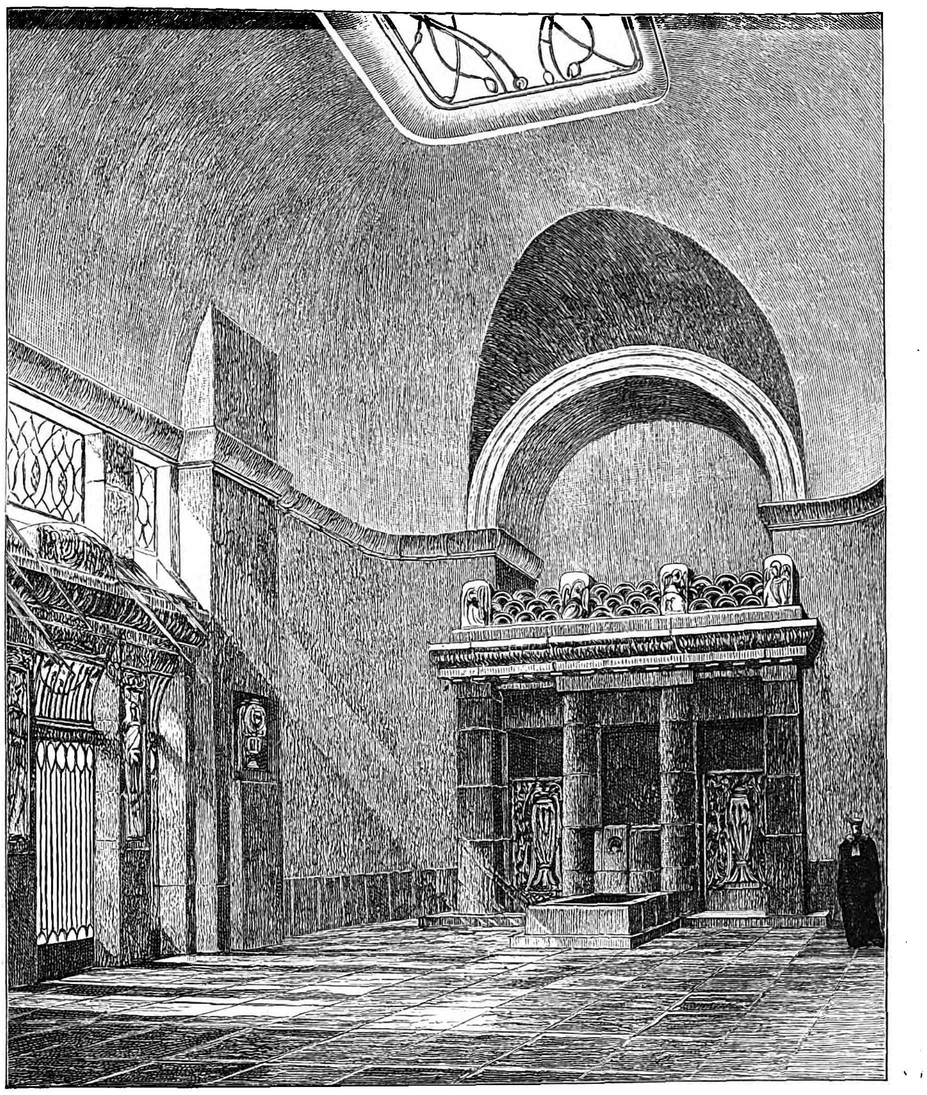
Ein Krematorium für Leipzig.

Die Sache der Leichenverbrennung hat ſicherlich durch die Geſamtausſtellung des Verbandes der Feuerbeſtattungsvereine deutſcher Sprache große Fortſchritte gemacht, inſofern wenigſtens, als ſie in vielen Tauſenden von Beſuchern die Vorurteile gegen die Feuerbeſtattung hat beſeitigen helfen. Neunundvierzig Vereine, darunter fünf ſelbſtändige ſächſiſche nebſt drei angeſchloſſenen, waren bei der Ausſtellung beteiligt. Seinen Zweck, durch die Ausſtellung über Theorie und Praxis der Feuerbeſtattung genau zu unterrichten, hat der Verband erreicht. Durch eine Reihe von Bildern war der grauenhafte Vorgang der Verweſung des menſchlichen Körpers im Grabe dargeſtellt; an einem hübſch ausgeſtatteten Modell wurde dagegen der ebenſo einfache und reinliche wie ſchnelle Vorgang der Feuerbeſtattung gezeigt. Letzterer dauert in Wirklichkeit nicht länger als eine Stunde; denn in dieſer Zeit ſind durch die auf ungefähr 1000 Grad C erhitzte Luft der Sarg, die Bekleidung, die Blumen uſw. zu Gas verflüchtigt, der menſchliche Leichnam aber in Aſche verwandelt.

Dieſe Aſche — es iſt nur der phosphorſaure Kalk des Knochengerüſtes, der durch Hitze nicht völlig zerſtört wird — beträgt beim erwachſenen Menſchen 1,5 bis 2 kg. Sie wird im Krematorium ſelbſt in eine Blechkapſel aufgenommen, die, verlötet und mit Namen, Geburts- und Todestag des Verſtorbenen verſehen, die Erkennung ermöglicht und eine Verwechſlung für immer ausſchließt. In der Ausſtellung war die Aſche einer zwanzigjährigen Amerikanerin zu ſehen, die durch Teſtament dem Berliner Verein für Feuerbeſtattung die Aſche zum Vorzeigen vermacht hat. Der große Vorzug der Feuerbeſtattung beſteht bekanntlich darin, daß ſie unter allen Umſtänden unſchädlich iſt und jeder Gefahr für die Zukunft vorbeugt, während die in der Erde beſtatteten Leichen dem Menſchen große Gefahren bereiten können. Dazu hat die Vertretung der deutſchen evangeliſchen Kirchenregierungen, die Eiſenacher Kirchenkonferenz, im Jahre 1898 anerkannt, daß die Feuerbeſtattung keinem Gebote Gottes und keinem Artikel des chriſtlichen Glaubens zuwider ſei. Der kleine Raum, den die Aſchenurnen einnehmen, die geringen Koſten einer Verbrennung (4 bis 10 ℳ Brennmaterial) ſind wirtſchaftliche Vorteile der Feuerbeſtattung; die Möglichkeit, die Aſche ſeiner Lieben überall dorthin mitzunehmen, wohin uns das nomadenhafte Leben in der Gegenwart verſchlägt, iſt ein ethiſcher Vorzug derſelben von hohem Wert.

In der Dresdener Ausſtellung ſah man Abbildungen und Pläne moderner Krematorien und Urnenfriedhöfe, Modelle der Verbrennungsapparate, Urnen, Aſchekapſeln, Betriebsgeräte der Krematorien, die Literatur der Feuerbeſtattung. Krematorien gibt es bisher in Deutſchland acht, nämlich in Gotha (1878), Heidelberg (1891), Hamburg (1892), Jena (1898), Offenbach a. M. (1899), Mannheim (1901), Eiſenach (1902) und Mainz (4. Mai 1903). Bis Ende vorigen Jahres wurden in den erſtgenannten ſieben Krematorien 5814 Leichen eingeäſchert, in allen acht vom 1. Januar bis zum 31. Mai d. J. 433 (gegen 344 in der gleichen Zeit des Vorjahres). Das nächſte Krematorium, das eröffnet werden ſoll, iſt das in Stuttgart. Auch in Sachſen dürfte der ganz ungerechtfertigte Widerſtand gegen die Feuerbeſtattung bald ſein Ende erreichen. Alsdann wird wohl auch Leipzig ein Krematorium erhalten.

Wir geben die Abbildung des Entwurfs für ein Leipziger Krematorium von dem Architekten Alfons Berger wieder, das in Dresden ausgeſtellt war. In ernſten großen Formen gehalten, zeigt es in ſeinem Äußeren eine wuchtige, monumentale Ausgeſtaltung; auch der Innenraum, in dem die Trauerfeier bis zu der Verſenkung des Sarges vor ſich geht, iſt nicht minder ernſt und ſtimmungsvoll gehalten. Daß die Andacht in einem ſolchen Raum bei Orgelklang und Chorgeſang im Kreiſe nur der wirklich Leidtragenden weihe- und eindrucksvoller ſein muß als draußen am Grabe in Sturm und Wetter und unter dem Andrang einer oft neugierigen Menge, die bisweilen die benachbarten Gräber in rückſichtsloſer Weiſe zertritt, unterliegt wohl keinem Zweifel. Möge alſo die Feuerbeſtattung auch in Sachſen recht bald zur Einführung gelangen.



Alfons Bergers Entwurf zum Innenraum eines Krematoriums für Leipzig.

Das St. Martinsſpital in München.

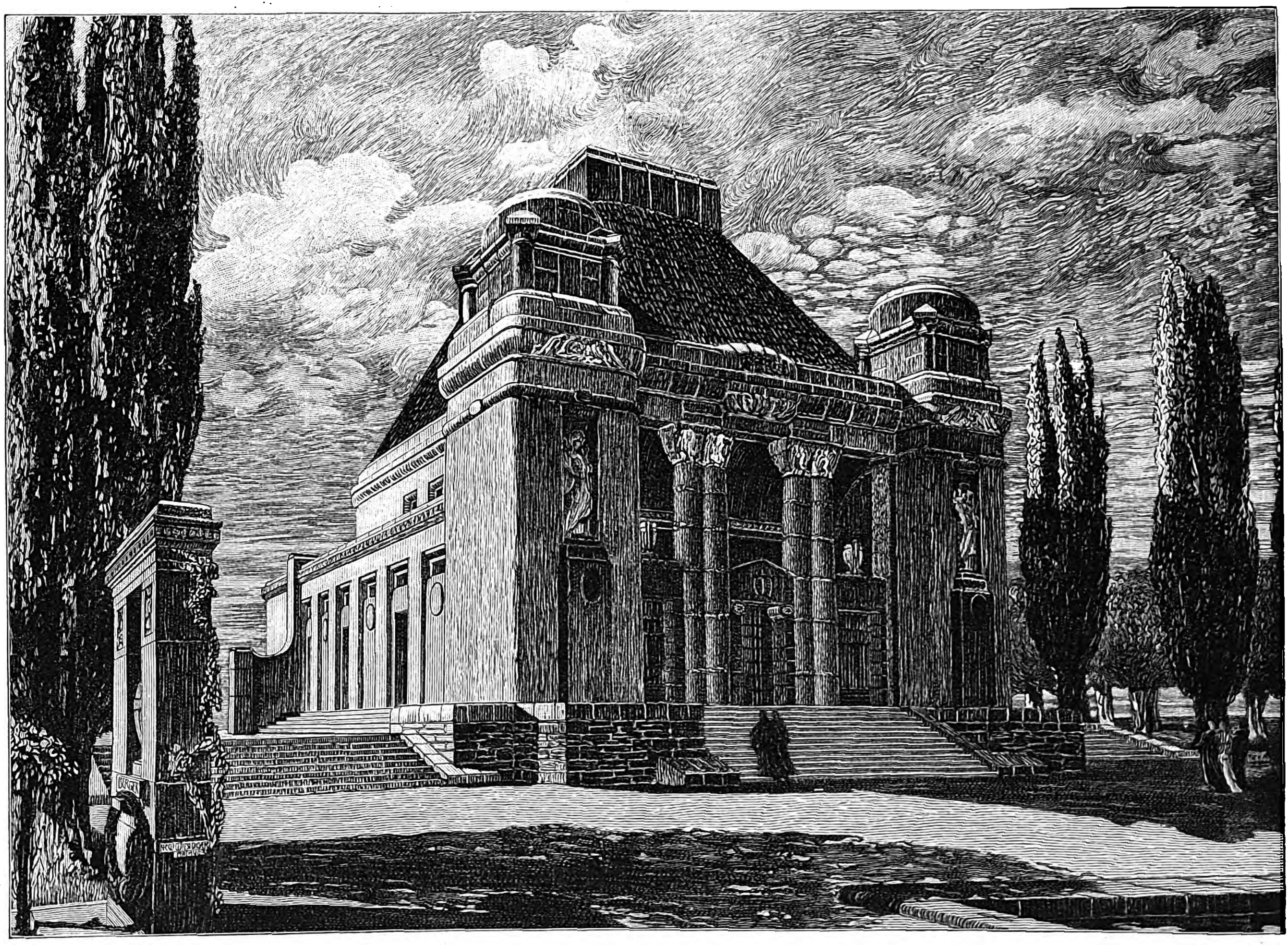
Unter den ſtädtiſchen Bauwerken, die in der Deutſchen Städte-Ausſtellung in Abbildungen, Plänen und Modellen zu ſehen waren, ſtanden die Münchener in vieler Beziehung in erſter Linie. Nicht etwa wegen ihrer Pracht und reichen architektoniſchen Ausſtattung — das iſt ein Standpunkt, der erfreulicherweiſe mehr und mehr aufgegeben wird — ſondern vermöge ihrer ſtilgerechten Einfachheit, ihres heimatlichen Gepräges und ihrer feinen künſtleriſchen Durchbildung. In München iſt in den letzten zehn Jahren eine Reihe ſtädtiſcher Bauten entſtanden, die in dieſer Beziehung als muſtergültig zu bezeichnen ſind.

Das Weſen jener Bauten wird in dem Werke „Münchener bürgerliche Baukunſt der Gegenwart“ (Verlag von L. Werner, Architektur-Buchhandlung in München) kurz ſo gekennzeichnet: „Bauten, welche unter Feſthaltung des praktiſchen Bedürfniſſes unter Rückſicht aller modernen hygieniſchen und techniſchen Anforderungen und der modernen Hilfsmittel der Baukunſt entſtanden ſind, aber unter ſteter Rückſicht auf ſtimmungsvolle Erſcheinung und Wirkung im Äußern wie im Innern. Sie ſollten, ohne jeden Zwang auf Grund der praktiſchen und geſundheitlichen Anforderungen aus dem Grundriß entſtanden, doch hinſichtlich der äußeren Erſcheinung jedem, auch dem nichtgelehrten Beſchauer aus dem Volke durch ihre Einfügung in die örtliche Umgebung wie durch ihre Maſſenverteilung und weiter durch ihre Farbengebung, durch ihre Einzelheiten, figürlichen Darſtellungen und Inſchriften Beſtimmung und Zweck deutlich ausſprechen und in dem Beſchauer die Stimmung hervorrufen, welche dem Zwecke jedes Gebäudes zukommt.“

In den Münchener Schul-, Feuer-, Turbinen-, Kranken- und Pfarrhäuſern uſw. ſind dieſe Grundſätze vortrefflich in die Tat umgeſetzt worden. Das Hauptverdienſt um dieſe Art ſtädtiſcher Architektur kommt dem Architekten Karl Hocheder zu, der früher ſtädtiſcher Bauamtmann war und jetzt Profeſſor an der Techniſchen Hochſchule zu München iſt. Mit ihm haben Theodor Fiſcher, Martin Dülfer und Max Gräſſel im gleichen Sinne gewirkt und geſchaffen.

Ein bezeichnendes Beiſpiel für dieſe Bauweiſe iſt das St. Martinsſpital in München von Karl Hocheder. Es wurde in den Jahren 1892 bis 1894 erbaut und 1895 in Betrieb geſetzt; gegenwärtig wird es erweitert. Die ganze Anſtalt, die urſprünglich zur Aufnahme von dreihundert Pfründnern eingerichtet war, beſteht aus dem Hauptgebäude, dem Wirtſchaftsgebäude ſowie den maſſiv umfriedeten Hof- und Gartenanlagen und umfaßt ein Gebiet von etwa 12000 qm. Das Hauptgebäude hat Erdgeſchoß und zwei Obergeſchoſſe und wird überragt von dem Kapellenbau mit Turm, ferner von einem dreigeſchoſſigen Pavillon und von dem Giebel des Hauptportals. Die Baumaſſen umſchließen einen architektoniſch fein durchgebildeten Hof.

Das Hauptgebäude iſt einreihig angeordnet und orientiert; dadurch wurde es ermöglicht, alle Wohn- und Schlafräume gegen Oſten und Süden zu legen und den Gängen überall unmittelbares Licht zuzuführen, ſo daß das Innere des Gebäudes ſich auch an trüben Tagen freundlich geſtaltet. In jedem Stockwerk ſind Schlafſäle (zu je zehn Betten), Tagesaufenthaltsräume und Speiſeſäle für



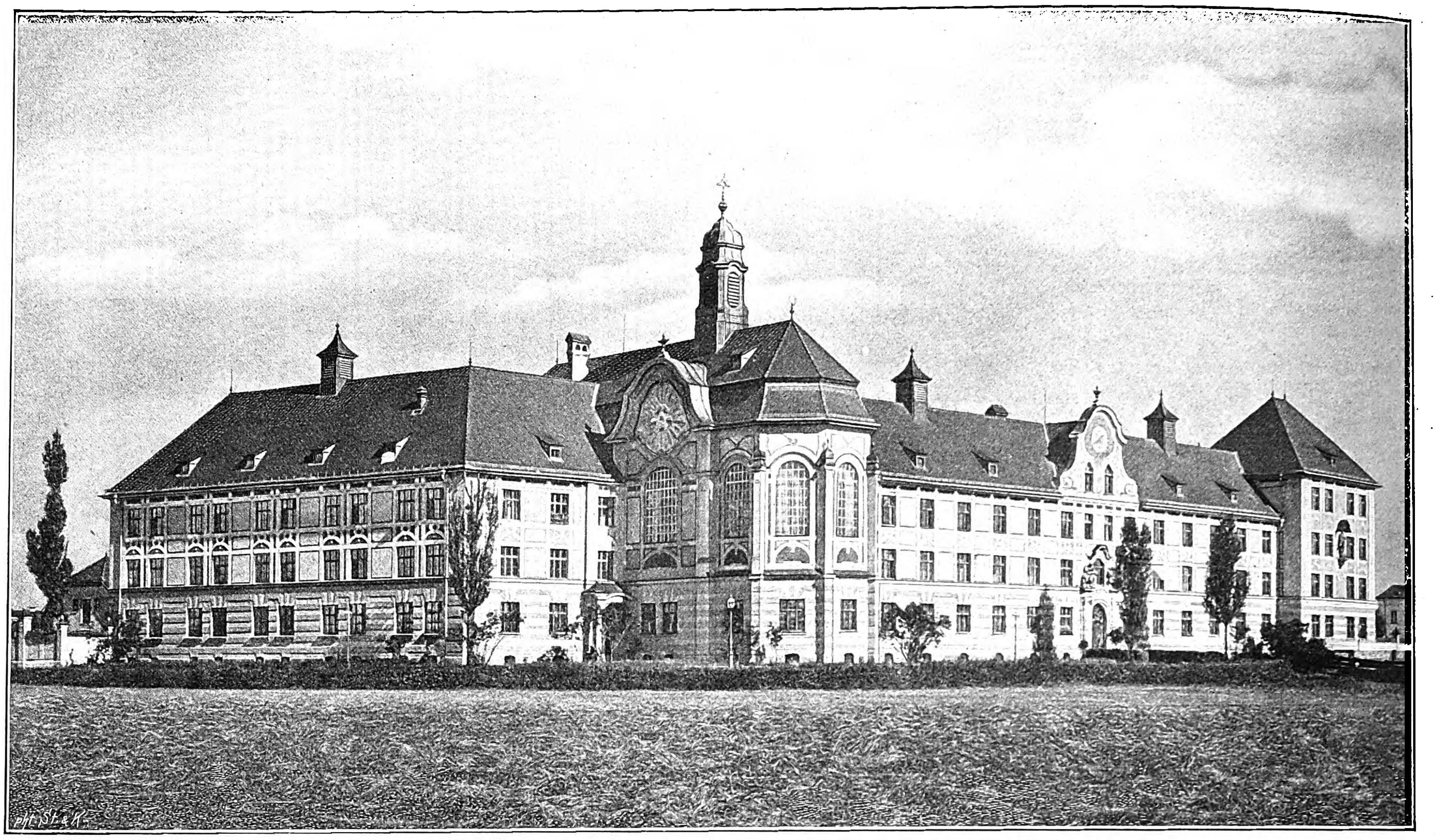
Alfons Bergers Entwurf zu einem Krematorium für Leipzig: Außenanſicht.

Aus der Deutſchen Städte-Ausſtellung in Dresden.

---

*) IV. ſ. Nr. 3142 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 17. September d. J.

UNIVERSITY OF COLORADO LIBRARIES BOULDER



Aus der Deutſchen Städte-Ausſtellung in Dresden: Das St. Martinsſpital in München. Architekt Karl Hocheder.

die Pfründner vorhanden, dazu Einzel-Wohn- und -Schlafzimmer für die Barmherzigen Schweſtern, die das Spital verwalten, ferner im Hauptgebäude vier Krankenſäle mit Teeküche und Nebenräumen für das Warteperſonal, Räume für die Verwaltung, für den Hausgeiſtlichen, für die Koch- und Spülküche ſamt Speiſekammer und Schenke, endlich im Erdgeſchoß ein proteſtantiſcher Betſaal und im erſten Stock eine katholiſche Kapelle. Drei Haupttreppenhäuſer verbinden ſämtliche Stockwerke; der ganze Bau iſt unterkellert. Das Wirtſchaftsgebäude in der Mitte des Grundſtücks umfaßt die Waſchanſtalt mit Maſchineneinrichtung, die Stallung (Kuhſtall für acht Kühe, Hühnerſtall, Schweineſtall), einen Schlachtraum und zwei Mägdezimmer.

Sehen wir uns das Gebäude im Äußeren an, ſo finden wir die obige Kennzeichnung vollauf zutreffend: die ſüddeutſchen Barockformen geben dem Bau das trauliche heimatliche Gepräge, das München durch die ſchulebildende Tätigkeit Hocheders und ſeiner Genoſſen wieder anzunehmen beginnt, nachdem es Jahrzehnte hindurch gleich den anderen deutſchen Großſtädten den internationalen Gang durch die hiſtoriſchen Stile mitgemacht hat. Nichts iſt unerfreulicher, als daß die deutſchen Städte in Nord und Süd, in Oſt und Weſt überall das gleiche und darum für jedermann langweilige architektoniſche Ausſehen erhalten, und nichts wiederum natürlicher, als daß die Architektur anknüpft an das Heimatſtändige, an die dem heimiſchen Boden entwachſene Formenſprache, die uns gerade an ihren Urſprungsſtätten vertraut anmutet. In dieſem Sinne iſt Hocheders Bauweiſe auch freudig zu begrüßen. Nicht minder zeugt es von ſeinem feinen künſtleriſchen Sinn, daß er den genannten Stil jeder der verſchiedenen Aufgaben, die an ihn herantreten, charakteriſtiſch anzupaſſen verſteht, ohne ins Schematiſche zu verfallen. Für das St. Martinsſpital beſonders wählte er mit Recht die anſpruchsloſen Verputzformen, und er gab der Anſtalt annähernd das Gepräge einer alten klöſterlichen Anlage, was mit Rückſicht auf die ſtrenge gleichmäßige Regelung des Lebens in dem Armenverſorgungsinſtitut durchaus gerechtfertigt erſcheint. Daß ein etwas reicherer architektoniſcher Schmuck nur auf das Hauptportal und die Kapelle beſchränkt wurde, iſt eine wohltätige Ökonomie, die das unkünſtleriſche neunzehnte Jahrhundert verlernt hatte, und die jetzt erſt allmählich wieder in das künſtleriſche Empfinden übergeht. Die Feinheit aber, mit der Hocheder wiederum dieſen architektoniſchen Schmuck anbringt und ausgeſtaltet, ſowie die anſcheinend ganz ſelbſtverſtändliche Einfachheit des Ganzen in ſeiner Gruppierung und in ſeinen Verhältniſſen ſind ein beſonderes Verdienſt des Münchener Künſtlers, der als einer der Pfadfinder geſunden modernen baukünſtleriſchen Schaffens bezeichnet werden muß.

Der Erweiterungsbau wird nach den Plänen des ſtädtiſchen Baurats R. Rehlen im Sinne Hocheders ausgeführt. Nach dem vollſtändigen Ausbau der Weſt- und Nordſeite werden in der Anſtalt 636 Pfründner Aufnahme finden können.

Dresden. Prof. Dr. Paul Schumann.

Alpines.

— Der Gebirgsverein für die Sächſiſche Schweiz hielt am 27. September in Gottleuba ſeine Jahresverſammlung ab. Der Verein beſteht ſeit ſechsundzwanzig Jahren, zählt fünfundvierzig Sektionen mit rund 3550 Mitgliedern und hat eine ſehr rege Tätigkeit entwickelt. An Stelle des erſten Vorſitzenden Stadtrats Prof. Lehmann in Dresden, der ſein Amt niederlegte, wurde Realſchuldirektor Prof. Dr. Muth in Pirna gewählt. Die nächſte Verſammlung findet in Stolpen ſtatt. — Am gleichen Tage beging der Gebirgsverein für die Böhmiſche Schweiz die Jubelfeier ſeines fünfundzwanzigjährigen Beſtehens.

— In den ſog. Lammeröfen, einer der großartigſten Naturſchönheiten bei Golling, ſoll eine Waſſerkraftanlage zur Erzeugung elektriſcher Kraft für die Bahnſtrecke Schwarzach i. S.-Tauerntunnel erbaut werden. Man befürchtet, daß dadurch jene Sehenswürdigkeit des Salzburger Landes Einbuße erleide.

— Die Eröffnung der erſten Teilſtrecke des von der Sektion Innsbruck des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. projektierten Solſtein-Höhenweges (bis zum Brandjoch) hat am 27. September ſtattgefunden. Dieſer mit großen Koſten verbundene Wegebau (Julius-Pock-Weg) wird eine Höhengratwanderung von hervorragender Schönheit ermöglichen.

— Die Sektion Heidelberg des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. plant für das kommende Jahr unter anderem eine Markierung von Iſchgl über das Schönbleißjoch nach der Konſtanzer Hütte. — Die Sektion Defereggen des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. hat Vorkehrungen getroffen, daß die von ihr projektierte Weganlage von der Jagdhausalpe durch das Fleiſchbachtal zum gleichnamigen Ferner im Jahre 1904 durchgeführt und vollendet werde. Damit wird auch der nordweſtliche Flügel der Rieſerfernergruppe dem Touriſtenverkehr erſchloſſen werden.

— Der Vorarlberger Landtag hat einen Geſetzentwurf angenommen, wonach der Verkauf von Edelweißpflanzen, mit Ausnahme der in den Gärten gezogenen, deren Herkunft durch ein Zertifikat erwieſen werden muß, oder der mit Bewilligung für wiſſenſchaftliche Zwecke benötigten, verboten wird.

— Nachdem die Neugersdorfer Gruppe der Mitglieder der Sektion Warnsdorf des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. ſich bereit erklärt hat, für den Bau einer Gersdorfer Hütte ſamt Zubehör auf der Südſeite des Krimmler Tauernkammes einen Beitrag von 5000 ℳ, erforderlichenfalls auch 6000 ℳ zu leiſten, hat die Sektion Warnsdorf die weitere Erſchließung des erwähnten Gebiets in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen.

— Die Sektion Wels des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. hat im Almgebiet unter anderem einen Weg durch das Grieskar zur Ölgrube und von dort auf den Großen Priel (Totengebirge) anlegen und markieren laſſen. Auch die Übergänge nach Auſſee wurden neu bezeichnet.

— In den Ennstaler Alpen wurde die Bewirtſchaftung der Heßhütte (Hochtorgruppe), der Ennstaler Hütte auf dem Tamiſchbachturm und des Admonter Hauſes auf dem Natterriegel Ende September geſchloſſen. — Das Schieſtlhaus auf dem Hochſchwab wurde am 10. Oktober, das Glocknerhaus am 1. Oktober geſchloſſen.

— In Hagen i. W. hat ſich vor kurzem eine Sektion des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. gebildet, der bereits achtzig Mitglieder angehören. Vorſtand der neuen Sektion iſt der dortige Oberlehrer Weſterfrölke.

— Die Sektion Golling des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. hat mit einer Beihilfe von 1700 ℳ, die der Geſamtverein geleiſtet hat, den Weg von Golling über die Dürrfeuchten-Alp zum Eckerſattel unterhalb des Purtſchellerhauſes vollſtändig neu gebaut.

— Die Kunſtanſtalt Würthle u. Sohn in Salzburg hat das von dem Major G. v. Pelikan im Maßſtabe 1 : 50 000 angefertigte Relief der Dachſteingruppe photographiſch aufgenommen. Die im Maßſtabe 1 : 140 000 reproduzierten Kärtchen ſind trefflich gelungen und werden noch im Laufe dieſes Jahres bei der genannten Kunſtanſtalt zu beziehen ſein. Das Relief ſelbſt iſt vorläufig in den Räumen des ſtädtiſchen Muſeums Auguſto-Carolinum in Salzburg aufgeſtellt.

— Der Generalrat des Departements Haute-Savoie hat die Konzeſſion zum Bau einer elektriſchen Eiſenbahn erteilt, die Le Fayet-Saint-Gervais mit der Aiguille du Goûter in einer Höhe von 3840 m verbinden ſoll. Unter anderem wird ein 2230 m langer gekrümmter Tunnel geſprengt werden.

— Zu Anfang des nächſten Jahres erſcheint eine Neuauflage des beliebten „Geſäuſeführers“ von H. Heß in Wien, dem Schriftleiter der Publikationen des Deutſch. u. Öſterr. A.-V.

— Auf Erſuchen des britiſchen Konſulats in Wien wurden von den Innsbrucker Behörden Nachforſchungen nach dem Verbleib des Touriſten R. Proctor, eines Beamten des Britiſchen Muſeums in London, eingeleitet. Die letzte Nachricht des Verſchollenen war von Landeck datiert und traf am 7. September in London ein. Seither fehlt jede Spur. Proctor befand ſich auf einer Reiſe durch Tirol und war mit einem Ruckſack ausgerüſtet. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er in den Bergen verunglückte. — Die Mitglieder des Franzöſiſchen Alpenklubs Mauduit und Stachling, die mit den Bergführern Ceilet und Blanc, beide aus Bonneville-ſur-l'Arve, eine Erſteigung des Montblanc unternahmen, wurden oberhalb des Grand-Plateau von einem heftigen Schneeſturm überraſcht. Nur Bergführer Blanc, der die Nacht in einer Schneehöhle zugebracht hatte, vermochte ſich zu retten; Ohren und Naſe waren ihm dabei erfroren. Die drei anderen blieben erſchöpft liegen und wurden tot aufgefunden. — Anfang Oktober iſt an der Dent de Brenleire ein junger Mann, namens Burgknecht aus Freiburg, abgeſtürzt und tot liegen geblieben. Der Verunglückte, ein Neffe des Stadtpräſidenten in Freiburg, ſollte eben die Univerſität Lauſanne beziehen. — Bergführer Pollinger aus St. Nikolaus, der mit zehn Führern den vermißten Touriſten Stumpf ſuchte, iſt der Meinung, daß der Verunglückte, nachdem er allein die Jungfrau erſtiegen hatte, auf dem Rückweg unweit der Konkordiahütte in eine Gletſcherſpalte verſunken iſt. Die Eltern des Vermißten wollen im nächſten Sommer nochmals Verſuche zur Auffindung der Leiche unternehmen laſſen.

— Ein ſchwerer touriſtiſcher Unfall ereignete ſich am 27. September auf dem Schneeberg. Die Brüder Dr. A. und Dr. S. Beck, zwei Wiener Rechtsanwälte, ſtiegen zum Kaiſerſtein auf, als ſich unweit des ſog. Bürkleſteigs ein Felsblock loslöſte. Die gewaltige Steinmaſſe zerſchmetterte Dr. A. Beck, der als erſter geklettert war, während ſein Bruder, der unter ihm ſtand, ſchwer verletzt wurde. In Geſellſchaft der beiden Brüder befand ſich auch Frau F. Beck, die Gattin des Getöteten, und der Wiener Privatier Gogl, beide ſehr gewandte Touriſten, die am Einſtieg in den Kamin Zeugen des ſchrecklichen Vorfalles wurden. Dr. A. Beck war ein hervorragender und vorſichtiger Bergſteiger. — Vikar S. Schnorr aus Kempten, der mit Frl. Keller am 22. September eine Tour auf die Mädelegabel unternahm und vier volle Tage und Nächte, zum Teil bei heftigem Regen und faſt proviantlos auf den ſteilen Südweſtwänden der Trettach umherirrte, wurde von einer aus Oberſtdorf abgegangenen Rettungsexpedition auf einem ſchwer zugänglichen Schneefeld in beträchtlicher Höhe unterhalb der Hohen Trettach angetroffen und zunächſt in die Kemptener Hütte ſowie am folgenden Morgen nach Oberſtdorf gebracht. Während der Vikar ſich noch bei Kräften befand, vermochte die Dame, die völlig erſchöpft war, nicht zu gehen. Wenn Schneefall eingetreten wäre, ſo hätten beide unrettbar durch Erfrieren den Tod gefunden. Bei der Bergung, die mit ungeheueren Schwierigkeiten verbunden war, machten ſich die Bergführer Praxmeier, F. Schraudolph und Huber ſehr verdient. — Der Gutsbeſitzer P. Mocellino aus Baſſonio (Val Sugana) ſtürzte in den öſtlichen Suganer Bergen ab und blieb ſofort tot.

— Die Lodnerhütte wurde während einer eintägigen Abweſenheit des Bewirtſchafters, Führers J. Kofler, von unbekannten Tätern erbrochen. Die Hüttenkaſſe, in der ſich mehr als 200 Kronen Hütten- und Schlafgelder befanden, wurde ihres Inhalts beraubt.

— Der Wiener Stadtrat hat dem Anſuchen des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs um koſtenloſe Überlaſſung einer Grabſtelle zur Beſtattung der Leichenreſte ſeines am 7. April 1875 verſtorbenen Gründers und erſten Obmannes, des Reiſeſchriftſtellers G. Jäger, der in dem zu Ende dieſes Jahres aufzulaſſenden Friedhofe in Ober-St. Veit beerdigt iſt, willfahrt. Jäger gab unter anderem ſeit 1868 das erſte periodiſch erſcheinende alpine und touriſtiſche Fachorgan in Öſterreich unter dem Titel „Der Touriſt“ heraus.

— Der Vicentiner Alpiniſt G. Malvezzi hat im September in vier Tagen folgende bemerkenswerte Touren ausgeführt. Zunächſt traverſierte er die Croda da Lago und den Becco di Mezzodi. Am folgenden Morgen erklomm er die Kleine Zinne. Am dritten Tage erſtieg er die Große Zinne und die Weſtliche Zinne, am vierten den Gipfel des Zwölferkofels. — Die Mitglieder des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. und des Schweizer Alpenklubs A. und Ed. Ohler haben am 4. September das Armighorn im Berner Oberland als erſte vom oberſten Band aus über die Nordwand direkt zum Gipfel beſtiegen.

— Der untere Grindelwaldgletſcher iſt, nach den Beobachtungen des Kreisförſters Marti in Interlaken, ſeit 1893 auf der rechten Seite um 90 m vorgerückt, auf der linken um 50 m. Von 1895 bis 1897 hat der mittlere Teil des Gletſchers, dem der Bach entfließt, 20 bis 30 m gewonnen. Von 1898 an aber ſchwand der Gletſcher wieder raſch und beſtändig. Der obere Grindelwaldgletſcher iſt ſeit 1893 um 233 m zurückgegangen. Der Eigergletſcher iſt auf der rechten Seite der Zunge um 40 bis 70 m kleiner geworden, während die linke Seite, von einer ſtarken Moräne bedeckt, ziemlich unverändert geblieben iſt.

Frauen-Zeitung

Die rote Stefka.

Eine Geſchichte aus Maſuren

von

Fritz Skowronnek.

(Schluß.)

[Nachdruck verboten.]

Als alter Soldat wußte Fedor ganz genau, was dieſer Unterſchied bedeuten konnte. Da war aller Wahrſcheinlichkeit nach der Förſter mit einem Wilddieb zuſammengeraten, und der Wilddieb hatte den zweiten Schuß abgegeben. Vielleicht lag einer der Männer tot oder verwundet auf dem Raſen, und er konnte ihm noch Hilfe bringen. Oder vielleicht waren die beiden Gegner handgreiflich aneinander geraten und rangen jetzt auf Tod und Leben in einſamer Waldesſtille.

Am beſten wäre es unter allen Umſtänden, ſchleunigſt kehrt zu machen und nach der anderen Seite davon zu eilen. Aber es bohrte in ihm, hinzugehen, wo der Schuß gefallen war; es konnten kaum fünfzig Schritte bis dahin ſein. Am Rande der langen Wieſe, die ſich vom hohen Holz bis zum ſchwarzen Bruch hinzog, mußten die Schüſſe gefallen ſein.

Vorſichtig ſchlich er durch das dichte Unterholz der Wieſe zu. Wie er den Kopf aus dem Dickicht ſteckte, ſah er einen Mann über die vom Vollmond hell beſchienene Wieſe laufen. Kein Zweifel, das war der Samel, trotz ſeiner Verkleidung! Die hohe ſchlanke Figur mit den zu lang geratenen Beinen und den hohen Schultern, ſo ſah kein anderer Mann im meilenweiten Umkreis aus. Noch ein paar Sätze, dann verſchwand er drüben im Waldesdunkel.

Wahrſcheinlich hatte der Samel den Schall der Tritte Fedors gehört und war vor dieſem geflohen. Dann mußte aber der andere irgendwo in der Nähe ſein. Er bog ſich noch etwas vor und wandte den Kopf ſeitwärts. Ein kalter Schauder kroch ihm über den Rücken. Da lag nicht dreißig Schritte von ihm ein Forſtbeamter mit dem Geſicht auf dem Raſen. Die rechte Hand, die noch die Büchſe umſpannt hielt, war weit vorgeſtreckt. Sollte er davonlaufen oder zu dem Manne hingehen, der da auf der Wieſe lag?

Einen Augenblick zögerte Fedor, dann trieb ihn das Grauſen in die Flucht. Ehe er aber noch ein paar Schritte getan hatte, ſprang ihm ein Hund gegen die Bruſt und verbiß ſich in ſeinen Kittel. Bevor Fedor ſich losreißen konnte, hatte eine ſtarke Fauſt ihn im Genick gepackt. Ein lauter Ruf, und mit mächtigen Sätzen kam noch ein Forſtbeamter durch das Unterholz geſtürmt und blieb mit geſpannter Flinte vor ihm ſtehen.

„Wer biſt du?“

„Ich bin der Fedor Adamek aus Mroſen, Herr Förſter.“

„Wo haſt du dein Gewehr?“

„Herr Förſter, ich — ich habe ja gar keine Flinte. Ich habe ja gar nicht geſchoſſen. — Der andere hat ja geſchoſſen!“

„Na, dann haſt du eben zugetrieben. Wer iſt der andere?“

„Herr Förſter, ich weiß wirklich nicht.“

Ein ſcharfer Hieb mit einem fingerdicken Krückſtock praſſelte auf ſeinen Rücken nieder.

„Lüge nicht, du Lorbas! Das mußt du wiſſen! Der andere hat an der Wieſe vorgeſtanden, und du haſt durchgedrückt.“

Ein zweiter Schlag fiel auf ihn nieder. Unwillkürlich ballte ſich ſeine Fauſt, und ſeine Muskeln ſpannten ſich. Er war ein großer, ſtarker Mann, der zur Not mit den beiden Grünröcken fertig geworden wäre, wenn der eine von ihnen nicht mit geſpannter Flinte vor ihm geſtanden hätte. Und die ließen nicht mit ſich ſpaßen, das wußte er. Da war es wohl am beſten, wenn er ſich aufs Bitten verlegte.

„Herr Förſter, Herr Wohltäter, entſchuldigen Sie, wenn ich noch einmal ſage: Ich weiß nicht, wer da geſchoſſen hat. Aber ſchlagen Sie mich nicht, ich bin ja noch nie wilddieben gegangen; ich wollte bloß das Wipfelchen von der Eller holen, die im Bruch liegt.“

„Lüge nicht, du Hund!“

Ein dritter Schlag ſauſte auf ihn nieder, der den Kopf traf und ihm das Bewußtſein zu rauben drohte. Sollte er ſich noch mehr prügeln laſſen? Weshalb ſollte er nicht ſagen, was er geſehen hatte?

„Der Samel Korpis iſt es geweſen. Ich ſah ihn noch über die Wieſe laufen; aber ich habe nichts mit ihm zu tun, ich bin ganz zufällig hier gegangen.“

Einer der Förſter lachte laut auf: „Haben wir das nicht ſchon lange gedacht, daß der Bauer ſich mit der Flinte herumtreibt? Und der Vetter ſeiner Frau hilft ihm dabei. So, mein Junge, jetzt halte mal die Hände ein bißchen ganz ruhig nach vorn, damit ich dir die Hundeleine herumwickeln kann. Und Sie, Kollege, machen einen kleinen Trab nach Mroſen und holen ſich den Herrn Korpis.“

Wie betrunken ſchwankte Fedor neben dem Förſter her, der mit geſpanntem Gewehr ihm zur Seite ging. Ihn ſchmerzte der Kopf ſo ſehr, daß er keinen klaren Gedanken faſſen konnte. Aber ſo viel merkte er doch, die Förſter wußten noch gar nicht, daß ihr Kamerad auf der Wieſe erſchoſſen lag.

Eine halbe Stunde ſpäter ſaß Adamek wohlverwahrt im Spritzenhaus des Dorfes. Lange ging er ruhelos auf und ab, dann warf er ſich in eine Ecke und lehnte die ſchmerzende Stirn gegen die kalte Mauer.

Allmählich wurden ihm die Gedanken klarer. Den Samel hatte er als Täter angegeben. Konnte er das vor Gericht beſchwören? Vielleicht lag der Samel ruhig zu Hauſe im Bette. Aber wer ſollte es denn ſonſt geweſen ſein? Solche Sachen ſprechen ſich doch unter den Leuten im Dorfe herum. Und er wußte keinen anderen, der außer dem Samel wilddieben ging.

Mit einem Male ſchrak er auf. Die Tür wurde aufgeſchloſſen. Sollte er ſo lange geſchlafen haben? Sollte es ſchon Morgen ſein und der Förſter ihn abholen kommen, um ihn zur Stadt zu bringen? Erwartungsvoll ſtarrte er nach der Tür. Sie ging auf. Ein Mann wurde in den dunkeln Raum hineingeſtoßen. Hinter ihm rief der Förſter mit höhniſcher Stimme: „So, Korpis, da finden Sie Geſellſchaft, Ihren Zutreiber und Helfershelfer. Laßt euch die Zeit nicht lang werden!“

Mit verhaltenem Atem ſaß Fedor in ſeiner Ecke und lauſchte. In dem Raume war es ſo finſter, daß man nicht die Hand vor den Augen ſehen konnte. Nur eine ſchmale Ritze in der Tür ſchimmerte, wie ein verdämmernder grauer Streifen. Zum erſtenmal, ſolange er ſich entſinnen konnte, beſchlich ihn die Angſt. Nur wenige Schritte von ihm ſtand ſein Todfeind, den er durch ſeine Ausſage dem Strafgericht überliefert, ein Mann, der eben erſt eine Blutſchuld auf ſich geladen hatte. Und der hatte die Arme frei, während er gefeſſelt am Boden lag. Das Herz klopfte ihm ſo laut, daß er glaubte, der andere müſſe es hören.

Wenn Samel ſich jetzt auf Fedor warf, dann konnte dieſer ſich nicht einmal wehren, höchſtens um Hilfe ſchreien; und wer weiß, ob ihn jemand hören würde.

Eine fliegende Hitze lief ihm über den Körper; nach wenigen Augenblicken ſchüttelte ihn der Froſt, daß ihm die Zähne klapperten. Er erhob die gefeſſelten Hände und ſtreckte ſie ſo weit vor ſich aus, wie er konnte, um zu fühlen, wenn der andere ſich auf ihn ſtürzte. Zwei, drei Minuten vergingen, die ihm wie eine Ewigkeit vorkamen.

Weshalb ſtand der andere regungslos? Hatte jener vielleicht ebenſolche Angſt wie er? Wußte Samel nicht, daß ihm, dem Fedor, die Hände gebunden waren? Ja, woher ſollte Samel das wiſſen? Leiſe führte Fedor die Hände zum Munde und taſtete mit den Zähnen und Lippen an dem Stricke herum, damit er den Knoten finde. Endlich, ganz unten fand er ihn; er hatte die Hände verrenken müſſen, um heranzukommen.

Er biß an einer Stelle hinein und zog, aber die Zähne glitten ab und ſchlugen mit hörbarem Krach zuſammen. Nun lauſchte er wieder mit angehaltenem Atem. Nichts rührte ſich. Wieder biß er hinein und zog. Jetzt begann der Strick allmählich nachzugeben. Ein Ende löſte ſich, der Knoten begann ſich zu lockern. Und nun hatte er die Hände frei!

Mit einem tiefen Stöhnen, das wie das unterdrückte Knurren eines Raubtiers klang, reckte er die Arme aus.

Jetzt konnte der andere kommen, jetzt fürchtete er ſich nicht mehr vor ihm. Mit den Armen würde er ihn zerdrücken wie einen Wollſack. Aber hatte Samel nicht ſein Meſſer bei ſich, einen Genickfänger mit Scheide, den er ſtets im Stiefelſchaft zu tragen pflegte?

Fedor erhob ſich langſam vom Boden und ſtellte ſich mit dem Rücken an die Wand. Samel mußte dicht bei ihm geſtanden haben; denn ganz deutlich hörte er ihn ein paar Schritte tun. War jener vielleicht mit dem blanken Meſſer in der Hand auf ihn zugeſchlichen?

Wieder kroch die Angſt an ihm empor und ſchüttelte ihn, daß ihm die Zähne klapperten. Sein Kopf brannte und ſchmerzte, das war ja zum Verrücktwerden!

„Samel!“

Keine Antwort.

„Samel!“

„Was willſt du?“

„Weshalb ſchleichen wir im Finſteren umeinander herum wie zwei wilde Tiere, die ſich zerreißen wollen? Laß uns lieber vernünftig reden.“

„Was haben wir miteinander zu reden? Morgen vor Gericht werde ich ſprechen.“

„Ich glaube, du wirſt das Maul halten. Bloß eins mußt du ſagen: Daß ich nie mit dir wilddieben gegangen bin.“

„Was kann ich dafür, daß die Förſter dich gefangen haben? Weshalb kriechſt du nachts im Walde herum, wo du nichts zu ſuchen haſt! Aber ich weiß, was ich ſagen werde. Du haſt mich nur angegeben, weil du einen Haß auf mich haſt, daß ich die Stefka geheiratet habe. Du hetzt meine Frau gegen mich auf und erzählſt ihr allerlei Märchen.“

„Bei Gott, Samel, das iſt nicht wahr! Aber weshalb prügelſt du deine Frau? Ich weiß es ſchon, ſie war geſtern Abend bei mir und hat es mir geklagt. Und ich dummer Eſel habe ſie noch angeſchnauzt und nach Hauſe gejagt. Übrigens, wo warſt du denn, daß du nicht weißt, wo deine Frau hingeht?“

Samel ſchwieg; er mochte im Augenblick nicht die rechte Antwort finden.

„Ich weiß, wo du warſt“, fuhr Fedor mit lauter Stimme fort. „Im Walde, bei der langen Wieſe, am ſchwarzen Bruch.“

„Du träumſt wohl! Zu Hauſe habe ich im Bette gelegen.“

Fedor lachte höhniſch auf. „Ich habe ſehr ſcharfe Augen, und deine langen Beine muß jeder wiedererkennen, der ſie einmal geſehen hat.“

„Du willſt doch nicht etwa vor Gericht ausſagen, daß du mich heute nacht im Walde geſehen haſt?“

„Gewiß werde ich das tun! Und wenn du der Wahrheit gemäß erzählſt, daß wir beide verfeindet ſind, dann muß der Richter mir glauben, daß ich nicht dein Helfershelfer bin. Deshalb ſieh zu, daß du nicht in die Bredullge kommſt. Das wird ein paar Jahre abgeben.“

„Wofür denn? Selbſt wenn ſie mich ungerecht verurteilen ſollten, komme ich mit Geld weg; denn ich bin noch nicht beſtraft.“

Jetzt erſchrak Fedor. Sollte der andere nicht wiſſen, was geſchehen war? Womöglich war er es doch nicht geweſen? Unwillkürlich war er einen Schritt auf Samel zugeſchritten und ſchrie ihn an: „Weißt du nicht, daß der Förſter Gruber tot auf der Wieſe liegt?“

„Was ſagſt du? Der Gruber tot! — O, mein Gott!“

Fedor hörte deutlich, wie dem Samel die Stimme zitterte. Er war es alſo doch geweſen.

„Ja, tot. Und der Schuß, der zweite, der kam aus deinem alten Einſpänner.“

„Sage das nicht noch einmal, ſonſt“ —

„Sonſt? — Sonſt? Du willſt mir noch drohen, wo du dich eben verraten haſt?“

„Ich habe mich verraten? Du biſt wohl im Kopfe nicht ganz richtig? Das geht einem doch nahe, wenn man hört, daß ein Menſch erſchoſſen worden iſt.“

„Ja, und dir muß es am meiſten nahe gehen.“

Fedor war ſo aufgeregt und ſo wütend, daß er die Hand ausſtreckte, um ſeinen Gegner zu packen; aber Samel mußte ſchon vorher einen Schritt zurückgewichen ſein. Jetzt hörte er ihn ganz ruhig ſagen:

„Ich gebe dir den guten Rat: Schwatze nicht ſolchen Unſinn! Wenn du mich hineinlegſt, dann ſage ich aus, daß du mir immer zugetrieben haſt, nur heute nicht. Da biſt du allein im Walde geweſen. Alſo haſt du den Gruber erſchoſſen!“

Das war zu viel. Mit einem heiſeren Schrei ſtürzte Fedor vorwärts auf die Stelle zu, wo der andere ſtehen mußte. Er griff in die Luft und ſtieß mit dem Kopf gegen die Mauer. Samel war behende zur Seite geſprungen. Jetzt ſagte er ganz vernehmlich neben ihm:

„Sei vernünftig, Fedor, ich habe das blanke Meſſer in der Hand; beim nächſtenmal ſtoße ich zu! Und nun laß du mal ruhig mit dir reden. Du kannſt vor Gericht ſagen, was du willſt, man wird dir nicht glauben. Erzähle nur ruhig, daß ich heute meine Frau geſchlagen habe. Um ſo beſſer; denn meine Frau wird ſchwören — hörſt du? — ſie wird ſchwören, daß ich heute nacht zu Hauſe geweſen bin.“

„Du willſt deine Frau falſch ſchwören laſſen?“

„Das iſt ihre Sache, was ſie für ihren Mann tut!“

Weiter kam er nicht. Im nächſten Augenblick hatte ſich Fedor in einem Anfall ſinnloſer Wut auf ihn geworfen. Ehe Samel es ſich verſah, hatte Fedor ihn zu Boden geriſſen. Mit einem Knie ſaß er ihm auf der Bruſt, mit dem anderen drückte er ihm den rechten Arm nieder. Mit der Hand brach er ihm die Fauſt auf, die das Meſſer hielt. Seine große, ſtarke Hand fuhr ihm an die Kehle, daß dem Samel der Atem verging, und dicht über ſeinem Geſicht brüllte Fedor: „Eher erwürge ich dich mit meiner Hand, ehe ich zugebe, daß die Stefka falſch ſchwört!“

Es war die höchſte Zeit, daß der Förſter, der draußen am Spritzenhaus Wache hielt, auf den Tumult da drinnen aufmerkſam wurde. Er kam gerade noch zur rechten Zeit, um Samel aus den Händen ſeines raſenden Gegners zu befreien.

* * *

Der Richter, der die Unterſuchung führte, konnte aus der ganzen Sache nicht klug werden.

Der Tagelöhner Adamek, der in der betreffenden Nacht den Forſtbeamten den Bauer Korpis als ſeinen Kumpan angegeben hatte, war durch keine Mittel zu bewegen, ſeine Ausſagen zu wiederholen. Im Gegenteil, er behauptete, die Schläge, die er bekommen, hätten ihm den klaren Verſtand geraubt, und da habe er in ſeiner Angſt den erſten beſten Namen genannt. Daß er gerade auf den Samel Korpis verfallen war, ſei auch erklärlich. Der Bauer hätte ihn ſchon vorher durch verſchiedene Dinge gereizt, und an demſelben Abend ſei die Frau des Korpis, eine nahe Verwandte, bei ihm geweſen und habe ihm geklagt, daß ihr Mann ſie geſchlagen hätte. Den Menſchen, von dem unzweifelhaft der tödliche Schuß abgegeben worden ſei, habe er ein Stück über die Wieſe laufen ſehen. Das ſei aber, wie er ſich erinnere, wahrſcheinlich ein Filippone geweſen, mit langem Kittel, Pumphoſen und Knieſtiefeln.

Auf dieſe Ausſage gab der Richter nicht allzuviel. Wenn es auch bekannt war, daß die Filipponen, die ruſſiſchen Flüchtlinge, die ſeit vielen Jahrzehnten in Maſuren angeſiedelt ſind, als arge Wilddiebe meilenweite Streifzüge unternehmen, ſo wußte er doch aus ſeiner langen Praxis, daß die Maſuren mit Vorliebe die charakteriſtiſche Tracht der Filipponen benutzten, um den Verdacht von ſich abzulenken. Dagegen war es eine Tatſache, die nicht zu bezweifeln war, daß die beiden Verdächtigen in bitterer Feindſchaft zuſammenlebten. Es war alſo nicht anzunehmen, daß ſie gemeinſchaftlich miteinander gehandelt hatten.

Dem alten erfahrenen Mann fiel es natürlich auf, daß Adameks Ausſage ganz darauf eingerichtet war, den Korpis völlig zu entlaſten. Die Förſter hatten freilich die unbegreifliche Dummheit begangen, beide Angeklagte für eine ganze Nacht im Spritzenhaus zuſammen einzuſperren. Dort konnte der reiche Bauer dem armen Tagelöhner ein großes Stück Geld geboten haben, wenn dieſer für ihn günſtig ausſagte. Dem ſtand aber wieder der Bericht des Förſters gegenüber, der die beiden in einem erbitterten Ringen betroffen und ſie mit großer Mühe getrennt hatte. Daß es keine Spiegelfechterei geweſen war, hatte er ſelbſt an den blauen Flecken, die der Bauer noch wochenlang am Halſe trug, ſehen können.

Und merkwürdig, beide Angeklagte hatten unabhängig voneinander ausgeſagt, ſie wären wegen der Frau des Korpis aneinander geraten. Es handelte ſich augenſcheinlich um ein Eiferſuchtsdrama. Der reiche Bauer hatte dem armen Arbeiter die Geliebte abſpenſtig gemacht und ſie geheiratet, und dann war er wohl auf den unterlegenen Nebenbuhler noch nachträglich eiferſüchtig geworden. Er glaubte wahrſcheinlich, daß ſeine Frau den anderen geliebt, ihn ſelbſt aber des Geldes wegen genommen hätte.

In welchem Zuſammenhang ſtand das aber mit der Wilddiebsgeſchichte? Der Bauer beſtritt ganz entſchieden, daß er in jener Nacht im Walde geweſen ſei. Er habe ſich ſo ſehr über ſeine Frau geärgert, daß er ſich ſchließlich an ihr vergriffen hätte. Das hätte ihm ſofort wieder leid getan; denn er habe ſeine Frau aus Liebe geheiratet. In ſeiner Aufregung ſei er wie verzweifelt fortgerannt und habe ſich eine Stunde oder auch zwei, ſo genau könne er das nicht ſagen, auf dem Felde umhergetrieben. Als er wieder ruhiger geworden wäre, ſei er nach Hauſe gegangen, habe ſich mit ſeiner Frau ausgeſöhnt und ſich dann zu Bette gelegt.

Auf die Frage, wie der Adamek dazu gekommen ſei, ihn anzuzeigen, hatte er die Achſeln gezuckt und geantwortet: Das wiſſe doch jeder im Dorfe, daß Adamek ihn mit ſeinem Haß verfolge und ſogar ſeine Frau gegen ihn aufgehetzt habe.

Der alte Unterſuchungsrichter konnte keinen Faden finden, an dem er ſich aus dieſem Labyrinth heraustaſtete. Weshalb hielt denn der Adamek nicht an ſeiner erſten Ausſage feſt? Weshalb ſuchte er den Korpis zu entlaſten? Dadurch verſtärkte er ja nur den Verdacht, der auf ihm ſelbſt laſtete! Womöglich war er doch der Täter? Der erſchoſſene Förſter hatte ihm allerdings nie etwas zuleide getan, aber jener hatte augenſcheinlich ſeinen Gegner beim Wildern überraſcht und zuerſt auf ihn einen Schuß abgegeben. Der Adamek war unmittelbar am Tatort ergriffen worden. Weshalb ſollte er denn nicht der Täter ſein?

Zwar hatte man an dem Tatort kein Gewehr gefunden, doch das war nicht von Belang. Adameks Kumpan, und ein ſolcher war unzweifelhaft vorhanden, hatte Zeit genug gehabt, in der Nacht den Tatort abzuſuchen und das Korpusdelikti zu beſeitigen. Der Samel Korpis konnte es nicht ſein; denn den hatten die Förſter noch in der Nacht feſtgenommen. Und wenn die Frau des Korpis beſchwor, daß er in der fraglichen Nacht zu Hauſe geweſen war, dann konnte man ihm wirklich nichts anhaben.

* * *

Fedor hatte in all den Tagen nur den einen Gedanken: Wird die Stefka ſchwören müſſen, und wie wird ſie ſchwören? Was er nur tun konnte, um den Schwur überflüſſig zu machen, hatte er getan, deshalb ſeine Ausſage nach reiflicher Überlegung auch ſo eingerichtet, daß Samel vollſtändig entlaſtet wurde. Für Adamek beſtand kein Zweifel, daß Samel wirklich der Täter war; aber mochte dieſer immerhin frei ausgehen, wenn nur Stefka nicht zu ſchwören brauchte. Wenn ſie ein falſches Zeugnis ablegte, dann war er, ihr einziger Verwandter, auch mit daran ſchuld. Er hatte ſie zurückgejagt zu ihrem Manne und ihr geſagt, ſie müſſe die Suppe, die ſie ſich eingebrockt, auch auseſſen. Und wenn aus keinem anderen Grunde, ſo würde ſie ſchon deswegen für ihren Mann eintreten, weil er, der Fedor, zuerſt dieſen angegeben hatte.

In fieberhafter Erregung wartete auch Samel auf den Tag der Verhandlung. Seine Frau mußte ja für ihn ausſagen. Er war kaum zwei Stunden von Hauſe weg geweſen, und ſeine Frau hatte einen ſo ruhigen, feſten Schlaf. Als er leiſe aufſtand und die Kleider vom Stuhle nahm, da hatte ſie ſo ruhig geatmet wie ein Menſch, der ſanft ſchläft, und genau ſo hatte ſie dagelegen, als er wiederkam. Als der Forſtaufſeher mit dem Gemeindevorſteher ihn aus dem Bette holte und verhaftete, da hatte ſie laut aufgeſchrien, wie ſie hörte, daß Fedor ihren Mann angegeben hatte.

Er hatte nur zu ihr geſagt: „Dein lieber Verwandter hat mich aus Rache angezeigt, du weißt auch warum.“

Nein, ſeine Frau würde ganz ruhig beſchwören, daß er die Nacht nicht aus dem Hauſe gegangen war.

Der Tag der Verhandlung kam endlich heran. Auf der Geſchworenenbank ſaßen faſt nur bäuerliche Beſitzer. Samels Verteidiger hatte von den Stadtherren ſo viele abgelehnt, als er nur irgend konnte. Der Staatsanwalt war ſehr matt in ſeiner Anklage gegen Korpis und konnte nichts weiter als allgemeine Verdachtsgründe vorbringen. Deſto energiſcher wandte er ſich gegen Fedor, den er ſchließlich geradezu als den Täter bezeichnete.

Fedors Verteidiger war ein junger Referendar, der ſich mit großem Eifer für ſeinen Klienten ins Zeug legte. Vergeblich hatte er verſucht, von Adamek einige Fingerzeige zu erhalten, die ihm einen Anhalt geben konnten. Schließlich hatte er ſich ſelbſt die Sache zurechtgelegt, und in der Tat war er der Wahrheit ziemlich nahe gekommen. Er zweifelte nicht an der Richtigkeit von Fedors erſter Ausſage; er wußte nur nicht, aus welchem Grunde der unter ſchwerem Verdacht ſtehende Mann ſich weigerte, ſeinen Feind und Nebenbuhler zu belaſten. Die gewagte Kombination, die er zur Erklärung dieſer Tatſache aufſtellte, machte auf die Geſchworenen keinen Eindruck.

Den Ausſchlag aber gab das Zeugnis der Stefka. Sie hatte ſchon vor dem Unterſuchungsrichter ausgeſagt, daß ihr Mann in der fraglichen Nacht keinen Fuß aus dem Hauſe geſetzt habe. Die Art, wie ſie damals ihre Ausſage abgab, hatte den alten Praktiker völlig überzeugt. Jetzt vor dem Gerichtshof war ſie ſtark befangen; ſie gab ihre Ausſage nur ſtockend und mit leiſer Stimme ab. Als ſie zum Schwur aufgefordert wurde, wechſelte ſie die Farbe.

Fedor hatte es ganz genau geſehen; denn ſeine Augen hingen an ihr. Einen Moment hatte ſie den Kopf zu ihm hingewendet, da hatten ſich ihre Blicke getroffen. Etwas wie Haß oder Verachtung ſprühte ihm aus ihren Blicken entgegen, und gleich darauf hatte ſie die Hand gehoben und mit lauter Stimme den Schwur nachgeſprochen.

Der Spruch der Geſchworenen fiel ſo aus, wie es zu erwarten war. Samel wurde freigeſprochen, Fedor zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Er konnte zwar nicht ganz überführt werden, war aber dringend verdächtig, die Tat ſelbſt begangen zu haben. Auf jeden Fall hatte er Hilfe geleiſtet und ſich die mildernden Umſtände durch ſein freches Leugnen verſcherzt.

* * *

Es war ein ſtiller Herbſttag, als Fedor nach Verbüßung ſeiner Strafe aus dem Gefängnis entlaſſen wurde. Auf der Erde lag milder Sonnenſchein; weiße Fäden ſegelten langſam mit dem Winde quer über den Weg. An den Bäumen hafteten noch die Blätter, aber ſie waren gelb geworden und ſaßen nur ganz loſe an ihren Stielen. Wenn ein ſtärkerer Luftzug wehte, fielen ſie herab und flatterten im Zickzack zur Erde nieder, aus der ſie entſproſſen waren. Ab und zu ſtieg noch eine Lerche vom Acker empor und zwitſcherte eilig ein kurzes Abſchiedslied.

Ganz langſam ſchritt Fedor den Weg entlang. Ihm war ſo eigentümlich zumute, daß er wieder allein hingehen konnte, wohin er wollte. Er hatte es ja nicht ſchwer gehabt im roten Hauſe. Im Sommer hatte er mit zwanzig, dreißig Gefangenen Erde gekarrt, im Winter Netze geſtrickt. Ab und zu hatte er auch erfahren, wie es zu Hauſe ging, wenn einer aus dem Dorfe kam, um das Winterholz abzuſitzen, das er aus dem Forſt geſtohlen hatte. In ſeinem Hauſe wirtſchaftete die alte Mrotzkowa; die Stefka kam manchmal, nach ihr zu ſehen. Sie ſollte ja mit ihrem Manne ganz gut zuſammenleben. Bald nach der Gerichtsverhandlung war ein kleiner Junge bei ihr angekommen. Seit einiger Zeit hatte er nichts weiter von ihr gehört; denn im Sommer wurden keine Arbeiter ins Gefängnis eingezogen, bloß im Winter, wenn keine Arbeit war. Im Gehen dachte er darüber nach, was er jetzt anfangen wollte. An der Bahn würden ſie ihn wahrſcheinlich nicht mehr nehmen, dann ging er zu einem Bauern als Knecht oder als Losmann.

Jetzt lag das Dorf vor ihm. Vom Berge ſah er weit darüber hinaus auf den weiten Spiegel des Selmentſees, der ſo ruhig dalag, als wäre er aus Blei gegoſſen. Das Herz wurde ihm ſchwer. Was ſollte er noch hier? Die Kinder auf der Straße würden ihm nachrufen, daß er drei Jahr im Gefängnis geſeſſen hatte. Am beſten war es, wenn er die Chalupp verkaufte und wegzog, dahin, wo ihn niemand kannte — bis nach Weſtfalen, wo man die Kohlen aus der Erde grub. Im Gefängnis hatte einer davon erzählt, der dort geweſen war.

Er bog von der Straße ab und machte einen weiten Umweg durch das Feld, um unbemerkt zu ſeiner Chalupp zu gelangen. Schon von weitem ſah er einen Leichenzug aus dem Dorfe kommen. Das mußte ein reicher Bauer ſein, der da beſtattet wurde; denn vier ſchwarz behängte Pferde gingen vor dem Wagen, und das ganze Dorf folgte hinterher. Er hielt einen Jungen an, der mit dem Korb am Arm auf das Feld ging, um Kartoffeln zu buddeln.

„Wer wird da begraben?“

„Ach, ſieh da, Fedor, das weißt du nicht? Du kommſt wohl gerade aus dem Gefängnis? Das iſt der Samel Korpis, den ſie da hinaustragen; ein Förſter hat ihn tot geſchoſſen.“

Ganz mechaniſch ging Fedor weiter; das Denken hatte bei ihm aufgehört. Quer über Feld ging er dem Leichenzug nach, über Furchen und Stoppeln und Saat. Ganz hinten, wo die armen Leute aus dem Dorfe beiſammen waren, blieb er ſtehen. Die drängten und ſchoben einander, bis die Reihe auch an ſie kam, an das Grab zu treten und dem Toten drei Hände voll Erde nachzuwerfen. Dann wurde es leer um ihn.

Kaum fünf Schritte ſtand Fedor von dem offenen Grabe, in dem nun ſein Widerſacher ruhte, und ihm gerade gegenüber die ganz in Schwarz gekleidete junge Witwe. Langſam gingen die anderen weg, als das Grab zugeſchaufelt war; nur er blieb und drüben auf der anderen Seite die Stefka. Dann kam ſie um den Grabhügel herum auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Es iſt gut, daß du gekommen biſt, Fedor; ich habe mit dir zu reden.“

Stumm gingen ſie nebeneinander her bis zu Stefkas Hofe; da wollte er abbiegen, aber ſie hielt ihn am Ärmel feſt.

„Ich habe dir doch ſchon geſagt, daß ich mit dir zu reden habe.“

In der Stube ſprang ihnen ein kleiner Junge entgegen.

„Vatchen! Vatchen!“

Von der Ofenbank ſtand die alte Frau auf, die den Jungen gewartet hatte.

„Komm, Janek, komm, wir gehen auf den Hof, zu den Ferkelchen, die immer »kochutſch, kochutſch« machen. Komm, Janek, komm!“

Jetzt waren ſie beide allein in der Stube. Der große Spiegel war noch verhängt, die Uhr angehalten, die Bänke, auf denen der Sarg geſtanden hatte, umgekehrt. Langſam legte die Frau die ſchwarze Haube mit dem langen Kreppſchleier ab.

„Nimmſt du von mir zu eſſen und zu trinken an, Fedor?“

„Weshalb fragſt du? Weshalb ſollte ich von dir nicht Trocken und Naß annehmen?“

„Dann ſetze dich hin und höre zu!“

Eine Weile ging ſie langſam in der Stube auf und ab, dann blieb ſie vor ihm ſtehen, ſah ihn feſt an und ſagte:

„Ich habe damals falſch geſchworen, Fedor; meinetwegen biſt du verurteilt worden. Laß mich ausreden! Ich war wütend auf dich, daß du meinen Mann angegeben hatteſt. Ich habe erſt ſpäter erfahren, wie das gekommen iſt. Aber wenn du ſeinen Namen nicht genannt hätteſt, ſo hätte ich nicht zu ſchwören brauchen.“

„Ich wußte nicht, was ich tat; der Forſtaufſeher hatte mich mit dem Krückſtock auf den Kopf geſchlagen.“

„Laß gut ſein! Wenn du nicht auf meinen Mann einen Groll gehabt hätteſt, wäre dir ſein Name nicht über die Lippen gekommen. Aber ich kann dir das nicht verdenken, und du haſt dafür Strafe genug gehabt.

An demſelben Tage, wie er aus der Unterſuchung frei kam, hat mir der Samel auf den Knien geſchworen, daß er nie wieder ein Gewehr anrühren würde. Am nächſten Sonntag fuhr er mit mir zur Kirche und nahm das Abendmahl darauf. Ein Jahr hat er ſein Wort gehalten, vielleicht auch nicht; ich kann das ja nicht wiſſen. Dabei war er immer ganz vergnügt — ich nicht! Ich konnte die Nächte nicht ſchlafen. Du ſaßeſt unſchuldig im roten Hauſe, und mein Mann ging frei herum. Aber er hat mir immer gut zugeredet und geſagt, wenn du loskämſt, würde er dich wie einen Bruder halten, und keinen Finger ſollteſt du mehr in kaltes Waſſer ſtecken. Ich habe ihm das nicht geglaubt; ich wußte, daß du ihn in der Nacht im Spritzenhaus gewürgt haſt, und das kann kein Menſch vergeſſen. Nur weiß ich nicht, warum. Sage mir, warum du das getan haſt?“

„Weil er ſagte, du würdeſt für ihn ſchwören, und ich wußte, daß es falſch war.“

„Weshalb haſt du denn vor Gericht anders ausgeſagt?“

„Damit du nicht zu ſchwören brauchteſt.“

„Das hat dir und mir nichts geholfen, Fedor. Du haſt drei Jahre abgeſeſſen, und ich habe falſch geſchworen — nicht für den anderen, nur für den kleinen Jungen, den ich unter dem Herzen trug. Der Vater ſollte nicht im Gefängnis ſitzen, wenn der Kleine zur Welt kam. Jeden Sonntag habe ich vor dem Altar auf den Knien gelegen und den lieben Gott gebeten, er möchte das Kind nicht entgelten laſſen, was Vater und Mutter verbrochen haben. Aber Gott kann das nicht mit anſehen, daß Menſchen falſch ſchwören oder einen anderen totſchlagen und wie anſtändige Leute frei umhergehen, wenn ein Unſchuldiger im Gefängnis ſitzt.

Erſt iſt der Samel an die Reihe gekommen. Er iſt wilddieben gegangen nach wie vor, bis das Maß voll war. Dann hat er die Kugel gekriegt mitten in die Stirn, mit der er gelogen hatte. Jetzt komme ich daran! Ich aber will freiwillig gehen.“

„Was willſt du tun?“

„Was ich tun muß, Fedor. Rede mir nicht darein; es iſt hohe Zeit, daß ich mein Kreuz auf mich nehme. Vielleicht wird der liebe Gott dann ein Einſehen haben und an meinem kleinen Jungen nicht die Sünden der Eltern ſtrafen. Rede mir nicht ab, Fedor; das hilft nichts mehr. Ich wäre heute doch gegangen, auch wenn du nicht gekommen wärſt. Aber ich bin froh, daß du gekommen biſt. Du ſollſt hier wirtſchaften und meinem kleinen Jungen Vater und Mutter ſein.“

Sie mußte einen Augenblick mit Sprechen innehalten; denn die Tränen ſtürzten ihr aus den Augen. Erſt nach einer Weile fuhr ſie fort:

„Denke, daß das dein Junge hätte ſein können, wenn du nicht ſo dumm geweſen wärſt, ſo lange zu warten, bis der andere kam. Ich bin ja dem Samel wirklich gut geweſen, ſonſt hätte ich ihn nicht genommen, das kannſt du mir glauben, Fedor. Ich habe noch niemals die Unwahrheit geſagt, bis auf das eine Mal vor Gericht.“

Sie wiſchte ſich die Tränen ab und reichte ihm die Hand. „Lebe wohl, Fedor, und halte mir den Jungen gut; der liebe Gott wird es dir lohnen.“

Sie wandte ſich ſchnell ab und ging zu dem Fenſter, das noch offen ſtand. Mit feſter, lauter Stimme rief ſie hinaus: „Trine! Jette! Adam! Gottlieb! Kommt mal alle her in die Stube!“

Die Gerufenen ſtanden nach wenigen Augenblicken an der Tür.

„Hier der Fedor Adamek, mein Vetter, wird den Hof verwalten, ſolange ich fort bin. Ich gehe heute weg und komme ſo bald nicht wieder. Er hat euch zu befehlen, und ihr habt ihm zu gehorchen, bis ich wiederkomme. Und du, Gottlieb, ſpann den Wagen an; denn du ſollſt mich nach der Stadt fahren, ſonſt wird es zu ſpät, bis ich hinkomme.“

Durch die offene Tür war das alte Weib mit dem kleinen Jungen hereingekommen. Stefka hatte ihn ſchweigend auf den Schoß genommen, ihn an ſich gedrückt und ihr Geſicht auf ſeinen Flachskopf gelegt. Aus den geſchloſſenen Augen perlten ihr die Tränen.

Jetzt klapperte der Wagen vor der Tür. Sie ſtand auf, ſetzte den Jungen dem Fedor auf den Schoß, warf den Mantel um und ging hinaus.

Aus der Frauenwelt.

— **In Charlottenburg ſollen jetzt Heimſtätten** für anſtändige unverheiratete Frauen errichtet werden, ſog. Ledigheime, um allein ſtehenden ärmeren Mädchen, die ſich außer dem Hauſe ihren Unterhalt verdienen müſſen und große Schwierigkeiten haben, bei ordentlichen Leuten ein Zimmer in Aftermiete zu erhalten, geeignete Wohnungen zu bieten. Es ſollen zur Bekämpfung des Schlafſtellenweſens ſolche Heime auf genoſſenſchaftlicher Grundlage erbaut werden, und die Stadt Charlottenburg hat ſich bereit erklärt, ſich in der Weiſe dabei zu beteiligen, daß ſie der Geſellſchaft entweder ein Grundſtück koſtenlos zur Verfügung ſtellt oder es gegen billigen Pachtzins in Erbbaupacht überläßt.

— **In Bamberg wurde am 15. September ein** Mädchengymnaſium eröffnet, das junge Damen bis zum Abiturientenexamen vorbereiten wird. Dazu ſollen drei Jahreskurſe ausreichen, unter der Vorausſetzung, daß die in die erſte Gymnaſialklaſſe eintretenden Schülerinnen eine höhere Töchterſchule durchgemacht haben, oder daß ſie durch eine zu beſtehende Prüfung das erforderliche Maß von Kenntniſſen nachweiſen. Für abſolvierte Volksſchülerinnen iſt eine Vorbereitungsklaſſe vorhanden; für Auswärtige iſt ein Internat in Ausſicht genommen.

— **Unter den Hörern des Inſtituts für orientaliſche** Sprachen der Berliner Univerſität befanden ſich in dem abgelaufenen Sommerhalbjahr auch drei Damen.

— **Der Jahresbericht des Sachſen-Altenburgi**ſchen Gewerberats bringt folgende beachtenswerte Mitteilungen über die Zunahme der Frauenarbeit in Induſtrie und Gewerbe: „Die Beſchäftigung der Frauen nimmt in allen Gewerbszweigen immer mehr zu. Man trifft ſie immer häufiger bei Arbeiten, die früher ausſchließlich dem Manne vorbehalten waren. Wir finden ſie als Dreher, Maler, Gießer, Stanzer und Modelleure in den Porzellanfabriken; als Dreher und Polierer in der Holzbearbeitung; beim Ausbohren, Fräſen und Löchern der Steinnußknöpfe; als Stanzer bei der Metallbearbeitung; an allen Maſchinen der Schuhfabrikation uſw. Bis jetzt haben ſich irgendwelche ſchädliche Einwirkungen auf die Geſundheit der Arbeiterinnen aus dieſen neuen Beſchäftigungsarten nicht feſtſtellen laſſen, wenn auch bei einzelnen Arbeiten, wie z. B. bei dem Polieren größerer Hölzer, von vornherein Bedenken beſtehen, daß ſie für den Organismus der Frau ſchädlich werden dürften.“

— **Auch in Straßburg ſollten zu Anfang Oktober** die erſten Gymnaſialkurſe für Mädchen zur Vorbereitung für das Univerſitätsſtudium mit einer Unterklaſſe eröffnet werden. Nach Vollendung des geſamten Kurſus, für den vorläufig vier Jahre feſtgeſetzt ſind, wird unter Vorſitz einer Regierungskommiſſion ein Abiturientenexamen abgehalten und denen, die es beſtanden haben, ein Zeugnis darüber ausgeſtellt. Aufgenommen werden nur ſolche junge Mädchen, die eine höhere Töchterſchule abſolviert haben oder durch eine Prüfung die entſprechenden Kenntniſſe nachzuweiſen imſtande ſind.

— **Bei einem Preisausſchreiben der Vereinigung** „Die Kunſt im Leben des Kindes“ zur Erlangung künſtleriſcher Wandbilder hat Frl. Suſanna Weichberger in Weimar kürzlich den erſten Preis im Betrage von 1000 ℳ erhalten.

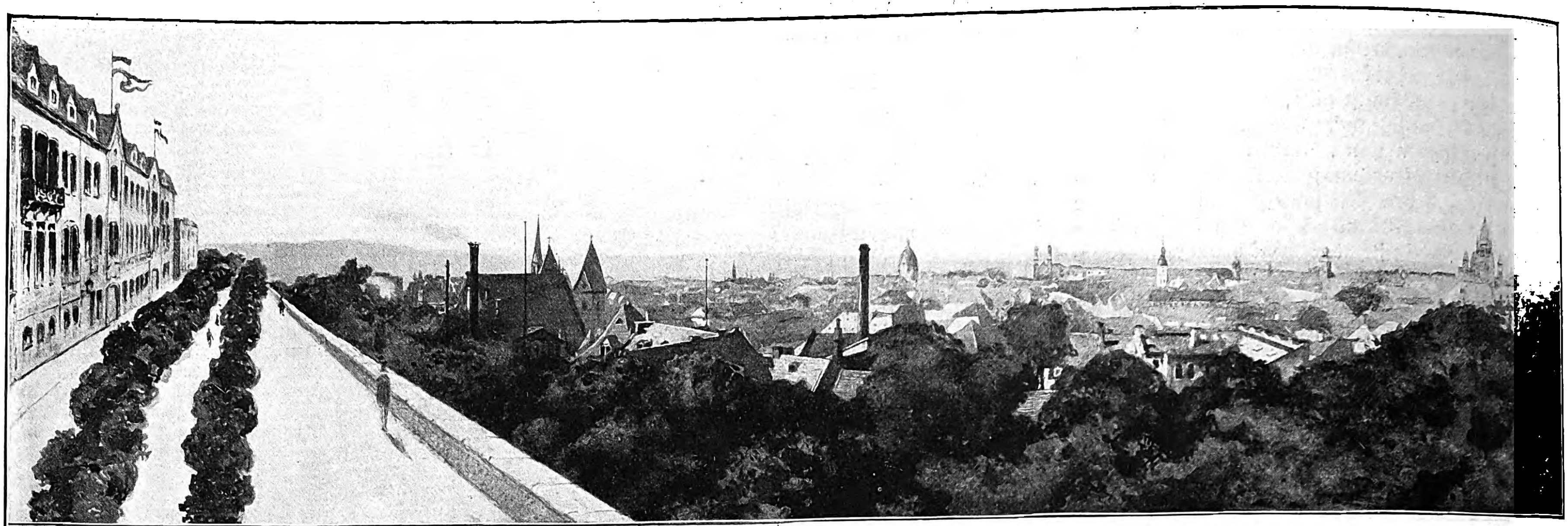
— **Im Vereinsjahr 1902 hat die Volks- und** Wanderbibliothek des Badiſchen Frauenvereins eine ſolche Ausdehnung genommen, daß die Anſtellung einer ſtändigen Bibliothekarin erforderlich wurde. Außerdem ſind ſieben junge Damen als freiwillige Mitarbeiterinnen dabei tätig. Der hauptſächliche Zweck des Vereins beſteht darin, die ländliche Bevölkerung für die Winterabende mit gediegener Lektüre zu verſehen. Im Herbſt des Jahres 1902 wurden, dem Jahresbericht zufolge, 104 Kiſten Bücher mit je 25 bis 100 Büchern (insgeſamt 3800 Bände) an badiſche Gemeinden verliehen. Zwei Lichtbilderapparate, für die 15 Bilderſerien zur Verfügung ſtehen, wurden an 28 Gemeinden leihweiſe verſchickt.

— **Die Königliche Aſtronomiſche Geſellſchaft in** London hat unlängſt zwei Damen zu Ehrenmitgliedern ernannt: Lady Huggins und Miß Agnes Clerke. Die erſtere hat ihrem Gatten, dem jetzigen Vorſitzenden der Königlichen Aſtronomiſchen Geſellſchaft, äußerſt wertvolle Beihilfe in ſeinen Unterſuchungen auf dem Gebiet der Aſtrophyſik geleiſtet, während Miß Clerke Verfaſſerin einer Abhandlung über die Aufgaben der Aſtrophyſik und vieler anderer bedeutender wiſſenſchaftlicher Arbeiten iſt.

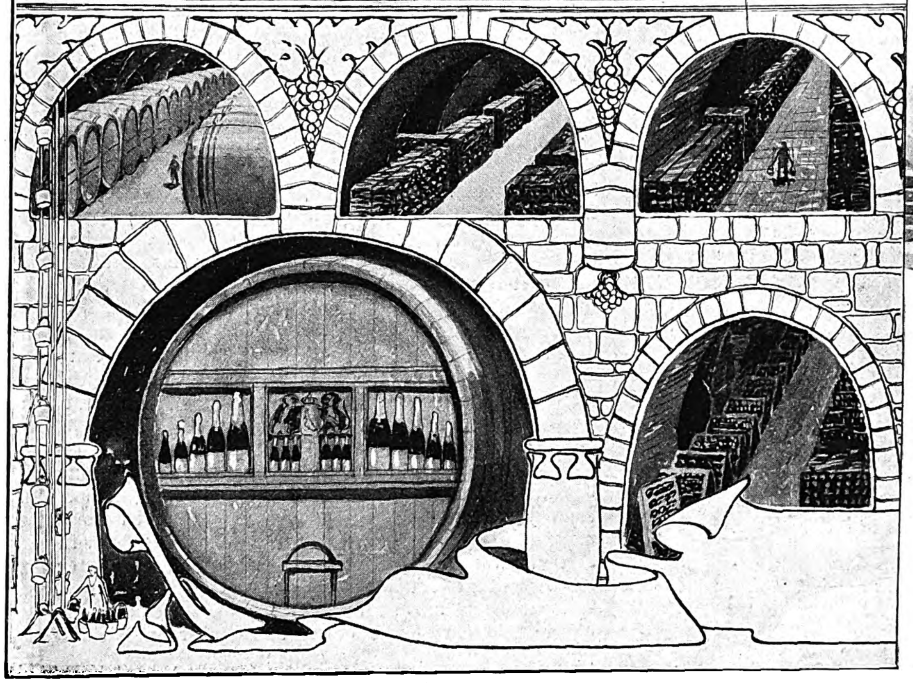
— **Die Stenographiſche Geſellſchaft in London** (Phonetic Shorthand Society) veranſtaltete vor kurzem ein Preisſchreiben, an dem ſich einundzwanzig männliche und zwölf weibliche Stenographen beteiligten. Sie hatten ein Diktat über einen fremdartigen Gegenſtand im Tempo von 150 Worten in der Minute aufzunehmen, und es ſtellte ſich heraus, daß die beſten Niederſchriften von den weiblichen Stenographen geliefert wurden.

— **Für das neue auſtraliſche Bundesparlament** werden bei den im Dezember d. J. ſtattfindenden Wahlen zum erſtenmal die Frauen als vollberechtigte Wähler auftreten, und alle großjährigen Frauen und Mädchen ſind befähigt, ſich an den Wahlen zu beteiligen. Die Vertreterinnen der weiblichen Wähler in Melbourne haben ein Programm ihrer ſehr weit gehenden politiſchen Ziele entworfen, das folgende Forderungen aufſtellt: 1. In bezug auf Gleichberechtigung der Frau vor dem Geſetz. a. Männer und Frauen ſollen vor dem Geſetz des Staatenbundes vollſtändig gleichberechtigt ſein, und der Unterſchied des Geſchlechts ſoll weder bei Ehen noch bei Eheſcheidungen noch in anderer rechtlicher Beziehung einen Einfluß ausüben. b. Alle Ämter des Staatenbundes ſollen zu den gleichen Bedingungen und mit dem gleichen Gehalt für Männer und Frauen offen ſein. Nur das Verdienſt und die Brauchbarkeit ſollen bei Ernennungen zu Staatsanſtellungen den Ausſchlag geben. 2. Mit Rückſicht auf den Geſundheitszuſtand im Staate ſollen a. alle vom Ausland eingeführten Lebensmittel ſorgfältig unterſucht und die Einfuhr ſchädlicher Stoffe unterſagt werden und b. die Einfuhr von Opium und ähnlichen Subſtanzen, außer für mediziniſche Zwecke, verboten ſein. 3. Zur Förderung des induſtriellen Friedens ſind Vorkehrungen zu treffen zur Einrichtung von Schiedsgerichten, die induſtrielle Streitfragen innerhalb des Staatenbundes entſcheiden. 4. Zur Förderung des internationalen Friedens ſollen a. das Landheer und die Marine lediglich zu Defenſivzwecken organiſiert werden und b. ein Freiwilligenheer den Vorzug vor regulären militäriſchen Truppen erhalten.

Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.



Anſicht von Mainz.



Durchſchnitt des Käſtrichs, Sektkellerei-Anlagen von Chr. Adt. Kupferberg & Co., Mainz.

Ein Beſuch.

Endlich war der Moment gekommen, den ich ſo lange erſehnt hatte. Diesmal ſollte es nach dem Rheine gehen. Vom Reiſefieber bereits erfaßt, packte ich meine Sachen und fuhr ſchnurſtracks nach Köln, um von da aus meine Wanderung rheinaufwärts fortzuſetzen. Die Eindrücke, die ich in dieſer Zeit erhalten habe, werden mir unvergeßlich bleiben. Es gibt eben nur einen deutſchen Rhein. Beſondere Ereigniſſe brachten es mit ſich, daß ich zwei Tage eher in Mainz anlangte, als es in meinem Programm vorgeſehen war. Ich wollte aber meine Reiſe nicht vorzeitig abbrechen und beſchloß deshalb, mir Mainz einmal gründlich anzuſehen. Als ich mich an der Hoteltafel nach allem Sehenswerten erkundigte, wurde ich zunächſt gefragt, ob ich bereits die Kelleranlagen der Sektkellerei Kupferberg kenne. Als ich verneinte, bedeutete man mir, daß es eine Sehenswürdigkeit erſten Ranges ſei, weil dieſe Kelleranlage in der Sekt-, reſp. Champagnerbranche einzig daſtehe. Selbſt die berühmteſten franzöſiſchen Champagnerhäuſer hätten derartige Anlagen nicht aufzuweiſen. Wenngleich ich die Bedeutung der deutſchen Induſtrie nicht unterſchätze und mich als guter Patriot immer freue, wenn der Deutſche ſeinen ausländiſchen Konkurrenten wieder einmal aus dem Felde ſchlägt, ſo muß ich doch bekennen, daß ich dieſen Angaben ſehr ſkeptiſch gegenüberſtand. Wie ſollte es eine deutſche Sektfirma wohl wagen können, mit einem franzöſiſchen Champagnerhaus in Konkurrenz zu treten, ſei es ſelbſt in Bezug auf die Kellereianlagen? Ich will gleich vorausſchicken, daß ich mich gründlich getäuſcht hatte, denn die Beſichtigung dieſer Kupferberg'ſchen Kellereien, zu welcher ich mich doch noch entſchloß, hat mich eines Beſſeren belehrt.

Als ich mich bei der Firma zu dieſem Zwecke meldete (Intereſſenten werden die Keller ſtets bereitwillig gezeigt), ſtand mir ohne weiteres ein Herr zur Verfügung, der die Führung übernahm. Der erſte Gang bot ſchon eine Überraſchung. Wir waren in die ausgedehnten Faßweinkeller gekommen, in welchen ca. 12000 Hektoliter Wein liegen, und eben vor dem Rieſenfaß „100 000 Liter Kupferberg Gold“ angelangt. Donnerwetter! Das Fäßchen hatte einen beträchtlichen Umfang.

„Das dient wohl zur Dekoration?“ fragte ich meinen Führer.

„Durchaus nicht!“ erwiderte dieſer. „In dieſem Faß wird der Verſchnitt (Cuvée) des Weines vorgenommen, und zwar im Frühjahre, nachdem der Wein bereits mehrere Monate einer ſorgfältigen Behandlung unterworfen worden iſt.“

„Was bedeutet das eigentlich, Verſchnitt?“

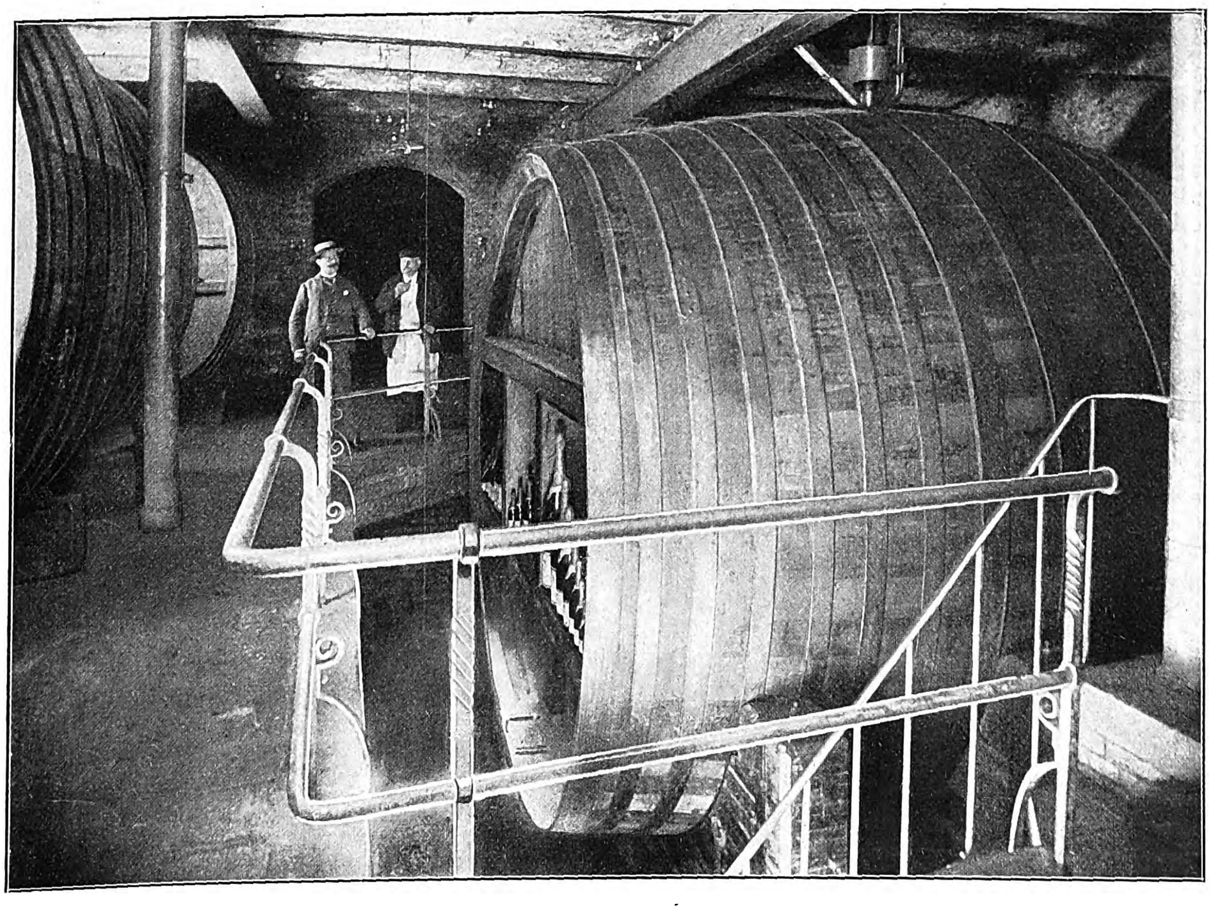
„Verſchnitt iſt die Zuſammenſtellung der verſchiedenen Weine, in welcher ſchon alle diejenigen Eigenſchaften vorhanden ſein müſſen, welche die betreffende Sektmarke auszeichnet.“

„Wird das Faß mehr wie einmal pro Jahr gefüllt?“

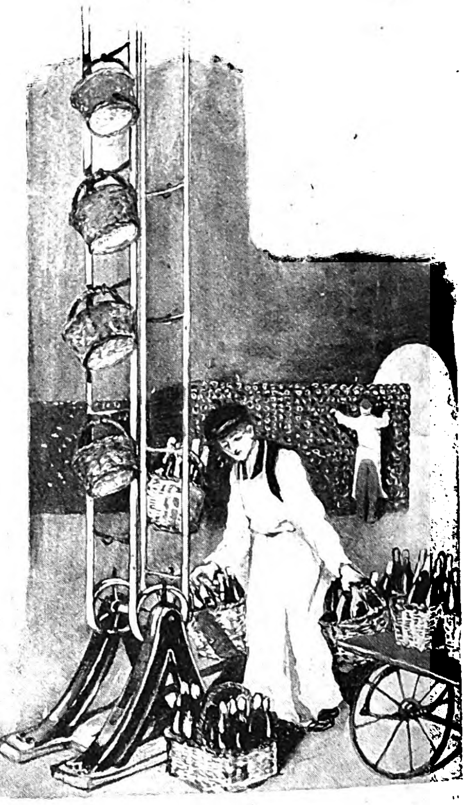
„In den letzten Jahren geſchah es durchſchnittlich 12mal pro Jahr. Eine ſolche Füllung ergibt ca. 133,000 Flaſchen, das abgefüllte Geſamt-Quantum betrug daher etwa anderthalb Millionen Flaſchen. Seit ungefähr Jahresfriſt haben ſich die Beſtellungen jedoch dermaßen geſteigert, daß unſere alten Beſtände merklich zuſammengeſchrumpft ſind. Wir ſind deshalb in dieſem Jahre gezwungen geweſen, eine Tirage von 2 Millionen Flaſchen vorzunehmen, ſodaß das Rieſenfaß 15mal gefüllt werden mußte.“

„Zwei Millionen Flaſchen? ... Koloſſal! — Von hier aus wird nun der Wein auf Flaſchen abgefüllt?“

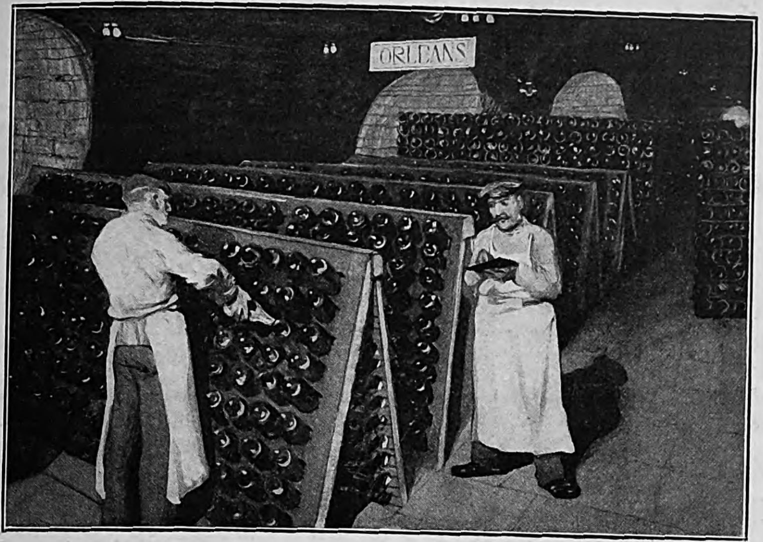
„Nein. Zunächſt wird er in das Tirage-Faß gebracht. Von dieſem aus erfolgt die Abfüllung, nachdem der Zuckergehalt des Weines auf eine beſtimmte Menge ergänzt worden iſt. Dadurch iſt er befähigt, neu zu gären und



100 000 Liter-Faß der Sektkellerei Kupferberg.



Elektriſcher Aufzug in der Sektkellerei Kupferberg.



Rüttel-Keller „Orleans“ der Sektkellerei Kupferberg.

in der Flaſche ſelbſt die nötige Kohlenſäure zu erzeugen. Unſere Sektbereitung unterſcheidet ſich alſo in nichts von der Herſtellung des franzöſiſchen Champagners. Hier ſehen Sie — indem er mich nach der Tiragehalle führte — wie der Wein auf Flaſchen abgefüllt wird. Die Flaſchen werden dann, wie Sie ſich überzeugen können, mit einem dicken Korken und einem eiſernen Bügel verſchloſſen, und wandern darauf in die Gärräume, die ich Ihnen jetzt zeigen werde.“

Wir gelangten in einen Raum, worin ſich ungeheure Stöße von aufgeſtapelten Flaſchen befanden. Zuweilen gab es hier einen lauten Knall. Als ich mich nach der Urſache desſelben erkundigte, erwiderte mein Führer:

„Dieſes Knallen deutet den Fortſchritt der Gärung an. Die Gärung erzeugt einen Druck bis zu ſechs Atmoſphären. Da ſchwache Flaſchen einen ſolchen Druck nicht auszuhalten vermögen, ſo zerſpringen ſie, und ihr Inhalt iſt unrettbar verloren. Das iſt das Knallen, welches Sie beobachteten. Für uns aber iſt es ein Zeichen, daß die Flaſchen nunmehr in die kühleren Keller kommen müſſen, damit dem Flaſchenbruch Einhalt getan werde. Hier ſind auch ſchon Arbeiter damit beſchäftigt, die Flaſchen in die tieferen Keller zu befördern.“ Dabei waren wir bereits zwei Etagen tief in die Erde eingedrungen.

„Sie haben ja elektriſches Licht in Ihrem Keller.“

„Allerdings, aber nicht nur die Beleuchtung, ſondern auch der Betrieb erfolgt durch Elektrizität. Sie ſehen da einen Aufzug, dort einen Querzug, welche die Körbe mit vollen Flaſchen von einer Etage zur anderen, oder einem Keller zum anderen befördern.“

Als wir in dem Keller weiter vordrangen, feſſelten meine Aufmerkſamkeit ſchräg ſtehende Pulte, die mit Flaſchen, den Kopf nach unten gerichtet, beſteckt waren.

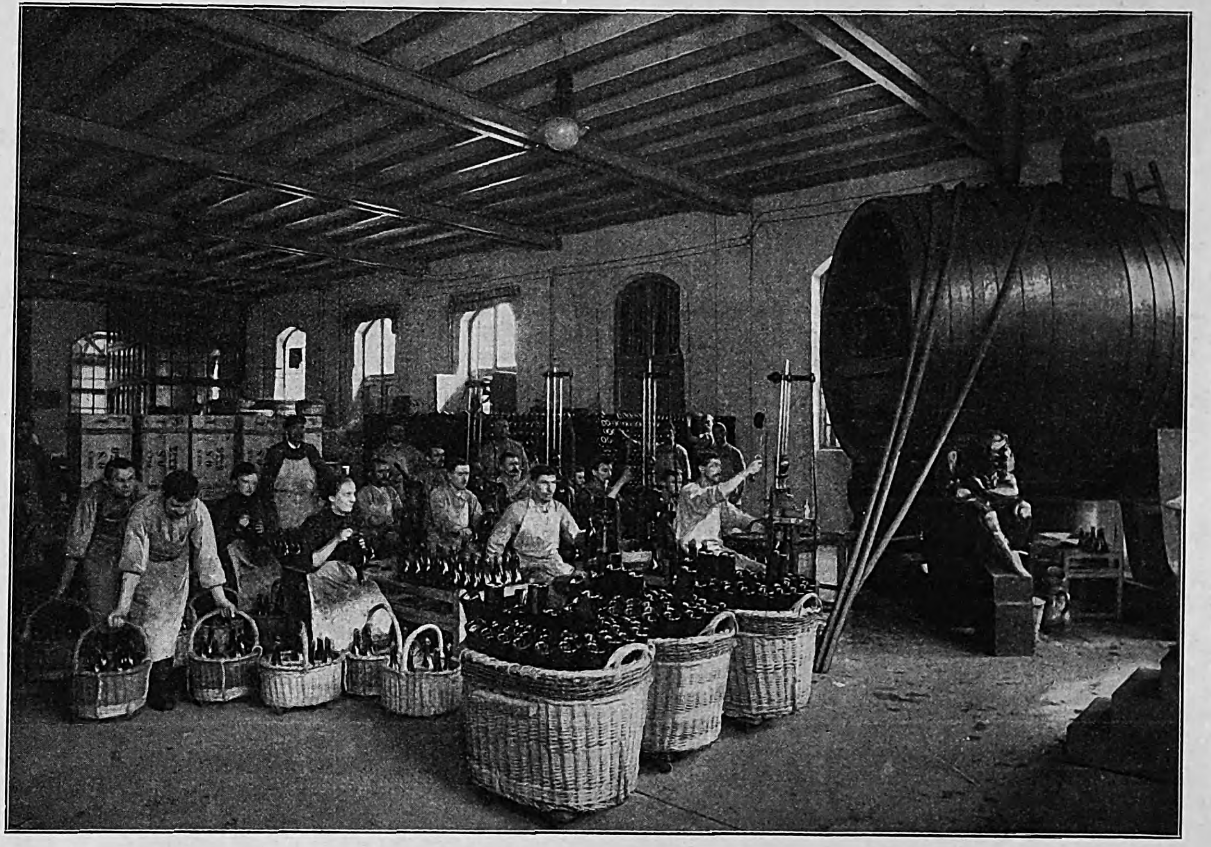
„Was iſt denn das?“

„Das ſind ſogenannte Rüttelpulte. Sie haben oben bemerkt, daß die Flaſchen wagerecht liegen. Dieſe Lage müſſen ſie ſo lange einnehmen, bis die Gärung beendet iſt, und die Zerſetzung des Zuckers in Alkohol und Kohlenſäure ſtattgefunden hat, was ungefähr ein Jahr dauert. Durch die Gärung bildet ſich ein Niederſchlag „Hefe“ genannt, der ſich auf dem Boden der Flaſche abſetzt. Dieſe Hefe muß nun, um einen klaren Sekt zu erzielen, aus der Flaſche entfernt werden. Das geſchieht in der Weiſe, daß man die Flaſchen auf die Rüttelpulte bringt, und durch raſche, zitternde Bewegung die Hefe auf den Kork hinleitet. Daher müſſen die Flaſchen in ſchräger Richtung auf dieſen Rüttelpulten ſtehen.“

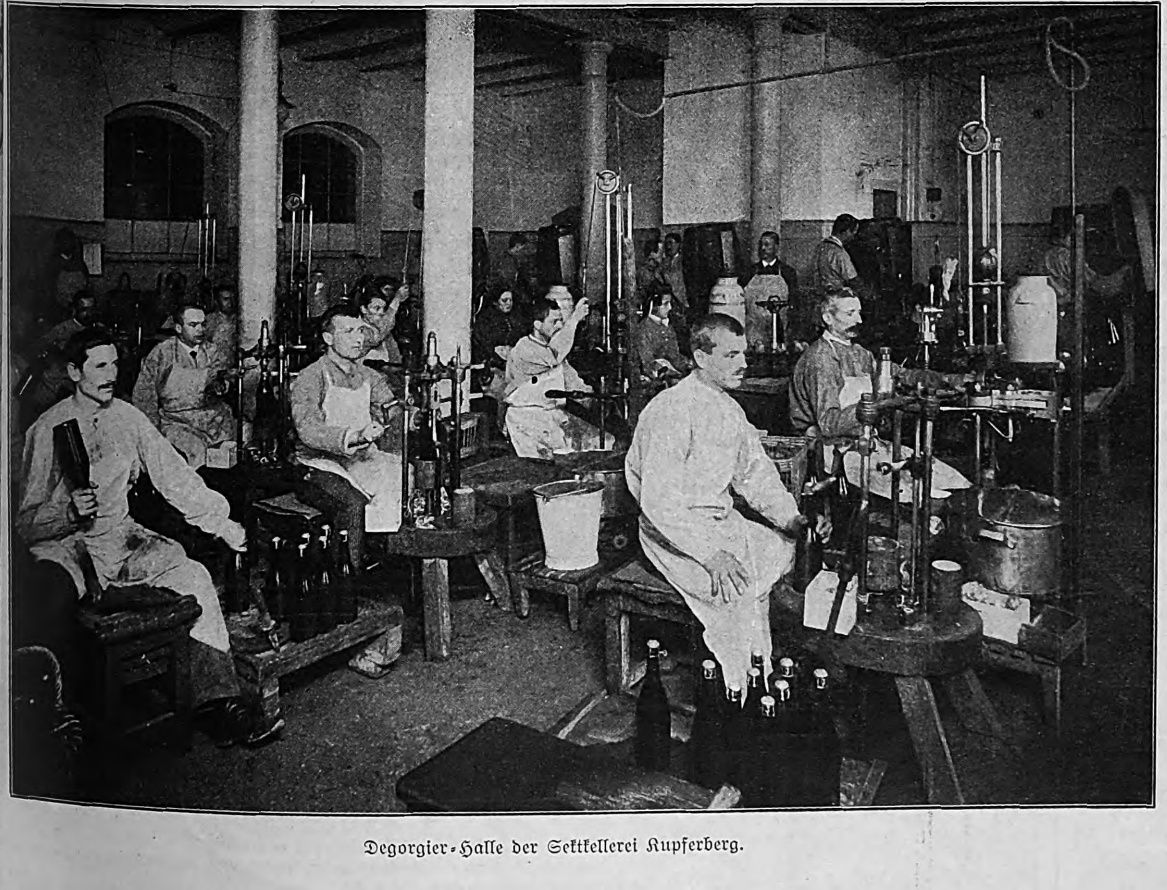
„Außerordentlich intereſſant! Und wie lange dauert dieſe Manipulation?“

„Zirka ſechs Wochen. Jede einzelne Flaſche muß dabei täglich einmal gerüttelt werden.“

Wir ſetzten unſeren Weg durch endloſe Keller fort; es ging noch eine Etage tiefer, und noch eine, und noch drei weitere Etagen, ſodaß wir damit ſieben Etagen tief in der Erde uns befanden. Am Ende des zweitunterſten Kellers kamen wir in eine große kloſterkellerartige Halle. Gleichzeitig bot ſich mir eine ganz unerwartete Erſcheinung: Sonnenlicht! Wie iſt das nur möglich? Wir waren doch von oben in die Keller gedrungen, und hätten infolgedeſſen auch auf dem gleichen, oder ähnlichem Wege zurückgemußt? Auf meine Frage nach der Urſache klärte mich mein Führer auf:



Tirage-Halle der Sektkellerei Kupferberg.



Degorgier-Halle der Sektkellerei Kupferberg.

„Die ſämtlichen Anlagen befinden ſich in einem Berge, dem ſogenannten Käſtrich (von castrum, d. i. befeſtigtes Lager, im I. Jahrhundert n. Chr. von den alten Römern erbaut.) Der Gründer des Hauſes, Kupferberg, legte ſeine Kellereien wohlweislich ſo an, weil ſich die Kellerräume dadurch ſtets luftig und geſund erhalten, was eine Hauptbedingung für die Erzielung eines geſchmacksreinen Sektes iſt. Dieſe Halle bildet übrigens oftmals den Eingang, wenn größere Vereine oder auch Verbände Einlaß in die Kupferberg'ſchen Kellereien begehren, was ziemlich häufig geſchieht.“

Wir traten aber hier nicht aus, ſondern mein Führer geleitete mich durch ein wahres Labyrinth von Kellern nach der ſogenannten Degorgierhalle.

„Was wird hier eigentlich gemacht?“

„In dieſem Raume vollzieht ſich der letzte Akt der Sektbereitung. Ich bemerkte Ihnen vorhin, daß die Hefe auf dem Stopfen geſammelt würde. Hier haben Sie eine Flaſche, bei der Sie die Hefe auf dem Stopfen deutlich ſehen. Der Stopfen wird jetzt gelöſt und mit ihm werden durch den Druck der Kohlenſäure ſämtliche Hefenteile herausgeſchleudert. Jetzt iſt der Wein vollſtändig klar. Nunmehr wird er doſiert, d. h. mittels des reinſten in Wein gelöſten Rohrzuckers auf denjenigen Süßigkeitsgrad gebracht, welchen der betreffende Sektkonſument wünſcht, was auf dieſem außerordentlich ſinnreich konſtruierten Apparat geſchieht. Die Flaſche geht jetzt in die nächſte Hand, um einen neuen endgültigen Kork von allerbeſter Beſchaffenheit zu erhalten; auf der folgenden Maſchine wird der Kork feſtgepreßt und durch eine Agraffe gehalten. Die Flaſche wird dann nochmals durchgeſchüttelt, damit ſich alles gut vermengt und iſt nun fertig, um etikettiert zu werden.“

„Und dann kommen die Flaſchen zum Verſand?“

„Sie könnten ſchon verſchickt werden, bei uns aber wandern ſämtliche Flaſchen noch für einige Monate aufs Lager, damit der Sekt zur völligen Reife gelangt, denn nur gut ausgereifter Sekt, der ſich damit auf der Höhe ſeiner Entwickelung befindet, kommt von uns in den Handel.

* * *

Ich habe dieſen Beſuch nicht nur nicht bereut, ſondern bin dem betreffenden Herrn wirklich dankbar geweſen, der mich dazu aufgefordert hatte. Denn wenn ich auch nach ſeinen Ankündigungen etwas Außerordentliches erwarten durfte: eine derartig rieſenhafte Anlage hatte ich mir doch nicht vermutet. Was mich aber noch mehr zur Bewunderung hinriß, war die muſtergültige Ordnung, welche in jedem einzelnen Keller herrſchte, und die Überzeugung, daß hier eine Arbeit bewältigt wird, welche nur mit der größten Sachkenntnis und mit der größten Geduld und liebevollſten Fürſorge getan werden kann. Und in der Tat, man ſieht es der Flaſche „Kupferberg Gold“, wenn ſie ſo ſchmuck daſteht, nicht an, wie unendlich viel Mühe ſie erforderte und durch wie viele Hände ſie wandern mußte, bis ſie ſchließlich jenen Ehrenplatz an der Tafel einnimmt, den der deutſche Sekt ſich jetzt und für alle Zeiten geſichert hat, insbeſondere aber „Kupferberg Gold“.

Vereinigte Smyrna-Teppich-Fabriken A.-G.

Zentrale Berlin W., Schinkel-Platz 3.

Fabriken in: Schmiedeberg i. R. * Cottbus * Hannover-Linden.

Herstellung handgeknüpfter Teppiche in modernen und älteren Stil-Arten aus besten in eigenen Spinnereien und Färbereien erzeugten Materialien seit

Einführung der Industrie aus dem Orient in Schmiedeberg i. R. im Jahre 1858.

Alle von uns gefertigten Teppiche sind mit dieser V. S. T. Fabrikmarke versehen und durch die besseren Teppichhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen. Direkter Verkauf an Private findet nicht statt.

(1102)

Millionen **15,052,200**

Beginn: **5. Klaſſe** - 2. Novbr. 1903.

gelangen in der Schlußziehung (5. Klaſſe) der 144. K. S. Landeslotterie vom 2. bis 23. November zur Ausſpielung, darunter Hauptgewinne von 500000, 300000, 200000, 150000, 100000 Mark u. ſ. w. Hierzu gültige Loſe empfiehlt der Unterzeichnete zum Planpreiſe, der beträgt für: 1/1 Mk. 250.—, 1/2 Mk. 125.—, 1/5 Mk. 50.—, 1/10 Mk. 25.—. Porti und Liſte 55 Pfg. extra, vom Auslande 1 Mark. Ausführlichen Spielplan portofrei. (1352)

Reinhold Walther, Leipzig, Pfaffendorferſtr. 6, Conc. K. S. Lotterie-Einnahme.

144. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie.

Ziehung 5. Klasse 2. bis 23. November cr. (1375)
Lose empfiehlt zu offiziellen Preisen — Prospekte kostenfrei —
Herrmann Arnold, Kgl. Lotterie-Kollekteur, **Chemnitz,** Königstraße.

Königl. Sächſ. Landes-Lotterie

Kollekteur Carl Flatau, Leipzig

Hauptziehung 2. bis 23. November 1903

bekanntlich der günſtigſte Spielplan mit 50,000 Gewinnen und einer Prämie. **Haupttreffer mit Prämie Mk. 800,000,** ſowie ℳ 500,000, 300,000, 200,000, 150,000, 100,000, 50,000, 40,000, 30,000 ꝛc. ꝛc. Ganzes Los franko aller Speſen ℳ 251.—, Halbes ℳ 125.50, Fünftel ℳ 50.50, Zehntel ℳ 25.50. — Los-Verſand durch den

Königl. Kollekteur **Carl Flatau, Leipzig.**

Proſpekt und amtlicher Plan auf Verlangen ſofort und gratis. (1296)

Lose 144. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie, Hauptziehung 2.—23. Nov. 1903, Höchstgewinn im günstigsten Falle 800000 Mk., empfiehlt die Lotterie-Kollektion **J. G. Glitzner, Leipzig,** Weststr. 46.

Hauptziehung 5. Kl. 144. K. S. Landes-Lotterie

findet vom 2. bis 23. November a. c. ſtatt.
36000 Gewinne und 1 Prämie von 300000 Mk.
im Geſamtbetrag von 15052200 Mk.
Haupttreffer von 500000, 200000, 150000, 100000, 50000 40000 Mk. ꝛc. (1346)

Höchſtgewinn im günſtigſten Falle 800000 Mk.

Original-Loſe 1/1 250 Mk. 1/2 125 Mk. 1/5 50 Mk. 1/10 25 Mk. (für Porto und Gewinnliſte 55 Pfg. extra)

empfiehlt die Kollektion von **Ernſt Huſter, Leipzig,** Leibnizſtraße 7.
Gewinne und Prämie gelangen ſofort zur Auszahlung. Proſpekte gratis.

144. Königl. Sächſ. Landes-Lotterie

eingeteilt in 5 Klaſſen. **Ziehung 5. Klaſſe 2. bis 23. November ac.**
Gewinne 500000, 300000, 200000, 150000, 100000 ꝛc. ꝛc., eventl. 800000 ℳ.

Volloſe gültig für alle 5 Klaſſen	1/1	1/2	1/5	1/10
	ℳ 250,—	125,—	50,—	25,—

exkl. Porto und Liſte, auch Klaſſenloſe, empfiehlt die konzeſſionierte Lotterie-Kollektion

(948 c) **Albert Kraul, Leipzig,** Jacobſtraße 5, II.

Hauptklaſſe 144. Königl. Sächſ. Lotterie

vom 2. bis 23. November. (1354)

Höchſter Gewinn eventuell **Mk. 800,000.** Loſe 1/1 à Mk. 250.—, 1/2 à Mk. 125.—, 1/5 à Mk. 50.—, 1/10 à Mk. 25.—. empfiehlt die K. S. Lotterie-Kollektion von

George Meyer in Leipzig, Neumarkt 40.

Loſe zur 144. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie.

mit Haupttreffern von 500000, 300000, 200000, 150000, 100000, 60000, 3×50000, 3×40000, 4×30000, 7×20000 ꝛc. ꝛc., **event. 800000 Mark.** — **Hauptziehung: 2. bis 23. Novbr. 1903. — Ganze 250.—, Halbe 125.—, Fünftel 50 Mark u. eine Mark** zu jedem Auftrage für Porto u. Liſte zur Verrechnung — **Pläne u. Proſpecte gratis** — verſendet die conc. Collection von

(1330) **Heinr. Schäfer** in **Leipzig,** Petersſtr. 33.

Kgl. Sächſ. Lotterie.

Zur 144. Lotterie, deren 5. und letzte **Ziehung vom 2.—23. Novbr. 1903** ſtattfindet, empfehle (1249)

1/1	1/2	1/5	1/10	Loſe mit
ℳ 250.55	125.55	50.55	25.55	Porto u. Liſte.

Ernſt Kunze,
Kollektion d. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie
Chemnitz, Sachſen, inn. Johannisſtr. 14.

Im Süden

(1380)

Tirols, nächſt Winter-Kurort, liegt ein Grund mit ſehr mildem Klima und herrlicher Rundſicht. Zur Aufſchließung desſelben ſucht der Beſitzer einen Kapitaliſten und Naturfreund. Anträge sub Nr. 3135 an die „Illuſtrirte Zeitung“ in Leipzig erb.

Kaiserpanorama Special-Werkstätte Rentzsch, DRESDEN, Marienstrasse.

(1214)

Anzeigen

finden durch die ſeit 1843 allwöchentlich in Leipzig erſcheinende „Illuſtrirte Zeitung“ die weiteſte und wirkſamſte Verbreitung. Die Inſertionsgebühr beträgt für die einſpaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 Mark 25 Pfg. Die Inſerate werden in der Rechtſchreibung der Buchdruckereien deutſcher Sprache geſetzt, ſofern nicht bei der Beſtellung ausdrücklich eine andere Schreibweiſe verlangt wird, und gelangen, wenn die Einſendung bis Donnerstag 12 Uhr erfolgt, in der Regel in der acht Tage darnach erſcheinenden Nummer zur Aufnahme. — Inſertionsbedingungen und Probenummern auf Wunſch.

Geſchäftsſtelle der Illuſtrirten Zeitung in Leipzig
(J. J. Weber).

Die Königliche Lotterie-Kollektion **Carl Jacobsen in Leipzig,** Blücherstr. 11 empfiehlt Lose zur **144.**

Kgl. Sächs. Landes-Lotterie

deren 5. (Haupt-) Klasse vom **2.** bis **23. November d. J.** gezogen wird.

Gewinne der 5. Klasse:
1725 Hauptgewinne von 1000—500000 Mark,
34276 Gewinne à 300 und 500 Mark.

Preise der Lose:

1/10	Los inkl. Porto u. Gewinnliste	M. 25.70
1/5	„ „ „ „ „	„ 50.70
1/2	„ „ „ „ „	„ 125.70
1/1	„ „ „ „ „	„ 250.70

Carl Jacobsen in **Leipzig,**
Blücherstr. 11. (1184)

Dame,

(1374)

Anfang der Dreißig, elegante Erſcheinung, auf dem Lande lebend, würde ſich mit Maler, Muſiker oder Schriftſteller, nicht unter 40 Jahre, welcher ebenfalls das Landleben liebt, verheiraten. Zuſchriften unter: **„Gute Kameradſchaft f. E. 1837“** an **Haaſenſtein & Vogler, Wien, I.**

Junger Franzose aus guter Familie sucht eine Stelle als **Hauslehrer** in deutscher katholischer Familie. Offerten an Ph. Gautier, 27, rue de Pons, à Cognac (Frankreich). (1376)

Lose Kgl. Sächs. Landes-Lott.
versendet diskret
Paul Klepsch,
Bischofswerda, Sachsen.

(1343)

Sofort fertig!

iſt ein pikantes und erfriſchendes Getränk, wenn man fünf Tropfen „Ricqles Pfeffermünzgeiſt“ (Alcool de Menthe de Ricqlès) in ein Glas Zuckerwaſſer gießt; die Koſten betragen nur einen halben Pfennig. Gleichzeitig bewährtes Mittel bei Kopfſchmerzen, Migräne und Neuralgien, welches auch bei Nervenaufregung und Schlafloſigkeit wohltuende Beruhigung verſchafft. Nur echt in Originalflacons mit dem Namen **de Ricqlès.** Erhältlich in Drogerien, Parfümerien und feineren Kolonialwarengeſchäften zu M. 1.25, 1.80 und M. 3.30. Näheres durch das Ricqles-Depot, Frankfurt a. M. (928a)

Billige Heizung großer Räume

Kirchen, Läden, Lager-, Fabrikräume etc.

Neuer Füllofen für Koaks von

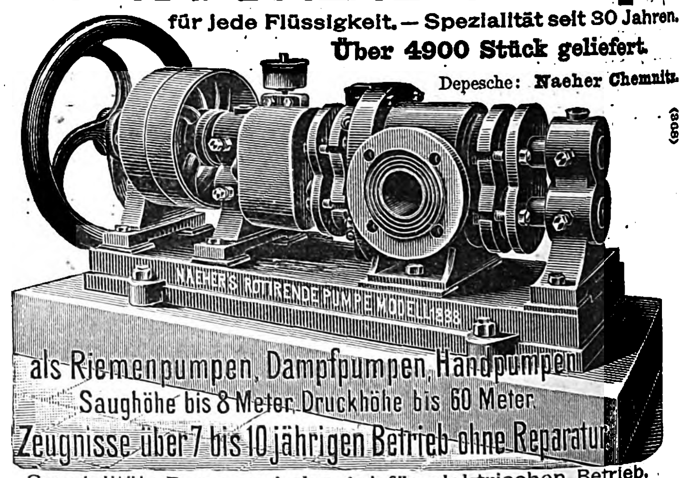
Leprince & Siveke in **Herford** i. Westfalen.

Die Heizleistung dieser Öfen ist eine ungewöhnlich große und dabei erstaunlich billige. Die Öfen bedürfen höchstens aller 24 Stunden des Nachlegens und können ohne neues Anheizen beliebig lange im Gange erhalten werden. Dieser Umstand und der hermetische Verschluß beseitigt die Unreinlichkeit und Feuersgefahr, die mit gewöhnlichen Öfen verbunden sind. Zeugnisse, Zeichnungen und Preiskourant stehen zu Diensten. (1297)

Naeher's rotirende Pumpen

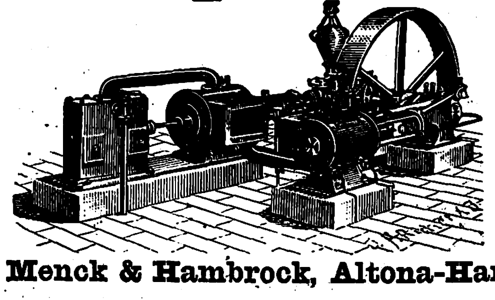
für jede Flüssigkeit. — Spezialität seit 30 Jahren.
Über 4900 Stück geliefert.
Depesche: **Naeher Chemnitz.**

(808)


NAEHER'S ROTIRENDE PUMPE MODELL 1888
als Riemenpumpen, Dampfpumpen, Handpumpen
Saughöhe bis 8 Meter, Druckhöhe bis 60 Meter
Zeugnisse über 7 bis 10 jährigen Betrieb ohne Reparatur

Spezialität: Pumpen jeder Art für elektrischen Betrieb.
J. E. Naeher, Maschinenfabrik, **Chemnitz,** Sachs., Beckerstr.

Dampfmaschinen



eincylindrig und compound.
Wand- und **Bockmaschinen** in allen gangbaren Grössen auf Lager. (18)

Menck & Hambrock, Altona-Hamburg Nr. 69.

Wer in Österreich Geschäfte machen will inserire in „Österreichs illustrirte Zeitung“

Einziges vornehmes Familienblatt der Monarchie. — Wien, VI. Barnabitengasse 7 u. 7a.

Haasenstein & Vogler A. G.

Aelteste Annoncenexpedition,

domicilirt an allen Orten ***Deutschlands,*** *auch in* ***Oesterreich, Schweiz,*** *Italien etc., liefert detaillirte* ***Kostenanschläge*** *unter Gewährung höchstmöglicher Rabattvergünstigungen, sowie neueste grosse Kataloge.* (13)

Abfassung und augenfälligstes Arrangement.
Effectvolle, originelle Clichés und Auskunft bezügl. der wirksamsten Blätter.

Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerſtraße 1—7.

Illuſtrirte Zeitung

Begründet 1843.

Nummer 3148.

- Allerseelenbilder von Costantini, Parisani und Goria
- Der neue päpstliche Staatssekretär
- Der neue preußische Armeebischof
- Der neue Reichsgerichtspräsident
- Der neue Kommandeur der ostasiat. Besatzungsbrigade
- Das Kaiser-Friedrich-Denkmal in Potsdam
- Der Jubiläumsbrunnen in Ludwigshafen
- Die Familie König Peters I.
- Türkische Bahnwache in Mazedonien
- Aus den Dauphiné-Alpen
- Zwei Enkel von Werthers Lotte

29. Oktober 1903.

- Das Zentraltheater in Chemnitz
- Gustav v. Moser †
- Steinschleiferei in Solnhofen. Gemälde von Friedr. Keller
- Am Bach. Gemälde von Adolf Lins
- Das Liszt-Denkmal in Stuttgart
- Die erste deutsche Korrespondenzkarte
- Das Jahn-Denkmal in Salzburg
- Ausgrabungen in Antinoë
- Der neue Botanische Garten in Dahlem-Berlin
- Es hätte auch anders kommen können! Erzählung von C. v. Franken
- Die Nervosität des Kindes
- Auffallende Eigenschaften genialer Menschen

Verlag von J. J. Weber in Leipzig und Berlin.

Die Nervoſität des Kindes.*)

Die Zunahme der Nervoſität im Kindesalter iſt eine allgemeine, in allen ziviliſierten Ländern beobachtete Erſcheinung, ſo daß man ſogar behauptet hat, der Grad der Nervoſität entſpreche jedesmal der Höhe der Ziviliſation. Die nervöſen Kinder ſind nicht nur in den Familien, in denen man die Nerven überanſtrengt und das Gehirn übermüdet, nicht nur in den Familien der Gelehrten, der Forſcher und der Verſtandesmenſchen vorhanden; man findet die Kindernervoſität ebenſo häufig und ſtark entwickelt auch in den Familien der Handwerker, der Arbeiter, ja ſogar in den Hütten der unwiſſenden Bauern. Die Sucht nach Eindrücken, die einerſeits neu und unbekannt, anderſeits möglichſt ſtark, überſpannt, ja gewaltig ſein müſſen, tritt in allen Äußerungen des Lebens ſo bedeutend hervor, daß wir dieſe Sucht als eine Haupterſcheinung der Nervoſität betrachten können. Die zahlreichen ſtarken und häufigen Aufregungen und Eindrücke, die wir auf dem Gebiet der malenden und bildenden Kunſt, der Muſik, der Poeſie, der dramatiſchen Kunſt, im häuslichen Leben empfangen, rufen eine ganz beſondere Reizbarkeit unſerer Nerven hervor und ſtören das Gleichgewicht des Nervenſyſtems. Die direkte Folge hiervon iſt die Nervoſität, die Combe treffend als einen krankhaften Zuſtand bezeichnet, wobei ein Mißverhältnis zwiſchen Reiz und Reaktion beſteht, ohne daß man eine Gewebsveränderung oder Verletzung des Nervenſyſtems nachweiſen könnte. Wohl die größte Rolle bei der Nervoſität ſpielt die erbliche Übertragung.

Drei Arten nervöſer Kinder gibt es. Die einen ſind zu lärmend und unruhig, reizbar und aufgeregt, die anderen zu ruhig, ſtumpf und deprimiert; bei der dritten Form, die am häufigſten vorkommt, wechſelt der Zuſtand der Deprimiertheit und des Stumpfſinns fortwährend mit dem Stadium der Aufgeregtheit. Zu der erſten Kategorie, dem reizbaren Naturell, gehören die mageren, zart gebauten Kinder, die ſehr klug, viel zu klug ſind für ihr Alter, die aber ihre geiſtigen Kräfte mit ſolcher Geſchwindigkeit aufbrauchen, daß dieſe, wenn ſie in ein Alter kommen, wo ſie ihren Verſtand anwenden könnten, auf das normale Durchſchnittsmaß, ja bisweilen unter dieſes Maß herabſinken. Eltern ſollten ſich wohl hüten, ein ſolch frühreifes Kind anzuſpornen, mit ihm zu glänzen und es zu einem Wunderkinde zu entwickeln; ſie tun beſſer daran, es zurückzuhalten. Dieſe Kinder ſind nicht nur intelligent, ſondern geiſtreich, witzig und ſchnell mit treffenden Entgegnungen bei der Hand. Ihr Benehmen iſt drollig, ſo daß ſie uns zuweilen außer Faſſung und zum Lachen bringen und es dadurch verhindern, daß man ihnen Vorſtellungen macht und ſie zurechtweiſt. Reich und lebendig an Phantaſie, haben ſie oft ein ſo übertriebenes Selbſtbewußtſein, daß ſie am liebſten allein ſpielen. Bei manchen ſolchen Kindern ſteigert ſich die Phantaſie bis zur Halluzination; ſie ſehen und hören eingebildete Perſonen, mit denen ſie verkehren. Dieſe falſchen Einbildungen, die überreizte Phantaſie, erklären uns auch einen charakteriſtiſchen Zug des nervöſen Naturells: die Furcht. Das nervöſe Kind fürchtet die Dunkelheit; es hat ein beklemmendes Angſtgefühl, daß jemand hinter ihm geht, es fürchtet ſich, allein im Zimmer zu bleiben, es fürchtet ſich vor allerhand Tieren, ſogar vor ganz unſchuldigen. Der Schlaf iſt öfter nicht normal; das Kind ſchläft ſpät ein, und es verlangt, daß man bei ihm bleibe, ſeine Hand halte, das Licht in ſeinem Zimmer brennen laſſe uſw.

Die zweite Gattung iſt das ſtumpfe Naturell. Es findet ſich gewöhnlich bei dicken, phlegmatiſchen Kindern; dieſe nehmen Drohungen und Liebkoſungen ruhig und gleichgültig dahin, ſie werden durch nichts aufgeregt, nichts bringt ſie aus ihrer Stumpfheit heraus. Dieſe Kinder laſſen ſich nie gehen; ſie ſind ihren kleinen Freunden gegenüber kalt und ändern ihren gleichgültigen Ausdruck weder bei den Freuden noch bei den Leiden anderer Menſchen. Sie werden frühzeitig blaſiert und ſuchen deshalb neue und ſtarke Reizmittel. Aus dieſer Kategorie der Nervöſen rekrutieren ſich ſpäter die Trunk- und Morphiumſüchtigen uſw. Zu ihnen gehören ſowohl die Optimiſten, denen alles gleichgültig iſt, als auch die Schwarzſeher, die alles von der ſchlechten Seite auffaſſen und hoffnungslos in all ihrem Empfinden ſind.

Die Kinder von wechſelnder Gemütsanlage ſind ganz reizend, ſogar zu reizend; ſie ſind mit ihren Freundſchaftsbezeigungen, mit ihrer Zärtlichkeit und mit ihren zahlloſen Küſſen überſchwenglich, werden aber bald danach ohne nachweisliche Urſache gleichgültig und ſogar zänkiſch. Zeitweiſe begeiſtern ſie ſich für ihre Spiele, für ihre Arbeiten, für die Schule, und dann ſind ſie wieder apathiſch, faul und entmutigt. Zuweilen hängt dieſer Stimmungswechſel mit dem Geſundheitszuſtand zuſammen, auch mit der Menſtruation bei jungen Mädchen; ſogar die Jahreszeit kann einen Einfluß ausüben. Gleichwohl wird man dieſen periodiſchen Stimmungswechſel nicht ohne weiteres entſchuldigen können.

Ein allgemeines Intereſſe beanſprucht das Kapitel über die Behandlung der Nervoſität. Auf dem Gebiete der erworbenen Nervoſität iſt es ganz ſpeziell die Hygiene, die von großem Nutzen ſein kann. Die Tätigkeit der Hygiene muß hauptſächlich auf die heranwachſende Generation gerichtet werden, ſie muß auf die körperliche, ſittliche und geiſtige Erziehung des Kindes in den erſten Lebensjahren und im ſchulpflichtigen Alter einwirken; deshalb muß ſie aber auch nach dem Alter des Kindes eine verſchiedene ſein und in eine ſolche der Kinder und der Jugend getrennt werden.

Säuglinge ſollen bis zum Alter von acht Monaten nichts als Milch bekommen. Vom achten Monat bis zu zwei Jahren: Milch, Milchſuppe, leichte mehlhaltige Stoffe (Sago, Gries uſw.) in Waſſer, Milch, auch mit Zuckerzuſatz bereitet, als Brühe, Brei oder Pudding gegeben, ferner Eier, Brot und Butter. Kein Fleiſch und grüne Gemüſe, auch keine Gewürze, niemals Tee, Kaffee oder Bier und Wein. Alles Schaukeln und Wiegen im Wagen und in der Wiege ſoll vollſtändig vermieden werden, ebenſo alle zu ſtarken Reize der Sinnesorgane (zu helles Licht, zu ſtarke, ſchrille Geräuſche). Die Ammen und Wärterinnen müſſen ſtreng überwacht, und es muß ihnen alles verboten werden, was das Kind erſchreckt und in zu große Aufregung verſetzt. Vom zweiten bis zum ſechſten Jahre dürfen Kakao, Schokolade mit oder ohne Rahm gegeben werden, ebenſo einmal täglich in geringer Menge Ochſenfleiſch, Kalbfleiſch, Schinken, während lange abgelagertes Fleiſch, riechendes Wildbret, ſtarke Fleiſchbrühe und gewürzte Saucen zu vermeiden ſind. Ferner können feingehackte und weichgekochte grüne Gemüſe und als Mus zubereitete Hülſenfrüchte ſowie weichgekochtes, gebackenes und friſches Obſt genoſſen werden. Wein, Bier, Tee und Kaffee ſind auch in dieſem Lebensalter verpönt. Außerdem ſoll der Schlaf möglichſt lange, mindeſtens zehn bis zwölf Stunden, währen. Wenn das Kind anfängt zu ſprechen und ſich für alles, was es ſieht und hört, intereſſiert, ſo ſoll man es möglichſt ſich ſelbſt überlaſſen, es mit ſich ſelbſt ſpielen laſſen und nicht von dieſem Spiel ablenken. Für alle nervöſen Kinder muß bis zum ſiebenten Lebensjahr jede ſyſtematiſch geiſtige Arbeit gänzlich ausgeſchloſſen bleiben.

Die Ernährung der Jugend wird allmählich der für die Erwachſenen angepaßt, nur ſind auch noch immer alle gewürzten Speiſen, Eſſig, ſchweres Backwerk, möglichſt alle alkoholartigen Getränke ſowie auch Kaffee zu vermeiden. Der Schlaf muß geregelt und ausreichend ſein; die Nervöſen ſollen zeitig zu Bett gehen und acht bis zehn Stunden ſchlafen. Die Annahme, daß die Nervöſen viel Bewegung brauchen, und daß dieſe ihnen nützlich ſei, iſt eine irrtümliche. Bewegung verbraucht Nervenkraft und erſchöpft das Gehirn, deshalb darf die Bewegung nur das Gefühl der Ermüdung, niemals aber das der Erſchöpfung erzeugen. Man verſuche es keinesfalls, die nervöſen Kinder durch Ermüdung von dem Gedanken über ihre Schmerzen abzulenken oder ſie durch Reiſen, Bergtouren, Sport uſw. zu zerſtreuen. Ganz beſonders muß darauf geachtet werden, daß beim Turnen kein Mißbrauch, keine Übermüdung ſtattfindet. Nur größere und weniger nervöſe Kinder dürfen turnen, doch auch dieſe ſollen ſorgfältig überwacht und ihre Leiſtungen allmählich geſteigert werden.

Es gibt eine ganze Anzahl Leiden, die die Nervoſität verurſachen, und die ſofort entſprechend behandelt werden müſſen. So muß die Rekonvaleszenz akuter Infektionskrankheiten genau überwacht werden, und ſobald ſich die erſten Anzeichen von Nervoſität zeigen, müſſen ſie auch ſofort bekämpft werden, ſo unter anderem Blutarmut, Bleichſucht, Engliſche Krankheit, Zuckerkrankheit. Genugſam bekannt iſt, daß häufig Verdauungsſtörungen nervöſe Erſcheinungen auslöſen, und deshalb darf nicht vergeſſen werden, die Tätigkeit des Verdauungskanals genau zu beobachten. Darmparaſiten müſſen auf jeden Fall vertrieben werden. Auf die Hautpflege iſt möglichſt viel Sorgfalt zu verwenden, was am beſten durch tägliche, zwei bis drei Minuten währende Bäder, deren Temperatur etwa 32 bis 35 Grad C beträgt, oder lauwarme (30 Grad C), ſchnell ausgeführte Abwaſchungen des ganzen Körpers geſchieht. Schließlich muß der kindliche Organismus überhaupt gekräftigt und geſtählt werden, zu welchem Zweck medikamentöſe und phyſikaliſche Mittel zur Verfügung ſtehen. Unter den erſteren ſeien die Eiſen- und Chininpräparate, auch Lebertran und Phosphorſäurepräparate genannt, die aber nur von einem Arzt verordnet werden ſollten; unter den phyſikaliſchen ſteht obenan der Landaufenthalt in einer Höhe von nicht über 800 m ü. d. M., ganz beſonders in der Nähe von Nadelwaldungen. Von einem Badeaufenthalt an der Seeküſte mit hohem Wellenſchlag ſind für nervöſe Kinder keine guten Erfolge zu verzeichnen, obgleich ſolche Bäder häufig angeprieſen werden. Nervöſe Kinder pflegen dort noch aufgeregter zu ſein und ſchlecht zu ſchlafen. Weit beſſere Erfolge werden dagegen an der Oſtſee und dem Mittelmeer erzielt, hauptſächlich wenn die Kinder nicht im Freien baden.

---

*) Über die Nervoſität des Kindes hat der Profeſſor der Kinderheilkunde an der Univerſität Lauſanne Dr. A. Combe vier intereſſante und namentlich für Eltern und Erzieher lehrreiche Vorträge gehalten, welche er in einer Broſchüre vereinigt hat, von der eine autoriſierte Überſetzung von Dr. med. Hermann Faltin bereits in 2. Auflage (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger) vorliegt. Wir glauben das Buch nicht beſſer empfehlen zu können, als wenn wir es ſelbſt reden laſſen und einen Auszug daraus bringen; wir wollen aber nicht verfehlen, unſere Leſer und Leſerinnen auf den übrigen reichen Inhalt aufmerkſam zu machen, aus dem ſie ſich in umfaſſender Weiſe über das zeitgemäße Thema zu unterrichten vermögen und viele beherzigenswerte Winke erhalten.

Auffallende Eigenſchaften genialer Menſchen.

Von Prof. Cäſar Lombroſo.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Wenn wir die bei genialen Menſchen zumeiſt hervorſtechenden Eigenſchaften charakteriſieren wollen, ſo können wir dies kurz in der Behauptung zuſammenfaſſen, daß ſolchen Leuten dieſelben Eigenſchaften, die jeder Durchſchnittsmenſch beſitzt, entweder in hervorragend großem oder auffallend kleinem Maße zuteil geworden ſind.

Was zunächſt die körperliche Größe genialer Menſchen betrifft, ſo hat ſchon Mr. Havelock Ellis darauf hingewieſen, daß die Mehrzahl derſelben entweder ſehr groß oder ſehr klein iſt, während Menſchen von gewöhnlichen Geiſtesanlagen meiſt auch Durchſchnittsgröße haben. Die Statiſtik zeigt, daß unter den Alltagsmenſchen 16 Proz. klein, 16 Proz. groß, 68 Proz. mittelgroß ſind. Unter den Genies dagegen ſind 37 Proz. klein, 41 Proz. groß und nur 22 Proz. von Mittelgröße. Unter den Alten iſt Epiktet, der öfter ausrief: „Wer bin ich? Ein kleiner Mann!“ als Beiſpiel der Kleinheit genialer Menſchen zu nennen. Von den Modernen erwähnen wir G. Elliot und A. Ch. Swinburne. Größe des Geiſtes und des Körpers vereint finden wir bei Petrarca, Goethe, Tennyſon. Ebenſo könnte man beleibte und magere Leute in bezug auf Genialität kennzeichnen. Kiernan war der Meinung, daß bei genialen Menſchen Korpulenz in der Regel vorhanden ſei, indem er unter den Berühmtheiten eine ganze Anzahl ſo veranlagter Individuen aufzählt, wie Viktor Hugo, Renan, Lee, Roſſini, der ſeine Füße nicht ſehen konnte, und Balzac, deſſen Taille drei Menſchen nicht zu umſpannen vermochten. Man darf jedoch dabei nicht vergeſſen, daß es unter den genialen Menſchen auch Magere gegeben hat, ſo Pascal, Kepler, Voltaire, von dem es hieß, daß ſein Körper gleichſam nur ein dünner Schleier ſei, durch den die Seele hindurchſchimmere, und Giotto, der faſt weibiſch ausſah.

Wenn wir das Gehirn der genialen Menſchen, und zwar deſſen Kubikinhalt betrachten, ſo finden wir, daß die Mehrzahl der Genies in dieſer Richtung über die gewöhnlichen Sterblichen hervorragt, wie z. B. Petrarca, Kant. Lebon, der die Schädel von ſechsundzwanzig genialen Franzoſen unterſuchte, fand, daß deren Gehirn im Durchſchnitt 1732 ccm enthielt, das heißt: ungefähr 200 ccm mehr als bei den übrigen Menſchen. Dieſes Reſultat war um ſo auffälliger, als einige unter den ſechsundzwanzig Genies nur einen mittleren kubiſchen Inhalt des Gehirns aufwieſen, wie Descartes, Tiſſot und Hoffmann. Unter den Gehirnen von zwölf berühmten Deutſchen, die Wagner und Buchoff unterſucht hatten, fand man entweder ſolche von auffallend hohem oder beſonders niedrigem kubiſchen Inhalt; Döllingers Gehirn hatte 1207, Liebigs 1352 ccm. Anderſeits nahm man lange Zeit an, daß eine bedeutende Entwicklung der Hirnwindungen und ſymmetriſche Schönheit des Geſichts allgemeine, charakteriſtiſche Merkmale des Genies wären. Doch auch hier gibt es zahlreiche Ausnahmen; häufig iſt bei dieſen eine Abmagerung des Schädels beobachtet worden, ſo bei Bertillon, Gambetta, Liebig. Einer ebenſo auffallenden Schönheit der Geſichtszüge wie harmoniſchen Schädelbildung erfreuten ſich Helmholtz, Dante, Schopenhauer, während die abnorm großen Geſichtsformen eines Skeda und Nobilis faſt an Idiotie erinnerten. Sehr intereſſant iſt die Behauptung, daß der Papſt Klemens VI. ſein Genie einem Schlage, den er als Kind auf den Kopf erhielt, zu verdanken hätte. Eine Eigentümlichkeit fruchtbarer Genies, die nicht ſo ſelten vorkommt, der ſog. Miſoneïsmus (Verwerfung von Entdeckungen oder Arbeiten anderer), iſt oftmals ein großes Hindernis des Fortſchrittes. Napoleon wollte nichts vom Dampf wiſſen, und Richelieu ſperrte den Menſchen, der deſſen Expanſionswirkung für Maſchinen verwendete, ins Irrenhaus. Darwin ſpottete über Hypnotismus; Virchow wiederum verwarf den Darwinismus und die Verbrecher-Anthropologie.

Zu den auffallenden Eigenſchaften genial Beanlagter gehören vor allem auch die Amneſie oder Zerſtreutheit und die Hyperäſtheſie oder krankhafte Empfindlichkeit, ferner die Langſamkeit und die Schnelligkeit des Empfindungsvermögens. Unter den elf Genies, die ich ſelbſt zum Gegenſtand meines Studiums gemacht habe, hatten acht ein zarteres Empfindungsvermögen als der Durchſchnittsmenſch; einer zeigte das Maximum, zwei das Minimum, und zwar unter alltäglichen Umſtänden. Newton war ſo zerſtreut, daß er einmal die Finger ſeiner Nichte dazu benutzen wollte, ſeine Pfeife zu ſtopfen. Tucherel vergaß ſeinen eigenen Namen. Krankhafte Empfindlichkeit kommt ebenſo häufig vor. Muſſet, Goncourt, Flaubert hatten einen ſo fein entwickelten Sinn für Geräuſche, daß der Straßenlärm und der Klang von Schlaguhren ihnen unerträglich waren. Bei Baudelaire war der Geruchsſinn übertrieben entwickelt. Der Maler Francia ſtarb vor Glück auf der Straße, weil er ein Bild von Raffael geſehen hatte.

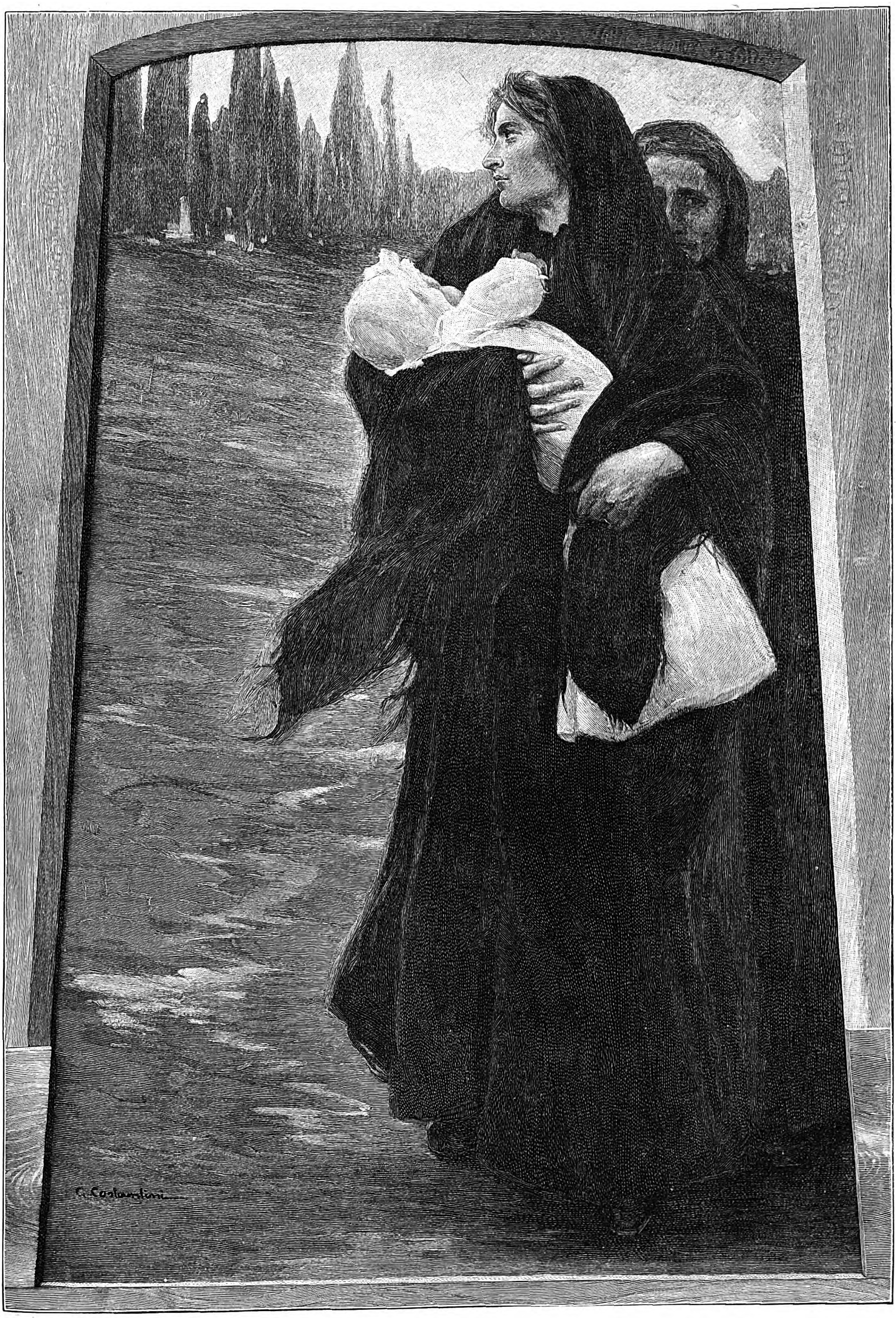
M. W. Thayer, der in einem Artikel im „Forum“ die Langlebigkeit genialer Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts beweiſen will, kann trotzdem nicht in Abrede ſtellen, daß mehrere Dichter eines frühen Todes geſtorben ſind. Unter ſechsundvierzig Fällen, in denen ein Durchſchnittsalter von ſechsundſechzig Jahren ſich feſtſtellen ließ, ſtarben neun Dichter zwiſchen fünfundzwanzig und vierzig Jahren, darunter Keats, Shelley, Byron, Leopardi und Poe. Von neununddreißig Malern und Bildhauern, deren Durchſchnittsalter ſechsundſechzig Jahre betrug, ſtarb Fortuny im Alter von ſechsunddreißig Jahren. Unter dreißig Muſikern mit einem Durchſchnittsalter von zweiundſechzig Jahren wurde Auber neunundachtzig Jahre alt, Verdi achtundachtzig, während vier andere, Bellini, Bizet, Schubert, Mendelsſohn, jung ſtarben. Einzelne Genies haben ihre phyſiſchen Kräfte auffallend lange betätigt, ſo Humboldt bis zu ſeinem achtzigſten Lebensjahre, ferner Verdi und Goethe, der den zweiten Teil ſeines „Fauſt“ vollendete, als er zweiundachtzig Jahre alt war. Beccaria dagegen hörte mit dem zweiunddreißigſten Jahre auf zu arbeiten. Andere wieder, z. B. Leonardo da Vinci und Flaubert, hinterließen unvollendete Werke, und zwar aus dem Grunde, weil ſie in deren Ausführung zu langſam waren.

Frühreife iſt gleichfalls eine Eigenſchaft gewiſſer genialer Menſchen. Dante ſchrieb ein Sonett an Beatrice, als er neun Jahre alt war. Mozart gab ein Konzert mit ſechs Jahren. Taſſo verfaßte Gedichte mit zehn, Pascal mit dreizehn Jahren. Anderſeits ſind aber auch einige der bedeutendſten Geiſter in der Jugend zurück geweſen, ſo Alfieri, Wren, Humboldt, Linnäus, Flaubert, Domenichino.

Viele großen Denker auf dem Gebiete der Literatur, Philoſophie, Geſchichte empfanden einen wahren Abſcheu gegen Muſik. Johnſon, Viktor Hugo, Katharina II., Zola und Napoleon hatten die allereinfachſte Muſik am liebſten. Nach Gautiers Auffaſſung iſt die Muſik unter allen Arten von Lärm die ſchrecklichſte. Dieſen ausgeſprochenen Feinden der Muſik können wir anderſeits Verehrer derſelben gegenüberſtellen, wie Ariſtoteles, der die Muſik für eins der wirkungsvollſten Erziehungsmittel hielt. Unter den modernen Schriftſtellern ſind hier zu erwähnen Daudet, Darwin, Goethe, Carlyle, der die Muſik die Sprache der Engel nennt, Moore, der ſeine Dichtungen durch Übertragung in Muſik erſt als vollendet bezeichnete, und dem ſeine Worte im Vergleich dazu armſelig erſchienen, ſowie Ruskin. Letzterer nennt die Muſik das feinſte und vollkommenſte Vergnügen, das jedem Alter wohltuend iſt.

Illuſtrirte Zeitung

Nr. 3148. 121. Bd. Leipzig und Berlin. 29. Oktober 1903.



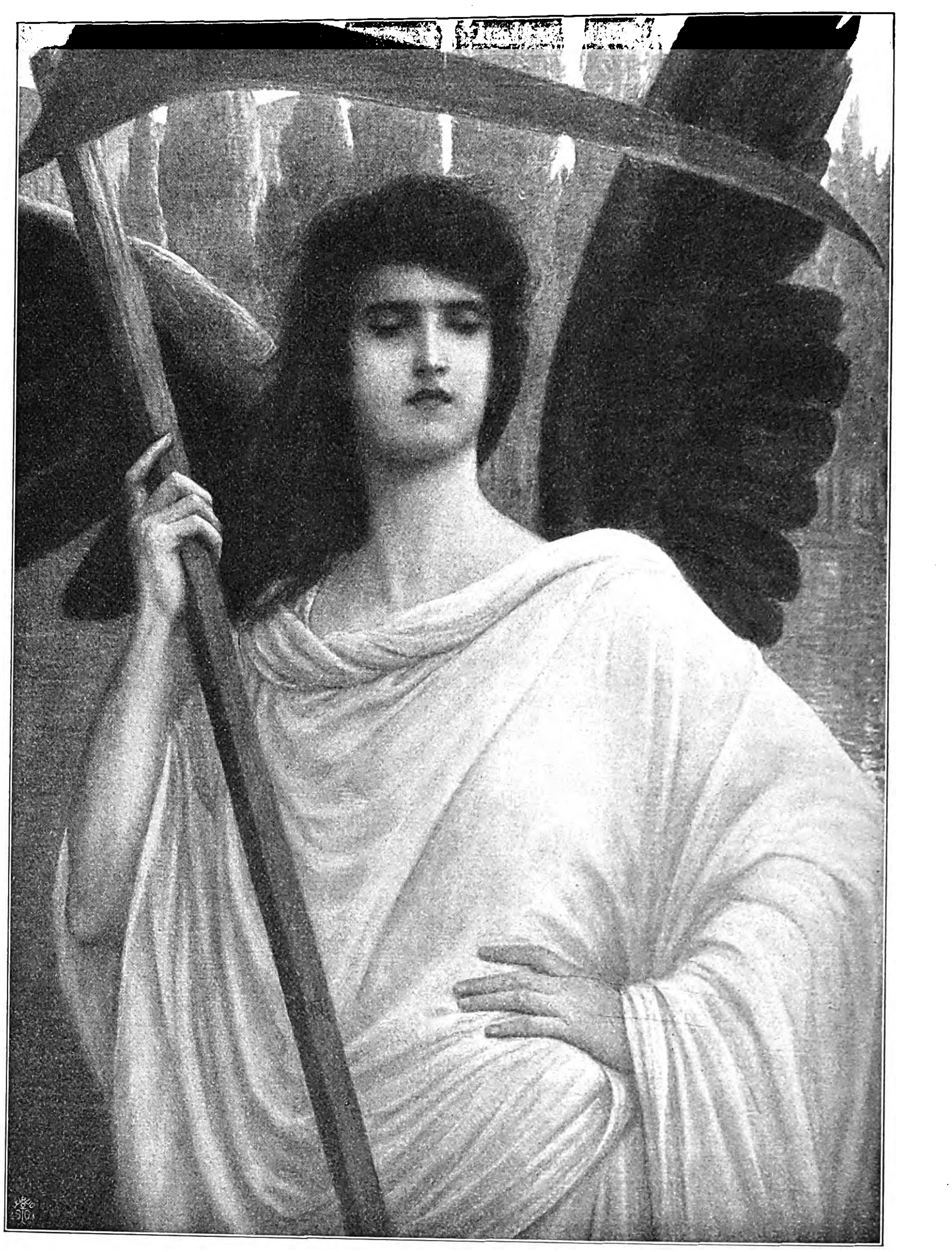
Zu Allerſeelen: Rückkehr vom Friedhof. Nach einem Gemälde von Giovanni Coſtantini.

UNIVERSITY OF COLORADO LIBRARIES BOULDER

Allerſeelen.

Wer früher, zur Zeit da Rom noch nicht die Kapitale des geeinten Königreichs Italien war, einen Feſttag der katholiſchen Kirche mit ſeinem Prunk, ſeiner glänzenden Feier, ſeinen Zeremonien mitzuerleben wünſchte, der ſuchte das Ziel ſeiner Wünſche da zu erreichen, wo die altchriſtlichen Erinnerungen noch am meiſten wach ſind und hundertfältige Zeugniſſe auf die Zeit der erſten Chriſtengemeinden hinweiſen, oder wo in gewiſſen Hauptkirchen der Stadt jährlich beſtimmte Feſte mit Aufbietung der größten Pracht gefeiert wurden. Das gilt nicht nur von den höchſten Feſttagen der katholiſchen Kirche, ſondern auch von denen, deren Feier nicht an eine beſtimmte Perſönlichkeit anknüpft, ſondern die, wenn der Ausdruck geſtattet iſt, eine Art Kollektivfeiertag darſtellen, der einer Geſamtheit gilt: ſo das Feſt Allerheiligen und der Allerſeelentag am Tage darauf. Die Woche, die auf dieſen Tag fällt, wird heutigentags noch die „Ottava dei Morti“, die Woche der Toten genannt; ſie iſt dem Beſuche der Gräber geweiht, und in der Kapuzinerkirche ſowie in der Santa Maria della Buona Morte, nahe dem Palazzo Farneſe, wurden zum Gedächtnis der Verſtorbenen berühmte Totenfeiern abgehalten. Auch Goethe gedenkt einer derartigen Totenfeier, allerdings nicht ganz mit dem Gefühle der Befriedigung, das er erwartet hatte. Er erzählt, daß er der Feier in der päpſtlichen Hauskapelle im Quirinalpalaſt, in dem der damalige Papſt Pius VI. reſidierte, beigewohnt habe. „Hier fanden wir eine Menge Perſonen die köſtlichen Gemälde aufmerkſam betrachtend; denn dieſes Feſt Allerſeelen iſt auch zugleich das Feſt aller Künſtler in Rom. Ebenſo wie die Kapelle iſt der ganze Palaſt und die ſämtlichen Zimmer jedem zugänglich und dieſen Tag für viele Stunden frei und offen.“ Der Dichter erzählt auch, wie er ſich an den Kunſtſchätzen der Quirinaliſchen Kapelle geweidet habe, und mit welchen Künſtlern er bei dieſer Gelegenheit zuſammengetroffen ſei. Dieſe Zeiten, wo es in Rom noch „patriarchaliſch“ zuging und alter Brauch noch in Übung war, ſind nun allerdings längſt vorüber. Schwerlich wird die Künſtlerſchaft bei ihrer Internationalität ſich an dem Feſte Allerſeelen eins wiſſen mit der Weihe des Tages, wie es zu Goethes Zeit war. Und doch liegt ein gewiſſer Schein der Berechtigung über dieſem Patronat „Aller Seelen“, wenn auch mehr der Idee als ſeiner faktiſchen Entſtehung nach. Jeder, der je einen Campo Santo in einer italieniſchen Stadt beſucht hat, wird von dem Reichtum künſtleriſchen Schmuckes überraſcht ſein, durch die der Italiener die Liebe zu ſeinen Toten zu dokumentieren ſucht. Nicht immer mit dem Geſchmack, den wir Nordländer als Maßſtab bei Gräberſchmuck anlegen würden, und auch nicht immer in der künſtleriſchen Schlichtheit, die ja an erſter Stelle für ein Totenmal eine äſthetiſche Forderung ſein ſollte. Aber man ſieht doch auf den italieniſchen Friedhöfen meiſt beſſer als anderen Ortes, wohin die zeitgenöſſiſche Kunſt ſtrebt, und die Campi Santi in Mailand, Genua und Bologna, alle drei Muſter ihrer Art, können als moderne Muſeen gelten, die uns den beſten Einblick in die Geſchichte der italieniſchen Kunſt der Gegenwart eröffnen.

Gedanken, wie ſie ſich aus Vergangenheit und Gegenwart uns im vorſtehenden aufgedrängt haben, ſind es geweſen, die bei der Auswahl von drei Werken moderner italieniſcher Meiſter für dieſe Nummer mit maßgebend geweſen ſind. Nicht, daß wir ſie an jenen Stätten des Friedens zu ſuchen hätten, die am Tage Allerſeelen das Ziel von Tauſenden bilden, oder daß ſie als ſymboliſches Zeichen dafür gelten könnten, als ob ſich die Künſtlerſchaft dieſes Tages, wie zu Goethes Zeit, ſo heute noch als eines Feſtes von Schutzpatronen entſänne. Sondern die Stimmung iſt es, der Gehalt, der die von uns reproduzierten Werke der drei Meiſter Coſtantini, Pariſani und Goria mit der Feier am Tage Allerſeelen innig berührt. Einen direkten Bezug mit ihr hat das Gemälde von Coſtantini „Rückkehr vom Friedhof“: eine junge Witwe, die, ihr Jüngſtes in den Armen haltend, noch einen Blick wirft auf die dunkeln Zypreſſen, unter denen der Gatte und Vater zur Ruhe gebettet iſt. Pariſanis „Todesengel“ mit den dunkeln Fittichen und der Senſe, der auf dem ſchönen bleichen Antlitz die tiefe Trauer und die Unerbittlichkeit des Schickſals vereinigt, und Gorias „Letzter Kuß“: die Muttergottes, die in verhaltenem Schmerz von dem toten Sohne und Heiland Abſchied nimmt, ſind Bilder von vornehmer und ergreifender Wirkung. Alle drei Gemälde ſchmückten die Römiſche Kunſtausſtellung im vergangenen Frühjahr.



Zu Allerſeelen: Der Todesengel. Nach einem Gemälde von Napoleone Pariſani.

Wochenſchau.

Entſchädigung unſchuldig Verhafteter. — Ein Geſetzentwurf über die Entſchädigung unſchuldig Verhafteter iſt von der heſſiſchen Regierung kürzlich dem Bundesrat unterbreitet worden. Er iſt hervorgerufen durch einen Beſchluß der heſſiſchen zweiten Kammer vom 22. Mai 1901, der die Großherzogliche Regierung zum Erlaß eines ſolchen Geſetzes für Heſſen aufforderte. Das lehnte die Regierung ab, da es ſich um eine Sache handle, die Gegenſtand der Reichsgeſetzgebung ſei. Auch hatte ja der Reichstag ſchon im Jahre 1898 einhellig beſchloſſen, daß für die unſchuldig in Unterſuchungshaft geratenen Perſonen Entſchädigung geſchaffen werden müſſe, und dieſen Beſchluß 1899 wiederholt. Da die verbündeten Regierungen dieſer Anregung keine Folge gegeben hatten, hielt die heſſiſche zweite Kammer das Bedürfnis des geſetzlichen Einſchreitens für gegeben; beſonders der Vertreter Gießens, Juſtizrat Dr. Gutfleiſch, bekämpfte den Standpunkt der heſſiſchen Regierung. Die heſſiſche erſte Kammer trat dem Beſchluß der zweiten aber nicht bei, ſondern richtete an die Regierung das Erſuchen, im Bundesrat für baldigſte Vorlegung eines ſolchen Geſetzentwurfes an den Reichstag zu wirken. Daraufhin hat die heſſiſche Regierung unter Benutzung des in der zweiten Kammer beigebrachten Materials den jetzt dem Bundesrat vorgelegten Geſetzentwurf ausarbeiten laſſen. Veröffentlicht iſt der Entwurf bis jetzt nicht.

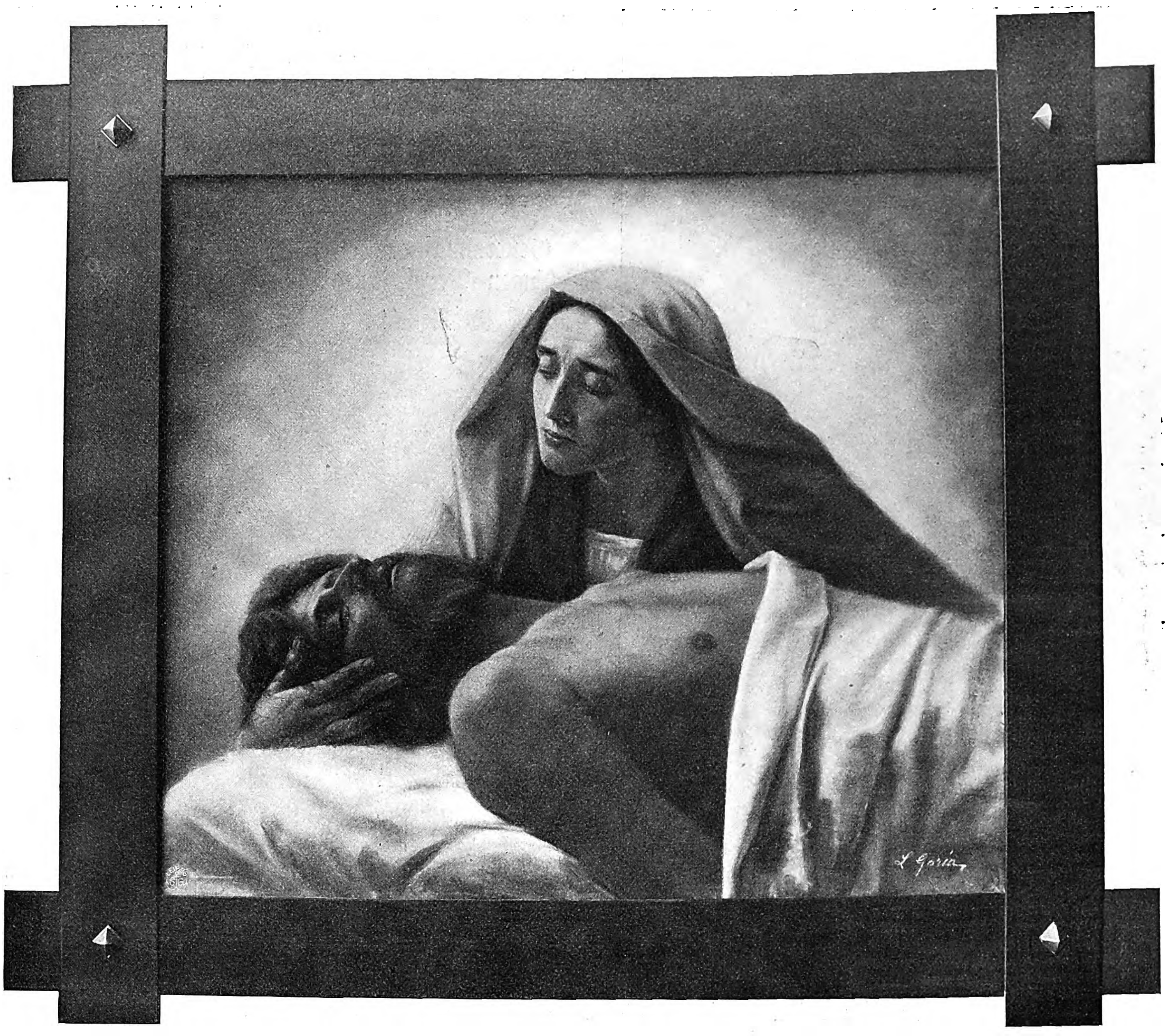
Konferenz der deutſchen Finanzminiſter. — Die Beratung der Finanzminiſter der größeren deutſchen Bundesſtaaten über finanzielle Angelegenheiten fand unter dem Vorſitz des Reichskanzlers Grafen v. Bülow und ſpäter unter dem des Reichsſchatzſekretärs Frhr. v. Stengel am 19., 20. und 21. Oktober in Berlin ſtatt. Sie galt ausſchließlich der Erörterung und dem Meinungsaustauſch über die Finanzierung des Reichshaushaltsetats für 1904 ſowie über Anregungen zur Abſtellung der Mängel, die in den gegenwärtig geltenden finanzgeſetzlichen Beſtimmungen des Reiches ſich bemerklich gemacht haben. Größere Steuervorlagen waren nicht Gegenſtand der Beratung. Dem vorberatenden Charakter der Verhandlungen entſprechend konnten förmliche Beſchlüſſe nicht gefaßt werden.

Bayern und das Reich. — Der bayriſche Miniſterpräſident Frhr. v. Podewils hat am 22. Oktober in der bayriſchen Abgeordnetenkammer eine längere, von ihm ſelbſt als programmatiſch bezeichnete Erklärung über das Verhältnis Bayerns zum Reiche abgegeben. Er ſagte unter anderem: Das Verhältnis Bayerns zum Reich, zu Preußen und anderen Bundesſtaaten iſt ſo, daß wir nur wünſchen mögen, daß es allezeit ſo bleibe. Es beruht auf Gegenſeitigkeit des Vertrauens, auf der unverbrüchlichen Treue an das angeſtammte Herrſcherhaus; unverbrüchliche Treue zu Kaiſer und Reich ſind für mich ſo ſelbſtverſtändliche Grundforderungen, daß jegliches Beginnen hier ein Beginnen dort und jedes Fallenlaſſen hier zu ſchwerem Fehl und ſchwerer Schuld dort werden muß. Die Staatsregierung ſucht unter vollſter Wahrung der Rechte des Staates das Anſehen und die Macht des Reiches zu feſtigen und zu fördern. Je aktiver unſere Mitarbeit iſt, deſto feſter und bedeutender wird unſere Stellung im Reiche ſein. Es iſt ein Wirken im Zirkel: der Teil für das Ganze, das Ganze für den Teil, jedes braucht das andere. Dieſe Einigkeit iſt eine Notwendigkeit heute, damit wir zu jenem Anteil an der Weltwirtſchaft kommen, auf die das Reich und Bayern Anſpruch hat und macht. Darob von einer unitariſchen Richtung im Reiche zu ſprechen, iſt unbegründet. Einigkeit kann nur beſtehen im Reiche, wenn an keine Machtverſchiebung gedacht wird. Die Reichsregierung iſt von dieſem Grundſatze durchdrungen. Der Reichskanzler ſagte mir noch am Schluſſe unſerer letzten Begegnung: Kaiſer und Reichskanzler betrachten es als Ehrenpflicht, die Rechte der Bundesfürſten und Bundesſtaaten zu wahren und von keiner Seite antaſten zu laſſen. Aber auch das iſt unſere Pflicht, das Verhältnis Bayerns zum Reiche vor jeder Trübung zu wahren. Sie alle, nicht nur die Regierung, werden mithelfen, das Verhältnis zum Reiche zu pflegen und zu feſtigen. Laſſen Sie uns im weiſen Ausſchauen auf das Recht des Reiches unſer Recht vertreten und unſere Pflicht zu Nutz und Ehren des Reiches und des Vaterlandes.

Der bayriſche Miniſterpräſident über die Entlaſſung v. Crailsheims. — Am 20. Oktober entſprach in der bayriſchen Abgeordnetenkammer Miniſterpräſident v. Podewils dem Wunſche um nähere Aufklärung über den letzten Kabinettswechſel und bemerkte unter anderem: Als Grund der Miniſterkriſis im Februar habe ſeinerzeit eine offiziöſe Mitteilung Differenzen über gewiſſe Angelegenheiten bezeichnet. Dieſe betrafen die Frage, ob der Miniſterpräſident zu gewiſſen Handlungen befugt ſei, ohne vorher Fühlung mit den anderen Miniſtern genommen zu haben. Die Miniſter hätten eine ſolche vorherige Verſtändigung für um ſo notwendiger gehalten, als kurz zuvor eine Allerhöchſte Anordnung für alle wichtigeren Angelegenheiten die gemeinſame Beratung im Miniſterrat ausdrücklich vorgeſehen hätte. Es habe ſich dabei keineswegs nur um formale Dinge von untergeordneter Bedeutung gehandelt, ſondern auch um ſehr wichtige Fragen, in denen die politiſche Verantwortlichkeit der Miniſter eine Rolle ſpielte. Die Lage habe eine unerwartete Verſchärfung noch dadurch erfahren, daß v. Crailsheim ſein Entlaſſungsgeſuch einreichte, ehe die ganze Angelegenheit zum Abſchluß gekommen war, alſo in einem Stadium, in dem das Entlaſſungsgeſuch überraſchend wirken mußte. Die damit geſchaffene Kriſis habe zu der Löſung gedrängt, die mit der Genehmigung des Entlaſſungsgeſuchs gefunden ſei. Eine Veränderung in den Regierungsgrundſätzen — das betonte der Miniſterpräſident ausdrücklich — ſei infolge des Perſonenwechſels nicht eingetreten; das Miniſterium werde nach wie vor die guten Beziehungen zwiſchen Bayern und dem Reiche auf dem Grunde der Reichsverfaſſung ſorgfältig pflegen und ſich bei der Führung der Geſchäfte im Inneren nicht von Parteirückſichten, ſondern lediglich durch pflichtgemäße Bedachtnahme auf die Intereſſen der Krone und des Landes leiten laſſen.

Landtagswahlen in Sachſen. — Bei den Ergänzungswahlen zum ſächſiſchen Landtage, die am 22. Oktober ſtattfanden, waren neunundzwanzig Abgeordnete zu wählen. Es wurden gewählt ſiebzehn Konſervative, neun Nationalliberale, ein Mitglied der Reformpartei, ein Wildliberaler und ein Deutſchfreiſinniger; die Konſervativen verloren je einen Sitz an die Nationalliberalen und an die Reformpartei, die Nationalliberalen einen an die Deutſchfreiſinnigen. Die Sozialdemokraten unterlagen in einem Wahlkreiſe nur mit einer Stimme den Konſervativen. Die zweite ſächſiſche Kammer zählt nunmehr ſechsundfünfzig Konſervative, dreiundzwanzig Nationalliberale, einen Wildliberalen, einen Deutſchfreiſinnigen und ein Mitglied der Reformpartei; die Konſervativen haben die abſolute Majorität.

Die ungariſche Kriſis. — Die nun ſchon wochenlang ſchwebende Miniſterkriſis in Ungarn hat vorläufig dadurch ein Ende gefunden, daß König Franz Joſeph am 26. Oktober dem Grafen Stephan Tisza den Auftrag zur Neubildung des Kabinetts erteilt hat. Der Graf erklärte, daß durch ſein Programm das des liberalen Neunerkomitees nur unweſentliche Abänderungen erleide. Er hoffe, ſo äußerte er, daß dieſes Programm das Land beruhigen und die Oppoſition nicht dazu bewegen werde, der Votierung des unveränderten, d. h. nicht erhöhten Rekrutenkontingents Hinderniſſe zu bereiten. In erſter Reihe werde er danach trachten, das Ziel



Zu Allerſeelen: Der letzte Kuß. Nach einem Gemälde von Lamberto Goria.

auf friedlichem Wege zu erreichen, und nur wenn die Oppoſition einen Kampf unvermeidlich mache, werde er dieſen mit den verfaſſungsmäßigen Waffen, die mit dem Geiſte des Parlamentarismus vereinbar ſind, ausfechten. Wie es ſcheint, iſt aber die Oppoſition entſchloſſen, den Kampf bis aufs Meſſer fortzuſetzen; dieſe Parole iſt wenigſtens von der Koſſuth-Partei bei der Nachricht von der Ernennung Tiszas ausgegeben worden. Auch in liberalen Kreiſen gibt man ſich keinen großen Hoffnungen hin, daß es Tisza gelingen werde, den Knoten zu entwirren. Dazu kommt, daß Tisza als Reformierter der klerikalen Volkspartei von jeher verhaßt geweſen iſt. Da der neue Miniſterpräſident aber beabſichtigt, ſein Kabinett aus lauter ſtreng liberalen Elementen zu bilden, darf man im Intereſſe des Landes doch hoffen, daß es ihm gelingen werde, wieder geordnete Zuſtände herbeizuführen.

Miniſterkriſis in Italien. — Im Miniſterrat vom 21. Oktober eröffnete Zanardelli dem Miniſterkollegium, daß er entſprechend ſeinem ſchon früher geäußerten Entſchluß den König brieflich gebeten habe, ihn ſeines Amtes als Miniſterpräſident zu entheben. Als alleinigen Grund gab er ſeinen geſundheitlichen Zuſtand an. Die anderen Miniſter bedauerten den Entſchluß Zanardellis und beſchloſſen einſtimmig, ebenfalls ihre Demiſſion einzureichen. Der König hat dieſe angenommen und Giolitti mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt. Auch von anderen Seiten wird beſtätigt, daß nicht bloß die Abſage des Zarenbeſuches, ſondern tatſächlich auch Zanardellis leidender Zuſtand den Grund ſeines Rücktrittes bilde.

Reformen in Serbien. — Das neue ſerbiſche Kabinett Gruitſch hat durch den Miniſter des Inneren Protitſch am 19. Oktober der Skupſchtina ſein Programm unterbreitet. Es ſtellt eine ſtattliche Zahl neuer Geſetzentwürfe dar. Sie betreffen die Autonomie der Gemeinden und Diſtrikte; größere Ständigkeit des Beamtenkörpers und die Hebung des moraliſchen Niveaus der Beamten dadurch, daß nur ſtudierte Männer angeſtellt werden ſollen; ein Preßgeſetz, das Preßvergehen vor die Schwurgerichte verweiſt; ein Geſetz über die Unabhängigkeit der Richter; Reviſion des Steuerſyſtems zwecks Hebung der Finanzen; ferner zur volkswirtſchaftlichen Förderung des Landes: Verbeſſerung der Waldkultur, Gründung von Handwerkerſchulen, Einführung der Verſicherung gegen Hagel- und Überſchwemmungsſchäden. Es ſoll ein autonomer Tarif als Grundlage künftiger Handelsverträge geſchaffen, das Eiſenbahnnetz erweitert und hierzu eine neue Steuer eingeführt werden. Aus der Belgrader Hochſchule ſoll eine Univerſität gemacht, die Lehrergehälter ſollen verbeſſert, und endlich ſoll auch die Armee reorganiſiert werden.

Der neue Kardinal-Staatsſekretär.

Mit dem Tode Leos XIII. iſt, wie es dem Herkommen entſpricht, auch der wichtige Poſten ſeines erſten politiſchen Gehilfen und Mitarbeiters, des zumeiſt, aber nicht ausſchließlich, mit der Leitung der auswärtigen Politik des Heiligen Stuhles betrauten Kardinal-Staatsſekretärs, frei geworden. Der Kardinal Mariano Rampolla del Tindaro, der ihn länger als ſechzehn Jahre bekleidet hat und, ohne den Einſpruch Öſterreichs, ihn mit der höchſten Würde der katholiſchen Chriſtenheit vertauſcht haben würde, iſt nach dem Zuſammenbruch ſeiner Hoffnungen aus dem Vatikan in die ſtille Wohnung des Erzprieſters von St. Peter übergeſiedelt und ſucht die politiſchen Sorgen über hiſtoriſch-theologiſchen Studien und eifriger Beteiligung an den Arbeiten der neu eingeſetzten Kommiſſion für die bibliſchen Studien zu vergeſſen.

Das Herkommen will, daß während der Sedisvakanz die Geſchäfte des Staatsſekretariats unter der Oberaufſicht des Kardinal-Kämmerlings durch den Konſiſtorial- und Konklave-Sekretär wahrgenommen werden, und als ſolchen wählten die Purpurträger in einer der erſten Kongregationen nach dem Tode Leos den erſt achtunddreißigjährigen Titular-Erzbiſchof von Mytilene, Monſignor Rafael Merry del Val. Ihm lag es ob, den neuen Papſt mit den Geſchäften und der Lage der Beziehungen des Heiligen Stuhles zu den Mächten bekannt zu machen. Seine täglichen Vorträge und die Art, wie er ſich ſeiner anfangs allgemein als interimiſtiſch angeſehenen ſchwierigen Aufgaben entledigt hat, haben den Papſt überzeugt, daß er keinen geeigneteren Miniſter des Auswärtigen finden könne. Es iſt deshalb nicht mehr lange nach Beendigung des Konklaves von den Kandidaturen der Kardinäle Gotti, Agliardi, Cavagnis, Vannutelli die Rede geweſen, und es iſt heute entſchieden, daß der junge ſpaniſche Prälat bei ſeiner Erhebung zur Kardinalswürde im November-Konſiſtorium auch zum päpſtlichen Staatsſekretär ernannt werden wird.

Monſignor Merry del Val iſt der Sohn des langjährigen ſpaniſchen Botſchafters bei der Kurie und hat ſchon ſehr jung die geiſtliche Laufbahn eingeſchlagen. Aufgeweckt, willensſtark, arbeitſam, ehrgeizig und von echt ſpaniſcher Glut der Frömmigkeit und der Begeiſterung für die Größe der Kirche, gewann er ſich in Rom einflußreiche Gönner und zog die Augen Leos XIII. und des Kardinals Rampolla auf ſich. Strenge Kirchlichkeit und Pflichteifer neben vielſeitigem und umfaſſendem Wiſſen ſowie bedeutenden Sprachkenntniſſen — man ſagt, er ſpreche fließend ſieben Sprachen — empfahlen ihn im Vatikan, und er wurde frühzeitig mit diplomatiſchen Miſſionen bei verſchiedenen Höfen betraut, was ihm zur Erweiterung ſeiner Erfahrungen und Kenntniſſe diente. Wäre er älter geweſen, ſo würde ihm wahrſcheinlich bereits ein wichtiger Biſchofsſtuhl oder eine Nuntiatur anvertraut worden ſein, obſchon das Gerücht geht, daß Rampolla, der ihm in der letzten Zeit ſeine Gunſt entzogen hatte, auf ſein raſches Aufſteigen eiferſüchtig geweſen ſei. Man hat ſich gewundert, als vor einigen Jahren der augenſcheinlich diplomatiſch veranlagte und nach ſtaatsmänniſchen Lorbeeren ſtrebende junge Prälat gewiſſermaßen kalt geſtellt wurde, indem Leo ihn zum Direktor der Accademia dei Nobili Ecclesiastici ernannte. Doch bewährte er auch in dieſer verantwortlichen Lehrer- und Erzieherſtellung ſeine Energie, Pflichttreue, Sittenſtrenge und Gewandtheit.

Im Äußeren verleugnet der neue Staatsſekretär, der zum erſtenmal aus den Reihen des nichtitalieniſchen Klerus gewählt iſt, nicht den Spanier, obwohl ſeine Mutter angelſächſiſcher Abſtammung war. Er iſt hochgewachſen, hager, hat regelmäßige, kräftige Züge und iſt von asketiſchem, jedoch nicht unangenehmem Geſichtsausdruck. Seine Augen ſind durchdringend und ſcheinen in der Seele ſeines Gegenübers leſen zu wollen. An Schweigſamkeit erfüllt er alle Anſprüche, die an einen Diplomaten der Kurie geſtellt werden können.

Rom. Reinhold Schöner.

Heinrich Vollmar,

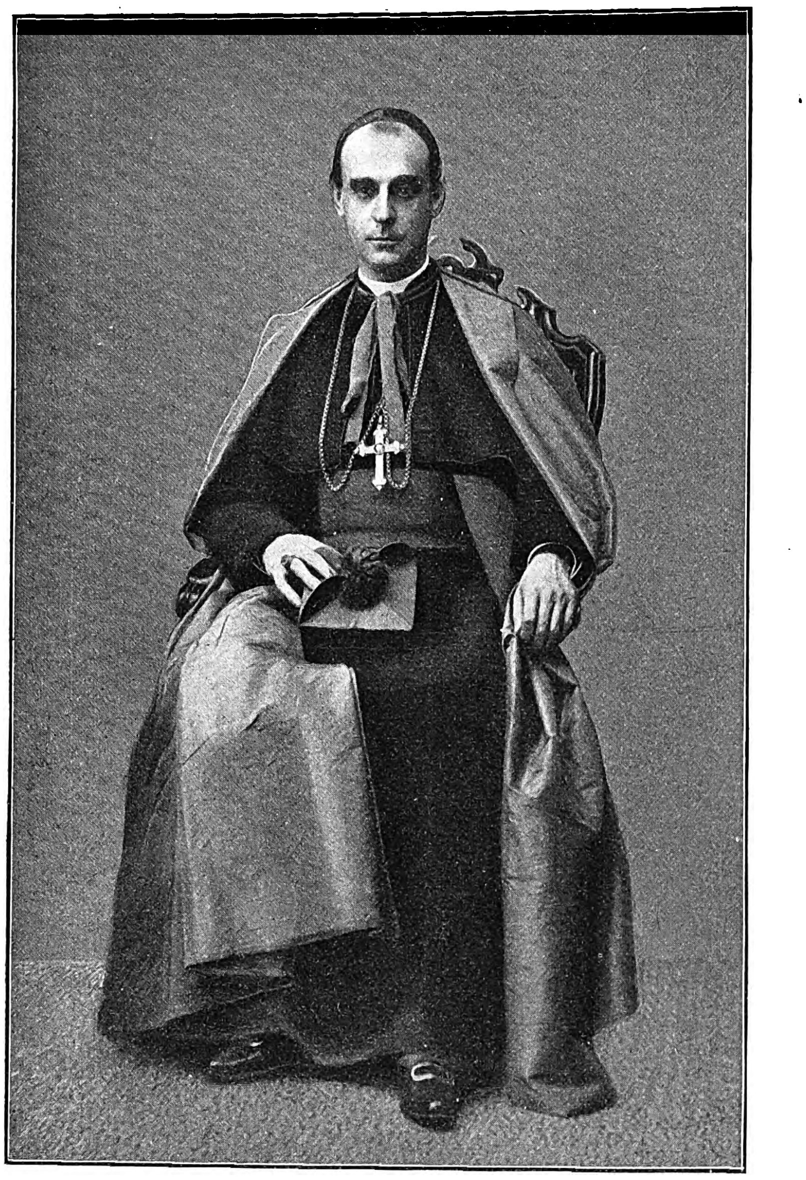
der neuernannte katholiſche Feldpropſt der preußiſchen Armee.

Als Ende Mai d. J. der katholiſche Feldpropſt und Titularbiſchof Dr. Johann Baptiſt Aſſmann ins Grab geſunken war, da konnte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Generalvikar des Verſtorbenen, Oberpfarrer Heinrich Vollmar, ſein Nachfolger im Feldpropſtamt ſein werde. Sowohl die Geſchäfte als auch die eigenartige Stellung des oberſten kirchlichen Leiters der katholiſchen Truppenteile erheiſchen in dieſem Amt einen umſichtigen, erfahrenen und energiſchen Mann, der dem ihm unterſtellten Militär-Seelſorgsklerus im Rahmen des militäriſchen Reglements die oft recht ſchwierigen praktiſchen Direktiven im Einklang mit den kirchlichen Grundſätzen zu erteilen, aber auch ſein eigenes Wirken kirchlich-patriotiſch zu durchhauchen und zu geſtalten hat. Kraft ſeines Amtes leitet er die katholiſchen Seelſorgsangelegenheiten der Armee und der Marine, iſt aber in ſeinen amtlichen Entſchließungen, ſoweit ſie in die äußere Sphäre hinausgreifen, an die Zuſtimmung der betreffenden Miniſter gebunden, und zwar unbeſchadet der durch die biſchöfliche Konſekration auf ihn übergegangenen Würde eines Kirchenfürſten. Anderſeits übt er die ihm vom Heiligen Stuhl erteilte biſchöfliche Gerichtsbarkeit über ſeinen Klerus und die katholiſchen Mannſchaften aus, ohne aber ſelbſt einen biſchöflichen Territorialſprengel ſein eigen nennen zu können. Bedarf und Bezug der in der Militärſeelſorge anzuſtellenden Geiſtlichen verweiſen ihn an die einzelnen Biſchöfe als die Ordinarien derſelben.

Wenn nun in der letzten Zeit mitunter behauptet wurde, daß der neue katholiſche Feldpropſt nicht mit der Biſchofswürde geſchmückt werden würde, ſo ſcheinen die jüngſten Nachrichten und Tatſachen darzutun, daß Vollmar Amt und Würden genau wie ſein Vorgänger empfangen wird.

Der zum katholiſchen Feldpropſt auserſehene Generalvikar Vollmar iſt als Sohn eines Kaufmanns am 1. Mai 1839 zu Paderborn geboren. Nach Vollendung der Humaniora am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt widmete er ſich daſelbſt den philoſophiſchen und theologiſchen Studien an der biſchöflichen Lehranſtalt. Im Jahre 1864 empfing er die Prieſterweihe, um alsbald die Stelle eines Vikars in Gütersloh zu übernehmen. Nach einem vierundeinhalbjährigen Wirken auf dieſem Seelſorgsposten wurde er vom damaligen Biſchof von Paderborn Konrad Martin dem Feldpropſteiamt als Militärſeelſorger vorgeſchlagen und kam in dieſer Eigenſchaft im Jahre 1868 nach Trier, wo er bis zum Jahre 1876 verblieb. Von hier aus begleitete er die deutſchen Truppen in den Deutſch-franzöſiſchen Krieg, der ſeinem Seelſorgseifer, ſeinem Opfergeiſt

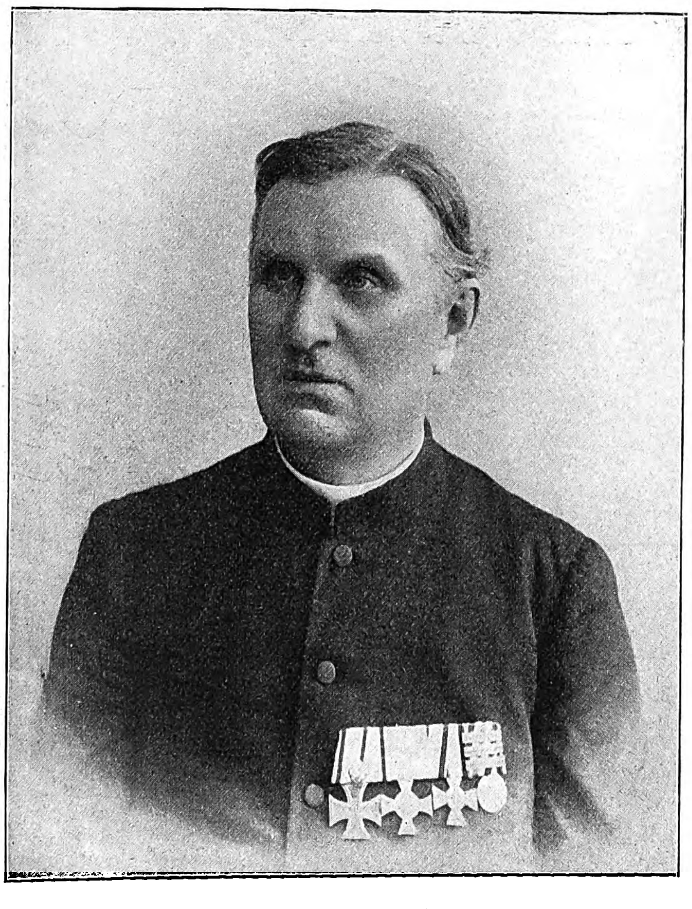
UNIVERSITY OF COLORADO LIBRARIES BOULDER



Monſignor Merry del Val,

der neue päpſtliche Staatsſekretär.

und ſeinem patriotiſchen Sinn ein unermeßliches Feld zur Betätigung darbot. Die Strapazen des Feldzugs, die raſtloſe Arbeit in der Seelſorge bei Geſunden, Kranken und Sterbenden rieben aber die Kräfte des ſonſt ſo widerſtandsfähigen Militärgeiſtlichen auf, und Vollmar kehrte aus dem Kriege ſchwer erkrankt in ſeine Garniſonſtadt zurück. Seine großen Verdienſte auf dem Felde hatte ihre Anerkennung in der Verleihung des Eiſernen Kreuzes zweiter Klaſſe gefunden. Die Jahre 1876 bis 1894 brachten Vollmar ein ziemlich bewegtes Leben, und ſein Wirken als Militärpfarrer, bzw. Oberpfarrer nacheinander in Altona-Hamburg, Metz, Rendsburg, Graudenz, Königsberg und Hannover ließen ihn mit den verſchiedenſten Teilen des Vaterlandes in längere oder kürzere Berührung treten. Im Jahre 1894 berief ihn der heimgegangene Feldpropſt Dr. Aſſmann nach Berlin, um ihn nach einigen Jahren zu ſeinem Generalvikar zu machen. Vollmar iſt auch Inhaber des Roten Adlerordens dritter Klaſſe und des Kronenordens zweiter Klaſſe. Ein älterer Bruder von ihm iſt Pfarrer und Definitor in Allendorf i. W., ein jüngerer iſt Königlicher Baurat in Münſter.



Heinrich Vollmar,

der neuernannte katholiſche Feldpropſt der preußiſchen Armee.

Nach einer Photographie von Karl Müller in Berlin.

Generalmajor Eugen Petzel,

der neue Kommandeur der oſtaſiatiſchen Beſatzungsbrigade.

Für den bisherigen Kommandeur der oſtaſiatiſchen Beſatzungsbrigade, Generalmajor Oskar v. Rohrſcheidt, der demnächſt einen ſechsmonatigen Urlaub antreten wird, iſt der Kommandeur des 2. Oſtaſiatiſchen Infanterieregiments Oberſt Eugen Petzel unter Beförderung zum Generalmajor in die bezeichnete verantwortungsvolle Stellung berufen worden. Die Veränderung tritt am 20. November in Kraft. Der neue Brigadekommandeur hat eine ſehr wechſelvolle militäriſche Vergangenheit.

Am 14. Auguſt 1853 als Sohn des 1892 verſtorbenen Rentiers Theodor Petzel zu Dalne im poſenſchen Kreiſe Samter geboren und im Elternhauſe, bzw. in der Realſchule zu Poſen erzogen, trat er im Februar 1871 als Einjährig-Freiwilliger beim Erſatzbataillon des Infanterieregiments Nr. 46 in Poſen ein, entſchloß ſich demnächſt, die militäriſche Laufbahn weiter zu verfolgen, beſuchte die Kriegsſchule in Engers und wurde im Dezember 1872 Sekondeleutnant. Er war alsdann von 1876 bis 1879 Bataillonsadjutant, beſuchte 1879 bis 1882 die Kriegsakademie, avancierte im Juli 1882 zu Premierleutnant, wurde 1883 zum Regimentsadjutanten ernannt, bzw. 1885 zum Großen Generalſtab kommandiert und trat zwei Jahre ſpäter in den Nebenetat des letzteren über. Faſt gleichzeitig zum Hauptmann befördert, wurde er 1888 in den Großen Generalſtab eingereiht, kam im folgenden Jahre zum Generalſtab der 2., 1890 zu dem der 36. Diviſion und erhielt 1891 eine Kompagniechefſtelle im Füſilierregiment Königin in Flensburg. Ein Jahr darauf abermals in den Generalſtab der 36. Diviſion in Danzig verſetzt und 1892 zum Major befördert, wurde er 1894 dem Generalſtabe der Kommandantur in Königsberg und 1895 dem des 1. Armeekorps zugeteilt. Im Jahre 1897 kehrte er als Bataillonskommandeur in ſein altes Regiment (Nr. 46) zurück, 1898 kam er zum Stabe des Infanterieregiments Nr. 116 in Gießen, erhielt hier im Januar 1899 das Patent als Oberſtleutnant und trat im Juli 1900 bei Bildung des oſtaſiatiſchen Expeditionskorps zum Stabe des 3. Oſtaſiatiſchen Infanterieregiments über. Er nahm nun in dieſer Stellung und von Ende 1900 ab als Kommandeur des 5. Oſtaſiatiſchen Infanterieregiments an dem Feldzug in China teil, ſtieg im April 1901 zum Oberſt auf, wurde im Oktober desſelben Jahres nach Deutſchland zurückberufen und übernahm hier im Februar 1902 das Kommando des Füſilierregiments Nr. 39. Bereits nach einem Jahre ging er indes wiederum nach China, um dort das Kommando des 2. Oſtaſiatiſchen Infanterieregiments zu übernehmen. Petzel iſt ſeit 1879 mit Helene Freiin v. Kittlitz, einer Tochter des 1877 verſtorbenen Oberſt Ferdinand Frhr. v. Kittlitz vermählt und hat einen Sohn und zwei Töchter. P. O.

Generalmajor Eugen Petzel,

der neue Kommandeur der oſtaſiatiſchen Beſatzungsbrigade.

Der neue Reichsgerichtspräſident.

Zum zweitenmal ſeit dem Beſtehen des Reichsgerichts iſt Deutſchlands höchſte Richterſtelle, das Präſidium des oberſten Gerichtshofes, erledigt. Präſident Dr. v. Oehlſchläger, der das Amt ſeit 1891 innehatte und im Mai 1902 ſein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum feierte, nahm wegen hohen Alters (er iſt am 16. Mai 1831 geboren) ſeinen Abſchied. Zu ſeinem Nachfolger ernannte der Kaiſer in Übereinſtimmung mit dem Bundesrat den Direktor im Reichsjuſtizamt, Wirklichen Geheimen Rat Dr. Gutbrod, einen geborenen Württemberger.

Wieder einmal hat ſich anſcheinend der ſcharfe Blick des Kaiſers, der ihn in der Auswahl geeigneter Perſönlichkeiten ſo wirkungsvoll unterſtützt, glänzend bewährt. In Dr. Gutbrod kommt der rechte Mann an die höchſte Stelle des Reichsgerichts. Was an dem neuen Reichsgerichtspräſidenten von ſeinen Mitbeamten, Fachgenoſſen und Freunden gerühmt wird, läßt ſich in den folgenden, inhaltsreichen und gewichtigen Worten zuſammenfaſſen: „Er iſt einer der erſten Kenner unſeres öffentlichen und privaten Rechtes, er iſt ein kluger und energiſcher Mann, ein ſcharfſinniger Juriſt und praktiſcher Geſchäftsmann,

Wirklicher Geheimer Rat Dr. Gutbrod,

der neue Reichsgerichtspräſident.

Nach einer Photographie von E. Bieber in Berlin und Hamburg.

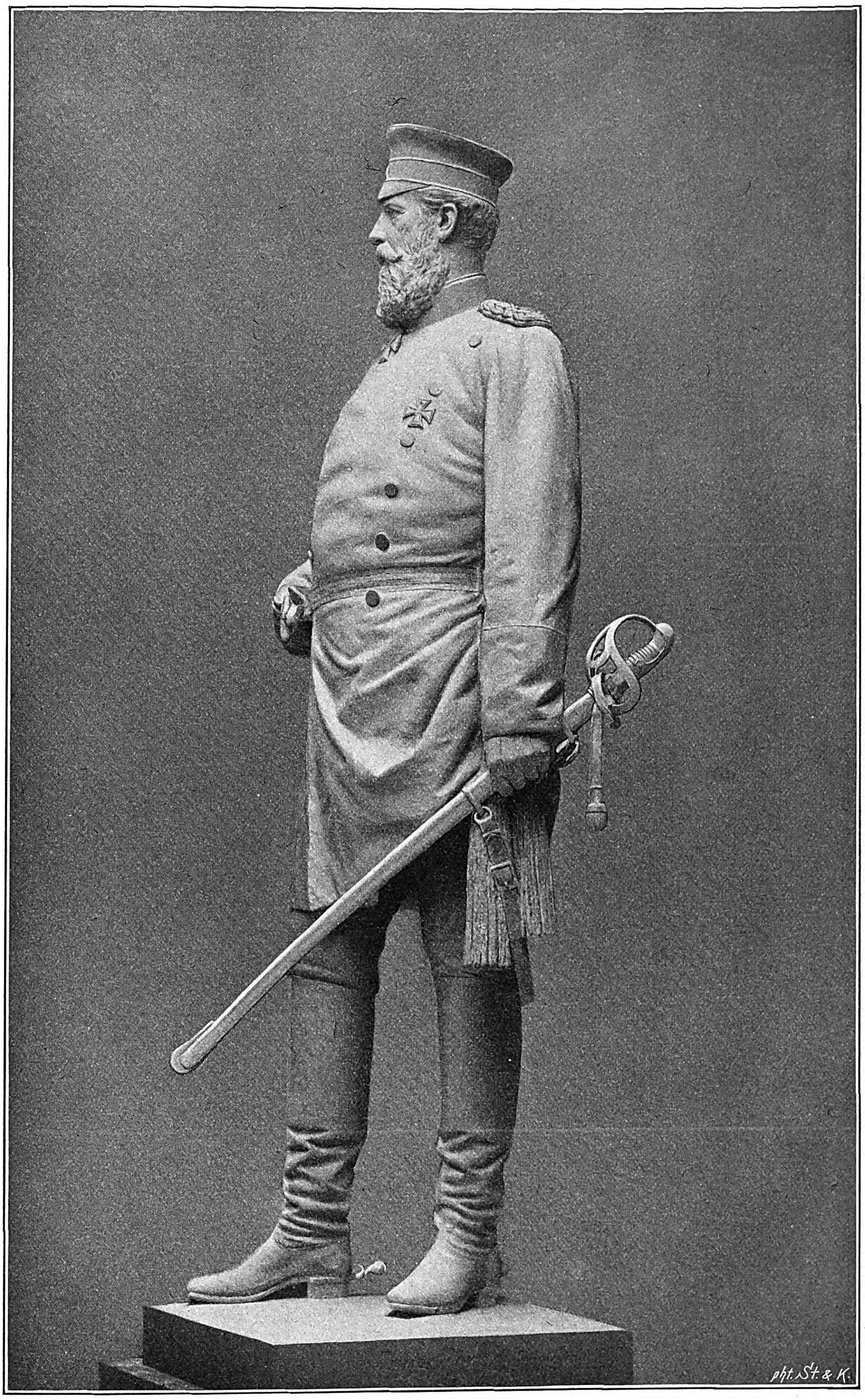
er beſitzt eine außerordentliche Arbeitskraft und die Gabe, Vertrauen zu erwecken.“

Exzellenz Dr. Gutbrod ſcheint alſo für ſein verantwortungsvolles und hohes Amt, das er am 1. November antreten wird, ganz hervorragend geeignet. Sein Leben war ein ſehr arbeitsreiches; an allen großen und gewichtigen Geſetzesvorlagen der letzten Jahrzehnte hat er hervorragenden Anteil gehabt. Geboren am 10. März 1844 zu Stuttgart als Sohn des praktiſchen Arztes Dr. J. L. Gutbrod, beſuchte er das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und dann die Univerſitäten Heidelberg, Leipzig und Tübingen. In den Jahren 1867 und 1868 beſtand er die beiden Prüfungen für den höheren Juſtizdienſt, wurde im Dezember 1868 Hilfsrichter bei dem damaligen Oberamtsgericht in Heilbronn, 1869 Juſtizaſſeſſor bei dem Oberamtsgericht in Göppingen. Im Jahre 1870 kam er in gleicher Eigenſchaft nach Stuttgart, 1875 wurde er Hilfsrichter am dortigen Kreisgerichtshof und 1876 Kreisrichter. Schon im nächſten Jahre erfolgte ſeine Berufung als Regierungsrat und ſtändiger Hilfsarbeiter in das Reichsjuſtizamt in Berlin, dem er ſeitdem ununterbrochen angehört hat. Im Jahre 1880 wurde er Geheimer Regierungsrat, 1885 Geheimer Oberregierungsrat, von 1888 bis 1891 war er ſtändiges Mitglied des Kaiſerlichen Patentamtes. Am 2. April 1892 erfolgte ſeine Ernennung zum Direktor im Reichsjuſtizamt; 1895 erhielt er den Stern zum Roten Adlerorden zweiter Klaſſe mit Eichenlaub, und im Dezember desſelben Jahres ernannte ihn die Univerſität Tübingen zum Ehrendoktor der Rechte. Im Juni 1897 wurde er für Preußen ſtellvertretender Bevollmächtigter zum Bundesrat, am 6. Januar 1902 ernannte ihn der Kaiſer zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz. A. O. Kl.

Das Kaiſer-Friedrich-Denkmal in Potsdam.

Unweit der Stätte, wo der kaiſerliche Dulder zur ewigen Ruhe eingegangen, erſtand in dieſen Tagen ein neues Denkmal Kaiſer Friedrichs. Am 21. Oktober wurde das ſchlichte Standbild auf dem Luiſenplatz zu Potsdam unter Anteilnahme der geſamten kaiſerlichen Familie enthüllt. Zu dem Platz vor dem Brandenburger Tor ſchauten die hohen Wipfel herüber, welche die Friedenskirche und das Mauſoleum beſchatten, und der Wind wehte aus dem geheiligten Bezirk die herbſtlich gelben Blätter herbei, als ſich die wehmutsvolle Feier vollzog. Wie ſo manches Mal iſt Kaiſer Friedrich genau ſo, wie er auf dem Poſtament zu ſchauen, über den ſtillen Platz geſchritten! Er liebte Potsdam und die hier beginnenden Gärten von Sansſouci aus Herzensgrund, weil ſie ihm Stunden weihevoller Einkehr und ſonnigen Friedens beſcherten, ſo oft ihn die ſtrenge Pflicht zu kurzer Raſt entließ. Und gerade Potsdam fühlt ſich dem verewigten Kaiſer enger verbunden als andere Städte. Es iſt nicht nur ſeine Geburtsſtadt, es empfing auch den Sterbenden und umfängt nun für immer den Verklärten. Es war daher ſchön gedacht, daß das Potsdamer Standbild nicht den Feldherrn oder den Herrſcher veranſchaulichen ſollte, ſondern den Sohn der Stadt in ſchlichtem Interimsrock. In dieſem Sinne hat Prof. Eugen Börmel, der Schöpfer des Denkmals, ſeine Aufgabe vortrefflich gelöſt.

Aus beengten Verhältniſſen hat ſich Börmel vermöge ſeines idealen Strebens und ſeiner unermüdlichen Schaffensfreude zu den Höhen ſeiner edeln Kunſt emporgearbeitet, und ſchon verdanken wir dem Künſtler eine Reihe von hervorragenden Monumentalwerken. Zuerſt war es das Kaiſer-Friedrich-Denkmal zu Nordhauſen, das ſeine ſtarke Begabung erkennen ließ. Ferner ſchuf er unter anderem das Prinz-Albrecht-Denkmal zu Charlottenburg, eins der eigenartigſten Standbilder des letzten Jahrzehnts. Dann wurde er berufen zur Schöpfung des Kaiſer-Wilhelm-Denkmals zu Danzig, der Stadt, in welcher der Künſtler wichtige Jugendjahre verlebte. Das Kaiſer-Friedrich-Denkmal zu Potsdam verdankt ſeine Entſtehung der dortigen Bürgerſchaft, und Kaiſer Wilhelm war um Übernahme des Schiedsrichteramts in der Konkurrenz angegangen worden. Börmel hatte drei Entwürfe zur Auswahl geſtellt, und der Kaiſer veranlaßte einige kleine Abänderungen des ihm am meiſten zuſagenden Entwurfs. Als der Künſtler dann im Königlichen Schloß zu Berlin die Ausarbeitung vorführte, betrachtete der Kaiſer lange ſchweigend das Modell, bis er in die Worte ausbrach: „Ja, ſo hat mein Vater ausgeſehen!“ Und in der Tat läßt ſich kaum ein getreueres Bildnis Kaiſer Friedrichs denken, in Bewegung, Haltung, Ausdruck des Geſichts und in der Art, wie er beim Luſtwandeln in Potsdam den Säbel mit einem Griff um die Scheide trug. Meiſtens ſah man ihn hier auch in der Interimsuniform der Dragoner, die er überhaupt bevorzugte. Das 3 m hohe Standbild iſt in Bronze ausgeführt und erhebt ſich auf einem nahezu 2,5 m meſſenden und ſcharfprofilierten Poſtament von poliertem Labradorgranit. Die Inſchrift beſagt, daß das Denkmal in treuer Verehrung von der Vaterſtadt Potsdam gewidmet ſei. Das Poſtament wiederum ſteht in einem Brunnenbecken, deſſen geſchweifte Umfaſſung gleichfalls aus Labrador gearbeitet iſt. Aus vier Löwenmasken rauſcht das Waſſer in breitem Strahl in die Brunnenſchale. M. R.



Das Kaiſer-Friedrich-Denkmal in Potsdam. Modelliert von Prof. Eugen Börmel.

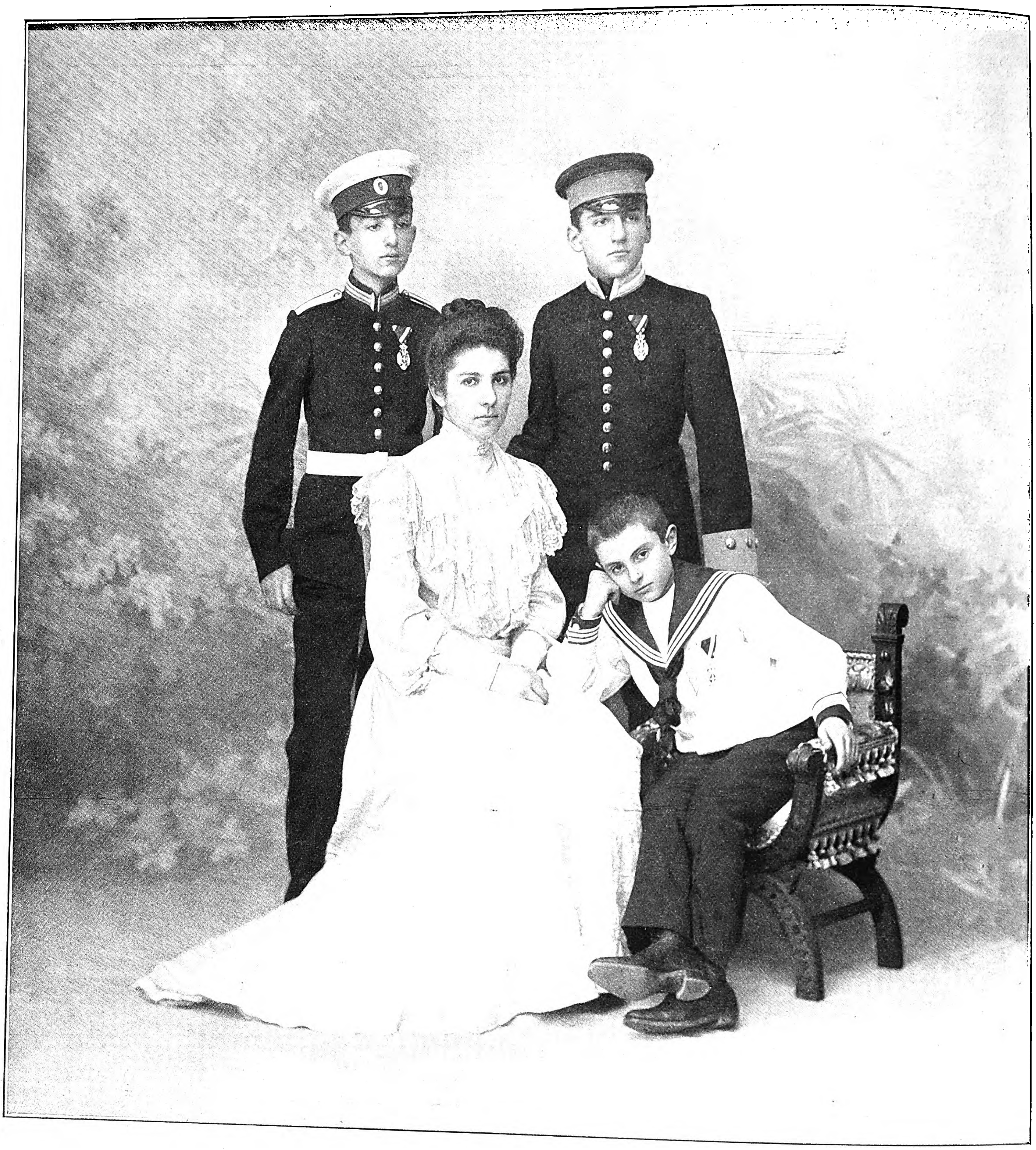
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Fr. Cornand in Berlin.

Die Familie König Peters I. von Serbien.

In der ſerbiſchen Politik repräſentieren die Karageorgiewitſch das konſtitutionelle, in der belgrader Hofgeſchichte das moraliſche Prinzip im Gegenſatz zu den Fürſten der nunmehr vollſtändig erloſchenen Dynaſtie. Durch gewalttätiges Vorgehen entfremdeten ſich die Obrenowitſch die Nation und machten ſich durch ſkandalöſes Familienleben bei vier Generationen mißliebig. Die Karageorgiewitſch dagegen beachteten den Willen des Volkes und liebten es, im Kreiſe ihrer Familie Glück und Zufriedenheit zu ſuchen. Auch der gegenwärtig regierende Karageorgiewitſch folgt hierin den Traditionen ſeines Geſchlechts. Nach den Anſtrengungen und Sorgen des Tages ſucht König Peter I. Erholung im Kreiſe ſeiner Kinder, denen er noch den kleinen Prinzen Paul, den zehnjährigen Sohn ſeines Bruders Arſen, beigeſellt hat. So bietet ſich jetzt den Belgradern ein Schauſpiel, das ſie ſeit der Vertreibung der Karageorgiewitſch im Jahre 1858 nicht mehr geſehen haben: eine mehrköpfige Dynaſtie, die beſtrebt iſt, nach ihrer einmütigen Erkieſung durch die Skupſchtina auch in der Nation, der Armee und der Belgrader Geſellſchaft feſten Fuß zu faſſen. Die Dynaſtie der Obrenowitſch ſtand meiſt auf zwei, höchſtens auf vier Augen. Das gab für ihre Dauer ſelbſt dann, wenn ſie ſich nicht im Kampf mit dem Volk und deſſen Vertretern befand, nur eine geringe Gewähr. Gegenwärtig iſt der neue Konak zu klein, um die Familie König Peters zu faſſen, zumal der alte Konak, in dem das furchtbare Ende der Obrenowitſch ſich abſpielte, unbewohnt iſt und wohl auch bleiben dürfte. Statt desſelben iſt in der Nähe des Palais ein Haus gemietet worden, in dem die beiden Söhne König Peters wohnen, während Prinzeſſin Helene und der kleine Prinz Paul im neuen Konak jene Appartements innehaben, die einſt die Königin Natalie bewohnte.

Prinzeſſin Helene ſteht gegenwärtig im neunzehnten Lebensjahr. Wie ihre beiden Brüder, der ſiebzehnjährige Kronprinz Georg und der ſechzehnjährige Prinz Alexander, wurde ſie ihrem Vater von der Fürſtin Zorka, der älteſten Tochter des Fürſten Nikolaus von Montenegro, während einer ſechsjährigen glücklichen Ehe in Cettinje geboren. Nach dem Tode der Fürſtin kamen die drei verwaiſten Kinder an den Zarenhof nach St. Petersburg. Prinzeſſin Helene erhielt ihre Ausbildung im Hauſe ihrer Tante, der Großfürſtin Militza Nikolajewna, der zweitälteſten Tochter des Fürſten Nikolaus von Montenegro. Prinz Georg wurde auf Befehl des Zaren in das Alexander-Kadettenkorps eingereiht. Prinz Alexander erhielt einen kaiſerlichen Stiftplatz in der Oldenburgiſchen Rechtsakademie, in der die Sprößlinge der vornehmen ruſſiſchen Familien zum diplomatiſchen und Verwaltungsdienſt erzogen werden. Prinzeſſin Helene hat eine graziöſe, zarte Figur und gleich ihren beiden Brüdern nicht bloß entſchieden ſüdſlawiſche Geſichtszüge, ſondern auch alle charakteriſtiſchen Merkmale der Phyſiognomie des Geſchlechts Georg Petrowitſch' des Schwarzen.

Das heiterſte Temperament unter den Kindern König Peters beſitzt Kronprinz Georg. Er iſt mit Leib und Seele Soldat. Gegenwärtig trägt er die Uniform der ſerbiſchen Infanteriſten, da jeder ſerbiſche Prinz von der Pike auf dienen muß. Auf unſerem Gruppenbild iſt er jedoch noch in die Montur der ruſſiſchen Alexander-Kadetten gekleidet. Kronprinz Georg iſt ein trefflicher Schütze und ein kühner Reiter. Von allen Mitgliedern des Hauſes Karageorgiewitſch, den König eingeſchloſſen, iſt der Kronprinz der einzige, der bei ſeinen Spazierfahrten und Ritten von einer Eskorte von vier Gardereitern begleitet wird. König Peter glaubte dieſen Schutz dem ſerbiſchen Thronfolger ſchuldig zu ſein, während er ſelbſt nur in Begleitung eines Adjutanten ſich täglich auf den Straßen Belgrads und in den verſchiedenen Miniſterien zeigt, deren Vorräume ſtets von Bittſtellern



Kronprinz Georg. Prinzeſſin Helene. Prinz Alexander. Prinz Paul, Sohn des Prinzen Arſen.

Die Familie König Peters I. von Serbien.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von Milan Jowanowitſch in Belgrad.

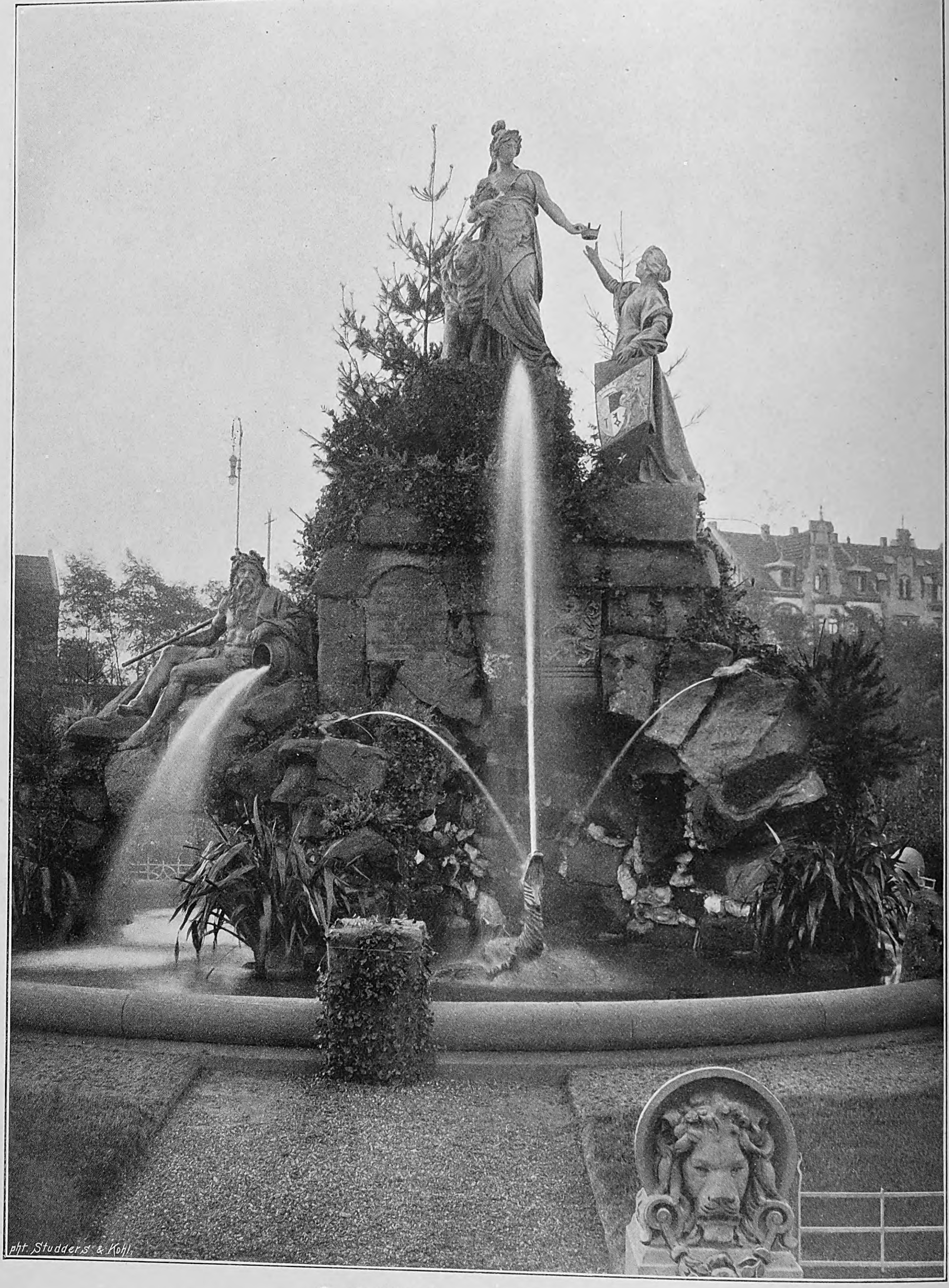
aus allen Volksſchichten, aber auch von Mazedoniern, Montenegrinern und Bulgaren wimmeln.

Der zweite Sohn König Peters, Prinz **Alexander**, iſt eine ſtille, mehr kontemplative Natur. Er beherrſcht bereits vier lebende Sprachen, Deutſch, Franzöſiſch, Ruſſiſch und Serbiſch, vollſtändig, iſt in Geſchichte und Literatur wohlbewandert und geht ganz in ſeinen Studien auf. Obgleich Zar Nikolaus II. dem König Peter ſchriftlich den Wunſch ausſprach, daß der talentierte Prinz ſeine Studien an der Oldenburgiſchen Rechtsakademie beenden möge, wird Prinz Alexander dieſelben dennoch in Belgrad unter Aufſicht dortiger Hochſchulprofeſſoren abſchließen. Desgleichen wird auch Prinz **Paul**, der Sohn des Prinzen Arſen und einer Fürſtin Demidow di San Donato, fortan im Konak durch ſerbiſche Lehrer erzogen werden. Die Abſicht König Peters, der Nation nach ſo vielen häßlichen Hofſkandalen der Obrenowitſch endlich das Bild eines friedlichen, ſeiner Würde bewußten Königsgeſchlechts zu bieten, war bei der Feſtſtellung der oben erwähnten Erziehungspläne hauptſächlich maßgebend. Wird dieſes Vorleben nationaler Würde auf Volk und Geſellſchaft die erhoffte Wirkung üben und die Einwurzelung der erneuerten Dynaſtie ermöglichen? Die Serben haben nur geringen dynaſtiſchen Sinn. Die ſerbiſche Geſchichte vor der Schlacht auf dem Amſelfelde, wo die ſerbiſche Größe und Freiheit unterging, zeigt, daß auch damals hauptſächlich der Mangel dynaſtiſcher Geſinnung in Adel und Nation das glorreiche Zarat der Nemanjiden ſchwächte. Im vergangenen Jahrhundert der Freiheitskämpfe konnte ſich dynaſtiſches Empfinden nicht entwickeln. Der hundertjährige Zwiſt der Geſchlechter des Miloſch und des Karageorgie ließ keine legitimiſtiſche Partei im Lande emporkommen. Alle politiſchen Parteien und die Armee ſchwankten beſtändig zwiſchen den beiden Familien wie Rohr hin und her. Die beſten Kräfte des intelligenten Volkes zerſplitterten ſo in unfruchtbaren Geſchlechter- und Perſonenfehden. Wenn die Nation von heute die Lehren ihrer Geſchichte beherzigt und die Parteien im Lande das Weſen der Krone beſſer erfaſſen als bisher, dann allerdings kann das aufs neue in Serbenerde verpflanzte Geſchlecht des ſchwarzen Georg florieren und Staat und Nation ihrem chroniſchen Kriſenzuſtand entreißen.

L. M.

Türkiſche Bahnwache in Mazedonien.

Die hohe Bedeutung der Eiſenbahnen für die Kriegführung haben auch die aufſtändiſchen Mazedonier erkannt; ſie richteten daher ihre Aufmerkſamkeit alsbald auf die Bahnlinien. Bei derartigen irregulären Kämpfen ſind es ja nicht immer beſtimmte kriegstechniſche Zwecke, die mit der Zerſtörung des wichtigen Verkehrsmittels verfolgt werden; oft iſt dieſe ſelbſt oder auch nur die Möglichkeit, dem geordneten Marſch Schwierigkeiten zu bereiten, ſchon Zweck genug. Das galt vor etlichen Monaten von der Zerſtörung der Hauptlinie nach Konſtantinopel an der Stelle, wo ſie, Bulgarien verlaſſend, auf dem Wege nach Adrianopel türkiſches Gebiet betritt. In dem eigentlichen Aufſtandsgelände ſelbſt aber verfolgen die Inſurgenten den naheliegenden Zweck, die türkiſchen Truppenbewegungen zu verhindern oder doch zu erſchweren. Deshalb werden die Eiſenbahnen von den Regierungstruppen ſorgfältig bewacht. Unſer Bild zeigt uns eine ſolche Bahnwache, wie der kurze techniſche Ausdruck lautet, an der von Saloniki nach Weſten über Wodena am Oſtrowoſee vorüber nach Monaſtir führenden Eiſenbahn. Wie nötig dieſe Vorſicht iſt, beweiſt ein Vorfall, der ſich in der Nacht zum 17. Oktober an der Strecke Saloniki-Konſtantinopel zugetragen hat. Es ſollten Truppen nach Demirhiſſar, etwa 100 km Luftlinie nordöſtlich von Saloniki entfernt, geſchafft werden. Dem Militärzug ging trotz der Bahnwachen noch eine Rekognoszierungs-Lokomotive voraus; ſie wurde tatſächlich durch eine Exploſion beſchädigt und der Tender zur Entgleiſung gebracht. Der Truppentransport ſelbſt aber blieb unverletzt und wartete in Sarigüöl die Ausbeſſerung der Strecke ab. Ähnliche Fälle ſind unzweifelhaft öfter vorgekommen, ohne weiterhin bekannt zu werden, wie denn überhaupt die traurigſten Seiten der mazedoniſch-türkiſchen Kämpfe größtenteils mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt bleiben. Aber auch wenn erſt



Der Jubiläumsbrunnen in Ludwigshafen.

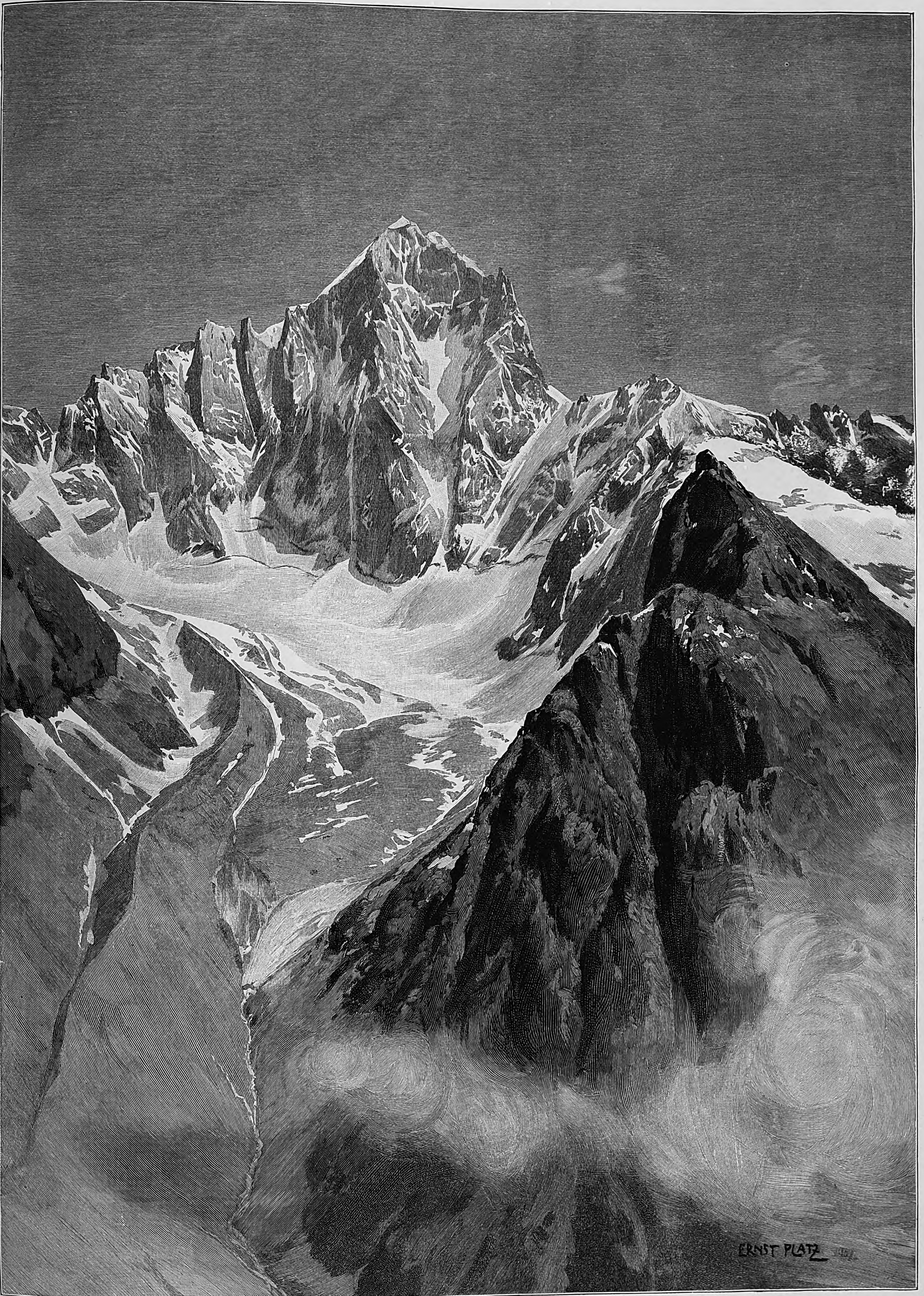
Errichtet nach den Plänen des Bezirksingenieurs Brunner in Ludwigshafen. Der ſkulpturale Teil modelliert vom Bildhauer Kaindl in München.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von M. Klaiber u. Sohn in Ludwigshafen.

wieder friedliche Zuſtände hergeſtellt ſein werden, das Aufreißen der Schienen und ſonſtige Gefährdungen der Eiſenbahnzüge werden damit in jenen Gegenden noch nicht aufhören; Raubgier und Beuteluſt der Bevölkerung erblicken in dieſem Sport ein allzu beliebtes Mittel der Befriedigung.

J. P.

Der
Jubiläumsbrunnen in Ludwigshafen.

Die feſtlichen Veranſtaltungen, die anläßlich des fünfzigjährigen Jubiläums der Erhebung der Stadt Ludwigshafen zur ſelbſtändigen politiſchen Gemeinde im Laufe des Sommers in der jüngſten Stadt Deutſchlands abgehalten wurden, fanden am 11. Oktober ihren Abſchluß mit der Weihe eines Jubiläumsbrunnens. In unmittelbarer Nähe der Rheinbrücke, die die Städte Mannheim und Ludwigshafen verbindet, erhebt ſich inmitten einer zu dieſem Zweck neugeſchaffenen gärtneriſchen Anlage aus einem weiten Waſſerbecken eine phantaſtiſche Felsgruppe. Dieſes Felsgeklüft, aus deſſen Fugen und Spalten Schling- und andere Pflanzen hervorbrechen, trägt eine Fülle von Figuren und allegoriſchen Darſtellungen, deren reizvolle Gruppierung die Szenerie des Ganzen ungemein belebt. Da thront Vater Rhein, in der einen Hand ein mächtiges Ruder, die andere auf eine umgefallene Urne geſtützt, aus der ein reißender Waſſerquell hervorſprudelt; dort reckt ſich ein Lindwurm aus dem Waſſer empor, deſſen Rachen einen gewaltigen Waſſerſtrahl entſendet, mit dem ſich von beiden Seiten die Ergüſſe von Eidechſen und Fröſchen vereinigen. Das Ganze krönt die Statue der Bavaria mit dem bayriſchen Löwen zu Füßen, eine getreue Nachbildung des Münchener Standbildes, und mit ihr vereint das Standbild der jungen Stadt am Rhein, der die vaterländiſche Mutter die Mauerkrone darreicht. Die Rückſeite des Denkmals wird wiederum von Nixen und Getier als waſſerſpendenden Figuren belebt. Unter den Figuren öffnen ſich Grotten, die durch buntfarbige Glühkörper eine magiſche Beleuchtung erhalten und im Spiel der Waſſer manchen Lichteffekt hervorzaubern. Die ganze Szenerie, die an ſich einen äußerſt pittoresken Anblick bietet, wird gehoben durch die kunſtvollen Gartenanlagen der Umgebung ſowie durch den reichen Pflanzenſchmuck, der ſich um das Geſtein windet und ſein Gefüge durchbricht. Innerhalb dieſer Anlagen befindet ſich auch eine Gedenktafel, die in Steinmoſaik die fünfzigjährige Geburtstagsfeier des jungen Gemeinweſens kommenden Generationen künden ſoll. Der Brunnen iſt errichtet nach den Plänen und Entwürfen des Bezirksingenieurs Brunner in Ludwigshafen, die Figuren ſind vom Bildhauer Kaindl in München modelliert und von der Metallwarenfabrik Geislingen in Hohlgalvano-Kupferniederſchlag ausgeführt; das maſſige Felsgeſtein ſtammt aus den pfälziſchen Bergen. Stadt und Einwohner haben ſich opferwillig an der Ausführung des Brunnens beteiligt, der das erſte öffentliche Kunſt- und Schmuckwerk der Stadt Ludwigshafen darſtellt.



Aus den Dauphiné-Alpen: Die Barre des Ecrins (4103 m), von Weſten geſehen. Nach der Natur gezeichnet von Ernſt Platz.

UNIVERSITY OF COLORADO LIBRARIES
BOULDER

Zwei Enkel von Werthers Lotte.

Vor kurzem wurde wiederholt zweier Perſönlichkeiten Erwähnung getan, deren Name mit einem der intereſſanteſten Abſchnitte in Goethes Leben verknüpft iſt. Wir meinen zwei Mitglieder der Familie Keſtner, deren Geſchlecht ſich namentlich in Niederſachſen des größten Anſehens erfreut. Im 78. Lebensjahre verſtarb am 28. September die Witwe des ehemaligen Amtshauptmanns zu Meinerſen, Frau Marie Eggers, geborene Keſtner, geboren am 25. Mai 1826 als eine Tochter des 1871 verſtorbenen Geh. Kammerrats Keſtner, eine Enkelin der Charlotte Keſtner, geborenen Buff, der Lotte Werthers. Das zweite Mitglied der Familie Keſtner iſt der noch am Leben befindliche Geh. Medizinalrat Dr. Hermann Keſtner in Mülhauſen i. E., der am 8. Oktober in erſtaunlicher körperlicher und geiſtiger Friſche — er verſieht nach wie vor ſeine Praxis — ſeinen achtzigſten Geburtstag feierte. Geh. Rat Keſtner wurde 1823 zu Hannover als Sohn des oben genannten Kammerrats geboren, der den Vornamen Septimus führte, weil er der ſiebente Sohn ſeiner Eltern war. Seine Mutter war eben Charlotte Keſtner. Die Keſtners haben von jeher die Traditionen ihrer Familie in ausgezeichneter Weiſe gepflegt und erhalten. Das Keſtner-Muſeum bildet ein Denkmal des Geſchlechts, dauernder als Erz. Es entſtand aus Sammlungen des Königlich Hannoverſchen Legationsrats und römiſchen Miniſterreſidenten Auguſt Keſtner. Aber auch ſonſt hat man in der Familie Keſtner niemals den Geiſt vermißt, der ſich die Pflege der Kunſt und des Schönen in hohem Maße angelegen ſein ließ. Geh. Rat Keſtner iſt gegenwärtig mit der Herausgabe intereſſanter Familienurkunden beſchäftigt, die vielerlei Bemerkenswertes zutage fördern dürften. Seine Reminiszenzen an Goethe hat er bereits früher dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar überwieſen. Und ſo wirkt er denn unermüdlich fort als ein Repräſentant längſtverfloſſener Zeiten, in denen der Stern eines Goethe in der Höhe ſeines Glanzes ſtand.

Frau Marie verwitwete Eggers, geborene Keſtner,
† am 28. September.

Geh. Medizinalrat Dr. Hermann Keſtner
(feierte am 8. Oktober ſeinen achtzigſten Geburtstag).

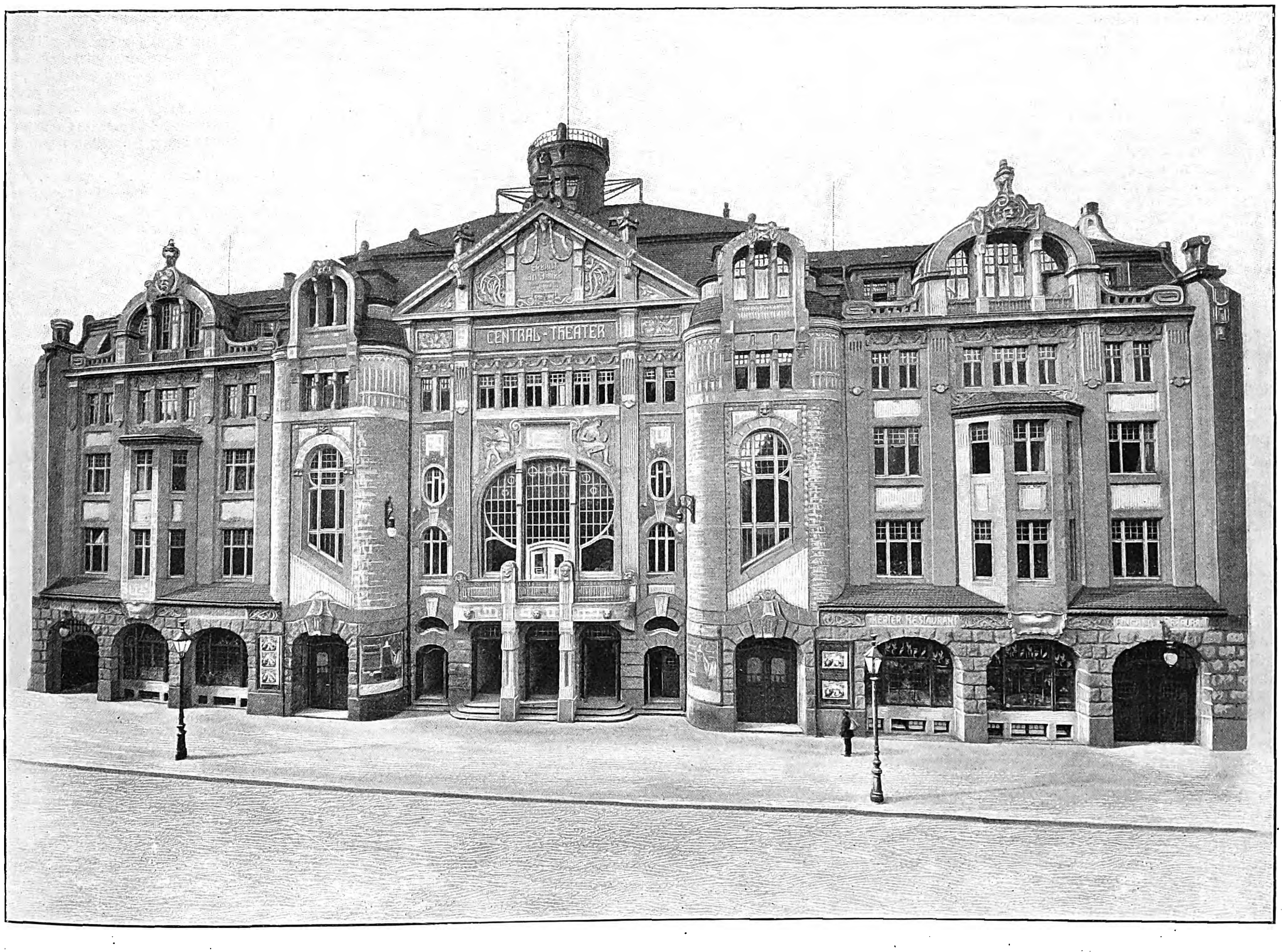
Zwei Enkel von Werthers Lotte.

Das Zentraltheater in Chemnitz.

Im Zentrum der Stadt Chemnitz, am Anfang der Zwickauerſtraße gelegen, erhebt ſich das wirkungsvolle Gebäude des neuen Zentraltheaters. Die im vornehmſten modernen Stil mit Empire-Anklängen ausgeführte Faſſade läßt deutlich den Zweck des Gebäudes erkennen, deſſen Mitte, nach außen monumental zum Ausdruck gebracht, den Theaterzwecken dient, während in den beiden Seitenflügeln unten Reſtaurant und Café, oben Wohnungen untergebracht ſind, was ebenſo für die Ausgeſtaltung der beiden ſeitlichen Faſſaden naturgemäß maßgebend geweſen iſt. Trotz dieſer verſchiedenartigen Beſtimmungen des Gebäudes iſt die Faſſadenarchitektur doch eine harmoniſche, einheitliche, die in ihrer Monumentalität und künſtleriſchen Gediegenheit der Ausführung der großen Induſtrieſtadt Chemnitz zur Zierde gereicht. Die künſtleriſchen Entwürfe wurden von den Architekten Loſſow u. Viehweger in Dresden geſchaffen, in deren Händen auch die geſamte Oberleitung lag.

Das Gebäude hat 2600 qm bebaute Grundfläche; die Straßenfront iſt 59 m lang, der Mittelbau an der Front ungefähr 25 m hoch. Es wird in den Wintermonaten zu Variétévorſtellungen, in den Sommermonaten zu Darſtellungen von Luſt- und Schauſpielen ſowie von Operetten benutzt. Betritt man im Mittelbau das Gebäude, ſo befindet man ſich in einem großen Veſtibül, in dem ſich zu beiden Seiten die Kaſſenſtellen befinden. Vorn münden die auch von den Straßen zugänglichen Treppenhäuſer des zweiten Rangs in das Veſtibül; weiter hinten vermitteln die monumental gehaltenen Marmortreppen den Aufgang zum erſten Rang, geradeaus führen große Öffnungen ins Parkett. An den Kaſſenſtellen vorbei gelangt man links in ein vornehm ausgeſtattetes Café, rechts in ein originelles Bierreſtaurant. Beide Lokale ſind auch direkt mit dem Theater in Verbindung gebracht.

Der 24 m breite, 37 m tiefe Theaterraum beſitzt erſten und zweiten Rang und hat mit dem Parkett über achtzehnhundert Sitzplätze. Trotz ſeiner Geräumigkeit wirkt er durch wirkſame Farbengebung in Orange, zartem Grau und Gold intim, und die durch originelle kunſtvolle Leuchtkörper vermittelte Beleuchtung verleiht ihm einen feſtlichen,



Das Zentraltheater in Chemnitz. Erbaut von den Architekten Loſſow u. Viehweger in Dresden.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von M. Petzold in Chemnitz.

vornehmen Charakter. Die Bühnenöffnung, die $13,_{5}$ m breit und 10 m hoch iſt, Dimenſionen, die man in gleicher Größe ſelten findet, wird durch einen vom Maler Joſeph Goller in Dresden gemalten Vorhang zu einem künſtleriſchen Abſchluß gebracht. Im Parterre und in den Rängen vermitteln Wandelgänge, in denen die geräumigen Garderoben und die Büfette liegen, den Promenadenverkehr. Der Wandelgang des erſten Ranges mündet in das künſtleriſch ausgeſtaltete Foyer aus. Daran gliedern ſich lauſchige Sitzniſchen mit Durchblicken nach den Treppenhäuſern, außerdem ein aus verſchiedenen Räumen beſtehendes originelles Weinreſtaurant.

So vereinigt das Zentraltheater alles in ſich, was man von einem Unternehmen ſolcher Art verlangen kann, und es bildet in ſeiner Eigenart ſowie in ſeinen vorzüglichen Darbietungen einen hervorragenden Anziehungspunkt für den Fremdenverkehr und das große Publikum der Stadt Chemnitz.

Aus den Dauphiné-Alpen.

Die Barre des Ecrins.

Das war noch eine goldene Zeit für die unerſchrockenen Vorkämpfer des jungen Bergſports, da faſt bei jedem Auszug eins der großen Berghäupter als jungfräulicher Siegespreis winkte. Bei der Bezwingung ſolcher Berge erſten Ranges war der Ruhm des Sieges ſeines Einſatzes wert. Wie ſchwer wird es den Epigonen, wenigſtens in den Alpen, mit tiefgründigſter Sachkenntnis oft recht zweifelhafte Objekte für die Betätigung der höchſten Kühnheit, der ausgebildetſten ſportlichen Tüchtigkeit auszuklügeln, um überhaupt die hohen Gefühle jener erſten ſiegreichen Matadoren in beſcheidenem Maße nachfühlen zu können.

Zu den alpinen Großtaten jener glücklicheren Zeit zählt auch die erſte Erſteigung der Barre des Ecrins in den Dauphiné-Alpen, des höchſten franzöſiſchen Gipfels außerhalb der Montblancgruppe. Der unermüdliche Bezwinger des Matterhorns, Eduard Whymper, fand zwiſchen ſeinen ſo oft abgeſchlagenen Angriffen auf jenes noch Zeit, in Begleitung ſeiner hervorragenden engliſchen Sportgenoſſen Moore und Walker mit den beſten der damaligen Führer, Michel Croz und Chr. Almer, dieſe jungfräuliche, 4103 m hohe Zinne zu erobern (1864). Die Schwierigkeiten, die bei jener Expedition — eine ſolche war ſie im wahren Sinne des Wortes bei den unwirtlichen Verhältniſſen in den damals noch dürftig erforſchten und ſelten von Touriſten betretenen Hochalpen des ſüdöſtlichen Frankreich — von den kühnen Bergſteigern zu überwinden waren, ſchienen Whymper derart, daß er dieſe Bergfahrt nächſt ſeiner Erſtlingserſteigung der berüchtigten Dent Blanche im Wallis als die ſchlimmſte unter allen ſchildert, die er ausgeführt habe.

Die hohen Gipfel des Dauphiné zeigen einen enorm ſteilen Felsaufbau ähnlich den Südtiroler Dolomiten. Aber es ſind Urgebirgsgipfel, aus Granitgneis und älteren kriſtalliniſchen Geſteinen aufgerichtet, und ihre Höhe reicht durchſchnittlich um 1000 m weiter hinauf in die Regionen ewigen Schnees. Die Neigung der Abhänge iſt, gleichviel ob größer oder geringer, eine gleichmäßigere, und da, wo ſie einigermaßen von der Senkrechten abweicht, überkleidet Eis in furchtbarer Steilheit die Rauheiten der Wände und ſchiebt ſich je nach den Modellierungen der Böſchung zu ungeheueren, lawinendrohenden Schuppen übereinander. Oft iſt daher die Unzugänglichkeit ſanfterer Abhänge eine vollſtändigere als die der nackten Steilabſtürze. In dem Dauphiné ſind, im Gegenſatz zu den meiſten anderen Alpengebieten, die höchſten Gipfel auch die ſchwierigſten. Wenn nach dem Urteil des Altmeiſters Purtſcheller der weſtliche Pic der Meije (3987 m) als zweithöchſter Gipfel des Dauphiné „der furchtbarſte Berg der Alpen“ iſt, ſo gehören die Ecrins als höchſter ohne Zweifel zu den nächſtfurchtbaren. Auf drei Seiten ſteigen ihre Wände in ſenkrechten, nur im Südweſten in dem oberen Teil von einer eiserfüllten Mulde unterbrochenen Mauern aus vergletſcherten Hochtälern empor, während auf der vierten, der Nordſeite, wild zerklüftete Gletſchermaſſen ſich gegen den langgeſtreckten Firſt der dreigipfeligen Barre türmen. Aus dem abſchüſſigen Eisbett richten ſich mit dünnem Eis unvollkommen überkleidete Felsböſchungen in verdoppelter Steilheit zur höchſten Grathöhe auf. Auf dieſer beherrſcht nach Weſten und Nordweſten die Täler bei La Bérarde der von einer dreieckigen Firnkappe gekrönte Dôme de Neige (3980 m). Dann erhebt ſich der nach Südoſten umgebogene Grat zu dem nach einem verdienten franzöſiſchen Geologen benannten Pic Lory (4087 m) und weiter in ſeinem ſüdlichſten Punkt, der Pointe des Ecrins, bis zu 4103 m.

Die erwähnte erſte Erſteigung erfolgte über die ſteile vergletſcherte Nordſeite. Hier iſt die Annäherung von Vallouiſe über den Glacier Blanc, an deſſen Zunge heute das Refuge de Tuckett (2504 m) ſteht, verhältnismäßig unſchwierig bis zum Fuße der furchtbaren Eisbrüche, die ſich von der Grathöhe an 900 m hoch niederſenken. Hier aber iſt das weitere Vordringen durchaus von dem Zuſtand der rieſigen, den Fuß des felſigen Gipfelaufbaus konzentriſch mehrfach umziehenden Bergſchründe abhängig. Oberhalb dieſer meiſt ſchwer zu überſchreitenden Firnzerreißungen beginnen die konſtanten Schwierigkeiten der Erkletterung der öſtlichen Gratſchneide durch eine ſehr ſchlimme Eisrinne, das Couloir Whymper, und der Bewältigung einer Anzahl mehr oder weniger hoher und exponierter Abbrüche des langgeſtreckten, ſteilen Grates bis zum Gipfel. Dieſer Weg iſt noch unter allen der leichteſte; aber wie bösartig er je nach den Verhältniſſen ſein kann, wenn die plattigen und brüchigen Gratpartien vereiſt oder von pulverigem Neuſchnee überweht ſind, das zeigt treffend die feſſelnde Erzählung Whympers über jene erſte Erſteigung. Daß jedoch die moderne alpiniſtiſche Kühnheit auch vor noch größeren Schwierigkeiten nicht zurückſchreckt, beweiſt die Bezwingung der Südwand vom Col des Avalanches (3507 m) aus durch den um die Erſchließung des Dauphiné hochverdienten franzöſiſchen Alpiniſten Duhamel und die der Südoſtabſtürze durch Dr. Güßfeld, der vom Glacier Noir aus den Oſtgrat erreichte.

Heutzutage ziehen entſprechend leiſtungsfähige Bergſteiger die Überſchreitung des Berges vor. Man ſteigt auf der Duhamelſchen Route auf und über Grat und Nordſeite auf dem Whymperſchen Wege ab. Dann kann vom oberſten Firnbecken des Glacier Blanc durch die Scharte des Col des Ecrins (3415 m) auf ſchwierigem Wege der Ausgangspunkt, das Touriſtenhotel in La Bérarde, wieder erreicht werden. Dieſe Überſchreitung iſt eine der wundervollſten, aber auch langwierigſten und ſchwierigſten Hochtouren in den Alpen. Denn die Ausgangspunkte liegen ſehr ungünſtig und tief. Nur wenig mehr als eine Stunde iſt das beſcheidene Refuge du Carrelet von La Bérarde entfernt. Von da (2070 m) iſt auf unwegſamem Terrain eine relative Höhe von mehr als 2000 m zu bewältigen, von denen die oberſten 600 m den Einſatz der vollen Kraft erfordern.

Trotz jener wenig verlockenden Verhältniſſe haben in neuerer Zeit auch deutſche „Führerloſe“, den Öſterreichern Zſigmondy und Purtſcheller nacheifernd und daher auch im allgemeinen im Dauphiné „Autrichiens“ genannt, mehrfach ihre alpiniſtiſche Leiſtungsfähigkeit zu dieſer großartigen Aufgabe mit beſtem Erfolg verſucht, darunter in Begleitung der bekannten Alpiniſten Dr. G. Leuchs und H. Pfann auch der Schreiber dieſer Zeilen im Jahre 1900. Von dem genannten Refuge du Carrelet wurde bald nach Mitternacht aufgebrochen und in ſehr raſchem vierſtündigen Aufſtieg der äußerſt mühſame Weg bis zum Col des Avalanches zurückgelegt, wo bei Tagesanbruch mit dem Angriff der gewaltigen Felsbaſtion der Südwand begonnen wurde. Dieſe Kletterei bietet erhebliche Schwierigkeit beſonders an zwei Stellen, gleich beim Einſtieg durch eine äußerſt glatte Rinne und etwas höher bei der Überwindung einer völlig ſenkrechten und ſchwindelnd über die furchtbaren Südabſtürze des Berges hinauslehnenden Wandſtufe. An dieſem „Rocher Blanc“ hat der franzöſiſche Alpenklub ein eiſernes Kabel anbringen laſſen; indes bietet der Fels, wenn er eisfrei iſt, vorzügliche und nur etwas weit auseinanderliegende Griffe und Stützpunkte, welche die Erkletterung der Felsſtufe, die allerdings bei etwa 15 m Höhe ungemein anſtrengend iſt, zu einer genügend ſicheren geſtalten.

Die faſt unausgeſetzt ſchwierige Durchſteigung dieſes wilden Gewirres von Felsrippen, Wandſtufen, Kaminen und Eisrinnen, ſtets ſchwindelnd über grauenhaften Abgründen, erforderte bei raſchem und meiſt gleichzeitigem Klettern anderthalb Stunden; dann wurde nach einer Frühſtücksraſt das in den oberen Wandpartien eingebettete Eisfeld betreten. Über letzteres und ſtellenweiſe über eine dasſelbe durchziehende, äußerſt brüchige Felsrippe, zuletzt über eine Steilwand unglaublich morſchen Geſteins konnte in weiteren zwei Stunden der Gipfelgrat zwiſchen dem Pic Lory und der höchſten Spitze erklommen werden. Der Übergang von erſterem zu der letzteren erforderte etwa eine halbe Stunde. Der Abſtieg über den öſtlichen Gratabſenker, durch das die peinlichſte Behutſamkeit erheiſchende Couloir Whymper, wo ganz dünnes Eis von glatten Felsplatten durchſetzt war, und über die wild zerborſtenen Gletſcherhänge der Nordſeite bis zum Col des Ecrins konnte in wenig mehr als drei Stunden bewältigt werden. Hierbei war der untere Bergſchrund nur durch einen kühnen Sprung von der oberen Kante ſchräg nach links abwärts auf den unteren Rand, eine Entfernung von mehreren Metern, zu überwinden. Aber auch der Abſtieg vom Col des Ecrins, wo die flache Hochmulde des Glacier Blanc in enger Scharte mit einer vom Glacier de la Bonne Pierre (!) unheimlich ſteil heraufziehenden Eisrinne zuſammenſtößt, geſtaltete ſich bei der Schwierigkeit der Felſen zur Rechten, die wir angeſichts der völlig ausgeaperten Eisfüllung jenes Couloirs benutzten, nichts weniger als harmlos. Der Schluß dieſes vierſtündigen Niederſteigens aber wird jedem, der, von den vorangegangenen Strapazen ermüdet, über die wahrhaft abſcheuliche und endloſe Moräne des jedenfalls aus ſchlimmſter Ironie ſeinen ſchönen Namen tragenden Gletſchers hinabgeſtolpert iſt, in unangenehmſter Erinnerung bleiben.

Die Tour erforderte im ganzen bei vorzüglicher Dispoſition der Teilnehmer, günſtigen Verhältniſſen und dadurch ermöglichtem ungemein raſchen Vorwärtskommen einſchließlich der Raſten neunzehn Stunden von dem Aufbruch vom Refuge bis zu der Rückkehr nach La Bérarde. Davon entfallen etwa neuneinhalb Stunden auf den Anſtieg und ſiebeneinhalb auf den Abſtieg, der Reſt auf den Aufenthalt auf dem Pic Lory und dem Hauptgipfel. Auf Grund ſolcher eigenen Erfahrung vermag man ſich ungefähr ein Bild von den Schwierigkeiten zu machen, denen die erſten Pioniere furchtlos gegenübertraten, um ſie ſiegreich zu überwinden. Denn hier im unwegſamen Hochland des Dauphiné ringt der Reiſende, trotz aller wertvollen, aber gegenüber den Verhältniſſen in den deutſchen Alpen doch recht beſcheidenen Erleichterungen, im großen und ganzen eben noch mit dem „alten“ Hochgebirge, wie es vor einem Menſchenalter war, nicht aber mit ohnmächtigen, in demütigende Feſſeln geſchlagenen Rieſen gleich denen der öſtlicheren Alpen, wo ſich, wenigſtens im Arbeitsgebiet des Deutſchen und Öſterreichiſchen Alpenvereins, faſt in jedem Winkel eine mehr oder minder komfortable Unterkunftsſtätte findet und ein von Jahr zu Jahr ſtetig verdichtetes Wegenetz die ehedem ſo ſpröden Berge in ſeine Maſchen zwingt.

Ernſt Platz.

Handel, Gewerbe und Verkehr.

— **Auch im inneren Verkehr der bayriſchen** Staatsbahnen ſind ſeit dem 1. Oktober die Platzkarten in den Durchgangszügen eingeführt. Die Gebühr beträgt in der erſten und zweiten Klaſſe bis einſchließlich 150 km 1 ℳ, für Entfernungen von mehr als 150 km 2 ℳ, in der dritten Klaſſe bis einſchließlich 150 km 50 ₰, für Entfernungen von mehr als 150 km 1 ℳ.

— **Die Handelsbeziehungen zwiſchen dem Deutſchen** Reich und Südrußland haben ſich derart erweitert, daß die Anlage einer direkten Telegraphenverbindung zwiſchen Berlin und Odeſſa, dem wichtigſten ſüdruſſiſchen Handelsplatz, ſchon ſeit einiger Zeit für notwendig befunden wurde. Nachdem aber dieſe Telegraphenlinie vollendet und in Betrieb geſetzt worden war, erwies ſich bald, daß ſie zur Bewältigung der zahlreichen Depeſchen, die täglich zwiſchen Deutſchland und den ſüdruſſiſchen Gouvernements gewechſelt werden, nicht ausreicht. Infolgedeſſen hat die deutſche Regierung ſich an die ruſſiſche Hauptverwaltung für Poſt und Telegraphen mit dem Antrag gewandt, noch eine zweite direkte Verbindung zwiſchen Berlin und einem Platze Südrußlands einzurichten. Vorgeſchlagen wurde eine noch weiter als Odeſſa gelegene Stadt, etwa Nikolajew oder Roſtow am Don.

— **Die autonome Hafenverwaltung** von Genua beſchloß den Bau eines neuen erweiterten Hafens für 45 Mill. Lire auf Koſten der autonomen Verwaltung und den ſofortigen Beginn der Arbeiten.

— **Die neun deutſchen Schutzgebiete** in Afrika, Auſtralien und Oſtaſien, die zuſammen einen Flächenraum von $2,_{66}$ Mill. qkm bedecken, öffnen ſich nach dem „Reichsanzeiger“ dem Überſeehandel in 24 Häfen und Reeden; hier verkehrten während des Jahres 1902 2335 Schiffe mit insgeſamt 2 Mill. t Raumgehalt. Die deutſche Flagge führten 1561 Schiffe, wovon 1033 allein auf die 13 Häfen Deutſch-Oſtafrikas entfielen. Außerdem verkehrten in Deutſch-Oſtafrika nur noch 22 fremde Schiffe. Dagegen überwog die ausländiſche Flagge, beſonders die britiſche, in Samoa. In der Reihenfolge ihres Schiffsverkehrs, gemeſſen an der Tonnage, rangieren hintereinander: Deutſch-Oſtafrika, Togo, Kiautſchou, Neuguinea, Kamerun, Samoa, Karolinen und Marianen, Marſchallinſeln. Für Deutſch-Südweſtafrika, das der Schiffszahl nach an vorletzter Stelle ſteht, iſt die Tonnage nicht ermittelt worden.

— **Das britiſche Schutzgebiet Südnigeria** iſt am 1. Oktober dem Weltpoſtverein beigetreten und führt vom gleichen Tage ab auch das Übereinkommen, betreffend den Wertbriefdienſt, aus.

— **Der Eiſenbahnweg über Sibirien** wird ſeit dem 1. Oktober zur Beförderung von Briefſendungen aller Art aus Deutſchland nach folgenden Ländern Oſtaſiens benutzt: nach China, vorerſt unter Ausſchluß des ſüdlichen Teils, alſo nicht nach Amoy, Kanton, Swatau und Futſchou, auch nicht nach der britiſchen Kolonie Hongkong und der portugieſiſchen Beſitzung Macao; nach dem deutſchen Schutzgebiet von Kiautſchou; nach Japan unter Ausſchluß der Inſel Formoſa; nach Korea. Es bieten ſich auf dieſem Wege eine wöchentlich viermalige Verbindung nach Peking, Tientſin, Tongku und Tſchifu ſowie eine wöchentlich mindeſtens einmalige Verbindung nach Schanghai und Japan. Die Abſendung aus Deutſchland erfolgt täglich. Die Dauer der Beförderung beträgt je nach den Anſchlüſſen von Berlin bis Peking und Tientſin zwanzig bis zweiundzwanzig Tage, bis Schanghai und bis Nagaſaki zweiundzwanzig bis achtundzwanzig Tage. Fahrplanmäßig bildet die am Donnerstag von Berlin abgehende Poſt den Schlußverſand nach Schanghai und Japan mit der kürzeſten Beförderungsdauer.

— **In Kumaſſi, der Hauptſtadt des von den** Briten eroberten Aſchantilandes in Oberguinea, iſt am 1. Oktober der erſte Eiſenbahnzug mit ſiebenundzwanzig Europäern und einer Anzahl von Häuptlingen eingelaufen. Die erſte Strecke der Bahn, von dem Küſtenort Sekondi nach Tarkwa, erſchloß eine Anzahl von Goldbergwerken. Die Bahn hat eine Spurweite von $1,_{067}$ m und bis Kumaſſi eine Länge von 320 km.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— **Bei der kürzlich ſtattgehabten feierlichen** Eröffnung des Nietzſche-Muſeums zu Weimar, deſſen Innenräume H. van de Velde künſtleriſch hergerichtet hat, iſt die dort aufgeſtellte Klingerſche Büſte des Philoſophen enthüllt worden. Sie wird indes ſpäterhin durch ein neues, in pariſchem Marmor gearbeitetes Bildwerk des Künſtlers erſetzt werden, das die Büſte zur monumentalen Hermenform erweitert.

— **Für das Denkmal Otto v. Guerickes**, des Erfinders der Luftpumpe und tapferen Bürgermeiſters von Magdeburg, iſt ein engerer Wettbewerb eröffnet worden, an dem unter anderen Johannes Götz, Uphues und C. v. Uechtritz teilnehmen. Verfügbar ſind für das Denkmal 60 000 ℳ. Die Einſendung der Entwürfe wird bis zum 1. Januar k. J. gefordert.

— **Ein Rückert-Brunnen** ſoll im Schloßpark zu Erlangen, wo der Dichter von 1826 bis 1841 als Univerſitätslehrer wirkte, zur Aufſtellung gelangen. Einen Entwurf dazu hat Th. Fiſcher in Stuttgart geliefert.

— **Dem Thüringer Volks- und Dialektdichter** Anton Sommer iſt in ſeinem Geburtsort Rudolſtadt ein von Hermann Hahn in München modelliertes, von Miller gegoſſenes Denkmal errichtet worden, das am 8. Oktober enthüllt wurde.

— **Die Enthüllung des im Schloßgarten** zu Münſter errichteten Denkmals des in Peking ermordeten Geſandten Frhr. v. Ketteler hat am 25. Oktober ſtattgefunden.

— **Im Großherzoglichen Muſeum** zu Schwerin iſt am 13. Oktober zur Erinnerung an den verſtorbenen Muſeumsdirektor Schlie eine von Ludwig Brunow ausgeführte Marmorbüſte desſelben zur Aufſtellung gelangt.

— **Eine neue bildneriſche Kraft**, die Beachtung fordert, kündigt ſich in einem Werke von Rudolf Tegner in Kopenhagen an, das dort bereits lebhafte Anerkennung gefunden hat. Sie zeigt den blinden Oedipus, der, von ſeiner Tochter Antigone geführt und geſtützt, in wilder Verzweiflung die Stufen ſeines Palaſtes herabſchreitet. Starkes Pathos und weiche Zartheit verſchmilzt in der Gruppe zu feſſelnder Wirkung und zeigt den begabten Künſtler, der ſein Können bisher in gedanklichen Abſtraktionen aufrieb, auf einem neuen, vielverſprechenden Wege.

— **Einen anſehnlichen künſtleriſchen Schmuck**, deſſen Entſtehung einer Stiftung von Max Oſten in Köln verdankt wird, hat die Aula der Univerſität Marburg durch Wandbilder von Peter Janſſen in Düſſeldorf erhalten, die Szenen aus der heſſiſchen Landesgeſchichte ſowie die Sage von Otto dem Schützen behandeln.

— **Vom Germaniſchen Nationalmuſeum** zu Nürnberg wurde ein jüngſt erſt zum Vorſchein gekommenes Bild von Wolf Traut, einem ebenſo tüchtigen wie nur wenig bekannten frühen Nachfolger Dürers, erworben. Kennen zu lernen war er bisher weſentlich nur aus dem Artelshofener Altar im Münchener Nationalmuſeum. Das jetzt bekannt werdende Werk ſtellt in figurenreicher Kompoſition halblebensgroßen Maßſtabs eine „Taufe Chriſti im Jordan“ dar und läßt den faſt vergeſſenen Nürnberger Meiſter als einen namentlich in koloriſtiſcher Hinſicht hochſtehenden Maler würdigen.

— Dem ſtädtiſchen Muſeum zu Elberfeld hat Hans Thoma eine Sammlung ſeiner ſämtlichen Radierungen ſowie eine Anzahl nicht im Handel befindlicher Steindrucke als Geſchenk überwieſen.

— Der Kunſtverein für Rheinland und Weſtfalen hat im abgelaufenen Verwaltungsjahr eine Einnahme von 153 659 ℳ erzielt, zum Ankauf von Kunſtwerken zur Verloſung 42 170 ℳ verausgabt und 92 892 ℳ auf ſeine verſchiedenen Fonds für Kunſtzwecke verteilt. Größere Zahlungen wurden geleiſtet für ein Gemälde von Franz Kiederich für den Kreishausſaal zu Ottweiler, für die Ausmalung des Ritterſaals im Schloß Burg an der Wupper durch Klaus Meyer und für ein Wandgemälde von Eugen Dücker für die Schifferbörſe zu Ruhrort.

— Der Sächſiſche Kunſtverein iſt gegenwärtig mit einer durchgreifenden Reform ſeiner Veranſtaltungen beſchäftigt. Es gilt, die ſtändige Vereinsausſtellung auf der Brühlſchen Terraſſe möglichſt zu heben und ihr wieder eine größere Bedeutung innerhalb des Dresdener Kunſtlebens zu verſchaffen. Daneben werden wechſelnde Ausſtellungen in den Mittelſtädten des Landes in Ausſicht genommen, wobei ein Zuſammenwirken mit der Kunſtgenoſſenſchaft erſtrebt werden ſoll.

— Ihr Winterprogramm hat die Wiener Sezeſſion dahin feſtgeſtellt, daß ſich an die Vorführung der Werke Klimts während der Monate November und Dezember im Januar und Februar eine Ausſtellung geladener fremdländiſcher Künſtler, im Frühjahr aber die Ausſtellung der neuen Arbeiten der Mitglieder der Sezeſſion anſchließen ſoll.

— In der Darmſtädter Künſtlerkolonie iſt die durch den Fortgang Rudolf Boſſelts eingetretene Lücke jetzt durch den Münchener Bildhauer Paul Hauſtein ausgefüllt worden, der auf dem Gebiet der ornamentalen Kleinplaſtik, der Keramik und der Metallbearbeitung tätig iſt. Vorbereitet wird eine Ausſtellung ſeiner Arbeiten im Ernſt-Ludwig-Hauſe auf der Mathildenhöhe.

— Der bereits erwähnte Berliner miniſterielle Eingriff in die von Artur Kampf vorbereitete Ausſtellung deutſcher Gemälde in Chicago, der ſich als tatſächliches Faktum herausſtellt, hat in weiten Kreiſen befremdendes Aufſehen erregt. Auch Organe der Preſſe, die durch maßvolle Haltung bekannt ſind, erheben entſchiedenen Widerſpruch gegen ein Verwaltungsverfahren, das von öffentlichen Ausſtellungen mehr oder minder amtlichen Gepräges Werke ausſchließen will, die vielleicht einer dem Kaiſer perſönlich nicht zuſagenden Kunſtrichtung angehören dürften. Man erkennt darin einen gewaltſamen Eingriff in das freie Kunſtſchaffen, der ſchwere Gefahren herbeizuführen vermag, und erhofft, im preußiſchen Landtag den Miniſter darüber interpelliert zu ſehen, wie die Abhängigmachung der ſtaatlichen Kunſtpflege von perſönlichen Geſchmacksrichtungen zu rechtfertigen ſei.

— Ein neues Verfahren für Monumentalmalerei hat Prof. A. Rincklake in Köln erfunden. Er empfiehlt die Verwendung perforirter dünner Metallbleche, die beiderſeits mit Gewebſtoff belegt, mit einer erhärtenden Maſſe, die aus Käſe und Kalk beſteht, durchſetzt und ſchließlich abgeſchliffen ſind. Dieſe Platten ſollen weder reißen noch ſich werfen, gegen Feuchtigkeit unempfindlich ſein, ein Einſchlagen der Farbe verhindern und, in beliebiger Größe hergeſtellt und bemalt, ſich ohne weiteres in die Wandflächen einſetzen laſſen.

Theater und Muſik.

— Im Kleinen Theater zu Berlin fand das neue vieraktige Schauſpiel „Die Raben“ von Henri Becque (deutſch von O. Eiſenſchitz) bei der Aufführung nicht viel Beifall, wenn auch die Darſtellung Lob verdiente. — Paul Lindaus neues Drama „… ſo ich dir“ errang ſich im Deutſchen Schauſpielhaus bei ſeiner erſten Aufführung ziemlich ſtarken Erfolg. Der gewandte Dramatiker behandelt darin das Thema von der Standesehre in geiſtreicher Weiſe und in wirkſamen Szenen.

— Im Schauſpielhaus zu Leipzig trug das intereſſante Gaſtſpiel des Hofſchauſpielers Joſ. Kainz vom Wiener Burgtheater faſt in jeder Vorſtellung vor ausverkauftem Haus, in „Hamlet“, „Die Räuber“, „Die Jüdin von Toledo“ (von Grillparzer) und in „Galeotto“ (von Echegaray), ſehr lebhaften Beifall davon.

— Mit der neuen Komödie „Geſchäft iſt Geſchäft“ von O. Mirbeau brachte es das Königliche Schauſpielhaus in Dresden zu günſtigem Erfolg, wenn auch manche dramatiſche Mängel des Stückes ſich bemerkbar machten und durch die gelungene Darſtellung nicht verdeckt werden konnten.

— Schönthans neuer Einakter „Der Klavierlehrer“ gefiel dem Publikum im Hoftheater zu München. — Im Schauſpielhaus brachte es der neue Schwank „Der Fall Mathieu“ von Triſtan Bernard (deutſch von Bolten-Bäckers) zu keinem ſtarken Erfolg. — Auch die neue tragiſche Poſſe „Ein Stammgaſt“ von Courteline, deren ſatiriſcher Inhalt manches Geiſtreiche enthält, erweckte nur teilweiſe Beifall, am Schluß Widerſpruch.

— Im Deutſchen Theater zu Bremen ging zum erſtenmal ein neues Schauſpiel „Vor dem Sturm“ von J. Wiegand in Szene. Es iſt ein Stimmungsbild aus der großen franzöſiſchen Revolution (1789). Die Heldin iſt eine Schauſpielerin, die von ihrem Geliebten, einem politiſchen Gefangenen, nach deſſen Befreiung aus dem Gefängnis wegen Untreue erwürgt werden ſoll, aber von Camille Desmoulin gerettet wird. Einige Szenen erweckten viel Beifall.

— Hebbels „Nibelungen“ wurden im Stadttheater zu Magdeburg mit gutem Erfolg aufgeführt.

— Ein neues Schauſpiel „Junker Kai“ von dem däniſchen Dichter Holger Dragmann erzielte im Interimstheater zu Stuttgart bei der erſten Aufführung keinen bedeutenden Erfolg.

— Zum erſtenmal ging das neue Drama „Stella und Antonie“ von O. Bierbaum im Hof- und Nationaltheater zu Mannheim in Szene und errang ſich lebhaften Beifall.

Guſtav v. Moſer, † am 23. Oktober.

Nach einer Photographie von Wilhelm Ucko in Görlitz.

— Max Halbes neues Drama „Der Strom“ hatte bei der erſten Aufführung im Burgtheater zu Wien ſtarken äußeren Erfolg. Einzelne packende Szenen fanden lebhaften Beifall, beſonders im zweiten Akt. Das kraftvolle Talent des Dichters wurde gerühmt, jedoch ſind einige Effekte des Stücks zu grell. — Im Deutſchen Volkstheater wurde das neue Luſtſpiel „Die Kaiſerin“ (Maria Thereſia) von Schönthan vom Publikum freundlich aufgenommen. Namentlich erntete Frau Schratt in der Titelrolle viel Beifall. — Adolf v. Sonnenthal brachte im Schloßtheater zu Schönbrunn das Luſtſpiel „Der zündende Funke“ zur Feier der Anweſenheit des Deutſchen Kaiſers zur Aufführung. Der Künſtler wurde vom Kaiſer Wilhelm durch Verleihung des preußiſchen Kronenordens geehrt.

— In Budapeſt brachte das Ungariſche Nationaltheater ein neues ſoziales Schauſpiel „Finſternis“ von M. Rothauſer mit Erfolg zur Aufführung.

— Im Palais-Royal-Theater zu Paris trug das neue Stück „La Marmotte“ von A. Mars und Xanrof ſtürmiſchen Heiterkeitserfolg davon. Das Murmeltier (Marmotte) iſt ein geplagter Pariſer Ehemann, der ſich ein Garçonlogis mietet, um täglich einige Stunden ungeſtört ſchlafen zu können. — Im Vaudeville-Theater erzielte ein neues Schauſpiel „Antoinette Sabrier“ von G. Coolus günſtigen Erfolg, beſonders in den letzten Akten.

— Albert Lortzings hundertjähriger Geburtstag wurde im Königlichen Opernhaus zu Berlin durch eine Aufführung von „Zar und Zimmermann“ gefeiert.

— Mit „Triſtan und Iſolde“ wurde im Neuen Theater zu Leipzig der Wagner-Zyklus, der bedeutenden Erfolg hatte, abgeſchloſſen. Namentlich erweckten die fünf letzten Aufführungen unter Leitung des Profeſſors A. Nikiſch begeiſterte Zuſtimmung.

— Die dreiaktige Operette „Der Hochſtapler“ von Guſtav Meyer (Text von Hänſeler und M. Möller) kam mit gutem Erfolg im Neuen Stadttheater zu Köln zur Aufführung.

— Im Opernhaus zu Frankfurt a. M. ging eine neue Oper „Die Meeresbraut“ von Jan Blockx zum erſtenmal in Szene, hatte aber keinen ſtärkeren Erfolg, wenn auch in der Muſik manches Gefällige zu voller Wirkung kam.

— Eine ältere, wenig bekannte Offenbachſche Operette „Dunanan père et fils“ gefiel dem Publikum im Theater an der Wien zu Wien durch eſpritvolle Melodik außerordentlich.

Guſtav v. Moſer.

Einer der beliebteſten Luſtſpieldichter Deutſchlands iſt am 23. Oktober mit Guſtav v. Moſer aus dem Leben geſchieden. Faſt ein halbes Jahrhundert lang iſt Moſer unermüdlich tätig geweſen, dem Repertoire der deutſchen Bühnen gefällige und amüſante Stücke zu liefern. Dabei iſt er zwar niemals in die tieferen Schichten des Gemüts eingedrungen, aber mit ſeinem liebenswürdigen, behaglichen Humor hat er die Sonnenſeiten des geſellſchaftlichen Lebens mit ihren mannigfachen Irrungen und Wirrungen oft in außerordentlich graziöſer Weiſe geſchildert. Beſonders glücklich war er ſtets in der Charakteriſierung des preußiſchen Offiziers. Den immer ritterlichen, immer galanten, dabei etwas ſelbſtgefälligen und mit einer nie verſagenden Suada begabten Leutnant hat er zuerſt lebensvoll auf die Bühne geſtellt. Am beſten gelang ihm der Einakter. Über ſechzig dieſer kleinen Luſtſpiele und Schwänke hat er ſeit ſeinem erſten Hervortreten im Frühjahr 1856 geſchaffen. Das Erſtlingswerk hieß „Der Huſar“ und zeigte ſich noch ziemlich ungelenk; aber die bühnenkundige Ottilie Genée, die das Manuſkript auf einer Gaſtſpielreiſe in die Hände bekam, wußte die Szenen ſo geſchickt zuſammenzuziehen, daß die Effekte wirkſam herauskamen und bei der Aufführung allgemeinen Beifall erzielten. Später modelte auch der Verfaſſer das Stück noch etwas weiter um und gab ihm den Titel „Eine Frau, die in Paris war“, unter dem es darauf über alle Bühnen ging. Auch die größeren Luſtſpiele Moſers, das „Stiftungsfeſt“ etwa ausgenommen, ſind urſprünglich als Einakter gedacht und erſt weiterhin zu größeren Stücken ausgebaut worden. Ja, bisweilen ſetzte der Dichter ſogar aus mehreren kleinen Stücken ſchließlich ein großes zuſammen. Auf dieſe Weiſe entſtand z. B. das Luſtſpiel „Ultimo“, das aus nicht weniger denn vier kleinen Einaktern zuſammengeſchweißt wurde, von denen der eine, der den Titel „Die Feuerprobe“ trug und jetzt den mittleren Akt in „Ultimo“ bildet, bereits dicht vor der Aufführung ſtand, als ihn der Verfaſſer wieder zurückzog. Den meiſten Erfolg erzielte der Dichter mit dem Luſtſpiel „Krieg im Frieden“, das er in Gemeinſchaft mit Franz v. Schönthan ſchrieb; weiterhin ſind die Stücke „Der Veilchenfreſſer“, „Der Bibliothekar“, „Der Hypochonder“, „Der Salontiroler“, „Der Regiſtrator auf Reiſen“, „Reif-Reiflingen“, „Mit Vergnügen“, „Ein moderner Barbar“ und „Fritz Schnörche“ zu nennen. In allen dieſen Luſtſpielen und Schwänken erweiſt ſich Moſer als ein Meiſter der Situationskomik.

Guſtav v. Moſer iſt mitten in dem bunten Soldatentreiben aufgewachſen, das er dann ſpäter ſo oft und ſo ergötzlich geſchildert hat. Er wurde am 11. Mai 1825 in der Feſtung Spandau als der Sohn eines Majors im Ingenieurkorps geboren und in der Berliner Kadettenanſtalt erzogen, wo ſich ihm alsbald A. v. Winterfeld, der ſpätere Verfaſſer humorvoller Soldatengeſchichten, als Freund anſchloß. Weiterhin machte Moſer eine vierzehnjährige aktive Dienſtzeit durch, zunächſt bei den Gardeſchützen in Berlin, dann bei dem 8. Jägerbataillon in Wetzlar und den Fünfer-Jägern in Görlitz, wo er ſich mit der geiſtvollen Mathilde v. Reibnitz vermählte. Darauf entſprach er dem Wunſche ſeines Schwiegervaters und übernahm die Bewirtſchaftung von deſſen Majoratsgut Holzkirch, bis er im Frühjahr 1889 nach Görlitz überſiedelte, wo er in einem vornehmen und wohligen Dichterheim in den angenehmſten Verhältniſſen lebte.

Unter den deutſchen Dramatikern ſteht er zwiſchen Benedix und der Gruppe der Blumenthal, Lubliner, Schönthan uſw. Er iſt temperamentvoller als der oft allzu behäbige Benedix, hält ſich aber ſtets fern von der ſcharfen, beißenden Satire der Modernen. Darum war er unſeren Theatern ein geſchätzter Autor, der für das große Publikum, das in harmloſen und humorvollen Genrebildern Erheiterung und Erholung ſucht, eine Fülle von leicht ſpielbaren Stücken bot. Seine Name wird daher gewiß noch lange im Repertoire der Theater weiterleben.

L. S.

Briefwechſel mit allen und für alle.

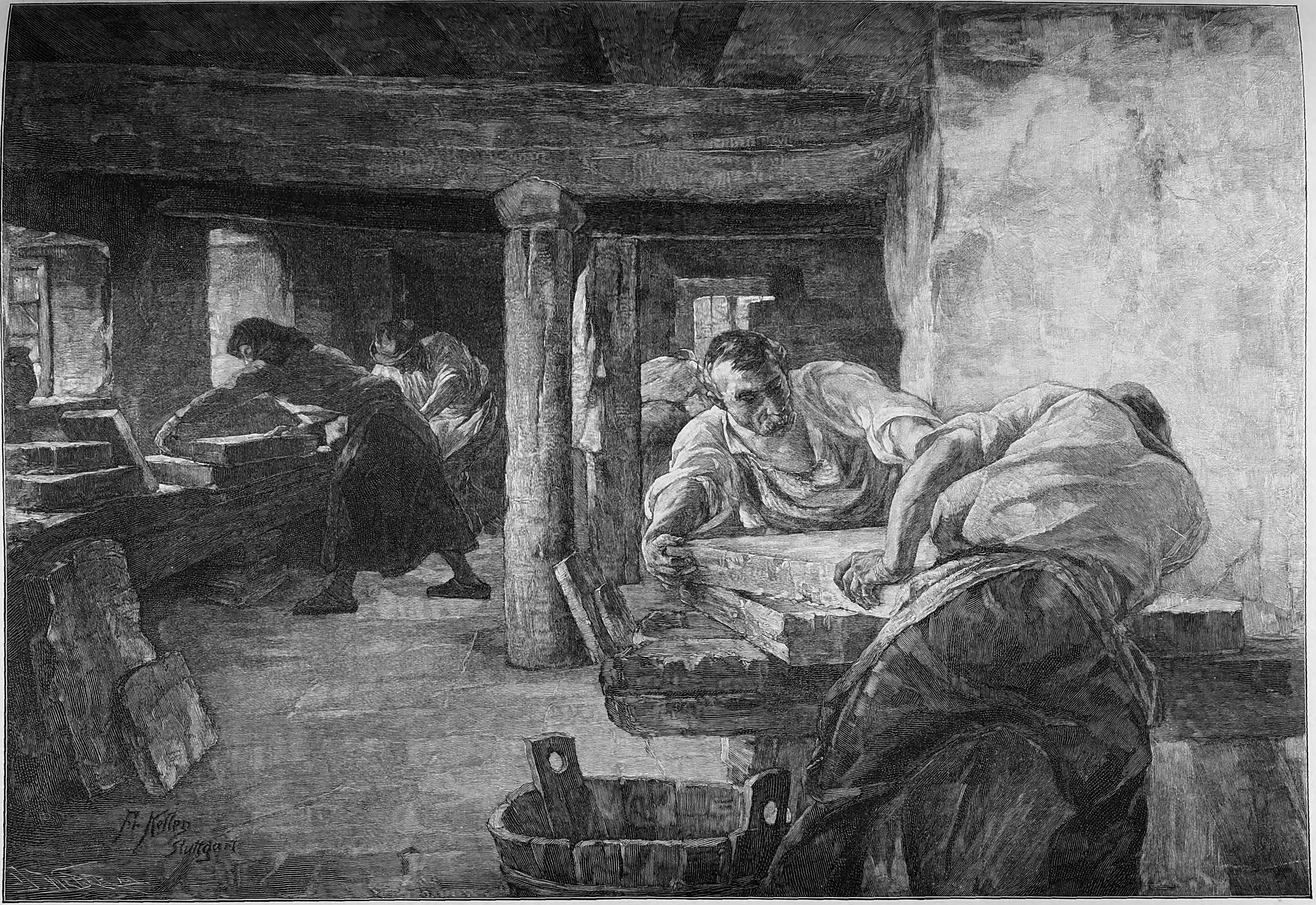
(Anonyme Anfragen werden nicht berückſichtigt.)

Fr. in Münden. — Zu unſerem Artikel über das Eberleinſche Weſerkaſtell in Hannöverſch-Münden (Nr. 3144) iſt zur Klarſtellung nachzutragen, daß Prof. Eberlein ſchon ſeit zwanzig Jahren einen Sommerſitz bei Münden am Fulda-Ufer beſitzt, und daß das von dem Künſtler geſtiftete oder eingerichtete Eberlein-Muſeum ſich im alten Schloſſe zu Münden befindet. Im Frühjahr d. J. erwarb nun Prof. Eberlein das Grundſtück am Weſerufer, wo ſeine Eltern vor mehr als fünfzig Jahren wohnten, und ließ durch den Architekten C. Gruber in Hannover das in oben bezeichneter Nummer abgebildete Weſerkaſtell errichten, um dieſes Gebäude ebenfalls als Kunſtſtätte und kleinen Sommerſitz zu benutzen.

H. R. in Berlin. — Der Entwurf zu der ganzen Anlage des Herkules-Brunnens auf dem Lützowplatz in Berlin ſowie die Detaillierung der architektoniſchen Teile rührt von Stadtbaurat Ludwig Hoffmann daſelbſt her, während Prof. Otto Leſſing mit der bildneriſchen Geſtaltung und der Herſtellung der Modelle beauftragt war. Dies zur Richtigſtellung unſeres Artikels über das Kunſtwerk in Nr. 3145 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 8. Oktober d. J.

A. F. P. — Das in Nr. 3139 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 27. Auguſt d. J. beſprochene Buch „Die Weidmannsſprache“ von L. Ernſt Fritzſche koſtet gebunden nicht 2 ℳ 50 ₰, wie irrtümlich angegeben iſt, ſondern 1 ℳ 50 ₰.

K. F. in Köln. — Der Aufſatz in Nr. 3137 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 13. Auguſt d. J. über „Milben als Hausungeziefer“ hat dem Verfaſſer, Hrn. Prof. Dr. Ludwig in Greiz, eine Reihe Zuſchriften gebracht, die beweiſen, wie weit verbreitet die Möbelmilben ſind, und wie ſchlimm ſie auftreten können. Ein Herr in Barmen ſchreibt über die Hausmilbe, die er nach der a. a. O. gegebenen Abbildung identifizierte: „Nach fünfwöchiger Abweſenheit kamen aus meinem neuen Sofa, welches mit dem Polſtermaterial d'Afrique gefüllt iſt, beim Ausklopfen die Milben ſo zahlreich zutage, daß binnen ganz kurzer Zeit nicht nur der Fußboden, ſondern auch das ganze Zimmer davon wimmelte. Sie zeigten ſich auf und in jedem Möbelſtück und wurden gleichzeitig durch die Schlafzimmerteppiche, die während meiner Abweſenheit im Wohnzimmer lagerten, auch aufs Schlafzimmer übertragen. Ich habe nun alles mögliche getan, um von dieſen äußerſt unangenehmen Tierchen befreit zu werden, aber leider alles vergebens. Ich habe die ganzen Zimmer mit Chlorkalk-Salzſäure ausgeräuchert, die Räume von der ſtädtiſchen Feuerwehr zweimal mit Formaldehyd desinfizieren laſſen; meine geſamten Möbel ſind mit einer dreiprozentigen Karbollöſung abgewaſchen worden, die Betten, Matratzen uſw. ſind etwa einundeinviertel Stunde in Dampfkaſtenlade (auf 110° erhitzter Waſſerdampf) geweſen, ebenſo wie die Wände mit einer vierzigprozentigen Karbollöſung behandelt wurden, indes alles vergebens. Ebenſo hat ein Kammerjäger verſucht, der Tierchen Herr zu werden, aber auch mit vollſtändig negativem Erfolge. Nun wurde mir vor ein paar Tagen der Rat erteilt, es mit trockener Hitze zu verſuchen; ich habe auch das getan und die Zimmer vierundzwanzig Stunden unter einer ſolchen Hitze gehabt, daß ſich die Möbel zogen und die Kerzen meines Kronleuchters abſchmolzen, und trotzdem fanden ſich immer noch Haufen dieſer Tierchen, ſo daß ich und meine Frau tatſächlich dem Verzweifeln nahe ſind und vollſtändig ratlos daſtehen.“ Der Inhaber einer großen Lederwarenfabrik, die für ihre Fabrikate (Koffer) Mehlkleiſter verwendet, teilte mit, daß er ſchon viele vergebliche Verſuche gemacht hat, die immer wiederkehrenden Milben zu beſeitigen. Der Mehlkleiſter von Roggenmehl, zubereitet mit Borax und Terpentinzuſatz, wird mit heißem Waſſer hergeſtellt, und trotzdem finden ſich nach einem bis zwei Tagen im Kleiſter immer wieder Milben (Tyroglyphus farinae). Auch aus Häuſern in Greiz wurden dem Verfaſſer neue Fälle mitgeteilt. Hier hat eine Behandlung der Möbel uſw. mit Dämpfen, die in dem Sterilisationskaſten von Prof. Dr. Buchenau und Arnold A. Dolder in Bremen entwickelt werden, beſten Erfolg gehabt. Auch die Behandlung mit Blauſäure, die Prof. Dr. K. Sajó in Budapeſt in einer Nummer des „Prometheus“ kürzlich näher behandelt hat, dürfte guten Erfolg verſprechen.


Fr. Keller
Stuttgart

Aus der Großen Berliner Kunſtausſtellung: Steinſchleiferei in Solnhofen. Nach dem Gemälde von Friedrich Keller.

Aus der Großen Berliner Kunſtausſtellung.

Steinſchleiferei in Solnhofen.

Gemälde von Friedrich Keller.

Eilt man von Nürnberg oder von Ansbach her auf der Eiſenbahn der bayriſchen Hauptſtadt zu, ſo fährt man im freundlichen, farbenreichen Tal der Altmühl, nachdem man eben erſt den alten Stammſitz der Grafen v. Pappenheim erblickt hat, an dem zu beiden Seiten des Fluſſes ſich ausbreitenden Dorfe Solnhofen vorüber, das ſeinen Namen einer hier im achten Jahrhundert von Sola, einem Schüler des heil. Bonifatius, begründeten Benediktinerabtei, ſeine heutige Berühmtheit aber den in der Nähe gelegenen Steinbrüchen verdankt, die jahraus, jahrein etwa dreitauſend Arbeiter beſchäftigen. Hier gibt das Gebirge den dichten, feinkörnigen Kalkſchiefer her, der in geſchliffenen Platten in alle Teile der Welt verſandt wird, und von hier ſtammt der gelbliche oder auch in ein bläuliches Grau ſpielende Solnhofener Stein, deſſen die von Senefelder vor hundert Jahren erfundene und dann viel geübte, ſpäter vorübergehend mißachtete, in neueſter Zeit aber wieder zu noch erhöhter Wertſchätzung gelangte und jetzt überall von berufenſten Künſtlerhänden gepflegte Lithographie ſich zur Herſtellung ihrer Druckplatten bedient.

In das Reich der Arbeit, die hier unermüdlich ſchafft, um mit den ſchweren, ſpiegelglatt geſchliffenen Steinplatten einer anderen Arbeit vorbereitend zu dienen, führt uns der aus Neckarweihingen in Württemberg gebürtige, in Stuttgart tätige Friedrich Keller durch das heute im Holzſchnitt wiedergegebene Bild einer „Steinſchleiferei in Solnhofen“, das er zur diesjährigen Berliner Kunſtausſtellung ſandte. Der Steinbruch und die Steinbrucharbeiter haben den Meiſter wiederholt ſchon gefeſſelt; in dem anſehnlichen Werkſtattbild, das er uns diesmal bietet, iſt ihm eine ſeiner beſten Arbeiten gelungen. Friſche Beobachtung verbindet ſich in ihr mit nicht geringer Kunſt der Darſtellung. In jedem Zuge charakteriſtiſch, verſetzt die Schilderung den Beſchauer in den Solnhofener Betrieb und deſſen ausgeſprochene Eigenart gleichſam mitten hinein; man empfindet angeſichts des Bildes ſofort den vollen Reiz des beſonderen Gepräges der Örtlichkeit, der beſonderen Beſchäftigung, die hier ausgeübt wird, und der durch ſie bedingten und erzeugten Erſcheinung der Menſchen, die dieſer Beſchäftigung obliegen. Das alles aber und insbeſondere der niedrige und doch weite und luftige Raum, der ſamt den ſchwerfälligen Tiſchen aus demſelben Geſtein ſich aufbaut, das in ihm bearbeitet wird, wie das ihn erfüllende, durch die Fenſter von allen Seiten her einfallende und ihn durchwogende Licht iſt mit echt maleriſchem Auge geſehen und zu großer und ſtarker Wirkung gebracht. Sorgſam iſt das Bild in ſeinen Einzelheiten ſtudiert, aber mit ſicherer Hand frei und breit hingemalt, und wohltuend berührt es das Auge durch die feine und klare, bei aller Bewegtheit ruhevolle Tonſtimmung, in der es durchgeführt iſt. Fd.

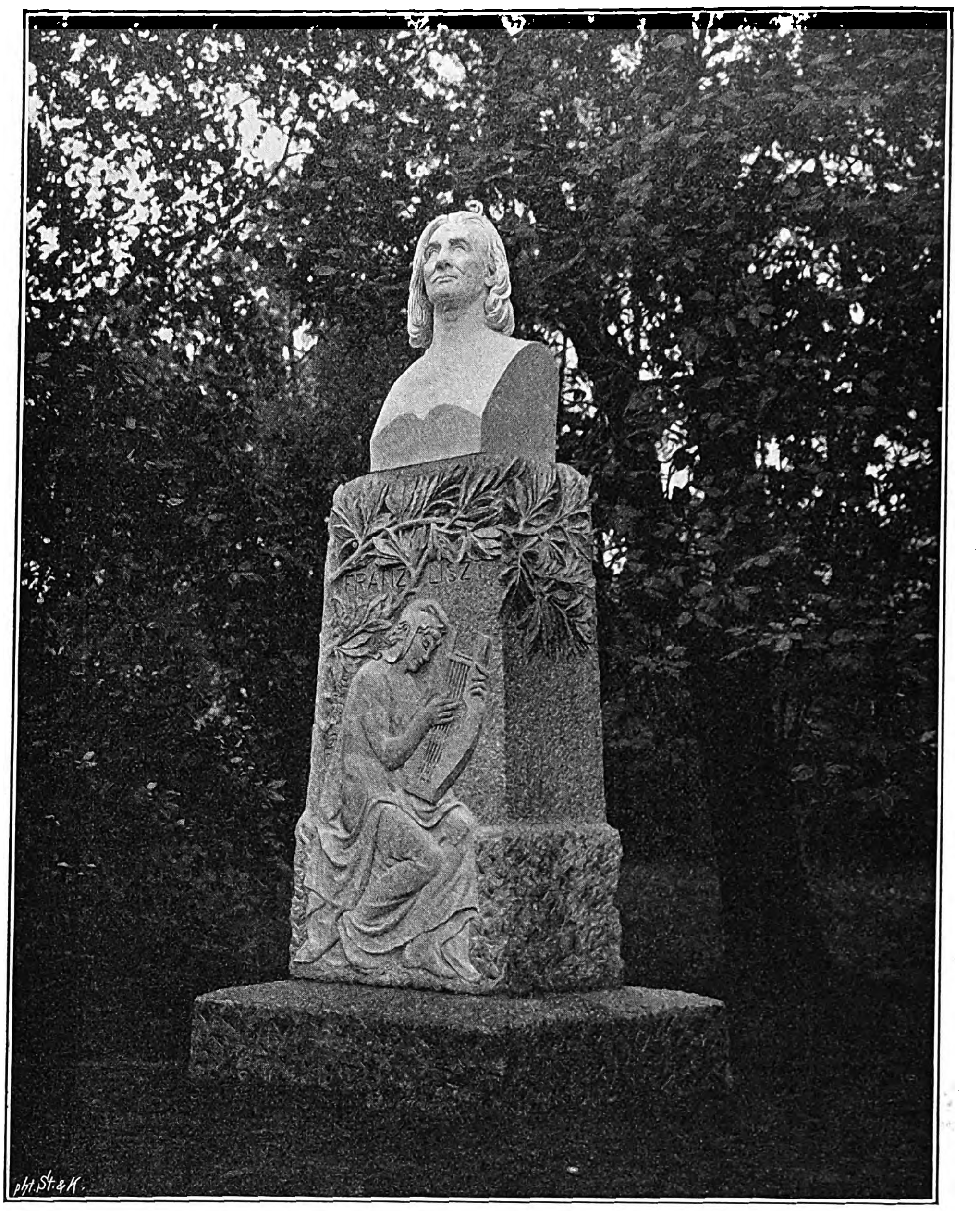
Aus der Münchener Jahresausſtellung im Glaspalaſt.

Am Bache.

Gemälde von Adolf Lins.

Wie herrlich iſt es im Grünen, am Bache unter den Weiden, wo gewöhnlich das Gänſemädchen ſteht, mit bloßen Füßen, gebräunt von der Sonne. Wie wohlig umweht ſie die laue Luft, die wonnige Kühle des Waſſers und locket zum Bade! Es iſt eine Luſt zu leben! Auch in der Gänſeſchar, die den Bach und den Anger bevölkert, drückt ſich dieſes Behagen aus. Es gibt für den Maler nicht leicht ein anziehenderes Bild als eine ſolche Herde über eine Fläche zerſtreut. Das weiße, glänzende Gefieder ergibt zuſammen mit den grünen, friſchen, ſaftigen Farben einen prächtigen Akkord. Das ſcheinbar Unregelmäßige und Zufällige in der Verteilung der Farben wird durch die Kunſt des Malers zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigt, beſonders wenn, wie hier im Bilde „Am Bache“ von Adolf Lins, die Landſchaft als Stimmungsfaktor verwendet iſt. Wie alle modernen Tiermaler, iſt auch Lins in erſter Linie Landſchafter und legt als ſolcher ein feines Gefühl für koloriſtiſche Tonwerte an den Tag. Und gerade auch der landſchaftliche Teil in unſerem Bilde iſt duftig und zart behandelt; um ſo lebhafter wirken dagegen die trefflich individualiſierten Gänſe.

Enten und Gänſe, in ihrem oft ſehr lebhaften Farbenſpiel, im vollen Sonnenſchein auf der Wieſe und am Waſſer oder im dämmerigen Grün unter den Weiden ergeben die Motive, die Adolf Lins mit Vorliebe, Geſchick und ausgebildetem Geſchmack in ſeinen Darſtellungen behandelt. Er gehört der Vereinigung Düſſeldorfer Künſtler an und iſt gegenwärtig innerhalb dieſer Gruppe auf der Münchener Jahresausſtellung im Glaspalaſt mit mehreren Gemälden vertreten. A. H.



Das Liſzt-Denkmal in Stuttgart. Modelliert und ausgeführt von Adolf Fremd.

Das Liſzt-Denkmal in Stuttgart.

Dem Altmeiſter der Töne, dem großen Komponiſten und Klavierkünſtler Franz Liſzt, wird in der württembergiſchen Haupt- und Reſidenzſtadt in dieſen Tagen ein Denkmal — das zweite in Deutſchland — erſtehen. Beſeelt von pietätvoller Dankbarkeit, hat Frau Johanna Klinckerfuß, Königliche Hofpianiſtin in Stuttgart, teils aus Privatmitteln, teils aus dem Erträgnis eines von ihr veranſtalteten Liſzt-Konzerts ihrem verewigten Lehrer dieſes Erinnerungszeichen aufgerichtet. In den Königlichen Anlagen, die Württembergs Herrſcher hierfür zur Verfügung überlaſſen hat, unweit des Roſenhügels, hat das Denkmal Aufſtellung gefunden. Dorthin an jenen lauſchigen Platz, wo ſtimmungsvoll die alten Baumrieſen das ſteinerne Haupt des Meiſters beſchatten, können auch die Töne ſeiner unſterblichen Werke dringen, wenn an Konzerttagen Frau Muſika im Hofgarten ihr Szepter ſchwingt.

Schimmernd weiß leuchtet aus dem dunkeln Grün der Blätter die aus karrariſchem Marmor geformte Büſte, in anderthalbfacher Lebensgröße gehalten, hervor. Das edle Antlitz mit den durchgeiſtigten Zügen, die hohe Stirn, die energiſche Naſe und der ſtolze Mund mit ſeinen fein gezeichneten Linien, kurz der ganze ideale Charakterkopf, welcher auf jeden, der ihn einmal geſehen hatte, ſo nachhaltig frappierend wirkte, ſind hier in voller Lebenswahrheit wiedergegeben. Des weißen Haares üppige Fülle umrahmt würdevoll das geniale Greiſenhaupt. Den Sockel des Denkmals, der aus braunem Kalkſtein beſteht und, nach unten hin breiter auslaufend, eine Abſtufung aufweiſt, zieren großblätterige Lorbeerzweige, die von einem an der Ecke angebrachten Stamme ausgehen und nach allen Seiten ſich hinaufranken. Ein Relief zeigt die ſitzende Figur des Orpheus, der, in die Saiten greifend, dem dahingeſchiedenen Muſikheros ſeine Huldigung darbringt. Ein ſinnend ſchwermütiger Ausdruck lagert auf dem Antlitz des Sängers, deſſen jugendliche Geſtalt, halb von der Drapierung des Mantels verhüllt, anmutige Formen zeigt. Modelliert und ausgeführt iſt das Denkmal von dem Stuttgarter Bildhauer Adolf Fremd, der bereits zahlreiche und bedeutende plaſtiſche Werke, darunter auch die in Nr. 3129 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 18. Juni d. J. abgebildete Graf-Eberhard-Statue auf der Tübinger Brücke, geſchaffen hat.

Sofie Frank.

Sport und Jagd.

— In Hoppegarten wurde am 12. Oktober zum Kehraus geblaſen. Der Beſuch war leidlich gut, und es herrſchte in Anbetracht des Gerüchts, daß 1904 wieder Sonntagsrennen ſtattfinden würden, eine gehobene Stimmung. Das Durchgängerrennen, Preiſe 6770 ℳ, Strecke 1400 m, wurde von der ſchnellen 3j. br. St. Ballerina, von Royal Hampton-Barn Dance, der Herren C. v. Lang-Puchhof und A. v. Schmieder leicht mit fünfviertel Länge gegen Gymkhana, Fama u. a. gewonnen. Im Saphirrennen, Preiſe 8800 ℳ, Strecke 1400 m, zeigte des Mr. Curtes 2j. br. H. Georg, von Sperbers Bruder-Georgia, abermals ſeinen Altersgenoſſen die Eiſen.

— Der Carlshorſter Renntag am 15. Oktober, der vom ſchönſten Wetter begünſtigt war, brachte ſtarken Beſuch und ſchönen Sport. Im Hauptjagdrennen, Ehrenpreis und 12 000 ℳ, Platzgelder 8000 ℳ, Strecke 4000 m, ſiegte die 4j. br. St. Gardez la Reine, von Fulmen-Garriſyde, unter Hrn. R. v. Wallenberg überlegen mit vier Längen gegen ihre Altersgenoſſen. Im Deutſchen Hürdenrennen, Ehrenpreis und je 2450 ℳ, Strecke 3500 m, kam es zu totem Rennen zwiſchen des Frhr. v. Richthofen 3j. br. H. Meridian, von Kirkconnel-Miſſion, und des Hrn. H. v. Treskow 3j. br. H. Lockhähnchen, von Bandit-Jenny Lind.

— Das Meeting zu Frankfurt a. M. am 17. und 18. Oktober brachte bei intereſſantem Sport mancherlei Überraſchungen, ſo den Sieg der ſchw. St. Lucca (55 kg), von Cazabat-Lucerna, im Oktoberpreis für Zweijährige, Ehrenpreis im Wert von 5000 ℳ und 10 000 ℳ, Ehrenpreis und 2500 ℳ ſowie 2500 ℳ für den Dritten und Vierten, Strecke 1400 m. Des Geſtüts Römerhof F.-H. Giſelbert (59,$_5$ kg), von Saraband-Sweeteſt, wurde mit zwei Längen Abſtand Zweiter, dann folgten der dbr. H. Real Scotch und die F.-St. Roſenrot. Das Vergleichsrennen, Wert 3140 ℳ, Strecke 1400 m, für Zweijährige, gewann des Geſtüts Römerhof br. St. Gloria, von Saraband-Luxury. Der Frankfurter Goldpokal, Pokal und 5920 ℳ (Hr. W. Hieſtrich) ſowie 5920 ℳ (Graditz), 1840 ℳ Platzgelder, Strecke 2000 m, brachte ein totes Rennen um den erſten Platz zwiſchen dem 3j. br. H. Zahlmeiſter, von Nickel-Zenobia, des Hrn. Hieſtrich und dem 3j. br. H. Leander, von Le Juſticier-Lozenge. Den Preis von Donaueſchingen, Ehrenpreis und 3000 ℳ, Jagdrennen über 4500 m, gewann Leutn. v. Schmidt-Pauli auf des Mr. B. 5j. br. St. Echidna, von Ben Gough-Eclair, im Kanter mit dritthalb Länge.

— Zu München fiel am 18. Oktober der Subſkriptionspreis, 5000 ℳ, Strecke 2000 m, an des Hrn. A. v. Schmieder 4j. F.-St. Briſeis, von Despair-Bride of the Sea.

— Aus dem Stadtpreis-Jagdrennen über 4000 m zu Düſſeldorf am 19. Oktober, Preis 3000 ℳ, ging der erfolgreiche Leipziger Herrenreiter M. Lücke auf des Hrn. H. Suermondt a. Sch.-St. Freilich, von Königſtein-Freia, als Sieger hervor.

— Zu Budapeſt triumphierte am 13. Oktober im Jockeiklubpreis, Ehrenpreis und 19 000 Kronen, Strecke 2800 m, des Grafen T. Feſtetics 3j. br. H. Jenkins, von Coureur-Addy. — Der Auſtriapreis, 100 000 Kronen, Strecke 1300 m, brachte dem Favoriten, dem 4j. br. H. Hazafi, von Orwell-Ollyan-nincs, des Hrn. E. v. Blascovits gegen Con Amore und Bon Marché am 18. zu Wien den Sieg. Die Große Wiener Herbſt-Steeplechaſe, Preis 12 000 Kronen, Strecke 6400 m, wurde von dem 4j. F.-W. Grinzinger, von Mailberger-Macroma, des Oberleutn. Grafen P. Orſſich gewonnen.

— Sceptre, die ausgezeichnete 4j. br. St., von Perſimmon-Ornament, des Mr. W. Baß errang wiederum einen Sieg, und zwar mit zehn Längen, am 13. Oktober zu Newmarket in dem Champion Stakes, 20 000 ℳ, Strecke 2000 m. Die Newmarket Oaks, Wert 20 000 ℳ, für 3j. Stuten, Strecke 3200 m, gewann des Lord Falmouth br. St. Quinteſſence, von Saint Frusquin-Margarine. Das ſeit 1839 gelaufene, ſo ſehr beliebte Rennen, die Ceſarewitch Stakes, Wert etwa 60 000 ℳ, Strecke 3600 m, am 14. wurde von fünfundzwanzig Pferden beſtritten. Es gelang dem a. F.-H. Grey Tick (44,$_5$ kg), von Father Confeſſor-Special Wive, vermöge dieſes Federgewichts den Favoriten, den 3j. F.-H. Zinfandel (52,$_5$ kg), von Perſimmon-Medora, und mit ihm die anderen zu ſchlagen.

— Zu Paris-Chantilly ging am 15. Oktober im Prix de la Forêt, 20 000 Frs., für Zweijährige, über 1400 m, des Monſ. Henry-Lepaute F.-H. Lorlot, von Winkfield's Pride-Lina Hacket, als erſter durchs Ziel. Der Prix Salamandre, Wert etwa 24 000 Frs., Strecke 1400 m, für Zweijährige, am 18. fiel an des Monſ. M. Ephruſſi br. H. Fifre II, von Goſpodar-Fifine, mit vier Längen. Im Handicap Limité, Preis 20 000 Frs., Strecke 2400 m, für Dreijährige, blieb des Monſ. M. Caillaut br. St. Mater, von Clamart-la Goulue, ſiegreich.

— Das Trabreiten zu Paris-Saint-Cloud am 12. Oktober, für Dreijährige, nahm im Prix de l'Elevage, 10 000 Frs., Strecke 4200 m, einen ſchönen Verlauf; des Monſ. Dejean F.-St. Aline gewann das Rennen in der ſehr guten Zeit von 6:56,$_8$. Im Prix du Miniſtère de l'Agriculture, 25 000 Frs., für Dreijährige, Strecke 4200 m, war die Zeit, die des Monſ. J. Thibault dbr. H. Aunay gebrauchte, ebenſo gut (6:59,$_6$).

— Im Jugendrennen, Preiſe 1600 ℳ, Strecke 1500 m, für inländiſche Zweijährige, zu Weißenſee bei Berlin am 11. Oktober ſiegte des Hrn. M. Fritze br. St. Heimat (1580 m) in 2:41,$_6$. Am 18. behielt im Großen Oktober-Handikap, Preiſe 2000 ℳ, Minimalſtrecke 2550 m, des Hrn. H. Buchwald 6j. ſchwbr. H. Marſchall (2590 m) in 4:04 den Kopf in Front.

— **Das Vindobona-Handikap, Preiſe 8000 Kronen,** Strecke 3200 m, zu Baden bei Wien am 11. Oktober fiel zugunſten der 3j. br. St. Ines des Cav. G. Roſſi in 5:05,$_{8}$ aus. Der Preis vom Kahlenberg, 3500 Kronen, Strecke 4000 m, am 14. war ein gutes Ding für des Hrn. H. Godderidge 6j. br. St. Lisbeth in 6:09,$_{9}$.

— **Die Meiſterſchaft von Bayern über die kurze** Strecke auf der Landſtraße, 1000 m, für 1903/04 holte ſich Beuß, dem Haber, Biſchung, Jakobi, ganz dicht geſchloſſen, folgten. Die gleiche Motormeiſterſchaft über 2500 m gewann der Expreßmotor mit Fahrer Steininger aus Neumarkt vor dem Triumphmotor mit Fahrer Roßmarinit aus Wien mit einer halben Länge.

— **Im Duisburger Derbypreis über 2000 m am** 11. Oktober zu Duisburg ſchlug Worms mit einer Länge in 3:35,$_{4}$ Giffels als zweiten. Dieſe beiden erſtritten das Tandemrennen über 2000 m überlegen.

— **Zu Plauen i. V. fand am 11. Oktober das** Rennen um den Großen Preis des Vogtlandes, 1000, 600, 500, 400 ℳ, Stundenrennen mit Motorführung, ſtatt. Infolge des ſtrömenden Regens mußte dasſelbe nach 28 Min. abgebrochen werden. Käſer war mit 25,$_{203}$ km an der Spitze.

— **Ein Diſtanzmarſch von Bordeaux nach Paris,** 600 km, wurde am 11. Oktober beendet. Peguet ſiegte in 114 Stund. 42 Min. ſehr überlegen gegen Gallot, 120:18. Antoine, als dritter, brauchte 123:21.

— **Auf den Hofjagden zu Mürzſteg, die zu Ehren** des Zaren Nikolaus II. vom 1. bis 3. Oktober abgehalten wurden, gelangten 138 Gemſen zur Strecke, von denen der Zar 13, Kaiſer Franz Joſeph 6, Erzherzog Franz Ferdinand 34 erlegte. Der Erzherzog hatte auch am dritten Tage, wo es ſehr ſtürmiſch war, Weidmannsheil; er ſchoß einen Vierzehnender, einen Sechſender und ein Rottier.

— **Kronprinz Wilhelm erlegte Ende September** im Revier Olberg bei Aken a. Elbe fünf jagdbare, brave Hirſche (Zehn- bis Vierzehnender) und einen guten Rehbock.

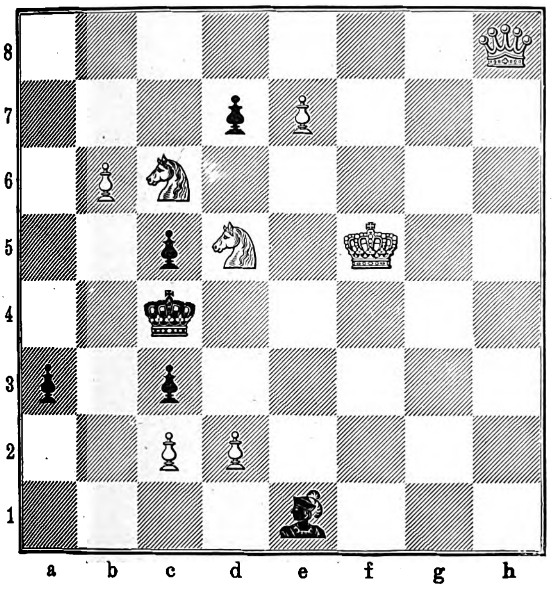
Schach.

Aufgabe Nr. 2946.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Von J. Fridlizius in Göteborg.

Schwarz.



Weiß.

Zur Abwechſlung bringen wir diesmal wieder eine elegante Schöpfung des bekannten formgewandten nordiſchen Problemkomponiſten und ſchließen an dieſelbe in Typen einen witzigen Zweizüger an, der im Turnier des „Norwich Mercury“ den erſten Preis erhielt:

Von J. Wright in London.

Weiß: K. c 8. D. h 8. T. a 6. L. h 1. B. a 4, a 7, c 7, d 7.
Schwarz: K. a 8. D. e 4. L. b 6. B. a 5, f 5.

Auflöſungen.

Nr. 2931. Von K. Fiala in Tabor. 1. D. e 2, T. d 4: 2. D. h 5 † uſw.; auf 1. . . ., T. c 4 folgt 2. S. b 5: uſw.; auf 1. . . ., T. b 1 2. S. e 6 uſw.; auf 1. . . ., S. b 8 2. S. f 5 uſw.; auf 1. . . ., S. ~ 2. S. f 3 † uſw.; auf 1. . . ., K. d 6 2. L. f 4 † uſw.; auf 1. . . ., K. d 4: 2. D. d 3 † uſw.

Eingeſendet von K. Seeberger in Znaim, K. Urbach in Egeln, J. Raykowſki in Kulm, Dr. E. L. in Graz, A. Barthold in Wien, A. Wichmann in Steinwedel, F. Walz in Ludwigsburg.

Löſung der Typenaufgabe. Von V. Marin in Barcelona. 1. D. e 8, K. f 3 (K. f 5) 2. D. h 5 † uſw.; auf 1. . . ., K. d 3 (K. d 5) folgt 2. D. b 5 † uſw.; auf 1. . . ., ~ 2. D. c 6 † uſw.

Eingeſendet von A. Wichmann in Steinwedel, F. Walz in Ludwigsburg, Dr. E. L. in Graz, J. Raykowſki in Kulm, K. Seeberger in Znaim, K. Urbach in Egeln, S. Stern in Brod.

Nr. 2932. Von O. Nemo in Wien. 1. K. b 4, b a † 2. K. c 4, a 6 3. T. d 3, a b ‡; auf 1. . . ., a 6 folgt 2. D. e 4 †, T. f 4 3. T. a 6:, T. e 4 ‡.

Eingeſendet von S. Stern in Brod, Lindemann in Huſum, Fr. Baumgarten in Wien, J. Raykowſki in Kulm, A. Wichmann in Steinwedel, F. Walz in Ludwigsburg, K. Seeberger in Znaim, K. Urbach in Egeln.

Löſung der Typenaufgabe. Von Dr. E. Mazel in Lemberg. 1. T. g 1, K. f 4 2. L. e 2 uſw.; auf 1. . . ., K. h 4 folgt 2. L. f 3 uſw.

Eingeſendet von K. Urbach in Egeln, K. Seeberger in Znaim, F. Walz in Ludwigsburg, A. Wichmann in Steinwedel, J. Raykowſki in Kulm, Fr. Baumgarten in Wien, M. Beil in Stargard, Lindemann in Huſum, S. Stern in Brod.

Nr. 2933. Von V. Schiffer in Wien. 1. S. e 6, K. e 6: 2. D. g 8 † uſw.; auf 1. . . ., K. e 4: folgt 2. D. a 8 † uſw.; auf 1. . . ., T. e 4: 2. S. c 7 † uſw.; auf 1. . . ., f 5 2. L. f 4 † uſw.; auf 1. . . ., ~ 2. S. c 3 † uſw.

Eingeſendet von Fr. Baumgarten in Wien, F. Walz in Ludwigsburg, A. Wichmann in Steinwedel, D. W. Weigt in Brieg, H. Strömer in Stettin, A. Barthold in Wien, K. Urbach in Egeln, S. Stern in Brod, K. Seeberger in Znaim, J. Raykowſki in Kulm.

Löſung der Typenaufgabe. Von G. Heathcote in Mancheſter. 1. h 3, d 5 2. D. h 1 uſw.; auf 1. . . ., K. f 5 folgt 2. c 4 † uſw.; auf 1. . . ., K. f 3: 2. D. f 1 † uſw.; auf 1. . . ., K. d 5 2. D. b 5 † uſw.; auf 1. . . ., L. b 7 2. D. b 7 † uſw.; auf 1. . . ., L. d 5 2. D. d 1 uſw.; auf 1. . . ., ~ 2. D. b 3 uſw.

Eingeſendet von A. Wichmann in Steinwedel, K. Seeberger in Znaim, J. Raykowſki in Kulm, S. Stern in Brod, K. Urbach in Egeln, A. Barthold in Wien, H. Strömer in Stettin, F. Walz in Ludwigsburg, Fr. Baumgarten in Wien.

Nr. 2934. Von F. Schrüfer in Bamberg. 1. S. g 4, f g 2. L. g 3, c 6 (falls 2. . . ., a b, ſo 3. T. c 7 † uſw.; falls 2. . . ., K. d 6 3. f 5 † uſw.) 3. L. f 2 † uſw.; auf 1. . . ., K. c 6 folgt 2. T. g 6 †, K. d 7 3. S. e 5 † uſw.; auf 1. . . ., a b 2. S. e 5, K. d 6 3. T. g 6 † uſw.; es droht 2. T. g 6 uſw.

Eingeſendet von A. Wichmann in Steinwedel, K. Urbach in Egeln, Fr. Baumgarten in Wien, A. Barthold in Wien, S. Stern in Brod, J. Raykowſki in Kulm, J. Balló in Mainz, K. Seeberger in Znaim.

Nr. 2935. Von E. Pradignat in Saujon (Motto: „Koat ven“). 1. L. a 6, L. b 5: 2. D. e 8 uſw.; auf 1. . . ., L. a 8: folgt 2. S. d 6 † uſw.; auf 1. . . ., K. e 4 2. S. c 3 † uſw.; auf 1. . . ., K. g 6 2. D. f 8 uſw.; auf 1. . . ., L. d 5: 2. D. d 5 † uſw.; es droht 2. S. d 6 † uſw.

Eingeſendet von K. Seeberger in Znaim, A. Wichmann in Steinwedel, Lindemann in Huſum, A. Barthold in Wien, F. Walz in Ludwigsburg, J. Raykowſki in Kulm, D. Müller in Olmütz, H. Strömer in Stettin, Fr. Baumgarten in Wien, S. Stern in Brod.

Löſung der Typenaufgabe. Von B. Koſek in Bohumil (Motto: „U boy“). 1. S. c 4, T. f 5 2. D. f 3 uſw.; auf 1. . . ., K. c 4: folgt 2. D. f 7 uſw.; auf 1. . . ., K. e 4 2. D. g 6 † uſw.; auf 1. . . ., L. f 6, 2. D. g 6 † uſw.; auf 1. . . ., b c (oder ~) 2. D. g 6 † uſw.

Eingeſendet von S. Stern in Brod, Fr. Baumgarten in Wien, J. Raykowſki in Kulm, F. Walz in Ludwigsburg, K. Seeberger in Znaim, A. Wichmann in Steinwedel.

Wetterbericht.

Die Beobachtungen ſind früh 7, bezw. 8 Uhr.

b=bedeckt, w=bewölkt, h=heiter, r=Regen, s=Schnee, n=Nebel, g=Gewitter, st=Sturm.

Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10°=8° Reaumur) gegeben.

Stationen	Okt. 19	Okt. 20	Okt. 21	Okt. 22	Okt. 23	Okt. 24	Okt. 25
Valentia	+12 w	+9 w	+10 w	+10 b	+11 w	+12 b	+11 st
Breſt	+13 b	+15 b	+13 r	+13 w	+10 w	+13 w	+14 b
Paris	+4 b	+7 b	+10 b	+9 b	+9 b	+4 h	+8 b
Helder	+9 w	+7 w	+7 w	+12 w	+11 b	+11 h	+9 r
Brüſſel	+7 b	+7 w	+9 h	+9 w	+9 b	+6 h	+8 w
Neapel	+14 h	+10 h	+12 h	+14 h	+17 b	+14 w	+12 h
Florenz	+7 h	+5 h	+9 b	+10 b	+13 b	+10 b	+6 h
Trieſt	+9 h	+10 h	+11 h	+14 b	+14 r	+13 b	+12 h
Wien	+6 w	+4 w	—0 n	+1 n	+5 r	+8 r	+6 h
Budapeſt	+7 b	+5 h	+1 h	+1 b	+5 b	+8 b	+10 w
Hermannſtadt	+7 b	+3 r	+1 s	—3 h	+1 w	+10 b	+10 w
Odeſſa	+14 b	+5 b	—1 w	+3 b	+2 h	+13 b	+15 w
Archangelſk	—4 w	—5 b	—5 w	—6 b	—4 b	—	+1 b
St. Petersburg	—2 s	—1 b	—6 n	—7 n	—1 b	—	+5 b
Haparanda	—9 h	—11 h	+0 s	+3 r	—4 h	+2 b	+4 r
Stockholm	0 b	+1 w	+1 w	+6 b	+6 b	+8 w	+5 w
Chriſtianſund	+4 b	+8 r	+9 r	+8 b	+7 b	+5 r	+3 b
Oxö	+5 b	+6 b	+8 b	+7 w	+9 b	+7 st	+10 st
Kopenhagen	+4 w	+5 b	+5 w	+8 r	+9 b	+8 n	+9 b
Memel	+2 h	+1 b	+0 h	—1 n	+8 n	+9 w	+10 h
Kiel	+5 h	+2 h	+3 b	+8 h	+9 b	+6 h	+6 b
Hamburg	+3 n	+1 n	+2 w	+9 b	+10 b	+6 b	+6 b
Wilhelmshaven	+6 h	+3 w	+4 b	+9 w	+10 b	+6 h	+7 b
Hannover	+2 w	+2 h	+4 h	+10 w	+11 b	+5 w	+7 w
Leipzig	+5 b	+4 b	+1 h	+8 b	+9 w	+8 b	+3 h
Berlin	+6 w	+3 w	—0 h	+6 r	+7 w	+4 w	+3 h
Breslau	+4 b	+1 b	+3 b	—0 h	+7 b	+8 b	+2 n
Mülhauſen i. E.	+6 w	+1 h	+5 w	+10 b	+10 w	+7 w	+3 h
Karlsruhe	+7 r	+2 h	+0 w	+11 b	+11 r	+8 b	+1 w
Friedrichshafen	+5 r	+0 h	+2 n	+9 b	+10 h	+7 w	— b
München	+4 b	+0 h	—1 h	+7 b	+8 b	+5 w	0 h
Säntis (2500 Mtr.)	—7 s	—6 h	—1 st	—1 st	—4 s	—7 s	—3 st
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+15 b	+16 w	+15 w	+16 b	+19 b	+15 w	+16 b
Malaga	+18 b	+20 w	+19 r	—	—	—	—
Biarritz	+8 h	+16 h	+16 b	+13 b	+14 r	+12 h	+18 w
Nizza	+12 h	+11 h	+11 w	+12 b	+12 h	+11 h	+9 h
Leſina	+14 h	+12 h	+12 w	+14 h	+17 b	+15 w	+14 h
Helgoland	+7 w	+8 h	+7 b	+11 w	+11 b	+10 w	+9 b
Keitum (Sylt)	+5 h	+5 w	+5 b	+10 b	+10 b	+8 h	+9 b
Borkum	+7 h	+5 w	+7 b	+9 h	+10 b	+10 w	+8 b
Aachen	+7 w	+6 w	+10 b	+9 h	+9 w	+7 w	+9 w
Bad Reinerz (Schl.)	+2 b	—0 b	—4 h	—2 h	+6 w	+6 b	—1 h
Bad Kiſſingen	+4 w	—0 n	—2 h	+5 n	+9 n	+7 b	+2 n
Wildbad (Schwzw.)	+6 b	—1 h	—1 h	+10 r	+7 r	+6 r	—0 h
Ilmenau	+5 b	+1 h	—1 h	+8 b	+9 b	+6 r	+7 h
Davos	—2 s	—10 h	—5 h	+2 b	+3 b	0 b	—4 h
Baden bei Zürich	+4 n	+3 b	+0 n	+10 r	+7 b	+6 r	+2 n
Heiden (Schweiz)	+3 r	+1 h	+0 h	+8 r	+7 w	+4 r	—1 h
Meran	+8 h	+4 h	—1 h	+2 h	+7 w	+5 b	+4 h

Himmelserſcheinungen.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes: Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	des Mondes: Aufgang	Untergang
Nov.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
1.	14 38 14	11 43 43	—16 17	— 1 39	353	+ 1 14	am Tage	2 30 fr.
2.	14 42 11	11 43 41	16 19	+ 2 16	5	+ 0 6		3 35
3.	14 46 7	11 43 40	16 20	6 11	18	— 1 3		4 42
4.	14 50 4	11 43 40	16 20	9 54	31	2 11		5 51
5.	14 54 1	11 43 40	16 20	13 12	45	3 13	5 10 ab.	am Tage
6.	14 57 57	11 43 41	16 19	15 51	59	4 5	5 49	
7.	15 1 54	11 43 44	—16 16	+17 36	73	— 4 44	6 35	

Sonne: Gerade Aufſteigung 218° 26′ (14^{h} 34^{m}), ſüdliche Abweichung 15° 5′ (den 4.).

Sonnenaufgang 7 Uhr 8 Min., Sonnenuntergang 4 Uhr 39 Min. (den 4.).

Mond: Vollmond den 5. vormittags 6 Uhr 27 Min.

Sichtbarkeit der Planeten.

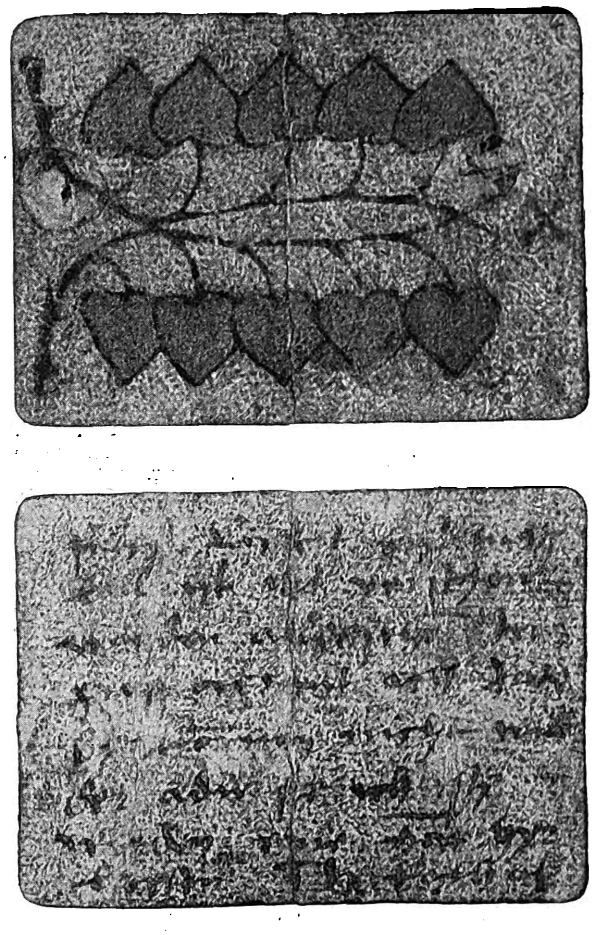
Merkur iſt die erſten Tage der Woche früh noch ganz kurze Zeit ſichtbar, nachher verſchwindet er in der Morgendämmerung. — **Venus** ($176\,^3/_4$° = 11^{h} 47^{m} gerade Aufſteigung, $^3/_4$° nördliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Löwen, glänzt von 3 Uhr früh an am öſtlichen Himmel und iſt noch in der hellen Dämmerung in ziemlicher Höhe als feiner weißer Lichtpunkt zu finden; ihre 32 Bogenſekunden große Scheibe erſcheint im Fernrohr zu $^3/_{10}$ beleuchtet. — **Mars** (271° = 18^{h} 4^{m} gerade Aufſteigung, $24\,^3/_4$° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, geht abends gegen 7 Uhr unter. — **Jupiter** ($348\,^1/_4$° = 23^{h} 1^{m} gerade Aufſteigung, $7\,^3/_4$° ſüdliche Abweichung), rückläufig im Sternbilde des Waſſermanns, für den Anblick mit bloßen Augen im Stillſtand, hat ſeinen höchſten Stand am Südhimmel abends $8\,^1/_4$ Uhr und kann bis früh zwiſchen $1\,^3/_4$ und $1\,^1/_2$ Uhr beobachtet werden. Verfinſterungen der Jupitermonde: des erſten den 2., Austritt früh 0 Uhr 51 Min. und den 3., Austritt abends 7 Uhr 20 Min.; des zweiten den 6., Austritt abends 7 Uhr 56 Min.; des vierten den 8. abends von 8 Uhr 57 Min. bis 11 Uhr 46 Min. — **Saturn** ($305\,^3/_4$° = 20^{h} 23^{m} gerade Aufſteigung, 20° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, ſteht abends bis zu ſeinem $9\,^3/_4$ Uhr erfolgenden Untergange am Südweſthimmel. — **Uranus** ($262\,^3/_4$° = 17^{h} 31^{m} gerade Aufſteigung, $23\,^1/_8$° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, geht abends $6\,^1/_2$ Uhr unter.

Der **Mond** iſt in Konjunktion mit dem Stern 1. Größe α Stier (Aldebaran) den 7. früh 5 Uhr.

Die älteſte deutſche Korreſpondenzkarte.

Zu der hier abgebildeten älteſten deutſchen Korreſpondenzkarte, die der modernen ihrer Form nach ziemlich nahe kommt, hat ihr Schreiber eine Spielkarte benutzt, auf deren Rückſeite die Mitteilung ſteht. Dieſe Karte ſtammt vom 12. März 1535, wo ſie von dem Dorfe Grüna, $1\,^1/_4$ Stunde von Jüterbog, ausging und an den Bürgermeiſter von Wittenberg, Georg Reichenbach, gerichtet war. Ihr Verfaſſer iſt der bekannte, von Heinrich v. Kleiſt durch ſeine treffliche Novelle verewigte Wegelagerer Michael Kohlhaas oder, wie von mir ſchon früher nachgewieſen und hiſtoriſch begründet wurde, Hans Kolhaſe*), ein Bürger und Handelsmann aus Berlin (Cölln a. d. Spree).

Der Abfaſſung dieſer Karte, auf deren Wortlaut ich unten zurückkomme, lag folgende Veranlaſſung zugrunde. Nachdem Kolhaſe wegen vermeintlicher Rechtsverweigerung infolge eines Prozeſſes dem Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen und allen ſeinen Untertanen die Fehde angeſagt hatte, traf er in der frühen Morgenſtunde zu Grüna auf zwei reiche Wittenberger Fleiſcher, die ſich des Viehhandels wegen vorübergehend dort aufhielten. Kolhaſe machte ſie mit Hilfe von ſechs ſeiner Spießgeſellen, die wohlbewaffnet teils zu Fuß, teils zu Wagen bei ihm eingetroffen waren, dingfeſt und bedrohte die Gefangenen eine ganze Stunde lang mit dem Tode oder mit dem Abhauen einer Hand; denn er vermutete in ihnen zugleich Verräter und Kundſchafter. Da aber bei ihnen weder Geld noch Briefe gefunden wurden, ließ er ſich mit ihnen an einem ſcharf bewachten Tiſch zum Morgenmahl nieder. Hier entwickelte er ſeine Pläne, die Lochauer Heide durch gepolſterte, mit Brennſtoffen verſehene Katzen in Brand zu ſtecken, ſchoß über die Gefangenen hinweg einen ſeiner Feuerpfeile, deren er wohl vierzig bei ſich hatte, in den Tiſch und ließ dann die geängſtigten Bürger — ihre Namen waren Blaſius Reichart und Matthias Calo — durch die Spießgeſellen ſcharf bewachen. Dieſe richteten den Tag über ihre Zündbüchſen auf die Gefangenen, ſo daß jeder Fluchtverſuch unmöglich war. Kolhaſe ſelbſt aber begab ſich auf ſeinem Wäglein zur Ruhe, nachdem er den beiden Opfern die ſpöttiſche Spielkarte mit ſeiner eigenen Handſchrift zur Abgabe an den Wittenberger Bürgermeiſter eingehändigt hatte.



Die älteſte deutſche Korreſpondenzkarte.
(Nachdruck der Karte verboten.)

Der Wortlaut dieſer Karte iſt folgender: „Bebeſt Richert und Matz Koll iſt nit verſchont worden, angeſehen Ir groß armut, ich Rate ſie kommen nicht widder ader ſie euch ſchreiben: werden eine hant hyr laſſen.

T. H. Kolhaſe.“

Zu bemerken iſt, daß Kolhaſe den Vornamen des Reichart irrtümlich änderte, und daß er für Matthias die gekürzte Form Matz und für Calo Koll ſetzte. Auch handſchriftlich iſt die Karte ein ſeltenes hiſtoriſches Stück, weil die Originalhandſchrift des Kolhaſe kaum noch ein zweites Mal exiſtiert. Es wird aktenmäßig ausdrücklich beſtätigt, daß Kolhaſe ſeinen für uns verloren gegangenen Fehdebrief mit gleichen Schriftzügen wie auf der Karte anfertigte.

Weimar. C. A. H. Burkhardt.

---

*) Vgl. meine Schrift „Der hiſtoriſche Hans Kolhaſe“ (Leipzig 1864).

UNIVERSITY OF COLORADO LIBRARIES

Das Jahn-Denkmal in Salzburg.

Am 18. Oktober fand im Kurpark zu Salzburg unter zahlreicher Beteiligung auswärtiger Vereine des Deutſchen Turnerbundes die Enthüllung des von dem Salzburger Turnverein geſchaffenen Jahn-Denkmales ſtatt. Nach dem Geſang des Bundesliedes von Mozart durch die Salzburger Liedertafel hielt Advokat Dr. Oedl die Feſtrede, in der er betonte, daß die Enthüllungsfeier, die mit dem dreiundvierzigſten Stiftungsfeſt des Vereins zuſammenfällt, deshalb auf den 18. Oktober feſtgeſetzt worden ſei, weil dieſer Tag auch der neunzigſte Jahrestag der nach der Schlacht bei Leipzig erfolgten Vereinigung Deutſchlands ſei. Mit der auf dem Sockel des Denkmals angebrachten Inſchrift: „Den Deutſchen kann nur durch Deutſche geholfen werden“ ſchloß der Feſtredner ſeine von nationaler Begeiſterung getragenen markigen Worte, worauf die Hülle des Denkmals fiel.

Das Jahn-Denkmal iſt eine Schöpfung des Salzburger Bildhauers Leo v. Moos und ſtellt die überlebensgroße Büſte des Turnvaters dar. Der marmorne, mit einer Eichengirlande geſchmückte Sockel ruht auf einer mächtigen Steinpyramide. Bürgermeiſter Berger gab ſeiner Freude darüber Ausdruck, daß der Turnverein Salzburg dieſes Denkmal geſchaffen habe, und verſprach, daß die Stadtgemeinde das Denkmal für alle Zeiten in treue Obhut nehmen werde.

Nachdem die Turnerſchaft das Lied „Wenn alle untreu werden“ geſungen und viele prächtige Kränze am Denkmal niedergelegt hatte, defilierten die Vereine vor dem Denkmal und zogen alsdann zum Schauturnen in den großen Kurſaal. Abends fand in den geräumigen Kurhauslokalitäten ein Feſtkommers ſtatt.

Totenſchau.

Bittrich, Kommerzienrat, Seniorchef der Kolonialwaren-Großhandlung J. C. Bittrich u. Söhne in Königsberg i. Pr., † daſelbſt am 24. Oktober.

Olafur Davidsſon, bedeutender isländiſcher Botaniker, ſehr verdient um die Kenntnis der isländiſchen Flora, ertrank am 6. September, 40 Jahre alt.

Alexander Dejanew, talentvoller ruſſiſcher Schriftſteller, bekannt als Feuilletoniſt und Theaterkritiker ſowie als Verfaſſer kleinerer Erzählungen, † in St. Petersburg vor kurzem.

Scott Fittis, bekannter ſchottiſcher Geſchichtſchreiber und Altertumsforſcher, † in Perth am 11. Oktober.

Julius Frhr. v. Gemmingen, General der Infanterie, ſeit 1. Oktober 1900 Präſident des Reichsmilitärgerichts, nachdem er zuletzt Kommandeur der 38. Diviſion geweſen war, am 16. Juli 1843 zu Grunau (Weſtpreußen) geboren, † in Berlin am 23. Oktober.

Wilhelm Frhr. v. Gemmingen, General der Kavallerie z. D., urſprünglich badiſcher, ſeit 1871 preußiſcher Offizier, zuletzt Kommandeur der 21. Diviſion, 1888 zur Dispoſition geſtellt, am 17. April 1827 zu Gemmingen (Baden) geboren, † in Karlsruhe am 18. Oktober.

Anton Hub. Horten, Reichsgerichtsrat in Leipzig, bis 1891 Oberlandesgerichtsrat in Frankfurt a. M., 1838 zu Kempen a. Rh. geboren, † in Leipzig am 23. Oktober.

Dr. **Markus M. Jaſtrow**, einer der bekannteſten Talmudiſten, † in Germantown bei Philadelphia am 14. Oktober, 74 Jahre alt.

Dr. **Ulrich Köhler**, Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an der Univerſität Berlin, am 5. November 1838 geboren, † in Berlin am 25. Oktober.

Dr. **Köpp**, Hofrat, bekannter Mathematiker, lange Jahre Direktor des Realgymnaſiums in Eiſenach, eifriger Kämpfer für Realſchulbildung, † in Eiſenach vor kurzem im 85. Lebensjahre.

Ernſt Kuhn, Kommerzienrat, Chef der Maſchinenfabrik G. Kuhn in Stuttgart-Berg, lange Jahre Vorſtand des Deutſchen Ingenieurvereins, † in Winnenden in der Nacht zum 23. Oktober, 50 Jahre alt.

William Edward Hartlepole Lecky, Hiſtoriker an der Univerſität Dublin, 1838 geboren, † in London am 22. Oktober.

Guſtav v. Moſer, Hofrat, bekannter und ſehr fruchtbarer Luſtſpieldichter, bis 1856 Offizier, von da ab nur der Schriftſtellerei ſich widmend, am 11. Mai 1825 zu Görlitz geboren, † daſelbſt am 23. Oktober. (Porträt u. Nekrolog ſ. S. 643.)

Chriſtian Auguſt Nagel, ehemaliger ordentlicher Profeſſor der Geodäſie an der Techniſchen Hochſchule in Dresden, † daſelbſt am 23. Oktober im 83. Lebensjahre.

Dr. **Otto J. F. Naſſe**, ordentlicher Profeſſor der Pharmakologie und phyſiologiſchen Chemie an der Univerſität Roſtock, † in Freiburg i. Br. am 20. Oktober im 64. Lebensjahre.

Georg Schlegel, ſeit 1872 Profeſſor der chineſiſchen Sprache an der Univerſität Leiden, Verfaſſer eines großen niederländiſch-chineſiſchen Wörterbuches, † in Leiden am 16. Oktober im 63. Lebensjahre.

Dr. jur. et phil. **Karl Adolf Schmidt**, Geh. Rat, emeritierter Profeſſor des römiſchen Rechts an der Univerſität Leipzig, Ehrenbürger dieſer Stadt, am 4. November 1818 zu Allſtedt (Sachſen-Weimar) geboren, † in Baden-Baden am 25. Oktober.

Emil Viktor v. Sperber, Rittergutsbeſitzer und Ehrenritter des Johanniterordens, ſeit 1890 deutſchkonſervatives Mitglied des Reichstags als Vertreter des Wahlkreiſes Stallupönen-Goldap-Darkehmen, am 27. April 1848 auf Adlig Kleszowen bei Wiekiſchken (Oſtpreußen) geboren, † in Berlin am 17. Oktober.

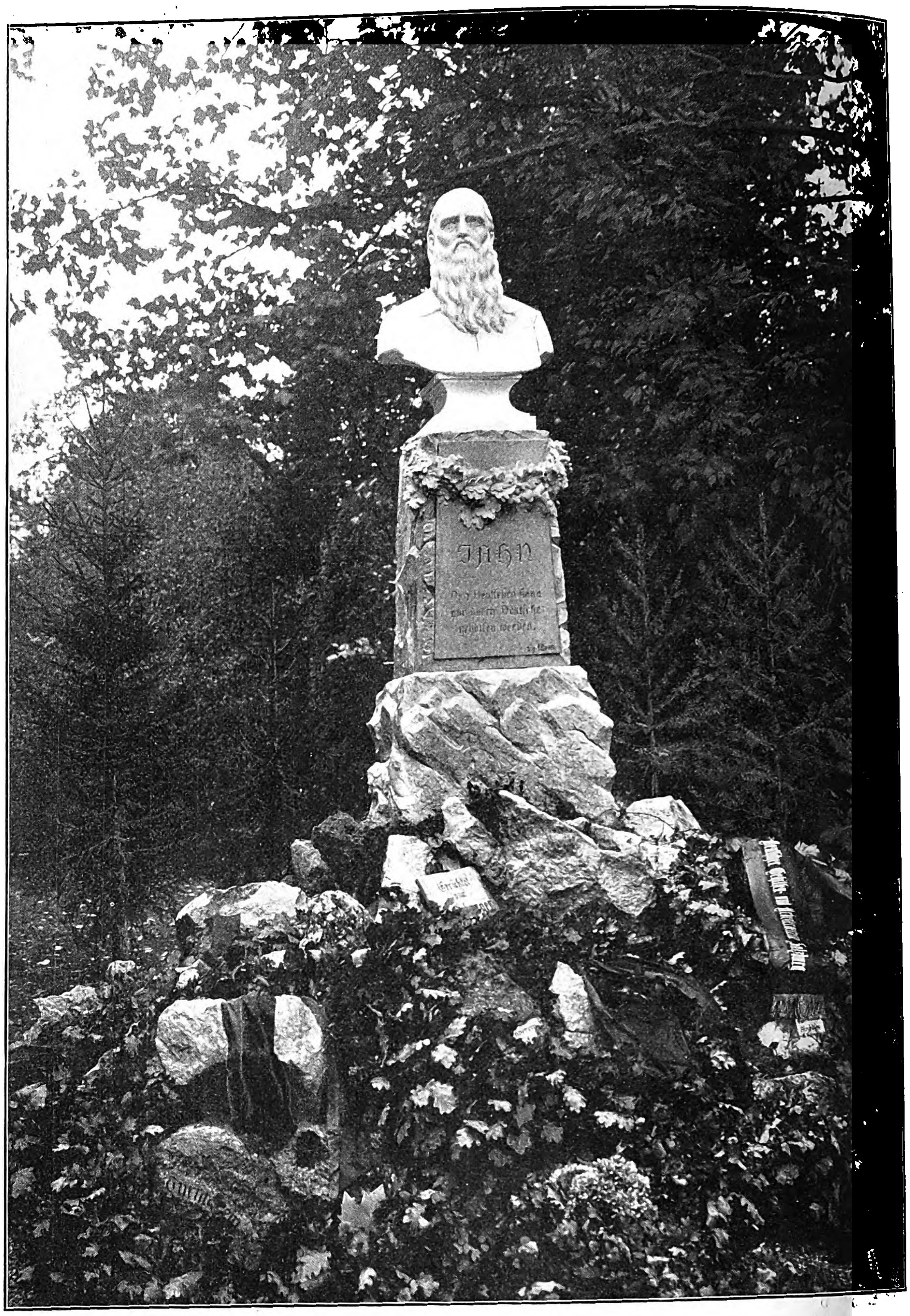
Dr. **Otto Weininger**, hervorragender junger Philoſoph in Wien, † daſelbſt am 4. Oktober durch Selbſtmord im 24. Lebensjahre.

Karl v. Weinrich, bayriſcher General der Kavallerie z. D., im Deutſch-franzöſiſchen Krieg Kommandeur des 5. Chevaulegerregiments ſowie an den Schlachten von Wörth und Sedan, ferner an der Belagerung von Paris beteiligt, 1871 Kommandeur der 2. Kavalleriebrigade, 1878 Kommandeur der 3. Diviſion, 1884 mit dem Charakter als General der Kavallerie in den Ruheſtand verſetzt, am 24. September 1815 zu Aſchaffenburg geboren, † in München am 19. Oktober.

Joſé Pedro Ritter Werneck de Aguilar, ehemaliger braſilianiſcher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter in Berlin, † in Schöneberg bei Berlin am 18 Oktober, 76 Jahre alt.

Johann Friedrich v. Wiedebach, Rittergutsbeſitzer und Königlich Sächſiſcher Kammerherr, ſeit 1890 Mitglied der ſächſiſchen erſten Ständekammer, am 21. April 1841 zu Bautzen geboren, † in Wohla am 18. Oktober.

Joſeph Winkler, Superintendent der Wiener Diözeſe Augsburgiſchen Bekenntniſſes, † in Arriach bei Villach am 22. Oktober.



Das Jahn-Denkmal in Salzburg. Modelliert von Leo v. Moos.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von H. Pfleumer in Salzburg.

Alpines.

— **Die Abgeordnetenverſammlung des Erzgebirgsvereins** hat am 26. und 27. September in Schneeberg ſtattgefunden. Dieſelbe wurde, zugleich als Jubiläumsverſammlung für das fünfundzwanzigjährige Beſtehen des Vereins, beſonders glanzvoll geſtaltet. Der Verein zählt 60 Zweigvereine mit rund 8000 Mitgliedern. Die Tagesordnung wurde glatt erledigt, der Haushaltplan auf 1903 nach den Vorſchlägen des Vorſtandes mit je 10026 ℳ in Einnahmen und Ausgaben bei der Hauptkaſſe und 5250 ℳ bei der Kaſſe des Fichtelberghauſes genehmigt. Als Feſtort für 1904 wurde Freiberg, für 1905 Zwönitz in Ausſicht genommen. Aus Anlaß der Vereinsjubiläums wurden der Vorſitzende Seminaroberlehrer H. Möckel und der Kaſſierer Stadtrat B. Härtel zu Ehrenmitgliedern ernannt und erhielten das Goldene Vereinszeichen; die übrigen noch lebenden Gründungsmitglieder wurden mit dem Silber-vergoldeten Vereinszeichen bedacht. Auch gelangte eine Feſtſchrift zur Verteilung, die vom Geſamtvorſtand herausgegeben wurde.

— **Der Bau der Ausſichtswarte der Sektion** Kleinzell am Hallbach des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs auf dem Schwarzwaldeck, mit dem je nach dem Stande der Witterung noch in dieſem Jahre begonnen wird, ſoll bis zum 1. Juni 1904 fertiggeſtellt ſein, ſo daß die Eröffnung der Warte Ende Juni in Ausſicht genommen werden kann.

— **Die Sektion Roſenheim des Deutſch. u. Öſterr. A.-V.** veranſtaltete am 20. September einen Ausflug zur Begehung des neuangelegten Weges auf die ausſichtsreiche Hochries, den höchſten Punkt jenes Gebirgszuges, der ſich von Aſchau im Priental gegen das Inntal zu erſtreckt. Die renovierte, mit dem Alpenvereinsſchloß verſehene Roſenheimer Hütte bietet einfache Unterkunft und eignet ſich auch als Standquartier für Schneeſchuhläufer.

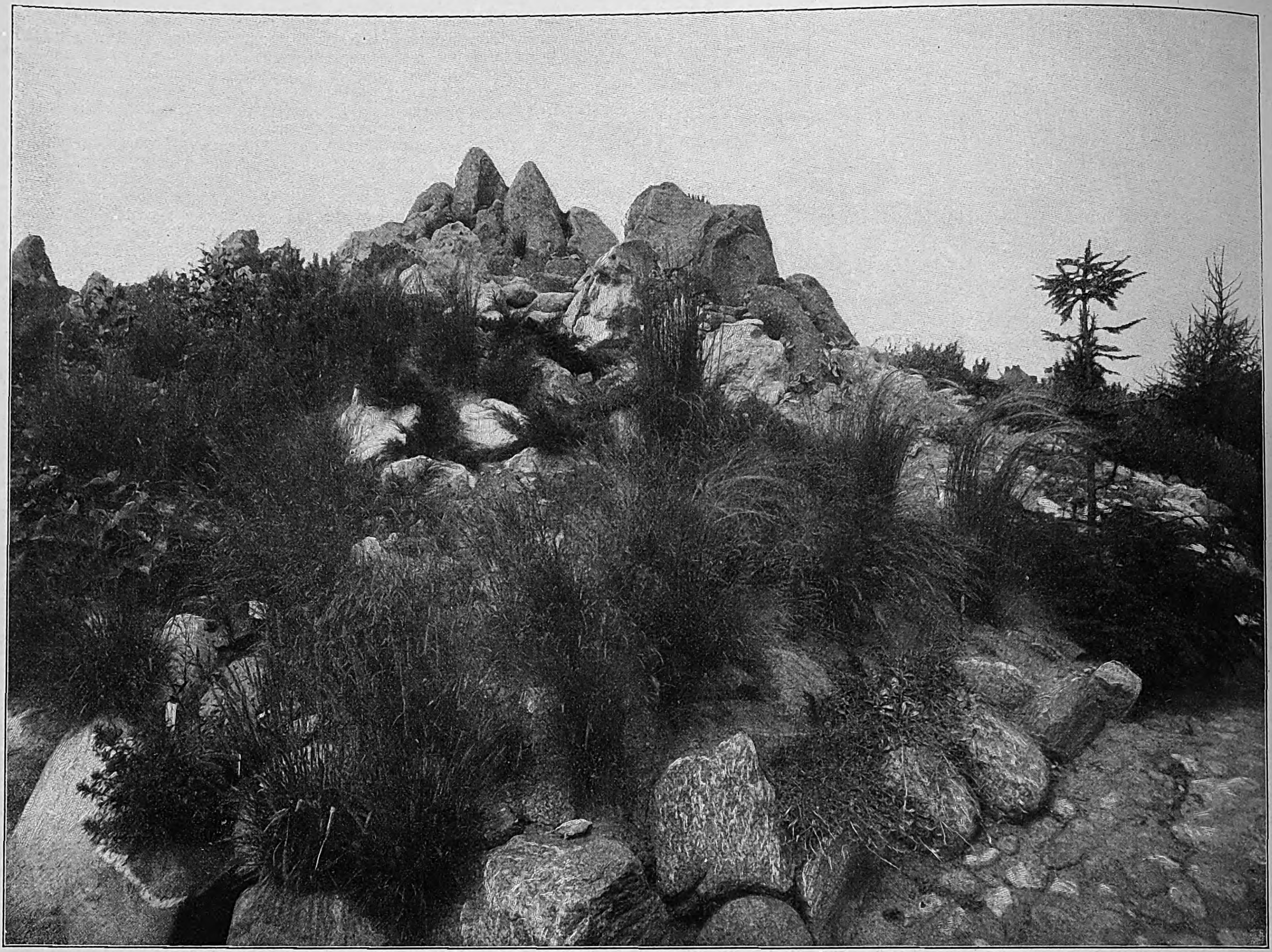
— **Der ſeit achtzehn Jahren beſtehende** Klub Touriſti Trieſtini veranſtaltete in Trieſt eine Speläologiſche Ausſtellung, die Pläne der durch den Verein erforſchten oder zugänglich gemachten Karſthöhlen und Grotten, Photographien, Höhlenfunde uſw. umfaßte. Der Verein, der unter dem Protektorat des Erzherzogs Ludwig Salvator ſteht und ſeit 1894 als Vereinsorgan die Zeitſchrift „Il Touriſta“ herausgibt, hat bisher 161 Grotten durchforſcht und im Karſtgebiet eine ſehr verdienſtliche Tätigkeit entfaltet.

— **Vom 30. September bis zum 15. Juni** ſteht den Beſuchern der Landshuter Hütte nur ein entſprechend ausgeſtattetes Zimmer mit acht Matratzen im Erdgeſchoß des weſtlichen Anbaues zur Verfügung. Brennholz iſt vorhanden. Das Haus iſt durch eine mit dem Vereinsſchloß verſehene Haustür oder, wenn dieſe verſchneit iſt, durch ein darüber befindliches, ebenfalls mit dem Vereinsſchloß verſehenes Fenſter zu erreichen. — Die Schutzhäuſer der Sektion Bozen des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. auf dem Schlern und dem Sellajoch wurden am 11. Oktober geſchloſſen. Für Wintertouriſten bleibt in beiden Häuſern je ein Zimmer eingerichtet. Proviant iſt nicht vorhanden.

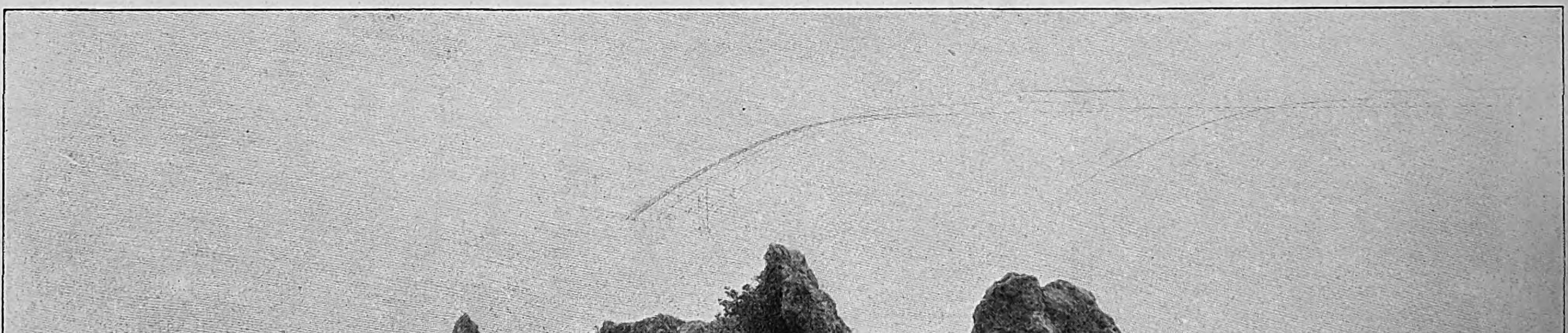
— **Im Verlag Illuſtrato Luzern** (L. Bachmann) erſchien unter dem Titel „Chamonix und Montblanc“ ein Album, das ſechsunddreißig Anſichten aus der höchſten europäiſchen Gebirgsgruppe in tadellos künſtleriſcher Ausführung enthält. Das Werk koſtet 2 Frs.

— **Das Zentralkomitee des Schweizer Alpenklubs** beabſichtigt, einen Klubführer geologiſchen Inhalts herauszugeben. — Von den Mitgliedern des Akademiſchen Alpenklubs Zürich wird die Bearbeitung eines Führers durch die Urner Alpen geplant.

— **Die Italiener wollen dem bisher** Piz Por, Piz Ferrera oder Öſtliches Surettahorn genannten, 3039 m hohen Gipfel an der Grenze von Italien und der Schweiz den Namen Piz Carducci geben, zu Ehren des berühmten Dichters, der die Sommermonate im Bad Madeſimo unweit des genannten Berges zu verbringen pflegt.



Charakterpflanzen der Kottiſchen Alpen.



Charakterpflanzen der Südtiroler Dolomiten.

Aus dem neuen Botaniſchen Garten in Dahlem-Berlin: Die pflanzengeographiſche Anlage.

um auch den anderen Faktor, der die Landſchaft charakteriſiert, nämlich das Subſtrat, auf dem die Pflanzen wachſen, zur Geltung kommen zu laſſen, bei der Herſtellung der pflanzengeographiſchen Anlage darauf Rückſicht genommen, daß die natürlichen Verhältniſſe möglichſt der Wirklichkeit entſprechen. So wurde für die Sumpfpflanzen ein künſtlicher Sumpf angelegt, die Dünenpflanzen wurden auf Dünenſand ausgepflanzt, und in denjenigen Partien der Anlage, die die verſchiedenen Gebirgsfloren veranſchaulichen ſollen, ſind die Geſteinsarten dieſer Gebirge verwendet worden. Auf ſolche Weiſe hat die ganze Anlage etwas außerordentlich Maleriſches erhalten. Man glaubt ſich mitten in die Gebirgswelt hineinverſetzt. Auf den Bewohner des Flachlandes wirken dieſe Felspartien in ganz anderer Weiſe ein als auf den Gebirgsbewohner, der ja von Jugend auf beſtändig von Felſen umgeben iſt. Die Höhe der Hügel ſorgt dabei dafür, daß der Eindruck von kleinen Steinhaufen, die man in anderen Gärten zur Aufnahme von Alpenpflanzen angelegt hat, nicht hervorgerufen wird, ſondern daß ſich unwillkürlich die Vorſtellung aufdrängt, ſo und nicht anders ſieht es wirklich in den Bergen aus. Und in der Tat wird derjenige, den die Ferien aus der norddeutſchen Tiefebene in die herrliche Gebirgswelt geführt haben, bald hier, bald dort Stellen finden, die ihn lebhaft an einzelne Partien auf ſeinen Gebirgswanderungen erinnern. Der gewaltige Zauber der Gebirgsnatur, dem ſich der Norddeutſche nicht verſchließen kann, macht ſich auffallend bemerkbar bei den Beſuchern des Gartens, die zu Tauſenden an den Beſuchstagen hinausſtrömen, um „die größte Sehenswürdigkeit Berlins“ zu bewundern. Man hat vielfach bedauert, daß der alte Botaniſche Garten in der Stadt eingehen muß; aber der neue Garten zeigt ſchon jetzt, daß die Allgemeinheit von dieſer Verlegung den größten Nutzen hat, und wenn erſt einmal die Bäume des Arboretums etwas mehr herangewachſen, die großen Schauhäuſer erbaut und mit den tropiſchen Pflanzen gefüllt ſein werden, dann wird man es nicht mehr bedauern, daß dieſer Umzug ſtattgefunden hat.

Dr. Udo Dammer.

Frauen-Zeitung

Es hätte auch anders kommen können!

Erzählung

von

C. v. Franken.

[Nachdruck verboten.]

Unbegreiflich, wie man ſo verblendet ſein kann! Oberſtaatsanwalt Rittenhofen blickte mit tief gerunzelter Stirn dem Sohne nach, der ſoeben erregt das Zimmer verlaſſen hatte. „Hätte den Herbert nie für ſo bodenlos töricht gehalten. Sich die ganze Zukunft verderben eines hübſchen Geſichts wegen! Eine Lehrerin heiraten wollen, eine ganz gewöhnliche Volksſchullehrerin ohne Geld, ohne Familie! Er, der in den vornehmſten Häuſern als Schwiegerſohn willkommen wäre! Zu einfältig!“

Der ſonſt ſo würdevolle, gemeſſene Mann, der in jedem Wort, jeder Bewegung den hohen, vielfach ausgezeichneten Staatsbeamten dokumentierte, ging mit heftigen Schritten in ſeiner ſchönen Ringſtraßenwohnung auf und ab.

„Mit meiner Einwilligung wird das nie geſchehen! Braucht er mich nicht, auch gut. Aber mit dem Privatdozenten für Kunſtgeſchichte iſt es dann nichts. Kann ja Mittelſchullehrer werden! An Stellen fehlt es nicht. Ob mir ein ſolcher Unſinn eingefallen wäre! Aber heutzutage iſt kein Ernſt in der Jugend, kein Ehrgeiz, keine Vernunft! — Willſt du etwas, Mutter?“

Die Tür des Nebengemachs hatte ſich geöffnet, und eine alte Dame war eingetreten. Das feine, welke Geſicht zeigte die unverkennbarſte Ähnlichkeit mit dem des Sohnes, nur daß die ſchönen, haſelnußbraunen Augen unter ihrem ſchneeweißen Haar noch friſcher und heller in die Welt blickten als die Augen unter des Oberſtaatsanwalts kaum angegrautem Haar.

Sie hatte ein Päckchen vergilbter Papiere in der Hand und ſagte nach einem ſchnellen Blick auf den Sohn: „Ich habe beim Kramen in meinem Schreibtiſch dieſe Briefe von dir gefunden. Vielleicht lieſt du ſie einmal durch. Ich komme nachher, um zu hören, ob ich ſie noch aufbewahren ſoll.“ Sie nickte dem Sohne freundlich zu und ließ ihn wieder allein.

Der Oberſtaatsanwalt hatte ſich auf einen Seſſel niedergelaſſen. Die Briefe ſahen nicht ſehr einladend aus, aber ſie brachten ihn vielleicht auf andere Gedanken.

„Was für eine elende Schrift ich damals hatte!“ murmelte er, als er nach dem erſten Briefe griff. „Und dieſes Format! Unglaublich!“ Er dachte an die korrekte Form und die korrekte Schrift ſeiner jetzigen Abfaſſungen. „Ich muß damals ſo alt wie Herbert geweſen ſein“, fuhr er mit einem Blick auf das Datum fort. „Schade, daß er nicht hier iſt; vielleicht könnte er manches aus den Briefen“ — lernen, wollte er ſagen, aber er brach mitten im Satze ab. Der erſte Brief lautete:

»Liebſtes Mutterl! Haſt Du nicht ein paar Flörl für mich? Du haſt einen teuren Sohn, das ſeh ich ein, aber woher nehmen und nicht ſtehlen? Ich leſe die Speiſekarte ja ſchon immer von unten nach oben, das heißt, ich beſchäftige mich vorzugsweiſe mit der Schlußecke, wo die farcierte Leber und das Gulaſch mit Nockerln zu finden ſind. Höchſtens daß ich mich ſchüchtern zu einem Schweinernen mit Kraut verſteige, da müſſen die Finanzen aber ſchon ſehr gut ſtehen! Gelt, Du haſt ſchon ein paar Flörl für mich? Die Tiſchkarten, die Dir die brave Baronin Schwanninger zum Malen gegeben, müſſen doch hübſch was tragen!

Na, wart nur, Mutterl, bis ich meine Million beieinander hab! Du weißt, unter der tu ich 's nicht. Freilich, wie ich als Kaiſerlich Königlicher Gerichtsauskultant zu ihr kommen ſoll, iſt mir nicht recht klar; es hat ja aber noch Zeit damit. Du weißt doch, ſobald ich Adjunkt werd, und möglich iſt's ja doch, daß ich das erleb, ich hab ja nur noch achtundfünfzig Vormänner — Gott, wenn doch ein paar davon an der Peſt ſtürben! — dann ziehſt Du zu mir. Großartig wollen wir dann haushalten! Du verſtehſt mit einem Nichts auszukommen, und das Schöne iſt ja bei uns Staatsbeamten: Wir haben nichts, das aber haben wir ſicher. Gut ſoll es Dir dann gehen, Mutterl, gib nur acht! Den Speiſezettel mache ich dann. Alle Tage Erdäpfelpüree und Kalbsſchnitzel, das iſt ja Dein Lieblingseſſen, nicht wahr? Und wenn ich brav bin, machſt Du mir Krautſalat dazu, gelt? — Und das dumme Malen gibſt Du dann ganz auf, das verſteht ſich, nicht wahr? Höchſtens zum Vergnügen malſt Du noch. Aber nein, zum Vergnügen tuſt Du das gewiß nicht. Du malſt noch ein ſchönes Stilleben für unſer Speiſezimmer, und dann nehmen wir die Pinſel ſamt der Palette — ſchön iſt ſie ſo nicht mehr — und verſenken ſie ins Meer, wo es am tiefſten iſt. Im erſten Urlaub, den ich bekomme, reiſen wir extra ans Meer dazu. Nach Capri zum Beiſpiel, dorthin wollteſt Du ja immer ſchon. Aber einſtweilen, Mutterl, nicht wahr, ſchickſt Du mir das Geld? Aber recht bald! Plag dich nur nicht zu ſehr, hörſt Du? Iß und trink gut und geh fleißig ſpazieren. Es küßt Dich Dein älteſter und jüngſter Sohn.«

Der Oberſtaatsanwalt lächelte wider ſeinen Willen. „Iſt es denn möglich, daß ich ein ſolcher Windhund war? Arme Mutter, ich habe dich ordentlich geplagt. Daß man ſo ganz vergeſſen kann, wie jung und dumm man war! — Ob das in dem Genre weitergegangen iſt?“ Er griff neugierig nach dem nächſten Brief.

»Du ſagſt, Mutterl, wenn ich einmal Adjunkt bin — ſiebenundfünfzig Vormänner ſind's nur mehr, einer iſt ausgeſprungen, der liebe Kerl — dann werd ich Dich nicht mehr brauchen, ſondern heiraten? O je, Mutterl, da hätt ich Dich für verſtändiger taxiert! Weißt Du denn nicht, wie gräßlich mir die Mädel alle ſind, wie ſie da ſo herumlaufen? Eins iſt abgeſchmackter als das andere. Wenn ſie wüßten, wie mich 's amüſiert, wenn ſie den Mund zuſammenziehen, damit er recht klein ausſieht, und die Augen unſchuldsvoll verdrehen, das wär ein Gaudium! Und wenn ſie erſt zu zirpen anfangen, ſo ſüß und ſo fein, oder ſich auf die Geiſtreichen ausſpielen und nichts als Unſinn reden! Alles wollen ſie den Männern nachtun; wenn man aber in der Eiſenbahn, wenn ſ' keinen Platz haben, nicht gleich aufſteht und ihnen ſeinen Sitz anbietet, dann ziehen ſ' ein Schnoferl. Der Graus könnt einem aufſteigen! Wenn ſie dann mein mokantes Lächeln ſehen, dann ärgern ſie ſich über den Fadian. Na ſiehſt, Mutterl, und das iſt bis jetzt ſo ziemlich mein ganzes Verhältnis zum weiblichen Geſchlecht geweſen, Dich, Du braves Mutterl, ausgenommen.

Wie die Frau ausſehen muß, die mir einmal gefallen ſoll? O, das weiß ich ganz genau. Ideal ſchön muß ſie ſein, das iſt die erſte Bedingung. Mit einer Häßlichen pferch ich mich nie zuſammen, das ſag ich Dir. So eine große, ſchlanke Brünette mit Augen, die einen erdolchen können, nachtſchwarzem Haar und Lippen zum Anbrennen, das wär ſo mein Geſchmack. Wenn ſie aber nicht weiß, wie die ſieben römiſchen Könige geheißen haben, oder wie groß der Plattenſee iſt, ſchicke ich ſie am zweiten Tage wieder nach Hauſe. Eine Dumme mag ich nicht.

Ob ſie muſikaliſch ſein muß? Natürlich. Ich werd doch keine Unmuſikaliſche nehmen. Mit wem ſollt ich denn ſonſt vierhändig ſpielen? Aber Noten unter das Klavier fallen laſſen oder die Triolen nicht gut einteilen, das gibt's nicht. Auf Muſik verſteh ich mich zum Glück. Singen muß ſie auch, Alt, höchſtens Mezzoſopran. Die hohe Quietſcherei fällt mir auf die Nerven.

Häuslich muß ſie ſein, das verſteht ſich, aber ſie muß den Haushalt ſo ganz leiſe und von oben herab mit dem kleinen Finger leiten, das Klappern der Wirtſchaftsmaſchine darf man nicht hören. Ich möchte ihr nicht raten, daß ſie mich 's merken läßt, wenn Waſchtag iſt. Immer braucht ſie nicht ſelbſt am Herd zu ſtehen, o nein. Aber wenn die Köchin unverſehens die Hand küßt für den Dienſt, muß ſie kochen können, und gut auch noch dazu. Wenn ich verheiratet bin, eß ich kein Schweinszüngerl mit Kren mehr. Und wenn ich ein paar gute Freunde zu Mittag mit nach Hauſe bringe, muß das Eſſen für ſie ſchon auf dem Tiſche ſtehen.

Angezogen muß ſie immer ſein, als ſollt ein Erzherzog zu Beſuch kommen, ſo was Luftiges und Feines, Weiß zum Beiſpiel mit einem leiſen Schimmer von Grün, oder ſo ganz, ganz hell Roſa und mit Spitzen darauf, echten, gelblichen natürlich; aber eine Schürze darf ſie nicht umnehmen, auch beim Kochen nicht, Schürzen ſind mir unangenehm.

Halt! Beinahe hätt ich 's Beſte vergeſſen. Reich muß ſie ſein, ſehr reich, das iſt gewiß. Wenn ich die Million nicht hab, muß ſie ſie haben, da gibt's nichts weiter darüber zu reden.

Du fragſt am Ende gar, wo ſolch eine Frau zu finden iſt. Gar nirgends auf der ganzen Welt, Mutterl! Das weiß ich ſo gut wie Du. Darum reden wir nicht mehr vom Heiraten! Ich bleib allein, das heißt mit Dir zuſammen. Und dann ſparen wir die Million von meinem Adjunktengehalt. Aber Mutterl, gelt, Du ſchickſt mir bald wieder ein paar Gulden? Nur nicht gar zu wenig! Hat Dir denn der Weybrecht die Illuſtrationen für ſein Kinderbuch gut gezahlt? Laß dich nur nicht betrügen! Du weißt, da krieg ich Prozente. In meinem Portemonnaie iſt nur noch ein Kreuzer. Der Weißberger wird mir ſchon einen Fünfer leihen können, aber den muß ich doch bald zurückgeben. Biſt auch mein allerbeſtes Mutterl! Schon dich nur recht, laß dir im Eſſen nichts abgehen und geh fleißig ſpazieren. Ich mag's nicht hören, daß Du dich ſo plagſt. Es küßt Dich Dein Sohn.«

„Immer um Geld bitten, ſo ein Filou!“ brummte der Oberſtaatsanwalt, der beim Leſen des Briefes einigemal nur mühſam ein Lächeln unterdrückt hatte. „Viel zu gut war die Mutter gegen den unverſchämten Bengel!“ Er hatte im Augenblick ganz vergeſſen, daß er von ſich ſelber ſprach, und entfaltete den nächſten Brief.

»Die Million würde mich nicht glücklich machen, ſagſt Du, Mutterl? Wie man nur ſo reden kann! Ich muß Dir doch einmal explizieren, was ich mit der Million tät. Zuerſt hinge ich das Jus an den Nagel. Zum Privatier wär ich vielleicht noch ein biſſel jung, aber Privatgelehrter könnte ich werden. Wie gelehrt ich dabei wär, könnt ja ganz privat bleiben. Schön wär's ſchon! Oder meinetwegen blieb ich auch beim Jus, ich würd mir die Sache dann ſchon einrichten. Alle Samstag führ ich nach Wien — das heißt, wenn ich nicht ſchon in Wien bin — und ging in die Oper oder ſäh mir das neuſte Stück an. Eine feine Wohnung nähm ich mir, und einen Erardflügel müßt ich haben — oder es kann ſein, ich nehm doch einen Böſendorfer. Equipage halt ich auch. So einen feſchen Schießer mit zwei Durchgängern davor! Erſchrick nur nicht, Du mußt nicht mit ihnen fahren; ich halt noch ein Paar Pferde, nur für Dich, lammfromm und mindeſtens zwanzig Jahr alt. Und dann komm ich um ein halb Jahr Urlaub ein und kauf mir eine Jacht — vielleicht miete ich ſie auch nur — und damit fahr ich erſt ein bißchen im Mittelmeer umher — Du, da gibt's feine Gegenden — und dann fahr ich nach Amerika hinüber. Meine Frau nehm ich mit, daß die Yankees auch mal was Hübſches zu ſehen bekommen. Oder ſie kann auch zu Hauſe bleiben und mit Dir in ein Nordſeebad gehen; und ich leſe dann in den Zeitungen, was ihr dort für Furore macht mit euren Toiletten. Du darfſt nur noch Samt tragen, Mutterl, mit Atlas drauf, daß jeder Dich für eine Gräfin hält.

Alſo, Mutterl, ſieh dich nur immer nach ihr um, nach der Million und nach der Frau, 's kommt auf eins heraus. Nur keine Fretterei, die vertrag ich nicht. Wenn ich erſt überlegen ſoll, ob ich dem Pikkolo drei Kreuzer auf den Tiſch legen oder dem Kondukteur ein Extraſechſerl geben darf, da mach ich nicht mit. — Die Schuſterrechnung leg ich bei, Mutterl. Du wirſt dich wundern, Mutterl, daß ich ſchon wieder neue Schuhe gebraucht hab; ich weiß ſelbſt nicht recht, wie das gekommen iſt. Ich ſollt eigentlich noch drei Paar haben. Aber das eine Paar, das haben ſie mir bei der Waffenübung geſtohlen, und das andere hab ich beim Schuſter ſtehen laſſen, wie ich die letzten bei ihm gekauft hab, und es iſt ſchon ſo lang her, ich genier mich, nachzufragen, wer weiß, ob er ſie noch hat. Und das dritte Paar, ja, das hab ich neulich, als ich einmal ganz blank war, dem Juden verkauft. Zwanzig Kreuzer hat er mir nur dafür gegeben, der ſchäbige Kerl, und ſie waren noch ganz gut. Aber auf die neuen geb ich beſſer acht, Mutterl, verlaß dich darauf.

Und das wird ja überhaupt alles beſſer ſein, wenn Du erſt bei mir biſt. Du wirſt ſchon Ordnung halten. Was malſt Du denn jetzt, Mutterl? Trägt's auch was ein? Plag dich nur nicht zu ſehr, und tu dir auch einmal etwas Gutes an. Bis nächſte Woche lang ich ſchon mit meinem Gelde. Nimm dir doch einen Wagen, wenn Dich das Gehen anſtrengt. Mit tauſend Küſſen Dein Sohn.«

„Wenn das Geld bis nächſte Woche gelangt hat, wird der Brief wohl erſt am Samstag geſchrieben worden ſein“, meinte der Oberſtaatsanwalt, als er den Brief fortlegte. „Schön geplagt habe ich dich, arme Mutter, aber“ — er ſtützte den Kopf ſinnend in die Hand — „aber eine ſchöne Zeit war's doch. Dieſes Plänemachen und dieſes Losſtürmen auf die Zukunft und dieſer Leichtſinn betreffs der Gegenwart. Leichtſinn? Ich weiß nicht, ob dieſes Wort das rechte iſt. Eigentlich leichtſinnig war ich wohl nicht, aber ſo unbedacht, ſo zutäppiſch, ſo jung, ſo fabelhaft jung!“ Er ſeufzte tief auf und überflog den nächſten Brief.

»Warum ich nicht ſchreibe? Wenn ich nicht ſchreibe, dann geht mir's immer gut, das könnteſt Du ſchon wiſſen, Mutterl. Wenn man nur nicht ſo viel Handſchuhe brauchte! Gleich iſt ein Paar hin. Aber ich weiß jetzt einen ſehr guten Laden, da bekomme ich ſie zwanzig Kreuzer billiger als anderswo. Soll ich Dir nicht welche beſorgen? Wenn ich nur mehr Zeit hätte! Den ganzen Tag im Amt ſitzen, und wegen was für Bagatellen! Wenn die Raubersbuben wenigſtens gleich eingeſtänden. Es iſt unerhört, wie ſie einen aufhalten. Da hat neulich einer jemandem eine weiße, abgerichtete Maus geſtohlen. Daß er's nun eingeſtände und ſeine drei Tage abſäße. O nein! Erſt hat er überhaupt nicht geſtohlen. Dann war's nur eine graue Maus, und als er endlich zugeben mußte, daß die Maus weiß war, da war's wenigſtens keine abgerichtete. Zweimal mußte die Sache vertagt werden, um Sachverſtändige einzuvernehmen. Da hört ſich doch alles auf. Um ſieben Uhr erſt waren wir fertig, um acht Uhr wird der Laden ſchon zugemacht und das Ausſuchen und Anprobieren der Handſchuhe dauert doch auch eine Zeit. — Haſt Du wohl wieder ein paar Flörl für mich, Mutterl liebs?«

Eine Falte hatte ſich auf der Stirn des Oberſtaatsanwalts gebildet. „Ja, der Handſchuhladen!“ Er zauderte ein wenig, ehe er weiter las. Die nächſten Briefe waren nur kurz.

»Ich werd ſchon bald wieder mehr ſchreiben, Mutterl. Ich hab keine Zeit jetzt. Weißt ja eh, wie lieb ich Dich hab. — Ein paar Gulden könnt ich aber ſehr gut brauchen!«

»Nichts Neues. Viele Grüße. Nächſtens mehr.« — »Bin ganz geſund. Es küßt Dich Dein Sohn.«

Der nächſte Brief war wieder länger.

»Liebe Mutter, damit Du es nicht zuerſt von anderen erfährſt — die Sekretärin, die alte Klatſchbaſe, wird's Dir aber wohl ſchon geſchrieben haben — teile ich es Dir ſelber mit. Alſo, ſetz dich feſt auf den Seſſel, Mutterl, daß Du nicht umfällſt, und höre: Dein Sohn hat eine Bekanntſchaft! Mit einem Herrn, mein ich natürlich nicht, ſondern mit einem Mädchen. Die Sekretärin hat uns im Prater getroffen, gerad als ich der Anna über einen Graben half. Hab eine rechte Freud über das Zuſammentreffen gehabt!

Anna alſo heißt ſie, und blond iſt ſie. Sie hat ſchon einmal einen Preis bei der Schönheitskonkurrenz auf dem Kahlenberg bekommen, aber ſehr brav iſt ſie. Heiraten werd ich ſie nicht. Alſo mach dir nichts draus. — Mach doch kein ſolches Geſicht, Mutterl! Haſt ja immer gewollt, daß ich den Mädchen entgegenkommen ſoll. Na, ſiehſt Du, und die iſt eigentlich mir entgegengekommen. — Ich könnt ſehr gut ein biſſerl Geld brauchen, Mutterl!«

(Schluß folgt in nächſter Nummer.)

Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.

Sektbereitung.

Wenngleich man ſich kein richtiges Feſt, ſei es welcher Art es wolle, ohne Sekt denken kann, und wenn es demnach nur noch wenig Perſonen gibt, welche die belebende Wirkung des Sektes an ſich noch nicht kennen gelernt haben, ſo wiſſen doch die wenigſten von ihnen, wie die Herſtellung des Sektes eigentlich vor ſich geht. Einige Angaben darüber werden daher vielleicht willkommen ſein.

Um einen feinen **Still**wein zu erzielen, läßt man die Trauben bis ſpät in den Herbſt hinein an den Reben hängen, damit ſie überreif oder „edelfaul“ werden und dabei möglichſt eintrocknen. Man erlangt durch dieſe Spätleſe jene konzentrierten Moſte, welche in guten Jahrgängen die hochfarbigen, ſchweren und aromatiſchen Flaſchenweine liefern. Wertvolle Eigenſchaften des Produktes ſind dabei gewonnen, aber es iſt auf Koſten der herrlichen Jugendfriſche des Weines geſchehen. Von ſolcher Weinbereitung will die Sektinduſtrie nichts wiſſen. Was der Weinproduzent preisgibt, die Lieblichkeit des Traubenſaftes, um andere Werte dafür einzutauſchen, das will die Sektinduſtrie gerade **unverſehrt erhalten.** Die Sonne ſoll ihn gereift haben, nicht der Herbſtnebel; man begehrt die Anmut des Jünglings, nicht die Würde des Mannes. So klar und geſund die edelreife, nicht edelfaule, Traube mit ihren ſchwellenden Beeren aus dem friſchen Grün der Reben hervorleuchtet, wenn die wohltätige Sonne ihre Schuldigkeit getan hat, ſo rein und friſch ſoll der Beere der köſtliche Saft entſtrömen, welcher beſtimmt iſt, als Sekt die Jugend zu begeiſtern und das Alter zu verjüngen.

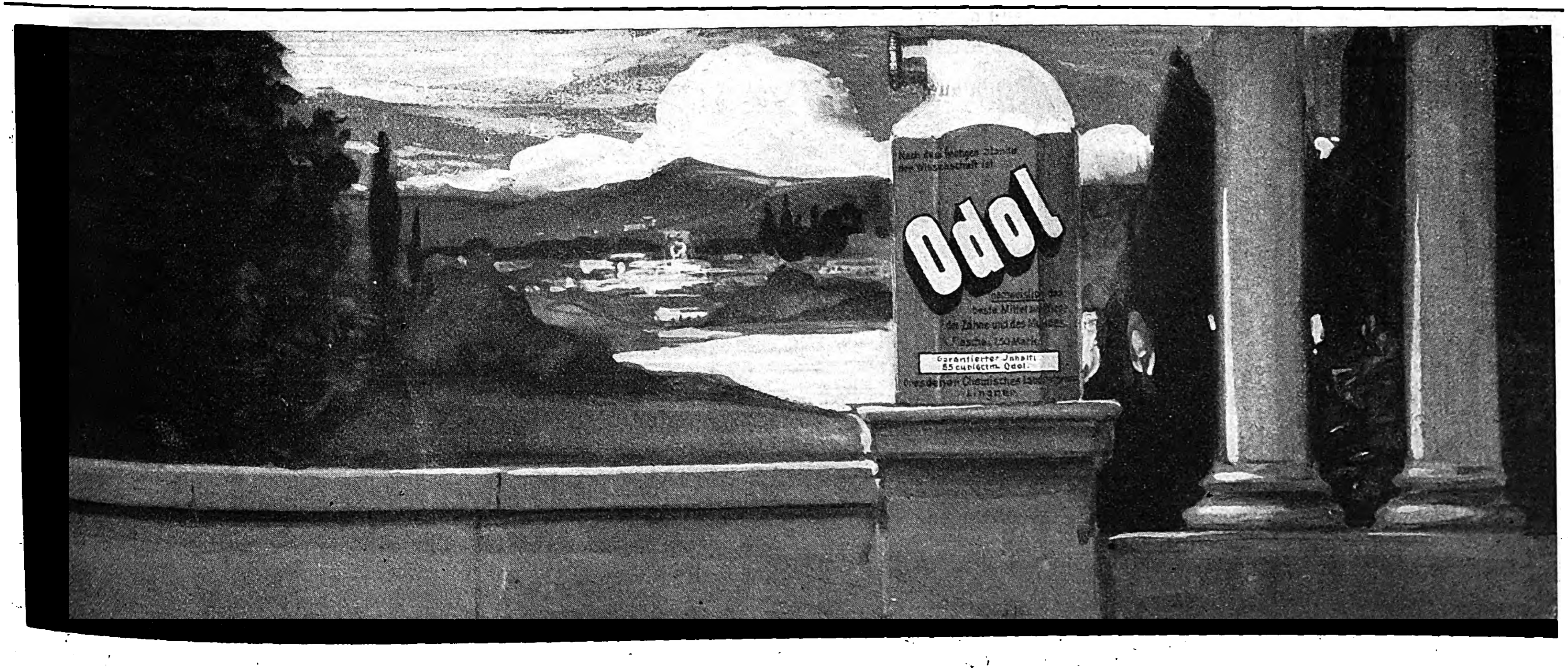
Naht alljährlich die Zeit des Herbſtens, ſo findet ſich die Sektinduſtrie ſelbſt im Weinlande ein, um das Leſen und Keltern zu überwachen, da der Winzer in der Regel wenig Verlangen trägt, dieſe Arbeiten mit ſolcher Sorgfalt auszuführen, wie es die Sektinduſtrie für notwendig hält. Es darf keine vorzeitig faul gewordene Beere an der Traube verbleiben, und etwa vorhandener, nicht recht zur Reife gelangter Nachwuchs muß ferngehalten werden. Eingemaiſcht, zerſtoßen oder mit der Traubenmühle gemahlen werden die Trauben nicht. Man will ſo wenig wie möglich vom Safte der Stengel der Trauben in den Moſt gelangen laſſen, was beim Einmaiſchen nicht zu vermeiden wäre. Unverletzt wandern die Trauben auf raſch arbeitende Keltern, um ſo ſchnell wie möglich abgepreßt zu werden. Man gewinnt nicht mehr als ungefähr 60 Prozent vom Geſamtgewicht des Saftes, denn der Reſt, der ſchon Geſchmack und Geruch von den Treſtern annimmt, genügt den Anforderungen nicht. So erzeugt man Moſte, aus denen jene flüchtigen, friſchen Weine entſtehen, die allein zur Herſtellung eines leichten, eleganten Sektes tauglich ſind.

Der Kelterungsprozeß geht ſo ſchnell von ſtatten, daß man auch blaue Trauben verwenden kann, denn der Farbſtoff für den Rotwein iſt nicht im Safte, ſondern in den Beerenhülſen enthalten, worin er bei raſchem Abpreſſen verbleibt. Man nimmt ſogar farbige Sorten mit Vorliebe, beſonders ſolche, welche in die edle Burgunderfamilie gehören, weil dieſe dem Weine die Grazie der Jugend in beſonders hohem Grade verleihen.

In der jüngſten Zeit iſt es der Firma Chr. Adt. Kupferberg & Co., Mainz, gelungen, eine neue, zum Patent angemeldete, Methode aufzufinden, die es möglich macht, die Trauben noch ſchneller zu entſaften, als dies mit Hilfe der beſten Preſſe geſchehen kann, und zugleich die verunreinigenden Säfte der Stengel, ſowie die ſchädlichen Faſern zerriſſener Hülſen von dem Moſte fernzuhalten. Dieſes Verfahren beſteht in der Abſonderung des Saftes von den Hülſen, Kernen und Stengeln durch Abſaugen der eben nur geborſtenen, nicht aber gepreßten Trauben mit Hülfe der Luftpumpe. Das Ergebnis iſt ein Wein, der reiner im Geſchmack, haltbarer und der Geſundheit zuträglicher ſich erweiſt als das Beſte, das man bis jetzt zu erlangen imſtande geweſen.

So entſteht das für die Herſtellung des Sektes notwendige Rohprodukt. Da es noch in warmer Jahreszeit gewonnen wird, ſo hat es die Neigung, ſchnell in Gärung überzugehen, und deshalb muß es bald auf kühles Kellerlager gebracht werden, wo unter Brodeln und Brauſen die Umwandlung ſich beendet. Bei dieſer erſten ſtürmiſchen Gärung entſteht Kohlenſäure in großer Menge, aber das iſt nicht die Kohlenſäure, deren aufſteigende Perlen im funkelnden Sektkelche geſchäftig ſprudeln. Sie geht vollſtändig verloren. Hat der „Neue“ ausgetobt, ſo muß er noch mehrere Monate einer ſehr ſorgfältigen Kellerbehandlung unterworfen werden, um im Frühjahre nach vollendeter Klärung zur Zuſammenſtellung des Verſchnitts (Cuvée), d. i. die zur Sektfabrikation dienende Weinmiſchung, bereit zu ſein.

(Fortſetzung folgt in nächſter Nummer.)



Allgemeine Notizen.

Volkstümliche Touriſtenfahrten zur See. Die Vergnügungsreiſen zur See mit großen Ozeandampfern haben in Deutſchland, ſeit ſie von der Hamburg-Amerika-Linie im Jahre 1891 zum erſtenmal unternommen wurden, einen ganz außergewöhnlichen Erfolg erzielt und derartige Ausbreitung erfahren, daß im Jahre 1900, ebenfalls von der Hamburg-Amerika-Linie, ein beſonders großes Seeſchiff, die Dampfyacht Prinzeſſin Victoria Luiſe, erbaut wurde, die ſeither ſtändig für Touriſtenfahrten in Betrieb iſt. Dem allenthalben laut gewordenen Wunſche nach billigeren Fahrten Rechnung tragend, hat nunmehr die Hamburg-Amerika-Linie den Bau eines neuen Touriſtendampfers nach Art der Prinzeſſin Victoria Luiſe in Auftrag gegeben, der bereits im Mai 1904 in Dienſt geſtellt werden ſoll. Das neue Schiff wird ein großer Doppelſchraubendampfer mit Raum für 300 Paſſagiere, der nur Kabinen für 1 und für 2 Perſonen hat und dadurch allen regulären, für Vergnügungsfahrten verwandten Dampfern überlegen iſt, der natürlich auch geräumige Salons und Decks erhält. Mit Genehmigung Seiner Majeſtät des Kaiſers wird das neue Schiff den gleichen Namen wie die rühmlichſt bekannte Kaiſerliche Yacht „Meteor“ führen. In Einrichtung und Betrieb einfach und ſchlichtgefällig gehalten, wird der Dampfer Meteor ſeine intereſſanten Reiſen zu ſo billigen Preiſen ausführen können, daß ſie um nichts teurer werden als einfach durchgeführte Reiſen nach der Schweiz, Tirol ꝛc., obſchon ſie vor dieſen in Unterbringung, Verpflegung und jeder Bequemlichkeit die bekannten Vorteile der Schiffsreiſen voraus haben, daß Reiſen von Vereinen, Studienreiſen von Studenten und Schülern u. dgl. in Frage kommen. Eine fünfzehntägige Reiſe nach Norwegen z. B. wird ſchon für rund 250 Mark auszuführen ſein. — Die Abſicht der Hamburg-Amerika-Linie geht dahin, im Juni, Juli und Auguſt 1904 zunächſt eine ganze Reihe von Norwegen-Fahrten mit dem rühmlichſt bekannten Programm der bisherigen Nordland-Fahrten der Geſellſchaft zu unternehmen. Später wird das Schiff nach Großbritannien, Frankreich, Spanien und Italien Reiſen ausführen, alle auf der erwähnten außerordentlich billigen neuen Preisbaſis. Die beifällige Aufnahme, die ſchon die erſte kurze Nachricht von dieſen Plänen überall in Deutſchland gefunden hat, läßt hoffen, daß der Gedanke dieſer billigen Reiſen ſich als wirtſchaftlich richtig und für Tauſende von Teilnehmern als erfreulich und nützlich erweiſen werde.

Wiesbaden, das deutſche Nizza, erfreut ſich zu allen Jahreszeiten, dank ſeiner unvergleichlichen Kurmittel, ſeiner großartigen Heilerfolge und der beſonderen Annehmlichkeiten, welche die glückliche Verbindung von Kurort und Großſtadt bietet, einer ſtets wachſenden Beliebtheit. Auch die Winterſaiſon hat, da es an Einrichtungen nicht fehlt, die zur erfolgreichen Durchführung einer Kur, ſelbſt in kälterer Jahreszeit, erforderlich ſind, an Frequenz beſtändig zugenommen. Die geräumige Trinkhalle iſt angenehm durchwärmt und die Badezellen ſind in den meiſten Badhäuſern mit den Wohnräumen derartig verbunden, daß Erkältungen nicht vorkommen können. Aber nicht allein die ſtets zu Gebote ſtehenden Kurmittel und die vortrefflichen Einrichtungen, ſondern auch die

Das Leben des Kindes.

Daß für Eltern dies jederzeit die wichtigſte Frage iſt, ſteht außer Zweifel. Iſt das Leben des Kindes gegen Krankheit geſichert, ſo ſteht ihm auch eine geſunde Zukunft bevor, eine wichtige Bedingung für das Kind ſowohl wie für die Eltern, ja nicht minder für den Staat ſelbſt. Herr Menke beſchreibt ſeine Erfahrung in ſeinem Briefe wie folgt:

Barmen, Schloßſtraße 20a, den 11. Dezember 1902.

Scotts Emulſion habe ich bei dreien meiner Kinder, welche ſehr ſchwächlich waren, angewendet, und es war geradezu frappant, wie ſchnell ſchon eine Wirkung nach dem Gebrauch der Emulſion bemerkbar war. Die Kinder wurden munter, es entwickelte ſich ſtarker Appetit und ſie ſind heute nach ſehr kurzer Zeit friſch und geſund. Auffällig war aber der Erfolg beſonders bei einem der Kinder, welches durch Engliſche Krankheit, verbunden mit Brechdurchfall dermaßen abgemagert und kümmerlich war, daß ich für das Leben des Kindes fürchtete. Alle möglichen anempfohlenen Mittel richteten gar nichts aus und habe ich alsdann auf Anraten eines Freundes auch Scotts Emulſion eben nur verſucht, um nichts unverſucht zu laſſen, wobei ich mich eines gewiſſen Mißtrauens nicht mehr erwehren konnte.

Jedoch ſchon nach 2—3 Tagen war eine merkwürdige Veränderung zum Beſſern deutlich wahrzunehmen, und das Kind iſt innerhalb einiger Wochen derart geſundet, daß es wie von neuem geboren ſchien. Eine originelle Wahrnehmung war noch die, daß, wenn die Emulſion unvorhergeſehen erſchöpft war und eine neue Sendung einige Tage auf ſich warten ließ, das Kind ganz traurig und niedergeſchlagen wurde. Das Kind iſt heute 2¾ Jahre, und iſt es der Mühe wert zu ſehen, wie es von Geſundheit ſtrotzt.

Hochachtend
(gez.) Th. Menke, Buchdruckereibeſ.

Scotts Emulſion iſt in allen Fällen anwendbar, wo früher gewöhnlicher Lebertran verordnet wurde, wie bei Blutarmut, Engliſcher Krankheit, Skrofuloſe, Huſten, Lungenleiden uſw. Während ſonſt häufig von der Verordnung von Lebertran abgeſehen werden mußte wegen deſſen widerlichen Geſchmacks, der ſchweren Verdaulichkeit und anderer unangenehmer Nachwirkungen, bietet derſelbe ſich nun in der Form von Scotts Emulſion als ein Präparat, das von großem Wohlgeſchmack und großer Bekömmlichkeit iſt und auf Appetit und Verdauung anregend wirkt.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glyzerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Öl je 2 Tropfen. (1305)

Jede ❊ ❊ sparsame Hausfrau
Billig! Nahrhaft!
kann aus dem ungeheuren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt reichen Nutzen ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Cotelettes (Schlüsselmarke) zu Mk. 2.—,
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht. — Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellung erbeten an die (1167)
Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham VII a. d. Weser.

Gaſtronomiſche Bilder.
Beiträge zur Geſchichte
der
Speiſen und Getränke, der Tiſchſitten
und Tafelfreuden verſchiedener Völker
und Zeiten.
Von
Dr. Felix Weber.
Zweite, vermehrte Auflage.
Mit 14 in den Text gedr. Abbildungen.
Preis in Original-Leinenband 5 Mk.

Aus den Urteilen der Preſſe:
Das Studium der Tiſchſitten und Tafelfreuden verſchiedener Völker und Zeiten hat für die Kulturgeſchichte mindeſtens dieſelbe Bedeutung, wie das Studium der Trachten oder der Waffen und Werkzeuge und anderer Erſcheinungen im Leben der Völker. Wiſſenſchaftl. Beilage der Leipziger Ztg.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Lose Kgl. Sächs. Landes-Lott.
versendet diskret
Paul Klepsch,
Bischofswerda, Sachsen.
(1343)

Aufruf!

Zur Errichtung eines Auguſte Schmidt-Hauſes in Leipzig erläßt ein aus Damen der Leipziger Geſellſchaft zuſammengeſetzter Ausſchuß einen Aufruf, dem folgendes zu entnehmen iſt: Zum Gedächtnis der langjährigen, hochverdienten Führerin in der deutſchen Frauenbewegung ſoll in Leipzig, dem Ausgangspunkte dieſer bedeutſamen Kulturbewegung, ein dem Dienſte der Frauenbeſtrebungen gewidmetes Haus errichtet und „Auguſte Schmidt-Haus“ genannt werden. Dieſes Haus ſoll ein Denkmal ſein, das nicht nur den Namen der teuren Verewigten trägt, ſondern gleichſam das Werk fortſetzt, dem ſie mit Hingabe ihrer ganzen Perſönlichkeit in einer Reihe von vier Jahrzehnten gedient. In den Räumen des „Auguſte Schmidt-Hauſes“ ſoll eine Auskunftsſtelle für alle Frauenintereſſen des In- und Auslandes Platz finden, ſowie eine Zentralbibliothek, die alle die Frauenbewegung betreffenden Werke, alle Berichte der ſo vielgeſtaltigen Vereinsarbeit der Frauen enthält. Eine für die beſſere Geſtaltung des Familienlebens, für die würdigere Stellung der Frauen aller Stände wichtige Inſtitution, die unter dem Namen „Rechtsſchutz für Frauen“ ſchon volkstümlich geworden iſt, wird in dieſem Hauſe eine erweiterte Wirkſamkeit entfalten können. Das „Auguſte Schmidt-Haus“ ſoll Verſammlungen deutſcher Frauenvereine, die in Leipzig tagen, aufnehmen, wie es allen Leipziger gemeinnützigen Vereinen bereitwillig den Raum für ihre Beratungen bieten wird. Das Haus ſoll aber auch eine Heimſtätte für durchreiſende Frauen ſein und alleinſtehenden Frauen ein Heim gewähren.

Der Ausſchuß wendet ſich an alle, die ein Intereſſe für gemeinnützige Unternehmungen haben. In zweifacher Weiſe können Freunde und Gönner dem Unternehmen ihre Unterſtützung zuteil werden laſſen. a) durch Schenkungen, b) durch Entnahme von verzinslichen Anteilſcheinen. Teils durch Schenkungen, teils durch Zeichnung von Anteilſcheinen iſt ein Kapital von 65000 Mark vorhanden.

Alles Nähere erfährt man von Fräulein **Johanna Brandſtetter**, Leipzig, Graſſiſtraße 33; dorthin bittet man auch alle Geldſendungen zu richten. (1407)

Des Abends bei Tisch
genügen fünf Tropfen „Ricqles Pfeffermünzgeiſt“ (Alcool de Menthe de Ricqlès), um ein ſofort fertiges, erfriſchendes und pikantes Getränk herzuſtellen, deſſen Koſten nur einen halben Pfennig betragen. Sehr empfohlen bei ſchlechter Verdauung, Magendrücken, Blähungen und Mattigkeit. Nur echt in Originalflacons mit dem Namen **de Ricqlès.** Erhältlich in Drogerien, Parfümerien und feineren Kolonialwarengeſchäften zu M. 1.25, 1.80 und M. 3.30. Näheres durch das Ricqles-Depot in Frankfurt a. M. (928b)

ROSEN-Katalog über 1900 Sorten und Kulturanweisung
gratis u. franco bei GEMEN u. BOURG LUXEMBURG. G.
Pariser Weltausstellung 1900 ausser Wettbewerb. Jurymitglied.
Zur Probe versenden 20 Prachtrosen, niedr. veredelt Ia. Qual. u. sortenecht, franko jeder Post od. Bahnstat. für ℳ 6,50 od. 105 Stück Ia. holl. Blumenzwiebeln franko für ℳ 7,20.
(1219)

Hewel & Veithen,
Kaiserl. Königl. Hoflieferanten.
Köln und Wien.
Dr. Lahmann's Nährsalz-Extract, -Hafer-Biscuits und Nährsalz-Hafer-Cacao.
(222)

KURHAUS für Nerven- und Gemütskranke Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera. (1008)
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Drei getrennt liegende Villen. — Pension 180—300 Mk. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch Dr. Tecklenburg.

Lindenhof Heilanstalt für Nerven- und Gemütskranke.
Entziehungskuren.
bei Dresden Bahnstation Coswig.
Näheres durch Prospekt.
Sanitätsrat Dr. Pierson.
(1405)

Gardone-Riviera
am Gardasee. Italien.
Grand Hotel Gardone Riviera.
Schönster Herbst- u. Winteraufenthalt in Oberitalien. Saison 15. September bis 15. Mai. Der Neuzeit entsprechend eingerichtet. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet. Centralheizung. Grosse Garten-Anlagen. Elektr. Motorboot. Seebäder bis Ende Oktober. Deutsche Aerzte. Ch. Lützelschwab.
(1178)

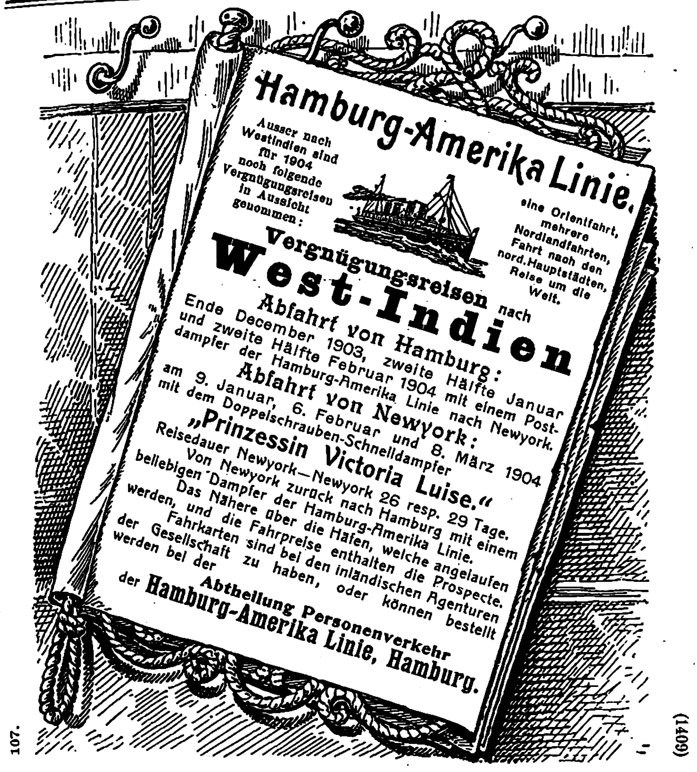
Wintersaison
Fortdauer aller
Kurmittel u. Veranstaltungen.
Wiesbaden
Weltbekannter Kur- u. Badeort.
Kochsalz-Thermen 49—69° Cels.
Unvergleichliche Heilerfolge bei:
Gicht, Rheumatismus, Ischias, Gelenk-, Nerven-, Magen- u. Darmleiden sowie bei Krankheiten der Athmungsorgane.
Prospekte frei. Städt. Kurverwaltung.
(1286)

Reichhaltigkeit der Unterhaltungen laſſen einen Winteraufenthalt in Wiesbaden begehrenswert erſcheinen. Im Vordergrund derſelben ſtehen die zwölf großen Soliſten-Konzerte, in welchen unter Leitung berühmter Dirigenten, wie Saint-Saëns, Arthur Nikiſch, Geh. Hofrat v. Schuch und Generalmuſikdirektor F. Steinbach, hervorragende Künſtler mitwirken. Frau Schumann-Heink, Erika Wedekind, Frl. Morena, die Herren Feinhals, Burrian, Klöpfer, Yſaye, d'Albert, Marteau, Petſchnikoff und Mark Hambourg ſind für den bevorſtehenden Winter bereits gewonnen. Außerdem bieten die täglichen Kurkonzerte, ferner Réunions, Bälle, Koſtümfeſte, Vorträge, ſowie die Vorſtellungen im Königlichen und im Reſidenz-Theater angenehme Abwechſelung und anregende Unterhaltung.

Lebensverſicherungs-Geſellſchaft zu Leipzig, auf Gegenſeitigkeit errichtet 1830 (alte Leipziger). In den erſten drei Vierteljahren des Jahres 1903 ſind 5485 Anträge über ℳ 42 649 750 Verſicherungsſumme (ℳ 3 549 050 mehr als in der gleichen Zeit des Vorjahres) eingegangen und 4690 Verſicherungen über ℳ 35 676 800 (ℳ 2 207 900 mehr als in der gleichen Zeit des Vorjahres) abgeſchloſſen worden. Es hat ſich damit der Verſicherungsbeſtand auf 669 Millionen Mark gehoben, während das Vermögen auf 236 Millionen Mark angewachſen iſt. Bei der alten Leipziger Geſellſchaft, die eine reine Gegenſeitigkeitsanſtalt iſt, fließen alle Überſchüſſe in Geſtalt von Dividenden den Verſicherten wieder zu, die auf dieſe Weiſe bis jetzt 84 Millionen Mark erhalten haben. Im laufenden Jahre beträgt die Dividende für die länger als fünf Jahre beſtehenden Verſicherungen beim Dividendenplan A, wie ſeit mehr als einem Jahrzehnt, 42% der ordentlichen (lebenslänglichen) Jahresbeiträge, bei abgekürzten Verſicherungen außerdem noch 1,5% der Summe der gezahlten Zuſatzprämien; beim Dividendenplan B gelten ſteigende, nach der Dauer der Verſicherung abgeſtufte Dividendenſätze, die die Leipziger Geſellſchaft in der von Anfang an in Ausſicht geſtellten Höhe fortgewährt, während viele andere Geſellſchaften ſich gezwungen geſehen haben, ihre ſteigende Dividende herabzuſetzen.

Eine für Fach- und Amateur-Photographen wichtige Monographie von Dr. P. Rudolph iſt ſoeben unter dem Titel „Anleitung zur Auswahl der Zeiß-Objektive“ in vierter Ausgabe von der Optiſchen Werkſtätte Carl Zeiß in Jena herausgegeben worden.

Automobilfahrten. Ihre Majeſtäten der Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland nebſt Töchtern, Seine Kgl. Hoheit der Großherzog von Heſſen mit Tochter, ferner Großfürſt Sergius von Rußland, ſowie Prinz und Prinzeſſin Heinrich von Preußen ſiedelten am 13. d. Mts. von der Reſidenz Darmſtadt nach dem in der Nähe reizend gelegenen Jagdſchloß Wolfsgarten über. Die hohen Herrſchaften bedienten ſich hierzu dreier Opel-Motorwagen, die ſowohl durch ihre pompöſe Ausſtattung und ihren vollſtändig geräuſchloſen Gang bei dem ſchauluſtigen Publikum allgemeine Bewunderung erregten. — Auch die Zuverläſſigkeitsfahrt am 11. Oktober, die vom Frankfurter Automobil-Klub arrangiert war, brachte den Opel-Motorwagen wieder die ſchönſten Erfolge; die Fahrt hatte als Ziel den 880 m. hohen Feldberg. Als Erſter der dritten Abteilung traf ein Opelwagen ein, die beſte Zeit in und außer Konkurrenz ebenfalls ein Opelwagen.


Hamburg-Amerika Linie.
Ausser nach Westindien sind für 1904 noch folgende Vergnügungsreisen in Aussicht genommen:
eine Orientfahrt, mehrere Nordlandfahrten, Fahrt nach den nord. Hauptstädten, Reise um die Welt.
Vergnügungsreisen nach
West-Indien
Abfahrt von Hamburg:
Ende December 1903, zweite Hälfte Januar und zweite Hälfte Februar 1904 mit einem Postdampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Newyork.
Abfahrt von Newyork:
am 9. Januar, 6. Februar und 8. März 1904 mit dem Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Prinzessin Victoria Luise.“
Reisedauer Newyork—Newyork 26 resp. 29 Tage.
Von Newyork zurück nach Hamburg mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie.
Das Nähere über die Häfen, welche angelaufen werden, und die Fahrpreise enthalten die Prospecte.
Fahrkarten sind bei den inländischen Agenturen der Gesellschaft zu haben, oder können bestellt werden bei der
Abtheilung Personenverkehr
der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.
107. (1409)

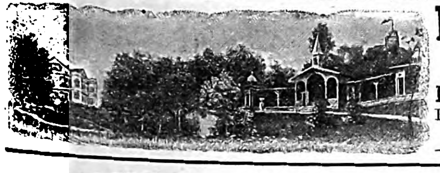
Hoek van Holland-Harwich
Route nach
ENGLAND
von und nach Nord-Deutschland
über
Salzbergen-Almelo
von und nach Süd-Deutschland
über
Cleve-Nijmegen. (894)
Näheres durch das Bureau der Holländischen Eisenbahn und **Great Eastern Railway** Unter den Linden 71, **Berlin,** sowie **A. E. Tedder,** Vertreter der Great Eastern Railway, Domhof 14, **Köln a/Rh.** Das **Liverpool Street Hôtel** ist mit dem Ankunftsbahnhofe in **London** direkt verbunden. Näheres durch H. C. Amendt, Manager.

Arco
Wärmster klimatischer Kurort Südtirols nächst dem Gardasee. Hauptstation der reizenden Mori-Arco-Riva-Bahn. Saison Oktober—Mai. Palmen, Oliven, Lorbeer und Orangen. Neue Winteranlagen und große Wandelhallen, staubfreie Promenaden, tägl. **2mal Kurkonzerte.** Großer Festsaal, Reunions. Alle Gattungen Bäder. **Kaltwasserkuren, Inhalator. Hotels und Pensionen.** Privatvillen mit vermietbaren Familienwohnungen. Kathol. und evang. Gottesdienst. **Telephon zwischen Arco-Trient-Roveredo** etc. Elektr. Beleuchtung. Neue Hochquellenleitung. Prospekte u. Auskünfte durch die **Kurvorstehung.** (1336)

Winterstation für Lungenleidende

Hauptgebäude und Doktorhaus.

Sanatorium Wehrawald
b. **Todtmoos** im südl. bad. Schwarzw.
Station Wehr (Bahnl. Basel-Schopfheim-Säckingen). 861 m ü. d. M.
Neuerbaute höchstgelegene Heilanstalt Deutschlands für Lungenkranke.
Vollkommenste Hygiene ◉ 100 Betten.
Höchster Comfort. Elektrisch. Licht. Lift. Centralheizung.
Das ganze Jahr geöffnet.
Dirigirender Arzt: **Dr. Lips.** (1351)



Dr. Starcke's
Sanatorium
Bad Berka (Ilm) i. Thür. Wald.
Herrliche Lage. Beste Erfolge.
Illustr. Prospecte. (475)
Keine Tuberkulose.

HANNOVER
Kgl. Residenz, eine der schönsten u. gesündesten Städte Europas, umgeben von 660 ha **Hochwald** u. den weltberühmt. **Herrenhäuser Parkanlagen,** Pflegestätte von Kunst u. Wissenschaft, gute Theater u. Konzerte, hervorrag. Sammlungen u. Bibliotheken, Techn. Hochschule, Thierärztl. Hochschule, vorzügl. höhere Lehranstalten u. Fachschulen, stadtseitig subventionirtes Conservatorium. Von Ausländern des reinen Deutsch wegen bevorzugt. — **Billige Wohnungs- u. Lebensmittelpreise, niedrige Steuersätze.** — **Auskunft jeder Art ertheilt kostenlos die Geschäftsstelle des Vereins für den Fremdenverkehr, Ernst-Augustplatz 5 I.** (710)

Wernigerode a. Harz,
Sanatorium Salzbergthal (220)
für Nervenkranke, Blutarme,
das ganze Jahr geöffnet.
Prospecte durch Dr Guttmann, Nervenarzt.

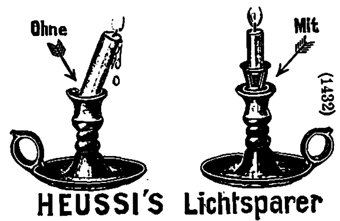
Institut für Bewegungsstörungen
v. **Dr. med. Hülsemann, Wiesbaden.**
Spezialeinrichtungen für
Ischias (538)
Muskel- u. Gelenkerkrankungen, Frakturen, Ataxie, Lähmungen etc. Prospekte frei.

Bei Körperschwäche, Husten!
Ausdrücklich „Liebe's“ Malzextrakt verlangen!
Flaschen M. 1.—

21 Medaillen u. Diplome
In Apotheken & Drogenhandlungen.
J. Paul Liebe.
Liebe's Malz-Extract rein
DRESDEN
Kräftigend, schleimlösend.
Dasselbe m. Eisen, Kalk, Leberthran, Malzextract-Bonbons u. s. w.
die Ernährung unterstützend.

(1350)
Dasselbe trocken als
Malzextrakt-Pulver:
wohlschmeckend, haltbar, handlich.

Gegen schädl. **Korpulenz** u. deren Folgen empfehlen jetzt viele Aerzte „AMIRAL“, ein 1000fach bewährtes und einfaches Verfahren **(äußerlich) von absoluter Unschädlichkeit** und bequemster und angenehmster Anwendungsweise. „AMIRAL“ **verschönt und verjüngt** und ist einzig in seiner Art. Keine Diät, **sicherer und rascher Erfolg.** Ausführliche Broschüre mit zahlreichen ärztl. Gutachten u. Dankschreiben gegen Einsendung von 20 Pfg. in Marken von **Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerstr. 8 a–f.**
(39)



(1432)
HEUSSI'S Lichtsparer
wird auf jed. Leuchter gesteckt. Kein Papierumwickeln; das Licht wird **eingedreht!** Es brennt ganz auf; keine Reste! Schont kostb. Leuchter (Piano-, Kronleuchter)! Messing od. Nickel St. 50 ₰, versilb. 1 ℳ, vergold. 1,25 ℳ. Kästchen mit 6 Stück hübsches Geschenk!
Heussi's Lichtlöscher.
Keine stinkend. Lichte mehr! Stück 20 ₰, Nickel 30 ₰. Geg. Nachn. od. Vorauszahl.
1 doppelter Brief hält bis 12 Stück.
Paul Heussi, Leipzig, Wintergartenstr. 4.

Teppiche (846)
Prachtstücke 3.75, 6.–, 10.–, 20.– bis 800.– M.
Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. etc.
billigst im **Spezialhaus** Berlin Oranienstr. **158.**
Katalog (600 Illstr.) grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**

Glafey-Nachtlichte,
bewährt seit 1808, geruchlos, nicht feuergefährlich.
Beste Beleuchtung f. Schlaf-, Krank.- u. Kind.-Zimmer. 12 höchste Ausz.
(258)

Fahrstühle zum Schieben u. Selbstfahren, Krankensessel mit und ohne Closet, Betttische, stellbare Kopfkissen, Closets und alle Krankenmöbel
Aug. Spangenberg,
Berlin SO.
3. Neander-Strasse 3.
(30)

Spirituoſen aller Art, wie Kognak, Whisky, Genever, Pfeffermünz, Kirſchwaſſer ꝛc. ſchmecken köſtlich mit einem Zuſatz von Dr. Siegerts Angoſtura Bitters.

Dr. Bartels' Sanatorium Kreischa bei Dresden (869)
für **Nerven-, Herz-** und **Stoffwechselkranke. Physikal.-diätetische Kurmethoden.** Sämtl. Kurmittel, Komfort (Wasserl., Zentralh., elektr. Bel.). **Hauptanstalt** 7—12 Mk., **Zweiganstalt** 4—6 Mk. täglich für alles. **Das ganze Jahr besucht.** Prospekte gratis. **Dr. med. F. Bartels,** dirig. Arzt und Besitzer.

ROM ROM
ROM
Gd Hotel Quirinal.
Vornehmes Haus, im höchsten und gesundesten Teile Roms, an der **Via Nazionale,** der schönsten Straße der ewigen Stadt gelegen. In sämtlichen, nach dem prächtigen Hotelgarten zu gelegenen Zimmern, in voller Südfront, finden Ruhebedürftige geräuschlose Wohnungen, fern von allem Straßenlärm. Dampfheizung in allen Zimmern. Großartiger Wintergarten. Aufzüge.
Restaurant français.
PEGLI PEGLI
PEGLI bei GENUA.
Italiens mildester, gleichmäßigst temperierter und mit den schönsten und zweckentsprechendsten Spaziergängen ausgestatteter
Winter-Kurort.
Prospekte und Broschüren.
Gd Hôtel Méditerranée
(Aufenthalt S. M. des Kaisers Friedrich im Jahre 1880.)
I. Ranges mit großartigstem Park. Lift. Dampfheizung und elektr. Licht. Casino am Meer. **Hydrotherapie, Elektrotherapie und elektr. Bäder.** Spezieller Kurtisch für Magen- und Zuckerkranke.
Kurarzt: **Dr. Th. Heusser** (Sommer: Rigi-Kaltbad).
MILAN MILAN
Bei absolut gleichen Mitteltemperaturen täglich 5—7° geringere Schwankungen als überall, daher vorzügl. **Winterklima der Riviera.**
MAILAND
Palace-Hotel.
Haus allerersten Ranges, in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofes gelegen und mit allem modernen Komfort ausgestattet. Wohnungen mit Privat-Bade- und Toilettezimmer. Elektrisches Licht und Zentralheizung in allen Räumen.
Restaurant français.
LUGANO LUGANO
LUGANO
Grand Hôtel
(früher Hotel du Parc)
Vom neuen Besitzer vollständig umgebaut, neu möbliert und mit modernstem Komfort ausgestattet. 250 Betten.
Wiedereröffnung Frühjahr 1904.
Bucher-Durrer, Besitzer.
Zweiggeschäfte:
In Luzern: Hôtel de l'Europe
bei „ : „ Bürgenstock
„ „ : „ Stanserhorn
In Basel: „ Euler.
LUGANO LUGANO
(1417)

Wie alljährlich, ſo werden auch in dieſem Jahre während der Monate November und Dezember unter der allgemeinen Überſchrift:

Weihnachts-Anzeiger der Illuſtrirten Zeitung

die uns für die „Illuſtrirte Zeitung“ zugehenden einſchlägigen Anzeigen, nach Gruppen geordnet, zum Abdruck gebracht, und zwar im Blatt ſelbſt, nicht auf loſen Beilagen. Der Weihnachts-Anzeiger der „Illuſtrirten Zeitung“ iſt während der langen Dauer ſeines Beſtehens und infolge ſeiner Reichhaltigkeit und überſichtlichen Anordnung von dem Publikum als bewährter und beliebter Ratgeber anerkannt und wird, da er in der Öffentlichkeit und in den Familien der beſſeren Stände die größte Verbreitung hat, von den Herren Inſerenten gleichermaßen gewürdigt. Wir laden höflichſt ein, von unſerem erprobten Weihnachts-Anzeiger recht fleißig Gebrauch zu machen. Aufträge mit Angabe der Nummern, in welchen die Aufnahme erfolgen ſoll, ob in

Nr. 3150, vom 12. November,
Nr. 3151, vom 19. November,
Nr. 3152, vom 26. November,
Nr. 3153, vom 3. Dezember,
Nr. 3154 (Weihnachts-Nummer) vom 10. Dezember,
Nr. 3155, vom 17. Dezember,
Nr. 3156, vom 24. Dezember,

erbitten wir uns bis ſpäteſtens 10 Tage vor dem Erſcheinen derſelben.

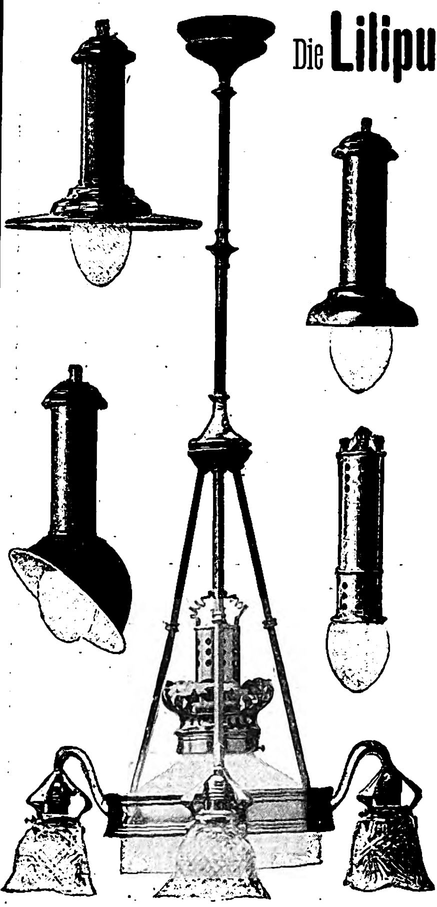
Die Inſertionsgebühren betragen für die einſpaltige Nonpareille-Zeile oder deren Raum 1 Mark 25 Pfg.

Geſchäftsſtelle der Illuſtrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig.

SIEMENS-SCHUCKERT WERKE

G. m. b. H.

Berlin SW., Askaniſcher Platz 3.



Die Liliputbogenlampe

ermöglicht

elektriſches Bogenlicht

überall in Innenräumen,

auch an Stellen, die bisher nur elektriſches Glühlicht zuließen, (1412)

und im Freien.

Für 2 Ampere und für 3 Ampere, mit 80 Volt Klemmenſpannung brennend, als Einzellampe in Gleichſtromnetzen von 100 bis 120 Volt, die Lampe für 2 Ampere auch als Serienlampe in Netzen von 200 bis 240 Volt für Hintereinanderſchaltung zu je zweien.

Verbraucht nur ſo viel Strom wie 4 bezw. 6 Glühlampen zu 16 Kerzen, leuchtet jedoch doppelt bezw. dreifach ſo ſtark, durch Alabaſterglocken gedämpft noch 130 bezw. 280 Kerzen ſtark. (1412)

Brenndauer eines Kohlenpaares bis 20 bezw. 14 Stunden. Kohlenverbrauch koſtet für 1 Stunde 0,25 bis 0,30 Pfennig.

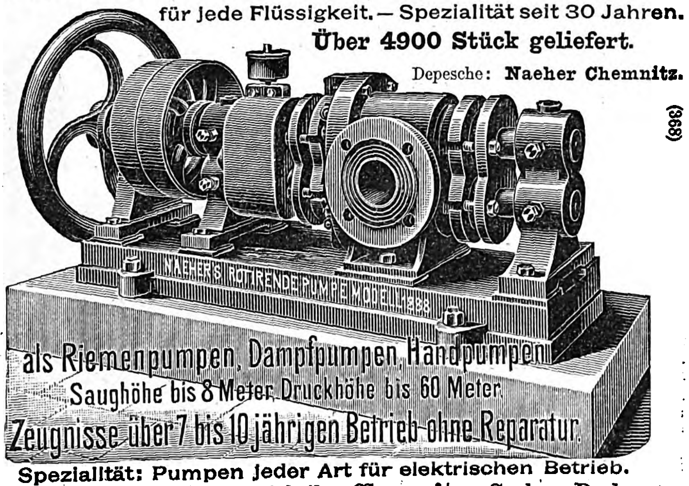
Kohlenwechſel von jedermann leicht ausführbar.

Naeher's rotirende Pumpen

für jede Flüssigkeit. — Spezialität seit 30 Jahren.

Über 4900 Stück geliefert.

Depesche: **Naeher Chemnitz.**


NAEHER'S ROTIRENDE PUMPE MODELL 1888
als Riemenpumpen, Dampfpumpen, Handpumpen
Saughöhe bis 8 Meter, Druckhöhe bis 60 Meter.
Zeugnisse über 7 bis 10 jährigen Betrieb ohne Reparatur.

(368)

Spezialität: Pumpen jeder Art für elektrischen Betrieb.

J. E. Naeher, Maschinenfabrik, **Chemnitz,** Sachs., Beckerstr.

BILLARDS,

Tisch-Billards, Billard-Requisiten.

Die berühmte Kerkaubande. Illustrirte Preislisten gratis.

J. Neuhusen's Billard-Fabrik

Kommandantenstr. 77/79 **BERLIN SW. 19** Beuthstr. 18/21.

Gegründet 1860. 28 goldene etc. Medaillen, Ehrenpreise.

Königl. Preuss. Staatsmedaille.

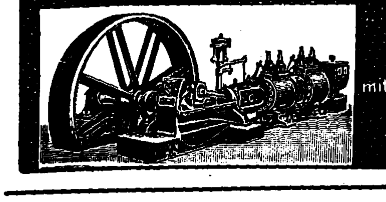
(1268)

Erfurter Maschinenfabrik

Franz Beyer & Co., Erfurt 4.

liefert

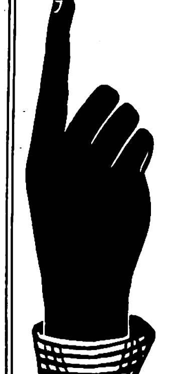
Dampfmaschinen



mit Schieber- und Ventilsteuerung bis zu 2000 Pferdestärken in liegender und stehender Ausführung.

(345)

Louis Heinrici, Zwickau, Sachs.



Das ist die Firma, welche die prachtvollen, luftreinigenden, selbsttätigen Zimmerfontänen in unübertroffener Auswahl seit langen Jahren fabriziert.

Prachtkatalog D gratis.

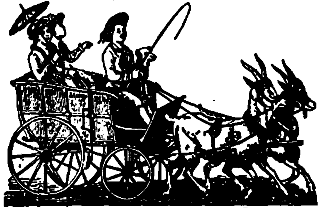
Geschenk von dauerndem Wert!

(1337)

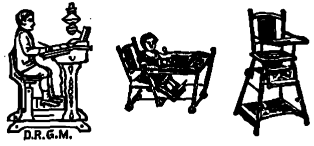
C. L. Flemming

Holzwarenfabrik (682)

Globenstein, Post Rittersgrün, Sachsen.



Wagen u. Karren jeder Art, über 60 Größen, bis 12 Ctr. Tragkraft.

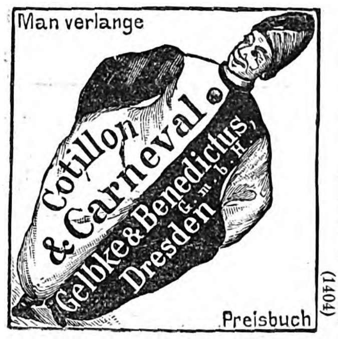


Kinderwagen. Croquetspiele.

Haus- und Küchengeräte.

Waschmaschinen. Rollschutzwände.

Reich illustrierte Preisliste umsonst.



(1404)

Wer im Ausland

Original Deutsche Waren,

Rohstoffe, Fabrikate, Maschinen, Möbel, Kunst- und Industrie-Gegenstände oder ganze Fabrikeinrichtungen

zu beziehen wünscht, wende sich mit Anfragen oder Aufträgen vertrauensvoll und promptester Antwort sicher, an das

Deutsche Export-Musterlager

S. 14, **Berlin,** Dresdener Str. 34/35.

Briefwechsel in allen lebenden Sprachen.

(1275)

Im Süden

(1380)

Tirols, nächſt Winter-Kurort, liegt ein Grund mit ſehr mildem Klima und herrlicher Rundſicht. Zur Aufſchließung desſelben ſucht der Beſitzer einen Kapitaliſten und Naturfreund. Anträge sub Nr. 3135 an die „Illuſtrirte Zeitung“ in Leipzig erb.

Unſere geehrten Leſer

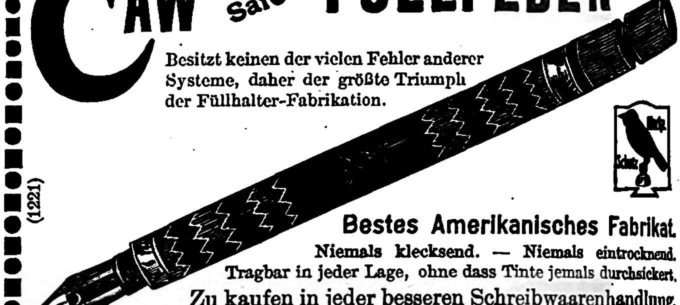
bitten wir, beim Einfordern von Preisliſten, bezw. bei Berückſichtigung der in unſerer Zeitung enthaltenen Inſerate gefälligſt immer auf die

„Illuſtrirte Zeitung“

Bezug nehmen zu wollen.

CAW's Safety FÜLLFEDER

Besitzt keinen der vielen Fehler anderer Systeme, daher der größte Triumph der Füllhalter-Fabrikation.



(1221)

Bestes Amerikanisches Fabrikat.

Niemals klecksend. — Niemals eintrocknend.

Tragbar in jeder Lage, ohne dass Tinte jemals durchsickert.

Zu kaufen in jeder besseren Schreibwaarenhandlung.

Illustrirte Kataloge gratis von dem Engros-Fabriklager:

Schwan-Bleistift-Fabrik, Nürnberg. • **Schwanhäusser,** Wien I, Johannisgasse 2.

Fabrik-Zeichen. Eingetragen am 13. Juni 1731.

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers u. Königs. | K. u. K. Hofstahlwaaren-Fabrikant.

Pariser Weltausstellung 1900 „Grand Prix“.

J. A. Henckels

Zwillingswerk in Solingen.

fabricirt und empfiehlt:

Messer u. Gabeln für Küche u. Haus — Messer für alle Gewerbe u. Künste — Taschen- u. Gartenmesser — Rasirmesser u. Rasirapparate — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheeren für alle Zwecke — Korkzieher, Nussknacker etc.

Ich bitte auf die Schutzmarke: zu achten. Für jedes Stück, welches das Zwillingszeichen trägt, wird unbedingte Gewähr geleistet.

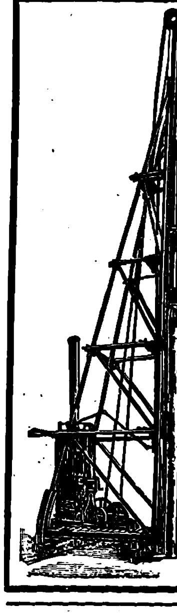
Wo die Geschäfte der Branche mein Fabrikat nicht führen, bitte sich zu wenden an die Hauptniederlage:

BERLIN W., Leipzigerstrasse 118.

Eigene Verkaufsniederlagen:

Frankfurt a. M., Steinweg 9 — **Hamburg,** Gr. Johannisstr. 6
Köln a. Rh., Hohestr. 144 — **Dresden,** Wilsdrufferstr. 7
Wien I, Kärnthnerstr. 24.

(530)



Rammen

und sonstige Maschinen für Pfahlgründungen.

Directwirkende Dampframmen

nach eigenem Patent und System Lacour.

Rammen mit endloser Kette, rücklaufender Kette und rücklaufendem Seil

für Hand-, Dampf- und elektrischen Betrieb.

(19)

Kreissägen

zum Abschneiden von Pfählen unter Wasser.

Spülvorrichtungen. — Pfahlauszieher.

Menck & Hambrock, Altona-Hamburg Nr. 69.

Haasenstein & Vogler A.G.

Aelteste Annoncenexpedition,

*domicilirt an allen Orten **Deutschlands,** auch in **Oesterreich, Schweiz, Italien** etc., liefert detaillirte **Kostenanschläge** unter Gewährung höchstmöglicher **Rabattvergünstigungen,** sowie neueste grosse **Kataloge.***

(13)

Abfassung und augenfälligstes Arrangement.

Effectvolle, originelle Clichés und Auskunft bezügl. der wirksamsten Blätter.

Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerſtraße 1—7.

Illuſtrirte Zeitung

Begründet 1843.

Nummer 3149.

5. November 1903.

Theodor Mommsen †
Graf Stephan Tisza
Friedrich v. Moltke
Die Römer beim Papst
Das Rathaus in Paderborn
Der neue Schöne Brunnen in Nürnberg
Marbachs Schiller-Stätten
Die indischen Elefanten des Zirkus Busch
Saure Wochen, frohe Feste. Triptychon von W. Georgi
Spelterinis Ballonfahrt über die Alpen
Kartoffelfeuer. Gemälde von Julius Bergmann
Tscherkessentanz. Gemälde von Franz Eisenhut
Julius Blüthner
Werke deutscher Ansiedlung in Posen und Westpreußen
Dachshündin mit Jungen. Gemälde von Biedermann-Arendts
Vier neue Werke Ernst Moritz Geygers
Verbrechen und Musik
Es hätte auch anders kommen können! Erzählung von C. v. Franken (Schluß)
Im Morgennebel. Skizze von Frida Schanz
Über Schartenspuren. Von Prof. Kockel

Verlag von J. J. Weber in Leipzig und Berlin.

UNIVERSITY OF COLORADO LIBRARIES

Über Schartenſpuren.

Von

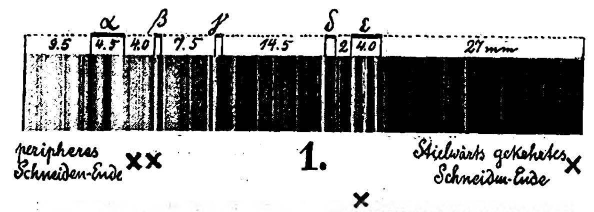
Prof. Kockel.

Die modernen Kriminaliſten ſind darüber einig, daß Zeugenausſagen oft nur einen bedingten Wert haben, und es iſt daher das Beſtreben, ſachliche Beweismittel von hoher Zuverläſſigkeit zu beſchaffen, ein mehr und mehr wachſendes. Dieſe ſachlichen Beweismittel, die man als Spuren im weiteſten Sinne des Wortes bezeichnen kann, ſind verſchiedener Natur. Häufig ſind es Gegenſtände von mannigfaltiger Beſchaffenheit, z. B. Werkzeuge ſowie ſonſtige Geräte, Kleidungs- und Wäſcheſtücke, Organteilchen, Flecken von Blut, Kot, Farbſtoffen und anderem, ferner Ab- und Eindrücke von Körperteilen des Täters (Fingerabdrücke, Fußſpuren) oder Veränderungen, die bald am Menſchen, bald an einzelnen Gegenſtänden durch Handwerkszeuge und andere vom Täter benutzte Inſtrumente hervorgerufen wurden.

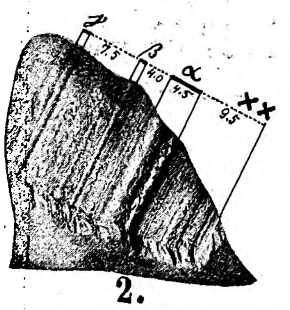
Dieſe Spuren zu entdecken, iſt gewöhnlich Sache des die Unterſuchung führenden Richters, dem hier ein weites Feld ausſichtsreicher Tätigkeit geboten iſt. Die nähere Prüfung der Spuren dagegen wird meiſt dem Sachverſtändigen zufallen, der auf Grund berufsmäßiger oder wiſſenſchaftlicher Erfahrungen Aufklärung zu geben und die ſtumme Sprache der Objekte gewiſſermaßen zu verdolmetſchen hat. Die Hilfsmittel, deren der Sachverſtändige bei der Unterſuchung ſogenannter Spuren bedarf, entſtammen den Gebieten der Naturwiſſenſchaften und der Technik; die vielfältigen Erfahrungen, die in der Chemie, der Phyſik, der Botanik, der Medizin ſowie in den techniſchen Berufszweigen gewonnen worden ſind, hat der Sachverſtändige bei der Beurteilung von Spuren in den Dienſt der Rechtspflege zu ſtellen, wobei er ſich der in den genannten Disziplinen gebräuchlichen Methoden bedienen wird. Insbeſondere iſt ihm hierbei die Photographie geradezu unentbehrlich. Denn mit ihrer Hilfe laſſen ſich Befunde klarſtellen, die dem Auge ſonſt entweder überhaupt nicht oder doch nur unvollkommen erkennbar ſind. Außerdem aber bietet ſie die Möglichkeit, die ermittelten Tatſachen in völlig objektiver Weiſe den Richtern und Geſchworenen ſo vor Augen zu führen, daß ſie in der Lage ſind, die Feſtſtellungen des Sachverſtändigen zu kontrollieren und auf ihren Wert zu prüfen. Allerdings läßt ſich die Photographie bisweilen nicht direkt anwenden, ſondern erſt nach Herſtellung geeigneter Präparate, unter denen vor allem Abformungen in Wachs, Gips und Blei erwähnt ſein mögen.

Zu welch weitgehenden und überraſchend ſicheren Schlüſſen der Sachverſtändige mittels der zuletzt angedeuteten Methoden auch unter ſcheinbar ausſichtsloſen Verhältniſſen gelangen kann, das ſollen die folgenden Betrachtungen über Beil- und Meſſerſcharten zeigen.

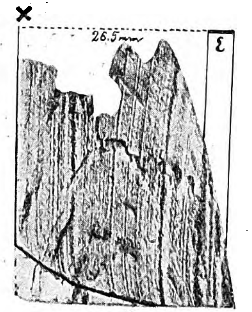
Jede Scharte eines ſchneidenden Inſtruments hinterläßt auf der Schnittfläche der durchſchnittenen Subſtanz, z. B. von Holz, eine ſtreifenförmige Spur, die an Holzſchnittflächen entweder erhaben oder rinnenförmig vertieft iſt, je nachdem das Holz ſchräg mit der Faſer oder ſchräg gegen dieſelbe durchſchnitten wurde. Dieſe Tatſache und ihre kriminaliſtiſche Bedeutung ſcheinen unter anderem einem Manne nicht bekannt geweſen zu ſein, der dringend verdächtig war, auf fremdem Grund und Boden mit einem geliehenen Beil über hundert junge Birken abgehackt zu haben, um ſie in der nächſtgelegenen Stadt als billige Pfingſtmaien zu verkaufen. Die Hackflächen der am Tatort behufs näherer Prüfung entnommenen Birkenſtümpfe zeigten Schartenſpuren, unter denen ſich mehrere charakteriſtiſche befanden. Auf den vorſtehenden Abbildungen 2 bis 4 ſind dieſe Spuren mit α bis ε bezeichnet; α iſt ein hoher breiter Doppelkamm, ε eine drei- oder vierteilige Spur, und zwiſchen beiden befinden ſich neben anderen feinen die gröberen Spuren β, γ, δ. Aus der Form der Schartenſpuren, noch ſicherer aber aus ihrer Breite und ihren Abſtänden voneinander ergab ſich mit Beſtimmtheit, daß ſie ſämtlich von einem und demſelben Beil herrührten. Beſonderen Wert hatte es, daß ſich aus einigen der Hackflächen, an denen entweder das eine über α hinaus gelegene periphere (Abbild. 2 bei ××) oder das jenſeit ε befindliche, ſtielwärts gerichtete Schneidenende (Abbild. 3 bei ×) zum Abdruck gekommen war, beſtimmt feſtſtellen ließ, wie lang die Schneide des benutzten Beiles ſein müſſe. Man brauchte nur die Abſtände der Schartenſpuren voneinander, beziehentlich von den in den Abbildungen 2 und 3 abgedrückten Schneidenenden zu addieren und die Breite der einzelnen mit α bis ε bezeichneten Spuren hinzuzufügen. So ergab ſich, daß die Schneidenlänge des benutzten Beils 75 mm betragen habe. Genau die gleiche Länge beſaß die Schneide des Beils, das der mutmaßliche Täter ſich geliehen und kurz nach dem Diebſtahl zurückgegeben hatte. Die Schneide dieſes Beils enthielt eine große Anzahl von Scharten, die ſich zum Zwecke weiterer Unterſuchung dadurch genau darſtellen ließen, daß mit ihr eine Gipsplatte ſo lange geſchabt wurde, bis die Spuren ſämtlicher Scharten der leicht gebogenen Schneide auf der Platte zu ſehen waren (Abbild. 1). Um nun unter den zahlreichen Spuren auf der Gipsplatte eine Orientierung zu ermöglichen, wurden die auf den Hackflächen vorhandenen je nach ihren Abſtänden voneinander und von den beiden Schneidenenden eingezeichnet. Hierbei gab beſonders die bogenförmige Krümmung der Spuren auf der in der Abbildung 4 dargeſtellten Hackfläche Aufſchluß darüber, welche von ihnen dem ſtielwärts gekehrten und welche dem entgegengeſetzten Ende der Beilſchneide entſprachen. Das Ergebnis war, daß ſich die Spuren α bis ε der Hackflächen genau mit den entſprechenden Spuren α bis ε auf der Gipsplatte deckten, und es konnte ſo mit vollſter Beſtimmtheit aus den ſachlichen Befunden gefolgert werden, daß die Birken mit dem Beil, das der Angeklagte ſich geliehen hatte, abgehackt worden waren.


α
β
γ
δ
ε
9.5
4.5
4.0
7.5
14.5
2
4.0
27 mm
peripheres Schneiden-Ende ××
Stielwärts gekehrtes Schneiden-Ende ×

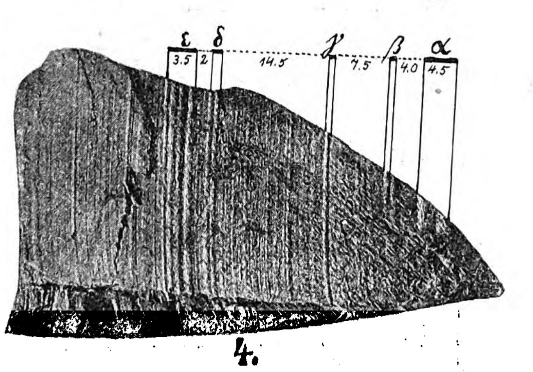
1.



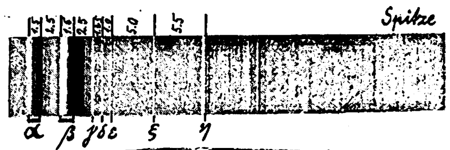
2.



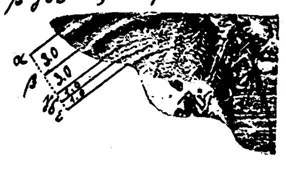
3.



4.



5.



6.

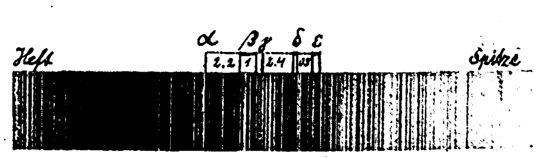
Komplizierter lagen die Verhältniſſe in zwei anderen Fällen. Der eine betraf einen Mann, der im Verdachte ſtand, einem Verwandten eine größere Geldſumme aus einer verſchloſſenen Kommode geſtohlen zu haben. Von der Platte der letzteren hatte der Dieb, um den Riegel des Schloſſes freizulegen, mehrere große Späne abgeſchnitten, die nebſt zwei Meſſern des Angeklagten zur näheren Unterſuchung eingeliefert wurden. Die Holzſpäne zeigten an verſchiedenen Stellen die Schartenſpuren α bis η, von denen ſich an der in Abbildung 6 wiedergegebenen Schnittfläche nur die beiden groben Spuren α und β ſowie die feinen γ bis ε befinden. Zum Vergleich wurden mittels der vier Klingen beider Meſſer Gipsplatten geſchabt, deren eine (Abbild. 5) denn auch zwei grobe und mehrere feine Spuren (α bis η) zeigte. Obgleich nun die Formähnlichkeit zwiſchen den Schartenſpuren auf dieſer Gipsplatte und denen auf den Holzſchnittflächen deutlich hervortrat, bedurfte es doch, um ihre Identität ſicher nachzuweiſen, noch genauer Meſſungen. Hierbei durften aber die Abſtände zwiſchen den Schartenſpuren auf den Holzſchnittflächen nicht wie im vorhergehenden Fall ohne weiteres mit den Abſtänden auf der Gipsplatte verglichen werden. Denn letztere ſtimmen ſtets mit den Abſtänden der Scharten ſelbſt überein; dagegen liegen beim Ein- und Durchſchneiden von Holz die Spuren der Scharten immer näher beiſammen als die Scharten ſelbſt, da Schnittrichtung und Meſſerſchneide miteinander nur ſelten einen rechten, ſondern faſt ſtets einen ſpitzen Winkel bilden. Es war daher nötig, aus den durch Meſſungen gewonnenen Entfernungen der Schartenſpuren beider Art zu berechnen, wie ſich ihre Abſtände zueinander verhalten.

Bei der Vergleichung der bezüglichen Verhältniszahlen war zu berückſichtigen, daß die Meſſungen an den Holzſpänen wegen der oft wenig ſcharfen Begrenzung der Schartenſpuren nicht mit derſelben Genauigkeit ſich ausführen ließen wie an der Gipsplatte (Abbild. 5). Die aus der Tabelle erſichtlichen Abweichungen in den Verhältniszahlen waren daher als unerheblich zu bezeichnen; es mußte vielmehr als feſtſtehend angeſehen werden, daß die an der Gipsplatte (Abbild. 5) ermittelten Zahlen $\alpha\beta:\beta\gamma$, $\beta\gamma:\gamma\delta$, $\gamma\delta:\delta\varepsilon$ uſw. die gleichen

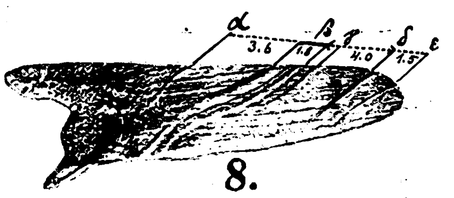
	Abſtände der Schartenſpuren in mm				Verhältniszahlen		
	$\alpha\beta$	$\beta\gamma$	$\gamma\delta$	$\delta\varepsilon$	$\alpha\beta:\beta\gamma$	$\beta\gamma:\gamma\delta$	$\gamma\delta:\delta\varepsilon$
Schnittfläche am Kommodenteil (Abbild. 6)	$3{,}_0$	$3{,}_0$	$1{,}_0$	$1{,}_0$	$1{,}_0$	$3{,}_0$	$1{,}_0$
Gipsſchabeplatte (Abbild. 5)	$4{,}_0$	$4{,}_0$	$1{,}_{25}$	$1{,}_0$	$1{,}_0$	$3{,}_2$	$1{,}_{25}$

waren wie die an den Schartenſpuren der Kommodenſpäne berechneten. Das Zwingende dieſer Zahlen konnte es nicht zweifelhaft laſſen, daß mit dem einen der beiden Meſſer des Angeklagten die Späne von der Kommode abgeſchnitten worden waren.

Ganz analog geſtaltete ſich das Verfahren in einem Falle von Sachbeſchädigung. Ein ſchon älterer Mann wurde beſchuldigt, eine junge Linde ſowie ungefähr dreißig hochſtämmige Roſen teils abgeſchnitten, teils abgebrochen zu haben. Die auf den Schnittflächen der Roſenſtämmchen und der Lindenzweige vorhandenen Schartenſpuren waren äußerſt ſpärlich und ſo fein, daß die Objekte, um jene Spuren deutlich ſichtbar zu machen, bei zweifacher Vergrößerung photographiert werden mußten (ſo Abbildung 8, die eine der Roſenſchnittflächen wiedergibt). Die Vergleichung der Photogramme ergab unter ſorgfältiger Berückſichtigung der Meſſerhaltung zunächſt, daß ſämtliche Schnittflächen mittels einer und derſelben Meſſerklinge erzeugt worden waren, die heftwärts eine einfache Scharte α beſeſſen haben mußte, an die ſich ſpitzenwärts eine mehrteilige Scharte β ſowie ferner noch die Scharten γ, δ und ε anſchloſſen. Da eins der beiden Meſſer des Angeklagten eine ſehr ſcharfe Klinge mit ſo feinen Scharten beſaß, daß eine Darſtellung ihrer Spuren durch Schaben einer Gipsplatte nicht möglich war, mußte ſtatt deren eine Miſchung von Wachs und Zinkweiß verwendet werden. Nachdem auch dieſe aus letzterer Maſſe angefertigte Schabeplatte bei genau zweifacher Vergrößerung photographiert worden war (Abbild. 7), wurden nun in der ſchon beſprochenen Weiſe an den Objekten ſelbſt ſowie zur Kontrolle an den bei zweifacher Vergrößerung aufgenommenen Photogrammen ſowohl die Breite als auch die Abſtände der Schartenſpuren gemeſſen und aus den erhaltenen Werten alsdann die Verhältniszahlen $\alpha\beta:\beta$, $\beta:\beta\delta$, $\beta\delta:\delta\varepsilon$ berechnet. Dabei ergaben ſich an den Roſen- und den Linden-Schnittflächen bis auf minimale Abweichungen dieſelben Zahlen wie an der Wachsplatte. So war trotz der minuziöſen Beſchaffenheit der diesmal zur Unterſuchung vorliegenden Objekte der exakte Nachweis geliefert, daß die Roſenſtämmchen und die Lindenzweige mit dem einen Meſſer des Angeklagten abgeſchnitten worden waren.



7.

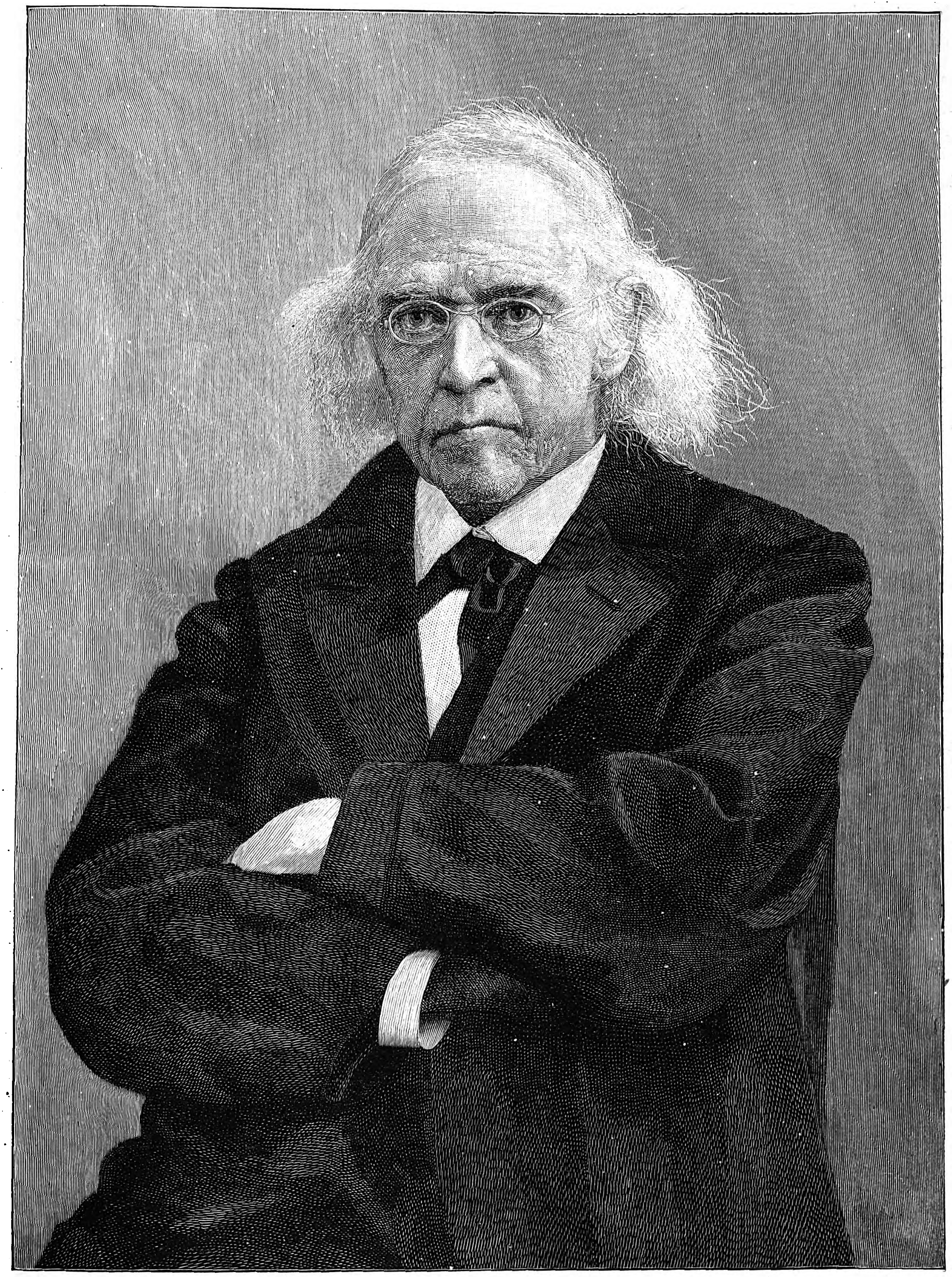


8.

Umſchließen zwar die mitgeteilten Beobachtungen ein nur eng begrenztes Gebiet der für die Beweisführung wichtigen Spuren, ſo ſind ſie deſſenungeachtet nicht ohne allgemeinere Bedeutung. Denn ſie zeigen zunächſt, daß für die Unterſuchung von Spuren häufig erſt geeignete Methoden erfunden werden müſſen, die — oft nur für einen einzelnen Fall anwendbar — doch unter gewiſſen Umſtänden von umfaſſenderer Brauchbarkeit und für die Prüfung größerer Gruppen von Spuren dienſtbar zu machen ſind, ſelbſt wenn dieſe unter ſcheinbar ſehr verſchiedenen Bedingungen beobachtet wurden. Weiter lehren die Unterſuchungen über Schartenſpuren, daß bei Verwendung zweckmäßiger Verfahren — und zu dieſen gehören vornehmlich Abformungen — der Sachverſtändige in die glückliche Lage kommen kann, ſeine Schlußfolgerungen mit mathematiſcher Genauigkeit zu ziehen und ſo Beweismittel von höchſtem, völlig unanfechtbarem Werte zu liefern. Endlich aber ſind die Schartenſpuren und ihre Verwertung zur Entdeckung des Täters ein erneuter Beweis dafür, daß bei Unterſuchung von Verbrechen auch das ſcheinbar Kleinſte und Unbedeutendſte von hoher Wichtigkeit werden kann und das Wort „minima non curat praetor“ für den Unterſuchungsrichter und den mit ihm gemeinſchaftlich arbeitenden Sachverſtändigen nicht maßgebend ſein darf.

Illuſtrirte Zeitung

Nr. 3149. 121. Bd. Leipzig und Berlin. 5. November 1903.



Theodor Mommſen, † am 1. November.

UNIVERSITY OF COLORADO LIBRARIES
BOULDER

Theodor Mommſen.

Wieder hat der Tod einen Mann abgerufen, der in den wiſſenſchaftlichen Kreiſen nicht nur ſeines deutſchen Vaterlandes eine ſehr hohe Stellung einnahm, ſondern von den Gelehrten der ganzen Welt als der Ihren einer angeſehen und neidlos als der Größten einer anerkannt wurde. Hatte er auch ein Lebensalter erreicht, wie es die Natur nur ihren beſonders bevorzugten Kindern gewährt, ſo wurde doch die Nachricht von der ſchweren Erkrankung und kurz darauf die von dem Tode Theodor Mommſens wie ein unerwartetes Ereignis empfunden. Nur allmählich fand man ſich mit der Tatſache ab: auch Theodor Mommſen iſt nicht mehr.

Als Pfarrersſohn wurde Mommſen am 30. November 1817 in dem kleinen ſchleswigſchen Städtchen Garding geboren, auf der heimiſchen Univerſität Kiel widmete er ſich von 1838 bis 1843 juriſtiſchen und geſchichtlichen Studien und betrat damit von Anfang an ſicheren Schrittes das Gebiet, auf dem er Großes und für die Wiſſenſchaft aller Zeiten Unvergängliches zu ſchaffen berufen war. Dem Gebiete der römiſchen Verfaſſung gehörte ſchon das Thema ſeiner Doktordiſſertation an, und während er in der erſten Zeit nach dem Beſuche der Univerſität die Stelle eines Privatlehrers in Altona bekleidete, ließ er dort bereits eine Studie über „Die römiſchen Tribus in adminiſtrativer Beziehung“ und das Jahr darauf „Oskiſche Studien“ erſcheinen. Während der Jahre 1844 bis 1847 trieb er eingehende Quellenſtudien in Italien und Frankreich und begann im Herbſt 1848, alſo vor fünfundfünfzig Jahren, ſeine ruhmreiche akademiſche Laufbahn, und zwar zunächſt als außerordentlicher Profeſſor der Rechte in Leipzig. Hier war ſeine Tätigkeit aber nicht nur der alten, ſondern, wie auch wiederholt in ſeinem ſpäteren Leben, gleichzeitig der Politik der Gegenwart gewidmet. Schon ehe er dem Rufe nach Leipzig folgte, redigierte er kurze Zeit die ſehr liberale „Schleswig-Holſteiniſche Zeitung“ in Rendsburg. Auch in Leipzig nahm er an den freiheitlichen Bewegungen von 1848 und beſonders 1849 lebhaften Anteil; er wurde vom Amte ſuspendiert und nach langer Unterſuchung 1850 gänzlich enthoben, ging wie ſo viele ſeiner Leidensgenoſſen in die Schweiz und bekam hier 1852 die ordentliche Profeſſur des römiſchen Rechts an der Univerſität Zürich.

Es iſt gleichzeitig ein Beweis für die Bedeutung, die Mommſens Leiſtungen ſchon damals zuerkannt wurde, wie für die in jener Zeit nicht zu oft betätigte Unbefangenheit des Urteils der preußiſchen Regierung, daß ſie Mommſen 1854 aus Zürich nach Breslau in eine ordentliche Profeſſur desſelben Faches berief. Das war eine unbeſtreitbar verdienſtliche Tat; wurde doch Mommſen dadurch dem deutſchen Vaterland erhalten. Als der Gelehrte vier Jahre darauf Breslau mit Berlin vertauſchte, ging er gleichzeitig von der juriſtiſchen zur philoſophiſchen Fakultät über: er wurde Profeſſor der alten Geſchichte. Die Veranlaſſung dazu bot das Erſcheinen ſeines weitaus verbreitetſten Werkes, ſeiner klaſſiſchen „Römiſchen Geſchichte“ (1. Auflage 1854 bis 1855). Auch dieſem Werk hat es nicht an Tadlern gefehlt; namentlich wurde dem Verfaſſer der Vorwurf gemacht, daß er, mit zu großer Freiheit ſchaltend, in die alten Formen zu viel modernen Geiſt gehaucht hätte. Aber gerade auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete war Mommſen kein Philiſter; eben dadurch, daß er nicht bloß durch die Brille des Philologen die Berichte der römiſchen Hiſtoriker betrachtete, ſondern den Inhalt politiſch in ſich verarbeitete, weckte er das Intereſſe und erſchloß er das richtige Verſtändnis für die alte Geſchichte Roms. Das iſt ein großes und bleibendes Verdienſt, an dem keine Nörgelei und kleinliche Kritik zu rütteln vermag. Der fünfte Band der römiſchen Geſchichte erſchien zuerſt im Jahre 1885. Zum vierten Band hat Mommſen leider nur Notizen hinterlaſſen.

Außerordentlich groß iſt die Zahl der übrigen von dem unermüdlich ſchaffenden Gelehrten verfaßten Arbeiten. Aus dem Gebiete des römiſchen Rechts iſt in erſter Linie das dreibändige „Römiſche Staatsrecht“ zu nennen; ihm ſchließen ſich an: „Abriß des römiſchen Staatsrechts“ (1893), „Römiſches Strafrecht“ (1899), die Ausgabe der Digeſten im 1. Bande des „Corpus juris civilis“ (8. Aufl. 1899). Mit Henzen gab er die Bände 1 bis 15 des „Corpus inscriptionum latinarum“ heraus, außerdem allein verſchiedene Inſkriptionenwerke; auch an der Herausgabe der „Monumenta Germaniae historica“ war Mommſen beteiligt. In der langen Zeit von 1874 bis 1895 war er Sekretär der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin und blieb auch noch nach dieſer Zeit ſtets in enger Verbindung mit ihr. Ebenſo war ſeine Stellung zur philoſophiſchen Fakultät: auch als er wegen ſeines hohen Alters keine Vorleſungen und keine Seminarübungen mehr hielt, nahm er doch mit größter Regelmäßigkeit an den Fakultätsſitzungen teil. Er iſt bis zum Tage ſeiner raſch zum Tode führenden Erkrankung wiſſenſchaftlich unermüdlich tätig geweſen.

Während der Jahre 1873 bis 1882 gehörte Mommſen dem preußiſchen Abgeordnetenhauſe an, zuerſt als Mitglied der Nationalliberalen Partei, dann der Liberalen Vereinigung, ferner auch in den Jahren 1881 bis 1884 dem Reichstag, und zwar dort zuerſt gleichfalls als Mitglied der Liberalen Vereinigung, dann des Fortſchritts; Koburg war ſein Wahlkreis. Auch Mitglied des Berliner Stadtverordnetenkollegiums iſt der Gelehrte manches Jahr geweſen. Seine parlamentariſche Wirkſamkeit, zumal die im Reichstag, brachte ihn wiederholt in Konflikte mit dem Fürſten Bismarck. Eine unvorſichtige Äußerung in einer Charlottenburger Rede trug ihm ſogar eine Anklage wegen Bismarck-Beleidigung ein; er wurde aber freigeſprochen, weil er den inkriminierten Ausdruck „Politik des Schwindels“ weder auf Bismarck noch auf ſonſt jemand bezogen haben wollte. „Ich kann nur annehmen“, ſagte Bismarck, als ihm Mommſen den Vorwurf der „konſtitutionellen Hausmeierei“ machte, am 24. Januar 1882, „daß die Vertiefung in die Zeiten, die zweitauſend Jahre hinter uns liegen, dieſem ausgezeichneten Gelehrten den Blick für die ſonnenbeſchienene Gegenwart vollſtändig getrübt hat“.

Auch an gelegentlichen politiſchen Kundgebungen ließ es Mommſen nicht fehlen. Als er im November 1901 gelegentlich der Berufung des katholiſchen Profeſſors Martin Spahn an die Univerſität Straßburg für die Vorausſetzungsloſigkeit der wiſſenſchaftlichen Forſchung eintrat, da fand er allſeitigen Beifall. In friſchem Gedächtnis iſt aber noch ſein vor Monatsfriſt unternommener Verſuch, eine Verſöhnung zwiſchen deutſcher und engliſcher Volksſtimmung anzubahnen; da war die Anſicht weit verbreitet, daß der Politiker des Gelehrten Ruf nicht zu erhöhen vermochte. Aber er konnte ihn auch nicht erſchüttern.

Am 29. Oktober gegen Mitternacht wurde Mommſen von einem ſchweren Schlaganfalle betroffen, der die linke Körperſeite lähmte und von den Ärzten ſogleich als das Leben bedrohend angeſehen wurde. Schon am 1. November früh in der neunten Stunde iſt der faſt ſechsundachtzigjährige Greis erlöſt worden, ohne das Bewußtſein wieder zu erlangen. Hoch und niedrig, Inland und Ausland, allen voran der Deutſche Kaiſer, hatten Erkundigungen über ſeinen Zuſtand eingezogen. Mommſen, der 1895 Mitglied der Pariſer Akademie, 1896 Ehrenbürger Roms wurde und erſt im vergangenen Jahre den Nobel-Preis erhielt, alſo im Auslande in hohem Maße gewürdigt wurde, wird auch in ſeiner deutſchen Heimat für alle Zeiten als eine Zierde deutſcher Wiſſenſchaft geſchätzt und geehrt bleiben. In hoch ehrender Weiſe hat dieſe Überzeugung auch der Kaiſer der Witwe gegenüber ausgeſprochen.

J. P.

Wochenſchau.

Graf v. Bülow über die deutſche Flotte. — Am 31. Oktober fand zu Stettin in Gegenwart des Kaiſerpaars auf der Werft des Vulkan der Stapellauf des neuen Linienſchiffs Preußen ſtatt. Die Kaiſerin taufte das Schiff, nachdem der Reichskanzler Graf v. Bülow zuvor die Taufrede gehalten hatte. Darin ſagte er über die deutſche Flottenpolitik unter anderem: „Es geht vorwärts mit der deutſchen Flotte, vorwärts durch die bahnbrechende Kraft kaiſerlicher Initiative, durch die bundesfreudige Mithilfe der Landesfürſten, durch die patriotiſche und opferwillige Haltung des Reichstags, durch die Grundſtimmung des deutſchen Volkes, das mit ſeiner parlamentariſchen Vertretung, ſeinen Fürſten und ſeinem Kaiſer ſich über die Unmöglichkeit klar iſt, das nationale Leben in binnenländiſche Schranken zurückzudämmen. Es liegt in der allgemeinen Entwicklung unſerer Tage, auf den Gewäſſern des Erdballes die Berührungen zwiſchen den Kriegsſchiffen der Seefahrt treibenden Staaten zu vermehren. Ich glaube, es iſt eine erfreuliche Eigentümlichkeit der modernen Zeit zur Erziehung der Völker, zum Vorteil ihrer Umgangsſitten und zur Stärkung der Friedensliebe.“

Staatliche Schlachtviehverſicherung. — Am 28. Oktober fand im Reichsamt des Inneren eine vom Reichskanzler einberufene Verſammlung von Vertretern ſämtlicher Bundesſtaaten ſtatt, um über das Reichsgeſetz zu einer Einführung der ſtaatlichen Schlachtviehverſicherung zu beraten. Den Vorſitz führte der vortragende Rat im Reichsamt des Inneren Eucken-Addenhauſen; von den verbündeten Regierungen waren im ganzen vierzig Vertreter zu der Konferenz entſandt.

Beirat für Arbeiterſtatiſtik. — Der Beirat für Arbeiterſtatiſtik wurde zum 10. November zu einer Sitzung im Kaiſerlichen Statiſtiſchen Amt nach Berlin berufen. Auf der Tagesordnung ſtehen folgende Gegenſtände: 1. Bericht über die Erhebungen im Fleiſchergewerbe; 2. Bericht über die Erhebung betreffs der Arbeitszeit im Binnenſchiffahrtsgewerbe; 3. mündlicher Bericht über die gutachtliche Äußerung betreffs der Arbeitsloſenverſicherung; 4. Erhebung über die Arbeitszeit im Fuhrwerksgewerbe; 5. Erhebung über die Arbeitszeit in den Kontoren. Die Ausſchüſſe treten ſchon am 7. zuſammen, um die ihnen überwieſenen Gegenſtände vorzubereiten.

Ungariſche Miniſterkriſis. — Das Miniſterium Tisza iſt folgendermaßen zuſammengeſetzt: Tisza Präſidium, Inneres und proviſoriſch das Miniſterium am königlichen Hoflager, Lukacs Finanzen, Hieronymi Handel, Vizepräſident des Abgeordnetenhauſes Geheimrat Tallian Ackerbau, Plosz Juſtiz, General Nyiri Landesverteidigung, Berzeviczy Kultus und Unterricht, Cſeh Kroatien. Am 31. Oktober hat Graf Tisza dieſe Liſte dem Kaiſer in Wien unterbreitet und deſſen Genehmigung erhalten. Am 2. November erfolgte die Vorſtellung des neuen Miniſteriums im Reichstage. Das Programm Tiszas wurde von den Liberalen im weſentlichen gebilligt; die wichtigſte Änderung bietet Punkt 8, der ſich auf die Herrſcherrechte bezüglich der Kommandoſprache bezieht. Er lautete früher: „Der in bezug auf die Kommando- und Dienſtſprache der Armee beſtehende Zuſtand wird auf Grund der im Jahre 1867 anerkannten konſtitutionellen Herrſcherrechte Sr. Majeſtät aufrecht erhalten. Die politiſche Verantwortung der Regierung erſtreckt ſich wie auf jede Handlung der Krone auch hierauf, und der geſetzliche Einfluß des Reichstages liegt, wie hinſichtlich eines jeden konſtitutionellen Rechtes, auch diesbezüglich vor. Dieſen Zuſtand kann die Geſetzgebung — Krone und Reichstag — gemeinſchaftlich ändern.“ Jetzt lautet dieſer Punkt folgendermaßen: „Die Partei hält jenen Standpunkt aufrecht, daß dem König das Recht zuſteht, die Kommando- und Dienſtſprache der einen ergänzenden Teil der ganzen Armee bildenden ungariſchen Armee auf Grund der im § 11 des Geſetzartikels 12 vom Jahre 1867 anerkannten konſtitutionellen Herrſcherrechte zu beſtimmen.“ In militäriſcher Hinſicht fordert das Programm im übrigen die Regelung der Fahnenfrage, die Geltendmachung der ungariſchen Sprache im Militärſtrafprozeß, die Verſetzung aller ungariſchen Offiziere zu ungariſchen Regimentern, eine Vermehrung der Stipendien und der Militärſchulen in Ungarn ſowie eine bedeutende Erweiterung des ungariſchen Unterrichts daſelbſt. Graf Apponyi hat das Präſidium des Abgeordnetenhauſes niedergelegt, wird aber unter gewiſſen Bedingungen in der Liberalen Partei bleiben. Auch die Oppoſition iſt milder geſtimmt in der Erkenntnis, daß auf militäriſchem Gebiet vorderhand nicht mehr zu erreichen iſt.

Volksabſtimmungen in der Schweiz. — Am 25. Oktober fanden in der Schweiz Volksabſtimmungen über drei Geſetzesvorlagen ſtatt: über die von 57000 Schweizer Bürgern geforderte Reviſion der Verfaſſung, nach der für die Beſtimmung des Verhältniſſes der Vertretung der Kantone im Nationalrat nur die Zahl der Schweizer Bürger mit Ausſchluß der Ausländer maßgebend ſein ſoll; ferner über das Bundesgeſetz, betreffend eine Ergänzung des Bundesſtrafrechts über die Beſtrafung der Anſtiftung oder Verleitung Militärpflichtiger zu einer ein Verbrechen oder Vergehen bildenden Dienſtpflichtverletzung; endlich über die von der Bundesverſammlung beantragte Reviſion der Bundesverfaſſung, die den Kantonen das Recht zu weiterer Beſchränkung des Kleinhandels mit geiſtigen Getränken geben ſollte. Alle drei Vorlagen wurden abgelehnt, die beiden erſten mit großer, die letzte mit geringerer Majorität.

Graf Lamsdorff in Paris. — Von Darmſtadt aus traf am 27. Oktober der ruſſiſche Miniſter des Äußeren Graf Lamsdorff in Paris ein, um mit ſeinem franzöſiſchen Kollegen, dem Miniſter Delcaſſé, ſich zu beraten. Am 28. wurde der ruſſiſche Staatsmann von dem Präſidenten Loubet empfangen zur Überreichung eines Schreibens des Zaren. Der 29. war ausſchließlich der Konferenz der beiden Miniſter vorbehalten. Tags darauf fand im Miniſterium des Äußeren ein Frühſtück zu Ehren des ruſſiſchen Gaſtes ſtatt, und am 30. trat dieſer die Rückreiſe nach Darmſtadt an. In ſeinem Schreiben erneuerte der Zar dem Präſidenten Loubet die Verſicherung ſeiner freundſchaftlichen Gefühle und gab ſeiner Befriedigung Ausdruck über alles, was Frankreich Glückliches begegnet. So hat er mit lebhafter Genugtuung das jüngſte Übereinkommen mit England ſowie die Annäherung an Italien begrüßt. Kaiſer Nikolaus ſieht in dieſen Ereigniſſen ein neues Unterpfand für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens, der das beſtändige Ziel ſeiner und der Politik der franzöſiſchen Regierung ſei. Den Inhalt dieſes Schreibens gab der Präſident in dem Miniſterrat bekannt.

Die Reformen in Mazedonien. — Wie es heißt, hat ein türkiſcher Miniſterrat unter dem Vorſitz des Sultans nach langer Beratung beſchloſſen, die Annahme der von den Botſchaftern Öſterreich-Ungarns und Rußlands überreichten Note wegen der Reformen in Mazedonien, ſoweit dieſe über das Reformprogramm vom Februar hinausgehen, abzulehnen. Sehr freundlich ſteht man den Forderungen der beiden Exekutionsmächte in England, aber nicht in Bulgarien gegenüber. Hier fürchtet man beſonders, daß die zu der Unterſuchungskommiſſion zuzuziehenden Chriſten bulgarenfeindliche Griechen ſein werden. Der Pforte wird ihre Weigerung nichts nützen; denn im Intereſſe möglichſten Friedens werden Öſterreich-Ungarn und Rußland an ihren Mürzſteger Vereinbarungen feſthalten. Ein bei fortgeſetzter ablehnender Haltung der Türkei zutage tretender Mangel des Programms der Mächte wird ſein, daß nichts über Zwangsmaßregeln gegen den türkiſchen Widerſtand darin enthalten iſt. Die Kämpfe der Aufſtändiſchen ſollen in ungeminderter Heftigkeit andauern.

Das neue italieniſche Miniſterium. — Giolitti hat folgendes neue Miniſterium gebildet: er ſelbſt Präſidium und Inneres, Tittoni Äußeres, Ronchetti Juſtiz, Luzzatti Schatz, Roſano Finanzen, Tedesco öffentliche Arbeiten, Sacchi Ackerbau, General Pedotti Krieg, Paterno Unterricht, Mirri (oder Sani) Marine und Caldeſi Poſten und Telegraphen.

Miniſterwechſel in Norwegen. — In Chriſtiania eröffnete König Oskar am 19. Oktober das Storthing, und am 21. reichte das Miniſterium Blehr ſein Entlaſſungsgeſuch ein. Schon am nächſten Tage wurde folgendes neue Miniſterium ernannt: Prof. Hagerup für Präſidium und Juſtiz, Dr. Sigurd Ibſen als norwegiſcher Miniſter für Stockholm, Prediger Hans Nieſen-Hauge für Kirche und Unterricht, Poſtmeiſter Schöning für Handel und Induſtrie, Großkaufmann Birger Kildal für Finanzen und Zölle, Amtsingenieur Hanſen für öffentliche Arbeiten, Gutsbeſitzer Matherſen für Ackerbau, Oberſtleutnant Strugſtadt für Krieg. Das Miniſterium beſteht aus je fünf Mitgliedern der Rechten und der Linken.

Unruhen in Bilbao. — Am 27. Oktober brach in Bilbao ein Generalſtreik aus. Zuerſt waren ſämtliche Minenarbeiter in den Ausſtand getreten, ihnen ſchloſſen ſich die Handwerker und die Gasarbeiter an ſowie zuletzt auch die Arbeiter der benachbarten Hochöfen; die Zahl der Streikenden betrug ungefähr fünfzigtauſend. Ein großer Teil von ihnen war mit Revolvern bewaffnet; täglich kam es zu Zuſammenſtößen mit der bewaffneten Macht, täglich gab es Tote und Verwundete. Die Geiſtlichen weigerten ſich, die Toten zu Grabe zu geleiten, da ſie ihres eigenen Lebens nicht ſicher waren. Seitens der Regierung wurde der Belagerungszuſtand verhängt; aber die Stadt befand ſich faſt ganz in der Gewalt der Ausſtändigen. Am 31. gelang es, die Ruhe wieder herzuſtellen, und die Truppen wurden zurückgezogen. Die Leitung des Streiks ſoll in den Händen der Anarchiſten gelegen haben. In Madrid und anderen Städten des Landes veranſtalteten die Arbeiter Maſſenkundgebungen zugunſten der Ausſtändigen.

Greueltaten im Ovamboland. — Auf dem rechten Ufer des Okavango, alſo auf einem zu Deutſch-Südweſtafrika gehörenden Gebiete, ſind die Reiſenden Emmerich und Lenz, das Ehepaar Paaſch nebſt zwei Kindern ſowie der Anſiedler Arndt ermordet und die jüngere Paaſchſche Tochter geraubt worden. Die Mörder gehören ſämtlich den unter portugieſiſcher Oberhoheit ſtehenden Ovambos an. Die Strafe hätte demnach Portugal zu vollziehen. Da dieſes ſelbſt dort aber keine Truppen unterhält, ſo wird kaum etwas anderes übrigbleiben, als daß mit Erlaubnis der portugieſiſchen Regierung eine deutſche Strafexpedition jenes Gebiet betritt.

Der neue ungariſche Miniſterpräſident.

Mit der am 31. Oktober erfolgten Ernennung des Grafen Stephan Tisza zum Miniſterpräſidenten Ungarns, mit dem zugleich auch die übrigen Mitglieder der Regierung ernannt wurden, iſt von den mannigfachen Kriſen, von denen dieſes Land ſeit einem Jahre heimgeſucht wird, wenigſtens eine, und zwar eine der am ſchwerſten empfundenen, beſeitigt worden. Nun gibt es endlich wieder eine verantwortliche Regierung, und man kann von neuem darangehen, die Ordnung im Parlament wiederherzuſtellen und die ſo arg verworrene politiſche Lage zu entwirren. Ob dieſer bisher ſchon ſo oft vergebens unternommene Verſuch jetzt glücken wird oder nicht, läßt ſich natürlich nicht vorausſagen; aber alle Anzeichen ſprechen dafür, daß es dem Grafen Tisza gelingen werde, eine friedliche Löſung herbeizuführen, und daß er nicht genötigt ſein werde, die ſo ſehr gefürchtete Politik der ſtarken

Hand anzuwenden, zu der er im Bedarfsfall gleichfalls entſchloſſen iſt. Die erſte Vorbedingung für die erfolgreiche Beendigung des langen Kampfes um die aktuellen militäriſchen Fragen iſt bereits geſchaffen worden. Obgleich die jetzt zur Majorität gehörenden Mitglieder der ehemaligen Nationalpartei anfänglich nicht geneigt waren, ſich jene Änderungen an dem von einem Komitee ausgearbeiteten militäriſchen Programm der Liberalen Partei zu eigen zu machen, die der König für unerläßlich notwendig erachtete, iſt es der Intervention des Grafen Tisza doch gelungen, den Grafen Apponyi und ſeine engeren Geſinnungsgenoſſen umzuſtimmen, ſo daß die von der Krone gewünſchten Modifikationen angenommen erſcheinen und die die Majorität bildende Liberale Partei in ihrer Einheit erhalten würde. Dadurch aber hat auch der Kampf der Oppoſition, die bereits mit Sicherheit auf eine Spaltung in der Liberalen Partei zählen zu können glaubte, die Ausſicht auf den Erfolg eingebüßt. Sie wird vielleicht nicht ſofort die Waffen ſtrecken, aber lang wird ſie die Obſtruktion nicht fortſetzen können, und ſo iſt denn die beſte Hoffnung dafür vorhanden, daß die parlamentariſche Maſchine, die nun ſchon ſeit nahezu einem Jahre ſtillſteht, bald wieder ungeſtört funktionieren werde.

Der Miniſterpräſident, der berufen iſt, dem Lande die ſo heiß erſehnte Ruhe wiederzugeben, iſt als der älteſte Sohn weiland Koloman Tiszas, der Ungarn fünfzehn Jahre lang geleitet hat, von Haus aus zu der Stelle prädeſtiniert, die er in verhältnismäßig jungen Jahren einnimmt. Er wurde am 22. April 1861 zu Budapeſt geboren, iſt alſo erſt zweiundvierzig Jahre alt. Trotzdem hat er ſchon eine beträchtlich lange parlamentariſche Laufbahn hinter ſich, denn er iſt bereits ſeit ſiebzehn Jahren Abgeordneter und wußte ſich trotz ſeiner Jugend aus eigener Kraft eine angeſehene Poſition zu ſchaffen. Er hat im Elternhauſe die ſorgfältigſte Erziehung genoſſen und nach Abſolvierung ſeiner Gymnaſialſtudien die Univerſitäten in Berlin, Heidelberg und Budapeſt beſucht. Nachdem er zum Doktor der Rechts- und Staatswiſſenſchaften promoviert worden war, machte er im Miniſterium des Inneren die Bekanntſchaft mit den praktiſchen Fragen der Verwaltung. Zu jener Zeit nahm er auch lebhaft an den agrariſchen Debatten im Agrikulturverein teil und ſchrieb mehrere, agrariſche Fragen behandelnde Studien für die vornehmſte ungariſche Monatsſchrift. Nachdem er das Einjährig-Freiwilligenjahr abgedient hatte und Huſarenoffizier geworden war, ließ er ſich in dem heimatlichen Biharer Komitat nieder und nahm als Mitglied des Munizipalausſchuſſes und Honorar-Obernotar an dem politiſchen und wirtſchaftlichen Leben des Komitats tätigen Anteil. Im Jahre 1886 wurde er zum erſtenmal in den Reichstag gewählt, in dem er ſeither eine rege Tätigkeit entfaltete. Nebſtdem entwickelte er auch auf volkswirtſchaftlichem Gebiet eine vielſeitige Wirkſamkeit, indem er Präſident und Direktionsmitglied mehrerer Finanzinſtitute und Induſtrieunternehmungen war. Auch auf konfeſſionellem Gebiet, im Leben der reformierten Kirche betätigte er ſich in hervorragender Weiſe. Neben ſeinem uralten Prädikat „de Boros-Jenö“ führt er auch das Prädikat „de Szeged“, das ſein Oheim Graf Ludwig Tisza, der Wiedererbauer von Szegedin, gleichzeitig mit ſeiner Erhebung in den Grafenſtand erhalten hatte. Der letztere wurde durch königliche Huld am 16. Februar 1897 auch auf die Söhne Koloman Tiszas, den jetzigen Miniſterpräſidenten ſowie auf deſſen Brüder Koloman und Ludwig, übertragen. Graf Stephan Tisza iſt mit ſeiner Couſine Ilona, der Tochter Ladislaus Tiszas, vermählt. Dieſer überaus glücklichen Ehe entſproß ein im Jahre 1886 geborener Sohn, der gleichfalls den Namen Stephan trägt.

Obgleich nunmehr ein Mitglied des Hochadels, iſt Graf Stephan Tisza doch ein Demokrat im beſten Sinne des Wortes geblieben. Von puritaniſcher Einfachheit, ohne jede Poſe, ein Charakter von glänzendem Stahl, verbindet Graf Tisza einen ſcharfen, durchdringenden Verſtand mit ſeltener Energie und Willensſtärke. Dabei iſt er ein vorzüglicher Redner und ein überaus geſchickter Debatter, ſo daß er als Miniſterpräſident auch im Reichstag ſeinen Mann ſtellen wird. Schon vor fünf Monaten war er zum Nachfolger Koloman Széll̈s auserſehen. Damals war er jedoch nicht imſtande, ſich zu der Politik der ſtarken Hand, die er inaugurieren wollte, um mit der Obſtruktion aufzuräumen, der Unterſtützung der Majorität zu verſichern. Seitdem hat die Krone ſo manchen Verſuch gemacht, um dem Lande eine entſprechende Regierung zu geben, doch iſt dies bisher nicht gelungen. Erſt nachdem alle anderen Kombinationen geſcheitert waren, hat der König wieder auf den Grafen Tisza zurückgegriffen, der nunmehr in erſter Reihe eine friedliche Löſung anſtreben und zu ſtärkeren Mitteln erſt im äußerſten Notfalle greifen will, und jetzt iſt dieſem Staatsmann leicht gelungen, was ihm vor fünf Monaten verſagt blieb: er findet die einige Liberale Partei bereit zu ſeiner Unterſtützung, und die Kabinettsbildung machte ihm nicht die geringſte Schwierigkeit. So darf man nun annehmen, daß er imſtande ſein werde, die unter ſo günſtigen Auſpizien in Fluß gebrachte Aktion zur Entwirrung der politiſchen Lage auch zu einem gedeihlichen Ende zu führen.

Budapeſt. Dr. Theodor Friedrich.

Graf Stephan Tiſza,

der neue ungariſche Miniſterpräſident.

Nach einer Photographie von Karoly Koller in Budapeſt.

Friedrich v. Moltke,

der neue Oberpräſident von Oſtpreußen.

Zum Nachfolger des bisherigen Oberpräſidenten von Oſtpreußen, Frhr. v. Richthofen, der aus Geſundheitsrückſichten ſeinen Abſchied nahm, hat der Kaiſer den Regierungspräſidenten Friedrich v. Moltke berufen.

Der Oſten des Königreichs Preußen unterſcheidet ſich bekanntlich ſcharf von den mittleren und weſtlichen Provinzen. Die Nachbarſchaft Rußlands und Polens, die charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten der Bevölkerung, welche ſprachlich und religiös gemiſcht iſt, die in früheren Jahrzehnten beliebte Vernachläſſigung der Oſtprovinzen haben Verhältniſſe erzeugt, die auch von den Verwaltungsbeamten und vor allem von den Inhabern der höheren Ämter ganz beſondere Kenntniſſe und Erfahrungen verlangen. Mit Friedrich v. Moltke kommt ein wirklicher „öſtlicher Fachmann“, wenn man ſo ſagen darf, auf den Poſten des Oberpräſidenten von Oſtpreußen, da v. Moltke länger als zehn Jahre in den verſchiedenſten Beamtenſtellungen in Oberſchleſien ſich eine gründliche Kenntnis der Verhältniſſe des preußiſchen Oſtens angeeignet hat. Da er auch, wie man ihm nachrühmt, ein hervorragend tüchtiger Beamter und ein maßvoller Charakter iſt, dürfte er die richtige Perſönlichkeit für ſeinen Poſten ſein, und die Provinz Oſtpreußen kann ſich zu dem neuen Oberpräſidenten nur Glück wünſchen.

Friedrich v. Moltke iſt ein direkter Neffe des verſtorbenen Generalfeldmarſchalls. Er iſt der dritte Sohn des am 7. April 1871 in Lugano verſtorbenen Adolf v. Moltke, Königlich Däniſchen Kammerherrn und Königlich Preußiſchen Landrats. Der älteſte Bruder des jetzigen Oberpräſidenten erbte von dem verſtorbenen Feldmarſchall den Grafentitel und das im Jahre 1868 begründete Fideikommiß, beſtehend aus den Gütern Kreiſau, Niedergräditz und Wieriſchau.

Hr. v. Moltke trat im Jahre 1877 als Referendar im Bezirk des Berliner Kammergerichts in den Juſtizdienſt. Drei Jahre ſpäter ging er zur Verwaltung über und kam 1882 als Regierungsaſſeſſor an das Regierungspräſidium in Oppeln; 1885 wurde er Landrat des oberſchleſiſchen Kreiſes Toſt-Gleiwitz und blieb fünf Jahre in dieſem Amt. Im Jahre 1890 kam er als Hilfsarbeiter in das Kultusminiſterium nach Berlin, und zwar als Regierungsrat. Drei Jahre ſpäter war er zum Geheimen Regierungsrat befördert und als vortragender Rat in das Kultusminiſterium definitiv aufgenommen. Seine Ernennung zum Geheimen Oberregierungsrat erfolgte 1897; aber ſchon nach zehn Monaten wurde die Stelle des Regierungspräſidenten in Oppeln frei, und da man dazu eines Mannes bedurfte, der mit den oberſchleſiſchen Verhältniſſen gut Beſcheid wußte, ſo griff man auf Hrn. v. Moltke zurück. Im Jahre 1900 kam er auf den durch die Nähe Berlins ſchwierigen und verantwortungsvollen Poſten des Regierungspräſidenten von Potsdam, von dem er jetzt nach Königsberg berufen worden iſt. Hr. v. Moltke hat erſt vor kurzem das 51. Lebensjahr vollendet, kommt alſo verhältnismäßig jung und in voller Arbeitskraft in ſein neues Amt.

A. O. Kl.

Berühmte deutſche Bauwerke.

Das Rathaus in Paderborn.

Die Stadt Paderborn verdankt ihren Urſprung dem von Karl dem Großen im Jahre 777 dort errichteten Biſchofsſitz, und mit dieſem bleibt ihre Geſchichte bis zur Säkulariſation des Hochſtifts im Jahre 1802 eng verſchmolzen. Die Immunität um den Dom behielt ihre Sonderſtellung; neben ihr bildete ſich aber eine Stadtgemeinde, die im weſentlichen die Entwicklung anderer Städte des Mittelalters nahm, indeſſen zur vollſtändigen Unabhängigkeit von der weltlichen Jurisdiktion des Fürſtbiſchofs nicht gelangen konnte. Die Stadt wurde von zwei jährlich gewählten Bürgermeiſtern und einem Rate regiert. Ein Rathaus wird zuerſt 1279 erwähnt, 1473 ſcheint ein Neubau ſtattgefunden zu haben; dieſer geriet jedoch infolge der Vernachläſſigung während der bürgerlichen und religiöſen Wirren im ſechzehnten Jahrhundert dermaßen in Verfall, daß man ſich zu einem vollſtändigen Neubau auf dem alten Platz inmitten der Stadt, weſtlich von der Dom-Immunität, entſchloß.

Dieſer Bau, entworfen von dem Paderborner Baumeiſter Dietrich Schauker, wurde hauptſächlich in den Jahren 1614 und 1615 aufgeführt und iſt im allgemeinen derſelbe, den die umſtehende Abbildung zeigt. Während um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts bei Paderborner Profanbauten ſich noch deutlich die Nachwirkung der Gotik geltend machte, zeigt das Rathaus durchaus die Formen der deutſchen Renaiſſance in geſchmackvoller Eigenart. Der Hauptbau iſt ein Rechteck mit hohem Etagengiebel, dem an der Hauptfront nach Weſten zwei in ſäulengetragene Arkaden auslaufende niedrigere Vorbauten vorgelagert ſind. Das Ganze macht einen überaus harmoniſchen Eindruck, der noch verſtärkt wird durch die geſchickte Einteilung in Stockwerke mit kräftig hervortretenden Geſimſen und durch die Gliederung mittels doriſierender Halbſäulen, die auch zur Fenſtereinfaſſung verwendet worden ſind. Die Säulen zeigen in ihrem unteren Teil geſchmackvolle Ornamentierung durch Mäandermuſter, dasſelbe iſt bei den Bögen an den Vorbauten und den Liſenen an den Seitenmauern der Fall; dadurch erhält der Bau den Charakter des Leichten, ohne daß der Eindruck der Maſſe über Gebühr verloren geht. Die geſchickte Anordnung der Fenſter im erſten Stock trägt dazu ebenfalls nicht wenig bei.

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war das Bauwerk in ſtarken Verfall geraten; deshalb wurde ſeit 1870 eine gründliche Erneuerung nach den Plänen des Baumeiſters Volmer in Paderborn mit einem Koſtenaufwand von etwa einer Viertelmillion Mark vorgenommen, wobei die urſprüngliche äußere Form getreu beibehalten wurde. Nur fügte man die ſchmale offene Vorhalle zum Haupteingang zwiſchen den beiden Vorbauten im Stil des übrigen Baus hinzu; das Innere wurde vollſtändig umgebaut. Die Räume der ſtädtiſchen Verwaltung ſind ſeit einigen Jahren in ein beſonderes Gebäude verlegt; im Rathaus befinden ſich unten die Bibliothek und die Sammlungen des Altertumsvereins, oben ein prächtiger Feſtſaal mit einer kunſtvollen aſtronomiſchen Uhr von dem Mechaniker Fuchs in Bernburg ſowie der Sitzungsſaal des Stadtverordnetenkollegiums.

Herm. Abels.

Die Römer beim Papſt.

Papſt Pius X. macht ſeinen Vorſatz zur Wirklichkeit, ein Oberhirt und Seelſorger und nicht nur das glanzumgebene ſichtbare Oberhaupt der Kirche und der kluge Leiter der Politik des Heiligen Stuhles zu ſein. Wie er das höfiſche Zeremoniell, den hierarchiſchen Pomp und die abſperrenden Traditionen, die im Vatikan herrſchten, alsbald durchbrochen und ſich eine bisher unerhörte Freiheit der Bewegung und ungezwungenen Verkehrs erobert hat, ſo iſt er mit der Maſſe der Gläubigen, in erſter Linie mit den Römern, ſofort in nähere, ſowohl menſchliche wie ſeelſorgeriſche Beziehungen getreten.

Die Papſtempfänge im Vatikan haben den orientaliſch-feierlichen, pomphaft gravitätiſchen Charakter verloren, der ihnen unter dem auf devote Verehrung haltenden Leo XIII. anhaftete. Pius gewährt mit Leichtigkeit Audienzen, zeigt unterſchiedsloſes Intereſſe für die ihm vorgetragenen Anliegen und ſetzt hohe und niedrige Beſucher durch die Einfachheit ſeines Auftretens ſowie die Freundlichkeit und Ungezwungenheit ſeiner Haltung in Erſtaunen. Man trifft in den Papſtgemächern nicht mehr einen Fürſten, ſondern einen servus servorum Dei.

Ebenſo haben die Maſſenempfänge der Gläubigen ein anderes Geſicht angenommen. Die Tauſende von Pilgern, denen des öfteren in der Peterskirche Gelegenheit gegeben wird, den Nachfolger der Apoſtel von Angeſicht zu ſehen, brauchen nicht mehr aus der Ferne den in goldſtrotzenden Ornat gehüllten, auf der sedia gestatoria einhergetragenen, von glänzendem Hofſtaat und Bewaffneten umgebenen Oberhirten zu bewundern. Pius erſcheint zu Fuß unter ihnen, im einfachen weißen Gewand, hält eine kurze, allgemein verſtändliche Anſprache rein religiöſen Inhalts, reicht die mit dem Fiſcherring geſchmückte Hand den ſich Herandrängenden zum Kuſſe, erteilt ſeinen Segen und zieht ſich freundlich lächelnd mit ſeinem kleinen Gefolge wieder zurück.

Eine Neuerung ſind die ſeit einiger Zeit an jedem Sonntage ſtattfindenden Empfänge der römiſchen Pfarrei-Eingeſeſſenen. Unſere Abbildung ſtellt die Anſprache des Papſtes an die Angehörigen der fünf Pfarreien von S. Lorenzo in Damaſo, S. Carlo a' Catinari, S. Lucia del Gonfalone, S. Caterina della Rota und S. Maria in Monticelli dar, die, mehr als 10000 an der Zahl einſchließlich einer größeren Schar von Ausländern, ſich in dem mächtigen Giardino della Pigna verſammelt hatten. Es iſt dies der von den Muſeumsſälen umgebene, über 100 m lange, 75 m breite größte Hof der vatikaniſchen Paläſte, der ſeinen Namen von dem koloſſalen antiken Pinienzapfen aus Bronze, einem Werk des P. Cincius Salvius, erhalten hat, das einſt den Vorhof der alten Peterskirche ſchmückte und jetzt vor der mächtigen Halbrundniſche an der Nordſeite des Hofes aufgeſtellt iſt. Davor ſieht man das Poſtament einer Ehrenſäule des Antoninus Pius mit Reliefdarſtellung der Apotheoſe des Kaiſers und ſeiner Gemahlin und unweit einen koloſſalen marmornen Porträtkopf. Die Mitte des mit Gartenanlagen geſchmückten Hofes nimmt ſeit 1886 eine ſtattliche antike Säule, überragt von einem Bronzeſtandbild St. Peters, ein, ein Denkmal des Vatikaniſchen Konzils von 1870.

Vieltauſendſtimmige Zurufe und Schwenken der Hüte, Taſchentücher und Kirchenfahnen begrüßten den Papſt, als er, wiederum ohne jeden Pomp in Kleidung und Gefolge, um 4 Uhr nachmittags in der dem Pignahalbrund gegenüberliegenden Säulenhalle erſchien und lächelnd durch Neigen des Hauptes und Winken mit der Hand die Erſchienenen, unter denen alle Klaſſen der Bevölkerung vertreten waren, begrüßte. Das jugendliche Muſikkorps des Volkskinder-Erholungsvereins ſpielte die Papſthymne; dann ſangen die Mädchen der Marientöchter-Inſtitute eine Ode, begleitet durch ein Harmonium und die Muſik des Tata-Giovanni-Hoſpizes.

Vor ſeinem Thronſeſſel ſtehend, umgeben von den Hofprälaten, worunter der Geheimſchreiber Breſſan, der Oberkammerherr Bisleti, der Zeremonienmeiſter Cagiano de Azevedo, der Sakriſtan Pifferi, die Monſignori Coſtantini, Misciatelli, De Pauw, hörte Pius die Vorträge an. Dann legte er den roten Hut und den roten Schultermantel ab und hielt mit ruhiger, vernehmlicher Stimme eine Anſprache, der er das Evangelium des Sonntags (Lukas, Kap. 7) zugrunde legte, um daran die Mahnung zu knüpfen, daß Eltern und Herren nicht nur für das leibliche, ſondern auch für das ſeeliſche Wohl ihrer Anvertrauten Sorge tragen möchten.

Für den, der die meiſt allgemein gehaltenen und politiſch angehauchten Pilgerreden Leos XIII. im Gedächtnis hatte, war es intereſſant, die ganz verſchiedene Wirkung der ſchlichten Worte auf die Hörer zu beobachten. Viele der gemeinen Leute nahmen eine Haltung an, als wenn ſie ſich in der Kirche befänden, was man bei den Empfängen Leos in der Peterskirche ſehr oft vermißt hat. Manches ſcharfgeſchnittene prieſterliche und mönchiſche Antlitz ſchien Befremden darüber auszudrücken, daß nicht einmal eine Anſpielung auf die traurige Lage der Kirche und die „uſurpatoriſche“ Regierung laut wurde. Die bayriſchen und Tiroler Romfahrer, die, mit Ruckſäcken ausgeſtattet, im Kletterdrang ſich auf den Sockel der Denkſäule hinaufgeſchwungen hatten, haben ſich wohl auf den Augenſchmaus beſchränken müſſen. Sie ſtimmten aber in die brauſenden Hochrufe ein, die nebſt den Tönen der Papſthymne den Heiligen Vater begleiteten, als er ſich nach Erteilung des Segens freundlich lächelnd zurückzog.

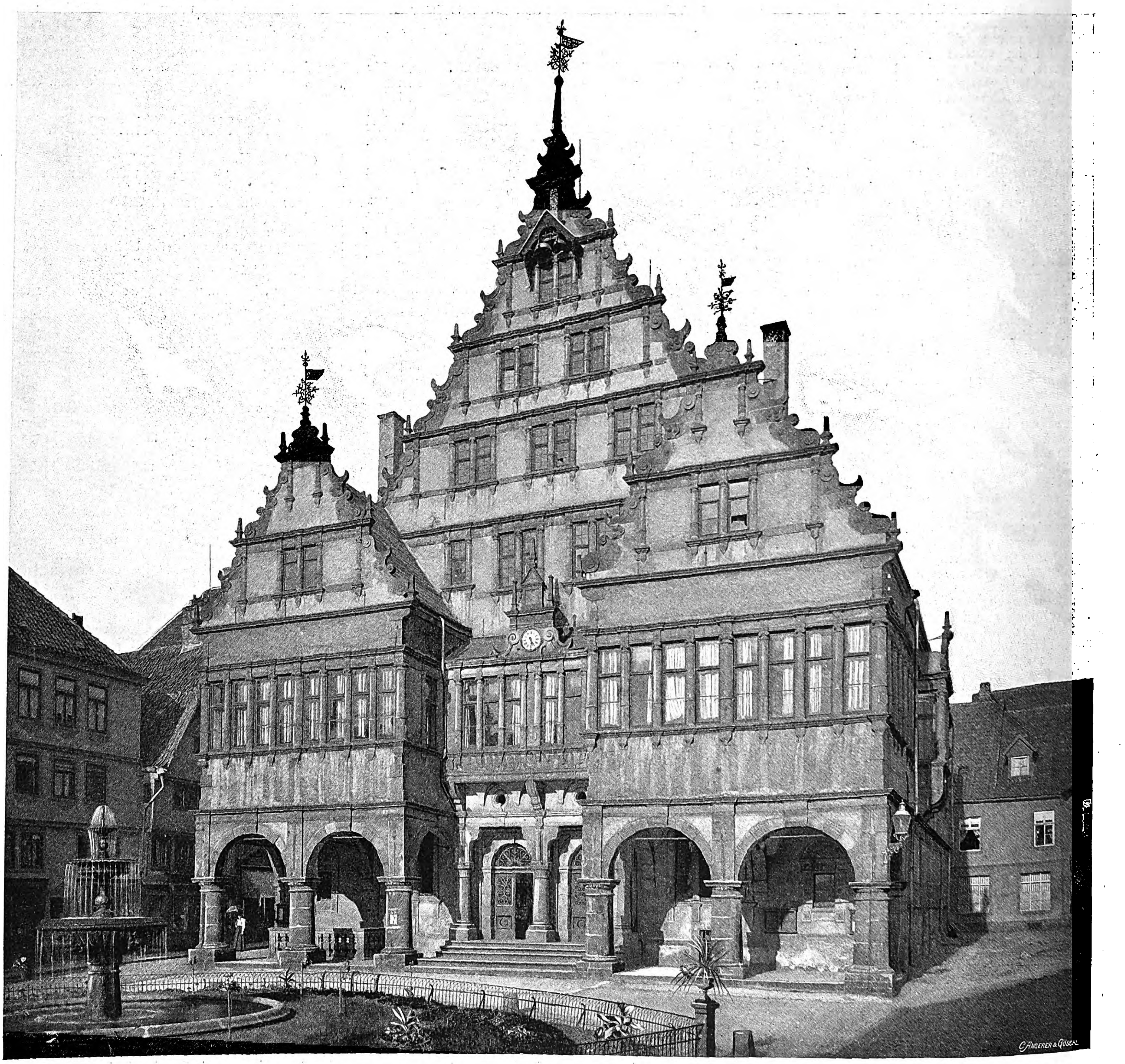
Rom. Reinhold Schoener.

Friedrich v. Moltke,
der neue Oberpräſident von Oſtpreußen.
Nach einer Photographie von Selle u. Kuntze in Potsdam.

Der neue Schöne Brunnen in Nürnberg.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte Nürnberg, was Machtverhältniſſe, Reichtum und innere Ausſtattung anbelangt, die meiſten deutſchen Städte überflügelt. Vollendet war ſeine großartige Befeſtigung, die Straßen hatten durchweg ein Steinpflaſter erhalten, Kanäle und Waſſerleitungen durchzogen die Stadt, und kirchliche und profane Prachtbauten ragten allenthalben empor. Als man durch die Niederlegung von Häuſern einen weit ſich ausdehnenden Marktplatz gewonnen hatte, faßte der Nürnberger Rat im Jahre 1385 den Entſchluß, einen großen Brunnen mit gotiſcher Pyramide zur Zierde des genannten Platzes zu errichten.

Dem Patrizier Friedrich Pfintzing wurde als Ratsherr die Ausführung übertragen, die unter der fachmänniſchen Beihilfe Heinrich des Paliers innerhalb elf Jahren, alſo bis 1396, vollendet wurde. Das Bauwerk, das bei einer Höhe von 18 m durch ſeine Architektur, durch den Figurenſchmuck und die reiche Bemalung und Vergoldung einen, wie die Zeitgenoſſen rühmen, überwältigenden Eindruck machte, wurde damals ſchon der Schöne Brunnen genannt. Vielfache Ausbeſſerungsarbeiten waren jedoch infolge der Witterungseinflüſſe und ſonſtiger Ereigniſſe im Laufe der Jahre erforderlich geworden. Schon 1464 und 1490 fanden Ausbeſſerungen ſtatt, und kein Geringerer als Michael Wohlgemuth, der Lehrmeiſter Albrecht Dürers, beſorgte im letztgenannten Jahre die Bemalung. Eine ausgiebige



Berühmte deutſche Bauwerke: Das Rathaus in Paderborn. Nach einer photographiſchen Aufnahme.

von der Hand des Bildhauers Johann Göſchel ſtammen. Die Bemalung erfolgte nach der erwähnten Penzſchen Zeichnung durch den Münchener Meiſter Franz Ruedorffer.

Der neue Brunnen iſt von einem herrlichen, durch die Nürnberger Kunſtſchloſſer Albrecht Leibold und Guſtav Frey gefertigten Gitter umgeben, erhebt ſich bis zu einer Höhe von 18 m und klingt in einer gotiſchen Blume aus. In dem Brunnenbecken, in das durch ſechzehn an der Pyramide angebrachte Tierköpfe und Fratzen das Waſſer fließt, befinden ſich auf Steinpfoſten ſechzehn ſitzende Figuren, nämlich die vier Evangeliſten und die Kirchenväter Gregorius, Auguſtinus, Hieronymus und Ambroſius ſowie die Vertreter der Philoſophie und der ſieben freien Künſte. Auf den Pfeilern des unteren Geſchoſſes ſtehen ſechzehn Figuren, nämlich drei heidniſche Helden, Julius Cäſar, Alexander der Große und der Trojaniſche Hektor, dann drei jüdiſche Helden, Joſua, David und Judas Makkabäus, und drei chriſtliche Helden, König Artus, Karl der Große und Gottfried von Bouillon. Dieſen Figuren reihen ſich jene der ſieben deutſchen Kurfürſten mit ihren Fahnen und ſonſtigen Abzeichen an. An den Pfeilern des Obergeſchoſſes befinden ſich acht kleinere Figuren, die Propheten, nämlich Moſes, Jeſaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel, Hoſea, Joel und Amos. Die Konſolen der Fialen und Wimperge des unteren Geſchoſſes ſind mit männlichen und weiblichen Köpfen verziert, und in dem Maßwerk der Wimperge befinden ſich meiſt groteske Tiergeſtalten darſtellende Waſſerſpeier, die dazu beſtimmt ſind, das im oberen Teil der Pyramide ſich ſammelnde Regen- und Schneewaſſer abzuleiten. Dabei befindet ſich auch ein Storch mit einem Kindlein im Schnabel, in Beziehung zu einer Nürnberger Sage, nach der alle Neugeborenen aus dem Schönen Brunnen herausgeholt werden. Auch das alte Wahrzeichen, ein beweglicher Ring, wurde wieder am Gitter des Brunnens angebracht.

Der altertümliche, von der herrlichen Frauenkirche und ſtattlichen Patrizierhäuſern eingerahmte Nürnberger Marktplatz hat durch die Wiederherſtellung des Schönen Brunnens in ſeiner ehemaligen Pracht eine hervorragende Zierde erhalten.

Marcus Schüßler.

Marbachs Schiller-Stätten.

Die kleine Stadt Marbach am Neckar — ſie zählt nur 2400 Einwohner — iſt ſeit langem das Ziel vieler Reiſenden. Gelehrte und Ungelehrte, Arme und Reiche, Junge und Alte, Hunderte, ja Tauſende von Perſonen kommen Jahr für Jahr hierher, um das Schiller-Städtchen zu beſuchen, um die Stätte zu betreten, wo Friedrich Schiller das Licht des Lebens erblickte. Dieſer Zug von Wanderern hat ſich im laufenden Jahre noch vergrößert, ſeitdem in Marbach nicht nur das Schiller-Haus und das Schiller-Denkmal, ſondern auch das Schiller-Muſeum zu ſehen ſind. Verſuchen wir im folgenden eine kurze Schilderung dieſer drei Schiller-Stätten!

Zuerſt das **Schiller-Haus**, die Geburtsſtätte des Dichters. Seit dem Jahre 1859 iſt das Haus im Beſitz der Stadt Marbach. Um 4000 fl. wurde es ſeinerzeit einem Bäcker abgekauft, deſſen Eigentum es war. Weitere 2500 fl. wurden zur Wiederherſtellung desſelben verwendet. Das Haus hatte nämlich im Laufe der Zeit manche Veränderung erlitten. Dieſe denkwürdige Stätte, aus der ein ſo großer Geiſt hervorgegangen, iſt völlig vernachläſſigt geweſen. Nun war es ein Glück, daß die alten Baupläne noch vorhanden waren. Nach dieſen wurde es in ſeinem urſprünglichen Zuſtand wiederhergeſtellt. Am 11. November 1859, alſo zu der Zeit, in der die Zentenarfeier der Geburt Schillers von ganz Deutſchland, ja auch von allen Deutſchen im Ausland, mit einer für uns heute faſt unbegreiflichen Begeiſterung begangen wurde, fand auch die feierliche Einweihung dieſes Häuschens ſtatt. Durch eine eiſerne Gedenktafel wurde es für immer als „Schillers Geburtshaus" gekennzeichnet. Das eigentliche Geburtszimmer des Dichters befindet ſich zu ebener Erde. Es liegt gleich links am Eingang durch das Haupttor, das auf unſerem Bilde zu ſehen iſt. Das Glück wollte es, daß verſchiedene Gegenſtände, von denen wenigſtens einzelne vielleicht ſchon zur Zeit der Geburt des Dichters in dieſem Raume ſtanden, auch jetzt wieder daſelbſt aufgeſtellt ſind. Da iſt das alte ehrwürdige Spinnrad, an dem die Mutter Schillers ſo manche Stunde geſponnen hat. Auch der alte „Sekretär" des Vaters mag ſchon einmal da geſtanden haben. An den Wänden hängen zwei ſchöne Ölgemälde der beiden Eltern. Auch von dem Dichter ſelbſt finden wir hier einzelne Reliquien, ſo z. B. ſeinen „Hocker", Stuhl ohne Lehne, aus der Karlsſchule, ſeinen Hut und ſeinen Spiegel aus derſelben Anſtalt. Daß eine Büſte von ihm nicht fehlt, iſt eigentlich ſelbſtverſtändlich. Auch Bilder ſeiner Familie ſchmücken die Wände. Das Zimmer iſt ein mäßig großer Raum und zudem der einzige überhaupt, den Schillers Eltern beſaßen. Man war eben damals in jeder Beziehung einfacher und genügſamer. Unmittelbar neben dieſem Zimmer iſt eine Küche, ein ganz kleiner Raum, der jetzt als Magazin dient, aber doch von dem Kaſtellan des Hauſes den Beſuchern gezeigt wird. Dieſe beiden Räume ſind allein ſozuſagen hiſtoriſch. Sie allein kommen eigentlich für Schiller in Betracht. Da aber jetzt das ganze Haus der Stadt Marbach gehört, ſo iſt es natürlich, wenn auch die übrigen Zimmer der Schiller-Verehrung gewidmet ſind. Im oberen Stockwerk alſo, in dem auch der Kaſtellan oder Hauswart, wie er hier heißt, wohnt, ſind zwei Gelaſſe dem Andenken Schillers geweiht. Sie ſind mit Bildern und Schiller-Reliquien reichlich ausgeſtattet. Die Gegenſtände, die das Haus birgt, ſind meiſt Geſchenke der Schillerſchen Familie oder der Verehrer des Dichters. Durch Kauf iſt nur einiges wenige erworben worden.

An demſelben Tage, an dem das neu hergerichtete Schiller-Haus eingeweiht wurde, ward auch der Grundſtein zu dem **Schiller-Denkmal** auf der Schiller-Höhe gelegt. Man plante, „ein des großen Mannes würdiges Standbild" zu errichten. Zu dem Zweck wurden Geldbeiträge geſammelt. In einem Aufruf an das deutſche Volk ward zu lebhafter Teilnahme aufgefordert. Aber leider war der Erfolg nicht groß. Man beſchloß deshalb — es war im Jahr 1869 — zu einer Geldlotterie die Zuflucht zu nehmen. Der Krieg von 1870/71 trat zwar zunächſt hindernd entgegen; aber nach glücklicher Beendigung desſelben waren doch bald alle 55000 Loſe verkauft. Die ſchöne Summe von mehr als 9000 fl. ergab ſich als Reingewinn. Nun konnte man an die Ausführung des Denkmals gehen. Der Bildhauer Rau in Biberach, ein geborener Württemberger, erhielt den Auftrag. Im Oktober 1873 war das Modell fertig. Jetzt handelte es ſich nur noch um den Guß desſelben, den der Erzgießer Pelargus in Stuttgart übernahm. Am 9. Mai 1876 konnte das Denkmal unter außerordentlich großer Beteiligung feierlich enthüllt werden. Der Dichter J. G. Fiſcher hielt die Feſtrede. Die Schiller-Denkmäler in St. Louis und Chicago ſind getreue Abgüſſe des Marbacher Standbilds, das als eins der beſten Schiller-Denkmäler gilt. Der Dichter iſt in faſt doppelter Lebensgröße dargeſtellt. Sein Angeſicht iſt der Danneckerſchen Büſte nachgebildet. In der linken Hand hält er eine Schriftrolle, in der rechten den Stift, „wie erhoben zur Aufzeichnung eines reif gewordenen Gedankens". Seine Kleidung iſt aus dem beigefügten Bilde ohne weiteres erſichtlich. Der Sockel, auf dem ſich das 4 m hohe Standbild erhebt, iſt aus rötlichem Sandſtein hergeſtellt. Die vier Seiten desſelben ſind kunſtvoll ausgeſchmückt.

Nun kommen wir zum **Schiller-Muſeum**. Über die Entſtehung und die äußere Einrichtung desſelben haben wir unſeren Leſern ſchon in Nr. 3104 der „Illuſtr. Ztg." vom 25. Dezember 1902 berichtet. Es ſei nur wiederholt, daß der Hauptraum des Gebäudes, unter der hohen gewölbten Kuppel, vom Feſtſaal gebildet wird. Die eine Seite desſelben (links vom Eingangstor) nehmen zwei Säle, der Schiller- und der Uhland-Saal, ein, in denen hauptſächlich die literariſchen Schätze des Muſeums aufbewahrt ſind. Dieſe drei Säle ſind allen Beſuchern zugänglich. Auf der anderen Seite des Feſtſaals befinden ſich die eigentlichen Arbeitsräume: Amtszimmer und Leſeſaal mit einem Vorzimmer. Im unteren Teil des Gebäudes wohnt der Hausmeiſter. Der Feſtſaal dient für gewöhnlich als Ausſtellungsraum. In ſeiner Mitte ſtehen drei Reihen Glaskäſten, die mit Handſchriften, Briefen und Bildern angefüllt ſind. Der mittlere davon iſt Schiller gewidmet. Auf beiden Seiten umgeben ihn die übrigen ſchwäbiſchen Dichter. An den Wänden dieſes Saals hängen nur Schiller-Bildniſſe, fünf Ölgemälde, darunter das beſte und größte Schiller-Bild, das exiſtiert, das von Ludovike Simanowitz im Jahre 1794 gemalte Originalbild Schillers, ſodann das von derſelben Künſtlerin gemalte Bildnis ſeiner Frau Charlotte geborenen v. Lengefeld und endlich eine vorzügliche Kopie des Graffſchen Schiller-Bildes, deſſen Original eine Zierde des Dresdener Körner-Muſeums iſt. Weiterhin ſchmücken die Wände ringsum elf von einem Stuttgarter Künſtler, Prof. Robert Haug, ausgeführte Reliefs. Sie illuſtrieren Schillerſche Gedichte, mit Ausnahme eines, das Zeus und Semele darſtellt.

Und nun zu den Ausſtellungskäſten. Die mittlere, Schiller gewidmete Reihe enthält ſechzehn einzelne Fächer. Die darin ausgeſtellten Gegenſtände geben in ihrer Geſamtheit ein anſchauliches Bild von Schillers Leben und Wirken. Seine Perſon tritt uns in zahlreichen Darſtellungen vor Augen. Bekannte und unbekannte, einheimiſche und ausländiſche Bilder ſehen wir beieinander. Wir erwähnen folgende: Das lebensgroße Bild des Berliner Galeriedirektors Weitſch aus dem Jahre 1804, die Bilder J. C. Reinharts Schiller zu Eſel in Karlsbad und Schiller im achtundzwanzigſten Lebensjahr nach dem Leben gezeichnet, ferner ſchöne Stiche von Tiſchbein und Kügelgen. An Schiller ſchließen ſich Bildniſſe ſeiner Eltern und Geſchwiſter. Seine Schweſter Chriſtophine, die ſpäter den Bibliothekar Reinwald in Meiningen heiratete, hat ſelbſt auch zum Schmuck der Käſten beigetragen. Sie war nämlich eine gewandte Zeichnerin und Malerin. Eine Anzahl Bilder ihrer Hand ſind ausgeſtellt, darunter ein Blumenſtück aus ihrem neunundachtzigſten Lebensjahr mit eigenhändiger Unterſchrift der Künſtlerin. Beſonders intereſſant ſind ſieben Bilder zum „Lied von der Glocke", die ſie aus einer Zeitſchrift abgezeichnet hat. Andere Bilder von ihr befinden ſich in den Schränken des Schiller-Saals. Von Schillers Frau und Kindern ſind ebenfalls verſchiedene Bilder vorhanden. Ein Fach zeigt die Stätten, an denen Schiller einſt geweilt, ein anderes ſeine Freunde und Zeitgenoſſen. Hier feſſelt in einem beſonderen Glaskaſten der treue Freund des Dichters G. Körner (Vater des Dichters Theodor Körner) und ſein Kreis, dort der edelmütige Prinz Chriſtian von Holſtein-Auguſtenburg, der Urgroßvater der jetzigen Deutſchen Kaiſerin, und Graf v. Schimmelmann, die beide im Jahre 1791 durch ihre tatkräftige Unterſtützung dem ſchwerkranken Dichter als Retter in der Not erſchienen.

Wir kommen zur Hauptſache, zu den Werken, denen Schiller ſeinen Ruhm verdankt. Auch hier gibt das Muſeum viel zu ſehen. Handſchriften und Drucke ſind nebeneinander ausgelegt. Hier die Manuſkripte der „Malteſer" und des „Themiſtokles", dort Briefe und wohlgelungene Fakſimiles. In dem einen Fach liegen die ſeltenen erſten Ausgaben der „Räuber", des „Fiesko", der „Gedichte" u. a., in dem anderen ſeltene Einzeldrucke, wie die „Elegie auf Weckerlin", der „Venuswagen", die Ankündigung der „Rheiniſchen Thalia", der „Horen" u. a. Auch Illuſtrationen zu einzelnen Werken, Gedichten und Dramen ziehen unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Die eine der beiden anderen Reihen von Glasſchränken iſt dem Andenken der ſog. Schwäbiſchen Dichterſchule gewidmet. Dazu gehören hauptſächlich L. Uhland, J. Kerner, G. Schwab, E. Mörike, C. Mayer und Alexander Graf von Württemberg, ferner die drei älteren ſchwäbiſchen Dichter Wieland, Schubart und Hölderlin. Unter allen dieſen nimmt wohl Uhland das größte Intereſſe für ſich in Anſpruch.

Der Schwäbiſche Schiller-Verein beſitzt des Dichters ganzen Nachlaß, für den nicht weniger als 24 000 ℳ bezahlt worden ſind. Die letzte Reihe der Glasſchränke enthält Bilder, Briefe und Manuſkripte der namhafteſten jüngeren ſchwäbiſchen Dichter und Schriftſteller, nämlich W. Waiblinger, W. Hauff, B. Auerbach, W. Zimmermann, F. Notter, J. G. Fiſcher, F. Th. Viſcher, D. F. Strauß, C. Reinhold (Köſtlin), K. Gerok und A. Knapp.

Der an den Feſtſaal ſich unmittelbar anſchließende Schiller-Saal enthält zwei große Schränke mit zuſammen ſechsundfünfzig Schubladen. Der eine derſelben birgt die Handſchriften Schillers und ſeiner Familie, ſeiner Freunde und Zeitgenoſſen. Darunter befindet ſich eine größere Anzahl von Briefen des Dichters, die dieſer an verſchiedene Perſonen gerichtet hat. Weiterhin ſind zahlreiche Handſchriften ſeiner Vorfahren, Eltern und Geſchwiſter vorhanden. Seine Frau Lotte iſt ebenfalls ſtark vertreten, ebenſo ſeine vier Kinder und unter dieſen beſonders ſeine Tochter Emilie, die eine ſehr lebhafte Korreſpondenz führte. Die Wände ſind mit wertvollen Bildern behangen. Darunter ein ſehr großes Ölgemälde von Prof. Gaupp in Stuttgart, Schillers Ankunft in Stuttgart im Jahre 1794 darſtellend; ferner ein Bild Schillers von Karl Bauer in München, einem Landsmann Schillers, der auch ſehr gute Bilder Hölderlins und Mörikes geſchaffen hat, von denen das Muſeum ebenfalls Exemplare beſitzt. Dazu noch Ölgemälde von Schillers Kindern und andere.

Neben dem Schiller-Saal liegt der Uhland-Saal. In zwei Schränken, von derſelben Größe und Einrichtung wie die des Schiller-Saals, ſind die Handſchriften der übrigen ſchwäbiſchen Dichter aufbewahrt. Einen ſtattlichen Raum nimmt dabei der Uhland-Nachlaß ein, ebenſo der Juſtinus Kerners, C. Reinholds und anderer. Ringsum von den Wänden ſchauen uns die Bilder der bedeutendſten ſchwäbiſchen Dichter entgegen, zum Teil ſehr wertvolle Ölgemälde, wie von Schubart, G. Schwab, L. Uhland, Alexander Graf von Württemberg, G. und P. Pfizer, Ottilie Wildermuth, zum Teil gute Stiche und Photographien.

Damit ſind wir mit unſerer Schilderung zu Ende. Wir haben das Wichtigſte mitgeteilt und glauben ein deutliches Bild von der Einrichtung des Muſeums und ſeinen Schätzen gegeben zu haben. Es iſt ein ſchwäbiſches Dichtermuſeum, ein ſchwäbiſches Nationalmuſeum, das hier in Marbach, der Wiege Schillers, erſtanden iſt. Das Schwabenland hat alles Recht, auf dieſes Muſeum ſtolz zu ſein, wenn auch nicht vergeſſen werden ſoll, daß Deutſche aus allen Weltteilen zum Gelingen des Werkes beigetragen haben.

Marbach. Dr. Ernſt Müller.

Die indiſchen Elefanten des Zirkus Buſch.

Indiſche Fürſten ſetzen einen beſonderen Stolz darein, eine möglichſt große Schar ſchöner Elefanten ihr eigen zu nennen. Der Maharadſcha von Baroda, ein Vaſall Englands, prunkte am Tage ſeiner Inveſtitur (1881) mit vierzehn Elefanten im Krönungszuge, eine Zahl, die in den Augen der Eingeborenen wie der geladenen europäiſchen Gäſte große Bewunderung erregte.

In Europa iſt Kommiſſionsrat Buſch, der bekannte Leiter des volkstümlichen zirzenſiſchen Inſtituts gleichen Namens, der einzige, der den Rekord des Indiers hält; denn auch er iſt Beſitzer der ſtattlichen Zahl von vierzehn Prachtelefanten, die überdies noch den Vorzug vor ihren fürſtlichen Vettern haben, nicht nur, wie dieſe, Reittiere zu ſein, ſondern auch gut abgerichtete, in den verſchiedenſten Künſten wohlbewanderte Tiere, die dem Inſtitut, dem ſie angehören, durch ihre Kraft und ihre bemerkenswerte Intelligenz viele und erſprießliche Dienſte zu leiſten vermögen. Die Elefanten des Zirkus Buſch, durchweg edle, wohlgebaute Tiere, ſtammen teils von der Inſel Ceylon, teils aus Aſſam in Nordindien und ſind durch die bekannte Hamburger Firma Karl Hagenbeck importiert worden. Jeder Elefant repräſentiert durchſchnittlich einen Wert von 10 000 ℳ, die ganze Herde mithin 140 000 ℳ, in der Tat ein fürſtlicher Beſitz, deſſen ſich ſelbſt ein indiſcher Nabob nicht zu ſchämen braucht, obwol für ihn die Elefanten leichter und billiger zu beſchaffen ſind.

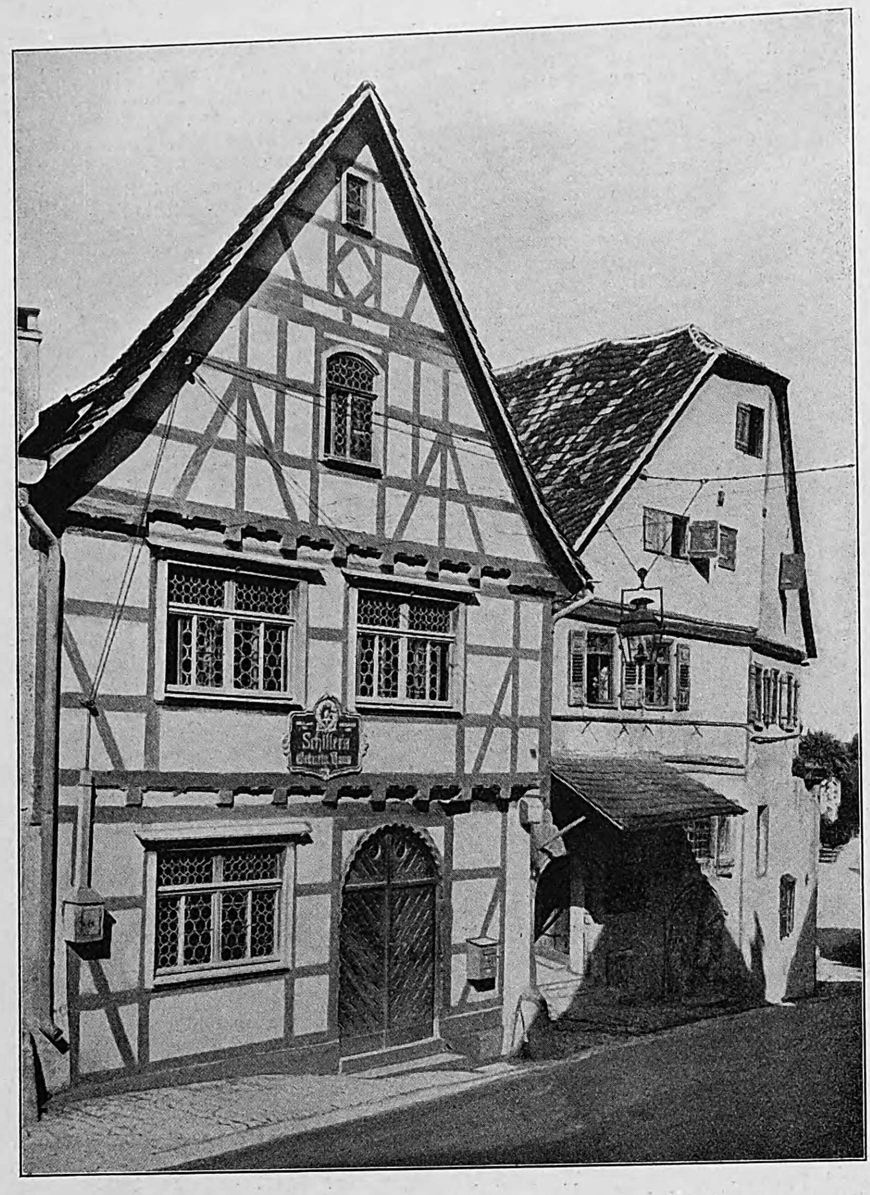
Zwölf dieſer rieſigen Dickhäuter kaufte Direktor Buſch vor etwa Jahresfriſt zum Zweck der Verwendung in der vielbeſprochenen großen Ausſtattungspantomime „Dahomey". Die Tiere waren damals vollſtändig ungezähmt, ſind aber heute infolge der außerordentlichen Mühe, die man auf ihre „Erziehung" verwendete, gut abgerichtet und finden nicht nur bei verſchiedenen Schauſtellungen, ſondern auch bei allerlei ſchweren Arbeiten, ganz wie in Indien, gebührende Verwendung. Namentlich macht man ſich die koloſſalen Kräfte der beiden größten, ungefähr fünfzehn bis zwanzig Jahre alten, vollkommen ausgewachſenen Tiere bei der Hantierung ſchwerer Gerätſchaften und Laſten zunutze. Ein ſolcher Elefant vermag, entweder im Sielengeſchirr ziehend oder mit der breiten Stirn ſchiebend, mit Leichtigkeit Laſten fortzubewegen, die andernfalls zahlreiche Menſchen-, bzw. Pferdekräfte erfordern und viel Zeit rauben würden.

Die Elefanten ſind übrigens für den Zirkus ein ſehr koſtſpieliges Zubehör, denn ſie bedürfen nicht nur einer eigenen, ſehr geräumigen Stallung und mehrerer zuverläſſiger Wärter, ſondern beanſpruchen auch ein geradezu ungeheuerliches Futtermaterial: eine große Fuhre Heu täglich, dann eine Anzahl Roggenbrote, die genügen würde, eine Kompagnie Soldaten acht Tage lang zu verpflegen, dazu Mohrrüben und andere Gemüſe, ſo daß ſich die Fütterungskoſten auf etwa acht bis zehn Mark täglich für jedes der rieſigen Tiere beziffern.

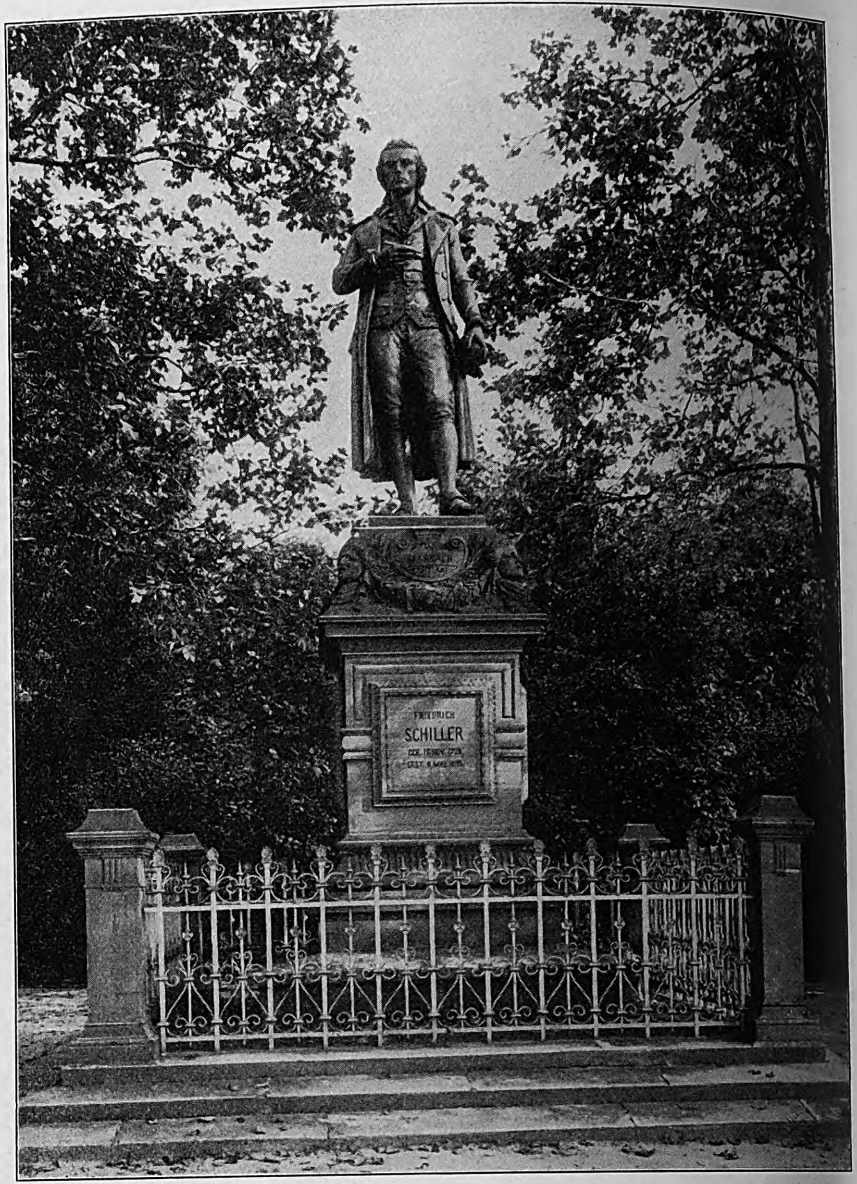
In ihrer Stallung, einem neben dem Marſtall befindlichen maſſiven Rundbau, ſtehen die Tiere auf einer Bohlenunterlage in Reih und Glied, ein jedes mit dem einen Vorderfuß an eine ſchwere Kette geſchloſſen und beſtändig unter Aufſicht eines Oberwärters und mehrerer Unterwärter. Der erſtere, ein würdiger ſchweigſamer Mann mit langem Vollbart, erfreut ſich der ganz beſonderen Zuneigung aller Tiere, die jede ſeiner Bewegungen mit ihren kleinen Augen verfolgen und jedem ſeiner Worte und Winke ſchnell und willig Folge leiſten.

Um die eigentliche künſtleriſche Erziehung der Elefanten, die ſie befähigt, vor dem Publikum in der Arena zu debütieren, hat ſich Hr. Terzy, ein Mitglied der Geſellſchaft, verdient gemacht. Bei einigen beſonders gelehrigen Exemplaren hat er ſogar glänzende Reſultate erzielt; ſo ſteht einer der Elefanten mit Grazie auf dem Kopf, ein anderer bewegt ſich, wie ein gutgerittenes Schulpferd, in allen Gangarten der hohen Schule, und ein dritter lenkt ſogar als flotter Chauffeur ein Automobil — ein „Überelefant", der denn auch allabendlich von den ſportkundigen Zuſchauern mit Beifall überſchüttet wird.

Capt. van Beeker.

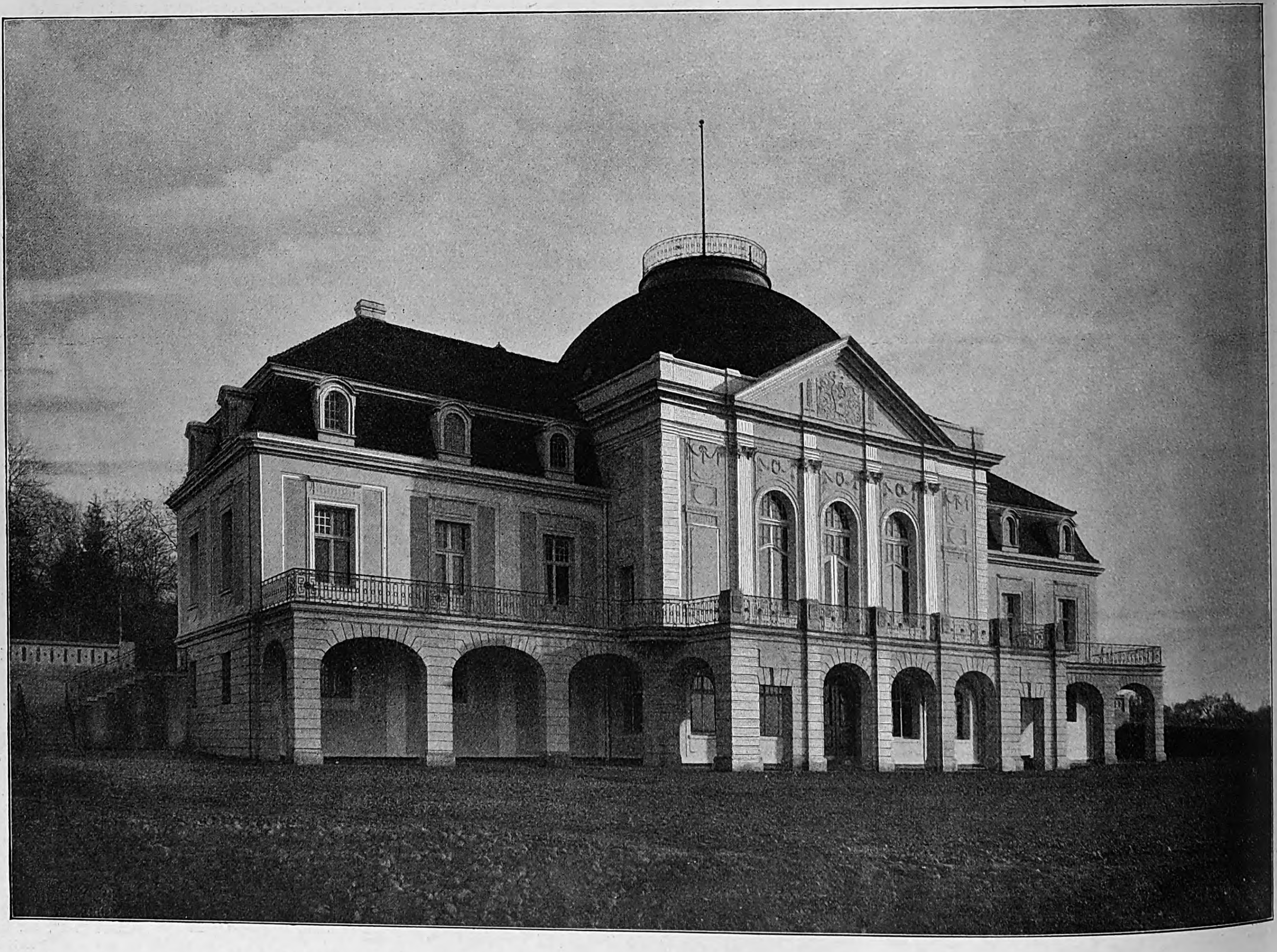


Schillers Geburtshaus in Marbach.

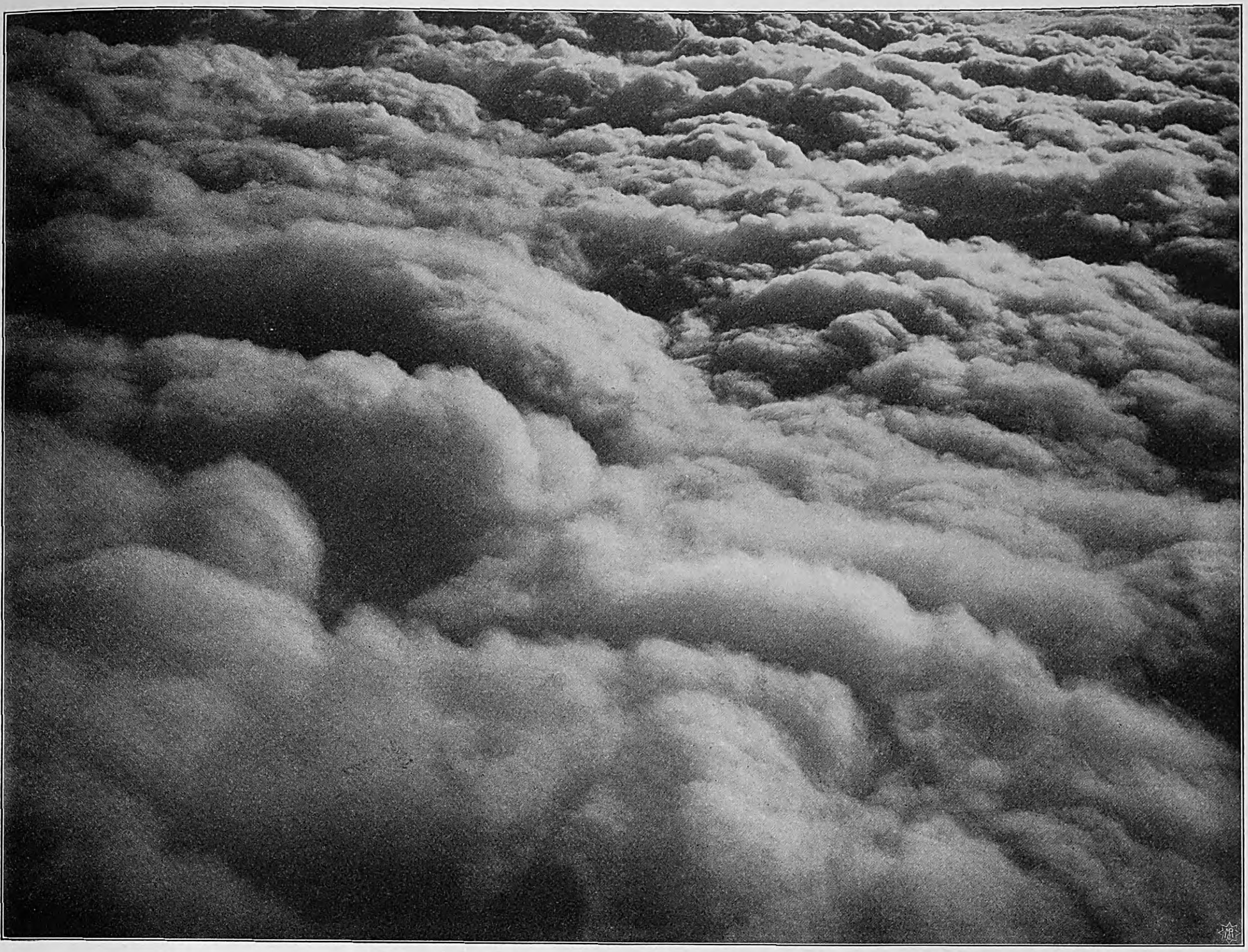

FRIEDRICH
SCHILLER

Das Schiller-Denkmal in Marbach.

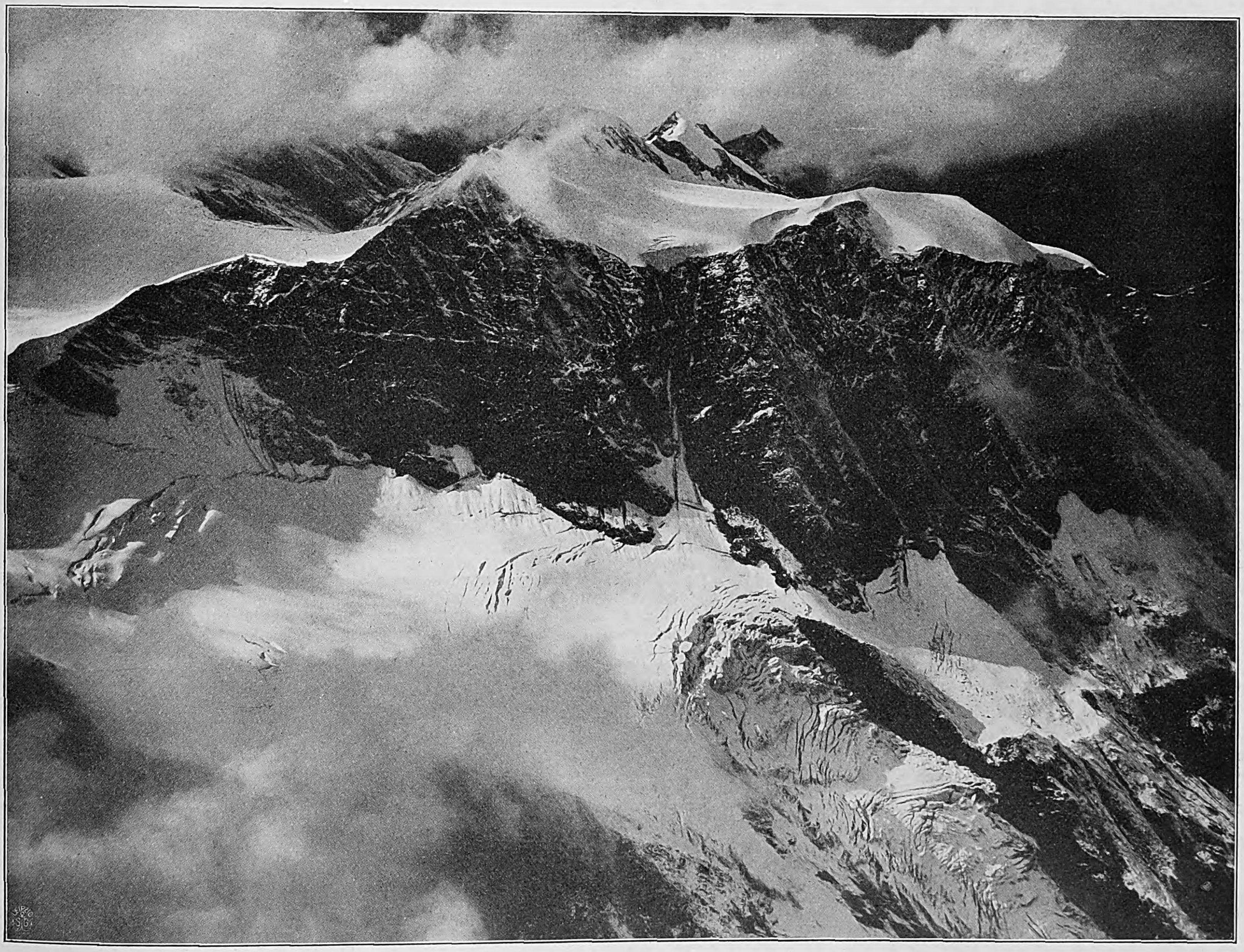
Nach photographiſchen Aufnahmen von Ludwig Schaller in Stuttgart.



Das Schiller-Muſeum in Marbach. Erbaut von den Bauräten Eiſenlohr und Steigle in Stuttgart.



Wolkenmeer über dem Simplon.



Feſti und Feſtigletſcher (3757 m).

Spelterinis Ballonfahrt über die Alpen. Photographiſche Aufnahmen vom Ballon aus.

Spelterinis Ballonfahrt über die Alpen.

Der durch ſeine vielen und ſtets glücklich verlaufenen Ballonfahrten rühmlich bekannte Schweizer Luftſchiffer Spelterini hat am 12. September d. J. wiederum einen ſehr beachtenswerten Aufſtieg unternommen, bei dem es ihm gelungen iſt, einen Teil der Hochalpen zu überfliegen. Von vielen Seiten iſt der Plan der Alpenüberfliegung ſchon wiederholt erörtert worden, und die Geſchichte der Luftſchiffahrt hat auch bereits einige mißglückte Verſuche zu verzeichen; die erſten nennenswerten Erfolge waren Spelterini vorbehalten.

E. Spelterini

Der Luftſchiffer Spelterini.

Einem mit der Sache weniger vertrauten Menſchen will es vielleicht nicht gleich einleuchten, warum gerade eine Ballonfahrt über ein Hochgebirge größere Schwierigkeiten bieten ſoll als eine andere meteorologiſche Hochfahrt oder ſonſt eine Weit- oder Dauerfahrt. Nicht zum wenigſten ſpielen hierbei die erheblichen Koſten eine Rolle. Die Herbeiſchaffung des Ballongeräts, des ganzen Materials für die Gasfüllung uſw. ſind ſehr zeitraubend und umſtändlich und erfordern ziemlich große pekuniäre Opfer. Während man unter normalen Verhältniſſen einen größeren Ballon an ſolchen Orten zu füllen pflegt, wo man das für alle längeren Fahrten nun einmal notwendige Waſſerſtoffgas entweder in Stahlzylindern fertig bekommen kann oder aber nach Fabrikation auf elektrolytiſchem Wege, bzw. auch nach Fertigſtellung mit Gaserzeugern, aus Gaſometern ſchnell entnehmen kann, ſo läßt ſich hierauf bei einer Auffahrt, die im Gebirge in beſtimmter Richtung vor ſich gehen ſoll, abſolut keine Rückſicht nehmen. Der Aufſtiegsort wird lediglich durch meteorologiſche Verhältniſſe beſtimmt. Die hohen Koſten können alſo auf keine Weiſe umgangen werden. Aber auch wenn das erforderliche Geld beſchafft iſt, ohne deſſen Sicherſtellung man gar nicht erſt an das Unternehmen heranzugehen braucht, kann man noch lange keine Garantie für das Gelingen des beabſichtigten Fluges übernehmen. Namentlich die Wahl der Abfahrtsſtelle bietet große Schwierigkeiten wegen der eigenartigen Wege der Luftſtrömungen in einem Gebirge. Bei dem erſten Verſuch, den Spelterini am 3. Oktober 1898 mit Prof. Heim und Dr. Maurer zur Überquerung der Alpen unternahm, war Sitten im Kanton Wallis zum Ausgangspunkt der Fahrt gewählt. Die Erwägungen, durch die ſich die Luftſchiffer nach eingehenden Beratungen hierfür beſtimmen ließen, waren folgende: Nordwinde, die zum Beiſpiel von Zürich aus den Ballon direkt nach Süden treiben, ſind äußerſt ſelten; Süd- oder Südoſtwinde wehen bei klarer Luft nicht bis in bedeutendere Höhen, ſondern ſpringen nach Südweſten um, ſo daß ein Abtreiben nach Oſten viel Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Alſo von Süden her das Unternehmen zu beginnen, iſt auch ziemlich ausſichtslos. Bei einem barometriſchen Maximum wähnte man die Luftbewegung als zu ſchwach, um auf einen Erfolg rechnen zu können, eine Anſicht, die aber Prof. Heim durch die Ballonfahrt als widerlegt betrachtet. Es blieben demnach damals nur ſolche Tage übrig, an denen bei klarer Witterung und einem über der Oſtſee befindlichen Minimum in der Höhe ſtetige Südweſtwinde herrſchen, die es ermöglichen, die Alpen in nordöſtlicher Richtung in einer beträchtlichen Länge zu überfliegen. Von Sitten aus hätten die Luftſchiffer dann über die Gruppe des Finſteraarhorns, die Urner und Glarner Alpen ins Rheintal an den Bodenſee, eine Strecke von ungefähr 200 km, gelangen können.

Durch unvorhergeſehene Umſtände wurde dieſer Plan vereitelt. Die Lieferung des in Frankreich beſtellten Ballons Wega hatte ſich um einige Wochen verzögert, ſo daß das für die Fahrt ſehr günſtige Wetter des September nicht mehr benutzt werden konnte. Am 20. endlich traf Spelterini mit dem Ballon in Sitten ein und begann ſofort mit den Vorbereitungen zur Füllung, die nicht gerade einfach waren. Ein Gaserzeuger, eine Dampfmaſchine, große Mengen Ätznatron, Chlorkalzium, 25000 kg Eiſendrehſpäne, 30000 kg Schwefelſäure und andere Kleinigkeiten hatten mühſam zur Aufſtiegſtelle gebracht werden müſſen. Faſt volle fünf Tage dauerte wider Erwarten infolge unvorhergeſehener Zwiſchenfälle die Füllung des Ballons. Ferner war die Wetterlage dem Unternehmen keineswegs günſtig. Es ſtellte ſich nämlich heraus, daß in abſehbarer Zeit kein Südweſtwind in der Höhe eintreten würde, und man zog in Erwägung, ob man nicht die Fahrt um ein Jahr verſchieben ſollte, weil ſich bei längerem Warten das Gas im Ballon zu ſehr verſchlechtert hätte. In der richtigen Vorausſetzung jedoch, daß man unter allen Umſtänden einen Teil der Alpen überfliegen würde, und daß die Erfahrungen, die man bei dieſer Fahrt ſammeln könnte, die bereits entſtandenen großen Koſten reichlich aufwiegen dürften, ſtiegen die Luftſchiffer am 3. Oktober 1898 gegen 11 Uhr vormittags bei Südoſtwind auf. Nach einer 55 km langen Alpenfahrt, bei der verſchiedene bis 3200 m hohe Bergkämme überflogen wurden, erfolgte nach Zurücklegung eines Geſamtweges von 229 km nach 5$^3/_4$ſtündiger Fahrt die Landung bei Rivière im franzöſiſchen Departement Haute-Marne. Die Geſchwindigkeit hatte im Mittel 12,$_8$ m in der Sekunde betragen.

Reich war die wiſſenſchaftliche Ausbeute dieſer Luftreiſe. Unter anderem wurde klar erwieſen, daß auch die höchſten Bergſtationen über die in den oberen Schichten wirklich herrſchenden Luftſtrömungen täuſchen können. Faſt gänzlich unvermittelt waren oft die Übergänge aus einer geringeren Luftſtrömung in eine weit ſchnellere, nach anderer Richtung ziehende, ein Beweis für die Wichtigkeit des Pilotballons, ein Hilfsmittel, das kein moderner Meteorolog mehr entbehren kann. Ferner hat es ſich gezeigt, daß der Einfluß der Gebirgskonturen auf die Windrichtung nicht ſehr hoch hinaufreicht. Die Parole für eine künftig zu unternehmende Ballonfahrt über die Alpen hat daher zu lauten: Hoch hinauf! Es iſt erforderlich, ſofort, nachdem die Luftſtrömungen mittels Pilotballons ſondiert ſind, in eine möglichſt große Höhe, etwa 5000 m, hinaufzugehen, um ſich alsbald von allem Einfluß des Gebirges freizumachen. Nur ſo wird eine Ausſicht auf Erfolg gewährleiſtet.

Bei ſeiner diesjährigen, von Zermatt ausgehenden Fahrt ſcheint Spelterini aus Gründen, die ſich unſerer Kenntnis entziehen, nicht nach dieſem Grundſatz gehandelt zu haben. Die Erfahrungen von 1898 dienten ihm aber im übrigen zur Richtſchnur. Wenn man eine beſtimmte Wetterlage ausnutzen will, ſo iſt es erforderlich, den Ballon ſchnell zu füllen und raſch loszufahren. Dies iſt aber nur dann möglich, wenn man das Gas fertig zur Hand hat; dasſelbe mittels eines Gaserzeugers an Ort und Stelle zu bereiten und in einem Gaſometer aufzubewahren, empfiehlt ſich wegen der hohen Koſten nicht. Deshalb hatte Spelterini an den Aufſtiegspunkt hinter dem Hotel Mont Cervin in Zermatt 232 Stahlzylinder mit einem Gewicht von 16000 kg bringen laſſen, die unter einem Druck von faſt zweihundert Atmoſphären die zur Füllung erforderlichen 1630 cbm Waſſerſtoffgas enthielten. In der bei dieſem Verfahren noch lang zu nennenden Zeit von zwei Stunden konnte der Ballon gefüllt ſein und dem Entſchluß zur Abfahrt der Aufſtieg ſelbſt ſehr ſchnell folgen. Klares Wetter mußte natürlich unter allen Umſtänden auch bei günſtigem Winde abgewartet werden, weil ſonſt die Fahrt keine Erfolge aufzuweiſen hätte.

Die Abſicht ging dahin, die Alpen entweder in nordöſtlicher Richtung zu überfliegen oder über das Matterhorn, bzw. den Monte Roſa nach Italien zu gelangen. Mitfahrende waren die Herren Wernecke aus Zürich und Dr. jur. Hermann Seiler, welch letzterer im „Neuen Wiener Tagblatt“ eine Schilderung der Fahrt gibt. Planmäßig ging am 12. September der Ballon nach Nordoſten über den Dom in der Miſchabelkette, dann durch das Saastal in mehr öſtlicher Fahrt über das Gletſcherhorn und Weißmies. Demnächſt wandte er ſich mehr nach Südoſten und wurde zum Lago Maggiore getrieben. Der Wind ließ in ſeinen Launen nicht nach, und bald führte er das Luftſchiff über den genannten See nordwärts nach Locarno. Ein mit Hilfe eines Dampfers bei Briſſago unternommener Landungsverſuch mißlang wegen der ungünſtigen Geländeverhältniſſe. Da mittlerweile die Nacht hereingebrochen war, blieb der Ballon bei faſt gänzlicher Windſtille in einem Talkeſſel über einem Schneefelde in 2800 m Höhe ſchwebend. Am anderen Morgen wurde zunächſt feſtgeſtellt, daß man ſich im Maggiatal über Peccia befand, und dann ließ Spelterini den Ballon bis auf 4900 m ſteigen, in welcher Höhe der Kurs nach Norden ging. Dieſe Höhe wäre für eine erneute Alpenüberfliegung ſcheinbar ſehr günſtig geweſen, aber der Führer konnte ein ſolches Wagnis nicht verantworten, da nur noch drei Sack Ballaſt vorhanden waren. Es iſt bedauerlich, daß die Landung beſchloſſen werden mußte; ſie erfolgte glatt auf der Alpe Chinti oberhalb Bignasco. Die erreichte Maximalhöhe betrug 5300 m, die niedrigſte Temperatur 8° Kälte. Die Durchſchnittsgeſchwindigkeit belief ſich auf 10 bis 15 km in der Stunde, die Fahrtdauer auf zwanzig Stunden. Wenn auch dieſe Fahrt noch nicht als voller Erfolg zu bezeichnen iſt, ſo hat ſie doch der Wiſſenſchaft wertvolle Ergebniſſe durch zahlreiche Beobachtungen eingebracht. Von der herrlichen Ausſicht und dem großen Genuß, den die Luftſchiffer bei dieſer Fahrt gehabt haben, legen die photographiſchen Aufnahmen Zeugnis ab, die Spelterini während derſelben gemacht hat. Wir ſind in der Lage, hier vier vom Ballon aus aufgenommene Photographien unſeren Leſern vorzuführen. Bemerkenswert iſt an denſelben zunächſt, daß das Gebirge nirgends gänzlich frei von Wolkengebilden iſt. Überall haben ſich im Hintergrund ſchwere Cumuli zuſammengeballt, die die weitere Fernſicht verhüllen und wohl hier und da große Regenmengen zur Erde hinabſchicken. Merkwürdig an dieſen Wolken iſt, daß ſie, vom Winde über die Hänge getrieben, doch meiſt an derſelben Stelle haften bleiben, weil der jenſeit der Bergeſpitzen und Kämme wieder abſteigende Luftſtrom ihre Auflöſung zur Folge hat, während luvwärts immer neue Wolken ſich bilden. Auch im Vordergrund hängen einige Wolkenfetzen, wie ſie im Gebirge häufig nahe der Erdoberfläche hinkriechen und deutlich ihre Abhängigkeit von der Geſtalt derſelben erkennen laſſen. Auch bei ſeiner erſten Alpenfahrt hatte Spelterini dieſelbe Beobachtung gemacht und feſtgeſtellt, daß dieſe kleinen Wolkenballen ſelten in die freie Luft hinausgingen. Abwechſelnd werden durch ihre Vorwärtsbewegung die Bergſpitzen verhüllt oder freigemacht.

Blendend weiß wie ein Schneefeld präſentiert ſich das hell von der Sonne beſchienene Wolkenmeer, den Beſchauer zum Gebrauch einer Schutzbrille zwingend. Aber viel herrlicher als ein ſolches ſieht es aus, weil es nicht ſo einförmig iſt. Als zahlreiche Furchen und Untiefen heben ſich durch ihren Schatten die Wolkentäler von den grell von der Sonne beſtrahlten Wolkenbergen ab und machen das Bild abwechſlungsreich. Deutlich läßt die Photographie in ihren mehr oder minder ſchwarzen Teilen dieſe Höhenunterſchiede in dem Wolkengebilde über dem Simplon erkennen.

Auffallend erſcheint vielleicht dem Beſchauer unſerer Bilder, daß die Bergrieſen ſo hochſtrebend dem Auge ſich darbieten, während man meinen ſollte, daß die Höhenunterſchiede vom Ballon aus nicht ſo deutlich wahrnehmbar ſein können. Dies hat ſeinen guten Grund darin, daß der Ballon bei der Aufnahme zum Teil in gleicher Höhe, zum Teil ſogar etwas tiefer geſchwebt hat als die Gipfel der Berge. Bis in eine nicht feſt beſtimmbare Höhe über dem Gebirge folgt der Ballon genau wie die Luftſtrömungen den Konturen desſelben; ſcheinbar wird er direkt gegen einen Höhenrücken getrieben, bis er im letzten Augenblick durch die von der Erdoberfläche abprallende Luft über denſelben wegfliegt, um auf dem anderen Hange, der nunmehr abſteigenden Strömung folgend, ebenfalls ſich wieder zu ſenken. Beachtenswert iſt das aus dem Nebel hervorſcheinende Dorf Simplon, deſſen Häuſer nur für ein geübtes Auge an den ſchwarzen Strichen erkennbar ſind, da ſie ſich wenig von dem ſchwarz-weiß geſprenkelten Boden abheben. Spelterini beabſichtigt, allmählich eine Serie von Alpenanſichten vom Ballon aus aufzunehmen und in einem beſonderen Album herauszugeben. Wir können ihm wohl wünſchen, daß ihm demnächſt die Alpenüberfliegung völlig nach Wunſch gelingen möge.

„Saure Wochen, frohe Feſte.“

Triptychon von Walter Georgi.

Was ſich in der Form eines Kommentars über Walter Georgis großes Triptychon ſagen läßt, hat der Künſtler ſelbſt in präziſen Worten in des Dichters Verſen, die dem Bilde den Namen geben, zuſammengefaßt. In drei Gedanken hat er das inhaltsſchwere Thema erſchöpft. Die Hoffnungen, die der Landmann dem Frühjahr anvertraute, als er das Samenkorn dem Schoße der Erde übergab, ſollen in den Wochen, die unter dem Zeichen des Hundsgeſtirns ſtehen, in Erfüllung gehen: auf Bergen und im Tal regen ſich tauſend fleißige Hände, um die unter der Sonne gereiften Garben von dem Felde in die Scheuer zu bringen. Dieſem Segen, der den Feldfrüchten für unſere ganze Kultur innewohnt, ſind wir längſt gewohnt, eine ſymboliſche Bedeutung beizulegen: die goldenen Ähren, die unter der ſauren Arbeit des Landmanns herangereiſt ſind, gelten als gleichbedeutend mit dem täglichen Brot, mit der Hauptnahrung des Menſchen in alter und neuer Zeit. Feſtlich wurde im Altertum der Tag begangen, an dem die Ernte geborgen war; ein ebenſo froher Tag iſt das Erntefeſt der neueren Zeit, von deſſen fröhlichem Charakter die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag nichts abſtreifen konnten. Dichter und Künſtler haben das Feſt verklärt, und wem es je vergönnt geweſen iſt, draußen auf dem Lande in der ſchlichten Dorfkirche dem Dankgottesdienſt unter den feſtlich geſchmückten Landleuten, in dem mit Kränzen und Girlanden von Feldfrüchten ausgeſchmückten Gotteshauſe beizuwohnen und dann bei dem Erntefeſt zugegen zu ſein, wo das Volk in ungebundener Luſt ſich in Vergnügungen ergeht, der wird, wenn er auch als Städter ländlichem Leben und Treiben ſonſt fernſteht, die hohe Bedeutung eines ſolchen Tages empfunden haben.

Walter Georgi in München, ein geborener Leipziger, eins der hervorragendſten Mitglieder und Gründer des unter dem Namen „Scholle“ bekannt gewordenen Münchener Künſtlerbundes, hat das Motiv des Erntedankfeſtes, der modernen Auffaſſung entſprechend, einem ſeiner neuſten Gemälde zugrunde gelegt: indem er zu der in der modernen Kunſt beſonders wieder beliebt gewordenen Form eines Triptychons gegriffen hat, hat er ein Hauptbild geſchaffen, dem ſich zwei ſchmälere Seitendarſtellungen angliedern. Ihr Inhalt verhält ſich zu jenem wie die Wirkung zur Urſache.

Tages Arbeit — Abends Gäſte,
Saure Wochen — frohe Feſte
Sei dein künftig Zauberwort.

Dieſe bekannten Verſe Goethes bezeichnen den ganzen Inhalt des Georgiſchen Werkes. Tages Arbeit und ſaure Wochen ſind es, die in den beiden Seitenbildern, in dem pflügenden Bauern und in den unter den ſengenden Strahlen der Julisonne mähenden und Garben bindenden Landleuten geſchildert werden. Als abendliche Gäſte verſammeln ſie ſich dann zum frohen Tanze, indem ſie, den Segen ihrer Arbeit genießend, nach luſtigen Weiſen ſich drehen.

Der Künſtler, ein trefflicher Schilderer ländlichen Lebens, iſt auch als Lithograph, beſonders durch ein farbenfrohes, großes Blatt mit der Darſtellung eines pflügenden Landmannes, neuerdings den weiteſten Kreiſen bekannt geworden. Verſchiedene kleinere, in Buntſtift ausgeführte Zyklen, die man unter anderem im vergangenen Jahre im Münchener Glaspalaſt ſehen konnte, haben außer größeren Gemälden, die er früher ausgeſtellt hat, auch von ſeinem ſonſtigen unverkennbar großen Talent Zeugnis abgelegt.

Handel, Gewerbe und Verkehr.

— Nach endlicher Fertigſtellung des Simplontunnels wird im Jahre 1905 eine neue wichtige Alpenbahn eröffnet werden. Mailand, die nächſtgelegene Großſtadt, will bei dieſer Gelegenheit eine internationale Verkehrsausſtellung veranſtalten, die alle Fortſchritte der Eiſenbahnen in großem Stil veranſchaulichen ſoll. Bereits iſt für dieſen Zweck ein Garantiefonds von 2,5 Mill. Lire aufgebracht worden. Auf einem umfangreichen Gelände will man Bahnhofsanlagen errichten, Automobilfahrten veranlaſſen, Luftſchiffahrten verſuchen und unter anderem auch eine eingleiſige Schwebebahn nach Elberfelder Muſter in Betrieb ſetzen.

— Den Bemühungen des Reichskommiſſars für die Weltausſtellung in St. Louis 1904 iſt es gelungen, von der amerikaniſchen Ausſtellungsleitung die Erlaubnis zu erwirken, daß die Ausſteller insbeſondere von kunſtgewerblichen Gegenſtänden von den ihnen zugewieſenen Plätzen aus Duplikate der ausgeſtellten Gegenſtände verkaufen dürfen. Die Verkaufsgenehmigung muß für jeden einzelnen Ausſteller beſonders nachgeſucht werden. Auch iſt an die Ausſtellungsleitung eine in Prozenten des Bruttoertrags bemeſſene Abgabe zu entrichten, die je nach der Natur und dem Charakter der betreffenden Ware verſchieden feſtgeſetzt werden wird. Diejenigen Ausſteller, die von vorſtehender Vergünſtigung Gebrauch machen wollen, haben ſich unter näherer Bezeichnung ihrer Gegenſtände tunlichſt bald an den Reichskommiſſar (Bureau des deutſchen Reichskommiſſars für die Weltausſtellung in St. Louis 1904 in Berlin W, Schöneberger Ufer 22, I) zu wenden, damit dieſer das Weitere bei der amerikaniſchen Ausſtellungsleitung veranlaſſen kann. — Das Muſikbureau der Ausſtellungsleitung hat durch Zirkular die Bedingungen für den Wettſtreit von Geſangvereinen veröffentlicht, die während der Dauer der Ausſtellung ſich an dem Wettſingen in der Feſthalle beteiligen wollen. Die ſämtlichen ſich meldenden Geſangvereine ſollen in drei Klaſſen geteilt werden. Zur erſten Klaſſe gehören Geſangvereine, die mindeſtens 100 Mitglieder haben, unter denen ſich 32 Sopran-, 26 Alt-, 18 Tenor- und 24 Baßſtimmen befinden. Die Preiſe betragen in dieſer Klaſſe 18000, 14000 und 10000 ℳ. Die Geſänge, die bei dem Wettſtreit vorgetragen werden müſſen, ſind: „Und die Herrlichkeit des Herrn“ aus dem „Meſſias“ von Händel, „O erfreuliches Licht“ aus der „Goldenen Legende“ von Sullivan und „Come away“ von Parker. In die zweite Klaſſe gehören Geſangvereine mit mindeſtens 80 Mitgliedern, die 26 Sopran-, 21 Alt-, 14 Tenor- und 19 Baßſtimmen haben. Die Preiſe betragen 14000, 10000 und 6000 ℳ. Die Lieder, die vorgetragen werden müſſen, ſind: „Der Herr iſt unſere Zuflucht“ aus dem 46. Pſalm von Dudley Buck, „Ave verum“ von Gounod und der „Brautchor“ aus der „Roſenjungfrau“ von Cowen. In die dritte Klaſſe gehören die Vereine, die mindeſtens 60 Mitglieder, darunter 20 Sopran-, 16 Alt-, 10 Tenor- und 14 Baßſtimmen haben. Die Preiſe betragen 10000, 6000 und 4000 ℳ. Die Lieder, die vorgetragen werden müſſen, ſind: „Wie der Hirſch ſchreit“ nach dem 42. Pſalm von Mendelsſohn, „Ave verum“ von Mozart und die „Dankſagungshymne“ von Surette. Außerdem hat jeder Geſangverein, der an dem Wettſtreit teilnimmt, ein Lied nach eigener Wahl zu ſingen, das er vorher dem Muſikbureau zu benennen hat. Einer der Geſangsvorträge muß ohne Inſtrumentalbegleitung ſtattfinden.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— Am 24. Oktober ſind in Gegenwart Kaiſer Wilhelms in Küſtrin die unter Mitwirkung von Bürgerſchaft und Militär der Stadt errichteten Denkmäler enthüllt worden, die in Nr. 3103 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 18. Dezember 1902 bereits beſprochen und abgebildet wurden. Vor dem ehemaligen Schloß erhebt ſich nun das von Fritz Schaper herrührende Bronzeſtandbild des Markgrafen Johann von Küſtrin, des einſtigen Erbauers der Feſtung, auf dem Hof der Schloßkaſerne das des Kurprinzen Friedrich Wilhelm, des ſpäteren Großen Kurfürſten, den G. Janenſch mit einer Dogge zu einer anſprechenden Gruppe verbunden hat. Von demſelben Künſtler ſtammt eine dem Denkmal gegenüber in die Mauer des Schloſſes eingefügte Sandſteinniſche mit dem Bronzerelief des Oberhauptmanns Konrad v. Burgsdorff, des Vertrauten des jungen Kurfürſten. Im Friedrichs-Zimmer des Muſeums endlich hat die im Charakter des Rokoko gehaltene Hermenbüſte von W. Haverkamp, die Friedrich den Großen als Kronprinzen darſtellt, ihren Platz gefunden.

— In Nr. 3147 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 22. Oktober d. J. brachten wir anläßlich der Einweihung des Melanchthon-Hauſes Abbildungen von drei Reformatorenſtandbildern, die ſich in der Halle im Erdgeſchoß befinden und von dem Berliner Bildhauer Fritz Heinemann geſchaffen wurden. Nun möchten wir noch ergänzend bemerken, daß die übrigen vier Reformatorenſtandbilder daſelbſt von dem Bildhauer Richard Grüttner in Berlin modelliert ſind. Dieſe Statuen von Calvin, Jonas, Brenz und Martin Bucer, die zum Teil wegen ſpärlichen Bildermaterials nicht geringe Schwierigkeit bereiteten, paſſen ſich den Bildniſſen der drei anderen Reformatoren trefflich und charakteriſtiſch an.

— Eine Ausſtellung zum Gedächtnis Ludwig Richters hat jetzt auch die Kunſthandlung von Keller u. Reiner in Berlin eröffnet. Einen außerordentlich ſtimmungsvollen Rahmen hat ſie ihr nach Entwürfen von H. Vogeler geſchaffen. Aus dem hinteren Anbau des großen Oberlichtſaals leuchtet hinter einer niedrigen Fontäne aus blumenumgebener Tempelarchitektur die Marmorbüſte des Künſtlers von Raſſau hervor; der weite Raum des davorliegenden Saales aber iſt durch Stellwände in kleine zimmerartige Kompartimente geteilt, die in hellen Farben mit Tapeten und Möbeln im Charakter der Biedermaierzeit ausgeſtattet und auf den als Fries umlaufenden Bordbrettern mit Porzellanen der gleichen Zeit geſchmückt ſind. Von Werken Richters wird in dieſem Rahmen, der an ſich ſchon nicht den geringſten Reiz der geſchickten Vorführung ausmacht, eine kleine Anzahl von Ölgemälden ſowie eine erheblich größere von Aquarellen und Zeichnungen dargeboten, die bei aller Beſcheidenheit ihrer Erſcheinung zum Auge des Beſchauers nicht bloß von dem echt poetiſchen Sinn, dem tiefen Gemüt und hohen Ernſt des liebenswürdigen Meiſters, ſondern auch von einem zeichneriſchen Können reden, das ſelbſt eine ungleich freier und kecker ſich bewegende Zeit doch immer wieder zu achtungsvoller Hochſchätzung auffordert.

— Ein junger Berliner Maler, Rudolf Kohtz, führt ſich durch eine in Ed. Schultes Salon veranſtaltete Ausſtellung von Gemälden, Studien und Skizzen vielverſprechend ein. Noch unausgeglichen und unruhig, aber geſchickt und breit auf großen dekorativen Effekt angelegt und dabei reich an friſchen Einzelheiten iſt ein mächtiges Bild „Des Drachen Tod und Heimkehr der befreiten Prinzeſſin“, nicht minder originell gedacht ein durchgeführteres Märchenbild „Aſchenputtel“ und voller lebendiger Beobachtung eine ganze Reihe breit hingemalter Naturſtudien, die es freilich an feinerer Durchbildung, namentlich nach der zeichneriſchen Seite hin, noch vielfach fehlen laſſen. Maleriſche Beobachtung ſelbſtändigen Gepräges verrät ſich auch in einigen großen Porträtſtudien, die nicht dadurch lediglich abzutun ſind, daß man dem breit vortretenden Braun des Kleides der dargeſtellten Dame keinen Geſchmack abgewinnt. Neben bekannten älteren Bildern von Ludwig Knaus führt der Salon dann noch eine lange Reihe ſehr tüchtiger, in Vortrag und Farbe geſchickter Landſchaftsſtudien von den Kanariſchen Inſeln von dem Schotten James Paterſon vor, die indes mehr Routine als intimes Empfinden bekunden. Von dem Holländer Willy Sluiter findet man eine nicht geringere Anzahl von farbigen Zeichnungen, die Typen ſeiner Heimat ſowie Geſtalten des Pariſer Lebens mit meiſt treffender Beobachtung und in oft meiſterlich vollendender Durchführung ſchildern, ohne doch tiefer zu packen, von Iſmael Gentz eine Folge ſachlich intereſſierender Porträtzeichnungen, die jedoch künſtleriſch nichts Neues ſagen, von Louis Lejeune in Berlin verdienſtliche, aber leiſe zu koloriſtiſcher Manier hinneigende Landſchaften, die in der Stimmung auf weißliche Töne einen pikanten Effekt erſtreben und erreichen.

— Im Großherzoglichen Muſeum zu Weimar iſt in einem von van de Velde neugeſchaffenen Saal von ausgezeichneter Wirkung eine glänzende Ausſtellung von Werken Leibls, Trübners, Liebermanns, Hans Oldes und des Landſchafters Hagen veranſtaltet worden, die das Beſte vereinigt, was dieſe Künſtler in der letzten Zeit auf den Ausſtellungen der Berliner Sezeſſion und des Kunſtſalons von Caſſirer darzubieten wußten. Dem reichen künſtleriſchen Wert der Ausſtellung entſpricht der vornehme Geſchmack ihrer Inſzenierung.

— Mit der Vorführung von etwa 60 Arbeiten Segantinis und 142 Menzels hat, wie ſchon berichtet, der Leipziger Kunſtverein ſeine Winterſaiſon eröffnet und eine Fülle beſter Kunſt dem Genuß dargeboten. Aufſehen erregend aber ſind nicht bloß die ausgeſtellten Werke, ſondern ebenſo auch die für ſie angeſetzten Preiſe. Auf etwa 1 Mill. ℳ bemeſſen ſie ſich jetzt für die zumeiſt im Beſitz eines italieniſchen Kunſthändlers befindlichen Bilder und Zeichnungen von Segantini, der ſelber ſo gut wie nichts hinterließ. Für die drei Rieſenbilder „Natur“, „Leben“ und „Tod“ werden je 175000 ℳ, für die „Zwei Mütter“ 125000 ℳ, für die „Heimkehr zum Schafſtall“ 70000 ℳ, für die „Heuernte“ 50000 ℳ, für das kleine „Strickende Mädchen in der Sonne“ 40000 ℳ uſw. gefordert. Eine Anzahl wenig farbiger Stillleben iſt mit je 5000 bis 6500 ℳ bewertet; die Preiſe kleiner Kreidezeichnungen ſteigen von 1000 bis auf 5000 ℳ. Von den verkäuflichen Arbeiten Menzels iſt ein kleines Aquarell „Marienburg“ aus dem Jahre 1897 mit winzigen Staffagefigürchen auf 22000 ℳ bewertet. Die Preiſe für kleine Bleiſtiftſkizzen ſteigen bis 1500 ℳ. Ein in Buntſtift gezeichneter „Eberkopf“ wurde für 1200 ℳ, ein Studienblatt „Graf Moltkes Feldſtecher“ für 3200 ℳ verkauft. Bei aller Hochſchätzung künſtleriſcher Arbeit kann man hier doch kaum noch von geſunden und vernünftigen Verhältniſſen reden.

— Eine aus Privatbeſitz ſtammende koſtbare Sammlung von Radierungen Max Klingers, die neben den Auflagedrucken die Mehrzahl der ſeit 1879 von dem Künſtler geſchaffenen Blätter in erleſenen erſten Abzügen umfaßt, iſt in den Beſitz der Kunſthandlung von Ernſt Arnold in Dresden übergegangen und wird von dieſer jetzt nach und nach zum Verkauf gebracht werden. Man weiß, daß ein großer Teil der beſten Werke Klingers dem Kunſthandel ſchon lange faſt gänzlich entzogen und daher nur ſchwer erreichbar iſt. Öffentliche Sammlungen und private Liebhaber wird es daher intereſſieren, zu erfahren, daß hier die Zyklen „Rettung ovidiſcher Opfer“, „Eine Liebe“, „Brahms-Phantaſie“, „Vom Tode I“ uſw. in vorzüglichen erſten Drucken vorhanden ſind. Für die Vorlegung dieſer Klinger-Sammlung wie der weiteren reichen Schätze graphiſcher Kunſt, über die ſie in Blättern von Menzel, Greiner, Thoma, Stauffer-Bern, Zorn, Strang, Rops, Toulouſe Lautrec u. a. verfügt, läßt die Arnoldſche Kunſthandlung übrigens gegenwärtig ein beſonderes Zimmer von H. van de Velde herrichten, das an ſich ſchon eine Sehenswürdigkeit darſtellen wird.

Theater und Muſik.

— Ein neues engliſches Luſtſpiel „In ſtillen Gäßchen“ (Quality Street) von J. M. Barrie (deutſch von Frau B. Pogſon) fand im Königlichen Schauſpielhaus zu Berlin bei der erſten Aufführung freundliche Aufnahme. Der dramatiſche Inhalt des Stückes iſt nicht bedeutend, aber es bietet dankbare Rollen und gefällt durch graziöſen Dialog. — Das neue vieraktige Drama „Lucifer“ von Enrico Annibale Butti (überſetzt von O. E. Hartleben und O. Piltz) fand im Berliner Theater Beifall. Im allgemeinen gefiel mehr die geiſtvolle Sprache als die Handlung. — Auf derſelben Bühne wird Aug. Strindbergs neues Drama „Die Nachtigall von Wittenberg“ (Martin Luther) demnächſt ſeine erſte Aufführung erleben. Die Geſtalt Luthers iſt im Drama ganz abweichend von den bekannten Luther-Feſtſpielen vorgeführt. — Franz Adam Beyerleins Drama „Zapfenſtreich“ hatte bei ſeiner Erſtaufführung im Leſſing-Theater großen Erfolg. Durch Kraft der Handlung und Lebendigkeit der Geſtalten zeichnen ſich namentlich die erſten drei Akte aus, während der vierte Akt etwas abfällt. — Ein neuer Soldatenſchwank „In Vertretung“ von Heinz Gordon wurde zum erſtenmal im Belle-Alliance-Theater gegeben und gefiel dem Publikum. Manches darin erinnert an Moſers „Bibliothekar“.

— Viel Heiterkeit erweckte im Reſidenztheater zu Köln ein neuer Schwank „Reſemanns Rheinfahrt“ von W. Jacoby und A. Lippſchitz.

— Wenig Glück hatte im Intimen Theater zu Nürnberg die erſte Aufführung des Schwankes „Der Liebestrank“ von Frank Wedekind.

— Das neue Wiener Volksſtück „'s Schwarzblattl“ von Anita Fiſcher erzielte im Kaiſerjubiläumstheater zu Wien zum Teil lebhafte Zuſtimmung. Hanſi Nieſe erntete in der für ſie geſchriebenen Hauptrolle lebhaften Beifall, beſonders im dritten und vierten Akt.

— Die neue dreiaktige Poſſe „Der Zwillingsbruder“ von Larcher und Monnier ging zum erſtenmal im Folies-Dramatiques-Theater zu Paris in Szene und brachte es zu günſtigem Erfolg, beſonders im zweiten Akt.

— Der berühmte Kunſtveteran Tomaſo Salvini trat als 74jähriger Greis kürzlich im Verdi-Theater zu Florenz bei der dortigen Alfieri-Feier noch einmal in der Titelrolle der Tragödie „Saul“ auf und erntete viel Beifall.

— Ein neues Drama „Der Richter“ von Tereſa Uberti ging in Mailand zum erſtenmal in Szene, hatte aber keinen großen Erfolg, obgleich Ermete Zacconi die Hauptrolle vortrefflich ſpielte.

— In Island beſtehen jetzt einige Theater in der Hauptſtadt Reykjavik ſowie in mehreren kleineren Orten. Dramen von Ibſen und Björnſon ſind dort in isländiſcher Sprache aufgeführt worden. Auch die Poſſe „Charleys Tante“ erlebte über fünfzehn Aufführungen.

— Die erſte Aufführung des Muſikdramas „Odyſſeus' Tod“ von Auguſt Bungert, womit der Odyſſee-Zyklus zum Abſchluß gekommen iſt, trug im Königlichen Hofopernhaus zu Dresden ſtarken äußeren Erfolg davon. Der Dichter-Komponiſt wurde durch Hervorrufe ausgezeichnet. Die Aufführung iſt unter Schuchs Leitung trefflich gelungen. Manche haben ſich freilich von dem Werke Bungerts, der in ſeiner Muſik dem Meiſter Richard Wagner folgt, vielfach enttäuſcht gefühlt. Im Gegenſatz zu Wagner hat Bungert wenig Erhabenes oder Tiefes, aber viel Gefälliges und Sinnlich-Erregendes geboten. Sein Muſikdrama verſetzt die Hörer weniger in die Griechenwelt Homers, ſondern vielmehr in die moderne Theaterwelt.

— Im Stadttheater zu Magdeburg wurde die alte komiſche Oper „Der Herr Kapellmeiſter“ von F. Paer, bearbeitet von Dr. W. Kleefeld, zur Aufführung gebracht. Sie erweckte durch die heitere Muſik und die originelle Handlung freundliche Zuſtimmung.

— Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern hat ſeine neue Oper „Gyges“, deren Handlung ſich an die Tragödie von F. Hebbel anlehnt, vollendet. Die Inſtrumentation wird der Prinz bis nächſten Mai beenden.

— Maſſenets neue Oper „Thaïs“ (Text von Gillet) hatte im Teatro Lirico zu Mailand ſtarken äußeren Erfolg.

— Zur Erinnerung an ein vor fünfzig Jahren in Braunſchweig von H. Berlioz dirigiertes Konzert wurde dort ein Feſtkonzert veranſtaltet, unter Mitwirkung des Geigenmeiſters J. Joachim, der vor fünfzig Jahren unter Berlioz' Leitung geſpielt hatte.

— Das große Muſikfeſt in Heidelberg, um das ſich der Profeſſor Dr. Wolfrum beſondere Verdienſte erworben hat, iſt in allen Konzerten beſtens gelungen und hatte großen Erfolg. Wildenbruchs „Hexenlied“ mit der neuen Muſik von M. Schillings erregte viel Intereſſe. Schöne Wirkung ſicherten ſich der neue Heidelberger Volkschor und das Dresdener Streichquartett. Die „Schöpfung“ von Haydn, die „Neunte Symphonie“ von Ant. Bruckner und die neue Chorballade „Taillefer“ von Richard Strauß wurden glanzvoll wiedergegeben und mit großem Beifall aufgenommen.

Totenſchau.

Karl Braun, ſeit 1892 Reichsgerichtsrat in Leipzig, vorher Oberlandesgerichtsrat in Bamberg, im März 1832 zu Orb geboren, † in Leipzig am 29. Oktober.

Johann Fadrusz, bedeutender ungariſcher Bildhauer, Schöpfer des Maria-Thereſia-Denkmals in Preßburg und des Matthias-Denkmals in Klauſenburg, 1858 zu Preßburg geboren, † in Budapeſt am 25. Oktober.

Robert Göldlin v. Tiefenau, Oberſt der ſchweizeriſchen Armee und fünfunddreißig Jahre lang Inſtruktor der Sanitätsoffiziere im eidgenöſſiſchen Heere, am 10. Oktober 1832 zu Luzern geboren, † in Baſel am 28. Oktober.

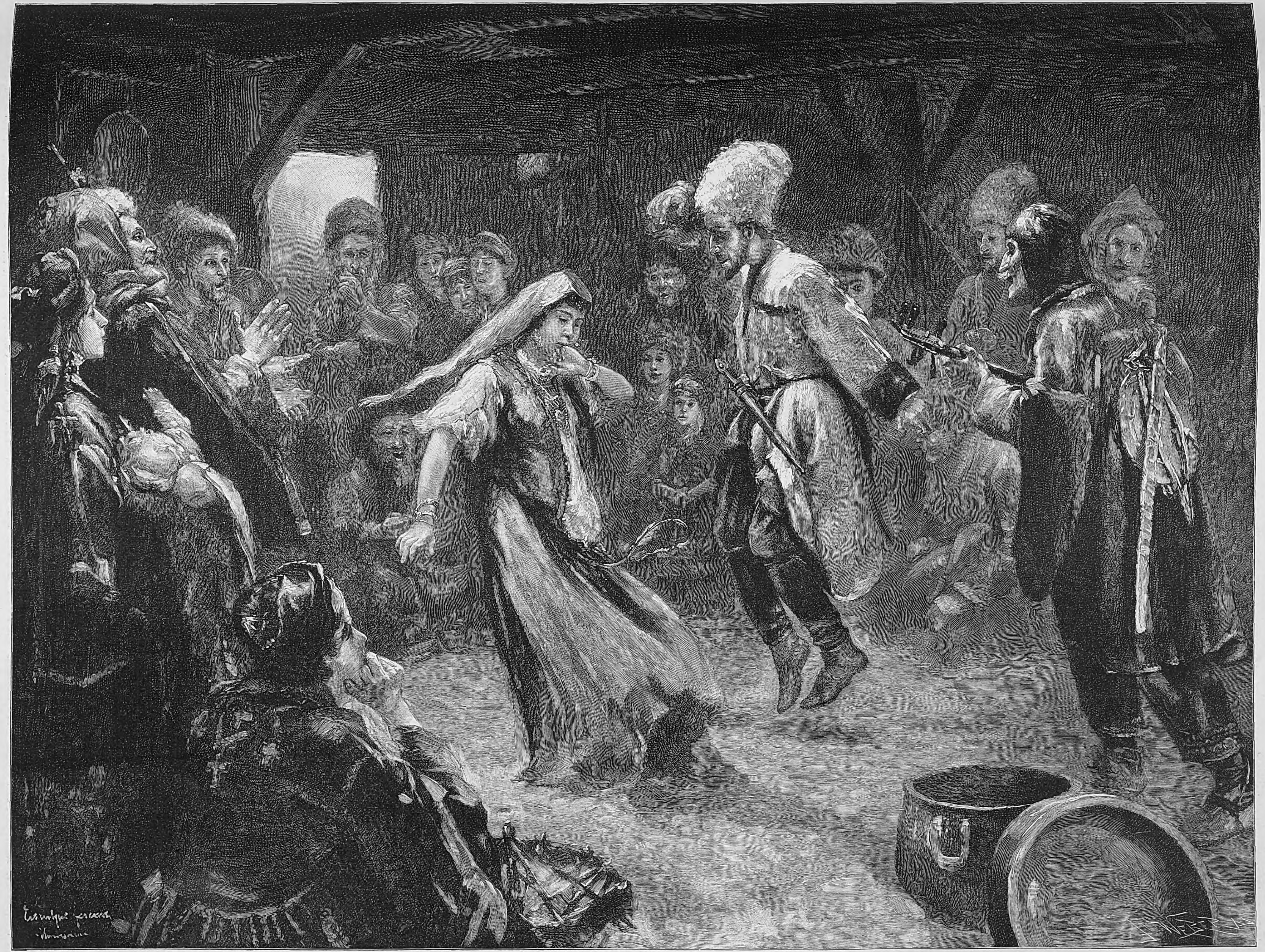
Dr. Ferdinand Graſſauer, Hofrat und ehemaliger Direktor der Univerſitätsbibliothek in Wien, Verfaſſer mehrerer Werke über öſterreichiſche Landeskunde und ein Hauptmitarbeiter an dem Kronprinzenwerk „Öſterreich in Wort und Bild“, am 26. Juni 1840 zu Sallingſtadt (Niederöſterreich) geboren, † in Kloſterneuburg am 27. Oktober.

Victorin de Joncières, franzöſiſcher Komponiſt, Verfaſſer der Opern „Sardanapal“, „Pompejis letzter Tag“, „Johann von Lothringen“ u. a., am 12. April 1839 zu Paris geboren, † daſelbſt am 27. Oktober.

Dr. Theodor Mommſen, Profeſſor der alten Geſchichte an der Berliner Univerſität, hochverdient um die römiſche Geſchichte und um die Geſchichte des römiſchen Rechts, Mitglied der Berliner und der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, Ehrenbürger von Rom, am 30. November 1817 zu Garding geboren, † in Charlottenburg am 1. November. (Porträt u. Nekrolog ſ. S. 667 u. 668.)

Dr. Karl Reifenkugel, Regierungsrat und Direktor der Univerſitätsbibliothek in Czernowitz, am 31. Dezember 1846 zu Lemberg geboren, † in Czernowitz am 20. Oktober.

Ludwig Wilhelm Seyffarth, Oberpfarrer in Liegnitz, von 1879 bis 1888 Landtagsabgeordneter für Liegnitz-Goldberg-Haynau und Mitglied der Freiſinnigen Partei, Herausgeber mehrerer pädagogiſcher Zeitſchriften, am 21. Januar 1829 geboren, † in Liegnitz am 26. Oktober.



Tſcherkeſſentanz. Nach einem Gemälde von Franz Eiſenhut.

Zu

Julius Blüthners fünfzigjährigem Geſchäftsjubiläum.

Am 7. November vermag die altberühmte und in der ganzen Welt in hohem Anſehen ſtehende Pianofortebaufirma Julius Blüthner in Leipzig auf die Dauer eines fünfzigjährigen Geſchäftsbeſtehens zurückzublicken. Eine beſondere Weihe erhält dieſe Feier noch dadurch, daß es dem Begründer und Senior des großartigen Etabliſſements, Kommerzienrat Ferdinand Julius Blüthner, vergönnt iſt, das Jubiläum dieſes von ihm begründeten und zur jetzigen Höhe gebrachten Unternehmens im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner Arbeiter zu begehen.

Es kann hier nicht unſere Aufgabe ſein, über die Blüthnerſche Klavierfabrikation, über den Wert und die Vorzüge der von ihm erbauten Inſtrumente uns näher zu verbreiten. Reden dieſe Erzeugniſſe doch klangreicher und lebendiger, als es Worte vermögen, für ſich ſelbſt! Der Name Julius Blüthner wird längſt in allen Zonen des Erdballs mit höchſter Achtung und Wertſchätzung genannt. Bis in die entfernteſten Gegenden, ſelbſt unter den glühenden Himmel der Tropen entſendet Blüthner ſeine Inſtrumente, die jedem Transport, jedem Wechſel der klimatiſchen Verhältniſſe mit unverwüſtlicher Ausdauer Trotz bieten.

Im nachfolgenden geben wir unſeren Leſern zunächſt einige Daten aus Blüthners Leben und ſodann einen kurzen Abriß der Entwicklung ſeines Etabliſſements. Am 11. März 1824 in dem Dorfe Falkenhain im Regierungsbezirk Merſeburg geboren und aus bürgerlich-einfachen Verhältniſſen hervorgegangen, erlernte Blüthner ſchon als Knabe die Tiſchlerei; in ſeinem achtzehnten Jahre trat er in eine Pianofortefabrik zu Zeitz ein, wo er das Klavierbaufach gründlich ſtudierte. In Würzburg fand er dann Gelegenheit, ſeine Ausbildung weiter zu vervollkommnen, und am 7. November 1853 ſehen wir ihn mit einem kleinen erſparten Kapital und drei Arbeitern in Leipzig ſeinen eigenen Betrieb gründen. Welch gewaltiger Unterſchied zwiſchen jenen kleinen Anfängen und der heutigen Geſchäftsblüte der Weltfirma, die bereits über 63 000 Inſtrumente gefertigt hat und in den zweihundert Sälen des ſechsflügeligen und ſechsſtöckigen, ein Areal von 24 500 qm umfaſſenden Leipziger Fabrikgebäudes rund 650 Arbeiter beſchäftigt, während ſich in dem eine Stunde entfernten Vororte Leutzſch noch ein eigenes Dampfſägewerk mit koloſſalem Holzlager befindet. Heutzutage gehen jährlich über dreitauſend Inſtrumente aus der Blüthnerſchen Fabrik in die Welt hinaus. Außer zahlreichen Auszeichnungen haben die Pianinos und Flügel ihrem Erbauer auf nicht weniger als zwölf Weltausſtellungen die höchſten Preiſe eingebracht und, man kann dies mit Recht behaupten, dadurch zugleich zur Vorherrſchaft der deutſchen Pianofortefabrikation im Handel in erſter Reihe mit beigetragen. Im Jahre 1893 wurde eine ſehr ſinnreiche Erfindung Blüthners, eine Dämpfereinrichtung an Pianinomechaniken, beſonders für den Export von großem Wert, patentiert. Auch die ſog. Aliquotflügel, eine Neuſchöpfung Blüthners, machten um dieſe Zeit viel von ſich reden. Im Jahre 1890 wurde in Berlin eine Filiale errichtet. Blüthner, der übrigens im Verein mit Dr. H. Gretſchel 1872 ein „Lehrbuch des Pianofortebaus“ herausgegeben hat, iſt ſeit 1871 Königlich Sächſiſcher Kommerzienrat, außerdem Inhaber zahlreicher hoher Orden und verſchiedener Hoflieferantentitel.

Die Beziehungen Blüthners zur Tonkunſt ſind gar mannigfach und vielſeitig. Haben doch die größten Tonheroen der letzten fünfzig Jahre, wie Franz Liſzt, Hans v. Bülow, Johannes Brahms u. a. m., in ſeinem Hauſe verkehrt und ſeinen Flügeln rückhaltloſes Lob geſpendet. Aber auch der Wohltäter zahlreicher unbemittelter junger Muſiker iſt Julius Blüthner geworden, und viel Schönes und Herzliches erzählt man ſich von dem Verhältnis des Brotherrn zu ſeinen Arbeitern. Möge es dem Jubilar noch lange vergönnt ſein, in ſo ſegensreicher Weiſe an altgewohnter Stätte fortzuwirken!

C. Droſte.

JULIUS BLÜTHNER
1903 PAUL STURM

Julius Blüthner.

Nach einer Plakette von Paul Sturm.

Aus

der Großen Berliner Kunſtausſtellung.

Kartoffelfeuer.

Gemälde von Julius Bergmann.

Als einer der begabteſten und tüchtigſten Realiſten der gegenwärtigen Düſſeldorfer Schule iſt der Maler des Bildes „Kartoffelfeuer“, das mit einigen anderen von ſeiner Hand die diesjährige Große Berliner Kunſtausſtellung ſchmückte, bereits ſeit etwa anderthalb Jahrzehnten bekannt. Die landſchaftliche Natur, Wald, Feld, Acker und Heide, ſowie die einfachen Szenen aus dem Leben des Landvolks und der Weidetiere, die ſich darin zu den verſchiedenen Tages- und Jahreszeiten und in wechſelnden Beleuchtungen abſpielen — das ſind die Gegenſtände, die er mit ebenſo viel Liebe und inniger Naturempfindung wie maleriſcher Meiſterſchaft in ſeinen Bildern darſtellt. Er ſieht die Natur mit den Augen des geborenen Koloriſten, welcher den geſamten Farbeneindruck, den das Stück Landſchaft und was ſie belebt, Tier- und Menſchengeſtalten, ſowie die Luft darüber hervorbringen, als Ganzes erfaßt. Dieſe Totalität im Bilde wiederzugeben, iſt er mit glänzendem Erfolg beſtrebt. Aber darum zählt er doch nicht zu den eigentlichen Impreſſioniſten. Die Lebeweſen in der Landſchaft intereſſieren ihn auch als ſolche, ſind ihm mehr als nur Farbenflecke. Tiere und Menſchen auf ſeinen Bildern ſind individualiſiert, ſcharf charakteriſiert, in allen Teilen ihrer Erſcheinung gewiſſenhaft ſtudiert und lebenswahr in jedem Zuge. Daß die koloriſtiſche Wirkung dadurch nichts zu verlieren braucht, dafür geben Bergmanns Bilder die beſten Beweiſe. Zu ſeinen in jeder Hinſicht glänzendſten neueren Schöpfungen gehört das Gemälde „Kartoffelfeuer“, deſſen Reproduktion unſere heutige Nummer enthält. Eine herbſtliche Landſchaft, ein breites, ebenes, mit Kartoffeln bepflanzt geweſenes Ackerfeld am Saum eines den Hintergrund abſchließenden Gehölzes, das aber nur zum kleineren Teil ſichtbar iſt, weil eine dichte Wolke grauweißlichen Rauches, den der Oktoberwind nach rechts hin weht, das meiſte verſchleiert. Dieſe Rauchwolken werden durch das hier und da auf dem abgeernteten Acker in Häufchen zuſammengetragene und angezündete trockene Kartoffelkraut erzeugt. Der Wind facht das Feuer an und wälzt den Qualm über das Feld dahin. Von dieſem hellfarbigen wallenden Gewölk ſetzen ſich, körperhaft heraustretend, die Geſtalt einer alten Dorffrau und einer jungen Dirne ab, welche die noch umherliegenden Kartoffeln in ihre Schürzen einſammeln. Die Bewegungen der beiden bei dieſer Tätigkeit ſind mit unübertrefflicher Lebenswahrheit in ihrer ſtark betonten natürlichen Gegenſätzlichkeit wiedergegeben. Die alte Frau, deren Rückgrat im harten, arbeitsvollen Leben ſchon recht ſteif geworden iſt, kann ſich nur mit Mühe und langſam bücken. Die junge rüſtige Genoſſin beugt ſich leicht und ohne jede Anſtrengung bis nahe zur Erde herunter und prüft die da vor ihr liegenden Kartoffeln, ob ſie auch wert ſind, zu den übrigen in die Schürze geſammelt zu werden. So erwecken dieſe beiden derb und kraftvoll gemalten lebensvollen Figuren, dieſe echten Repräſentanten der Dorfarmen, durch ihre treue charakteriſtiſche Schilderung das menſchliche und künſtleriſche Intereſſe des Beſchauers, während das ganze Bild rein als koloriſtiſche Schöpfung durch ſeinen energiſchen und zugleich ſo fein und harmoniſch geſtimmten Farbenklang eine ſtarke und wohltuende Wirkung hervorbringt.

Julius Bergmann iſt 1861 zu Nordhauſen geboren und hat ſeine künſtleriſchen Studien im Städelſchen Inſtitut in Frankfurt a. M., dann unter der Leitung des bekannten ausgezeichneten Tier- und Landſchaftsmalers Baiſch in München gemacht. Gegenwärtig wirkt er als Profeſſor an der Düſſeldorfer Akademie.

L. P.

Tſcherkeſſentanz.

Gemälde von Franz Eiſenhut.

Mit Franz Eiſenhut iſt einer der charaktervollſten Vertreter einer Epoche dahingegangen, die ihre Stoffe mit Vorliebe dem Orient entnimmt. Und zwar gehörte er jener Richtung an, die dieſe bunte, farbenprächtige Welt im Rembrandtſchen Stil gefaßt wiedergab. Seine Bilder erhalten ihren eigenartigen Reiz durch die Stimmungskraft der Farbe. Aus dämmerigen Tiefen leuchten die Figuren hervor, ſchimmern blanke Waffen, blitzen Geſchmeide und kupferne Geſchirre und Keſſel. Geſtalten mit dunkeln, bronzefarbenen Geſichtern, in karmoiſinrote, blaue oder orangegelbe Tücher gehüllt, kauern am Boden oder ſitzen um ein offenes Feuer. Nicht ſelten geſtattet er auch einen Blick in prächtig ausgeſtattete Räume, belebt mit den Schönen des Harems. Wie in einer Camera obscura, vereinigen ſich bunte, farbenprächtige Gegenſtände auf ſchwärzlichem Grund zu einem Bilde.

Im Anfang liebte er es, möglichſt ſtarke Kontraſte von Hell und Dunkel einander gegenüberzuſtellen; mit markigem Pinſel aufgeſetzte Lichter wechſelten mit ſchwarzen, undurchdringlichen Schatten. Gemälde aus dieſer Periode erſcheinen dem Auge oft bunt und hart. Später verſuchte er dieſe Härten zu mildern und mehr eine tonige, weiche Geſamtwirkung anzuſtreben. Seine Geſtaltungsweiſe entſprach ſeiner künſtleriſchen Natur und ſeinem Stoffkreiſe. Alles, was ſtarke Farben, Raſſe, Bewegung und Leidenſchaft ausſtrahlte, hat er mit Vorliebe gemalt. Seine Gemälde feſſeln ebenſo ſehr durch ihre virtuoſe techniſche Behandlung wie durch ihren gegenſtändlichen Inhalt. Immer gibt er Schilderungen, deren Motive dem Leben und Treiben der Völker in der Türkei, in Kleinaſien, Ägypten und Nordafrika entnommen ſind. Er zeigt ſie uns bei ihren täglichen Verrichtungen und Gepflogenheiten, ihren Feſten, Gelagen und Tänzen, bei ihren religiöſen Übungen und auf ihren Kriegszügen. Dabei entwickelte ſich von ſelbſt das Beſtreben, neben der Wiedergabe des maleriſchen Eindrucks auch auf individuellen und charakteriſtiſchen Ausdruck hinzuarbeiten; daher ſind ſeine Bilder neben ihren koloriſtiſchen Schönheiten reich an ethnographiſchen und kulturhiſtoriſchen Zügen. Oft bildet eine bewegte Handlung, wie z. B. in dem Gemälde „Tſcherkeſſentanz“ (S. 683), den Vorwurf. Nicht ſelten ſteigert er ſolche Szenen zu dramatiſcher Lebendigkeit und Anſchaulichkeit.

Alle dieſe Momente weiſen darauf hin, daß ſeine Bilder aus einer eingehenden Kenntnis orientaliſcher Sitten und Gebräuche entſtanden ſind. Er hat mehrmals größere Reiſen dorthin unternommen, und er betrachtete dieſes Gebiet als ſeine eigentliche Domäne, auch zu einer Zeit, da ſich die Mode und der allgemeine Geſchmack längſt wieder anderen Stoffkreiſen zugewandt hatten. Werke, wie „Heilung durch den Koran“, „Vor dem Urteil“, „Tod des türkiſchen Heiligen Gül Baba“, „Geldwechſler in Tiflis“, „Märchenerzählerin“, „Kriegsbeute“ uſw., ſind durch Ausſtellungen und Reproduktionen überall bekannt geworden. In der heurigen Jahresausſtellung im Münchener Glaspalaſt hängt die Skizze zu einem Bilde, deſſen Motiv er ſchon vor einem Jahrzehnt aufgegriffen und behandelt hat, ein Zeichen, wie eingehend er ſich mit der Löſung künſtleriſcher Probleme beſchäftigte. Leider hat der Tod dem unermüdlich ſchaffenden und ſtrebenden Künſtler ein allzu frühes Ende bereitet. Er ſtarb am 2. Juni d. J. in München, kaum ſechsundvierzig Jahre alt.

A. H.

Wetterbericht.

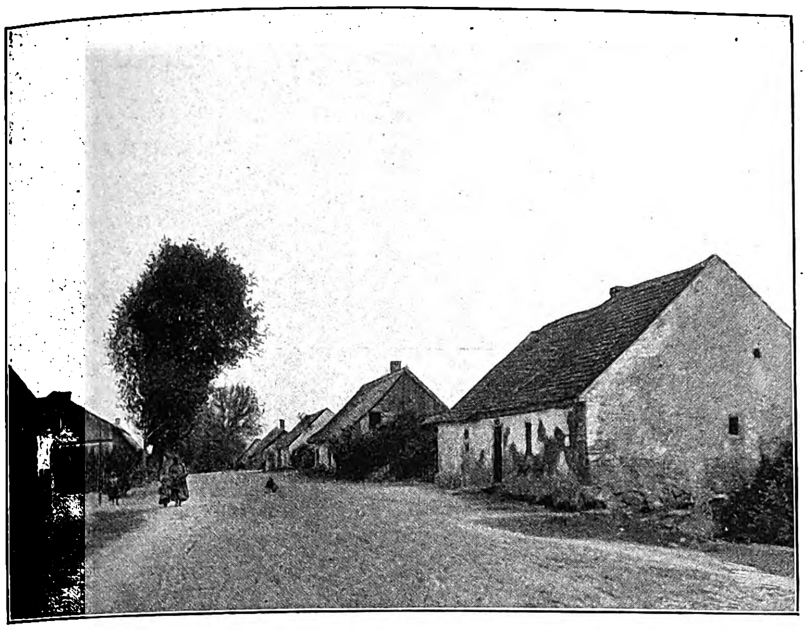
Die Beobachtungen ſind früh 7, bezw. 8 Uhr.

b = bedeckt, w = bewölkt, h = heiter, r = Regen, s = Schnee, n = Nebel, g = Gewitter, st = Sturm.

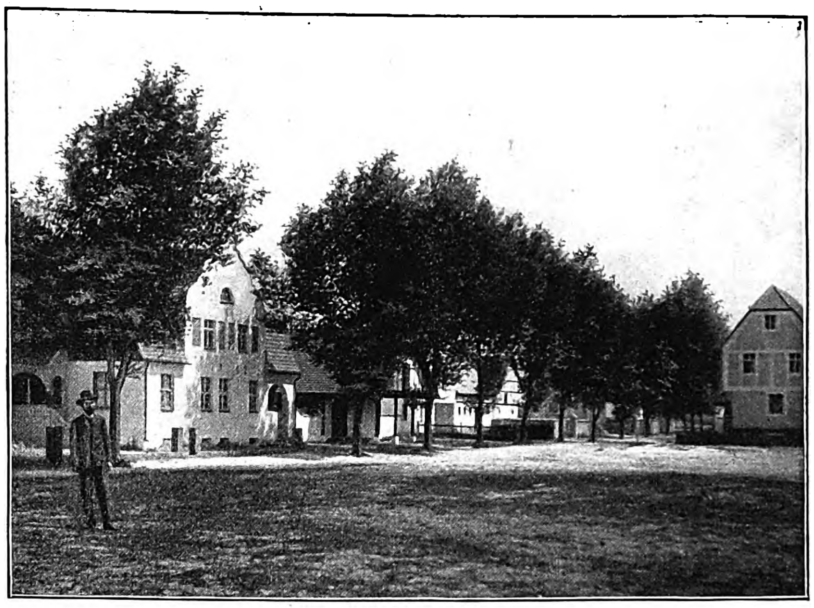
Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10° = 8° Reaumur) gegeben.

Stationen	Okt. 26	Okt. 27	Okt. 28	Okt. 29	Okt. 30	Okt. 31	Nov. 1
Valentia	+9 r	+3 w	+6 r	+10 st	+9 w	+12 r	+9 w
Breſt	+12 w	+13 r	+10 w	+10 w	+11 w	+13 b	+17 b
Paris	+14 b	+9 h	+13 w	+6 w	+5 b	+2 h	+7 b
Helder	+11 h	+8 w	+12 w	+8 n	+6 n	+11 w	+7 r
Brüſſel	+13 b	+10 b	+14 r	+9 b	+7 w	+5 r	+7 r
Neapel	+12 h	+12 h	+14 r	+17 r	+19 h	+16 w	+15 w
Florenz	+5 h	+11 b	+14 b	+14 b	+14 b	+13 b	+17 b
Trieſt	+9 h	+11 h	+16 w	+17 b	+16 b	+15 w	+14 b
Wien	+5 h	+8 n	+8 n	+7 n	+7 n	+7 n	+9 n
Budapeſt	+7 h	+8 b	+8 h	+7 h	+8 h	+8 h	+11 b
Hermannſtadt	+7 b	+2 h	+3 h	−1 h	−0 h	+2 h	+7 h
Odeſſa	+9 b	+8 b	+6 b	+3 b	0 b	—	+7 b
Archangelſk	+2 b	+3 b	+2 b	−1 b	−3 b	—	—
St. Petersburg	+5 b	+3 r	+7 b	+6 b	+2 b	—	—
Haparanda	+3 w	+2 b	+5 w	−10 b	−2 b	−1 s	+3 n
Stockholm	+8 b	+8 r	+4 n	+7 r	+7 n	+8 n	+7 b
Chriſtianſund	+7 b	+9 r	+7 h	+7 w	+9 r	+8 w	+8 r
Oxö	+9 h	+11 b	+9 n	+9 b	+9 r	+9 b	+7 h
Kopenhagen	+8 w	+9 n	+7 n	+8 n	+9 n	+9 n	+8 n
Memel	+5 b	+9 h	+7 n	+4 n	+2 n	+3 n	+9 b
Kiel	+6 h	+7 h	+7 h	+6 n	+9 b	+9 b	+4 h
Hamburg	+5 w	+7 w	+7 w	+7 n	+8 b	+9 b	+3 n
Wilhelmshaven	+9 b	+8 h	+8 w	+8 b	+7 h	+8 n	+5 w
Hannover	+9 w	+9 w	+6 h	+6 w	+9 b	+9 b	+6 n
Leipzig	+2 h	+4 w	+3 h	+5 h	+9 b	+9 b	+7 n
Berlin	+3 h	+4 h	+7 h	+8 h	+8 n	+10 n	+8 n
Breslau	+4 n	+9 w	+10 w	+7 h	+9 h	+8 h	+10 r
Mülhauſen i. E.	+4 w	+9 w	+7 h	+8 b	+8 r	+7 b	+7 b
Karlsruhe	+3 h	+9 b	+6 b	+9 n	+9 b	+9 r	+6 b
Friedrichshafen	+1 h	+5 n	+9 w	+9 b	+8 r	+6 r	+7 b
München	+1 h	+5 w	+8 h	+5 w	+8 b	+5 r	+6 b
Säntis (2500 Mtr.)	+1 h	−1 st	—	+1 b	−3 s	−6 s	−0 h
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+19 r	+20 r	+20 w	+19 n	+19 n	+20 n	+17 b
Malaga	+17 b	+17 b	+17 w	—	—	—	—
Biarritz	+17 w	+16 w	+14 b	+11 r	+13 r	—	—
Nizza	+10 w	+11 b	+13 b	+15 r	+12 r	+11 r	—
Leſina	+14 h	+15 h	+17 h	+18 b	+19 b	+18 st	+9 w
Helgoland	+12 b	+10 w	+11 w	+11 b	+10 w	+10 b	+8 b
Keitum (Sylt)	+9 h	+10 w	+8 b	+7 b	+9 b	+9 b	+7 b
Borkum	+10 h	+10 h	+11 w	+10 r	+8 h	+9 b	+7 w
Aachen	+12 w	+10 w	+15 h	+8 b	+7 w	+7 h	+7 b
Bad Reinerz (Schl.)	+1 h	+9 h	+10 w	+9 h	+9 h	+7 h	+7 b
Bad Kiſſingen	+0 h	+4 b	+2 h	+3 b	+9 r	+8 b	+6 b
Wildbad (Schwzw.)	+2 h	+7 h	+5 w	+6 b	+7 r	+6 r	+6 r
Ilmenau	+6 h	+8 b	+10 h	+5 h	+6 b	+6 b	−5 h
Davos	−2 h	+4 b	+5 w	+11 h	+3 r	0 s	+8 b
Baden bei Zürich	+2 n	+5 n	+4 n	+8 b	+8 r	+7 r	+4 b
Heiden (Schweiz)	+7 h	+3 h	+10 h	+6 n	+6 r	+2 r	

Nachdem am 22. Oktober im größten Teil Deutſchlands und auch Öſterreichs das Thermometer auf den Gefrierpunkt und darunter geſunken ſowie im Erzgebirge, Böhmerwald und Rieſengebirge verhältnismäßig ſtarker Schneefall eingetreten war, brachten die folgenden Tage ganz gelindes Wetter. Aus England aber, aus Südfrankreich und aus Ober- und Mittelitalien wurden anhaltende Nebel, ſtarke Regengüſſe, ſelbſt Wolkenbrüche gemeldet. Ende des Monats bewegte ſich ein ſtarkes Minimum von den britiſchen Inſeln her nach dem Kontinent. Infolgedeſſen trat auch in Deutſchland bei vorwiegend ſtiller Luft dichter Nebel ein.

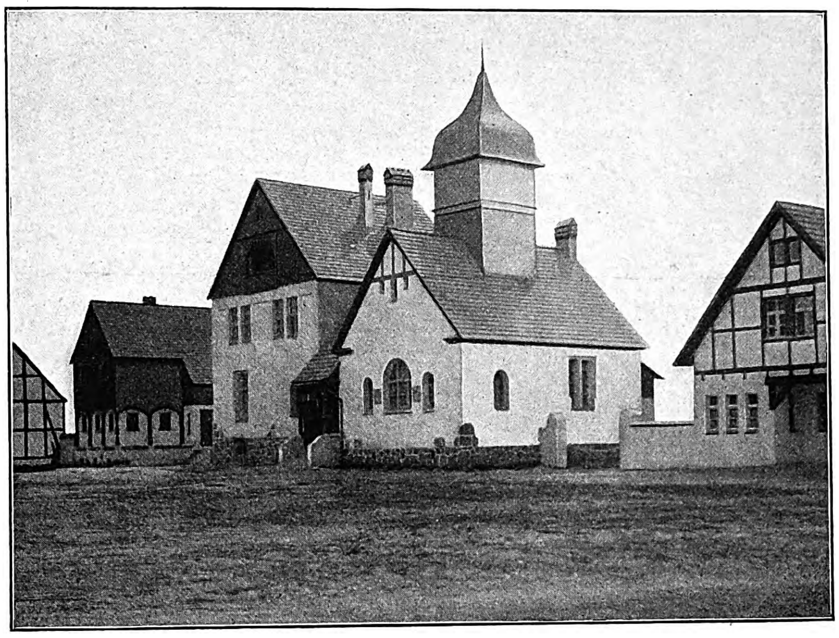


Die polniſche Dorfſtraße in Golenczewo.



Die deutſche Dorfſtraße in Golenczewo.

Werke der deutſchen Anſiedlung in Poſen und Weſtpreußen.



Das deutſche Schul- und Bethaus in Golenczewo.

Die Kommentare der Preſſe über die Beſtrebungen und Erfolge der deutſchen Anſiedlungskommiſſion in Poſen haben das allgemeine Intereſſe im deutſchen Volke erweckt. Große Aufgaben hat ſich die Königliche Regierung mit der Beſiedlung der ehemals polniſchen Landesteile geſtellt, und die Kritik hat für und wider die Wege geſprochen, die eingeſchlagen wurden, um das vorgeſteckte Ziel zu erreichen: das Deutſchtum in jenen Landen aufzurichten, zu feſtigen und zur Herrſchaft zu bringen.

Was die Königliche Anſiedlungskommiſſion mit den von der Regierung gebrachten Opfern in der verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit bereits geſchaffen hat, wird der zu würdigen verſtehen, der die früheren Verhältniſſe kannte und jetzt das Neugeſchaffene ſieht.

Wie bekannt, erwirbt die Anſiedlungskommiſſion die Güter mit den Mitteln des Staates, bewirtſchaftet ſie zunächſt unter Leitung eines Ökonomen, teilt dieſe Großgrundbeſitze in kleinere Wirtſchaften von fünfzig bis ſechzig Morgen auf und verkauft oder verpachtet ſie an die aus allen Teilen des Landes zuziehenden Bauern. Vielfach bauen ſich die Anſiedler ihre Wirtſchaftsgebäude ſelbſt auf; zumeiſt jedoch werden die Baulichkeiten ſeitens der Kommiſſion ausgeführt, die den Wünſchen der Anſiedler in weiteſtgehender Weiſe Rechnung trägt. Zum größten Teil werden die Gebäude den Heimatsverhältniſſen der Anſiedler entſprechend ausgeführt. Die Gehöfte liegen ſtets inmitten der Ländereien. Dieſe Anordnung bietet ſicherlich manchen Vorteil für die Bewirtſchaftung des Bodens; doch darf man ſich nicht verhehlen, daß dieſem Syſtem auch manche Mängel anhaften. Durch die iſolierte Lage der Anweſen ſind die einzelnen Familien nur auf ſich angewieſen, und die Pflege des Gemeinſinns und der Zuſammengehörigkeit wird wenig gefördert; Schulen und Kirchen, die zwar in reicher Anzahl von der Königlichen Anſiedlungskommiſſion erbaut wurden, ſind ſchwer erreichbar. Der Zweck der deutſchen Anſiedlung, das Deutſchtum in jenen Gegenden zu heben, wird alſo durch dieſes Syſtem wenn auch nicht gerade vereitelt, ſo doch ſtark beeinträchtigt. Auf der anderen Seite gibt die wirtſchaftliche Lage der Anſiedler eine genügende Gewähr für das Erſtarken und Beſtehen des Deutſchtums; denn da, wo noch vor wenigen Jahren der hungerige Boden dem Bebauer die Ernte verſagte, ſieht man ſchon heute dieſelben Landſtriche unter dem deutſchen Pfluge blühen und gute Erträgniſſe liefern. Auf jede nur denkbare Weiſe wird das wirtſchaftliche Intereſſe der Anſiedler von ſeiten der Regierung unterſtützt, Arbeiter werden herangezogen, denen man gegen geringe Entſchädigung helle und geräumige Wohnhäuſer erbaut, und ein Stück Gartenland behufs Bewirtſchaftung zur Verfügung ſtellt. Bahnſtationen und Halteſtellen werden eingerichtet, um den Verkehr mit den nächſtgelegenen Stadtgebieten zu fördern und den Anſiedlern einen guten Abſatz ihrer Produkte zu eröffnen.

Eine Wanderung durch die deutſche Anſiedlung iſt in der Tat lohnend und bietet viel des Intereſſanten. Sie nötigt dem Beſchauer den Vergleich auf zwiſchen deutſchen und polniſchen Zuſtänden; geradezu überraſchend zeigt ſich dieſer Unterſchied bei der noch in der Entwicklung begriffenen Anſiedlung Golenczewo. Beachtenswert hauptſächlich deswegen, weil hier der Verſuch gemacht iſt, ſämtliche Anſiedlungen zu einer Dorfgemeinde zuſammenzuſchließen.

Golenczewo liegt an der Strecke Poſen-Schneidemühl und 18 km von der Stadt Poſen entfernt. Das Gut von 2500 Morgen Areal wurde 1901 in Subhaſtation erworben, hatte bis 1895 einen deutſchen und während der folgenden ſechs Jahre drei polniſche Beſitzer. Die heute noch vorhandene, hier bildlich wiedergegebene polniſche Dorfſtraße läßt den Beſchauer auf den ehemaligen Stand des Gutes den richtigen Schluß ziehen. Ganze Teile der Baulichkeiten waren eingeſtürzt, und verſchiedene Gebäude mußten geräumt werden, da jeden Augenblick eine Kataſtrophe zu befürchten war. Klaffende Riſſe in den Lehmwänden und in den Dächern gewährten der Witterung ungehindert Einlaß. Auf der Dorfſtraße tummelt ſich das Vieh zwiſchen Dunghaufen in Gemeinſchaft mit den Menſchen. In den kleinen niedrigen Wohnungen, in einem einzigen Raum hauſt und ſchläft die ganze Familie, die zumeiſt aus Mann und Frau ſowie ſechs bis acht Kindern beſteht. Die anſtoßende kleine Kammer enthält das Notdürftigſte zum Leben: die Vorräte an Kartoffeln, Mehl, Kraut und Feuerungsmaterial. Zuweilen findet in dieſem Raume noch ein Schwein Unterkunft. Ganz abgeſehen von der ſittlichen Gefährdung, müſſen die hygieniſchen Verhältniſſe notgedrungen unter derartigen Zuſtänden leiden, wenn auch die dortige Bevölkerung ſeit Menſchengedenken an ein derartiges Leben gewöhnt und perſönlich noch nicht einmal auf eine mögliche Verbeſſerung bedacht iſt.

Bald werden dieſe halb verfallenen Häuſer, in denen drei Familien leben müſſen, den neuen lichten und geräumigen Gebäuden weichen, wie ſie an der dicht angrenzenden deutſchen Dorfſtraße, die unſer zweites Bild darſtellt, bereits beſtehen. Dieſes Bild wie die Geſamtanſicht des Dorfes laſſen erkennen, mit welchem Geſchmack die Wirtſchafts- und Arbeiterhäuſer aufgeführt ſind. Wenn auch in erſter Linie auf die praktiſche Brauchbarkeit Rückſicht genommen iſt und für die Bewohner die geräumigſten und freundlichſten Wohnungen ſowie für Wirtſchaftszwecke vorzügliche Stallungen und Scheunen geſchaffen wurden, ſo hat man doch auch Wert auf die äußere Geſtaltung gelegt. Die Gehöfte haben gerade durch die verſchiedenartige Ausführung ein reizvolles Anſehen erhalten, und jedes Anweſen iſt von einer Einfriedigung umgeben, die jedesmal dem Charakter des Hauſes entſpricht. Die Dorfſtraße, von Bäumen beſtanden, bietet ein maleriſches Bild, auf dem das Auge des Beſchauers gern verweilt. Die Gebäude, vielfach im rheiniſchen Bauſtil ausgeführt, ſind der Beſichtigung wert. Beſonders hervorgehoben zu werden verdient das im Bilde dargeſtellte Schul- und Bethaus, das aufs beſte eingerichtet iſt und die Wohnräume für einen Lehrer enthält.

Es iſt bereits darauf hingewieſen worden, daß auch Arbeiterhäuſer gebaut werden; man hat ſich bei deren Ausführung die auf dem Gebiete der Arbeiterwohlfahrt geſammelten Erfahrungen zunutze gemacht. Berliner, Dresdener und andere Firmen ſind hier tätig geweſen, ſo auch bei Anlage der Waſſerleitung, die, von einem Windmotor betrieben, ſämtliche Wohnhäuſer und Ställe mit Waſſer verſorgt, bei der Bäckereieinrichtung, bei der Badeanſtalt und der damit verbundenen Waſchanſtalt. Ein Spritzenhaus iſt ebenfalls vorhanden; auch das Ortsarmenhaus für Arme, Greiſe und Sieche iſt nicht vergeſſen. Ein Gaſthaus in altdeutſchem Stil, am Marktplatz gelegen, iſt bereits in Betrieb genommen und wird von einem Anſiedler bewirtſchaftet. Gegenwärtig erhält das Wirtshaus ſtarken Zuſpruch ſeitens der zahlreich dort beſchäftigten angeſeſſenen und auswärtigen Handwerker. Ein an das Gaſthaus angebauter Saal ſoll den ſonntäglichen Vergnügungen dienen.

Unſtreitig wird ſich ein Beſuch dieſes Dorfes von auswärts, ſpeziell von Poſen entwickeln, um ſo mehr, wenn die bis jetzt nur dem Frachtverkehr dienende Weiche über Zlotnik zu einer Halteſtelle ausgebaut iſt. Aus leitenden behördlichen Kreiſen ſowie von Studierenden wurden wiederholt Exkurſionen nach Golenczewo unternommen. Allgemeinen Anklang und Beifall fanden dabei die unter Leitung des Regierungsrats Fiſcher geſchaffenen Werke. Jedenfalls darf der Verſuch, die Anſiedlung zu einer Gemeinde zuſammenzuſchließen, als ein glücklicher bezeichnet werden. — Die beſchriebenen Einrichtungen, geſchaffen zum Nutzen und Frommen der deutſchen wie der polniſchen Bevölkerung, werden ſicherlich am beſten dazu beitragen, jene Landesſtriche enger an das deutſche Vaterland anzuſchließen.

Georg Sittig.

Himmelserſcheinungen.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes: Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	des Mondes: Aufgang	Untergang
Nov.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
8.	15 5 50	11 43 47	—16 13	+18 19	87	— 5 5	7 30 ab.	am Tage
9.	15 9 47	11 43 50	16 10	17 53	101	5 9	8 33	
10.	15 13 43	11 43 55	16 5	16 19	115	4 53	9 43	
11.	15 17 40	11 44 1	15 59	13 46	129	4 19	10 56	
12.	15 21 36	11 44 7	15 53	10 24	143	3 30	. .	
13.	15 25 33	11 44 15	15 45	6 28	158	2 28	0 12 fr.	
14.	15 29 30	11 44 23	—15 37	+ 2 12	171	— 1 18	1 26	

Sonne: Gerade Aufſteigung 225° 25′ (15h 2m), ſüdliche Abweichung 17° 10′ (den 11.).

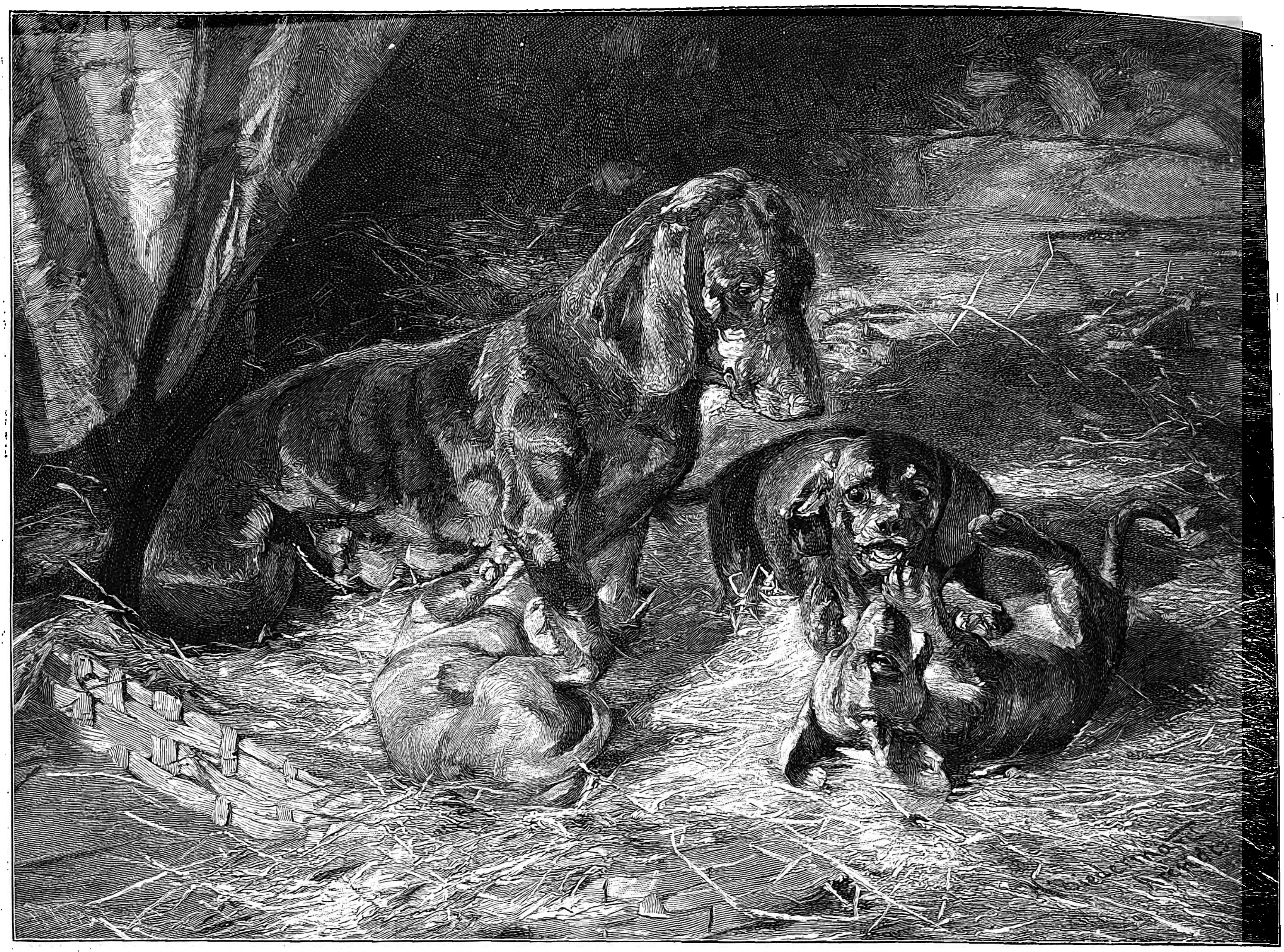
Sonnenaufgang 7 Uhr 21 Min., Sonnenuntergang 4 Uhr 27 Min. (den 11.).

Mond: Letztes Viertel den 12. früh 3 Uhr 46 Min.

Mond in Erdnähe den 10. nachmittags 3 Uhr (Abſtand 369 650 km).

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur, unſichtbar, geht $^1/_2$ Stunde vor der Sonne auf. — **Venus** ($182^1/_4{}^\circ = 12^h\,9^m$ gerade Aufſteigung, $^1/_2{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Löwen, erſcheint ſchon früh 3 Uhr als glänzendes Geſtirn im Oſten und kann über $3^1/_2$ Stunden lang geſehen werden. Ihre mit zunehmender Entfernung von der Erde kleiner werdende Scheibe ſieht man im Fernrohr zu $^2/_5$ beleuchtet; der Durchmeſſer beträgt 30 Bogenſekunden. — **Mars** ($276^\circ = 18^h\,24^m$ gerade Aufſteigung, $24^2/_3{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, iſt bis zu ſeinem kurz vor 7 Uhr abends erfolgenden Untergange niedrig am Südweſthimmel zu finden. — **Jupiter** ($348^1/_4{}^\circ = 23^h\,1^m$ gerade Aufſteigung, $7^3/_4{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), im Sternbilde des Waſſermanns, ſcheinbar im Stillſtand, wird den 10. wieder rechtläufig, erreicht ſeinen höchſten Stand am Südhimmel abends $7^3/_4$ Uhr und bleibt bis 1 Uhr früh der Beobachtung zugänglich. Verfinſterungen der Jupitermonde: des erſten den 10., Austritt abends 9 Uhr 16 Min.; des dritten den 14. von 3 Uhr 35 Min. nachmittags bis 9 Uhr 31 Min. abends; des vierten den 8. von 8 Uhr 57 Min. abends bis 11 Uhr 45 Min. nachts. — **Saturn** ($306^1/_4{}^\circ = 20^h\,25^m$ gerade Aufſteigung, 20° ſüdliche Abweichung); rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, iſt abends nur noch am Südweſthimmel bis nach $9^1/_4$ Uhr zu ſehen. — **Uranus** ($263^\circ = 17^h\,32^m$ gerade Aufſteigung, $23^1/_2{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, geht abends gegen 6 Uhr unter.



Dachshündin mit Jungen. Nach einem Gemälde von Hermine Biedermann-Arendts.

Dachshündin mit Jungen.

Gemälde von Hermine Biedermann-Arendts.

Daß ſich die Dackels in Oberbayern und ganz ſpeziell in München einer großen Beliebtheit erfreuen und der Gemütlichkeit wegen in allen Bierhäuſern und -kellern geduldet werden, iſt bekannt. Bei der ungemeinen Entfaltung des Genrebildes hat ſich auch die künſtleriſche Darſtellung des Dachshundes bemächtigt. Man ſieht ihn häufig in Geſellſchaft von Alplern und Jägern abgebildet. Defregger, Eberle und Hugo Kaufmann haben ihn mit Vorliebe auf ihren bekannten Bildern verwendet; aber populär wurde der Dackel in der Kunſtwelt erſt durch die „Fliegenden Blätter“. Rößler, Hengeler, Grätz haben ihn in ihren Zeichnungen zu typiſcher Größe erhoben. Der Dackel gehört zum Repertoire der „Fliegenden“. In ſeiner Geſtalt und ſeinem Weſen liegt eben etwas Drolliges, gewiſſermaßen Verſchnörkeltes, kurz ein Element, an das die humoriſtiſche Vorſtellung anknüpft. Wer auch nur, wie Hermine Biedermann-Arendts, in der „Dachshündin mit Jungen“ vorzüglich die maleriſche Erſcheinung im Auge hat, wird dieſes Moment dennoch ſtreifen, ſobald, wie hier im Bilde, eine eingehende Charakteriſtik und Schilderung verſucht wird. Denn wo ſollten ſich die eigentümlichen drolligen Züge dieſer Raſſe deutlicher zeigen als bei jungen ſpielenden Tieren? Bei derartigen Motiven iſt die Grenze, wo das Gebiet der künſtleriſch behandelten Illuſtration in das einer ſachlichen, maleriſchen Darſtellung überfließt, gar nicht genau feſtzuhalten. Beide ſetzen eine ſcharfe Beobachtungsgabe und eine außerordentlich geübte Hand ſowie entwickelte Technik voraus, Eigenſchaften, die unſerer Künſtlerin im hohen Maße eigen ſind. A. H.

Schach.

Der Präſident der Leipziger Schachgeſellſchaft Auguſtea, der bekannte Dichter und Literarhiſtoriker Geh. Hofrat Dr. Rudolf v. Gottſchall, wurde aus Anlaß ſeines achtzigſten Geburtstages am 30. September außergewöhnlich geehrt. Abgeſehen von unzähligen Blumenſpenden und Glückwünſchen, elegant ausgeſtatteten Adreſſen verſchiedener Vereine Deutſchlands und Öſterreichs, wurden dem Jubilar glänzende Huldigungen dargebracht. Eine Anzahl Deputationen erſchien in der Wohnung des Gefeierten. Oberbürgermeiſter Dr. Tröndlin überreichte dem Jubilar das ihm vom König von Sachſen verliehene Komturkreuz zweiter Klaſſe des Albrecht-Ordens und eröffnete demſelben gleichzeitig, daß ihm die ſtädtiſchen Kollegien von Leipzig eine Ehrendotation von jährlich 1200 ℳ ausgeſetzt haben. Ebenſo hatte die Schiller-Stiftung in Weimar, wie Prof. A. Stern aus Dresden mitteilte, aus ihren Mitteln eine jährliche Penſion von 1000 ℳ bewilligt. Die Stadt Breslau, die Vaterſtadt des Jubilars, ließ demſelben mit ihren Glückwünſchen die Mitteilung zukommen, daß eine Straße der Stadt den Namen Gottſchall-Straße erhalten wird. Mehrere Ehrengeſchenke, wertvolle Pokale und ein prächtiges Trinkhorn, geſtiftet von der Schachgeſellſchaft Auguſtea, wurden überreicht. Das Feſtkomitee brachte die von einem Verehrer des Dichters geſammelte Ehrengabe von mehr als 13 000 ℳ. Ein großes Feſtmahl, das im Zentraltheater eine ſtattliche Anzahl von Freunden des Jubilars zuſammenführte, verlief äußerſt angeregt. Unter den Reden, die dort auf den Gefeierten gehalten wurden, fehlte auch ein Toaſt nicht, der dem Schachmeiſter Gottſchall galt. Beſonderen Beifall errang Kammerſänger Schelper durch den Vortrag eines den Jubilar verherrlichenden Gedichtes, das nach der Melodie des „Liedes von der Flaſche“ geſungen wurde, zu dem der Dichter Gottſchall bekanntlich den Text geſchrieben hat. An zahlreichen deutſchen Bühnen fanden Feſtvorſtellungen und Aufführungen der Werke des Dichters ſtatt. Im Foyer des Leipziger Stadttheaters wird eine Büſte des Jubilars zur bleibenden Erinnerung aufgeſtellt werden. Nach der Vorſtellung der Tragödie „Mazeppa“ wurde von den Theatermitgliedern eine ſinnreiche Huldigung dargebracht. Auf der Bühne war, von Kerzen umſtrahlt, ein Thronſeſſel errichtet. Dort mußte der Gefeierte, der mit ſtimmungsvollem Geſang und Orgelbegleitung empfangen wurde, Platz nehmen. Direktor Stägemann überreichte ihm, nachdem die Künſtler ihm in poetiſcher Anſprache gehuldigt hatten, einen goldenen und ſilbernen Lorbeerzweig mit einer Widmung der Mitglieder des Stadttheaters. Auf den einzelnen Blättern waren die Namen der Stücke des Dichters eingraviert, die in Leipzig aufgeführt worden waren, gleichzeitig mit Angabe der Jahreszahl der erſten Aufführung eines jeden Stückes und der Anzahl der Aufführungen, die es erlebt hat. Am nächſten Abend fand im Leipziger Schauſpielhaus eine ähnliche Feier unter Leitung des Direktors Hartmann ſtatt. Nachträglich erhielt der Dichter noch eine ganz beſondere Auszeichnung. Der preußiſche Geſandte in Dresden, Graf v. Dönhoff, teilte ihm unter gleichzeitiger Übermittelung der Glückwünſche des Reichskanzlers und des Staatsſekretärs des Auswärtigen Amtes Frhr. v. Richthofen mit, daß der Deutſche Kaiſer ihm als Gnadengeſchenk eine Jahrespenſion von 2000 ℳ ausgeſetzt habe.

Der Koburger Schachverein beſchloß in ſeiner Generalverſammlung am 21. September, den 14. Kongreß des Deutſchen Schachbundes endgültig zu übernehmen. Ob ein nationales Meiſterturnier dabei veranſtaltet werden kann, läßt ſich gegenwärtig noch nicht überſehen, da finanzielle Fragen hierbei eine entſcheidende Rolle ſpielen. An der Beteiligung deutſcher Schachmeiſter wird es ſicherlich auch bei kleinen Preiſen nicht fehlen.

Die Senſationsnachricht von einem bevorſtehenden Wettkampf zwiſchen Dr. E. Lasker und Dr. Tarraſch macht die Runde durch die Blätter, vorläufig allerdings nur als unverbürgtes Gerücht, das hoffentlich zur Wahrheit wird.

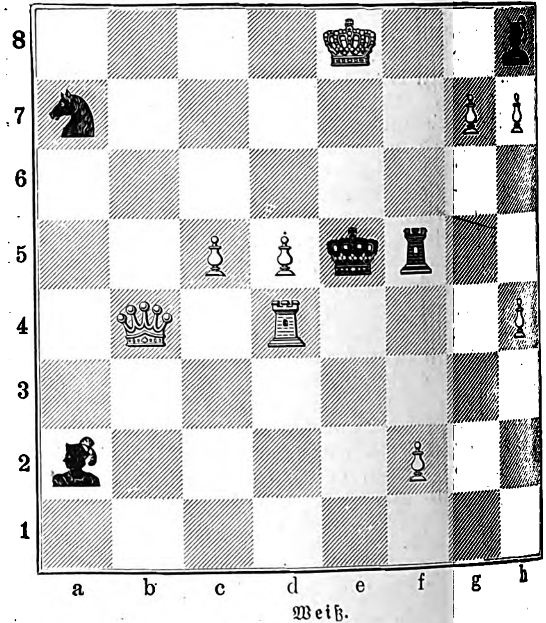
An dem 3. Ruſſiſchen Nationalturnier, das am 14. September in Kiew begann, beteiligten ſich neunzehn Spieler. Erſter Sieger blieb mit fünfzehn Gewinnpoints der ruſſiſche Vorkämpfer M. Tſchigorin, während der zweite Preis an Bernſtein aus Schitomir fiel. Bernſtein lebt in Berlin; er gewann bekanntlich im Hauptturnier zu Hannover den zweiten Preis.

Aufgabe Nr. 2947.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Von J. Jesperſen in Svendborg.

Schwarz.



Weiß.

Die heutigen Aufgaben ſtammen aus dem 1. Nordiſchen Turnier. Beide wurden preisgekrönt. Die Diagrammſtellung intereſſiert durch eine gewiſſe Schärfe der Erfindung und durch Originalität der Varianten. Einzelne Schwächen des Problems ſind trotzdem fühlbar. Die nachfolgende Typenaufgabe würde die Kritik eines ſtrengen Kunſtäſthetikers gleichfalls herausfordern, wenn dieſelbe nicht durch die pointierte Löſung und durch die Erkenntnis entwaffnet würde, daß die Idee des Autors ſchwerlich beſſer darzuſtellen war.

Von C. E. Lindquiſt in Öſterſund.

Weiß: K. c 8. D. g 5. T. h 5. L. e 1. S. a 5, a 7. B. d 2, f 3.
Schwarz: K. c 5. L. e 5 S. a 3. B. a 4, a 6, d 6, f 7.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Auflöſungen.

Nr. 2936. Von O. Nemo in Wien (Motto: „Signo“). 1. b 4, c 6 2. D. e 4 † uſw.; auf 1. . . ., D. c 3 folgt 2. D. g 6 uſw.; auf 1. . . ., S. c 3 2. S. f 3 † uſw.; auf 1. . . ., f 3 2. T. d 5 † uſw. Anderes ähnlich.

Eingeſendet von A. Wichmann in Steinwedel, F. Walz in Ludwigsburg, Fr. Baumgarten in Wien, A. Barthold in Wien, S. Stern in Brod, K. Seeberger in Znaim, J. Raykowſki in Kulm.

Löſung der Typenaufgabe. Von R. Weinheimer in Wien (Motto: „Alpenglühen“). 1. D. c 8, L. d 3: 2. L. d 5 † uſw.; auf 1. . . ., d e (d 4) folgt 2. D. f 5 uſw.; auf 1. . . ., ~ 2. S. d 2 † uſw.

Eingeſendet von J. Raykowſki in Kulm, K. Seeberger in Znaim, F. Walz in Ludwigsburg, A. Wichmann in Steinwedel.

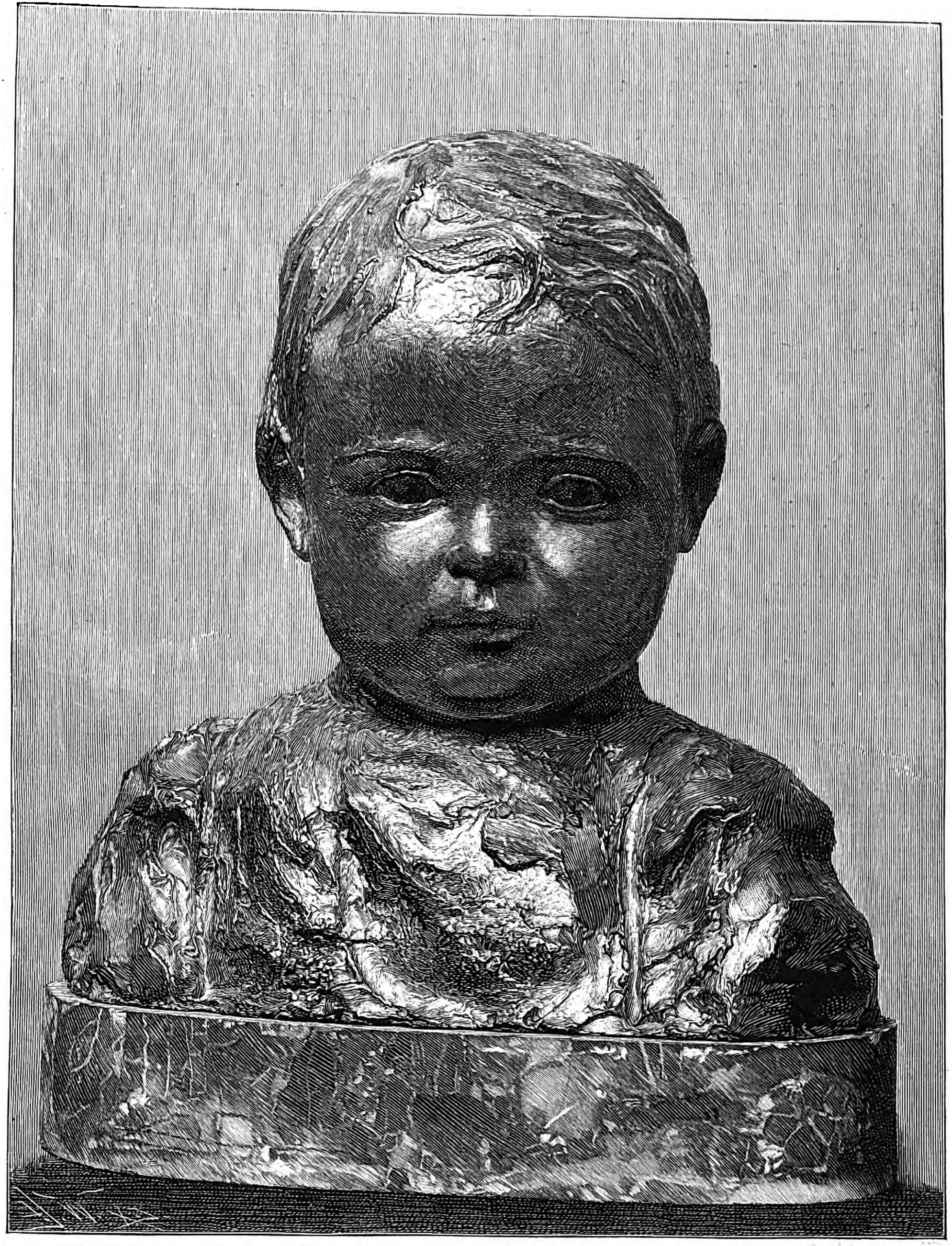
Vier neue Werke Ernſt Moritz Geygers.

In der noch immer kleinen Gemeinde wirklicher Kunſtfreunde hat der Name Ernſt Moritz Geygers längſt den beſten Klang. Seit etwa drei Jahren iſt er auch in die weiteſten Volkskreiſe gedrungen. Das war zu jener Zeit, da der Kaiſer die Prachtfigur des Bogenſchützen für den Park von Sansſouci erwarb und die Stadt Berlin Geygers Marmorſtier für den Humboldthain beſtimmte. Es ſcheint, daß dieſe wohlverdiente Anerkennung und der zeitweiſe Aufenthalt in Berlin den Künſtler zu noch lebhafterem Schaffen angeregt haben. Alle ſeine neuen Werke zeugen von einer reichen und reifen Kunſt.

Gleich den Meiſtern der Renaiſſance, deren vorbildliche Schöpfungen ſeine Entwicklung und ſeinen Geſchmack wohltuend beeinflußt haben, beſchränkt ſich Geyger nicht auf ein einziges Gebiet der bildenden Kunſt. Anfangs Maler, der noch jetzt gern an den alten Meiſtern ſeine Kraft übt, ſein Können ſchärft, hat er etwa ein Jahrzehnt ſeine künſtleriſche Tätigkeit der Graphik gewidmet und hier eine große Vollendung erreicht. Wie ernſt er jede Aufgabe angriff, beweiſt unter anderem ſein vielbewunderter Stich „Frühling“ nach Botticelli, an dem er vier Jahre lang arbeitete. Und in einem Originalwerk graphiſcher Art, in der „Affendisputation“, erſcheint er bereits als ſcharfer Beobachter und meiſterlicher Darſteller der Tierwelt.

Als ſolcher tritt er uns noch in erhöhtem Maße in ſeinen neuen plaſtiſchen Werken entgegen. So namentlich in dem köſtlichen Bärenbrunnen, der im Berliner Zoologiſchen Garten das Licht der Welt erblickt hat. Die drollige, wahrhaft komiſche Haltung dieſes glatthaarigen kleinen Malaienbären, der, den Kopf weit vorgeſtreckt, mit allen vieren auf einem Baumſtamm hockt, iſt ſehr glücklich dem Leben abgelauſcht. Man kann nicht ſagen, daß dieſe ungewöhnlich temperamentvolle und bewegliche Bärenart ſich vorzugsweiſe als Modell eignet; der Künſtler hat aber doch die anatomiſche, phyſiologiſche und, wenn man will, pſychologiſche Eigenart des Tiers ganz vortrefflich herausgebracht. Ein Meiſterſtück iſt der Kopf in ſeiner bezwingend naiven Auffaſſung. Die lang herniederhängende Zunge dient als Eimerhalter. Dieſer Bärenbrunnen, der an die Waſſerſpeier der gotiſchen Dome erinnert, iſt, wie ein Blick auf unſer Bild ergibt, unmittelbar für den Gebrauch beſtimmt. Man zieht am Ring des Halsbandes und erhält dann prompt zwei Waſſerſtrahlen aus der Naſe des Bären. Die Stadt Breslau hat den famoſen Brunnen als originellen Schmuck vor ihrem alten prächtigen Rathaus erworben. Neuerdings iſt eine nicht minder gelungene Variante aus der Werkſtatt des Künſtlers hervorgegangen; ſie befand ſich während der Großen Berliner Kunſtausſtellung im Park des Ausſtellungsgebäudes. Das Material iſt hier wie dort dunkelfarbige Bronze auf rotem, geſtocktem Granit.

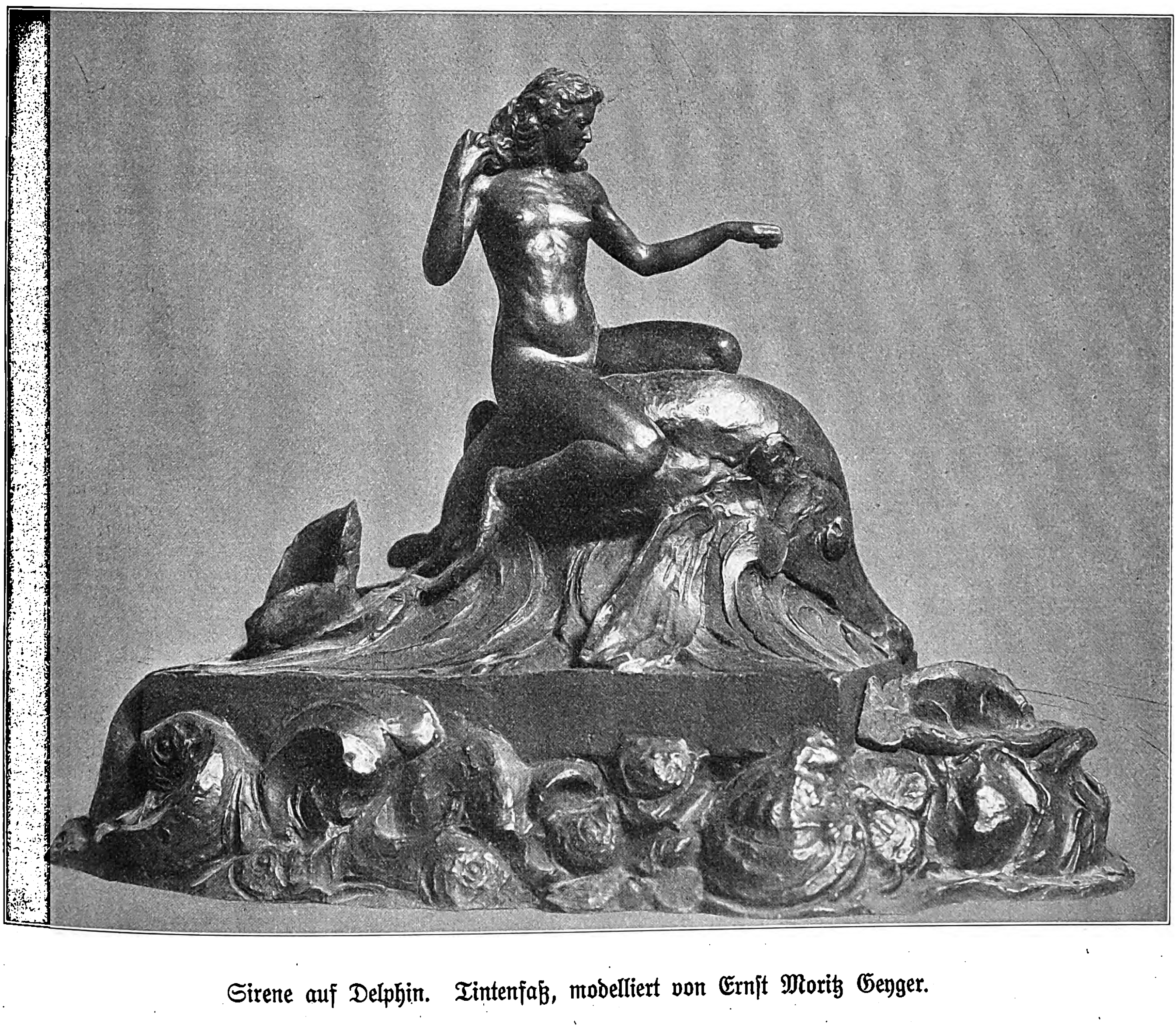
Auch als Darſteller des Menſchen ſucht Geyger in ſeinem Werk die Seele, den ganzen Charakter zu erfaſſen. Und daß er an der kleinen Kinderbüſte mit beſonderer Liebe gearbeitet hat, darf man ihm glauben: es iſt ſein eigenes, damals acht Monate altes Söhnchen Gabriel. Der kleine pausbackige Kerl zeigt eine für dieſes Alter erſtaunliche Entwicklung, die zu guten Hoffnungen berechtigt. Schon die Kopfform verrät, daß wir es mit einem Knaben zu tun haben, und in den Zügen ſpiegelt ſich die ganze, naive Kindlichkeit ſo eines angehenden Weltbürgers. Die feine Bronzebüſte iſt eine franzöſiſche Wachsausſchmelzung; ſie ruht auf einem kleinen Sockel aus genueſiſchem Marmor.



Das Söhnchen des Künſtlers. Bronzebüſte von Ernſt Moritz Geyger.

Ein packendes Porträtwerk von freier, großzügiger Auffaſſung iſt die Halbfigur, welche die Mutter des Künſtlers darſtellt. Der Kopf iſt ſcharf nach rechts gewandt, ſo daß dem Beſchauer das charaktervolle Profil entgegentritt. Die beiden Hände umſpannen ein Buch, das die Gedanken der Frau beſchäftigt, ſei es die Bibel oder das Werk ihres Lieblingsautors Ernſt Moritz Arndt, nach dem ſie auch dem Sohn ſeine Vornamen gegeben hat. Dem Antlitz wie der ganzen Haltung iſt ein Zug von Ernſt und Energie aufgeprägt; man glaubt das Freigeiſtige, Willenskräftige, echt Deutſche ihres Weſens zu erkennen. Friſch und flott iſt auch die ſchlichte Gewandung behandelt. Gerade dieſe freie techniſche Handhabung wird manchen Kenner der minuziös durchgeführten Kleinplaſtiken Geygers vielleicht überraſchen; aber ſie allein gibt dem Werk ihren wuchtigen, monumentalen Charakter. Die lebensgroße Halbfigur iſt eine treffliche Terrakotta Florentiner Brandes; ſie zeigt, mit welcher Meiſterſchaft man noch jetzt in der kunſtberühmten Arnoſtadt die alte Technik beherrſcht. In der feurigen Glut der Terrakotta wirkt dieſe kraftvolle Porträtfigur mit beſonderer Wärme, faſt wie ein Rembrandtſches Bild.

Das vierte Werk, das wir unſeren Leſern im Bilde vorführen, zeigt Prof. Geyger auf ſeinem eigenſten Gebiet: als Kleinplaſtiker par excellence, dem wir entzückende Kleinodien verdanken. Es ſei nur an die beiden herrlichen Silberſpiegel erinnert, deren einer ſich im Beſitz der Kaiſerin und der Nationalgalerie befindet. Der andere iſt mit Koſtbarkeiten dieſer Art in einer Vitrine vereinigt,



Sirene auf Delphin. Tintenfaß, modelliert von Ernſt Moritz Geyger.

die in der diesjährigen Großen Berliner Kunſtausſtellung das Erleſenſte an kunſtgewerblichen Arbeiten enthielt. Die phantaſievollſte dieſer Schöpfungen Geygers iſt wohl das abgebildete Tintenfaß. Unten erſcheint hier das bewegte, ſich überſtürzende Meer, das alles wild mit ſich fortreißt; die Fluten tragen einen in ſchelmiſcher Satire behandelten Delphin, und auf ſeinem Rücken reitet eine Sirene mit freier, anmutiger Grazie. Die rechte Hand hebt das ſchwere, üppige Haar, während die linke das Tier zu zügeln oder ihm die Richtung zu geben ſcheint. Gerade die im Profil ſich darbietende Silhouette hat einen beſtrickenden Zauber, und die zierlichen, jungfräulich zarten Formen dieſer liebreizenden Sirene ſtehen in eigenem Gegenſatz zu der grotesken Bewegung und Geſtalt des plumpen, ſchwerfälligen Delphins. Dieſes koſtbare bronzene Tintenfaß wird mit ſeiner lebendigen Darſtellung vielleicht die Gedankenwelt, die Phantaſie eines ſchaffenden Geiſtes gewaltig beleben. Geygers Kleinkunſt erſcheint hier auf einer Höhe, daß man dieſe prächtige Arbeit getroſt dem berühmten Salzfaß Benvenuto Cellinis an die Seite ſtellen kann.

Dr. A. Römer.

Alpines.

— Der Bayriſche Waldverein beabſichtigt, auf dem 876 m hohen, ausſichtsreichen Haugſtein im Sauwald (in der Nähe von Engelhartszell) eine eiſerne Warte zu erbauen.

— Die im Beſitze des Staates befindliche Burgruine Zuvelſtein im württembergiſchen Schwarzwald iſt ſeit dem 1. Oktober an den Württembergiſchen Schwarzwaldverein verpachtet worden.

— Der mit Hilfe des Schwäbiſchen Albvereins errichtete Ausſichtsturm auf dem Uhlberg (Neckartal) iſt am 11. Oktober eingeweiht worden. Der Turm, der mit einem Koſtenaufwand von 4300 ℳ erbaut wurde, iſt 20 m hoch und gewährt eine ſchöne Ausſicht auf die mittlere Albkette.

— Im Monat November wird das von Hrn. J. Dander in Arabba neu erbaute Gaſt- und Unterkunftshaus am Campolongopaß eröffnet.

— Es werden Vorkehrungen getroffen, um die Karerſee-Paßſtraße Bozen-Faſſatal während des ganzen Winters paſſierbar zu erhalten.

— In Innsbruck hat ſich ein Alter-Herrenverband des Akademiſchen Alpenklubs Innsbruck gebildet.

— Am Totenſeſſel (Kaiſergebirge), deſſen Beſteigung als eine Klettertour erſten Ranges gilt, iſt am 11. Oktober der in alpinen Kreiſen bekannte Hochtouriſt Kurt Leuchs, der an der Univerſität München Naturwiſſenſchaften ſtudiert, abgeſtürzt. Er erlitt eine Gehirnerſchütterung, befindet ſich aber bereits auf dem Wege der Beſſerung. — Seit dem 9. Auguſt v. J. wird der Regierungsaſſeſſor A. Vogel aus Kaſſel, der am Morgen jenes Tages Cortina verließ, um einen ganz ungefährlichen Ausflug durch das Travernanzeſtal zu machen, von dem er noch am gleichen Abend über Falzarego zurückkehren wollte, vermißt. Obwohl für deſſen Auffindung eine Prämie von 400 Kronen ausgeſetzt worden iſt, blieben die Nachforſchungen bis jetzt ohne Erfolg. Da nun der Verdacht beſteht, daß Vogel das Opfer eines Verbrechens ſei, wird bekannt gegeben, daß derſelbe an Wertſachen eine ſchwere goldene Anker-Remontoiruhr (Glashütte Nr. 24249) nebſt einer kurzen goldenen Kette, zwei goldene Manſchettenknöpfe, beſtehend aus je einer kleinen Kugel und einem Knebel, verbunden durch eine kleine Kette, und einen goldenen Ehering mit der Eingravierung G. S. 27. 2. 93 bei ſich hatte. Mitteilungen über den Verkauf oder Fund von Gegenſtänden, die mit den oben angeführten Wertſachen identiſch ſein könnten, ſind an das K. K. Bezirksgericht Ampezzo zu richten. — Der ſechsundzwanzigjährige Wiener Student N. Minko, der am 8. Oktober eine Tour im Schneeberggebiet unternahm und, wie feſtgeſtellt wurde, die Nacht vom 8. zum 9. in der Fiſcherhütte zugebracht hat, wird ſeither vermißt. Da am 9. dort ein heftiges Unwetter herrſchte, wird befürchtet, daß Minko ins Schneegeſtöber geraten und abgeſtürzt oder erfroren ſei. Alle Nachforſchungen blieben bisher erfolglos.

— Der Weg von Flitſch zur Kaninhütte der Sektion Küſtenland des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. iſt vergangenen Sommer im oberen Teil ausgebeſſert worden, ſo daß man die letzte Strecke nicht mehr im Schotter unterhalb der verwitternden Felſen zurückzulegen braucht, ſondern auf Serpentinen und einigen gut angelegten Stufen von der Südſeite her recht bequem zur Hütte direkt hinaufſteigt.

Porträt der Mutter des Künſtlers. In Terrakotta ausgeführt von Ernſt Moritz Geyger.

— Die von der Sektion Salzburg des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. ſchon ſeit mehreren Jahren geplante Umlegung des Klammweges im Oberſulzbachtal konnte auch heuer wegen des Anfang September eingetretenen Unwetters nicht zu Ende geführt werden.

— Am 3. Oktober wurde im Prenjgebiet in der Herzegowina in feierlicher Weiſe eine neuerbaute Schutzhütte auf den Namen der Prinzeſſin Ludwig von Bayern, die mit ihren Töchtern Bosnien bereiſte, getauft.

— Hr. Dr. H. Angerer in Klagenfurt, der als Nachfolger des 1901 verſtorbenen Oberbergrats F. Seeland die weiteren Beobachtungen am Paſterzengletſcher übernahm, berichtet in den „Mitteilungen des Deutſch. u. Öſterr. A.-V." über dieſe Beobachtungen in den Jahren 1900 bis 1902, die ergeben, daß ſich die Paſterze auch gegenwärtig noch im Rückgang befinde, der ſchon um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts (1856) begonnen hat. Ganz vereinzelt findet man in Seelands Meſſungen bei einer oder der anderen Marke gelegentlich Zeichen des Vorſtoßes, die ſich aber ſtets als vorübergehend erwieſen und wieder ausgeglichen haben. Ob ſich das im Jahre 1902 an drei Marken beobachtete Vorrücken gleichfalls auf örtliche Umſtände wird zurückführen laſſen oder das erſte Zeichen eines nunmehr beginnenden Vorrückens der Paſterze bedeutet, werden die Beobachtungen in den kommenden Jahren ergeben.

— Die alpine Geſellſchaft Edelraute in Wien gab einen von R. E. Petermann verfaßten Führer durch die öſtlichen niederen Tauern heraus. Dieſer kürzlich erſchienene populär und inſtruktiv gehaltene Wegweiſer für die Böſenſtein- und Hochreichartgruppe, die Seckauer Alpen und Zeiritzkampel enthält auch eine Markierungstabelle und iſt für das Ausland durch die Verlagsbuchhandlung A. Amoneſta in Wien um 4 Kronen 50 Heller zu beziehen.

— Die ſtattliche Adolf-Pichler-Hütte des Akademiſchen Alpenklubs Innsbruck in den Kalkkögeln wird im Rohbau noch heuer fertiggeſtellt, jedoch erſt zu Beginn des nächſten Sommers dem Verkehr übergeben werden. Sie wird für ungefähr 25 Touriſten Unterkunft bieten und die vielfachen dankbaren Touren in den Kalkkögeln ſehr erleichtern.

— Zu den größten Naturſchönheiten, die die Umgebung der ſteiriſchen Landeshauptſtadt Graz bietet, gehört die Raabklamm. Der Steiriſche Gebirgsverein hat nun, unterſtützt vom Weizer Verſchönerungsverein, durch den bisher unzugänglichen Teil der Raabklamm (Gutenberg-Arzberg) vom ſog. Buchbauernſteig bis zur Fürſtenmühle, eine Strecke von etwa 1,5 km, einen prächtigen Fußweg, den Erneſtinenſteig, anlegen laſſen und damit den bisher notwendig geweſenen weiten Umweg, mit dem man gerade den romantiſcheſten Teil umgehen mußte, entbehrlich gemacht.

— In dem Arbeitsgebiet der Sektion Oberſteier des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. iſt es mit Rückſicht auf die Jagden ſtrengſtens verboten, den Steig über Rottörl-Krumpalm oder Krumpalm-Rottörl bis zum 1. Mai zu benutzen.

— Von der Sektion Defereggen des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. ſind für das Jahr 1904 neue Wegarbeiten vorgeſehen.

— Der Zentralausſchuß des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. fordert, unter Hinweis auf einen ihm von ſeiten der K. K. Landesbehörden zugegangenen Erlaß des Miniſteriums für Kultus und Unterricht, betreffend den Schutz der Naturdenkmäler, mittels Rundſchreibens vom 15. Oktober die Sektionen auf, der Angelegenheit volle Aufmerkſamkeit zu widmen und ihre Vorſchläge eheſtens der zuſtändigen Statthalterei, bzw. Landesregierung ihres Kronlandes bekannt zu geben.

— Das Mitglied des Akademiſchen Alpenvereins München, E. Diehl, der namentlich in den Jahren 1895 und 1896, da er als Rechtspraktikant in Garmiſch weilte, viele Aufſehen erregende Erſtlingstouren im Wetterſtein- und Karwendelgebirge ausgeführt hat, iſt auf der Überfahrt von Kamerun, wo er als Kaiſerlicher Richter in Kolonialdienſten amtierte, auf hoher See dem Fieber erlegen.

— In Campitello (Faſſa) iſt nach kurzer Krankheit der in Touriſtenkreiſen ſehr bekannte J. B. Bernard, Beſitzer des Gaſthofs Al Mulino, geſtorben. Der Verſtorbene war Mitbegründer der Sektion Faſſa des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. ſowie Ausſchußmitglied derſelben und hat ſich um die Hebung des Fremdenverkehrs verdient gemacht.

— Nach einer Meldung der „Science" ſoll zwei Amerikanern, dem Präſidenten der Univerſität von Neumexiko, Dr. Tight, und Miß A. Peck, in Begleitung von zwei Schweizer Führern die Beſteigung des Sorata gelungen ſein.

— Die von dem Induſtriellen A. Richter in Niedergrund an der Böhmiſchen Nordbahn zum Andenken an ſeinen verſtorbenen Sohn erbaute Richter-Hütte wird durch einen Anbau, der einen Speiſeſaal mit Küche, Führerſchlafraum uſw. enthalten ſoll, vergrößert werden. Das jetzige Haus wird nach Eröffnung des Anbaues, die in der nächſten Saiſon ſtattfinden wird, bloß als Schlafhaus benutzt werden und in ſechzehn Zimmern vierzig Betten enthalten.

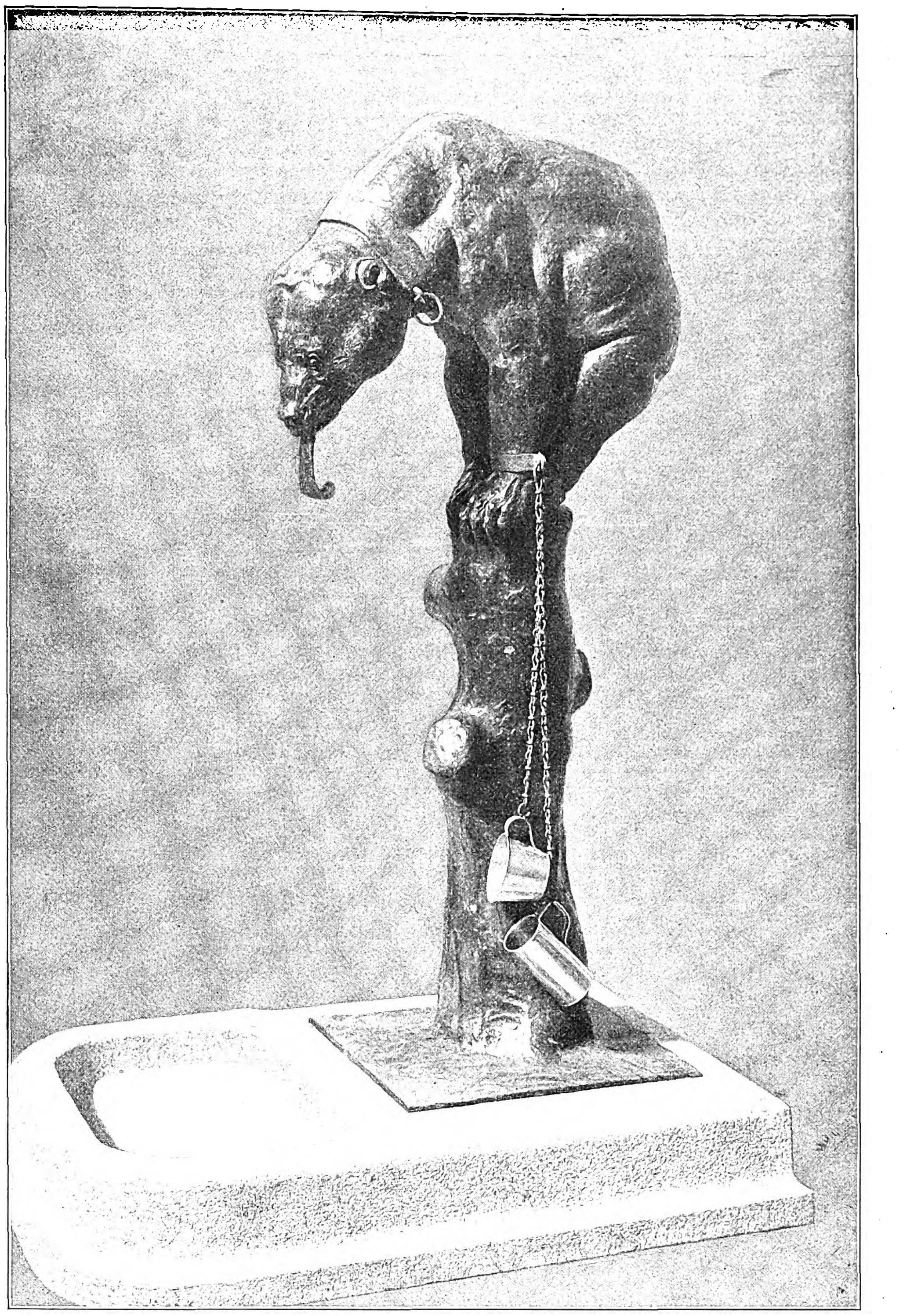
— Die Sektion Bozen des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs hat durch eine neue Markierung vom Rittnerhornhaus zur Kaſſianſpitze dieſe zwei berühmten, leicht erreichbaren Gipfel miteinander verbunden. Die Route über das Villanderſer Moos wurde mit Pflöcken bezeichnet.

— Kürzlich fand in Leoben die Schwurgerichtsverhandlung gegen die drei Einbrecher in der Reißtaler Hütte auf der Raxalpe (am 1. Mai) ſtatt, die in Mürzzuſchlag ihren Aufenthalt hatten und von dort aus ſeit Jahren Einbruchsdiebſtähle in Schutzhäuſern im Gebiete der Raxalpe und der Schneealpe verübten. Die Fabriksarbeiter Franz Hammel und Heinrich Sommersgutter wurden zu 5, bzw. 3 Jahren, des letzteren Bruder Karl zu 1½ Jahren ſchweren Kerkers verurteilt.

— Die Sektion Baden des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs feierte am 24. Oktober das Feſt ihres fünfundzwanzigjährigen Beſtehens.

— Die Schutzhütten auf dem Triglav, wo über 1 m hoch Schnee liegt, wurden kürzlich durch einen Sturm arg beſchädigt.

— Mr. Hudſon beſtieg mit zwei Führern aus Innertkirchen von der Konkordia-Klubhütte aus den Grat zum Schönbühlhorn, und zwar das erſte Mal. Die Traverſierung des Grates nahm ſechzehn Stunden in Anſpruch. — Das Mitglied des franzöſiſchen Staatsrates A. Berger beſtieg trotz ſeiner ſechsundſiebzig Jahre den Montblanc. Im Vorjahre hatte der alte Herr eine Tour auf die Bernina unternommen. — Die Gebrüder J., G. und L. Reipersberg aus Schwerin beſtiegen führerlos am 20. September den Wildgall von der nördlichen Seite, am 21. den Hochgall und machten die Traverſierung des Rieſerkeeſes zum Magerſtein, wo ſie im Freien übernachteten. Am 22. wurde der Magerſtein von der ſüdlichen Seite, am 24. das Ruthnerhorn von der Oſtſeite erſtiegen. Letztere Tour erforderte eine ſehr ſchwere Kletterarbeit. — Die „Stampa" teilt mit, daß die engliſche Alpiniſtin Miß Grace Filder in Begleitung des Führers Peliſſier aus Valtournanche und des Trägers Curta aus Greſſoney einen neuen Aufſtieg auf den Lyskamm ausgeführt hat. Dieſer Aufſtieg iſt viel abwechſlungsreicher und intereſſanter als der über das Lysjoch und kann leicht in ſechs Stunden bewerkſtelligt werden. — Prof. Dr. H. Meyer, Eigentümer des Bibliographiſchen Inſtituts in Leipzig, der kürzlich von ſeiner Forſchungsreiſe in die Kordilleren von Ecuador zurückgekehrt iſt, beſtieg wiederholt, nur von dem Münchener Kunſtmaler R. Reſchreiter und mehreren Indianern begleitet, den Chimboraſſo bis zu einer Höhe von 6180 m. Bis zu den Zacken und Eiskämmen der Spitzen waren es nur noch 150 m; die Struktur des Eiſes machte jedoch ein weiteres Vordringen unmöglich. — Einer der Berner-Oberländer Bergführer, die in dieſem Jahr im Felſengebirge Kanadas Beſchäftigung fanden, teilt dem „Oberländer Volksblatt" mit, daß am 27. Juli Prof. Herdmann ſowie die Führer Feuz Vater und Sohn bei herrlichſtem Wetter den Mac Donald erſtiegen. Am 3. September machten Feuz Vater und Chr. Bohren mit dem Touriſten Bremen die erſte Traverſierung des Mac Donald über den Nordgrat hinauf, eine äußerſt ſchwierige Klettertour.



Der Bärenbrunnen für Breslau. Modelliert von Ernſt Moritz Geyger.

Sport.

— Das Meeting zu Frankfurt a. M. endete am 20. Oktober mit glänzendem Beſuch. Frhr. Ed. v. Oppenheim hatte die Genugtuung, im Jugend-Handikap, Ehrenpreis dem Trainer (J. C. Daley) und 5000 ℳ, Strecke 1400 m, für Zweijährige, den F.-W. Normanne, von Saphir-Nöra, ſehr leicht mit fünfviertel Länge und im Entſchädigungsrennen, Preis 4000 ℳ, 3000 ℳ Platzgelder, für Zweijährige, Strecke 1400 m, den F.-H. Granit, von Saphir-Eſterel, im gewöhnlichen Handgalopp mit drei Längen ſiegen zu ſehen. In dem Hauptereignis, dem Wäldchenrennen, Wert 8000 ℳ, Platzgelder 2950 ℳ, Strecke 2000 m, fertigte der Herren C. v. Lang-Puchhof und A. v. Schmieder 3j. br. St. Ballerina, von Royal Hampton-Barn Dance, gute Pferde leicht ab. Im Abſchieds-Handikap, Preiſe 6000 ℳ, Strecke 2000 m, zeigte ſich des Hrn. Dr. Naumann 4j. F.-H. Saperloter, von Gouverneur-Saperlipopette, trotz Höchſtgewichts den anderen ſehr überlegen.

— Zu Carlshorſt ſchlug am 22. Oktober im Großen Hürdenrennen, Preiſe 7000 ℳ, Strecke 4000 m, des Capt. Joë 4j. br. St. Queen, von Fulmen-Patria, die anderen. Im Charlottenburger Erinnerungsrennen, Ehrenpreis und 2000 ℳ, 600 ℳ dem Zweiten, Strecke 4000 m, Jagdrennen, triumphierten zwei Pferde des Hrn. Tepper-Laski, und zwar der 6j. F.-W. Wohlfahrts, von Gouverneur-Woodnymph, unter Leutn. Grafen W. v. Königsmarck, dem Hr. R. v. Wallenberg als Zweiter auf dem 6j. F.-W. Artiſt folgte.

— Das Meeting zu Köln a. Rh. begann am 23. Oktober. Im Niederwaldrennen, Preiſe 2500 ℳ und 600 ℳ, Strecke 1800 m, kam der jetzt Hrn. A. v. Schmieder gehörige einſtige Gradizer, der 4j. br. W. Jodler, von Pumpernickel-Jolly Boat, leicht mit dritthalb Länge als Erſter ein. Der Preis der Stadt Köln, 6000 und 1500 ℳ, Strecke 1800 m, fiel an des Hrn. Weinberg 4j. br. St. Godiva, von Galliard-Golden Vale. Hr. F. Bothe-Welsleben konnte mit der ſelbſtgezogenen br. St. Roſenmädchen, von Kirkconnel-Roſa Alba, den Preis von Lengerich, 4000 ℳ, Strecke 1200 m, für Zweijährige, einheimſen. Im Preis des Winterfavoriten, 25000, 4200, 2500, 1700 ℳ, für Zweijährige, Strecke 1600 m, enttäuſchte der Favorit Georg ſchmählich; dagegen zeigte ſich die ſicher um Halslänge ſiegende br. St. Bravour, von Gouverneur-Barrel, des Hrn. Weinberg als eine Steherin. Des Frhr. Ed. v. Oppenheim dbr. H. Real Scotch, von Realiſt-Schottland, wurde Zweiter, dem nach dreiviertel Länge des Geſtüts Römerhof br. H. Gabinius, von Saraband-Bayreuth, als Dritter folgte. Im Rheiniſchen Zuchtrennen 1902/03, Ehrenpreis im Wert von 3000 ℳ und 20000 ℳ bar, Platzgelder 7000 ℳ, für Dreijährige, Strecke 2000 m, triumphierte des Mr. Roſy F.-H. Phöbus, von Galliard-Princeß Hampton. Den Ehrenpreis erhielt Prinz Aribert von Anhalt als Züchter des Siegers. Das Roſenberg-Jagdrennen, Ehrenpreis und 3000 ℳ, Strecke 5300 m, erritt Leutn. v. Schmidt-Pauli auf des Mr. B. a. br. W. Porridge, von Hominy-Caſſock Stute.

— Zu Wien gewann am 20. Oktober des Geſtüts Somoſſ 3j. br. St. Szell cſend, von Raeburn-Glory, den Herbſt-Stutenpreis, 6000 Kronen, Strecke 2000 m, und das Abonnentrennen, Preiſe 6000 Kronen, für Zweijährige, über 1200 m, des Hrn. A. Dreher br. H. Vaduz, von Dunure-Baſſon, leicht mit zwei Längen. Am 22. ging im Preis vom Kahlenberg, 26000 Kronen, Hürdenrennen über 3200 m, des Hrn. B. Mautner v. Markhof 4j. br. W. Clavigo, von Gaga-Cabale, als Erſter durchs Ziel. Am 24. paſſierte im Großen Abſchieds-Handikap, Preiſe 12000 Kronen, Strecke 2000 m, des Frhr. H. v. Königswarter 3j. br. St. Gazette, von Gaga-Glennie, als Erſte den Richter. Am 25. ſchlug im Graf-Hugo-Henckel-Memorial, Preiſe 23000 Kronen, Strecke 1600 m, für Zweijährige, des Grafen L. v. Trauttmansdorff F.-H. Conamore, von Matchbox-Griſette, ſehr leicht mit ſechs Längen die anderen.

— Im Prix Vermouth, Wert 16300 Frs., Strecke 2400 m, zu Paris-Chantilly am 20. Oktober ſchlug des Monſ. J. Prat 3j. br. St. Naïade, von Omnium II-Nighean, die Gegner. Zu Auteuil war am 24. der Prix de Marly, Wert etwa 18000 Frs., Hürdenrennen über 2800 m, ein gutes Ding für des Monſ. Ch. Liénart 3j. br. H. Tigellin, von St. Damien-Trompette. Am 25. entwickelte im Prix de Saint-Firmin, 15000 Frs., für Zweijährige, Strecke 1200 m, des Monſ. E. Blanc br. H. Ajax, von Flying Fox-Amie, die größte Schnelligkeit.

— Zu Sandown Park fertigte am 22. Oktober in der Great Sapling Plate, Preis 20000 ℳ, für Zweijährige, Strecke 1000 m, des Mr. R. Croker br. H. Clonmell, von Florizel II-Ternor, die Gegner ab. Tags darauf holte die Foal Stakes, 40000 ℳ, für Dreijährige, Strecke 2600 m, des Mr. A. James dbr. H. Stephanus, von St. Serf-Lucky Lady.

— Zu Karlsruhe fand am 18. Oktober ein trotz des ſchlechten Wetters recht gut beſetztes Rennen ſtatt. Das 25-km-Hauptfahren gewann W. Kellner aus Frankfurt a. M. in 28:11.

Verbrechen und Muſik.

[Nachdruck verboten.]

Henry W. Stratton, ein Amerikaner, der ſich ſeit Jahren eingehend mit dieſem Thema befaßt, iſt der Anſicht, daß Muſik auf Verbrecher von wohltätigem Einfluß ſein müſſe und, wenn ſie in Gefängniſſen, Beſſerungsanſtalten uſw. eingeführt würde, die Verbrecherſtatiſtik des Landes ſich beträchtlich vermindern ließe. Um ſeine Theorie zu erhärten, hielt er in muſikaliſchen wie gelehrten Kreiſen eine ſchriftliche und mündliche Umfrage. Die kürzlich unter dem Titel „Music and crime" veröffentlichten Antworten dürften auch ſolche Leſer intereſſieren, welche die Anſicht Strattons nicht teilen, vor allem aber die Muſik- und Menſchenfreunde. Daß Muſik auf kranke Gemüter wohltuend einwirkt, iſt eine kaum zu beſtreitende Tatſache. Ob aber Frau Muſika moraliſch Geſunkene durch die Macht ihrer Töne wieder auf den rechten Weg zurückzuführen vermag, dürfte nicht ſo leicht zu erweiſen ſein; denn viele Verbrecher ſind vortreffliche Muſiker. Dieſe Tatſache wäre wohl imſtande, die Meinung des bekannten Profeſſors Goldwin Smith und anderer Denker, die allen Ernſtes glauben, daß man den Anarchismus mit Hilfe der Muſik unterdrücken könnte, über den Haufen zu werfen.

In einem Interview, das Henry W. Stratton mit dem Direktor des Staatskerkers in Charlestown über dieſes Thema hatte, erklärte dieſer: „Unſere Leute hören jeden Sonntag gute Muſik. Die Hauskapelle iſt aus den beſten Muſikern unter unſeren achthundertfünfzig Gefangenen zuſammengeſetzt. Tatſache iſt, daß dieſe gern Muſik hören; aber ich kann nicht behaupten, daß ſich ihr Benehmen dadurch gebeſſert hätte. Manche betragen ſich ohne Muſik muſterhaft, um ſo raſch als möglich ihre Freiheit zu erlangen. Ich ſelbſt halte die Muſik für wohltuend; aber ich vermag mich keines einzigen Falles zu erinnern, in welchem ſie auf die Moral meiner Schützlinge läuternd eingewirkt hätte. Dagegen habe ich öfter die Wahrnehmung gemacht, daß ein guter Sänger einen nachhaltigeren Eindruck auf die Zuhörer ausgeübt hat als der tüchtigſte Prediger. Die Leute waren viel munterer, als ſie es in der Regel nach Predigten ſind. Auf ihr Betragen übt die Muſik gar keinen Einfluß aus; ſie wiſſen, daß ſie ſich gut betragen müſſen, widrigenfalls ſie beſtraft werden. Dieſes Gefängnis iſt eine Strafanſtalt, und nichts als Furcht vor Strafe iſt imſtande, unſere Inſaſſen zu einem guten Betragen zu veranlaſſen."

„Glauben Sie nicht, daß mildere Maßregeln auf den Charakter der Sträflinge allmählich beſſernd einwirken würden?" bemerkte der Interviewer zaghaft.

„Mildere Maßregeln? O nein! Verſtockte Verbrecher ſind für ſolche nicht empfänglich. Als ich hierher kam, hatten die Inſaſſen die Gewohnheit, ſo oft ſie mich erblickten, laut zu grölen. Ich machte dem Unfug ein Ende. Jetzt kann ich durch das ganze Gefängnis gehen, und kein Menſch wird zu grölen wagen. Durch Furcht habe ich mir Reſpekt zu verſchaffen gewußt, durch Milde ging's nicht. Sie meinen, es liege in der menſchlichen Natur, ſeinen Gefühlen gutturalen Ausdruck zu verleihen, und wir ſollten die Leute daher ans Singen gewöhnen? Na, das gäbe was Nettes! Während ein Teil ſänge, würde ein anderer ziſchen und brüllen. Man geſtattet den Leuten während der Arbeit nicht einmal zu ſummen — aus Furcht, daß ſie ſich mit den Maſchinen verletzen könnten, wenn ihre Aufmerkſamkeit abgelenkt würde."

„Würde die Arbeit unter dem Einfluß guter Muſik nicht raſcher vonſtatten gehen? Auch die Soldaten marſchieren bei Muſikbegleitung beſſer, und in Japan ſingen die Kinder beim Weben."

„Das mag dort am Platze ſein, bei uns aber nicht. Unſere Inſaſſen kommen nicht her, um zu ſingen, ſondern um ihre Strafe abzubüßen, und nur durch die ſtrengſte Zucht iſt die verrottete Bande in Ordnung zu halten. Sonſt gäbe es bald nette Meutereien. Wir haben es mit hartgeſottenen Sündern zu tun, welche nur die Furcht vor Strafe im Zaume zu halten vermag. Übrigens ſind einige unſerer ſchlimmſten Verbrecher tüchtige Muſiker."

„Und was halten Sie davon, den Anarchismus mittels der Muſik zu unterdrücken?"

„Wenn ihr muſikaliſchen Herren den Anarchismus unterdrücken wollt, dann fangt euer Erziehungswerk bei den Kindern an, nicht bei den Erwachſenen", bemerkte der Gefängnisdirektor lächelnd.

Ganz anders klingt die Anſicht, die Stanley Searing, Kaplan des Südboſtoner Zuchthauſes, geäußert hat: „Muſik kann und ſollte praktiſch angewendet werden, um das moraliſche Empfinden zu entwickeln. Ich glaube, daß die Kenntnis richtiger muſikaliſcher Intervalle und die Intonierung dieſer Intervalle dem Geiſte dazu verhelfen würde, den verloren gegangenen Sinn für Harmonie wiederzugewinnen. Das Singen korrekter muſikaliſcher Intervalle verſetzt den Geiſt in das richtige moraliſche Gleis und ſtellt das Gleichgewicht wieder her... Was Ihre Anfrage betrifft, ob der Anarchismus durch muſikaliſche Mittel unterdrückt werden könnte, muß ich ſagen, daß ich mit aller Beſtimmtheit daran glaube. Freilich ſollten die Keime zügelloſen Denkens zuerſt in den Köpfen der Jugend erſtickt werden. Man müßte bei verkommenen laſterhaften Kindern Muſik ſyſtematiſcher als Erziehungsbehelf anwenden, ebenſo in unſeren öffentlichen Schulen. In unſerer Kapelle wird allſonntäglich geſungen, und die Gefangenen ſingen flott mit. Ich kenne mehrere Fälle, in welchen eine gewiſſe Hymne, die ſie aus ihrer Kinderzeit kannten, die Leute derart rührte, daß ſie baten, man möge ſie dieſe doch öfter abſingen laſſen. Auch kommt es häufig vor, daß ſich nach dem Gottesdienſt Quartette von tüchtigen Muſikern bilden, um das Gehörte nachzuſpielen oder nachzuſingen."

Ebenſo widerſprechend wie die beiden angeführten Meinungen ſind die Anſchauungen der meiſten anderen Gefängnisbeamten, an die ſich Stratton mündlich oder ſchriftlich wandte. Das eine ſteht feſt, daß die erwachſenen Verbrecher dem verfeinernden Einfluß der Muſik weniger zugänglich ſind als die jugendlichen. Wenn man den Gedanken, daß die Gefängniſſe Strafanſtalten ſeien, ausrotten und an ſeine Stelle jenen verbreiten könnte, daß ſie Stätten zur Hebung verkommener Sitten ſind, würde man ſich vielleicht auch dazu verſtehen, die Muſik als ein Erziehungsmittel einzuführen. Die Tatſache, daß unter den Verbrechern vorzügliche Muſiker zu finden ſind, erklärt Stratton folgendermaßen: „Jene Verbrecherklaſſe, deren muſikaliſche Kenntniſſe ſich auf die leichtgeſchürzte Muſe, die populären Liedchen vom Tage, beſchränkten, haben nur ſinnliche Muſik betrieben, und dieſe iſt nicht dazu angetan, die moraliſchen Fähigkeiten zu heben oder zu läutern; ſie wirkt nicht auf das Gefühlsleben, ſondern ausſchließlich auf die Sinne ein. In Fällen, wo die Melodie ſchön iſt und feinere Impulſe erwecken könnte, erzielt der dazu gehörige frivole Text gerade das Gegenteil. Im allgemeinen ſind die populären Liederrhythmen geeignet, die niedrigeren Inſtinkte aufzuſtacheln. Der Hauptreiz dieſer Melodien liegt in ihrem Rhythmus. Jene muſikaliſchen Verbrecher hinwiederum, die klaſſiſche Muſik treiben, ſchwelgen förmlich in Tonwellen. Die Lieblinge der Geſellſchaft haben gelernt, muſikaliſch wollüſtig zu ſein. Mit aller Pracht der Töne vertraut, für jede Abſtufung der Töne, jede Modulation und jeden rhythmiſchen Effekt empfänglich, geben ſie leicht allen muſikaliſchen Einflüſſen nach und ſind außerſtande, den entnervenden Neigungen ihrer Kunſt zu widerſtehen. Sie ſchwelgen förmlich in Tönen, und das hat zur Folge, daß die Muſik von ihren natürlichen Kanälen abgelenkt wird und auf die Nerven ſowohl der Zuhörer wie der Künſtler ſchädlich einwirkt, indem ſie dieſe aufs höchſte anſpannt.“

Viele unſerer modernen Orcheſterkomponiſten entfernen ſich, in dem Wahn, muſikaliſche Neuheiten zu erfinden, von dem einfachen, ſchlichten, geraden Wege der Muſik und machen dieſe durch ſchwelgeriſche Verwicklungen für jedes unverdorbene Gemüt unverſtändlich. Die techniſchen Künſteleien der ausübenden Muſiker wieder wirken verderblich auf deren Charakter, welcher ſich tatſächlich nach der Muſik, die ſie treiben, bildet oder, beſſer geſagt, verbildet. Die Leute verlieren den moraliſchen Halt und ſinken in muſikaliſche Wirbel, wo das Verbrechen lauert, um ſie zu verſchlingen und ihren ſittlichen Verfall zu vervollſtändigen. Prof. A. E. Dolbear erklärte, von Stratton befragt: „Die Haupturſachen des Betragens und der damit zuſammenhängenden Gedanken liegen nicht in Maximen oder Regeln irgendwelcher Art, ſondern ſind Impulſe, die aus den Erfahrungen der Raſſe hervorgehen. Geſang und Tanz geben geſunden Raſſengewohnheiten Ausdruck, und es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß ſie zur Hebung des Menſchengeſchlechts viel beigetragen haben. Freilich war die Muſik, der wir das verdanken, ganz anderer Art, als es die iſt, welche wir auf unſeren heutigen Konzertprogrammen finden. Volkslieder können mehr dazu beitragen, das Leben des Lebens wert zu machen, als die kunſtvollſten Oratorien und Symphonien. Sie müſſen ſich von ſelbſt ſingen; aber unſere modernen Komponiſten haben vor dieſer Art Muſik nur wenig Achtung. Wer jedoch etwas auf Charakter hält, wird den alten Weg einſchlagen, ſeine Muſik dem Volke anpaſſen und nicht erwarten, daß ſich das Volk ſeiner Muſik anpaſſe. Richtige Muſik iſt dem Charakter genau ſo verwandt wie die Tat dem Gedanken. Jener Lehrer, der ſeine Kunſt vergeſſen und ſeinen Schülern geſtatten wird, zu ſingen, wie er fühlt, wird das tun, was ich meine. Der Geſang wird vielleicht nicht künſtleriſch, wohl aber pſychologiſch und ſicherlich Muſik ſein.“

Über den praktiſchen Nutzen der Volkslieder ſpricht ſich Dr. H. B. Friſſell, Direktor des Normal- und Landwirtſchaftsinſtituts zu Hampton, folgendermaßen aus: „Die in unſerer Anſtalt geübte Muſik iſt aus kirchlicher und weltlicher zuſammengeſetzt. Doch werden oft auch Neger-Volkslieder geſungen, und ich kann Ihre Anfrage mit gutem Gewiſſen dahin beantworten, daß wir aufrichtig an den Wert der Muſik als Hilfsmittel zur Hebung der Moral unſerer Schüler glauben, die aus Indianern und Negern beſtehen.“

Dr. F. Ziegfeld, Präſident des Chicagoer Muſikkollegiums, ſchreibt: „Was ich von dem Einfluß der Muſik auf die moraliſchen Fähigkeiten halte? Ich muß ſagen, daß nach meiner Anſicht die Muſik zu einem ſchätzbaren Verbündeten bei der ethiſchen Erziehung gemacht werden kann. Die Anſchauungen der alten griechiſchen Philoſophen hinſichtlich des Einfluſſes der Muſik auf die ſittliche Beſchaffenheit des Staates ſind der Beachtung wert. Ich ſelbſt habe faſt ſtets gefunden, daß muſikaliſche Bildung wohltätig auf den Geiſt einwirkt. Es kann auch kaum anders ſein; denn alles, was dazu beiträgt, den moraliſchen Sinn zu erheben, muß ſolche Ergebniſſe erzielen. Ebenſo wie demoraliſierende Malerei und Literatur auf ſchwache Charaktere verderblich wirkt, kann auch eine gewiſſe Sorte von Muſik dieſelbe Wirkung ausüben. Die beſte Muſik, aber nur dieſe, könnte viel dazu beitragen, den Geſchmack des Volkes zu verfeinern. Wer ſeinem Volke dieſe Wohltat vermitteln wollte, und zwar zu Preiſen, die es ſelbſt den Ärmſten ermöglichen würden, Konzerte zu beſuchen, wäre ſowohl ein echter Philanthrop als auch ein guter Geſchäftsmann. Was meine Anſicht über den Einfluß der Muſik auf die Unterdrückung des Anarchismus betrifft, kann ich mich nur mit größter Zurückhaltung äußern. Wenn der Anarchiſt, wie uns viele glauben machen wollen, ſeeliſch anormal iſt, könnte die Muſik viel dazu beitragen, ihn menſchenfreundlicher zu ſtimmen. Die gewalttätigen Phaſen des Anarchismus ſind zweifellos als an der Scheidewand zwiſchen Wahnſinn und geſundem Verſtand ſtehend zu betrachten. Der wohltätige Einfluß der Muſik auf Geiſteskranke wird nicht nur von unſeren modernen Irrenärzten, ſondern ſchon von unſeren Vorfahren anerkannt, und ſogar in der Heiligen Schrift finden ſich mehrere bezügliche Beiſpiele. Die Sache wäre unbedingt einer weiteren Erforſchung wert.“

Höchſt intereſſant ſind die Ausſprüche Karl Armbruſters, des muſikaliſchen Beirats des Londoner Grafſchaftsrats und Inſpektors der Muſikkapellen dieſer Behörde: „Ich hatte in meinem Amte wiederholt Gelegenheit zu beobachten, daß die Muſik die Macht hat, Böſe zu zähmen. Der Grafſchaftsrat ſtellt Muſikkapellen bei, die in vierzig Parken und auf anderen offenen Plätzen während der Sommermonate ſpielen. Die Konzerte, die ſelbſtverſtändlich frei ſind, werden ungefähr zweimal die Woche ſpät am Nachmittag abgehalten. Die Kapellen ſpielen nun ſchon ſeit neun Sommern in allen Teilen Londons, im faſhionabeln Weſten ſowohl wie in den furchtbaren Schmutzvierteln des Oſtens. In den letzteren benahm ſich das aus dem Abſchaum der Menſchheit zuſammengeſetzte Publikum anfangs derart ungezogen, daß es die Muſiker mit Steinen bewarf. Kinder und ſelbſt Erwachſene vollführten ein derartiges Gejohle, daß man die Muſik kaum hörte. Schon im Laufe weniger Jahre aber trat eine auffallende Wendung zum guten ein; die Zuhörer lauſchen jetzt andächtig den Klängen und klatſchen, wenn ein Stück ihren beſonderen Beifall erregt, lebhaft nach Schluß desſelben. Auch in ihrem Äußeren iſt eine merkwürdige Wandlung eingetreten. Anfänglich erſchienen die Leute in Lumpen und ſtarrten vor Schmutz; heute bemühen ſich die Frauen, bei den Konzerten ſo ſauber und nett gekleidet zu ſein, als es ihre dürftigen Verhältniſſe geſtatten, während die Männer, faſt ausſchließlich Fabrikarbeiter und Handlanger, in ihren Arbeitsbluſen zuhören, nicht mehr wie früher in Lumpen gehüllt.“

Es würde uns zu weit führen, auch noch all die rein muſiktechniſchen Ausführungen verſchiedener anderer Kapazitäten anzuführen, die ſich faſt ſämtlich der Anſicht zuneigen, daß man mit guter Muſik die böſen Inſtinkte der Menſchen zum mindeſten mildern könne und daß infolgedeſſen auch der Anarchismus, den Stratton gern aus der Welt geſchafft ſehen möchte, indirekt eingeſchränkt zu werden vermag. Es iſt wohl für jeden objektiv urteilenden Menſchen klar, daß wirklich gute Muſik zur moraliſchen Hebung der Raſſe beitragen muß. Was Frau Muſika für Verbrecher im allgemeinen und für Anarchiſten im beſonderen zu tun imſtande wäre, dürfte wohl von der Qualität der Muſik und der zur Anwendung gebrachten Methode abhängen.

Berta Katſcher.

Frauen-Zeitung

Es hätte auch anders kommen können!

Erzählung

von

C. v. Franken.

(Schluß.)

[Nachdruck verboten.]

Der Oberſtaatsanwalt las haſtig weiter, als wollte er ſich keine Zeit zu beſonderen Betrachtungen laſſen.

»Wozu Du nur alles ſo genau wiſſen mußt, Mutterl? Darin ſeid ihr Frauen doch alle gleich. Ich hab Dir ja ſchon geſagt: Anna heißt ſie, und blond iſt ſie. Den Fächer hat ſie fallen laſſen, das liebe Ding! Wie ich ihn aufgehoben hab, wär ich bald niedergefallen; da hat ſie gelacht — ſie lacht eigentlich immer — und ſeitdem kennen wir uns. Aber mach dir nur nicht gleich Sorge! Sie hat eine Schweſter, eine Sicherheitsmannswitwe iſt ſie; die wacht über ſie wie ein Argus. Ich begleit ſie — die Anna mein ich — zuweilen ins Geſchäft oder vom Geſchäft nach Haus, und manchmal bin ich ein Stündchen im Laden drinnen. Sie iſt nämlich in einem Handſchuhladen. Verehrer hat ſie genug, und zuwider iſt's ſchon, wenn ich zuſehen muß, wie ſie einem anderen Handſchuh anprobiert. Und wie lange manche ausſuchen! Freundlich muß ſie zu jedem ſein, das gehört zum Geſchäft; aber einen Unterſchied weiß ſie doch zu machen. So lang ich Dir das alles ſchreib, Mutterl, brauchſt Du dich nicht darüber zu entſetzen. 's iſt in allen Ehren! So dumm iſt übrigens die Anna nicht, daß ſie glaubt, ich werd ſie heiraten. Ich freu mich, daß Du Dein Blumenſtück ſo gut verkauft haſt. Gelt, Mutterl, das ſiehſt ein, daß ich der Handſchuh wegen jetzt ein biſſerl mehr brauch als ſonſt.«

Der Oberſtaatsanwalt legte die Hand für einen Augenblick über die Augen, aber es half nichts. Ganz deutlich ſah er ſie vor ſich, die zierliche Geſtalt mit dem feinen Geſichtchen, um das die krauſen, blonden Löckchen in ſteter, flatternder Bewegung waren. Wie eine Bachſtelze wippte ſie auf und ab, ſo weit es in dem engen Laden möglich war. Wie ſie den Kopf drehte, und wie ſie ihn mit den grauen, glänzenden Augen anlachte! Er fuhr mit der Hand über die Stirn und las weiter:

»Mutterl, glaub mir, die Anna wird Dir ſchon gefallen. Sie iſt ſolch ein gutes, warmherziges Ding. Wenn uns nur die Schweſter nicht immer ſo auf dem Halſe ſäß! Daß ich manchmal für eine Stunde zur Anna in die Wohnung komme, leidet ſie ſchon; aber immer iſt ſie dabei. Nicht ein geſcheites Wort kann man ſprechen. Dazu bringt ſie die Unterhaltung immer aufs Heiraten. Aber erſchrick nicht, Mutterl, das hilft ihr nichts, ſolange ich nicht will. Brav iſt die Anna, und hübſch iſt ſie auch, und daß ſie arm iſt und nichts gelernt hat, dafür kann ſie doch nichts. Ich wollt, ich hätt meine Million, da heiratete ich die Anna vom Fleck weg und kümmerte mich um niemand. Aber ſo, o je! Neulich begegnete ich der Frau Doktor Meinert mit ihren vier Töchtern, als ich gerad mit der Anna ging. Wie wenn jemand ‚Augen links!‘ kommandiert hätte, blickten ſie alle auf die andere Seite. Wenn mich die Leute noch viel ärgern, dann heirat ich die Anna wirklich. Aber nein, Mutterl, ſei nur ruhig, Du ſollſt dir Deine Schwiegertochter ſchon ſelbſt ausſuchen!«

Der Blick des Oberſtaatsanwalts hatte etwas Starres bekommen. Er dachte an das erſte Mal, wo er die Wohnung des Mädchens betreten hatte. Er wußte noch recht gut, wie beklommen ihm in dem ſchlecht gelüfteten, niederen Zimmer mit dem geſchmackloſen Möbelwerk zumute geweſen war. Dazu die Schweſter, die der Anna ſo ähnelte, nur daß jeder Zug ins Ordinäre verkehrt war, die aufdringliche Gaſtfreundſchaft, die gelegentlich vorſprechenden ungebildeten Bekannten — und doch war er wiedergekommen, war ſchließlich jeden Abend dort geweſen. Er wollte nicht daran denken. Weiter!

»So, jetzt iſt's geſchehen, ich hab mich verlobt. Mach dir doch keinen Kummer deshalb, Mutterl, die Anna wird Dir ſchon gefallen. Ob ich ſie heiraten will oder nicht, hat mich die Schweſter gefragt. Wenn ich keine ernſthaften Abſichten hätt, ſollt ich nicht mehr ins Haus kommen. Was hätt ich denn tun ſollen, Mutterl? Die Anna hat geweint und geweint, und da hab ich ſie geküßt und ihr verſprochen, daß ſie meine Frau werden ſoll. Sag nur nichts dagegen, ich bitte Dich recht ſchön, einziges Mutterl, nur Du nicht! Du ſollteſt ſehen, wie ſtolz die Anna iſt, meine Braut zu ſein! Einen Ring hab ich ihr gekauft, gar nicht teuer. Gezahlt iſt er noch nicht, es hat ſchon noch Zeit damit. Mit der Million ſieht's freilich ſchlecht aus. Sie hat nichts, rein gar nichts. Hol der Kuckuck das Geld; es muß auch ſo gehen. Die Mittelmeerjacht brauch ich ja nicht notwendig. Wenn ich nur erſt Adjunkt bin, geht's ſchon. Die Anna muß ſich's halt einrichten. Freilich, kochen kann ſie nicht. Ich glaub, ſie kann nur Handſchuh verkaufen und häkeln. Sie häkelt jetzt ſchon eine Spitze für den Wäſchekaſten, den wir hoffentlich einmal haben werden. Das Lernen hat ſie nicht viel in ihrem Leben geplagt, das iſt wahr; aber Du glaubſt nicht, wie reizend es ihr ſteht, wenn ſie fragt, wer denn der Goethe ſei, den Namen habe ſie noch nie gehört. Oder wenn ſie meint, nach der Schweiz müſſe man mit dem Dampfſchiff fahren. Wie ſich das ſpäter machen wird, iſt mir allerdings nicht recht klar. In der Welt müſſen wir leben, 's wird wohl manchmal kleine Ungelegenheiten geben. Aber die zierlichen, roſigen Ohren ſollteſt Du ſehen, die ſie hat! Und anziehen kann ſie ſich, ich ſag Dir, es iſt eine Paſſion!«

„Sich ſo einfangen zu laſſen!“ murmelte der Oberſtaatsanwalt. „Es iſt nicht zu glauben! Wie man nur ſo grün ſein kann! Alſo hören wir weiter!“

»Das hätt ich nie gedacht, daß meine Kollegen ſolch engherzige Kerls ſind. Alle haben ſie meinen

Geſchmack gerühmt, als ſie mich mit der Anna haben gehen ſehen, und nun, da ich ſie heiraten will, nun verziehen ſie den Mund und machen Gloſſen. Es wird keine Ruhe werden, bis ich mich nicht mit einem von ihnen ſchieß!«

„Haben ganz recht gehabt“, flüſterte der Oberſtaatsanwalt. „Aber hört denn ſolch ein verliebter, junger Menſch auf vernünftige Gründe?“

»Was ſagſt Du dazu, Mutterl? Heute läßt mich der Präſident rufen. Er ſpielt ſich immer auf den väterlichen Freund auf. Ich glaub, weil ich ein paarmal mit ſeiner Tochter getanzt hab, hat er gedacht, mein Schwiegervater zu werden. Was ſagt er zu mir? Er hätte gehört, daß ich ein Verhältnis unter meinem Stand angefangen habe. Er wolle nicht hoffen, daß es mir Ernſt damit ſei. Ich ſolle meine Zukunft bedenken, meine Karriere und ſo fort. Ich muß puterrot vor Zorn geworden ſein. Ich wußte nicht, ſagte ich, daß die Juriſten verpflichtet ſind, ſich ihre Frauen von ihren Vorgeſetzten ausſuchen zu laſſen. Er blickte mich ernſt an, aber ich hielt ſeinen Blick ruhig aus. Sie wollen das Mädchen doch nicht wirklich heiraten? — Herr Präſident, Sie ſprechen von meiner Braut. Er kehrte ſich ab und ging. Zu dumm ſo was! Und neulich, wie ich denk, ich muß doch wieder einmal zu den Steinſchneiders muſizieren gehen, ſagt mir das Dienſtmädchen, das mir aufmacht, die Damen ſeien nicht zu Hauſe. Und ich Narr glaub's auch noch und trag ihr eine ſchöne Empfehlung auf. Und am nächſten Morgen ſchicken ſie mir meine vierhändigen Noten durch einen Dienſtmann zurück. Die Damen wollen mich nicht berauben, ſie würden in der nächſten Zeit nicht zum Spielen kommen. Die dummen Gänſe! Oſtentativ hab ich ſie nicht gegrüßt, als ich ihnen heut begegnet bin.

Gräm dich nicht, Mutterl, ich bin doch glücklich mit der Anna. Die Leute werden ſich ſchon an die Sache gewöhnen. Wenn ich nur die Million hätt und gleich heiraten könnt! Aber vielleicht noch drei Jahr warten, das iſt das Zuwidere. Ich möcht ſie ſo gern aus dem Handſchuhladen nehmen, wo jeder Geck ſich von ihr bedienen laſſen kann. Da iſt ſolch ein langer Lackel, Alois heißt er, und Friſeurgehilf iſt er, der ſteckt die ganze Zeit, wo er eben nicht Locken brennt, im Laden bei ihr. Sie mag ihn in den Tod nicht leiden, aber wegſchicken, das geht nicht. Ich hab der Schweſter geſagt, die Anna müſſe aus dem Laden. Ja, wenn Sie ſie gleich heiraten können, recht gern, hat ſie geſagt.«

Der Oberſtaatsanwalt ſah finſter drein. Er dachte an die Qualen, die er damals gelitten, an den furchtbaren Zwieſpalt, der ihn zerriſſen hatte. Es waren nicht mehr viele Briefe da. Gott ſei Dank! Unruhig las er weiter:

»Mutterl, ich ſag Dir, jetzt wird's mir bald zu arg. Heut hat mich der Präſident noch einmal vorgenommen. Ich bin ordentlich mit ihm zuſammengeraten. Mit meiner Karriere wird's wohl aus ſein, ich werd vom Gericht fort müſſen. Liegt nichts dran. Die Spitzbuben ſollen ſich von wem anderen einſperren laſſen. Wüßt ich nur, was dann anfangen! Bis man ans Heiraten denken kann, dauert's überall lange. Aber ängſtige dich nicht, Mutterl! Es wird noch alles gut werden. Über all dem Ärger hätt ich beinah vergeſſen, Mutterl, ich hab gar kein Geld mehr, Du mußt mir ſchleunigſt ein paar Flörl ſchicken.«

Der Oberſtaatsanwalt hatte Mühe, den nächſten Brief zu entziffern; ſo undeutlich, augenſcheinlich in größter Aufregung hingeworfen war die Schrift.

»Sie ſollen mich nicht zum Äußerſten treiben! Ich bin keiner von denen, die ſich gehorſam ducken. Kann ich nicht in der Welt leben mit der Anna, nun, ſo muß ich eben hinaus aus der Welt. Die Anna geht ſchon mit. Ihr liegt auch nichts am Leben, wenn ſie es uns ſo verderben.«

Nur ein Brief lag noch vor dem Oberſtaatsanwalt. Er zögerte, ehe er ihn in die Hand nahm. Er wußte, dieſer Brief war nicht abgeſchickt worden. Die Mutter mochte ihn ſpäter zu den anderen getan haben. Endlich entfaltete er ihn.

»Liebe Mutter! Lies in den nächſten Tagen keine Zeitung, verſprich es mir! Und wenn Du nichts mehr von Deinem Sohn hörſt, laß es gut ſein. Die Anna und ich gehen zuſammen aus dem Leben. Sei doch nicht traurig deshalb, Mutterl! Was macht's denn, wenn ich ein wenig vorausgeh; wirſt mir ſchon nachkommen. Aber brauchſt dich nicht damit zu eilen. Ich hab Dir ſo viel Müh und Sorg gemacht, nun wirſt Du's ruhiger haben. ‚Mit beiden Füßen ſpring ich mit dir in den Tod hinein‘, hat die Anna geſtern geſagt. Es wär wohl beſſer, wir hätten uns nie getroffen; aber wir haben uns nun doch getroffen, da iſt nichts zu machen. Mit ihr kann ich nicht leben, ſie leiden's ja nicht, und ohne ſie will ich nicht leben. Leb wohl, mein einzig geliebtes Mutterl! Geh, wein doch nicht um den Sohn, der Dir Deine Liebe ſo wenig gedankt hat.«

Schon wollte der Oberſtaatsanwalt das Blatt ſinken laſſen; aber da ſtand ja noch etwas, ganz unten, ſo undeutlich, daß es kaum zu leſen war.

»Der Anna iſt es leid geworden. Sie mag noch nicht ſterben, und eigentlich hat ſie den Alois immer lieber gehabt wie mich. Sie ſind zuſammen fort, bis ich ruhiger bin. Auch gut! Aber erſt hab ich noch ein Wort mit ihnen zu ſprechen.«

Mit einem Blick, der nichts ſah von dem, was ihn umgab, aber um ſo mehr von dem, was einſt war, blickte der Oberſtaatsanwalt vor ſich hin. Dreißig Jahre korrekten, ſtreng im Gleiſe ſich bewegenden Beamtenlebens waren ſeitdem vergangen; ein jedes hatte eine Schicht Vergeſſenheit auf die Erlebniſſe von damals gelegt, ſo feſt und dicht, daß ſie für ihn begraben geweſen waren, und nun ſtanden ſie mit einem Male im klaren Tageslicht wieder vor ihm.

Er ſah ſich verſtört und bleich auf der kleinen Waldeslichtung der Donau-Aue auf die Geliebte warten, die nicht kam, ſah ſich nach ihrer Wohnung ſtürmen, um dort ſtatt ihrer das Brieflein zu finden, das ihm meldete, ſie ſei mit dem Alois fort. Er ſah ſich in toller, blinder Wut dem Paare nachjagen, dann wie er den beiden, die, um ſeinem Zorn auszuweichen, einen ausgiebigen Feiertagsausflug gemacht hatten, nach langem Suchen gegenüberſtand, den Revoler in der Hand, und wie bei dem jähen Entſetzen, das das Mädchen kreiſchend den ſchlotternden Geliebten umklammern ließ, ſeine Wut ſich in Ekel und Verachtung verkehrte und er den Revolver von ſich ſchleuderte. Er ſah, wie er, an Leib und Seele gebrochen, in ſeine Wohnung zurückkehrte, eben zur rechten Zeit, um von den Armen der Mutter aufgefangen zu werden, die die Beſorgnis um den Sohn hergetrieben hatte.

Sie hatte ihn von dem Fieber, das er ſich auf der tollen Jagd zugezogen, geſund gepflegt; aber als er das Bett verließ, war er ein anderer Menſch geworden. Die fröhliche Leichtherzigkeit, das argloſe Vertrauen, das kindliche Weſen waren für immer abgetan. Noch während ſeiner Krankheit war ſeine Verſetzung in ein oberöſterreichiſches Gebirgsſtädtchen erfolgt. In der namenloſen Öde dort hatte er ſich mit aller Macht auf das Studium geworfen. In kurzer Zeit machte er ſein letztes Rigoroſum, das ihm den Doktortitel brachte. Da er einmal mitten in der Arbeit war, ſchrieb er über juridiſche Streitfragen einige Abhandlungen, deren Veröffentlichung Aufſehen erregte. Als er nach ein paar Jahren nach Wien zurückkehrte, ging ihm der Ruf eines ungewöhnlich ſcharfen Denkers, eines gründlichen Kenners ſeines Faches und zugleich eines über ſeine Jahre hinaus ernſten und geſetzten, faſt pedantiſch gewiſſenhaften Beamten voraus, deſſen raſche Karriere zweifellos war.

Die beſten Häuſer öffneten ſich ihm, am freundlichſten das des Präſidenten, der inzwiſchen Oberpräſident geworden war. Er heiratete deſſen Tochter, die, ſchön und wohlerzogen, ihm die gewünſchte Million wenn auch nicht ganz, ſo doch in einem anſehnlichen Bruchteil zubrachte. Zwanzig Jahre hatte er in muſterhafter Ehe mit ihr gelebt und nach ihrem Tode ſeine trotz ihres Alters friſche und rege Mutter zur Leiterin des Hausweſens gemacht. Die Begabung ſeines einzigen Sohnes ſchien dieſen zu einem hervorragenden Gelehrten zu beſtimmen, und nun —

„Haſt du die Briefe geleſen“, fragte die Mutter, in das Zimmer tretend, „und haben ſie dich ein wenig nachſichtig gegen den armen Herbert geſtimmt?“

Der Oberſtaatsanwalt war zuſammengefahren, aber er hatte ſchnell wieder die Herrſchaft über ſich ſelbſt erlangt. „Das haben ſie durchaus nicht. Sie haben mir nur gezeigt, wie leicht ein junger Mann ſich zu törichten Streichen verführen läßt, und wie gut es iſt, ihm entſchieden entgegenzutreten. Es wird nicht lange dauern, ſo hat Herbert ſich die Sache aus dem Kopf geſchlagen, wie ich es damals tat.“

Die Mutter legte die Hand leicht auf den oberſten Brief, der auf dem Tiſche lag. „Es hätte auch anders kommen können“, ſagte ſie leiſe.

Der Oberſtaatsanwalt war aufgeſtanden. Sein Blick ging über die Mutter hinweg in die Ferne. War er das ſelbſt, oder war es ſein Sohn, der dort an dem abgelegenen Waldwinkel die Waffe gegen ſich und die Geliebte kehrte, um mit ihr zu ſterben, da er nicht mit ihr leben durfte?

Er ging haſtig im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor der Mutter ſtehen und ſagte mit einer Stimme, die ihm ſelber fremd klang: „Sag' dem Jungen, der vermutlich vor der Tür ſteht und auf dich wartet, wenn er übers Jahr noch denkt wie heute und ſeine kleine Lehrerin auch, ſo ſoll er ſie mir zuführen dürfen.“

Mit einem frohen Ausruf wollte die Mutter aus dem Zimmer eilen; ſie mußte ſich nur erſt mit ihrem Tüchlein über die feucht gewordenen Augen fahren. Da fühlte ſie plötzlich ihr Geſicht in die beiden Hände des Sohnes genommen. „Biſt doch das allerbeſte Mutterl“, flüſterte er, ſie herzlich auf den Mund küſſend.

Und als ſie, bewegt über das ſo lange nicht von ihm gehörte Wort unter Tränen zu ihm aufblickte, beugte er ſich mit dem alten, lieben Lächeln von einſt zu ihrem Ohr und flüſterte: „Haſt du nicht ein paar Flörl für mich, Mutterl?“

Im Morgennebel.

Skizze von Frida Schanz.

Die Gläſer erklangen mit gellendem Klange.
Durchs liebliche Weindorf am Rebenberghange
Scholl lautes Gelächter bezechter Studioſen.

Der Wein und der Rhein waren ſchuld an dem Toſen.
Der Strom tat ſo jauchzend mit Blitzen und Blinken,
Und es troffen die Keltern und mahnten zum Trinken.
Was dem Strom noch fehlte an Ungeduld,
Das tat der flammende Wein.
Ja, der Wein und der Rhein waren ſchuld
Und der Herbſt mit dem goldigen Schein! —

Im Wein lag's wie glühende, zündende Funken.
Und es war ein Herbſt mit Prangen und Prunken,
Mit quellfriſcher Luft und ſtrotzenden Trauben
Und goldgelben Wäldern und blutroten Lauben,
Luſtig, froh, zum Verſtandverlieren,
Geſchaffen zum Wandern und Randalieren.

Kein Ende fanden die fröhlichen Zecher.
Und die Mondnacht ſchwang hoch ihren ſilbernen Becher,
Es rann ſilberner Tau über Blätter und Gräſer,
Und immer und immer noch klangen die Gläſer.

Noble Couleur war's, meiſt adliges Blut,
Und mancher ſah aus, als ſei er zu gut
Für das wilde Pauken und wüſte Schwärmen,
Das tolle Schreien und Lachen und Lärmen.
Denn es war nicht die Luſt, die das Leben verklärt,
Nicht der Frohſinn, an dem das Alter noch zehrt
Bei der Erinnerung leuchtenden Lichtern —
Es ſprachen aus den erhitzten Geſichtern
Ganze Monde, wo man nur Jux ſtudiert,
Ganze Wochen, wo nur der Rauſch regiert.

Als die Herren Studioſen Arm in Arm
Aufbrachen, als ſich der laute Schwarm
Auf die Straße ergoß aus der Schenkenpforte,
Krähte der Hahn ſchon im kleinen Orte.
Es war dunkel. Der Nebel rann grau und dicht.
Nur hier und da warf ein Lampenlicht
Von den Giebelfenſtern der Häuslein her
Seinen ſchwachen Glanzring ins Nebelmeer.

Da begann ein luſtiges Lachen und Toben:
„Die Mägde ſtehn auf in den Magdkammern droben.
Das wär noch ein Ulk! Was meint ihr? Nicht zieren!
Aufklettern an den Rebenſpalieren,
Zuſchaun dem ſchmucken rheiniſchen Blut!“ — —

Keinen Halt mehr kannte der Übermut,
Keine Grenzen mehr kannte das Witzgefunkel.
Vor dem kleinſten Hauſe im halben Dunkel
Stand randalierend das ganze Korps,
Und ein blutjunges Gräflein ſtieg keck empor.

Er trat auf die Sproſſen, ſchwindelnd vom Wein,
Und er lachte hinauf nach dem blinkenden Schein.
Doch dann ließ er plötzlich das Lachen bleiben — —

Keine Dirne ſchlief hinter den winzigen Scheiben.
Die matt erleuchtete Kammer barg
Ein altes Weiblein im Tannenſarg.
Das Sterbegewand, das linnene, bleiche,
Floß ſteif um die hagere, ernſte Leiche.
Grüner Rosmarin lag um die Truhe her.
Sonſt die Kammer voll Armut, kahl, faſt leer.

Gar bleich lag die Frau, wie zu Marmor erkaltet,
Die Füße geſtreckt, die Hände gefaltet,
Genarbt, wie von Mühſal, von täglicher, ſchwerer,
Doch im runzligen Antlitz den Frieden derer,
Die gerungen mit Fleiß, die gelitten in Ehren,
Die nach ängſtlichem Rechttun, nach hartem Entbehren
Wie mit heiligem Recht den Himmel erwarten
Als ſchönen Lilien- und Roſengarten.

Der Tod! Der Tod! Er mahnt doch gar eigen.
Der Studioſus winkte den andern, zu ſchweigen.
Er war plötzlich nüchtern und blickte klar
Und ſah mehr, als im Stübchen zu ſehen war.
Er blickte erwacht auf die trunknen Genoſſen
Und ſprang dann hernieder wie kräftig entſchloſſen.
Er ſprach nicht, wie ſehr ihn die andern baten.

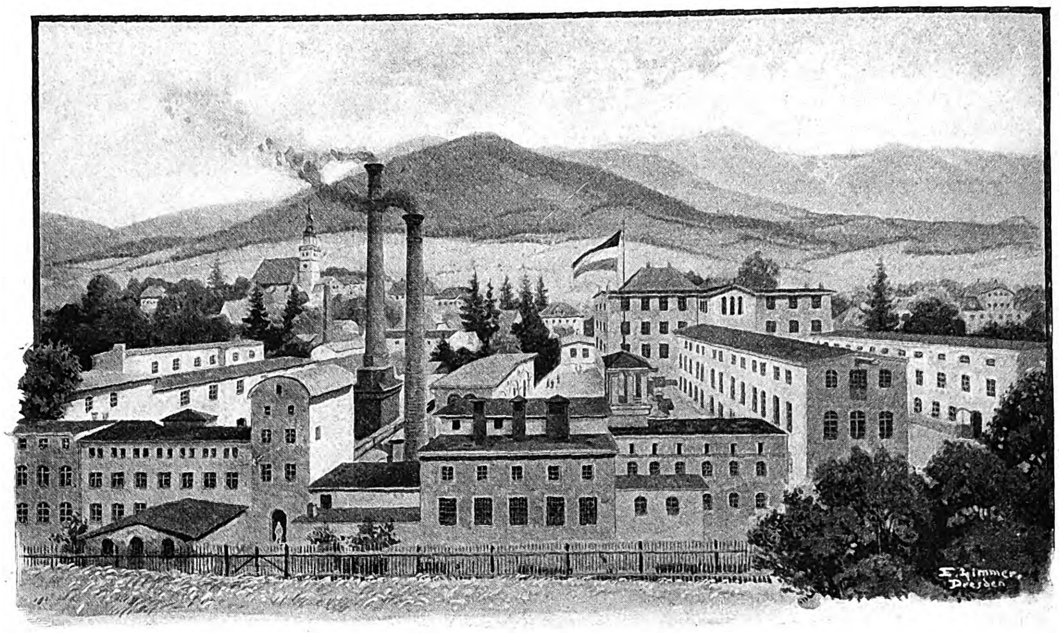
Der Scherz war mißglückt, der Ulk war mißraten.
Wie die Freunde lärmten voll Ungeduld —
Er ſann ſchweigend in ſich hinein.
Heiß brannte ſein Blick. Nicht der Wein war ſchuld,
Nein, die Tote im engen Schrein!

Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.

Der Schmiedeberger handgeknüpfte Smyrna-Teppich und ſeine Herſtellung.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrſchte unter den Webern des Rieſengebirges ein arger Notſtand, hervorgerufen durch die geringe Nachfrage nach den auf Handſtühlen gefertigten Leinen, deren Herſtellung bis dahin den Webern ein beſcheidenes Auskommen geſtattete, die aber nach und nach durch die mechaniſch hergeſtellte billigere Ware verdrängt wurden.

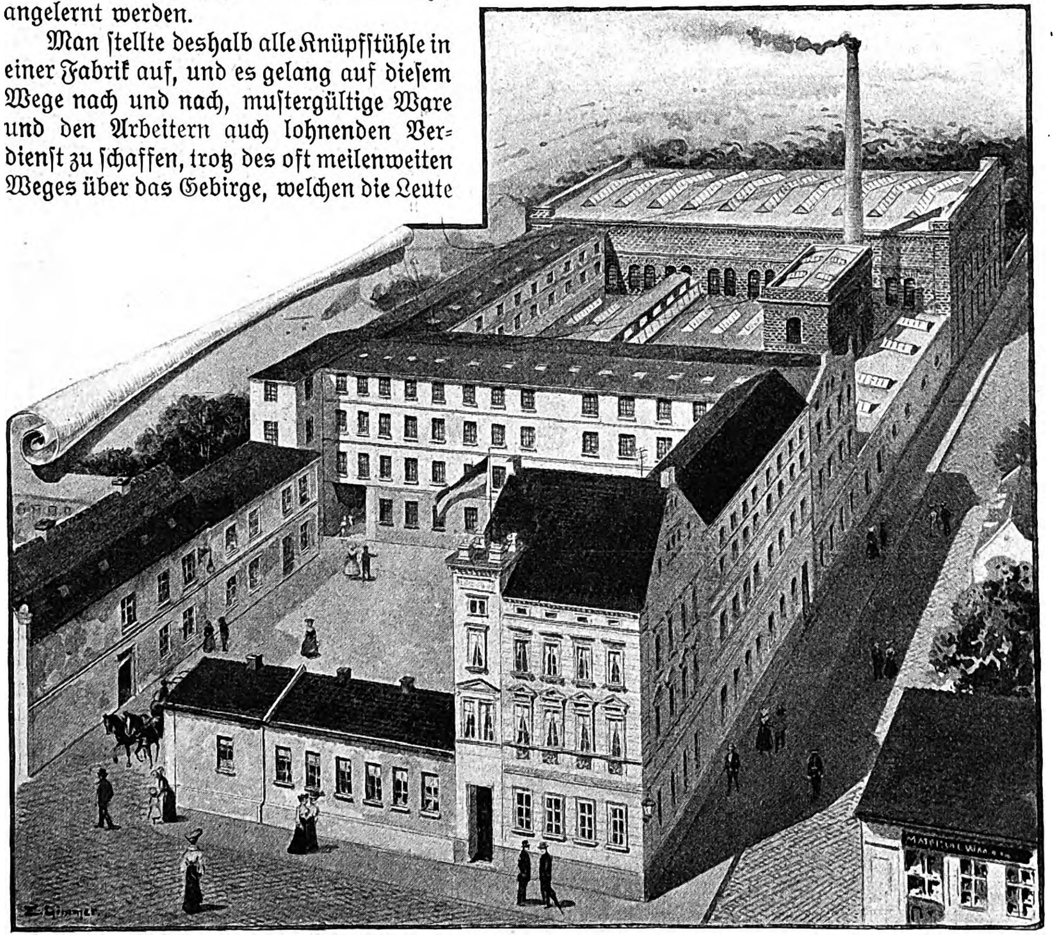
Die Preußiſche Regierung bot alles auf, um den Webern andere lohnende Beſchäftigung zu verſchaffen, und ſo wurden auch, auf Anregung der nach dem Orient Tuche exportierenden Firma Gevers & Schmidt in Görlitz, Weber nach Kleinaſien geſandt, um dort die orientaliſche Knüpfteppichtechnik zu erlernen.


E. Zimmer, Dresden.

Fabrik in Schmiedeberg im Rieſengebirge.

Zunächſt wurde dieſe Fabrikation, wie im Orient, als Hausinduſtrie eingerichtet, doch ſtellte es ſich bald heraus, daß ohne fortlaufende Beaufſichtigung ein gutes, dem orientaliſchen Produkt ebenbürtiges Fabrikat nicht zu erreichen war, was ja auch leicht erklärlich iſt, wenn man berückſichtigt, daß im Orient die betreffenden Arbeiterfamilien ſeit Jahrhunderten als Hauptbeſchäftigung die Teppichknüpferei betreiben und ſchon von früheſter Kindheit an dazu angelernt werden.

Man ſtellte deshalb alle Knüpfſtühle in einer Fabrik auf, und es gelang auf dieſem Wege nach und nach, muſtergültige Ware und den Arbeitern auch lohnenden Verdienſt zu ſchaffen, trotz des oft meilenweiten Weges über das Gebirge, welchen die Leute zurückzulegen hatten, um zur Fabrik zu gelangen.

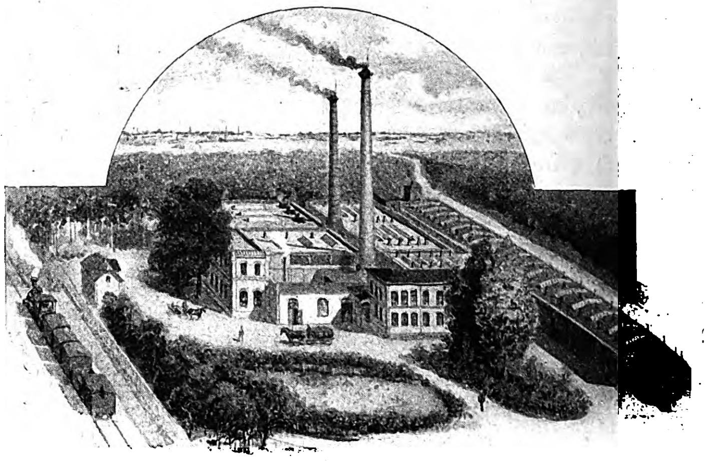


Fabrik in Kottbus.

Waren nun auch in den erſten Jahren große Schwierigkeiten zu bewältigen, um Abſatz für das fertige Produkt zu finden, da der heute in den Wohnungen herrſchende Komfort und Luxus namentlich in Deutſchland noch nicht vorhanden war, ſo fand doch allmählich die Vorzüglichkeit der Ausführungen hinſichtlich Muſterung und Qualität ſo viel Anerkennung, und zwar nicht nur im Inland, ſondern auch im Ausland, ſpeziell in Amerika, England und Frankreich, daß die vorhandene eine Fabrik nicht mehr in der Lage war, allen Anforderungen der Nachfrage zu genügen. Es entſtand ſchnell nacheinander eine Reihe von Konkurrenzfabriken, die anfänglich ebenfalls leichten Abſatz für ihre Produkte fanden, nach und nach aber zu einer ſo ſtarken Überproduktion führten, daß Abhilfe geboten erſchien und vor nunmehr neun Jahren ſich die größeren Fabriken in Form einer Aktiengeſellſchaft unter der Firma Vereinigte Smyrna-Teppich-Fabriken A.-G. vereinigten. Durch dieſe Vereinigung und die damit erzielten Erſparniſſe an Regie-, Muſter-, Reiſeſpeſen uſw. wurde wieder eine geſunde Grundlage geſchaffen, um die altbewährten Qualitäten unverändert weiter fabrizieren und gleichzeitig in der Ausmuſterung allen Anforderungen genügen zu können.

Heute hat ſich der deutſche Knüpfteppich ein großes Terrain dadurch erobert, daß die Technik desſelben es ermöglicht, ihn nicht nur in allen gewünſchten Größen, bis zu 12 m Breite und beliebiger Länge, ſondern auch in allen möglichen regelmäßigen und unregelmäßigen Formen herzuſtellen. Ferner läßt er ſich ohne beſondere Schwierigkeiten in Muſterung und Farben den betreffenden Räumen anpaſſen, wodurch es ermöglicht wird, auch höchſten künſtleriſchen Anſprüchen bei der immerhin ſchwierigen Aufgabe zu entſprechen, in einem Raum Tapete, Stoff und Teppich in Harmonie zu bringen.

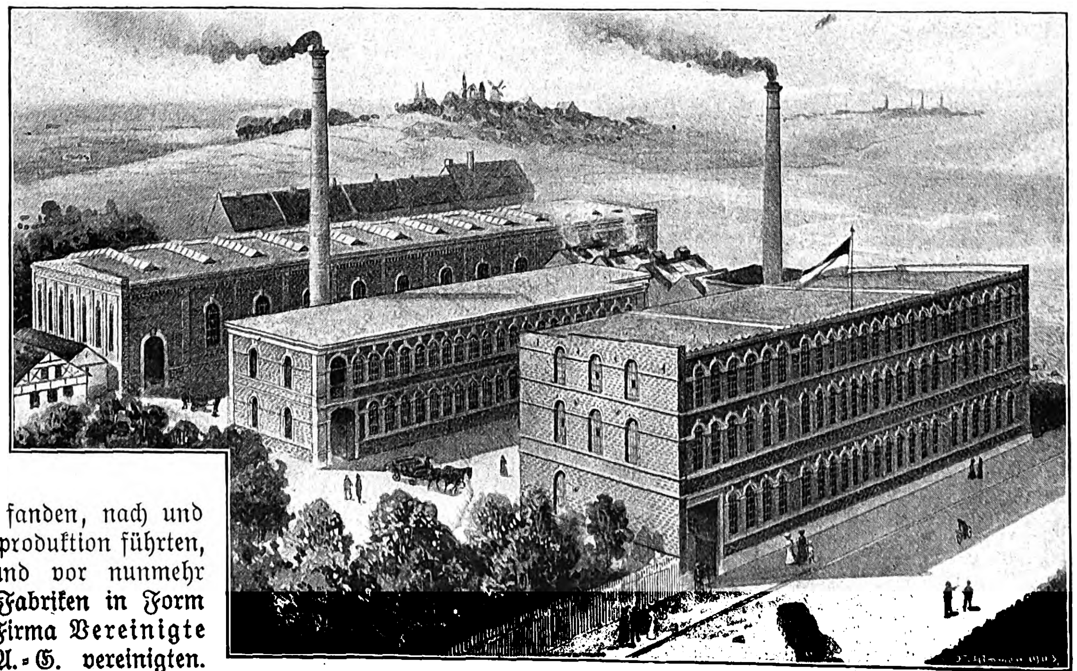
Ein Gang durch die Fabrik in Schmiedeberg im Rieſengebirge führt uns zunächſt in die Wollläger, in denen wir große Mengen der verſchiedenſten Wollen aufgeſpeichert finden, darunter auch viele, deren Benennung ſie uns als orientaliſchen Urſprungs kenntlich macht. Wir ſehen, wie dieſelben unter fachkundiger Leitung für die einzelnen Qualitäten ſortiert werden und dann in die Wollwäſchereien gelangen, um dort in vorſichtigſter Weiſe durch Waſchen und Spülen von Schmutz und Fettteilen befreit zu werden. Nachdem die Wolle dann künſtlich getrocknet worden iſt, kommt ſie in die Spinnerei, in der durch den ſog. Wolf die Vlieſe zunächſt zerteilt und darauf durch höchſt ſinnreich konſtruierte Maſchinen zu Garn verſponnen werden. Beſonders auffällig iſt bei dieſem Prozeß die große Rückſicht, welche man darauf nimmt, die Wollfaſer nicht zu zerreißen, ſondern nur zu ſtrecken, um ein recht widerſtandsfähiges haltbares Garn zu erzielen. Unſer Weg führt uns nun in Räume, die wir möglichſt ſchnell paſſieren, das iſt die Färberei; wir ſehen nur flüchtig, wie es in Holzbottichen aller möglichen Größen kocht und dampft, und beneiden die Leute gewiß nicht, die in dieſem Raum zu arbeiten haben, obwohl ſie alle ſehr geſund und zufrieden ausſehen; wir beeilen uns, in das Muſterzimmer zu gelangen, wo wir die Färbermeiſter mit kritiſchen Augen die Ausfärbungen mit den vorgeſchriebenen Nuancen vergleichen ſehen. In der Unterhaltung klagen uns die Meiſter ihr Leid, wie ſchwierig es ſei, nach Stoffproben von Seide, Wolle, Baumwolle uſw., die ſo ziemlich aus der ganzen Welt hier zuſammenſtrömen, die Farben wiederzugeben, da ſolche oft mit ganz anderen, ihnen unbekannten Farbſtoffen gefärbt ſind und man außerdem heut auch möglichſte Gleichheit des Farbeneffekts bei Tages- und künſtlichem Licht verlangt.



Färberei- und Spinnerei-Anlage in Kottbus.

Weitergehend kommen wir in angenehme, luftige Räume, die Zeichenſäle der Fabrik, wo wir Damen und Herren mit der Herſtellung der Werkzeichnungen beſchäftigt ſehen, nach denen die Knüpferinnen dann zu arbeiten haben. Da für jede beſondere Form und Größe eines Teppichs eine Extrawerkzeichnung gefertigt werden muß, in welcher jede Schlinge des Teppichs durch einen farbigen Punkt angegeben iſt, ſo iſt es uns erklärlich, daß außer dem Hauptatelier, welches ſich in Berlin befindet, auch jede der Fabriken ein eigenes großes Atelier haben muß.

Große, helle Säle, in die wir nun geführt werden, beherbergen die Lager der gefärbten Garne. Künſtleriſch gebildete Herren ſind hier beſchäftigt, die Farben für die einzelnen Teppiche geſchmackvoll zuſammenzuſtellen, bei der Reichhaltigkeit der Sortimente, in denen jede Farbe in hunderten von Abſtufungen vorhanden iſt,



Fabrik in Linden vor Hannover.

eine anſcheinend leichte, in Wirklichkeit aber äußerſt ſchwierige Arbeit, da ein falſch gewählter Ton die ganze Wirkung des Teppichs verderben kann.

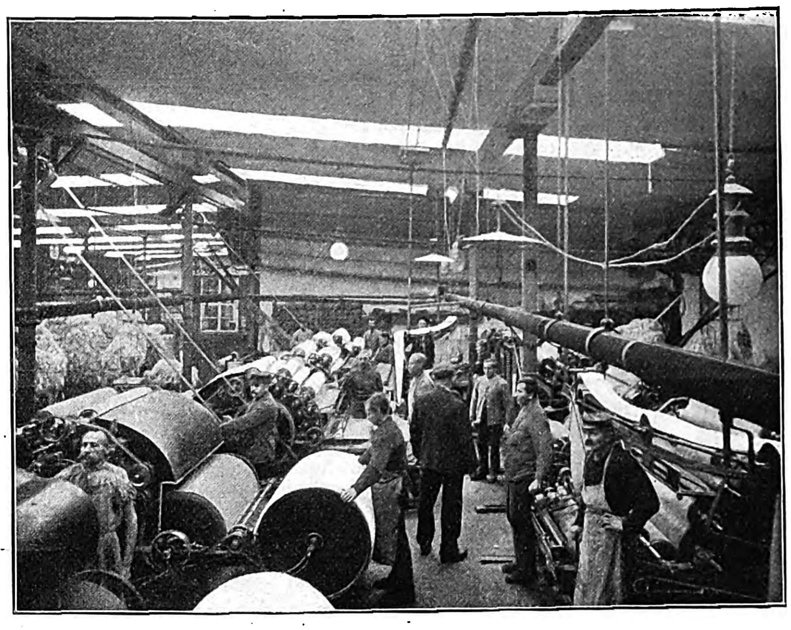
Während in den bisher durchſchrittenen Räumen jeder mehr oder weniger ſchweigſam ſeine Obliegenheiten erfüllte, ſchallt uns beim Eintritt in die Knüpfſäle Geplauder und fröhlicher Geſang entgegen; wir ſehen aber, daß darunter die Arbeit nicht leidet, ſondern daß in jedem Saal hunderte geſchickter Mädchenhände emſig in Tätigkeit ſind. Je nach Breite der Knüpfſtühle, von 1—12 m, ſitzen bis zu 15 Mädchen an einem Stuhl und knüpfen nach den am Stuhl befeſtigten Werkzeichnungen aus bereits geſchnittenen Wollfäden, die ſie dazu beſtimmten Käſten entnehmen, die Schlingen in die aufgeſpannte Kette ein. Die geübteſten Knüpferinnen arbeiten bis zu 12000 Schlingen an einem Tag. Iſt eine Reihe vollendet, ſo wird die Bindung durch Schußfäden hergeſtellt, welche mit handförmigen Klopfeiſen feſtgeſchlagen werden. Die Technik des Knüpfens iſt noch immer dieſelbe, wie ſie ſeit Jahrtauſenden im Orient geübt wird. Die moderne Fabrikation hat einen gleichwertigen Erſatz für das Knüpfverfahren noch nicht hervorbringen können; dagegen ſind die Spinnerei und Färberei durch fortlaufende Verbeſſerungen den primitiven älteren Verfahren weit überlegen.

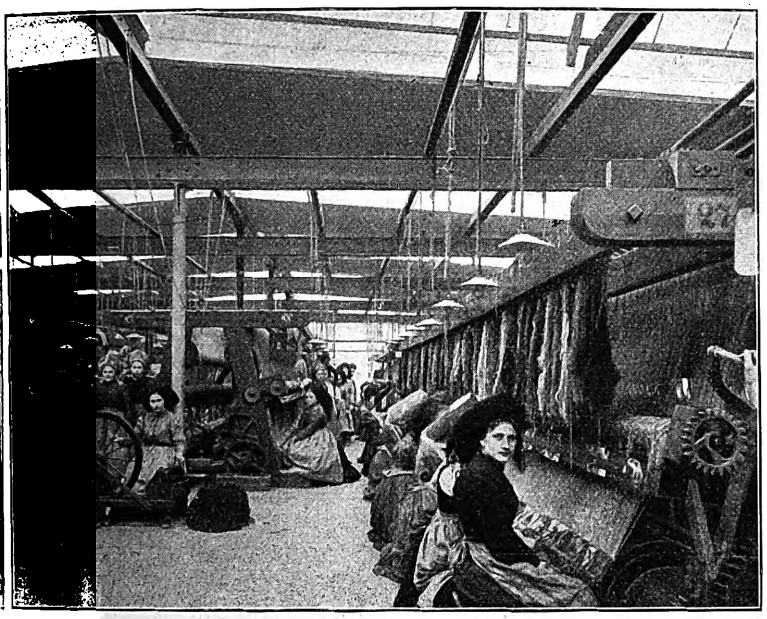
Beim Durchwandern dieſer Säle zeigt ſchon ein flüchtiger Blick den großen Unterſchied der in Arbeit befindlichen Qualitäten, welche ſich nicht nur durch dichtere oder loſere Einſtellung der Schlingen, ſondern auch durch das zur Verarbeitung kommende Wollmaterial unterſcheiden, und es wird uns hierbei die Gewißheit, daß der beſſere, höher im Preiſe ſtehende Teppich eigentlich doch der billigere iſt.

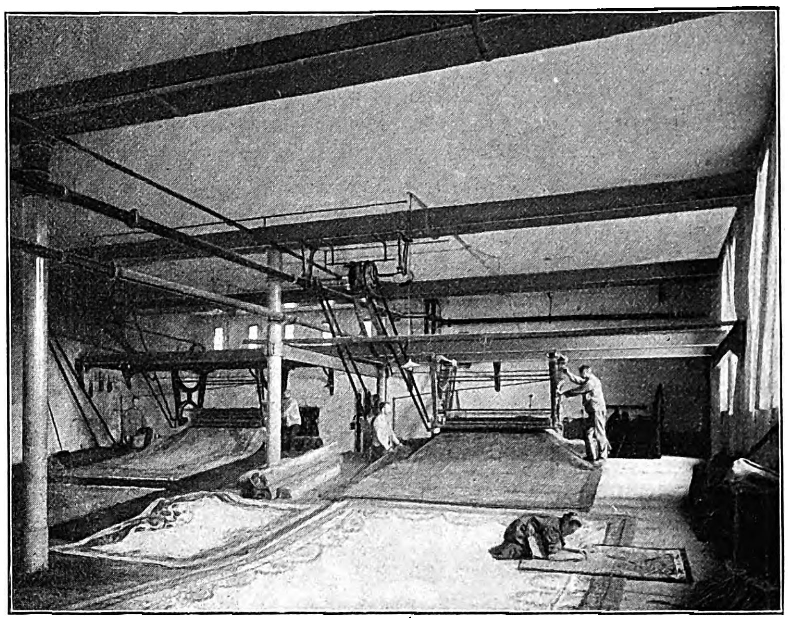
Am Schluß unſerer Wanderung gelangen wir in die Schererei und den Packſaal der Fabrik; hier werden die Teppiche zunächſt tüchtig geklopft und dann, um ihnen eine recht glatte Oberfläche zu geben, durch Maſchinen geſchoren; ferner ſehen wir ältere Frauen damit beſchäftigt, die unvermeidlichen Knüpffehler zu beſeitigen.

Schon an den in dieſem Saal zur Zeit in Bearbeitung befindlichen Teppichen zeigt es ſich, welche enormen Anforderungen an die Fabriken bezüglich der Muſterung geſtellt werden; wir finden nicht nur die verſchiedenſten Farben vom zarteſten Lila bis zum kräftigſten Rot und Grün vertreten, ſondern auch die verſchiedenſten Stilarten; alttürkiſche Smyrna, Renaiſſance, Gotiſch, Rokoko, Empire, Modern, zeigen die Verſchiedenheit des Geſchmacks der Beſteller, wie die mannigfaltige Verwendung des Fabrikates. Das Hauptintereſſe konzentrierte ſich zurzeit auf einen ſog. Rieſenteppich für den Königl. Sächſiſchen Hof. Derſelbe war nach vorgeſchriebenen Motiven im ſtreng umriſſenen japaniſchen Stil gehalten und zeigte auf rotem Grund eine aus Drachenfiguren gebildete Borde und Mittelſtück. Die Geſamtwirkung dieſes Teppichs war eine vorzügliche und bewies, daß der Weltruf des Schmiedeberger Teppichs ein berechtigter iſt.

Spinnerei.


Spinnerei.


Teppichknüpferei.


Teppich-Schermaſchinen.

Sektbereitung.

(Fortſetzung.)

Die Kellerbehandlung des Weines bei der Firma Chr. Adt. Kupferberg & Co., Mainz erfolgt in dem großen Faßweinkeller, worin etwa 12000 Hektoliter Wein in Fäſſern verſchiedener Größe aufgenommen werden. Hier wird der „Verſchnitt“ (Cuvée) zuſammengeſtellt, eine der wichtigſten Arbeiten der Sektinduſtrie, da in dem Verſchnitt ſchon alle jene Eigenſchaften vorhanden ſein müſſen, welche ſpäter die betreffende Sektmarke auszeichnen. Für jede Sektmarke muß eine beſondere Miſchung verſchiedenartiger Weine hergeſtellt werden, und es gehört ſichere Probe, ſowie reiche Erfahrung dazu, das Rechte bei dieſen Verſchnitten zu treffen. Aus der harmoniſchen Vereinigung ſorgfältig ausgewählter, eigengearteter Weine entſteht die Marke „Kupferberg Gold“. Dieſe Miſchung wird nun auf denjenigen Zuckergehalt gebracht, der nötig iſt, um die im fertigen Sekt perlende Kohlenſäure zu erzeugen. Dies geſchieht in dem Rieſenfaß „100000 Liter Kupferberg Gold“, das für den Jahresbedarf nicht weniger als fünfzehnmal mit einem Ergebnis von 2000000 Flaſchen gefüllt werden muß.

Sobald der Verſchnitt abfüllfertig iſt, heißt es ſich rühren, denn der in genau beſtimmter Menge vorhandene Zucker ſoll erſt in der Flaſche vergären, um die verlangte Kohlenſäure zu erzeugen und zu bewahren. Von Anfang April bis Auguſt jeden Jahres werden die Flaſchen abgefüllt, und zwar durchſchnittlich 12000 Flaſchen pro Tag (die größte Tagesleiſtung aller deutſchen Sektkellereien). Die vollen, mit guten Korken und eiſernen Bügeln feſt verſchloſſenen Flaſchen wandern dann in die Gärräume, wo ſie in großen Stößen aufgeſtapelt werden. Hier beginnt nun die überaus wichtige Flaſchengärung; aus dem Zucker entſteht dabei Alkohol und Kohlenſäure, letztere in reichlicher Menge. Der Druck in den Flaſchen ſteigt bei dieſer Gärung bis zu 6 Atmoſphären; Flaſchen „mit ſchwacher Bruſt“ vermögen dieſen Druck nicht auszuhalten; ſie zerſpringen und ihr Inhalt iſt unrettbar verloren. Die Flaſchengärung muß deshalb ſehr ſorgfältig überwacht werden, damit nicht zu viel Bruch entſteht.

Während der Gärung hat die Hefe in der horizontal liegenden Flaſche ſich vermehrt, allmählich abgeſetzt und ſoll nun auf den Stopfen geſammelt werden. Zu dieſem Zwecke werden die Flaſchen auf durchlöcherte, ſchräg ſtehende Pulte gebracht, woſelbſt ſie von geſchickten Arbeitern in eine raſche zitternde Bewegung verſetzt werden. Dieſe Manipulation wiederholt ſich täglich ſo lange, bis alle trüben Beſtandteile auf dem Korke angelangt ſind. Immer den Stopfen nach unten gekehrt, gelangt die Flaſche zur Entkorkung. Der eiſerne, den Kork auf der Mündung feſthaltende Bügel wird gelöſt, und mit lautem Knall ſchleudert der Druck der Kohlenſäure den Pfropfen nebſt der daran haftenden Hefe aus der Flaſche heraus. Was dabei an Flüſſigkeit in einer Flaſche verloren gegangen iſt, wird durch Auffüllen aus einer anderen Flaſche gleichen Inhalts erſetzt. Darauf wird die ſogenannte Doſierung vorgenommen, d. h. der Sekt wird mittels einer Löſung des feinſten und reinſten Rohrzuckers in Wein auf den gewünſchten Süßigkeitsgrad (ſüß, trocken und ſehr trocken) gebracht. Schließlich wird die Flaſche mit dem Verſandſtopfen von der denkbar beſten Qualität verſchloſſen und dieſer mittels eines Stahlhelmes maſchinell feſtgepreßt.

Noch aber iſt das Ziel nicht erreicht. Es bedarf noch einiger Monate Ruhe, um den Sekt verſandtfähig zu geſtalten. Auch dieſe Zeit geht vorüber, und, von ſchönen Gewändern und ſchützenden Hüllen umſchloſſen, betreten die Flaſchen nun die Welt, dazu beſtimmt, bei Feſtlichkeiten jeder Art oder im Kreiſe fröhlicher Zecher den ſchönſten Labetrunk zu kredenzen.

Nur ausgereifter, abgelagerter Sekt kommt aus dem Hauſe Kupferberg in den Handel. Nahezu 200 Leute müſſen ſich täglich regen mit Kopf und Hand, damit die große Arbeit bewältigt werde. Man ſieht es der fertigen Flaſche Kupferberg Gold, wenn ſie ſo ſchmuck daſteht, nicht an, wie unendlich viel Mühe ſie erforderte, und durch wie viele Hände ſie wandern mußte, bis ſie ſchließlich jenen Ehrenplatz auf der Tafel einnehmen kann, den der deutſche Sekt ſich jetzt und für alle Zeiten erobert hat, insbeſondere aber „Kupferberg Gold“.

Das Manöver auf dem Spieltisch ist REX das neueste Brettspiel. In einigen Minuten zu erlernen. REX Überall erhältlich. Rexverlag Berlin 16. Köpenickerstr. 31 B. REX (1291)

Neue Erſcheinungen des deutſchen Buchhandels für die Leſer der „Illuſtrirten Zeitung“ zuſammengeſtellt.

Eufemia von Adlersfeld-Balleſtrem, Trix. Roman. (Philipp Reclam jr., Leipzig.) ℳ 4.—.

Bericht über die V. Generalverſammlung des Rheiniſchen Vereins zur Förderung des Arbeiterwohnungsweſens. (Friedrich Wolfrum, Düſſeldorf.) ℳ 1.20.

John Stuart Blackie, Selbſterziehung. Ein Wegweiſer für die reifere Jugend. Deutſche, autoriſierte Ausgabe von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. 3. Auflage. — Webers Illuſtrierte Katechismen Band 245. — (J. J. Weber, Leipzig.) ℳ 2.—.

Karl Bleibtreu, Spichern. Novelliſtiſche Schlachtenſchilderung. Illuſtriert von Chr. Speyer. (Karl Krabbe, Stuttgart.) ℳ 1.—.

Emil du Bois-Reymond, Über die Grenzen des Naturerkennens. — Die ſieben Welträtſel. Zwei Vorträge. 5. Aufl. (Veit & Co., Leipzig.) ℳ 2.—.

Wilhelm Bölſche, Aus der Schneegrube. Gedanken zur Naturforſchung. (Karl Reißner, Dresden.) ℳ 7.50.

Das Buch der Selbſt-Schneiderei. Praktiſche Anleitung zum Gebrauch für Jedermann von Brigitta Hochfelden und Marie Niedner. Mit 339 Abbildungen im Text. (Verlag der „Deutſchen Moden-Zeitung“, A. Polich, Leipzig.) ℳ 2.—.

Carmen-Sylva, In der Lunca. Rumäniſche Idylle. (W. Wunderling, Regensburg.) ℳ 4.50.

Dr. A. Combe, Die Nervoſität des Kindes. Vier Vorträge. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Dr. H. Faltin. 2. Auflage. (Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.) ℳ 2.50.

Dr. Benno Diederich, Von Geſpenſtergeſchichten, ihrer Technik und ihrer Litteratur. (Schmidt & Spring, Leipzig.) ℳ 5.—.

Eifelkarte ſowie der angrenzenden Gebiete vom Hunsrück-Hochwald und Luxemburg. Nach den neueſten Quellen bearbeitet von Joh. Ludw. Algermiſſen. (Heinrich Stephanus, Trier a. M.) ℳ 1.50.

Dr. Otto Goldberg, Die Handelswiſſenſchaft auf volkswirtſchaftlich-rechtlicher Grundlage. 7., vollſtändig neu bearbeitete Auflage. — Webers Illuſtrierte Katechismen Band 13 (J. J. Weber, Leipzig.) ℳ 3.—.

Ed. Heyck, Hans von Bartels. Mit Bildnis, 104 Abbildg. im Text und 10 farbigen Einſchaltbildern. — Band 67 der Künſtler-Monographien, herausgegeben von H. Knackfuß. (Velhagen & Klaſing, Bielefeld.) ℳ 4.—.

Herders Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Th. Matthias. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe in 5 Bänden. I. Kritiſches. II. Volkslieder. III. Theologiſches. IV. Ideen. V. Dichtungen (Bibliographiſches Inſtitut, Leipzig.) ℳ 10.—.

Richard Hofmann, Die Muſikinſtrumente, ihre Beſchreibung und Verwendung. 6. Auflage. Mit 205 in den Text gedruckten Abbildungen und zahlreichen Notenbeiſpielen. — Webers Illuſtrierte Katechismen Band 47. (J. J. Weber, Leipzig.) ℳ 4.—.

Hübners Geographiſch-ſtatiſtiſche Tabellen aller Länder der Erde. Ausgabe 1903. (Heinrich Keller, Frankfurt a. M.) ℳ 1.50.

Wilhem Jenſen, Unter heißerer Sonne. Novelle. 2. Aufl. (George Weſtermann, Braunſchweig.) ℳ 3.—.

Kalender und ſtatiſtiſches Jahrbuch für das Königreich Sachſen auf das Jahr 1904. Herausgegeben vom Statiſtiſchen Bureau des Kgl. Sächſ. Miniſteriums des Innern. (C. Heinrich, Dresden.) ℳ 1.—.

Dr. Georg Kampffmeyer, Marokko. Mit einer Kartenbeilage. (Gebauer-Schwetſchke, Halle a. S.) ℳ 2.20.

Des Schiffers Sicherheitsmaßregel.

Wenn ein Kauffahrteiſchiff Waren nach fremden Ländern trägt, wird ein Ladeſchein ausgefertigt, auf dem die Ware deklariert iſt und auf dem ſich die Klauſel „auf Gefahr des Eigentümers“ befindet. Dies bedeutet, daß das Schiff nicht für Verluſt oder Schaden aufzukommen hat und daß der Eigentümer der Ware das Riſiko übernimmt.

Gute Geſundheit iſt das größte Gut, das jemand beſitzen kann, und auch dafür muß der Eigentümer jederzeit das Riſiko übernehmen. Niemand anders kann dafür aufkommen, wir müſſen Schaden und Verluſt ſelbſt fernzuhalten ſuchen. Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel zur Erreichung dieſes Zweckes iſt Scotts Emulſion, die ſich ſeit 30 Jahren als ein vortreffliches Kräftigungsmittel bewährt hat und die in Fällen von Anämie, Bronchitis, Keuchhuſten, ſowie Maſern, Rheumatismus und Skrofeln regelmäßig eine Wendung zur Beſſerung herbeiführt.

Scotts Emulſion bietet zur Erlangung und Erhaltung von Geſundheit die folgenden Sicherheitsmaßregeln, nämlich: Medizinal-Lebertran, ſowie Kalk- und Natron-Hypophosphite und Glyzerin, die bekannten und von der Medizin ſo geſchätzten Mittel zur Beſchaffung von geſundem Blut, geſunden Knochen und einem geſunden Körper, ſie wirken ſtets raſch und dabei zuverläſſig.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glyzerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Öl je 2 Tropfen. (1306)

BESTE ZAHN-CRÊME
60 Pf.
KALODONT
erhält die Zähne rein, weiss u gesund.
(1458)

VOR GEBRAUCH.

NACH GEBRAUCH.
Wirkung durch Charis ärztl. geprüft Patent in Österreich u. and. Staat.

„Charis“ Deutsch. Reichspat. 131122 bes. Falten, Runzeln, eckige, häßliche Gesichts- und Nasenform, unschöne Züge. Dauernd. Erfolg gar. N. Aussage w. Kunden a. b. Kopfschmerz u. Schlaflosigkeit vorz. bewährt. Orthop. Anwendg. z. Hause. „Sei gegrüßt“! Deutsch. Reichspat. 143308, macht d. Teint natürlich rosig zart. Prosp. g. Porto. Frau Schwenkler, Berlin W. 5, Potsdamerstr. 86 B.

Königl. Sächſ. Landes-Lotterie.
Hauptziehung: 2.—23. Novbr. a. c., 36000 Gewinne, höchſter Gewinn event. 800000 Mk., Prämie 300000 Mk., 4 Gewinne à 500000, 200000, 150000, 100000 Mk. u. ſ. w.
Loſe: $^1/_1$ à Mk. 250.—, $^1/_2$ à Mk. 125.—, $^1/_5$ à Mk. 50.—, $^1/_{10}$ à Mk. 25.— empfiehlt
Kollektion Paul Lucas, Leipzig,
Plauenſcher Platz 61, Ecke Halleſche Straße.
(1416)

Hauptklaſſe 144. Königl. Sächſ. Lotterie
vom 2. bis 23. November. (1354)
Höchſter Gewinn eventuell Mk. 800,000. Loſe $^1/_1$ à Mk. 250.—, $^1/_2$ à Mk. 125.—, $^1/_5$ à Mk. 50.—, $^1/_{10}$ à Mk. 25.— empfiehlt die K. S. Lotterie-Kollektion von
George Meyer in Leipzig, Neumarkt 40.

Loſe zur 144. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie
mit Haupttreffern von 500000, 300000, 200000, 150000, 100000, 60000, 3×50000, 3×40000, 4×30000, 7×20000 ꝛc. ꝛc., event. 800000 Mark. — Hauptziehung: 2. bis 23. Novbr. 1903. — Ganze 250.—, Halbe 125.—, Fünftel 50 Mark u. eine Mark zu jedem Auftrage für Porto u. Liſte zur Verrechnung — Pläne u. Proſpecte gratis — verſendet die conc. Collection von
Heinr. Schäfer in Leipzig, Petersſtr. 33.
(1330)

Das in letzter Zeit auf den Markt gebrachte Tilit-Mundwasser ist nachweislich das beste und vorzüglichste Präparat der Neuzeit. (458)

Die Pflege der perſönlichen Erſcheinung
nach den modernen amerikaniſchen Methoden (Phyſikal culture). Beſeitigung oder Verhütung aller körperl. Fehler (auch von Doppelkinn, Ausgehen der Haare, Naſenröte, Schielen, ſtarken Hüften, ſchwacher Bruſt, ſtarkem Leib, Stimmfehlern, Stottern u. anderen Sprachleiden) aller Hinderniſſe im Verkehr (auch von Schweißen, nervöſ. Blähungen, ſchlechten Gewohnheiten ſowie der Störungen der Berufstätigkeit), Schwindel, Zittern, Schwerhörigkeit uſw. Anleitung zur Veredlung des Ganges, der Bewegungen, Figur, Sprache u. zur Pflege von Augen, Haaren ꝛc. Reich illuſtr. Broſchüre gratis. Leipzig, Dresdnerſtr. 513 b., Modern-Medizinischer Verlag.

Gegen schädl. Korpulenz u. deren Folgen empfehlen jetzt viele Aerzte „AMIRAL“, ein 1000fach bewährtes und einfaches Verfahren (äußerlich) von absoluter Unschädlichkeit und bequemster und angenehmster Anwendungsweise. „AMIRAL“ verschönt und verjüngt und ist einzig in seiner Art. Keine Diät, sicherer und rascher Erfolg. Ausführliche Broschüre mit zahlreichen ärztl. Gutachten u. Dankschreiben gegen Einsendung von 20 Pfg. in Marken von Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerstr. 8 a—d.

Ges. geschützt.
Bestes Schnupfenmittel der Welt.
(citronens. Mentholäther.)
In allen Apotheken. (1266)
Dr. E. Krause, Leipzig.

Graue Haare erhalten ihre ursprüngl. Farbe von Blond, Braun oder Schwarz sofort dauernd waschecht wieder d. mein unschädl. u. untrügliches Mittel „Kinoir“ (gesetzlich geschützt) à 4 M. 1 Jahr ausreich. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 (Colonnaden) bei Franz Schwarzlose. (778)

Haidschnuckenfelle in unerreichter Güte, Schutzmarke „Eisbär“ p. Stück Mk. 4.— bis 7.50, auch Pelzwaren aus Haidschnuckenfellen sowie Fleisch u. Honig vers. wieder W. Heino, Lünzmühle 22 b. Schneverdingen (Lüneburg. Heide). Ausführl. Prospekte gratis u. fr. (1329)

Johannes Schulze, Greiz, liefert Kleiderstoffe für Damen und Herren jedes Maß zu Fabrikpreisen! Muster frei! ● Alle Neuheiten ● Reste sehr billig ● Vorteilhaft für Wiederverkäufer! (1205) ☞ Damen u. Herren für Verkauf gesucht.

Ziehung vom 7.—12. Dezember 1903.
3. Geld-Lotterie für das Völkerschlacht-DENKMAL.
15222 Geldgewinne: Mark
258500
Höchstgewinn im glücklichsten Fall:
100000
Prämie und Hauptgewinne:
Prämie: 75000
Hauptgewinne: 25000
10000
Lose à 3 M. Porto u. Liste 30 Pf., empfiehlt auch gegen Nachn.
Deutscher Patriotenbund
Leipzig, Blücherstr. 11
und alle besseren Losgeschäfte.
Auf 10 Lose ein Freilos. (1285)

Kgl. Sächſ. Lotterie.
Zur 144. Lotterie, deren 5. und letzte Ziehung vom 2.—23. Novbr. 1903 ſtattfindet, empfehle (1249)
$^1/_1$ $^1/_2$ $^1/_5$ $^1/_{10}$ Loſe mit
ℳ 250.55 125.55 50.55 25.55 Porto u. Liſte.
Ernſt Kunze,
Kollektion d. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie
Chemnitz, Sachſen, inn. Johannisſtr. 14.

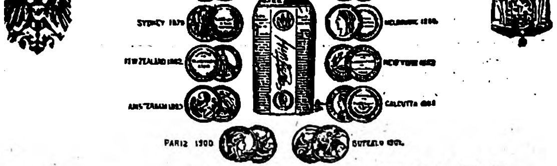
Fabrikation chem.-tech. Artikel, auch ohne Masch. u. nach Mustern. Erwerbskat. gr. u. fr. (1262) Wilh. Schiller & Co., Berlin N. 37

Im Ballsaal
genügen fünf Tropfen „Ricqles Pfeffermünzgeiſt“ (Alcool de Menthe de Ricqlès), um ein ſofort fertiges, erfriſchendes und pikantes Getränk herzuſtellen, deſſen Koſten nur einen halben Pfennig betragen. Gleichzeitig bewährtes Hausmittel bei Kopfſchmerzen, Migräne und Neuralgien, welches auch bei Nervenaufregung und Schlafloſigkeit wohltuende Beruhigung verſchafft. Nur echt in Originalflacons mit dem Namen de Ricqlès. Erhältlich in Drogerien, Parfümerien und feineren Kolonialwarengeſchäften zu M. 1.25, 1.80 und M. 3.30. Näheres durch das Ricqles-Depot in Frankfurt a. M. (928c)

BEHRENS ALFELD
Schutzmarke.
STIEFEL-BLÖCKE
Ein notwendiges Werkzeug zur Instandhaltung des Schuhwerks. Man verwerfe verstellbare Strecker und verlange in Form und Grösse richtig passende Behrens'sche Blöcke mit obiger Schutzmarke. Zu haben in besseren Schuhgeschäften, wo nicht erhältlich liefere ich direkt. — Illustrierter Katalog kostenfrei.
C. Behrens, Alfelder Schuhleistenfabriken, Alfeld a. L. (Hannover). (730 b)

Jede sparsame Hausfrau
Billig! Nahrhaft!
kann aus dem ungeheuren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt reichen Nutzen ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten Delikatess-Fisch-Cotelettes (Schlüsselmarke) zu Mk. 2.—, „ Bratschellfische „ „ „ 2.25 für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht. — Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellung erbeten an die (1167)
Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham VII a. d. Weser.

Dr. J. G. B. SIEGERT & HIJOS, TRINIDAD
Hoflieferant S. M. des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen.



Angostura Bitter.
General-Agenten für Deutschland:
Franzius, Henschen & Co., Bremen. (1105)

TÜRK & PABST's
FRANKFURT a. M. Rühmlichst bekannte:
Anchovy-Paste. Sardellen-Butter.
Auf Brödchen geſtrichen eine appetitreizende Delicateſſe. (242)

Nicht nur an Qualität und Aroma ſteht Dr. Siegerts Angoſtura Bitters völlig unerreicht da, ſondern auch in ſeiner Eigenſchaft als Heilmittel gegen Magenbeſchwerden jeder Art.

Bei schlaflosen Nächten
sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch Storch-Apotheke, Dresden-A. 7. Prosp. gratis.
*Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1 g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g. (1131)

Illuſtrirte Zeitung

Begründet 1843.

Nummer 3150.

Die Porträte der Mitglieder des neuen deutſchen Reichstages

Theodor Mommſen. Büſte

Mommſen auf dem Totenbett

Trauerfeier für Th. Mommſen in der Kaiſer-Wilhelms-Gedächtniskirche

Die Vereidigung der ungariſchen Miniſter

General v. Maſſow

Miniſterpräſident Giolitti

Die Wurmkrankheit

Die neue Veſuvbahn

Will. Edw. Hartpole Lecky †

12. November 1903.

Prof. Dr. Kühnemann

Das Gebäude der neuen Königlichen Akademie in Poſen

Prof. Hundrieſers Entwurf zum Weltpoſtvereins-Denkmal

Aus Deutſch-Südweſtafrika: Leutnant Jobſt †. Der Rat der Bondelswaarts. Panorama von Warmbad. Kaiſerliche Station Warmbad. Mitglieder der Station

Thüringiſch-ſächſiſche Kunſt auf der Erfurter Ausſtellung

Schreiende Hirſche. Novelle von Marthe Renate Fiſcher

Vom Büchertiſch: Neue Bismarck-Literatur

Verlag von J. J. Weber in Leipzig und Berlin.

Vom Büchertiſch.

Neue Bismarck-Literatur.

Es würde ein ungerechtes Urteil ſein, wollte man, wie es hier und da geſchieht, die Tatſache, daß über den erſten Reichskanzler immer neue Schriften an die Öffentlichkeit treten, auf eine Bequemlichkeit der ſchreibluſtigen Leute zurückführen, nach dem bekannten Sprichwort: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun.“ Soll auch nicht im geringſten beſtritten werden, daß an dem Leben und Wirken dieſes Königs im Reiche des Geiſtes ſich viele unberufene Federn ein billiges Gewerbe gemacht haben mit oft nicht einmal vorübergehendem kleinen Erfolge, ſo muß doch auch billig zugegeben werden, daß die große Mehrzahl der jetzt über den Fürſten Bismarck erſcheinenden Bücher dem Leſer die Frucht ernſter Mannes- und Gelehrtenarbeit darbieten. Im allgemeinen muß anerkannt werden, daß die Beſchäftigung mit Bismarck ſich vertieft und infolgedeſſen heute edleres Geſtein zutage fördert, als dies in den erſten Jahren nach ſeiner Entlaſſung und dann wieder nach ſeinem Tode der Fall war. Damals galt es noch, alles das zu ſammeln, was vielfach ſogar als Gemeingut an der Oberfläche lag, oder das, was an urkundlichem Material veröffentlicht wurde, zu beleuchten, leider auch „auszuſchlachten“, ganz abgeſehen von der faſt unüberſehbaren Menge von Broſchüren, die auch nicht einmal den Schimmer einer Exiſtenzberechtigung haben. Bei unſerer heutigen Überſicht, die ungefähr auf einen einjährigen Zeitraum zurückgreift, begegnen uns faſt ausnahmslos Bücher, die aus emſigem Studium und aus ernſter Vertiefung in den ſchier unerſchöpflichen Stoff hervorgegangen ſind. Wir beginnen, ohne uns an chronologiſche Reihenfolge zu halten, mit einer bedeutenden Arbeit: „Geſchichte Bismarcks“ von Max Lenz (Leipzig, Duncker u. Humblot; 6 Mk. 40 Pfg.). Wie vor Jahren das in kurzer Zeit weit verbreitete Lebensbild Kaiſer Wilhelms I., von Erich Marcks gezeichnet, zuerſt in der „Allgemeinen Deutſchen Biographie“ erſchienen war, ſo auch dieſe „Geſchichte Bismarcks“. Schon der Titel deutet den Weg an, den der Verfaſſer, Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Berlin, für ſeine ſchwierige Aufgabe eingeſchlagen hat: ſein Ziel iſt nicht eine Biographie Bismarcks im landläufigen Sinne, ſondern Bismarcks Stellung in der Geſchichte Deutſchlands. Um dieſe Darſtellung gruppiert ſich ungezwungen das rein biographiſche Beiwerk. Geſchichtlich iſt der Hintergrund, auf dem Lenz zeichnet. Gleich in der Einleitung bereitet er durch einen knappen Überblick über die politiſche Lage Deutſchlands und ſpeziell Preußens in der Periode nach den Befreiungskriegen und des Wiener Kongreſſes den Leſer vor für das Verſtändnis der Zeit, in die hinein Otto v. Bismarck geboren wurde, in der die Denkart ſeiner Eltern wurzelte, aus der die Grundſätze und die Art ſeiner Erziehung ſich ergaben. An die Darſtellung der rationaliſtiſchen Richtung der Zeit ſchließt ſich der Bericht über Bismarcks Schul- und Univerſitätsjahre, und wir hören ſo ſchon im Geiſte Anklänge an den Anfang des erſten Bandes der „Gedanken und Erinnerungen“. Die Ideenwelt Friedrich Wilhelms IV. und Bismarcks Stellung dazu, die Revolution und Bismarcks Preußenglaube, der Zwieſpalt mit Öſterreich und Bismarcks deutſche Pläne während der Frankfurter Zeit, des Krimkrieges Folgen und Bismarck in Paris — ſo können wir ununterbrochen die beiden Fäden verfolgen, ſo entwickelt ſich vor unſeren Augen aus deutſchem Aufzug und Bismarckſchem Einſchuß das koſtbare Gewebe, das uns das Bild des Deutſchen Reiches zeigt. Solche Darſtellung kann nur ein Mann wählen und durchführen, der den zu verarbeitenden Stoff ſouverän beherrſcht. Das iſt bei Lenz der Fall, und daher hat er ein Werk von ganz eigenartigem und beſonderem Reiz geſchaffen. Wer eine objektive Darſtellung deſſen haben will, was Bismarck für Deutſchland geleiſtet hat, hier findet er ſie ſo vortrefflich, wie nach unſerer Kenntnis von der einſchlägigen Literatur an keinem anderen Orte. Denn auch Bismarcks eigenſtes Werk, die „Gedanken und Erinnerungen“, kann für die geſchichtliche Darſtellung nur als unſchätzbares Baumaterial gelten. Dieſes iſt von Lenz denn auch ausgiebig benutzt worden. Der Kenner der „Gedanken und Erinnerungen“ begegnet beim Leſen des Lenzſchen Buches auf Schritt und Tritt mit dankbarem Gefühl Anklängen an Bismarcks eigene Aufzeichnungen. Und doch hat ſich Lenz nicht ſklaviſch an ſie wie an eine unfehlbare Inſpiration gebunden, ſondern ſich überall die freie Kritik des Hiſtorikers gewahrt. Das iſt ein großes Verdienſt ſeines Werkes; daneben erſcheint es von ganz untergeordneter Bedeutung, ob man in dieſem oder jenem Punkte nicht ganz oder etwa gar nicht mit ſeiner Auffaſſung einverſtanden iſt. Wer die Arbeit von Max Lenz nach ihrem wahren Wert beurteilen will, der muß ſich vor Augen halten, daß ſie geſchrieben iſt auf Grund nur ſolchen Materials, das für jeden zugänglich iſt. Weder die Schätze des Auswärtigen Amtes und des Staatsarchivs noch die reichen Quellen im Beſitz der Familie haben ihm zur Verfügung geſtanden. Dieſe erſchließen ſich dagegen ganz dem Biographen, dem des jetzigen Schloßherrn von Friedrichsruh Vertrauen ſich zugewandt hat, Erich Marcks. Von ſeiner auf drei Bände berechneten Biographie Otto v. Bismarcks iſt der erſte Band wohl um Weihnachten 1904 zu erwarten. Er wird unzweifelhaft manches Neue bringen. Man ſagt, ſein Werk ſolle die klaſſiſche Bismarck-Biographie in beſonderem Sinne werden. Aber auch wenn alle auf das neue Werk geſetzten Erwartungen in Erfüllung gehen, die „Geſchichte Bismarcks“, die uns Max Lenz in dem hier beſprochenen Werke dargeboten hat, wird dadurch an ihrer Klaſſizität nichts einbüßen.

Ein Buch, das ſich nur mit der Perſon Bismarcks beſchäftigt, hat der unermüdliche Sammler Heinrich v. Poſchinger wieder herausgegeben: „Fürſt Bismarck und ſeine Hamburger Freunde“ (Hamburg, Verlagsanſtalt u. Druckerei, vormals J. F. Richter; geb. 6 Mk.). Die Beziehungen des Fürſten Bismarck zu Hamburg ſind wohl freundlich, aber niemals ſo intim geweſen, daß ihnen eine größere Bedeutung beigemeſſen werden kann. Vor der Entlaſſung hat Bismarck die ſeinem Sachſenwalde benachbarte Hanſaſtadt ſelten, nachher aber auch wohl kaum öfter als ein dutzendmal beſucht. Ein zwanglos geſelliger Verkehr entwickelte ſich dabei zwiſchen ihm und einigen Hamburger Familien, ſo vor allem mit den Häuſern der Bürgermeiſter Peterſen, Verſmann und Mönckeberg, mit denen des Oberingenieurs Andreas Meyer und einiger Großkaufleute. Daß über ihn einſt ein Buch geſchrieben werden würde, hatte wohl niemand erwartet. Und ſo ſehen wir denn, daß einerſeits ganz geringfügige und alltägliche Dinge zu Ereigniſſen aufgebauſcht ſind, während über andere Beziehungen, die wirklich reich an Inhalt waren, wie die zu Mercks, zu Hartmeyer, zu Hofmann, nur wenig berichtet wird, weil die Beteiligten ſchwiegen. Immerhin iſt anzuerkennen, daß mancher hübſche Zug, manches intereſſante Blatt in dem Buche enthalten iſt. So nennen wir außer einigen weniger bekannten Photographien einen fakſimilierten Brief der Fürſtin Bismarck an Frl. Peterſen und ein ſehr intereſſantes Blatt von der Hand Hans v. Bülows: das Finale der „Eroica“ mit Bülowſchem Text auf Bismarck: „Des Volkes Hort, Heil dir, o Held! Es ſchuf dein Wort die neue deutſche Welt. Bis in des Herzens Mark fortan gen jeden Feind gewappnet ſtark haſt du uns geeint.“

Unter den Büchern, die ſich mit den Reden und Werken des erſten Reichskanzlers beſchäftigen, nennen wir zunächſt „Bismarck als Erzieher“. In Leitſätzen aus ſeinen Reden, Briefen, Berichten und Werken zuſammengeſtellt und ſyſtematiſch geordnet von Paul Dehn (München, J. F. Lehmanns Verlag; geb. 6 Mk.). Wir können dieſem Buche faſt uneingeſchränkte Anerkennung zollen. Aus den im Titel genannten Gebieten hat Dehn mit Bienenfleiß einige Tauſend kurzer und längerer Zitate Bismarcks geſammelt und nach beſtimmten Geſichtspunkten geordnet. Damit man ein Bild von der Vielſeitigkeit der Sammlung gewinne, teilen wir die Rubriken hier mit: Politik, Diplomaten, Diplomatie und Börſe, Frieden, Krieg, Europa, Weltpolitik, Kolonialpolitik, England, Frankreich, Öſterreich-Ungarn, Rußland, Orientfragen, Andere Länder, Nordamerika, Fürſt, Hof, Heer, Flotte, Reichseinigung, Elſaß-Lothringen, Deutſche Art, Ausländerei und Deutſche im Auslande, Reichsverfaſſung, Reichskanzler, Bundesrat, Reichstag, Inneres, Miniſter, Geſetzgebung, Verwaltung, Konſtitutionelles, Parlamentarier, Parteien, Fraktionen, Polen, Kirchenpolitik, Landwirtſchaft, Gewerbe-Induſtrie-Handel-Verkehr, Handelspolitik, Finanzreform, Börſe, Öffentliche Meinung, Preſſe, Juden, Arbeiterſchutz, Arbeiterverſicherung, Sozialismus, Religion, Schule, Familie, Perſönliches, Allerlei. Gewiß eine lange Reihe, und doch wohl nicht ganz erſchöpfend. Zu allen dieſen Punkten finden ſich die markanteſten Äußerungen Bismarcks in einer recht überſichtlichen Form vereinigt. Bei jedem Zitat iſt die Quelle angegeben. Es verdient volle Billigung, daß Dehn nur Bismarck das Wort vergönnt. Aber warum hat er es nicht bei den authentiſchen Äußerungen des Kanzlers bewenden laſſen? Unſeres Erachtens wäre es nicht erforderlich geweſen, Buſch' „Tagebuchblätter“, Poſchingers „Parlamentarier“ und „Tiſchgeſpräche“ mit heranzuziehen; denn dieſe Werke enthalten ſo vieles, was dem Mißverſtändnis und der Gefährdung durch mangelhafte Erinnerung ausgeſetzt war, daß ihr Inhalt kaum verdient, mit den beglaubigten Worten Bismarcks auf eine Stufe geſtellt zu werden. Der leitende Gedanke des Ganzen iſt jedenfalls vortrefflich. Alles, was Bismarck, der tatſächlich ſein Volk erſt zur beginnenden politiſchen Reife erzog, über die oben angeführten Punkte geſagt hat, behält bleibenden Wert für uns, und es iſt ohne Zweifel ſehr willkommen, ein Buch zu beſitzen, das uns ſchnell orientiert, wenn wir des Fürſten Anſicht über irgendeine Frage erfahren wollen.

Ein wichtiges Spezialgebiet betritt ein von dem Landrat a. D. Paul v. Roëll und von Dr. Georg Epſtein herausgegebenes Werk: „Bismarcks Staatsrecht“ (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung; geb. 9 Mk.). Nach dem Titel behandelt das Buch „Die Stellungnahme des Fürſten Otto v. Bismarck zu den wichtigſten Fragen des deutſchen und preußiſchen Staatsrechts nach amtlichen, privaten und zeitgenöſſiſchen Quellen“. Es leuchtet auf den erſten Blick ein, wie weittragende Bedeutung dieſe Arbeit hat, und ſo iſt es denn auch ganz natürlich, daß der Verſuch einer ſolchen Darſtellung ſchon früher unternommen worden iſt. Wir denken dabei an die Arbeit des Freiburger Staatsrechtslehrers Heinrich Roſin „Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre nach den politiſchen Reden und Schriftſtücken des Fürſten Bismarck“; nicht minder an ein anderes beachtenswertes und brauchbares Buch von Dr. Ludwig Kuhlenbeck: „Otto v. Bismarck. Reden und Ausſprüche zur deutſchen Reichsverfaſſung. Nach der Legalordnung zuſammengeſtellt“ (Berlin 1901). Die einfachſte Erwägung muß ja aber auch auf dieſen Gedanken führen: Fürſt Bismarck war der Urheber der Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes und der des Deutſchen Reiches, daher ihr berufenſter Interpret. Seine Reden enthalten nicht nur, ſoweit ſie ſich an die Beratung der Verfaſſungsentwürfe anſchließen, ſondern, wie es Bismarcks Art war, auch ſonſt eine Fülle von Bemerkungen über den Sinn und die Abſicht einzelner Beſtimmungen der Verfaſſung. Die Bearbeiter eines Werkes wie das vorliegende haben über eine faſt unendliche Fülle von Material erſten Ranges zu verfügen und brauchen ſich nicht auf ſolches zweiter oder gar dritter Qualität zu ſtützen. Es iſt anzuerkennen, daß die Verfaſſer ſich redlich bemüht haben, ihre Aufgabe erſchöpfend zu behandeln; ob es ihnen gelungen iſt, mag dahingeſtellt bleiben. Unſeres Erachtens müßte ſich ein derartiges Werk unmittelbar an die Verfaſſung anlehnen, dabei von der preußiſchen ausgehen und dann die Reichsverfaſſung behandeln. Das iſt der geſchichtliche und daher natürliche Weg, nicht umgekehrt, wie es hier in dem Buche geſchieht. Es hätte wenigſtens bei jedem Abſchnitt auf den Artikel der Verfaſſung verwieſen werden müſſen, in dem der Stoff behandelt iſt; das geſchieht aber nur ausnahmsweiſe. Die zweiunddreißig Kapitel des Werkes behandeln zwar ſtaatsrechtliche Fragen, jedoch in zu willkürlicher Anordnung und daher, wie es nicht anders ſein kann, unvollſtändig. Denn man darf z. B. aus dem Rahmen des Staatsrechts nicht die Streitmacht zu Waſſer und zu Lande ausſchließen, wie es geſchehen iſt. Sehr zu billigen iſt die Berückſichtigung der Preſſe, aus früherer Zeit die der „Provinzialkorreſpondenz“, aus nachamtlicher die der „Hamburger Nachrichten“; beide Quellen dürfen tatſächlich zur Erläuterung Bismarckſcher Auffaſſungen herangezogen werden. Das Buch enthält brauchbares, zum Teil recht wertvolles Material zu einem Staatsrecht Bismarcks; die Aufgabe ſelbſt aber harrt noch ihrer Löſung.

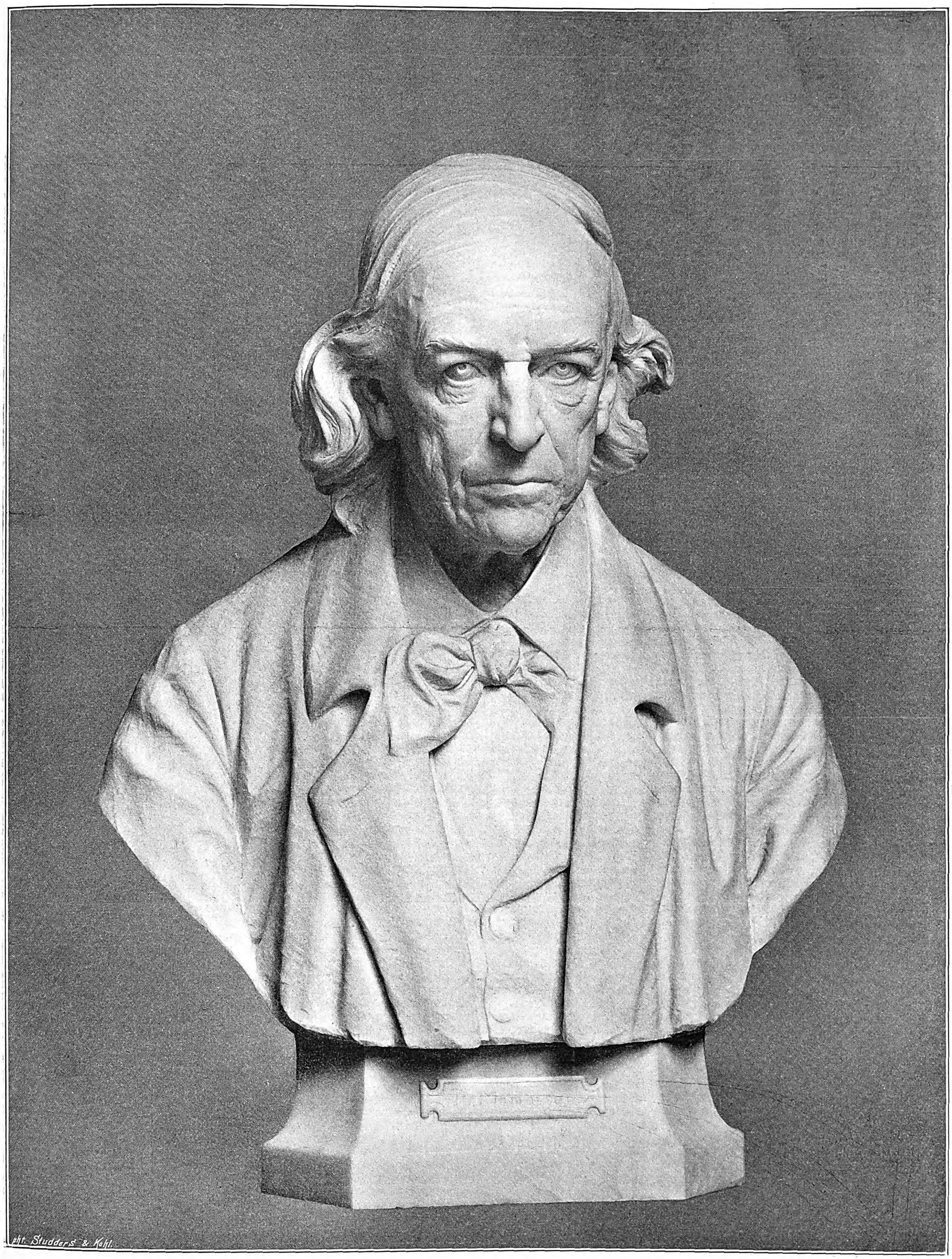
Ganz eigenartige Bahnen ſchlägt der Verfaſſer eines Werkes ein, deſſen erſter Band früher an dieſer Stelle beſprochen worden iſt: „Bismarck und ſeine Welt“. Grundlegung einer pſychologiſchen Biographie von Oskar Klein-Hattungen. Zweiter Band, erſter Teil 1871 bis 1888 (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung; geb. 9 Mk.). Brachte der erſte, 709 Seiten umfaſſende Band die Lebenszeit Bismarcks bis zum Schluß des Deutſch-franzöſiſchen Krieges, ſo iſt der Gegenſtand des zweiten Bandes der Reichskanzler unter Kaiſer Wilhelm I. Schon die Titel der einzelnen Kapitel geben einen Wink über die Richtung des Weges, deshalb ſeien ſie hier aufgeführt: Im neuen Amt, Im neuen Reich, Der Kulturkampf, Außerparlamentariſche Friktionen und amtliche Kriſen von 1872 bis 1876, Die Verſchleißung der Nationalliberalen, Der Übergang in die neue innerpolitiſche Epoche, Die neue innerpolitiſche Epoche — die Verelendung der Liberalen, Die Diplomatie von 1871 bis 1888, Der Kanzler und ſeine Leute, Wilhelm I., Auguſta, Der Ausgang des erſten Hohenzollernkaiſers. Schon dieſe Titel zeigen deutlich, daß es dem Verfaſſer nicht ſowohl um eine Darſtellung von Bismarcks Lebensgang als um eine Kritik des erſten Reichskanzlers zu tun iſt. So erklärt ſich auch der Titel des ganzen Werkes. Während es für jede Biographie ſelbſtverſtändlich iſt, auch die pſychologiſchen Momente zu berückſichtigen und ſie unter Umſtänden für den Leſer ſichtbar und greifbar hervorzuheben, bezeichnet dieſer Verfaſſer ſein Werk von vornherein als „Grundlegung“ einer pſychologiſchen Biographie. In Wirklichkeit iſt ihm die Biographie als ſolche Nebenſache; er berührt zwar alle wichtigen Stationen dieſes langen und inhaltreichen Lebensweges, aber nicht mit der Abſicht, ſie aus ſich ſelbſt heraus zu erklären, ſie in die Beleuchtung der ganzen Zeit und politiſchen Lage zu ſtellen, wie das Lenz in meiſterhafter Weiſe ausführt, ſondern um unter dem Vorwande pſychologiſcher Entwicklung ſeine Kritik auszuüben. Die Darſtellung des Verfaſſers iſt geſchickt, er verſteht den Leſer ſtundenlang zu feſſeln; aber er vermag es nicht, ihn zu befriedigen. Das, was er pſychologiſche Biographie nennt, iſt in Wahrheit doch nur eine breit angelegte, leider nicht unparteiiſche Kritik. Bei ſeiner Eigenart und bei ſeiner unleugbar gewandten Darſtellung wird das Buch gewiß viele Leſer finden; es wäre auch nicht gerechtfertigt, achtlos daran vorüberzugehen. Aber wir glauben, nur Leute, die nicht zu den dankbaren Verehrern des alten Fürſten gehören, und Leſer, die, von dem ſtets negierenden Geiſte des landläufigen Beſſerwiſſens angekränkelt, überhaupt zu keiner freudigen Anerkennung großer Männer und großer Taten mehr kommen, werden behaupten, das Buch von Anfang bis zu Ende mit Genuß geleſen zu haben.

Weiter ſei hier noch eines Buches gedacht, das ſich nur einer Seite des Bismarckſchen Schaffens zuwendet, ſeiner Sozial- und Wirtſchaftspolitik, und damit ein im ganzen noch wenig bearbeitetes Feld betritt: „Fürſt Bismarcks ſozial-, wirtſchafts- und ſteuerpolitiſche Anſchauungen“. Darſtellung und Kritik von Dr. Leon Zeitlin (Leipzig-Neuſchönefeld, Richard Wöpke; geb. 7 Mk. 50 Pf.). Der Titel dieſes Buches läßt mehr erwarten, als es bringt, aber ſehr zum Vorteil des Gebotenen. Der Verfaſſer verſteht ſich ſelbſt zu beſchränken. Er verhehlt ſich nicht, daß von einem wirtſchaftspolitiſchen Syſtem des großen Realiſten Bismarck keine Rede ſein kann. Aber mag auch Bismarck, ſo argumentiert der Verfaſſer ganz richtig, ſich in ſeiner Handlungsweiſe noch ſo ſehr durch Gründe der Zweckmäßigkeit haben beſtimmen laſſen, ſo wird man doch reden dürfen von einer Reihe von Grundüberzeugungen, nach denen er bewußt oder auch unbewußt zu verfahren pflegte. Solche Grundſätze laſſen ſich ja naturgemäß auch bei einer ſo empiriſchen Natur, wie ſie Fürſt Bismarck war, aufdecken. Dies unternimmt denn Dr. Zeitlin in erſter Linie, und im Anſchluß daran verſucht er, die Anſichten Bismarcks über die verſchiedenen Fragen der Sozial-, der Wirtſchafts- und der Steuerpolitik als Konſequenz jener Grundanſchauungen zu begreifen. Die kritiſche Würdigung, die ſich daran knüpft, beanſprucht nicht im geringſten, abſchließend zu ſein, ſondern will nur Bauſteine für eine künftige darbieten. Als Quelle hat der Verfaſſer Poſchingers fünfbändiges Werk „Fürſt Bismarck als Volkswirt“ und „Aktenſtücke zur Wirtſchaftspolitik des Fürſten Bismarck“ an erſter Stelle benutzt, was vollkommen zu billigen iſt, da es ſich darin faſt ausſchließlich um authentiſches Material handelt; ferner Reden des Fürſten und zeitgenöſſiſche wiſſenſchaftliche Literatur, aus der zur Charakteriſierung genannt ſeien Werke von Roſcher (Stieda), Schmoller, Schaeffle und Wagner. Nachdem in der Einleitung Bismarcks Auffaſſung von dem Staat als einem organiſchen Ganzen richtig dargelegt iſt, behandelt der Verfaſſer in zehn Abſchnitten des Reichskanzlers Sozialpolitik, Verſicherungspolitik, Armenpolitik (leider verunglückter Ausdruck), Agrarpolitik, Gewerbepolitik, Handelspolitik, Kolonial- und Auswanderungspolitik, Verkehrspolitik, Währungspolitik und Steuerpolitik. Man ſieht ſofort: eine klare Dispoſition, korrekte Teilung und erſchöpfende Anfaſſung des großen und vielſeitigen Stoffes. Der Verfaſſer arbeitet faſt immer mit direktem Quellenmaterial und zieht anderes nur heran, ſoweit es zur Erläuterung und wiſſenſchaftlichen Begründung dienen kann. Die Darſtellung geht nirgends in die Breite, das Urteil zeugt von gutem Verſtändnis und ſtets von weiſer Beſchränkung. Das Ergebnis ſeiner Unterſuchung iſt: Bismarck iſt der große Praktiker des Staatsſozialismus, ohne daß ihm etwa die Omnipotenz des Staates auf allen wirtſchaftlichen Gebieten als Ideal vorgeſchwebt hat. Im weſentlichen iſt das zutreffend. Während Bismarck auf der einen Seite der „Zuvielregiererei“ der Bureaukratie Dämme errichtete, wo er konnte, ſo hegte er anderſeits die Überzeugung, daß ſich die Grenzen zwiſchen privat- und gemeinwirtſchaftlicher Organiſation nicht ein für allemal feſtlegen laſſen, ſondern notwendig und zweckmäßig als etwas geſchichtlich Veränderliches angeſehen werden müſſen. Dem Zeitlinſchen Buche iſt weite Verbreitung und recht ernſte Beachtung zu wünſchen.

Zum Schluß erwähnen wir noch kurz eine kleine Schrift, deren Verfaſſer ſich liebevoll in des Fürſten Bismarck inneres Leben vertieft hat: Prof. Bithorn, „Blicke in Bismarcks Seelenleben“ (Erfurt, Karl Villaret; 1 Mk.). Bithorn geht aus von dem Carlyleſchen Worte: „Aufrichtigkeit, eine tiefe, große, echte Aufrichtigkeit iſt das erſte Erfordernis für alle in irgendeiner Beziehung heroiſche Menſchen.“ Wie ſtark dieſe Aufrichtigkeit bei dem erſten deutſchen Reichskanzler war, iſt ja bekannt: er zeigte ſie Napoleon gegenüber, der ihn deshalb als Politiker nicht ernſt nehmen zu dürfen glaubte; Gortſchakow gegenüber, als dieſer 1875 in Paris unlautere Machinationen trieb; Kaiſer Alexander III. gegenüber, der durch gefälſchte Dokumente an Bismarcks ehrlicher Politik irre geworden war. Ebenſo überraſchend wie im diplomatiſchen Verkehr wirkte die ungeſchminkte Art des geradherzigen Miniſters im Parlament; dementſprechend war er denn auch im privaten Verkehr kein Freund des Verſteckſpielens. Klugheit freilich und ein ſicheres Kraftgefühl ſind die Vorausſetzung ſolchen Auftretens. Und wie wunderbar paart ſich damit die tiefe Ehrfurcht vor dem geliebten kaiſerlichen Herrn, die auffallende Zartheit und Weichheit, die wir nicht ſelten an dem reckenhaften Manne gewahren, das ausgeprägte Heimatgefühl, der prächtige Humor, der ihn unter Tränen lachen läßt, und die aufrichtige Frömmigkeit, deren Grundzug Freudigkeit iſt und friſche Kraft. Es iſt ein Genuß, dem Verfaſſer unſerer Schrift auf den hier kurz angedeuteten Wegen zu folgen. J. P.

Illuſtrirte Zeitung

Nr. 3150. 121. Bd. Leipzig und Berlin. 12. November 1903.


pht. Studders & Kohl.

Theodor Mommſen. Nach einer Büſte von Karl Pracht.

General Robert v. Maſſow,

der neue Präſident des Reichsmilitärgerichts.

Für den am 23. Oktober nach längerem Leiden in Berlin verſtorbenen General der Infanterie Julius Frhr. v. Gemmingen iſt der bisherige kommandierende General des neunten Armeekorps, General der Kavallerie v. Maſſow, zum Präſidenten des Reichsmilitärgerichts ernannt worden.

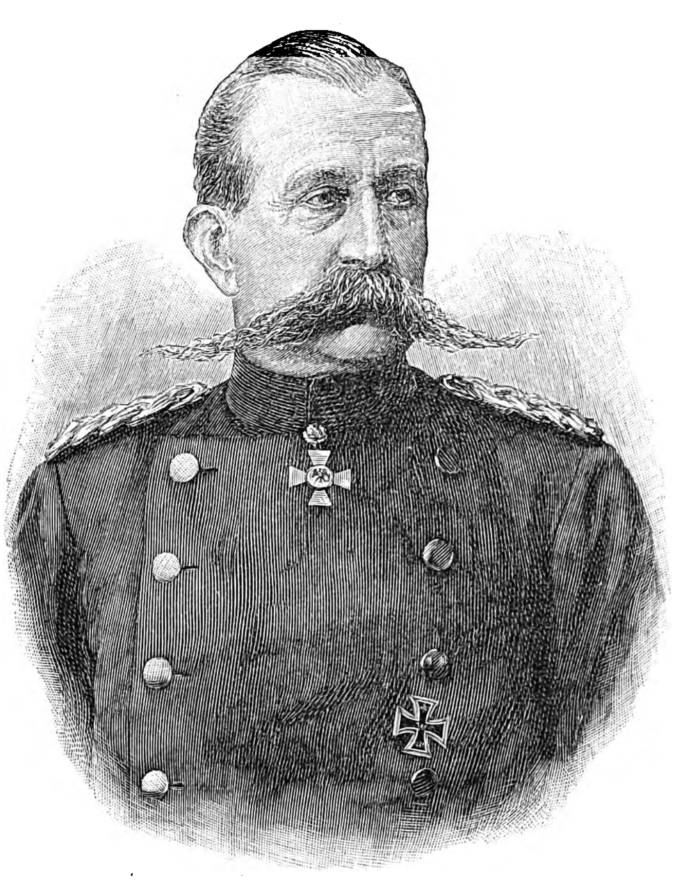
Robert v. Maſſow wurde am 26. März 1839 als älteſter Sohn des Rittergutsbeſitzers, Kammerherrn und Leutnants a. D. Auguſt v. Maſſow (geſtorben 1882) und ſeiner Gemahlin Marie geborenen v. Glaſenapp (geſtorben 1873) zu Gumbin im Kreiſe Stolp geboren, beſuchte das Kadettenkorps, kam am 2. Mai 1857 als charakteriſierter Fähnrich in das 1. Garde-Ulanenregiment und erhielt im Dezember desſelben Jahres ein Patent ſeines Dienſtgrades. Im März 1859, unter Beförderung zum Sekondeleutnant, in das 12. Infanterieregiment verſetzt, ſchied er im Mai 1863 aus dem aktiven Heer aus, trat zu den beurlaubten Offizieren des Landwehrbataillons Sorau über und erhielt im folgenden Monat ſeinen Abſchied behufs Auswanderung. Er nahm nun bis 1865 Dienſte bei den konföderierten Südſtaaten Nordamerikas, machte den großen Bürgerkrieg mit, kehrte alsdann, reich an Erfahrungen, nach Preußen zurück, wurde hier am 2. Juli 1866 der Reſerve-Landwehr-Dragonerdiviſion überwieſen und trat nach Ablauf des Deutſchen Krieges zunächſt wieder in das Inaktivitätsverhältnis zurück. Im November 1866 auf ſein Geſuch als Sekondeleutnant im Dragonerregiment Nr. 11 (Belgard) wieder angeſtellt, wurde er im Auguſt 1867 Regimentsadjutant, avancierte im Mai des folgenden Jahres zum Premierleutnant und kam im Oktober 1869 als Adjutant zur 3. Kavalleriebrigade (Stettin). Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich zunächſt dem Stabe der 1. Kavalleriediviſion (v. Hartmann) zugeteilt, machte er mit dieſer die Schlacht bei Colombey-Nouilly mit, wurde hierauf Adjutant der 1. Reſerve-Kavalleriebrigade und trat ſchließlich in gleicher Eigenſchaft zur kombinierten preußiſchen Kavalleriebrigade, bzw. zum Detachement v. d. Goltz des vierzehnten Armeekorps über. In letzteren Stellungen nahm er an den Belagerungen von Straßburg und Belfort, den Gefechten am Ognon und bei Longeau, dem Treffen bei Villerſexel und dem Gefecht bei Pontarlier teil und erwarb ſich das Eiſerne Kreuz zweiter und erſter Klaſſe.

Nach dem Kriege, unter Verſetzung zum oldenburgiſchen Dragonerregiment Nr. 19 als Adjutant zur 31. Kavalleriebrigade (Straßburg i. E.) kommandiert, trat er bald darauf als Rittmeiſter und Eskadronchef in die Front des genannten Regiments, begleitete 1873 den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin bei der Inſpizierung der zweiten Armeeinſpektion und wurde im Februar 1876 in das 2. pommerſche Ulanenregiment Nr. 9 verſetzt. Gleichzeitig zum Adjutanten des Generalkommandos des fünften Armeekorps in Poſen (v. Kirchbach) ernannt, kam er im November 1877 als Hauptmann in den Großen Generalſtab, avancierte bei Beginn des folgenden Jahres zum Major und wurde 1879 dem Stabe der in dieſem Jahre zuſammengezogenen Kavalleriediviſion als Generalſtabsoffizier zugeteilt. Demnächſt im Dezember 1879 zum Generalſtab der dritten Diviſion in Stettin, im April 1882 zu dem des ſechſten Armeekorps in Breslau, acht Monate ſpäter zu dem des dritten Armeekorps in Berlin und im April 1884, unter Kommandierung zum 2. Garde-Dragonerregiment, zum Großen Generalſtab verſetzt, wurde er im Februar 1885 Kommandeur des 1. brandenburgiſchen Dragonerregiments Nr. 2 in Schwedt, im Juli darauf Oberſtleutnant und im Februar 1887 Mitglied der Kommiſſion zur Prüfung und Feſtſtellung einer neuen Felddienſtordnung. Im folgenden Monat zum Präſes einer Remonte-Ankaufskommiſſion ernannt und zugleich als Abteilungschef in das Kriegsminiſterium (proviſoriſche Kavallerie-Abteilung) kommandiert, war er Anfang 1888 Mitglied der Kommiſſion zur Erörterung der Frage, ob der Küraß noch fernerhin beizubehalten ſei. Kurz darauf wurde er Chef der Kavallerie-Abteilung im Kriegsminiſterium und trat im April 1888 an die Spitze des 2. Garde-Ulanenregiments. Wenige Monate ſpäter zum Oberſt, im April 1889 zum Kommandeur der 25. Kavalleriebrigade in Darmſtadt und am 15. Dezember 1890 zum Generalmajor ernannt, befehligte er im folgenden Jahre die während der Kaiſermanöver in Thüringen gebildete Kavalleriediviſion B. Im Jahre 1892 als Zuſchauer für die geſamten Übungen der beim achten Armeekorps gebildeten Kavalleriediviſion A und als Führer derſelben an einzelnen Tagen kommandiert, führte er während der Kaiſermanöver 1893 die in Lothringen gebildete Kavalleriediviſion B. Am 14. Mai 1894 erhielt er, unter Beförderung zum Generalleutnant, das Kommando über die 30. Diviſion in Straßburg. Im April 1898 wurde er als Nachfolger des Grafen v. Walderſee kommandierender General des neunten Armeekorps in Altona, und am 22. März 1899 erfolgte ſeine Ernennung zum General der Kavallerie.

General v. Maſſow war in erſter Ehe mit Martha geborenen v. Loeper vermählt und heiratete nach deren Tode 1875 die verwitwete Frau Rittmeiſter Eliſabeth v. Trotha, geborene Freiin von und zu Egloffſtein. Er hat drei Söhne und zwei Töchter. Von den Söhnen iſt der älteſte (Ewald) Hauptmann im Großen Generalſtab, der zweite (Max) Leutnant im Feldartillerieregiment Nr. 38 und der jüngſte (Werner) Leutnant im Feldartillerieregiment Nr. 18.

Das Reichsmilitärgericht hat in General v. Maſſow eine Perſönlichkeit zum Präſidenten erhalten, die ſich dank ihrer vielſeitigen Begabung und im Hinblick auf ihre hervorragenden Charaktereigenſchaften in ganz außergewöhnlicher Weiſe zu dieſer hochwichtigen Stellung eignen dürfte.

P. O.



General Robert v. Maſſow,
der neue Präſident des Reichsmilitärgerichts.

Die Beiſetzung Theodor Mommſens.

Die Nation, die ihre großen Toten ehrt, ehrt ſich ſelbſt. Wir Deutſchen wiſſen, was wir an Theodor Mommſen beſeſſen haben, und es war nur ſelbſtverſtändlich, daß dieſes Bewußtſein bei der Trauerfeier für den verſtorbenen Gelehrten zum Ausdruck kommen würde. Und ſo geſtaltete ſich denn dieſe Trauerfeier, die am 5. November nachmittags 1 Uhr in der Kaiſer-Wilhelm-Gedächtniskirche ſtattfand, zu einer über Erwarten großartigen Kundgebung, an der ſich nicht nur die höchſten Vertreter des Staates, der Städte und der Gelehrtenrepublik, ſondern auch das Volk beteiligte, dem ja Mommſen mehr war als nur ein großer Forſcher.

Seit der Hundertjahrfeier für Kaiſer Wilhelm I. hat das Gotteshaus, das dem Gedächtnis dieſes Fürſten geweiht iſt, keine ſo zahlreiche und glänzende Verſammlung in ſeinen Mauern geſehen wie in dieſer Trauerſtunde. In der kaiſerlichen Loge ſah man den Prinzen Friedrich Leopold und die drei Söhne des Prinzen Albrecht, Regenten von Braunſchweig. Als Vertreter des Reichskanzlers war Graf v. Poſadowſky erſchienen und mit ihm die Miniſter Dr. Studt, v. Podbielſki, v. Schönſtedt, Möller, der frühere Kriegsminiſter v. Verdy du Vernois, der italieniſche Botſchafter Graf Lanza, der Oberpräſident der Provinz Brandenburg Dr. v. Bethmann-Hollweg, Adolf v. Menzel, der derzeitige Rektor der Berliner Univerſität Geheimrat v. Richthofen, zahlreiche berühmte Gelehrte, wie Bergmann, Brunner, Waldeyer, die Rektoren der Univerſitäten Wien, Prag, Leipzig, Königsberg, Heidelberg und vieler anderen Hochſchulen, die Oberbürgermeiſter von Berlin und Charlottenburg Kirſchner und Schuſtehrus u. a. m.

Zu beiden Seiten des Schiffes hatten ſich die Chargierten der Studentenſchaft mit ihren Fahnen aufgeſtellt; draußen aber, vor der Kirche und auf dem ganzen weiten Wege bis zum Dreifaltigkeitskirchhof am Fuße des Kreuzberges, harrte in dichten Reihen eine unüberſehbare Menſchenmenge des Augenblickes, wo auch ſie den ſterblichen Überreſten des gefeierten Mannes ihre Ehrfurcht würde erweiſen können.

Pünktlich um 1 Uhr erſchien Kronprinz Wilhelm und trat, von den Vertretern der Stadt Charlottenburg, deren erſter und einziger Ehrenbürger Mommſen geweſen iſt, empfangen und geleitet, ſofort an den Sarg heran, der im Altarraum zwiſchen prächtigen Pflanzengruppen und Kandelabern aufgebahrt und mit koſtbaren Kranzſpenden über und über bedeckt war. Im Namen des Deutſchen Kaiſers und der Kaiſerin legte er einen herrlichen Kranz von Dahlien und Orchideen am Sarge nieder und wandte ſich dann zu den rechts und links daneben ſtehenden Angehörigen Mommſens, um ihnen die Teilnahme ſeiner Eltern und ſeine eigene auszuſprechen.

Hierauf begann die Trauerfeier mit dem vom Prof. Reimann auf der Orgel begleiteten Geſang des Kirchenchors „Der Tod des Gerechten“ von Gallus und dem Gemeindegeſang „O Welt, ich muß dich laſſen“. Die Trauerrede hielt der langjährige Freund Mommſens, Prof. Harnack. Er begann mit den Bibelworten „Herr Gott, du biſt unſere Zuflucht für und für“ und gab dann in einer gedankenreichen Rede eine Darſtellung von der Bedeutung Mommſens. „Nicht um ihn klagen wir, wohl aber um uns; denn in Theodor Mommſen iſt uns nicht nur der anerkannte Meiſter, nein, es iſt uns ein Stück unſeres Lebens und unſerer Geſchichte genommen worden. Durch ihn ſtanden wir noch immer in einem lebendigen Zuſammenhang mit den Tagen unſerer Väter, mit den herrlichen Tagen unſerer äußeren und inneren Geſchichte, mit den großen führenden Geiſtern. Wir haben keinen Geſchichtſchreiber beſeſſen, der mit ſolcher Anſpannung und mit ſolcher Kraft das Große und Kleine zwang, damit es ihm Antwort gebe, der auch dem härteſten und unbeachtetſten Kieſel Funken entlockte, und der nicht ruhte, bis ſich die Dinge in einen Kreis rundeten, in einen Kreis feſter Erkenntnis und Anſchauung. Denn was war das Geheimnis ſeiner wiſſenſchaftlichen Eigenart? Daß er die Aufgaben und Geſchäfte der Hiſtorie, die ſonſt verteilt zu ſein pflegen, ja ſich auszuſchließen ſcheinen, ſämtlich auf einmal in die Hand nahm und nun als der Meiſter feſthielt. In ſolchem univerſalen Tun hat er im vollen Sinne keine Vorgänger gehabt und hat uns ein Vorbild hinterlaſſen, aber ein unerreichbares.“

Zum Schluß ging Prof. Harnack auch auf Mommſens Stellung im öffentlichen Leben ein. Seine leidenſchaftliche Natur habe ſich dabei wohl manchmal in den Mitteln vergriffen, und ſein Wort prallte öfter an der harten Wirklichkeit der Dinge ab. Er habe ſchwer darunter gelitten. Aber eine feſte, unerſchütterliche Überzeugung habe ihn ſtets dabei geleitet, „die Überzeugung von dem Segen der Monarchie, die felſenfeſte Überzeugung, daß die Freiheit die ſicherſte Grundlage iſt für den Beſtand und den Fortſchritt eines Volkes, und die Überzeugung, daß der Bürger ſich ſelbſt aufraffen, Hand anlegen und ſich ſelbſt zur Freiheit erziehen müſſe, wenn es beſſer werden ſoll“.

Nach abermaligem Geſang wurde die Leiche von dem Prediger Lic. Kirmß eingeſegnet und hierauf durch das von Studenten gebildete Spalier nach dem Leichenwagen getragen, um unter endloſem Geleit nach dem Friedhofe übergeführt zu werden. An der Spitze der unzählbaren Equipagen fuhren die Galawagen des Kaiſers und der Kaiſerin. Nach einem letzten Gebet wurden dann die ſterblichen Überreſte Theodor Mommſens in dem Erbbegräbnis auf dem ſtillen Gottesacker am Rande der Haſenheide beigeſetzt.

Die Marmorbüſte Mommſens von Karl Pracht, die wir auf der Vorderſeite unſerer heutigen Nummer nachbilden, wurde 1896 nach dem Leben modelliert, und Mommſen hat nicht nur zum Tonmodell, ſondern auch zur Marmorausführung mehreremal dem Künſtler geſeſſen. Mommſen ſowohl wie ſeine Familie erklärten ſich von der Ausführung ſehr befriedigt, und ſchon deshalb wäre zu wünſchen, daß die Büſte weiteren Kreiſen zugänglich gemacht würde, zumal ſie ſeit Mommſens ſiebzigſtem Geburtstage das einzige plaſtiſche Porträt iſt, zu dem der Gelehrte geſeſſen hat.

Wochenſchau.

Kaiſer Wilhelm und der Zar. — Am 4. und 5. November wurden zwiſchen Kaiſer Wilhelm II. und dem Zaren Nikolaus II., der bis zum Ende der Woche mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern als Gaſt am nahe verwandten großherzoglichen Hofe in Darmſtadt weilte, Beſuche gewechſelt. Am 4. nachmittags traf zuerſt der Zar in Wiesbaden ein, begleitet von dem Großherzog von Heſſen und dem Prinzen Heinrich von Preußen. Der Kaiſer empfing ihn auf dem Bahnhof und geleitete ihn zum königlichen Schloſſe. Dort fand Galatafel ſtatt, und ſpäter beſuchten die Herrſchaften nebſt ihrem Gefolge, in dem ſich auch der Reichskanzler Graf v. Bülow und der ruſſiſche Miniſter des Auswärtigen Graf Lamsdorff befanden, das Hoftheater. Bei der Abreiſe begleitete der Kaiſer ſeinen hohen Gaſt wieder zum Bahnhof. Tags darauf wurde der Beſuch im Schloſſe Wolfsgarten erwidert. Der Zar empfing den Kaiſer ſchon auf dem Bahnhof Egelsbach und fuhr mit ihm direkt nach Wolfsgarten. Der Reichskanzler dagegen ſtieg vorläufig im Darmſtädter Schloſſe ab und folgte dann einer Einladung des Grafen Lamsdorff zum Frühſtück im Hotel Britannia; dann fand eine mehrſtündige Konferenz zwiſchen den beiden Staatsmännern ſtatt. Um 7 Uhr begaben ſie ſich zum Diner nach Wolfsgarten. Gegen 10 Uhr reiſte der Kaiſer von Egelsbach aus, wohin ihm der Zar wieder das Geleit gegeben hatte, nach Wildpark bei Potsdam zurück. Der Verkehr zwiſchen den beiden Monarchen trug das Gepräge großer Herzlichkeit; die eingehenden Beſprechungen zwiſchen ihnen und zwiſchen den leitenden Miniſtern dürften zur Befeſtigung des traditionellen Einvernehmens der befreundeten Mächte weſentlich beitragen.

Die Erkrankung des Deutſchen Kaiſers. — Die „Norddeutſche Allgemeine Zeitung“ machte am 8. November nachſtehende überraſchenden Mitteilungen: Wir ſind ermächtigt, folgendes zu veröffentlichen: „Seine Majeſtät der Kaiſer und König haben ſich heute der Operation eines Stimmlippen-Polypen unterzogen. Die Operation wurde von dem Geheimrat Prof. Dr. Moritz Schmidt ausgeführt und verlief ganz glatt. Seiner Majeſtät iſt bis zur Heilung der Operationswunde nur Enthaltung des Stimmgebrauchs auferlegt. Potsdam, 7. November 1903. v. Leuthold. Moritz Schmidt. Ilberg.“ Das Ergebnis der von Geheimrat Prof. J. Orth ausgeführten mikroſkopiſchen Unterſuchung iſt folgendes: „Der Polyp beſteht aus einem ſehr weichen, nur wenige Zellen enthaltenden Bindegewebe, das von einem regelmäßig geſchichteten und überall ſcharf gegen das Bindegewebe abgegrenzten Plattenepithel überzogen iſt. Ein Teil der Bindegewebszellen enthält feine braune Pigmentkörnchen, offenbar von früher ſtattgehabten kleinen Blutungen herrührend. Der Polyp enthält eine größere Anzahl dünnwandiger Blutgefäße. Es handelt ſich alſo um einen durchaus gutartigen bindegewebigen Polypen. Berlin, 7. November 1903. Profeſſor J. Orth.“ — Nach den am Morgen des 8. und 9. ausgegebenen ärztlichen Bulletins war das Allgemeinbefinden des Kaiſers gut, Temperatur und Puls normal; Schmerzen und ſonſtige Beſchwerden im Halſe waren nicht vorhanden, das Ausſehen der kleinen Wunde durchaus zufriedenſtellend, völlige Heilung in etwa acht Tagen zu erwarten. Auch in der nächſten Umgebung des Kaiſers wird die Erkrankung des Monarchen nicht als ſehr ſchwer angeſehen; immerhin wurde die Nachricht von der Operation, der ſich Kaiſer Wilhelm hat unterziehen müſſen, ſelbſt im Ausland nicht ohne Sorge aufgenommen.

Die Vorgänge in Deutſch-Südweſtafrika. — Der Nachricht von dem Maſſaker im Norden des Schutzgebietes iſt auffallend raſch eine Hiobspoſt aus dem äußerſten Süden gefolgt. Der Hottentottenſtamm der Bondelſwaarts hat die deutſche Station Warmbad überfallen. Der Umfang der von ihnen angerichteten Metzeleien iſt noch nicht ſicher bekannt; denn bisher liegen faſt nur engliſche Nachrichten vor, die offenbar ſtark übertrieben ſind. Der Gouverneur Oberſt Leutwein hat unter dem 5. November amtlich gemeldet, daß er den größten Teil der Schutztruppen aus Windhuk mit der Gebirgsbatterie ſowie Witbois und Baſtards, im ganzen etwa dreihundert Köpfe, in Marſch geſetzt habe. Gefallen iſt bei Warmbad der Leutnant Walter Jobſt, der erſt an der Chinaexpedition teilgenommen hat und dann zur Schutztruppe übergetreten iſt. Er gehörte früher dem Füſilierregiment Fürſt Karl Anton von Hohenzollern (Hohenzollernſches) Nr. 40 an. Deſſen Kommandeur widmet ihm einen ehrenden Nachruf, in dem es heißt: „Das Regiment, dem der Gefallene vom Jahre 1895 bis zum Jahre 1900 angehörte, betrauert in ihm einen hoffnungsvollen Offizier und lieben Kameraden, der ſich im jugendlichen Tatendrang in Oſtaſien und in Südweſtafrika bewährt hat. Ein herzliches Andenken wird dem in treuer Pflichterfüllung ſeines Berufes Gefallenen bewahrt bleiben.“ Ein Porträt des Leutnants Jobſt findet der Leſer auf S. 728, während das Bildnis des bei dieſem Überfall verwundeten Gefreiten Schmidt eine auf S. 729 reproduzierte photographiſche Aufnahme des Klippenberges bei Warmbad zeigt. Die Hinrichtung eines Häuptlings des aufſtändiſchen Stammes durch die Deutſchen ſoll die Urſache der Empörung ſein. Die Station Warmbad liegt im Bezirk Keetmanshoop und verdankt ihren Namen warmen Quellen, die zu Bädern benutzt werden. Dieſe ſüdlichſte Station des Schutzgebietes iſt ziemlich ſtark militäriſch beſetzt. Außerdem liegen noch Kommandos in Uhabis, Ukamas, Keetmanshoop, Bethanien und Kubub. Man kann daher annehmen, daß bei ausbrechenden Unruhen ſich die verſchiedenen Stationen trotz der ſchwierigen Bodenverhältniſſe gegenſeitig Hülfe leiſten können. Die Vegetation des öden und ſteinigen Gebietes iſt eine überaus ſpärliche, wie ſchon aus den Abbildungen hervorgeht, die wir auf S. 728 von der Station und dem Orte Warmbad nebſt Umgebung bringen. Hoffentlich wird es der deutſchen Kolonialverwaltung in kürzeſter Zeit gelingen, Ruhe und Ordnung im Lande wiederherzuſtellen.

Graf Tiszas Programmrede. — In Ungarn ſcheinen allmählich geordnete Verhältniſſe zurückzukehren. Nachdem das neue Miniſterium unter dem Grafen Stephan Tisza am 3. November vor dem Kaiſer vereidigt worden iſt (ſ. Abbildung und Bericht auf S. 712), hat der Miniſterpräſident am Tage darauf ſeine Programmrede im Abgeordnetenhauſe zu halten verſucht. Das wurde aber ſowohl am 4. wie am 5. durch lärmende Auftritte der Klerikalen ſowie des äußerſten linken Flügels der Koſſuth-Partei vereitelt und gelang erſt am 6. Dagegen konnte Tisza im Oberhauſe ſein Programm ſchon am 4. entwickeln. Beide Reden haben naturgemäß faſt den gleichen Inhalt. Der Miniſter wies auf die ſchwere anhaltende Störung der parlamentariſchen Arbeiten hin, die von dem Widerſtand gegen die Erhöhung des Rekrutenkontingents ausgegangen ſei. Später ſei in weiten Schichten der öffentlichen Meinung die ungariſche Kommandoſprache gefordert worden; doch ſei die geſamte Nation einig, daß ſie die Erfüllung dieſes Wunſches nicht unter Aufopferung der Harmonie zwiſchen der Krone und der Nation fordern dürfe. „Es werden“, fuhr Graf Tisza fort, „nunmehr bezüglich der Geltendmachung des Ungartums in der gemeinſamen Armee ſo bedeutende Reformen vorgeſchlagen, daß gehofft werden kann, es werde nun Beruhigung eintreten. Die Herſtellung normaler parlamentariſcher Verhältniſſe iſt um ſo notwendiger, als wir an einem Wendepunkt der internationalen Wirtſchaftspolitik angelangt ſind, der auch von ſeiten Ungarns Stellungnahme erfordert. Wir dürfen uns nicht durch Störung des verfaſſungsmäßigen Gleichgewichts der öffentlichen Gewalten zu Untätigkeit und Ohnmacht verurteilen.“ Graf Tisza erklärte weiter, er werde für unveränderte Annahme der Ausgleichsvorlagen eintreten. Die Regierung werde bemüht ſein, daß bei den Verhandlungen über die Handelsverträge die landwirtſchaftlichen und die induſtriellen Intereſſen im gerechten Verhältnis berückſichtigt werden. Zum Schluß ermahnte er die Abgeordneten, ſie ſollten nie vergeſſen, daß ſie alleſamt Ungarn ſeien und nicht aus Parteiintereſſen an den Grundfeſten des Staates rütteln dürften. Es wird berichtet, daß die Rede im allgemeinen einen guten Eindruck gemacht habe, beſonders durch den feſten Ton, den Tisza der Oppoſition gegenüber anſchlug.

Miniſterpräſident Giolitti. — Der Präſident des neuen italieniſchen Miniſteriums ſteht nicht zum erſtenmal an der Spitze der Regierung ſeines Landes. Giovanni Giolitti, geboren zu Dronero in Piemont im Jahre 1844, ſtudierte Jurisprudenz in Turin und widmete ſich zuerſt der ſtaatsanwaltſchaftlichen Laufbahn, aus der er aber bald in die Finanzverwaltung übertrat. Seit 1882 ohne Unterbrechung dem Parlament angehörig und Mitglied des Staatsrats, bekleidete er die Stellungen eines Generalinſpektors im Finanzminiſterium und eines Generalſekretärs der Oberrechnungskammer. Am 31. März 1889 übernahm er zum erſtenmal ein Miniſterportefeuille, und zwar das des Schatzes im Miniſterium Criſpi, aus dem er zwei Monate vor dem Sturze Criſpis, im Dezember 1890, austrat. In der Kammer und ihren Ausſchüſſen machte er ſich beſonders durch ſcharfe Kritik der Finanzverwaltung und überzeugende Befürwortung einer ſtreng geregelten, ſparſamen und ehrlichen Staatswirtſchaft bemerkbar, und nach dem Sturze des erſten Kabinetts der Rechten (Di Rudini), das ſeit 1876 wieder zur Regierung gelangt war, gewann unter ſeiner Leitung die Linke am 15. Mai 1892 das Staatsruder zurück. Doch blieb er nur bis zum 28. November des nächſten Jahres an der Spitze, da es ihm nicht gelang, der in Sizilien und in anderen Teilen der Monarchie ausgebrochenen Unruhen Herr zu werden, welche von den extremen Parteien, die nach der Niederlage in Abeſſinien und dem Sturze Criſpis ſehr kühn das Haupt erhoben, genährt und ausgenutzt und erſt durch ein neues Kabinett Criſpi mit eiſerner Hand unterdrückt wurden. Noch mehr als dieſer Mißerfolg ſchadete Hrn. Giolitti in der öffentlichen Meinung ſeine Verwicklung in den Skandal der Banca Romana, deren im Strafprozeß ſchwer gebrandmarkten Direktor er kurz vor dem Zuſammenbruch zum Senator gemacht hatte. Durch die parlamentariſche Enquete gleich vielen anderen parlamentariſchen und publiziſtiſchen Perſönlichkeiten bloßgeſtellt und wegen behaupteter Hinterziehung von kompromittierenden Bankpapieren in jenem Prozeß mit einer Anklage bedroht, brachte er zu ſeiner Sicherung einige Monate im Auslande zu. Der Sturm ging vorüber, und der kluge, energiſche, ſchweigſame und zähe Politiker zeigte ſeinen Gegnern, die ihn für abgetan hielten, daß ſeine Rolle noch längſt nicht ausgeſpielt ſei. Im Miniſterium Zanardelli, das nach den neuen inneren Konvulſionen der Jahre 1898 und 1899 wie nach dem Mißerfolge ſowohl der ſtandrechtlichen Repreſſionsverſuche des Generals Pelloux als auch des kraftloſen Kabinetts Saracco im Februar 1901 mit einem vielverſprechenden Programm volksfreundlicher ultrademokratiſcher Reformen auf den Plan trat, erhielt Giolitti das wichtige Portefeuille des Inneren. Er ſchloß ein förmliches Bundesverhältnis mit der äußerſten Linken der Kammer und nahm in den heftigen Lohn- und Klaſſenkämpfen der letzten beiden Jahre eine durchaus proletarierfreundliche Haltung ein. Obwohl die gewaltigen Fortſchritte der proletariſchen Organiſation und der ſozialiſtiſchen Partei weſentlich hierauf zurückzuführen ſind, mußte Giolitti, dem ſeine Kollegen zum Teil nur widerwillig zuſtimmten und verſchiedene gewalttätige Emanzipierungsverſuche der ländlichen Arbeitermaſſen ſcharfes Einſchreiten zur Pflicht machten, die äußerſte Linke wieder zur Oppoſition übergehen ſehen. Dies war die Urſache ſeines Austritts aus dem Kabinett Zanardelli im Juni d. J. In der Überzeugung von der Notwendigkeit einer durchaus volkstümlichen Politik und weitgehender demokratiſcher Reformen hat er, nach dem Rücktritt Zanardellis Ende Oktober d. J. mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut, den Verſuch des Bündniſſes mit den Radikalen und Sozialiſten, mit denen auch die fünfundzwanzig Republikaner zu ſtimmen pflegten, wiederholt. Beide Fraktionen haben aus verſchiedenen Gründen die ihnen angebotenen Portefeuilles abgelehnt und dürften auch von der anfangs kundgegebenen Abſicht, das neue Kabinett kräftig zu unterſtützen, ſchon zurückgekommen ſein. Die Zuſammenſetzung des Kabinetts rechtfertigt die Zweifel daran, daß eine unumwunden radikale Politik möglich oder von Hrn. Giolitti aufrichtig geplant ſei.

Giovanni Giolitti,
der neue italieniſche Miniſterpräſident.

Die Wurmkrankheit.

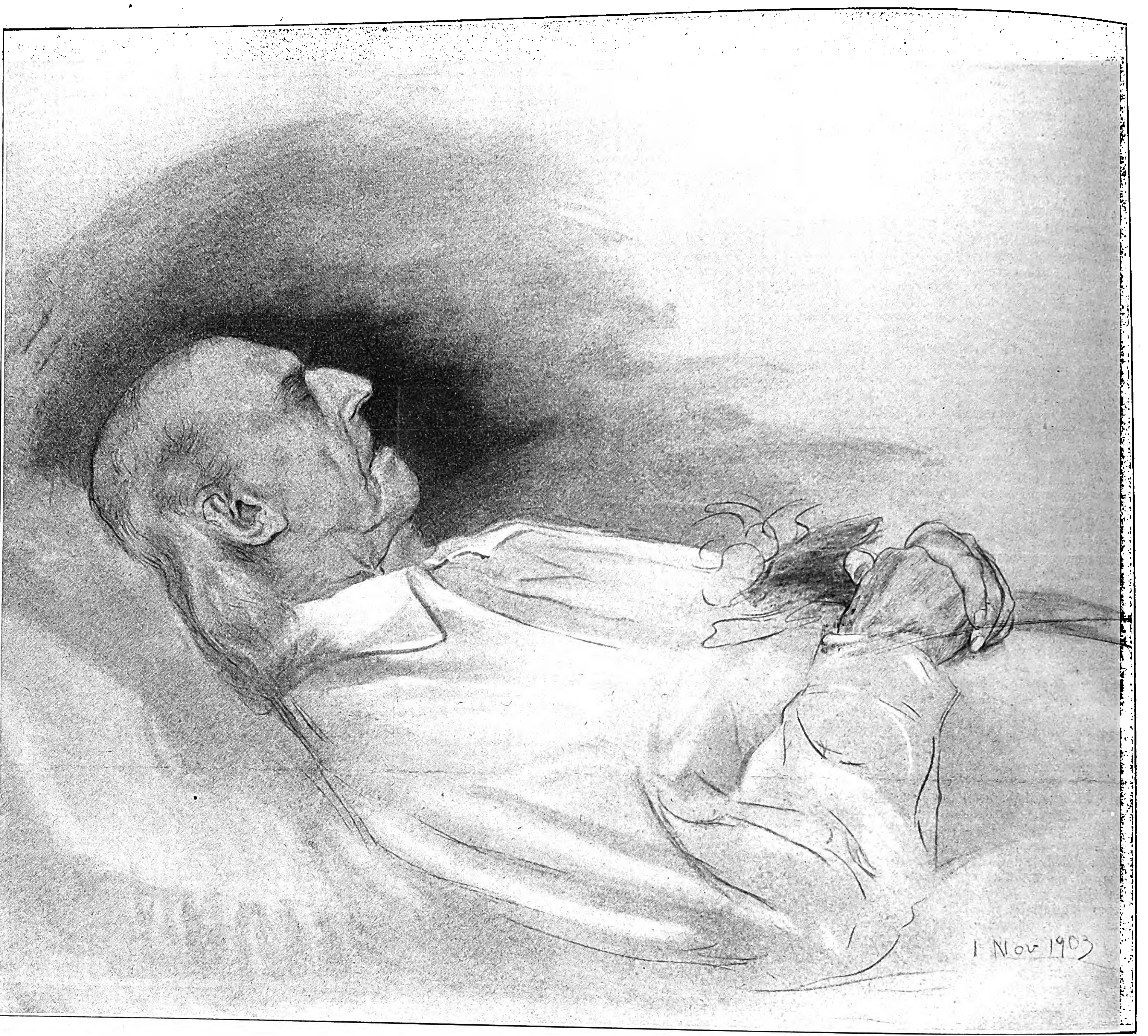
Bei Gelegenheit des diesjährigen ſozialdemokratiſchen Parteitages wurde von Dresden aus die Behauptung verbreitet, im rheiniſch-weſtfäliſchen Kohlengebiet ſeien 70000 Bergleute von der Wurmkrankheit, der ankylostoma hominis, befallen. Man darf bei dieſer Äußerung ruhig ein gutes Stück Übertreibung in Anrechnung bringen, ohne eines Vertuſchungsverſuches ſich ſchuldig zu machen; aber zuzugeben iſt, daß vielleicht ein halbes Hunderttauſend Bergarbeiter unter der Einwirkung dieſer entſetzlichen Seuche zu leiden hat. Die Bedeutung der Situation ergibt ſich auch aus der Tatſache, daß in den letzten Tagen der preußiſche Kultusminiſter von den Knappſchaftsärzten Berichte eingefordert hat, und daß Mitte November eine Konferenz der Knappſchaftsärzte in Berlin ſtattfindet, die ſich mit dieſem Gegenſtande zu beſchäftigen haben wird.

Für den Laien bedeutet die Wurmkrankheit eine ganz neue Erſcheinung; auch die Ärzte ſtanden ihr anfangs lange Zeit hindurch nahezu ohnmächtig gegenüber, und auch heute noch bietet ſie zahlloſe Rätſel für die Gelehrten. Zum erſtenmal lenkte im Ruhrkohlengebiet der Knappſchaftsoberarzt Dr. Tenholt in Bochum im Jahre 1897 die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf das vereinzelte Auftreten dieſer bis dahin in unſeren Breitengraden unbekannten Seuche und forderte energiſche Gegenmaßregeln. Sein Verlangen iſt damals nicht erfüllt worden. Zur vollen Erkenntnis des Ernſtes der Situation kam man erſt zu Anfang des Jahres 1903. Bis dahin hatte ſich die Zahl der wirklich infolge der Wurmkrankheit behandelten Perſonen in ziemlich engen Grenzen gehalten. Im Jahre 1900 wurden bei dem Allgemeinen Knappſchaftsverein, der den ganzen Ruhrkohlenbergbau umfaßt, 286 Perſonen, im folgenden Jahre 1029 Kranke behandelt. Gewiſſe Erfahrungen, die man aus der Arbeitsſtelle der meiſten Kranken, aus Krankheitsrückfällen und anderen Momenten zog, zwangen ſchließlich zur Unterſuchung möglichſt ſämtlicher Bergarbeiter in bezug auf das Vorhandenſein der Wurmkrankheit. Geſtützt auf eine Verordnung des Oberbergamts, wurden dieſe Unterſuchungen nach und nach auf allen verdächtigen Gruben in Angriff genommen. Sie ergaben, ſoweit ſie bis jetzt durchgeführt ſind, faſt überall ein erſchreckendes Reſultat. Schon im März ſtellte der leitende Arzt des Oberſchleſiſchen Knappſchaftsvereins, Dr. Hartmann, nach einer Reiſe in Weſtfalen die Behauptung auf, es ſeien im Ruhrgebiet 20000 Bergleute von der Seuche befallen. Im letzten Sommer wurde von zuverläſſiger Seite die von niemand angefochtene Meldung verbreitet, es ſeien 50000 Bergleute ein Opfer der Wurmkrankheit, und es deutet gewiß nicht auf ein Zurückgehen des Übels hin, wenn die in der Einleitung mitgeteilte ſozialdemokratiſche Behauptung, nach der ſogar 70000 Wurmkranke im rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriegebiet vorhanden ſein ſollen, bis heute unwiderſprochen geblieben iſt.

Die öffentliche Meinung beſchäftigt ſich heute um ſo intenſiver mit der Wurmfrage, als man dank der energiſchen Arbeit verſchiedener Ärzte in den letzten Jahren wenigſtens mit der äußeren Erſcheinung der Krankheit vertraut iſt. Der Krankheitserreger iſt ein kleiner Wurm, der ſich in den Därmen mit Hilfe außerordentlich ſcharfer Haken am Kopfe feſtbeißt und, ſofern er nicht durch geeignete Gegenmittel vertrieben wird, ſein etwa auf fünf Jahre veranſchlagtes Leben in den Eingeweiden des Menſchen verbringt. Die Stärke der Krankheit iſt im weſentlichen, abgeſehen von der Widerſtandsfähigkeit des Kranken, abhängig von der Zahl, in der der Paraſit auftritt. Dr. Hugo Goldmann in Ödenburg, der die Krankheit bei ungariſchen Bergarbeitern zu bekämpfen hat, behauptet, daß ein Menſch von achthundert ſolchen Paraſiten befallen werden könne. Bedenkt man, daß nach Goldmanns Feſtſtellungen, die im weſentlichen ſich mit Dr. Tenholts Reſultaten decken, die weiblichen Tiere 14 mm, die männlichen 11 mm lang ſind, dann läßt ſich der ſchädigende Einfluß auf den Kranken ſehr leicht ermeſſen. Die Kranken zeigen — und das läßt einen Schluß auf die bis jetzt noch nicht mit einem abſolut ſicheren Reſultat erforſchte Wirkſamkeit des Krankheitserregers zu — die Symptome der Blutarmut. Der bereits genannte Arzt Dr. Goldmann gibt in bezug auf die Krankheitserſcheinungen im einzelnen folgende Mitteilungen: allgemeine Schwäche und Abgeſchlagenheit; beſonders die Beine werden kaum fähig, den Körper zu tragen; quälender Kopfſchmerz, Ohrenſauſen, Schwindelgefühl, Herzklopfen, Atemnot, Appetitloſigkeit, häufiges Aufſtoßen, Sodbrennen und vermehrter Speichelfluß. Eine direkte Todesgefahr beſteht jedoch, wie der glückliche Verlauf aller Krankheitsfälle im Ruhrgebiet zeigt, für unſere Gegend nicht, während in den Tropen ein ſtarker Prozentſatz der Erkrankten an allgemeiner Entkräftung, oft auch an Waſſerſucht ſtirbt.

Im Herbſt d. J. tauchte in den Zeitungen des Ruhrkohlengebiets die Behauptung auf, daß Kinder von Bergleuten von der Seuche ergriffen worden ſeien. In einer Petition an die Staatsregierung, in der die Bergarbeiter um Milderung verſchiedener, ihren Erwerb in hohem Grade beeinträchtigender Vorſchriften für die Krankenbehandlung baten, wurde mit großer Beſtimmtheit die Behauptung aufgeſtellt, die Krankheit habe auch Nichtbergleute befallen. Bis dahin war man allgemein der Anſicht, daß in unſeren Gegenden die Fortpflanzungsmöglichkeit des Paraſiten nur in den Bergwerken mit einer beſtimmten Wärmetemperatur gegeben ſei. Die bis heute ermittelte, anſcheinend wichtigſte Fortpflanzungsweiſe iſt die Verbreitung von Eiern jener Würmer durch die Exkremente der Bergleute in den Gruben. Die bei beſonders ſchwer betroffenen Individuen oft zahlloſen Eier entwickeln ſich in den warmen und infolge der Berieſelung gegen Schlagwetter- und Kohlenſtaubexploſionen feuchten Gruben in kurzer Zeit zu Larven, die ſich wiederum nach einer kurzen Zeit in eine Chitinhülle einkapſeln. Dieſe Larven bewirken die Fortpflanzung, ſobald ſie auf irgendeine Weiſe, vor allem mit Speiſen, in den Darm eines Menſchen gelangen. Auf dem Brüſſeler Kongreß für Volksgeſundheitspflege trat Prof. Dr. Looß aus Kairo mit der Behauptung auf, die Larven gelangten nicht allein durch die Luft und in Begleitung von Speiſen in die Därme, ſondern auch durch die Haut; er ſelbſt ſei ſo infiziert worden. Bis jetzt iſt ein exakter Beweis für die Richtigkeit dieſer Behauptung noch nicht geführt worden; iſt ſie richtig und entſpricht es ferner den Tatſachen, was Dr. Goldmann über die Lebensdauer und Widerſtandsfähigkeit der Larven gegenüber Trockenheit ſagt, dann iſt die Möglichkeit, daß neben dem halben Hunderttauſend Bergarbeitern noch zahlloſe Familienangehörige der Erkrankten von der Wurmkrankheit betroffen ſind, zum mindeſten gegeben. Die Ärzte beſtreiten das aber, und zwar auch Dr. Tenholt, der von Anfang an mit hervorragendem Mut gegen die Vertuſchung Front gemacht hat, und der auch einen zu guten Ruf in wiſſenſchaftlicher Beziehung beſitzt, als daß ſeinem Urteil gegenüber eine andere Anſicht irgendwelche Beachtung finden könnte. Infolgedeſſen hat ſich der erſte Schrecken, der ſich kürzlich verbreitete, als mehrere tags zuvor vom Militär entlaſſene Reſerviſten wurmkrank befunden und zur Arbeit in der Grube nicht zugelaſſen wurden, ſchnell gelegt.

Auf welchem Wege eine ausreichende Bekämpfung der Seuche erfolgen kann, ſteht noch nicht feſt. Das Eingreifen des preußiſchen Kultusminiſters beweiſt, daß man in den Kreiſen der preußiſchen Regierung die Tragweite des Auftretens dieſer Krankheit erkannt hat und geſonnen iſt, die Schädigung des Nationalwohlſtandes, die durch die Untätigkeit großer Arbeitermaſſen entſteht, abzuwehren. Ob die Mittel, die zur Verfügung ſtehen, eine ſchnelle Erreichung des Zieles, der Beſeitigung der Krankheit, ermöglichen werden, ſteht einſtweilen noch dahin. Durch das Eingreifen des Miniſters iſt jedenfalls die Gewähr geboten, daß energiſche Verſuche gemacht werden, die Seuche im Ruhrkohlenrevier erfolgreich einzudämmen. G. van Fluiſten.



Theodor Mommſen auf dem Totenbett. Nach einer Zeichnung von Prof. Hans Olde.

Die
Vereidigung der ungariſchen Miniſter.

Eine Miniſterkriſis von ſeltener Dauer und Heftigkeit hat die ungariſche Hälfte des Kaiſerſtaates an der Donau hinter ſich: wegen der dem Ausgleich von 1867 widerſprechenden nationalen Anſprüche des ungariſchen Abgeordnetenhauſes in der Militärfrage hatten nicht weniger als drei Miniſterien kurz nacheinander dem Herrſcher ihr Amt zur Verfügung geſtellt, Szell und zweimal Graf Khuen-Héderváry. Dann folgten Wochen, die von faſt täglichen Beratungen des Königs mit hervorragenden politiſchen Größen und mit Männern, welche das Vertrauen der Krone beſitzen, ausgefüllt waren. Wiederholt ſchien es, als ſei der Monarch zu einer Entſcheidung gelangt: heute, als würde er dieſen, morgen, als würde er jenen mit der Neubildung des Kabinetts beauftragen. Und ſchließlich war es doch faſt noch eine Überraſchung, als Graf Stephan Tisza der Erkorene des Königs wurde. Zum zweitenmal ſchon im Laufe weniger Monate übernahm dieſer den heikeln Auftrag. Das erſtemal fand er niemand willig, in ſein Kabinett einzutreten; diesmal hatte er ſich beſſer vorgeſehen und offenbar gründliche Vorverhandlungen geführt. Nach nur wenigen Tagen war er imſtande, dem König ſeine Miniſterliſte zu unterbreiten. Sie wurde genehmigt, und am 3. November fand in der Wiener Hofburg die Eidesleiſtung der neuen Miniſter ſtatt.

Während die Miniſter Dr. Plosz, Hieronymi, v. Berzeviczy, v. Tallian, Generalmajor v. Nyiri und v. Cſeh zu dem feierlichen Akte ſchon am Abend zuvor nach Wien gekommen waren, trafen der Miniſterpräſident Graf Tisza und der Finanzminiſter v. Lukacs erſt am Morgen des Vereidigungstages ſelbſt dort ein. Sämtliche Miniſter erſchienen in ungariſcher Gala; nur Graf Tisza trug die Uniform eines Oberleutnants der Honvedhuſaren und der ungariſche Landesverteidigungsminiſter v. Nyiri die Generalsuniform. Zuerſt legte Graf Stephan Tisza als Miniſterpräſident den Amtseid in die Hände des Kaiſers ab. Bei dieſem feierlichen Akte intervenierte als Bannerherr der Königlich Ungariſche Oberſtſtallmeiſter Graf Szechenyi, die Eidesformel verlas in Vertretung des ungariſchen Miniſters am Hoflager der ungariſche Juſtizminiſter Dr. Alexander Plosz. Dann erfolgte unter Aſſiſtenz des neuen Miniſterpräſidenten die Eidesleiſtung der anderen Herren: des Handelsminiſters Karl Hieronymi, des Miniſters für Kultus und Unterricht Albert v. Berzeviczy, des Ackerbauminiſters Bela v. Tallian, des Landesverteidigungsminiſters v. Nyiri und des Miniſters für Kroatien und Slawonien Erwin v. Cſeh. Miniſterialrat Geza v. Vertesz verlas die Eidesformel. Nicht von neuem vereidigt wurden der Finanzminiſter v. Lukacs und der Juſtizminiſter Dr. Plosz, weil ſie ſchon dem Kabinett Szell angehört hatten und ohne Unterbrechung im Beſitz ihrer Portefeuilles geblieben waren. Da die Miniſter ihre Equipagen nicht in Wien hatten, fuhren ſie in Fiakern in dem inneren Hof der Hofburg vor, auf dem Bock neben dem Kutſcher den Leibhuſaren, der ſie bis vor den Audienzſaal begleitete. Den letzten Akt der Eidesleiſtung bildete die Vereidigung des Grafen Tisza in ſeiner Eigenſchaft als Geheimer Rat. Hierbei aſſiſtierten der Miniſter des Außeren und des Königlichen Hauſes Graf Goluchowſki ſowie der General der Kavallerie Graf Paar, dieſer in Vertretung des Oberſtkämmerers, während diesmal die Eidesformel von dem Hof- und Miniſterialrat Oskar Berger Edlen v. Waldenegg verleſen wurde.

Nach der Eidesleiſtung wurden ſämtliche Miniſter, auch die nicht neu vereidigten, vom Kaiſer in gemeinſamer Audienz empfangen; dabei richtete der Monarch eine Anſprache an das neue Kabinett. Hieran ſchloß ſich ein Empfang der einzelnen Miniſter, zuletzt des Grafen Tisza, der bei dieſer Gelegenheit dem Kaiſer eingehenden Bericht erſtattete. Nach der Feierlichkeit in der Hofburg machten die ungariſchen Miniſter den beiden Mitgliedern des gemeinſamen und denen des öſterreichiſchen Kabinetts ihren Beſuch. Um drei Uhr nachmittags begaben ſie ſich nach Budapeſt zurück und dort ſofort in die Konferenz der Liberalen Partei, wo Graf Tisza in kurzen Zügen ſein Programm entwickelte.

J. P.

Totenſchau.

Dr. Heinrich Brück, ſeit Dezember 1899 Biſchof von Mainz, 1855 zum Prieſter geweiht, 1857 Dozent, 1861 Profeſſor am Prieſterſeminar und 1889 Domkapitular in Mainz, am 25. Oktober 1831 zu Bingen geboren, † in Mainz am 5. November.

Albert Florſchütz, Geh. Regierungs- und Schulrat a. D. in Köln, früher in Hagen und Iſerlohn, 1870 bis 1873 für Hagen Abgeordneter zum Landtage, ſeit 1873 Mitglied der Regierung in Köln, 1898 penſioniert, 1819 geboren, † in Köln am 27. Oktober.

v. Heuſer Paſcha, türkiſcher Generalleutnant, vorher deutſcher Offizier im Brandenburgiſchen Küraſſierregiment Nr. 6 ſeit 1858, der am Däniſchen und am Deutſch-franzöſiſchen Feldzuge teilgenommen hat, Lehrer an der Militärreitſchule, 1879 Major, 1887 in türkiſche Dienſte übergetreten, † in Konſtantinopel am 4. November.

Franz Hofmann, Zigarrenfabrikant in Chemnitz, ſozialdemokratiſcher Reichstagsabgeordneter, Vertreter des 22. ſächſiſchen Wahlkreiſes (Reichenbach-Auerbach) ſeit 1892, am 26. Februar 1852 zu Stötteritz bei Leipzig geboren, † in Chemnitz am 4. November.

P. W. Janſen, Großinduſtrieller in Amſterdam, Schöpfer des Tabaksbaues auf dem öſtlichen Sumatra, bei ſehr großem Reichtum von geradezu königlicher Wohltätigkeit, Stifter von Krankenhäuſern, Heilſtätten, Kirchen, Schulen, Förderer des Deutſchtums in den Niederlanden, 1831 zu Oldenburg geboren, † in Amſterdam am 3. November.

Dr. Karl Kieſel, Geh. Regierungsrat und Gymnaſialdirektor a. D., von 1844 an vierzig Jahre lang an der Spitze des Düſſeldorfer Gymnaſiums, am 28. Oktober 1812 geboren, † in Düſſeldorf am 2. November.

Dr. Lührſen, ſeit dem Mai 1893 deutſcher Geſandter bei der Republik Kolumbien in Bogotá, 1869 Konſul in Smyrna, 1873 bis 1880 Generalkonſul und Geſchäftsträger in Quito und Lima, 1883 Konſul in Schanghai, 1886 Generalkonſul in Odeſſa, ſeit einiger Zeit auf Urlaub in Tirol, † in Terlan (Südtirol) am 3. November.

Theodor Ritter v. Millinkowitſch, öſterreichiſch-ungariſcher Feldmarſchalleutnant, Kenner aller ſüdſlawiſchen Idiome, deshalb jahrelang Miniſterreſident in Montenegro, am 18. Februar 1841 zu Ladjaſak (Slawonien) geboren, † in Hietzing am 31. Oktober.

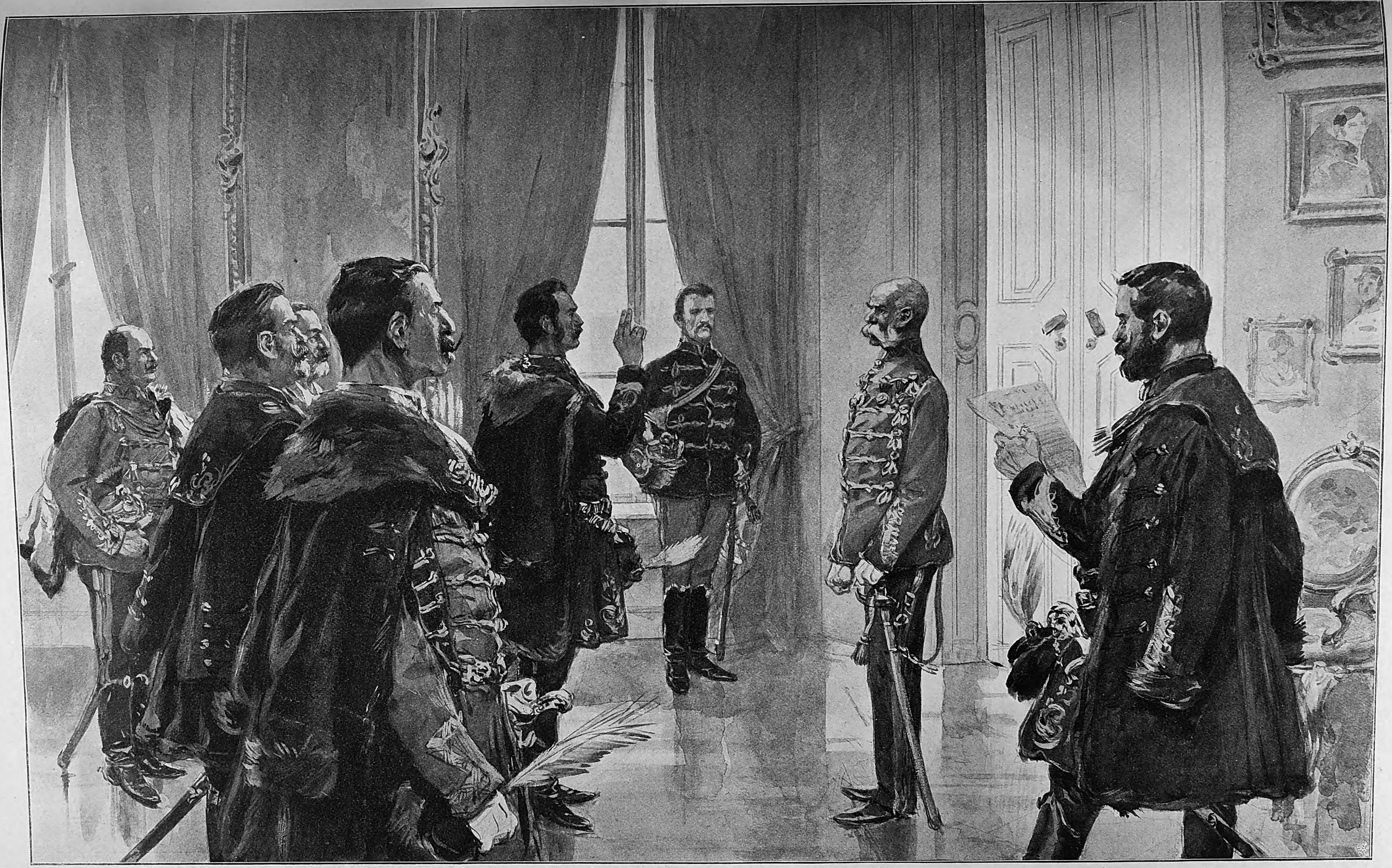
Friedrich Auguſt Müller-Rentz, Schriftſteller in Frankfurt a. M., älteſter Mitarbeiter der „Frankfurter Preſſe" und älteſter Gabelsberger-Stenograph Deutſchlands, am 2. November 1830 aus Altfrankfurter Familie geboren, † in Frankfurt a. M. am 3. November.

Pietro Roſano, italieniſcher Finanzminiſter, Mitglied des vor kurzem berufenen zweiten Kabinetts Giolitti, † in Neapel am 9. November durch Selbſtmord.

Lord Rowton, Erbauer der ſog. Rowtonhäuſer, billiger gut eingerichteter Arbeiterwohnhäuſer, 1878 Privatſekretär Beaconsfields auf dem Berliner Kongreß, † in London am 9. November.

Rudolf Heinrich Salomon, Veteran der Berliner Hofoper, Hofopernſänger und Regiſſeur a. D., † in Berlin am 4. November, 78 Jahre alt.

Dr. jur. **Paul Schultze-Denhard**, Rechtsanwalt und Profeſſor an der chineſiſchen Univerſität in Tientſin, aus Wickerath bei Düſſeldorf gebürtig, † unlängſt in Tientſin, 29 Jahre alt.



Die Vereidigung der neuen ungariſchen Miniſter im Audienzſaal der k. k. Hofburg zu Wien am 3. November. Nach einer Skizze gezeichnet von O. Gerlach.

BOULDER

Die Mitglieder des deutſchen Reichstags nach den einzelnen Fraktionen.

Deutſchkonſervative (52).

Elfte Legislaturperiode (1903 bis 1908).

v. Bieberſtein, Rittergutsbeſitzer auf Poſemb.
Gumbinnen 7: Sensburg-Ortelsbg.

v. Böhlendorff, Rittergutsbeſitzer auf Negezow.
Stettin 2: Ückerm.-Uſedom-Wollin.

v. Bonin, Landrat a. D. und Rittergutsbeſitzer auf Bahrenbuſch.
Köslin 5: Neuſtettin.

Böning, Gutsbeſitzer in Heinersdorf.
Frankfurt 2: Landsberg-Soldin.

v. Brockhauſen, Verb.-Dir. d. Pomm. Landw.-Genoſſenſchaft in Stettin.
Köslin 4: Belgard-Dramburg-Schivelbein.

Graf v. Carmer, Kammerherr u. Schloßhauptm. auf Erdmannsdorf.
Breslau 1: Guhrau-Steinau-Wohlau.

v. Dewitz, Rittergutsbeſitzer auf Schönhagen.
Stettin 6: Naugard-Regenwalde.

Dietrich, Rechtsanwalt und Notar in Prenzlau.
Potsdam 3: Ruppin-Templin.

Fürſt zu Dohna-Schlobitten auf Schlobitten, Oſtpreußen.
Königsb. 4: Landkr. Königsb.-Fiſchh.

Burggraf u. Graf zu Dohna-Schlodien, Kammerherr auf Schlodien.
Königsberg 7: Pr. Holland-Mohrung.

Dröſcher, Regierungsrat in Schwerin.
M.-Schwerin 2: Schwerin-Wismar.

v. Elern, Oberſt a. D. u. Rittergutsbeſitzer auf Bandels (Kr. Pr. Eylau).
Königsberg 5: Heiligenbeil-Pr. Eylau.

v. Gersdorff, Rittergutsbeſitzer auf Bauchwitz (Kr. Meſeritz).
Poſen 3: Meſeritz-Bomſt.

Henning, Rentner in Berlin.
Frankfurt 10: Kalau-Luckau.

v. Heydebrand u. der Laſa, Rittergutsbeſitzer auf Kleintſchunkawe.
Breslau 2: Militſch-Trebnitz.

Himburg, Amtsgerichtsrat in Oſterburg.
Magdeburg 2: Stendal-Oſterburg.

Fürſt zu Hohenlohe-Öhringen, Herzog von Ujeſt auf Slawentzitz.
Oppeln 1: Kreuzburg-Roſenberg.

Hufnagel, Landwirt und Bürgermeiſter in Möckenau.
Mittelfranken 3: Ansbach-Schwabach.

Fürſt zu Innhauſen u. Knyphauſen, W. Geh. Rat in Lützburg bei Hage.
Hannover 1: Emden-Norden-Weener-Leer.

Graf v. Kanitz, Kammerherr auf Podangen.
Gumbinnen 2: Ragnit-Pillkallen.

Kern, Rittergutsbeſitzer auf Aslau.
Liegnitz 4: Bunzlau-Lüben.

Krauſe, Gutsbeſitzer in Dawillen.
Königsberg 1: Memel-Heydekrug.

v. Kröcher, Rittergutsbeſ. u. Hauptritterſchaftsdirektor auf Vinzelberg.
Magdeburg 1: Salzwedel-Gardelegen.

Graf v. Limburg-Stirum, W. Geh. Rat u. Fideikommißb. auf Eberspark.
Breslau 8: Landkr. Bresl.-Neumarkt.

Malkewitz, Buchdruckereibeſitzer und Verleger in Stettin.
Köslin 3: Kolberg-Körlin-Köslin-Bublitz.

Frhr. v. Maltzan, Kammerherr auf Peckatel b. Penzlin.
Meckl.-Schwerin 4: Malchin-Waren.

v. Maſſow, Oberſt a. D., Rittergutsbeſitzer auf Parnehnen, Oſtpr.
Königsberg 2: Labiau-Wehlau.

Mentz, Amtsrat in Kampiſchkehmen, Kreis Gumbinnen.
Gumbinnen 3: Gumb.-Inſterburg.

Meyer, Maler-Obermeiſter in Bielefeld.
Minden 2: Herford-Halle.

v. Michaelis, Rittergutsbeſitzer auf Quatzow.
Köslin 2: Bütow-Schlawe-Rummelsburg.

Nißler, Ökonom u. Bürgermeiſter in Alfershauſen.
Mittelfranken 5: Dinkelsbühl.

v. Normann, Oberſtleutn. a. D. und Rittergutsbeſitzer auf Barkow.
Stettin 7: Greifenberg-Kammin.

v. Oldenburg, Kammerherr auf Januſchau.
Danzig 1: Elbing-Marienburg.

v. Örtzen, Gutsbeſitzer in Remlin.
Potsdam 9: Jüterbog-Luckenwalde-Zauch-Belzig.

v. Preſſentin gen. v. Rautter, Rittergutsbeſitzer auf Kanoten.
Königsberg 10: Raſtenb.-Friedland-Gerdauen.

Nettich, Domänenrat in Roſtock.
Mecklenburg-Schwerin 1: Hagenow.

UNIVERSITY OF COLORADO LIBRARIES

Frhr. v. Richthofen, Oberreg.-Rat a. D. u. Rittergutsbeſ. auf Kohlhöhe.
Breslau 9: Schweidnitz-Striegau.

v. Riepenhauſen, Rittergutsbeſitzer auf Krangen.
Stralſund 1: Rüg.-Franzb.-Stralſ.

Rother, Gutsbeſitzer in Sägen.
Breslau 5: Ohlau-Nimptſch-Strehlen.

v. Saldern, Landrat a. D. auf Kleinmantel bei Königsberg.
Frankfurt 3: Königsberg i. Neum.

Schickert, Oberregierungsrat in Gumbinnen.
Gumbinnen 1: Tilſit-Kuriſche Niederung.

Graf v. Schwerin, Rittergutsbeſitzer auf Löwitz.
Stettin 1: Anklam-Demmin.

Sielermann, Hofbeſitzer in Holſen.
Minden 1: Minden-Lübbecke.

v. Sperber, Rittergutsbeſitzer auf Adelig-Kleszowen.
Gumbinnen 4: Stallupönen-Goldap-Darkehmen. († am 17. Oktober d. J.)

v. Spiegel, Rittergutsbeſitzer auf Dammer.
Breslau 4: Namslau-Brieg.

v. Staudy, General-Landſchaftsdirektor in Poſen.
Gumbinnen 5: Lötzen-Angerburg.

Graf zu Stolberg-Wernigerode, Fideikommißherr auf Dönhoffſtädt, Oſtpreußen.
Gumb. 6: Lyck-Oletzko-Johannisburg.

v. Treuenfels, Rittergutsbeſitzer auf Klenz bei Jördenſtorf.
M.-Schwerin 6: Güſtrow-Ribnitz.

Will, Hofbeſitzer in Schweslin bei Großboſchpol.
Köslin 1: Stolp-Lauenburg.

Winckler, Landrat a. D. in Merſeburg.
Merſeburg 7: Merſeburg-Querfurt.

v. Winterfeldt, Landrat u. Erbherr von Menkin bei Löcknitz.
Potsdam 4: Prenzlau-Angermünde.

Zindler, Gutsbeſitzer in Neudorf.
Bromberg 1: Kolmar-Czarnikau-Filehne.

Reichspartei (19).

Arendt, Schriftſteller in Berlin.
Merſeburg 5: Mansfelder See- und Gebirgskreis.

Graf v. Arnim, Beſitzer der Standesherrſchaft Muskau.
Liegnitz 10: Rotenb.-Hoyerswerda.

Louis Bauermeiſter, Fabrik- u. Rittergutsbeſitzer in Dt. Grube.
Merſeburg 8: Bitterfeld-Delitzſch.

v. Dirkſen, Geh. Legationsrat a. D. in Berlin.
Frankfurt 9: Kottbus-Spremberg.

Doerkſen, Hofbeſitzer in Woſſitz bei Trabenau.
Danzig 2: Danziger Höhe und Niederung.

Gamp, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat auf Hebron-Damnitz.
Marienwerder 8: Deutſchkrone.

Hoeffel, Geh. Med.-Rat u. Kreisarzt in Buchsweiler.
Elſaß-Lothringen 11: Zabern.

Holtz, Rittergutsbeſitzer auf Parlin.
Marienwerder 5: Schwetz.

v. Kardorff, Rittergutsbeſitzer auf Niederwabnitz.
Breslau 8: Großwartenberg-Öls.

Nauck, Domänenpächter in Großſchönfeld bei Blankenſee.
Mecklenburg-Strelitz.

Moritz Pauli, Profeſſor in Eberswalde.
Potsdam 5: Oberbarnim.

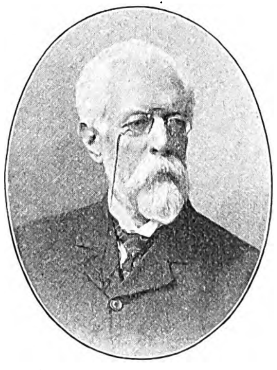
Scherre, Freigutsbeſ. in Leubingen.
Merſeburg 6: Sangerh.-Eckartsberga.

Schlüter, Bürgerm. in Sommerfeld.
Frankfurt 6: Züllichau-Schwiebus-Kroſſen.

Karl Schmidt, Stadtrat in Rawitſch.
Poſen 6: Frauſtadt-Liſſa.

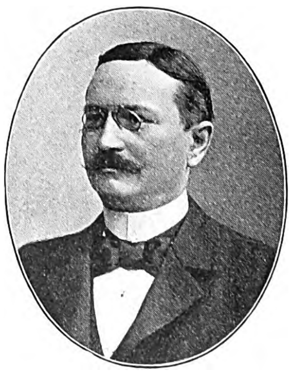
Stockmann, Konſiſtorialpräſident in Münſter (Weſtf.).
Schlesw.-Holſt. 9: Plön-Oldenburg.

Stubbendorff, Rittergutspächter in Zapel bei Wendiſch-Warnow.
Potsdam 1: Weſtprignitz.



v. Tiedemann, Regierungspräſident a. D. in Berlin.
Bromberg 3: Bromberg.

Walzer, Ökonomierat auf Grodziczno, Kreis Löbau, Weſtpr.
Marienwerder 2: Löbau-Roſenberg.



Witt, Gutsbeſitzer in Kleinnebrau.
Marienwerder 1: Stuhm-Marienw.

Zentrum (100).

Aichbichler, Guts- u. Brauereibeſitzer in Wolnzach.
Oberbayern 4: Ingolſtadt.

Aigner, Kaufmann in Mainburg.
Niederbayern 6: Kelheim.

Prinz v. Arenberg, Legationsſekretär a. D. in Berlin.
Aachen 1: Malmedy-Montjoie-Schleiden.

Bachem, Rechtsanwalt in Köln.
Düſſeldorf 11: Stadt und Kreis Krefeld.

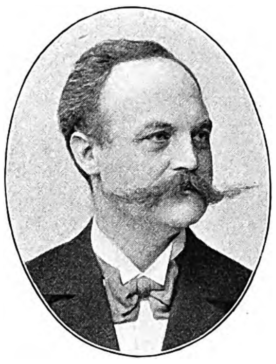
Graf v. Balleſtrem, Wirkl. Geh. Rat und Majoratsherr auf Plawniowitz.
Oppeln 4: Lublinitz-Toſt-Gleiwitz.

Bauer, Beneſiz. in Waſentegernbach.
Oberbayern 5: Waſſerburg.

Ferdinand Bauermeiſter, Gutsbeſ. in Heyerſum.
Hannover 10: Hildesheim-Alfeld.

Baumann, Weingutsbeſitzer in Dettelbach a. M.
Unterfranken 2: Kitzingen.

Franz Beck, Kunſtmühlenbeſitzer in Aichach.
Oberbayern 3: Aichach.


Karl Becker, Amtsrichter und Gutsbeſitzer in Honnef a. S.
Köln 5: Siegkreis-Waldbröl.

Breuer, Gutsbeſ. in Großmönchshof.
Köln 3: Bergheim-Euskirchen.

Bumiller, Pfarrer in Oſtrach.
Hohenzollern: Sigmaringen.

Burlage, Oberlandesgerichtsrat in Oldenburg.
Oldenburg 3: Delmenhorſt.

Dahlem, Rechtsanwalt in Oberſtein a. N.
Wiesbaden 3: Montabaur-St. Goarshauſen.

Dasbach, Kaplan in Trier.
Trier 1: Daun-Prüm-Bitburg.

Engelen, Amtsgerichtsr. i. Osnabrück.
Hannover 3: Meppen-Lingen-Arenberg.

Erzberger, Redakteur in Stuttgart.
Württemberg 16: Biberach.

Euler, Kunſttiſchlermſtr. in Bensberg.
Münſter 3: Recklinghauſen-Borken.

Faltin, Rechtsanwalt in Großſtrehlitz.
Oppeln 7: Pleß-Rybnik.

Fehrenbach, Rechtsanwalt in Freiburg i. Br.
Baden 6: Lahr-Ettenheim.

Frank, Pfarrer in Berlin.
Oppeln 8: Ratibor.

Alois Fritzen, Landesrat a. D. in Düſſeldorf.
Düſſeldorf 9: Kempen.

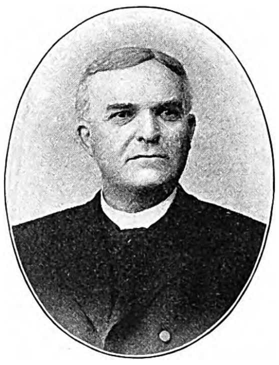
Karl Fritzen, Amtsgerichtsrat in Dülken.
Düſſeldorf 7: Mörs-Rees.

Fuchs, Kaufmann in Köln.
Trier 6: St. Wendel-Ottweiler.

Fusangel, Buchdruckereibeſitzer in Hagen i. W.
Arnsberg 2: Arnsbg.-Olpe-Meſchede.

Gerſtenberger, Redakt. des „Fränk. Volksblattes“ in Würzburg.
Unterfranken 1: Aſchaffenburg.

Gleitsmann, Dekan in Berg ob Landshut.
Niederbayern 1: Landshut.


Glowatzki, Erzprieſter in Wyſſoka.
Oppeln 3: Koſel-Großſtrehlitz.

Gröber, Landgerichtsrat in Heilbronn.
Württemberg 15: Blaubeuren-Ehingen.

Hartmann, Grundbeſitzer in Labitſch.
Breslau 12: Glatz-Habelſchwerdt.

Hebel, Pfarrer in Wiedergeltingen.
Schwaben 4: Illertiſſen-Memming.

Heim, Reallehrer in Ansbach.
Oberpfalz 5: Neuſtadt a. W.

Herold, Gutsbeſitzer auf Haus Lövelinkloe.
Münſter 1: Tecklenb.-Ahaus-Steinf.

Frhr. v. Hertling, Profeſſor in München.
Münſter 2: Münſter-Koesfeld.

Hinterwinkler, Stadtpfarrer in Plattling.
Niederbayern 5: Deggendorf.

Hirſchberg, Erzprieſter in Wartenburg.
Königsberg 9: Allenſtein-Röſſel.

Hitze, Profeſſor in Münſter i. W.
Düſſeldorf 10: München-Gladbach.

Theodor Hofmann, Profeſſor und
Pfarrer in Urlau.
Württemberg 13: Aalen=Ellwangen.

Holzapfel, Ökonom in Zeuzleben.
Unterfranken 5: Schweinfurt.

Graf v. Hompeſch=Rurich, Kammerherr u. Rittergutsbeſitzer auf Rurich.
Aachen 4: Düren=Jülich.

Albert Horn, Stiftsrat und Syndikus
in Neiße.
Oppeln 12: Neiße.

Hubrich, Erbſcholtiſeibeſitzer in
Roßdorf.
Oppeln 11: Falkenberg=Grottkau.

Hug, Geh. Finanzrat in Konſtanz.
Baden 1: Konſtanz=Überlingen.

Humann, Landwirt in Neuenkirchen.
Minden 3: Bielefeld.

Itſchert, Landrichter in Frankf. a. M.
Wiesbaden 1: Homburg=Höchſt.

Jäger, Beſitzer der „Pfälz. Ztg."
in Speyer.
Schwaben 3: Dillingen.

Kalthof, Oberamtsrichter in
Wertingen.
Schwaben 1: Augsburg.

Kirſch, Amtsgerichtsrat in
Düſſeldorf.
Düſſeldorf 4: Düſſeldorf.

Kloſe, Bauerngutsbeſitzer in Löwitz.
Oppeln 9: Leobſchütz.

Kohl, Stadtpfarrer in Dietfurt a. A.
Oberpfalz 3: Neumarkt.

Krebs, Amtsgerichtsrat in Liebſtadt.
Königsberg 6: Braunsberg=Heilsberg.

Krolik, ſtellvertr. Vorſ. d. Chriſtl.
Oberſchl. Arbeiterverb. in Tarnowitz.
Oppeln 5: Beuthen=Tarnowitz=Königshütte.

Lehemeir, Bürgermeiſter in Troſtberg.
Oberbayern 8: Traunſtein.

Lender, Prälat, Geiſtl. Rat und
Dekan in Sasbach.
Baden 8: Raſtatt=Baden.

Leſer, Pfarrer in Neuhauſen.
Württemberg 17: Ravensburg.

Linder, Gutsbeſitzer in Leinau.
Schwaben 5: Kaufbeuren.

Marbe, Rechtsanw. in Freiburg i. Br.
Baden 5: Freiburg i. Br.

Marcour, Chefredakteur in Koblenz.
Düſſeldorf 8: Kleve=Geldern.

Moritz, Ökonom in Junkershauſen.
Unterfranken 4: Neuſtadt a. S.

Richard Müller, Rentner in Fulda.
Kaſſel 7: Fulda=Gersfeld.

Nacken, beig. Bürgerm. in Eſchweiler.
Aachen 2: Eupen=Aachen Land.

Opfergelt, Amtsgerichtsrat in
Geilenkirchen.
Aachen 5: Heinsberg=Erkelenz.

Oſel, Hauptzollamtsoffizial in
München.
Oberfranken 4: Kronach.

Frhr. v. Pfetten, Kammerherr u.
Rittergutsbeſitzer auf Ramspau.
Oberpfalz 1: Regensburg.

Pichler, Domkapitular in Paſſau.
Niederbayern 3: Paſſau.

Pingen, Gutsbeſitzer in Dicobshof.
Köln 2: Landkreis Köln.

Graf Praſchma, Rittergutsbeſitzer
auf Rogau.
Breslau 13: Frankenſt.=Münſterberg

Rannier, Ökonom in Aſſelkofen.
Oberbayern 7: Roſenheim.

Rintelen, Geh. Oberjuſtizrat in
Berlin.
Trier 3: Stadt und Kreis Trier.

Roeren, Geh. Juſtizrat u. Oberlandesgerichtsrat in Köln=Lindental.
Trier 4: Merzig=Saarlouis.

Ruegenberg, Sanitätsrat in Bonn.
Koblenz 6: Adenau=Zell=Kochem.

v. Savigny, Landrat in Büren.
Minden 4: Paderborn.

Schaedler, Prälat u. Domdekan in
Bamberg.
Oberfranken 5: Bamberg.

Alois Schmid, Privatier in Immenſtadt.
Schwaben 6: Immenſtadt-Lindau.

Otto Schmidt, Landgerichtsrat in Berlin.
Minden 5: Warburg-Höxter.

Schuler, Pfarrer in Jſtein.
Baden 3: Waldshut-Säckingen.

Schüler, Landwirt u. Bürgermeiſter in Ebringen i. Br.
Baden 7: Offenburg-Kehl.

Schwarze, Amtsgerichtsrat in Rüthen.
Arnsberg 8: Lippſtadt-Brilon.

Sir, Kaufmann und Bürgermeiſter in Wernberg.
Oberpfalz 2: Amberg.

Sittart, Lehrer in Aachen.
Aachen 3: Stadt Aachen.

Spahn, Reichsgerichtsrat in Leipzig.
Köln 4: Bonn-Rheinbach.

Speck, Oberzollrat in München.
Mittelfranken 4: Eichſtätt.

Stamm, Landwirt, Landrat und Bürgermeiſter in Karsbach.
Unterfranken 3: Lohr.

Stötzel, Redakteur in Eſſen a. R.
Düſſeldorf 5: Eſſen a. R.

v. Strombeck, Landgerichtsrat in Berlin.
Erfurt 2: Heiligenſtadt-Worbis.

Strzoda, Bauerngutsbeſitzer in Deutſch-Müllmen.
Oppeln 10: Neuſtadt i. Schl.

Stupp, Rentner in Jülich.
Koblenz 2: Neuwied.

Szmula, Rittergutsbeſitzer auf Friedewalde.
Oppeln 2: Oppeln.

Thaler, Juſtizrat in Würzburg.
Unterfranken 6: Würzburg.

Frhr. v. Thünefeld, Kammerherr u. Rittergutsbeſitzer in Augsburg.
Oberbayern 6: Weilheim.

Trimborn, Juſtizrat u. Rechtsanwalt in Köln a. Rh.
Köln 1: Stadt Köln a. Rh.

Wallenborn, Privatmann in Bitburg.
Koblenz 5: Mayen-Ahrweiler.

Wattendorff, Rentner u. Stadtverordneter in Ibbenbüren.
Münſter 4: Lüdinghauſen-Warendorf.

Weißenhagen, Geiſtlicher Rat u. Stadtpfarrer in Monheim.
Schwaben 2: Donauwörth.

Wellſtein Oberlandesgerichtsrat in Pfaffendorf.
Koblenz 3: Koblenz-St. Goar.

de Witt, Amtsgerichtsrat in Köln a. Rh.
Köln 6: Mülheim-Wipperfürth.

Witzlsperger, Privatmann in Cham.
Oberpfalz 4: Neunburg vorm Wald.

Nationalliberale (50).

Frhr. v. Wolff gen. Metternich, Oberförſter in Morbach.
Trier 2: Wittlich-Bernkaſtel.

am Zehnhoff, Juſtizrat in Köln a. Rh.
Düſſeldorf 12: Neuß-Grevenbroich.

Zehnter, Landgerichtsdirektor in Mannheim.
Baden 14: Tauberbiſchofsheim.

Bahn, Kommerzienrat in Sorau.
Frankfurt 8: Sorau-Forſt.

Bartling, Kommerzienrat in Wiesbaden.
Wiesbaden 2: Wiesbaden-Rheingau.

Bärwinkel, Landrat in Sondershauſen.
Schwarzburg-Sondershauſen.

Anton Eugen Beck, Oberamtmann in Bruchſal.
Baden 12: Heidelberg-Eberbach.

Jakob Becker, prakt. Arzt in Sprendlingen.
Heſſen 5: Offenbach-Dieburg.

Beumer, Generalſekretär in Düſſeldorf.
Düſſeldorf 6: Duisb.-Mülheim a. R.

Blankenhorn, Landwirt und Weingutsbeſitzer in Müllheim.
Baden 4: Lörrach-Müllheim-Breiſach.

Boltz, Geh. Juſtizrat und Rechtsanwalt in Saarbrücken.
Trier 5: Saarbrücken.

Böttger, Schriftſteller in Steglitz.
Hannover 19: Neuhaus-Geeſtemünde.

Buchſieb, Rentamtmann in Runkel.
Wiesbaden 4: Diez-Limburg.

Depken, Landwirt in Schwachhauſen.
Hannover 17: Harburg-Rotenburg-Buxtehude.

Faller, Poſthalter in Bonndorf.
Baden 2: Donaueſchingen-Villingen.

Fries, Oberförſter in Markſuhl.
S.-Weimar 2: Eiſenach-Dermbach.

Guenter, Kaufmann in Neidenburg.
Königsberg 8: Oſterode-Neidenburg.

Haas, Geh. Regierungsrat in Darmſtadt.
Heſſen 6: Bensheim-Erbach.

Hagemann, Landgerichtsrat in Erfurt.
Erfurt 4: Erfurt-Schleuſingen-Ziegenrück.

Hagen, Profeſſor u. Ökonomierat in Baireuth.
Oberfranken 2: Baireuth.

Held, Privatier in Hannover.
Hannover 6: Verden-Hoya-Syke.

Frhr. v. Heyl zu Herrnsheim, Inh. d. Fideikommißherrſchaft Herrnsheim.
Heſſen 7: Worms-Heppenheim.

Heyligenſtaedt, Kommerzienrat u. Fabrikbeſitzer in Gießen.
Heſſen 1: Gießen-Nidda.

Hieber, Gymnaſialprofeſſor in Stuttgart.
Württemb. 2: Kannſtatt-Ludwigsb.

Hermann Horn, Fabrikbeſitzer in Goslar a. H.
Hannover 13: Goslar-Zellerfeld.

Hoſang, Guts- u. Fabrikbeſitzer in Sommersdorf.
Magdeburg 5: Wolmirſtedt-Neuhaldensleben.

Jänecke, Verleger in Hannover.
Hannover 16: Lüneburg-Winſen-Bleckede.

Jorns, Kupferwerkbeſitzer in Kupferhammer a. H.
Hannover 11: Einbeck-Northeim-Oſterode.

v. Kaufmann, Rittergutsbeſitzer in Linden. (Hoſpitant.)
Braunſchweig 2: Wolfenb.-Helmſtedt.

Kraemer, Bergwerksbeſitzer in Kirchen.
Koblenz 1: Wetzlar-Altenkirchen.

Lehmann, Rittergutspächter in Waltersdorf.
S.-Weimar 3: Jena-Neuſtadt a. O.

Leinenweber, Kommerzienrat u. Lederfabrikant in Pirmaſens.
Pfalz 4: Zweibrücken-Pirmaſens.

Lichtenberger, Kaufmann u. Gutsbeſitzer in Speyer.
Pfalz 3: Germersheim.

Lucas, Amtsrichter in Langenſelbold.
Kaſſel 8: Hanau-Gelnhauſen.

Mattſen, Landwirt in Steinfeld.
Schleswig-Holſtein 8: Schleswig-Eckernförde.

Valentin Müller, Landwirt in Heiligkreuz.
Baden 13: Bretten-Sinsheim.

Münch-Ferber, Kommerzienrat u. Fabrikbeſitzer in Hof.
Oberfranken 1: Hof-Münchberg.

Neuner, Mühlenbeſitzer u. Bürgerm. in Hammermühle.
Oberfranken 3: Forchheim-Kulmbach.

Graf v. Oriola, Rittergutsbeſitzer auf Büdesheim.
Heſſen 2: Friedberg-Büdingen.

Paaſche, Geh. Regierungsrat u. Profeſſor in Charlottenburg.
Koblenz 4: Kreuznach-Simmern.

Patzig, Verlagsbuchhändler in Großlichterfelde.
S.-Koburg u. Gotha 1: Koburg.

Rimpau, Rittergutsbeſitzer auf Emersleben.
Magdeburg 8: Halberſtadt-Wernigerode.

Sattler, Geh. Regierungsrat u. Zweiter Direktor der Staatsarchive in Berlin.
Hannover 18: Stade-Bremervörde.

Schellhorn-Wallbillich, Weingutsbeſitzer in Forſt i. Pf.
Pfalz 2: Landau.

Schlumberger, Kommerzienrat u. Fabrikbeſitzer in Mülhauſen i. E.
Elſaß-Lothringen 2: Mülhauſen.

Paul Schmidt, Guts- u. Fabrikbeſitzer in Weſterhüſen a. E.
Magdeburg 6: Wanzleben.

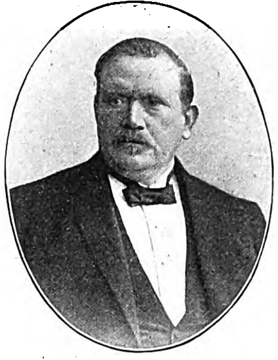
Prinz zu Schönaich-Carolath, Standes- und Majoratsherr auf Amtitz.
Frankfurt a. O. 7: Guben-Lübben.

Semler, Rechtsanwalt in Hamburg.
Hannover 2: Aurich-Wittmund.

Sozialdemokraten (81).

Steg, Rittergutsbeſ. in Raczyniewo.
Marienwerder 3: Graudenz-Strasb.

Wallau, Kreisrat in Lauterbach i. H.
Heſſen 3: Alsfeld-Lauterbach.


Wallbrecht, Senator u. Baurat in Hannover.
Hannover 9: Hameln-Springe.

Weſſel, Geh. Kommerzienrat in Bernburg.
Anhalt 2: Bernburg-Ballenſtedt-Köthen.

Weſtermann, Ehrenamtmann u. Gutsbeſitzer in Lütgendortmund.
Arnsberg 7: Hamm-Soeſt.

Auer, Parteiſekretär u. Schriftſteller in Berlin.
Sachſen 17: Glauchau-Meerane.

Baudert, Wirker in Apolda.
S.-Weimar 1: Weimar-Apolda.

Bebel, Schriftſteller in Schöneberg-Berlin.
Hamburg 1: Hamburg, Oſt.

Bernſtein, Schriftſteller in Berlin.
Breslau 7: Breslau, Weſt.

Birk, Buchdruckereibeſitzer in München.
Oberbayern 1: München I.

Blos, Schriftſteller in Bruchſal.
Braunſchweig 1: Braunſchweig-Blankenburg.

Bock, Redakteur in Gotha.
S.-Kob. u. G. 2: Herzogtum Gotha.

Bömelburg, Vorſ. d. Zentralverb. d. Maurer Deutſchlands in Hamburg.
Arnsberg 6: Dortmund-Hoerde.

Braun, Schriftſteller in Berlin.
Frankfurt 4: Frankfurt a. O.-Lebus.

Buchwald, Buchbindermeiſter in Altenburg.
Herzogtum S.-Altenburg.

Cramer, Gaſtwirt in Darmſtadt.
Heſſen 4: Darmſtadt-Großgerau.

David, Schriftſteller in Mainz.
Heſſen 9: Mainz-Oppenheim.

Dietz, Buchdruckereibeſ. u. Verlagsbuchhändler in Stuttgart.
Hamburg 2: Hamburg, Weſt.

Dreesbach, Stadtrat u. Kaufmann in Mannheim.
Baden 11: Mannheim-Weinheim.

Ehrhart, Mitgl. d. Diſtriktsrats u. Tapezierer in Ludwigshafen.
Pfalz 1: Speyer-Ludwigshafen.

Eichhorn, Redakteur in Mannheim.
Baden 9: Pforzheim-Durlach.

v. Elm, Geſchäftsführer in Hamburg-Eimsbüttel.
Schleswig-Holſtein 6: Pinneberg-Elmshorn-Glückſtadt.

Edmund Fiſcher, Schriftſteller in Brieſnitz.
Sachſen 1: Zittau.

Richard Fiſcher, Leiter der Verlagsanſtalt „Vorwärts“ in Berlin.
Stadt Berlin 2: Weſt u. Südweſt.

Förſter, Zigarrenfabrikant in Hamburg.
Reuß ä. L.: Greiz.

Fräßdorf, Vorſ. d. Ortskrankenkaſſe in Dresden.
Sachſen 8: Pirna.

Frohme, Schriftſteller in Hamburg.
Schleswig-Holſtein 8: Altona.

Geck, Buchdruckereibeſitzer in Offenburg.
Baden 10: Karlsruhe-Bruchſal.

Gerliſch, Parteikaſſierer u. Maſchinenbauer in Treptow.
Sachſen 23: Plauen i. V.

Geyer, Zigarrenfabrikant u. Redakt. in Leipzig.
Sachſen 13: Leipzig, Land.

Göhre, Pfarrer a. D. in Zehlendorf.
Sachſen 15: Mittweida-Rochlitz-Flöha.
(Hat ſein Mandat niedergelegt.)

Goldſtein, Redakteur in Zwickau.
Sachſen 19: Stollberg-Schneeberg.

Gradnauer, Redakteur in Großlichterfelde.
Sachſen 5: Dresden links der Elbe.

Grenz, Former u. Expedient in Schönefeld.
Sachſen 21: Annaberg-Schwarzenb.

Grünberg, Webwarenfabrikant in Hartha.
Sachſen 10: Döbeln.

Haaſe, Rechtsanwalt in Königsberg i. Pr.
Königsberg 3: Stadt Königsb. i. Pr.

Heine, Rechtsanwalt in Berlin.
Stadt Berlin 3: Süd u. Südoſt.

Herbert, Buchdruckereibeſ. in Stettin.
Stettin 4: Stadt Stettin.

Herzfeld, Rechtsanwalt in Berlin.
Meckl.-Schwerin 5: Roſtock-Doberan.

Hildenbrand, Redakteur in Stuttgart.
Württemberg 1: Stuttgart.

Artur Hofmann, Buchdruckereibeſitzer in Saalfeld.
Schwarzburg-Rudolſtadt.

Franz Hofmann, Zigarrenfabrikant in Chemnitz.
Sachſen 22: Reichenbach-Auerbach.
(† am 4. November d. J.)

Georg Horn, Schriftſteller in Lindenau.
Sachſen 6: Dresden Land.

Hué, Redakteur in Rüttenſcheid-Eſſen.
Arnsberg 5: Bochum-Gelſenkirchen.

Kaden, Zigarrenfabrikant in Gohlis.
Sachſen 4: Dresden rechts der Elbe.

Körſten, Gewerkſchaftsſekretär in Berlin.
Stettin 3: Randow-Greifenhagen.

Kühn, Schneidermeiſter in Oberlangenbielau i. Schl.
Breslau 11: Reichenbach-Neurode.

Kunert, Schriftſteller in Berlin.
Merſeburg 4: Halle-Saalkreis.

Ledebour, Schriftſteller in Berlin-Halenſee.
Stadt Berlin 6: Nord u. Nordweſt.

Legien, Vorſ. d. Gen.-Kommiſſion d. Gewerkſch. Deutſchlands in Berlin.
Schleswig-Holſtein 7: Kiel-Rendsb.-Neumünſter.

Leſche, Arbeiterſekretär in Hamburg.
Schleswig-Holſtein 10: Herzogtum Lauenburg.

Lindemann, Schriftſteller in Degerloch.
Württembg. 10: Göppingen-Gmünd.

Lipinſki, Schriftſt. u. Buchhändler in Leipzig.
Sachſen 11: Oſchatz-Grimma.

Mahlke, Schneidermeiſter in Flensburg.
Schlsw.-Holſt. 2: Flensb.-Apenrade.

Meiſt, Zigarrenhändler in Köln-Ehrenfeld.
Düſſeldorf 1: Lennep-Mettmann-Remſcheid.

Meiſter, Zigarrenfabrikant in Hannover.
Hannover 8: Stadt Hannov.-Linden.

Metzger, Journaliſt in Hamburg.
Freie Stadt Hamburg 3: Geeſt- u. Marſchlande.

Molkenbuhr, Schriftſteller in Hamburg.
Düſſeldorf 2: Elberfeld-Barmen.

Motteler, Kaufmann in Leipzig.
Sachſen 12: Stadt Leipzig.

Nitzſchke, Gaſtwirt in Großenhain.
Sachſen 7: Meißen-Großenhain.

Pëus, Schriftſteller u. Chefredakteur in Deſſau.
Potsdam 8: Brandenb.-Weſthavell.

Pfannkuch, Redakteur in Berlin.
Magdeburg 4: Stadt Magdeburg.

Reißhaus, Schneidermeiſter in Erfurt.
S.-Meining. 2: Sonneberg-Saalfeld.

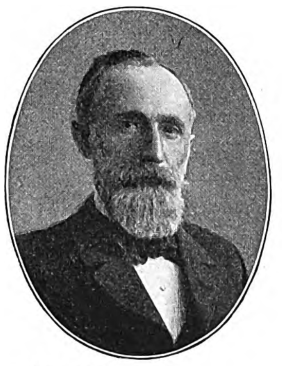
Roſenow, Redakteur in Berlin.
Sachſen 20: Zſchopau-Marienberg.

Sachſe, Vorſ. d. Verb. dtſch. Bergl. in Bochum.
Breslau 10: Waldenburg.

Scheidemann, Redakteur in Offenbach a. M.
Düſſeldorf 3: Solingen.

Schippel, Schriftſteller in Berlin.
Sachſen 16: Chemnitz.

Schlegel, Gaſtwirt in Eßlingen.
Württemberg 5: Eßlingen.



Schmalfeldt, Gaſtwirt in Bremerhaven.
Freie Stadt Bremen.

Albert Schmidt, Journaliſt in Magdeburg.
Magdeburg 7: Kalbe-Aſchersleben.

Robert Schmidt, Zentralarbeiterſekretär in Berlin.
Stadt Berlin 5: Oſt u. Nordoſt.

Wilhelm Schmidt, Lithograph in Frankfurt a. M.
Wiesbaden 6: Frankfurt a. M.

Schöpflin, Redakteur in Leipzig-Connewitz.
Sachſen 14: Borna.

Schulze, Tiſchlermeiſter in Coſſebaude.
Sachſen 9: Freiberg.

Schwartz, Geſchäftsführer in Lübeck.
Freie Stadt Lübeck.

Sindermann, Buchhalter in Dresden.
Sachſen 2: Löbau.

Singer, Privatier u. Stadtverordneter in Berlin.
Stadt Berlin 4: Oſt u. Südoſt.

Sperka, Handſchuhfabrikant in Stuttgart.
Württemberg 4: Böblingen-Leonbg.

Stadthagen, Schriftſteller in Berlin.
Potsdam 6: Niederbarnim.

Stolle, Gärtner u. Gaſtwirt in Geſau.
Sachſen 18: Zwickau-Crimmitſchau.

Suedekum, Schriftſteller in Berlin.
Mittelfranken 1: Nürnberg.

Thiele, Chefredakteur in Halle a. S.
Merſeburg 8: Naumburg-Zeitz-Weißenfels.

Tutzauer, Tiſchlermeiſter in Berlin.
Breslau 6: Stadt Breslau, Oſt.

v. Vollmar, Schriftſteller in Soienſaß.
Oberbayern 2: München II.

Freiſinnige Volkspartei (21).

Wurm, Schriftſteller in Berlin.
Reuß j. L.: Gera.

Zubeil, Expedient des „Vorwärts“ in Berlin.
Potsd. 10: Telt.-Beeskow-Storkow-Charlottenburg.

Ablaß, Rechtsanwalt u. Notar in Hirſchberg.
Liegnitz 8: Hirſchberg-Schönau.

Barbeck, Antiquar in Nürnberg.
Mittelfranken 2: Erlangen-Fürth.

Bargmann, Oberamtsrichter in Oldenburg.
Oldenburg 1: Oldenburg-Birkenf.

Blell, Kaufmann in Brandenburg a. H.
Liegnitz 1: Grünberg-Freiſtadt.

Eickhoff, Profeſſor am Realgymn. in Remſcheid.
Erfurt 3: Mühlhauſen-Langenſalza.

Hermes, Direktor des Aquariums in Berlin.
Liegnitz 7: Jauer-Landesh.-Bolkenh.

Kaempf, Stadtälteſter in Berlin.
Stadt Berlin 1: Zentrum.

Kopſch, Rektor in Berlin.
Liegnitz 5: Löwenberg.

Lenzmann, Juſtizrat u. Rechtsanwalt in Lüdenſcheid.
Arnsberg 3: Iſerlohn-Altena.

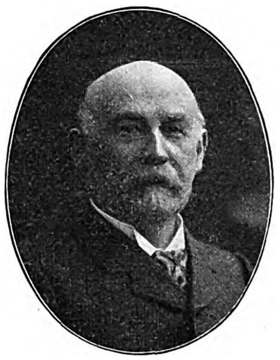
Leonhard, pr. Arzt in Kiel-Gaarden.
Schlesw.-Holſt. 4: Tondern-Huſum-Eiderſtedt.

Meier-Jobſt, Landwirt in Leeſe.
Lippe: Detmold.

Mugdan, prakt. Arzt in Berlin.
Liegnitz 9: Görlitz-Lauban.

Ernſt Müller, Landgerichtsrat in Aſchaffenburg.
Sachſen-Meiningen 1: Meiningen.

Hermann Müller, Schriftſteller in Großlichterfelde-Oſt.
Liegnitz 2: Sagan-Sprottau.


Pohl, Juſtizrat, Rechtsanw. u. Notar in Gleiwitz.
Liegnitz 6: Liegnitz-Haynau-Goldb.

Richter, Schriftſteller in Großlichterfelde.
Arnsberg 4: Hagen-Schwelm.

Freiſinnige

Sartorius, Gutsbeſitzer in Mußbach.
Pfalz 6: Kaiſerslautern.

Reinhart Schmidt, Fabrikant in Elberfeld.
Heſſen 8: Bingen-Alzey.

Seyboth, Fabrikant in München.
Kaſſel 4: Eſchwege-Schmalkalden.

Traeger, Juſtizrat, Rechtsanwalt u. Notar in Berlin.
Oldenburg 2: Varel-Jever.

Wiemer, Syndikus in Berlin.
Erfurt 1: Nordhauſen-Hohenſtein.

Dove, Syndikus in Berlin.
Merſeburg 2: Wittenb.-Schweinitz.

UNIVERSITY OF COLORADO LIBRARIES

Vereinigung (9).

Gothein, Bergrat in Breslau.
Stralſund 2: Greifswald-Grimmen.

Hock, Paſtor a. D. in Hamburg.
Schleſ.-Holſt. 5: Dithm.-Steinburg.

Hoffmeiſter, Fabrikbeſitzer in Glogau.
Liegnitz 3: Glogau.

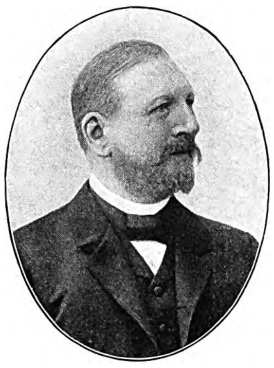
Mommſen, Dir. d. Mitteld. Kreditb. in Berlin.
Danzig 3: Stadt Danzig.

Pachnicke, Schriftſteller in Berlin-Wilmersdorf.
Mecklenburg-Schwerin 3: Parchim-Ludwigsluſt.

Potthoff, Verbandsſekretär in Berlin.
Waldeck-Pyrmont.

Deutſche Volkspartei (6).

Riff, Rechtsanwalt u. Juſtizrat in Straßburg i. E.
Elſaß-Lothr. 8: Stadt Straßburg i. E.


Schrader, Eiſenbahndirektor a. D. in Berlin.
Anhalt 1: Deſſau-Zerbſt.

Blumenthal, Rechtsanw. in Kolmar.
Elſaß-Lothr. 9: Straßburg Land.

Haußmann, Rechtsanwalt in Stuttgart.
Württemb. 9: Balingen-Tuttlingen.

Payer, Rechtsanwalt in Stuttgart.
Württemb. 6: Tübingen-Reutlingen.

Schweickhardt, Kaufm. in Tübingen.
Württemberg 7: Kalw-Nagold.

Bund der Landwirte (4).

Storz, Rechtsanwalt in Heidenheim a. Br.
Württemberg 14: Ulm-Heidenheim.

Wagner, Ratsſchreiber in Stuttgart.
Württemberg 8: Freudenſtadt.

Stauffer II, Gutsbeſitzer in Oberſülzen.
Pfalz 5: Homburg-Kuſel.

Friedrich Vogt, Schultheiß in Büttelbronn.
Württemb. 12: Gerabr.-Krailsheim.

Wilhelm Vogt, Landwirt in Gochſen.
Württemberg 11: Backnang-Hall.

Wolff, Redakteur in Stuttgart.
Württemb. 3: Heilbr.-Neckarsulm.

Bayriſcher Bauernbund (3).

Bachmeier, Landw. in Mitterharbach.
Niederbayern 4: Pfarrkirchen.

Hilpert, Privatier u. Landwirt in Windsheim.
Mittelfranken 6: Rotenburg a. T.

Mittermeier, Brauerei- u. Gutsbeſ. in Haunersdorf.
Niederbayern 2: Straubing.

Deutſchſoziale Reformpartei [Antiſemiten] (8).

Böckler, Redakteur u. Schriftſteller in Berlin.
Marienwerder 7: Schlochau-Flatow.

Bruhn, Verleger u. Buchdruckereibeſ. in Berlin.
Frankfurt 1: Arnswalde-Friedeberg.

Froelich, Fabrikant in Potsdam.
Frankfurt 5: Oſt- u. Weſt-Sternberg.

Gräfe, Weingroßhändler in Biſchofswerda.
Sachſen 3: Bautzen-Kamenz.

Lattmann, Amtsrichter in Schmalkalden.
Kaſſel 2: Kaſſel-Melſungen.

Liebermann von Sonnenberg, Herausg. d. „Dtſch.-ſoz. Blätter" in Großlichterfelde.
Kaſſel 3: Fritzlar-Homberg.

Graf v. Reventlow, Rittergutsbeſitzer auf Wulfshagen.
Kaſſel 1: Rinteln-Hofgeismar.

Werner, Redakteur u. Schriftſteller in Kaſſel.
Kaſſel 6: Hersfeld-Hünfeld.

Polen (16).

Brejſki, Redakteur in Thorn.
Marienwerder 4: Thorn-Kulm-Brieſen.

Chlapowſki, prakt. Arzt in Poſen.
Poſen 8: Wreſchen-Pleſchen-Jarotſchin.

v. Chrzanowſki, Rechtsanwalt in Poſen.
Poſen 1: Stadt- u. Landkreis Poſen.

v. Czarlinſki, Rentner in Thorn.
Bromberg 2: Wirſitz-Schubin-Znin.

v. Glebocki, Rittergutsbeſitzer auf Kurnik.
Poſen 7: Schrimm-Schroda.

v. Grabſki, Fabrikdirektor in Gneſen.
Bromberg 5: Gneſen-Wongrowitz-Witkowo.

v. Janta-Polczynſki, Rittergutsbeſ. auf Zabiczyn.
Danzig 4: Neuſtadt-Karthaus-Putzig.

v. Jazdzewſki, päpſtl. Hausprälat u. Propſt in Schroda.
Poſen 9: Krotoſchin-Koſchmin.

Korfanty, Redakteur in Kattowitz.
Oppeln 6: Kattowitz-Zabrze.

Krzyminſki, prakt. Arzt in Inowrazlaw.
Bromberg 4: Inowrazlaw-Mogilno-Strelno.

Kulerſki, Buchdruckereibeſitzer u. Zeitungsverleger in Graudenz.
Marienwerder 6: Konitz-Tuchel.

Graf v. Mielzynſki, Rittergutsbeſitzer auf Köbnitz.
Poſen 2: Samter-Birnb.-Schwerin-Obornik.

v. Mycielſki, Rittergutsbeſitzer auf Kobylepole.
Poſen 5: Rawitſch-Goſtyn.

Elſaß-Lothringen (9).

Fürſt Radziwill, Beſitzer d. Herrſchaft Przygodzice.
Poſen 10: Adelnau-Schildberg-Oſtrowo-Kempen.

v. Skarzynſki, Rittergutsbeſitzer auf Splawie.
Poſen 4: Koſten-Schmiegel-Grätz-Neutomiſchel.

v. Wolszlegier, Rittergutsbeſitzer auf Schönfeld.
Danzig 5: Pr. Stargard-Berendt-Dirſchau.

Delſor, Pfarrer in Marlenheim.
Elſaß-Lothr. 7: Molsheim-Erſtein.

Labroiſe, Gutsbeſitzer in Wuiſſe.
Elſaß-Lothringen 15: Saarburg-Salzburg.

Mérot, Bürgermeiſter u. Rentner in Fentſch.
Elſaß-Lothringen 13: Diedenhofen.

Preiß, Rechtsanwalt in Kolmar.
Elſaß-Lothringen 3: Kolmar.

Ricklin, Kantonalarzt in Dammerkirch.
Elſaß-Lothringen 1: Altkirch-Thann.

Roellinger, Stadtpfarrer in Gebweiler.
Elſaß-Lothringen 4: Gebweiler.

Vonderſcheer, Rechtsanwalt in Straßburg i. E.
Elſaß-Lothringen 6: Schlettſtadt.

Wetterlé, Prieſter u. Redakteur in Kolmar.
Elſaß-Lothringen 5: Rappoltsweiler.

Wiltberger, Notar in Lauterburg.
Elſaß-Lothr. 10: Hagenau-Weißenb.

Welfen (6).

Graf v. Bernſtorff, Rittergutsbeſitzer auf Junker-Wehningen.
Hannover 15: Ülzen-Lüchow.

Colshorn, Rittergutsbeſitzer auf Wiedenhauſen.
Hannover 5: Melle-Diepholz.

Frhr. v. Hodenberg, Rittergutsbeſitzer auf Ribbesbüttel.
Hannover 14: Celle-Peine-Giſhorn.

v. Olenhuſen, Rittergutsbeſitzer auf Olenhuſen.
Hannover 12: Göttingen-Duderſtadt.

Arnold Frhr. v. Schele, Rittergutsbeſitzer auf Wunſtorf.
Hannover 7: Nienburg-Stolzenau.

Balduin Frhr. v. Schele, Rittergutsbeſitzer auf Schelenburg.
Hannover 4: Osnabrück-Berſenbrück.

Zu keiner Partei gehörig [Wilde] (13).

Fürſt Bismarck, Gutsbeſitzer in Friedrichsruh.
Magdeburg 3: Jerichow I und II.

v. Dallwitz, Rittergutsbeſitzer auf Tornow.
Potsdam 2: Oſtpriegnitz.

v. Damm, Notar in Wolfenbüttel.
Braunſchw. 3: Holzm.-Gandersheim.

Deppe, Landgerichtspräſident in Bückeburg.
Schaumburg-Lippe: Bückeburg.

Jaunez, Fabrikdirektor in Saargemünd.
Elſaß-Lothringen 14: Metz.

Kröſell, Paſtor in Klozin. (Mittelſtandspartei.)
Stettin 5: Pyritz-Saatzig-Stargard.

Auguſt Pauli, Tiſchlermeiſter in Potsdam.
Potsdam 7: Potsdam-Spandau-Oſthavelland.

Prüſchenk v. Lindenhofen, Rechtsanwalt u. Notar in Liebenwerda.
Merſeburg 1: Torgau-Liebenwerda.

Baron de Schmid, Fabrikbeſitzer in Saaralben.
Elſaß-Lothring. 12: Saargemünd.

Jeſſen, Chefredakteur in Flensburg. (Däne.)
Schlesw.-Holſt. 1: Hadersleben-Sonderburg.

Burckhardt, Parteiſekretär in Godesberg a. Rh. (Chriſtlichſozial.)
Wiesbaden 5: Dillenburg-Oberweſterwald.

Stöcker, Hofprediger a. D. in Berlin. (Chriſtlichſozial.)
Arnsberg 1: Siegen-Wittgenſtein-Biedenkopf.

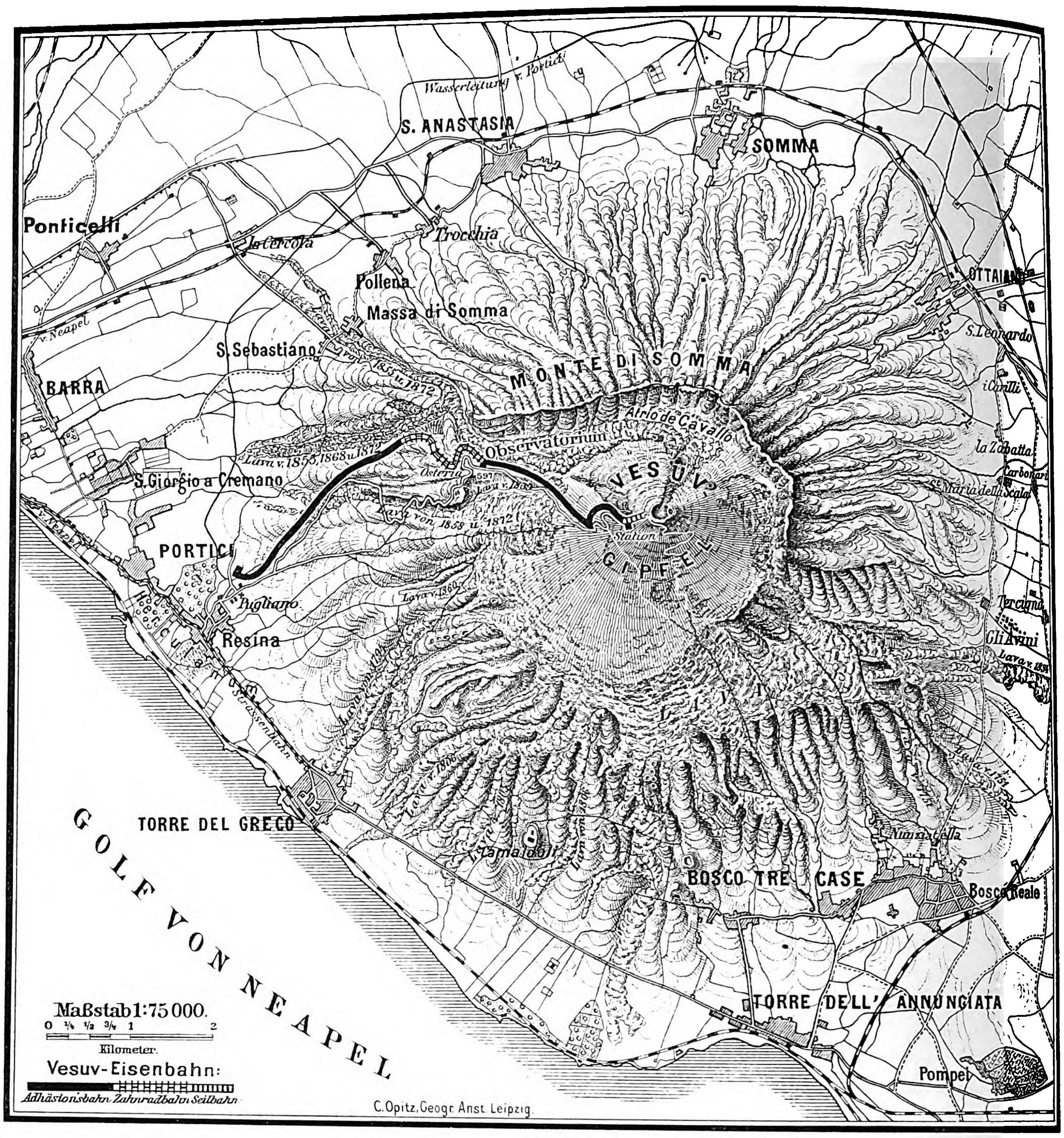
v. Gerlach, Schriftſteller in Berlin. (Nationalſozial.)
Kaſſel 5: Marburg-Kirchhain-Frankenberg.

UNIVERSITY OF COLORADO LIBRARIES

Die neue elektriſche Bahn auf den Veſuv.

Im Jahre 1872 hatte ein ſtarker Ausbruch des Veſuv ſtattgefunden. Sieben Jahre darauf (1879) unternahm der Mailänder Ingenieur Emilio Olivieri den Bau einer Drahtſeilbahn, die die Touriſten bis nahe an den Rand des Kraters führen ſollte. Im Sommer 1880 wurde die Bahn dem Verkehr übergeben. Prof. Palmieri, der am 9. September 1896 verſtorbene berühmte Meteorolog und Leiter des Phyſikaliſchen Obſervatoriums auf dem Veſuv, dem wir die eingehendſten Forſchungen über das Weſen dieſes Vulkans und eine ſehr leſenswerte Geſchichte desſelben verdanken, ſah in dem Bau einen Frevel an der Gottheit; nie werde er mit der Bahn fahren. Auch Ernſt v. Heſſe-Wartegg, der als erſter Ausländer den Berg mit der neuen Drahtſeilbahn hinanfuhr, ſagte ſchwere Tage und den ſicheren Untergang für ſie voraus. In der Tat hatte ſich ſchon während des Baus ein Strom glühender Lava auf die Bahn gerichtet, und er würde ihr den Garaus gemacht haben, wenn nicht in aller Eile aus den kaum erſtarrten, aber immer noch heißen Lavatrümmern eine Schutzmauer gegen den Strom errichtet worden wäre. Bald aber nach Palmieris Tode ſchien es, als ſollte ſich deſſen Ahnung erfüllen. Im Auguſt und September 1898 wurden wiederholt leichte Aſchenregen bis nach Reſina, das wenige hundert Meter vom Golf von Neapel entfernt an der Straße von Neapel zum Veſuv gelegen iſt, hingetrieben, und im September erlitt die obere Station durch zahlreiche, aus dem Hauptkrater geſchleuderte Steine ſtarke Beſchädigungen. Auch wurde das Bahngleis mehrmals derart mit Lava bedeckt, daß der Betrieb unterbrochen werden mußte. Trotzdem hatte dieſe Bahn Beſtand; nahezu ein Vierteljahrhundert hindurch hat ſie alljährlich etwa zwölftauſend Perſonen auf den Veſuv hinaufgeſchleppt.

Im Herbſt 1902 begann man mit dem Bau einer neuen Bahn zur Verbindung der unteren Station der alten Drahtſeilbahn mit Pugliano, der Anfangsſtation der neuen Bahn. Am 23. September d. J. wurde dieſelbe eröffnet. Sie teilt ſich von Pugliano, dem oberen Teil des Städtchens Reſina, bis zur alten Seilbahn, die auch vollſtändig umgebaut wurde, in drei Sektionen mit einer Geſamtlänge von 7,$_5$ km. Die erſte Sektion läuft als Adhäſionsbahn mit elektriſchem Betrieb 3,$_{15}$ km weit bis zur Kraftſtation. Von hier geht es mit Zahnſtangenbetrieb aufwärts bis zur Station Eremo-Oſſervatorio, die in 592 m Höhe liegt, auf eine Länge von 1,$_{65}$ km. Daran ſchließt ſich die dritte Sektion, die 2,$_7$ km lang iſt und mit Adhäſion bis zur unteren Station der alten Drahtſeilbahn führt. Die Zahnſtangenſtrecke hat drei große Einſchnitte, die eine Bewegung von etwa 40000 cbm Erde erforderlich machten. Der Unterbau der Bahn mit Beſchotterung ohne Landerwerb koſtet 250000 ℳ.



Karte der neuen elektriſchen Bahn auf den Veſuv.

Von Pugliano aus führt die Bahn zunächſt durch fruchtbare Ländereien. Reben, Feigen, Pfirſiche, Orangen wachſen ringsum in buntem Gewirr. Bis zur Zahnſtangenſtrecke durchſchneidet ſie nacheinander die Lager der Lavaſtröme, die ſich in den Jahren 1737, 1858, 1868 und 1872 über dieſe Gegend, teilweiſe bis zum Meer, ergoſſen haben. Die Zahnſtangenſtrecke beginnt etwa 50 m vom Rande des Lavaſtroms von 1872. Die Gefällsverhältniſſe waren hier derart, daß man einen Zahnſtangenbetrieb einrichten mußte. Derſelbe überwindet mit einem mittleren Gefälle von 20 Proz. in mehreren Kurven eine Höhendifferenz von 344 m. Die Bahn führt noch durch bebautes Land, geht dann in Wälder von wilden Kaſtanien über, aus denen ſie erſt am Ende der Zahnſtangenſtrecke bei der Station Eremo-Oſſervatorio heraustritt. Der Boden iſt von tiefen Wildbächen durchfurcht, und man mußte ſtarke Schutzwehre anbringen, um das Gleis zu ſichern. Bei Eremo-Oſſervatorio bauen Cook u. Sohn, denen die Veſuvbahn gehört, ein großes Hotel. Hier, an der äußerſten Grenze der Vegetation, erheben ſich noch Bäume von beträchtlicher Höhe, die mit den Wurzeln feſt in der ſteinharten Lava verankert ſind.

Vom Obſervatorium, das im Jahre 1847 von König Ferdinand II. erbaut wurde, ſetzt ſich die Bahn als Adhäſionsbahn fort, da die Gefällsverhältniſſe ſich ändern. Die Univerſität Neapel und einige wiſſenſchaftliche Vereine, die von dem Bau einer elektriſchen Bahn für das Obſervatorium Gefahren befürchteten, ließen ihren Widerſtand gegen den Bau erſt nach langen Verhandlungen fallen. Bis zur Drahtſeilbahnſtation durchſchneidet die Bahn die Lavamaſſen der Ausbrüche von 1856 bis 1858, 1872, 1895 bis 1899 und folgt auf etwa 400 m Länge dem Kamm der Puzzolanrippe, die ſich zwiſchen den Lavafeldern wie durch ein Wunder erhalten hat.

Der Oberbau der Bahn beſteht aus Flußſtahlſchienen, die auf Eiſenſchwellen befeſtigt ſind. Die Zahnſtange iſt nach dem Syſtem Strub, das auch bei der Jungfraubahn und anderweit Anwendung gefunden hat, konſtruiert. Als Fahrzeuge dienen Automobil-Perſonenwagen. Sie werden auf der Zahnradſtrecke durch eine beſondere Lokomotive bewegt. Die elektriſche Ausrüſtung lieferten für Wagen und Strecke Brown, Boveri u. Ko. in Baden (Schweiz). Die Automobilwagen haben je 8400 kg Gewicht und in drei Abteilen acht Sitzplätze. Die Bremsausrüſtung beſteht in einer achtklötzigen kräftigen Spindelbremſe und in einer davon unabhängigen elektriſchen Kurzſchlußbremſe. Die Zahnradlokomotive wiegt 10400 kg und iſt imſtande, auf der maximalen Steigung von 25 Proz. mit einer Geſchwindigkeit von 7 bis 8 km in der Stunde 10000 kg Laſt zu befördern. Sie beſitzt dazu zwei Motoren von je achtzig Pferdeſtärken. Die Bremseinrichtungen der Lokomotive, und zwar eine doppelte Bandbremſe, die gleichzeitig auf die Zahnradtriebachſe und auf das Notbremszahnrad wirkt, eine doppelte Bandbremſe mit Wirkung auf die beiden Motorachſen, eine automatiſche Bremſe, die bei Überſchreitung der zuläſſigen Fahrgeſchwindigkeit die Motorachſenbremſe anzieht, ſind derart, daß jede Gefahr auf der Zahnſtangenſtrecke ausgeſchloſſen erſcheint.

Auch die alte Drahtſeilſtrecke der Veſuvbahn wird gleichzeitig einem vollſtändigen Umbau unterzogen, namentlich um der Verſandung des Gleisbettes durch Lavaaſche zu ſteuern. Die Bahnlinie iſt nämlich oft, ſo beſonders im Winter und im Frühling, wo die ſtärkſte Frequenz herrſcht, heftigen Sand- und Schneeſtürmen ausgeſetzt. Infolgedeſſen iſt das Bahnbett immer tiefer geworden, und es füllt ſich bei ſtarkem Wind derart mit Aſche, daß zuweilen mehr als hundert Arbeiter einige Tage zu räumen haben. Deshalb wird die alte Bahntraſſe von den Stationen aus allmählich bis zu 3 m über die gegenwärtige Bahnkrone gehoben und die neue Bahn auf einem durchgehenden Mauerkörper gelagert. Dazu kommt ein neuer elektriſcher Drahtſeilbetrieb mit Kabeln von 50000 kg Bruchfeſtigkeit, 32 mm Durchmeſſer und 3,$_4$ kg Gewicht auf das laufende Meter. Die Wagen haben je in drei offenen Abteilungen achtzehn Sitz- und vier Stehplätze ſowie zwei Plattformen, eine Handzangenbremſe und zwei automatiſche Zangenbremſen, wie ſie zuerſt am Stanſerhorn und ſeither in verbeſſerter Art bereits für mehrere, bis zu 60 Proz. anſteigende Bahnen ſowie für Wagen bis zu ſechzig Perſonen Faſſungsraum ausgeführt worden ſind und ſich überall bewährt haben.

Die neue Veſuvbahn, zu der man auch die umgebaute alte Drahtſeilbahn zu rechnen hat, iſt in allen ihren Teilen von dem Züricher Ingenieur E. Strub entworfen, konſtruiert und unter ſeiner ſpeziellen Leitung ausgeführt worden. Die geſamte elektriſche Ausrüſtung, Wagen, Zentrale, Bremſen, ſtammt von Brown, Boveri u. Ko. in Baden (Schweiz), einem auf dieſem Gebiete hervorragend leiſtungsfähigen Hauſe.

Steglitz.

Heinz Krieger.

William Edward Hartpole Lecky.

Mit dem am 23. Oktober dahingeſchiedenen engliſchen Geſchichtſchreiber Lecky iſt ein Hiſtoriker von Weltruf von der Bühne abgetreten, der ſeine gelehrten Forſchungen mit philoſophiſchem Geiſte zu durchdringen verſtand, und deſſen Forſchungsergebniſſe deshalb vielfach Gegenſtand lebhaften Widerſpruches geweſen ſind.

William Edward Hartpole Lecky, geboren am 26. März 1838 zu Newton Park bei Dublin, wurde im Jahre 1859 im Trinity College zu Dublin graduiert und veröffentlichte ſchon 1861 anonym die Schrift „Die Führer der öffentlichen Meinung in Irland“. In einer Reihe glänzender Eſſays wußte er hier die Charaktere von Swift, Flood, Grattan und O'Connell herauszuarbeiten und konnte, als er inzwiſchen als Geſchichtſchreiber ſich einen Ruf erworben hatte, dieſe Schrift 1871 unter ſeinem Namen zum zweitenmal dem Publikum vorlegen. Im Jahre 1865 erſchien ſeine in ihren Ergebniſſen an Buckle erinnernde „Geſchichte der Erhebung und des Einfluſſes des Rationalismus in Europa“, die bis 1872 in England fünf Auflagen erlebte. Wir werden hier in die geiſtigen Strömungen verſetzt, die ſich der ſtreng kirchlichen Auffaſſung des Chriſtentums im Laufe ſeiner Geſchichte machtvoll widerſetzt haben, und zugleich treten uns die Richtungen lebhaft entgegen, die einen Verfall des Glaubens zum Unglauben darſtellen, wie Hexerei und Wunderglaube. Die große Fülle der Tatſachen, die der ſcharfſinnige Denker und kundige Forſcher heranzieht, dient ihm zu dem Zweck, zu zeigen, wie unendlich langſam der rationaliſtiſche Gedanke in der Wiſſenſchaft, der Politik und der Moral ſich durchſetzen konnte, um mühſam aus der Sklaverei und Gebundenheit des Denkens zur Freiheit zu führen. Ungemein anregend und bahnbrechend auf dieſem Forſchungsgebiete bei ſeinen Landsleuten war Leckys zweites großes Werk, in dem er die „Geſchichte der europäiſchen Geſittung“ von Auguſtus bis zu Karl dem Großen verfolgte. Gegen ſeine Darſtellung der leitenden Ideen in dem Chriſtentum der erſten Jahrhunderte, namentlich auf römiſchem Boden hat ſich der heftigſte Widerſtreit erhoben. Immerhin iſt dem Autor ein hoher moraliſcher Mut zu eigen; auch hat er in dieſem Werke ſchon den Einfluß des Chriſtentums auf die Stellung der Frauen in Europa zu ſkizzieren unternommen.

Dieſe weitgreifenden Studien mußten Lecky zur Vorbereitung dienen für ſeine zwölfbändige, 1878 bis 1892 erſchienene „Geſchichte von England im achtzehnten Jahrhundert“. Auf ſehr breiter Grundlage läßt hier der Geſchichtſchreiber in gedankenvoller, aus den Quellen geſchöpfter Darſtellung alle die Momente vor dem Leſer aufſteigen, die beſonders den politiſchen und religiöſen Fortſchritt und die tiefere ſittliche Volksauffaſſung in England des achtzehnten Jahrhunderts beeinflußt haben. Als guter Beobachter und gründlicher Kritiker hat Lecky ein feines Ohr für die geiſtigen Unterſtrömungen, die im achtzehnten Jahrhundert mehr als in früheren Tagen mitgeſtaltend auf den Zeitgeiſt wirken. Wieder iſt es das ethiſche Moment, das der Autor betont, und deſſen Fortſchritt auch ſeine Liebe gilt. Unparteiiſch und ehrlich im politiſchen Urteil, iſt er als Irländer ein leidenſchaftsloſer Geſchichtſchreiber ſeiner eigenen Heimat, deren Geſchicke von der Eroberung Irlands durch die Tudors bis zur

Union mit Großbritannien (1801) er in den letzten fünf Bänden ſeines großen Werkes verfolgt hat. Obſchon durchaus whigiſtiſch in ſeiner Auffaſſung, konnte der Geſchichtsforſcher dem Gladſtoneſchen Homerule-Vorſchlag nicht beiſtimmen. Als Mitglied des Unterhauſes 1895 für die Univerſität Dublin gewählt, ſchloß er ſich den liberalen Unioniſten an.

In ſeinem Werke „Demokratie und Freiheit“ (1896) bietet Lecky eine kritiſche Geſchichte der Entwicklung des engliſchen Parlamentarismus, die zum Teil peſſimiſtiſch gefärbt iſt. Die Demokratie ſcheint ihm durch Einführung des mechaniſchen Prinzips in das politiſche Leben auf deſſen Herabſetzung hinzuzielen. Auch über den „Politiſchen Wert der Geſchichte“ (1892) und über das „Britiſche Imperium, ſeinen Wert und ſein Wachstum“ (1893) hat Lecky ſich ausgeſprochen; ja ſelbſt eine Sammlung formvollendeter Verſe hat er (1891) veröffentlicht. Im Jahre 1897 ward der verdienſtvolle Forſcher zum Mitglied des Geheimen Rats (Privy Council) berufen. Die Übertragung faſt aller Schriften Leckys ins Deutſche und einiger derſelben in andere Kulturſprachen kennzeichnet am beſten die weitreichende Aufnahme, die ſeinen Gedanken und Forſchungsergebniſſen zuteil geworden iſt. G. St.

Naturkunde und Reiſen.

— **Von den drei Hilfsexpeditionen für** Dr. Otto v. Nordenſkjöld ſind die ſchwediſche und die franzöſiſche im Hafen von Funchal (Madeira) zuſammengetroffen. Sie haben vereinbart, daß der franzöſiſche Segler France ſich dem Kommando des Führers des norwegiſchen Schiffes Kapitän Olof Gyldén unterſtellt. Dasſelbe wird in Buenos Aires das gleichfalls zu einer Rettungsexpedition ausgerüſtete Kanonenboot Uruguay tun. Von Argentinien aus gehen die drei Schiffe über Puntas Arenas nach Grahamland; es wird vermutet, daß dort Dr. v. Nordenſkjöld in hilfloſer Lage ſich befindet.

— **Von der franzöſiſchen Expedition an** den Tſadſee unter Leitung von Chevalier ſind günſtige Nachrichten eingetroffen. Sie hat die Ufer des Iroſees, der 18 km lang iſt und an der breiteſten Stelle 9 km mißt, aufgenommen und dann Bahar es Salamat erreicht, 150 km nordweſtlich von dem Punkte, bis zu dem Nachtigal 1873 gelangte. Chevalier hat mitgeteilt, daß er ſich weiter nach Tſchechna, der Hauptſtadt von Baghirmi, wenden werde.

— **Eine Expedition in die Libyſche Wüſte,** und zwar nach deren weſtlichen Oaſen, iſt kürzlich von London aufgebrochen. Sie will das „Tal der Könige“ aufſuchen, wo Ptolemäus ſieben minderjährige ägyptiſche Könige in Ketten gefangen gehalten haben ſoll. Die Oaſen bedecken ein Gebiet von etwa 40 000 engl. Quadratmeilen. Es ſollen Anzeichen vorhanden ſein, daß hier früher nach Gold und Edelſteinen gegraben wurde.

— **Eine große Forſchungsreiſe durch Mittel-** und Oſtafrika, die zwanzig Monate dauerte und ſich über mehrere tauſend Kilometer Weglänge erſtreckt hat, großenteils durch bisher ganz unbekannte Gebiete, hat vor kurzem der engliſche Major Powell-Cotton beendet. Er hat ſechs neue Volksſtämme entdeckt, darunter einen, der im Rufe von Zauberern ſteht und zweiſtöckige Häuſer — etwas bei den Eingeborenen Zentralafrikas ſonſt ganz Unerhörtes — bewohnt. Auch über die Höhlenbewohner des Elgonberges hat er wichtige Tatſachen geſammelt.

— **Eine Erweiterung der Meteorologiſchen Sta**tion im Kiautſchougebiet wird geplant. Bisher ſtand ein Kapitänleutnant an der Spitze; demnächſt gehen zwei Seeoffiziere nach Tſingtau, die mit der wiſſenſchaftlichen Leitung der Station betraut werden.

— **Im britiſch-nordamerikaniſchen Diſtrikt** Jukon ſind am Pelly River reiche Goldfunde gemacht worden. In der Nähe von Port Simpſon, der Endſtation der neuen Grand-Trunk-Pacificbahn, wurde ein großes Kohlenlager entdeckt.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— **In dem Wettbewerb um den Neubau des Rat**hauſes zu Kiel iſt ein erſter Preis nicht vergeben worden. Drei Preiſe zu je 4000 ℳ erhielten die Architekten Hermann Billing in Karlsruhe, Thyriot in Großlichterfelde und Boernſtein u. Kopp in Friedenau, zwei zu je 2500 ℳ Vollmer u. Jaſſoy in Berlin und Alfred Meyer in Charlottenburg.

— **Der erſte Preis von 1000 ℳ in dem Wett**bewerb um die architektoniſche Ausgeſtaltung der Schleuſe des Teltowkanals bei Kleinmachnow wurde dem Baumeiſter Lahrs in Charlottenburg zuerkannt. Durch zweite Preiſe zu je 500 ℳ wurden Erdmann u. Spindler in Berlin und O. Kühlmann in Charlottenburg ausgezeichnet.

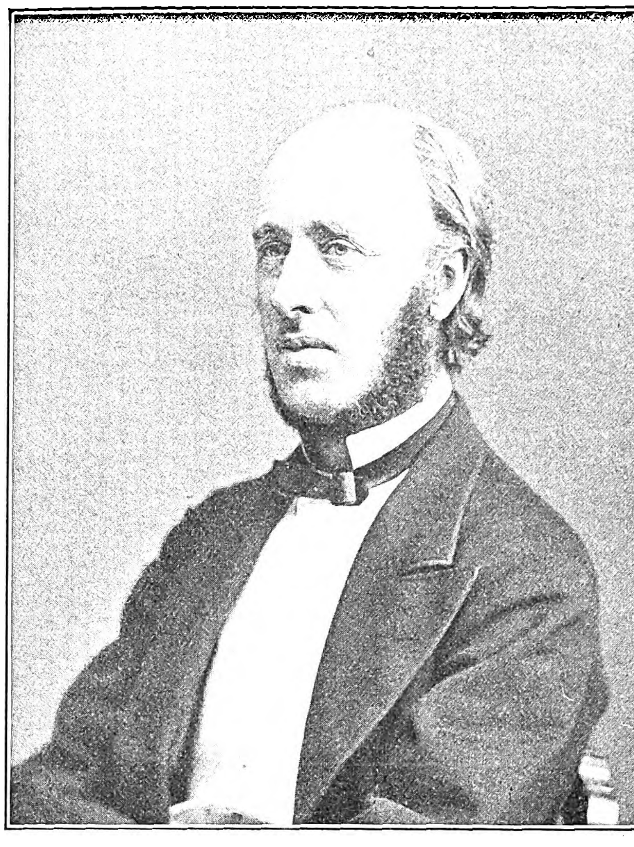
— **Eine Büſte des verſtorbenen Theodor Momm**ſen beabſichtigt Kaiſer Wilhelm auf der Saalburg aufſtellen zu laſſen. Mit der Ausführung derſelben iſt Bildhauer Johannes Götz beauftragt worden, der auch die für denſelben Platz beſtimmten Statuen römiſcher Kaiſer modellierte.

— **Von Kaiſer Wilhelm iſt die Errichtung eines** Denkmals für den verſtorbenen Alfred Krupp verfügt worden. Aus einer überlebensgroßen Bronzeſtatue auf Granitſockel beſtehend, ſoll es in Kiel vor dem Gebäude des Kaiſerlichen Jachtklubs, deſſen Mitglied Krupp war, ſeinen Platz finden und von dem Berliner Bildhauer Haverkamp ausgeführt werden.

— **Der Stadt Nürnberg iſt, diesmal von der** Frau Kommerzienrat Bach, wiederum ein Kunſtbrunnen geſtiftet worden. Zur Erlangung von Ideen für das Werk wird ein vorläufiger Wettbewerb eröffnet, zu dem die Einſendungen bis Ende März k. J. zu erfolgen haben. An Preiſen ſind die Beträge von 900, 600 und 300 ℳ ausgeſetzt.

— **Auf der Kunſtausſtellung der Münchener Se**zeſſion wurde nachträglich die Marmorbüſte Lenbachs von Vermann für den Staat angekauft.

— **Das Jahr 1904 wird in Deutſchland nicht we**niger als vier große Kunſtausſtellungen mit internationaler



William Edward Hartpole Lecky, † am 23. Oktober.

Nach einer Photographie von Fradelle and Young in London.

Beteiligung ſehen, die in München, Berlin, Dresden und Düſſeldorf veranſtaltet werden.

— **Eine Sonderausſtellung des Kronberger Alt**meiſters Anton Burger hat der Kunſtſalon Hermes zu Frankfurt a. M. veranſtaltet. Sie umfaßt etwa 80 Gemälde der verſchiedenſten Schaffensperioden des Künſtlers, deſſen Bilder zumeiſt Motive aus der Stadt Frankfurt und aus deren Umgebung, zumal aus dem Taunus, behandeln. An die alten Holländer ſich anſchließend, wird Burgers Kunſt allmählich freier und individueller. Der lokale Charakter, den ſie dabei in ihrem Inhalt wie in der Stimmung ausprägt, bedingt gleichzeitig ihre Vorzüge wie ihre Schwächen.

— **In der Verſteigerung der Galerie Henneberg** wurden für Menzels „Piazza d’Erbe“ 73 700 ℳ, für desſelben Meiſters „Kaſſeler Karton“ 12 870 ℳ, für Böcklins Bilder „Nacht“ und „Burgruine“ je 28 600 ℳ, für das „Verlorene Paradies“ von Stuck 10 450 ℳ, für desſelben Künſtlers „Pietà“ 2970 ℳ, für ſeinen „Kentaur mit Nymphe“ 5225 ℳ, für ſeine „Sünde“ 2310 ℳ, für Piglheins „Jeruſalem mit der Kreuzigung“ 5610 ℳ, für den „Ghetto“ von Knaus 37 400 ℳ, für die „Bacchantenfamilie“ von Makart 10 120 ℳ, für den „Tannhäuſer“ von Max 5000 ℳ, für Vautiers „Guten Morgen, mein Liebchen“ 4180 ℳ, für ein „Stillleben“ von Grützner 3245 ℳ und für eine „weibliche Aktſtudie“ von Hodeler 1100 ℳ erzielt. Durchweg gute Preiſe brachten die Handzeichnungen von Menzel, Knaus uſw., nur ſehr mäßige die oft hervorragenden Meiſtern zugeſchriebenen alten Bilder.

— **Dem Kunſtſalon von Paul Caſſirer in Berlin** iſt eine eingehendere Bekanntſchaft mit dem mehrmals bereits auf den Ausſtellungen der Sezeſſion erſchienenen ruſſiſchen Maler Konſtantin Somow zu danken, der hier in vierundneunzig Arbeiten verſchiedenſter Art ein erſchöpfendes Bild ſeiner Kunſt gibt. Als Maler ſowohl, der Porträt, Landſchaft und geſellſchaftliches Leben behandelt, wie als Zeichner von Buchſchmuck, Vignetten, Theaterzetteln uſw., der gelegentlich auch zierliche dekorative Entwürfe feinſter Juwelierarbeiten bringt, iſt er eine künſtleriſche Perſönlichkeit von eigentümlichſter Originalität. Die Kultur des Rokoko und der Biedermaierzeit iſt es, in der er mit ſeiner Phantaſie ſich heimiſch fühlt, um das, was er ſchildert und zeichnet, doch wieder mit überlegener Ironie zu durchſetzen und einen eigenartigen weiteren Reiz durch den pikanten Widerſpruch zwiſchen dem archaiſierenden Inhalt ſeiner preziöſen Darſtellungen und dem vollen Raffinement moderner Technik, zwiſchen dem galanten Stoff und dem melancholiſch angehauchten Stimmungszuſatz zu erzielen. Man ſteht einer intereſſanten, höchſt komplizierten Natur gegenüber, deren ſeltſamem Zauber man ſich nur ſchwer entzieht. Von Leiſtikow bringt der Salon daneben eine Reihe ausgezeichneter neuer Landſchaften, die von unermüdlicher Arbeit des nicht ſtillſtehenden Künſtlers an ſich ſelber zeugen. Seine „Villa Neubabelsberg“ läßt deutlich erkennen, wie ſtark und glücklich er ſich neuerdings durch Manet hat anregen laſſen. Von Liebermann findet man neben dem bekannten „Reiter am Meer“ ein neues Porträt einer jungen Dame und ein höchſt intereſſantes friſches Bild, das den Beſchauer in das Atelier des Künſtlers verſetzt, in dem neben den vorn ſitzenden Geſtalten von Frau und Tochter im Hintergrund auch er ſelber in einem Spiegel ſichtbar wird. Auf höchſter Höhe Liebermannſcher Kunſt ſtehen eine „Allee“, wie er ſie kaum je ſchöner gemalt hat, und das ebenſo breit, friſch und großzügig dargeſtellte „Haus in Hilverſum“, das auch rein koloriſtiſch einen Höhepunkt im Schaffen des Meiſters bedeutet.

— **René Lalique, der große franzöſiſche Schmuck**künſtler, der 1900 auf der Weltausſtellung zu Paris im Mittelpunkt des Intereſſes ſtand, iſt jetzt im Hohenzollernkaufhaus zu Berlin mit einer Ausſtellung von rund hundert Stücken ſeiner Hand erſchienen, die wiederum den genialen Meiſter als Neuerwecker groß und fein gedachter Schmuckkunſt von faſt unerſchöpflicher Erfindungsgabe bewundern laſſen. Der Fülle völlig neuer dekorativer Gedanken und Motive, die ſich ihm aus Naturformen jeder Art, aus Tier- und Pflanzenbildungen entwickeln, iſt ebenſo erſtaunlich wie die Vornehmheit eines kaum jemals irrenden Geſchmacks und die ſouveräne Beherrſchung jeder Technik und jedes Materials. In den aus Horn geſchnitzten Kämmen und Diademen, die er neuerdings mit Vorliebe ausgeführt hat, erſcheint ſeine Kunſt nicht geringer als in der feinſten Goldſchmiedetechnik und in ihren wunderbarſten Verbindungen mit leuchtendem Email und koſtbarem Edelgeſtein.

— **Das finanzielle Ergebnis der dies**jährigen Großen Berliner Kunſtausſtellung darf als außerordentlich günſtig bezeichnet werden. Die Summen der Eintrittsgelder ſowohl wie die der Verkäufe haben ſich merklich geſteigert. Letztere überſchreiten mit 318 423 ℳ das Ergebnis des Vorjahrs um 74 657 ℳ. Von den 337 Nummern der Ausſtellung des Deutſchen Illuſtratorenverbands wurden 50 für 7318 ℳ verkauft.

— **Die diesjährige Sächſiſche Kunſtaus**ſtellung zu Dresden, die ohne jede Subvention durchgeführt wurde, hat doch mit einem Überſchuß von rund 15 000 ℳ abgeſchloſſen. Zum Verkauf gelangten Kunſtwerke im Betrage von 65 000 ℳ.

Theater und Muſik.

— **Im Deutſchen Theater zu Berlin** brachte es das neue fünfaktige Drama „Roſe Bernd“ von G. Hauptmann, worin die traurige Geſchichte einer Kindesmörderin vorgeführt wird, bei der erſten Aufführung zu keinem großen Erfolg. Das neue Stück, dem es an dramatiſcher Bewegung fehlt, hinterließ keinen einheitlichen Eindruck. Es folgen darin auf Szenen von zarter, ſeelenvoller Art andere voll theatraliſcher, faſt aufdringlicher Senſation. Auch ſind öfter große Längen aufgefallen. — Zum erſtenmal ging das neue vieraktige Drama „Der Zapfenſtreich“ von F. Adam Beyerlein im Leſſing-Theater in Szene und trug ſtarken äußeren Erfolg davon. Es iſt ein militäriſches Senſationsſtück mit wirkſamen Szenen und Schilderungen. — Im Kleinen Theater wurde das neue Trauerſpiel „Elektra“, von Hugo v. Hofmannsthal bearbeitet nach der Tragödie von Sophokles, aufgeführt und teilweiſe mit Beifall aufgenommen. Es iſt ein eigenartiges, durch Vorzüge der Form intereſſierendes Stück. — Der Verein zur Förderung deutſch-evangeliſcher Volksſchauſpiele führte im Neuen Königlichen Operntheater das Volksſtück „Die Dorfmuſikanten“ von H. Sohnrey mit Erfolg auf. Dabei gefielen beſonders die hübſchen Tänze und Spiele.

— **Im Alten Theater zu Leipzig wurde ein** neues dreiaktiges Luſtſpiel „Liebesmanöver“ von C. Kraatz und Frhr. v. Schlicht aufgeführt und freundlich aufgenommen. Das Stück iſt nach Vorbildern der Moſerſchen Offizierskomödien ausgearbeitet und bietet leichte Unterhaltung. Starken Beifall trug Coquelin der Ältere mit ſeiner Truppe aus Paris in E. Roſtands „Cyrano de Bergerac“ davon. Viel weniger Glück hatte das Gaſtſpiel der Frau Maeterlinck-Leblanc und ihrer Truppe mit zwei Maeterlinckſchen Stücken. — Im Schauſpielhaus fanden zwei Aufführungen des W. Henzenſchen Feſtſpiels „Martin Luther“ lebhaften Beifall, das zweitemal vor ausverkauftem Haus. Beſonders in den Hauptſzenen des Feſtſpiels zeigte ſich das Publikum ſehr animiert. Einen ſtarken Heiterkeitserfolg errang ſich das neue Luſtſpiel „Der Hochtouriſt“ von C. Kraatz und M. Neal.

— **Die neue Komödie „Sokrates, der Sturm**geſelle“ von H. Sudermann errang ſich im Deutſchen Schauſpielhaus zu Hamburg zum Teil Beifall, aber keinen größeren Erfolg. — Das Thaliatheater erzielte mit der neuen Komödie „Neukunſt“ von G. Büchner und Wilh. Viebeg einigermaßen günſtigen Erfolg, beſonders durch einzelne komiſche Situationen. Die Atelierſzenen des dritten Aktes ſind zu ſehr ins Poſſenhafte ausgeartet. — Im Stadttheater zu Altona fand das neue vieraktige Luſtſpiel „Nur kein Leutnant“ von W. Wolters und J. v. Puttkamer lebhaften Beifall. Viel Heiterkeit erregte namentlich der dritte Akt.

— **Hebbels Tragödie „Judith und Holofernes“** brachte es im Hoftheater zu München nur zu einem mäßigen Erfolg, obgleich die Darſtellung zu rühmen war.

— **Zwei kleine Stücke, „Der Oberlehrer“,** Luſtſpiel von A. Brieger, und „Die Diplomatin“ von A. Pferhofer, erzielten im Königlichen Schauſpielhaus zu Dresden unbeſtrittenen Heiterkeitserfolg. Nach dem letzteren Luſtſpiel wurde der anweſende Verfaſſer durch Hervorrufe ausgezeichnet.

— **Die erſte Aufführung des neuen Schauſpiels** „Heinrich von Ofterdingen“ von Fr. Lienhard im Hoftheater zu Weimar trug freundlichen Beifall davon.

— **Im Stadttheater zu Heidelberg kam zur Feier** des fünfzigjährigen Jubiläums der Bühne Goethes „Egmont“ zur Aufführung, und vorher ging ein Feſtſpiel „Fünfzig Jahre“ von Hermann Waldeck in Szene.

— **Das neue Drama „Der Strom“ von Max** Halbe trug im Alten Theater zu Köln, im Münchener Schauſpielhaus und im Stadttheater zu Poſen Erfolg davon.

— **Ein neues fünfaktiges Stück „Der Marquis** von Keith“ von Frank Wedekind gefiel dem Publikum im Intimen Theater zu Nürnberg. Der Dichter ſelbſt ſpielte die Titelrolle mit Geſchick.

— **Im Deutſchen Volkstheater zu Wien fand** das neue ſymboliſche Drama „Gloria“ von G. D’Annunzio nicht viel Beifall. — Ein neues Volksſtück „Waldherrſchaft“ von Otto Fiſcher gefiel dem Publikum im Raimund-Theater.

— **Hugo Wolfs hinterlaſſene Oper „Der Corre**gidor“ errang ſich im Hoftheater zu München großen Erfolg. — Die Vollendung der von H. Zumpe hinterlaſſenen Oper „Savitri“ hat der Komponiſt Max Schillings übernommen.

— **Im neuen Operntheater der Gaîté zu Paris** ging die neue Oper „La Flamenca“ von L. Lambert (Text von Bain und Adenis) mit gutem Erfolg in Szene. Manches in der neuen Oper erinnert an Bizets „Carmen“.

— **Charpentier vollendete eine neue Oper, die** er „Marie“ betitelt hat. Die Handlung ſpielt nicht in Paris, ſondern in Wien.

Die Eröffnung der Königlichen Akademie zu Poſen.

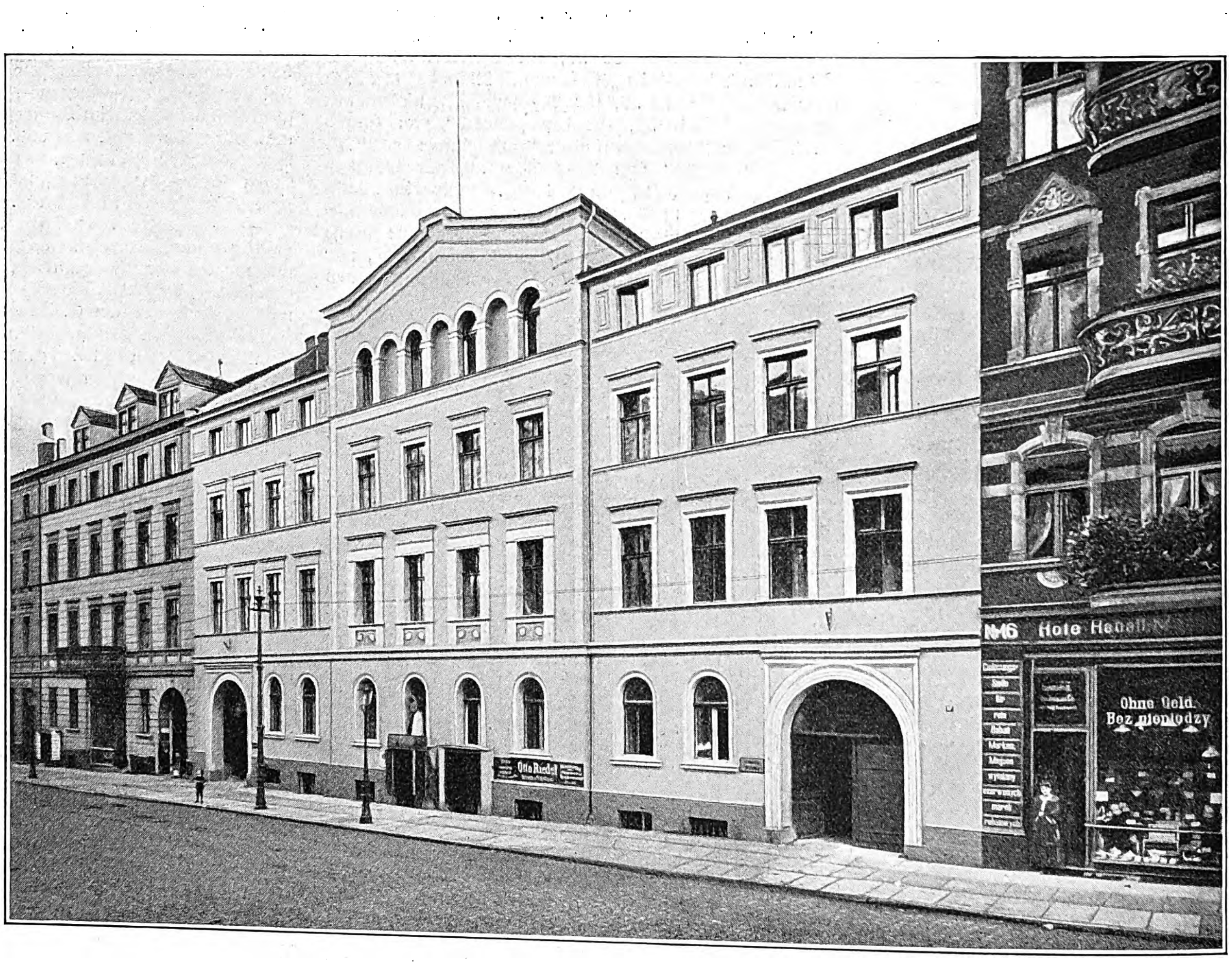
In Gegenwart des preußiſchen Kultusminiſters Dr. Studt, der Spitzen der Zivil- und Militärbehörden, Vertreter der Stadt und Provinz Poſen ſowie ſolcher der Geiſtlichkeit aller Konfeſſionen, der Rektoren der Univerſitäten Berlin und Breslau, der Techniſchen Hochſchule in Charlottenburg u. a. wurde am 4. November die Königliche Akademie feierlich eröffnet. Die Feier ging nicht im eigentlichen Akademiegebäude, ſondern in dem großen Lichtſaal des neuerbauten Kaiſer-Friedrich-Muſeums vonſtatten.

Kurz nach 10 Uhr betraten der Kultusminiſter Dr. Studt und der mit der Vertretung des Reichskanzlers beauftragte Chef der Reichskanzlei Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Conrad in Begleitung des Oberpräſidenten v. Waldow, des kommandierenden Generals v. Stülpnagel und des Rektors der Akademie, Prof. Dr. Kühnemann, durch eine Seitentür den Lichtſaal, von der Feſtverſammlung ehrfurchtsvoll begrüßt. Nachdem der Poſener Lehrergeſangverein und der Verein Deutſcher Sänger gemeinſchaftlich den Chorgeſang „Gottes iſt der Orient" vorgetragen hatten, hielt der Kultusminiſter Dr. Studt eine Anſprache, in der er einen geſchichtlichen Rückblick auf die Provinzen Poſen und Weſtpreußen gab und dabei nachwies, daß Deutſche die Kultur in das Land gebracht haben, und daß Preußens Herrſcher, ſeitdem dieſe Provinzen ſeit mehr als hundert Jahren mit der preußiſchen Monarchie vereinigt ſeien, für die damals noch beſcheidenen wirtſchaftlichen Verhältniſſe ſehr bedeutend zu nennende Mittel aufgewandt haben, um Landwirtſchaft, Handel und Gewerbe zu heben und den Bewohnern dieſer Gaue zu zeigen, daß alle preußiſchen Untertanen ohne Unterſchied der Abſtammung gleich naheſtehen dem landesväterlichen Herzen ihres Königs. Und was unter der Regierung Kaiſer Wilhelms II. geſchehe, zeige ein Gang durch die Stadt Poſen. Nachdem Weſtpreußen ſeine Wünſche durch die Errichtung einer techniſchen Hochſchule erfüllt geſehen habe, ſei das Verlangen der Provinz Poſen nach einer Akademie verwirklicht worden. Dieſelbe ſtelle keine Univerſität im eigentlichen Sinne dar und ſei nicht beſtimmt für die Heranbildung der akademiſchen Jugend. Sie ſoll vielmehr den verſchiedenſten Berufsſtänden und geiſtigen Bedürfniſſen dienen; ſie könne nur gedeihen, wenn die Gebildeten mit Überwindung jeden Kaſtengeiſtes mit vereinten Kräften ihr zuſtrömen. Die Reichhaltigkeit des Vorleſungsprogramms biete jedem eine Gabe. Wie die Matrikel ſchon für das erſte Semeſter zu ſeiner, des Miniſters, Freude beweiſe, werde davon in weiten Kreiſen verſtändnisvoll Gebrauch gemacht. Indem die Akademie dem deutſchen Geiſtesleben dienen ſoll, werde ſie die Intereſſen der Geſamtheit der Bevölkerung, alſo auch derjenigen fördern, die jetzt noch abſeits ſtehen, aber hoffentlich bald erkennen werden, daß es ein Friedenswerk ſei, das hier nunmehr in Wirkſamkeit treten ſoll. Dieſer Kennzeichnung ſeines Charakters ſchließe er die Erwartung an, daß es den Mitgliedern des akademiſchen Lehrkörpers gelingen möge, unter zielbewußter Förderung der ſatzungsmäßigen Aufgaben ihres wichtigen Lehrberufes die erhabenen Intentionen des königlichen Schirmherrn der Akademie zur Geltung zu bringen. Darauf hielt der Rektor der Akademie Prof. Dr. Eugen Kühnemann die Feſtrede, worauf andere Redner folgten.

Prof. Dr. Eugen Kühnemann, der Rektor der neuen Königlichen Akademie in Poſen.

Nach einer Photographie von J. Engelmann in Poſen.

Vorleſungen werden, wie der Kultusminiſter angedeutet, gehalten auf dem Gebiete der Rechtswiſſenichaften, der Volkswirtſchaftslehre (verbunden mit einem volkswirtſchaftlichen Seminar), Medizin, Philoſophie, Geſchichte (philoſophiſches und hiſtoriſches Seminar), Literaturgeſchichte und Sprachen, Kunſtgeſchichte, Archäologie, Muſikwiſſenſchaft, Naturwiſſenſchaften, Technik und Geographie. Die Zahl der Profeſſoren beträgt dreizehn, die der Dozenten vier und die der ſonſt noch mit Vorleſungen Beauftragten zehn. Das Gebäude der Akademie befindet ſich Friedrichſtraße 14/15. Im Erdgeſchoß ſind das Rektorzimmer, das Sekretariat und die Bureaus untergebracht. Das erſte und das zweite Stockwerk enthalten vollſtändig gleichmäßig je einen größeren Hörſaal mit achtundvierzig Plätzen und je einen kleinen Hörraum mit vierundzwanzig Plätzen.



Das Gebäude der neuen Königlichen Akademie in Poſen.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von J. Engelmann in Poſen.

In jedem Stockwerk befindet ſich ein Seminarzimmer, ein Aufenthaltsraum für die Hörer, ein Dozentenzimmer und ein Sammlungsraum für wiſſenſchaftliche Hilfsmittel. Das dritte Stockwerk enthält die umfangreichen Büchereien und die Pedellwohnung. Das Gebäude Friedrichſtraße 14/15 iſt bis auf weiteres gemietet. In einigen Jahren ſoll die Akademie über ein ſchönes eigenes Gebäude verfügen. Das proviſoriſche Gebäude mußte im Inneren vollſtändig umgebaut werden, es wurden Wände durchbrochen, um Säle zu erhalten, die Treppen moderniſiert uſw. Die Lehrtätigkeit beſteht vornehmlich in der Abhaltung von Vorleſungen, Vortrags- ſowohl wie Übungsvorleſungen, daneben aber auch in der Einrichtung und Leitung wiſſenſchaftlicher Fortbildungskurſe für verſchiedene Berufszweige. —e.

Sport.

— Die diesjährige Graditzer Vollblutauktion wird am 17. November ſtattfinden und 31 Pferde umfaſſen. Außer einigen älteren kommen 8 Dreijährige und 17 Zweijährige unter den Hammer. Da die ausrangierten Graditzer ſtets mehr als ihren Hafer auf der Rennbahn verdient haben, ſo iſt die Gelegenheit für Rennſtallbeſitzer diesmal in Anbetracht des zahlreichen jüngeren Materials, das zum größten Teil ſehr hoch gezogen iſt, außerordentlich günſtig, den Stall zu komplettieren. Der „Deutſche Sport" vom 28. Oktober Nr. 253 gab die zum Verkauf geſtellten Pferde näher an.

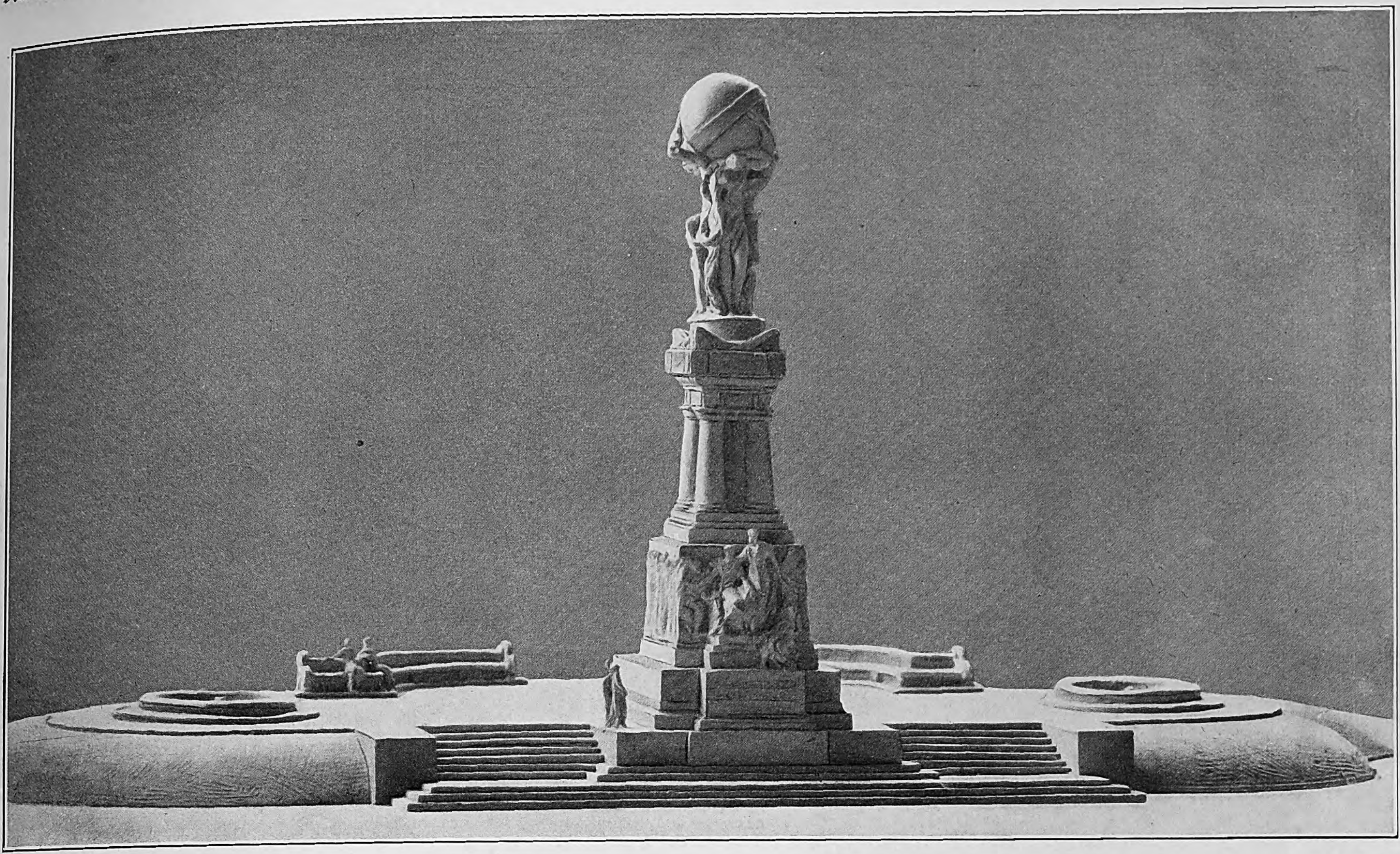
— Der Tag des Großen Preiſes von Carlshorſt am 29. Oktober war vom Wetter ſehr begünſtigt und erfreute ſich eines außerordentlichen Beſuches. Zwölf Reiter erſchienen zum Großen Preis, Ehrenpreis (Silbernes Teeſervice) und 20 000 ℳ ſowie 5000, 3000, 1500 und 500 ℳ Platzgelder, Jagdrennen über 6000 m, von denen Leutn. Graf W. v Königsmarck auf des Hrn. K. v. Tepper-Laski 6j. F.-W. Wohlfahrts, von Gouverneur-Woodnymphe, überlegen als Erſter einkam. Zweiter wurde nach ganz vortrefflichem Ritt der Leipziger Champion, Hr. M. Lücke, auf des Grafen v. Stauffenberg 5j. F.-St. Annette, von Nickel-Annet, Dritter, gleichfalls nach ausgezeichnetem Ritt, Leutn. Fürſt K. v. Wrede (1. bayr. Ulan.) auf des Rittmſtr. Frhr. v. Redwitz a. br. H. Honſi, von Jack O'Lantern-Honleany. Es kamen alle Pferde glatt über die Bahn. Graf v. Königsmarck gewann dieſes Rennen zum drittenmal hintereinander, und zwar in den beiden Vorjahren auf Flieder.

— Zu Strausberg (Mark) gab es am 1. November rieſigen Sonntagsbeſuch und guten Sport. In der Hubertus-Steeplechaſe, Ehrenpreis und 1000 ℳ, triumphierte Hr. R. v. Wallenberg auf des Hrn. F. Schmidt a. ſchwbr. W. Oblivion, von Beldemonio-Lord Gough-Stute.

— Zu Dortmund, Darmſtadt und Thorn gab es am 1. November kleinere Meetings. Am 2. fand zu Carlshorſt das Hubertus-Jagdrennen, Preiſe 4000 ℳ, Strecke 5000 m, ſtatt, bei dem Leutn. v. d. Decken I. auf dem 5j. hbr. W. Luſtig, von Sylvan-Lachtaube, Sieger blieb. Im Preis von Adlershof, 2500 ℳ, Jagdrennen über 3000 m, triumphierte des Leutn. Dodel 3j. br. H. Leopard I., von Botſchafter I.-Liſſowa, unter der Meiſterhand des Hrn. M. Lücke.

— Zu Hannover gewann am 1. November Leutn. Graf F. v. Königsmarck das Herbſt-Jagdrennen über 4500 m, Preis 2500 ℳ, auf des Leutn. Tesdorpf 6j. br. W. Broad Sanctuary, von Weſtminſter-Capricho.

— Von ganz außerordentlichem Intereſſe ſind die Nummern des in Berlin täglich erſcheinenden „Deutſchen Sports", enthaltend den Bericht des Landſtallmeiſters Dr. Grabenſee über ſeine kürzlich im Auftrage des Auswärtigen Amts nach Frankreich zum Zweck des Studiums der Pferdezucht unternommenen Studienreiſe. Dieſe Publikationen ſind äußerſt wichtig für die deutſche Landespferdezucht und die Rennprüfungen, was auch Kaiſer Wilhelm bei dem im Anfang Juni d. J. gehaltenen Vortrag voll anerkannt hat. Der „Deutſche Sport", der ſtets für die Intereſſen der Zucht und des legitimen Sport mit allen Kräften eingetreten iſt, wird noch weitere Veröffentlichungen bringen und ſo Klarheit und Verſtändnis über dieſes für die Staatswohlfahrt ſo wichtige Thema beſchaffen.



Das Weltpoſtvereins-Denkmal für Bern. Preisgekrönter Entwurf von Prof. Emil Hundrieſer.

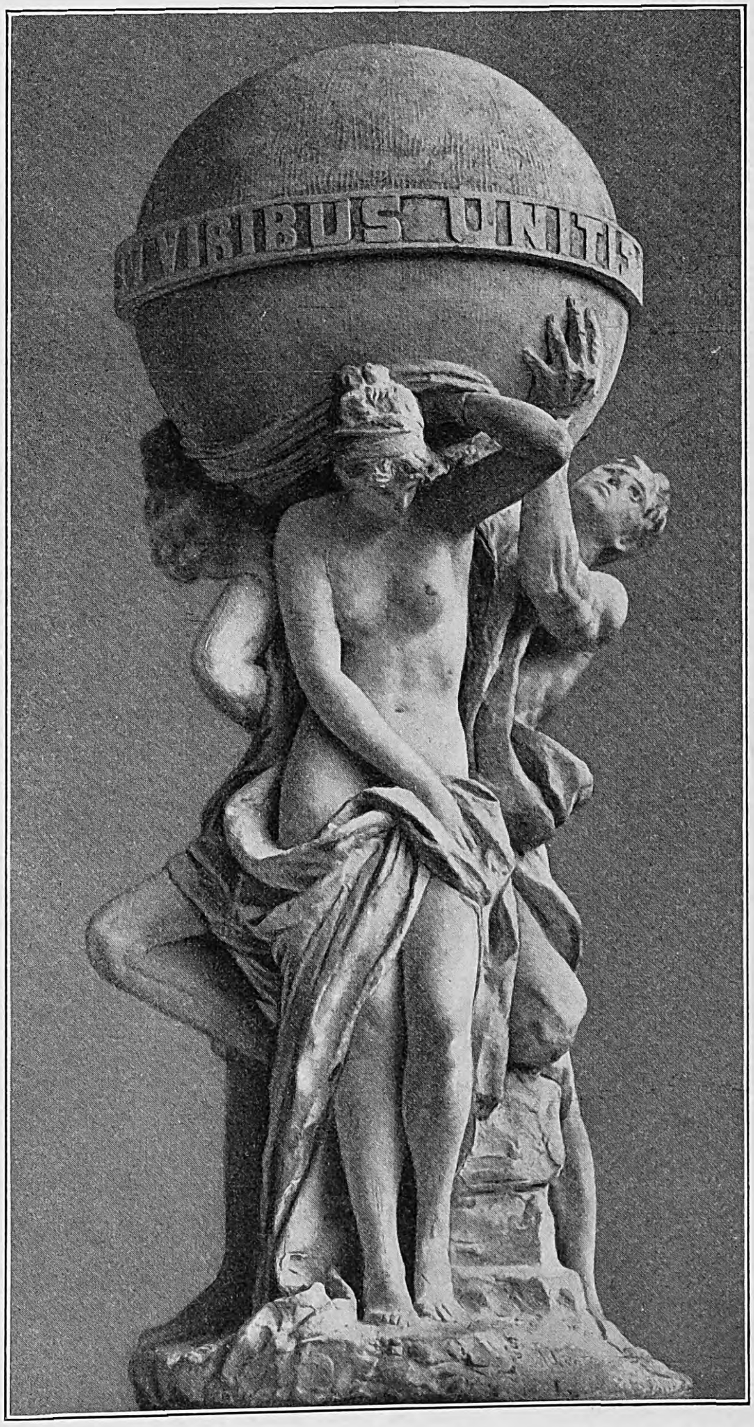
— Zu Dortmund wurde am 25. Oktober die Meiſterſchaft von Deutſchland über 10 000 m von Merfait (Graz) in 9 : 50 gewonnen und die von Weſtfalen über 25 km mit Motorführung von Sgonina (Bochum) in 34 : 35,$_3$.

— Einen 100-km-Weltrekord ſchuf am 25. Oktober auf der Prinzenparkbahn zu Paris Bruni mit 1 : 13 : 18,$_1$, der aber von Tommy Hall bereits am 29. mit 1 : 10 : 00 übertrumpft wurde.

Das Weltpoſtvereins-Denkmal für Bern.

Es war bekanntlich im Jahre 1874, da auf die tatkräftige Anregung des Staatsſekretärs v. Stephan der Weltpoſtverein zu Bern begründet und am 9. Oktober desſelben Jahres der Allgemeine Poſtvereinsvertrag abgeſchloſſen wurde. Gelegentlich der fünfundzwanzigjährigen Gedenkfeier im Herbſt 1899 wurde der Plan gefaßt, zum Andenken an die Begründung des Weltpoſtvereins in Bern ein Denkmal zu errichten, und die Poſtämter aller Länder ſteuerten zur Beſchaffung der erforderlichen Mittel bei. Im September 1902 wurde der internationale Wettbewerb ausgeſchrieben. Im ganzen ſind daraufhin 122 Entwürfe in Bern eingelaufen; die meiſten kamen aus Deutſchland. Die Jury war am 20. September d. J. zuſammengetreten, um über die vier erſten und die beiden zweiten Preiſe zu entſcheiden. Zwei der erſten Preiſe fielen an Frankreich, die beiden anderen an Deutſchland, und zwar an Berliner Künſtler, an Prof. Emil Hundrieſer und an den Bildhauer Georges Morin, welch letzterer nach ſeinen Studien an der Berliner Hochſchule namentlich von Brütt gefördert wurde. Von dem preisgekrönten Entwurf des Profeſſors Hundrieſer führen wir heute die Generalſkizze ſowie die Bekrönungsgruppe im Bilde vor.

Um die Schönheit und Eigenart dieſes Werks zu würdigen, vergegenwärtige man ſich, daß das Denkmal in Bern auf dem Holzhauerplatz errichtet werden ſoll. Dieſer große und von drei Häuſerreihen umgebene Platz liegt unfern des Bundeshauſes, ſo daß das Denkmal der Bundesſtraße zugekehrt ſein wird. Zum Hintergrund aber wird es die Kleine Schanze haben, eine mit Bäumen beſtandene Erderhöhung, von der man eine gar herrliche Ausſicht auf die maleriſch gruppierte Stadt und das Berner Oberland genießt. Der erhöhte Hintergrund bedingt nun begreiflicherweiſe eine beträchtliche Höhenentwicklung des Denkmals; Hundrieſer hält einen Aufbau von 14 m für erforderlich, ſo daß die krönende Figurengruppe über die Schanzbäume emporragt und ſomit die Silhouette ſich ſcharf gegen das Licht zeichnet. Allerdings ſtehen nur 170 000 Fr. zur Verfügung. An eine Ausführung in Marmor iſt daher bei ſo großen Dimenſionen nicht zu denken. Deshalb wählte Hundrieſer Granit für die Unterſockelplatte, franzöſiſchen Kalkſtein für den architektoniſch-dekorativen Aufbau und das große Relief ſowie getriebenes Kupfer für die krönende Figurengruppe ſamt der Erdkugel. Der feine und bildſame Kalkſtein, in dem ſo herrliche Bildwerke ſeit jeher geſchaffen, und Kupfer würden vortrefflich zuſammenſtimmen; wegen ihrer warmen Tönung und dekorativen Nobleſſe wären ſie bei ſolchem Idealwerk dem kalten Marmor vorzuziehen. Erſt in dem nun zu veranlaſſenden engeren Wettbewerb zwiſchen den Preisträgern wird ſich die Jury über die Wahl des Materials ſchlüſſig machen.

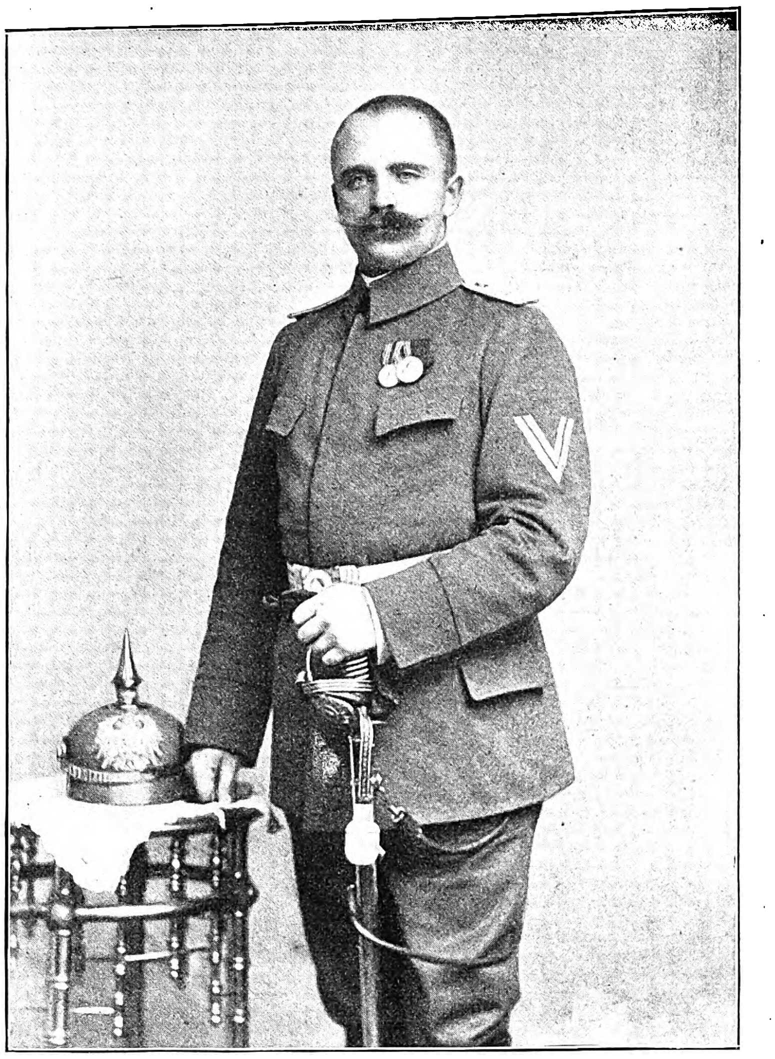


Die krönende Figurengruppe des Weltpoſtvereins-Denkmals von Prof. Emil Hundrieſer.

Nach photographiſchen Aufnahmen von Fr. Linkhorſt in Halenſee.

Das Denkmal wird ſich auf einem etwas erhöhten Erdplateau erheben, zu dem Treppen hinanführen, und das etwa mit zwei Springbrunnen und Steinbänken zu ſchmücken wäre. Eine Treppe im Hintergrund des Platzes würde zu der Kleinen Schanze Zugang gewähren. Im Vordergrund jenes Plateaus läßt Hundrieſer den Granitſockel emporſteigen, an deſſen Stirnſeite eine Inſchrift beſagt, daß das Denkmal zum Andenken an die Begründung des Weltpoſtvereins von allen Nationen geſtiftet iſt. Bedeutſam entwickelt ſich der ragende Aufbau in dem ringsum laufenden Relief mit überlebensgroßen Figuren. An der Vorderſeite thront die Europa; neben ihr ſteht die Amerika, beide im engſten Verein. Die Genien der übrigen Weltteile beſcheiden ſich mehr zu zweiten Rollen. Von den Längsſeiten her ſchreiten in feierlichem Zuge die Vertreter der Völker und Kolonien herbei, um den großen Gebieterinnen des Weltverkehrs zu huldigen. An der Rückſeite aber prangt das Reliefbildnis Heinrich v. Stephans. In kompakter Maſſe, von wuchtigen doriſchen Säulen an den Ecken eingefaßt, ſteigt der Aufbau weiter empor. Am Gebälk des Hauptgeſimſes prangen zu je zweien die Wappen von ſechzehn Hauptſtädten des Erdenrunds; an den Ecken ſetzen Löwenköpfe auf, die mit Girlanden untereinander verbunden ſind. Die Köpfe beleben die Silhouette ungemein und leiten über zu der gewaltigen, 5 m hohen Figurengruppe, die das Ganze bedeutungsvoll krönt. Ein nach vorn gekehrter weiblicher Genius und zwei männliche Geſtalten zu den Seiten heben und tragen den Erdball, auf deſſen Zonenband die Worte „Viribus unitis“ das Zuſammenarbeiten der Völker zum kulturfördernden Weltverkehr andeuten. Dieſe Hauptgruppe iſt von hoher Schönheit; die bewegſamen Linien und Geſtalten ſowie die ausdrucksvollen Köpfe umfangen das große Rund des dominierenden Erdballs und überſtrömen und vergeiſtigen ſozuſagen die unbelebte Fläche durch ihre Lebendigkeit, ein Problem, das hier in genialem Wurf gelöſt iſt. Alles in allem dürfen wir wohl ſtolz ſein auf das gelungene Werk eines bedeutenden Meiſters, der die Ehre deutſcher Kunſt im Wettbewerb der Völker ſiegreich gewahrt hat. M. R.

UNIVERSITY OF COLORADO LIBRARIES



Leutnant Walter Jobſt von der ſüdweſtafrikaniſchen Schutztruppe, fiel bei dem kürzlichen Überfall von Warmbad in Südweſtafrika.

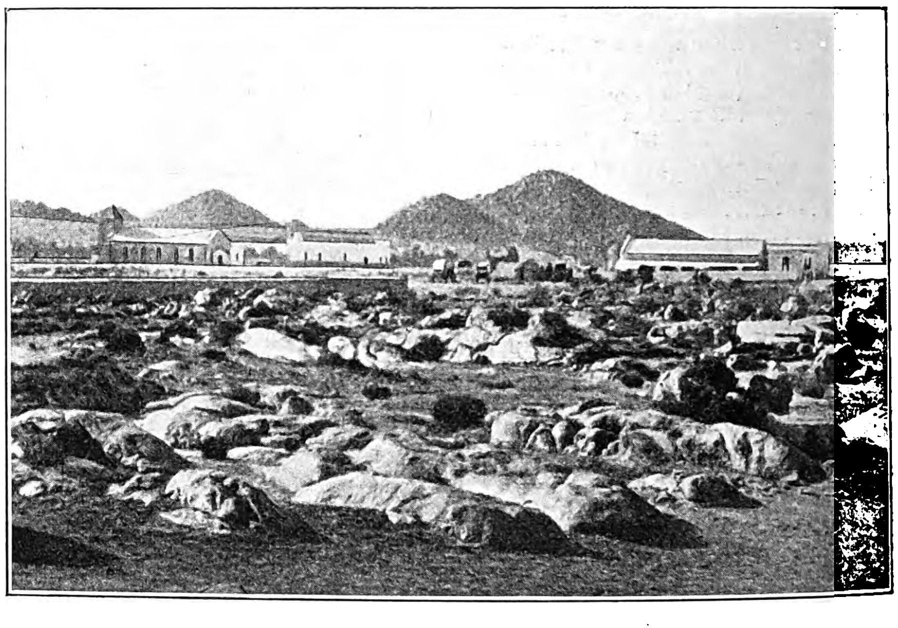
Der Rat der aufſtändiſchen Bondelſwaarts.

Im Eiſe des Nord- und Südpols.

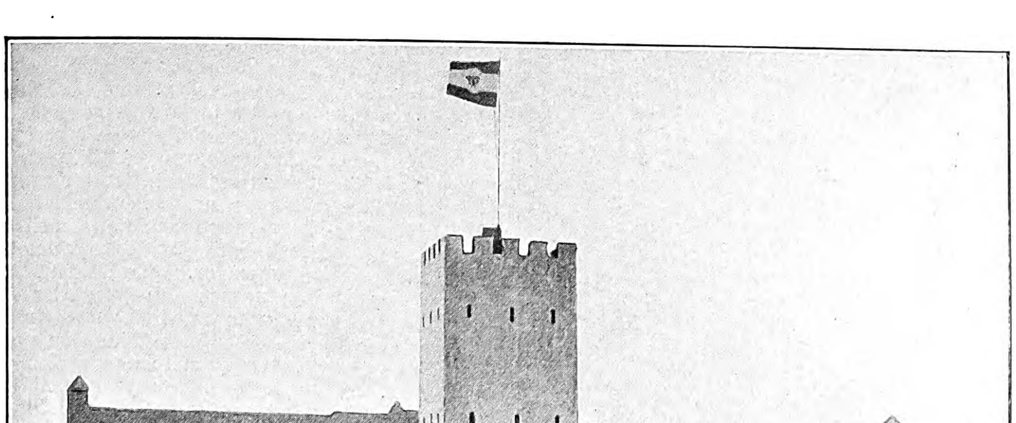
Von Buenos Aires aus hat am 8. Oktober die von der Regierung Argentiniens vorbereitete Südpolexpedition die Reiſe in die ſüdliche Eisregion angetreten, und damit ſind nunmehr ſämtliche Expeditionen, die überhaupt für dieſes Jahr in Ausſicht ſtanden, in Bewegung. Abermals wird im nördlichen wie im ſüdlichen Polargebiet eine lebhafte Forſchungstätigkeit ſtattfinden, mit der jedoch hier wie dort zum Teil Nachforſchungen nach vermißten oder in Not geratenen Expeditionen Hand in Hand zu gehen haben. So harrt im Sibiriſchen Eismeer Baron Toll, der vermutlich auf der Bennetinſel weilt, des Entſatzes. Auf der ſüdlichen Halbkugel ſind es ſodann in erſter Linie Nordenſkjöld und ſeine Begleiter, die Anlaß zu ernſten Befürchtungen geben, während die unter Leitung des Marinekapitäns Scott ſtehende engliſche Südpolexpedition ſich in verhältnismäßig ſicherer Lage befinden ſoll. Ihr Winterquartier liegt am ſüdlichen Ende des Viktorialandes, an einer Stelle, in deſſen Nähe der Vulkan Erebus ſeine düſteren Rauchſäulen über das öde Eisfeld ſendet.

Als drittes Unternehmen weilt im Südpolgebiet die von dem ſchottiſchen Naturforſcher William S. Bruce veranſtaltete Expedition, die Scottish National Antarctic Expedition, die im November 1902 von Schottland abfuhr, im Januar d. J. bei den öſtlich von der Südſpitze Amerikas gelegenen Falklandsinſeln eintraf und von dort aus den Kurs zum Weddellmeer einſchlug, in dem 1822 bis 1824 der Walfiſchfänger Weddell mit ſeinem Schiff bis auf 74° 15′ ſüdl. Br. offenes Waſſer fand, ein Umſtand, der es ſehr wünſchenswert erſcheinen läßt, daß auch von dieſer Seite der Antarktis wieder einmal ein Vorſtoß unternommen wird. Was Bruce ausrichtet, wird man wohl gegen Ende des antarktiſchen Sommers erfahren, der nun ſeinen Einzug hält.

Zu dieſen Expeditionen, die gegenwärtig im Südpolgebiet weilen, geſellt ſich nun eine neue Südpolflotte, die nicht weniger als fünf Expeditionen umfaßt und ſamt und ſonders, wenn auch nicht ausſchließlich, dazu beſtimmt iſt, den Bedrängten Hilfe zu bringen. Die engliſche Regierung ſandte die Schiffe Terra-Nova und Morning zum Viktorialand, um die Scottſche Expedition an Bord zu nehmen, im Falle es der „Discovery“ nicht gelingt, den Eisgürtel, in dem ſie gefangen gehalten wird, zu durchbrechen. Das koſtſpielige Schiff muß dann im Stiche gelaſſen werden. Aus Schweden ging Mitte Auguſt das unter Leitung des Marinekapitäns Gyldén ſtehende Hilfsſchiff Frithjof ab. Kurz darauf folgte die franzöſiſche Südpolexpedition des Dr. Charcot, der von Beruf Arzt iſt, es aber intereſſanter findet, die Meere zu durchſtreifen, und jetzt nimmt auch die argentiniſche Expedition den Kurs zum ſüdlichen Eismeer. An die Spitze dieſer letzteren wurde der Marineattaché in London, Marinekapitän J. Irizar, geſtellt. Als Schiff dient das Kanonenboot Uruguay, das ſeiner Aufgabe entſprechende Veränderungen erfuhr.



Panorama von Warmbad mit dem Klippenberg.



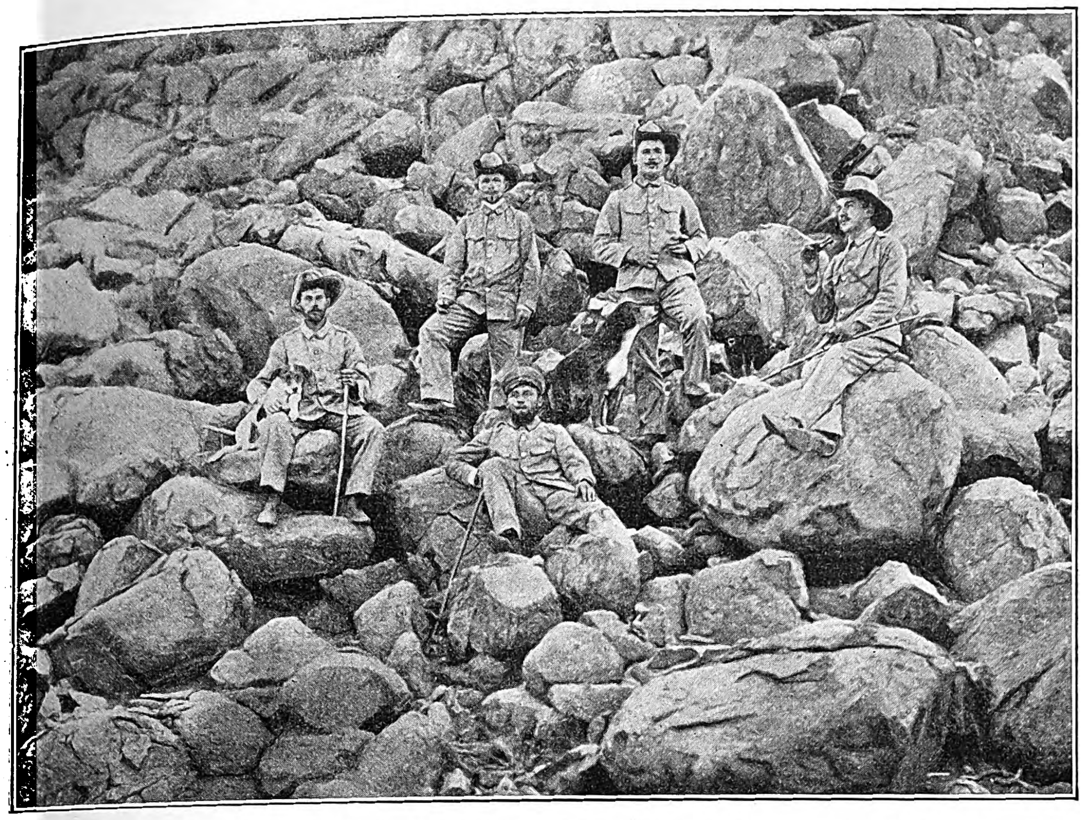
Die kaiſerliche Station Warmbad.

Die franzöſiſche Expedition, die urſprünglich in die Nordpolgebiete gehen wollte, wird zunächſt Nachforſchungen nach den vermißten Schweden anſtellen, die in den ſüdlich von Feuerland liegenden antarktiſchen Landgruppen zu ſuchen ſind, und dann zwecks Forſchungen und Entdeckungen zum Alexanderland gehen, wo eine Abteilung landen und überwintern wird, während das Schiff ſelbſt nach Südamerika fahren und die Überwinterungsexpedition im Dezember 1904 wieder abholen ſoll. Ganz ähnlich operierte auch Nordenſkjöld. Die beiden anderen Expeditionen ſind weſentlich zur Aufſuchung der vermißten Schweden beſtimmt; doch nehmen auch einige Naturforſcher daran teil, und im übrigen ſchließt das Abſuchen der Gebiete, in denen Nordenſkjöld weilt, nicht aus, daß geographiſche Entdeckungen gemacht werden. Dieſe ſind auch um ſo wünſchenswerter, als auf der Südpolkarte in den ſüdlich vom Atlantiſchen Ozean und vom Stillen Meer gelegenen Gebieten mit Ausnahme des Grahamlandes vollſtändige Leere gähnt, während ſüdlich von Neuſeeland und vom Indiſchen Ozean wenigſtens Viktorialand, Wilkesland ſowie Kemp- und Enderbyland als die Anfänge des vermuteten antarktiſchen Kontinents auftauchen. In letztgenannten Gebieten treten einige neue Glieder hinzu. Die deutſche Expedition entdeckte die Kaiſer-Wilhelm II.-Küſte, die zwiſchen Wilkes- und Enderbyland liegt, die Engländer rückten die Kenntnis über das Viktorialand bis faſt zum 83. Breitengrad vor und entdeckten auch am Endpunkt ihrer Reiſe längs der großen Eismauer eine Landmaſſe. Die geſamte geographiſche Ausbeute beider Expeditionen iſt allerdings ſo winzig, daß ſie der Landkarte ein weſentlich verändertes Bild nicht zu geben vermag. Natürlich bedeutet dies keinen Vorwurf; denn ſolange es eine Polarforſchung gibt, iſt es nur immer ſchrittweiſe geglückt, der Eisregion ihre Geheimniſſe zu entringen.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf das nördliche Polargebiet, ſo finden wir hier drei Expeditionen in Tätigkeit, die ruſſiſche unter Baron Toll, die norwegiſche des Kapitäns Amundſen und die von dem Millionär Ziegler ausgerüſtete amerikaniſche Expedition, die eine

Aus Deutſch-Südweſtafrika. Nach photographiſchen Aufnahmen. (Siehe Rubrik „Wochenſchau“ auf S. 709.)

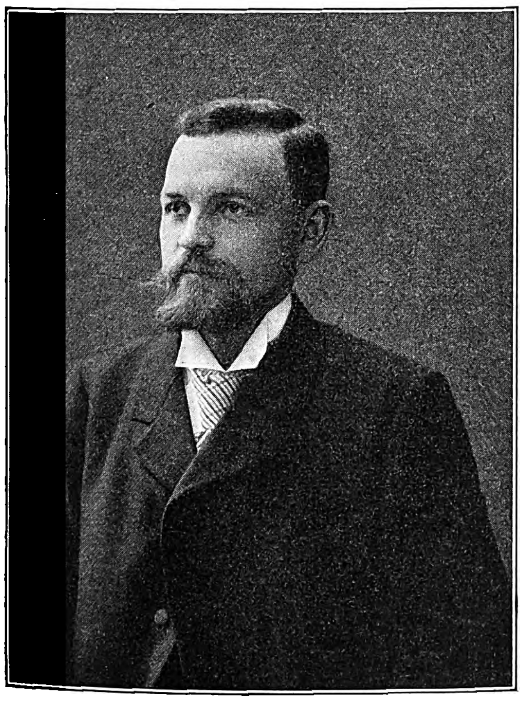
Gefreiter Schmidt, verwundet.



Aus Deutſch-Südweſtafrika: Mitglieder der Station Warmbad auf dem Klippenberg bei Warmbad. Nach einer photographiſchen Aufnahme.

neue Auflage der Expedition von 1901 iſt, bei der es dem Leiter, Baldwin, nicht glückte, über Franz-Joſephsland hinauszukommen. Auch die neue Zieglerſche Expedition ſoll von dieſem Polarland aus zum Nordpol vordringen. Wie ein am 25. September bei Ziegler eingetroffener Brief des Führers Anthony Fiala zeigt, ſtieß die Expedition, die im Juni von Tromsö abging, auf ſo bedeutende Eishinderniſſe, daß einige Verſuche, den im Süden von Franz-Joſephsland liegenden Eisgürtel zu durchbrechen, vergeblich waren. Wo ſie landete, iſt unbekannt, da die vorliegenden Nachrichten nur bis zu dem Zeitpunkt reichen, wo die Expedition unterwegs einem Fangſchiff begegnete. Die Amundſenſche Expedition bezweckt bekanntlich wiſſenſchaftliche Forſchungen im Gebiet des magnetiſchen Nordpols, woran ſich die Reiſe bis zur Beringſtraße ſchließen ſoll, alſo ein neuer Verſuch, die nordweſtliche Durchfahrt zu erproben. Ende Juli hatte die norwegiſche Expedition Godhavn berührt, um Schlittenhunde an Bord zu nehmen, und möglicherweiſe bringt im nächſten Sommer noch eins der Fangſchiffe, die in der Baffinsbai kreuzen, Mitteilungen von Amundſen; aber dann wird die kleine, acht Teilnehmer zählende Expedition vermutlich auf Jahre hinaus der Ziviliſation entrückt bleiben, da ihre Durchführung in der geplanten Weiſe etwa fünf Jahre erfordert. Zum Entſatz des Barons Toll, der im Juni 1902 von den Neuſibiriſchen Inſeln aus in Begleitung des Aſtronomen Seberg und zweier Jakuten zur Bennetinſel zog, wurden ſchon im vergangenen Frühjahr mehrere Hilfsexpeditionen zu den Neuſibiriſchen Inſeln geſandt, und vor einigen Tagen trafen auch endlich Nachrichten von derjenigen Entſatzexpedition, die unter Führung des Ingenieurs Brusnew ſteht, ein, aber ſie beſagen nur, daß es dieſer Expedition nicht geglückt war, bis zur Bennetinſel vorzudringen. Hoffentlich bleiben jedoch Toll und ſeine Begleiter ſowie die Hilfsexpeditionen vor einem ſchlimmen Geſchick bewahrt.

F. M.



Dr. Otto v. Nordenſkjöld,

Leiter der vermißten ſchwediſchen Südpolarexpedition.

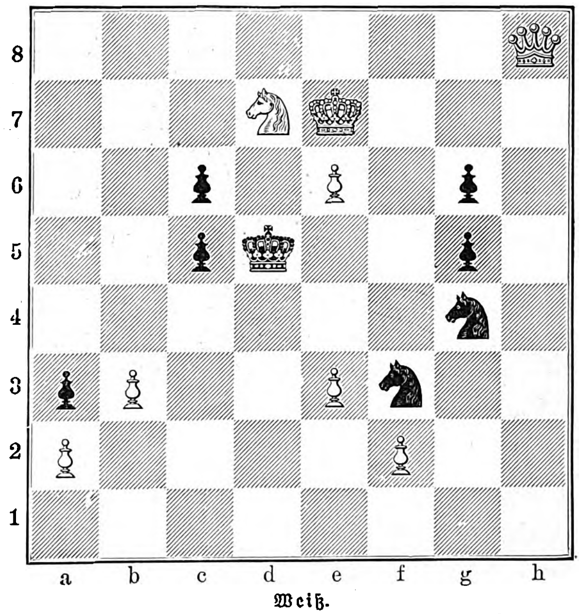
Schach.

Aufgabe Nr. 2948.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Von Dr. H. v. Gottſchall in Görlitz.

Schwarz.



Weiß.

Die Diagrammſtellung, eine leichte, aber gefällige Zugzwangaufgabe, iſt ein Originalbeitrag des Verfaſſers. In Typen laſſen wir einen netten Zweizüger aus dem „Amſterdamer Wochenblatt“ folgen, der trotz ſeiner Einfachheit nicht ohne Pikanterie iſt.

Von L. A. Kuijers in Amſterdam.

Weiß: K. f 4. D. g 8. S. d 5. B. f 6.
Schwarz: K. d 7. L. c 7. B. c 6, d 6.

Mit der Frage, ob es tatſächlich Schachbrettinſeln gibt, hat ſich die Öffentlichkeit einmal gelegentlich beſchäftigt, als eine derartige Behauptung von einem Schachfreund aufgeſtellt wurde. Dieſe Schachbrettinſeln ſollen angeblich einen Teil des Bismarck-Archipels, einer nordöſtlich von Neuguinea gelegenen Inſelgruppe, die deutſcher Kolonialbeſitz geworden iſt, bilden und ſich zum Aufenthalt für Schachfreunde beſonders eignen, da dort eine gemäßigte Vielweiberei und Kannibalismus herrſchen, Schachſpieler aber bekanntlich nie genug Damen bekommen können und ſich gern nach Schlachtopfern umſehen. Auf die Anfrage eines rheiniſchen Schachfreundes bei der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes nach dieſen legendenhaften Inſeln iſt nun folgende Antwort eingegangen: „Die Gruppe der Ninigoinſeln — das iſt der einheimiſche und damit auch der amtliche Name der Schachbrettinſeln — liegt zwiſchen 144° und 145° öſtl. L. und zwiſchen 1° und 2° ſüdl. Br. Da eine Vermeſſung dieſer unbedeutenden, mit Buſch und Kokospalmen bedeckten Inſelchen durch die Kaiſerliche Marine noch nicht ſtattgefunden hat, ſo iſt es unmöglich, ihre genaue Zahl und Größe anzugeben. Nach den vorhandenen flüchtigen Kartenſkizzen dürfte ſich die Gruppe aus dreißig bis vierzig mehr oder weniger kleinen Inſelchen und Felsgruppen oder Riffen zuſammenſetzen. Die Einwohnerzahl wird auf ungefähr achthundert geſchätzt. Die Bezeichnung Schachbrettinſeln erhielt die Gruppe von ihrem Entdecker, dem verdienten franzöſiſchen Seefahrer Bougainville. Dieſer gibt in der Geſchichte ſeiner »Reiſe um die Erde« (1766 bis 1769) folgende die fraglichen Inſeln betreffende Erklärung: »Sie waren alle glatte und gewiſſermaßen nur beieinander liegende Klumpen, darauf Bäume ſtanden, und gaben für die Schiffe einen gefährlichen Anblick. Weiter gegen Süden lag eine größere Inſel, von den übrigen abgeſondert. Wir wählten den Weg zwiſchen dieſer und jenem Haufen von kleinen Inſeln, die wir Schachbrett nannten«.“

Wetterbericht.

Die Beobachtungen ſind früh 7, bezw. 8 Uhr.
b = bedeckt, w = bewölkt, h = heiter, r = Regen, s = Schnee, n = Nebel, g = Gewitter, st = Sturm.
Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10° = 8° Reaumur) gegeben.

Stationen	Nov. 2	Nov. 3	Nov. 4	Nov. 5	Nov. 6	Nov. 7	Nov. 8
Valentia	+9 n	+7 h	+2 h	+2 h	+10 w	+9 w	+10 w
Breſt	+13 n	+11 b	+10 w	+8 h	+5 h	+6 h	+8 b
Paris	+6 b	+4 w	+8 b	+5 h	+2 h	+0 h	0 h
Helder	+9 n	+8 n	+10 w	+10 h	+10 w	+10 w	+7 b
Brüſſel	+8 n	+7 w	+8 r	+5 n	+1 n	+5 w	+6 b
Neapel	+15 w	+15 w	+15 h	+12 h	+13 h	+11 h	+11 h
Florenz	+14 b	+15 h	+11 h	+9 h	+14 h	+11 h	+10 h
Trieſt	+15 h	+16 w	+15 h	+12 h	+10 b	+8 h	+10 h
Wien	+7 n	+7 n	+8 n	+9 n	+5 h	+6 b	+7 b
Budapeſt	+8 h	+9 h	+8 n	+10 b	+6 h	+8 w	+6 b
Hermannſtadt	+10 b	+8 b	+9 b	+8 b	+5 r	+4 b	+4 b
Odeſſa	+9 b	—	+7 b	+6 b	+7 b	+4 b	+4 b
Archangelsk	+2 r	—1 b	—	+0 s	—0 b	—	—
St. Petersburg	+7 w	+0 h	—	+5 r	+2 h	—	—
Haparanda	+1 b	—2 b	—0 h	—2 w	—6 w	+1 w	+2 b
Stockholm	+4 b	+4 n	+7 b	+4 h	+4 b	+5 h	+2 h
Chriſtianſund	+6 w	+9 b	+8 r	+6 b	+9 r	+9 st	+9 b
Oxö	+4 w	+9 b	+9 h	+7 w	+10 b	+7 w	+7 n
Kopenhagen	+6 n	+8 n	+6 n	+6 n	+9 b	+5 n	+7 b
Memel	+8 b	—0 n	+4 r	+9 w	+7 w	+7 w	+7 b
Kiel	+5 n	+8 b	+5 h	+6 h	+7 b	+7 b	+5 w
Hamburg	+6 n	+8 n	+7 b	+8 w	+8 b	+9 b	+7 b
Wilhelmshaven	+4 n	+5 n	+5 h	+6 h	+7 b	+9 b	+7 b
Hannover	+3 n	+9 b	+9 b	+7 b	+6 b	+8 b	+7 b
Leipzig	+9 n	+10 n	+10 b	+8 b	+7 b	+8 r	+7 b
Berlin	+9 n	+9 b	+10 b	+7 w	+8 b	+8 b	+8 b
Breslau	+10 b	+9 n	+8 n	+6 b	+4 b	+7 r	+6 b
Mülhauſen i. E.	+8 n	+9 b	+8 b	+8 b	+3 h	+1 n	+1 h
Karlsruhe	+8 b	+10 b	+8 b	+6 b	+2 h	+3 b	+7 b
Friedrichshafen	+7 b	+8 b	+7 b	+7 b	+2 h	+2 w	+2 n
München	+7 b	+7 b	+6 b	+6 r	+1 h	+2 b	+4 b
Säntis (2500 Mtr.)	+0 h	+1 h	+0 h	—1 h	—3 h	—1 h	+0 h
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+15 w	+18 b	+19 w	+18 b	+14 w	—	—
Malaga	+19 h	+18 b	+17 b	—	—	—	—
Biarritz	+14 b	+12 w	+11 w	+10 b	+8 h	+12 h	+14 h
Nizza	+12 r	+14 w	+13 h	+11 h	+10 h	+8 h	+11 h
Leſina	+18 r	+16 h	+15 h	+14 h	+15 b	+10 h	+13 h
Helgoland	+9 w	+7 b	+10 h	+10 h	+10 w	+10 b	+9 b
Keitum (Sylt)	+7 n	+7 b	+7 b	+8 h	+10 b	+10 b	+7 b
Borkum	+7 h	+7 n	+10 h	+10 w	+10 b	+10 b	+7 b
Aachen	+5 h	+10 b	+8 b	+6 b	+3 w	+6 w	+3 w
Bad Reinerz (Schl.)	+6 w	+6 n	+5 b	+3 w	+2 b	+5 r	+5 b
Bad Kiſſingen	+7 n	+9 b	+9 n	+8 n	+4 b	+1 n	+7 n
Wildbad (Schwzw.)	+7 b	+8 b	+6 b	+7 b	—1 h	—1 h	+5 h
Ilmenau	+6 r	+7 n	+8 n	+6 b	+5 b	+5 r	+5 n
Davos	—1 n	—1 h	0 h	—2 h	—4 h	—4 h	—3 h
Baden bei Zürich	+7 b	+8 b	+7 b	+8 b	+4 b	+4 b	+3 b
Heiden (Schweiz)	+1 b	+5 b	+5 n	+4 b	+1 h	+2 b	+1 n
Meran	+6 h	+8 h	+7 h	+8 h	+6 h	+3 h	+2 h

Die ſtarken Regengüſſe in Südtirol haben im Eggental bei Bozen am 2. November einen gewaltigen Bergſturz veranlaßt. Eine Maſſe von etwa 5000 cbm Geſtein brach los und ſtürzte auf den Talgrund, ſperrte die Fahrſtraße und ſtaute das Waſſer des Baches. Obgleich die Sprengung und Wegräumung der Felsblöcke alsbald in Angriff genommen wurde, war der Wagenverkehr durch das Eggental doch acht Tage lang unterbrochen.

Himmelserſcheinungen.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes			des Mondes	
				Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	Aufgang	Untergang
Nov.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
15.	15 33 26	11 44 32	—15 28	— 2 9	185	— 0 4	2 40 fr.	am Tage
16.	15 37 23	11 44 42	15 18	6 21	199	+ 1 9	3 54	
17.	15 41 19	11 44 53	15 7	10 11	212	2 17	5 7	
18.	15 45 16	11 45 4	14 56	13 25	226	3 17	6 18	
19.	15 49 12	11 45 17	14 43	15 56	239	4 5	am Tage	4 53 ab.
20.	15 53 9	11 45 30	14 30	17 35	252	4 40		5 34
21.	15 57 5	11 45 44	—14 16	—18 20	264	+ 5 0		6 22

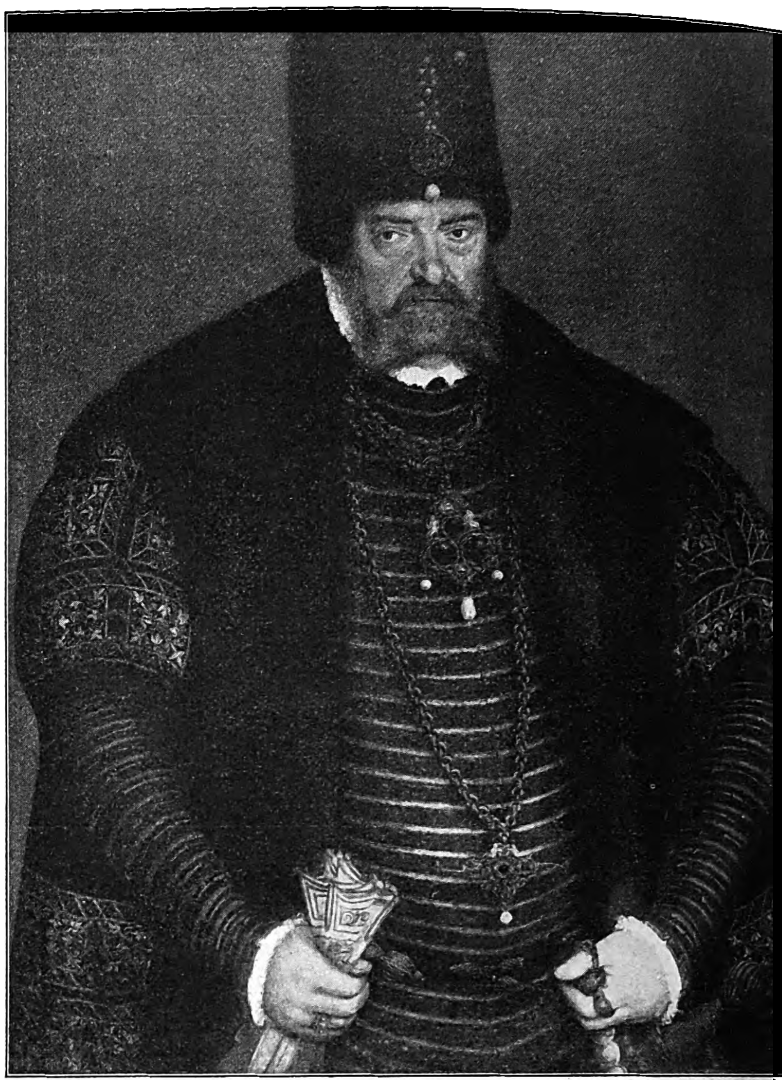
Sonne: Gerade Aufſteigung 282° 35′ (15 h 30 m), ſüdliche Abweichung 19° 1′ (den 18.).
Sonnenaufgang 7 Uhr 32 Min., Sonnenuntergang 4 Uhr 17 Min. (den 18.)
Mond: Neumond den 19. vormittags 6 Uhr 10 Min.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur, unſichtbar, hat den 21. nachmittags 3 Uhr ſeine obere Zuſammenkunft mit der Sonne. — Venus ($188\frac{1}{4}° = 12^h\ 33^m$ gerade Aufſteigung, $2\frac{1}{8}°$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Löwen, erſcheint ſchon früh bald nach 3 Uhr im Oſten und ſteht zur Zeit der hellen Dämmerung ziemlich hoch am ſüdöſtlichen Himmel, jedoch mehr nach Süden zu. — Mars ($282\frac{3}{4}° = 18^h\ 51^m$ gerade Aufſteigung, $24\frac{1}{8}°$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, iſt abends bis kurz vor 7 Uhr niedrig am Südweſthimmel zu finden. — Jupiter ($345\frac{1}{4}° = 23^h\ 1^m$ gerade Aufſteigung, $7\frac{3}{4}°$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Waſſermanns, erreicht in den erſten Abendſtunden ſeinen höchſten Stand am Südhimmel und bleibt bis $\frac{3}{4}$ Stunde nach Mitternacht über dem Geſichtskreiſe. Verfinſterungen der Jupitermonde: des erſten den 17., Austritt nachts 11 Uhr 11 Min. und den 19., Austritt nachmittags 5 Uhr 40 Min., des dritten den 21. abends von 7 Uhr 37 Min. bis 10 Uhr 34 Min. — Saturn ($306\frac{1}{4}° = 20^h\ 26^m$ gerade Aufſteigung, 20° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, bleibt abends bis gegen 9 Uhr am Südweſthimmel ſichtbar. — Uranus ($263\frac{1}{2}° = 17^h\ 34^m$ gerade Aufſteigung, $23\frac{1}{2}°$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, geht nachmittags nach $5\frac{1}{2}$ Uhr unter.

Der Mond iſt in Konjunktion mit Venus den 15. nachmittags 2 Uhr, mit Merkur den 19. früh 1 Uhr.

Thüringiſch-ſächſiſche Kunſt auf der Ausſtellung zu Erfurt.

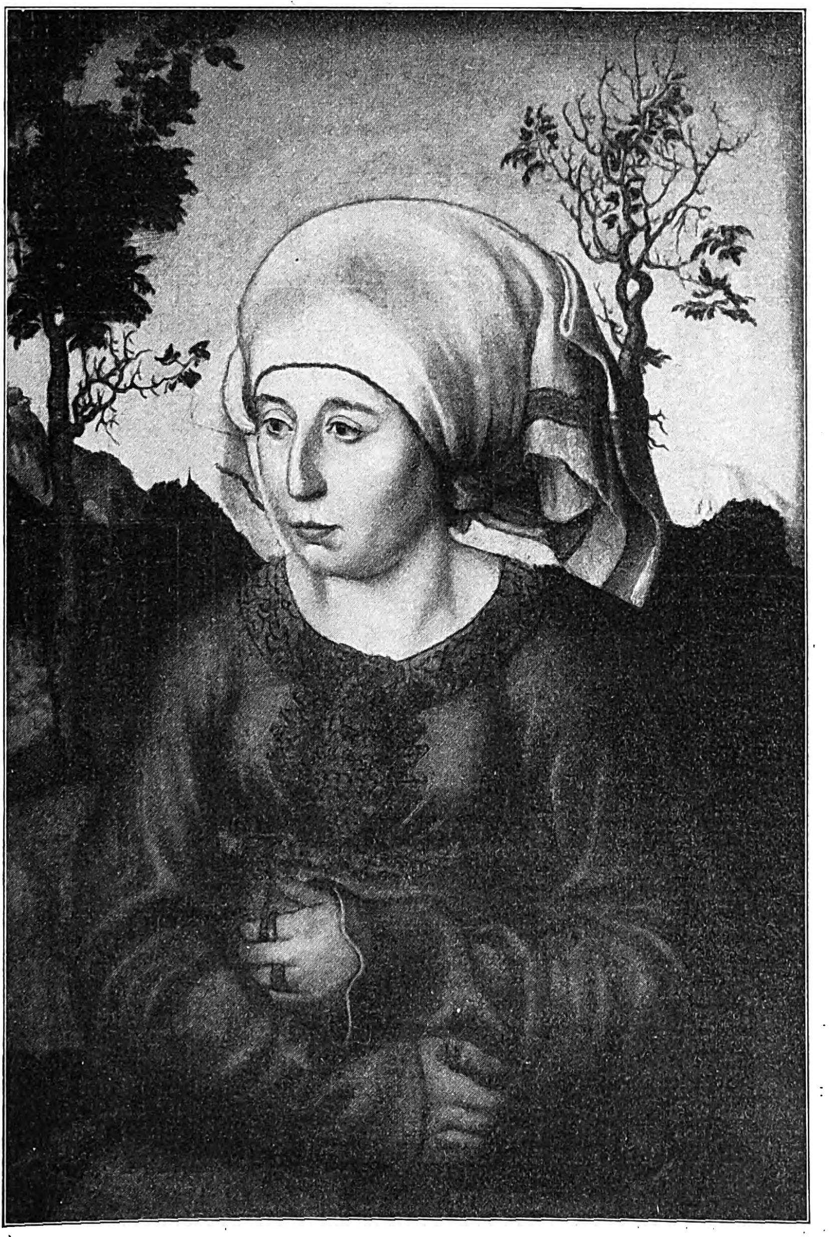


1. Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg. Gemälde von Lukas Cranach dem Jüngeren. Im Beſitz des Deutſchen Kaiſers.

Wer in frohen Wandertagen das Thüringer Land durchſtreift hat, weiß, daß dort nicht nur die entzückendſten Landſchaften, ſondern auch gewaltige künſtleriſche Eindrücke zu unſeren Herzen ſprechen. Die ehrwürdigen Rathäuſer auf den Marktplätzen der alten Städte, die hochaufragenden Kloſterruinen in den ſtillen Waldtälern und vor allem die Burgen auf ſtolzer Bergeshöhe gehören zu den ſchönſten Werken der deutſchen Baukunſt. Wie oft ſind ſie von unſeren Künſtlern gemalt, von unſeren Dichtern beſungen worden! Doch von den kleineren Werken, die die thüringiſche Kunſt geſchaffen hat, weiß die große Welt nur wenig. Dieſe muß der Wanderer an recht entlegenen Stellen aufſuchen, in einſamen Dorfkirchen hoch oben im Gebirge, in den Sammlungen der Altertumsvereine, in ſorgſam gehüteten Schatzkammern der alten Dome, in dem Ratsſilber der Städte, unter den Schützenkleinodien der alten Armbruſtgeſellſchaften und ganz beſonders in den Schlöſſern der regierenden Fürſten.

Wie mühſam, wie zeitraubend iſt es, an allen dieſen Stellen Zutritt zu erlangen. Das verdrießt ſelbſt manchen ernſten Kunſtfreund; die meiſten wandern dann lieber wieder hinaus in die Berge, wo Gottes ſchöne Welt ohne mürriſchen Schloßkaſtellan für jeden frei und aufgeſchloſſen daliegt. Um ſo willkommener war es, in dieſem Herbſt in Erfurt die köſtlichſten Proben jener weit entlegenen Kunſtſchätze in einer mit ſeltenem Geſchmack geordneten Ausſtellung großen Stils beiſammen zu finden: Hunderte von Gemälden alter Meiſter namentlich aus den Schlöſſern der thüringiſchen Reſidenzſtädte und aus dem leider ſo abgeſchiedenen gotiſchen Hauſe in Wörlitz, Dutzende der allergrößten geſchnitzten und reich vergoldeten Altäre, die prächtigen ſilbernen und mit Edelſteinen beſetzten Kelche aus den Kirchen und Klöſtern, die köſtlichſten Kleinode der Juwelierkunſt des Mittelalters und der Renaiſſance, die ehrwürdigen, mit Purpurfarbe ausgemalten Pergamentbände aus den Zeiten der Karolinger, der Ottonen und der Hohenſtaufen, reich geſtickte Meßgewänder, Gobelins, Truhen und viele andere Gegenſtände des Kunſtfleißes unſerer Vorväter.

Die Zuſammenſtellung aller dieſer Koſtbarkeiten hatte etwas Überwältigendes. Und trotz der Fülle, welche Harmonie in der Geſamtwirkung! Die vielen Tauſende von Beſuchern aus ganz Deutſchland, die ſich hier zuſammengefunden hatten, werden unvergeßliche künſtleriſche Eindrücke mit nach Hauſe getragen haben. Aber die Ausſtellung war nicht nur ein künſtleriſches Ereignis. Ebenſo hoch iſt es anzuſchlagen, daß hier alle einzelnen thüringiſch-ſächſiſchen Länder in rühmlicher Eintracht zuſammengewirkt haben. Obgleich die Ausſtellung auf preußiſchem Boden ſtattfand, ſchickten die thüringiſchen Länder ihr Beſtes. — Dieſes harmoniſche Zuſammenwirken der Konſervatoren der Kunſtdenkmäler der beteiligten Länder kam am ſchönſten zum Ausdruck in dem Fürſtenzimmer der Ausſtellung. Da waren die köſtlichſten Stücke aus dem Privatbeſitz der thüringiſch-ſächſiſchen Landesherren aufgeſtellt. Der Deutſche Kaiſer hatte herrliche Gemälde aus ſeinen Privatgemächern geſchickt, Porträte von brandenburgiſchen Kurfürſten, gemalt von Lukas Cranach dem Älteren und von dem hier ſo glänzend hervortretenden Lukas Cranach dem Jüngeren (Abbild. 1). Alle dieſe Werke waren hier zum erſtenmal ausgeſtellt. Welche Fülle der Überraſchungen edelſter Art wurde hier den Kunſtfreunden geboten! — Wie eine ganz neue Offenbarung wirkte das wahrhaft entzückende, farbenprächtige Frauenporträt aus Cranachs Jugend, das der Fürſt zu Schwarzburg-Rudolſtadt nach Erfurt geſchickt hatte (Abbild. 2). Vor dieſem Wunderwerk der Malerei ſah man die Muſeumsdirektoren aus allen Teilen Deutſchlands in lebhaft erregten Debatten. Mancher von den Herren, die auf ihren Studienreiſen alle Kunſtſammlungen Europas kennen gelernt haben, war hauptſächlich um dieſes Bildes willen gekommen, das der kunſtſinnige Fürſt ſonſt in ſeinem Arbeitszimmer des Reſidenzſchloſſes zu Rudolſtadt aufbewahrt. In der Bewunderung des Meiſterwerkes waren alle einig. Einzelne Kunſtgelehrte glauben, daß dieſes Bildnis nicht von Cranach, ſondern von einem viel bedeutenderen deutſchen Maler geſchaffen ſei. Wer iſt dieſer große, unbekannte Meiſter? Das Gemälde wird die Kunſtforſcher vorausſichtlich noch lange Zeit beſchäftigen.



2. Gemahlin des Kanzlers der Wiener Univerſität Stephan Reuß. Gemälde von Lukas Cranach dem Älteren. Im Privatbeſitz des Fürſten zu Schwarzburg-Rudolſtadt.

Auch andere Werke Cranachs waren in dem Fürſtenzimmer zum erſtenmal bekannt geworden. So das Madonnenbild aus dem Beſitz des Herzogs Ernſt von Sachſen-Altenburg (Abbild. 3). Erinnert dieſe ſchön aufgebaute Gruppe nicht an die lieblichen Madonnen der italieniſchen Maler? Die beiden Kinder ſehen faſt aus, als ob ſie aus einem Bilde des jugendlichen Raffael in die ſchlichte deutſche Landſchaft hineingetragen ſeien. Bisher hatte man das Gemälde als das Werk eines unſelbſtändigen Cranach-Schülers angeſehen, der hier einmal die großen Italiener nachgeahmt hat. Doch auf der Erfurter Ausſtellung iſt eine kleine Anzahl bisher unbekannter ähnlicher Bilder zum Vorſchein gekommen, in denen Cranach italieniſchen Vorbildern nachſtrebt. Außerdem hat der Herzog den bisherigen ungeeigneten Goldbarockrahmen durch einen ſchlichten altertümlichen Rahmen erſetzen laſſen. Dieſe Veränderung hat wahrhaft Wunder gewirkt. Nun leuchten die Farben wie Edelſteine, und jeder Kenner ſieht, daß es ein eigenhändiges Werk des großen Wittenberger Meiſters iſt.

Dicht daneben hing die köſtliche Madonna aus dem Beſitz des Großherzogs von Sachſen-Weimar. Bisher ſchmückte das Gemälde das Arbeitszimmer des verſtorbenen Großherzogs. Der hohe Herr hing ſo ſehr an dem kleinen Meiſterwerk, daß er es nicht einmal zu der großen Cranach-Ausſtellung in Dresden hergeben mochte. Jetzt hat der junge Großherzog, der die Erfurter Ausſtellung ſo glänzend beſchickt hat, dieſes Madonnenbild mit ganz beſonderer Sorgfalt verpacken und durch einen eigenen Diener dahinbringen laſſen.

Herzog Georg von Sachſen-Meiningen hatte aus den reichen Kunſtſammlungen ſeiner Schlöſſer für das Fürſtenzimmer ein paar altdeutſche Gemälde ausgewählt, darunter die entzückende Madonna mit einem der lieblichſten Köpfe, die jemals in der deutſchen Kunſt gemalt worden ſind. Leider iſt es der Forſchung noch nicht gelungen, den unbekannten Künſtler feſtzuſtellen. Vielleicht wird die hier gegebene Abbildung des ſchönen Gemäldes dazu beitragen, die Frage zu löſen (Abbild. 4).

Der Regent der Herzogtümer Koburg und Gotha war in dem Fürſtenzimmer durch Kunſtſchätze der Ehrenburg und der Feſte Koburg vertreten, darunter die große, aus Holz geſchnitzte herrliche Madonna von Tilman Riemenſchneider, köſtliche Elfenbeinſchnitzereien und Gemälde. Der Herzog von Anhalt hat aus ſeinem Schloß in Deſſau und dem gotiſchen Hauſe in Wörlitz Gemälde Lukas Cranachs ausgewählt.

Das alles bewundern wir nicht nur als einen Eliteſaal der deutſchen Kunſt, ſondern als den Ausdruck der Eintracht, welche die ſo nahe benachbarten Fürſtenhäuſer aller thüringiſch-ſächſiſchen Länder miteinander verbindet. Die ſchönen Kunſtwerke in dieſer Weiſe vereinigt zu haben, war ein beſonders glücklicher Gedanke der Konſervatoren, denen wir die ſchöne Ausſtellung verdanken.

Zum erſtenmal waren hier auch die prächtigen geſchnitzten Altäre aus den thüringiſchen Kirchen bekannt geworden. Welche Fülle von geſchnitzten Figuren, die zu den glücklichſten Schöpfungen der deutſchen Bildhauerkunſt gehören! Jede Figur iſt in wunderbarer Friſche noch heute in den lebhaften, bunten Farben und mit der echten alten Vergoldung erhalten. Wie ſelten iſt dies der Fall ſelbſt in den beſten Muſeen. Unter den großen Altären, die der Konſervator der thüringiſchen Länder, Prof. Voß, hier zuſammengebracht hatte, war das Hauptſtück der Altar von der Hand des Saalfelder Meiſters Valentin Lendenſtreich (Abbild. 6). Die intereſſante künſtleriſche Perſönlichkeit dieſes Meiſters iſt erſt durch die Erfurter Ausſtellung bekannt geworden. Wie ſchön der Ernſt in den Köpfen der heiligen Männer, wie lieblich der Ausdruck in dem holdſeligen Lächeln der heiligen Jungfrau, die auf dieſem Altar beieinander ſtehen. Der Altar gehört zu den köſtlichſten Kunſtwerken, die der Fürſt zu Schwarzburg-Rudolſtadt in der Kapelle ſeines Schloſſes zu Schwarzburg aufgeſtellt hat. Andere ſchön geſchnitzte Altäre ſtammen aus der Kapelle des Schloſſes Landsberg bei Meiningen. Herzog Georg von Sachſen-Meiningen hat ſeit vielen Jahren die künſtleriſch bedeutendſten ſolcher Werke geſammelt und auf dieſe Weiſe vor der Vernichtung bewahrt. Ein Wunderwerk der Schnitzkunſt iſt auch der Altar aus Neuſitz (Abbild. 5). Zwei ſehr vollendete Schnitzaltäre hat Prof. Voß im Fürſtentum Reuß j. L. in den Dörfern Tinz und Geißen bei Gera aufgefunden. Es iſt merkwürdig,

Thüringiſch-ſächſiſche Kunſt auf der Erfurter Ausſtellung. Nach photographiſchen Aufnahmen von E. Biſſinger in Erfurt.

Alpines.

— Die Bergführer des Adamello- und Brentagebietes in Pinzolo gründeten einen Verein, den ſie Fratellanza nannten.

— Im nächſten Frühjahre wird der Bau einer Straße von Eppan zu den Montiggler Seen in Angriff genommen werden. Die Straße wird ſich in geringer Steigung durch den nördlichen Montiggler Wald ziehen.

— In der am 22. Oktober in Wien ſtattgehabten außerordentlichen Vollverſammlung des Öſterreichiſchen Alpenklubs wurde, an Stelle des wegen ſeiner Überſiedlung nach Bregenz zurückgetretenen Präſidenten Ingenieur Ed. Pichl, der Beamte der Erſten Öſterreichiſchen Sparkaſſe H. Biendl zum Präſidenten des Klubs gewählt. — Der Öſterreichiſche Alpenklub veranſtaltet am 7. Dezember anläßlich ſeines fünfundzwanzigjährigen Beſtehens eine Feſtfeier.

— Der Salzburger Landtag bewilligte zum Bau einer Fahrſtraße von Dorf Fuſch nach Ferleiten eine Beihilfe von 20000 Kronen. Dadurch iſt die Anlage dieſer wichtigen Straße als geſichert zu betrachten.

— Im Verlage der Wagnerſchen Univerſitätsbuchhandlung in Innsbruck erſchien unter dem Titel „Wie markiert man am zweckmäßigſten?" ein vom Vorſtand des Innsbrucker Verſchönerungsvereins Dr. O. Cölner bearbeitetes inſtruktives Büchlein, in das praktiſche Anleitungen und Winke niedergelegt ſind, welche alpinen und anderen ähnlichen Vereinen von Nutzen ſein dürften.

— Die Leiſtungen und Beſtrebungen der „Deutſchen Alpenzeitung" haben auf der kürzlich geſchloſſenen Internationalen Kurorteausſtellung in Wien verdiente Anerkennung durch Verleihung der Großen Goldenen Medaille und des Ehrenzeichens der Ausſtellung erfahren.

— Das ſeit 12. Oktober geſchloſſene Hallerangerhaus der Sektion Schwaben des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. iſt ſeither erbrochen worden.

— Der von dem Bergführer Tſchiderer-Pettneu gebaute Weg vom oberſten Weideboden der Zalimalpe durch die Felswände hinauf zum Bauplatz der Straßburger Hütte am Gletſcher der Sceſaplana ſoll aller Vorausſicht nach in dieſem Herbſt noch vollkommen fertiggeſtellt werden. Dieſer Weg wird die ſchönſte und großartigſte Aufſtiegsroute zur Hütte ſein. Auch der Bau des Unterkunftshauſes durch Führer Meyer-Brand wird bereits in Angriff genommen werden. Die Koſten ſtellen ſich auf 23000 Kronen. Wenn alles glatt geht, wird das Haus bis 1. Oktober 1904 unter Dach gebracht und ſpäteſtens bis 1. Auguſt 1905 der Benutzung übergeben werden. — Die Vorarbeiten zu dem am Fedajapaß geplanten Schutzhauſe ſind bereits abgeſchloſſen. Die den Bau ausführenden Sektionen Bamberg und Meran des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. haben ſämtliche Bauarbeiten vergeben, ſo daß zu Beginn der Reiſezeit 1905 das Haus dem Verkehr übergeben werden dürfte.

— Die „Öſterreichiſche Alpenzeitung" berichtet unter anderem über folgende im September d. J. ausgeführte, bemerkenswerte Hochtouren: In den Ötztaler Alpen wurde von den Alpiniſten K. Berger, E. Franzelin und J. Hechenbleikner aus Innsbruck am 4. September die erſte Erſteigung der Rofelewand (3352 m, Kaunergrat) über die Nordoſtwand, am 5. die erſte Erſteigung des Puikogels (3346 m, Geigenkamm) über die Nordwand, am 8. von denſelben mit K. Mayer aus Innsbruck die erſte Erſteigung des Roſtitzkogels (3407 m, Kaunergrat) von Norden und der erſte Abſtieg nach Weſten vollführt. In der Rieſerfernergruppe gelang den Alpiniſten K. Berger und J. Hechenbleikner aus Innsbruck am 22. die erſte Erſteigung des Hochflachkogels (3096 m) über den Südgrat, am 23. die erſte Erſteigung des Hochgalls (3440 m) über die Nordwand. — Am 6. und 7. September wurde von den Gebrüdern A. und H. Matievic von der Kärntner Seite eine Erſtbeſteigung jenes Gipfels des Koſutagebirges ausgeführt, der als weſtlicher Nachbar des Koſutnikturmes (2135 m) deſſen Höhe erreicht. Die Tour erforderte ſechs anſtrengende Kletterſtunden.

— Am 15. Oktober wurde auf der Raxalpe eine Gedenktafel für den am 2. Auguſt d. J. vom Malerſteig abgeſtürzten Bautechniker Franz Schmid enthüllt.

Frauen-Zeitung

Schreiende Hirſche.

Novelle

von

Marthe Renate Fiſcher.

[Nachdruck verboten.]

Die kleine Frau hatte ſich bei ihren beſcheidenen Einkäufen verſpätet und eilte hinterher, ſoviel ſie irgend konnte, um heimzukommen. Sie lief beinahe wie ein Schulmädchen, und ſie ſah auch faſt wie ein Schulmädchen aus mit ihrer behenden Geſtalt, die ſchmal und ohne runde Formen war. Aber ſie hatte doch nichts Eckiges, Linkiſches oder Haſtendes. Sie trabte dahin auf leichten Füßen, recht wie ein herzensfrohes Kind. Dabei ſeufzte ſie voll Sorgen. Und daheim hatte ſie einen dicken Jungen, dem ſchon die Zähnchen kamen.

Die Sonne mochte hinter den Bergen untergegangen ſein, denn es wurde kühler und die Luft ein wenig grauer. Aber das ſtörte die kleine Frau nicht. Ihr Jäckchen wärmte ſie zur Genüge, und von Furcht wußte ſie nichts. In ihrem ſchmalen Geſicht hatte ſie ein Paar braune Augen, die tapfer und zuverläſſig ausſahen, und ein kleines ſchlagfertiges Mäulchen, blutrot mit voller Unterlippe, die beim Schmollen und in der Verzweiflung wie ein rotes Polſterchen vorſprang.

Als jetzt der Schuhſenkel riß und ſie niederhockte und ihn knotete, da wurde ſie vom Ärger übermannt und brach in Tränen aus. Aber ſie fing am falſchen Ende an zu weinen. Sie weinte nicht darüber, daß ſie bald alle, ſie ſelbſt, ihr Gatte, ihr Kind und ihre alten Eltern, als bankerotte Leute auf der Straße ſtehen würden; nein, ſie weinte über den Kampf, den es gekoſtet hatte, ehe ſie und ihr Gatte einander heiraten durften. Gott, Hans war ein ſo zaghafter Menſch! Das meiſte hatte ſie ja ausgefochten.

Sie war nun im Walde. Ihre rotgeweinten Augen tupfte ſie mit dem Taſchentuch. Den kleinen einfachen Matroſenhut, der ſchief gerutſcht war, ſchob ſie zur Mitte. Das Haar flog ſeitlich immer ein wenig aus; es war braun, voll und lang. Wenn ſie es kämmte und ein wenig ſchüttelte, ſo bauſchte es ſich auf und umhüllte ſie bis zu den Knien wie ein dickes Gewand. Kam Hans dazu, ſo ſtrich er ganz ſacht und zart über dieſes prächtige Gewand. Sie aber ſtürzte ihm an den Hals und küßte ihn wie eine kleine Tolle. Er arbeitete ja wie ein Tier, um ſein Geſchäft hoch zu bringen. Aber bei einem ſo unſeligen Renommee —

Jetzt war der Schuhſenkel ſchon wieder entzwei, und ſie hockte abermals nieder und knotete. Nachher ſetzte ſie ſich zur Seite auf einen Baumſtumpf, um ein wenig zu ruhen. Sie mußte alle Tage vor fünf Uhr aus den Federn. Und der Junge ſtörte auch die Nachtruhe.

Während ſie daſaß, die Handtaſche von grauem Baſtgeflecht zur Seite auf dem Waldboden, die Hände locker im Schoß gefaltet, den Kopf ein wenig ſchief gerückt, vor ſich die Fahrſtraße, die in Windungen hinauf zu ihrem Heim führte, und drüben und hinter ſich und zur Seite die ſtille, liebe, dämmerige Fichtenwaldung, da begann ſie wieder zu weinen und zu ſchluchzen.

Mit was für ſtolzen, zuverſichtlichen Gedanken waren ſie in ihr Heim eingezogen! Sie wollten den »Schreienden Hirſch« zu einer weit berühmten Sommerpenſion machen; die Reſtauration ſollte immer, Sommer und Winter, beſetzt ſein von Durchreiſenden und den Honoratioren des Städtchens unten. Bald würden ſie nicht nur Pächter des Grundſtücks, bald würden ſie die Beſitzer heißen.

Es war ganz anders gekommen. Der »Schreiende Hirſch« hatte ein böſes Renommee: Unſauberkeit, ſchlechte Betten. Sie hatten erfahren müſſen, wie ſchwer es iſt, ein ungünſtiges Renommee umzuwandeln. Der Strom der Sommerfriſchler zog an ihnen vorüber in die benachbarten Penſionen; nur ein paar Hungerleider machten Raſt auf knickerige vierzehn Tage. Und in der Reſtauration erſchien allwöchentlich dreimal der Magiſtratsſekretär mit ſeinen Skatfreunden zu knapper Zeche.

Dabei mußten ſie natürlich verhungern.

Ihre armen Eltern hatten ihr ganzes bißchen Vermögen hergegeben. Was ſollten die wohl anfangen, wenn ſie alle brotlos wurden?

Und jetzt war ſie am rechten Ende mit ihrem Weinen angelangt, bei der Tücke des Magiſtratsſekretärs. Der kleine, giftige, ekelhafte Kerl hatte erklärt, wenn die Hirſche nicht wieder zu ſchreien — er ſagte: »zu brüllen« — begännen wie alle Jahre, ſo habe es für ihn keinen Zweck, hier oben ſeinen Skat zu ſpielen.

Konnten ſie die Hirſche denn zwingen zu »brüllen?« Sie hatten ſich unten aus dem Tale verzogen ſeit dem Bau der Waſſermühle. Bei feuchter Luft hörte man noch abends einen ganz ſchwachen trompetenden Ton tief aus dem Gebirge her. Ach, was hatte ſie ſchon gebetet, daß der Ton ſich nähern möge.

Sie ſprang auf und jagte davon. Ihr Kleid hinderte ſie nicht am Laufen; es war ſchon zweimal unten verſchnitten. Nun ſah ſie wieder wie ein langes, tollendes Schulmädchen aus. Der Wald war ganz dämmerig, faſt dunkel. Aber ſie hatte nicht mehr weit zu laufen. Und während ſie vorwärts ſprang, dachte ſie an die Hirſche, und welch ein Glück das für ihr Haus wäre, wenn dieſe wieder unten im Tal ihre brünftigen Rufe erſchallen ließen.

Sie ſtolperte und fiel der Länge nach hin. Ihre Taſche war zur Seite geſchleudert, und ſie mußte ihre Einkäufe einzeln aufleſen, Nähgarn, Tabak für den Papa, einen Schlips für Hans und einen neuen Zylinder für die Wohnſtubenlampe. Den alten hatte der Förſter geſtern ſpät abends zerſchlagen, als er den Brunftruf der Hirſche darauf nachahmte. Er hatte gemeint, die Städter wollten betrogen ſein. Sie ſollten doch ein wenig auf dem Zylinder tuten, dann würden jene meinen, die Hirſche rohrten. Es ſei ja überhaupt ein altes Mittel, um die Hirſche anzulocken. Und die kleine Frau ſtand mit dem Zylinder in der Hand, drehte ihn, löſte ihn aus der Papierumhüllung, ſetzte ihn an den Mund und blies.

Ganz ſachte klang der Ruf. Wirklich, man konnte meinen, weitab den Schrei eines Hirſches zu hören.

Sie blies nach einer Weile wieder — nun ſtärker. Und dann blies ſie bald hinterher als Antwort, indem ſie ſich nach der entgegengeſetzten Seite wandte, mit dem dumpfen grollenden Ton des gereizten Tieres, das einem Eindringling entgegenſchreitet. Ein ſpieleriſches Kind, ſtand ſie mitten auf der Waldſtraße und blies auf dem Zylinder.

Sie dachte nur an ihre Spielerei.

Plötzlich wurde ſie aber wieder von ihrem Jammer gepackt; ſie legte den Zylinder hurtig wieder in ihr Täſchchen und lief eilends weiter.

Die Straße wand ſich und lief gleichzeitig bergan. Auf dem Hügel vor ihr tauchte die Gebäudemaſſe, Wohnhaus, Stallung und Scheune, des Gaſthofs »Zum ſchreienden Hirſch« auf. Faſt bis an das Haus reichte der Wald, der ſich auch über die Bergzüge in der Runde erſtreckte. Alles war grün von Fichtenwipfeln.

Sie hatte die Straße verlaſſen und lief am Berge empor. Huſch! war ſie im Haus. Und hier flog ſie die Treppe hinauf. Jäckchen und Hut wurden auf das Bett geworfen.

„Junge! Junge!" Unter der Laſt ihres kleinen Sohnes beugte ſie ſich zurück. Sie hielt den ſtrammen Hemdenmatz unter den Ärmchen und küßte ihn.

Der Junge war faſt halb ſo lang wie ſeine kleine Mutter; ſie war neunzehn Jahre alt, und bei ihm fehlte noch mehr als ein Monat am erſten vollbrachten Lebensjahr.

Am Fenſter ſaß ein alter Herr, der das ſchlafende Kindchen gehütet hatte. Der ſagte jetzt: „Man hört nichts mehr."

Sie legte das Kind in den Wagen zurück und fragte unbeſorgt: „Was ſoll man denn hören, Papa?"

Der ſchüttelte den Kopf und murmelte etwas vor ſich hin.

„Ja, was ſoll man denn hören?" fragte wieder die kleine Frau.

Er war augenſcheinlich mit ihr unzufrieden. „So was hört ma doch in unſrer Lage, wenn ma ſchläft."

Sie nahm eine große weiße Schürze aus der Kommode und legte ſie an. Die Schürze hing hinten herab; vorn band ſie mit aller Sorgfalt die Schleife. Als ſie fertig war, ſchob ſie die Schürze herum und ſteckte die Achſelbänder feſt.

Der alte Herr ſah ihre verweinten Augen. „Haſt du denn das nicht gehört", fragte er verſöhnt, „wie die Hirſche ſchrien?" Er ſtrich mit der Hand über ſein Geſicht. „Das könnte uns vielleicht doch noch retten", meinte er mit bekümmerter Stimme. „Die Städter wollen nun mal die Hirſche ſchreien hören. Danach laufen ſie. Wenn die Hirſche ſich hier unten hinzögen" —

Sie ſtand mit einem Satz vor ihm und ſchüttelte ihn luſtig bei beiden Armen; eine breite Haarfahne hing ihr über die eine Wange.

Aber da tropfte es aus ſeinen Augen.

Ihr Geſicht wurde verdutzt und ratlos. Die Haarfahne ſchob ſie langſam mit den Fingern hinter das eine Ohr.

Und dann hielt ſie nicht länger ſtand. Sie mußte ja ans Büfett. Der Oberkellner war geſtern entlaſſen worden; Hans mußte ſeine Gäſte ſelbſt bedienen.

Wenn er jetzt zum Büfett kam, um etwas zu holen, ſo blinzelte ihm die kleine Frau zu, kniff ihn verſtohlen, während ſie ihm zureichte, und machte drollige, ſchiefe Bewegungen mit dem Munde; das alles ſollte ihn veranlaſſen, einmal in das Nebengelaß zu kommen. Die paar Gäſte waren rein aus dem Häuschen wegen der Hirſche. Morgen wollte der Herr Magiſtratsſekretär die halbe Stadt mitbringen. Hans ſollte ſich womöglich verbürgen, daß morgen abend die Hirſche wieder »brüllen« würden. Er überragte ſeine Gäſte alle, denn er war ein beiſpiellos langer Menſch mit dürren Gliedmaßen und der Gelenkigkeit einer Balletttänzerin.

Als er wieder ans Büfett kam, war ſeine kleine Frau verſchwunden. Er ging nun in das Nebengelaß, wo ſie flach an der Wand ſtand und lachend mit dem Kopfe pendelte.

Wie ein Ballen Zeug flog ſie ihm in den Arm, ſtellte ſich auf die Zehen, ſchüttelte ihn bei beiden Schultern und platzte heraus: „Junge! Hans!“ — Und dann kam es unter pruſtendem Lachen heraus, begleitet von einem reſpektloſen Wink nach der Tür: „Gott! — Die Dummköpfe!“

Sein Geſicht verfinſterte ſich. Aber warum ſollte ſie nicht luſtig ſein? Es war ja doch, um ſich ſchief zu lachen, wie jene in Verzückung gerieten, weil ſie meinten, die Hirſche gehört zu haben. Sie hatten aber keineswegs die Hirſche, ſondern nur die Frau Wirtin gehört, die bei der Heimkehr auf dem Zylinder blies.

* * *

Am nächſten Abend »brüllten« die Hirſche nicht. Die halbe Stadt war wirklich heraufgekommen, und der Pächter machte ein ſehr gutes Geſchäft. Dann kamen die Leute auch noch am folgenden Abend. Da aber die Zeit vorſchritt, ohne daß die Hirſche ihre heißen Rufe erſchallen ließen, griff unter den Gäſten eine häßliche Mißſtimmung Platz. Es war ja ganz nett hier, auch die Bedienung freundlich und aufmerkſam; aber man war ſchließlich nur gekommen, um den Liebesſchrei der Hirſche zu hören, den man nun eben nicht vernahm. Und ſchon begann man zu ſpäter Stunde für den nächſten Abend eine andere Verabredung zu treffen und die Jacken und Überzieher zum Heimweg anzulegen, als ein ſonderbar gebrochener Laut durch die offen gelaſſenen Fenſter ſchallte.

Gleich entfuhr dem Magiſtratsſekretär der Ruf: „Die Hirſche!“ Alle Gäſte eilten zum Hauſe hinaus und ſtanden lauſchend unter dem herbſtlichen, ſchwarzblauen Himmel, während unten aus dem Tale heiße, leidenſchaftliche, dumpfe Laute heraufdrangen, wilde, ſehnſüchtige Liebesſchreie, die durch die ſtille Luft weithin tönten und über die Heide entſchwebten.

Der Trupp der Städter ſtand flüſternd in leiſem Erſchauern. Die nächſten Berge verdeckten den Schauplatz. Aber man unterſchied jetzt den eiferſüchtigen Schrei des Hirſches, der ſeinen Platz behauptete, ſowie den hohlen, herausfordernden Schrei des Eindringlings, der ſich näherte. Und ein jeder malte ſich nun aus, wie unten die ſtolzen Tiere zum tödlichen Kampfe gegeneinander daherzögen. Die Gäſte lauſchten mit verhaltenem Atem, ob nicht das Praſſeln der ineinander verſtrickten Geweihe oder das Klagen eines todwunden Kämpfers heraufdringen werde. Herzklopfen erregende Vorſtellungen miſchten ſich ein von äugenden Hirſchkühen im Waldesdickicht.

Hans war mit herausgekommen. Die Fäuſte hatte er ſeiner Gewohnheit gemäß in den Joppentaſchen, die, weil er ſo viel darin bohrte, immer bald aus der Form gerieten und ein paar Falten bis zur Bruſthöhe warfen. Sein Geſicht, das erſt blaß geweſen war, rötete ſich. Er rang gegen ſeine Ehrlichkeit, die ihn antrieb, ſeinen Gäſten zu ſagen, daß ſie von einer nichtsnutzigen, kleinen Frau betrogen würden. Dabei reizten ſie ihn beinahe zum Lachen, dieſe tuſchelnden Männlein und Weiblein, die ſich durch eine blödſinnige Zylindermuſik zu prickelndem Entzücken fortreißen ließen. Und die Muſik, die betrügeriſche, nichtswürdige Tuterei, tat ihm weh; war er doch zeit ſeines Lebens ein ehrlicher Kerl geweſen.

Wohl zehnmal hatte er ſchon den Mund geöffnet, um als einen Scherz zur Erheiterung ſeiner Gäſte hinzuſtellen, was ein Zufall als Betrug ans Licht bringen konnte, als in abweichender Richtung ſich dumpfe Brunftrufe vernehmen ließen. Man vermeinte, von der Bergeshöhe ein einſames Tier majeſtätiſch herabſchreiten zu ſehen, dem Kampfplatz zu. Und bald hörte man nichts weiter als dieſe ſuchenden Schreie, die eintönig, drohend und fürchterlich klangen.

Das Blau des Himmels war inzwiſchen unter ſchwarzen, ineinander fließenden Wolkenfetzen ganz verſchwunden. Ein Gewitter brach aus. Feuerſchlangen ſchoſſen aus den Wolken hernieder, und der Donner rollte an den Feſten des Himmelsgewölbes. Die Städter ſaßen alle im Hauſe, erſchreckend, ſchauernd und geſättigt von den beiden großen Naturgenüſſen. Als das Grollen des Donners ſchwächer, die Blitze fahler wurden, da beſtellte man Grog und Kaffee, um die müden Nerven ein wenig aufzufriſchen.

* * *

Eines Abends, nachdem die Gäſte faſt eine Woche lang vergeblich auf das »Brüllen« der Hirſche gewartet hatten, holte die kleine Frau ihre Zither und fragte linkiſch, ob ſie den Herrſchaften ein wenig vorſpielen ſolle. Sie muſizierte ſehr hübſch und ſang dann auch mit einer merkwürdig ſtarken Stimme, die man dem zarten Perſönchen gar nicht zugetraut hatte. Zuletzt trug ſie mit ihrem Manne Schnadahüpfeln vor, zu denen Hans ein paar diskrete Ballettbewegungen ausführte.

Die Zeit verlief recht angenehm. Als aber die kleine Frau am nächſten Abend wieder mit ihrer Zither erſchien, da erklärte der Herr Magiſtratsſekretär ungehalten, ſie kämen doch wegen der Hirſche, und die Muſik würde ſie nur ablenken und nervös machen. Er verließ hierauf das Gaſthaus, und zwei oder drei Gäſte folgten ihm unmittelbar.

Mit großer Mühe war es Hans möglich geweſen, die Pacht zu zahlen und das Geſpenſt der Exmiſſion auf ein halbes Jahr zu bannen; aber Rechnungen lagen vor, die beglichen werden mußten. Dabei ließ der Zufluß der Gäſte bedrohlich nach, die eigenſinnig auf ihrem Schein beharrten. In dieſer Not tauchten endlich die Hirſche wieder auf, und man konnte ſich wieder an dem eigenartigen Konzert erbauen.

Die Abende waren mittlerweile rauh geworden, und Nebel erfüllten die Täler. Die Gäſte brachten winterliche Hüllen mit, um ſich der unvergleichlichen Muſik hingeben zu können, ohne einen Schnupfen davonzutragen. Sie ſtanden mit übergehängten Plaids und dicken Halstüchern und lauſchten voller Hingebung den Blasverſuchen der kleinen Frau, die von Gebüſch zu Gebüſch ſchlüpfte und lachend und zugleich weinend ihre große Symphonie der ſchreienden Hirſche blies.

Wer Augen dafür gehabt hätte, würde geſehen haben, wie verändert das Wirtspaar war. Hans, der ſonſt immer voller Schnurren geſteckt hatte, machte ſein beladenes Gewiſſen ſcheu; im ſchmalen Geſicht der kleinen Frau aber hatte ſich ein Zug von Trotz eingeniſtet. Sie ließ den Kopf zu der einen Schulter herabhängen; das Mündchen hing auch. Hatten die Hirſche ſich weiter in die Berge gezogen, ſo tauchte ſie wohl hüſtelnd noch einmal im Geſichtskreis der Gäſte auf, wobei ſie eine ganz fidele und leichtſinnige Miene zur Schau trug.

(Schluß folgt in nächſter Nummer.)

Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.

Die Gicht.

Von Dr. med. A. Prinz, Badearzt in Marienbad.

Die Gicht iſt eine der verbreitetſten, auf alle Fälle aber die ſchmerzvollſte Krankheit. Sie tritt im ſpäteren Lebensalter auf, befällt gewöhnlich einen größeren Prozentſatz von Männern, wie von Frauen und iſt, wie allgemein bekannt, die Krankheit der beſſerſituierten Geſellſchaftsklaſſen. Dies hat ſeinen Grund wohl hauptſächlich darin, daß es in dieſen Kreiſen viele Leute gibt, die eine naturwidrige Lebensweiſe führen, zuviel eiweiß- und fetthaltige Nahrung zu ſich nehmen, einem zu reichlichen Genuſſe von alkoholiſchen Getränken huldigen und ſich dabei viel zu wenig körperliche Bewegung und Körperanſtrengungen machen. Es ſind dies mit einem Worte die Schlemmer und Wohlleber, und dieſe Tatſache erklärt uns auch, daß die meiſten Gichtiker fettleibig ſind. Doch ſpielt auch erwieſenermaßen die Vererbung bei Gicht eine bedeutende Rolle, und ſah ich ſelbſt viele Fälle, wo Erkältungen, plötzlicher Witterungswechſel, den erſten gichtiſchen Anfall auslöſten. Es iſt daher ſelbſtverſtändlich, daß ſich die Ärzte aller Zeiten viel mit dem Ergründen der Urſachen befaßten, die die Gicht bedingen. Und wiſſen wir heute ſchon ganz beſtimmt, daß die Gicht die Folge einer vermehrten Harnſäure iſt. Wenn nämlich die harnſauren Salze ein gewiſſes Quantum überſchritten haben, ſo daß ſie durch den Urin nicht entfernt werden können, dann geht eben dieſer Überſchuß von Harnſäure ins Blut und in die Säfte des Körpers über. Iſt die Harnſäure, oder beſſer geſagt, ſind die harnſauren Salze aber einmal in den Körper gelangt, ſo lagern ſie ſich in den verſchiedenſten Geweben ab. Nun gibt es aber leider gewiſſe Stellen im Körper, wo die Ablagerung der harnſauren Salze eine beſonders große iſt, und das ſind die Gelenke. Die harnſauren Salze ſind kleine, ſcharfe, ſpitzige Kriſtalle, welche naturgemäß beim Eindringen in die Gelenke Entzündungserſcheinungen und dadurch die ſchmerzhaften gichtiſchen Anfälle hervorrufen. Selbſtverſtändlich werden alle Gelenke von der Gicht befallen, doch gibt es einzelne, die hauptſächlich von der Gicht heimgeſucht werden. So iſt z. B. der Sitz des erſten gichtiſchen Anfalls gewöhnlich das Fußzehengelenk der großen Zehe, daher auch der Name Podagra. Und zwar wird dies Gelenk bei einem Gichtanfall rot, heiß und glänzend. Es treten furchtbare Schmerzen meiſtenteils des Nachts auf; ſchlaflos, von den unſäglichſten Schmerzen gepeinigt, wälzt ſich der arme Patient auf ſeinem Schmerzenslager, und der herbeigerufene Arzt kann mit Leichtigkeit den erſten Gichtanfall konſtatieren. Doch der erſte Anfall geht gewöhnlich nach einigen Wiederholungen vorüber, das Gelenk gewöhnt ſich an die eingedrungenen Kriſtalle und die Befallenen glauben meiſtenteils mit dem Optimismus aller geſunden Menſchen, daß die Krankheit endgültig geheilt ſei. Die Mahnungen des Arztes, jetzt ſei die beſte Zeit, die Gicht in ihrem Anfangsſtadium zu bekämpfen, werden in den Wind geſchlagen, und ruhig nimmt der Patient ſeine, auf kurze Zeit unterbrochene, alte und ſchädliche Lebensweiſe wieder auf.

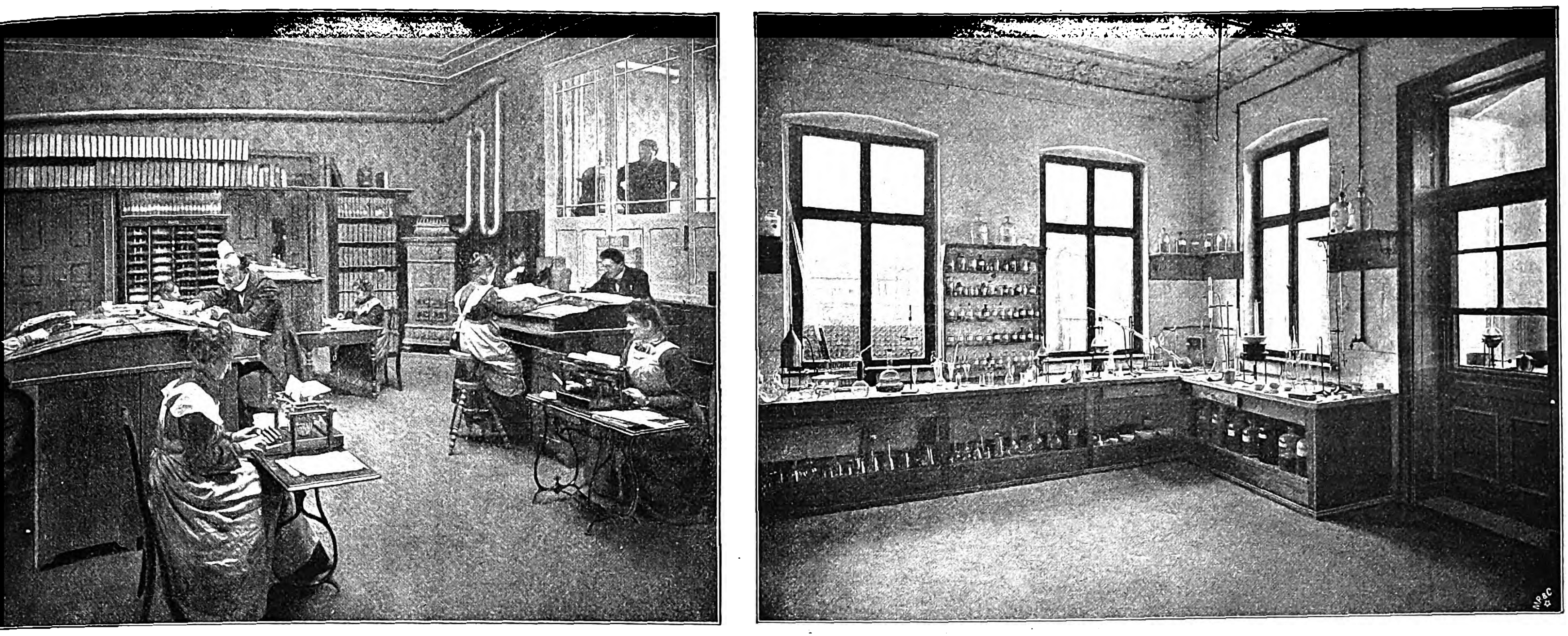
Doch dieſe ſcheinbare Ruhe dauert leider nicht lange, und nur zu bald überzeugt ſich der Patient, daß die Prophezeihungen des Arztes wörtlich eintreffen. Ein Gelenk nach dem andern wird befallen, nur dauern aber die Anfälle länger, die Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Anfällen werden immer kürzer und unregelmäßiger, mit einem Worte: die chroniſche Gicht iſt da. Die Folgen dieſer, ſich viele Jahre hindurch wiederholenden, gichtiſchen Anfälle ſind unberechenbar und fürchterlich. Vor allem bilden ſich, infolge der größeren Ablagerungen von harnſauren Salzen, in den Gelenken und um dieſelben die ſogenannten Gichtknoten. Dadurch verlieren die Gelenke ihre Beweglichkeit und werden ſteif, die Finger der Hand und die Fußzehen verkrümmen ſich. Steif und bewegungslos ſitzt der arme, außerdem von den fürchterlichſten Schmerzen gepeinigte Gichtiker in ſeinem Lehn- oder beſſer geſagt Leidensſtuhl, ein Bild des Jammers und des Mitleids. Sehr bezeichnend wird dieſes Stadium der Gicht von den Ärzten als „Arthritis pauperum“, Gelenkentzündung der Bejammernswerten, genannt. Nicht unerwähnt will ich den Einfluß der Gicht auf die Nieren laſſen, in deren Folgen Nierenkoliken, Nierenſand und Nierenſtein auftreten, die nicht nur ſehr ſchmerzhaft ſind, ſondern auch das Leben gefährden.

Es iſt doch natürlich einleuchtend, daß gegen eine ſo furchtbar ſchmerzhafte und in ihren Folgen ſo fürchterliche Krankheit die Ärzte aller Zeiten den Kampf aufnahmen. Die unmöglichſten Mittel wurden verſucht und angewendet, leider aber größtenteils ohne den erwünſchten Erfolg. Und, wie es in ſolchen Fällen immer geſchieht, bemächtigten ſich Quackſalber, Naturärzte und Wunderdoktoren des von den Ärzten erfolglos bekämpften Gebietes. Geheimmittel wurden in der marktſchreiendſten Weiſe angeprieſen und in den Handel gebracht, die in den beſten Fällen höchſtens eine ſchmerzſtillende Wirkung hatten, die Gicht aber nicht nur nicht heilten, ſondern oft direkt ſchädliche Nachwirkungen ausübten. Es wurde den armen Gichtikern die Wahl der Gichtmittel nicht leicht gemacht, und ich kann es begreifen, wenn ſie die Spreu nicht vom Weizen unterſcheiden konnten.

Ich kann hier in dieſem engen Rahmen leider auf die von den Ärzten angewendeten Heilmethoden nicht näher eingehen, ſondern nur die Hauptſachen betonen. Mit der Erkenntnis des Weſens der Gicht waren die Hauptbeſtrebungen der Ärzte ſelbſtverſtändlich darauf gerichtet, die überſchüſſige Harnſäure — dieſe Hauptbedingung der Gicht — zu löſen und dadurch aus dem Körper zu entfernen. Alle Mittel, welche im Stande waren, die Harnſäure zu löſen, oder aber durch chemiſche Verbindungen in einen leichter lösbaren Zuſtand zu verſetzen, wurden daher erprobt. Deshalb bekamen die Gichtiker größere Quantitäten kohlenſaures Alkali enthaltende Wäſſer, namentlich Lithion-Wäſſer (Fachinger, Salzbrunn, Bilin, Kiſſingen, Wiesbadener Gichtwaſſer) zu trinken, die auch etwas Erfolg hatten. Doch weder dieſe Wäſſer, noch auch die Lithionſalze, erfüllten die in ſie geſetzten Hoffnungen.

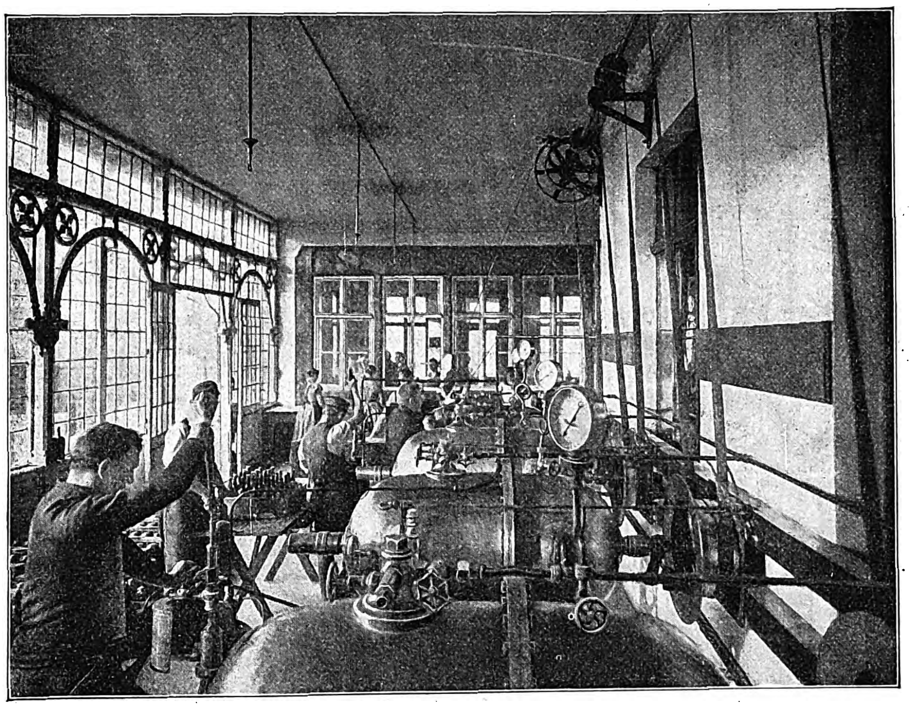
Wieder wurde die Behauptung erwieſen, daß man Krankheiten nicht in chemiſchen Laboratorien heilen kann.

Die Heilkraft eines Mittels muß immer am kranken Menſchen erprobt werden — denn ſehr oft verſagen bei Krankheiten Mittel — die therapeutiſch ganz gut ausgeklügelt waren. Beſonders oft aber war dies bei den, mit viel Reklame auf den Markt geworfenen Gichtmitteln der Fall. Im Reagensglaſe löſten viele dieſer Mittel ganz prompt die harnſauren Salze, wie ſie aber durch den Magen in den Kreislauf des Blutes und der Säfte gelangten, waren ſie chemiſch ſo verändert, daß ſie ihre harnſäurelöſende Wirkung nicht nur verloren, ſondern viele von ihnen direkt ſchädlich wirkten. Es galt alſo ein Mittel zu finden, welches im Stande war, die Harnſäure leichter als das Lithion und ſeine Salze zu löſen, nicht die üblichen Folgeerſcheinungen der Lithionkur hatte, durch den Magen und Darm unzerſetzt, ohne Veränderung ſeiner chemiſchen Wirkung ins Blut übergehen mußte, und ebenſo unzerſetzt mit dem Urin und dem Schweiße aus dem Körper wieder ausgeſchieden werden konnte. Dieſes Mittel wurde im Piperazin gefunden. Ich will hier nicht näher auf die chemiſchen Eigenſchaften dieſes erſten und beſten aller



Anſicht eines Kontors und eines Laboratoriums der Chemiſchen Fabrik Falkenberg in Falkenberg-Grünau bei Berlin.

Gichtmittel eingehen, ſondern nur noch einmal betonen, daß alle die Eigenſchaften, die ich von einem wahren Antigichtmittel eben vorher verlangte, im Piperazin geradezu ideal vorhanden waren. Selbſtverſtändlich beeilten ſich alle Ärzte, das Mittel an Gichtkranken zu erproben, überall mit demſelben großen Erfolge. Beſonders Dr. **Bieſenthahl** und **Schmidt** berichteten über die großartigen Erfolge bei der Gicht mit Piperazin, in der Berliner Kliniſchen Wochenſchrift (1891 Nr. 52—53, 1892 Nr. 2) und noch viele folgten nach. So ſchrieb z. B. Prof. Dr. **Schweninger**, Geheimer Medizinalrat, dirigierender Arzt im Teltower Kreiskrankenhauſe, der geniale Leibarzt des Fürſten Bismarck, unter anderem: „Ich habe das Piperazin als eine enorm wertvolle Bereicherung unſeres Medikamentenſchatzes befunden“ und weiter: „ſeit Jahren habe ich viele akute und chroniſche Gichtfälle in Behandlung gehabt und die verſchiedenſten Mittel dagegen gegeben, aber mit keinem den Erfolg erzielt, wie mit Piperazin“. So äußerten ſich alle Ärzte, und der beiſpielloſe Erfolg des Piperazins bei der Behandlung der Gicht war geſichert. — Doch es iſt ein altes, aber wahres Wort, daß das Beſſere immer der Feind des Guten ſei; ſo war es auch mit dem Piperazin. Bei der Behandlung mit dieſem ideal guten Gichtmittel fanden nämlich mit der Zeit viele Ärzte, daß die heilende Wirkung des Piperazins nicht immer ſo prompt erfolgte, wie ſie eigentlich erfolgen ſollte, und zweitens, daß eine ſchmerzſtillende Wirkung bei der Gicht, dieſer eminent ſchmerzhaften Krankheit, verſagte. Da trat die Chemiſche Fabrik Falkenberg in Falkenberg-Grünau bei Berlin auf den Plan, indem ſie nachwies, daß die Magenſäure (Salzſäure) einen Teil des Piperazins chemiſch binde, ſo daß ein beträchtlicher Teil desſelben dadurch für den Zweck, die Harnſäure zu löſen, verloren gehe, und daß es abſolut keine ſchmerzſtillende Wirkung habe. Gleichzeitig empfahl obengenannte Fabrik eine rationellere Anwendung des Piperazins als bisher, in der Form eines ſogenannten Falkenberger Gichtwaſſers (Piperazin-Phenocoll-Lithion-Waſſers). Dasſelbe enthält in 600 Teilen karboniſiertem Waſſer, außer 1 g Piperazinum purum, von einem eminent ſchmerzſtillenden Mittel, dem Phenocollum purum, 2 g, und einen Zuſatz von 0,1 g Lithium carbonicum, damit die freie Magenſäure die Wirkung des Piperazins nicht beſchränke. Dieſe neue veränderte Anwendungsform des Piperazins unter dem Namen „Falkenberger Gichtwaſſer Nr. II“ wurde von den Ärzten erſt ſkeptiſch aufgenommen, doch nur zu bald eroberte ſie ſich den ihr gebührenden Ehrenplatz in dem mediziniſchen Heilſchatze. Die Wirkung dieſes Gichtwaſſers grenzt oft ſchon an das Wunderbare. Mit vollem Rechte kann man behaupten, daß das Falkenberger Gichtwaſſer das einzige ſouveräne Mittel gegen alle Formen der akuten ſowohl wie der chroniſchen Gicht ſei. Was die Chemiſche Fabrik Falkenberg behauptet, hat ſich bisher in zahlloſen Fällen erwieſen: nicht nur heilt das Gichtwaſſer die Gicht, ſondern es iſt auch ein eminent ſchmerzſtillendes Mittel bei den akuten Gichtanfällen. Ich ſah Fälle, wo Gichtiker nach Gebrauch des Gichtwaſſers zum erſten Male ſeit Jahren eine ruhige Nacht verbrachten. Es grenzt ja ſchon an das Wunderbare, wenn eine Frau, die ſeit Jahren durch die Gicht gelähmt, bewegungslos in ihrem Lehnſtuhl ſaß, nach Gebrauch des Gichtwaſſers 3—4 Kilometer ohne Stock ſpazieren geht.

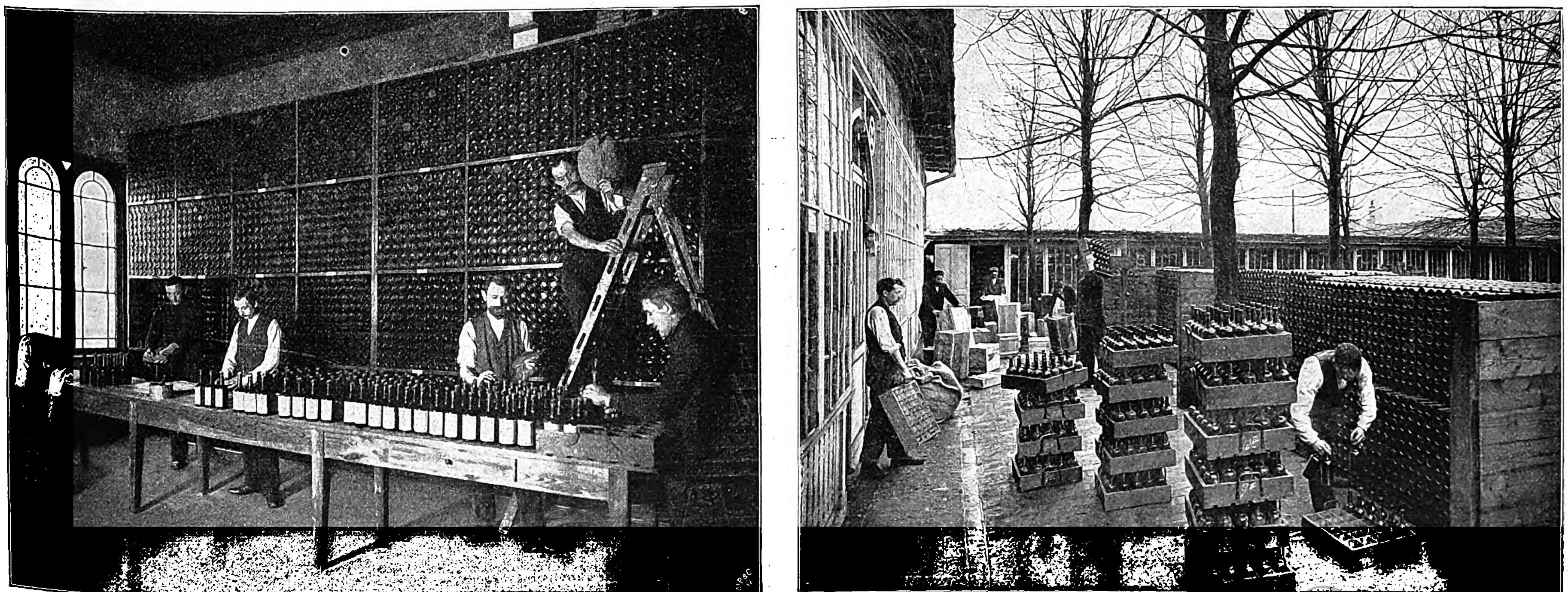


Anſicht eines Fabrikraumes.

Aus Mangel an Raum kann ich leider nicht alle Fälle aufzählen, in welchem die Leidenden durch das Falkenberger Gichtwaſſer geheilt, der Arbeit und einem neuen Leben wiedergegeben wurden. Es iſt ja auch nicht nötig. Das Gichtwaſſer braucht die Reklame nicht, es hat ſeinen Siegeszug durch die Welt angetreten, zum Segen der gichtkranken Menſchheit, und Tauſende von Geheilten werden es ſegnen und dadurch verbreiten.

Für ſehr wichtig halte ich es, daß beſonders die leichten Gichtiker, d. h. ſolche, die entweder einige leichte Gichtanfälle ſchon hatten, oder aber erblich zur Gicht disponiert ſind, in jedem Jahr eine vorbeugende Kur durchmachen ſollen, indem ſie etwa 30 Fläſchen des Piperazin-Lithionwaſſers (Gichtwaſſer III — Piperazin 1,0, Lithion 0,1 in 600 karboniſiertem Waſſer) verbrauchen. Durch eine ſolche vorbeugende Kur kann die Gicht in ihrer Entſtehung ſchon bekämpft, gänzlich geheilt werden, und der angehende Gichtiker ſich viele ſchwere und ſchmerzvolle Tage erſparen.

Bevor ich meinen Artikel ſchließe, möchte ich es nicht unterlaſſen, darauf aufmerkſam zu machen, daß man bei jedem Gichtanfalle, auch bei Gebrauch des Gichtwaſſers, den Arzt zu Rate ziehe, der eine gewiſſe, bei Gichtkranken übliche Diät vorzuſchreiben hat und der allein imſtande iſt, nicht nur die Gichtanfälle mit Hilfe des Gichtwaſſers zu heilen, ſondern auch durch Anordnung einer zweckdienlichen Lebensweiſe einem erneuten Anfalle vorzubeugen. Außerdem halte ich es für gut, ſich an die Chemiſche Fabrik Falkenberg in Falkenberg-Grünau bei Berlin, die einzige Herſtellerin der Falkenberger Gichtwäſſer, zu wenden, die gern bereit iſt, auf Wunſch eine ausführliche Broſchüre über die Wirkung und Anwendung derſelben einzuſenden. Das Berliner Kontor derſelben befindet ſich in Berlin SO. 16, Michaelkirchplatz 14.



Anſicht eines Lagerraumes und eines Lagerhofes der Chemiſchen Fabrik Falkenberg in Falkenberg-Grünau bei Berlin.

Neue Erſcheinungen des deutſchen Buchhandels für die Leſer der „Illuſtrirten Zeitung“ zuſammengeſtellt.

Alldeutſcher Atlas. Bearbeitet von Paul Langhans. Mit einem Anhang: Statiſtik der Deutſchen und der Reichsbewohner. 2. Auflage. (Juſtus Perthes, Gotha.) ℳ 1.—.

Marc Aurel, Selbſtbetrachtungen. Neu verdeutſcht und eingeleitet von Dr. Otto Kiefer. Mit Buchſchmuck von Peter Behrens. (Eugen Diederichs, Leipzig.) ℳ 3.—.

D. Baur, Hygieniſcher Taſchenatlas für Schule und Haus. 26 Tafeln mit erläuterndem Text. (Otto Nemnich, Wiesbaden.) ℳ 1.50.

Johannes Berninger, Ziele und Aufgaben der modernen Schul- und Volkshygiene. Winke und Ratſchläge für Lehrer, Schulärzte und Eltern. (Otto Nemnich, Wiesbaden.) ℳ 2.—.

Prof. Heinrich Biſchoff, Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfdichter. Eine literariſche Studie. (Georg Weiß, Kaſſel.) ℳ 2.20.

Johan Bojer, Theodora. Schauſpiel in 4 Akten. Einzig berechtigte Überſetzung aus dem Norwegiſchen von Adele Neuſtädter. (Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart.) ℳ 1.50.

Ida Boy-Ed, Die große Stimme. Novellen. (J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. Stuttgart.) ℳ 2.—.

John Brinckmann's ſämtliche Werke. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Otto Weltzien. Mit des Dichters Bildnis, einer Nachbildung ſeiner Handſchrift ſowie einem niederdeutſchen Wörterverzeichnis. (Max Heſſe, Leipzig.) ℳ 2.—.

Marie Burmeſter, Gottfried Riſſoms Haus. Roman. (Clauß & Fedderſen, Hanau.) ℳ 3.—.

Hauptmann a. D. E. Clauſen, Stillgeſtanden! Ein Wort an das deutſche Offizier-Korps. (Thüringiſche Verlags-Anſtalt, Eiſenach.) ℳ 1.—.

Prof. Dr. Paul Deußen, Erinnerungen an Indien. Mit einer Karte, 16 Abbildungen und einem Anhange. (Lipſius & Tiſcher, Kiel.) ℳ 5.—.

Die Deutſche Kirche. Eine Umfrage in Sachen des Zuſammenſchluſſes der deutſchen evangeliſchen Landeskirchen. (Thüringiſche Verlags-Anſtalt, Eiſenach.) ℳ 2.—.

Dr. Ernſt Dürr, Ueber die Grenzen der Gewißheit. (Dürr'ſche Buchhandlung, Leipzig.) ℳ 3.50.

Ernſt Eckſtein, Die rote Jula. — Melanie. Zwei Novellen. Illuſtriert von F. von Reznicek. (Carl Krabbe, Stuttgart.) ℳ 3.—.

Otto Ernſt, Vom geruhigen Leben. Humoriſtiſche Plaudereien über große und kleine Kinder. Mit Buchſchmuck von Max Daſio. (L. Staackmann, Leipzig.) ℳ 2.50.

F. A. Fedderſen, Erzählungen eines Dorfpredigers. Bilder und Skizzen vom Lande. 2. Band. (Clauß & Fedderſen, Hanau.) ℳ 1.50.

Füſilier Fiſcher, Kriegstagebuch 1870/71. (Hermann Walther, Berlin.) ℳ 2.50.

Dr. Th. Fiſcher, Leitfaden der Metallurgie. Mit 29 in den Text gedruckten Abbildungen. — Webers Illuſtrierte Katechismen Band 235. (J. J. Weber, Leipzig.) ℳ 5.—.

Die Flotten-Manöver 1903. Feuilletoniſtiſche Schilderungen. Mit 12 Autotypietafeln. (E. S. Mittler & Sohn, Berlin.) ℳ 1.25.

Dr. jur. Otto Georgi, Der Staatshaushalt des Königreichs Sachſen ſeit dem Jahre 1880. Ein Beitrag zur Beurteilung der gegenwärtigen Finanzlage. (Duncker & Humblot, Leipzig.) ℳ 2.40.

Rudolf Giehrl, China-Fahrt. Erlebniſſe und Eindrücke von der Expedition 1900/01. Mit 7 Kartenſkizzen und 108 Abbildungen im Text nach Photographien und Zeichnungen. (J. Lindauer'ſche Buchhandlung, München.) ℳ 7.—.

Hermine von Gilgen, Kochbuch für Zuckerkranke. Durchaus erprobte, ärztlicherſeits anerkannte Rezepte. Zweite, neu durchgeſehene Auflage. („St. Norbertus“ Buch- und Kunſtdruckerei, Wien.) ℳ 3.50.

Ludwig Max Goldberger, Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Beobachtungen über das Wirtſchaftsleben der Vereinigten Staaten von Amerika. (F. Fontane & Co., Berlin.) ℳ 5.—.

Martin Greif, Gedichte. 7., verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit einem Bildnis des Dichters nach einem Gemälde von Hans Thoma. (C. F. Amelang, Leipzig.) ℳ 5.—.

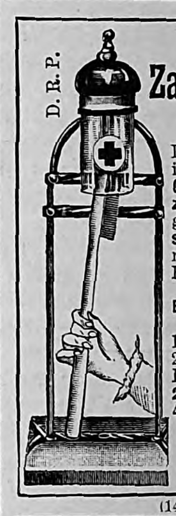
Gebrüder Grimm, Deutſche Sagen. Auswahl. (Alfred Janſſen, Hamburg.) ℳ 1.—.

Balduin Groller, Wie man Weltgeſchichte macht. Ein Roman aus der Wiener Geſellſchaft. (E. Pierſons Verlag, Dresden.) ℳ 3.50.

Prof. Ernſt Haeckel, Anthropogenie. 5. Auflage. 2 Bände. I.: Keimesgeſchichte des Menſchen. II.: Stammesgeſchichte des Menſchen. (Wilhelm Engelmann, Leipzig.) ℳ 25.—.

KUPFERBERG
KUPFERBERG
KUPFERBERG GOLD
GOLD

HARBURGER GUMMISCHUHE
Bestes deutsches Fabrikat
Nur
mit Rhombus-Stempel versehene
Schuhe bieten Garantie für
VEREINIGTE GUMMIWAAREN-FABR. HARBURG-WIEN GEGR. 1856
HARBURGER PARA QUALITÄT
Prima
Qualität und
Haltbarkeit.
Jn allen besseren einschlägigen Geschäften erhältlich.
(1419)


D. R. P.
Sanitas Zahnbürsten-Halter
Die Zahnbürste wird in der beweglichen Glashülse durch die zirkulierende Luft getrocknet. — Absoluter Schutz der mit dem Munde in Berührung kommenden Teile.
Elegante Ausführung: Ständer für
1 Zahnbürste M. 2.–
2 „ M. 3.50
Porto 50 Pf., Nachn. 20 Pf. extra, von 4 Stück an franko.
J. Hurwitz
BERLIN SW.
Kochstr. 19.
(1466)

Ziehung vom 7.—12. Dezember 1903.
3. Geld-Lotterie für das Völkerschlacht-DENKMAL.
15222 Geldgewinne: Mark
258500
Höchstgewinn im glücklichsten Fall:
100000
Prämie und Hauptgewinne:
Prämie: 75000
Hauptgewinne: 25000
10000
Lose à 3 M. Porto u. Liste 30 Pf., empfiehlt auch gegen Nachn.
Deutscher Patriotenbund
Leipzig, Blücherstr. 11
und alle besseren Losgeschäfte.
Auf 10 Lose ein Freilos.
(1285)

CRÈME SIMON
Unübertroffen für den *Teint* und für die *Toilette*
Poudre & Savon SIMON
PARIS
(1499)

Rudolph Hamann
Löwenberg, Schles. 5,
liefert echten, reinen
Blüten-Honig
in anerkannt feinsten Qualitäten franko gegen Nachnahme
in Postdosen von Netto 9 Pfd. Inhalt. Qualität I ℳ 8,40, „ II „ 7,25
Reiner Honig ist Medizin!
(1228)

25% ersparen Sie
durch Umarbeitung alter Seiden- und Wollsachen.
Verlangen Sie Prospekt.
A. J. Hermann, Augsburg.
(1456)

Charakter beurteilt nach der Handschrift. 12jährige Praxis. Prospekt frei.
Psychologe P. P. Liebe, Augsburg I. (1150)

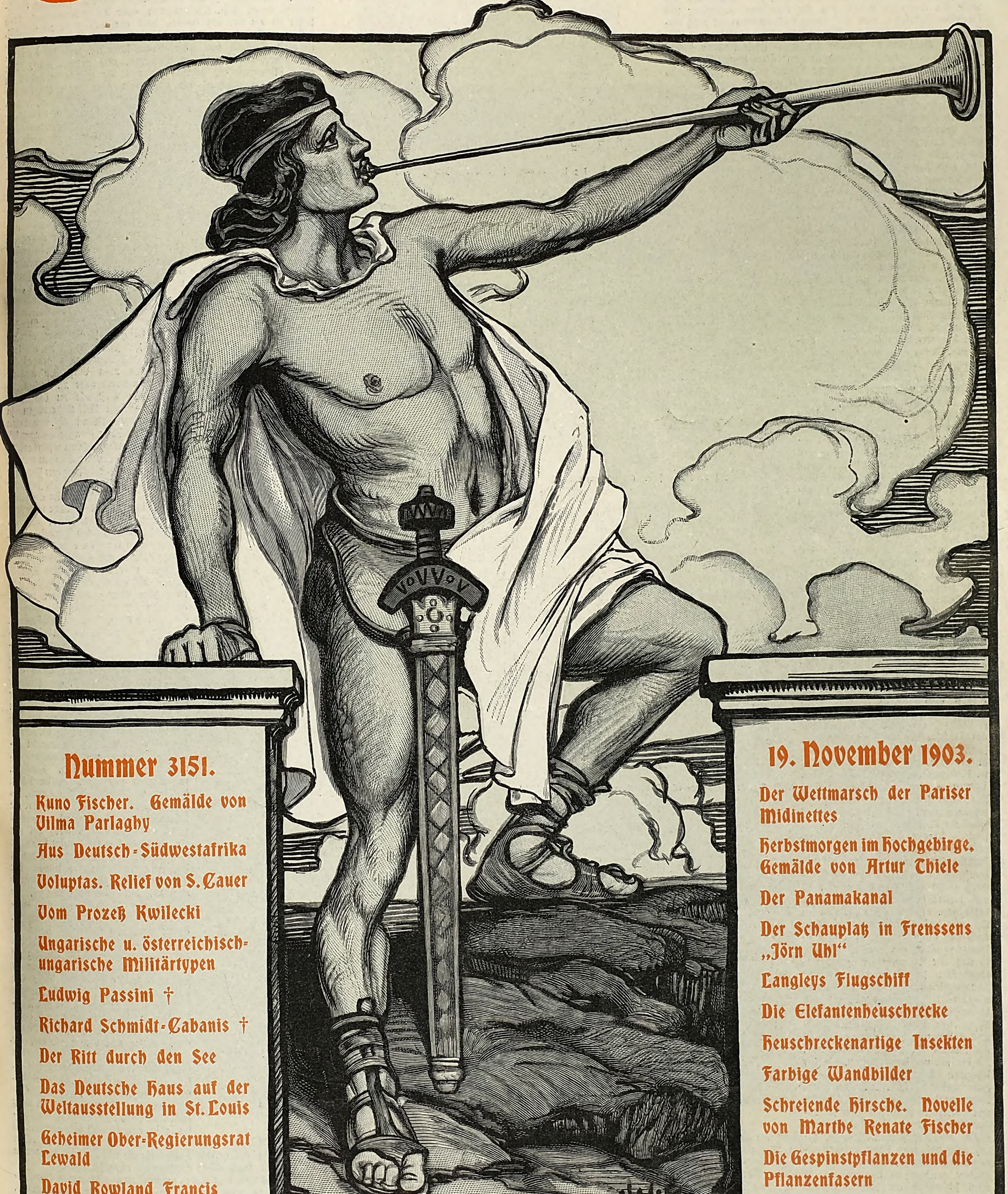
Hauptklaſſe 144. Königl. Sächſ. Lotterie
vom 2. bis 23. November.
Loſe 1/1 à Mk. 250.—, 1/2 à Mk. 125.—, 1/5 à Mk. 50.—, 1/10 à Mk. 25.— empfiehlt die K. S. Lotterie-Kollektion von
George Meyer in Leipzig, Neumarkt 40.
(1354)

Fahrstühle zum Schieben u. Selbstfahren, Krankensessel mit und ohne Closet, Betttische, stellbare Kopfkissen, Closets und alle Krankenmöbel
Aug. Spangenberg, Berlin SO.
3. Neander-Strasse 3.
(30)

NATROGAT
feinstes Karlsbader Kaffee-Gewürz ist das vollkommenste Kaffeeverbesserungsmittel der Gegenwart.
Ueberall käuflich. Wo nicht zu haben, Versand von 6 grossen Cartons franko geg. Nachnahme oder Voreinsendung von Mk. 3.—, direkt von der Fabrik Herrmann Arnold, Chemnitz 14.
(613)

Illuſtrirte Zeitung

Begründet 1843.



Nummer 3151.

Kuno Fischer. Gemälde von Vilma Parlaghy
Aus Deutsch-Südwestafrika
Voluptas. Relief von S. Cauer
Vom Prozeß Kwilecki
Ungarische u. österreichisch-ungarische Militärtypen
Ludwig Passini †
Richard Schmidt-Cabanis †
Der Ritt durch den See
Das Deutsche Haus auf der Weltausstellung in St. Louis
Geheimer Ober-Regierungsrat Lewald
David Rowland Francis

19. November 1903.

Der Wettmarsch der Pariser Midinettes
Herbstmorgen im Hochgebirge. Gemälde von Artur Thiele
Der Panamakanal
Der Schauplatz in Frenssens „Jörn Uhl“
Langleys Flugschiff
Die Elefantenheuschrecke
Heuschreckenartige Insekten
Farbige Wandbilder
Schreiende Hirsche. Novelle von Marthe Renate Fischer
Die Gespinstpflanzen und die Pflanzenfasern

Verlag von J. J. Weber in Leipzig (Filiale Berlin, Linkstraße 20).

Die Geſpinſtpflanzen und die Pflanzenfaſern.

Dem Menſchen iſt nicht, wie den meiſten warmblütigen Geſchöpfen, eine ſchützende Hülle aus Haaren oder Federn zuteil geworden. Unſere Urahnen waren deshalb auf ein gleichmäßig warmes Klima angewieſen, und die Wiege des Menſchengeſchlechts dürfte jedenfalls in den heißen Ländern zu ſuchen ſein. Als aber mit der fortſchreitenden Vermehrung die Menſchen ſich über Gegenden mit wechſelndem Klima ausbreiteten, machte ſich das zwingende Bedürfnis eines Schutzes gegen die Kälte immer fühlbarer, und man griff zu jenem Schutzmittel, das die Natur den vom Jäger erbeuteten Tieren gegen die Unbilden der Witterung verliehen hatte, zu den Fellen. Auch auf der Stufe des Nomaden haben ſich die Menſchen weſentlich mit Tierfellen bekleidet, und eine lange Entwicklungszeit mag verfloſſen ſein, ehe ſich der Menſch die Pflanzenfaſer zur Bekleidung dienſtbar zu machen verſtand. Dieſe Periode gehört gleichfalls der vorgeſchichtlichen Zeit an; denn ſoweit überhaupt ſichere Nachrichten und hiſtoriſche Funde reichen, ſind bereits Pflanzenfaſern zu Geweben verwendet worden.

Im Altertum waren es hauptſächlich drei Arten von Geſpinſtpflanzen, die zu Bekleidungszwecken verwendet wurden, nämlich Flachs (Linum usitatissimum), Hanf (Canabis sativa) und Baumwolle (Gossypium herbaceum). In der Gegenwart iſt die Zahl der verwendeten Geſpinſtpflanzen außerordentlich groß; aber die drei zuerſt genannten, voran die Baumwolle, ſind auch heute noch am wichtigſten. Von der Baumwolle werden verſchiedene Arten kultiviert; die verbreitetſte und vielleicht auch am frühſten verwendete iſt die Krautartige Baumwolle (Gossypium herbaceum), eine niedrige krautähnliche Pflanze mit dreilappigen Blättern und gelben Blüten, deren urſprüngliche Heimat, wie die der meiſten Kulturpflanzen, unbekannt iſt. Die beſte Baumwolle ſtammt von Gossypium barbadense (Sea-Island-Baumwolle), die namentlich in Zentralamerika und Weſtindien angebaut wird. Außerdem kommen noch Gossypium hirsutum, Gossypium peruvianum und Gossypium arboreum in Betracht. Die Faſern der Baumwolle, die zu Geſpinſtzwecken verwendet werden, ſind jene haarähnlichen Gebilde, welche die Samenkörner in dichter flockiger Maſſe umgeben und die Kapſel vollſtändig ausfüllen. Sie ſind leicht gedreht, einzellig und erreichen eine Länge von 3 bis 5 cm (Fig. 1). Ihre Zellwand, die aus faſt reiner Zelluloſe beſteht, iſt außen von einem ſehr feinen, dünnen Häutchen (Cuticula) überzogen. Im Querſchnitt erſcheint das Samenhaar der Baumwolle flach oval mit ziemlich dicker Wand.

Im Gegenſatz zur Baumwolle ſind die vom Flachs und Hanf verwendeten Geſpinſtfaſern nicht Samenhaare, ſondern lange, im Stengel verlaufende feſte Zellelemente, die ſog. Baſtfaſern, die erſt durch ein beſonderes Verfahren, den Röſtprozeß, aus dem übrigen viel weniger feſten Pflanzengewebe befreit werden müſſen. Der Flachs oder Lein (Linum usitatissimum) iſt eine ſehr zierliche, kaum 1 m hohe ſchmalblätterige Pflanze mit blauen oder weißen Blüten. Ihre urſprüngliche Heimat iſt unbekannt; vielleicht iſt die jetzt angebaute Spezies des Flachſes nie wild vorgekommen, ſondern durch die Kultur aus einer anderen Art, möglicherweiſe aus dem im Mittelmeergebiet wild wachſenden Linum angustifolium entſtanden. Der Flachs iſt wohl von allen Geſpinſtpflanzen zuerſt kultiviert worden, und ſchon die älteſten ägyptiſchen Mumien ſind in Binden von Flachsleinen gehüllt geweſen. Auch zur Zeit der Pfahlbauten wurde der Flachs als Geſpinſtpflanze gezogen; ſeine Verwendung reicht aber wahrſcheinlich noch viel weiter zurück, als dieſe Funde beſtätigen. Die Baſtfaſer des Flachſes iſt meiſt 2 bis 5 cm lang, zylindriſch, nach den Enden zugeſpitzt, im Querſchnitt rundlich mit ſehr dicker Wand, ſo daß der Zellraum faſt ganz verſchwindet; ſie iſt nicht, wie das Baumwollhaar, von einem Häutchen (Cuticula) überzogen und zeigt auch keine Drehung. Solche Baſtfaſerzellen liegen nun bündelweiſe beieinander und durchlaufen den ganzen Stengel der Pflanze als zuſammenhängende, 20 bis 140 cm lange Faſern, die der lebenden Pflanze Feſtigkeit und Elaſtizität verleihen (Fig. 2). Um dieſe Faſern zu iſolieren, werden die bündelweiſe vereinten Flachsſtengel in ſtehendem Waſſer einem Zerſetzungsprozeß (Röſte oder Rotte) überlaſſen, bei welchem der Zuſammenhang der dünnwandigen Parenchymzellen des Stengelgewebes durch den Lebensprozeß beſtimmter Bakterien gelockert wird. Durch weitere mechaniſche Behandlung, Brechen, Klopfen, Hecheln, wird ſchließlich die Flachsfaſer von den noch anhaftenden holzigen Elementen des Stengels befreit und in einzelne Stränge zerriſſen. Die Röſte des Flachſes kann auch auf anderem Wege erreicht werden, ſo durch die Land- und Tauröſte oder durch chemiſche Prozeſſe.

Der Hanf (Canabis sativa) iſt gleichfalls nahezu tauſend Jahre vor dem Beginn unſerer Zeitrechnung in Indien gebaut worden, aber nicht, wie es ſcheint, als Geſpinſtpflanze, ſondern wegen ſeiner narkotiſchen Eigenſchaften; er liefert nämlich den Hauptbeſtandteil des Haſchiſch ſowie anderer betäubender und berauſchender Genußmittel. Erſt ſpäter wurde der Hanf auch als Geſpinſtpflanze gebaut, und er iſt jetzt in Europa eine der wichtigſten, Textilfaſern liefernden Kulturpflanzen, die auch in größeren Mengen in Nordafrika, Nordamerika und Auſtralien gebaut wird. Der Hanf iſt eine bis 1,5 m hohe einjährige kräftige Pflanze mit gefingerten Blättern und unſcheinbaren Blüten, die an jene der Brenneſſeln erinnern, in deren Verwandtſchaft der Hanf gehört. Männliche und weibliche Blüten ſind auf verſchiedene, ungleich ausſehende Pflanzen verteilt. Die weibliche Hanfpflanze, Hanfhenne genannt, iſt bedeutend größer, kräftiger und großblätteriger; die männliche oder der Hanfhahn iſt ſchlanker und zarter gebaut und liefert eine feinere Hanffaſer. Der Bau derſelben iſt faſt der gleiche wie der der Flachsfaſer; mikroſkopiſch ſind ſie nicht leicht voneinander zu unterſcheiden (Fig. 3). Die Hanffaſer iſt dagegen derber und härter; im Gegenſatz zur Flachsfaſer läßt ſie ſich nicht völlig bleichen. Sie wird deshalb vorzugsweiſe zu ungebleichten Geweben, Segeltuch, Sackleinwand uſw., verwendet, der Hauptſache nach aber zu Tauen, Stricken, Schnuren und Bindfaden. Schiffstaue werden meiſt aus Hanffaſern gefertigt, da ſich ſolche Taue gut teeren laſſen und dadurch noch viel haltbarer werden. Die Hanffaſer wird in ganz ähnlicher Weiſe durch einen Röſtprozeß gewonnen wie die Flachsfaſer.

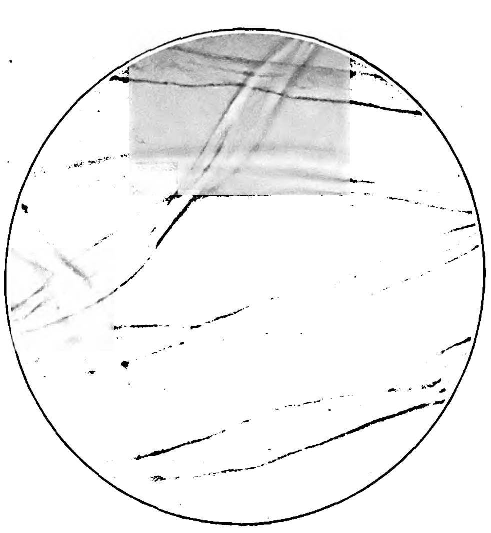


Fig. 1. Baumwollfaſern. (Vergrößerung 400.)

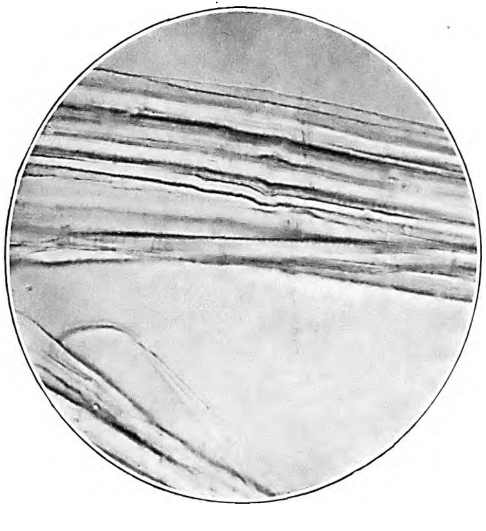


Fig. 2. Flachsfaſern. (Vergrößerung 400.)

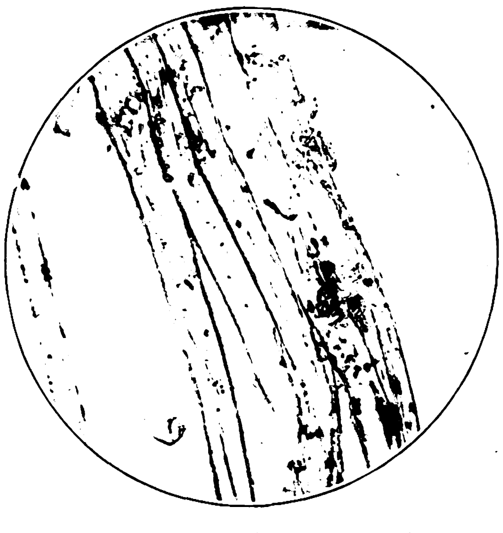


Fig. 3. Hanffaſern. (Vergrößerung 400.)

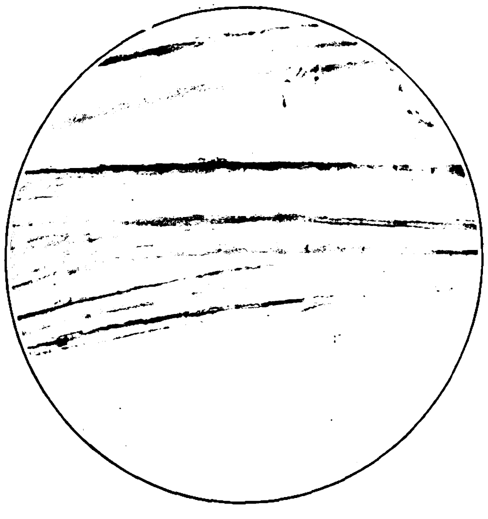


Fig. 4. Chinagras- oder Ramiëfaſern. (Vergrößerung 400.)

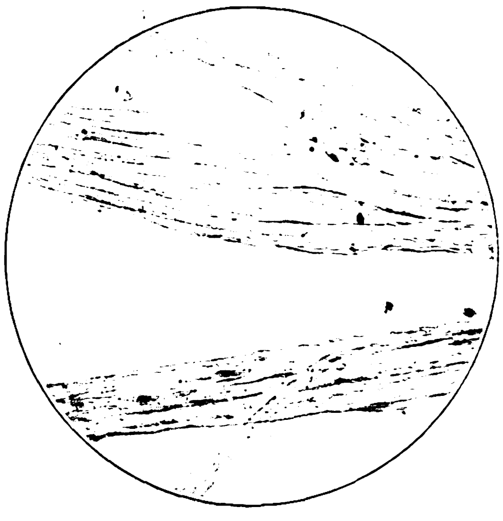


Fig. 5. Jutefaſern. (Vergrößerung 400.)

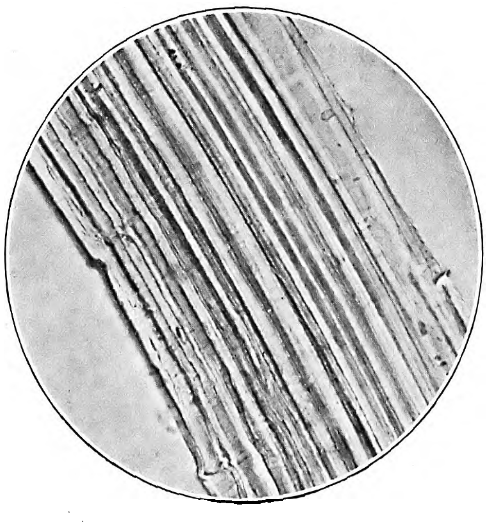


Fig. 6. Manilahanffaſern. (Vergrößerung 400.)

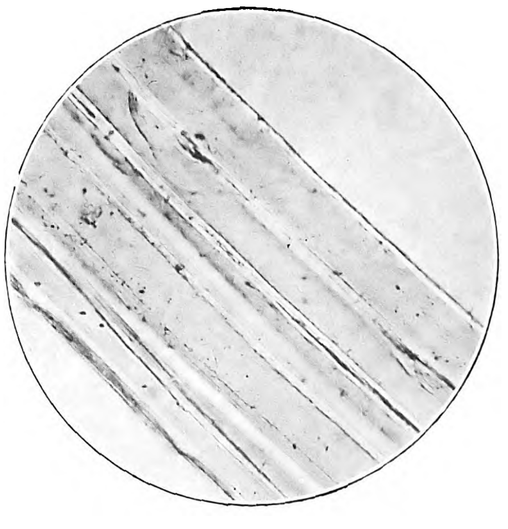


Fig. 7. Siſalhanffaſern. (Vergrößerung 400.)

Zu den Neſſelgewächſen (Urticaceen) gehört noch eine Menge Geſpinſtpflanzen, ſo die Große Brenneſſel (Urtica dioica), von der in früherer Zeit eine zu Geweben benutzte Geſpinſtfaſer gewonnen wurde. Was jetzt unter dem Namen Neſſeltuch vorkommt, iſt zumeiſt ein Gewebe aus Baumwollfaſer. Wichtiger iſt die zu derſelben Familie gehörige Boehmeria, deren Baſt, Chinagras oder Ramië genannt, noch feſter iſt als der des Hanfes und ebenfalls teils zu Stricken, teils zu Geweben (Neſſeltuch) verwendet wird. Die Pflanze iſt auch deshalb von beſonderem Intereſſe, weil ſie in unſeren Kolonien, zumeiſt in Kamerun, viel gebaut wird. Von allen Pflanzenfaſern ſcheint ſie mit die größte Feſtigkeit zu beſitzen und zeichnet ſich außerdem noch bei entſprechender Behandlung durch blendende Weiße und einen ſchönen, ſeidenartigen Glanz aus. Das Verfahren, aus der rohen Ramiëfaſer ein feines, ſpinnbares Produkt herzuſtellen (Kotoniſierung), iſt aber Fabrikgeheimnis. Die einzelne Faſerzelle iſt drei- bis viermal ſtärker als die des Hanfes oder Flachſes und erreicht eine Länge bis zu 22 cm (Fig. 4).

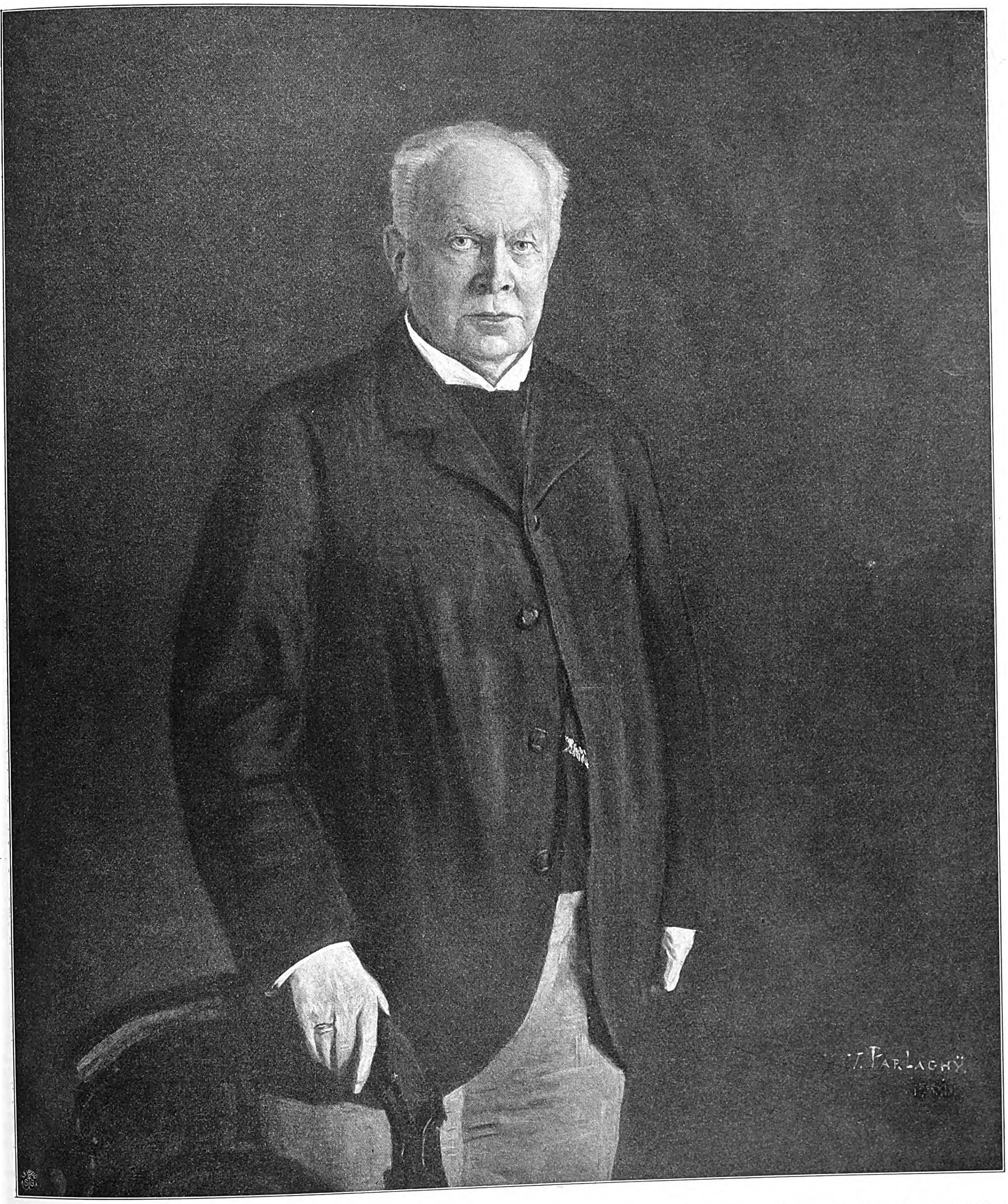
Zu den Lindengewächſen (Tiliaceen) gehört eine Pflanzengattung, Corchorus, die ein in neuerer Zeit viel benutztes Faſermaterial liefert, die Jute (Kalkuttahanf). Es gibt zwei Arten, Corchorus capsularis und Corchorus olitorius, von denen die erſtere in Indien und Oſtaſien in großen Mengen zur Gewinnung der Jutefaſer gebaut wird. Beide ſind einjährige, faſt 3 m hohe Pflanzen, die 1,5 bis 2,5 m lange, ſtark verholzte, glänzende, blaßgelbliche oder hellbräunliche, ziemlich dicke Faſern liefern (Fig. 5). Für feinere Gewebe iſt die Jutefaſer nicht geeignet; dagegen liefert ſie ein ſehr billiges und dauerhaftes grobes Gewebe, das zum Verpacken anderer Stoffe verwendet oder zu Säcken, in gebleichtem Zuſtande zu Teppichen, Decken, groben Möbelüberzügen, ja ſelbſt zu Hoſenſtoffen u. dgl. verarbeitet wird. Dieſe Faſer iſt aber weniger feſt als die des Hanfes und eignet ſich deshalb nicht ſo gut zu Tauen; dagegen werden vielfach Getreidebindſeile aus Jutefaſer hergeſtellt. Der Verbrauch der Jutefaſer iſt bedeutend größer als der der Hanffaſer. Eine ſpeziell für Taue und Seile faſt unübertreffliche Faſer, die als Manilahanf in den Handel kommt, liefert Musa textilis, eine hohe krautartige Pflanze mit rieſigen ungeteilten Blättern und unterirdiſchem Wurzelſtock. Sie wird auf den Philippinen in großer Menge angebaut; andere, ähnliche Arten dienen, beſonders als dekorative Blattpflanzen, zum Schmuck unſerer botaniſchen Gärten. Der Manilahanf beſteht aus den ganzen Gefäßbündeln der Blattſcheiden und wird bis zu 2,5 m lang, iſt gelblich oder lichtbräunlich glänzend, gegen Waſſer außerordentlich widerſtandsfähig, ſehr leicht und feſt; er läßt ſich aber nicht teeren und iſt deshalb nicht für alle Schiffstaue verwendbar (Fig. 6). Feinere Sorten werden auch zu allerlei Geweben, aber in verhältnismäßig geringem Maße verarbeitet. Ähnliche, wenn auch weniger wertvolle Faſern liefern verſchiedene Agavearten, ſo Agave americana die Pitafaſer, die ähnlich wie Manilahanf verwendet wird und neuerdings auch bei uns als ein ſcheinbar recht guter Erſatz für Roßhaare unter dem Namen Fibre zu Polſterungen Aufnahme findet. Die beſonders in Mexiko heimiſche Agave rigida liefert den Siſalhanf, der häufig zur Verfälſchung des wertvolleren Manilahanfes dient (Fig. 7). Einen ähnlichen Faſerſtoff liefert die nahe verwandte Fourcroya foetida als Mauritiushanf. Wichtig iſt auch die zu Seilen und Tauen, weniger zu Geweben verwendete Faſer von Phormium tenax, einer lilienartigen Pflanze aus Neuſeeland, die den Neuſeeländiſchen Flachs liefert, einen Faſerſtoff von außerordentlicher Feſtigkeit. Unter den Pflanzenfaſern, die noch heute eine ſehr wichtige Rolle als Erſatz der teueren Roßhaare ſpielen, iſt diejenige von Tillandsia usneoides, einer amerikaniſchen, epiphytiſchen Pflanze, zu erwähnen. Sie wird unter dem Namen Vegetabiliſches Roßhaar in den Handel gebracht und iſt dadurch auffallend, daß ſie verzweigt und gegliedert iſt. Eine Verwechſlung mit echtem Roßhaar oder mit anderen Surrogaten desſelben iſt durch dieſe Eigenſchaft ausgeſchloſſen.

Neben dieſen hier kurz geſchilderten wichtigſten Pflanzenfaſern gibt es noch mehrere hundert bekannte Pflanzenfaſern, die in geringerer Menge zur Gewinnung von Pflanzenfaſern Verwendung finden; teils ſind aber ihre Faſern weniger brauchbar oder ſchwerer zu bearbeiten, teils iſt ihre Kultur nicht in wünſchenswerter Weiſe möglich, ſo daß ſie bei weitem nicht an die Bedeutung der genannten, Faſern liefernden Pflanzen heranreichen.

Dr. Migula.

Illuſtrirte Zeitung

Nr. 3151. 121. Bd. Leipzig und Berlin. 19. November 1903.



Nach einem Gemälde von Vilma Parlaghy.

Photographieverlag der Kunſthandlung von Edmund v. König in Heidelberg.

Kuno Fiſcher

UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARY

Kuno Fiſcher.

„Jede fortwirkende, denkwürdige Tat iſt eine Frucht der Anſtrengung und Arbeit."
(K. Fiſchers Heidelberger Feſtrede 1886.)

Heidelbergs großer Philoſoph und Ehrenbürger, Wirklicher Geheimer Rat Prof. Dr. Kuno Fiſcher, wurde am 25. September d. J. von einem ſchweren Schickſalsſchlage heimgeſucht, indem ihm der Tod ganz unerwartet ſeine Gattin Chriſtiane Luiſe, geboren 1832 zu Kopenhagen als Tochter des Königlichen Oberſten J. H. Kirchhoff, mit der er ſeit Auguſt 1884 in zweiter, glücklicher Ehe lebte, entriß. Das war zu viel für den faſt Achtzigjährigen, der bisher von ſich rühmen konnte, niemals krank geweſen zu ſein. Der übergroße Schmerz bezwang auch ihn, und zum erſtenmal in ſeinem Leben ſah er ſich vor die Notwendigkeit geſtellt, Urlaub nachzuſuchen und ſeine Vorleſungen einzuſtellen. Aber untergegangen iſt damit dieſer hellſtrahlende Stern an Deutſchlands Gelehrtenhimmel noch nicht, nein, er wird die dunkeln Wolken, die ſich um ihn gelagert haben, wieder ſiegreich durchbrechen und ſein Licht weiter ſpenden zum Ruhm der Ruperto-Carola, zu Nutz und Frommen der Hunderte von Jüngern der Wiſſenſchaft, die in der Aula der Heidelberger Univerſität Semeſter um Semeſter mit Bewunderung zu ihm emporblicken. Die Zahl der Schüler Fiſchers iſt Legion, Söhne hochedeln Geblüts aus aller Herren Ländern haben zu ſeinen Füßen geſeſſen, und gar viele der Beſten unſerer Zeit nennen den ehrwürdigen Greis mit berechtigtem Stolz ihren Lehrer.

Was dieſer Geiſtesheros der Wiſſenſchaft geweſen, wird dereinſt eine berufene Feder zu ſchildern haben; aber nichtsdeſtoweniger dürfte es heute, da Kuno Fiſchers Wirken zum erſtenmal auf längere Zeit unterbrochen wurde, von allgemeinem Intereſſe ſein, über deſſen Leben, Lehren und Schriften einige Einzelheiten zu erfahren. Ernſt Kuno Berthold Fiſcher wurde am 23. Juli 1824 zu Sandewalde in Schleſien als Sohn eines Predigers geboren. Er machte ſeinen Schulkurſus auf dem eben gegründeten Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium zu Poſen (Oſtern 1835 bis Oſtern 1844), ſtudierte zunächſt in Leipzig Philologie und zog dann, „von der Philoſophie ergriffen", nach Halle, um bei Johann Eduard Erdmann und Julius Schaller ſich mit ſteigender Begeiſterung die Methode und die Gedankenwelt des Hegelſchen Syſtems anzueignen. Zugleich waren es ſchon damals Kant und Platon, die ihn mächtig anzogen. Auch in ihren Lehren fand Erdmann am 19. März 1847 den noch nicht dreiundzwanzigjährigen Doktoranden ſo heimiſch, daß er „mit dem Examinanden ſehr zufrieden" war und die Promotionsſchrift „De Platonico Parmenide" als „Commentatio docta et acuta" mit ausführlicher Begründung „gut und gründlich" nannte. Auch für die Nebenprüfung in der Geſchichte bezeugte Heinrich Leo dem Kandidaten die Genauigkeit ſeiner Kenntniſſe und die Klarheit ſeiner Anſchauungen, und ſo läßt alſo, wie des Philoſophen bedeutendſter Schüler, Geheimer Rat Windelband, in ſeiner 1897 über „Kuno Fiſcher und ſein Kant" geſchriebenen Abhandlung ſagt, ſchon das Protokoll dieſer wiſſenſchaftlichen Mündigkeitserklärung in feinen und ſicheren Strichen die Züge erkennen, die, mächtig entwickelt, heute das Bild des Meiſters kennzeichnen, des großen Hiſtorikers der neueren Philoſophie.

Im Herbſt 1850 habilitierte ſich der junge Gelehrte, nachdem er zwei Jahre als Hauslehrer zu Pforzheim gelebt hatte, in der philoſophiſchen Fakultät zu Heidelberg für das Fach der Philoſophie. Seine Vorleſungen fanden alsbald ungewöhnlichen Beifall; aber ſchon nach drei Jahren wurde er durch ein Miniſterialreſkript ohne Ausſprechung eines Grundes genötigt, mit dem Herbſt 1853 ſeine Lehrtätigkeit einzuſtellen. Fiſcher lebte hierauf zu Heidelberg in Gemeinſchaft mit Gervinus und Strauß ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten; 1854 erſchien der erſte Band ſeiner „Geſchichte der neueren Philoſophie", der ihm ſofort die Anerkennung der ganzen Gelehrtenwelt einbrachte, und Ende des Jahres 1855 habilitierte er ſich auf den Rat von Boeckh und Trendelenburg an der Univerſität Berlin. Bevor er daſelbſt ſeine Lehrtätigkeit, die ihm anfänglich vom Miniſterium Raumer auf Grund des badiſchen Verbots unmöglich gemacht wurde, eröffnen konnte, wurde er im Spätherbſt 1856 als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie an die Univerſität Jena berufen, wo er ſechzehn Jahre wirkte und ſein Lehr- und Redetalent zur herrlichſten Entfaltung brachte. Im Winter 1865/66 begleitete er den Erbgroßherzog von Sachſen, der dem Gelehrten zeitlebens ein treuer Freund geblieben iſt, auf einer Reiſe nach Italien und Sizilien. Ende 1870 erhielt er den Ruf an die Univerſität Wien, blieb aber ſeinem Jena treu. Dagegen folgte er im Herbſt 1872 einem wiederholten Ruf nach Heidelberg, und hier übte er ſeitdem als Zellers Nachfolger eine an Erfolgen und Ehren unvergleichliche Lehr- und Forſchertätigkeit aus, bis des Schickſals Mächte vor wenigen Wochen ſeinem Schaffensdrang ein vorläufiges Halt geboten.

Kuno Fiſchers Bedeutung als Forſcher und Schriftſteller, ſagt Windelband in ſeiner oben erwähnten Schrift, ſteht im genauſten Zuſammenhang mit ſeiner Bedeutung als akademiſcher Lehrer. Als den Grundzug ſeiner intellektuellen Natur hat er ſelbſt einmal „das Bedürfnis nach Klarheit der Ideen" bezeichnet, und dies ihm tief eingewurzelte Streben hat ihn früh gelehrt, ſich in der Auffaſſung hiſtoriſcher wie ſyſtematiſcher Zuſammenhänge erſt dann genugzutun, wenn er ſie in durchſichtiger Klarheit und Deutlichkeit auszuſprechen und zu lehren vermochte. So iſt er, ein ſouveräner Beherrſcher des Katheders, raſtlos tätig, dieſe Klarheit für ſich und ſeine Zuhörer dem Stoff der Geſchichte abzuringen und immer neu, immer beſſer zu erobern — ein unermüdlicher Lehrer, dem, wie er ſelbſt gelegentlich der Feier ſeines ſiebzigſten Geburtstages ſagte, jedes Semeſter als ein Feldzug gilt, für den der Dozent ſeine ganze geiſtige Waffenmacht einzuſetzen hat. Wenn deshalb ſeine Vorträge von Semeſter zu Semeſter ein Quell reichſter Anregung, Belehrung und Begeiſterung für Hunderte und aber Hunderte geworden ſind, ſo waren ſie für ihn ſelbſt der immer voller anſchwellende Strom ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeit. Sein Hörſaal iſt die Werkſtatt ſeiner Bücher.

Fiſchers Lebenswerk iſt ſeine „Geſchichte der neueren Philoſophie", die er nach ſiebenundvierzig Jahren (1901) mit dem neunten Bande glücklich zum Abſchluß gebracht hat. Eine Neubearbeitung ſeines 1875 in zweiter Auflage erſchienenen „Francis Bacon und ſeine Nachfolger", unſtreitig eins der beſten Erzeugniſſe der biographiſchen Literatur, wird demnächſt als zehnter, ergänzender Band hinzutreten, und ebenſo wird in allernächſter Zeit der vierte und letzte Band zu „Goethes Fauſt" erſcheinen, Beweis genug für die raſtloſe Tätigkeit, die der Meiſter trotz ſeines hohen Alters bis auf den heutigen Tag vollbringt. Von einer Aufzählung all der übrigen hochbedeutſamen Werke, die wir ihm verdanken, müſſen wir hier abſehen; erwähnt ſei nur noch, daß Fiſchers Vorleſungen in den letzten Jahren faſt ausſchließlich die Geſchichte der neueren Philoſophie ſowie die Größen unſerer Literatur — Leſſing, Goethe, Schiller — zum Gegenſtand hatten.

Möge es dem ehrwürdigen Neſtor der Ruperto-Carola, dem hochverehrten Lehrer und Forſcher, dem Vertrauten des Rector magnificentissimus, des Großherzogs Friedrich, vergönnt ſein, recht bald mit neuer Kraft und neuem Mut an die ſo liebgewonnene Stätte ſegensreichen Wirkens zurückzukehren.

Heidelberg. Dr. C. Buſchmann.

Wochenſchau.

Das Befinden des Deutſchen Kaiſers. — Dem Kaiſer ſind anläßlich ſeiner Erkrankung von allen Souveränen ſowie von den Präſidenten Frankreichs und der Vereinigten Staaten von Amerika herzliche Kundgebungen der Teilnahme zugegangen, die Kaiſer Wilhelm perſönlich erwidert hat; beſonders herzlich dankte er dem Kaiſer Franz Joſeph von Öſterreich für deſſen überaus innige Anteilnahme. Das Befinden Kaiſer Wilhelms iſt andauernd gut, ſo daß die endgültige Geneſung des Monarchen nicht mehr lange auf ſich warten laſſen dürfte.

Die Unruhen in Deutſch-Südweſtafrika. — Der Gouverneur von Deutſch-Südweſtafrika meldete aus Windhuk vom 10. November: Vom Kriegsſchauplatz liegen noch immer keine wichtigen Nachrichten vor. Dort iſt jetzt Bezirksamtmann v. Burgsdorff mit 150 Reitern eingetroffen. Hauptmann v. Fiedler iſt mit 180 Reitern und vier Geſchützen in Anmarſch. Die Bethanier ſind treu. Über die Haltung des Stammes der Feldſchuhträger iſt hier nichts bekannt. Nach einer am 15. in Berlin eingegangenen telegraphiſchen Meldung des Kaiſerlichen Gouverneurs in Windhuk iſt der Verſuch unternommen worden, den Aufſtand in Warmbad auf die Familie des Kapitäns der Bondelſwaarts zu beſchränken. Mit Hilfe Witbois wird dies vom Gouverneur für durchführbar gehalten.

Die Neuwahlen zum preußiſchen Abgeordnetenhaus. — Bis zum 14. November nachmittags waren 395 Wahlergebniſſe aus 242 Wahlkreiſen bekannt. In 10 Wahlkreiſen mit 19 Abgeordneten haben die Wahlen der Wahlmänner am 12. ein endgültiges Ergebnis nicht gebracht, ſo daß hier die Entſcheidung erſt bei den Abgeordnetenwahlen am 20. fallen wird. Nach den bisher bekannt gewordenen Reſultaten treten in das neue Abgeordnetenhaus ein: 130 Konſervative, 49 Freikonſervative, 90 Zentrumsmänner, 77 Nationalliberale, 22 Mitglieder der Freiſinnigen Volkspartei, 7 der Freiſinnigen Vereinigung, 13 Polen, 2 Dänen und 5 Fraktionsloſe.

Die Landtagswahlen in Baden. — Die badiſche zweite Kammer, die Anfang Dezember zuſammentreten dürfte, ſetzt ſich nach den letzten Neuwahlen zuſammen aus 26 Nationalliberalen, 23 Zentrumsmännern, 6 Sozialdemokraten, 5 Demokraten und 1 Antiſemiten. Der Bezirk Karlsruhe-Land, der letzte Sitz der Konſervativen, ging an die Sozialdemokratie verloren.

Die Eröffnung des ſächſiſchen Landtags. — Der Landtag des Königreichs Sachſen wurde am 12. November vom König Georg mit einer Thronrede eröffnet, die der Befriedigung Ausdruck gab darüber, daß auf den Gebieten des Handels und zahlreicher Induſtriezweige die ſchwerſten Zeiten wirtſchaftlicher Depreſſion als überwunden gelten können. Im Staatshaushalt für die nächſten beiden Jahre dürfte, bei aller Vorſicht der Aufſtellung, die Beſſerung der Verhältniſſe, wie ſie ſich auch in den allmählich wieder anſteigenden Eiſenbahneinnahmen bemerklich macht, in Anſchlag gebracht werden. Der Wunſch, eine erhöhte Schuldentilgung eintreten zu laſſen, müſſe aber vorläufig noch unerfüllt bleiben. Mehr denn je bedürfe es der Übung einer verſtändigen wirtſchaftlichen Sparſamkeit in allen Zweigen der Staatsverwaltung und der Staatsbetriebe ſowie der Zurückhaltung in der Übernahme neuer Ausgaben auf die ſtark angeſpannten Mittel des Landes. Der Fortbetrieb der 1886 vom Staate angekauften Erzbergwerke bei Freiberg lege dem Lande ſo namhafte Geldopfer auf, daß die völlige Einſtellung des fiskaliſchen Erzbergbaues ins Auge gefaßt werden müſſe; für die Durchführung des Abrüſtungsplans ſei ein zehnjähriger Zeitraum in Ausſicht genommen. Die über die Staatshaushaltskontrolle beſtehenden Vorſchriften ſollen neu geregelt und die Grundſätze über die Aufſtellung und Ausführung des Etats normiert werden. Der gegenwärtige Zuſtand der finanziellen Beziehungen zwiſchen dem Reiche und den Bundesſtaaten iſt auch von der ſächſiſchen Regierung ſchon ſeit geraumer Zeit als auf die Dauer unhaltbar und einer Reform dringend bedürftig anerkannt worden. Eine eingehende Prüfung des Gemeindeabgabenweſens ſei unerläßlich; dem Landtag werde eine ſich darauf beziehende Vorlage zugehen. Die Regierung habe ſich bereits unmittelbar nach Schluß des letzten Landtages veranlaßt gefunden, die Frage wegen Umgeſtaltung des Wahlrechts zur zweiten Kammer der Ständeverſammlung, wie es im Geſetz vom 28. März 1896 geordnet iſt, in eingehende Erwägung zu ziehen; über das Ergebnis dieſer Erwägungen werde dem Landtag eine Denkſchrift zugehen.

Graf Tisza und die Oppoſition. — Im ungariſchen Abgeordnetenhauſe wandte ſich am 9. November der Miniſterpräſident Graf Tisza gegen die Oppoſition Koſſuths und Hollos und erklärte, er ſei geneigt, gewiſſen Wünſchen Koſſuths dahin Folge zu geben, daß für die Steuerrückſtände der „ex lex"-Zeit Ratenzahlungen bewilligt werden ſollten. In bezug auf die Wahlrechtsreform äußerte Tisza, daß eine mechaniſche Gleichmachung des Zenſus zu den größten Ungelegenheiten führen würde, doch ſolle eine Neueinteilung der Wahlkreiſe erfolgen, bei welcher die eingetretenen Veränderungen der Bevölkerungsdichtigkeit berückſichtigt werden würden; auch ſolle der Zenſus herabgeſetzt werden. Lebhafte Unruhe erhob ſich auf der Linken, als Graf Tisza für die Armee ein gemeinſames Wappen ankündigte. Zum Schluſſe ſagte der Miniſterpräſident: „Ich wünſche nicht, daß irgend jemand den Kampf für ſeine Grundſätze aufgebe. Ich wünſche nur, daß dieſer Kampf nicht in einer Weiſe geführt werde, durch die wir die teuerſten und wertvollſten Güter der Verfaſſung leichtſinnig aufs Spiel ſetzen. Wenn Sie ſagen", rief Graf Tisza der Oppoſition zu, „die Nation wird der Richter ſein zwiſchen uns, ſo glaube ich, daß die Nation Ihnen zurufen wird: »Es war genug des unfruchtbaren Kampfes!« Dieſer Kampf war gegen das Intereſſe der Nation gerichtet. Jetzt, wo inmitten einer großen Bewegung der europäiſchen Politik das moraliſche Preſtige und das politiſche Gewicht der Nation ſo ſchwer gelitten hat, iſt es die erſte Aufgabe, daß wir die Wunden heilen, die der Kampf geſchlagen hat, damit wir bei jeder Wendung der Ereigniſſe unſeren Platz behaupten können. Wenn die Nation auf meine Stimme hört, werde ich es als beglückendes Bewußtſein empfinden, dem Volke einen großen Dienſt geleiſtet zu haben. Aber auch dann, wenn mein Rat nicht befolgt wird, werde ich mit höher erhobenem Haupte und mit dem beruhigenden Gefühl zurücktreten, daß ich in ſchwieriger Lage mit Aufgebot aller meiner Kraft meine Pflicht erfüllt habe." Die Rede des Kabinettschefs wurde auf der rechten Seite des Hauſes mit ſtürmiſchem Beifall aufgenommen.

Antiklerikales Programm der franzöſiſchen Regierung. — Im Senat erklärte am 12. November Miniſterpräſident Combes, die Regierung werde noch in dieſer Tagung eine Vorlage einbringen, die allen Mitgliedern von Kongregationen die Erteilung von Primär- und Sekundärunterricht ſowie auch die Erteilung höheren Unterrichts verbiete. Was die Mitglieder des Klerus betreffe, ſo behalte ſich die Regierung ihre Entſcheidung vor, bis das Parlament über die Trennung des Staates von der Kirche ſchlüſſig geworden ſei. Der Miniſterpräſident fügte hinzu, dieſe Frage werde wahrſcheinlich im Jahre 1904 im Verlauf der gewöhnlichen Tagung dem Parlament unterbreitet werden, und die Regierung werde zeigen, daß ſie der ungewiſſen und verworrenen Lage ein Ende machen wolle, die, wenn ſie weiter fortbeſtehe, die moraliſche Ruhe des Landes gefährde.

Balfours Guildhallrede. — Bei dem Lordmayor-Bankett in der Guildhall der Londoner City hielt der britiſche Premierminiſter Balfour eine Rede, in der der Kabinettschef hinſichtlich der Angelegenheiten des fernen Oſtens der Überzeugung Ausdruck gab, daß die England verbündeten Japaner bei der Stellung ihrer Forderungen gewiß Mäßigung und Beſonnenheit beweiſen würden. Man könne ohne Beunruhigung die bis jetzt nicht gelöſten Schwierigkeiten und Angelegenheiten betrachten, welche die Diplomaten im äußerſten Oſten beſchäftigen. Die mazedoniſche Frage ſei bedeutend ſchwieriger. Es ſei leicht, das langſame Vorgehen des europäiſchen Konzerts ins Lächerliche zu ziehen, aber ſicher ſei, daß die gegenwärtigen Übelſtände viel weniger groß ſeien, als es der Fall ſein würde, wenn es keine gemeinſame Aktion der Mächte gäbe, und wenn die Angelegenheit der Laune des Egoismus dieſer oder jener einzelnen Nation überlaſſen wäre. Der öſterreichiſch-ungariſche und ruſſiſche Vorſchlag ſei durchaus nicht etwas Vollkommenes, ſondern ſtelle ein Minimum dar, und dieſes Minimum müſſe in Kraft treten. Es ſei durchaus unmöglich, daß Öſterreich-Ungarn und Rußland, die als Vertreter der Signatarmächte des Berliner Vertrags gehandelt haben, es zuließen, daß dieſer Vorſchlag durch eine direkte Ablehnung oder durch ein unaufhörliches Hinziehen zurückgewieſen werde. In der Hinfälligkeit der orientaliſchen Völker beruhe eine große Gefahr, die von Oſtaſien an bis Weſtafrika den europäiſchen Nationen drohe. Es gebe nichts Mächtigeres, was man dieſer Gefahr entgegenſtellen könne, als die unaufhörlich wachſende Empfindung unter den europäiſchen Nationen, daß ſie im Einklang miteinander arbeiten müßten unter Anwendung einer offenen freimütigen Diplomatie.

Das Programm Papſt Pius' X. — In ſeiner am 9. November im Konſiſtorium gehaltenen Anſprache führte der Papſt aus, er habe vergebens verſucht, auf das Pontifikat zu verzichten, aber indem er ſich dem Willen Gottes unterwerfe, werde er ſich bemühen, das ihm anvertraute Gut des Glaubens zum Heile aller zu bewahren. Notwendig ſei, daß der Papſt in der Regierung der Kirche frei und keiner Macht unterworfen ſei. Demgemäß bedauere er — indem er ſich ſeiner Pflicht und der Heiligkeit ſeines Eides als Prieſter wohl bewußt ſei — die ſehr ſchwere Beleidigung, die der Kirche in dieſer Beziehung widerfahren ſei. Er ſei überraſcht über die Neugier, die man hinſichtlich des Programms ſeines Pontifikats gezeigt habe, da er doch keinen anderen Weg gehen könne, als den ſeine Vorgänger gegangen ſeien. Zurückweiſen müſſe er die Meinung, daß der Papſt ſich nicht mit Politik beſchäftigen dürfe, denn es ſei unmöglich, die Politik von dem Amte des Oberhirten über den Glauben und die Sitten zu trennen, namentlich wenn der Papſt Beziehungen zu den Fürſten und Regierungen aufrecht erhalten ſoll, um die Sicherheit und Freiheit der Katholiken zu ſchützen. Er glaube nicht, den Triumph der Wahrheit und Gerechtigkeit erleben zu können, ebenſowenig wie dies ſeinen Vorgängern beſchieden geweſen ſei; dennoch werde er ſich bemühen, die Wahrheit unter den Guten zu befeſtigen und ſie unter denen auszubreiten, die nicht übel geſinnt ſeien.

Nordamerika und Kuba. — Die Botſchaft des Präſidenten Rooſevelt an den Kongreß bei Eröffnung der außerordentlichen Tagung am 10. November führte aus, die Ehre und die Intereſſen der Vereinigten Staaten hätten es erfordert, daß die geſetzgebende Körperſchaft den Handelsvertrag mit Kuba in Wirkſamkeit treten laſſe. Die Regierung habe eine Politik eingeſchlagen, die Kuba eine einzigartige Stellung gegenüber den Vereinigten Staaten gebe. Das Plattſche Amendement ſehe vor, daß Kuba in enger Beziehung zu den Vereinigten Staaten ſtehen und in den Bereich ihrer internationalen Politik hineingezogen werden ſolle. Kuba müſſe daher bis zu einem gewiſſen Grade in die Grenzen der wirtſchaftlichen Politik der Vereinigten Staaten einbezogen werden. Die Vereinigten Staaten könnten unmöglich einer fremden Macht geſtatten, Kuba in ungehöriger Weiſe ſtrategiſch zu benutzen. Als Beweis ſeiner bona fides habe Kuba zur Wahrung der amerikaniſchen Intereſſen in den ſüdlichen iſſern, die durch den Bau des Panamakanals noch eine rung erfahren würden, die Errichtung von Flotten- n zugeſtanden. Es würde kurzſichtig ſein, die Ge- enheit, die amerikaniſche Ausfuhr zu den großen kubaniſchen Märkten zu entwickeln, zurückzuweiſen und Kuba zu zwingen, mit anderen Ländern zum Nachteil der Vereinigten Staaten Abmachungen zu treffen.

Die Thronrede in der bulgariſchen Sobranje. — Die neugewählte Sobranje wurde am 15. November durch den Fürſten Ferdinand eröffnet. Die Thronrede wies darauf hin, daß die Ereigniſſe dieſes Sommers die Regierung zu außerordentlichen Ausgaben genötigt hatten, die aber unumgänglich nötig geweſen ſeien, um die Armee auf den Stand zu bringen, den ſie als Wächterin über die Unverletzlichkeit und die Unabhängigkeit des Vaterlands haben müſſe. Der Fürſt erwarte von dem Patriotismus der Deputierten, daß ſie mit ernſter Aufmerkſamkeit die Umſtände prüfen würden, die dieſe Ausgabe erfordert haben, und daß ſie die Handlungen der Regierung wohl zu würdigen wiſſen werden. Die Regierung werde alle ihre Bemühungen darauf richten, die beſtehenden guten Beziehungen mit der großen Befreierin Rußland und den anderen Großmächten, ganz beſonders aber auch mit den Nachbarſtaaten zu erhalten und weiter zu entwickeln. Die Thronrede kündigte eine Anzahl Geſetzentwürfe an, deren erheblichſte ſolche über die Errichtung landwirtſchaftlicher Muſterſchulen, über Abänderungen in der Organiſation der Armee und über die Beamten ſind.

Totenſchau.

Alexander Blaikley, ſchottiſcher Porträt- und Landſchaftsmaler, † in London vor kurzem, 88 Jahre alt.

Braune, Geh. Oberpoſtrat, 1858 bis 1866 Oberpoſtdirektor in Minden, hierauf bis 1890 Oberpoſtdirektor in Halle a. S., ſeitdem im Ruheſtand, † in Halle a. S. am 8. November.

Creſcenzo Buongiorno, italieniſcher Opernkomponiſt, leidenſchaftlicher Verehrer Richard Wagners, Komponiſt der Opern „Etelka“, „Der Erntefeſtwagen“, „Das Mädchenherz“ und „Rolla und Michelangelo“, 1864 zu Bonito (Provinz Avellino) geboren, † in Dresden am 7. November.

William L. Elkins, einer der einflußreichſten amerikaniſchen Finanzmänner, der ſich hauptſächlich mit der Gründung von Straßenbahnen in allen Teilen des Landes befaßte, † vor kurzem in Philadelphia, 71 Jahre alt.

Georg Goldſchmidt, der älteſte Kapellmeiſter des deutſchen Heeres, der fünfzig Jahre lang an der Spitze der Regimentsmuſik der Königsgrenadiere geſtanden hat, deren Chef Kaiſer Wilhelm I. geweſen iſt, ſeit 1898 im Ruheſtand, am 16. September 1823 zu Herrnſchwenda (Kreis Weißenſee) geboren, † in Liegnitz am 11. November. (Porträt u. Biographie ſ. „Illuſtr. Ztg.“ Nr. 2601 vom 6. Mai 1893.)

Auguſte Jacquot, franzöſiſcher Konſul und bevollmächtigter Miniſter, nach dem Kriege von 1870 bis 1871 jahrelang Berliner Korreſpondent des „Journal des Débats“, ſpäter Konſul in Düſſeldorf und dann in Leipzig, als beſter Kenner des modernen Deutſchland in Frankreich geſchätzt, Überſetzer der Werke Ludwig Büchners, † in Paris am 5. November, 61 Jahre alt.

Yrjö Koskinen, eigentlich Zacharias Forsman, finniſcher Politiker und Hiſtoriker, früher Senator und Führer der finniſchen Nationalitätspartei, 1863 Profeſſor in Helſingfors, 1885 Sektionschef der Kultusverwaltung, Verfaſſer einer Geſchichte des finniſchen Volkes, die auch deutſch erſchien, am 10. Dezember 1830 zu Waſa geboren, † in Helſingfors am 13. November.

Eberhard Graf v. Linden, Königlich Württembergiſcher Kammerherr, ſeit 1882 Geſchäftsträger, 1884 bis 1891 außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter Württembergs am Hofe zu St. Petersburg, der damals durch die Königin Olga, die Gemahlin König Karls, zu dem Stuttgarter Hofe in nahen verwandtſchaftlichen Beziehungen ſtand, am 13. Februar 1836 zu Berlin geboren, † in Nizza am 6. November.

Paul Mame, ſeit 1859 Teilhaber, ſeit 1900 Direktor der Aktiengeſellſchaft Alfred Mame et Fils in Tours, eines der bedeutendſten graphiſchen Inſtitute Frankreichs mit großer Buchbinderei und Verlagsbuchhandlung, am 29. November 1833 geboren, † in Tours vor kurzem.

Robert Muſiol, ehemals Lehrer und Kantor, in weiten Kreiſen durch ſeine vielen muſikgeſchichtlichen Arbeiten bekannt, am 14. Januar 1846 zu Breslau geboren, † in Frauſtadt (Schleſien) vor kurzem.

Ludwig Paſſini, berühmter Aquarellmaler, Profeſſor und ordentliches Mitglied der Berliner Akademie der Künſte, Sohn und Schüler des Kupferſtechers Johann Paſſini, anfangs mit Architekturmalerei, dann mit Darſtellungen des italieniſchen Volkslebens beſchäftigt, am 9. Juli 1832 zu Wien geboren, † in Venedig am 6. November. (Porträt u. Nekrolog ſ. S. 757.)

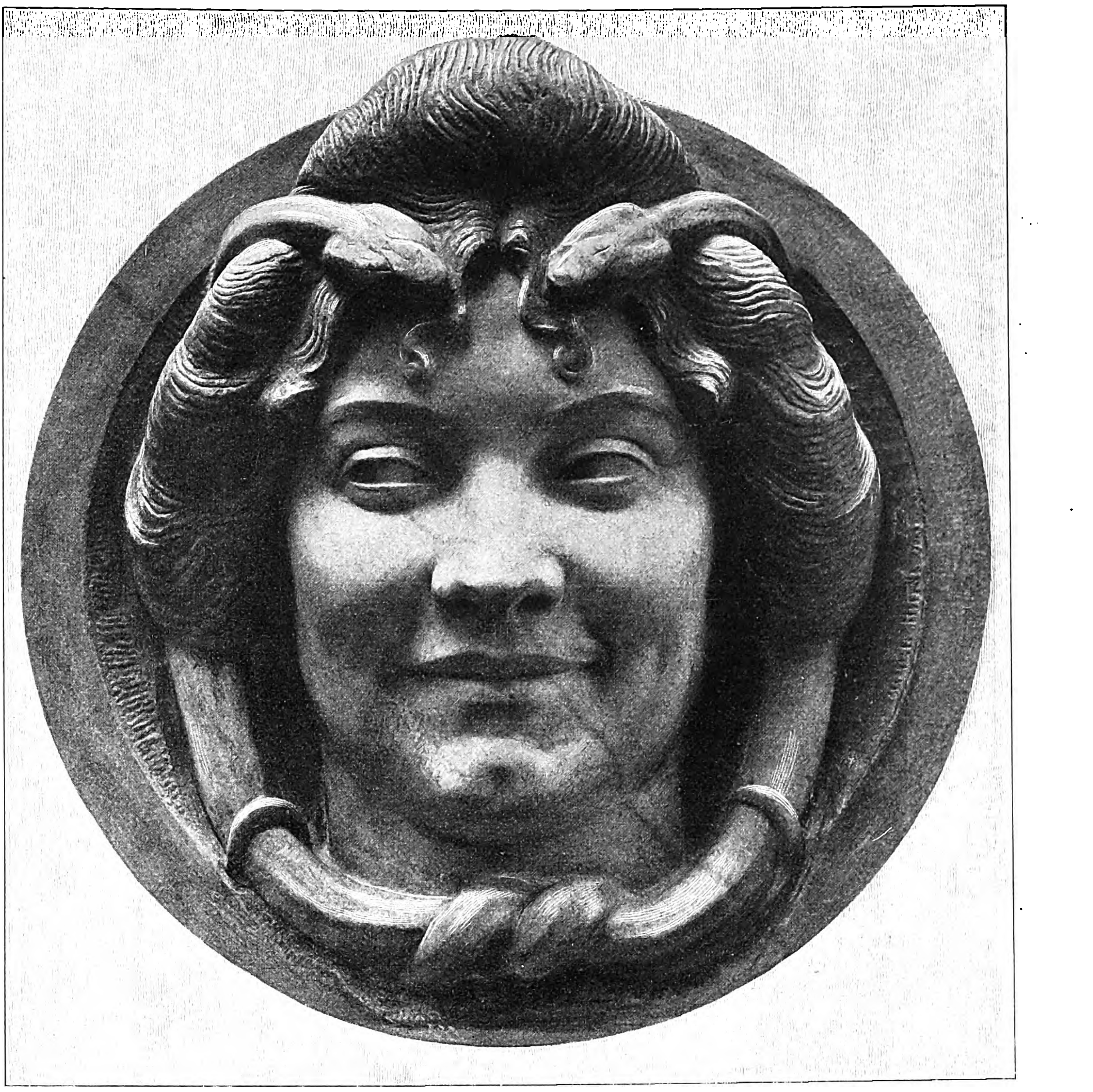
Anton Petkiewicz (Pſeudonym Adam Plug), polniſcher Dichter, Verfaſſer zahlreicher Romane und Novellen, in denen er mit großem Talent das moderne polniſche Leben ſchilderte, Herausgeber des „Kurjer Warſzawſki“, † in Warſchau am 4. November im Alter von 80 Jahren.

Franz Petſch, Marine-Oberbaurat a. D., 1890 Maſchinenbau-Inſpektor bei der Kaiſerlichen Werft in Kiel, 1893 Marinebaurat und Maſchinenbau-Betriebsdirektor bei der Marinewerft in Wilhelmshaven, ſeit zwei Jahren im Ruheſtand, † in Charlottenburg am 8. November, 59 Jahre alt.

Wilhelm v. Polenz, Dichter der Romane „Sühne“, „Der Pfarrer von Breitendorf“, „Der Büttnerbauer“ (ſeine bedeutendſte Schöpfung), „Der Grabenhäger“ und „Wurzellocker“, der Novellen „Unſchuld“ und „Reinheit“, der Tragödien „Heinrich v. Kleiſt“ und „Andreas Bockholdt“ und des Luſtſpiels „Heimatluft“, am 14. Januar 1861 auf Schloß Oberkunewalde in der ſächſiſchen Oberlauſitz geboren, † in Dresden am 13. November.

Richard Schmidt-Cabanis, hervorragender Humoriſt, Chefredakteur des „Ulk“ in Berlin, Verfaſſer zahlreicher ſatiriſcher Dichtungen, am 22. Juni 1838 zu Berlin geboren, † daſelbſt am 12. November. (Porträt u. Nekrolog ſ. S. 757.)

Joſeph Herzog v. Urſel, Präſident des belgiſchen Senats, am 3. Juli 1848 zu Brüſſel geboren, † daſelbſt am 15. November.



„Voluptas.“ Skulptur von Stanislaus Cauer (Rom).

Berliner Bilder.

Ein Senſationsprozeß.

Selten hat ein Prozeß das Publikum, nicht nur in der Reichshauptſtadt, ſondern im ganzen Reich, ſo intereſſiert wie der Prozeß wegen „Kindesunterſchiebung“, der im Kriminalpalaſt zu Moabit gegen die Gräfin Kwilecka und ihre Mitangeklagten verhandelt wird. Es handelt ſich um einen Senſationsprozeß erſten Ranges, und das von Tag zu Tag wachſende Intereſſe weiter Kreiſe wurde durch eine ganze Anzahl von beſonderen Umſtänden hervorgerufen, die wir im nachſtehenden kurz ſkizzieren wollen.

Prozeſſe wegen Kindesunterſchiebung ſind in Deutſchland ſelten, weil wir hier nicht die abſonderlichen Eheverhältniſſe haben, wie man ſie z. B. in England findet. Schon wegen der Seltenheit des Falles erregte der Prozeß Intereſſe, das noch ſtieg, als ſich am zweiten Verhandlungstage ergab, daß die Kindesunterſchiebung doch in Deutſchland viel häufiger vorkommt, als man glaubt. Frauen, denen der Kinderſegen verſagt iſt, und die fürchten, daß ſie deshalb die Liebe des Gatten verlieren könnten, ſollen öfter dieſen Betrug begehen.

Es handelte ſich aber bei dieſer Kindesunterſchiebung auch noch um ein großes Majorat, das der Familie erhalten werden ſoll. Das Wertobjekt des Prozeſſes iſt ein ſehr hohes. Das vermehrt das Intereſſe noch, das ſchon durch die Hauptperſönlichkeiten in Anſpruch genommen wird. Da iſt eine echte polniſche Gräfin aus altem Geſchlecht, eine ſtattliche, kluge, vornehme Frau, die eines Verbrechens angeklagt iſt, auf das ſchwere Zuchthausſtrafe ſteht. Da iſt der mitangeklagte Gatte der Gräfin, der von ihr und der Dienerſchaft, wie man erfährt, zeitweiſe ſo ſchlecht behandelt wurde, daß ſich der Herr Graf ſelbſt die Stiefel putzen mußte. Da iſt der kleine ſechsjährige Knabe, der der Sohn des gräflichen Ehepaars ſein ſoll, und neben ihm taucht ein etwas älterer Knabe auf, der Sohn eines öſterreichiſchen Hauptmanns und einer jetzigen Bahnwärtersfrau, deſſen Bruder der angebliche kleine Graf ſein ſoll.

Und dieſe Zeugen, mit denen man — für Berlin etwas ſehr Ungewöhnliches — nur durch den Dolmetſch verkehren kann — dieſe Zeugen, die aus einer anderen Welt zu ſtammen ſcheinen, bei denen ſich bald Stupidität, bald Neigung zum Lügen und zum Meineid, bald kraſſes Geldintereſſe neben wirklicher Anhänglichkeit an die gräfliche Herrſchaft kundgibt. Zeugen, die die Verteidigung im Lichte der Habgier, der Rachſucht zeigen will! Dazu das Milieu, aus dem die Hauptperſonen kommen! Wer nicht aus den deutſchen Oſtprovinzen ſtammt, hat ja gar keine Ahnung gehabt, daß es innerhalb der Grenzen des Deutſchen Reiches noch Landſtriche gibt, in denen ſolche „ſarmatiſche“ Zuſtände herrſchen. Den mutet es wie ein Roman aus längſt vergangener Zeit an, wenn er von dem Leben auf dem gräflichen Gute hört, wo der täglich ein- und ausgehende Gerichtsvollzieher den Koſenamen „Onkel“ führt, wo patriarchaliſche Verhältniſſe zuſammen mit Geldmangel, Vornehmheit und überraſchende, derbe Natürlichkeit unvermittelt nebeneinander zu finden ſind. Dazu kommt das Auf und Ab in den verſchiedenen Phaſen des Prozeſſes: der hartnäckige Kampf der Verteidiger gegen die Anklage und gegen die Belaſtungszeugen! Täglich bringt der Prozeß neue Überraſchungen, durch welche die Sachen für die angeklagte Gräfin — ſie iſt die Hauptperſon, und um ſie dreht ſich alles — bald ſehr günſtig, bald ſehr ungünſtig ſtehen, ſo daß niemand mit Sicherheit den Ausgang des Prozeſſes vorherſagen kann. Das alles zuſammen iſt wahrlich genug, um das öffentliche Intereſſe in höchſtem Grade in Anſpruch zu nehmen.

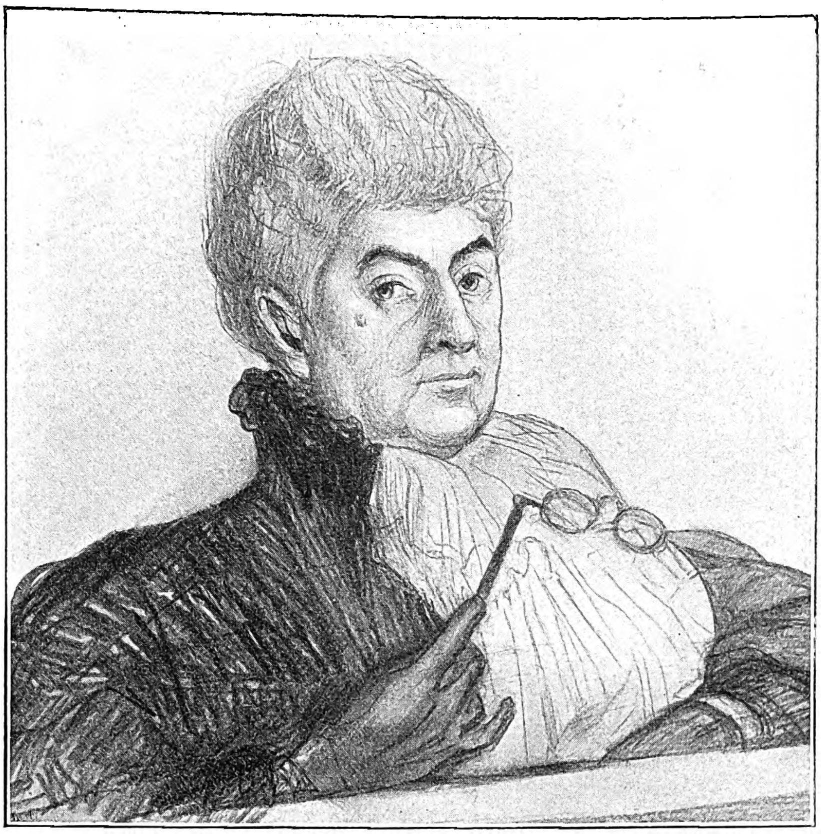
Während dieſe Zeilen geſchrieben werden, iſt der Prozeß noch in vollem Gange, die Zeugenvernehmungen ſind ſogar noch nicht einmal beendet. Jedenfalls aber wird es auch im ferneren Verlauf ſowie beſonders am Schluß nicht noch an weiteren Überraſchungen fehlen.

A. Oskar Klaußmann.

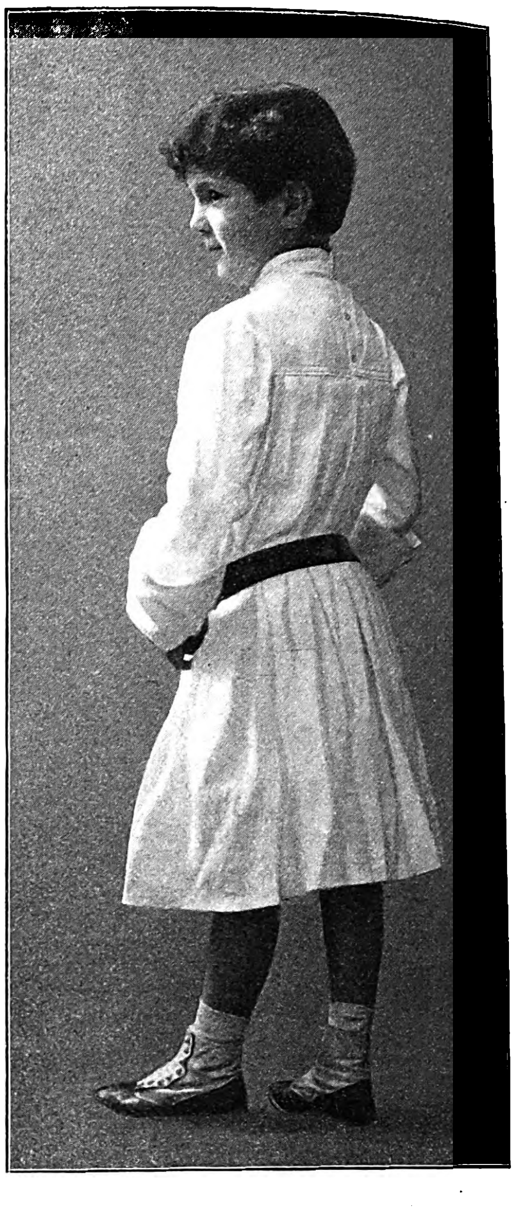
Das neue Haus der Wiener Kaufmannſchaft.

Das Gremium der Wiener Kaufmannſchaft, die geſetzlich berufene Vertretung des Wiener Handelsſtandes, hat ſich im Lauf einer vielhundertjährigen Vergangenheit aus den mittelalterlichen Zünften, Innungen, Brüderſchaften der „bürgerlichen Handelsleuth“ in eine moderne Inſtitution verwandelt. Die Korporation, die von dem Ausſchuß der Gremialräte geleitet wird, umfaßt 3700 Mitglieder und einen Stand von 23300 Gehilfen; ſie unterhält eine von 3600 Schülern beſuchte Fachſchule, ein Krankenhaus für Kommis, ein Spital, in dem jährlich mehr als 600 Kranke verpflegt werden, verwaltet die Gehilfen- und Lehrlingskrankenkaſſen ſowie die reichen, zur Unterſtützung von hilfsbedürftigen Standesgenoſſen gegründeten Stiftungen. Da das alte Gremialhaus zu eng geworden war, wurde der den modernen Anforderungen entſprechende palaſtartige Neubau am Schwarzenbergplatz geſchaffen, der bei der Schlußſteinlegung am 7. November vom Kaiſer in feierlicher Weiſe eröffnet wurde. An Stelle des bereits abgetragenen alten Hauſes wird ein Stiftungshaus für verarmte Kaufleute errichtet.

Die Ausführung des nach den Plänen des Architekten v. Gotthilf gebauten neuen Heims der Kaufmannſchaft bot große techniſche Schwierigkeiten. Da die bodenloſe Anſchüttung des alten Wienflußbettes, auf der es ſich erhebt, die Anlage von Fundamentmauern nicht zuließ, wurde das mächtige Gebäude auf einem 2 m ſtarken, mit Eiſen armierten Betonflötz aufgeſtellt, das den Druck der Mauern gleichmäßig aufnimmt. Das Bauprogramm ſchrieb



Die Gräfin Kwilecka.

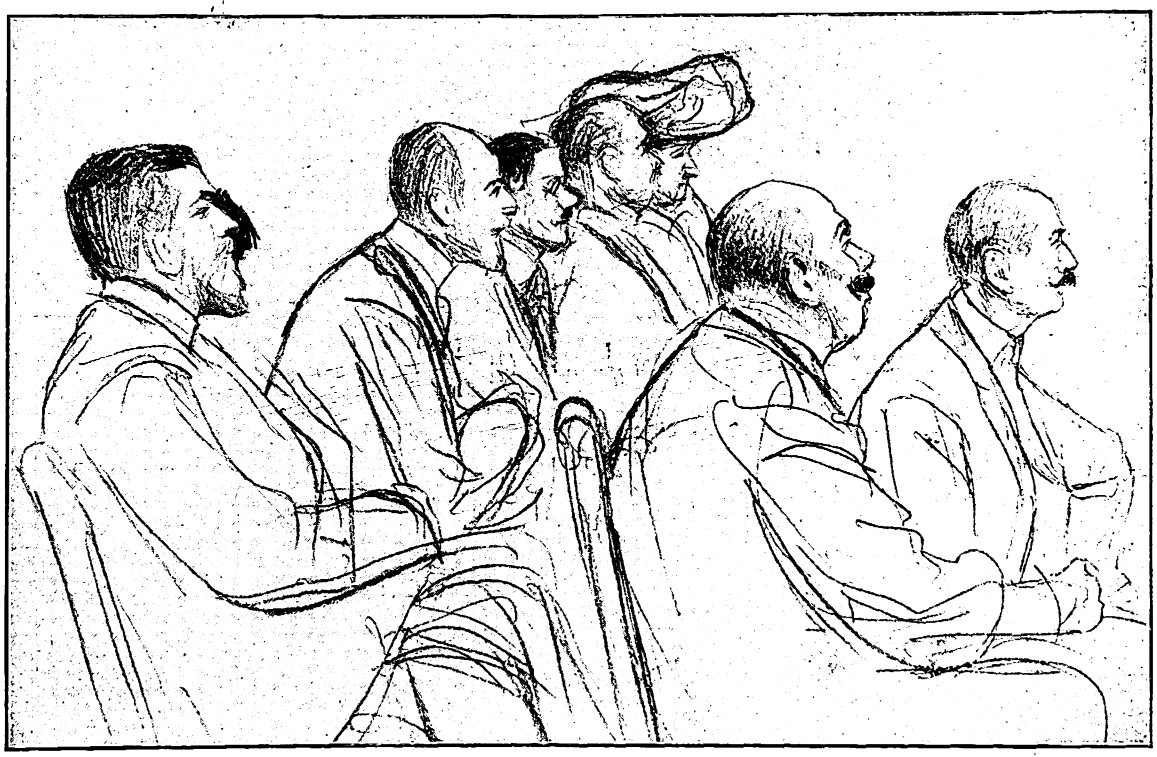


Der kleine Graf Weſierſki-Kwilecki.

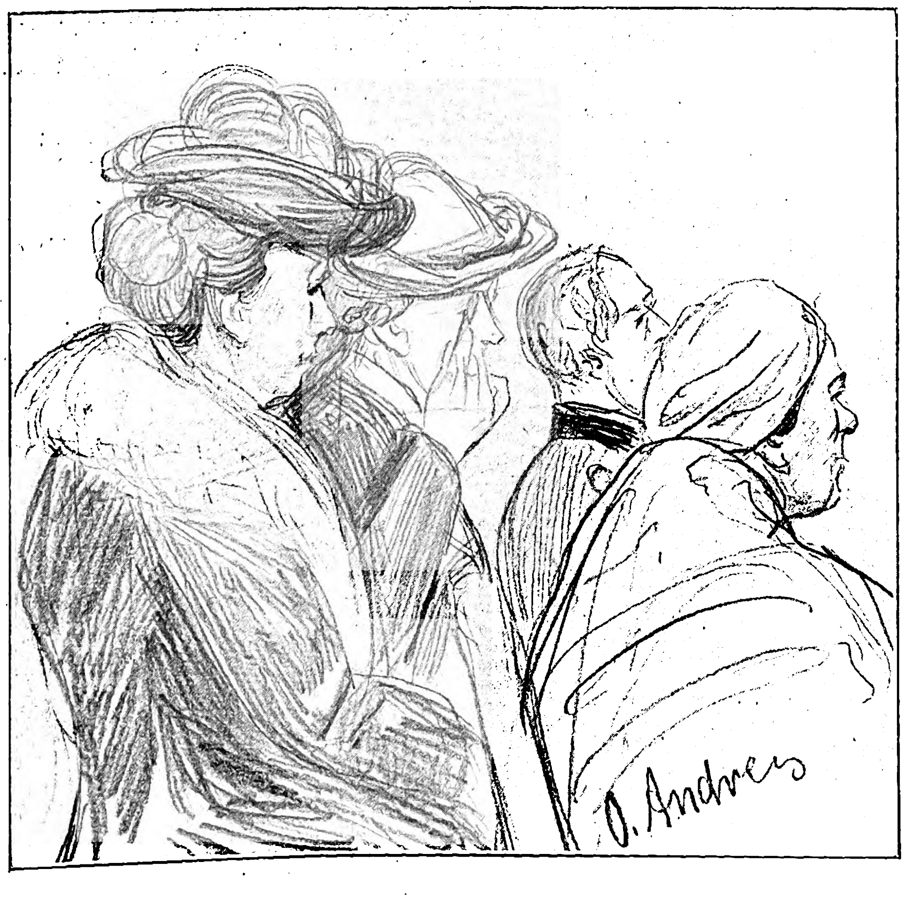
Nach einer Photographie von J. Engelmann in Poſen.

für die Faſſade den Wiener Barockſtil vor, und es mußte den für den Schwarzenbergplatz beſtehenden Baubeſchränkungen bezüglich der Stockwerkshöhen, Pilaſterordnungen, Geſimskanten, des Verbots der Dachaufmauerungen Rechnung getragen werden. Die Faſſade zeigt die Formen des Barock in moderner Ausgeſtaltung; das Mittelriſalit akzentuiert den durch zwei Stockwerke gehenden großen Feſtſaal mit balkonartigem Vorbau. Auf den Ecken der Attika ſtehen die Figurengruppen von Joſeph Heu: „Handel zu Waſſer“ und „Handel zu Land“. Der Merkurkopf über dem ſchönen Portal ſymboliſiert die Beſtimmung des Baus.

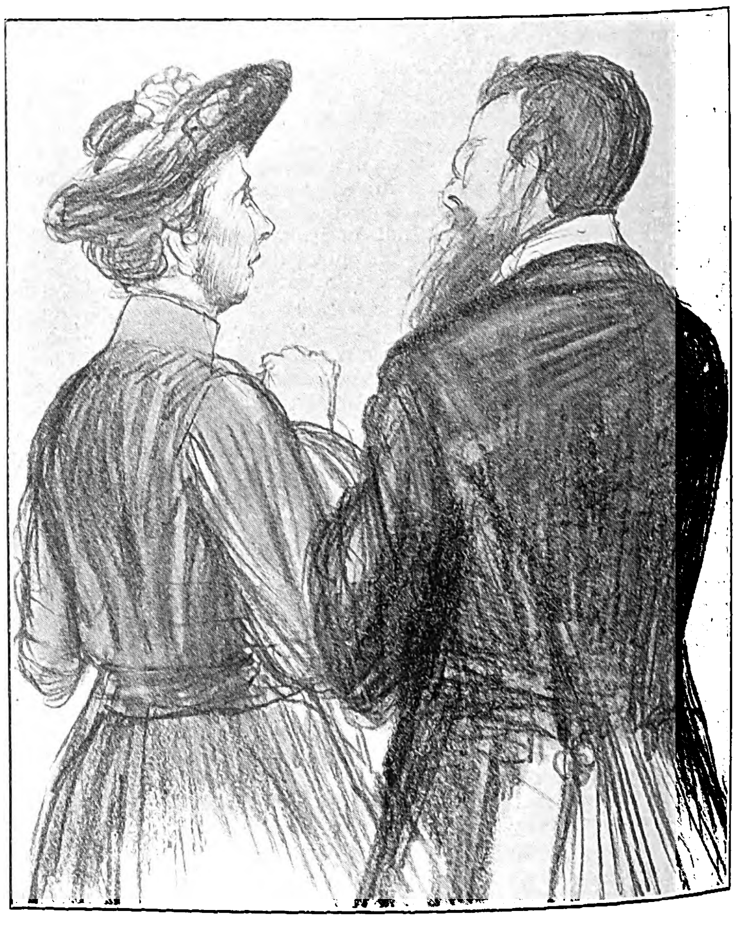
Im Inneren konnte der Architekt aus dem vollen ſchaffen, und er hat von dieſer Freiheit künſtleriſchen Gebrauch gemacht. Dekorative Prachtſtücke ſind die beiden Repräſentationsräume, der Große Saal und der Sitzungsſaal. Der erſtere iſt in üppigem Barock gehalten. Auf dem ſchwärzlich grünen Marmorſockel erheben ſich Pilaſter aus grauem belgiſchen Marmor, die die reich ornamentierte Stuckdecke tragen. Die Portale ſind von gelblichem Pavonazzo-Marmor und mit dem Porträtmedaillons von Kolumbus, Volta und Watt geſchmückt. Über dem Kamin prangt das Porträt des Kaiſers im Toiſon-Ornat, von Vita gemalt. Von der Decke leuchtet Schmids Plafondbild: „Vindobona, der die Handelsleute aus aller Welt ihre Waren darbieten“. An den weißen Stuckwänden zwiſchen den Pilaſtern hängen an den eichenen Lambris kunſtvoll geſchnitzte Tafeln, auf denen die Namen der Gründer der dem Gremium gewidmeten Wohltätigkeitsſtiftungen verzeichnet ſind. Das Deckenbild wurde vom Gremialpräſidenten L. Pollack gewidmet, der anläßlich der Eröffnung des neuen Hauſes 50000 Kronen als Stiftung für verarmte Kaufleute ſpendete, das Kaiſerporträt vom Gremialrat Lambrecht. Weniger prunkreich, aber ebenſo ſtilvoll präſentiert ſich der für ſiebzig Perſonen berechnete, mit koſtbarem Schnitzwerk ausgeſtattete Sitzungsſaal,



Zeugen. Graf Hektor.

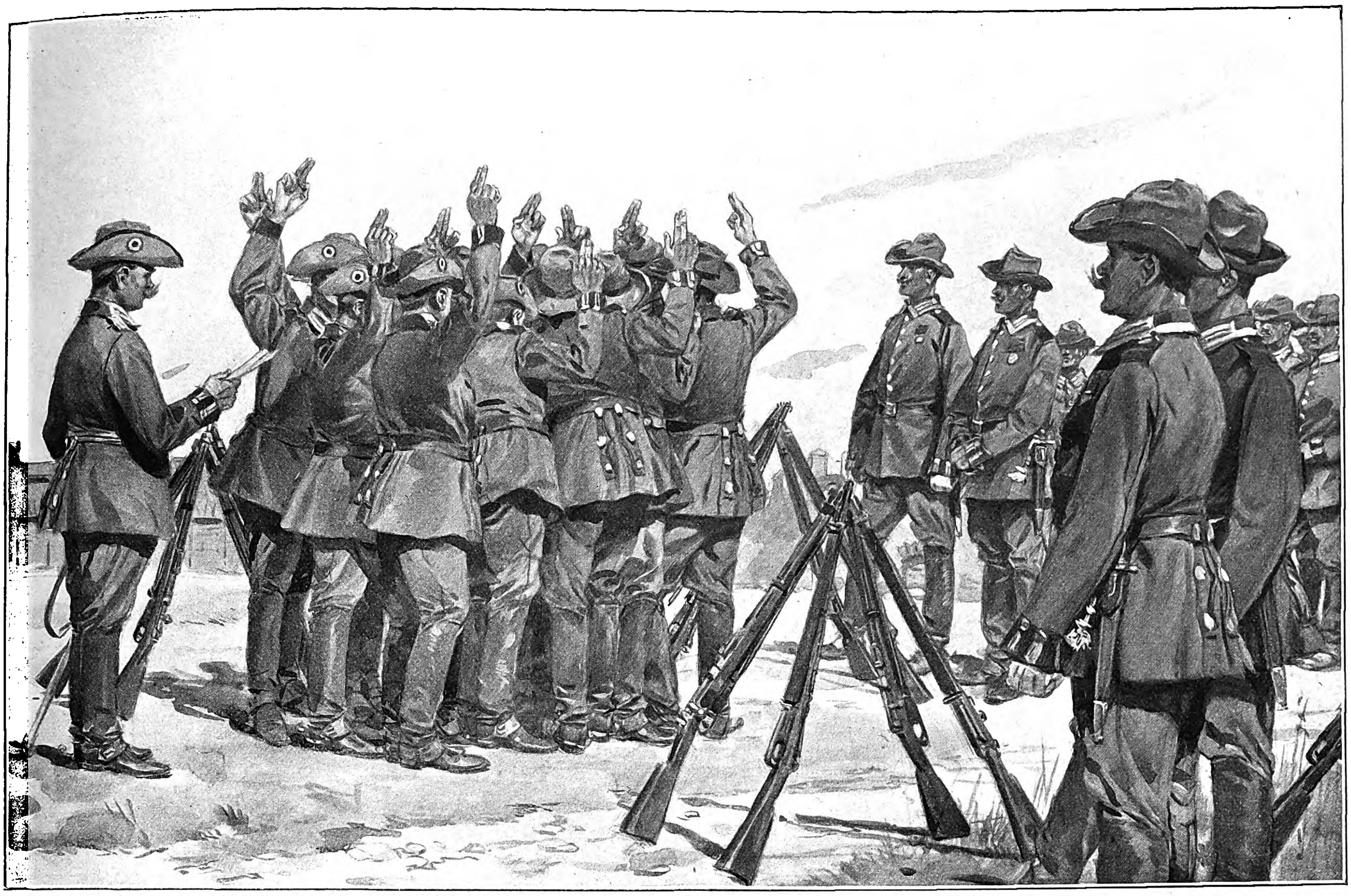


Zeugen.



Frau v. Koczorowſka, die Freundin der Gräfin, und der Dolmetſch Regierungsrat Brandt.

Skizzen vom Prozeß Kwilecki von O. Andres.



Aus Deutſch-Südweſtafrika: Vereidigung eingewanderter Buren für die deutſche Schutztruppe durch Leutnant Walter Jobſt, der kürzlich bei Warmbad fiel.

Nach einer Momentphotographie gezeichnet von O. Gerlach.

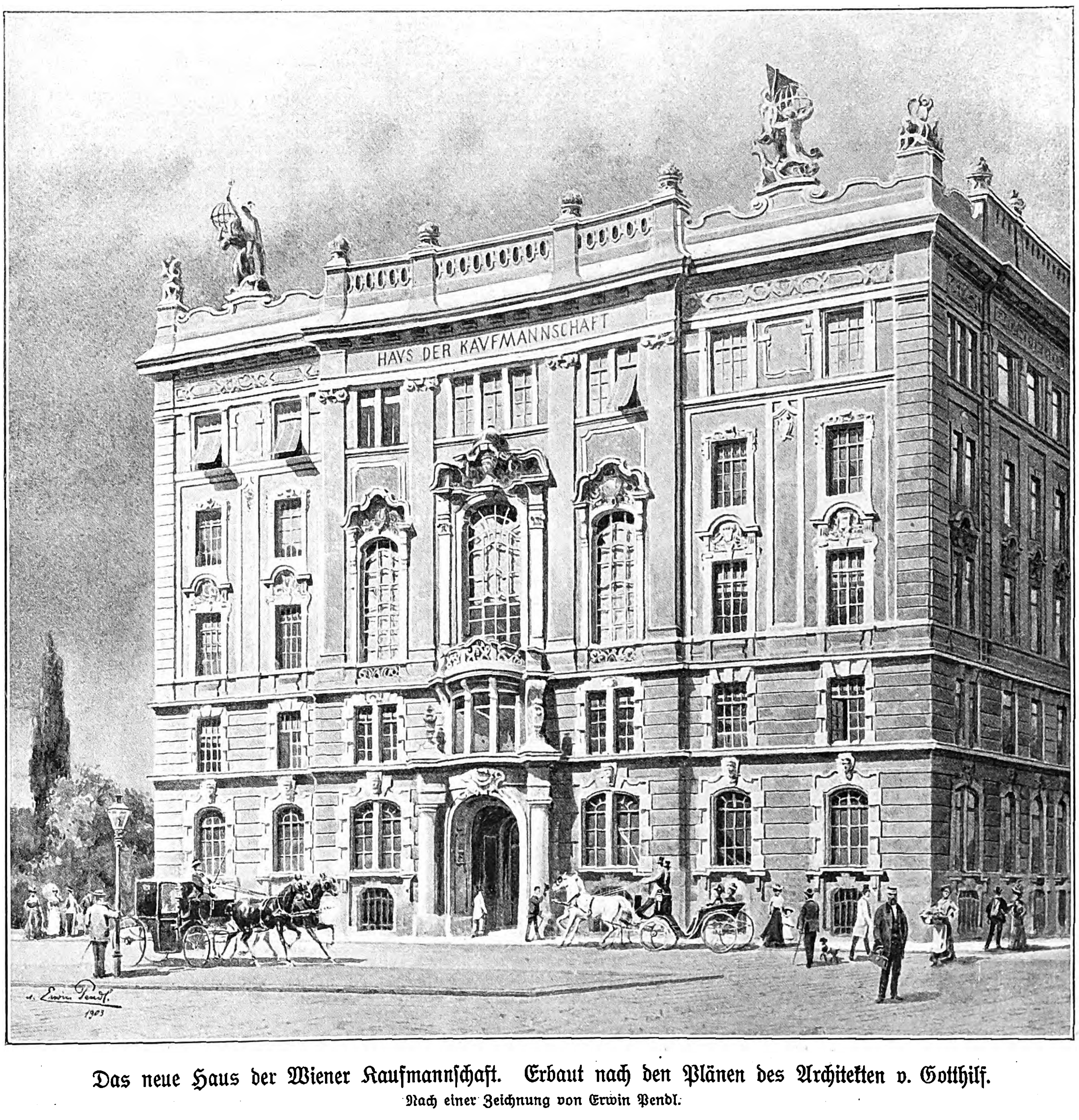
dem die Porträte Maria Thereſias, ihres Gemahls Franz I. und Kaiſer Joſephs II., die Bildniſſe ehemaliger Vorſteher und Präſidenten des Gremiums ſeit Beginn des 18. Jahrhunderts einen hiſtoriſchen Charakter verleihen.

Die für den Parteienverkehr und die Verwaltung beſtimmten Bureaus ſind zu beiden Seiten einer Halle im Erdgeſchoß angelegt; das Archiv und die Regiſtratur liegen im Souterrain. Das Mezzanin, der zweite und dritte Stock enthalten Mietwohnungen. Bei der Schlußſteinlegung ſprach der Gremialpräſident, als er die Hammerſchläge führte, die Worte: „Zum Beſten der Kaufmannſchaft, zum Wohle der Stadt Wien, zum Heile des Reiches.“ Möge dieſer Weiheſpruch in Erfüllung gehen, denn ein blühender Handel wird in der Tat Wien und dem Reiche vielen Segen bringen!

Ungariſche Truppen

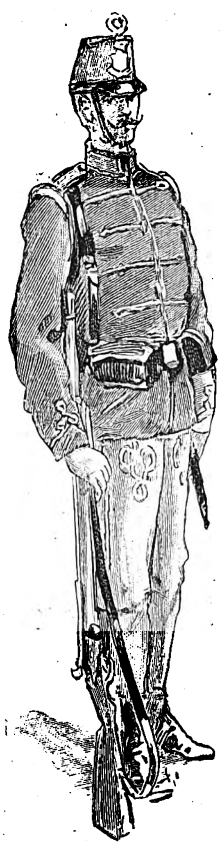
des gemeinſamen öſterreichiſch-ungariſchen Heeres und die Landwehr beider Reichshälften.

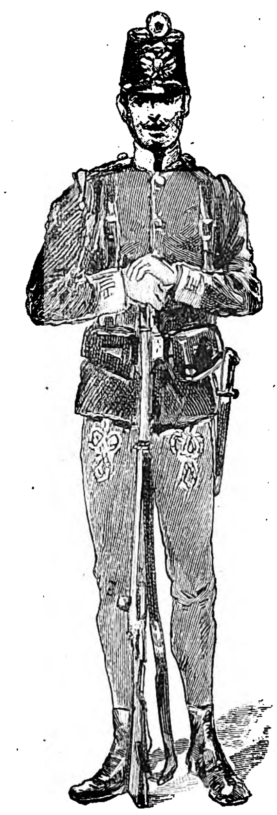
Die in Transleithanien, dem Königreich Ungarn, zum Dienſte im gemeinſamen Heer ausgehobenen Mannſchaften werden zumeiſt in die ungariſchen, bzw. kroatiſchen Infanterie- und Kavallerieregimenter (Huſaren und Ulanen) eingereiht; doch dienen auch manche in zisleithaniſchen Regimentern, beſonders bei der Artillerie und der Pioniertruppe. In der ungariſchen Landwehr, ungariſch Honved (d. h. Vaterlandsverteidiger), dient ein Teil der Mannſchaft präſent (aktive Landwehr); ein Teil bildet, nach Ableiſtung der drei-, bzw. zehnjährigen Dienſtzeit die Ergänzungsmannſchaften für die ungariſche Landwehr-(Honved-)Regimenter in Kriegsſtärke. Anläßlich der Organiſation der ungariſchen Landwehr, die am 5. Dezember 1868 durchgeführt wurde, war man darauf bedacht, die Honvedtruppen möglichſt abweichend von den Truppen des k. u. k. Heeres zu kleiden. Die Infanterie erhielt rote Tſchakos und rote Hoſen, der Waffenrock wurde mit roten Schnüren beſetzt. Später wurden die roten Tſchakos

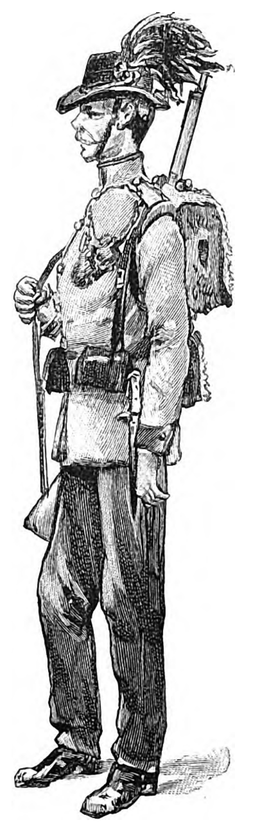


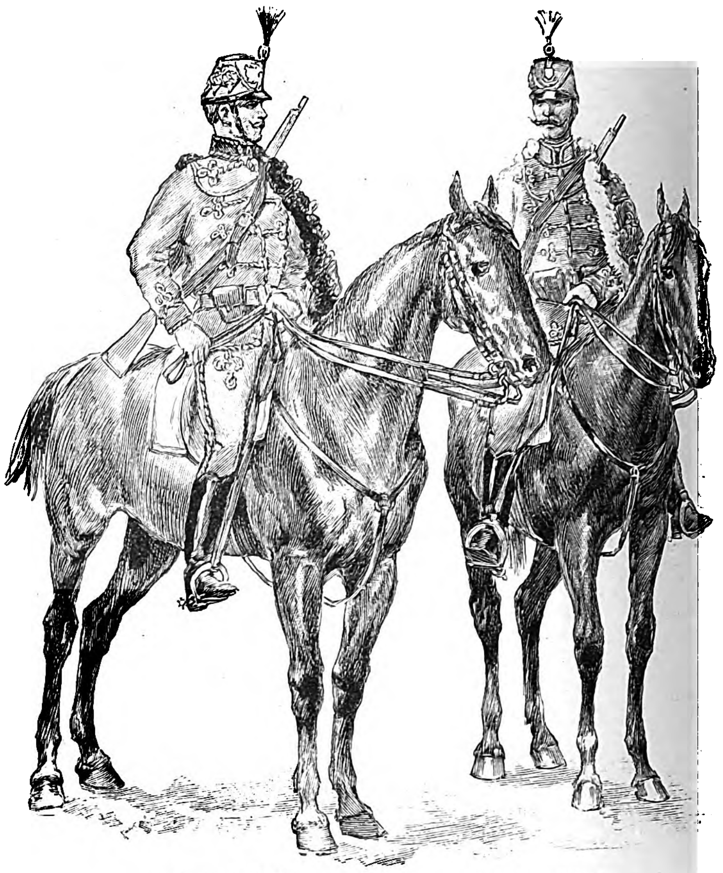
Das neue Haus der Wiener Kaufmannſchaft. Erbaut nach den Plänen des Architekten v. Gotthilf.

Nach einer Zeichnung von Erwin Pendl.

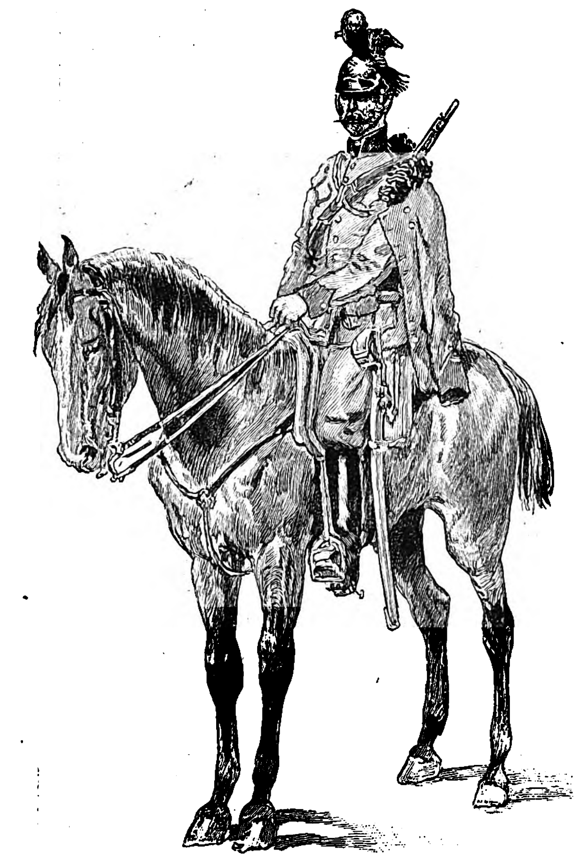

1. Honvedinfanteriſt.


2. K. u. k. ungariſcher Infanteriſt.


3. K. k. Landwehrinfanteriſt.


4. K. u. k. Huſar.

5. Honvedhuſar.


6. K. k. Landwehrulan.

und die roten Hoſen abgeſchafft und für beide Uniformſtücke die hellblaue Farbe gewählt, während die roten Schnüre auf dem Waffenrock ſowie auf den Beinkleidern blieben (Fig. 1). Um den Unterſchied zwiſchen der k. u. k. ungariſchen Infanterie (Fig. 2) und den Honvedfußtruppen noch augenfälliger zu machen, erhielt der Tſchako ſtatt des Doppeladlers, den die Truppen des k. u. k. Heeres (mit Ausnahme der Jägertruppe) auf der Vorderſeite der Kopfbedeckung (Tſchako, Tſchapka, Helm) führen, eine Nachbildung des ungariſchen Wappens. Gänzlich verſchieden von der königlich ungariſchen Landwehrinfanterie iſt die zisleithaniſche Landwehr zu Fuß uniformiert; letztere trägt Hüte und Waffenröcke wie die k. u. k. Jägertruppe, dazu dunkelgraue Beinkleider (Fig. 3). Die ungariſche Landwehrkavallerie (Honvedhuſaren) unterſcheidet ſich von den k. u. k. Huſaren (Fig. 4), welche Attila, Mente (Pelzattila) und Beinkleid mit ſchwarzgelber Verſchnürung tragen, durch ſolche von roter Farbe; der Pelzbeſatz der Mente iſt weiß, während derjenige der Huſaren des gemeinſamen Heeres ſchwarz iſt. Der Roßbuſch der Honvedhuſaren iſt weiß, der der k. u. k. Huſaren ſchwarz; die Schnüre und Troddeln der Tſchakos der k. u. k. Huſaren ſind ſchwarzgelb, die der Honvedhuſaren rot, wie auf dem Waffenrock (Attila und Mente) und dem Beinkleid (Fig. 5). Die k. k. zisleithaniſche Landwehrkavallerie iſt ebenſo bekleidet wie die k. u. k. Ulanenregimenter des gemeinſamen Heeres (Fig. 6). Vor zwei Jahren wurde auch eine Änderung für die Uniformen der den Honveddiviſionen zugeteilten k. u. k. Generalſtabsoffiziere vorgenommen.

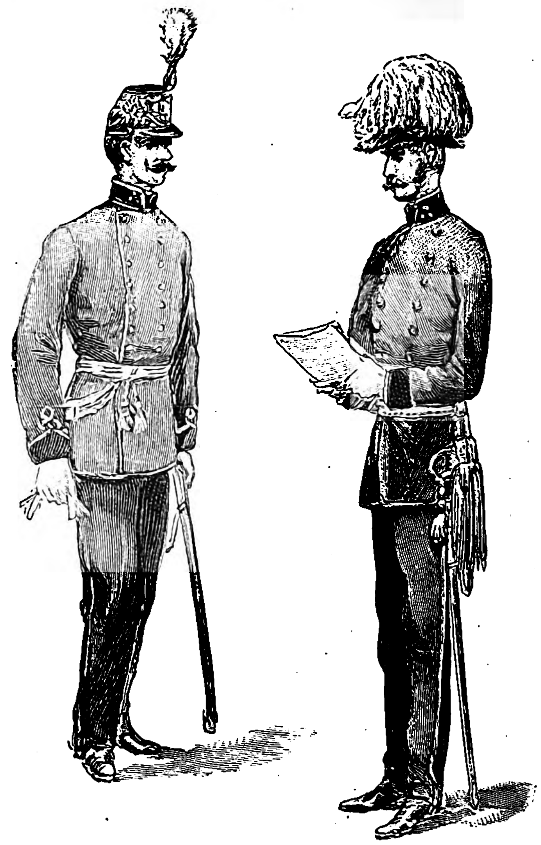
Statt des hiſtoriſchen Zweiſpitzes mit papageigrünen Federn erhielten die ungariſchen Generalſtabsoffiziere einen dem Tſchako der ungariſchen Kavalleriegenerale ähnlichen, der jedoch nicht, wie bei dieſen, mit ſchwarzem, ſondern mit grünem Tuch überzogen iſt und ſtatt des Adlers das ungariſche Wappen trägt; der zweireihige dunkelgrüne Waffenrock erhielt Goldſchnüre, die die ſchwarzen Samtaufſchläge einfaſſen (Fig. 7 und 8), außerdem ſtatt der gelben Dienſtſchärpe die ungariſche Feldbinde vorgeſchrieben.

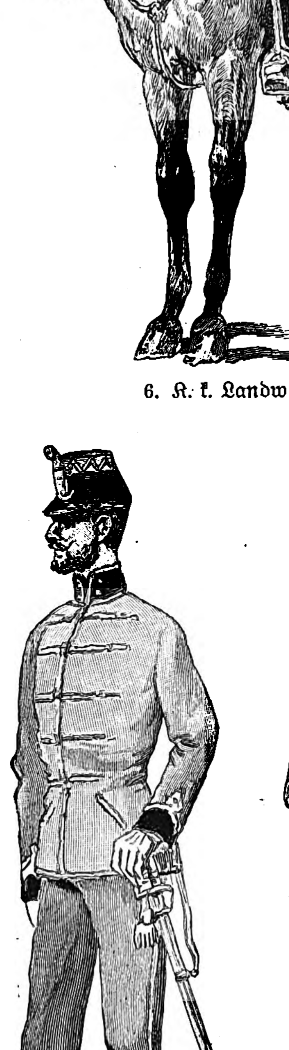
Die Uniform der Militärärzte der königlich ungariſchen Landwehr (Fig. 9) iſt zwar in der Farbe (hellblaue Attila mit ſchwarzen Samtaufſchlägen, dunkelgraue Beinkleider) gleich jener des k. u. k. Heeres, aber der Waffenrock (Attila) iſt einreihig und mit Goldſchnüren verziert; ſtatt des Zweiſpitzes mit Hahnenfedern, den die k. u. k. Militärärzte (Fig. 10) tragen, hat der Honvedarzt einen ſchwarzen Infanterietſchako mit dem ungariſchen Wappen. Die königlich ungariſchen Militärintendanten (Fig. 11) unterſcheiden ſich von denen des k. u. k. Heeres (Fig. 12) durch eine Pelzkutſchma (Kalpak) mit weißem Reiherſtutz und einreihigen verſchnürten Attila; ſtatt des Degens in Stahlſcheide tragen ſie einen Infanterieſäbel mit Meſſinggriff.

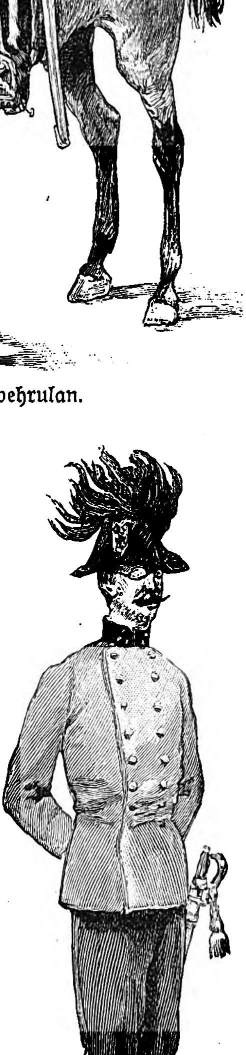
Die in den öſterreichiſch-ungariſchen und in den Honvedregimentern zu Fuß und zu Pferde dienenden Mannſchaften aus Ungarn ſind keineswegs ausſchließlich Magyaren. In weit überwiegender Anzahl gehören ſie der ſlawiſchen (rumäniſchen, ſerbiſchen, kroatiſchen, rutheniſchen, ſlowakiſchen) Nationalität an; auch Deutſche (Siebenbürger Sachſen und Schwaben) dienen in den ungariſchen Regimentern des k. u. k. Heeres und der königlich ungariſchen Landwehr.

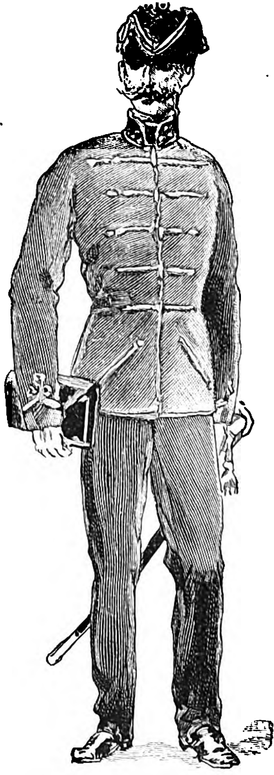
Die Organiſation der Honvedtruppen iſt ähnlich jener der zisleithaniſchen k. k. Landwehr; es beſtehen 28 Honved-Infanterieregimenter zu je drei bis vier Bataillonen und zehn Honved-Huſarenregimenter zu je ſechs Eskadronen. Die ungariſchen Landwehr-Infanterieregimenter führen Fahnen (ungariſche Trikolore), während die zisleithaniſchen Landwehrregimenter keine Fahnen haben.

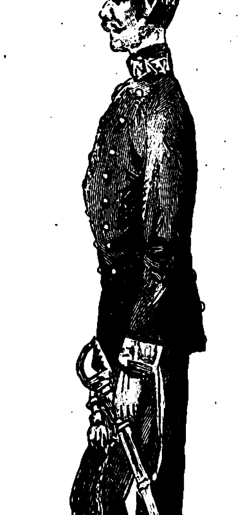
Die Unabhängigkeitspartei in Ungarn iſt beſtrebt, für das geſamte öſterreichiſch-ungariſche Heer Embleme zu erreichen, die das „Öſterreichiſch-Ungariſche“ zum Ausdruck bringen; es müßte alſo, da ein öſterreichiſch-ungariſches Reichswappen nicht exiſtiert, eine Kombination geſchaffen werden, die das Wappen Ungarns mit dem Doppeladler vereint. Wie und ob das zu erreichen iſt, wird die Zukunft lehren.


7. und 8. Generalſtabsoffiziere der ungariſchen Landwehr und des gemeinſamen Heeres.

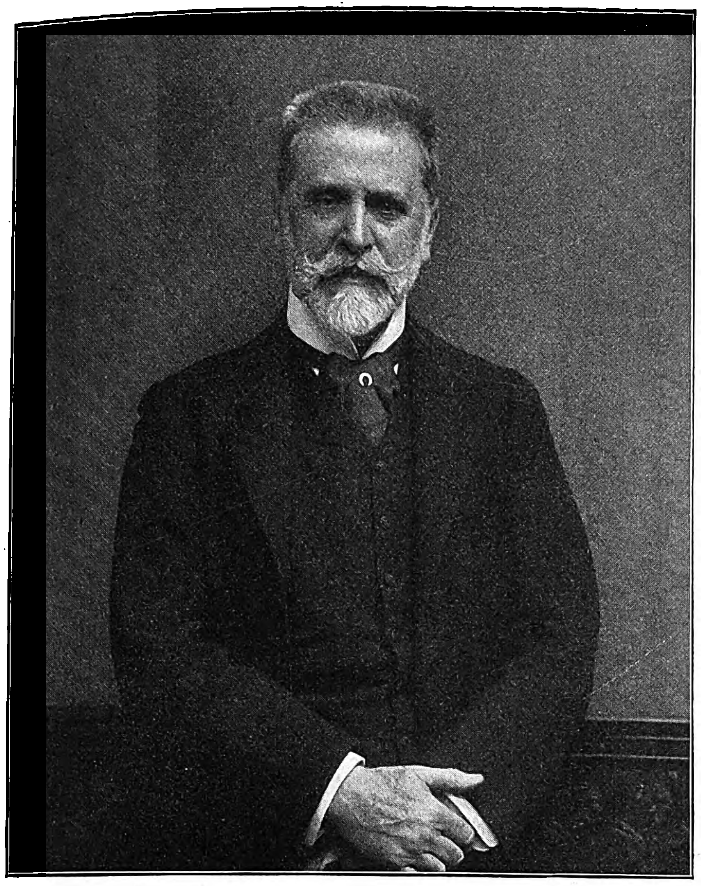

9. Honvedarzt.


10. K. u. k. Militärarzt.


11. Honvedintendant.

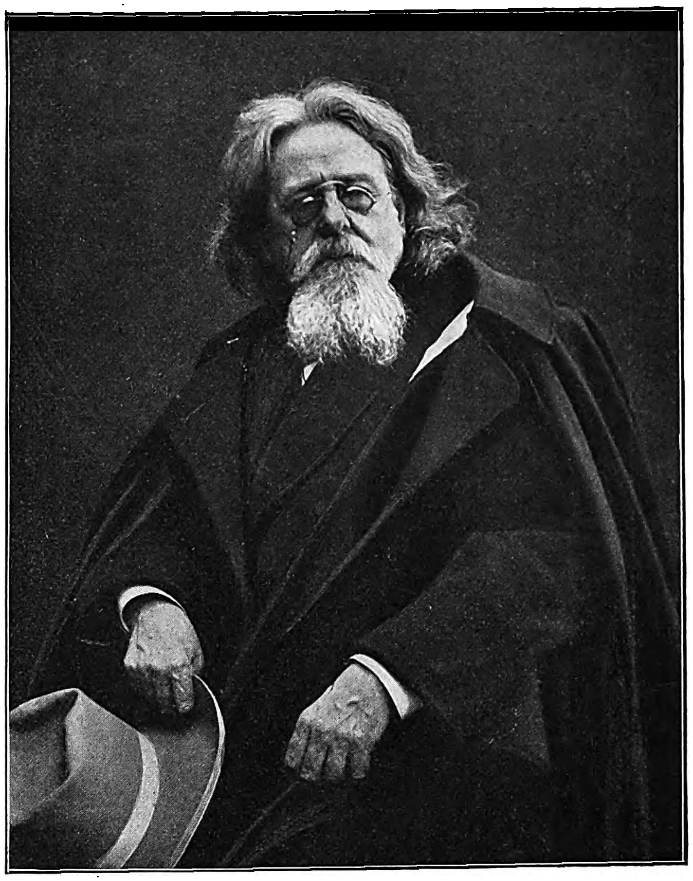

12. K. u. k. Militärintendant.

Ungariſche Truppen des gemeinſamen öſterreichiſch-ungariſchen Heeres und die Landwehr der beiden Reichshälften. Nach Zeichnungen von F. Schlegel.



Ludwig Paſſini, † am 6. November.

Nach einer Photographie von Wilh. Fechner in Berlin.



Richard Schmidt-Cabanis, † am 12. November.

Nach einer Photographie von Otto Becker u. Maaß in Berlin.

Ludwig Paſſini.

In Ludwig Paſſini, der im Alter von einundſiebzig Jahren am 6. November in Venedig verſtarb, iſt ein Künſtler von ebenſo feſtbegründetem wie weitverbreitetem Ruf dahingeſchieden, der auch als Menſch um der Liebenswürdigkeit ſeines Weſens und der Ehrenhaftigkeit ſeiner Geſinnung willen ſich allgemeiner Achtung erfreute. Eine durchaus eigen geartete Perſönlichkeit, gehörte er der Geburt nach Öſterreich an, während mannigfache Beziehungen ihn ſo eng mit Berlin verknüpften, daß man ſich früh ſchon gewöhnte, ihn dem Malerkreiſe der deutſchen Reichshauptſtadt zuzuzählen. Seine künſtleriſche Heimat aber ſuchte und fand er in dem ſonnigen Land, an das ſchon der Klang ſeines Namens erinnert. Nicht zufällige und willkürliche Wahl eines maleriſch intereſſanten Stoffgebiets war es, die ihn zu dem berühmten Schilderer des italieniſchen Volkslebens machte, als den man ihn kennt, ſondern ein gleichſam inneres Bedürfnis ſeiner Natur und der ganzen Art ſeines Schauens und Fühlens zog ihn dahin, von wo ſeine Vorfahren einſt nach der Steiermark ausgewandert waren. Bei allem deutſchen Empfinden rollte doch immer noch ein Tropfen italieniſchen Bluts in ſeinen Adern, und eine ob auch noch ſo verſchleierte und abgeſchwächte nationale Verwandtſchaft mit den Menſchen, die er darzuſtellen liebte, trug vielleicht nicht wenig dazu bei, ſeinen Bildern die überzeugende Echtheit der Charakteriſtik einzuhauchen, durch die ſie auch neben einer rein maleriſch überlegenen Behandlung gleicher Motive ihren eigentümlichſten Wert behaupten.

Geboren wurde Paſſini am 9. Juli 1832 zu Wien als Sohn eines heute vergeſſenen Malers und Kupferſtechers, der ſeinem Sprößling den Beruf eines Ingenieurs zudachte, ſchließlich aber doch darein willigte, daß er 1847 die Akademie bezog, wo neben Ender und Kuppelwieſer namentlich Führich als Lehrer bildend auf ihn einwirkte. Bereits 1850 indes führte die Not der Zeit, die den Vater eine Beſchäftigung bei einer Kunſtanſtalt in Trieſt ſuchen ließ, zum Abbruch des akademiſchen Studiums und ſtellte den werdenden Künſtler auf eigene Füße. In Venedig, wo er nach alten Meiſtern kopierte und Interieurs des Dogenpalaſtes und der Kirchen zum Verkauf an die Fremden malte, traf er bald darauf mit dem damals geſchätzten Aquarelliſten Karl Werner zuſammen, der in ihm einen brauchbaren Mitarbeiter an ſeinen maſſenhaften Darſtellungen pittoresker alter Architekturen erkannte und ihn zur Teilnahme an ſeinen Reiſen durch Italien und Dalmatien veranlaßte. Was Paſſini zufiel, war vornehmlich die Ausführung der die Bilder belebenden Staffagen, und wie er dadurch auf ſchnell erfaſſende Beobachtung des Volkstreibens hingewieſen wurde, ſo gelangte er zugleich in der längſt ſchon geübten Aquarelltechnik, die für ihn auch fernerhin das liebſte, faſt ausſchließlich benutzte maleriſche Ausdrucksmittel blieb, zu einer fortdauernd ſich ſteigernden Meiſterſchaft. Bald aber befreite er ſich aus der Abhängigkeit von einer künſtleriſch doch geringeren Kraft, als es die ſeine war. Zu eigenem freien Schaffen ließ er ſich 1855 in Rom nieder, wo nun aus dem bald ſchon vielgeſuchten Maler von Architektur- und Interieurbildern der in Auffaſſung und Darſtellungsweiſe immer ſelbſtändiger werdende Schilderer des heutigen italieniſchen Lebens ſich entwickelt, der in den ſechziger Jahren die allgemeinſte Aufmerkſamkeit zu erregen beginnt, im folgenden Jahrzehnt die Höhe ſeines Könnens erreicht und das einmal gewonnene künſtleriſche Anſehen trotz des allmählich eintretenden Wandels der Anſchauungen im Feſthalten an ſeiner perſönlichen Eigenart auch weiter zu bewahren weiß. Durch den 1864 geſchloſſenen, nach zwei Jahren bereits wieder durch den Tod gelöſten Ehebund mit einer Enkelin Mendelsſohns war Paſſini inzwiſchen nach Berlin geführt worden, um nun abwechſelnd hier und in Rom zu leben, bis er letzteres 1873 mit dem längſt ſchon ihm lieb und vertraut gewordenen Venedig vertauſchte und dort neben der deutſchen eine zweite, italieniſche Heimſtätte ſich gründete. Venedig iſt es denn auch vor allem, das ihn künſtleriſch bekannt und berühmt gemacht hat, und mit dem Namen der Lagunenſtadt wird der ſeine dauernd verbunden bleiben. Obſchon er im Verlauf der letzten zehn Jahre faſt ausſchließlich nur noch als Porträtmaler mit Bildniſſen von Männern, Frauen und Kindern der Berliner Geſellſchaft hervortrat, die feine Auffaſſung mit delikater Durchführung verbanden, iſt das eigentliche Lebenswerk des Meiſters doch in ſeinen Schilderungen italieniſchen und vornehmlich venezianiſchen Lebens beſchloſſen.

Was die Kunſt Paſſinis als eigentümlichſter Vorzug auszeichnet, iſt das unbefangen in die Welt hinausſchauende Auge, mit dem der Künſtler das, was er darſtellt, zu erfaſſen und feſtzuhalten weiß. Nirgends wird man bei ihm auf eine maleriſche oder gegenſtändliche Pointe gewaltſam hingedrängt. Eine faſt photographiſche Objektivität, die nie daran denkt zu ſchmeicheln oder zu ironiſieren, die nie in erhabenes Pathos oder in weinerliche Sentimentalität verfällt, iſt der Grundzug ſeiner Schilderungen; aber erwärmt wird dieſe Objektivität überall durch den ſonnigen Frohſinn, der dem Künſtler zu eigen iſt, durch ſeine Fähigkeit, im Großen wie im Kleinen den wohligen Reiz lebendigen Lebens zu fühlen, durch das ſeltene Vermögen, Schönheit und Anmut des Körpers und der Seele auch in der ärmlichſten äußeren Umhüllung zu entdecken. Unmöglich iſt es, was Paſſini aus dieſem Künſtlerſinn heraus geſchaffen hat, hier einzeln aufzuführen. Nur an einige ſeiner bekannteſten Hauptwerke möge kurz erinnert ſein, ſo an die von feinem Humor durchwehte „Kinderbeichte“ mit der Hauptfigur eines katechiſierenden jungen Geiſtlichen, an die 1870 gemalten, von der Berliner Nationalgalerie erworbenen prächtigen „Chorherren im Kirchengeſtühl“, an die „Beichte“, die eine elegante jugendliche Sünderin einem meiſterlich charakteriſierten römiſchen Prieſter ablegt, an den „Vorleſer aus Taſſo“ mit der ihm andächtig lauſchenden Gemeinde von Bewohnern Chioggias, an die 1874 vollendete „Prozeſſion“, die unter dem Zudrang des Volkes über eine der hochgewölbten venezianiſchen Kanalbrücken daherkommt und die ſchmale Uferſtraße entlang zieht, an den „Melonenverkäufer“ mit dem ihn umdrängenden Volk, an die „Neugierigen“, die auf einer Brücke und auf dem Ufer des Kanals geſpannt auf irgendein ungewöhnliches Vorkommnis blicken, das dem Auge des Beſchauers verborgen bleibt, und an die „Badenden Knaben“, die ſich nackt im Waſſer eines Kanals zwiſchen den Gondeln tummeln und dabei die Zuſchauermenge nicht weniger ergötzen als ſich ſelber. Aller Reiz und Zauber des bunten, frohen, naiv und reich bewegten, durch die angeborene Schönheit des Volkes entzückenden italieniſchen Lebens umfängt uns vor dieſen und allen anderen, dem gleichen Darſtellungsgebiet entſtammenden Schöpfungen des Meiſters in ſeiner ganzen Wahrheit und friſchen Urſprünglichkeit. Ein Maler im heutigen Sinne des Worts iſt Paſſini dabei keineswegs. Die Farben zum Kolorit werden zu laſſen, die Erſcheinung der Dinge als eine Wirkung von Licht und Luft zu begreifen, war ihm mehr oder weniger verſagt. Aber frei iſt er doch auch wieder von aller nachahmenden Ausnutzung irgendeines altmeiſterlichen Rezepts. Ein Zug primitiver Naivität beherrſcht ſeine künſtleriſchen Ausdrucksmittel. Was er gibt, iſt bisweilen, zumal in ſeinen umfangreicheren Kompoſitionen, faſt weniger Bild als farbige Illuſtration, der Inhalt aber und das Detail ſo reich und echt, daß ſeinen Werken nichtsdeſtoweniger bleibender Wert und dauernde Anerkennung beſchieden ſein wird.

Fendler.

Richard Schmidt-Cabanis.

Eben von einer Erholungsreiſe zurückgekehrt, erlag in Berlin am 12. November der weltbekannte humoriſtiſche Schriftſteller Richard Schmidt-Cabanis einer jäh auftretenden Darmerkrankung. Der Dahingeſchiedene war der letzten einer aus den großen Tagen der Berliner Zeitſatire; mit ſeinem Tode iſt die Schar noch kleiner geworden, die ihre Anſchauungen und die Schulung ihres Talents dem Kreiſe des „Kladderadatſch“ verdankt, wie er ſich in ſeiner urſprünglichen Geſtaltung darſtellte. Von allen Jüngern der Dohm, Kaliſch und Löwenſtein war es wohl gerade Schmidt-Cabanis, der in Gedanken und Ausdruck die Überlieferungen dieſer kraftvollen Volksmänner in vollkommener Reinheit ſich bewahrt hatte. Wie ſehr auch in unſeren Tagen politiſche und ſoziale Neubildungen zum Lichte drängen, er ſtand treu und feſt zu den Idealen, die einſt ſeine Jugend und die Jugend des deutſchen Liberalismus beherrſcht hatten. Oft angegriffen, gelegentlich auch mit Strafen belegt, hat Schmidt-Cabanis dieſe Ideale ſtets mit Unerſchrockenheit in ſeinem öffentlichen und privaten Wirken zur Geltung zu bringen gewußt. Ihnen widmete er das ganze Pathos, das in ſeiner Natur begründet war, und das vortreffliche Unterſtützung in einer vollſaftigen, an Formen und Bildern reichen Verskunſt fand.

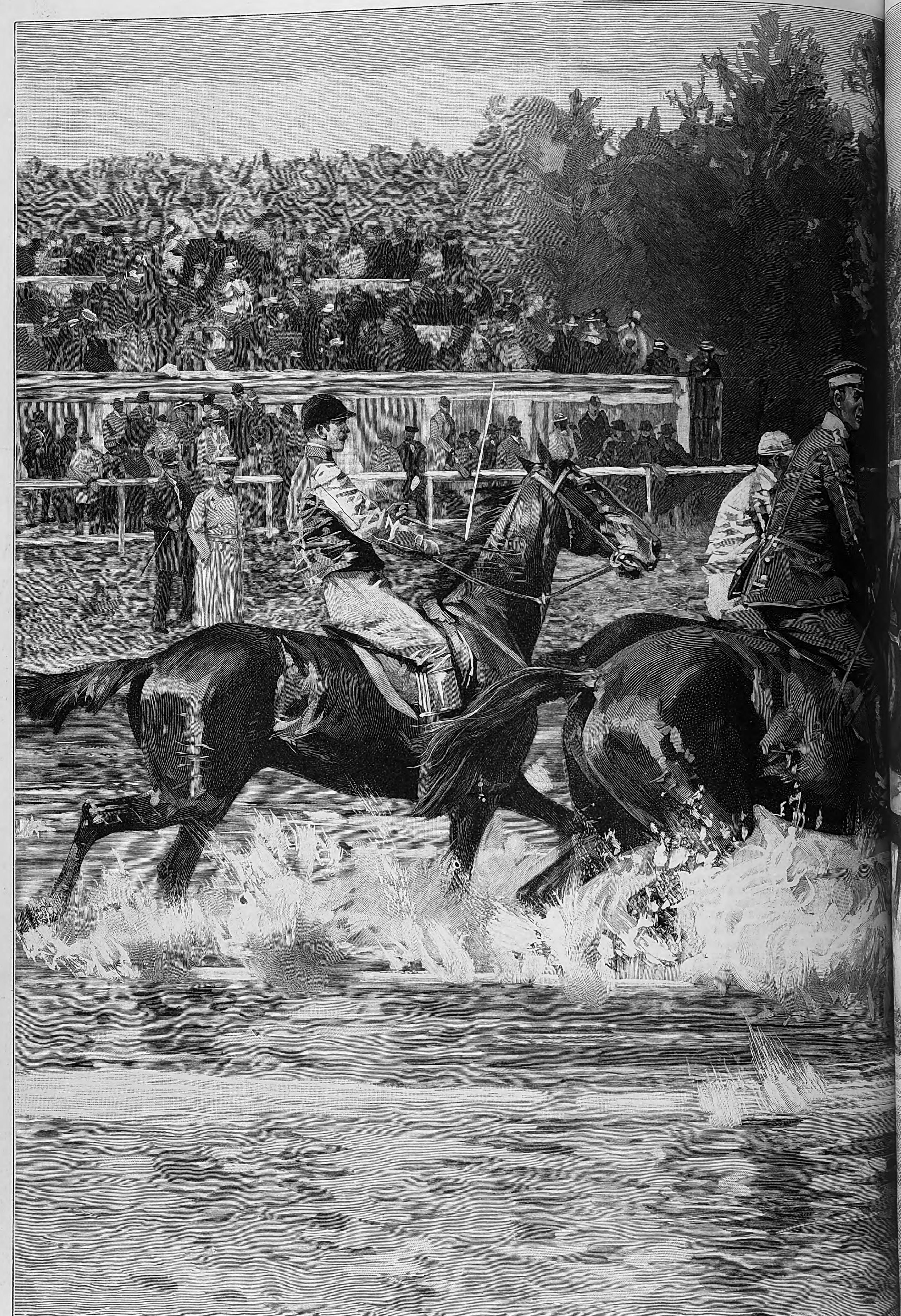
Seine Begabung blieb indes an den Grenzen und Zielen des politiſchen Satirikers nicht ſtehen. Er war nicht nur Staatsbürger, ſondern auch Bürger ſchlechthin, mit einem weichen Herzen für Haus und Familie und mit einer ſicheren Beobachtungsgabe für die komiſchen Züge des Alltags. So ſcharf ſeine politiſche Geißel den Gegner traf, ſo mild war ſein Necken, wo immer er menſchliche Fehler und Schwächen entdeckte. Und wie ſpitz er auch ſeine Pointen gab, ſo war es ſtets der Grundton einer verſöhnlichen Liebe, der ſeine Gedichte und ſeine Proſa durchklang. Wenn er ſeinen „Fritz Tintenklecks“ die größten Unarten begehen ließ, ſchien er doch mit verſtändnisvollem Lächeln noch die Partei des übermütigen Jungen zu nehmen. Und wenn „Geheimrats-Jette“ in urkräftigſtem Berlinertum auf die Frau Geheimrätin ſchalt oder ſämtlichen Waffengattungen der Reſidenz in ſchnellſter Reihenfolge Quartier in ihrem geräumigen Herzen gab, ſo konnte und wollte der Dichter ſeine Sympathie mit der drallen Köchin durchaus nicht hinter „moraliſcher Entrüſtung“ verbergen. Immer ſchlug ſeine Menſchenliebe durch, ſeine humane Auffaſſung vom Rechte der Perſönlichkeit und eine tief eingewurzelte Neigung, jeden nach ſeiner Faſſon ſelig werden zu laſſen.

Richard Schmidt-Cabanis hat dieſe humoriſtiſchen Typen ebenſo wie die politiſche Satire im „Ulk“ gepflegt, dem er ſeit dem Anfang der achtziger Jahre als Mitarbeiter, nach dem Tode Siegmund Habers längere Jahre auch als Chefredakteur angehörte. Aber auch zahlreiche Bücher, die weite Verbreitung gefunden haben, bezeugen das friſche und frohe Talent des Toten. Viel geleſen ſind ſeine „Peſſimiſtbeetblüten jüngſtdeutſcher Lyrik“, glückliche Traveſtien der ſog. Moderne, nicht minder ſeine Freimaurergedichte „In der Bruderkette“ und ſein Zyklus „Stechpalmenzweige“, in dem er in „bewaffneten Friedensgedichten“ der Idee des Weltfriedens feurig das Wort redete. „Lachende Lieder“, „Nervöſe Humoresken“ und viele andere Editionen zeigen weiterhin, wie vielſeitig und ſchlagkräftig ſeine vis comica geweſen iſt.

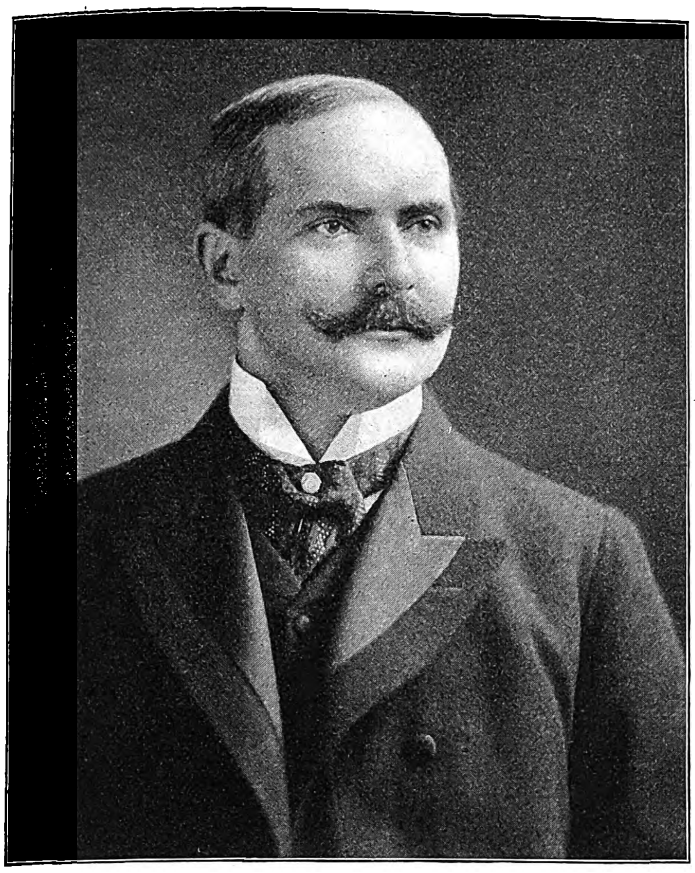
Schmidt-Cabanis, ſeit langer Zeit kränklich, hat ein Alter von 65 Jahren erreicht. Er war geborener Berliner und Sohn eines Kanzleirats; mütterlicherſeits entſtammte er der Refugiéfamilie Cabanis, die Willibald Alexis in einem ſeiner hiſtoriſchen Romane verewigt hat. Urſprünglich zum Buchhändler beſtimmt, folgte er als Jüngling einer Neigung zur Bühne. Vom preußiſchen Hofſchauſpieler Berndal ausgebildet, betrat er in Köln und Roſtock die Bühne als Darſteller ernſter Charakterrollen. Aber Krankheit zwang ihn, dem Theaterberuf Ade zu ſagen. Während langer körperlicher Leiden erwachte der ſchlummernde Trieb zur dichteriſchen Geſtaltung in ihm. Nach der Rückkehr zur Bühne, kurz darauf von neuem erkrankt, lenkte er endgültig in die Bahn des Schriftſtellers ein. Er wurde Redakteur an der „Berliner Montagszeitung“, in der damals Adolf Glaßbrenner, „der Vater des Berliner Witzes“, ſeine Einfälle wie funkelnde Raketen aufſprühen ließ. Als dieſes Blatt nach Glaßbrenners Tode in das von Rudolf Moſſe herausgegebene „Deutſche Montagsblatt“ überging, wurde auch Schmidt-Cabanis dem genannten Verlag gewonnen und eine Hauptkraft des „Ulk“.

Dem Dahingeſchiedenen folgt nun der Dank und die Erinnerung all der weiten Kreiſe, die er ſich durch ſeinen ehrlichen Wahrheitsmut und durch die Fülle ſeines Humors zu Freunden gemacht hat.

F. E.



Vom Carlshorſter Rennplatz: Der Ritt



Geh. Ober-Regierungsrat Theodor Lewald,

Kaiſerlich Deutſcher Reichskommiſſar für die Weltausſtellung in St. Louis 1904.

Nach einer Photographie der Tonnelé Company in Neuyork.

Vom Carlshorſter Rennplatz.

Der Ritt durch den See.

Seit Eröffnung der ſchnell volkstümlich gewordenen Hindernisrennbahn Carlshorſt bei Berlin findet alljährlich im November ein langes Rennen über 7500 m (= eine deutſche Meile) ſtatt, deſſen Kurs durch den ſog. See führt. Dieſes Rennen wird von Herrenreitern im roten Rock geritten und hat noch niemals ſeine Anziehungskraft auf die Berliner verfehlt. In dichten Scharen ſtrömen — das ſchlechteſte Wetter macht gar keinen Eindruck — die ſport- und wettluſtigen Zuſchauer von allen Seiten herbei, alle Sonderzüge und nicht minder die Vorortzüge ſind übervoll, und auf allen Plätzen wimmelt es. Die Zaungäſte auf den Sandhügeln hinter der Niederſchleſiſchen Eiſenbahn und am Waldrande bei Sadowa haben ſich natürlich nicht zu knapp an Zahl eingefunden, und tauſendfältiges Stimmengeräuſch ſchwirrt bei den Tribünen und am Sattelplatz. Beſſeres Publikum, viele Damen des hohen Adels und der Geldbarone, eine große Anzahl Offiziere aller Grade und Waffengattungen, vorwiegend natürlich der Reiterei, beleben den Plan vor der Klub- und erſten Tribüne. Auf dem Sattelplatz muſtert man mit Kennermiene die Pferde, tauſcht Meinungen aus und läßt ſich „todſichere" Tips von Stalljungen oder „Tippverſchleißern" zuraunen. Von dem großen Fuchs dort, der ſo phlegmatiſch, beinahe gähnend, einherſchreitet, will man wiſſen, daß er waſſerſcheu iſt, und dem tänzelnden Braunen da ſagt man nach, er wäre ein arger rogue, ein Verbrecher, der ſich gern ſeitwärts in die Büſche ſchlägt oder vor einem Hindernis ſtehen bleibt. Der Goldfuchs, der ſo temperamentvoll ſchreitet, iſt der „Waſſerfavorit", d. h. der geht durch dick und dünn, und ihn will man als Leithammel ſozuſagen zuerſt in die „Pfütze" ſteigen laſſen. Bekanntlich brauchen die Herren der Schöpfung ebenfalls einen Leithammel, warum ſollen alſo die Pferde darauf verzichten? Jener Eiſenſchimmel iſt ebenfalls ein „Seepferd", doch ein gefährliches, denn das erquickende Naß zwingt ihn ſtets auf die Knie, er wälzte ſich am liebſten, wenn ihn nicht der Sporn und die Peitſche des Reiters zwängen, das naſſe Element ſo raſch als möglich zu überwinden. Einzelne Racker bocken plötzlich, die recht kalte Erfriſchung beſagt ihnen durchaus nicht, und manch ein Reiter, der nicht aufgepaßt hat, ſchwimmt plötzlich neben dem Gaul. Im Sommer dieſes Jahres hatte der ſtets ſo rührige Vorſtand des Hindernis-Rennvereins ein Seerennen über 5000 m geſchaffen. Dies zog natürlich ebenfalls großen Beſuch an. Große, herbe Enttäuſchung zeigen ſtets die Mienen der Gäſte, und unzufriedene Urteile werden laut, wenn kein Reiter ins Waſſer fällt. „Eener wenigſtens hätte uns doch den Jefallen dhun können, wenn ooch man bloß zum Schein, und rinnkullern — nee, wofor zahl' ik denn meine fünf Jroſchen?" räſoniert dann eine alte Turfmadame und findet allſeitigen Beifall.

Bei einem ſolchen Hindernisrennen durch den See geht es immer feierlich zu, und wenn erſt die den etwa 10 bis 12 Morgen großen See bevölkernden Schwäne mit ihrem Nachwuchs in die Bucht getrieben ſind und das Läuten zum Satteln ertönt, wird es noch ernſthafter. Die Nummern mit den Namen der Reiter ſind aufgezogen, am prozentfreſſenden Toto klappern die Maſchinen, und die Kaſſierer rufen: zweimal ſieben — einmal eins uſw. Gar viele ſind bereit, ihrer Meinung klingenden Ausdruck zu geben, die geeichten plungers aber nehmen den Buchmacher für voll, d. h. wie ſie glauben. Jetzt ſetzen ſich die Reiter vom Sattelplatz in Bewegung und paradieren vor den Tribünen. Prinz Friedrich Leopold, der mit ſeiner Gemahlin ſtets den Carlshorſter Rennen beiwohnt, tritt aus dem Hintergrund des Kaiſerpavillons hervor und muſtert das bunte Feld. Nach dem Nehmen einer Hürde und einem kleinen Aufgalopp verfügen ſich die Reiter gemächlich zum Start. Es dauert nicht lange, alle Pferde kennen ja in- und auswendig den Zauber und ſtehen ruhig; ſobald aber der Starter die rote Flagge ſenkt, geht es im kurzen Jagdkanter los. Der Sprung Rehe, zwei Böcke und drei Damen, der ſchon ſeit Jahren auf der Rennbahn ſeinen Stand hat, äugt neugierig aus dem ſchützenden Boskett den Enteilenden nach und trollt dann nach einem anderen Teile ſeiner Domäne — ein entzückender Anblick! Einzelne Haſen machen einen match unter ſich aus, und ein Volk Rebhühner, aufgeſchreckt vom ſtampfenden Roſſeshuf, ſucht unter Kiri, Kiri das Weite. Das Feld hat inzwiſchen flott reitend zum zweitenmal die Hinderniſſe vor den Tribünen glatt überwunden und biegt nun in die Schleife ein. Am Eiſenbahnfließ bekommt der Braune ſeine Mucken und refüſiert, wodurch er zwei Kollegen zu gleicher Schandtat verführt, doch werden ſchließlich alle drei hinübergezwungen und nachgeritten. Der Haupttrupp nähert ſich dem See. Ein Summen geht durch die Zuſchauerreihen. Ha, jetzt ſteigt der „Leithammel" ins Naſſe, der Schimmel macht einen Satz, daß das Waſſer hoch aufſpritzt, andere Pferde galoppieren hindurch und, horch, ein ſchmetterndes Lachen, ein wahres Freudengeheul ertönt vom dritten Platz, denn ein Reiter, und gerade der Getippteſte aller Getippten, hat ſich von ſeinem Pferde „getrennt" und ein Vollbad genommen. „Der See muß ſeine Opfer haben!" Große Heiterkeit herrſchte auch bei dieſer Szene von 1902 unter den oberen Zehntauſend, und ein gekröntes Haupt aus Süddeutſchland, deſſen Ahne der „Graf im Bart" iſt, lachte herzlich und unterhielt ſich nachher liebenswürdig mit dem Waſſerhelden. Das Pferd durchforſchte noch den See nach allen Richtungen, ehe es per Kahn zu ſeiner Pflicht zurückgeführt wurde. Meiſter Koch, der ſo viele intereſſante Momente der Wirklichkeit abgelauſcht hat, verſtand es auch diesmal, im Bilde den „See-Augenblick" prächtig zu geſtalten und die Erinnerung an ſo viele ſchöne Rennen wachzurufen ſowie die Hoffnung auf noch kommende ereignisreiche Waſſerfreuden zu erwecken.

Nach dem anſtrengenden Ritt wurden nicht nur die erſten drei durch ſpontane Huldigungen ausgezeichnet, ſondern alle Reiter, auch der ins Waſſer gefallene, der, ſchneidig wie ſtets, auf dem eingefangenen Pferd trotz naſſen Rockes die Reiſe beendet und noch das Ziel paſſiert hatte.

B. H.

Das Deutſche Haus auf der Weltausſtellung in St. Louis 1904.

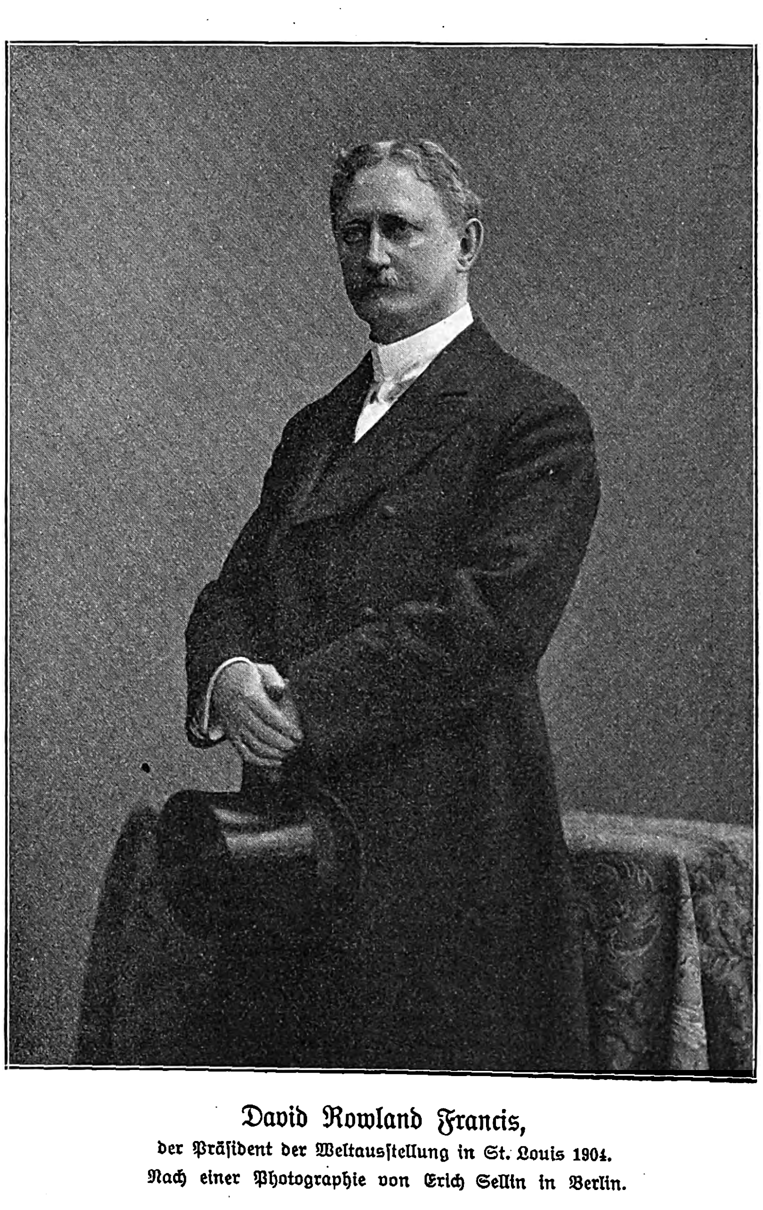
So wird es alſo daſtehen! Und da mögen wir uns denn, jeder für ſich, über die Art, weshalb der Charlottenburger Schloßbau als Wahrzeichen deutſcher Kunſt gewählt ſei, abfinden. Es iſt ſo, und damit genug. Wir erhalten in dem Deutſchen Hauſe die Kunſt um die Wende des ſiebzehnten Jahrhunderts zum achtzehnten; oder genauer in dem Kuppelaufbau. Dieſer iſt die vollkommene Nachbildung der Charlottenburger, die von Eoſander v. Goethe entworfen iſt. Der eigentliche Baukörper iſt in dem Grundriß und der Innenausbildung eine Schöpfung Bruno Schmitz'. Nach außen iſt die Faſſadendurchbildung gewiſſermaßen dem Sinne nach in der der Kuppel adäquaten Bauformen durchgeführt. Um die Baumaſſe herauszureißen, hat dann Schmitz an dem Kuppelturm die Fenſter fortgelaſſen. Im Inneren wird der Repräſentationsraum die ganze vornehme Pracht des achtzehnten Jahrhunderts, wie wir ſie in den königlichen Schlöſſern zu Berlin und Charlottenburg bewundernd in uns aufnehmen, entfalten. Dieſe feine, in höfiſcher Luft geborene Saalarchitektur, in Schnallenſchuh und Seidenſtrümpfen, eine Kunſt, innerhalb welcher ſich das junge, kraftvoll emporſchnellende Königtum am wohlſten fühlte, wird den amerikaniſchen Beſucher ohne Zweifel bezaubern und ihm die lange Kulturarbeit Deutſchlands ſo augenſcheinlich nahe führen, daß der Reſpekt vor der Tradition dieſes Reiches nicht ausbleiben wird, wenn es noch nötig ſein ſollte.

Eine Reihe mächtig ſich entwickelnder Prachträume wird der Repräſentation gewidmet ſein. Die Treſſenkammer, die Galerie, die Brandenburger Kammer, die Eingangshalle, ſie alle werden nur dieſem einen Zwecke dienen: würdig den Eintretenden zu empfangen, um ihn in einen Raum zu ſtellen, der nur durch ſeinen architektoniſchen Rahmen das Impoſante der künſtleriſchen Tradition des Kontinents und insbeſondere Deutſchlands beweiſt. Und wer weiß, ob nicht gerade dieſe abſichtlich hingeſtellte Hofarchitektur und die damit zuſammenhängende Kultur, die man nicht gegen den Dollar eintauſchen kann, das pſychologiſch Richtigſte geweſen iſt. — Anſchließend an das Deutſche Haus und mit ihm durch Laubengänge verbunden, liegt an ſeiner Rückfront das Deutſche Reſtaurant, eine ſehr fein aus dem Dresdener Belvedere entwickelte Bauidee. An dieſer Stelle, wo keine Kompromiſſe geſchloſſen werden mußten, iſt ein kleines architektoniſches Meiſterwerk entſtanden; ſo duftig, ſo graziös und in der ganzen Stimmung eine ſo fein abgetönte Gemütlichkeit, daß uns ganz warm wird. Im Grundriß eine Säulenſtellung im Halbkreis mit parallel ziehendem Gange bildet den großen Reſtaurationsſaal; die Säulen tragen eine Kuppel. In der Höhe des Widerlagers über den Säulen zieht ſich eine Galerie hin, die ſich zu einem Muſikpodium erweitert; zugleich befinden ſich auf dieſer Galerie Ausgangstüren nach außen zu einer Terraſſe, die durch die Decke des ſich zu der Säulenſtellung parallel ziehenden Ganges gebildet wird. Der Saal erhält durch dieſe Löſung neben intereſſanten maleriſchen Durchblicken eine Anzahl heimlicher Kojen und Niſchen, die für den Reſtaurateur äußerſt wichtig ſind, und erfüllt ſo zu gleichen Teilen das äſthetiſche und praktiſche Bedürfnis. Durch die Reſtaurationsgebäude und die verbindenden Laubengänge aus dem Deutſchen Haus, durch Gartenarchitektur, Terraſſen und Treppenanlagen wird das Ganze zu einer mächtigen Bauanlage, die bei weitem an Größe das Deutſche Haus der Pariſer Ausſtellung zurückläßt. Da außerdem der geſamte Gebäudekomplex auf einer Anhöhe, dem ſog. German Hill, der höchſten Erhebung im Ausſtellungsgelände, liegt, ſo wird ſeine Wirkung, herausgehoben aus einer vergleichenden Nähe der übrigen Ausſtellungsbauten, nicht verloren gehen können. An das Deutſche Haus anſchließend, zieht ſich in weitem Bogen eine große Promenadenterraſſe, deren Mittelachſe zugleich die der ganzen Ausſtellung iſt. Der Grundriß iſt von einer frappierenden Klarheit, ſo daß es auch dem Unbeholfenen nicht ſchwer fallen wird, ſich in deren gewaltigen Gebäudemaſſen zurecht zu finden. In Verbindung mit den eigentlichen Ausſtellungsgebäuden ſteht die Gruppe der bundesſtaatlichen Gebäude. Über dieſe ein andermal.

Leo Nacht.

Die leitenden Perſönlichkeiten der Weltausſtellung in St. Louis 1904.

Wie in dieſen Tagen nunmehr geſetzlich feſtgeſtellt iſt, wird die Weltausſtellung in St. Louis am 30. April 1904 eröffnet werden. Der Eröffnungstermin hat eine Zeitlang geſchwankt. Jetzt aber, da Tag und Stunde greifbar vor uns liegen, iſt es auf einmal, als ob das ungeheuere Weltweſen am Miſſiſſippi aus dem Dunkel in das helle Licht trete und die erſten Wehen des Weltausſtellungsfiebers rings um den Erdkreis rollen. Wo man auch hinſchaut in die großen Betriebe der Induſtrie und der Kunſt, überall regen ſich tauſend Hände in fieberhafter Geſchäftigkeit für „the World's Fair", für den Weltjahrmarkt. Aber mögen auch Unzählige mit tauſend Händen arbeiten, ſo gibt es in Amerika und in Deutſchland doch nur einen, der tatſächlich mit tauſend Köpfen denkt und lenkt und organiſiert. Das ſind die leitenden Perſönlichkeiten der Weltausſtellung, deren Bildniſſe wir heute vorführen, und zwar das des Präſidenten David Rowland Francis, President of the Louisiana Purchase Exposition Company, wie ſein



David Rowland Francis,

der Präſident der Weltausſtellung in St. Louis 1904.

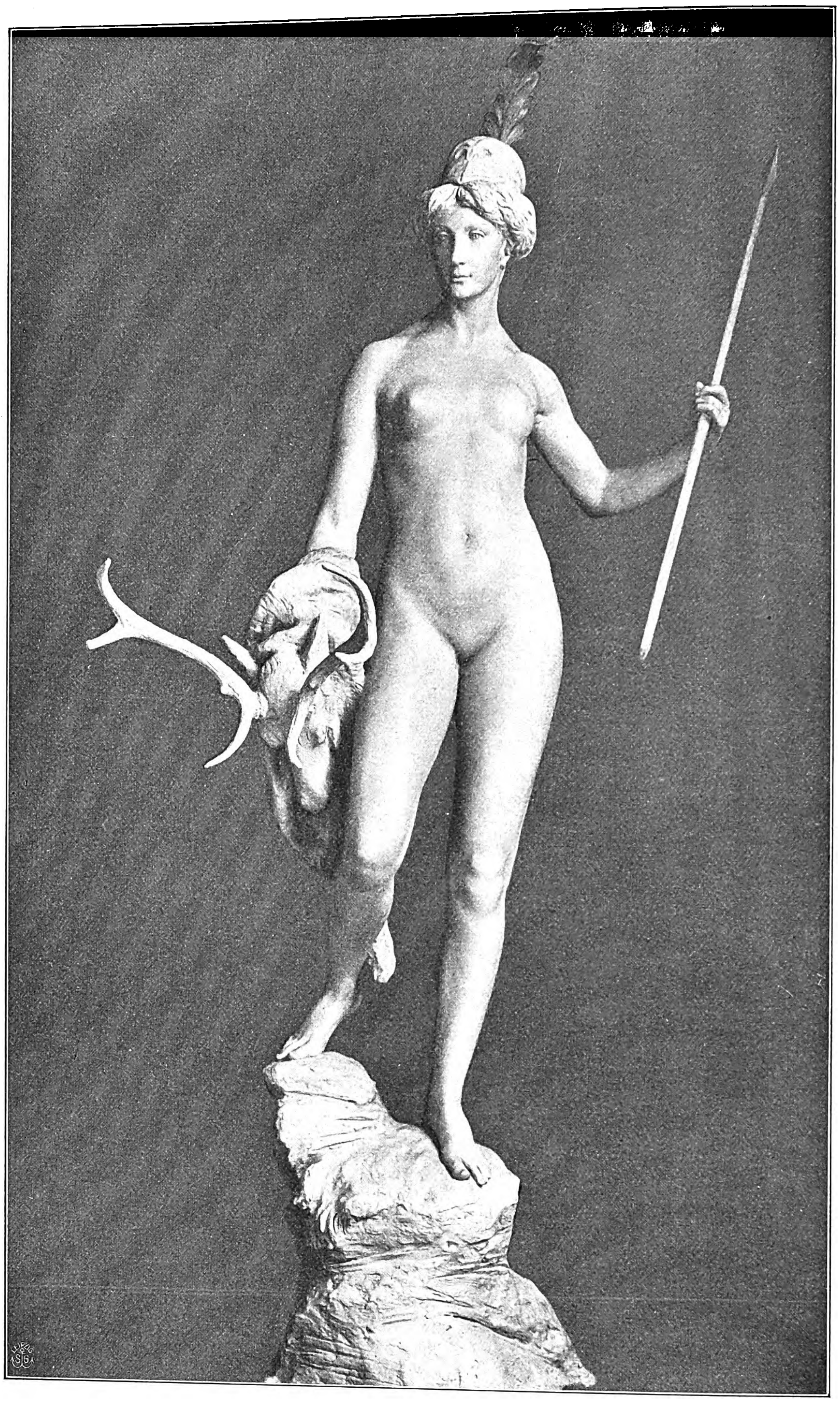
Nach einer Photographie von Erich Sellin in Berlin.

offizieller Titel lautet, und das Bildnis des Geh. Ober-Regierungsrats Theodor Lewald, des Kaiſerlich Deutſchen Reichskommiſſars.

Was dieſe beiden Männer, die uns in Weltausſtellungsdingen die nächſten und greifbarſten ſind, in wenigen Monaten zu leiſten und zu vollbringen haben, davon kann man dem Laien in wenigen Worten ſchlechterdings kein Bild geben. Es ſind Millionen Fäden, die durch eine Hand laufen, es ſind Hunderttauſende von Wünſchen, Forderungen, Rückſichten, Widerſpenſtigkeiten, Eiferſüchteleien uſw., die friedlich unter einen Hut zu bringen, die alle in Harmonie zu einem gewaltigen Ganzen, zu einer einzigen weltbewegenden Repräſentationstat zuſammenzuſchweißen ſind. Solche Männer müſſen gewiß auf geiſtig hoher Warte ſtehen, müſſen einen klaren Blick, kaltes Blut, Nerven von Stahl und eine unerſchütterlich feſte Hand haben. Und das trifft bei dem Präſidenten ſowohl wie bei dem Reichskommiſſar in hohem Maße zu. Der eine iſt ein in allen Sätteln gerechter Amerikaner und der andere ein ausgezeichneter Beamter, der ſeine organiſatoriſchen Fähigkeiten ſchon auf zwei Weltausſtellungen geübt und erprobt hat. Zur Einführung einer ganzen Reihe von Betrachtungen über die Weltausſtellung wollen wir heute mit einer kurzen Schilderung des Lebenslaufes jener beiden leitenden Perſönlichkeiten beginnen.

David Rowland Francis iſt ohne Zweifel die geiſtig wie ſtaatsmänniſch bedeutendſte Perſönlichkeit in dem Staate Miſſouri und der Stadt St. Louis, und nicht minder groß und erfolgreich iſt er als Geſchäftsmann, was ja in Amerika durchweg den Ausſchlag zu geben pflegt. Am 1. Oktober 1850 zu Richmond im Staate Kentucky geboren, ſteht Francis in der Vollkraft ſeiner Jahre und auf der Höhe einer glänzenden Laufbahn. Seine Vorfahren ſowohl väterlicher- wie mütterlicherſeits gehörten zu den erſten und hervorragendſten Anſiedlungspionieren in Kentucky, und weiterhin zurück läuft der Stammbaum von Francis nach Virginia und Schottland. Seine Schulbildung erhielt Francis in ſeiner Vaterſtadt und in St. Louis; zu Waſhington beſuchte er die Univerſität und promovierte im Jahre 1870. Danach ſchlug er die kaufmänniſche Laufbahn ein, betätigte ſich als Schiffsprediger, begründete 1877 ein Getreidegeſchäft und ſieben Jahre ſpäter die wohlbekannte D. R. Francis and Bro. Commiſſion Company. Sein kaufmänniſches Genie förderte ihn in demſelben Jahre 1884 zum Präſidenten der Börſe in St. Louis ſowie zum Direktor großer Eiſenbahngeſellſchaften und Banken; ebenſo trat er an die Spitze der Wohlfahrtseinrichtungen jener Stadt, deren Mayor er ſchon 1885 wurde, und deren Finanzen er in großartiger Weiſe reorganiſierte. Dieſe Erfolge alle kamen Schlag auf Schlag. Kaum hatte er St. Louis in die Reihe der erſten und beſtfundierten Städte der Union geſtellt, ſo wurde er 1888 als Kandidat der Demokratiſchen Partei zum Gouverneur des Staates Miſſouri gewählt. Auch hier hatte er dieſelben großen Erfolge, namentlich auf dem Gebiet des Schul- und Hochſchulweſens, ſo daß ſeine Verwaltung ſeither als ein Muſter gilt. Nach Ablauf ſeines Amtes widmete ſich Francis wiederum den Geſchäften, bis er 1896 vom Präſidenten Cleveland zum Staatsſekretär des Inneren berufen wurde; auch in dieſer hohen Stellung verſagte die ihm eigene Tatkraft und Initiative großer Gedanken nicht. Trotz des Übermaßes der Geſchäfte, die auf ihm laſteten, fand er Zeit und Muße, ſtaatsmänniſche Probleme zu löſen, ſich in Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft zu betätigen und alle jene Eigenarten zu pflegen, die einen hochgeſtellten Mann zieren. Er gilt als ein glänzender Redner, als überzeugter Demokrat und als eine natürliche und liebenswürdige Perſönlichkeit. Angeſichts dieſes außerordentlichen Lebenslaufes iſt es wohl begreiflich, daß Francis mit abſoluter Einſtimmigkeit zum Organiſator und Leiter des Rieſenunternehmens der Weltausſtellung berufen wurde. Und dieſer ſchwierigen Aufgabe nahm er ſich vom erſten Tage mit einer ſolchen Tatkraft und Zielſicherheit an, daß die Amerikaner ſchon heute eines großen Erfolges der Weltausſtellung ſicher ſind.

Dem Kaiſerlich Deutſchen Reichskommiſſar Geh. Ober-Regierungsrat Theodor Lewald liegt eine hohe Verantwortung ob. Es gilt, das deutſche Preſtige, das auf der Weltausſtellung in Chicago begründet und dann in Paris geſteigert wurde, nicht nur zu wahren, ſondern auch weiter zu fördern und abermals mit allen Kräften zu erhöhen, damit im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten dem Deutſchtum möglichſt unbegrenzter Spielraum dauernd eröffnet werde. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird Geheimrat Lewald die gewaltige Aufgabe zu löſen wiſſen. Denn er iſt ein Mann jener preußiſch-deutſchen Initiative, die ſich durch nichts verblüffen läßt, auch nicht durch all dieſe Parteiungen, partikulariſtiſchen Strömungen und feindlichen Gegenſätze, unter denen ſich die Entwicklung des deutſchen Weſens gar ſchmerzhaft vollzieht. Theodor Lewald wurde 1861 zu Berlin geboren als Sohn eines der angeſehenſten Rechtsanwälte. Mit ſiebzehn Jahren begann er in Berlin das Studium der Rechts- und Staatswiſſenſchaften, das er in Leipzig und Heidelberg fortſetzte. Als er 1885 zur Verwaltungslaufbahn überging, eröffneten ſich ihm ſofort die günſtigſten Ausſichten. Als Regierungsaſſeſſor kam er 1888 an das Oberpräſidium der Provinz Brandenburg. Drei Jahre ſpäter wurde er in das Reichsamt des Inneren berufen, vertrat 1893 den Regierungskommiſſar Wermuth in Berlin und ging im Oktober desſelben Jahres als „Assistant commissioner“ nach Chicago, wo er unter Dr. Richter an den Auflöſungsarbeiten der deutſchen Abteilung mitwirkte, worauf er 1894 zum Regierungsrat befördert wurde. Schon 1896 wurde Lewald zum ſtellvertretenden Reichskommiſſar der Pariſer Weltausſtellung ernannt und nahm vom erſten bis zum letzten Tage weſentlichen Anteil an allen Arbeiten; insbeſondere organiſierte er die künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Abteilungen. Die Pariſer Weltausſtellung förderte ihn ſchnell in ſeiner Laufbahn; bereits 1898 wurde er zum Geh. Regierungsrat und Vortragenden Rat im Reichsamt des Inneren und nach ſeiner Rückkehr von Paris 1901 zum Geh. Ober-Regierungsrat ernannt. Lewald ſteht als organiſatoriſche Kapazität gerade für wiſſenſchaftliche Beſtrebungen in Berlin in hohem Anſehen. In dieſem Sinne bewährte ſich ſeine Begabung bei der Ausſendung und Ausrüſtung der deutſchen Südpolarexpedition, deren ganze Angelegenheit er adminiſtrativ geleitet hat. Seine Verdienſte wurden von Kaiſer Wilhelm am Tage der Ausreiſe der Expedition durch eine Ordensauszeichnung anerkannt. Auch bei ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Unternehmungen des Reiches wurde Geheimrat Lewald mit wichtigen Funktionen betraut. So iſt er Präſident des Kuratoriums der Phyſikaliſch-techniſchen Reichsanſtalt und Vorſitzender des Kuratoriums der Kaiſerlichen Zentralſtation für Erdbebenforſchung zu Straßburg i. E. Sonſt betätigte ſich Lewald ſchriftſtelleriſch auf volkswirtſchaftlichem Gebiete; als Schriftführer des Volksheilſtättenvereins vom Roten Kreuz hat er ſich beſondere Verdienſte um die Bekämpfung der Tuberkuloſe als Volkskrankheit erworben. Geheimrat Lewald fußt auf reichen Erfahrungen im Ausſtellungsweſen, und gerade ſeine Vielſeitigkeit macht ihn geeignet, die induſtriellen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Erſcheinungen zu einem einheitlichen Geſamtbild für St. Louis auszugeſtalten. Dabei wohnt ſeinem Weſen bei einer friſchen und beherzten Entſchiedenheit ein perſönlicher Zauber inne, der ſchon die Franzoſen entzückt und der auch bereits in Amerika bei der Feſtſetzung der Präliminarien große Dienſte geleiſtet hat, ſo daß wir mit beſter Zuverſicht der neuen Weltausſtellung entgegenſehen dürfen. -r.



Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunſtausſtellung: Hochjagd.
Marmorfigur von Norbert Pfretzſchner.
Nach einer Photographie von Fr. Linkhorſt in Halenſee.

Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunſtausſtellung.

Hochjagd.

Marmorfigur von N. Pfretzſchner.

Durch das von ihm geſchaffene Denkmal Jung-Bismarcks, das die deutſchen Korpsſtudenten ihrem berühmteſten einſtigen Genoſſen auf der Rudelsburg am Ufer der Saale errichteten, iſt Norbert Pfretzſchner, der aus Kufſtein gebürtige, ſeit geraumer Zeit in Berlin anſäſſige Bildhauer, in weiteſten Kreiſen bekannt geworden. Begründet aber hat er ſeinen Ruf nicht durch dieſes friſch und keck erdachte Werk monumentaler Kunſt, ſondern vornehmlich durch die an das Weidwerk anknüpfenden plaſtiſchen Darſtellungen bald realiſtiſch, bald mehr ideal gehaltenen Gepräges, mit denen er, ſelber ein begeiſterter Freund der Jagd und ein Kenner jedweden jagdbaren Wildes, ſchon früh hervortrat, um immer wieder mit ausgeſprochener Vorliebe auf derartige Vorwürfe zurückzukommen. In der Gruppe der berittenen, mit dem Spieß gegen einen Bären ausholenden jugendlichen Jägerin, der er den Jagdruf „Jo ho rido“ als Titel gab, gelang ihm auf dieſem Gebiet eine beſonders anſprechende Arbeit voller Leben und Bewegung bei trefflich geſchloſſener Kompoſition. Von der Jagd und ihrer Luſt redet auch wieder die auf der diesjährigen Berliner Ausſtellung vorgeführte lebensgroße Marmorfigur, die der Künſtler „Hochjagd“ benennt.

Gedacht iſt ſie als der bekrönende obere Abſchluß einer gefälligen, in das Grün eines Parks ſich einfügenden Brunnenanlage. Über einem flachen, von niedriger Plattform getragenen Waſſerbecken von ovalem Grundriß läßt der Bildhauer als Rückwand ein von zwei nach rechts und links hin ausgeſchwungenen Seitenwangen eingefaßtes und gleich ihnen mit ornamentalem Laubwerk verziertes vierſeitiges Poſtament von mäßiger Höhe und auf ihm als Träger der in der Abbildung von uns wiedergegebenen Figur einen zweiten, von Voluten umrahmten Sockel emporſteigen, deſſen Mitte ein die Waſſerſtrahlen in das Baſſin ergießender Eberkopf ſchmückt. So ſcheint die nackte Jägerin, die ſchnellen Fußes dem Wild nacheilte, das ſie erlegt hat, nun zur erquickenden Quelle niederzuſchreiten, und mit dem ſprudelnden Brunnen wird dadurch die Statue nicht bloß kompoſitionell, ſondern auch gedanklich verbunden. In ihrer ganzen Auffaſſung, in der Schlankheit der Glieder, in der zierlichen Bewegung und in dem leiſen Lächeln, das den von welligem Haar umrahmten Kopf umſpielt, erinnert ſie unwillkürlich an die dem achtzehnten Jahrhundert entſtammenden Göttinnen, deren Marmorleiber in den Gärten von Verſailles und Fontainebleau zwiſchen Bäumen und Büſchen hervorſchimmern. Die Vergoldung des antiken Helms mit der aufwärts gebogenen, gleich einem Eichblatt gezackten Feder, des Gehörns des Rehbocks, deſſen Kopf und Fell ſie mit der Rechten trägt, und des mit grünem Tannenbruch gezierten Jagdſpießes, den die Linke umfaßt hält, iſt darauf berechnet, die dekorative Wirkung der Geſtalt durch das Hinzutreten farbigen Reizes zu ſteigern. F.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— Das Komitee für das in Stuttgart geplante Reformationsdenkmal hat jetzt beſchloſſen, dasſelbe nach einem von Theodor Fiſcher vorgelegten Entwurf ausführen zu laſſen.

— In Strehlen iſt ein vom Bildhauer W. Goerling modelliertes Standbild Kaiſer Wilhelms I. enthüllt worden.

— Auf dem Löhrsplatz zu Leipzig iſt ein von zwei Bürgern der Stadt geſtifteter, von dem Bildhauer Max Unger entworfener Zierbrunnen zur Aufſtellung gelangt.

— Eine Ausſtellung ihrer neuſten Erwerbungen hat die Berliner Nationalgalerie eröffnet. An der Spitze ſtehen zwei Werke Böcklins, ein Porträt des Bildhauers Joſeph Kopf und ein aus den fünfziger Jahren ſtammendes Bild „Centaur und Nymphe“, in dem die Figurengruppe als Staffage behandelt iſt, die tieftönige Waldlandſchaft aber noch leiſe an Schirmer, den einſtigen Lehrer Böcklins, anklingt. Dazu geſellen ſich eine „Landſchaft vom Schlierſee“ als treffliche Arbeit des in der Sammlung bisher noch unvertretenen eigenartigen Müncheners Karl Haider und in dem Bilde „Rinder auf ſonniger Weide“ von Karl Zügel ein Meiſterwerk großzügiger, lichtdurchtränkter Freilichtmalerei. Mit beſonderer Genugtuung begrüßt man endlich zwei Bilder des jetzt erſt bei uns bekannter werdenden Spaniers Francisco Goya, eines der früheſten Begründer moderner Malerei. Das eine, das unter dem Titel „Maibaum“ eine prächtige ſpaniſche Volksſzene ſchildert, wird als Geſchenk des verſtorbenen Alfred Krupp, das andere, ein „Stiergefecht“ voller lebendigſten Lebens, als Geſchenk des Frhr. v. Biſſing bezeichnet. An Handzeichnungen und Aquarellen ſind dazu Blätter von Schadow, Menzel, Feuerbach, Joſeph Anton Koch, Overbeck, Schwind, Cornelius, Pettenkofen, Schmitſon, Chriſtoph Erhard und Chriſtian Reinhart erworben worden. Zu der Sammlung von Bildwerken treten hinzu eine Büſte der Königin Luiſe von G. Schadow, die „Diana“ von Brütt, die „Frühlingstraum“ betitelte Halbfigur eines jungen Mädchens von Canonica, eine weibliche „Idealbüſte“ von Geyger und der „Sandalenbinder“ von Nikolaus Friedrich.

— Ihre diesjährige Winterausſtellung hat die Berliner Sezeſſion am 14. November eröffnet. Sie umfaßt rund 1200 Arbeiten, darunter Kollektionen von Auguſte Rodin, Aubrey Beardsley, Hans v. Marées, Turner, Whiſtler, Israels, Besnard, Zorn, Larſſon, Orlik, Liebermann, Leiſtikow, Käte Kollwitz, Slevogt, Kalckreuth u. a., ſo daß ſie eine an künſtleriſchem Intereſſe außerordentlich reiche Veranſtaltung darſtellt.

— In Ed. Schultes Kunſtſalon wird dem Berliner Publikum Arnold Böcklins „Schloß von Piraten erobert und in Brand geſteckt“, die 1886 entſtandene reifſte und künſtleriſch packendſte Bearbeitung des vorher ſchon in den Jahren 1858, 1859 und 1872 von dem Künſtler behandelten Motivs, vorgeführt. An den verſtorbenen Paſſini erinnert daneben die figurenreiche, 1874 vollendete „Prozeſſion“. Mit ganzen Kollektionen ſind die Schweden Kallſtenius und Anshelm-Schultzberg erſchienen, erſterer ein Meiſter feinſter, poeſieerfüllter Landſchafts-ſtimmungen, für die er das Dämmerlicht bevorzugt, um ab und zu den pittoresken Eindruck durch die Anlage der Kompoſition zu ſteigern, die von einer mächtigen Tanne oder einem dunkel aufſteigenden Kirchturm durchſchnitten wird, der andere ein unvergleichlicher Maler der nordiſchen Schneelandſchaft in jeder Art wechſelnder Beleuchtung. Mit tüchtigen, jedoch etwas nüchternen Figurenbildern großen Maßſtabs geſellt ſich dazu Guſtav Wentzel in Chriſtiania. Alfred Öſteritz in Berlin ſowie Hermann Völkerling und Ludwig v. Senger in München intereſſieren durch eine ſtark ins Zeug gehende Farbenfreude, der es an Feinheit ſo wenig wie an Energie fehlt. Richard Müller in Dresden, deſſen „Mann in der Pelzmütze“ ein außerordentliches zeichneriſches Können und zumal in den Details des Interieurs eine ungewöhnliche Kunſt fein vollendender maleriſcher Durchführung bekundet, ſchweift in originellen Zeichnungen aus dieſem Gebiet des Realismus nicht ungeſchickt auf das einer traumhaften Phantaſtik, die doch den realen Boden des Naturſtudiums unter ſich behält. Eine große Reihe von Originalblättern Ed. Thönys vertritt die Kunſt dieſes hochbegabten „Simpliziſſimus“-Zeichners.

— Seine fünfte Jahresausſtellung hat der Verein Frankfurter Künſtler in den Räumen des Kunſtvereins zu Frankfurt a. M. eröffnet. Vertreten ſind in ihr als bekannteſte Meiſter H. Thoma, Steinhauſen, Trübner, Ferd. Brütt, J. Bergmann, Rudolf Gudden, Herterich und die Bildhauer Boſſelt und Kowarzik ſowie der Radierer Mannfeld.

— Ihre achte Ausſtellung hat die Münchener Künſtlervereinigung Phalanx am 12. November in der Helbingſchen Kunſthandlung eröffnet.

— Bei Ed. Schulte in Köln iſt das neueſte Werk Ed. v. Gebhardts zur Ausſtellung gelangt. Es behandelt die „Bergpredigt“, die der Künſtler ſchon einmal in kleinerem Maßſtabe ſchilderte, in einem umfangreichen Gemälde von weſentlich veränderter Kompoſition. Auf einer herbſtlichen Waldhöhe iſt zahlreiches Volk in mittelalterlichem Koſtüm gelagert, in deſſen Mitte Chriſtus aufrecht ſtehend predigt. Von alter Kraft iſt die eindringende, ſeeliſch belebte Charakteriſtik der Geſtalten, während in der maleriſchen Behandlung das Moment der Farbe gegen die Betonung des Zeichneriſchen zurücktritt.

— In dem von E. A. Seemann in Leipzig veranſtalteten Wettbewerb für Originalradierungen und Originalholzſchnitte, zu dem 365 Arbeiten, darunter etwa 100 Holzſchnitte, eingeliefert wurden, fiel der erſte Preis von 800 ℳ Hermann Reifferſcheid in München zu. Den zweiten erhielt Karl Hofer in Rom, den dritten Marie Stein in Oldenburg, den vierten Martha Cunz in St. Gallen.

— Dem am 10. November eröffneten Germaniſchen Muſeum des Harvard College in Cambridge bei Boſton, das als Geſchenk Kaiſer Wilhelms eine reiche Sammlung von Abgüſſen deutſcher Bildwerke aus der Zeit des Mittelalters bis auf Schadow erhalten hat, iſt am gleichen Tage die Urkunde über eine im Anſchluß an dieſes kaiſerliche Geſchenk von privater Seite bewerkſtelligte Stiftung überreicht worden, die aus 55 galvanoplaſtiſchen Nachbildungen hervorragender Stücke alter deutſcher Silberſchmiedearbeit aus dem Beſitz von Muſeen, Rathäuſern, Innungen und fürſtlichen Schlöſſern nebſt einigen Proben kirchlicher Kunſt beſteht. Unterſtützt wurde das Unternehmen durch den Kaiſer, die Könige von Sachſen und Württemberg, den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, den Herzog von Anhalt und die Muſeen von Berlin, München, Nürnberg und Frankfurt a. M. Vor ihrer Abſendung nach Amerika ſind dieſe Stücke jetzt zunächſt im Lichthof des Berliner Kunſtgewerbe-Muſeums zu einer glänzend inſzenierten, an einigen Tagen auch abends zugänglichen Ausſtellung vereinigt worden.

— Für das deutſche Kunſtgewerbe wird auf der Weltausſtellung zu St. Louis ein Repräſentationsgebäude nach dem Entwurf von Bruno Möhring in Berlin errichtet werden. Die Vorhalle desſelben wird mit Goldmalereien von Ötken ausgeſtattet und ſoll außerdem Wiederholungen der nach Entwürfen desſelben Künſtlers im Auftrag Kaiſer Wilhelms für die Kemenate der heil. Eliſabeth auf der Wartburg hergeſtellten Moſaikbilder aufnehmen.

— Der Vorſtand der deutſchen Kunſtabteilung auf der Weltausſtellung zu St. Louis hat beſchloſſen, dem Architekten Wilhelm Kreis die Ausſtattung des Veſtibüls und des Hauptſaals zu übertragen, die übrigen Räume aber an andere Künſtler zu vergeben.

— Von der Jury der Internationalen Kunſtausſtellung zu Venedig ſind Große Goldene Medaillen dem Belgier Claus, dem Franzoſen La Touche, dem Schotten Lavery, dem Schweden Zorn, den Deutſchen Lenbach und Schramm-Zittau ſowie den Italienern Fragiacomo, Tito und Sartorio und den Bildhauern Bialetti und Trentacoſte zuerkannt worden.

Theater und Muſik.

— Das Stadttheater in Hamburg brachte zur Feier des Geburtstages Schillers die dramatiſche Dichtung „Semele“ und das Luſtſpiel „Der Neffe als Onkel“ zur Aufführung, die vor vollem Haus guten Erfolg hatte. — Im Deutſchen Schauſpielhaus ging zum erſtenmal das neue einaktige Versluſtſpiel „Wenn wir altern“ von O. Blumenthal in Szene und erweckte lebhaften Beifall. Auch das folgende neue Schauſpiel „Das heilige Leben“ von Hennie Raché gefiel zum Teil dem Publikum.

— Die neue Komödie „Der Sturmgeſelle Sokrates“ von H. Sudermann brachte es im Neuen Theater zu Leipzig zu keinem größeren Erfolg. Der Schlußakt fand nur wenig Beifall, der nicht ohne Widerſpruch blieb. Einige zu poſſenhafte Szenen des ſatiriſchen Stückes, die karikierende Charakteriſtik und manche Tiraden der Sturmgeſellen beeinträchtigen die Wirkung. Den Darſtellern gelang das Komiſche am beſten.

— Das neue Volkstheater in München wurde mit einer gelungenen Aufführung des Schillerſchen Trauerſpiels „Kabale und Liebe“, das mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde, eröffnet. Der Vorſtellung gingen ein Prolog und die „Feſtouvertüre“ von A. Lortzing voraus. — Im Reſidenztheater erzielte das neue Luſtſpiel „Das große Geheimnis“ von P. Wolf (deutſch von M. Schönau) nur mäßigen Erfolg.

— Mit dem neuen dreiaktigen Schwank „Fidele Geiſter“ von M. Schleſinger wurde im Reſidenztheater zu Köln lebhafter Beifall hervorgerufen. Am meiſten erheiterten die tollen Verwirrungen in einem Heiratsbureau.

— Das neue Schauſpiel „So ich dir“ von Paul Lindau trug im Interimshoftheater zu Stuttgart viel Beifall davon. Der anweſende Verfaſſer wurde mehrmals gerufen.

— Grillparzers Tragödie „Die Ahnfrau“ wurde im Hoftheater zu Karlsruhe zum erſtenmal mit Zugrundelegung des Originalmanuſkripts zur Aufführung gebracht.

— Im Stadttheater zu Straßburg i. E. hatte das neue, durch poeſievolle Sprache ausgezeichnete Drama „König Artur“ von Fritz Lienhard guten Erfolg.

— Ein neues Volksſtück „Ein Wiener Fabrikmädel“ von Fritz Lunzer fand bei dem Publikum im Jantſch-Theater zu Wien Zuſtimmung. — Dagegen wurde der übermütige neue Schwank „Achtundvierzig Stunden Urlaub“ von B. Buchbinder abgelehnt. Beſonders erregte ein diebiſcher Offiziersburſche, der ſich auf der Bühne entkleidet, Anſtoß. — Dem Raimund-Theater war die Aufführung eines neuen Volksſtückes „Liebesſünden“ von Werkmann durch die Zenſur verboten, aber das Verbot iſt wieder aufgehoben worden.

— In Paris iſt eine neue Bühne gegründet worden, die den Titel Viktor-Hugo-Theater führt. Ein neues Versluſtſpiel „Kadett Rouſſel“ von Jacques Richepin wurde dort mit Erfolg aufgeführt. Namentlich erweckten einige harmlos komiſche Szenen Heiterkeit. Auch das neue Luſtſpiel „Die Pfade der Tugend“ von Flets und Caillaver gefiel dem Publikum im Nouveautés-Theater. — Im Antoine-Theater wurde das deutſche Stück „Der grüne Papagei“ von Artur Schnitzler mit freundlichem Beifall aufgenommen.

— Die Komödie „Kaltwaſſer“ von L. Fulda fand im Deutſchen Theater zu London lebhaften Beifall.

— Das Karl-Weiß-Theater zu Berlin brachte eine neue Ausſtattungsoperette „Die kleine Braune“ von Lvovsky zur Aufführung, die dem Publikum gefiel. Das Stück ſpielt in Samoa, wo zwei luſtige Berliner Kinder unter den braunen Naturkindern ihre Scherze treiben.

Im Stadttheater zu Bremen kam zum erſtenmal eine einaktige „geſprochene“ Oper „Liebesmorgen“ von Theod. Gerlach zur Aufführung. Das mit ſinniger und charakteriſtiſcher Muſik ausgeſtattete Werk mit den melodramatiſchen, nach Heines Dichtung „Die Nordſee“ ausgearbeiteten Szenen brachte es nicht zu ſtärkerem Beifall.

— Eine neue Spieloper „Das Stelldichein“ von Alphonſe Maurice ging zum erſtenmal im Stadttheater zu Kolmar i. E. in Szene und erweckte Beifall.

— Die neue Operette „Das Marktkind“ von Auguſt Stoll (Text von Blau und Tauſſtein) erzielte nur mäßigen Beifall im Carl-Theater zu Wien. In der Muſik gefiel am beſten ein ungariſches Tanzlied.

— Ein neues Männerchorwerk, betitelt „All-Deutſchland“ von Artur v. Holwede (Text nach einem Gedicht von Hermann Bender bearbeitet), iſt kürzlich vollendet worden. Das Wirkungsvollſte in dem Werke iſt der mit den Worten Bismarcks „Wir Deutſche fürchten Gott, aber ſonſt nichts in der Welt“ ausklingende Schlußchor.

Sport und Jagd.

— Zu Carlshorſt fanden am 5. November mehrere Unfälle ſtatt, zum Glück für die Reiter ohne ſchwere Folgen. Die Fünfhundert Kronen, 5000 ℳ und 2540 ℳ Platzgelder, Strecke 5000 m, gewann Leutn. F. A. v. Goßler auf dem 6j. br. W. Serio Comic, von St. Serf-Comic Song. Das Buchen-Jagdrennen, Preiſe 2400 ℳ, Strecke 4000 m, holte ſich Leutn. v. Roſenberg auf des Leutn. R. v. Tiedemann 4j. br. H. St. Goar, von Gouverneur-Santaella. Im Rekrutierungsrennen, Preiſe 5000 ℳ, für Zweijährige, Strecke 1200 m, ſchlug des Capt. Joë dbr. H. Fortunio, von Cowl-Forecaſt, die Gegner. Am 9. fand das beim Publikum ſo beliebte Parforce-Jagdrennen, Hirſchfänger dem ſiegenden Reiter und 5000 ℳ ſowie 5000 ℳ Platzgelder, Strecke 7500 m, Kurs durch den See, ſtatt. Es ſchien, als ob ganz Berlin ſich auf der volkstümlichen Bahn ein Stelldichein gegeben hätte, und die Zuverſicht des Publikums wurde auch reich belohnt. Das im roten Rock gerittene Parforce-Jagdrennen war, wenngleich nur ſieben Reiter daran teilnahmen, ein ſchönes Rennen, auch in bezug auf das Tempo, 11:48. Als Sieger ging der Zweite aus der Großen Pardubitzer Steeplechaſe, des Grafen O. v. Weſtphalen a. F.-W. Doſſier, von Ascold-Coraline, unter der geſchickten Steuerung des Leutn. Grafen A. zu Eulenburg (2. Garde-Ul.) hervor. Zweiter wurde Leutn. v. Schlick auf des Rittmſtr. v. d. Kneſebeck 6j. br. W. Serio Comic. Prinz Ludwig von Bayern, der paſſionierte Sportsman, konnte das Eichenhain-Jagdrennen, Preiſe 3000 ℳ, Strecke 3000 m, mit ſeiner 3j. br. St. Alaswinda, von Bandit-Alicia, die Leutn. v. Bachmayr ritt, überlegen gewinnen. Den Preis der Zweijährigen, 4000 ℳ, Strecke 1400 m, holte ſich des Fürſten zu Hohenlohe-Öhringen dbr. H. Contento, von Satiety-Simplicity.

— Kronprinz Wilhelm ſtieg am 7. November bei einem Meeting des Berlin-Potsdamer Reitervereins abermals zu Pferde und focht auf ſeinem a. ſchwbr. W. Toogood im Manöver-Jagdrennen über 4000 m einen ſcharfen Endkampf mit Leutn. Grafen W. v. Königsmarck auf dem a. F.-H. Freedom aus und wurde nur um Halslänge geſchlagen.

— Die deutſchen Renntermine für 1904 liegen nunmehr im Entwurf vor und rufen überall freudige Genugtuung hervor; denn endlich hat Hoppegarten ſeine Sonntage, und zwar den 1. und 8. Mai, 12. Juni, 17. Juli, 11. und 18. September, als Renntage erhalten. Hoffentlich bekommt Carlshorſt ebenfalls ſeine Sonntage; bis jetzt iſt nur der Pfingſtmontag vermerkt.

— Der ſechzig Jahre alte, als ſchneidiger Reiter in Deutſchland und England berühmte Graf Zdenko Kinſky ſtieg am 1. November zu Pardubitz in den Sattel der a. F.-St. Hanna (Halbblut) und gewann die Jesnitſchaner Steeplechaſe, Preiſe 2600 Kronen, Strecke 4000 m, unter ſtürmiſchem Beifall der Zuſchauer. Am 5. errang zu Wien im Prater-Handikap, Preiſe 6000 Kronen, Strecke 1600 m, für Zweijährige, des Hrn. A. Dreher br. St. Zarina, von Tokio-Zofe, leicht mit zwei Längen den Sieg.

— Das auſtraliſche Derby zu Melbourne am 31. Oktober, für Dreijährige, Strecke 2400 m, Zeit 2 : 36,$_{2}$, Wert etwa 200 000 ℳ, gewann des Sir Rupert Clarke br. H. F. J. A., von Wallace-La Tosca, leicht mit dritthalb Länge gegen ſeine Stallgefährtin, die br. St. Sweet Nell u. a. m. Aus dem Melbourne Cup, Preis 100 000 ℳ, Strecke 3200 m, Handikap, am 3. November ging des Mr. J. Mayo 3j. dbr. H. Lord Cardignan, von Poſitano-Lady Trenton, als Sieger hervor.

— Der Prix Talion, 5000 Frs., für Zweijährige, Strecke 2000 m, zu Foreſt in Belgien wurde am 1. November mit zwei Längen von des Monſ. F. Brugmann F.-St. Zara, von Trazegnies-Zella, errungen.

— Im Prix Mondeville zu Paris-St. Ouen am 3. November, Wert etwa 16 100 Frs., Steeplechaſe, für Dreijährige, Strecke 3300 m, zeigte des Monſ. Ch. Liénart dbr. H. Voleur, von Le Pompon-Volontaire, die beſte Form. Zu Marſeille behielt am 5. im Prix Delahaute, Wert 15 000 Frs., für Zweijährige, Strecke 1800 m, des Monſ. J. M. de Goyenèche br. H. Xyphims II, von Tantale-Tibalba, das Heft in der Hand.

— Zu Birmingham triumphierte am 3. November in der Autumn Handicap Plate, Wert 11 000 ℳ, Strecke 1600 m, des Sir W. Ingram 5j. dbr. H. Cottager, von Common-Marguerite, ſehr leicht. Zu Lingfield ſchlug am 6. in den London and Brighton Stakes, Wert 13 700 ℳ, Strecke 1200 m, des Sir R. Waldie Griffith 3j. br. H. Akbar, von Ladas-Vitula, die anderen leicht mit drei Längen.

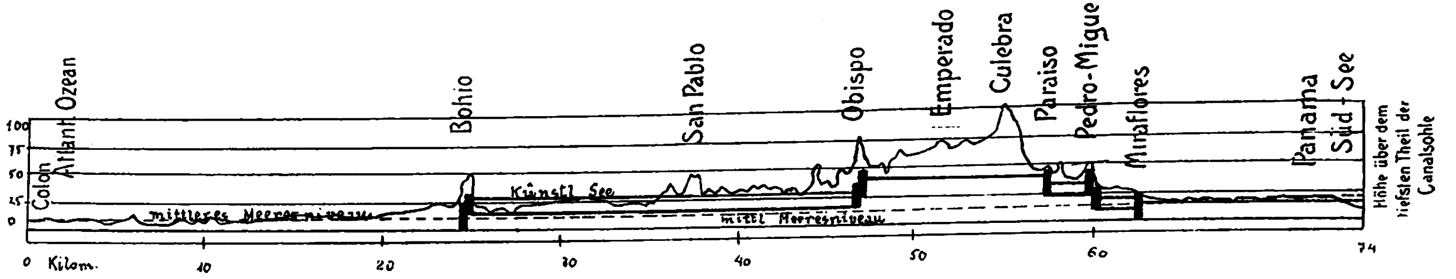
— Das Große November-Handikap, Preiſe 2000 ℳ, Strecke 2700 m, zu Weißenſee bei Berlin am 4. November errang des Hrn. O. Perner 10j. ſchw. H. Guy Baron (2840 m) in 4 : 16,$_{7}$, und im Großen November-Handikap der Zweijährigen, Preiſe 2000 ℳ, Strecke 1500 m, ſiegte des Hrn. L. Bormann br. H. Amri (1620 m) in 2 : 46,$_{8}$.

— Das Großfürſt-Dmitri-Konſtantinowitſch-Trabrennen zu St. Petersburg am 20. Oktober a. St., Preis 5523 Rub., für Vier- und Fünfjährige, Strecke 1600 m, erſtritt des Hrn. M. W. Abbei 4j. Sch.-H. Abſurd in 2 : 27,$_{7}$.

— Zu Münſter i. W. gewann am 1. November Willy Arend (vier Punkte) gegen Rütt (fünf Punkte) und Wichelmann (neun Punkte) einen Dreiermatch. Die Meiſterſchaft von Weſtfalen für Motor-Zweiräder bis zu 60 kg Gewicht, über 10 km, holte ſich Straßburger aus Bochum in 12 : 43,$_{4}$ auf einem Neckarſulmer. Die beiden Dauerfahrten über 10 und 20 km erſtritt Bäcker aus Dortmund in 13 : 57,$_{8}$ und 25 : 02,$_{2}$.

— Zu Paris ſchlug am 2. November auf der Buffalobahn Jaquelin (45 m) im Vorgabefahren über 804 m in 0 : 59,$_{4}$ mit Halbradlänge Henri Mayer (0). Im 20-km-Fahren mit Schrittmachern ſiegte Cornet in 17 : 44,$_{3}$. Der Caſſignard-Preis, 16 039 m, ohne Schrittmacher, fiel an Henri Mayer in 25 : 07,$_{2}$. Das Kraftradrennen über 10 000 m gewann Devilly in 9 : 49,$_{2}$.

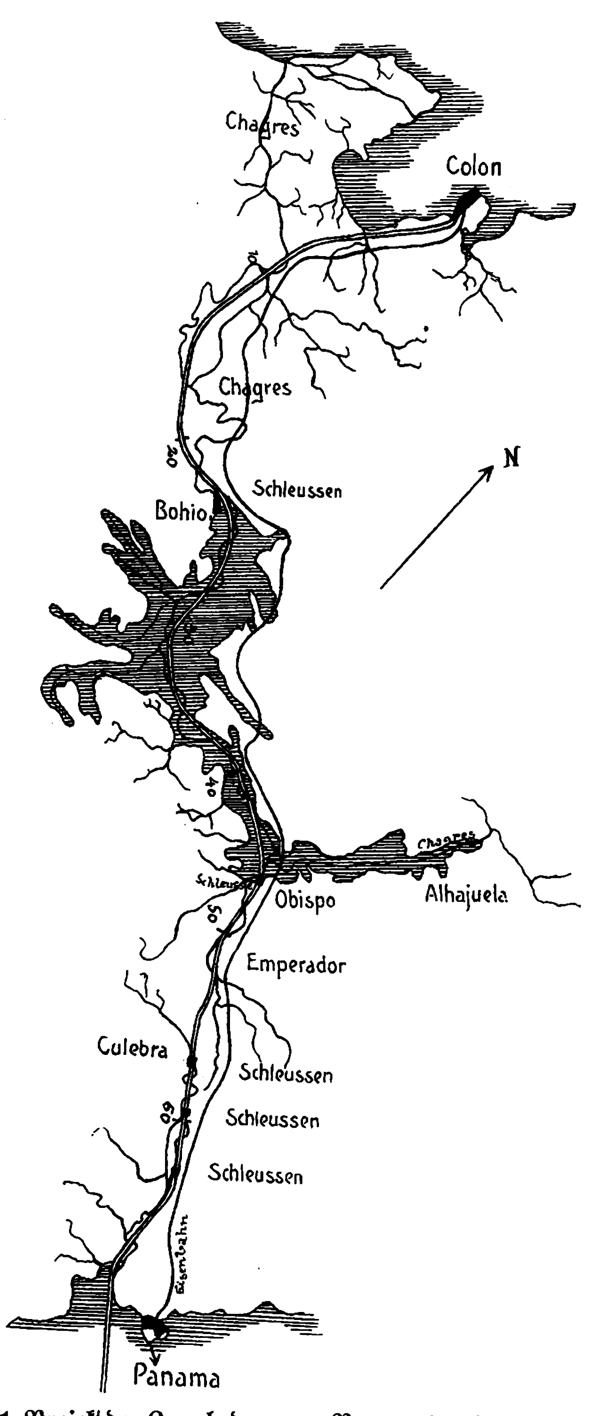
— Kronprinz Wilhelm von Preußen und des Deutſchen Reiches erlegte im Oſtharz während der diesjährigen Hirſchbrunſt drei gute jagdbare Hirſche und einen älteren Hirſch, der nur ein Geweih von ſechs Enden trug. Der Kronprinz führte zum erſtenmal eine Fernrohrbüchſe, Repetiergewehr von 8 mm Kaliber, und entwickelte eine ſolche Treffſicherheit, daß keine Nachſuche nötig war.



2. Projekt des Panamakanals der neuen Panamakanal-Geſellſchaft.

Der Panamakanal.

Es iſt ein ganz und gar naturgemäßes Streben des Weltverkehrs, ſich möglichſt kurze, wohlfeile und ununterbrochene Handelswege zu ſichern. Während man nun früher, in Zeiten tieferer Kultur, die uferloſen Weiten der Weltmeere als ein unüberwindliches Hindernis empfinden mußte, hat der gewaltige Aufſchwung der letzten Jahrhunderte, haben Dampf und Elektrizität uns gelehrt, daß jene Waſſermaſſen nicht trennen, ſondern verbinden, daß ſie ein überaus praktiſches und billiges Mittel gewähren, von Land zu Land, von Volk zu Volk die leichten, unſichtbaren Fäden des Welthandels zu ſpannen, in deſſen Fußſtapfen Kultur und Fortſchritt, materielles und geiſtiges Wohl einherziehen. So iſt denn in den letzten Jahrzehnten des zu Ende gegangenen Jahrhunderts ein immer lauterer und mächtigerer Ruf nach neuen Waſſerſtraßen ausgegangen von allen Edelvölkern der Erde. Viel haben auch hier menſchlicher Geiſt und menſchliche Schaffenskraft zu erreichen gewußt. Und doch, wie viel iſt auch da noch den Nachkommen vorbehalten geblieben, wie viel harrt noch unausgeführt ſeines Bezwingers!



1. Projekt des Kanals der neuen Panamakanal-Geſellſchaft.

Zu den weltbewegenden Problemen auf dieſem Gebiet gehört die in den letzten Wochen wieder einmal auf der Tagesordnung ſtehende „Iſthmusfrage“. Hoffentlich geht ſie diesmal endlich ihrer endgültigen Erledigung entgegen. Es iſt eine lange Reihe von Tatſachen, welche zu dem gegenwärtigen Stand der Angelegenheit, der auf eine blutige Entſcheidung hinauszudrängen droht, geführt haben. Wie bekannt, iſt nämlich laut den letzten Nachrichten ein von Kennern der dortigen Verhältniſſe längſt vorhergeſehener Fall eingetreten. Das Departement Panama der Republik Kolumbien hat ſich im geheimen Einverſtändnis mit den Vereinigten Staaten von Amerika für unabhängig erklärt. Der Grund hierfür iſt die Ablehnung der Panamakanalvorlage durch den Senat Kolumbiens. Was dieſen zu einem ſcheinbar ſo unmotivierten Vorgehen bewogen hat, iſt leicht aus folgendem zu erſehen.

Einige Zeit nach dem Zuſammenbruch der alten Leſſeps-Geſellſchaft nämlich hatte ſich (1894) eine neue gebildet, die hauptſächlich aus den — meiſt franzöſiſchen — Gläubigern der früheren beſtand und zugeſtandenermaßen bloß den Zweck hatte, die Arbeiten in möglichſt geringen Dimenſionen weiterzuführen, um die bis Ende Oktober 1910 reichende Konzeſſion nicht zu verlieren und das vorhandene bewegliche und unbewegliche Material vor dem Verfall zu bewahren, in der ſtillen Hoffnung, das Ganze bei Gelegenheit an Private oder die Vereinigten Staaten von Amerika ſelbſt günſtig loszuſchlagen. Tatſächlich erwies ſich denn auch dieſe Spekulation als vollkommen richtig. Nach langem Schwanken über die Zweckmäßigkeit der zu wählenden Routen für den künftigen Zwei-Meer-Kanal ernannte die Union eine Studienkommiſſion, die — es war vor etwa drei Jahren — mit einem Stabe von faſt zweihundert Ingenieuren ſich an die Arbeit machte, die in Betracht kommenden Projekte eingehend prüfte und alle bis auf das der neuen Panamageſellſchaft verwarf. Nur als Eventualerſatz blieb das ſo lange heiß umſtrittene Nicaraguakanal-Projekt erhalten. Maßgebend für dieſe Entſcheidung waren teils Koſtenfragen, teils geologiſche Erwägungen, ſchließlich auch die Abſicht, der urſprünglichen, nur bei Panama durchführbaren Idee eines ſchleuſenloſen interozeaniſchen Kanals, wie ihn ſchon Leſſeps gewünſcht hatte, die Möglichkeit einer wenn auch ſpäteren Verwirklichung nicht zu nehmen.

So entſchied man ſich denn in den Vereinigten Staaten zum Ankauf der Panamageſellſchaft. Doch dieſe ſtellte anfangs ſo unerfüllbare Bedingungen (109 Mill. Doll.), daß die Verhandlungen abgebrochen und erſt wiederaufgenommen wurden, als das Angebot auf 40 Mill. Doll. ermäßigt worden war. Nun ſtand der Ausführung des Projektes nichts mehr im Wege als die Zuſtimmung der kolumbiſchen Regierung zu dieſer Beſitzübertragung. Es wurde denn auch in der Tat bald darauf von der Union mit dem Präſidenten von Kolumbien, Marroquin, ein Präliminarvertrag geſchloſſen, der gegen einmalige Zahlung von 10 Mill. Doll. und eine jährliche Rente von 250 000 Doll. das Kanalterrain auf ſechs Meilen Breite mit Übertragung aller Hoheitsrechte für hundert Jahre an die Vereinigten Staaten von Amerika verpachtete. Während aber das Repräſentantenhaus den von ſeinem Präſidenten geſchloſſenen und von der Staatenregierung längſt bewilligten Vertrag ratifizierte, verſagte der Senat ſeine Zuſtimmung. Was die Folge davon war, zeigte ſich bald. Die Union, nicht imſtande, auf geradem Wege ans Ziel zu gelangen, veranlaßte unter der Hand die Unabhängigkeitserklärung Panamas und hat den neuen Staat auch ſchon in aller Form Rechtens anerkannt. Daß der Kanal damit endgültig geſichert iſt, verſteht ſich von ſelbſt.

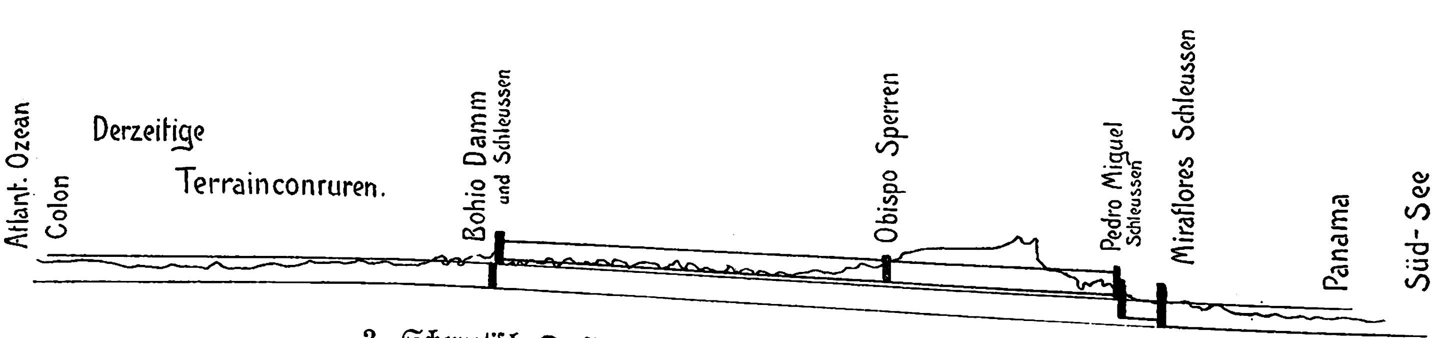
Was nun die techniſche Seite der zu erbauenden Waſſerſtraße betrifft, ſo liegen die Dinge bei weitem nicht ſo ungünſtig, wie vielfach angenommen wird. Faſt 40 Proz. der auszuführenden Arbeiten ſind ſchon beendet, und der Kanal iſt, nach dem Bericht der ſchon erwähnten Walker-Kommiſſion, in acht bis zehn Jahren mit einem Koſtenaufwand von nicht mehr als 102 Mill. Doll. durchführbar. Das von der neuen Panamageſellſchaft akzeptierte Projekt (Abbild. 2) wurde mit nur wenigen Abänderungen zur Annahme empfohlen und dürfte auch tatſächlich ausgeführt werden. Es reduziert die Anzahl der Schleuſen und verlegt dadurch die oberſte Scheitelſtufe zwiſchen Bohio und Pedro-Miguel auf 25 bis 29 m. Weiter ſoll auch die Tiefe der Waſſerrinne bis auf 10,$_{70}$, ſtatt wie bisher projektiert auf 9 m, durchgeführt werden. Eine der ſchwierigſten Aufgaben beim Bau des neuen Kanals iſt die Regulierung des Chagresfluſſes (Abbild. 1). Bei Bohio und Alhajuela iſt die Anlage von zwei großen Staudämmen nötig, wodurch ein großer künſtlicher See (mittlere Niveauhöhe ü. d. M. 17,$_{9}$ m) geſchaffen wurde, der von Bohio bis Obispo reichen wird. Der Bohiodamm müßte bei einer Höhe von 23 m über dem Flußbett eine Länge von faſt 400 m, der von Alhajuela bei 285 m Länge eine Höhe von 41 m aufweiſen. Der Kopfpunkt des Kanals am Atlantiſchen Ozean iſt Colon. Bis zu den Doppelſchleuſen von Bohio führt er auf eine Länge von 24 km im Meeresniveau. Durch eine zweite Schleuſenanlage bei Opispo wird die Waſſerſcheide erklommen. Nun wird auf eine Diſtanz von 8 km die Traſſe bis Paraiſo auf gleicher Höhe fortgeführt, um in zwei Abſätzen bei Miraflores wieder das Meeresniveau zu erreichen.

Günſtig für die Anlage eines Schleuſenkanals war die geologiſche Beſchaffenheit des Terrains, die die Fundierung der Kammern auf feſtem Felsboden geſtattete. Die Größenverhältniſſe derſelben ſind: Länge 234,$_{5}$ m, Breite 25 m und die Tiefe der durchgehenden Kanalſohle. Das modifizierte Projekt der Iſthmian Canal Commiſſion ſchlägt nun folgende Traſſe vor (Abbild. 3): Von der 11-m-Linie in der Simonbai aus wird ein zunächſt an der Sohle 150 m breiter Kanal ausgebaggert, der in einer leichten Kurve bis innerhalb des noch von der alten Panamageſellſchaft errichteten Dammes zu führen iſt. Nun verläuft die Traſſe in einer nach rechts gekrümmten Kurve, wo zeitweiſe eine Sohlenbreite von 240 m normiert iſt, um ein Baſſin zum Wenden der Fahrzeuge zu ſchaffen. Von hier an verringert ſich dieſelbe bis auf 45 m. Bei den Bohioſchleuſen, die die Schiffe auf eine durchſchnittliche Höhe von faſt 26 m heben werden, beginnt der künſtliche Bohioſee. Auf eine Strecke von insgeſamt 20,$_{8}$ km verläuft nun der Kanal in dem neuen Waſſerbecken, das auch als Ankerplatz dienen wird. Kaum 1,$_{5}$ km weiter befinden ſich die Obispoſperren. Hier iſt der höchſtgelegene Teil der Traſſe, und es ſoll bei einer durchweg eingehaltenen Sohlenbreite von 45 m die Sohle zeitweiſe bis auf 86 m unter der natürlichen Oberfläche liegen. Dieſer Teil des Kanals dürfte wohl die größten Schwierigkeiten bieten, da die auszuhebenden Maſſen zum allergrößten Teil aus Fels und verhärtetem Ton beſtehen. Die Schleuſenanlagen von Pedro-Miguel und Miraflores bewerkſtelligen den Abſtieg zum Niveau der Südſee.

Durch die projektierten Dimenſionen wird die Benutzung des Kanals auch den größten Seedampfern möglich ſein. Was ſpeziell ſeine Bedeutung für die Unionſtaaten betrifft, ſo ſeien folgende Erwägungen geſtattet: Dieſes Staatengebilde, das in der Welt in bezug auf natürliche und künſtliche Waſſerſtraßen faſt einzig daſteht, hat von jeher einen Mangel ſchwer empfunden, den eines direkten Waſſerweges zwiſchen Weſten und Oſten. Bis heute haben ſich die Weſthäfen der Union am Stillen Ozean, deren Wirtſchaftsgebiet nach dieſem Weltmeere hin die Größe von annähernd 800 000 engl. Quadratmeilen erreicht, in nur geradezu erſchreckend geringem Maße an dem Geſamthandel der Republik beteiligt. So betrug dieſer noch im Jahre 1897 kaum 5,$_{69}$ Proz. der ganzen Ausfuhr und Einfuhr. Auch die Schiffahrt iſt in ganz unverhältnismäßiger Weiſe zurückgeblieben. Die meiſten Waren haben gegenwärtig den langen und koſtſpieligen Landweg nach dem Oſten zu machen. Die nationale Verteidigung hat hier ihre ſchwächſten Seiten aufzuweiſen, da die ungeſchützten Häfen des Weſtens jeder feindlichen Flotte ausgeſetzt ſind, bis die Oſtflotte nach Wochen auf dem Kampfplatze erſchienen iſt. Man ſieht alſo: Gründe genug, die Union zur ſchleunigen Abhilfe dieſer Übelſtände zu veranlaſſen. Denn wenn der Weſten auch nicht durch die Eröffnung des Kanals jenen plötzlichen Aufſchwung wird nehmen können, wie ihn der Oſten vor nicht allzulanger Zeit der ſtaunenden Mitwelt vor Augen führte, ſo ſind doch die Vorteile, welche die durchgehende Waſſerſtraße von Oſt nach Weſt den Unionsſtaaten bietet, geradezu immenſe. Und was eine geſunde und weitausſchauende Entwicklung der Verkehrswege für ein Land bedeutet, hat insbeſondere die große Republik über dem Ozean ſchätzen und hochhalten gelernt. Aber auch für das alte Europa iſt der bevorſtehende Umſchwung der Verhältniſſe nicht gering. Wenn auch der Weg nach Oſtaſien nach wie vor über Suez gehen wird, ſo eröffnet ſich doch dem in neue Bahnen geleiteten Weltverkehr eine ganze Reihe reicher und bisher ſchwer zugänglicher Gebiete, beſonders an der Weſtküſte des Südkontinents, die durch die neue Waſſerſtraße ſich an den großen allgemeinen Handelsweg angliedern ſowie dem Kulturkampf ſich erſchließen werden und dem flutenden Strome der Zeit.

So wird denn binnen kurzem der ſchon ſeit Jahrhunderten herbeigeſehnte Augenblick herannahen, an dem von einer ſtarken, ſtrebenden Nation der Grundſtein gelegt wird zu energiſcher, zielbewußter, fördernder Arbeit, zu einem Weltpfad von Meer zu Meer! Möge ihm bald das Ende folgen, der Eintritt der erſten Schiffskoloſſe des Oſtens in das Stille Weltmeer durch den jungen Kanal!

Wien. Karl Figdor.



3. Schematiſche Darſtellung des neuen Panamakanal-Projekts.

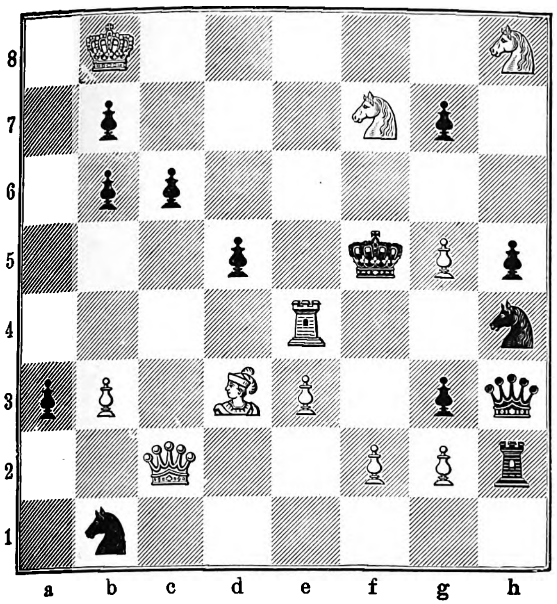
Schach.

Aufgabe Nr. 2949.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Von A. F. Mackenzie in Kingston.

Schwarz.



Weiß.

Vorſtehende Aufgabe, die im Turnier des „Literary Digeſt“ ehrend erwähnt wurde, wirkt beſonders durch ihren effektvollen Einleitungszug, den der Autor allerdings zum Teil nur auf Koſten des übrigen Inhalts des Problems durchführen konnte. Ein Vergleich mit der nachfolgenden älteren Typenaufgabe, die eine ähnliche Idee in einfacher Darſtellung bringt, dürfte die Löſer intereſſieren.

Von Dr. H. v. Gottſchall in Görlitz.

Weiß: K. g 7. L. c 5, d 3. S. e 5, f 6. B. f 4, g 3.
Schwarz: K. e 6. L. e 2. B. b 7, c 7, f 3, h 5.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Auflöſungen.

Nr. 2937. Motto: „8 hvita och 12 svarta“. 1. T. a 4, D. d 6 2. D. e 4 † uſw.; auf 1. . . ., S. a 4: folgt 2. D. g 7 † uſw.; auf 1. . . ., S. c 6 2. D. g 3 † uſw.; auf 1. . . ., K. d 5: 2. D. e 4 † uſw.; auf 1. . . ., T. h 3: (~) 2. d 4 † uſw.

Eingeſendet von F. Walz in Ludwigsburg, A. Wichmann in Steinwedel, Fr. Baumgarten in Wien, K. in S., D. W. Weigt in Brieg, D. Müller in Olmütz, K. Seeberger in Znaim, S. Stern in Brod, J. Raykowſki in Kulm.

Löſung der Typenaufgabe. Motto: „Ninni“. 1. S. e 5, S. e 5: 2. S. e 6 † uſw.; auf 1. . . ., K. e 3 folgt 2. S. c 6: uſw.; auf 1. . . ., K. e 5: 2. D. g 7 † uſw.; auf 1. . . ., K. c 5: 2. D. c 4 † uſw.; auf 1. . . ., L. g 5: 2. D. c 4 † uſw.; auf 1. . . ., L. a 2 2. S. c 6 † uſw. Anderes ähnlich.

Eingeſendet von K. Seeberger in Znaim, J. Raykowſki in Kulm, Fr. Baumgarten in Wien, A. Barthold in Wien, F. Walz in Ludwigsburg.

Nr. 2938. Motto: „Kristiania“. 1. T. h 5, T. a 1: 2. D. a 7 uſw.; auf 1. . . ., T. b 1 folgt 2. D. b 6 uſw.; auf 1. . . ., T. e 1 (T. d 1) 2. D. e 3 uſw.; auf 1. . ., g h 2. D. e 5 † uſw. Anderes leicht.

Eingeſendet von F. Walz in Ludwigsburg, A. Wichmann in Steinwedel, A. Barthold in Wien, J. Raykowſki in Kulm, K. Seeberger in Znaim, Dr. Marc in Wiesbaden, Rosdücher in Hamm, S. Stern in Brod, E. Holzapfel in Elzach.

Löſung der Typenaufgabe. Von A. Klitſch in Frankfurt a. M. 1. L. c 2, ~ 2. D. c 4 † uſw.

Eingeſendet von K. Seeberger in Znaim, M. Beil in Stargard, Dr. Marc in Wiesbaden, J. Raykowſki in Kulm, A. Barthold in Wien, A. Wichmann in Steinwedel, F. Walz in Ludwigsburg.

Nr. 2939. Von St. Trčala in Brünn. 1. b 5, K. e 4: 2. D. e 3 † uſw.; auf 1. . . ., S. f 5 folgt 2. D. c 5 † uſw.; auf 1. . . ., d 5 2. D. c 3 † uſw.; auf 1. . . ., ~ 2. D. d 6 † uſw.

Eingeſendet von F. Walz in Ludwigsburg, A. Barthold in Wien, A. Wichmann in Steinwedel, K. Seeberger in Znaim, Dr. Marc in Wiesbaden, W. O. in Kulmbach, H. Strömer in Stettin, G. Kroll in Plauen, S. Stern in Brod, Rosdücher in Hamm, C. Gareis in Nürnberg, K. Urbach in Egeln.

Löſung der Typenaufgabe. Von F. Skalik in Prag. 1. D. e 8 uſw.

Eingeſendet von Rosdücher in Hamm, S. Stern in Brod, K. Krull in Goslar, G. Kroll in Plauen, H. Strömer in Stettin, M. Beil in Stargard, Dr. Marc in Wiesbaden, K. Seeberger in Znaim, A. Wichmann in Steinwedel, A. Barthold in Wien, F. Walz in Ludwigsburg, K. Urbach in Egeln.

Himmelserſcheinungen.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes			des Mondes	
				Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	Aufgang	Untergang
Nov.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
22.	16 1 2	11 45 59	—14 1	—18 11	277	+ 5 5	am Tage	7 13 ab.
23.	16 4 59	11 46 15	13 45	17 12	289	4 57		8 9
24.	16 8 55	11 46 31	13 29	15 28	301	4 35		9 7
25.	16 12 52	11 46 48	13 12	13 6	313	4 2		10 8
26.	16 16 48	11 47 6	12 54	10 11	325	3 18		11 10
27.	16 20 45	11 47 25	12 35	6 51	336	2 26		. .
28.	16 24 41	11 47 45	—12 15	— 3 13	348	+ 1 27		13 fr.

Sonne: Gerade Aufſteigung 239° 55′ ($16^h\,0^m$), ſüdliche Abweichung 20° 34′ (den 25.).

Sonnenaufgang 7 Uhr 45 Min., Sonnenuntergang 4 Uhr 9 Min. (den 25.).

Mond: Erſtes Viertel den 27. vormittags 6 Uhr 37 Min.

Mond in Erdferne den 25. nachmittags 4 Uhr (Abſtand 404 700 km).

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur geht zu gleicher Zeit mit der Sonne unter; den 28. früh 1 Uhr ſteht er in ſeiner wahren Bahn in Sonnenferne. — Venus ($194\frac{3}{4}{}^\circ = 12^h\,59^m$ gerade Aufſteigung, $4\frac{1}{2}{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde der Jungfrau, hat den 28. abends 7 Uhr ihre größte weſtliche Ausweichung von der Sonne und eine Sichtbarkeitsdauer als Morgenſtern von nahe 4 Stunden von ihrem früh $3\frac{1}{4}$ Uhr erfolgenden Aufgange an. — Mars ($288\frac{1}{2}{}^\circ = 6^h\,51^m$ gerade Aufſteigung, $23\frac{3}{4}{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, nimmt jede Woche etwa 3 Minuten an Sichtbarkeitsdauer zu und geht abends zwiſchen $5\frac{3}{4}$ und 6 Uhr unter. — Jupiter ($345\frac{3}{4}{}^\circ = 23^h\,3^m$ gerade Aufſteigung, $7\frac{1}{2}{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Waſſermanns, erreicht ſeinen höchſten Stand am Südhimmel abends bald vor 7 Uhr und bleibt bis $\frac{1}{4}$ Stunde nach Mitternacht über dem Geſichtskreiſe. Verfinſterungen der Jupitermonde: des erſten den 26., Austritt abends 7 Uhr 36 Min.; des vierten den 25. nachmittags von 3 Uhr 19 Min. bis 5 Uhr 55 Min. — Saturn ($307^\circ = 20^h\,28^m$ gerade Aufſteigung, $18\frac{3}{4}{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, hat bis $8\frac{1}{2}$ Uhr abends eine Sichtbarkeitsdauer von 3 Stunden. — Uranus ($264^\circ = 17^h\,36^m$ gerade Aufſteigung, $23\frac{1}{2}{}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, geht nachmittags $5\frac{1}{4}$ Uhr unter.

Der Mond iſt in Konjunktion mit Mars den 23. früh 6 Uhr, mit Saturn den 24. nachts 10 Uhr, mit Jupiter den 28. früh 6 Uhr.

Wetterbericht.

Die Beobachtungen ſind früh 7, bzw. 8 Uhr.
b=bedeckt, w=bewölkt, h=heiter, r=Regen, s=Schnee, n=Nebel, g=Gewitter, st=Sturm.
Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10°=8° Reaumur) gegeben.

Stationen	Nov. 9	Nov. 10	Nov. 11	Nov. 12	Nov. 13	Nov. 14	Nov. 15
Valentia	+10 b	+10 b	+10 b	+12 r	+11 r	+ 6 w	—
Breſt	+14 b	+11 b	+11 b	+11 b	+13 b	+12 w	—
Paris	+ 2 b	+ 7 b	+11 b	+ 9 b	+ 9 b	+ 3 h	—
Helder	+ 5 n	+11 w	+ 9 w	+10 b	+11 b	+ 9 w	—
Brüſſel	+ 3 w	+ 5 b	+ 8 b	+ 8 n	+ 9 n	+ 7 w	—
Neapel	+10 h	+10 h	+10 b	+ 9 h	+ 8 h	+10 h	—
Florenz	+ 4 h	+ 4 h	+ 4 h	+ 3 h	+ 2 h	+ 8 b	—
Genf	0 n	+ 4 b	+ 4 b	0 h	+ 1 w	0 n	—
Trieſt	+ 7 h	+ 9 h	+10 b	+ 9 w	+ 7 h	+ 8 h	—
Wien	+ 4 n	+ 1 n	+ 8 r	+ 4 w	+ 4 r	+ 8 b	—
Budapeſt	+ 7 b	+ 3 n	+ 5 b	+ 5 w	+ 4 w	+ 3 b	—
Hermannſtadt	+ 4 b	+ 3 b	+ 2 w	+ 3 w	— 2 h	0 b	—
Odeſſa	+ 2 b	+ 6 b	+ 6 b	+ 4 b	+ 6 b	0 w	—
Archangelſk	— 1 h	— 1 b	+ 1 b	+ 0 s	— 9 b	—	—
St. Petersburg	+ 3 n	+ 5 b	+ 3 b	+ 3 b	+ 3 b	—	—
Haparanda	+ 1 w	+ 2 b	+ 2 n	—11 h	— 7 b	— 4 b	—
Stockholm	+ 5 w	+ 5 b	+ 1 h	+ 0 h	— 2 s	— 0 b	—
Chriſtianſund	+ 6 b	+ 5 w	+ 5 w	+ 3 h	+ 7 w	+10 w	—
Oxö	+ 9 b	+ 7 w	+ 6 h	+ 3 b	+ 5 b	+ 8 b	—
Kopenhagen	+ 6 n	+ 6 n	+ 5 h	+ 3 w	+ 4 b	+ 1 b	—
Memel	+ 7 b	+ 5 b	+ 5 b	+ 4 w	+ 1 w	— 2 n	—
Kiel	+ 6 n	+ 6 r	+ 7 w	+ 4 w	+ 8 n	+ 6 b	—
Hamburg	+ 6 b	+ 5 w	+ 7 w	+ 6 w	+10 n	+ 6 b	—
Wilhelmshaven	+ 6 b	+ 7 b	+ 7 w	+ 7 b	+ 9 b	+ 6 b	—
Hannover	+ 7 h	+ 7 b	+ 5 b	+ 5 r	+ 9 b	+ 5 w	—
Leipzig	+ 4 b	+ 9 h	+ 4 w	+ 5 b	+ 8 r	+ 6 b	—
Berlin	+ 6 b	+ 7 w	+ 5 w	+ 5 w	+ 5 b	+ 1 n	—
Breslau	+ 6 n	+ 2 b	+ 4 r	+ 4 b	+ 3 n	+ 0 h	—
Mülhauſen i. E.	+ 3 h	+ 7 w	+ 7 b	+ 4 b	+ 6 b	+ 4 n	—
Karlsruhe	— 1 n	+ 8 b	+ 8 b	+ 4 b	+ 8 b	+ 5 n	—
Friedrichshafen	+ 3 n	+ 4 b	+ 7 b	+ 2 w	+ 6 r	+ 5 n	—
München	— 3 n	+ 6 r	+ 5 r	+ 2 b	+ 5 r	+ 5 w	—
Säntis (2500 m)	—	— 4 st	— 6 s	— 9 n	— 3 s	— 4 h	—
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+17 h	+16 b	+18 r	+18 b	+15 b	+15 w	—
Malaga	+18 w	+17 h	+17 h	—	—	—	—
Biarritz	+16 b	+14 b	+11 b	+ 8 b	+ 5 n	+12 h	—
Nizza	+ 8 w	+ 8 w	+10 n	+ 9 w	+ 8 w	+10 w	—
Leſina	+11 h	+10 h	+10 h	+10 b	+ 7 h	+12 w	—
Helgoland	+ 6 b	+ 9 b	+ 9 b	+ 9 b	+10 w	+ 7 b	—
Keitum (Sylt)	+ 7 b	+ 8 w	+ 9 b	+ 7 b	+ 9 b	+ 5 b	—
Borkum	+ 7 b	+10 w	+ 9 w	+ 8 b	+10 w	+ 9 h	—
Aachen	+ 2 w	+ 5 h	+ 6 w	+ 7 b	+ 9 b	+ 7 h	+ 6 w
Bad Reinerz (Schl.)	0 w	— 0 h	+ 3 r	+ 1 b	+ 1 s	— 3 h	— 1 w
Bad Kiſſingen	+ 4 n	+ 5 n	+ 6 w	+ 4 n	+ 8 r	+ 8 n	+ 7 n
Davos	— 4 h	— 4 w	0 b	— 6 w	0 s	— 4 h	5 h
Heiden (Schweiz)	—	+ 5 r	+ 4 r	+ 3 w	+ 4 r	+ 7 h	—

Der Wettmarſch der Pariſer Midinettes.

Über das Thema „Reklame“ könnte man ganze Bände ſchreiben. Deren einer aber wenigſtens würde von der Reklame handeln müſſen, mit welcher die Pariſer Zeitungen ſich Leſer und Abonnenten zu verſchaffen ſuchen; denn es iſt unglaublich, was ſie in dieſem Punkte leiſten. Ja, ſo ſchlimm iſt die Reklamewut der Pariſer Preßorgane, daß Regierung und Parlament allen Ernſtes daran denken, ſolchen Auswüchſen mit Hilfe von Geſetzen zu ſteuern, weil dieſelben an groben Unfug, Erregung öffentlichen Ärgerniſſes und andere ſtrafbare Handlungen grenzen. Da die Veranſtaltung von Lotterien, die den Pariſer Zeitungen früher eins der zugkräftigſten Reklamemittel lieferte, ohne triftige Begründung verboten iſt, ſo hat man neuerdings auf Wege zur Umgehung dieſes Geſetzes geſonnen. Man veranſtaltete, gewöhnlich unter dem Deckmantel des Sports, allerhand Wettbewerbe, namentlich Wettmärſche, und in der Aufſtellung neuer, das Leſepublikum gleichzeitg unterhaltender Programme ſind manche Zeitungen wirklich recht erfinderiſch. So brachte der Prozeß der „großen Thérèſe“ einen ſcharfſinnigen Zeitungsmann nach dem Vorbild von „Cherchez la femme!“ auf den Gedanken: „Cherchez le trésor des Crawfords!“ und jeden Tag erſchienen in ſeinem Blatte, das nun mit wahrer Leidenſchaft gekauft und geleſen wurde, Andeutungen, wo irgendein Gegenſtand verſteckt wäre, bei deſſen Überbringung 300 und 500 Frs. ausgezahlt werden würden. Der „Matin“ verbeſſerte dieſes Verfahren. Er bringt jetzt alltäglich einen ſich monatelang hinausziehenden Roman fantastique, betitelt „Le Chercheur de Trésors“, worin auf geheimnisvolle Weiſe die Orte beſchrieben werden, wo jene Schätze verborgen ſind. Letztere beſtehen in kleinen Metallplatten von beſonderer Prägung, und wer ſie findet, erhält an der Kaſſe des Blattes ſofort namhafte Summen ausgezahlt. Sechs dieſer Medaillen berechtigen zum Empfang von je 3000 Frs., eine größere gewinnt 7000 Frs. Die Wettmärſche beruhen auf ganz ähnlichen Prinzipien. Hier ſind die ausgeſetzten Preiſe teils zahlreicher, teils noch wertvoller, und da die Vorbereitungen mindeſtens ebenſo lange dauern wie der Roman des „Matin“, ſo kommen die Blätter durch den lebhafteren Verkauf ihrer Nummern auf die Koſten.

Wir haben ſchon alle möglichen, mehr oder weniger originellen Wettmärſche erlebt. Zuerſt ließ eine Zeitung die Angeſtellten der großen Modemagazine, als Louvre, Bon Marché uſw., um die Wette laufen. Dann kamen die Eiſenbahnbeamten, die Börſenmenſchen, das Perſonal der Pariſer Transportmittel-Geſellſchaften und andere Kategorien kleiner Leute an die Reihe. Auch die Provinz, die in allen Dingen eine getreue Nachahmerin der Hauptſtadt iſt, wurde von dieſer Modetollheit angeſteckt, und es kam vor, daß an einem Sonntag die Einwohner von mehr als vierzig Städten, darunter Marſeille, Bordeaux, Le Havre und Lille, aufgerüttelt aus ihrer Sonntagsruhe durch die Zeitungen, um die Wette liefen.

Von den Pariſer Wettmärſchen waren bisher die der Chanſonniers und der Midinettes die intereſſanteſten. Erſtere, die Couplet- und Liederdichter, marſchierten vom Montmartre nach Saint-Cloud und mußten unterwegs ein Lied dichten, das den „Einfluß der Hühneraugen auf ihren Marſch“ zum Gegenſtand hatte — gewiß ein ſehr ſinnig gewähltes Thema! Die Midinettes brauchten ihren Geiſt nicht anzuſtrengen. Bei ihnen handelte es ſich nur darum, die Gelenkigkeit und Ausdauer ihrer Beine zu dokumentieren. Das Wort „Midinettes“ wirſt du vergeblich im Lexikon ſuchen, lieber Leſer; denn es gehört zu den zahlreichen Pariſer Lokalausdrücken, die ſich das hauptſtädtiſche Publikum in oft witziger Weiſe ſelber bildet. Die Midinettes ſind meiſt der Modebranche angehörige Arbeiterinnen. Man nennt ſie Midinettes, weil man ſie gewöhnlich nur zur Mittagszeit (à midi) ſieht, wo ſie ihre Arbeitspauſe in Gruppen auf den Straßen der Geſchäftsviertel verbringen. Die Zeitung, die die Midinettes „auf den Trab“ brachte, war der „Monde Sportif“. Am 25. Oktober verſammelten ſie ſich auf dem Konkordienplatz, um durch die Champs-Elyſées nach dem Triumphbogen, die Avenue de la Grande-Armée hinab zur Porte Maillot, dann über die Avenue de Neuilly bis zur Seine, über die Neuillybrücke nach Courbevoie und die breite Landſtraße entlang nach der alten Ortſchaft Nanterre zu marſchieren. Letzteres iſt ein großes Dorf von 14 000 Einwohnern am Fuße des Mont-Valérien und, außer der Krönung ſeiner Roſière zu Pfingſten, nur dadurch berühmt, daß es im Jahre 422 der heil. Genoveva, der Schutzpatronin von Paris, als Geburtsort diente. Der Weg vom Konkordienplatz nach Nanterre bedeutet eine Entfernung von 14 km und iſt nicht eben kurzweilig; denn 12 km weit, bis zu Barrias' Denkmal der „Verteidigung von Paris“, führt er ſchnurgeradeaus.

Als die leichtfüßigſte der Midinettes erwies ſich Frl. Jeanne Cheminel, Modiſtin ihres Zeichens. Sie legte die 14 km in einer Stunde und zehn Minuten zurück, was ſelbſt für einen Mann eine recht ſtattliche Leiſtung wäre. Zu gewinnen waren im ganzen 20 000 Frs., um die von 2700 angemeldeten Bewerberinnen vierhundert ſtritten. Die Zahl der Preiſe betrug dreihundertfünfzig. Der Wettmarſch hatte halb Paris auf die Beine gebracht; denn gar viele malten ſich das zu erwartende Schauſpiel in den anmutigſten Farben aus. Wer hätte nicht Hunderte hübſcher Heldinnen der Nadel einmal auf einem Fleck beiſammen ſehen mögen! Und ſo mußte außer den Brigaden der Schutzleute auch die berittene Munizipalgarde mobil gemacht werden, um auf dem Konkordienplatz und in den Champs-Elyſées das Publikum genügend im Zaume zu halten. Die Midinettes hatten es ſich übrigens bequem gemacht, nämlich alle Fineſſen der Koketterie beiſeite gelaſſen und ſich ſportsmäßig koſtümiert, wobei die Radfahrhoſe ſich beſonderer Gunſt erfreute. Sehr originell war namentlich der Abmarſch; denn die Midinettes zogen nicht etwa allein. Jede hatte mindeſtens einen Bruder, „Couſin“, Bräutigam oder gar ihren Mann bei ſich, der neben der Wettrennerin herſchritt und ſie anfeuerte und ermutigte. Und überdies folgten der ganzen Schar unzählige Radfahrer und Automobile. Selbſt die großen Automobilrennen Paris-Berlin und Paris-Madrid waren nicht von mehr Leben umgeben.

Paris. **Erich Körner.**

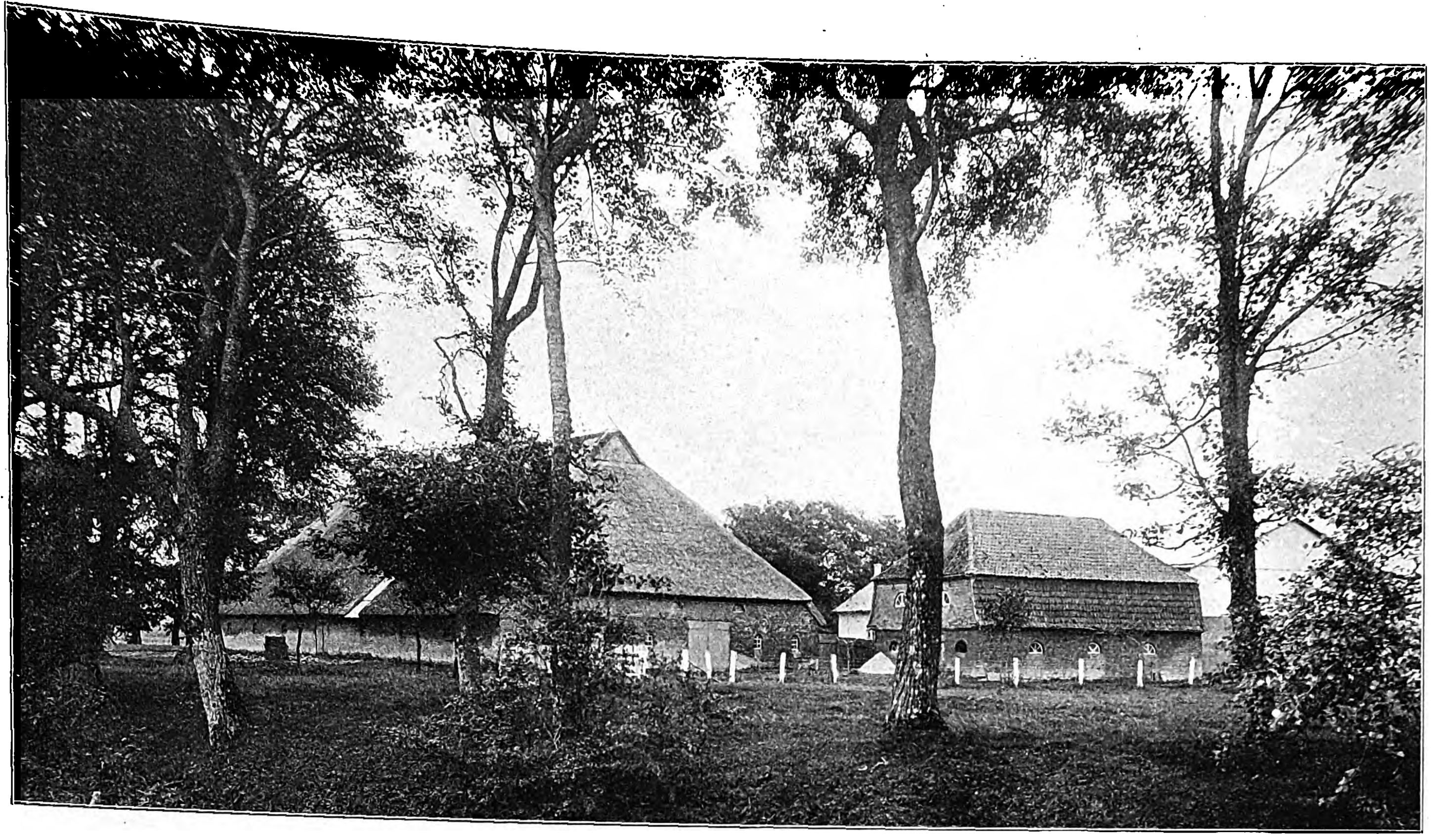
Herbſtmorgen im Hochgebirge.

Gemälde von Artur Thiele.

In leiſem, geheimnisvollem Fluge zieht die Herbſtnacht dem Morgen entgegen. Hoch oben über den Stätten der Menſchen, über der ruhenden Erde ſchimmern noch die Sterne in ſchon verbleichendem und verblaſſendem Glanz durch die Riſſe der langſam und ſchwer nach Weſten ziehenden Wolken. Im fernen Oſten, dort wo Erde und Firmament ſich ſcheinbar einen, verkündet ein heller, das leichte Gewölk mit ſilbernen Spitzen ſäumender Schein, daß die Sonne zum Horizont emporſteigt, um den jungen Tag zu künden. Kein Lüftchen regt ſich, kein Hauch weht durch die Flur; gleich dunkeln, rieſigen Säulen ragen die Bäume des Waldes empor in feierlichem Schweigen. Nur dann und wann, wenn eine reife Eichel, ein dürrer Zweig vom Stamme fällt, unterbricht der Aufſchlag auf den Waldboden die Ruhe, dann herrſcht wieder jene Stille in der Natur, die einem ſchönen Herbſttag vorausgeht.

Langſam nur wird es heller; dem jungen, erwachenden Morgen wird es ſchwer, ſich zu befreien vom Banne der Nacht, ſich ihrer dunkeln Hülle zu entwinden. Heller und heller erſtrahlt der öſtliche Himmel, ſchon erkennt man die einzelnen Waldbäume. Nebel ſteigen aus den Gründen des Tales und ſchweben lautlos dem Morgenlicht entgegen, um dann zu zerflattern. Da, wie hallender Donner, mit dem ein fernes, heraufziehendes Wetter droht, dumpf im Echo verrollend, erklingt der Ruf eines röhrenden Hirſches in der Ferne! Ein tieferer Ruf antwortet ihm ſofort aus unſerer Nähe. Wir kennen den Rufer, es iſt der Platzhirſch, der das Rudel führt; drüben am Hang unter den hohen Tannen iſt ſein Brunftplatz. Zornbebend, kampfesmutig, grollend tönt ſeine Antwort auf die Forderung des Gegners, des Nebenbuhlers. Herausfordernder, höhnender, werbender erklingt Ruf um Ruf.

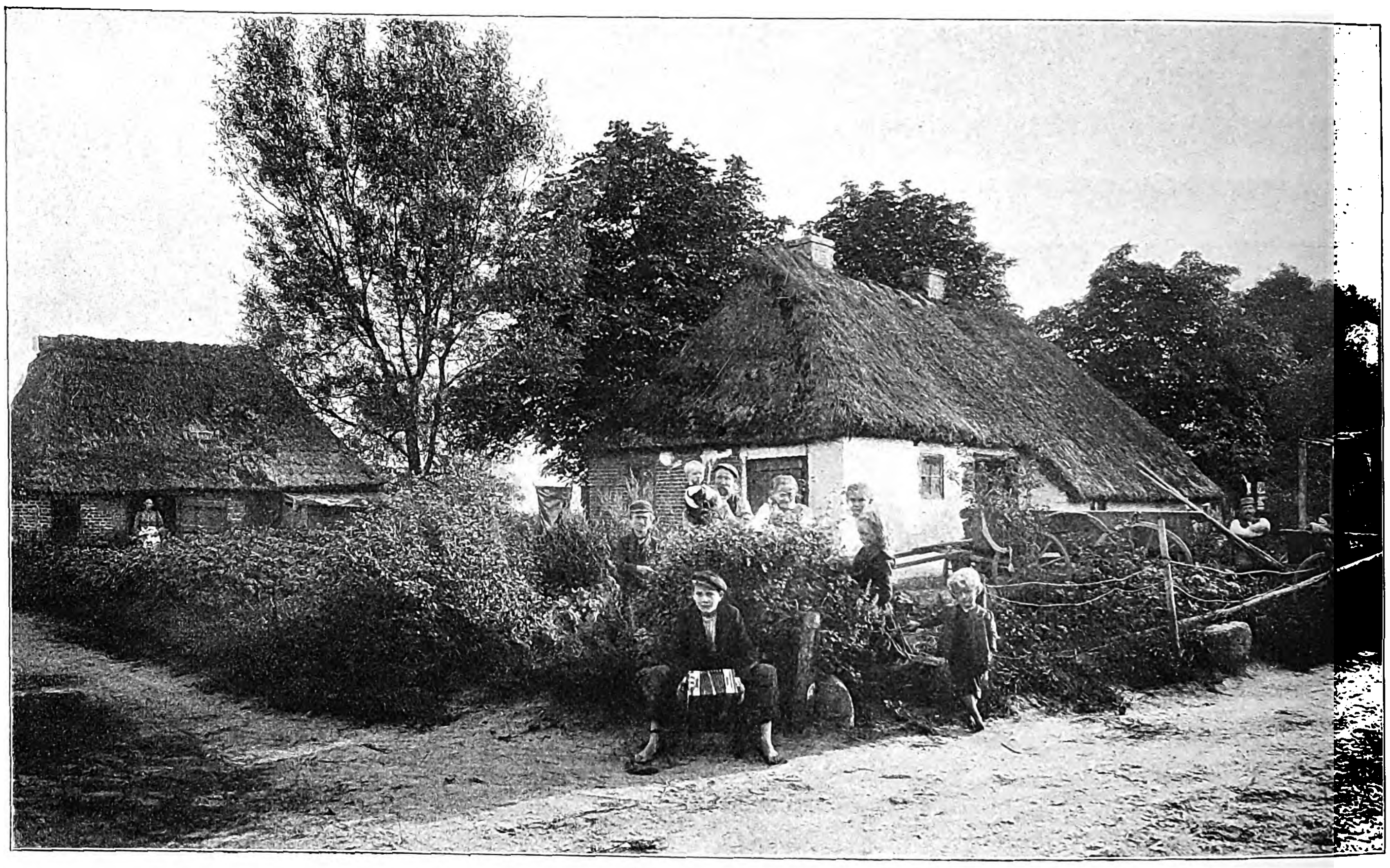
Endlich, im fahlen, bleichen Dämmerlicht des Herbſtmorgens, doch deutlich erkennbar in ſeiner majeſtätiſchen Schönheit, tritt der Platzhirſch am jenſeitigen Berghang auf die Rodung. Es iſt ein ſtarker Kronenzwölfer; lauſchend folgt ihm das Rudel Kahlwild, das er führt; die Luſer (Ohren) vorwärtsſtreckend, mit aufgeworfenem Kopf, verhoffen (warten) die einzelnen Tiere vom Alttier bis hinab zum Kalb. Er jedoch, der Fürſt im Waldreich, ſtampft mit dem Vorderlauf den mit Heidekraut bewachſenen Boden, daß die Ranken fliegen. Weit zurückgeworfen den Kopf, auf dem die Stangen zittern, entquillt der angeſchwollenen Droſſel (Kehle) im Orgeln (Schreien) der heiße brodelnde Odem. Die Flanken ſchlagen in Wut, Stolz und ungebändigter, zügelloſer Kampfesluſt. Wahrlich ein herrliches



„Ein Uhlenhof“. („Die Horſt“ unweit Barlt.)

herüberleuchtet. Zur Rechten tritt das alte Land heran, die Geeſt mit ihrem bunten Wechſel von Wald, Moor und Heide. Auf der Grenze aber zwiſchen den fruchtbaren Weiden der Marner Marſch und dem braunen Geeſtrücken, der, von Nordweſten nach Südoſten ſtreichend, ſich hier bis zu 46 m über die Marſch erhebt, liegt St. Michaelisdonn, das Mariendonn in „Jörn Uhl“, und um dieſes herum auf der Geeſt und in der Niederung die meiſten der Stätten, an denen ſich die Frenſſenſchen Erzählungen abſpielen. Hier finden wir „dat witte Knee“, in Wirklichkeit „dat witte Schild“ genannt, an dem ſich in der „Sandgräfin“ der Edelſitz der Familie von Knee befindet; hier liegt nach Norden zu der Heide- und Moorhof „Jägerburg“, das Urbild eines Heiderieterhofs. Der Wodansberg, die Hünengräber vor dem Heeſewald, der, mit weißen Birken umkränzt, die Höhen ziert, der Goldſoot, eigentlich Geldſoot genannt, ſie alle ſind keine Erfindung, ſondern liegen in Sicht von St. Michaelisdonn. Flackelholm iſt die Inſel Buſchſand, vor Friedrichskoog in der Nordſee gelegen; die Helgolandfahrer können das Eiland vom Schiffe aus erkennen. Den Namen der Inſel entlehnte Frenſſen einem in ihrer Nähe von den Fluten verſchlungenen Kirchſpiel. Maifeld, Ringwall und Ziſterne auf Flackelholm waren dem Dichter ganz genau bekannt. Der in allen drei Erzählungen genannte Mönchshof ſteht heute noch in Meldorf unweit des Domes.

Auf dieſem eng begrenzten Gebiete nun noch den Hof Jörn Uhls oder die Kate Fite Kreys herausfinden zu wollen, hieße zu weit gehen. Beide Geſtalten haben viel von einem Typ an ſich, und Typen ſind auch nur die Bilder „Ein Uhlenhof“ und „Ein Kreyenneſt“, die aus dem erwähnten Werke hier wiedergegeben ſind. Die großen Marſchhöfe, auf denen die Uhle, die großen, hochmütigen Marſchbauern, ſitzen, ſind mit geringen Abweichungen in allen Marſchen der ſchleswig-holſteiniſchen Weſtküſte einander gleich. Breit liegen ſie da mit den rieſenhaften Strohdächern ihrer Scheunen, ſo ſtolz wie ihre Bewohner, die man an Reichtum und an Ahnenſtolz dem Adel des Oſtens vergleichen kann.

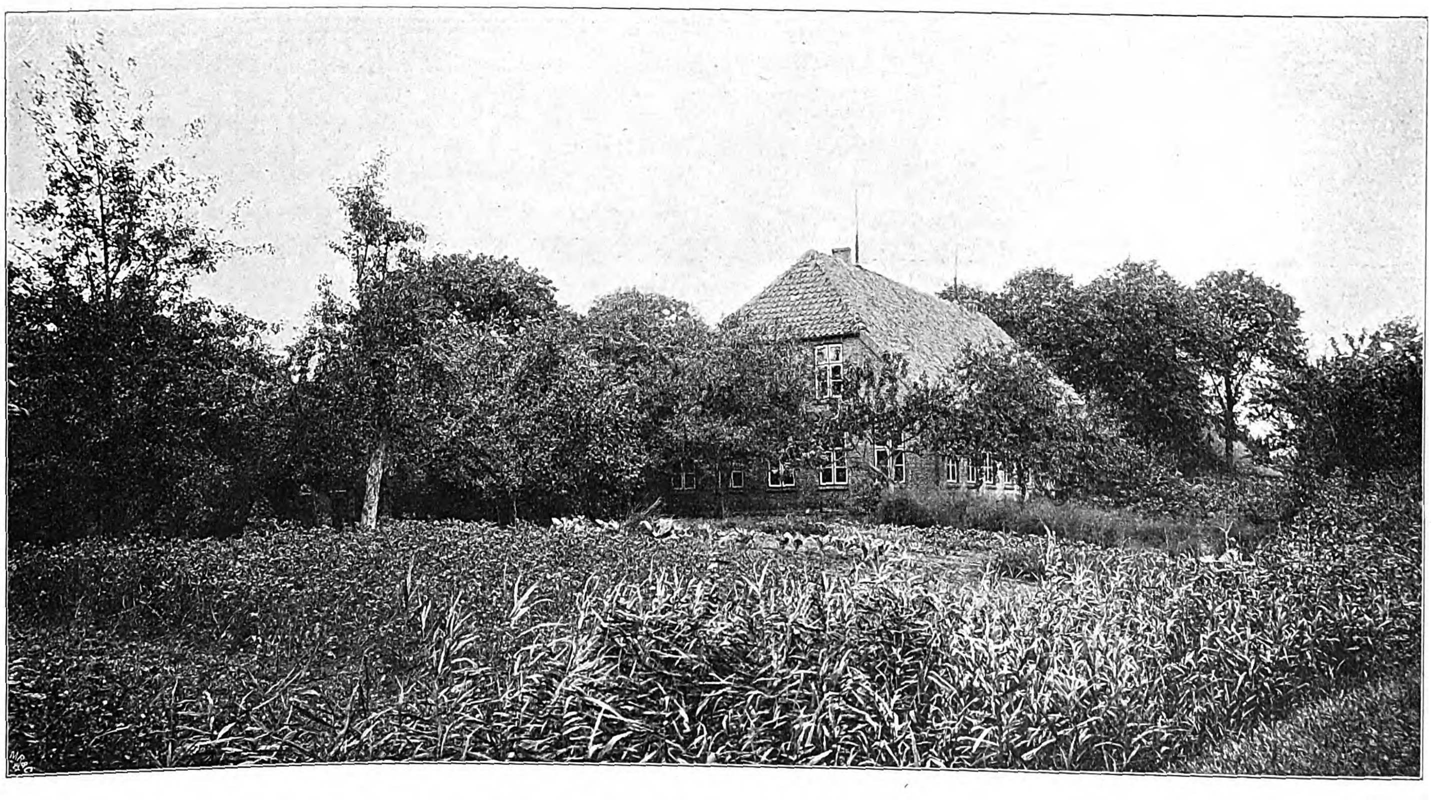


„Ein Kreyenneſt“. (Haus in Retholm.)

Der typiſche Hof, den das eine unſerer Bilder wiedergibt, „die Horſt“, liegt unweit Barlt, des Geburtsortes Frenſſens, und iſt dem Hofe benachbart, den der Dichter angekauft hat. Wie anders mutet „Ein Kreyenneſt“ an! Südlich vor St. Michaelisdonn, dem Mariendonn in „Jörn Uhl“, liegt Retholm, das aus niedrigen Hütten beſteht. Hier wohnen die Kreyen, fahrendes Volk, das ſich ſeinen Lebensunterhalt mit Hauſieren und Muſik verdient; ſie ſind verſchlagen, wie es ihr Gewerbe verlangt, aber doch harmlos und glücklich in den engen Verhältniſſen. Man meint, in den Leuten auf dem Bilde faſt die Geſtalten aus „Jörn Uhl“ wiederzuerkennen.

Das friedliche Schulhaus in Barlt endlich iſt es, das in dem Bilde „Lisbeth Junkers Apfelgarten“ vorgeführt wird. Hinter den Fenſtern des Schulhauſes ſeines Heimatortes ließ Frenſſen Jörn Uhl beim Lehrer Peters Engliſch lernen, und in dem von ſchilfigen Gräben umgebenen Garten, wo zwiſchen den breiten Gemüſebeeten Apfelbäume die Wege begrenzen, ließ er ihn mit Lisbeth Junker plaudern und ſie finden fürs Leben, nachdem die Uhl niedergebrannt war.

Karl Heſſelbarth.



„Lisbeth Junkers Apfelgarten“. (Schulhaus in Barlt.)

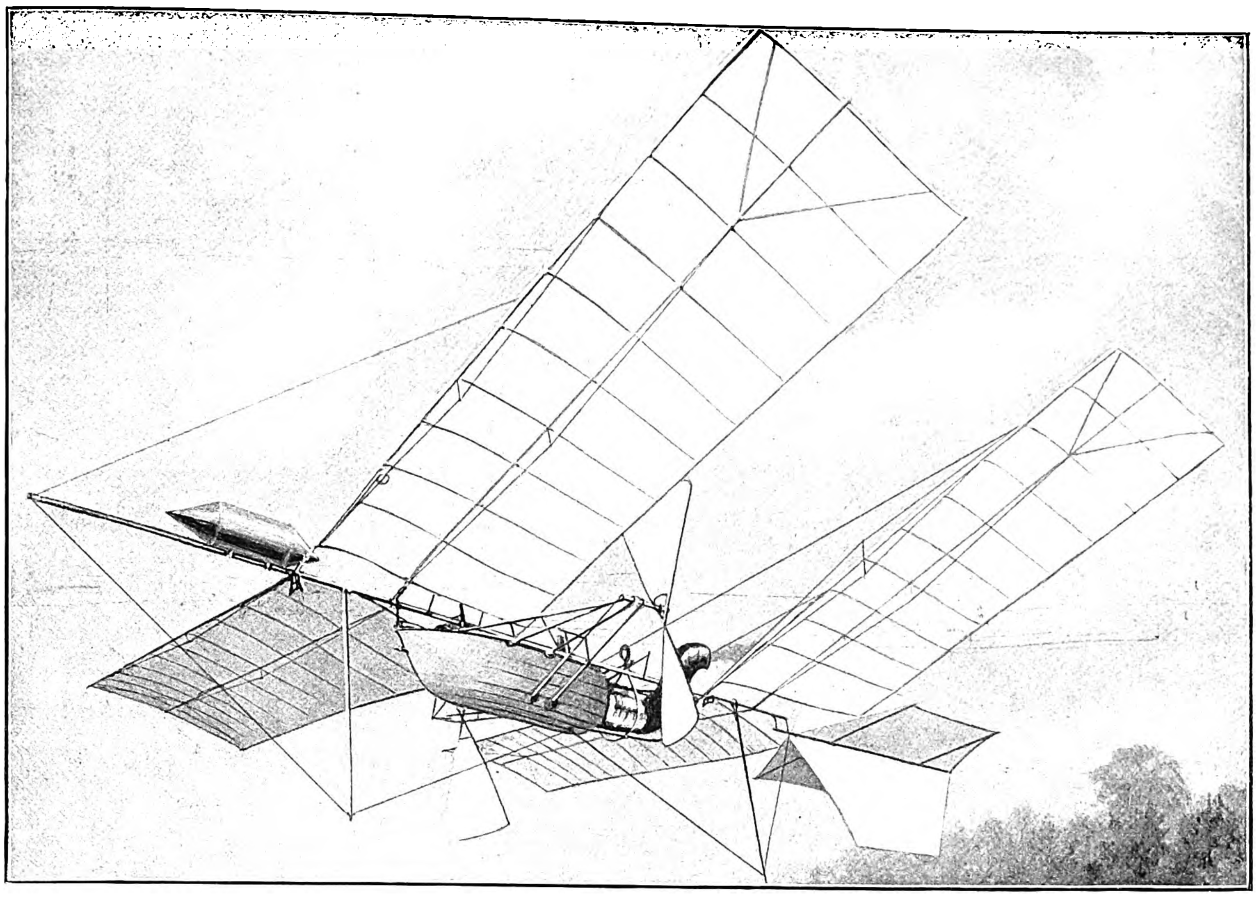
Der Schauplatz in Guſtav Frenſſens „Jörn Uhl“.

Autotypien nach Originalaufnahmen aus Karſten Brandts „Der Schauplatz in Frenſſens Dichtungen“ (Hamburg, Heroldſche Buchhandlung).

Prof. Langleys neues Flugſchiff.

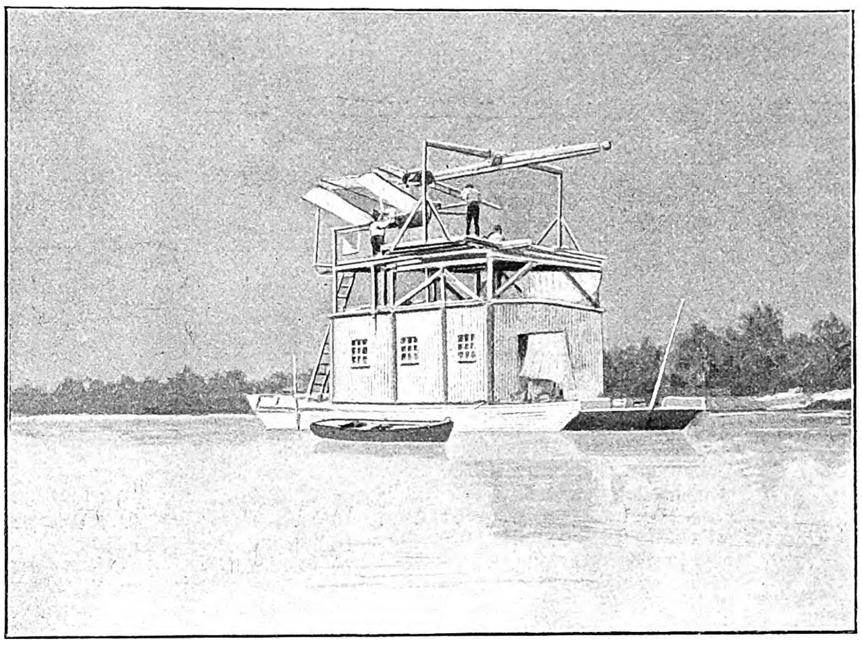
Der berühmte amerikaniſche Phyſiker und unermüdliche Flugforſcher Prof. S. P. Langley arbeitet in Widewater bei Waſhington eifrigſt an der Vollendung eines neuen, nach ſeinen Plänen gebauten ballonfreien Flugſchiffes, das in kurzem praktiſch erprobt werden ſoll. Um vor den entſcheidenden Verſuchen mit dem koſtſpieligen Apparat noch möglichſte Klarheit in einige grundlegende Fragen in betreff des Gleichgewichts der Maſchine in der Luft zu bringen, experimentiert Prof. Langley klugerweiſe zunächſt mit einem großen Modell ſeines Flugſchiffes. Dieſes Modell, „Aerodrom“ genannt, ſtellt bis jetzt das ſchwerſte Gebilde von Menſchenhand dar, das, ohne Zuhilfenahme eines Ballons lediglich durch eigene Kraft angetrieben, einen freien Flug von längerer Dauer ausgeführt hat. Das Gewicht des vollſtändig ausgerüſteten Aerodroms kommt dem der größten natürlichen Flugtiere gleich; es beträgt etwa 30 engl. Pfund (= $13,_{6}$ kg). Die Spannweite der zwei Flügelpaare des Aerodroms mißt je 4 m, die Flügelbreite $0,_{6}$ m. Die vier Flügel ſind auf einem in der Flugrichtung liegenden wagerechten Längsrohr, das gleichſam das Rückgrat des Apparates bildet, befeſtigt und gleich den Schwingen eines ohne Flügelſchlag ſchwebenden Vogels in nahezu wagerechter Richtung ausgebreitet. Die geſamte Länge des Aerodroms von der Spitze bis zum hinteren Rande des Steuers beträgt mehr als 5 m. Die Flügel ſind unbeweglich und haben bloß den Zweck, den Apparat in der Luft in Schwebe zu halten. Vorwärts getrieben in wagerechter Richtung wird das Aerodrom durch zwei Luftſchrauben von je 1 m Durchmeſſer; dieſelben ſind zwiſchen den beiden Flügelpaaren nebeneinander ſo angebracht, daß die Schraubenachſe wagerecht und parallel zur Flugrichtung liegt. Ihren Antrieb erhalten die beiden Propellerſchrauben durch einen kleinen Dampfmotor. Die Umdrehungszahl beträgt 800 bis 1200 in der Minute. Der Motor des Langleyſchen Aerodroms iſt ein Wunder an Leichtigkeit; er wiegt ſamt Zubehör, Keſſel und Heizapparat nur 3 kg und leiſtet dabei $1\,^{1}/_{4}$ Pferdeſtärke. Motor, Keſſel und Feuerung ſind in einem bootartigen Gehäuſe eingeſchloſſen, und zwar zu dem Zweck, um den Winddruck gegen den Rumpf des Apparates möglichſt zu verringern; ferner ſoll der bootartige Schwimmkörper ein Unterſinken des Aerodroms beim Landen am Waſſer verhindern.

Mit dem im vorausgehenden kurz beſchriebenen Modell erzielte Prof. Langley bei einem am 8. Auguſt d. J. unternommenen Verſuch eine Flugweite von 550 m. Der Apparat hielt ſich $^{3}/_{4}$ Minute lang in der Luft und legte eine halbkreisförmige Bahn zurück. Die Landung erfolgte, wie beabſichtigt war, im Potomacfluſſe. Am 8. Oktober wurde der erſte Verſuch mit dem bemannten Flugſchiffe gemacht; dasſelbe ſtellt eine geometriſch ähnliche Vergrößerung des Aerodrommodells dar. Infolge ungenügender Balance konnte ein regelrechter Flug nicht ermöglicht werden. Das Flugſchiff verlor kurze Zeit nach dem Abflug das Gleichgewicht und fiel in den Potomacfluß. Beim Herausfiſchen aus dem Waſſer erlitt der Apparat Beſchädigungen an den Tragflächen und den Propellerſchrauben, während der Motor ohne jede Beſchädigung blieb. Auch der kühne Führer des Flugfahrzeuges, Prof. Charles M. Manly, kam mit heiler Haut davon. Im kommenden Frühjahr wird Prof. Langley ſeine Forſchungen mit dem rekonſtruierten Apparat fortſetzen.



1. Prof. Langleys neues Flugſchiff.

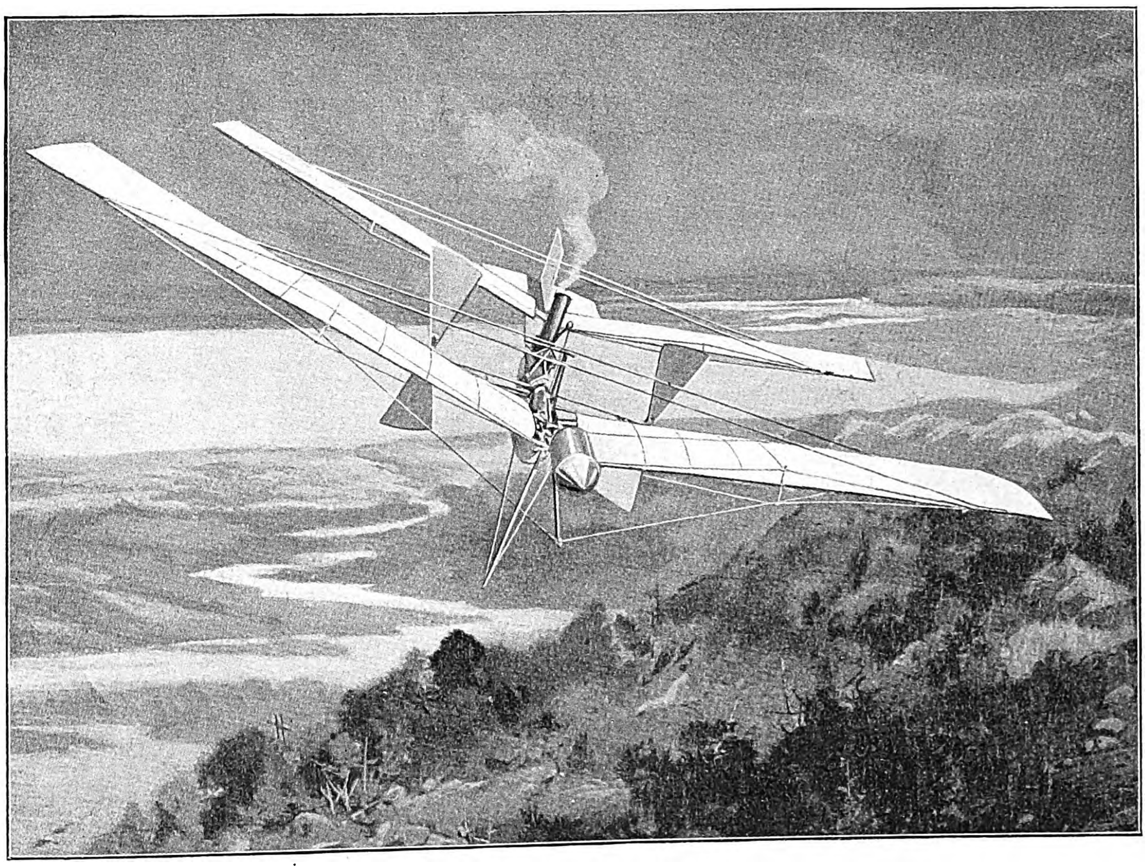
Prof. Langley hat im Auftrage und auf Koſten des Kriegsminiſteriums der Vereinigten Staaten auch ein großes Flugfahrzeug nach dem Typus ſeines Aerodrommodelles hergeſtellt. Der Bau erfolgte auf einer großen, im Potomacfluſſe verankerten Barke. Dieſelbe trägt über der geräumigen gedeckten Werkſtätte noch einen mehr als 10 m über dem Waſſerſpiegel hohen, aus ſtarken Holzbalken hergeſtellten Aufbau mit einer wagerechten Plattform, von der aus mittels eigener Vorrichtungen die Lancierung des Apparates in die Luft erfolgt. Der Abflug geſchieht in folgender Weiſe. Zunächſt wird das Flugſchiff auf ein auf Schienen rollendes wagenartiges Geſtell gebracht. Hierauf erteilt man dem Wagen mittels ſtarker geſpannter Stahlfedern und zweier Kolbenbüchſen eine entſprechend große Anfangsgeſchwindigkeit. Sobald der Wagen das Ende der Plattform erreicht hat, wird er automatiſch gebremſt, während das Flugſchiff ſich von der Unterlage abhebt und ſeinen freien Flug beginnt. Iſt das Fahrzeug gut ausbalanciert, ſo wird es, ohne zu kippen, ſich zunächſt in ſchwach geneigter Bahn ſenken, wodurch die Fluggeſchwindigkeit ſo lange zunimmt, bis die ſog. Schwebegeſchwindigkeit erreicht iſt. Sobald dies der Fall iſt, bewegt ſich das Flugſchiff unter dem Einfluſſe des Schraubenvortriebes in wagerechter oder unter Umſtänden auch ſchwach anſteigender Richtung, und zwar ſo lange, bis der Betriebsſtoff des Motors verbraucht iſt, worauf der Apparat ſich ſtetig und langſam ſenkt, um nach einem längeren oder kürzeren Gleitfluge ſanft zu landen. Es läßt ſich nicht leugnen, daß die eben geſchilderte Art der Inbetriebſetzung des Langleyſchen Flugſchiffes zu gar manchen ernſten Bedenken Anlaß gibt, und man wäre faſt geneigt, zu meinen, daß nach der gewählten Methode der Lancierung des Apparates in die Luft ein Erfolg ſich unmöglich erzielen laſſen könne, namentlich mit Rückſicht auf die praktiſch ſchier unüberwindlichen Schwierigkeiten der gefahrloſen Ausbalancierung des Flugſchiffes. Allein bei dem Umſtande, daß Prof. Langley eine geradezu bewundernswürdige Energie und Ausdauer bei ſeinen bisherigen flugtechniſchen Forſchungen entwickelte, und namentlich mit Rückſicht darauf, daß dem amerikaniſchen Forſcher nahezu unbegrenzte Geldmittel zu Gebote ſtehen, muß man auf Überraſchungen gefaßt ſein, und man ſieht den bevorſtehenden Verſuchen mit dem Langleyſchen Flugſchiff in Fachkreiſen mit größtem Intereſſe entgegen.



2. Schwimmende Werkſtätte für den Bau eines großen Langleyſchen Flugfahrzeugs mit der Lancierungsvorrichtung.

Von den nebenſtehenden Abbildungen gibt Fig. 1 eine Anſicht des Aerodroms; Fig. 2 zeigt die im Potomac ſchwimmende Werkſtätte, auf der Prof. Langley das im Auftrage des Kriegsminiſteriums der Vereinigten Staaten herzuſtellende große Flugſchiff erbaut, und Fig. 3 ſtellt den Apparat im Fluge dar.

Wien. R. Nimführ.



3. Prof. Langleys neues Flugſchiff in Bewegung.

Alpines.

— **Die Sektion Wiener-Neuſtadt** des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs wird die Feier des fünfundzwanzigjährigen Beſtehens der Sektion in der erſten Hälfte des Dezember begehen. Die Vorarbeiten für die Herausgabe einer Gedenkſchrift ſowie für die Veranſtaltung eines Feſtabendes aus dieſem Anlaß ſind im Gange.

— **Der Bau der Tauern-Eiſenbahn** macht gute Fortſchritte; die Strecke bis Bad Gaſtein ſoll bis 1. Juli 1905 fertiggeſtellt und eröffnet werden.

— **Die Sektion Salzburg** des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs hat die Wege im Gebiete des Radſtätter Tauern, ſoweit ſie in ihr Arbeitsbereich gehören (z. B. zu den ſehenswerten Taurachfällen), heuer beſtens inſtand ſetzen laſſen.

— **Der Steiriſche Gebirgsverein** ließ die Markierung von Arzberg über Paſſail und den Raabürſprung zur Teichalpe erneuern.

— **Das Glocknerhaus am** Paſterzengletſcher wurde heuer von 4600 Perſonen aufgeſucht, 265 mehr als im Vorjahre. Beſteigungen des Großglockners vom Hauſe aus wurden von 15 Damen und 304 Herren mit 243 Führern unternommen. Da ſich die Räume des Hauſes für den anwachſenden Fremdenbeſuch als zu klein erwieſen haben, muß an eine Vergrößerung desſelben gedacht werden.

— **Am 25. Oktober wurde für den am 22. März d. J.** bei der Reitherſpitze infolge eines Lawinenſturzes verunglückten Gymnaſiaſten H. Platter von Innsbruck durch mehrere Freunde desſelben unweit der Unglücksſtelle eine Marmortafel mit entſprechender Inſchrift angebracht.

— **Die Ortsgruppe Linz-Urfahr des Touriſtenvereins** Die Naturfreunde eröffnete heuer einen neumarkierten Weg im Falkenauer Gebiete (Kremstal). Derſelbe nimmt in Steyrling ſeinen Anfang und mündet auf der Parnſtalleralm in den Weg, der nach Kremsurſprung und Obermicheldorf führt.

— **Am 5. November wurde in Ober-St. Veit (Wien)** die Leiche des 1875 verſtorbenen Gründers des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs G. Jäger ausgegraben und am folgenden Tage nach vorhergegangener Einſegnung auf dem Zentralfriedhof in einem vom Wiener Stadtrat bewilligten eigenen Grabe wieder beſtattet. Gleichzeitig erfolgte die Enthüllung des neu errichteten Grabmals.

— **Die Wegarbeiten in der Steinernen Rinne** (Kaiſergebirge) mußten infolge Schneefalles für heuer eingeſtellt werden. Die Eröffnung dieſer neuen Steiganlage von der Stripſenjochhütte bis zum großen Elmauer Tor erfolgt im nächſten Frühjahr.

— **Die Sektion Breslau des Deutſch. u. Öſterr.** A.-V. hat im Laufe des vergangenen Sommers und Herbſtes einen neuen Weg auf die Wildſpitze erbauen laſſen, der nach dem Ehrenvorſitzenden der Sektion Univerſitätsprofeſſor Dr. J. Partſch Partſchweg benannt worden iſt. Der neue Weg führt von der Breslauer Hütte über die Felſen des Ötztaler Urkund direkt auf den Südgipfel der Wildſpitze.

— **In der Nacht zum 29. Oktober wurde die Sparbacher** Hütte im Schneeberggebiet heuer zum drittenmal erbrochen und ausgeraubt.

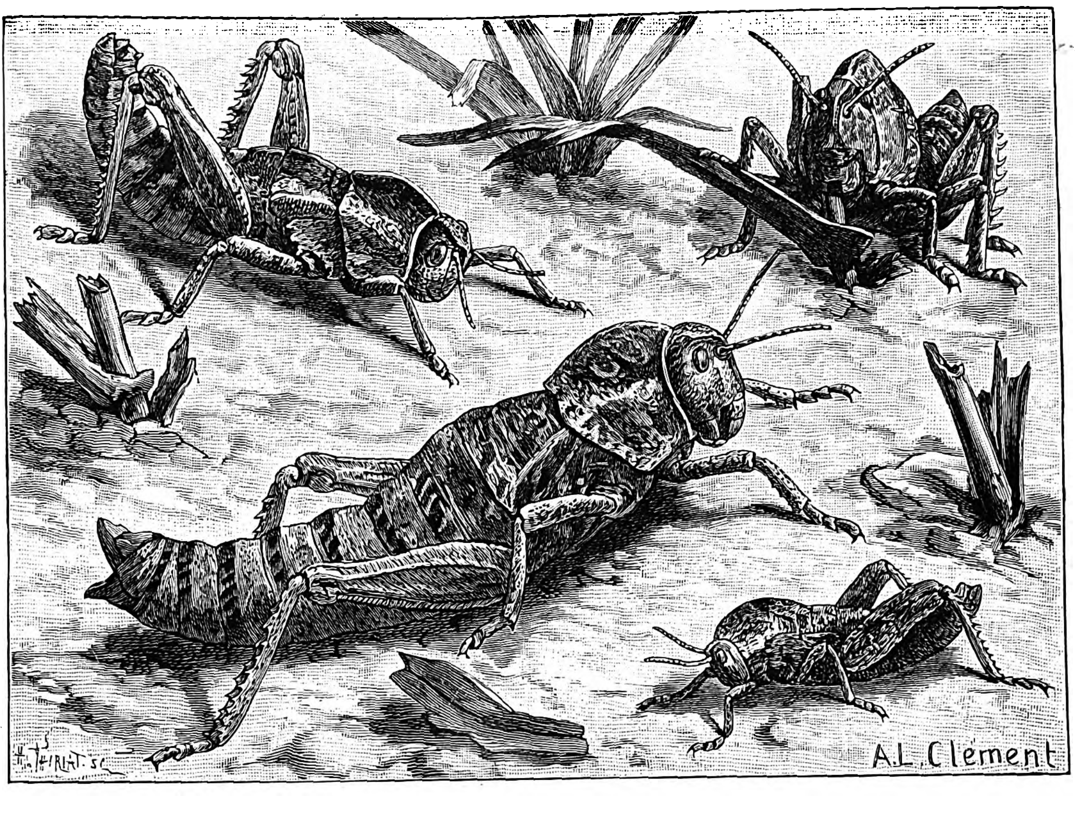
— **Die Sektion Weilheim-Murnau des Deutſch.** u. Öſterr. A.-V. ließ im vergangenen Sommer den Weg von Walchenſee auf den Krottenkopf von der Jagddienſthütte bei der Neugläger Alpe an verlegen und neu markieren. Dieſer Weg führt jetzt nicht mehr über Wildſee, Kühalpe und Lochtal, ſondern unter Vermeidung aller verlorenen Steigungen von der Neugläger Hütte oberhalb der Kühalpe am Südhange des Plattenecks und Kühalpgrates entlang und mündet beim Kiſtenkopfgatterl in den Eſchenloher Weg zum Unterkunftshaus ein.

— **Im Öſterreichiſchen Touriſtenklub iſt die Bildung** einer Vereinigung der Geſchichtsfreunde geplant.

— **Der Sturzhahn, auch Traglhahn genannt,** die ſog. Kleine Zinne des Toten Gebirges, wurde heuer von drei Partien bezwungen. Soviel bekannt iſt, ſollen im ganzen erſt acht Beſteigungen vollführt worden ſein; dieſelbe iſt tatſächlich nur erprobten und ſchwindelfreien Bergſteigern anzuraten. — Die „Öſterreichiſche Alpenzeitung“ berichtet über folgende neue Touren in den Ampezzaner Dolomiten: cand. jur. K. Gödel und cand. med. R. Kaltenbrunner aus Graz vollführten am 2. September die intereſſante und lohnende erſte Erſteigung der Faneskarſpitze (2939 m); A. Röſſel aus Wien gelang am 9. die erſte Erſteigung des öſtlichen Gipfelblockes der Cima Eötvös auf neuer Variante. Er hält dieſe Route infolge der guten Griffe für leichter als die gewöhnlich eingeſchlagene.

— **Die Kurvorſtehung von St. Moritz läßt auf** den Piz Julier einen guten, mit Geländern und Drahtſeilen verſicherten Weg anlegen.

— **Vom 11. bis 15. Oktober fand auf Anordnung** des Führervorſtandes und der Regierung von Obwalden, der ſeit dem bekannten, viel erörterten Zwiſt der Bergführer mit der Sektion Titlis des Schweizer Alpenklubs das Führerweſen direkt unterſteht, unter der Leitung von Dr. Biehly aus Frutigen, einem tüchtigen Alpiniſten und Mitgliede der berniſchen Führerprüfungskommiſſion, ein Führerkurſus in Engelberg ſtatt. Es nahmen an demſelben fünfzehn Bergführer und acht Bergführer-Aſpiranten aus Engelberg teil. Mit dem Kurſus war eine Exkurſion verbunden, die am erſten Tage bei Nebel und Regen über das Wendenjoch nach Stein, am zweiten Tage über die Suſtenlimmi (3103 m) und Kehlenalp nach Göſchenen und Waſſen, am dritten Tage durch das Gornertal über Spannortjoch und Schloßberglücke nach Engelberg zurückführte. Dieſer Kurſus wird ſicherlich dazu beitragen, das ungetrübte Verhältnis der Engelberger Führer zur Sektion Titlis und umgekehrt wiederherzuſtellen.



Elefantenheuſchrecken.

Die Elefantenheuſchrecke.

Wenn die bibliſche Heuſchrecke als eine Zelebrität bezeichnet zu werden verdient, ſo darf wohl die Elefantenheuſchrecke als naturgeſchichtliche Merkwürdigkeit jener gegenübergeſtellt werden, da beide dieſelben Gegenden bewohnen. Den Pflanzungen der Menſchen iſt die Elefantenheuſchrecke nicht von großem Nachteil. Darum hat ſie auch trotz ihrer beſonderen Körpergröße und der prächtigen Farben nicht ſo ſehr die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich gelenkt als vielmehr die der Forſcher. Der eigenartige Typus hat übrigens dieſen Geradflügler in eine andere Spezies, nämlich die der Pamphagus, einrücken laſſen, der die Wanderheuſchrecke und die marokkaniſche Heuſchrecke, dieſe beiden Geißeln Nordafrikas, nicht angehören.

Mit ihrem dicken, plumpen Körper, ihren faſt immer wenig entwickelten Flügeln, den breiten Schenkeln, den ſtachligen Beinen, dem kielförmigen, einem ſcharfen Helmkamm ähnlichen Bruſtſchild und dem ſtarken Kopf gewähren die Pamphagus einen recht eigentümlichen Anblick. Die Spielart, die unſere Abbildung darſtellt, iſt ziemlich allgemein in Algerien und Tunis verbreitet, wo Dr. Bonnet ſie häufig gefangen hat. Auch in Sardinien, Korſika und einem Teile von Kalabrien hat man ſie angetroffen. Von Mai bis Juli begegnet ſie uns in ihrer vollen Entwicklung. Sie iſt der größte Geradflügler Europas, weshalb ihr Linné den Namen Elephas beilegte. Poiret nannte ſie numidicus und Burmeiſter marmoratus. Von den Arabern wird ſie als Bou-d’gerad, Vater der Heuſchrecken, bezeichnet (Clement).

Die Färbung des Tieres iſt auf der Oberſeite ein ſchönes Grün und auf der Unterſeite zitronengelb. Bei allen Einfügungen, ſowohl denen des Kopfes wie des Bruſtſchildes, der Hinterleibsringe und ſogar der Füße, bemerkt man feuerrote Flecke, die namentlich dann ſichtbar werden, wenn das Tier ſich bewegt und die Häutchen, die die Segmente zuſammenhalten, gewaltſame Ausdehnung erfahren. Gewiſſe Individuen weiſen eine ſo herrliche rotdunkelblaue Miſchfarbe auf, daß man ſie wegen der dunkleren Male für blutbefleckt würde halten können. Eben dieſe Varietät wurde von Poiret Gryllus numidicus cruentatus genannt.

Die Flügeldecken des Pamphagus elephas ſind immer ſehr kurz, jede iſt auf eine eiförmige Schuppe reduziert. Die Flügel fehlen völlig, ſo daß dieſes Inſekt ſeinen Aufenthaltsort nur wenig verändern kann; infolgedeſſen iſt ſeine Schädlichkeit trotz des großen dicken Körpers weſentlich verringert. Zudem nährt ſich die Elefantenheuſchrecke hauptſächlich von Weberdiſteln (Dipsacus fullonum), verſchmäht jedoch auch gelegentlich eine Menge anderer Pflanzen nicht. Von Juli bis Auguſt bewerkſtelligt das Weibchen die Eiablage, wobei es ſich wie die meiſten Heuſchrecken verhält. Der Hinterleib wird in den Sand eingeführt und kann bei dieſer Operation bis zu einer Länge von 16 cm ausgeſtreckt werden (Clement). Nach Poiret, der zuerſt Gelegenheit hatte, dieſes Inſekt genau zu beobachten, verharrt das Tier mehr als acht Tage in dieſer Stellung und ſtirbt auf ſeinen Eiern, die eine krummgebogene Maſſe von etwa 25 mm Länge bilden. Durch einen ſchwärzlichen Leim ſind die Eier zuſammengeklebt und bilden mit dem anhaftenden Sand einen zähen Belag (Eikokon oder Othek). Zwei Monate ſpäter, im September, erſcheinen die jungen Larven. Dieſe ſind von brauner Farbe und wie alle Larven der Geradflügler Häutungen unterworfen. Nach und nach ändern ſie auch die Färbung. In der kalten Jahreszeit überwintern ſie im Sand verborgen. Dort erſtarren ſie, um mit dem Eintritt milderer Witterung wiederzuerwachen. Mit Gier verzehren ſie dann die jungen Pflanzen und Schößlinge, die ſie erreichen können. Mitte Mai werden ſie zu Nymphen und färben ſich grün.

Obgleich bemerkenswert durch ſeinen ſtarken Wuchs, bietet dieſer Geradflügler durchaus nichts Feſſelndes in ſeiner Lebensgeſchichte. Ungeflügelt, von ſchwerfälliger Fortbewegung, iſt er einem ſicheren Tode geweiht, wenn die Nahrungsquellen der unmittelbaren Nachbarſchaft verſiegen. Seine Vermehrung iſt den Ernährungsbedingungen untergeordnet. Er kann mithin keine großen Drangſale verurſachen wie andere, obgleich viel kleinere und weniger anſehnliche, die nach Verwüſtung der Gegend, die ihnen das Leben gab, und in der ſie ſich zum vollkommenen Inſekt entwickeln konnten, ſich mit Hilfe ihrer Flügel in kompakten Wolken in die Lüfte erheben und fern von ihrer erſten Heimat den Ruin und die Verzweiflung tragen. Der Marquis de Fougères, der dieſes ſchöne Inſekt in Algerien ebenfalls beobachtete und mit dem genialen Maler Clement, dem wir nebenſtehende Abbildung verdanken, befreundet iſt, verſicherte letzterem, daß das Tier in Algerien verſpeiſt werde.

Das gleichzeitige Auftreten der Elefantenheuſchrecke in Algerien, Korſika, Sardinien und Unteritalien ſcheint anzudeuten, daß dieſe Landſtrecken in einer früheren geologiſchen Epoche miteinander in Zuſammenhang geſtanden haben. Vielleicht iſt es auch möglich, daß die Spuren der Flügeldecken, die das Inſekt noch aufweiſt, die Reſte von zwei Paar ehemals gut entwickelten Flügeln ſind, die ihm weite Überfahrten ermöglichten. Dies ſind jedoch von unſerem Thema ſo weitab führende Fragen, daß wir ihre Beantwortung anderen überlaſſen müſſen.

C. Siebertz.

Heuſchreckenartige Inſekten.

In Südeuropa finden ſich auffallende Inſektenformen in viel reicherer Ausbildung als bei uns, beſonders viel mehr Beiſpiele der ſog. Mimikry oder ſchützenden Ähnlichkeit. Vielleicht die ausgeprägteſten dieſer Art zeigt uns die Gruppe der heuſchreckenartigen Inſekten, von denen uns umſtehende Abbildung einige Typen vorführt. Die hier dargeſtellten Inſekten werden an der Küſte Iſtriens ſowie in der Umgegend von Rovigno überall gefunden und bilden einen charakteriſtiſchen Beſtandteil der dortigen Inſektenfauna.

Sonderbar geſtaltete und auch durch ihre Lebensweiſe merkwürdige Formen weiſt die Familie der Fangſchrecken auf, von denen zwei in unſerer Abbildung dargeſtellt ſind. Da iſt zuerſt die Gottesanbeterin (Mantis religiosa [Abbild. 1]). Den Namen verdankt das Tier der eigenartigen Stellung, in der es ſeine Beute belauert. Die gefährlichen Fangarme werden vor dem Geſicht zuſammengefaltet erhoben, ſo daß allerdings eine gewiſſe Ähnlichkeit mit der Stellung eines Betenden erkennbar iſt. Jede Fliege, die in den Bereich der Fangarme gerät, wird mit einem Ruck von dieſen ergriffen, zum Munde geführt und ſchleunigſt an Ort und Stelle verſpeiſt. Mit Leichtigkeit frißt eine Mantis ein Dutzend Fliegen hintereinander auf.

Das Räuberhandwerk iſt natürlich weſentlich erleichtert durch das blatt- und zweigartige Ausſehen des Inſekts. Eine ruhende Mantis iſt in der Tat ſchwer zu entdecken, wenn ſie auf einer geeigneten Pflanze ſitzt. Da aber in beiden Geſchlechtern braune und grüne Exemplare vorkommen, ſo wird z. B. eine braune Mantis auf einem grünen Zweig eine auffällige Erſcheinung ſein. Daß dies vorkommt, habe ich in Rovigno häufig beobachtet.

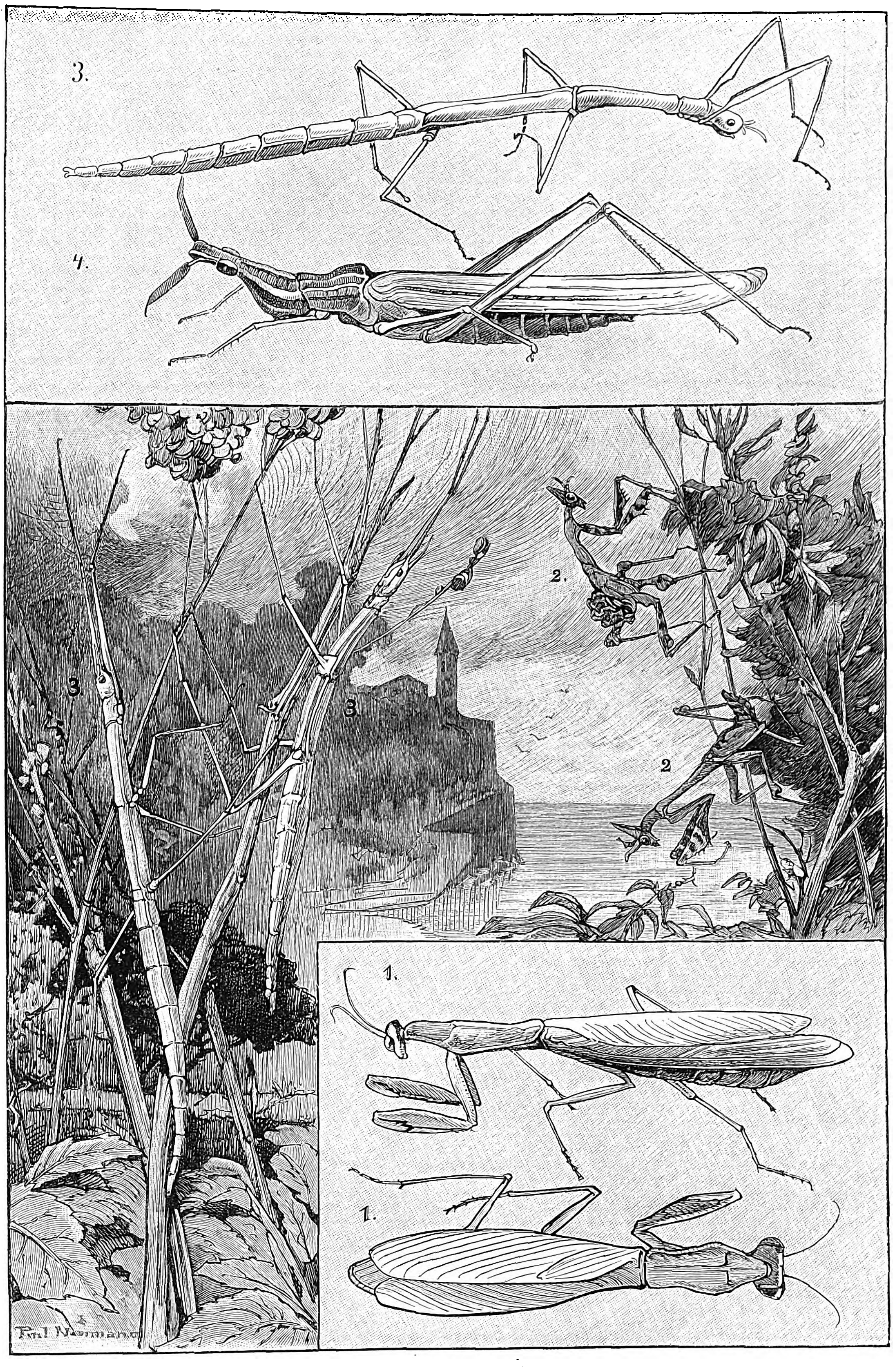
Weit beſſer wird ein Inſekt geſchützt ſein, das einer beſtimmten Pflanze angepaßt iſt und dieſe ausſchließlich bewohnt. Das iſt der Fall bei der zweiten hier dargeſtellten Fangſchrecke (Empusa fasciata [Abbild. 2]). Nach den Beobachtungen des Hrn. Dr. Hermes und ſowie nach meinen eigenen Erfahrungen kommt dieſes Inſekt nur auf einem an Bergabhängen in Iſtrien häufigen Strauch, Gnaphalium angustifolia, vor; das ruhende Inſekt täuſcht durch die Färbung und die ährenartige Geſtalt des Hinterleibes Pflanzenteile ſo genau vor, daß es wirklich ſehr ſchwer iſt, eine ruhende Empuſa auf einem Gnaphaliumſtrauch zu entdecken. Erſchüttert man die Sträucher durch Beklopfen, ſo ſieht man, wenn die Tiere umherklettern, daß ſie in großen Mengen die Sträucher bewohnen.

Die abgebildeten Exemplare ſind unreife Stücke, wie ſie im September vorigen Jahres bei Rovigno gefunden wurden. An Gefangenen konnte die vollſtändige Entwicklung, die im Dezember beendet ſein ſoll, leider nicht beobachtet werden, da die Tiere trotz reichlich vorgeſetzter Nahrung — Empuſa fängt wie Mantis kleinere Inſekten — nach einiger Zeit ſtarben. Die bizarre Geſtalt wird durch die Abbildung genügend gekennzeichnet. Die Färbung ſchwankt zwiſchen grau und braun mit dunkleren Querbinden. Bemerkt ſei noch, daß Rovigno bis jetzt der nördlichſte Punkt iſt, an dem das Inſekt beobachtet wurde.

Ein Tier, deſſen Pflanzenähnlichkeit ein einziger Blick auf die Abbildung ſofort erkennen läßt, iſt Bacillus Rossii (Abbild. 3), eine Stabheuſchrecke. An dieſem zeitlebens flügelloſen Kerf ſind alle Teile erſtaunlich in die Länge gezogen. Die Vorderbeine werden in der Ruhe nach vorn gehalten, wobei der Kopf in eine Vertiefung der Schenkel aufgenommen wird. Dadurch wird das Bild eines ſich nach vorn allmählich verjüngenden Stabes hervorgerufen. Die Färbung ſchwankt zwiſchen grün und braun mit allen möglichen Zwiſchenſtufen. Gefunden wird das Tier hauptſächlich auf Roſen- und Ginſterſträuchern. Auf einem der letzteren ſehen wir zwei Exemplare auf der linken Seite unſerer Abbildung dargeſtellt. Am Tage ſitzt das Tier regungslos in der abgebildeten Haltung; erſt abends kommt Bewegung hinein, und dann wandelt die ſonderbare Geſtalt träge über den Strauch, von deſſen Blättern ſie ſich nährt.

Das letzte abgebildete Inſekt, die Naſenſchrecke (Tryxalis nasuta [Abbild. 4]), iſt in Südeuropa überall häufig. Wir ſehen hier in der Geſtalt eine gewiſſe Ähnlichkeit mit Bacillus, die indes rein äußerlicher Natur iſt. Auch bei Tryxalis herrſcht eine Tendenz zur Streckung vor; der Leib iſt lang und dünn, die Stirn, ſchnabelartig verlängert, trägt weit vorn die ovalen Augen. Die Fühler ſind ſchwertförmig bei dem lebenden Tier gerade nach vorn geſtreckt, ſo daß ſie an die Vorderbeine von Bacillus erinnern. Die Färbung iſt auch hier grün bis graubraun, mit einer leichten Beimiſchung von Roſa. Die Lebensweiſe iſt aber ganz verſchieden von der des Bacillus. Die Naſenſchrecke fliegt und ſpringt vortrefflich, bewohnt den Boden und Gebüſche. Im Sonnenſchein zeigt ſie eine große Lebhaftigkeit. Alles das ſteht im kraſſen Gegenſatz zu den Lebensgewohnheiten des Bacillus. Es ſcheint aber, daß bei den Heuſchrecken überhaupt eine Tendenz liege, Pflanzenteile nachzuahmen. Kommt hierzu noch eine geeignete Lebensweiſe, ſo wird eine täuſchende Schutzähnlichkeit zuſtande kommen; entſpricht der Aufenthaltsort nicht der Form, ſo geht es wie bei Tryxalis, die gerade durch ihre ſonderbare Form oft zu einer recht auffallenden Erſcheinung wird.

U. Gerhardt.



Heuſchreckenartige Inſekten. Gezeichnet von P. Neumann nach einer Skizze von G. Wetzel.

1. Mantis religiosa. 2. Empusa fasciata. 3. Bacillus Rossii. 4. Tryxalis nasuta.

Die Abbildungen 2 und 3 in der Landſchaft ſind wenig verkleinert, die Abbildungen 1 und 4 etwa um 1/5 vergrößert.

Farbige Wandbilder.

Wie unbequem iſt es heutzutage noch faſt überall in deutſchen Landen, ein bißchen guten Geſchmack zu haben! Mir kam in dieſem Jahr eine ganze Reihe von Salons hochgebildeter Familien neu zu Geſicht. Wie ausnahmslos öde war die dort aufgeſtapelte Pracht, wie troſtlos die üppig gerahmten, ſentimentalen Stiche und Photographien an den Wänden, die Albums mit gepreßtem Lederüberzug auf den Tiſchen! In früheren Jahrzehnten war man wenigſtens in den kleinen Sommerfriſchen vor derlei Geſchmacksverirrungen ſicher. Da gab es eben ſelten mehr als die ſchlichten Häuſer und die oft ſehr einfach, aber nie geſchmacklos eingerichteten Stuben der Dorfbewohner. Aber in den Villenvierteln, die jetzt überall aufſchießen, wird es einem nicht mehr ſo wohl. In Regenwochen iſt das beſonders betrübend. Da kann dieſe aufdringliche, moderne Einrichtung, namentlich wo ſie gar ſchon im wilden Jugendſtil auftritt, für ruhebedürftige Nerven zur Kataſtrophe werden. So brachten mich bei meiner diesjährigen Sommerwohnungsſuche die Innendekorationen faſt zur Verzweiflung. Da fiel mein Auge in einem ſolchen „Salon“ auf ein Bild, das mich nicht wieder losließ, einen guten Freund, Banzers „Abendmahl in einer heſſiſchen Dorfkirche“. Wie eine Oaſe der Ruhe und Freude mutete mich das Bild in ſeinem ſchlichten ſchwarzen Rahmen an. Ich mietete mir die Wohnung halb um des Bildes willen, und ich habe dem Bilde viel verdankt. Meine Wirtin ahnte zwar nicht, welchen Schatz ſie da beſaß; ſie hatte ihre ſchönen alten Möbel in Manſarden geſperrt und in den vornehmen Zimmern alles mit neuer Nußbaumimitation voll blinkender Blechbeſchläge verſehen. Aber wie beherrſchte das eine lebendige Kunſtwerk all den Kram! In einem anderen Zimmer fand ich ſpäter Otto Fickentſchers „Fuchs“, und in dem Laden, der ſich für ſämtliche Bedarfsartikel der Kurgäſte aufgetan hatte, hing zwiſchen all der ſchillernden Pſeudokunſt herkömmlicher Mitbringſel Walter Georgis ſchlichtes Bild: „Pflügender Bauer“. Dieſe drei Pioniere neuer echter Kunſt gehören einer Reihenfolge von Wandbildern an, von denen hier die Rede ſein ſoll.

Die beiden Verlagsfirmen von B. G. Teubner und R. Voigtländer begannen vor ungefähr anderthalb Jahren, jüngere deutſche Künſtler für die Herſtellung billigen, aber gediegenen Wandſchmucks zu gewinnen. Es handelte ſich darum, an die Stelle der Nachbildungen, auf die alle angewieſen waren, welche ſich Ölbilder oder große Stiche nicht leiſten können, originale Kunſt, farbige Blätter in großem Maßſtabe zu ſetzen. Dazu eignet ſich in erſter Linie der Steindruck (Lithographie). Dieſes Verfahren ermöglicht dem Künſtler, mit wenigen Farben ein Bild zu geben, das im Druck ganz getreu reproduziert wird; denn der Künſtler zeichnet unmittelbar auf die Platte.

Die erſten Bilder erſchienen im Frühſommer 1902, und ſeitdem haben beide Firmen eifrig weiter geſchaffen und neue Künſtler herangezogen, um möglichſt Vielſeitiges für Schule und Haus entſtehen zu laſſen. Wenn auch nicht geleugnet werden ſoll, daß Mißgriffe von beiden Seiten geſchehen ſind und mancher Künſtler der Aufgabe nicht ganz gewachſen war, ſo haben ſich doch viele neue Kräfte gerührt, um das ſchöne und dankbare Ziel zu erreichen. Ernſt und eifrig wurde danach geſtrebt, in dieſem für die meiſten Künſtler ungewohnten Verfahren der großflächigen Farbentechnik und des Übereinanderdrucks das Beſte und immer Neues zu leiſten. Nicht weniger erfreulich iſt es, daß ſich ſeitdem viele Laien redlich bemüht haben, dieſe neuen Kunſtwerke recht zu würdigen, zu verſtehen und allerorten einzuführen. An der Hand der fünf farbigen Drucke, die umſtehend beigegeben ſind, wollen wir der Eigenart und dem Wert der Künſtlerſteinzeichnungen etwas näher zu kommen ſuchen. Freilich, die Originale dieſer Nachbildungen, die die Abſicht des Künſtlers mit faſt vollſtändiger Treue wiedergeben, haben noch lebendigere Farbflächen und größere Wirkungen als dieſe Verkleinerungen. So wirkt z. B. die Waldfläche in Guſtav Kampmanns „Abendrot“ weniger ſchwarz, der Schnee iſt im Original leuchtender, der Rauch duftiger; aber wir können doch vor dieſen Kopien ein gut Teil der Schöpferfreude des Künſtlers nachempfinden: die einfache, klare Formgebung, die fein geſtimmten, belebten farbigen Flächen ſind hier eben ſo eigenartig und anziehend wie in Kampmanns beiden früheren Blättern, dem „Mondaufgang“ und dem „Bergland im Schnee“. Und wie dort der zitternde Streit roten Abendſonnenglanzes mit dem ſilbernen Mondlicht, wie die weiche Tönung des winterlichen Grüns im Zuſammenklang mit dem harten Weiß des friſchen Schnees dem Auge neue Farbenreize erſchloß, ſo hat hier der Maler dem altbekannten Thema der Abendröte Neues abgewonnen in dem fein belebten, gleichſam flüſſigen Golde des wolkenverſchleierten Himmels, in dem widerleuchtenden Abendſchnee, in den ſtarken, aber doch feingliederigen und bei längerem Hinſehen immer lebendiger werdenden Silhouetten der Bäume, in dem Hauſe am Waldesrand.

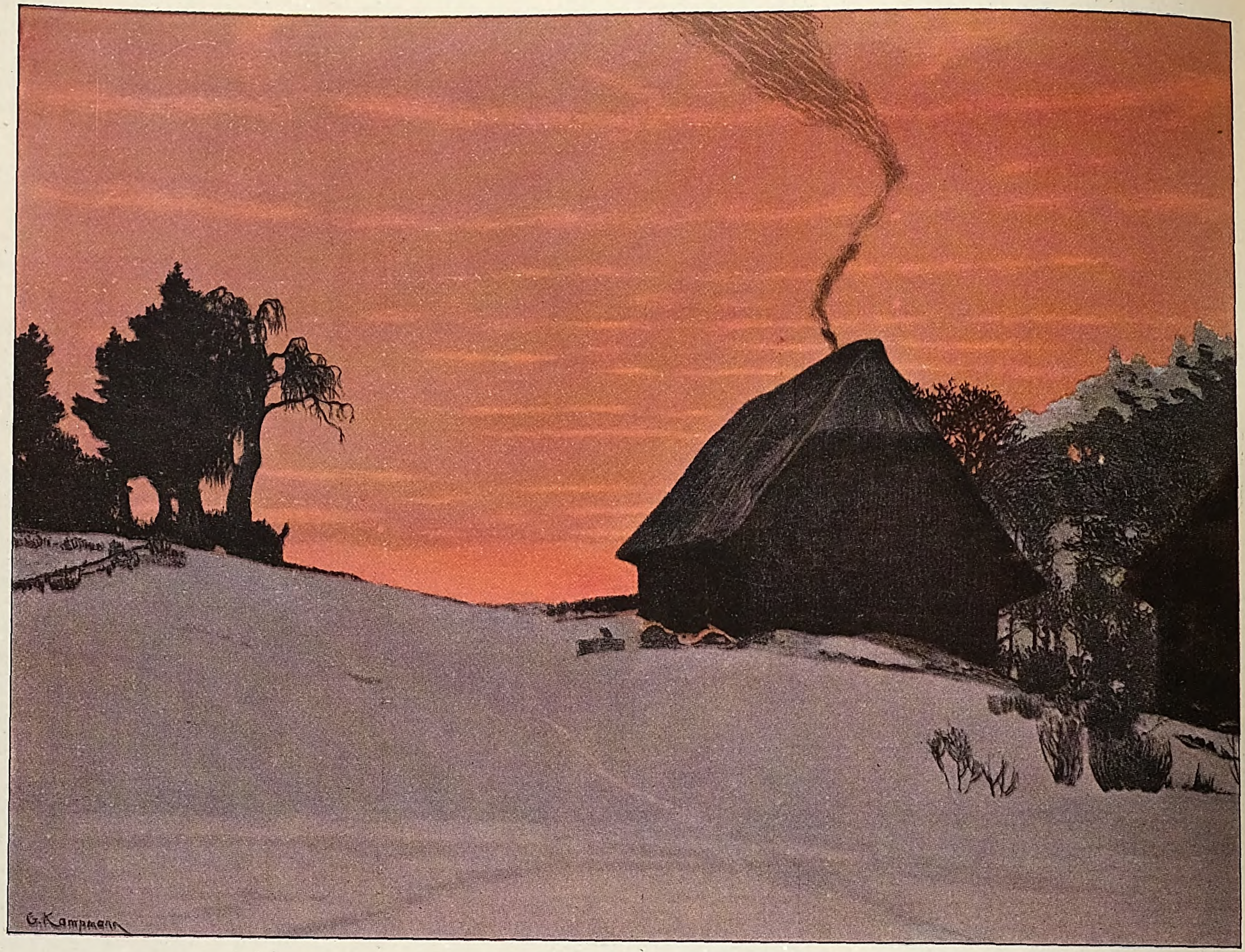
Das Bild von Walter Georgi zeigt die Geſtalt des „Pflügenden Bauern“ ſowie die charakteriſtiſche Eigenart der beiden Zugtiere in plaſtiſcher Schönheit und voll ſtarken inneren Lebens. Der Menſch und die Tiere, die den Vordergrund erfüllen, ſtehen in engſter Beziehung zu der herbſtlichen Landſchaft. Die trüben, ſatten Farben neben leuchtendem Weiß geſtalten die Stimmung des Bildes ernſt und ſchwer. Das Original hat vielleicht noch etwas mehr Luft und Duft im Raum; aber harte, fleißige Arbeit bleibt auch dort das eindringliche Thema des Ganzen.

Viel zarter und weicher ſind die Farben in Franz Heins „Tal des Lebens“. Alles iſt Werden und Wachſen, alles jung und fröhlich, leicht und anmutig. Kein Menſch, kein Tier belebt das Frühlingstal, aber Wald und Wieſe leben, und wir atmen den Duft des Birkenlaubes, fühlen die Friſche des ſpiegelnden Baches. Alles iſt ſtark ſtiliſiert in ruhigen Formen und Farbflächen; aber kein Eckchen der Waldwand oder der Wieſenfläche iſt tot und arm in der Ausführung. Die hier beſonders gelungene Nachbildung wird jedem die Anmut und Schlichtheit des Kunſtwerks nahe bringen.

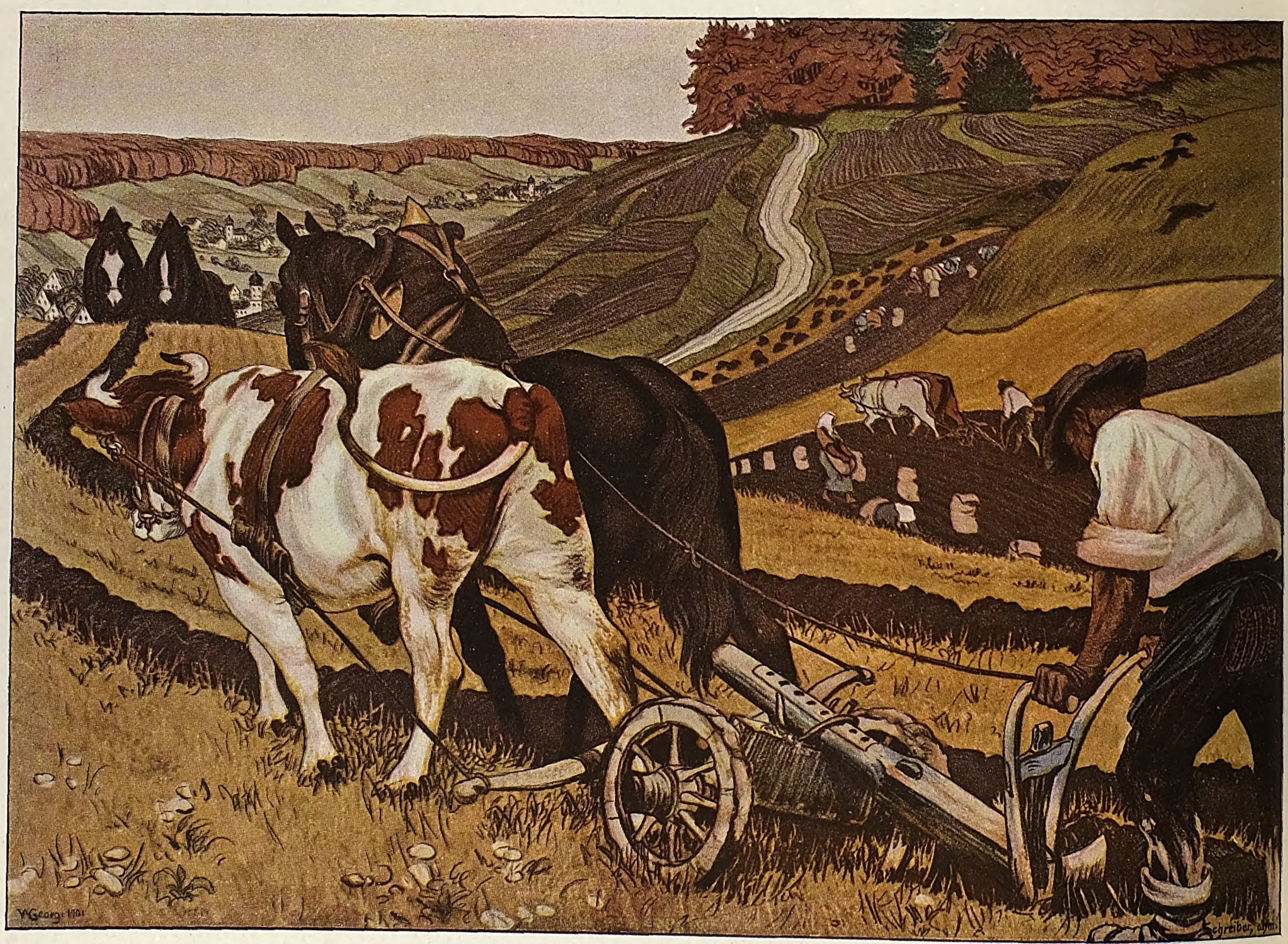
Faſt befremdend wirkt auf den erſten Blick die im kleineren Maßſtabe etwas aufdringliche Stiliſierung von Hellmut Eichrodts „Droben ſtehet die Kapelle“. Hier ſind vielleicht die Aſſoziationen durch den gegebenen Anklang an Uhlands Lied ſo groß, daß der Beſchauer eine Weile braucht, ehe er der Landſchaft und dem künſtleriſchen Aufbau des Ganzen, beſonders der ſchönen Gruppe im Vordergrund, gerecht wird. Aber gerade Kindern, die das Lied nicht kannten, iſt die volle Sommeratmoſphäre und einfache Auffaſſung von Wieſe, Bach, Berg und Wolken, die klare Zeichnung des nachſinnenden Knaben und der Tiere leicht zugänglich und verſtändlich.

Ein wahrhaft ſchönes Bild iſt Walter Conz' „Schwarzwaldtanne“. Dieſes wunderbar gewaltige Leben in dem Rieſenbaum, die Majeſtät ſeiner weitſchattenden Äſte, die Leuchtkraft der ſonnigen Wieſe, der blauen Luft und die kräftige Technik der Zeichnung ſind immer von neuem dem Auge ein Genuß; wir laſſen ohne Grübeln, ohne Mühe den ſtarken Eindruck auf uns wirken, den hier die zeichnende Hand erweckte. Das aber iſt und bleibt ja der Vorzug aller echten Kunſt und ſomit auch dieſer Kunſtblätter, daß ihr Eindruck ſo unmittelbar zu den Sinnen der Menſchen ſpricht. Wir können ſehen und miterleben, was der Künſtler ſah und erlebte. Wer wollte das nicht lieber um ſich haben als die zahlloſen ſeichten Dutzendbilder, die unſere Salons und Wohnzimmer verunzieren? Wer wollte nicht gern ſeiner Kinder Augen an dieſe farbige ſchlichte Kunſtweiſe gewöhnen, ſtatt ſie dem ſüßlichen Geſchmack preiszugeben, den ſonſtige Wandſchulbilder und Genreſzenen, wie ſie in Kinderſtuben üblich ſind, heute noch aufweiſen? Freilich werden gute Nachbildungen großer Meiſterwerke ihren beſonderen Wert ſtets behalten. Aber die unmittelbare Lebendigkeit unſerer Lithographien können ſie doch nicht erreichen, und es iſt unſeres Erachtens wertvoller, an dieſer originalen Kunſt ſehen zu lernen, als an vielen hundert mittelmäßigen Reproduktionen das Auge zu verbilden und totes Wiſſen zu lernen, ſtatt lebendige Kunſt mitzuerleben.

Käthe Kautzſch.

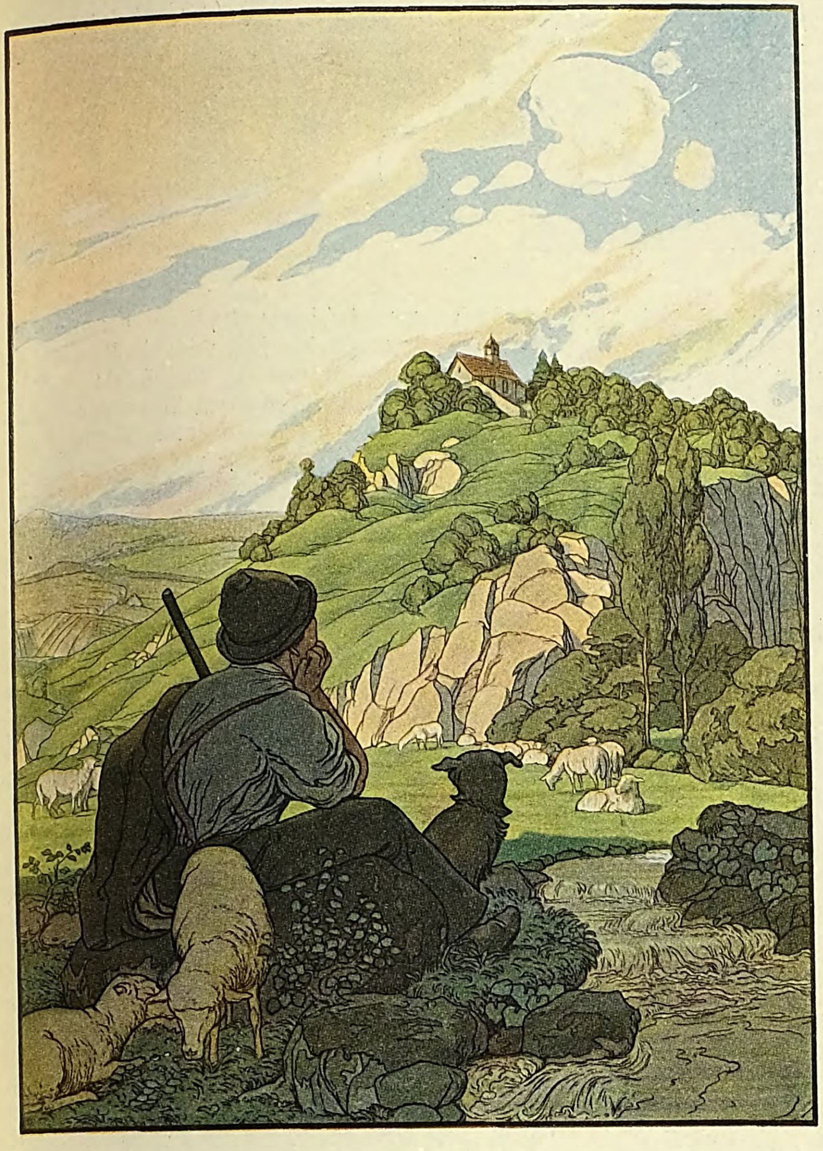


Guſtav Kampmann. Abendrot.

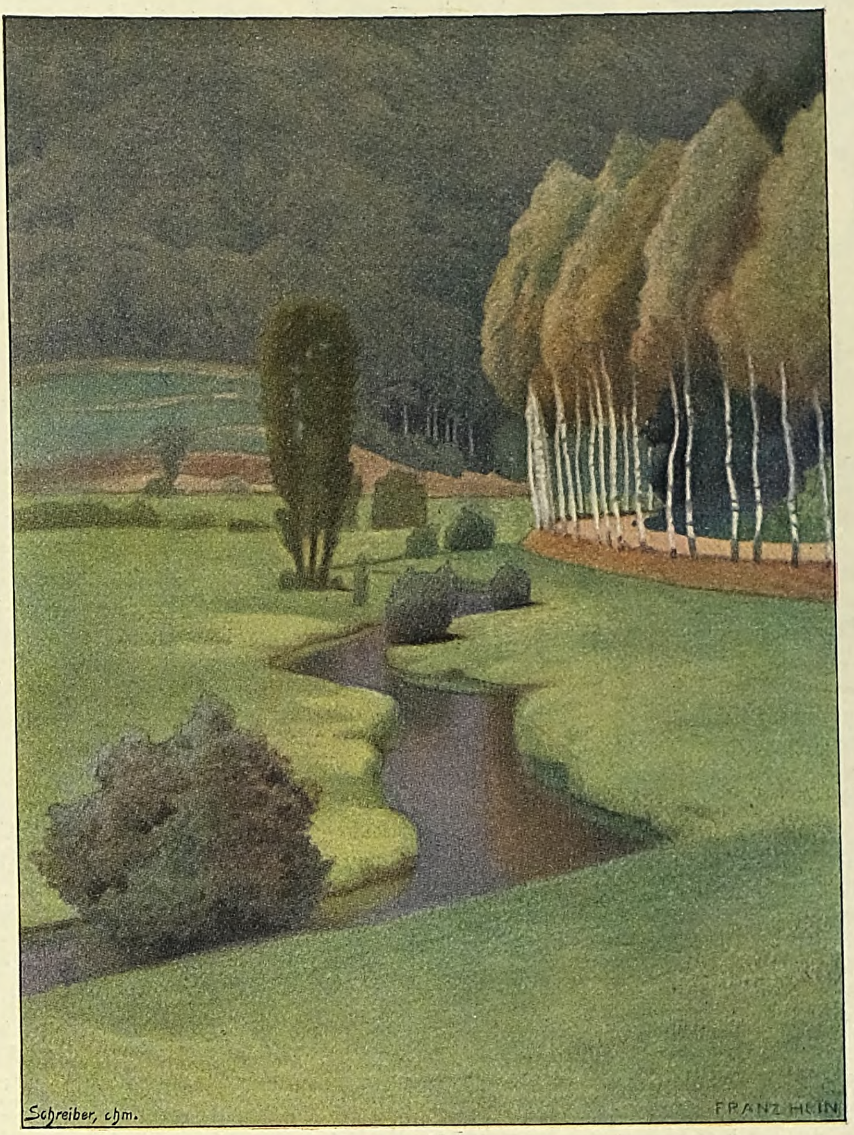

W.Georgi 1901
Schreiber, lith.

Walter Georgi. Pflügender Bauer.

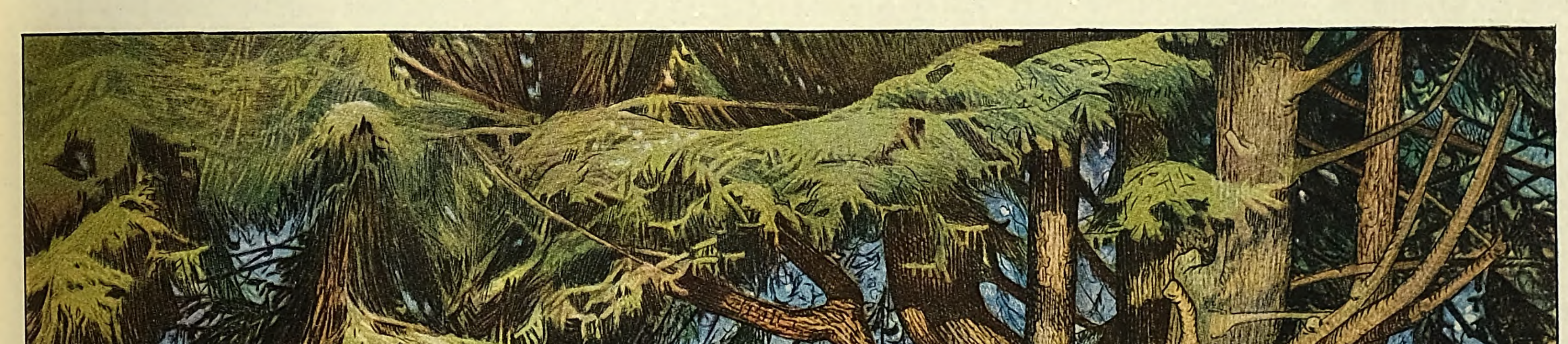
Neue Künſtlerſteinzeichnungen aus der Sammlung von B. G. Teubners Wandbildern.



Hellmut Eichrodt. „Droben ſtehet die Kapelle“.


Schreiber, chm.
FRANZ HEIN

Franz Hein. Das Tal.



Walter Conz. Schwarzwaldtanne.

Neue Künſtlerſteinzeichnungen aus der Sammlung von B. G. Teubners Wandbildern.

Frauen-Zeitung.

Schreiende Hirſche.

Novelle

von

Marthe Renate Fiſcher.

(Schluß.)

[Nachdruck verboten.]

Die Spannung wurde ſehr bald dadurch erhöht, daß wieder der Einſame, Gewaltige ſeine Stimme erſchallen ließ. Das »Brüllen« der anderen Sippe ſank gleich auf das Niveau der Halbgrößen vor dieſem dumpfen, dröhnenden Schreien. Das Herz erzitterte. Sah man denn nicht das prachtvolle Tier drüben am Hang auf die Blöße treten, den Hals gereckt, das Geweih zurückgelegt, Dampf über dem geöffneten Geäſe? Die Gäſte ſprachen von einem Zwölfender oder Zwanzigender. Und der Wirt geriet in eine verzweifelte Unruhe und zitterte an allen Gliedern, bis die Muſik der leidenſchaftlichen Laute erſtarb und nur die tiefen, einſamen, machtvollen Töne durch den ſtillen Abend ſchallten.

Erſt wenn es am Berg hinaufhuſchte, ſorgfältig hinter dem Wacholder Deckung ſuchend, der hier in großen Büſchen wucherte, und mit katzenleichten Sprüngen im Hauſe verſchwand, dann erſt atmete Hans auf. Und er wäre am liebſten in das Zimmer geeilt, wo die kleine Frau mit bebenden Gliedern am Wagen des Jungen ſaß und unter ſtürzenden Tränen leichtſinnig lachte. Aber die muſikaliſchen Wanderzüge der Frau hatten eine tiefe Disharmonie in die Ehe gebracht. Sie hatte wohl noch verſucht, ihrem Gatten wie ein Ballen Zeug an den Hals zu fliegen, aber ſie war nicht mehr wie früher von ihrem Mann auf den Arm genommen worden; er hatte ſie trübe abgewehrt mit den Worten: „Keine Zeit! Nicht doch!“ Und wenn ſie ihn bei beiden Armen ſchüttelte und ihn anrief: „Hans! Junge!“ dann hatte er ſie wieder verſcheucht.

Auch der Papa wich aus. Mit der Mutter ſprach ſie ſich aus, und beide Frauen weinten.

Wenn Hans am Vormittag, wo jetzt im Geſchäft nicht viel zu tun war, überall umherſcharwerkte, hier ein Stuhlbein anleimte, dort einen Fetzen Tapete anklebte, dann eine kleine Pauſe eintreten ließ, die Hände in die Joppentaſchen bohrte und am niederen Zaune ſtand, der das Grundſtück umſchloß, dann fiel ihm, während er in den herbſtlichen Wald hinüberblickte, wohl ein, wie er, heimgekommen, ſich in das Thüringer Bäschen verliebt hatte, das bei ſeinen Eltern auf Beſuch war, und wie er ſeine Kleine geheiratet hatte. Ein Kind hatte er geheiratet. Jetzt nun —

Er bewegte unruhig die Knie, ſo daß ſein ganzer langgliederiger Körper ſchlotterte. Es war doch traurig, daß er ſie nicht gewaltſam von dem Unfug zurückhalten konnte. Es verleidete ihm die Frau und raubte ihr in ſeinen Augen allen Schmelz der Seele. Daß ſie ſich leichtſinnig dazu hergab, war ihm ſchon fürchterlich; daß er, der Mann, es aber litt, erſchien ihm geradezu ein Verbrechen.

Armut ſchändet, dachte er.

Ihrem Geſichtchen war freilich anzuſehen, daß auch ſie ſich grämte; es war in der kurzen Zeit ſo reif geworden.

Arme kleine Frau, dachte er, liebe, kleine, kindiſche, tapfere Frau! Er nickte bekräftigend zu jedem Worte. Dann ſagte er halblaut vor ſich hin: „Tapfere“, zog ſeine Hand aus der Joppentaſche und fuhr ſich über die Augen.

* * *

Die Hirſche ließen nichts mehr zu wünſchen übrig. An jedem Abend konnte man ihr Schreien hören, bald näher im Tal hinter dem nächſten Hügelzug, bald tiefer aus den Bergen; und faſt an jedem Abend hörte man auch den heißen, grollenden Schrei des Gefährlichen, Ubergewaltigen, Rieſenſtarken, der majeſtätiſch ſich näherte, und deſſen zornige, dröhnende Rufe bald den Platz beherrſchten.

Hörte die kleine Frau den erſten dieſer ſiegreichen Kampfeslaute, ſo erbebte ſie bis ins Herz, und ob ſie auch der dichten Schonung, in der ſie ſich bergen konnte, ziemlich nahe war, ſo ſtand ſie doch mit klopfenden Pulſen am Fichtenſtamm, ehe ſie ihre gefährliche, anziehungsreiche Muſik entſchloſſen wieder aufnahm. Eine fieberhafte, lüſterne Neugier hatte ſie gepackt, den Königlichen, Fürchterlichen auf den Weg heraustreten zu ſehen, eine Neugier, die von hilfloſem Entſetzen zu mutwilliger Keckheit überging, je nachdem ſie ſich den Ungeſehenen in der Geſtalt des gewaltigen Zwanzigenders vorſtellte oder in der Geſtalt des durchtriebenen Förſters, der ſie für ihren Betrug ängſtigen wollte.

Mitunter wurde ſie auch von der Furcht gepackt, es könne ihr jemand auflauern und ſie entlarven. Dann begann ihr Herz zu flackern wie eine Flamme im Zugwind. Nur das nicht! Sie faltete angſtvoll ihre Hände. Gleich ſtand das Bild ihres Gatten vor ihrer Seele, der ſie preisgab.

Der Wald lag im ſtillen Licht eines reichen Sternenhimmels. Allmählich miſchte ſich der hellere Schein des Mondes bei, der hinter den Bergen aufgegangen war; als er dann über den Wipfeln auftauchte, floß ein zauberſchönes Licht hernieder. Es war ganz ſtill, nur die unbeſtimmbaren Geräuſche des nächtlichen Waldes ließen ſich vernehmen. Die Fahrſtraße lag vor ihr, weiß, hell und einſam; alles war märchenhaft anzuſehen.

In der Bergſenkung ſtand ein Miſpelbuſch, den die kleine Frau gelegentlich ſchon nach Früchten abgeſucht hatte. Jetzt bog ſie noch einmal deſſen Zweige, hob ihren Zylinder zum Munde und tutete ein letztes Mal. Dann ſchlug ſie mit kurzem Aufſchrei die Hände vor das Geſicht und verſuchte mit aller Gewalt ſich loszureißen.

Eine eiſerne Fauſt hatte ſie gepackt und ſchüttelte ſie. Unter einem wetterverſchoſſenen grünlichen Hut mit ſchlapp herabhängender Krempe hatte ſie ein bärtiges, von den Runen des Alters tief durchfurchtes Geſicht geſehen, das des Forſtmeiſters, der in der Stadt ſeine Penſion verzehrte.

Der Forſtmeiſter, ein barſcher, unzugänglicher Herr und ein Eiſenkopf, war nicht ſonderlich beliebt. Er war ſo ſcharf im Dienſt geweſen, daß ihn ſeine Unterbeamten ohne Bedauern in den Ruheſtand hatten treten ſehen. Dieſer Mann nun ſchüttelte die kleine Frau beim Arm, wobei er von betrügeriſchen Manipulationen ſprach.

Das erbitterte die kleine Frau und machte ſie kühn. Sie ſchrie ihn an: „Wen betrüg ich denn?“

Der alte Weidmann war beſtürzt. „Hören Sie“, ſagte er giftig, „Sie können's noch weit bringen!“

Immer noch bemüht, ſich loszureißen, ſchrie ſie weiter: „Es geht Sie gar nichts an, wie weit ich 's noch bringe! Ich habe hier gerade ſo viel Rechte wie Sie.“

Nun bemerkte er barſch: „Dann wollen wir doch mal den Gäſten Ihres Mannes mitteilen, was das für Hirſche ſind, die ihnen hier alle abend was vorſchreien.“

„Wenn ſich die Hirſche nun doch fortgewöhnt haben, dann muß man ſie eben locken, daß ſie wiederkommen.“ Sie hatte den Verſuch, ſich freizumachen, aufgegeben und die Hände ſinken laſſen. „Habe ich nicht überhaupt den großen Hirſch ſchon gelockt — das iſt doch ein echter Hirſch. Und ich hab ſchon noch einen gehört und“ — Es hörte ſich koſtbar kindiſch an, wie ſie im falſchen Tone der Uberzeugung ſich herausreden wollte. Ihrer Keckheit war zitternde Furcht beigemiſcht.

Der Forſtmeiſter ſah die kleine Frau an und ſtieß ein kurzes Lachen aus, das halb Meckern, halb Knurren war. „Sie ſind ja ein ganz windiges Frauenzimmer!“ ſagte er.

Das empörte ſie als reife, verheiratete Perſon und beleidigte ihren weiblichen Stolz. „Ich verbitte mir Ihre unmanierlichen Anreden, Herr Forſtmeiſter“, ſagte ſie entrüſtet, „ich bin eine anſtändige Frau.“ Und dann fuhr ſie verbindlich fort: „Wenn ich nun zu Ihnen ſagen wollte, Sie wären ein ekliger alter Raufbold... Ich ſage es nicht; ich bin dazu viel zu gut erzogen. Meine Eltern hätten mich kurz und klein geprügelt, wenn ich ſolche Manieren verraten hätte. Aber Sie haben mich überfallen wie ein Raufbold und haben mich erſchreckt wie ein Vagabund! Ich ſage nicht“, eiferte ſie, „daß Sie ein Vagabund ſind; — nein, das ſind Sie nicht — aber ich könnte ja wohl gerade ein kleines Kind ſtillen, wo mir der Schrecken ſchaden würde. — Gelle, das könnte ich wohl? Und es geht Sie ſchließlich doch nichts an“ — mit einem Ruck hob ſie den Kopf — „wenn ich abends hier ſpazieren gehe. Und ob ich trommele oder pfeife, das geht Sie auch nichts an.“

Er hatte ſeinen Stock, der ihm über dem Arm gehangen, in die Hand genommen und ſtützte ſich darauf, ſo daß er nach rechts ein wenig eingeknickt ſtand; mit der linken Hand hatte er ſeine Hüfte umſpannt. Er war ein großer, breiter und ziemlich beleibter Mann. So hörte er ruhig und ernſthaft zu und ſah die kleine Frau aufmerkſam an. Leichtfüßig, ſprungbereit ſtand ſie mit den Haarfahnen an den Schläfen vor ihm. Das Kleidchen war ſo kurz, daß es gegen Tau und ſchlechten Weg nicht mit der Hand gehoben zu werden brauchte; die Taille trug ſie nicht eingeſchnürt. Sie hatte wohl eine Jacke übergezogen, aber die ſtand offen. War die kleine Frau gleich nicht groß gewachſen, ſo war doch alles an ihr lang und ſchlank und von ſchönen, jugendlichen Linien.

Da der Forſtmeiſter nicht weiter ſchimpfte, nahm ſie das grämliche, alte Geſicht mit der harten Sprache ſeiner Runen, indem ſie den Kopf vorneigte, in näheren Augenſchein. Und dann ſtürzte ſie die drei Schritte, die ſie von ihrem Ankläger trennten, herzu, packte ihn bei beiden Oberarmen, ſchüttelte ihn wie einen Baum und ſtieß unter ſtürzenden Tränen leidenſchaftlich heraus: „So viel Wanzen, wie in dem Haus waren — und ſo ſchmutzige Betten — und die Dielen alle verkleiſtert — und wir haben gedacht, wenn wir alle Mängel abſtellen, dann wird das ſchon gut ſein. Wir haben gedacht, die Leute ſprechen: Der Wirt iſt nichts wert geweſen. Aber nein, die Leute ſagen: »Das Haus iſt nichts wert.« Und auf das Haus haben wir unſere Zukunft gebaut. Papa hat ſein ganzes bißchen Geld dazu hergegeben. Wir haben ſo viel neues Geſchirr kaufen und die Bettinlette erneuern müſſen. Und was alles dann an Speiſen und Getränken verdorben iſt! Eingerichtet mußte man ſein, ſonſt hätte man ſich Vorwürfe gemacht, daß die Leute deshalb weggeblieben ſind. Wer das noch nicht durchgemacht hat, wie das iſt, wenn man wartet, es ſoll eins kommen“ —

„Ich denke, Sie haben Ihre Stammgäſte“, unterbrach der Forſtmeiſter trocken den Klageſtrom.

„Was haben wir denn für welche? Den Herrn Magiſtratsſekretär.“ Sie zog eine wegwerfende Miene und brach in herzbrechendes Schluchzen aus. „Der hat ja immerzu gedrängt, er kommt nicht wieder, wenn die Hirſche nicht ſchreien. Und der Beſitzer vom Haus hat auch gedrängt: Wenn wir die Pacht nicht zahlen könnten, müßten wir raus.“ Sie zog ihr Taſchentuch hervor und trocknete ihre vom Weinen naſſen Augen. „Und nun ſoll man das mit anſehen“, ſagte ſie, „die Verzweiflung! — Und wo ſollen wir denn hin?“ Mit flachen Händen zeigte ſie umher. „Was ſoll denn aus meinen alten Eltern werden, die alles hingegeben haben?“ Alles erzählte ſie, obgleich er ſie wieder und wieder unterbrach, das gehöre nicht zur Sache.

„Das ſoll nicht zur Sache gehören?“ fragte ſie entrüſtet. „Aber gewiß gehört das zur Sache.“ Damit war ſie bei dem Förſter angelangt, der geſagt hatte, ſie ſollten nur auf dem Zylinder blaſen, das wäre gerade ſo gut, als ob die Hirſche ſchrien. „Und dabei ſchlägt er den Zylinder entzwei, Herr Forſtmeiſter; und wie ich einen neuen hole aus der Stadt, da falle ich hin, und der Zylinder fliegt naus. Da denk ich dran, was der Förſter geſagt hat, und da probier ich 's mal. Und wie ich nauf komme, da iſt eine Seligkeit im Haus — die Hirſche hätten geſchrien.“ Sie drückte ihr Taſchentuch in die Augen vor krampfhaftem Schluchzen. „Der Mama iſt's entſchlüpft, wie wir ſtehen. Daß es ſchlecht war, das hab ich gewußt, aber daß wir ſo ſchlecht ſtanden, das hab ich nicht geahnt. — Und dann ſind die Menſchen in Haufen gekommen, ſie wollten die Hirſche hören; aber Hans hat mir ’s verboten gehabt, ich hab nicht nunter gedurft. — Ich hab dann meine Zither genommen, ob ich was vorſpielen ſollte. — Einmal iſt’s genehm geweſen, aber am anderen Abend hat der Herr Magiſtratsſekretär geſagt, ſie kämen doch wegen der Hirſche, das Zitherſpielen machte ſie nervös.“ Sie lehnte ſich mit dem Rücken an einen Baum und ließ beide Arme ſchlaff herunterhängen.

Der alte Forſtmann verhielt ſich ganz ſtill. Nur ein knurrender Laut, als überlege er, drang zu der kleinen Frau hinüber.

„Gelle Sie, Herr Forſtmeiſter“, ſagte ſie, „ſo ſchlimm haben Sie ſich das nicht gedacht.“ Es hörte ſich wunderbar rührend an. „Was ich gelitten hab! — Und was ich leide! — Hans wehrt mir ’s nicht mehr, daß ich nunter laufe — aber — aber ſeine Liebe, die iſt eingeſchlafen.“ Sie ſank in die Knie, drückte die Stirn auf den Heideboden und weinte laut und jammervoll.

„Stehen Sie doch auf“, ſagte der alte Herr nach einer Weile, „Sie erkälten ſich ja.“

Sie folgte gehorſam dem Befehl. Plötzlich aber faßte ſie den Griesgram wieder bei beiden Schultern, und er ſah nun ihr Geſicht ganz nahe. Es war blaß und kummervoll, ein reifes, leiderprobtes Frauenantlitz. In dem Halbdämmer des Mondenſcheins hier zwiſchen den erſten Stämmen ſah er jeden Züg verſchärft, das Bleiche noch bleicher, die wehen Linien noch feſter gezeichnet. Und ſie erzählte ihm alles, was ſie gelitten hatte, kleine Züge aus ihrer Ehe, die ſo warm geweſen und ſo kalt geworden war.

Er knurrte wieder. „Na ja, das glaube ich ja ſchon, daß Sie nicht zu Ihrem Vergnügen hier in der Nacht umherlaufen. Die Gefahr, der Sie ſich ausſetzen, kennen Sie aber nicht. Wenn das andere“ — er winkte mit dem Kopf — „wirklich ein Hirſch iſt und nicht der verfluchte Kerl, der Förſter“ — hier kam wieder das kurze, aus Meckern und tiefem Knurren gemiſchte Lachen — „wenn das alſo wirklich ein Hirſch iſt, der wartet nicht erſt, bis Sie in der Schonung ſind, der iſt noch raſcher auf den Beinen als Sie Springinsfeld.“

Sie antwortete ganz ſchlicht: „Ich tu es ja doch für meine Eltern, für meinen Mann und für mein Kind. Und Hans verachtet mich dafür und Papa auch — und ich tu es doch. Das iſt doch noch weit ſchlimmer als der Gedanke, der Hirſch könnte kommen.“ Sie ließ ihre Hände von ſeinen Schultern herabſinken. „Bloß noch ein paar Tage — noch zwei- bis dreimal eine gute Einnahme! Die Leute haben ja nun geſehen, daß es ordentlich bei uns zugeht, und daß wir keinen prellen, und wenn wir dann im Winter die Skatpartie vom Herrn Magiſtratsſekretär behalten“ —

Ein Ruf zog daher, ein lang anhaltender, ſchwingender, angſtvoller Ruf aus Männermund.

„Gott! Gott!“ ſagte die kleine Frau voller Schrecken, „das iſt doch Hans! Das iſt doch mein Mann!“ Sie ſprang auf die Straße, rief mit tönender Stimme: „Hier! Hier!“ und dann zurück zum alten Herrn gewendet, dem ſie beſchwörend die Hände entgegenſtreckte: „Gelle, Herr Forſtmeiſter, Sie ſind generös und tragen ’s mir nicht nach, daß ich zuerſt ein bißchen unartig war? — Hier! Hier!“ rief ſie wieder und warf den Kopf zurück, ſo daß ihre Stimme voll und hell herausſchmetterte. „Gelle, Herr Forſtmeiſter, Sie tragen mir nichts nach? Und das bleibt zwiſchen uns beiden, das mit den Hirſchen — gelle?“

Er war nun auch auf die Straße gekommen, hatte den Stock wieder auf den linken Arm gehängt und ſchritt aus, dem Ruf entgegen.

„Für heute abend will ich mir ein ſchlechtes Gedächtnis anſchaffen“, ſagte er kurz. „Aber zum Mitſchuldigen bei ferneren lügneriſchen Manipulationen mache ich mich natürlich nicht. Wenn Sie die Hirſche locken wollen, dann locken Sie oben von Ihrem Grundſtück aus. Die Gänge abends allein in den Wald ohne männlichen Schutz ſind außerdem recht gefährlich für eine junge Frau. Es könnte doch einmal ein Vagabund oder ein Raufbold kommen.“ Er ſprach ohne Umſtände, aber als ſie recht hinblickte, ſah ſie ein Lächeln in den Beuteln und Falten unter ſeinen Augen.

Der Ruf des Gatten klang aus nicht mehr großer Ferne herüber. Der Griesgram blieb ſtehen, lüftete den Hut und bot ihr die Hand.

Da ſagte ſie ergriffen mit zitternder Stimme: „Sie denken doch nicht etwa, daß ich eine gewiſſenloſe, betrügeriſche Frau bin. Gelle, das denken Sie doch nicht?“

Er lachte kurz. „Ich habe ſie ſchon gewiſſenloſer und betrügeriſcher kennen gelernt. Wie alt ſind Sie denn?“

„Neunzehn.“

„Da können Sie auch bald anfangen zu wachſen.“ Damit entzog er ihr die Hand, grüßte nochmals und bog in die Heide ein.

Aber er ging in gleicher Richtung mit der kleinen Frau, die wie ein Pfeil dahinſchoß. Er ſah ihre fliegenden, leichten Schritte, die kaum den Erdboden berührten.

Dann tauchte der Gatte auf.

Sie ſtürzte auf die lange Geſtalt zu, packte den Mann bei beiden Armen, ſchüttelte ihn, und der Griesgram hörte, wie ſie unter hellem Weinen jauchzend herausbrachte: „Hans! Junge!“

* * *

Heute, nach zehn Jahren, gehört das Gaſthaus »Zum ſchreienden Hirſch« zu den beliebteſten Sommerpenſionen des Harzes, und man tut wohl, zeitig Plätze zu beſtellen, wenn man in dem großen Haus ein Unterkommen finden will. Der alte Bau iſt längſt gefallen, ein moderner, weitläufiger Palaſt erhebt ſich an ſeiner Stelle.

Der Beſitzer und frühere Pächter hat noch immer die Gewohnheit, ſeine Fäuſte in die Taſchen zu bohren, ſo daß Längsfalten bis zur Bruſthöhe im Jackett entſtehen. Seine Frau aber reicht nicht mehr hinter dem Büfett die Speiſen und Getränke zu.

An ſchönen Nachmittagen kommt wohl ein hochgeehrter Gaſt, der nun ſchon ein wenig mühſam an ſeinem Stock dahinſchreitet, vom Städtchen herauf und nimmt in der Privatlaube des Beſitzers Platz. Die Hausfrau findet immer Zeit, dem griesgrämigen Herrn ein Stündchen Geſellſchaft zu leiſten.

Aus der Frauenwelt.

— Das ungariſche Juſtizminiſterium in Budapeſt macht bekannt, daß unter Beibehaltung der bisher angeſtellten weiblichen Arbeitskräfte in Zukunft vorläufig Frauen und Mädchen weder als Diurniſtinnen noch als Maſchinenſchreiberinnen in den Staatsdienſt aufgenommen werden dürfen. Der Erlaß wird damit begründet, daß zu viele Bewerberinnen vorgemerkt ſind.

— Die Handelskammer in London hat beſchloſſen, ihre Statuten in der Weiſe umzuändern, daß auch weibliche Mitglieder aufgenommen werden können, damit die zahlreichen Frauen im Handelsbetrieb eine offizielle weibliche Vertretung erhalten.

— Die Mediziniſche Geſellſchaft in Chicago hat zum erſtenmal auch zwei weibliche Ärzte mit in den Vorſtand gewählt.

— Die geſetzgebenden Körperſchaften des nordamerikaniſchen Staates Idaho haben auf Antrag mehrerer Frauen die Mittel zur Errichtung einer Abteilung für wiſſenſchaftliche Hauswirtſchaftslehre an der Univerſität von Idaho bewilligt.

Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.

Sekt. — Woher der Name?

Es gibt Leute, bei denen die Nennung des Wortes „Sekt“ allein ſchon imſtande iſt, eine fröhliche und leichtlebige Stimmung auszulöſen; in ſolchen Momenten, mögen ſie nun künſtlich oder natürlich ſein, wird man trockene Themen tunlichſt umgehen. Für diejenigen unſerer Leſer aber, welche der Sache gerne „auf den Grund“ gehen und welche ein Intereſſe daran haben, die ſprachgeſchichtliche Entwicklung dieſes Produktes zu kennen, ſeien die folgenden Angaben gemacht.

Der Name Sekt ſtammt aus dem Spaniſchen und bedeutet im eigentlichen Sinne einen Wein, der reich an Extraktivſtoffen iſt. Als man die ſpaniſchen und canariſchen Trockenweine nach Nord-Europa brachte, wurde die ſpaniſche Bezeichnung vino seco (d. h. trockener Wein) auch verſchiedentlich umgebildet. So hießen dann dieſe Weine in England Sackweine, in den Niederlanden Sekweine, in Deutſchland Sektweine. Dieſe Sektweine waren ſtarke, ſüßliche Weine, beſonders ſolche, die aus trocknen (gewelkten) Beeren mit Zuſatz von Alkohol und konzentriertem Moſt gekeltert wurden.

Als Bezeichnung für „Schaumweine“ rührt der Name Sekt von dem Schauſpieler Ludwig Devrient her, der viel in der Weinſtube von Lutter & Wegener in Berlin verkehrte und ſich dort gern der Redeweiſe von Shakeſpeare’s Falſtaff bediente, der in König Heinrich IV. mehrfach a cup of sack, d. h. ein Glas Sekt verlangte. Falſtaff lechzte nach ſpaniſchem Sekt, nach ſchwerem Likörwein, nicht ſo Devrient, dem der Kellner auf ſeine Aufforderung: „Gib mir ein Glas Sekt, Schurke!“ verſtändnisinnig das gewohnte tägliche Getränk, den Champagner, brachte. Devrient hatte aber, ohne es zu wollen, mit ſeinem Falſtaff-Zitat ein geflügeltes Wort in die Welt geſetzt, das Wort „Sekt“ für Champagner. Aus der kleinen Gemeinde von Lutter & Wegener, wo es ſeit jenem Momente keinem Menſchen mehr einfiel, „Champagner“ zu fordern, ſondern „Sekt“, drang es hinaus in die deutſche Welt, langſam aber ſicher.

Das neue Synonym für Champagner fand bald Eingang bei der deutſchen Schaumweininduſtrie. Das Haus Kupferberg griff zuerſt die neue Benennung auf, um ſie in den geſchäftlichen Verkehr einzuführen. Heute weiß jedermann, was unter der „Sektkellerei“ Kupferberg zu verſtehen iſt, und das Beiſpiel hat ſo willige Nachahmung gefunden, daß das alte Wort in dem neuen Sinne Bürgerrecht in der deutſchen Sprache erlangt hat.

Wer freilich von „Sekt“ ſpricht, wird darunter nie das franzöſiſche Produkt, den Champagner, verſtehen dürfen. Sekt iſt und bleibt ein **deutſches** Erzeugnis. Anerkanntermaßen an der Spitze deutſcher Schaumweine ſteht „Kupferberg Gold“. Wer dieſes edle Getränk bisher noch nicht gekoſtet hat, der benutze ja die nächſte Gelegenheit, es zu tun. Man wird von der Güte ſowohl als auch dem Geſchmack desſelben außerordentlich befriedigt ſein und nicht daran denken, von dieſer Marke je wieder abzugehen. „Kupferberg Gold“ iſt trocken und leicht, daher außerordentlich bekömmlich.

In jedem beſſeren Reſtaurant und Café zu finden; außerdem erhältlich in allen Weinhandlungen, Delikateſſengeſchäften uſw. (1493)

Seit ich hier aus dieſer Flaſche
Dreimal täglich artig naſche, —
Ward mein Mund zum Schönheitstempel,
Glänzend, friſch und reinheitsvoll.
Nimm dir daran ein Exempel,
Menſch, und brauch’ wie ich „Odol“.

Neue Erſcheinungen des deutſchen Buchhandels für die Leſer der „Illuſtrirten Zeitung“ zuſammengeſtellt.

Weihnachtsbücher für die Jugend.

Auerbachs Deutſcher Kinder-Kalender auf das Jahr 1904. Eine Feſtgabe für Knaben und Mädchen jeden Alters. 22. Jahrgang. Herausgegeben von Georg Böttícher. (L. Fernau, Leipzig.) ℳ 1.—.

C. Barre, Allzeit Kopf hoch! und andere Erzählungen für die Jugend. Mit 9 Farbendruckbildern. (E. Kempe, Leipzig.) ℳ 3.—.

Ludwig Bechſtein, Neues deutſches Märchenbuch. Mit 9 Farbendruckbildern. (E. Kempe, Leipzig.) ℳ 3.—.

Joſef M. Bergmeiſter, Für unſere Knaben. Der Jugend Kunſtfertigkeit und Spiel. Ein häusliches Beſchäftigungsbuch. Mit über 350 Abbild. (Mey & Widmayer, München.) ℳ 3.50.

— **Für unſere Mädchen.** Das Beſchäftigungs- und Spielbuch der Mädchenwelt. Mit 250 Abbildungen, 2 farbigen Tafeln und einem Schnittmuſterbogen. (ebenda.) ℳ 3.50.

— **Die vorzüglichſten Beſchäftigungen des Dilettanten.** Handbuch für den Selbſtunterricht in den hervorragendſten häuslichen Kunſtarbeiten. Fünfte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit einem farbigen Titelbild und über 300 Abbildungen. (ebenda.) ℳ 3.50.

Karſten Brandt, Aus eigener Kraft. Siebzehn Lebensbilder hervorragender Männer. Mit 4 Farbendrucken, 4 Tonbildern und 16 Porträts. (Loewes Verlag, Stuttgart.) ℳ 4.—.

Die Burg. Anleitung zur Erbauung einer dauerhaften zum Spielen eingerichteten Burg nebſt 20 Modellbogen. Von O. Mayſer. (O. Maier, Ravensburg.) ℳ 3.50.

Joachim Heinrich Campe, Robinſon der Jüngere. Ein Leſebuch für Kinder. Mit 14 Farbendruckbildern. (E. Kempe, Leipzig.) ℳ 3.—.

Deutſcher Kinderfreund. Illuſtrierte Monatsſchrift für das Alter bis zu 15 Jahren. Herausgegeben von Pfarrer J. Ninck. 25. Jahrgang. (Expedition des Deutſchen Kinderfreundes, Leipzig.) ℳ 4.—.

Deutſches Märchenbuch. Herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien von Erich Kuithan. Zweites Bändchen. (B. G. Teubner, Leipzig.) ℳ 2.20.

Deutſche Schwänke. Für die Jugend bearbeitet von Otto Albrecht.

Inhalt: Die ſieben Schwaben. — Münchhauſen. — Eulenſpiegel. — Die Schildbürger.

(E. Kempe, Leipzig.) ℳ 3.—.

Carola von Eynatten, Student Annchen. Eine Erzählung für junge Mädchen. Mit 4 Illuſtrationen nach Zeichnungen von Fritz Bergen. (Levy & Müller, Stuttgart.) ℳ 4.50.

C. Falkenhorſt, Leonidas Harpyia. Eine Geſchichte aus Venezuela für jung und alt. (Alexander Köhler, Dresden.) ℳ 3.—.

Das Fröhliche Tierbuch. Von E. H. Strasburger und Th. Etzel mit Bildern von C. Hall. Der deutſchen Jugend gewidmet. (Eduard Koch, München.) ℳ 3.—.

Martha Gieſe, Maiblumen. 20 kleine Erzählungen für Mädchen. Mit 6 Buntbildern. (Loewes Verlag, Stuttgart.) ℳ 3.—.

Guck in die Welt. Gedichte und Erzählungen für die Kleinen von E. H. Strasburger und J. Trojan, mit farbigen und ſchwarzen Bildern namhafter Künſtler. (J. F. Schreiber, Eßlingen.) ℳ 1.—.

Ludwig Gurlitt, Virtus Romana. Erzählung aus dem altrömiſchen Leben. Der reiferen Jugend gewidmet. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. (Hirt & Sohn, Leipzig.) ℳ 5. —.

Eliſabeth Halden, Luſtige Geſchichten. Den Kindern erzählt. Mit 8 Illuſtrationen nach Zeichnungen von Fritz Bergen. (Levy & Müller, Stuttgart.) ℳ 4.—.

Die Jahreszeit für Erkältungen.

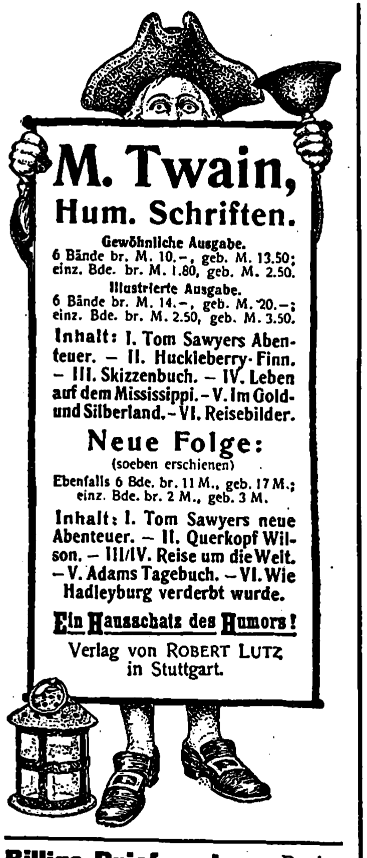
Wenn Sie geleſen haben, was Herr Bachſchuſter an uns geſchrieben hat, werden Sie wiſſen, warum Scotts Emulſion in keinem Hauſe fehlen ſollte. Leichte Erkältungen werden gewöhnlich wenig beachtet, und doch führen ſie oft zu weit größeren Übeln. Das ganze Heer der Krankheiten der Atmungsorgane: Schnupfen, Huſten, Bronchialkatarrh, Lungenleiden uſw., hat häufig ſeinen Urſprung in ſogenannten Erkältungen. Man ſollte hier beizeiten einſchreiten, um einem Weitergreifen der Krankheitskeime vorzubeugen. Der Lebertran iſt von Alters her durch ſeine heilkräftigen Eigenſchaften bekannt und bietet ſich in neuer Form in Scotts Emulſion als ſchmackhaftes, leicht verdauliches Vorbeugungs- und Stärkemittel. Was Scotts Emulſion für Herrn Bachſchuſter getan hat, dürfte ſie wohl auch für andere vollbringen.

Köln-Ehrenfeld, Wahlenſtraße 6, den 1. April 1902.

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen meine Erfahrung über Ihre Scotts Emulſion mitzuteilen. Im Oktober vorigen Jahres erkrankte ich an Rippenfellentzündung und nachher an Lungenkatarrh. Letzterer verurſachte mir die größten Schmerzen im Rücken und auf der Bruſt. Ebenfalls huſtete ich ſehr ſtark, beſonders morgens, wenn der Auswurf ſich nicht löſen wollte. Ich wandte alle erdenklichen Mittel an, aber dieſelben brachten mir keine Linderung. Endlich hörte ich von Ihrem Präparat und ſeinem Erfolge. Ich verſchaffte mir ſofort eine Flaſche und nach Gebrauch derſelben war der Huſten mit allen Beſchwerden weg. Ich werde Ihre Emulſion regelmäßig weiternehmen. Für den merkwürdigen Erfolg bin ich Ihnen von Herzen dankbar. Ich werde nicht verfehlen, Ihr Präparat auf das Wärmſte zu empfehlen, und hoffe, daß dadurch auch anderen Kranken Hilfe gebracht wird. Hochachtungsvoll (gez.) Guſtav Bachſchuſter.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glyzerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Öl je 2 Tropfen. (1308)



M. Twain,
Hum. Schriften.
Gewöhnliche Ausgabe.
6 Bände br. M. 10.–, geb. M. 13.50; einz. Bde. br. M. 1.80, geb. M. 2.50.
Illustrierte Ausgabe.
6 Bände br. M. 14.–, geb. M. 20.–; einz. Bde. br. M. 2.50, geb. M. 3.50.
Inhalt: I. Tom Sawyers Abenteuer. – II. Huckleberry-Finn. – III. Skizzenbuch. – IV. Leben auf dem Mississippi. – V. Im Gold- und Silberland. – VI. Reisebilder.
Neue Folge:
(soeben erschienen)
Ebenfalls 6 Bde. br. 11 M., geb. 17 M.; einz. Bde. br. 2 M., geb. 3 M.
Inhalt: I. Tom Sawyers neue Abenteuer. – II. Querkopf Wilson. – III/IV. Reise um die Welt. – V. Adams Tagebuch. – VI. Wie Hadleyburg verderbt wurde.
Ein Hausschatz des Humors!
Verlag von ROBERT LUTZ in Stuttgart.

Billige Briefmarken. Preisliste gratis sendet August Marbes, Bremen. (22)

Dr. J. G. B. SIEGERT & HIJOS, TRINIDAD
Hoflieferant S. M. des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen.
Angostura Bitter.
General-Agenten für Deutschland:
Franzius, Henschen & Co., Bremen. (1105)

Allen voran marschieren: WALDHEIMER
Bergmann's Zahnpasta
Bergmann's Zahnseife
Gegründet 1852.
denn wie vor 50 Jahren, so sind dieselben auch heute noch die einzigen zuverlässigen und billigsten Mittel für eine geordnete Mund- und Zahnpflege. Amtlich geprüft, unübertroffen und weltberühmt.
Käuflich zu 40 und 50 Pf. in Apotheken, Drogerien und Parfümerien. (1077)
Waldheimer Parfumerie & Toiletteseifen Fabrik A. H. A. Bergmann Waldheim
Nur echt mit dieser Schutzmarke
Bergmann

LUXARDO's
MARASCHINO di ZARA
weltberühmter
Liqueur
überall zu haben. (201)
MARASCHINO
ROMANO LUXARDO
ZARA

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die **feinsten Tafelliköre**, wie à la **Chartreuse**, à la **Benédictine**, **Curaçao** etc. **selbst bereiten**, u. zwar auf einfachste u. billigste Weise in einer Qualität, die den **allerbesten Marken** gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schraders Likör-Patronen**, welche für za. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul. Schrader** in **Feuerbach** bei **Stuttgart** bereitet werden. Jede Patrone gibt 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur **60—90 Pf.** Man lasse sich von genannter Firma **gratis** u. **franko** deren hübsche Broschüre kommen.

Wirkung durch Charis ärztl. geprüft Patent in Österreich u. and. Staat.
„Charis“ Deutsch. Reichspat. 131122 bes. Falten, Runzeln, eckige, häßliche Gesichts- und Nasenform, unschöne Züge. Dauernd. Erfolg gar. N. Aussage w. Kunden a. b. Kopfschmerz u. Schlaflosigkeit vorz. bewährt. Orthop. Anwendg. z. Hause. „Sei gegrüßt“! Deutsch. Reichspat. 143 308, macht d. Teint natürlich rosig zart. Prosp. g. Porto. Frau Schwenkler, Berlin W. 5, Potsdamerstr. 86 B.
VOR GEBRAUCH.
NACH GEBRAUCH.

LE TRÈFLE INCARNAT DE L·T·PIVER PARFUM A LA MODE (459)

Die deutsche Nähmaschinen-Industrie

beherrscht mit einer Jahresproduktion von über einer Million Nähmaschinen infolge der vollendeten Konstruktion, sorgfältigen Justierung und eleganten Ausstattung ihrer Erzeugnisse den Weltmarkt. — Nur im eigenen Lande mufs die deutsche Nähmaschinen-Industrie leider noch immer gegen die alte völlig grundlose Vorliebe für fremdländische Fabrikate ankämpfen und mufs trotz ihrer Überlegenheit vielfach das Feld einer amerikanischen Konkurrenz räumen.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verschliefsen dagegen ihr Land der Einfuhr deutscher Nähmaschinen durch einen Prohibitivzoll in der Höhe von 45% vom Werte! (1536)

Die deutschen Maschinen vereinigen in sich mindestens die gleichen Vorzüge, welche die Amerikaner in ihrer Reklame an ihren Fabrikaten hervorzuheben pflegen und eignen sich in ganz hervorragendem Mafse auch für die moderne Kunststickerei.

Der unterzeichnete Verein richtet daher die Bitte an das Publikum, beim Einkauf von Nähmaschinen das deutsche Fabrikat zu bevorzugen.

Verein deutscher Nähmaschinen-Fabrikanten.

„Waldhäuschen“ uſw., die nach Entleerung ihres köſtlichen Inhaltes von den Kindern als Spielzeug benutzt werden können. Wenn die Anker-Lebkuchen am Platze nicht zu haben ſind, dann wendet man ſich am beſten direkt an die Fabrik von F. Ad. Richter & Cie. in Nürnberg, die auf Wunſch auch eine illuſtrierte Preisliſte koſtenlos verſendet.

Zigarren von H. W. Schöttler in Leipzig und Hamburg erfreuen ſich ſeit Jahrzehnten des beſten Renommees, und wir empfehlen unſeren Leſern, bei Zigarreneinkäufen in allererſter Linie dieſe Fabrik berückſichtigen zu wollen. Die Qualität der Ware deckt ſich bei den Schöttlerſchen Fabrikaten ſtets mit den Angaben der Firma, und ſelbſt der verwöhnteſte Raucher findet in den reichen Schöttlerſchen Sortimenten vollbefriedigende Zigarren zu billigem Preis. Die Preisliſte verſendet die Zigarrenfabrik von H. W. Schöttler in Leipzig und Hamburg auf Verlangen unberechnet und poſtfrei.

Salta. Mehr und mehr macht ſich bei allen einſichtsvollen Eltern das anerkennenswerte Beſtreben geltend, ihren Kindern zu Weihnachten ſolche Spiele auf den Gabentiſch zu legen, welche die Sturm- und Drangperiode der Weihnachtsferien ſiegreich überdauern. Unter dieſen Spielen verdient Salta mit den allererſten Platz. Als eins der intereſſanteſten der modernen Brettſpiele, iſt Salta dazu berufen, den heranreifenden und nach Geſtaltung ringenden Geiſt unſerer Jugend harmoniſch zu bilden und ihm eine Fülle von Anregungen aller Art zu geben. Es gibt in den langen Winterabenden keinen beſſeren Erſatz für die Spiele draußen in Wald und Feld, als Salta, das durch die temperamentvolle Eigenart ſeiner ſprunghaften Zugbewegungen ſo recht eigentlich ein Spiel für unſere muntere Jugend iſt.. Aber nicht das allein. Salta gibt auch der Damenwelt Gelegenheit, ihre Kriegsliſt in den pikanteſten Tricks zu betätigen und nirgends pflegt der Frauencharakter ſich ſo frappierend in ſeiner liebenswürdigen Eigenart zu dokumentieren, wie am Salta-Brett. Ja ſelbſt die ernſthafteſten Männer, die gewiegteſten Denker und Theoretiker werden vom Salta gefeſſelt und mit zwingender Gewalt in ſeinen Bannkreis hineingezogen. Wie der Sonnenſtrahl durch das Prisma in die verſchiedenartigſten Farben zerlegt wird, ſo pflegen auch geniale Geiſtesblitze, Ausſtrahlungen eines erfinderiſchen Genius — (und das Salta iſt eine Offenbarung dieſer Art), die Eigenſchaft zu beſitzen, im Menſchengeiſte die mannigfachſten Saiten anklingen zu laſſen und den verſchiedenartigſten Geſchmacksrichtungen zu entſprechen. Das Saltaſpiel iſt auch an verſchiedene Höfe gedrungen, ſo an den deutſchen, ruſſiſchen, ſpaniſchen. Ferner iſt es im Beſitze des Präſidenten der Franzöſiſchen Republik und des Kronprinzen von Griechenland. Zu Weihnachten ſollte in jede Familie ein belebender Strahl aus der Lichtfülle des Saltaſpieles hineinfallen und Eltern und Kindern wachſende Erkenntnis und edelſte Unterhaltung bringen.

Bei ſchadhaften Zähnen iſt der Gebrauch eines antiſeptiſchen Mundwaſſers unbedingt erforderlich. Ein Mundwaſſer ſoll folgenden Anforderungen entſprechen: Es muß erſtens für Zähne und Mundſchleimhaut unſchädlich ſein, zweitens antiſeptiſch wirken, drittens einen angenehmen erfriſchenden Geſchmack haben und viertens gleichzeitig den etwa vorhandenen übelriechenden Atem beſeitigen. Dieſen Anforderungen entſprechen die meiſten im Handel befindlichen Mundwäſſer nicht. Als vollſtändig unſchädlich und dabei von guter antiſeptiſcher Wirkung haben ſich nach den wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen nur zwei Mittel herausgeſtellt. Das unübertreffliche Mundwaſſer Odol und die ſogenannte phyſiologiſche Kochſalzlöſung. Odol iſt antiſeptiſch noch wirkſamer als die phyſiologiſche Kochſalzlöſung und wird auch wegen ſeines erfriſchenden Geſchmackes allenthalben vorgezogen.

Luzern
Vornehmer Herbst-Aufenthalt.
Schönste Lage **Gd Hôtel National** direkt am See.
Haus des Deutschen Offiziersvereins. Zimmer von Mark 4.— an. Illustrierte Prospekte.
(942)

Hamburg-Amerika Linie.

Die Hamburg-Amerika Linie verfügt über 280 Schiffe — darunter 125 grosse Ocean-dampfer — mit einem Gesammtrauminhalt von 651151 Brutto-Registertonnen: ihre Schiffsverbindungen umspannen den ganzen Erdball.

Ausser nach dem Orient sind für 1904 noch folgende Vergnügungsreisen in Aussicht genommen: 3 Fahrten n. Westindien, 10 Nordlandfahrten, 2 Fahrten n. d. nord. Hauptstädten, 2 Reisen um die Welt.

Orientfahrt

mit dem transatlantischen Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Auguste Victoria“
nach dem eigens für solche Reisen vollzogenen Umbau einer der grössten, schnellsten und comfortabelsten Dampfer der Welt.
Abfahrt von Genua 20. Februar 1904.

Angelaufen werden die Häfen: *Villa Franca* (Nizza, Monte Carlo), *Syrakus*, *Malta*, *Alexandria* (Kairo, Nil, Pyramiden von Gizeh und Sakkarah, Memphis, Luxor, Assuan), *Beirut* (Damaskus, Baalbec), *Jaffa* (Jerusalem, Bethlehem, Jericho, Jordan, Todtes Meer etc.), *Constantinopel* (Fahrt im Bosporus), *Athen* (Piräus), *Kalamaki*, (Korinth, Akrokorinth, Tyrinth, Argos, Mykenä), *Nauplia*, *Messina*, *Palermo* (Monreale), *Neapel* (Vesuv, Pompeji, Capri, Sorrento, Rom etc.), *Genua*. Reisedauer Genua—Genua 43 Tage, Fahrpreise von Mk. 1000 an. Das Nähere in den Prospecten.

Fahrkarten sind bei den inländischen Agenturen der Gesellschaft zu haben, oder können bestellt werden bei der
Abtheilung Personenverkehr der Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.
(1510)

Hoek van Holland-Harwich
Route nach
ENGLAND
von und nach Nord-Deutschland
über
Salzbergen-Almelo
von und nach Süd-Deutschland
über
Cleve-Nijmegen. (894)

Näheres durch das Bureau der Holländischen Eisenbahn und **Great Eastern Railway** Unter den Linden 71, **Berlin**, sowie **A. E. Tedder**, Vertreter der Great Eastern Railway; Domhof 14, **Köln a/Rh.** Das **Liverpool Street Hôtel** ist mit dem Ankunftsbahnhofe in **London** direkt verbunden. Näheres durch H. C. Amendt, Manager.

Arco
Wärmster klimatischer Kurort Südtirols nächst dem Gardasee. Hauptstation der reizenden Mori-Arco-Riva-Bahn. Saison Oktober—Mai. Palmen, Oliven, Lorbeer und Orangen. Neue Winteranlagen und große Wandelhallen, staubfreie Promenaden, tägl. **2mal Kurkonzerte.** Großer Festsaal, Reunions. Alle Gattungen Bäder. **Kaltwasserkuren, Inhalator.** **Hotels und Pensionen.** Privatvillen mit vermietbaren Familienwohnungen. Kathol. und evang. Gottesdienst. **Telephon zwischen Arco-Trient-Roveredo** etc. Elektr. Beleuchtung. Neue Hochquellenleitung. Prospekte u. Auskünfte durch die **Kurvorstehung.** (1336)

Dr. Lahmann's Sanatorium (215)
Das ganze Jahr geöffnet. **auf „Weisser Hirsch“ bei Dresden.** Prospekte kostenfrei.
Anwendung der physikal.-diätetischen Heilfactoren. Aufnahme von Kranken jeder Art. Ausgenommen Tuberkulöse, Epileptische und Geisteskranke. — **10 Aerzte.**

Dr. Weiser's Sanatorium
Neustadt a. d. Orla (Thüringen).
Anwendung des gesamten Wasserheilverfahrens, Kohlensäure und Mineralbäder, schwedische Heilgymnastik, Uebungstherapie für Tabiker-, Terrain- und Diätkuren, Massage, Heissluftapparate
Zander-Apparate und elektrisches Lichtheilverfahren.
Erfolgreiche, streng individuelle Behandlung.
Heilung selbst schwerer chronischer Fälle nach eigner vorzüglich bewährter Methode.
Das ganze Jahr geöffnet. Mässige Preise. Prospekte gratis.
(548)

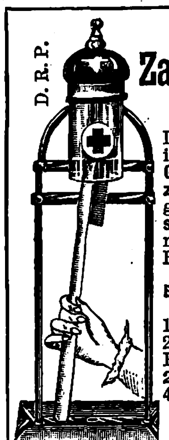
Institut für Bewegungsstörungen
v. **Dr. med. Hülsemann, Wiesbaden.**
Spezialeinrichtungen für
Ischias (538)
Muskel- u. Gelenkerkrankungen, Frakturen, Ataxie, Lähmungen etc. Prospekte frei.

Wernigerode a. Harz,
Sanatorium Salzhergthal (220)
für Nervenkranke, Blutarme,
das ganze Jahr geöffnet.
Prospecte durch **Dr. Guttmann**, Nervenarzt.

= Lugano =
Hôtel Washington
in sonniger, ruhiger Lage, 5 Min. vom Bahnhof, mit großem Park, offeriert über Wintersaison Pensionspreise von Fr. 5.— bis 7.—, Heizung inbegriffen.— Gute Küche.
Crivelli-Ambühl, Besitzer. (1516)

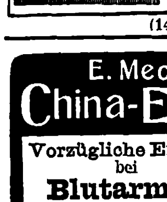
Gegen schädl. **Korpulenz** u. deren Folgen empfehlen jetzt viele Aerzte „AMIRAL“, ein 1000fach bewährtes und einfaches Verfahren **(äußerlich) von absoluter Unschädlichkeit** und bequemster und angenehmster Anwendungsweise. „AMIRAL“ **verschönt und verjüngt** und ist einzig in seiner Art. Keine Diät, **sicherer und rascher Erfolg.** Ausführliche Broschüre mit zahlreichen ärztl. Gutachten u. Dankschreiben gegen Einsendung von 20 Pfg. in Marken von **Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerstr. 8 a–d.**

Haidschnuckenfelle in unerreichter Güte, Schutzmarke „Eisbär“ p. Stück Mk. 4.— bis 7.50, auch Pelzwaren aus Haidschnuckenfellen sowie **Fleisch u. Honig** vers. wieder **W. Heino, Lünzmühle 22** b. Schneverdingen (Lüneburg. Heide). Ausführl. Prospekte gratis u. fr.



Sanitas Zahnbürsten-Halter
Die Zahnbürste wird in der **beweglichen Glashülse** durch die **zirkulierende Luft** getrocknet. — **Absoluter Schutz** der mit dem Munde in Berührung kommenden Teile.
Elegante Ausführung: Ständer für
1 Zahnbürste M. 2.—
2 „ M. 3.50
Porto **50** Pf., Nachn. **20 Pf.** extra, von **4 Stück an franko.**
J. Hurwitz
BERLIN SW.
Kochstr. 19.
(1466)

E. Mechling's
China-Eisenbitter
Vorzügliche Erfolge bei
Blutarmut
Chlorose, Schwächezuständen, Neurasthenie, Appetitlosigkeit.
Aerztlich empfohlen.
In allen Apotheken. **Proben kostenfrei.**
E. Mechling, pharm. Praeparate, **Mühlhausen i. Els.**



Wellners Patent-Kugel-Closet-Einsatz
(nützlich u. angenehm für jeden Haushalt) ohne Wasserspülung, einfach, solid und praktisch, gute Funktionierung, keine Zugluft, k. Dünste, k. Einfrieren, k. Verstopfen. Überall anbringbar. Viele Dankschr. Ausführl. Prospekt frei.
Emil Wellner,
Leipzig I, Langestr. 24.

ROM **ROM**

ROM
Gd Hotel Quirinal.
Vornehmes Haus, im höchsten und gesundesten Teile Roms, an der **Via Nazionale**, der schönsten Straße der ewigen Stadt gelegen. In sämtlichen, nach dem prächtigen Hotelgarten zu gelegenen Zimmern, in voller Südfront, finden Ruhebedürftige geräuschlose Wohnungen, fern von allem Straßenlärm. Dampfheizung in allen Zimmern. Großartiger Wintergarten. Aufzüge.
Restaurant français.

PEGLI **PEGLI**

PEGLI bei GENUA.
Italiens mildester, gleichmäßigst temperierter und mit den schönsten und zweckentsprechendsten Spaziergängen ausgestatteter
Winter-Kurort.
Prospekte und Broschüren.
Gd Hôtel Méditerranée
(Aufenthalt S. M. des Kaisers Friedrich im Jahre 1880.)
I. Ranges mit großartigstem Park. Lift. Dampfheizung und elektr. Licht. Casino am Meer. **Hydrotherapie, Elektrotherapie und elektr. Bäder.** Spezieller Kurtisch für Magen- und Zuckerkranke.
Kurarzt: **Dr. Th. Heusser** (Sommer: Rigi-Kaltbad).

MILAN Bei absolut gleichen Mitteltemperaturen täglich 5—7° geringere Schwankungen als überall, daher vorzügl. **Winterklima der Riviera.** **MILAN**

MAILAND
Palace-Hotel.
Haus allerersten Ranges, in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofes gelegen und mit allem modernen Komfort ausgestattet. Wohnungen mit Privat-Bade- und Toilettezimmer. Elektrisches Licht und Zentralheizung in allen Räumen.
Restaurant français.

LUGANO **LUGANO**

LUGANO
Grand Hôtel
(früher Hotel du Parc)
Vom neuen Besitzer vollständig umgebaut, neu möbliert und mit modernstem Komfort ausgestattet. 250 Betten.
Wiedereröffnung Frühjahr 1904.
Bucher-Durrer, Besitzer.
(1417)

LUGANO **LUGANO**
Zweiggeschäfte:
in Luzern: Hôtel de l'Europe
bei „ : „ Bürgenstock
„ „ : „ Stanserhorn
in Basel: „ Euler.

Vereinigte Smyrna-Teppich-Fabriken A.-G.

Zentrale Berlin W., Schinkel-Platz 3.

Fabriken in: Schmiedeberg i. R. * Cottbus * Hannover-Linden.

Herstellung handgeknüpfter Teppiche in modernen und älteren Stil-Arten aus besten in eigenen Spinnereien und Färbereien erzeugten Materialien seit

Einführung der Industrie aus dem Orient in Schmiedeberg i. R. im Jahre 1858.

Alle von uns gefertigten Teppiche sind mit dieser V. T. S. Fabrikmarke versehen und durch die besseren Teppichhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen. Direkter Verkauf an Private findet nicht statt.

(1102)

Inſerate für den

Weihnachts-Anzeiger der Illuſtrirten Zeitung,

mit Angabe der Nummern, in welchen die Aufnahme erfolgen ſoll, ob in

Nr. 3153 vom 3. Dezember,
Nr. 3154 (Weihnachts-Nummer) vom 10. Dezember,
Nr. 3155 vom 17. Dezember,
Nr. 3156 vom 24. Dezember,

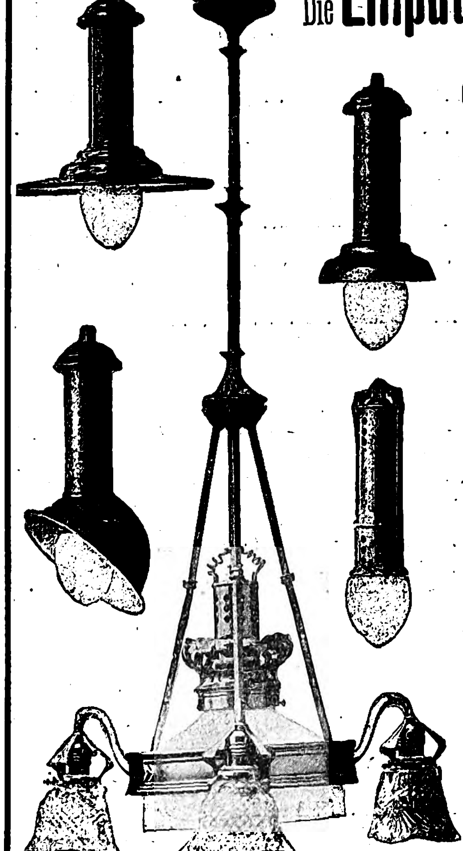
erbitten wir uns bis ſpäteſtens 10 Tage vor dem Erſcheinen derſelben. Die Inſertionsgebühren betragen für die einſpaltige Nonpareille-Zeile oder deren Raum 1 Mark 25 Pfg.

Geſchäftsſtelle der Illuſtrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig
(Abteilung für Anzeigen).

SIEMENS-SCHUCKERT WERKE

G. m. b. H.

Berlin SW., Askanischer Platz 3.



Die Liliputbogenlampe

ermöglicht

elektrisches Bogenlicht

überall in Innenräumen,
auch an Stellen, die bisher nur elektrisches Glühlicht zuließen, (1412)
und im Freien.

Für 2 Ampere und für 3 Ampere, mit 80 Volt Klemmenspannung brennend, als Einzellampe in Gleichstromnetzen von 100 bis 120 Volt, die Lampe für 2 Ampere auch als Serienlampe in Netzen von 200 bis 240 Volt für Hintereinanderschaltung zu je zweien.

Verbraucht nur so viel Strom wie 4 bezw. 6 Glühlampen zu 16 Kerzen, leuchtet jedoch doppelt bezw. dreifach so stark, durch Alabasterglocken gedämpft noch 130 bezw. 280 Kerzen stark.

Brenndauer eines Kohlenpaares bis 20 bezw. 14 Stunden. Kohlenverbrauch kostet für 1 Stunde 0,25 bis 0,30 Pfennig.

Kohlenwechsel von jedermann leicht ausführbar.

Loſe zur 145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie

mit Haupttreffern von 500000, 300000, 200000, 150000, 100000, 60000, 3×50000, 3×40000, 4×30000, 7×20000 ꝛc. ꝛc., **event. 800000 Mark.** — **Nächſte Ziehung: 11. u. 12. Jan. 1904.** — **Ganze 250.–, Halbe 125.–, Fünftel 50 Mark u. eine Mark** zu jedem Auftrage für Porto u. Liſte zur Verrechnung — **Pläne u. Proſpecte gratis** — verſendet die conc. Collection von

Heinr. Schäfer in **Leipzig,** Petersſtr. 33.

(1568)

Gelegenheit zu äußerſt günſtigen

Kapitalanlagen

in Braunkohlen. Adr. u. F. 192 Haaſenſtein & Vogler A.-G., Leipzig. (1525)

Ölgemälde

in hochmodernen Goldrahmen billigst.
Illustrierten Katalog gratis. (1507)
Kunstverlag Paul Herrmann,
Berlin-Schöneberg, Merseburgerst. 14d.

ADRESSEN
aller Branchen und Länder liefert unter Garantie
Welt-Adressen-Verlag Emil Reiss
in LEIPZIG.
Fernsprecher Nº 3229.
Telegr. Adr.: Weltreiss.
— Katalog gratis. —

(1505)

Technikum Neustadt i. Meckl.

Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Schule.
Maschinenbau-
Elektrotechn.
Elektrot. Laborat. — Staatl. Prüf.-Commissar.
Baugewerk-
Bahnmeister-
Tischler-Fach-
Schule.

(1011)

Königreich Sachsen

Maschinenbau und Elektrotechnik

Ingenieurschule Zwickau

Ingenieur- und Techniker-Kurse

Prospekte kostenfrei.
(249)

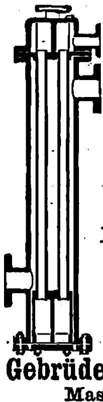
Buchführung

Correspondenz
Rechnen
Comtoirpraxis
Verlangen Sie
gratis
Prospect u. Probe
FERDINAND SIMON
gerichtlicher Bücherrevisor
BERLIN O. 27.

Mit dem patentirten Schönschriftfederhalter u. der Schönschriftfeder wird jede Schrift schön
Probe Lection gratis

(1264)

Circulations-Vorwärmer



für
Speisewasser
mit
Schlammsack.
(Gesetzl. geschützt.)

Grösste Kohlen-Ersparniss.

Denkbar leichteste Reinigung.

Niedriger Anschaffungspreis.

Gebrüder Burgdorf, Altona,
Maschinenfabrik. (1548)

Fabrikation chem.-tech. Artikel, auch ohne Masch. u. nach Mustern. Erwerbskat. gr. u. fr. (1262)
Wilh. Schiller & Co., Berlin N. 37 †

Herren, welche der Aufſicht und Pflege bedürfen, finden Aufnahme. Nähere Ausk. d. Proſpekt. Herrenheim, Fürſtenwalde, Spree. (1491)

Unſere geehrten Leſer

bitten wir, beim Einfordern von Preisliſten, bezw. bei Berückſichtigung der in unſerer Zeitung enthaltenen Inſerate gefälligſt immer auf die

„Illuſtrirte Zeitung“

Bezug nehmen zu wollen.

Verlag: C. Regenhardt, Berlin W.V., Kurfürstenstr. 37

Mein Feld ist die Welt

Weltverkehr

29. Jahrgang 1904 **Preis 3 Mark** 624 S. u. Tagebuch
Adressbuch der bewährtesten Bankfirmen, Spediteure, Advokaten, der Gerichte, Gerichtsvollzieher, Prozessagenten, Konsulate und Auskunftserteiler in etwa 25000 Orten der Welt.

(1440)

Beſte Empfehlungen.

Marie Voigt's Institut, Erfurt.

A. Fachſchule Abteilung I: Kochſchule.
„ II: Induſtrieſchule
B. Haushaltungspenſionat.
C. Seminar Abteilung I: Haushalt- und Kochlehrerinnen.
„ II: Handarbeitslehrerinnen.
„ III: Induſtrielehrerinnen. (390)

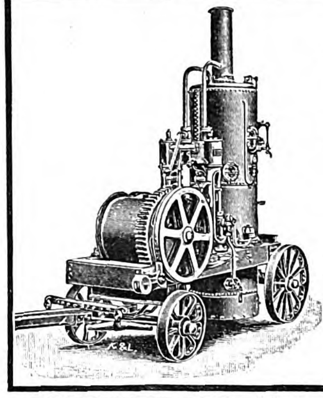
Man verlange Proſpekt.

Söhne angesehener Eltern!

die den **Gärtnerberuf** zwecks Tätigkeit in freier Natur ergreifen sollen, finden unter günstigen Bedingungen Aufnahme, zeitgemäße Ausbildung, resp. Berechtigung zum einjähr.-freiw. Dienst an der bestens empfohlenen, stärkst besuchten **höheren Gärtner-Lehranstalt, Köstritz (Thür.)** Auskunft d. Direktor Dr. **H. E. Settegast.**

Für 8 Mark

zur Probe franko nach allen Orten.
2 ℔ Cacao garantiert rein
2 „ Vanille-Chocolade dto.
1 „ Kaffee, frisch gebrannt
1 „ Leibniz-Cakes (1524)
½ „ Chines. Thee
½ „ Praliné, ½ Malz-Bonbon.
P. Thalwitzer, Magdeburg.



Fahrbare und feststehende

Winden, Kabel, Haspel und Fördermaschinen

für (16)

Hand-, Riemen-, Dampf- und elektrischen Betrieb

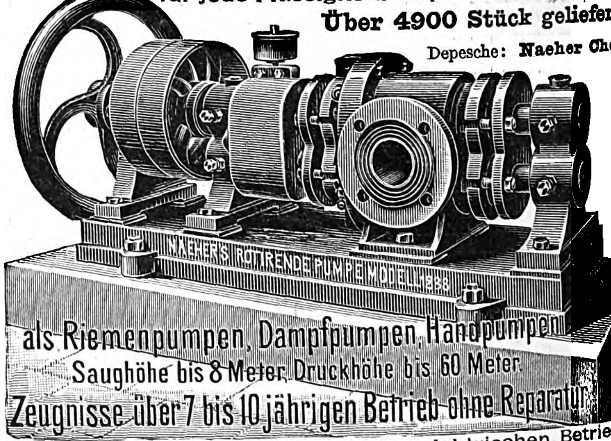
bauen als Specialität u. halten auf Lager

Menck & Hambrock,
Altona-Hamburg Nr. 69.

Naeher's rotirende Pumpen

für jede Flüssigkeit. — Spezialität seit 30 Jahren.
Über 4900 Stück geliefert.
Depesche: **Naeher Chemnitz.**

(389)


NAEHER'S ROTIRENDE PUMPE MODELL 1888
als Riemenpumpen, Dampfpumpen, Handpumpen
Saughöhe bis 8 Meter, Druckhöhe bis 60 Meter.
Zeugnisse über 7 bis 10 jährigen Betrieb ohne Reparatur.

Spezialität: Pumpen jeder Art für elektrischen Betrieb.
J. E. Naeher, Maschinenfabrik, **Chemnitz,** Sachs., Beckerstr.

Haasenstein & Vogler A. G.

Aelteste Annoncenexpedition,

*domicilirt an allen Orten **Deutschlands,** auch in **Oesterreich, Schweiz,** Italien etc., liefert detaillirte **Kostenanschläge** unter Gewährung höchstmöglicher Rabattvergünstigungen, sowie neueste grosse **Kataloge.*** (19)

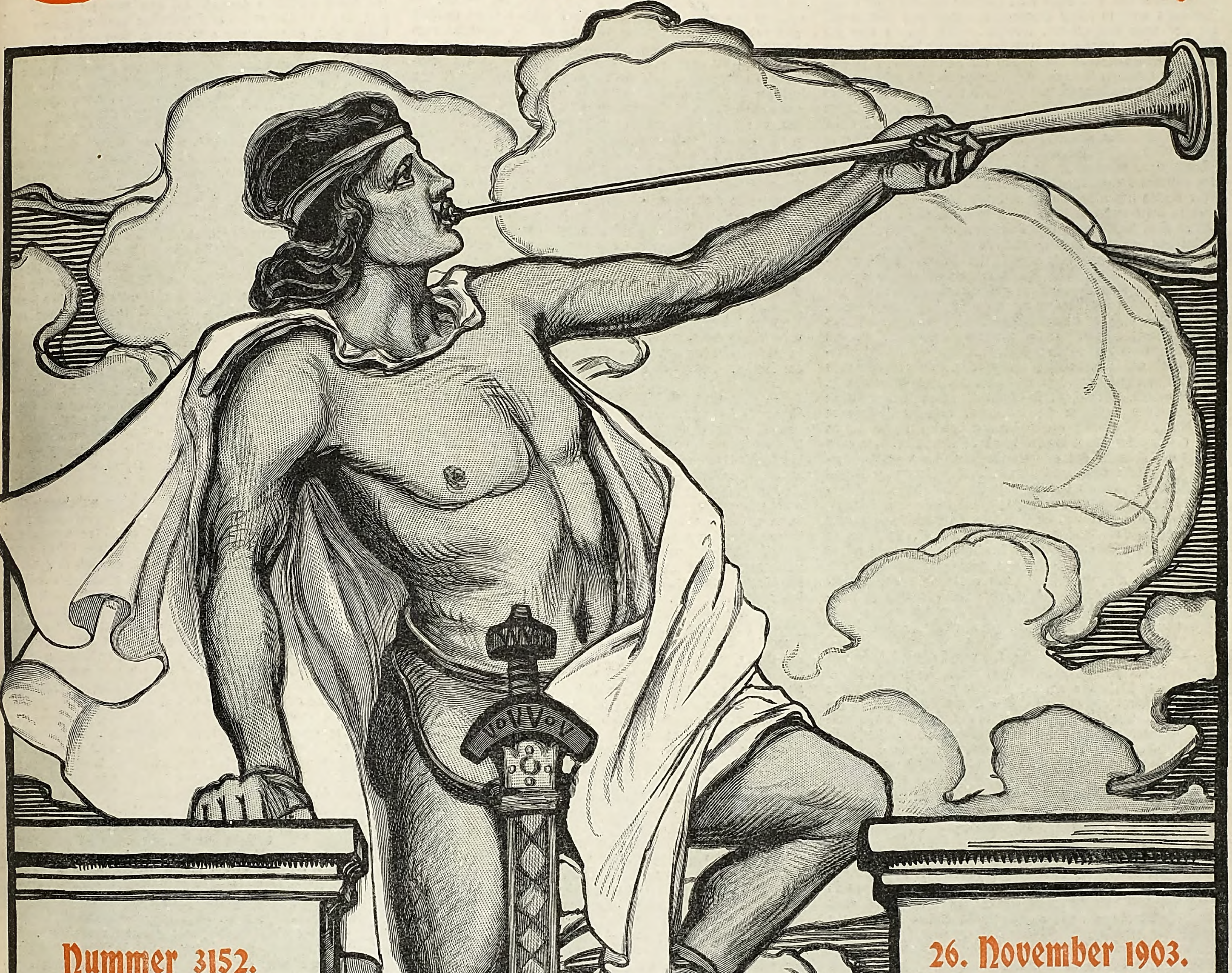
Abfassung und augenfälligstes Arrangement.

*Effectvolle, originelle **Clichés** und **Auskunft** bezügl. der **wirksamsten Blätter.***

Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerſtraße 1—7.

Illuſtrirte Zeitung

Begründet 1843.



Nummer 3152.

Die Weltausstellung in St. Louis 1904. Mit Plan
Max Kleins neues Nietzsche-Bildnis
Prinz Alexander von Teck und Prinzessin Alice von Albany
Vilma Parlaghy und Berta v. Suttner
Der Berliner Fünf-Uhr-Tee
Gerhart Hauptmanns Drama „Rose Bernd“
Wilhelm v. Polenz †
Das größte Kriegsschiff der Welt

26. November 1903.

Die Stadtkirche in Friedberg
Villa Borghese in Rom
Das Weltpostvereins-Denkmal für Bern: Entwurf von Morin
Der Rhinozeros-Leguan
P. Janssens Wandgemälde in der Aula der Universität Marburg
Neue Rettungsleiter
Hirsche im Zoologischen Garten zu Berlin
Adam Klissi, römisches Denkmal in der Dobrudscha
Halali. Skizze von A. Theinert
Vom Weihnachtsbüchertisch I

Verlag von J. J. Weber in Leipzig (Filiale Berlin, Linkstraße 20).

Vom Weihnachtsbüchertiſch.

I.

— Unter dem Titel „Leipziger Kalender. Ein illuſtriertes Jahrbuch für 1904“, herausgegeben von Georg Merſeburger (Leipzig, Johannes v. Schalſcha-Ehrenfeld; geb. 2 Mk.), iſt zum erſtenmal ein Unternehmen erſchienen, dem man ſchon jetzt eine Fortſetzung für künftige Jahre wünſchen möchte. An ſolchen Jahrbüchern, die für den Gebrauch der Familie beſtimmt ſind und mit dem notwendigen Kalendarium Aufſätze belehrender und unterhaltender Art verbinden, daneben aber praktiſche Hinweiſe enthalten und mit Abbildungen reich geſchmückt ſind, iſt in unſerer Kalenderliteratur kein Mangel. Wenn ihre Zahl berechtigterweiſe vermehrt wird, ſo muß hierfür ein Bedürfnis vorhanden ſein, oder der Charakter des neuen Jahrbuchs muß in ſeiner Eigenart, in Inhalt und Ausſtattung für das neue Unternehmen ſprechen. Und das iſt hier der Fall. Das Buch trägt ein ſpezifiſches Leipziger Lokalkolorit zur Schau. Die Mitarbeiter ſind, ſoweit wir zu erkennen vermögen, durchweg Leipziger Autoren, die ſtattliche Anzahl größerer und kleinerer Aufſätze befaßt ſich mit Leipziger Lokalfragen, beſpricht örtliche Zuſtände, behandelt Leipziger Geſchichte, und die vielen Abbildungen, die Vignetten, Textbilder und Tafeln ſtellen Leipziger Anſichten dar, Werke von Leipziger Künſtlern und allerhand Sehenswürdigkeiten der Stadt. Ein ſolches Buch wendet ſich ſelbſtverſtändlich in erſter Linie an einen Leſerkreis, der mit den örtlichen Verhältniſſen, die es behandelt, vertraut iſt. Solche Leſer finden ſich indes nicht nur in der Stadt Leipzig, ſondern auch in jeder anderen Stadt, auf dem Dorfe, ja in der ganzen Welt. Man ſagt gerade den Leipzigern eine große Anhänglichkeit an das Gemeinweſen nach, dem ſie angehören, oder aus dem ſie hervorgegangen ſind; ſie ſollen von einem beſonderen Stolz erfüllt ſein über das, was ſie in ihrer Stadt dank dem großen Gemeinſinn und der Opferwilligkeit, von jeher eine beſondere Tugend der Bürgerſchaft, erreicht haben. An ſie aber, mögen ſie im deutſchen Lande oder darüber hinaus verſtreut ſein, wendet ſich der „Leipziger Kalender“. Er will die Heimatskunde pflegen, den Sinn für die geſchichtliche Vergangenheit der Stadt beleben und das, was an dem Charakter der Bevölkerung Eigenartiges iſt in Sprache und äußerer Form, in Sitten und Gebräuchen, in das rechte Licht ſtellen. Dieſe Geſichtspunkte verfolgen die einzelnen, teilweiſe illuſtrierten Aufſätze; ſie ſind meiſt von Fachleuten bearbeitet und zeugen von eingehender Kenntnis der lokalen Verhältniſſe. Daneben bringt der Kalender das geſamte Material, das man in einem derartigen Buche vereinigt haben will. Beſonders reizend ſind die Vignetten, die als bezeichnende Monatsbilder dem Kalendarium beigegeben ſind; es ſind ſämtlich Werke von Leipziger Künſtlern. Das Titelblatt, eine köſtliche Tuſchzeichnung für die Radierung in den „Rettungen Ovidiſcher Opfer“, ſowie der in Marmor ausgeführte Porträtkopf Friedrich Nietzſches, der jetzt das Nietzſche-Archiv in Weimar ſchmückt, rühren von Max Klinger her. Außerdem ſind Werke von Seffner und Greiner abgebildet. Kurz das Buch iſt textlich und illuſtrativ ſo reichhaltig als nur möglich. Wir wünſchen ihm heuer eine weite Verbreitung und für die nächſten Jahre weitere Fortſetzung.

— Der hundertjährige Geburtstag von Ludwig Richter und ſeine Feier hat gezeigt, wie tief die ſchlichte Kunſt des Meiſters im deutſchen Volke wurzelt, und wie ſie auch auf das lebende Geſchlecht, lange nachdem der Künſtler aus dieſem Daſein geſchieden iſt, ihre alte Zauberkraft von ehedem noch ausübt oder, richtiger geſagt, wieder auszuüben beginnt. Vergeſſen war ja Richter nie. Er hat immer einen Kreis von Freunden gehabt, für die es der höchſte künſtleriſche Genuß war, ſich in ſeine ſchlichten, äußerlich ſo anſpruchsloſen Holzſchnittbildchen zu verſenken, in ſeinen Zeichnungen und Aquarellen ſeine echte deutſche Art, das gemütvolle Erfaſſen deutſchen Lebens, beſonders das der Kinderwelt, zu bewundern. Aber eben weil dieſe Kunſt ſo ſchlicht und beſcheiden war, drohte ihr die große Gefahr, von den modernen Erzeugniſſen der graphiſchen Künſte erdrückt zu werden. Jetzt iſt die Richterſche Kunſt, dank den zahlreichen Vorträgen, die an dem Geburtstage des Meiſters in ſein Leben und in ſeine Werke einzuführen ſuchten, und dank den Beſtrebungen der Lehrervereine, die es ſich zur Aufgabe ſetzten, die ſchönſten Holzſchnitte Richters wieder populär zu machen, von neuem belebt worden — hoffentlich nicht nur als Mittel für ein Künſtlerjubiläum, ſondern für die künftige Zeit als die köſtlichſte Gabe für das deutſche Haus und für diejenigen, denen Richter das meiſte künſtleriſche Empfinden entgegengebracht hat, für die Kinderwelt. An einer umfaſſenden Biographie, wie ſie der Künſtler verdient, fehlt es bisher noch. Zwar hat Hoff ſeine Werke mit Liebe und Sorgfalt noch zu Lebzeiten Richters verzeichnet, aber eine zuſammenfaſſende, größere Monographie bleibt der Zukunft vorbehalten. Sie iſt ein Bedürfnis, obgleich der Meiſter ſeine eigenen Lebensſchickſale größtenteils in der wundervollen Selbſtbiographie, den „Erinnerungen eines deutſchen Malers“, geſchildert hat. Aber an kleineren, von ſachkundiger Hand geſchriebenen Biographien fehlt es nicht. Zu der bekannten von Paul Mohn iſt als eine Feſtgabe zur Feier des hundertjährigen Geburtstages eine vortreffliche, reich illuſtrierte Darſtellung von David Koch hinzugetreten, deren Aufgabe es iſt, die große volkstümliche Bedeutung Richters zu würdigen, und die ſich betitelt: „Ludwig Richter. Ein Künſtler für das deutſche Volk“. Mit 108 Abbildungen und Vignetten nach Gemälden, Radierungen, Zeichnungen und Holzſchnitten (Stuttgart, J. F. Steinkopf; 3 Mk.). Wir können das Buch allen Freunden der Richterſchen Kunſt warm empfehlen. Die Ausführungen des Verfaſſers, der für echte Volkskunſt ein warmes Fühlen hat, ſind von edler Begeiſterung getragen und zeugen auf Schritt und Tritt davon, daß er das überreiche Material, das uns in dem Lebenswerk Richters überkommen iſt, ſachkundig beherrſcht. Wir haben hier ein Buch für das deutſche Haus vor uns, welches allen Freude machen wird, die für die edel-einfältige Art der Richterſchen Kunſt Sinn und Teilnahme beſitzen.

— Die Geſchichte der antiken Kunſt zu ſchreiben, iſt eine Aufgabe, deren Schwierigkeit dem Forſcher jetzt mehr als je bekannt iſt. Die zahlreichen Ausgrabungen, namentlich in Griechenland, auf den griechiſchen Inſeln und in Kleinaſien, haben uns eine ſolche Fülle von Funden beſchert, daß es noch einer ganzen Reihe von Jahren bedürfen wird, bis wir einen geſchichtlichen Überblick über die Ergebniſſe beſitzen und das Gefundene am geeigneten Platz einordnen können. Und doch iſt das Intereſſe an dieſen Funden überall ſo groß, daß der Wunſch, ſchon jetzt eine zuſammenfaſſende Darſtellung der antiken Kunſt auf Grund der neuſten Errungenſchaften der Forſchung zu beſitzen, mehrfach zu Verſuchen, unter dieſem oder jenem Geſichtspunkt die Antike zu behandeln, geführt hat, wobei zumeiſt auf die Kunſt der Griechen und der italiſchen Völker der Hauptnachdruck gelegt worden iſt. Man pflegt die künſtleriſche Entwicklung eines jeden Volkes als eine in ſich geſchloſſene Erſcheinung zu betrachten und dieſe Entwicklung von den primitiven Zeiten an bis zu ihren Höhepunkten zu erzählen ſowie von da abwärts bis zum Niedergang und Verſinken in barbariſche Formen zu verfolgen. Einen anderen Weg der Betrachtung ſchlägt der Marburger Archäolog Ludwig v. Sybel in ſeiner „Weltgeſchichte der Kunſt im Altertum“ ein (Marburg, N. G. Elwertſche Verlagsbuchhandlung; 2., verbeſſerte Auflage mit drei Farbtafeln und 380 Textbildern, 10 Mk.). Er gliedert den umfangreichen Stoff nach geſchichtlichen Epochen und behandelt die Kunſt der Kulturvölker des Altertums nach zeitlich in ſich geſchloſſenen Abſchnitten und feſt umgrenzten Perioden, die uns in der Geſchichte beinahe als ein greifbares Ganzes erſcheinen. Es iſt alſo eine „Weltkunſt“, von der der Verfaſſer erzählt, und zwar in dem Sinne, daß nicht nur zeitlich und geſchichtlich zueinander Gehöriges, ſondern auch das, was in gewiſſen Ländern und unter örtlichen Bedingungen entſtanden iſt, zuſammengefaßt wird, „ein Schauſpiel, in welchem ein zahlreiches Perſonal über die Bühne geht und ein buntes, doch immer geordnetes und überſichtliches Bild vor Augen führt“. Den weitaus größten Teil des Werkes nimmt naturgemäß die Schilderung der griechiſchen und der römiſchen Kunſt in Anſpruch. Daß gerade die letztere nicht, wie in den übrigen kunſtgeſchichtlichen Werken, zu kurz wegkommt, ſondern mit einer gewiſſen Liebe behandelt wird, darf als ein eigenartiger Vorzug des Sybelſchen Buches bezeichnet werden. Geben doch die zahlreichen architektoniſchen Zeugniſſe, die über den ganzen antiken orbis terrarum aus dem römiſchen Altertum verſtreut ſind, beſondere Veranlaſſung, der römiſchen Kunſt eingehenderes Intereſſe zuzuwenden. Die Darſtellung wird bis zu der Zeit des Kaiſers Juſtinianus fortgeführt; auch in dieſer zeitlichen Begrenzung zeigt ſich eine neue Auffaſſung des Autors. Das Werk iſt unbedingt zu empfehlen.

— Eine neue „Geſchichte der kirchlichen Kunſt“ von Richard Bürkner mit 74 Abbildungen (Freiburg i. Br., Paul Mantzel; 10 Mk.) macht Anſpruch auf unſere ganz beſondere Aufmerkſamkeit. An derartigen Werken iſt in der kunſtgeſchichtlichen Literatur bekanntlich kein Mangel. Iſt doch an ſich ſchon die kirchliche Kunſt, d. h. die Kunſt, die ſich auf die Ausſchmückung des chriſtlichen Kultgebäudes bezieht, mehr oder weniger Gegenſtand der Geſchichte der neueren Kunſt, wenn wir dieſe mit dem Zeitalter der Katakomben beginnen laſſen. Indes auch an Spezialwerken fehlt es nicht, welche die Geſchichte der profanen Kunſt ausſchließen. Es ſei beiſpielsweiſe nur an die monumentale „Geſchichte der chriſtlichen Kunſt“ von dem verſtorbenen Franz Xaver Kraus erinnert, die leider, wie es ſcheint, unvollendet bleiben wird. Was aber dem neuen Werke, deſſen Titel wir oben angezeigt haben, ſeine beſondere Bedeutung und innerhalb ähnlicher Erſcheinungen ſeine Berechtigung verleiht, das iſt der Geiſt, in dem es geſchrieben iſt, und der Leſerkreis, an den es ſich wendet. Das Werk iſt nämlich das Erzeugnis der proteſtantiſchen Geſchichtsbetrachtung, und als Leſerkreis iſt, nach unſerem Dafürhalten, die evangeliſche Geiſtlichkeit gemeint. Dabei iſt aber die falſche Vorſtellung zurückzuweiſen, als ob das Buch ein Tendenzwerk ſei. Ganz im Gegenteil. Beruht es doch zugleich auf den wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen der katholiſchen Forſcher, und ſpezifiſch katholiſch iſt ja auch ein großer Teil der Kunſt, die beſchrieben wird, ſoweit ſie den Zwecken der katholiſchen Religionsübung dient. Ein Buch, wie es hier vorliegt, in einzelnen Partien von proteſtantiſchem Geiſt erfüllt, freimütig und freiſinnig vom Standpunkt des modernen Hiſtorikers aus geſchrieben, iſt ein Bedürfnis, zunächſt für die Studierenden der evangeliſchen Theologie und für die evangeliſche Geiſtlichkeit. Denn Kenntniſſe, wie ſie der evangeliſche Theolog für ſein künftiges Amt braucht, laſſen ſich trotz aller kunſtgeſchichtlichen Kollegien, die er während ſeines Studiums beſuchen mag, innerhalb der Univerſitätszeit in den wenigſten Fällen erwerben. Die meiſten Theologen verfügen überhaupt — eine Wahrnehmung, die man vielfach hat machen können — über keine kunſtgeſchichtlichen Kenntniſſe, obwohl ſie oft genug in ihrer amtlichen Tätigkeit vor Fragen geſtellt werden, wo ein derartiges Wiſſen von ausſchlaggebender Bedeutung wäre. Es braucht nur an die Frage der Kirchenreſtaurierung erinnert zu werden, wo viel geſündigt, viel verdorben worden iſt. Darum empfehlen wir dieſes Buch der evangeliſchen Geiſtlichkeit. Es gibt mehr als Ottes bekanntes, aber jetzt auch ſchon veraltetes „Handbuch der kirchlichen Kunſtarchäologie des deutſchen Mittelalters“, weil es ſeine Darſtellung auch auf die außerdeutſchen Länder erſtreckt; zugleich vereinigt es in ſich eine ganze Reihe von Spezialſchriften. Die Abbildungen, von dem Verfaſſer ſelbſt gezeichnet, beſchränken ſich auf das Notwendigſte. Eine Vermehrung um eine Anzahl typiſcher Beiſpiele für die einzelnen Bauſtile auf Grund photographiſcher Aufnahmen wäre bei einer neuen Auflage wünſchenswert.

— Es gibt nichts Schöneres als ſich in müßigen Stunden, wenn Lektüre nicht behagen will und die Arbeit mit der Feder zu anſtrengend iſt, mit der oder jener Kunſt die Zeit zu vertreiben. Die Stunden ſchwinden bei zuſagender Beſchäftigung dahin, man hat ſeine Freude an der eigenen Arbeit, und oft teilen auch andere dieſe Freude, wenn ſie in den Beſitz eines Geſchenks gelangen, das ſeinem Zweck entſpricht, in ſeiner Art auch wohl geſchmackvoll und nach allen Regeln der Kunſt vollendet ausgefallen iſt. Oft ſtellen ſich indes bei ſolchen Arbeiten, auch wem die techniſchen Kunſtgriffe geläufig ſind, Schwierigkeiten ein; es mangelt hier und da, nur weiß man nicht recht, wo der Hauptfehler liegt, oder wie das Material zu verwenden, das Handwerkszeug zu führen iſt. Für ſolche Fälle beſitzen wir jetzt ein ſchönes und praktiſches Handbuch von Franz Sales Meyer, das ſich betitelt: „Handbuch der Liebhaberkünſte. Zum Gebrauch für alle, die einen Vorteil davon zu haben glauben“ (Leipzig, Seemann u. Ko., 3., umgearbeitete Auflage; geb. 7 Mk.). Das Buch hat ſich im Laufe der Jahre ſchon einen großen Leſerkreis erworben, der deſſen Vorzüge und praktiſchen Wert zu ſchätzen gewußt hat. Aus der anſehnlichen Literatur, die bereits exiſtiert, wüßten wir in der Tat nichts Beſſeres zu empfehlen, da alle Vorausſetzungen, die man an die praktiſche Brauchbarkeit eines ſolchen Werkes ſtellt, vorhanden ſind, nämlich überſichtliche Darſtellungsform, praktiſche Einführung in die Geheimniſſe der Technik, der künſtleriſchen Wirkung, der Natur des Materials uſw. Das Buch behandelt alle Liebhaberkünſte, die das männliche und weibliche Geſchlecht betreibt, zwanzig an der Zahl; es enthält einen allgemeinen Teil über Material und Werkzeuge, ferner allerlei Sprüche und Zierſchriften, die in den aufgezählten Künſten Verwendung finden, kurz es bringt alles, was ſich auf die Kenntnis der Liebhaberkünſte bezieht, in der denkbar beſten Form, beſchrieben von der Feder eines anerkannten Fachmannes.

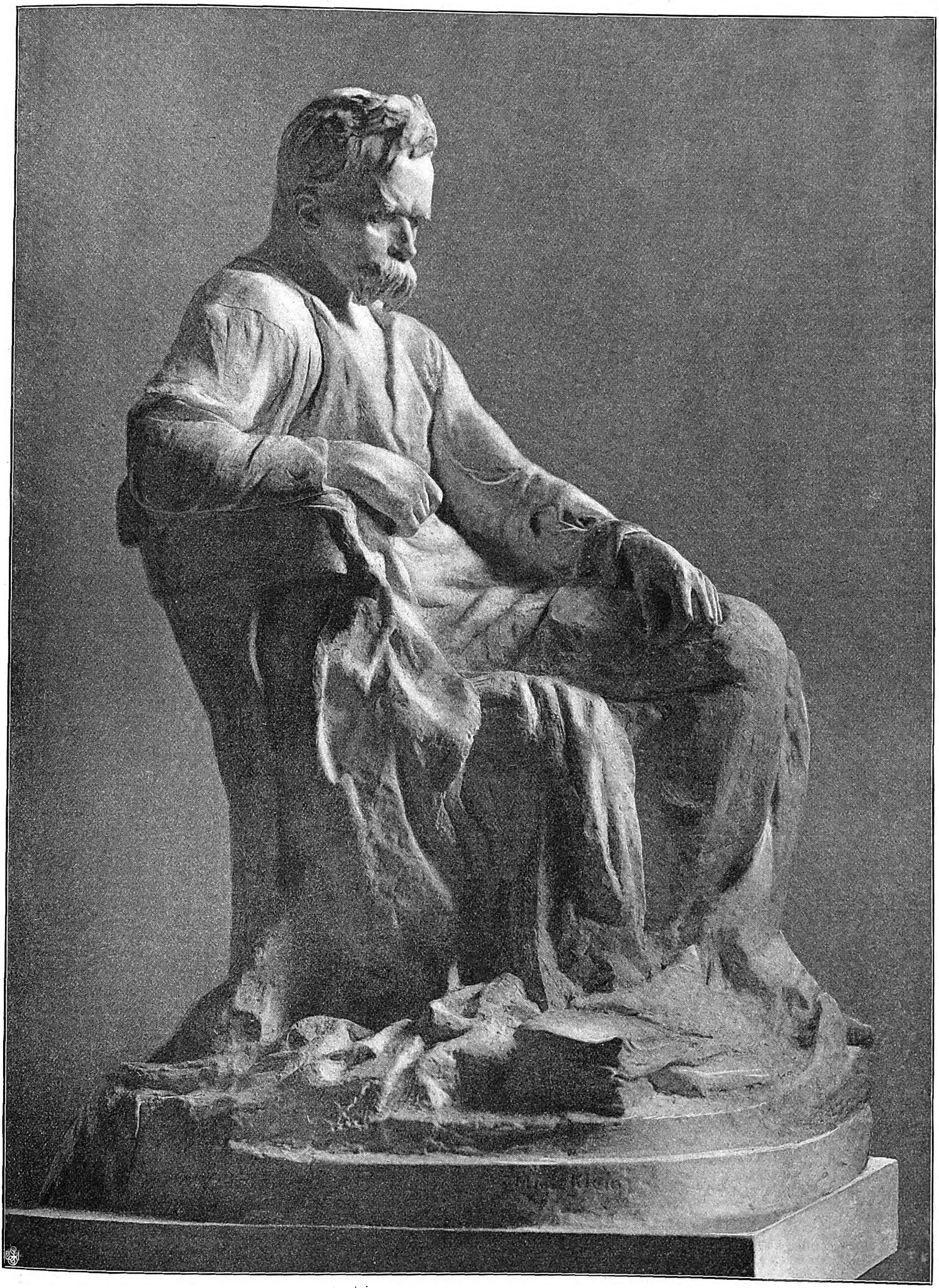
— Als einen Märchenilluſtrator von einer ganz merkwürdigen Originalität und ſeltenen künſtleriſchen Fähigkeit hat ſich ein Berliner Künſtler gezeigt, bei dem man bei aller Tüchtigkeit, durch welche er ſich in den Kreiſen kunſtverſtändiger Leute längſt ſchon einen Namen gemacht hat, doch gerade auf dieſem Gebiete eine ſolche glückliche Hand nicht erwartet hätte: Max Slevogt, deſſen kühner Impreſſionismus dem Philiſtertum ein Dorn im Auge war, und deſſen „Danae“ ſelbſt in den Augen einer Hängekommiſſion als nicht paſſabel erſcheinen konnte. In dem bekannten köſtlichen Märchen, das Scheheraſade in „Tauſend und einer Nacht“ ihrem Sultan erzählt, „Ali Baba und die vierzig Räuber“, hat der Künſtler in einer Reihe farbiger und ſchwarzer Illuſtrationen geradezu Muſtergültiges geſchaffen. Das ſchöne Märchenbuch, das durch dieſen originellen Schmuck in Künſtlerkreiſen von Rechts wegen einiges Aufſehen machen müßte, iſt im Verlag von Bruno Caſſirer in Berlin erſchienen und koſtet nur 5 Mk. Man erwarte aber keine Illuſtrationen im Sinne von Schwind oder Ludwig Richter, keine Bilder, die das Naive, Kindliche, Märchenhaft-Phantaſtiſche zum Ausdruck bringen. Eher wohnt den Slevogtſchen Illuſtrationen etwas vom Rembrandtſchen Geiſte inne, wie ſie auch mit der flotten, breiten, geiſtreichen Technik des großen Niederländers viel gemein haben. Es ſind Improviſationen eines Künſtlers, der das berühmte orientaliſche Märchen ſelbſt, was es ja auch ſein ſoll, als eine Improviſation auffaßt. Dieſem Charakter bequemt ſich die künſtleriſche Auffaſſungsweiſe aufs glücklichſte an; Text und Bilder ſind homogener Natur. Nur möchte man den nicht ganz unberechtigten Zweifel hegen, ob die Kunſt, deren geiſtreiche Zeugniſſe wir hier vor uns haben, für die Welt der Kinder das iſt, was ein Märchenbild ſein und bedeuten ſoll. Aber um ſo mehr werden die Erwachſenen an ihr Freude haben, vorausgeſetzt, daß ſie mit dem Auge des modernen Menſchen zu ſehen gewöhnt ſind.

— Eine den meiſten Kunſtfreunden ganz unbekannte Welt von Kunſtwerken befindet ſich in der Abgeſchiedenheit des Stiftes Kloſterneuburg bei Wien. Die wenigſten werden dort ein Muſeum von Gemälden vermuten, das einen Beſuch außerordentlich lohnt, obſchon die Forſchung ſich mit den meiſten hier aufbewahrten Schätzen noch befaſſen muß. Die Anfänge dieſes Muſeums gehen in das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts zurück; die meiſten Gemälde ſtammen von Altären des Stiftes oder aus Pfarrkirchen, die zu ihm gehörten, ſoweit ſich überhaupt die Herkunft noch feſtſtellen läßt. Im Jahre 1885 iſt das Muſeum neu geordnet und nach modernen Grundſätzen eingerichtet worden. Jetzt beſitzen wir auch eine Publikation der trefflichſten und kunſtgeſchichtlich intereſſanteſten Gemälde, die ein günſtiges Schickſal erhalten und in ſicherem Gewahrſam zuſammengeführt hat: „Tafelbilder aus dem Muſeum des Stiftes Kloſterneuburg“. Aufgenommen von Prof. Dr. Karl Drechſler, erläuternder Text von Dr. Camillo Liſt, mit 33 Tafeln in Lichtdruck (Wien, Ferdinand Schenk; 35 Mk.). Die Originale, die hier in trefflichen Lichtdrucktafeln veröffentlicht ſind, gehören der Zeit vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (1329 wurde der berühmte Altar von Verdun mit Gemälden verſehen) bis in das ſiebzehnte Jahrhundert an; die meiſten dürften ihrer Entſtehung nach wohl einer Lokalſchule zugehören, die in Wien, überhaupt in Öſterreich ihren Sitz hatte. Doch fehlt es auch nicht an Anklängen z. B. an ſüddeutſche Meiſter des ſechzehnten Jahrhunderts. Die Stilkritik hat bei manchen der publizierten Werke noch eine dankbare Aufgabe vor ſich. Auch ikonographiſch merkwürdige Sachen finden ſich, die die Beachtung des Hiſtorikers verdienen. Die ganze Sammlung mag überhaupt der Aufmerkſamkeit derjenigen empfohlen ſein, die ſich mit der älteren deutſchen Kunſt befaſſen.

— Die Erzählung von Triſtan und Iſolde, jener köſtliche Sagenſchatz, der König Artur und ſeine Tafelrunde verklärt hat, gehört zu den unvergänglichen Beſitztümern unſeres Volkes, die mit jedem Geſchlecht ſich wieder neu beleben, ewig jung bleiben und wie im grauen Altertum, wo das Schickſal der beiden ſich Liebenden Gegenſtand der keltiſchen Geſänge war, ſo in der Gegenwart, wo der Meiſter von Baireuth durch ſeine Muſikdichtung das Thema in überwältigender Weiſe behandelt hat, zu den volkstümlichen Sagenſtoffen gehören. Solche aus dem grauen Altertum ſtammenden Geſänge in der bildenden Kunſt dem jetzigen Geſchlecht nahezubringen, iſt eine dankbare, aber höchſt ſchwierige Aufgabe. Sie wird in dieſem Falle durch die Tatſache erleichtert, daß Wagners Tondrama in ſeiner bühnenmäßigen Ausſtattung für die künſtleriſche Geſtaltung des Stoffes bis zu einem gewiſſen Grade vorbildlich gewirkt hat. Liegen doch der Ausſtattung der Wagnerſchen Muſikdramen die gewiſſenhafteſten antiquariſchen Forſchungen und Studien zugrunde, ſo daß ſie, abgeſehen von der dramatiſchen Behandlung des Stoffes, rein ſachlich dem bildenden Künſtler eine Quelle reichſter Belehrung ſind. Einflüſſe dieſer Art glauben wir wenigſtens in der wundervoll illuſtrierten Prachtausgabe des Werkes „Der Roman von Triſtan und Iſolde“ von Joſeph Bédier, illuſtriert von Robert Engels (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.; geb. 18 Mk.), zu erkennen. Die Illuſtrationen, die dem Buche als Tafeln beigegeben oder in den Text gedruckt ſind, dürfen, ohne daß man ſich einer Übertreibung ſchuldig macht, als muſtergültig und meiſterhaft in ihrer Art bezeichnet werden. Es lebt in ihnen etwas von der Urwüchſigkeit und monumentalen Kraft, welche die Dichtung beſeelt; ſie ſind ſtiliſtiſch dieſer ſo homogen, daß man wirklich von einer künſtleriſchen Einheit von Wort und Bild ſprechen kann. Die prächtige Ausſtattung entſpricht dieſer Einheitlichkeit; das Ganze kann als eine buchgewerbliche Leiſtung betrachtet werden, die auch der Fachmann auf dieſem Gebiet mit großer Freude betrachten wird.

Illuſtrirte Zeitung

Nr. 3152. 121. Bd. Leipzig und Berlin. 26. November 1903.



Ein neues Nietzſche-Bildnis. Bildwerk von Max Klein.

Die Weltausſtellung in St. Louis 1904.

Am 30. April 1904 werden ſich die Tore der Weltausſtellung in St. Louis öffnen und die Beſtrebungen und Errungenſchaften der Alten und der Neuen Welt auf künſtleriſchem, gewerblichem und induſtriellem Gebiet werden von neuem in Wettkampf treten. Nicht freudig ſind die europäiſchen Nationen der Einladung der Vereinigten Staaten zur Teilnahme an dieſer Ausſtellung gefolgt. Es herrſchte das Gefühl vor, daß die ſeit der Pariſer Ausſtellung von 1900 verfloſſene Friſt zu kurz ſei, um ſchon wieder die gewaltigen Anſtrengungen eines ſolchen friedlichen Kampfes auf ſich zu nehmen, und allerorten erhob ſich die Klage der Ausſtellungsmüdigkeit. Und doch, wenn man berückſichtigt, daß ſeit der letzten Weltausſtellung in Amerika, ſeit der Ausſtellung von Chicago, elf Jahre verfloſſen ſind, und daß dies der Zwiſchenraum iſt, in dem ſich die großen franzöſiſchen Ausſtellungen ſeit den beiden unter dem zweiten Kaiſerreich gefolgt ſind, wenn man ferner bedenkt, daß auch die Chicagoer Ausſtellung von der vorhergehenden Pariſer Ausſtellung von 1889 nur durch vier Jahre getrennt war, ſo wird es begreiflich, daß der große Unternehmungsſinn des amerikaniſchen Volkes kein Bedenken darin ſah, zur Erinnerung an eins der bedeutungsvollſten Ereigniſſe ſeiner Geſchichte ſich den gewaltigen Aufwendungen, die eine Weltausſtellung mit ſich bringt, freudig zu unterziehen. Denn ein Ereignis von welthiſtoriſcher Bedeutung iſt es in der Tat geweſen, als der Präſident Jefferſon mit Napoleon im Jahre 1803 den Kaufvertrag über das Louiſianagebiet abſchloß, ein Gebiet, das ſeiner Ausdehnung und ſeinen natürlichen Hilfsmitteln nach größer iſt als das der dreizehn urſprünglichen Staaten, die ſich zur Union vereinigt hatten. Das Louiſianagebiet iſt jener gewaltige Landſtrich, der zwiſchen dem Miſſiſſippi und den Rocky Mountains gelegen iſt, ſeinem Umfang nach größer als Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Spanien, die Niederlande und Belgien zuſammen. Erſt durch die Vereinigung dieſer ungeheueren Länderſtrecke mit den alten Oſtſtaaten wurde es ermöglicht, daß ſich in Nordamerika zwiſchen der atlantiſchen und der pacifiſchen Küſte ein Reich bildete, in dem nur eine Sprache, ein Recht und eine gemeinſame nationale Empfindung herrſcht.

Der hiſtoriſchen Bedeutung, die die Erwerbung des Louiſianagebiets für die Vereinigten Staaten beſitzt, wird die Ausſtellung entſprechen, die jenen Erwerb zu feiern beſtimmt iſt. Der auf S. 796 beigefügte Überſichtsplan gibt nur ein unvollkommenes Bild von den gewaltigen Abmeſſungen des Ausſtellungsgeländes, und nur bei Vergleichung des angegebenen Maßſtabes gewinnt man die Überzeugung, daß hier Bauten errichtet worden ſind von einer Rieſenhaftigkeit, wie vordem auf keiner Ausſtellung. Auf nahezu 500 ha breiten ſich die Anlagen und Bauten der Ausſtellung aus, das Ganze geordnet nach wohldurchdachtem künſtleriſchen Plan und unter wirkungsvoller Benutzung der natürlichen Bodenverhältniſſe. Geht dem Gelände der Reiz natürlicher Waſſerflächen, wie ſie der Michiganſee für die Chicagoer und die Seine für die Pariſer Ausſtellung boten, ab, ſo entſchädigt hierfür reichlich der Kranz reichbewaldeter Hügel, von denen ſich die Ausſtellung hinabſenkt, und die dem vom Sehen und Wandern ermüdeten Beſucher Ruhe und Schatten ſpenden. Das Zentrum der Ausſtellungsanlage bilden die hochgelegenen, in edlem klaſſiſchen Stil aufgeführten Kunſtpaläſte, vor denen ſich in einem wohl rieſenhaft zu nennenden Halbkreiſe die Terraſſe der zum Louiſianagebiet gehörenden amerikaniſchen Staaten hinzieht, unterbrochen durch eine gewaltige Feſthalle, die den Mittelpunkt für die von der Terraſſe ausgehenden Kaskaden bildet. Von der Feſthalle öffnet ſich der Blick auf die acht fächerförmig angeordneten Hauptausſtellungsbauten, zu denen im Weſten noch das größte aller Gebäude, der Landwirtſchaftspalaſt, hinzutritt. Mit Genugtuung iſt es zu begrüßen, daß auf der gleichen Höhe mit der Staatenterraſſe als einziges aller amerikaniſchen und fremden Staatsgebäude das Deutſche Haus*) ſich erhebt. Nicht in Reih und Glied mit den Gebäuden der übrigen Nationen, nicht eingeengt wie an der Seine durch Nachbarbauten, fügt ſich das Deutſche Haus mit breiter und ſtattlicher Front, mit ſeiner hohen offenen Kuppel, aus der am Tage die Glocken des Bochumer Vereins erklingen und am Abend die Strahlen eines Scheinwerfers nach allen Seiten lichtſpendend ſich verbreiten werden, harmoniſch in dieſen ſchönſten und impoſanteſten Teil der ganzen Ausſtellung ein. Wie Frankreich Grand-Trianon, wie England die Orangeriehalle des Schloſſes zu Kenſington, ſo hat auch Deutſchland einen hiſtoriſchen Bau, das Charlottenburger Schloß, zum genauen Vorbild für ſein Staatsgebäude gewählt. Dieſe Übereinſtimmung der drei großen europäiſchen Nationen beruht auf keiner Vereinbarung und iſt doch nicht zufällig. Es ſpricht ſich in ihr der Gedanke aus, daß gegenüber einer jungen und neuen Kultur, wie ſie Amerika beſitzt, die Hauptvertreter der Alten Welt ihre Stärke und ihre Eigenart in der Kontinuität ihrer jahrhundertelangen hiſtoriſchen Entwicklung erblicken.

Das Charlottenburger Schloß, nachgebildet auf dem den Miſſiſſippi überragenden Hügel, wird zum Ausdruck bringen, daß die Wurzeln der Kraft und der Macht des neuen Deutſchen Reiches zurückgehen auf das Preußen des Großen Kurfürſten und des erſten Königs. Der Amerikaner, der die Repräſentationsräume des Deutſchen Hauſes durchſchreitet, die 27 m lange Eichenholzgalerie oder den Treſſenſaal, getreue Nachbildungen von Räumen des Charlottenburger Schloſſes, oder den Gobelinſaal mit den die Taten des Großen Kurfürſten verherrlichenden Gobelins oder die Brandenburgkammer, eine getreue Nachbildung einer der herrlichſten Schöpfungen Andreas Schlüters, von deren Wänden die Porträte von Sophie Charlotte und Friedrich I. und das Pesneſche Bild von Friedrich dem Großen als Kind mit ſeiner Schweſter, der Markgräfin von Baireuth, herabblicken, wird von dem Gefühl durchdrungen ſein, daß hier ein auf ſeine Vergangenheit ſtolzer nationaler Sinn des deutſchen Volkes zum Ausdruck kommt, den kein modernes Bauwerk, und wäre es aus der Hand des größten Meiſters, hätte veranſchaulichen können.*)

So ſteht zu hoffen, daß in erſter Linie das Deutſche Haus und dann die vielgeſtaltigen Erzeugniſſe deutſcher Kunſt, deutſcher Technik und neu erſtandenen deutſchen Kunſthandwerks, insbeſondere die Leiſtungen Deutſchlands auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft und ihre Anwendung für unſer Leben, die in faſt jedem der gewaltigen Ausſtellungspaläſte an hervorragender Stelle vertreten ſind, dafür ſorgen werden, daß Deutſchland auch auf der Ausſtellung in St. Louis das Anſehen und die Anerkennung finden wird, die es auf den Ausſtellungen in Chicago und Paris unbeſtritten errungen hat. rd.

---

*) Abbildung und Beſchreibung ſ. vorige Nummer.

*) Ausgeführt wird das Deutſche Haus nach den Plänen des Architekten Prof. Bruno Schmitz von der rühmlich bekannten Berliner Baufirma Boswau u. Knauer.

Ein neues Nietzſche-Bildnis.

Bildwerk von Max Klein.

In neuerer Zeit haben namhafte Bildhauer mehrfach die Beethoven-Maske geformt, um den großen Schmerzenszug zu veranſchaulichen, der die Seele des ſchaffenden Genius wie ein zweiſchneidig Schwert durchdringt. Und nun kommt dazu der Nietzſche-Kopf als ein Symbol des tragiſchen Zieles hoher Denkerkraft. Nicht anders als in tiefſter Ergriffenheit wird ein Künſtler das Nietzſche-Bildnis geſtalten können. So war es, als Kurt Stoeving den Denker-Dichter malte, als Max Kruſe die bekannte Büſte ſchuf. Kürzlich überlieferte auch Max Klinger dem Nietzſche-Archiv in Weimar ein Marmorbildnis, das aus dem großen und idealen Weltſchmerz geboren iſt, und zu gleicher Zeit trat im Salon Jacques Casper zu Berlin ein Nietzſche-Bildwerk von Max Klein an die Öffentlichkeit. Das letztgenannte Werk, das wir heute im Bilde vorführen, iſt ſo etwas wie eine Seelenſtudie. Es iſt nicht als Denkmal gedacht, auch nicht eigentlich als Bildnis, obwohl ja eine getreue Porträtähnlichkeit erzielt iſt; es mutet an wie eine Impreſſion der letzten und tiefſten Nietzſche-Gedanken, die in die ewige Nirwana einmünden, verkörpert an dem Philoſophen ſelber, der ſein Lebenswerk vollbracht und nun in der Traumdämmerung, zwiſchen Sein und Nichtſein, jenſeit aller Leiden und Freuden, der Stunde der Erlöſung wartet. Es iſt ein erſchütternd Bild, das der Künſtler geſchaffen, ein Abbild von der Menſchheit ganzem Jammer, und doch wieder verklärt in der Erkenntnis und in dem Troſt, daß es nicht des Menſchen Leib, daß es nicht die äußere Form iſt, ſondern die großen und ewigen Gedanken, entſprungen dem irdiſchen Gefäß, die da fortleben werden und das eigentliche und wahrhaft reale Sein dieſes einzigartigen Menſchenlebens darſtellen. Die Nacht und die Dämonen des Abgrundes können dem Helden wohl den Purpur von den Schultern zerren, ſeine Perſönlichkeit aber und ſeine Schöpfung verbleiben für alle Zeiten aufrecht. Das Problem, das ſich Klein geſtellt, könnte man etwa ſo auffaſſen, als ob Nietzſche in ſeiner letzten Tage Niedergang Zwieſprache mit der Mutter Nacht halte, aus der alles Leben entſprungen, und in deren Schoß es wieder zurückſinkt, als wäre es nicht geweſen. Vom Lager hat ſich der todkranke Mann in der Stille erhoben, und, in dem Seſſel ſitzend, von wo er ſo oft dem Zuge der weißen Sommerwolken nachgeſchaut, ſtarrt er nun in das ewige Dunkel, bohrt ſich ſein verdüſterter Blick in den Abgrund aller Rätſel, in jenen Höllengrund, aus dem der Antichriſt aufſteigen wird, um Ankläger im Weltgericht zu ſein. In den Blick dieſer Augen hat der Künſtler den Nerv ſeines Werkes gelegt; man kann da nicht hineinſchauen, ohne im Tiefſten erſchüttert zu werden. M. R.

Wochenſchau.

Die Wahlen zum preußiſchen Abgeordnetenhaus. — Das Geſamtergebnis der am 20. November vollzogenen Wahlen zum preußiſchen Abgeordnetenhaus iſt folgendes. Es wurden gewählt 148 Konſervative, 54 Freikonſervative, 97 vom Zentrum, 79 Nationalliberale, 23 Mitglieder der Freiſinnigen Volkspartei, 8 Mitglieder der Freiſinnigen Vereinigung, 13 Polen, 2 Dänen, 2 vom Bund der Landwirte, 2 von der Reformpartei (Antiſemiten) und 5 Fraktionsloſe. Die Parteiverſchiebungen ſind im ganzen unbedeutend. Die Konſervativen gewannen 9 Sitze und verloren 5, die Freikonſervativen gewannen 4 und verloren 8, das Zentrum gewann 2 und verlor 5 Sitze, die Nationalliberalen hatten einen Gewinn von 12 und einen Verluſt von 7 Sitzen, die Freiſinnige Volkspartei gewann 4 und verlor 8 Sitze, die Freiſinnige Vereinigung büßte 2 Mandate ein, die Fraktionsloſen gewannen 5 und verloren 1 Sitz, Polen, Dänen, Landwirte und Reformpartei wahrten ihren Beſitzſtand. In Berlin ſiegten in allen Wahlkreiſen die Freiſinnigen, dagegen gingen Teltow-Charlottenburg und Breslau den vereinten Freiſinnigen und Nationalliberalen an die Konſervativen verloren. Danzig konnte von den Freiſinnigen gegenüber den Konſervativen mit knapper Mehrheit behauptet werden. Frankfurt a. O., Halle a. S., Elberfeld-Barmen wurden von dem national-freiſinnigen Kartell den Konſervativen abgewonnen. Linden bei Hannover behaupteten die Nationalliberalen gegen die Sozialdemokraten mit beträchtlicher Mehrheit. Die Sozialdemokraten vermochten bei der völlig ablehnenden Haltung der liberalen Parteien kein einziges Mandat zu erlangen. Im zweiten und vierten Berliner Wahlkreis, in Teltow-Charlottenburg, Breslau, Linden bei Hannover wurden Störungen der Wahl durch die Sozialdemokratie gemeldet.

Die Unruhen in Deutſch-Südweſtafrika. — Der Kaiſerliche Gouverneur in Windhuk meldete am 20. November: Die Station Warmbad wurde bis zum Eintreffen des Hauptmanns v. Koppy aus Keetmanshoop durch die Beſatzung und Kriegsfreiwillige unter dem ehemaligen Leutnant v. Buſche verteidigt. Weitere Verluſte ſind nicht entſtanden. Die Gefahr iſt vorüber, der Feind unter einem neuen Kapitän in ſüdlicher Richtung ausgewichen. Die dritte Kompagnie (Keetmanshoop) und die Witbois befinden ſich im Vormarſch auf Warmbad, während die aus Windhuk abgegangenen Truppen mit ihrer Spitze in Keetmanshoop eingetroffen ſind. Leutnant Jobſt und Sergeant Snay ſind im offenen Gefecht gefallen bei dem Verſuch, den Kapitän der Bondelſwaarts zu verhaften; der Kapitän wurde gleichfalls getötet.

Dr. v. Koerber über die gemeinſame k. u. k. Armee. — In der Eröffnungsſitzung des Abgeordnetenhauſes des öſterreichiſchen Reichsrats am 17. November erörterte der Miniſterpräſident Dr. v. Koerber die ſtaatsrechtliche Seite der Armeefrage und wies aus den öſterreichiſchen und ungariſchen Geſetzen nach, daß eine Einwirkung auf die Leitung, Führung und innere Organiſation den beiderſeitigen Legislativen nicht zuſtehe, und daß dieſes Gebiet ausſchließlich unter die Hoheitsrechte der Krone falle. Den Schöpfern des Ausgleichs ſchwebte eine gemeinſame Armee der Monarchie vor, deren einheitliche Leitung dem Kaiſer obliegt. Dr. v. Koerber wendete ſich gegen die Anſchauung, als ob in Öſterreich ausſchließlich der Kaiſer zu disponieren hätte, in Ungarn aber dem Reichstag bezüglich dieſes Reſervatrechts der Krone ein Einfluß zuſtände. Der Urſprung der Armee iſt teils öſterreichiſch, teils ungariſch, ihre Beſtimmung aber iſt der Schutz der Monarchie, und darum wurde die einheitliche Leitung ausſchließlich in die Hand des gemeinſamen Herrſchers gelegt.

Graf Tisza gegen Dr. v. Koerbers Erklärungen. — Im Abgeordnetenhaus zu Budapeſt erklärte am 18. November der ungariſche Miniſterpräſident Graf Tisza, daß die Bemerkungen des öſterreichiſchen Kabinettschefs Dr. v. Koerber über das ungariſche Staatsrecht dilettantiſche Äußerungen eines distinguished foreigner ſeien, über die er ſich meritoriſch nicht äußern wolle. Es mache nichts aus, wenn das öſterreichiſche Staatsrecht über die Hoheitsrechte andere Beſtimmungen enthalte als das ungariſche Staatsrecht. Abweichungen in dieſer Hinſicht ſeien für Ungarn kein Unglück. Seine, Tiszas, Auslaſſungen über die Hoheitsrechte hätten die Zuſtimmung des allein maßgebenden Faktors gefunden; auf dieſer Grundlage habe er die Kabinettsbildung übernommen, und bei dieſer klaren Sachlage könne man Kommentare von einer nicht kompetenten Stelle, die nicht mitzuſprechen habe, mit größter Kaltblütigkeit hinnehmen. Sicherlich würden alle Faktoren der ungariſchen Politik ſich energiſch widerſetzen, falls verſucht werden ſollte, nicht bloß theoretiſche Äußerungen zu machen, in denen er, Tisza, niemand beirren wolle, ſondern in ähnlicher Richtung in der Praxis einzugreifen. Die Äußerungen des Grafen Tisza wurden auf allen Seiten des Hauſes mit ſtürmiſchem Beifall und mit Händeklatſchen aufgenommen.

Dr. v. Koerber nochmals in der Armeefrage. — Der Vollzugsausſchuß der deutſchen Parteien und des Zentrums im öſterreichiſchen Abgeordnetenhaus ſtellte nunmehr die Interpellation, wie ſich der Miniſterpräſident v. Koerber zu den Äußerungen des Grafen Tisza verhalte, da die Rede des ungariſchen Kabinettschefs auf Führung, Leitung und innere Organiſation der geſamten Armee eine Rückwirkung auszuüben geeignet iſt, was dem Reichsrat das Recht und die Pflicht auferlegt, dieſe Rückwirkung nach allen Richtungen in Erwägung zu ziehen, um ſo mehr, als die öſterreichiſche Reichshälfte zu den Koſten des gemeinſamen Heeres mehr als zwei Drittel beiträgt. Miniſterpräſident Dr. v. Koerber erklärte am 20. November im Abgeordnetenhaus des Reichsrats in ſofortiger Beantwortung der Interpellation, er habe, als er in der Sitzung vom 17. das Bild der innerpolitiſchen Lage entwarf, naturgemäß die Militärfrage berühren und ſeine Anſchauungen über deren geſetzliche Grundlagen entwickeln müſſen. In Übergehung dieſer Frage hätte das Haus eine ernſtliche Mißachtung der Prärogative erkennen können. Bei gewiſſenhafter Interpretierung der auf die öſterreichiſche Reichshälfte bezüglichen Ausgleichsgeſetze habe er den Wortlaut dieſer Geſetze zitiert, der im Laufe der Zeit leider vielfach verdunkelt worden ſei. Er könne den Wert begreifen, den der ungariſche Miniſterpräſident auf Konſtatierung des Rechts des ungariſchen Reichstags lege, die Ausgleichsgeſetze im Einverſtändnis mit der Krone ſelbſtändig zu modifizieren; aber auch Graf Tisza mußte zugeben, daß eine ſolche Änderung jeder praktiſchen Geltung entbehre, ſolange ſie nicht auf geſetzlichem Wege auch in Öſterreich beſchloſſen werde. Er, Redner, könne ſich ebenſowenig wie irgendein Öſterreicher chauviniſtiſch an die Formel, ſondern müſſe ſich an das Weſen der Sache halten, das darin beſteht, daß der Inhalt der Ausgleichsgeſetze für beide Teile ſo lange verbindlich bleibe, als er nicht von beiden Geſetzeswegen geändert wird. An dieſer unerſchütterlichen Überzeugung halte er feſt; er verweiſe darauf, daß der ungariſche Miniſterpräſident bei Aufſtellung ſeiner Theorie ſich auf das Ausgleichsgeſetz beziehen müßte, weil es eben ein unüberſteigliches Hindernis ſei, das zum Vorteil der Monarchie einſeitigen Aſpirationen im Wege ſtehe. Dr. v. Koerber ſchloß: „Es iſt wahr, daß wir im Intereſſe der Monarchie auch unter ſchmerzvollen Erregungen Entgegenkommen bis zum äußerſten bewahren, aber daß wir unſer Recht, zu reklamieren und zu bezeugen, uns ſtreitig machen laſſen, daß wir überhaupt das öſterreichiſche Recht preisgeben, niemals! So wenig unſer Recht angetaſtet werden darf, ſo wenig laſſen wir dieſe Plätze hier als minderwertig hinſtellen, denn ſie ſind uns im Namen des Staates anvertraut, und wir haben ſie zu verteidigen, wie ein Soldat die Ehre und die Fahnen. Wenn, was Gott verhüten wolle, das Wort „fremd" jemals in dieſer Monarchie zur Geltung käme, ſo wird daran zu erinnern ſein, daß der ungariſche Miniſterpräſident der erſte war, der dies ausgeſprochen hat." Lebhafter, anhaltender Beifall folgte der Rede Dr. v. Koerbers.

Der Beſuch des italieniſchen Königspaars in England. — Ein Vertreter des Reuterſchen Bureaus hatte am 18. November in Windſor eine Beſprechung mit dem italieniſchen Miniſter des Äußeren Tittoni, in deren Verlauf der Miniſter ſagte: „Ich kann nur wiederholen, daß die italieniſche Politik eine Politik des Friedens iſt; ſie kann als ihre Grundlage nur den Dreibund aufrecht erhalten, der durchaus friedlicher Natur iſt. Es iſt in Deutſchland und Öſterreich-Ungarn wohlbekannt, daß unſere Erklärungen in dieſer Beziehung durchaus ohne jeden Vorbehalt abgegeben wurden, und daß das italieniſche Kabinett über die politiſchen Fragen ſowohl in auswärtigen wie in inneren Angelegenheiten völlig einig iſt. Die beiden mit uns verbündeten Mächte vertrauen auf unſere Mitarbeit, die noch mehr an Kraft gewinnen wird durch die neuen Handelsverträge, die unſere wechſelſeitigen berechtigten Intereſſen befriedigen werden. Wir werden unſer möglichſtes tun, um die Wiederherſtellung herzlicher Beziehungen zu Frankreich weiter zu entwickeln und zu befeſtigen. Was England betrifft, was könnte ich den warmen und aufrichtigen Äußerungen der Zuneigung und Freundſchaft noch hinzufügen, welche die italieniſche Preſſe kundgetan hat. König Viktor Emanuel befindet ſich hier als erhabener Dolmetſch dieſer Gefühle. Die jüngſte Rede des Premierminiſters Balfour über die Lage in Mazedonien gibt in großen Zügen auch unſere Anſchauungen wieder. In der Mittelmeerfrage wie in Afrika verfolgen wir eine Politik, die mit jener Englands völlig im Einklang ſteht." — Das italieniſche Königspaar, das vom 17. bis 21. November in England weilte, erfuhr ſowohl bei Hofe als auch in der Reichshauptſtadt eine ſehr warme Aufnahme.

Der Panamakanal-Vertrag zwiſchen der Union und Panama. — Der Wortlaut des zwiſchen dem nordamerikaniſchen Staatsſekretär Hay und dem Geſandten der Republik Panama, Bunau-Varilla, zu Waſhington vereinbarten und am 18. November unterzeichneten Kanalvertrags iſt zwar noch nicht veröffentlicht, doch iſt folgendes von ſeinem Inhalt bisher bekannt: Panama tritt auf ewig an die Vereinigten Staaten von Amerika alles das Landgebiet in der Republik ab, das in Verbindung mit dem Bau, dem Betrieb und der Unterhaltung des Kanals für wünſchenswert befunden werden kann. Der Vertrag gewährt den Vereinigten Staaten von Amerika auch das volle Souveränitätsrecht über einen Landſtreifen von 10 bis 12 engliſchen Meilen Breite zu beiden Seiten des Kanals. Ferner erhalten die Vereinigten Staaten die Erlaubnis, eine Linie an den Endpunkten mit Befeſtigungen zu verſehen und polizeilich zu überwachen. Die Städte Panama und Colon behalten ihre Selbſtverwaltung unter der Oberhoheit der Republik ſo lange, wie ſie die Ordnung und die Regelung der Geſundheitsverhältniſſe zur Zufriedenheit der Vereinigten Staaten aufrecht erhalten. Die Nichterfüllung dieſer Bedingungen gibt den Vereinigten Staaten das Recht, die genaue Erfüllung ihrer Wünſche durchzuſetzen und ſogar Gewalt anzuwenden, um ſich Gehorſam zu erzwingen. Panama erhält 10 Mill. Doll. Der Vertrag ſieht ferner vor, daß der Kanal neutral und allen Völkern zu den gleichen Bedingungen geöffnet bleibt.

Totenſchau.

Heinrich Bertram, Hofopernſänger a. D. und Profeſſor der Geſangskunſt am Königlichen Konſervatorium in Stuttgart, Baritoniſt, deſſen beſte Leiſtungen Zar, Hans Heiling und Templer waren, 1849 bis 1853 in Königsberg i. Pr., 1855 bis 1857 in Bremen, 1858 bis 1862 in Leipzig, 1862 bis 1866 in Wiesbaden und 1866 bis 1881 in Stuttgart an der Bühne tätig, 1825 zu Braunſchweig geboren, † in Stuttgart am 15. November.

Leopold Burger, Maler, Mitglied des Wiener Hagenbundes, am 9. Oktober 1861 geboren, † in Brixen vor kurzem.

Antonio Caccianiga, italieniſcher Schriftſteller, 1866 Bürgermeiſter von Treviſo, dann Deputierter, Verfaſſer von Werken, die durch Leichtigkeit des Stils und echte Volkstümlichkeit ausgezeichnet ſind („Il proscritto", deutſch von Flor, Berlin 1868), am 30. Juni 1823 zu Treviſo geboren, † daſelbſt am 15. November.

Prinzeſſin Eliſabeth, einziges Kind des Großherzogs Ernſt Ludwig von Heſſen und bei Rhein aus deſſen vor einiger Zeit geſchiedenen Ehe mit der Prinzeſſin Viktoria von Sachſen-Koburg und Gotha, am 11. März 1895 zu Darmſtadt geboren, † in Skierniewice am 16. November. (Porträt u. Artikel ſ. oben.)

Marquis de Gabriac, ehemaliger franzöſiſcher Botſchafter am Vatikan, † in Paris am 23. November.

Theodor Gaedertz, Kunſtforſcher, ſeit 1846 Direktor des Kunſtvereins zu Lübeck, 1850 Mitbegründer des Norddeutſchen Geſamtkunſtvereins, Biograph des Adrian von Oſtade, Hans Holbeins d. J., Rubens', Hans Memlings und Johann Kemmers, am 6. Dezember 1815 zu Lübeck geboren, † daſelbſt am 22. November.

Dr. **Wilhelm Hein**, Orientaliſt und Ethnograph, Kuſtosadjunkt am Naturhiſtoriſchen Hofmuſeum in Wien, Univerſitätsdozent und erſter Sekretär der Anthropologiſchen Geſellſchaft daſelbſt, Mitherausgeber des „Internationalen Archivs für Ethnographie", der von einer Forſchungsreiſe im ſüdlichen Arabien 1901 reiches ethnographiſches, linguiſtiſches und naturhiſtoriſches Material heimbrachte, am 7. Januar 1861 zu Wien geboren, † daſelbſt am 20. November.

Karl Graf v. Klinckowſtröm, Mitbeſitzer von Aſſaunen, Rechtsritter des Johanniterordens, Königlich Preußiſcher Generalmajor a. D., zuletzt Kommandeur der 28. Kavalleriebrigade in Karlsruhe, am 4. März 1848 geboren, † in Berlin in der Nacht zum 20. November.

Liederwald, Oberſt z. D., einer der wenigen preußiſchen Stabsoffiziere, die, aus dem Unteroffizierſtand hervorgegangen, im Däniſchen Krieg 1864 für hervorragende Tapferkeit zum Offizier befördert worden waren, 1866 bei Kiſſingen, 1871 bei Bapaume hervorragend tätig, wo er das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe erwarb, 1872 Hauptmann im 4. Grenadierregiment, 1885 Major, 1887 bis 1889 Kommandeur des zweiten Bataillons dieſes Regiments, nachher Kommandeur des Landwehrbezirks Braunsberg, † in Braunsberg am 17. November.

Ida Schuſelka-Bruening, ehemalige Schauſpielerin, Tochter des Weimarer Hofſchauſpielers Wohlbrück, in ihrer Jugend am Carl- und Wiedener Theater in Wien ſehr gefeiert, 1849 verheiratet mit dem tſchechiſchen Volksmann und Reichstagsabgeordneten Franz Schuſelka, in den fünfziger Jahren an der Spitze eines von Napoleon III. ſubventionierten Theaters in Paris, am 15. Januar 1817 zu Königsberg i. Pr. geboren, † in Baden bei Wien am 15. November.

Viktor Graf v. Schwerin, Herr des im Jahre 1872 geſtifteten Fideikommiſſes Schwerinsburg mit Wuſſeken und Sarnow mit Wendfeld ſowie Herr auf Löwitz, Kreis Anklam, Erbküchenmeiſter von Altvorpommern, Rechtsritter des Johanniterordens, Senior der preußiſchen Kammerherren, Landſchaftsrat und Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes auf Lebenszeit, am 22. Dezember 1814 geboren, † in Berlin am 18. November.

A. v. Swenigorodskoi, Herausgeber des koſtſpieligen Prachtwerks „Geſchichte und Denkmäler des byzantiniſchen Emails", Wirklicher Ruſſiſcher Staatsrat, † in Aachen vor kurzem.

Franz Graf v. Walderſee, jüngerer Bruder des Generalfeldmarſchalls Alfred Grafen v. Walderſee, Rechtsritter des Johanniterordens, Kaiſerlich Deutſcher Vizeadmiral à la suite der Marine, am 17. September 1835 geboren, † in Meeſendorf bei Rackſchütz am 22. November.

Prinzeſſin Eliſabeth von Heſſen, † am 16. November.

Nach einer Photographie von Hugo Thiele in Darmſtadt.

Der Trauerfall in Heſſen.

Das Leben an den Fürſtenhöfen und das in bürgerlichen Kreiſen unterſcheiden ſich nur durch äußerliche Formen; auch der größte Glanz vermag dem Schnitter Tod nicht von der Schwelle fernzuhalten, wenn ſeine Stunde gekommen iſt. Das hat der jüngſte überraſchende Todesfall am Darmſtädter Hofe wieder lebendig zum Bewußtſein gebracht. Das Darmſtädter Schloß iſt ſeit Jahren recht ſtill geworden. Dem verwitweten Großherzog Ludwig IV. folgte am 13. März 1902 ſein damals wenige Monate über 23 Jahre alter einziger Sohn Ernſt Ludwig auf den Thron, ein Mann, auf den ein gutes Teil des Ernſtes und der Pflichttreue ſeiner edeln Mutter Alice, geborenen Prinzeſſin von Großbritannien und Irland, übergegangen iſt. Zwei Jahre ſpäter vermählte er ſich mit der zweiten Tochter des Bruders ſeiner Mutter, der jugendlichen Prinzeſſin Viktoria Melita von Sachſen-Koburg und Gotha; am 11. März 1895 wurde dem jungen Paar eine Tochter geboren, Prinzeſſin Eliſabeth. Sie blieb das einzige Kind. Die Ehe der Eltern geſtaltete ſich von Jahr zu Jahr unglücklicher, nicht durch die Schuld des Großherzogs; am 21. Dezember 1901 wurde ſie durch Urteil des Oberlandesgerichts Darmſtadt geſchieden. Prinzeſſin Eliſabeth blieb bei dem Vater und wurde am Darmſtädter Hofe erzogen; doch waren Beſuche bei der Mutter, ſoweit dieſe nicht auf Reiſen weilt, geſtattet. Die Tochter war des Vaters ganzes Glück; er hing mit inniger Liebe an ihr. Feſttage waren es für den einſamen Hof, beſonders aber auch für die kleine Prinzeſſin, wenn im Spätſommer das Zarenpaar zum mehrwöchigen Beſuche nach Darmſtadt kam. Dann gab es immer fröhliches Leben in Schloß und Park von Wolfsgarten, wenn Prinzeſſin Eliſabeth in den beiden ihr faſt gleichalterigen älteſten kaiſerlichen Töchtern die nahe verwandten Geſpielinnen bei ſich hatte. So auch wieder in dieſem Jahre. Erſt am 7. November traten die ruſſiſchen Gäſte die Heimkehr an; aber der ſchöne Familienkreis mochte ſich noch nicht trennen. So entſchloß ſich denn der Großherzog, der Einladung zum Jagdaufenthalt in Skierniewice zu folgen, und Prinzeſſin Eliſabeth wurde mitgenommen. Wer hätte bei der fröhlichen Abreiſe geahnt, daß ſie Darmſtadt und Wolfsgarten nicht wiederſehen würde. Sie erkrankte an einem typhöſen Fieber und ſtarb bereits am Vormittag des 16. November. Der Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland waren ſofort entſchloſſen, dem tiefgebeugten Vater wieder nach Darmſtadt zur Beiſetzung zu begleiten; da erkrankte aber die Kaiſerin ſelbſt, und der Plan mußte aufgegeben werden. Wohl aber kamen Großfürſt und Großfürſtin Sergius mit, dieſe iſt auch eine Schweſter des Großherzogs, ebenſo waren Prinz und Prinzeſſin Heinrich von Preußen erſchienen. Kaiſer Wilhelm hatte zu ſeiner Vertretung den Prinzen Eitel Friedrich entſandt. Am 19. November wurde die junge Prinzeſſin da zur Ruhe beſtattet, wo zwei Wochen zuvor noch ihr kindlich-fröhliches Lachen das Herz des einſamen Vaters erfreut hatte.

J. P.

Die Verlobung des Prinzen Alexander von Teck mit der Prinzeſſin Alice von Albany.

London, 20. November 1903.

In Hinſicht auf die Verlobung des Prinzen Alexander von Teck mit der Prinzeſſin Alice von Albany hat es hier in manchen Kreiſen eine beſondere Genugtuung hervorgerufen, daß beide zunächſt beteiligten Perſonen — Engländer ſind. Das iſt man bei ſolchen Verlobungen von früher her gar nicht gewohnt. Bei der geringen Anzahl engliſcher Fürſtlichkeiten gab es hier wenig Auswahl auf dem königlichen Heiratsmarkt, und ſo mußten ſich faſt alle Kinder der verſtorbenen Königin Viktoria nach ausländiſchen Lebensgefährten umſehen. Da war es noch ein Troſt, daß wenigſtens Deutſchland immer noch mit einem gewiſſen Vorrat aufwarten konnte. Aber beliebt waren dieſe deutſchen Gatten und Gattinnen bei dem engliſchen Volk im allgemeinen nicht, zumal wenn ſie aus einem kleinen Fürſtenhauſe ſtammten. Bei der gegenwärtig hier herrſchenden Stimmung gegen alles, was deutſch iſt, wäre das jetzt wohl noch weniger der Fall. Indes Deutſchland braucht ja nun auch bald nicht mehr auszuhelfen; belaufen ſich doch die lebenden Nachkommen der Königin Viktoria allein ſchon auf nahezu hundert Perſonen.

Freilich mit dem Engländertum der königlichen Familie von England iſt es eine eigene Sache. Auch die loyalſten Briten verſteigen ſich häufig zu der Bemerkung: „Ach, das ganze Königshaus iſt ja deutſch!" Sicherlich läßt ſich das nicht durchaus in Abrede ſtellen, und auch das jüngſte „engliſche" Verlobtenpaar macht hiervon, was ſeine Abſtammung betrifft, keine Ausnahme. Die Prinzeſſin **Alice** iſt die zwanzigjährige Tochter des verſtorbenen Prinzen Leopold, des jüngſten Bruders des Königs, und ihre Mutter war eine Prinzeſſin zu Waldeck und Pyrmont; ihr Bruder iſt auf Grund der Abſtammung von ſeinem deutſchen Großvater väterlicherſeits, dem Gemahl der Königin Viktoria, der gegenwärtige Herzog von Sachſen-Koburg und Gotha. In Deutſchland hat die Prinzeſſin denn auch in den letzten Jahren ihren Wohnort gehabt. Prinz **Alexander** iſt der Sohn der verſtorbenen Prinzeſſin Mary Adelaide von Cambridge, einer Großtochter Georgs III., und inſofern allerdings von engliſcher Abſtammung. Allein der Vater, der verſtorbene Herzog von Teck, gehörte ſeiner Abſtammung nach einer Nebenlinie des württembergiſchen Königshauſes an. Den Herzogstitel erhielt er erſt 1864 von Kaiſer Franz Joſeph. Seine Mutter war eine ungariſche Gräfin v. Rhédey. Die Schweſter des Prinzen Alexander iſt die gegenwärtige Fürſtin von Wales, alſo die künftige Königin von England, und erſt durch ihre Vermählung iſt Prinz Alexander mit dem herrſchenden Königshauſe in nähere Verwandtſchaft getreten. Er iſt 29 Jahre alt, hat als tüchtiger Offizier den Krieg im Matabeleland im Jahre 1896 ſowie den ganzen Burenkrieg mitgemacht. Wie weit auch die beiden jungen Leute von der Thronfolge entfernt ſtehen, ſo ſind doch beide erbfolgeberechtigt, die Prinzeſſin lange vor ihrem künftigen Gemahl, väterlicherſeits als Großtochter der Königin Viktoria und der Prinz, wenn von den direkten Nachkommen dieſer Königin keine Erben übrig bleiben ſollten, mütterlicherſeits als Urgroßſohn Georgs III.

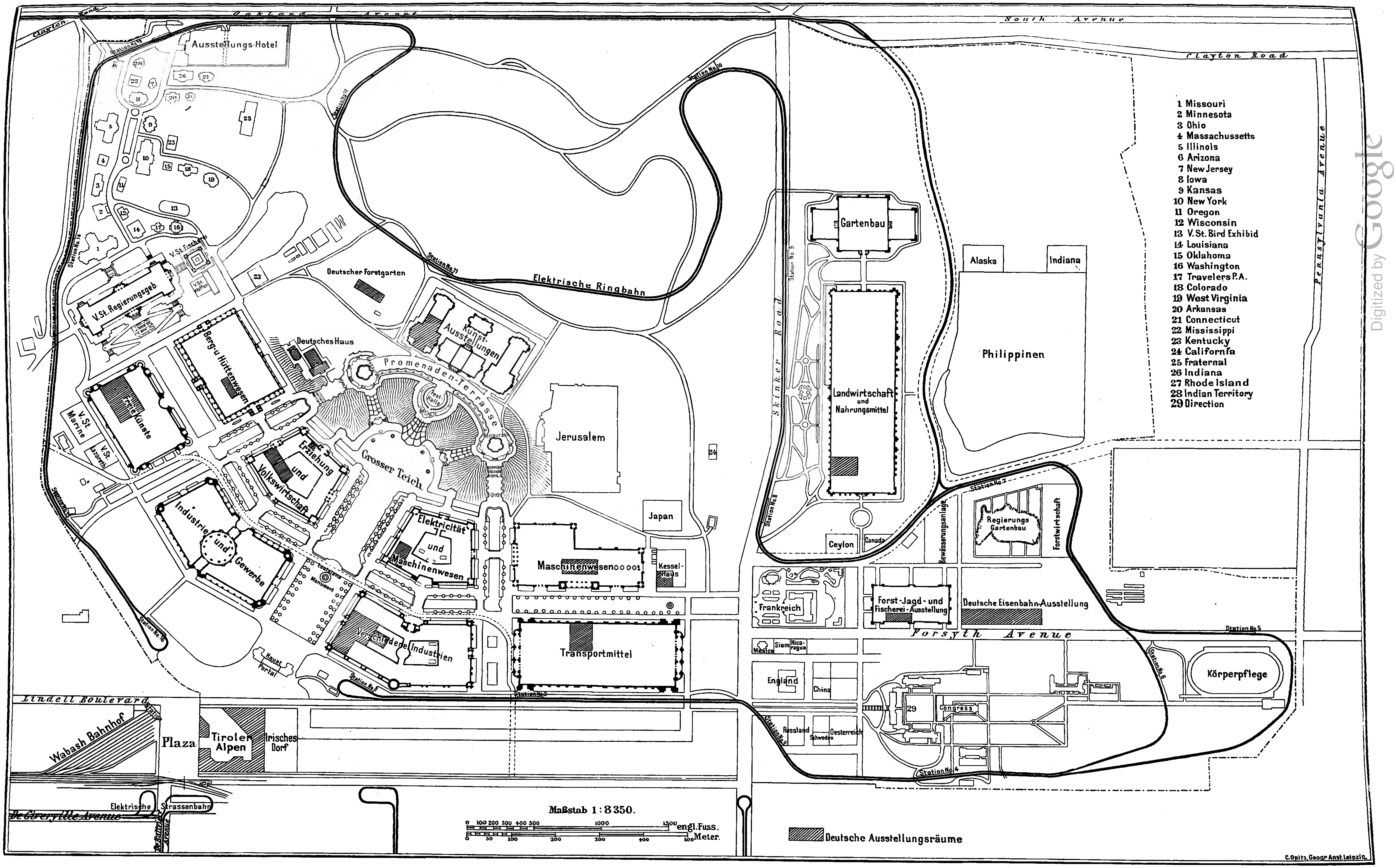
Wilh. F. Brand.

Vilma Parlaghy und Berta v. Suttner.

Zwei bekannte Perſönlichkeiten aus der Frauenwelt ſind es, die auf unſerem Bilde ſich vereinigt haben: die Malerin Vilma Parlaghy (Fürſtin Lwoff) und die Schriftſtellerin Berta Baronin v. Suttner. Die beiden Damen widmen ſich neben ihrem künſtleriſchen Beruf zugleich humanitären Beſtrebungen: Frau v. Suttner iſt bekanntlich die Vorkämpferin eines allgemeinen Völkerfriedens, und Vilma Parlaghy bemüht ſich eifrig um den Schutz der Tierwelt. Das Bild, das die anmutige Künſtlerin neben der zwanzig Jahre älteren Baronin v. Suttner zeigt, iſt gleichſam eine ſymboliſche Darſtellung der „Allianz", die beide geſchloſſen haben: Fürſtin Lwoff will fortan nach Kräften auch der Friedensidee dienen, während Frau v. Suttner in das Ehrenpräſidium des Fürſtin Lwoffſchen Internationalen Tierſchutzverbandes eingetreten iſt. Dieſem Ehrenpräſidium gehören Prinz Joachim Albrecht, Gräfin v. Bülow und viele andere Perſönlichkeiten von Rang und Bedeutung an.

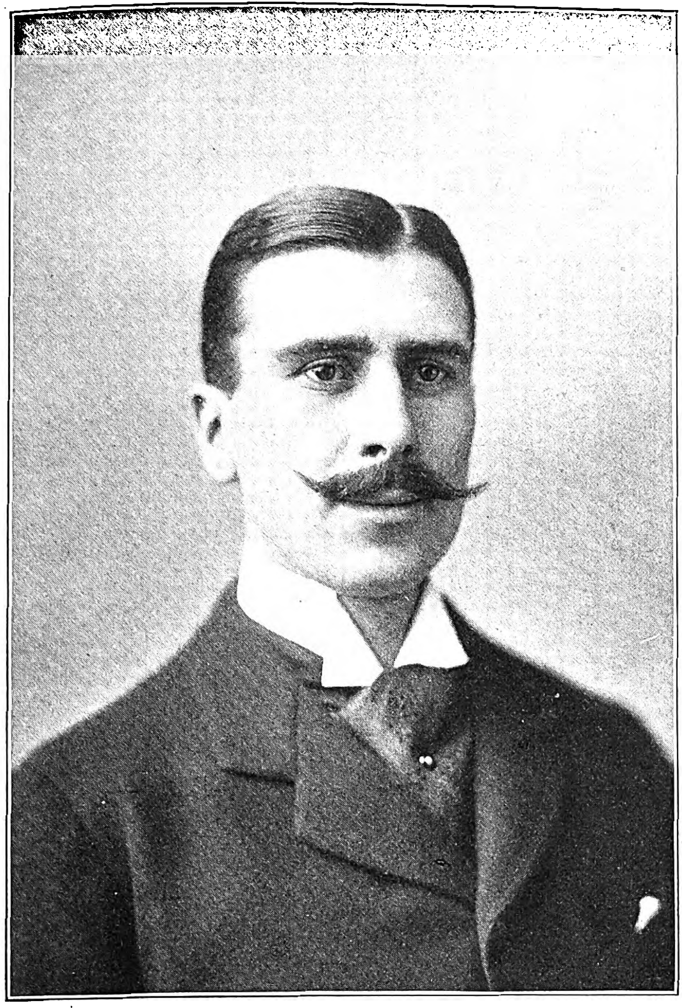
Fürſtin Lwoff beſuchte die Baronin v. Suttner auf der Rückreiſe von Belgrad, wo ſie den König Peter I. gemalt hat. Das Bildnis, das den Fürſten in roter Generalsuniform mit der weißen Reihermütze darſtellt, hat ſeinen lebhaften Beifall gefunden, dem er durch die Verleihung des höchſten Zivilordens an die Künſtlerin Ausdruck verlieh. Vervielfältigungen des Gemäldes ſollen überdies allen Behörden und Schulen Serbiens überwieſen werden. Für dieſe Vervielfältigung ſchrieb der König als Unterſchrift die Worte: „Spes mihi prima Deus. Pierre 1903." (Meine erſte Hoffnung iſt Gott. Peter.) Im Frühjahr ſoll Fürſtin Lwoff wieder nach Serbien kommen, um den König in einer anderen Uniform zu malen, dann auch den Thronfolger. Gegenwärtig hat ſie ein Bild des Reichsbankpräſidenten Dr. Koch auf der Staffelei.

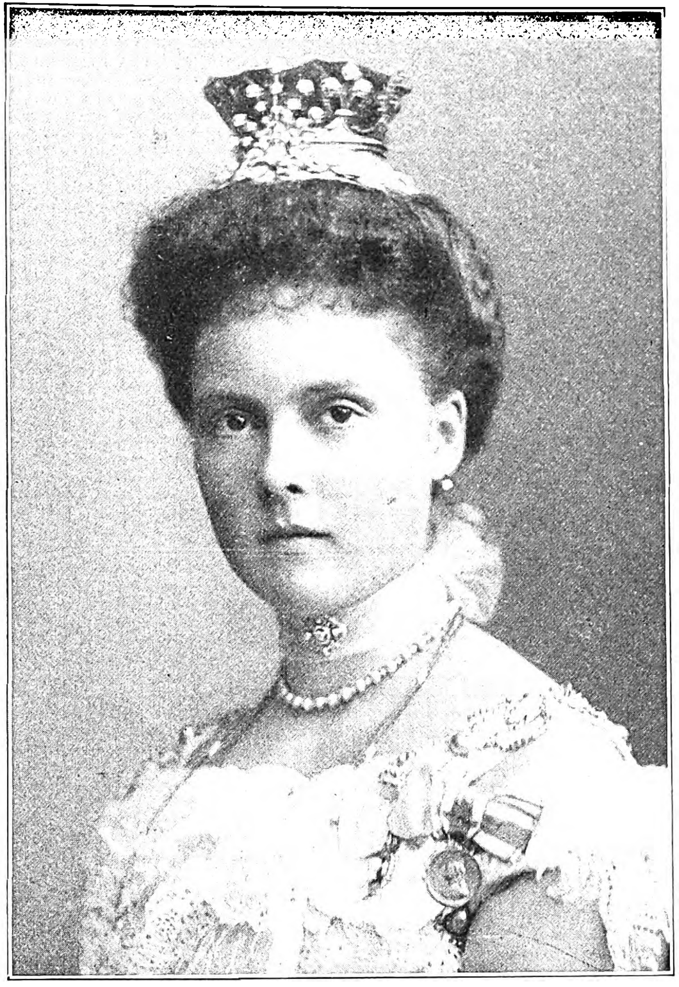
A. R.


Oakland Avenue
South Avenue
Clayton Road
Pennsylvania Avenue
Skinker Road
Forsyth Avenue
Lindell Boulevard
De Giverville Avenue
De Balliviere Avenue
Elektrische Strassenbahn
Wabash Bahnhof
Plaza
Tiroler Alpen
Irisches Dorf
Ausstellungs-Hotel
V.St. Regierungsgeb.
V.St. Fischerei
V.St. Vogel
V.St. Marine
V.St. Lazareth
Freie Künste
Berg- u. Hüttenwesen
Deutsches Haus
Deutscher Forstgarten
Kunst-Ausstellungen
Promenaden-Terrasse
Fest Halle
Restaurant
Grosser Teich
Erziehung und Volkswirtschaft
Industrie und Gewerbe
Elektricität und Maschinenwesen
Verschiedene Industrien
Louisiana Monument
Haupt Portal
Maschinenwesen
Kessel-Haus
Transportmittel
Jerusalem
Japan
Elektrische Ringbahn
Gartenbau
Alaska
Indiana
Philippinen
Landwirtschaft und Nahrungsmittel
Ceylon
Canada
Bewässerungsanlage
Regierungs Gartenbau
Forstwirtschaft
Frankreich
Forst-Jagd- und Fischerei-Ausstellung
Deutsche Eisenbahn-Ausstellung
Mexico
Siam
Nicaragua
England
China
Russland
Schweden
Oesterreich
Congress
Körperpflege
Station No. 1
Station No. 2
Station No. 3
Station No. 4
Station No. 5
Station No. 6
Station No. 7
Station No. 8
Station No. 9
Station No. 10
Station No. 11
Station No. 12
Station No. 13
Station No. 14
Station No. 15
Station No. 16
1 Missouri
2 Minnesota
3 Ohio
4 Massachussetts
5 Illinois
6 Arizona
7 New Jersey
8 Iowa
9 Kansas
10 New York
11 Oregon
12 Wisconsin
13 V.St. Bird Exhibid
14 Louisiana
15 Oklahoma
16 Washington
17 Travelers P.A.
18 Colorado
19 West Virginia
20 Arkansas
21 Connecticut
22 Mississippi
23 Kentucky
24 California
25 Fraternal
26 Indiana
27 Rhode Island
28 Indian Territory
29 Direction
Maßstab 1 : 8 350.
0 100 200 300 400 500 1000 1500 engl. Fuss.
0 50 100 200 300 400 500 Meter.
Deutsche Ausstellungsräume
C. Opitz, Geogr. Anst. Leipzig.

Überſichtsplan der Weltausſtellung in St. Louis 1904. (Siehe den Leitartikel.)

BOULDER





Prinz Alexander von Teck und ſeine Braut, Prinzeſſin Alice von Albany.

Nach photographiſchen Aufnahmen von Gunn and Stuart in Richmond und J. C. Schaarwächter in Berlin.

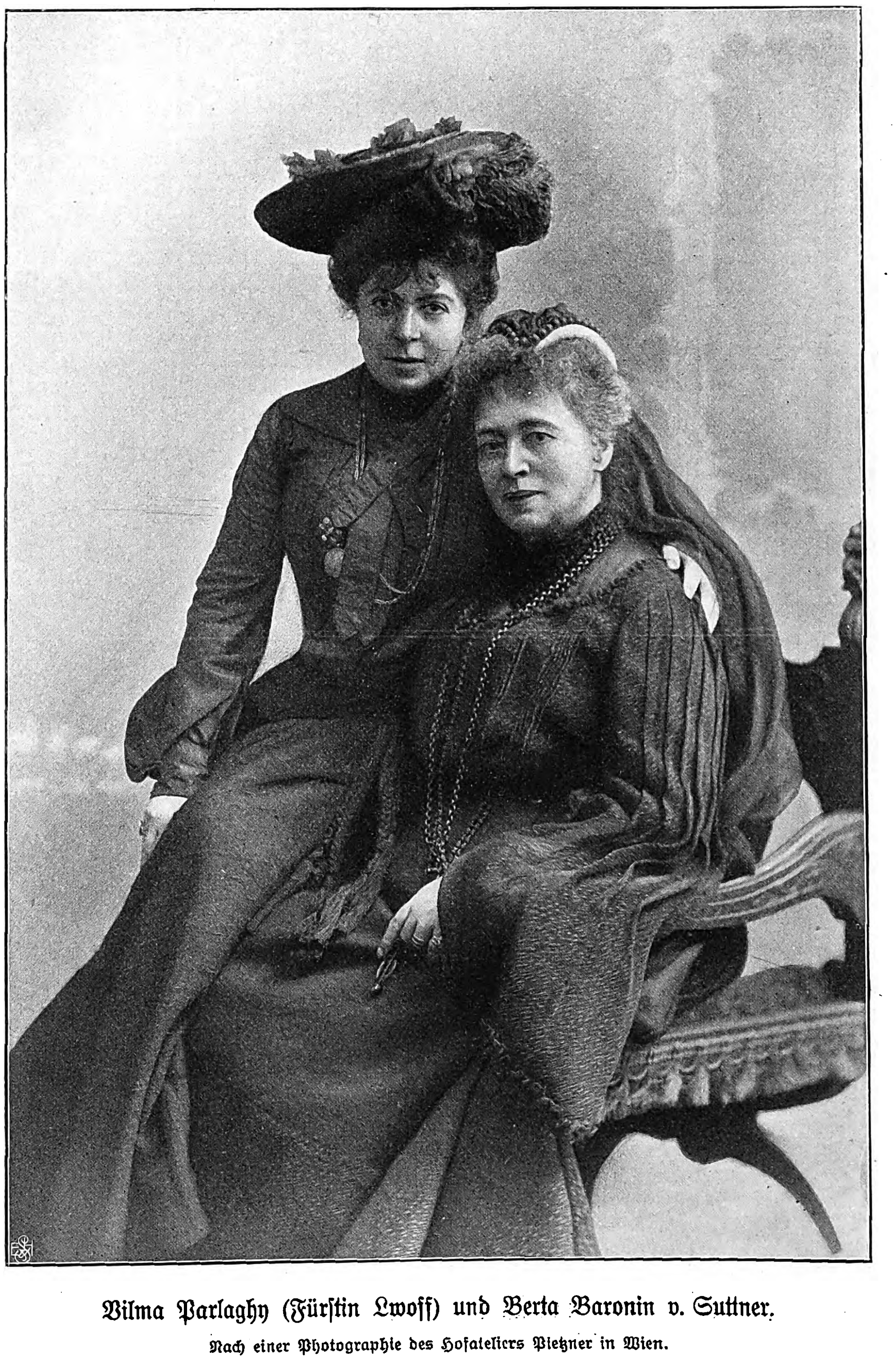
Berliner Bilder.

Der Fünf-Uhr-Tee im Kaiſerhof.

Mit der großartigen Entwicklung Berlins zur Weltſtadt haben ſeine Fortſchritte in geſelliger Beziehung nicht gleichen Schritt gehalten. Während das geiſtige, künſtleriſche, induſtrielle und geſchäftliche Leben in der Reichshauptſtadt einen ſo gewaltigen Aufſchwung genommen hat, iſt der geſellſchaftliche Verkehr keineswegs großſtädtiſch entwickelt. Noch immer ſchließen ſich die einzelnen Kreiſe mehr oder weniger ab, und obwohl Kaiſer Wilhelm in dem Heranziehen der verſchiedenſten Elemente zu privatem Gedankenaustauſch mit ſo gutem Beiſpiel vorangeht und nicht nur die durch Geburt Bevorzugten, ſondern auch hervorragende Künſtler und Gelehrte, Kaufleute und Induſtrielle mit Einladungen beehrt, gibt es in ganz Berlin nur wenige Salons, in denen die Vertreter der verſchiedenen Stände und Berufskreiſe ſich verſammeln können.

Einen ſolchen allgemeinen Treffpunkt zu ſchaffen, hat nun ein Damenkomitee unternommen, an deſſen Spitze die Frau Erbprinzeſſin zu Wied ſteht. Allnachmittäglich verſammeln dieſe Damen jetzt in dem ſchönen Lichthof des Kaiſerhofs einen bunten Kreis von geſelligen Menſchen aus den verſchiedenſten Ständen um ſich; und trotz der Haſt und des Zeitmangels, die ſonſt für das Berliner Leben ſo charakteriſtiſch ſind, ſcheint ſich dieſe Einrichtung, die allerdings nicht nur der Erholung und Anregung, ſondern auch der Wohltätigkeit dienen will, mehr und mehr einzubürgern. Die Tees ſind faſt immer ſehr gut beſucht, und meiſt trifft man dort eine Fülle intereſſanter Erſcheinungen. Neben der Erbprinzeſſin zu Wied ſelbſt ſind Gräfin v. Beroldingen und Freifrau v. Wangenheim, Frau Kultusminiſter Dr. Studt, Frau Gabriele Reuter und viele andere Damen der Geſellſchaft mit Eifer für die gute Sache tätig, deren Ertrag einem Säuglingsheim zugute kommen ſoll. Auch das Theater iſt gewöhnlich reichlich vertreten. Hier zieht die prächtige Erſcheinung der Lola Beeth die Aufmerkſamkeit auf ſich, dort ſchart ſich die uniformierte Jugend, die ſich ſtets in anſehnlicher Zahl einzufinden pflegt, um Frl. v. Mayburg. Man plaudert und knüpft Bekanntſchaften an, die vielleicht weit über dieſe flüchtige Begegnung hinaus Bedeutung gewinnen können. Man lauſcht der Muſik oder bewundert die Toiletten, deren Studium allein den Beſuch lohnen würde. Und zu alledem kann man für die 1 ℳ 50 ₰, die als Eintrittsgeld zu entrichten ſind, auch noch Tee, Kaffee oder Schokolade mit Kuchen oder Butterbroten genießen und es ſich an den zierlichen, mit Blumen geſchmückten Teetiſchen gemütlich machen.

R. S.

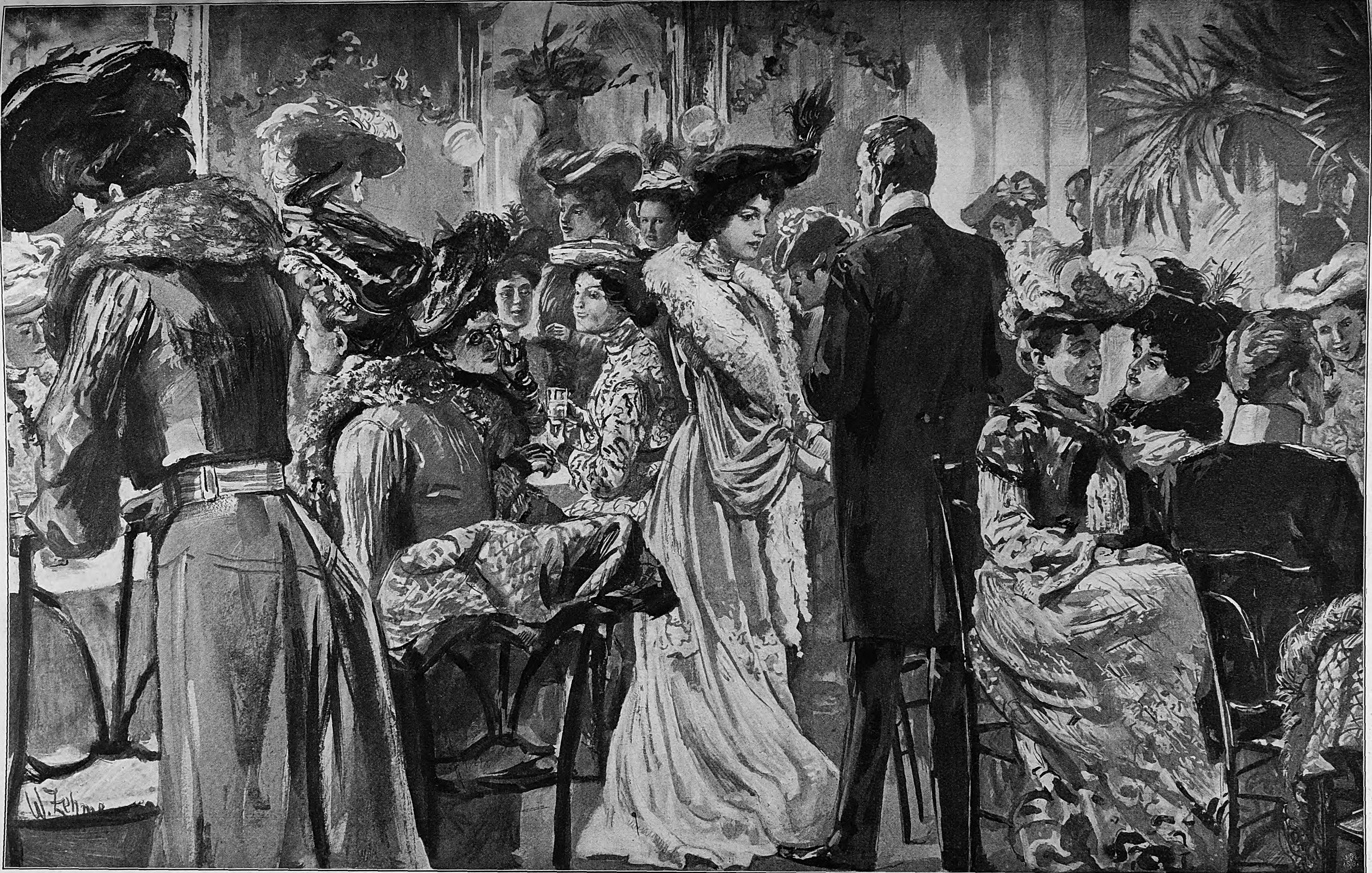


Vilma Parlaghy (Fürſtin Lwoff) und Berta Baronin v. Suttner.

Nach einer Photographie des Hofateliers Pietzner in Wien.

Gerhart Hauptmanns neues Drama „Roſe Bernd".

Während Gerhart Hauptmann in ſeinen letzten Stücken „Michael Kramer", „Der rote Hahn" und „Der arme Heinrich" bei vielen dichteriſchen Vorzügen doch ein nervöſes Ringen mit dem Stoff verriet und die volle dramatiſche Kraft vermiſſen ließ, iſt es ihm in dem fünfaktigen Schauſpiel „Roſe Bernd" wieder gelungen, die volle Eigenart ſeiner Natur auszuprägen und einen ſchwierigen Stoff in allen Teilen bühnengemäß auszuführen und zu meiſtern. Der Eindruck, den das Werk bei ſeiner erſten Aufführung im Deutſchen Theater zu Berlin hinterließ, hat ſich als nachhaltiger erwieſen, und die ſcharf charakteriſierten Figuren ſtehen in unmittelbarer Fülle des Lebens vor den Zuſchauern. Hauptmann hat ſich bei der Schilderung des Landlebens aufs neue an Zuſtände ſeiner ſchleſiſchen Heimat angelehnt und ihren Dialekt, der bei der Aufführung allerdings gemildert wurde, durch alle Szenen hindurchklingen laſſen. Das Stück beginnt mit einer friſch ausgeſtalteten Liebesſzene zwiſchen einem hübſchen Bauernmädchen, das der Dichtung den Titel gegeben hat, und dem temperamentvollen Erbſcholtiſeibeſitzer Flamm, deſſen Frau mehrere Jahre älter als er und dazu verurteilt iſt, ihr Leben in einem Rollſtuhl zu vertrauern. Der Auftritt iſt von jener naiven Leidenſchaftlichkeit erfüllt, die Walter von der Vogelweide in ſeinem bekannten Tantarateilied ſo unvergleichlich verherrlicht hat. Während dieſer Beginn des Dramas ganz von quellender Lebensluſt erfüllt iſt, bringt der Schluß eine furchtbare Kataſtrophe, indem die Heldin unter dem Druck einer bis zum Wahnſinn geſteigerten Verzweiflung ihr eben



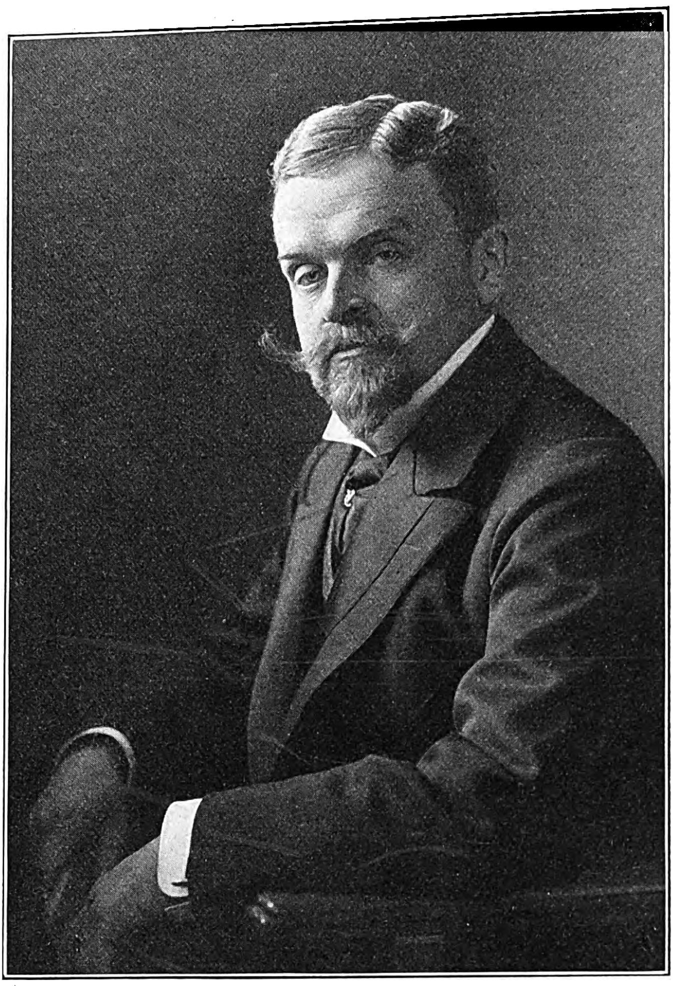
Berliner Bilder: Der Fünf-Uhr-Tee im Kaiſerhof. Nach dem Leben gezeichnet von W. Zehme.

LIBRARIES
BOULDER

geborenes Kind erwürgt und vor dem eintretenden Gendarm ein offenes Bekenntnis ihres Verbrechens ablegt.

Der Dichter führt ſeine Handlung durch eine Reihe feſſelnder und erſchütternder Situationen, bei denen er dem Leſer und Publikum nichts von ſeiner bis zum Äußerſten gehenden Charakterſchilderung erſpart. Roſe wird als ein Mädchen dargeſtellt, das ſich in ſchwerer Arbeit für ihre Eltern und Geſchwiſter geopfert hat und von einem unbeſiegbaren Drang nach Liebe erfüllt iſt. Aber ſie will fortan jede Beziehung zu dem ſtattlichen und ſympathiſchen Mann abbrechen und ihrem Vater gehorchen, der ſie einem häßlichen und ewig kränkelnden Buchbinder beſtimmt hat. Ihr Unglück iſt aber, daß ein roher und herzloſer Menſch, der Lokomobilenmaſchiniſt Streckmann, ſie bei dem Stelldichein belauſcht hat und für ſein Schweigen denſelben Lohn verlangt, den ſie ihrem Liebhaber gewährte. Roſe Bernd weiſt das unverſchämte Verlangen Streckmanns zurück, wird aber dafür von ihm erbarmungslos verfolgt und beſchimpft. In ihrer Todesangſt, als Dirne vor der Gemeinde gebrandmarkt zu werden, geht ſie zu Streckmann in die Wohnung und bittet ihn fußfällig, reinen Mund zu halten, als der Elende ſich das, was ihm verſagt wird, gewaltſam nimmt. Dabei verfolgt er ſie immer wieder mit ſeinen Bosheiten, ſo ſehr ſich auch Roſel ſeiner zu erwehren ſucht.

Unſere Abbildung führt den Leſern die Schlußſzene des dritten Aktes vor, in der Roſels Vater, der alte Bernd, mit ſeinem zukünftigen Schwiegerſohn, dem Buchbinder, dazwiſchentritt, um das Mädchen zu beſchützen. Es kommt zu einem heftigen Streit und zu Tätlichkeiten, bei denen dem Buchbinder ein Auge ausgeſchlagen wird. Roſe ſoll ſpäter vor Gericht ausſagen, was ihr angetan worden iſt, aber die Scham erſtickt ihre Stimme, und ſie leiſtet in der Verwirrung ihrer Empfindungen, ohne zu wiſſen, was ſie tut, einen Meineid. Gerade dadurch will der Dichter ſie, die wir in einer leidenſchaftlichen Regung des Blutes kennen gelernt haben, als keine moraliſch Verlorene hinſtellen, ſondern ſucht in ihr ein Ehrgefühl zu retten, das ſie aber in eine ſchwere tragiſche Schuld verwickelt und ſchließlich zur Verbrecherin ſtempelt. Hauptmann hat aber auch dafür geſorgt, daß es der Hauptfigur ſeines Stückes nicht an einem wirkungsvollen Kontraſt fehlt, und ihr die kranke Frau des Erbſcholtiſeibeſitzers Flamm gegenübergeſtellt, eine unendlich rührende Erſcheinung, die, um alle Freuden und Hoffnungen gebracht, nur in der Erinnerung an ihr früh verſtorbenes Kind lebt. Ihr Leiden, das ſie ans Bett oder an den Rollſtuhl feſſelt, hat ſie mild und verſöhnlich allem Menſchlichen gegenüber geſtimmt. Sie ſucht Roſe bei ihrem Geſtändnis zu tröſten und es als das höchſte Glück eines Weibes hinzuſtellen, wenn es von einem Kinde angelächelt wird.



Wilhelm v. Polenz, † am 13. November.

Nach einer Photographie von Erwin Raupp in Dresden.

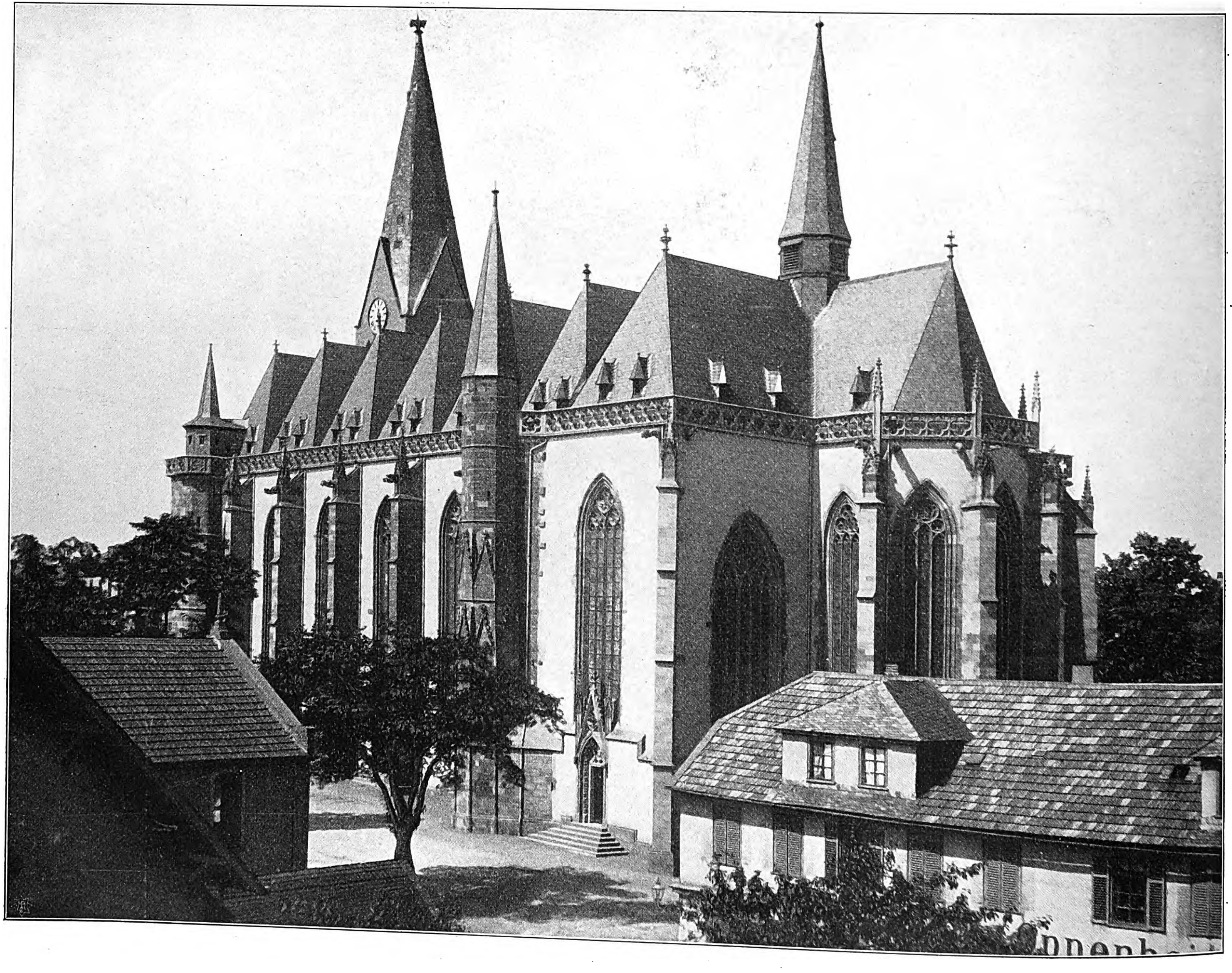
Mit großer Feinheit ſind die einzelnen Charaktere dieſes Dramas auseinandergehalten, ſo daß man trotz der quälenden und aufregenden Situationen doch unter dem Eindruck der Wahrheit und Wirklichkeit ſteht, die ſich mit dem bitteren Ernſt des Lebens decken. Mit beſonderer Liebe iſt die Rolle der Roſe Bernd ausgeführt, die ſich aus einem fröhlichen und harmloſen Naturkind immer mehr in eine tragiſche Perſönlichkeit verwandelt, dabei alle Liſt und Verſtellungsgabe des Weibes anwendet, um ſich zu retten, und endlich doch zu der grauſigen Tat getrieben wird, ihrem Kinde das Leben zu nehmen. Frau Elſe Lehmann verfügte im Deutſchen Theater bei ihrer Darſtellung dieſer Figur über eine ſolche Fülle von Tönen und Ausdrucksmitteln, erſchütterte aus der Tiefe des Herzens ihre Zuſchauer derart, daß ſie ſelbſt ihre beſten früheren Leiſtungen in den Schatten ſtellte. Neben ihr glänzte Frau Paula Conrad, die als Gaſt aus Wien gekommen war, als alte gelähmte Frau Flamm, während ſich die übrigen Künſtler des Deutſchen Theaters, beſonders Hr. Rittner als Flamm, Hr. Sauer als alter Bernd und Hr. Baſſermann als Streckmann, ebenfalls vortrefflich eingeſpielt hatten und einen ebenſo tiefen wie harmoniſchen Eindruck erzielten.

Eugen Zabel.

Wilhelm v. Polenz.

In kräftigſtem Mannesalter, in noch nicht vollendetem dreiundvierzigſten Lebensjahr, iſt am 13. November Wilhelm v. Polenz dahingeſchieden, der Meiſter des Bauernromans der Gegenwart, der in ſeinem Hauptwerk auf die große Gefahr hingewieſen hat, welche dem Unterbau des deutſchen Volkstums, dem Bauernſtande, droht. Aber auch ſonſt war dem Verfaſſer des Romans „Der Pfarrer von Breitendorf“ keine der Fragen ſozialer und geiſtiger Natur fremd, die in der Kulturbewegung unſerer Tage gebieteriſch Antwort heiſchen; und gerade deshalb wird der Tod des verdienten Dichters um ſo ſchmerzlicher empfunden, als er ſein ganzes Können und Wollen dafür eingeſetzt hat, in dem wirren Parteigetriebe des Tages ſeinem Volke ein Pfadfinder für die Zukunft zu ſein.

Wilhelm v. Polenz entſtammte einem alten Adelsgeſchlecht und war als Sohn eines ſächſiſchen Kämmerers am 14. Januar 1861 auf dem angeſtammten Rittergut Obercunewalde in der Kreishauptmannſchaft Bautzen geboren. Nach erfolgreichem Beſuch des Vitzthumſchen Gymnaſiums in Dresden widmete er ſich zunächſt der militäriſchen Laufbahn in demſelben Regiment, in dem auch der Dichter Georg v. Ompteda ſeine



Die reſtaurierte Stadtkirche in Friedberg (Heſſen). Nach einer photographiſchen Aufnahme.

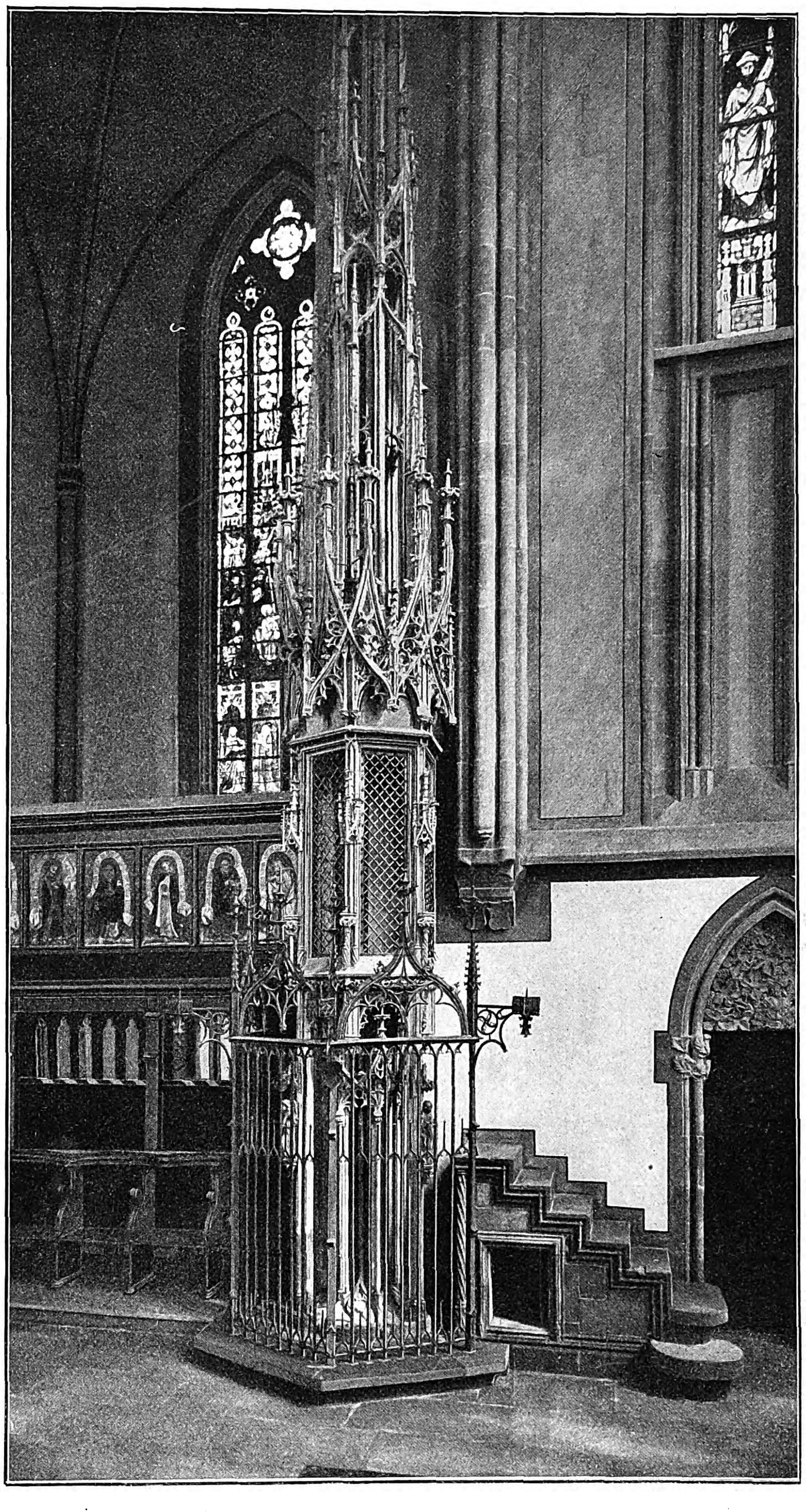
Offizierskarriere begann. Jedoch bald wandte er dieſem Beruf den Rücken und warf ſich mit Eifer auf das Studium der Rechte zunächſt an der Univerſität Berlin, dann in Breslau und Leipzig. Nach beſtandenem Examen war Polenz als Referendar in Dresden tätig, nahm aber dann ſeinen Abſchied aus dem Staatsdienſt und beſuchte nochmals die Univerſität, diesmal aber, um in der Geſchichte tiefergehende Kenntniſſe zu erwerben. In die Heimat zurückgekehrt, widmete er ſeine ganze Arbeitskraft reichem dichteriſchen Schaffen und der ſorgfältigen Verwaltung ſeines Familienguts Obercunewalde. In der deutſchen Literatur erwarb ſich Polenz bald einen hochgeachteten Namen, daheim bekleidete er verſchiedene Ehrenämter in Gemeinde und Kreis; aber eine tückiſche Krankheit ſetzte dem ſchaffensfreudigen Leben des Dichters im ſtädtiſchen Krankenhaus zu Bautzen ein frühzeitiges Ende.

Es war im Jahre 1890, als Polenz mit ſeiner erſten literariſchen Arbeit, dem Roman „Sühne“, auf den Plan trat. Damals hatte er bereits einen koſtbaren Schatz von Welt- und Menſchenkenntnis, von reifem Wiſſen über ſozial- und insbeſondere agrarpolitiſche Verhältniſſe geſammelt. Das Werk, das auf ſeinen Autor große Hoffnungen ſetzen ließ, errang ſogleich überall einen bedeutenden Erfolg. Auch die kleineren Arbeiten epiſchen Genres, welche nun folgten, wie „Die Verſuchung“ und „Die Unſchuld“, trugen dem Dichter ehrende Anerkennung ein. Im Jahre 1893 erſchien ſein Roman „Der Pfarrer von Breitenfeld“; in ihm ringt der von jeder Bigotterie freie, nichtsdeſtoweniger aber von ernſten religiöſen Gefühlen durchglühte Verfaſſer ehrlich in heißem Bemühen um die Gewinnung einer befriedigenden religiöſen Weltanſchauung. Der Roman verurſachte ſchon wegen ſeiner allgemein intereſſierenden Grundidee berechtigtes Aufſehen, das durch die brillanten ſchriftſtelleriſchen Vorzüge des kraftvollen Romanciers, der unentwegt dem Ziele reinſter künſtleriſcher Vollkommenheit zuſtrebte, noch um ein Bedeutendes erhöht wurde. Sein hervorragendſtes größeres Werk brachte denn auch ſchon die nächſte Zeit; nachdem 1894 eine anmutige Novellen- und Gedichtſammlung unter dem Titel „Karline“ erſchienen war, in der ein leuchtender Geiſt, herbe, oft beißende Satire, aber auch milder verſöhnlicher Humor und erquickende Laune in wechſelvollem Reigen ſich offenbaren, übergab Polenz im Jahre 1895 den meiſterhaften Roman „Der Büttnerbauer“ der Öffentlichkeit. Hier erwies ſich der gemütvolle Schilderer, der für die knorrigen Dörflergeſtalten des „Lands, wo ſeine Wiege ſtand“, eine beſondere Vorliebe hegte, als einen der berufenſten Vertreter der Heimatkunſt. Polenz entwirft im „Büttnerbauer“ ein erſchütterndes Gemälde des erbitterten Kampfes des Bauerntums gegen die unaufhaltſam fortſchreitende Macht des modernen Wirtſchaftslebens und der verzweifelten Niederlage des erſteren. Der Roman fand enthuſiaſtiſche Aufnahme und begründete die Stellung ſeines Autors in der Literaturgeſchichte. Am treffendſten hat einer der ſelbſtändigſten Geiſter unſerer Zeit ſich über dieſes gewaltige Schaffensprodukt geäußert; Leo Tolſtoi ſagt: „Dieſer Roman iſt ein wahrhaftes Kunſtwerk. In ihm ſpricht der Verfaſſer über das, was ihm aus Liebe zu ſeinem Gegenſtand notwendig zu ſagen ſcheint, und er ſpricht nicht in Form von Erwägungen oder unklaren Allegorien, ſondern gebraucht das einzige Mittel, mit dem man einen Stoff künſtleriſch geſtalten kann: er führt uns dichteriſche Geſtalten vor, keine phantaſtiſchen, keine ungewöhnlichen, keine unverſtändlichen Geſtalten, ſondern ſolche, die durch innere Notwendigkeit miteinander verbunden ſind, er ſtellt ganz gewöhnliche Menſchenkinder dar und Begebniſſe, die nach innerer künſtleriſcher Notwendigkeit zueinander in Beziehung ſtehen. Aber dieſer Roman iſt nicht nur eine wahrhaft künſtleriſche Schöpfung, er iſt auch ein ſchönes Kunſtwerk und vereinigt die drei Hauptbedingungen eines wirklich guten Kunſtwerkes in ſich. Denn erſtens iſt ein Stoff von großer Wichtigkeit behandelt. Dem Leben des Bauernſtandes iſt er entnommen, d. h. der Bevölkerungsklaſſe, die die Mehrheit der Elemente darſtellt, die den Grundſtock jeglichen ſtaatlichen Lebens bilden, einem Stande, der heute nicht nur in Deutſchland allein, ſondern in allen Staaten Europas eine tiefgehende Umwälzung ſeiner alten, durch Jahrhunderte überkommenen Lebensbedingungen durchmacht. Zweitens iſt der Roman »Der Büttnerbauer« mit großer Meiſterſchaft geſchrieben, in ſchönem Deutſch, das beſonders packend wirkt, wenn der Verfaſſer ſeine Perſonen ſich eines kernigen, kräftigen Plattdeutſch, wie der Arbeiter es ſpricht, bedienen läßt. Und drittens, dieſer Roman iſt ganz durchdrungen von Liebe zu den Leuten, die der Verfaſſer auftreten läßt.“

Was Tolſtoi hier über den „Büttnerbauer“ bemerkt, das gilt von faſt allen epiſchen Darbietungen Polenz’. Sie zeichnen ſich ſamt und ſonders durch eine eindrucksvolle Ausarbeitung des Vorwurfs, einen hinreißenden Stil, eine ungemein ſcharfe pſychologiſche Vertiefung der teilnahmeerregenden Charaktere aus. Von den nach dem „Büttnerbauer“ entſtandenen Proſaarbeiten verdienen noch die Novelle „Reinheit“, die koſtbaren Romane „Der Grabenhäger“ (1897), „Thekla Lüdekind“ (1899), „Liebe iſt ewig“ (1900) ſowie das erſt im vorigen Jahre erſchienene Buch „Wurzellocker“ beſondere Erwähnung. Wie ſo viele hervorragende Romanciers ließ auch Polenz der dramatiſche Lorbeer nicht ruhen. Unter ſeinen Leiſtungen auf dieſem Gebiet wären hervorzuheben „Preußiſche Männer“, in welcher Dichtung die Erhebung Preußens im Jahre 1813 in patriotiſcher Begeiſterung gefeiert wird, ſowie das im gleichen Jahre 1891 bekannt gewordene Drama „Heinrich von Kleiſt“, in dem der löbliche Verſuch gemacht wird, jenen unglücklichen Dichter dem Herzen und dem Geiſte ſeines Volkes vertrauter zu machen. Die Stücke „Andreas Bockholdt“ und „Junker und Fröner“, welch letzteres Polenz 1901 geſchaffen hat, ſind in manchem beſſer gelungen als die beiden erſten, konnten ſich aber ebenſowenig wie dieſe nach ihrer Erſtaufführung in Dresden dauernd die Bühne erobern.

Das jüngſte Werk des Heimgegangenen iſt eine Niederſchrift ſeiner Reiſeeindrücke in Amerika, das allerdings nicht ohne polemiſche Kritik aufgenommen wurde, da ihm von in die ſozialen Verhältniſſe jenes Landes tief Eingeweihten eine zu gutmütige Beurteilung des Yankeetums vorgehalten wurde. Dieſer anſcheinende Mißerfolg kann aber den Ruhm des Toten in keiner Weiſe nachteilig beeinfluſſen. Polenz war ein echter deutſcher Dichter, ein liebevoller Sänger der Scholle, deſſen Werke immerfort unter den Edelgaben im Schatztempel unſerer Literatur prangen werden.

München. **Max Wallberg.**



Das Sakramentshaus im Chor der reſtaurierten Stadtkirche zu Friedberg (Heſſen).

Die Stadtkirche zu Friedberg in Heſſen.

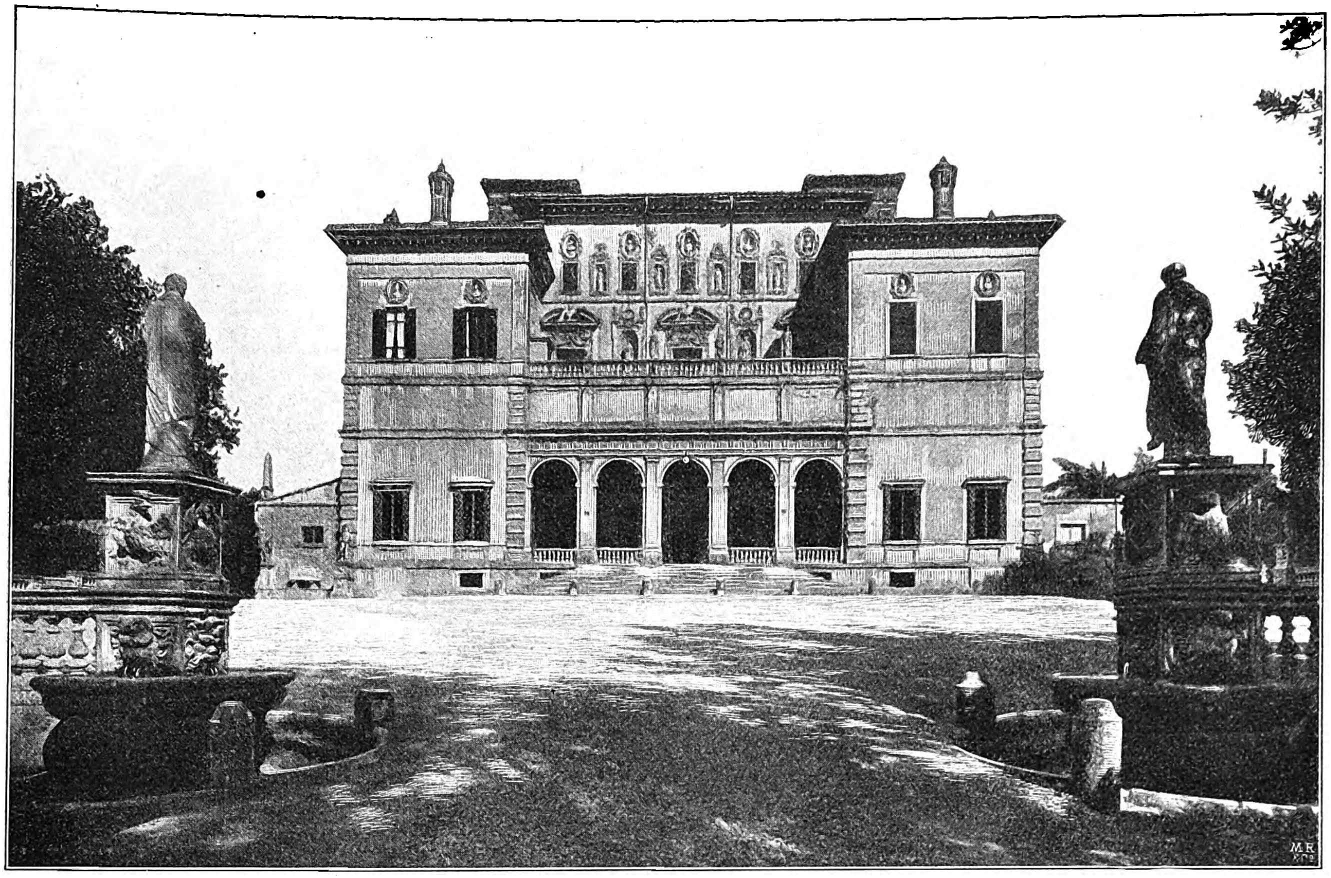
Unter die kunſtgeſchichtlich bedeutendſten Bauwerke Heſſens zählt die altehrwürdige Stadtkirche in Friedberg, einem Städtchen, das an der Main-Weſerbahn zwiſchen Frankfurt a. M. und Gießen gelegen iſt. Als herrliches Denkmal frühgotiſcher Baukunſt iſt die Kirche, anfänglich Liebfrauenkirche genannt, das Kleinod der ehemaligen freien Reichsſtadt, die mit Recht in dem Beſitz eines ſo ſtolzen Baus das Zeichen ihrer Bedeutung und Wohlhabenheit im Mittelalter ſehen darf und durch die im Jahre 1901 vollendete muſtergültige Wiederherſtellung der Kirche den Beweis ihres Wiederaufblühens in der Gegenwart erbracht hat. Um das Jahr 1260 hat man mit dem Bau begonnen; an der Stelle der alten, im romaniſchen Stil gehaltenen Baſilika ſollte ein neues Gotteshaus erſtehen und an Größe und Pracht das alte weit übertreffen. Es ſtellt dem künſtleriſchen Sinn und der Opferwilligkeit des damaligen Geſchlechts das beſte Zeugnis aus, daß man die Eliſabethenkirche in Marburg als Vorbild wählte; in der Tat wird man durch Grundriß und Aufbau wie durch den Geſamteindruck im Inneren ſehr an dieſe erinnert, wenn es auch ſelbſtverſtändlich iſt, daß für die Kirche der berühmten Heiligen weit reichere Mittel zur äußeren und inneren Ausſtattung zur Verfügung ſtanden.

Ihrem Grundriß nach ſtellt ſie ſich dar als dreiſchiffiger Hallenbau mit Querhaus, an das ſich ein fünfſeitiger Chor anſchließt. Die Geſamtlänge beträgt 70 m, die Breite 24 m, die Höhe der Schiffe $17,_{80}$ m. Schlicht, aber gewaltig wirkt das Äußere der Kirche. Von den geplanten Doppeltürmen wurde nur der nördliche in einer Höhe von 62 m ausgeführt; wenn deſſen Pyramide in auffallendem Gegenſatz zur maſſiven unteren Konſtruktion mit Schiefer bedecktes Holzwerk iſt, ſo findet das ſeine Erklärung darin, daß Kaiſer Ruprecht im Jahre 1410 den Weiterbau maſſiver Türme verbot; er mag mit Recht gefürchtet haben, daß der kaiſerlichen Burg bei ihren häufigen Streitigkeiten mit der Stadt die geplanten Türme als Wehrtürme gefährlich werden könnten. Außer dieſer Hauptturm-Anlage hat die Oſt- und Weſtſeite je zwei Treppentürme; über dem Chor erhebt ſich ein ſchlanker Dachreiter. Das Äußere des Langhauſes wird durch fünf mit prächtigen Fialen und Waſſerſpeiern geſchmückte Strebepfeiler und durch die zwiſchen dieſen liegenden mächtigen Fenſter belebt. Eine durchbrochene Maßwerksgalerie ſchließt wirkungsvoll gegen das Dach ab, das über den Seitenſchiffen die intereſſante Form des ſog. Walmdachs aufweiſt. Unter den Portalen iſt als wahres Kleinod edler Kunſt beſonders erwähnenswert das Brautportal, das mit ſeinem in Sandſtein ausgeführten wundervollen Blattornament und mit ſeinem Figurenwerk im Giebelfeld jedes Auge erfreuen muß.

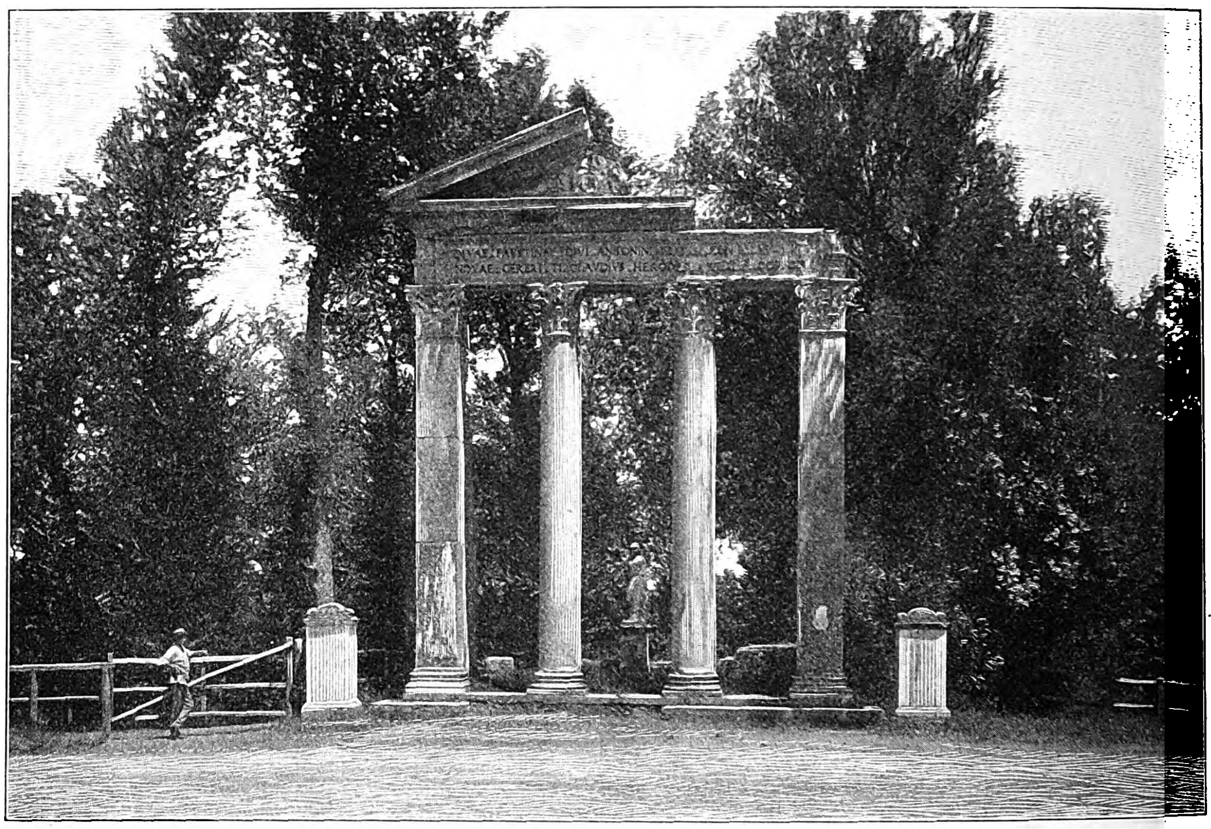
Erhebend iſt der Anblick, der ſich dem Beſucher bietet, wenn er das Innere der Kirche durch das Hauptportal betritt. Zwölf Pfeiler mit reich ornamentierten Kapitälen ſtreben kühn und leicht in die Höhe; zwiſchen ihnen wirken die prächtigen Fenſter des Langhauſes, hinter ihnen der herrliche Chor. „Ein Blick in die drei Schiffe zugleich läßt die Kirche wie einen reichen Wald von aufſtrebenden Bäumen erſcheinen, und ſelten hat die deutſche Kunſt ſo im Banne deutſcher Kraft und anmutvoller Würde geſtanden wie bei Schaffung dieſes herrlichen Gotteshauſes.“ Im Chor wird der Blick gefeſſelt durch die fünf hohen, ſpitzbogigen Fenſter mit ihrem edeln Maßwerk ſowie ihren alten und neuen Glasmalereien, beſonders aber durch das Sakramentshaus, ein Meiſterſtück dekorativer Steinmetzkunſt, das ſich in ſchlankem, kunſtvollem Aufbau 14 m hoch faſt bis unter das Gewölbe des Chors erhebt; in der Feinheit und Vollendung der Ausführung iſt es den Perlen gotiſcher Kleinkunſt zuzuzählen.

Seit nahezu hundert Jahren war die Kirche das Sorgenkind Friedbergs, denn der Chor zeigte immer deutlichere Spuren des Verfalls, dem zweimal vergeblich durch größere Reparaturen Einhalt zu tun verſucht wurde. Es blieb nichts anderes übrig, als den Chor bis auf die Fundamente abzubrechen und neu aufzubauen. Im Jahre 1896 wurde mit den Renovationsarbeiten begonnen, und 1901 war mit einem Aufwand von 630000 ℳ das große Werk vollendet. Der Chor erſtand in neuer Pracht; das geſamte Dachwerk des Langhauſes wurde erneuert; dem unvollendeten Turm wurde ein ſtilgerechter Abſchluß gegeben. So iſt es dem Zuſammenwirken von Staat, Gemeinde und privater Opferwilligkeit, beſonders aber der überaus geſchickten, kunſtverſtändigen Leitung des Wiederaufbaus durch den Architekten Hubert Kratz gelungen, ein Werk zu vollenden, das dem kirchlichen und künſtleriſchen Sinn unſerer Zeit alle Ehre macht.

Friedberg. **Oberlehrer Lampas.**



Die Villa Borgheſe. Außere Anſicht.



Tempelruine, dem Antonius und der Fauſtina geweiht, im Park der Villa.

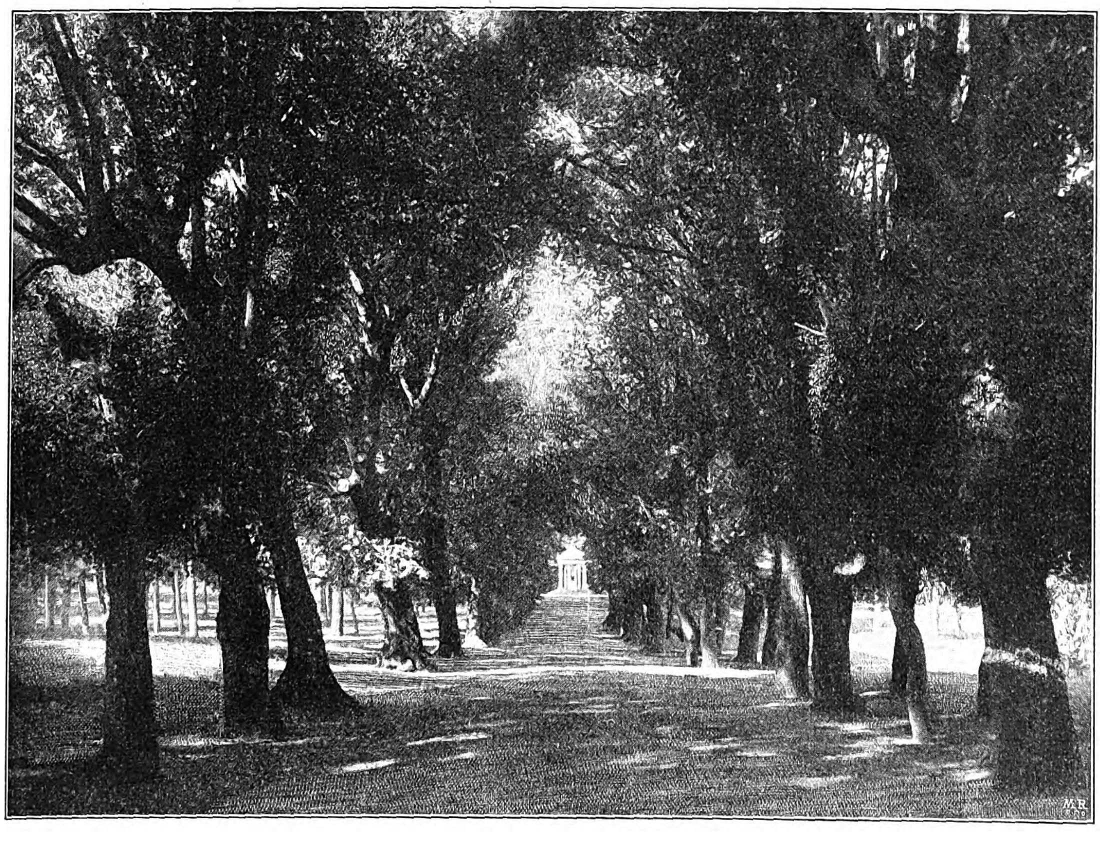
Die Villa Borgheſe in Rom.

Die Villa Borgheſe in Rom iſt zwar in allerneuſter Zeit in „Villa Umberto Primo“ umgetauft worden, aber wir laſſen ihr den Namen, unter dem ſie ſeit Jahrhunderten in aller Welt bekannt iſt, und der an den begünſtigten und großmütigen vornehmen Begründer erinnert. „Wer du auch ſeiſt, biſt du ein freier Mann, ſo fürchte hier keine geſetzliche Feſſel. Geh, wo du willſt, pflücke, was dir beliebt, entferne dich, wann du magſt. Alles dies iſt mehr für die Beſucher als für den Beſitzer geſchaffen.“ Auf einer erſt im Jahre 1848 entfernten Marmortafel las man dieſe den großen Herrn der römiſchen Renaiſſancezeit kennzeichnende Inſchrift inmitten des herrlichen Parkes, den Papſt Pauls V. Neffe, der kunſtliebende Kardinal Scipio Borgheſe, in dem ausſichtsreichen hügligen Gebiet vor der nördlichen Stadtmauer Roms, zwiſchen der Via Flaminia und der Via Salaria, angelegt hatte.

Bis in unſere Tage iſt der Park im Beſitz der fürſtlichen Familie geblieben, die Titel, Güter und Anſehen von dem prachtliebenden Papſte herleitet, deſſen Name an der Peterskirche, dem Quirinalpalaſt und der Rieſenfontäne des Janiculus ſteht. Die öffentlichen Servituten, die auf dem Grundſtück laſteten, waren im Laufe der Zeit eingeſchränkt, das private Eigentumsrecht ſchärfer betont worden, wogegen wiederholt ſeitens der Stadt Rom ohne ſonderlichen Erfolg gerichtliche Revindikationen verſucht worden ſind. Dem Herkommen getreu und im Einklang mit der auch durch die anderen fürſtlichen Familien Roms geübten, allmählich von manchem eingeſchränkten Liberalität öffneten die Beſitzer den Park Einheimiſchen und Fremden an vier Nachmittagen jeder Woche. In endloſem Zuge rollten dann zu jeder Jahreszeit die Equipagen durch die von immergrünen Eichen beſchatteten Alleen, tummelten ſich Reiter und Radfahrer auf den mit monumentalen Springbrunnen gezierten Wegen, trieb die geiſtliche und weltliche Jugend ihre Spiele im Graſe unter den hundertjährigen Pinien. Spaziergänger aller Nationen erfreuten ſich an den köſtlichen Waldpartien, den künſtlichen Ruinen, Durch- und Fernblicken im maleriſchen Geſchmack des beginnenden ſiebzehnten Jahrhunderts, deſſen Stil nur teilweiſe durch neuklaſſiſchen Zopf und engliſchen Gartenſtil verwiſcht iſt, an dem bunten Wechſel der Erhebungen und Senkungen, den Teichen, in denen ſich Tempelchen und Marmorbilder ſpiegeln, den Zierpflanzen und fremdartigen Vögeln und Vierfüßlern, die in einem abgegrenzten Teil des Parkes gehalten werden.

Die Ausſchlachtung der Villa Borgheſe zu Bauplätzen, der die unerſetzliche Villa Ludoviſi zum Opfer fiel, iſt zum Glück vermieden worden. Der Ankauf ſeitens der Stadt, der ein für die anwachſende Bevölkerung höchſt wünſchenswerter öffentlicher Garten fehlte, war angeſichts des geforderten hohen Preiſes (6 bis 8 Mill. Lire) und der chroniſchen Finanznot der Kommune unmöglich. Erſt der Vermögensverfall der fürſtlichen Familie, die ſogar die Ahnengalerie und die Ausſtattung des Geſchlechtspalaſtes unter den Hammer bringen mußte, hat den Park zum öffentlichen Beſitz werden laſſen. Ein Parlamentsbeſchluß ermächtigte zu Beginn des Jahres 1902 die italieniſche Regierung, bis zu 3 Mill. Lire für die Erwerbung desſelben aufzuwenden, mit der Verpflichtung, daß er unentgeltlich der Stadt Rom überlaſſen, daß die für 3 600 000 Lire in Staatsbeſitz übergegangene berühmte Borgheſiſche Skulpturen- und Gemäldeſammlung in dem Kaſino der Villa belaſſen, und daß der Grund und Boden für andere, auf Staatskoſten zu errichtende Muſeen abgetreten werde. Am 7. November v. J. wurde der 1 qkm große Beſitz, da eine freihändige Einigung mit den Borgheſiſchen Gläubigern nicht möglich geweſen war, im Wege der öffentlichen Auktion dem Staat für 3 Mill. Lire zugeſchlagen, und mit wahrem Jubel hat die Bevölkerung — namentlich der Quartiere auf dem Esquilin und Pincio, die ſeit Jahren für die Benutzung des dort gelegenen Zugangs einen Zoll an die Gläubiger entrichten mußte — an einem Julitag von dem weiten gras- und ſchattenreichen Gelände Beſitz ergriffen.

Auf Koſten der Krone ſoll in der Villa ein Denkmal für den König Humbert errichtet werden, nach dem ſie, wie ſchon geſagt, offiziell fortan benannt wird. Der Magiſtrat beabſichtigt, ſie mit den öffentlichen Anlagen des Pincio zu verbinden, die, allerdings in beträchtlich höherem Niveau gelegen, nur durch die Aurelianiſche Stadtmauer und die dieſelbe umziehende Straße von ihr getrennt ſind. Die Stadt hat 50 000 Lire dem Landwirtſchaftsminiſter zahlen müſſen, damit er auf die Abtretung eines Teils der Villa zu landwirtſchaftlichen Unterrichtszwecken verzichtete, die er auf Grund einer unvorſichtigen Klauſel des Geſetzes forderte. Auch ſonſt bringt der neue Beſitz für die Stadt nicht unerhebliche Laſten mit ſich. Die Reparaturen, die Erhaltung und Beaufſichtigung werden nicht geringe Koſten verurſachen. Die Villa umfaßt 677 710 qm an Gehölzen, Wieſen und Wegen, reſervierte Gärten und Parkanlagen in einer Ausdehnung von 141 300 qm und den großen, von Buchsbaum und amphitheatraliſchen Steinſitzen eingefaßten Renn- und Spielplatz, genannt Piazza di Siena, der etwa 19 000 qm groß iſt. Dazu kommen 98 000 qm Gelände, das unter Umſtänden in Anlagen zu verwandeln iſt, und 59 000 qm neue Wege und Plätze. In der Villa befinden ſich fünfzehn Gebäude, und mehrere neue ſollen auf Staatskoſten zur Aufnahme der ſtaatlichen Antikenſammlungen errichtet werden.



Steineichenallee im Park der Villa.

Die von der Stadt Rom angekaufte Villa Borgheſe in Rom. Nach photographiſchen Aufnahmen.

Die Leitungen für das Waſſer, an dem die Villa Überfluß hat, ſind 11 km, die Holzzäune, die einen Teil der Wege und Wieſen einfaſſen, 9,4 km lang.

Wenn man ſieht, mit welcher Wonne jung und alt ſich des Wieſengrüns, des Baumſchattens, der plätſchernden Springbrunnen und kühlenden Waſſerflächen erfreuen, ſo kann man nicht daran zweifeln, daß hier einmal einem wahren Bedürfnis der der Natur entfremdeten Großſtädter entſprochen worden iſt.

Reinhold Schoener.

Rom.

Das größte Kriegsſchiff der Welt.

Das Schlachtſchiff erſter Klaſſe Connecticut der Vereinigten Staaten von Amerika.

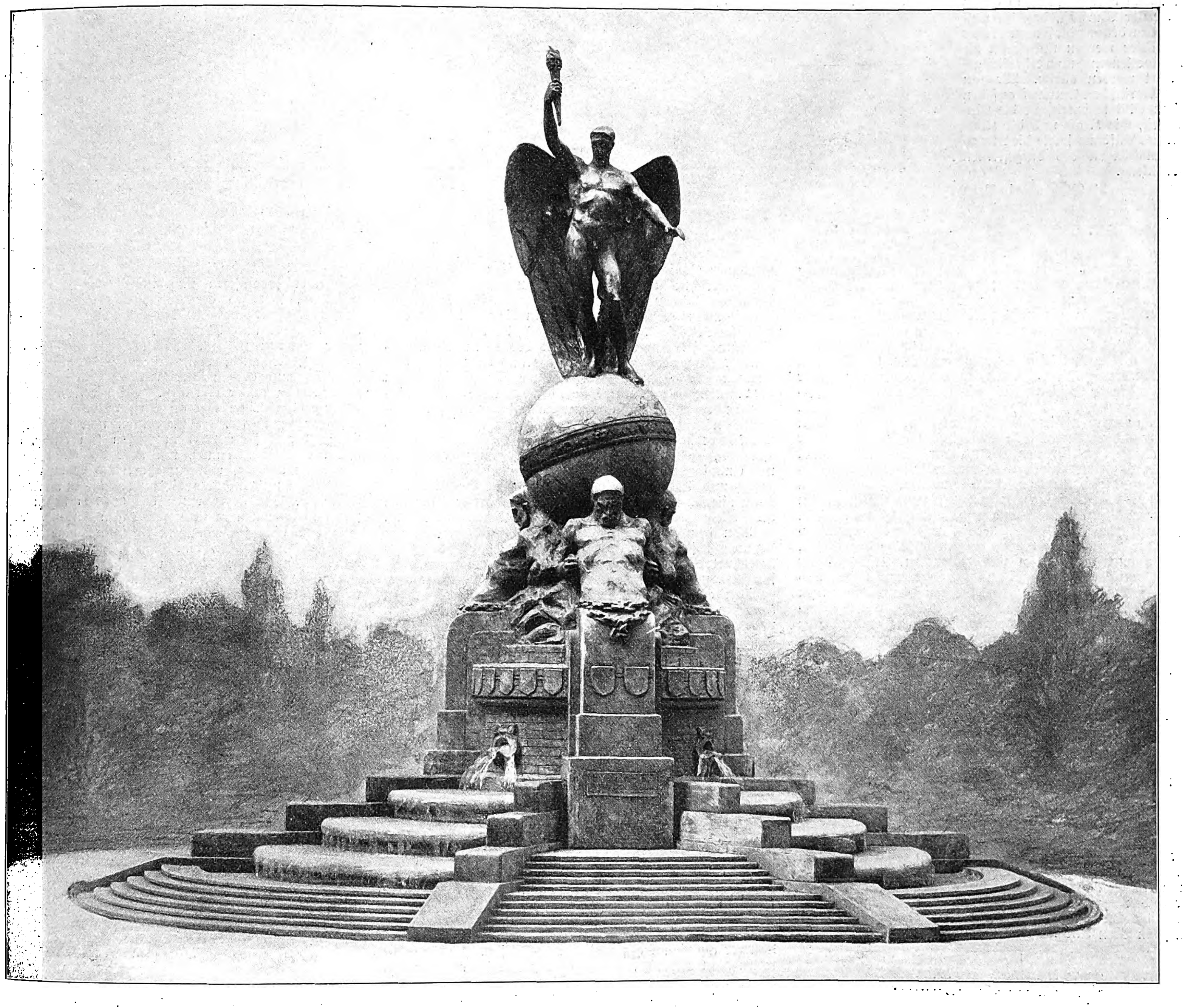
Wie alles bei den Nordamerikanern ſich leicht ins Rieſenhafte erſtreckt, ſo zählt das auf S. 803 von uns abgebildete Schlachtſchiff Connecticut ebenfalls zu den größten ſeiner Art in der ganzen Welt. Während England bis jetzt, den Marinen aller Seemächte voran, die größten Schiffe mit 16 350 t aufzuweiſen hatte, ſtand Italien an zweiter Stelle mit 15 900 t; „Italia“ und „Lepanto“, die dieſen Tonnengehalt beſitzen, haben allerdings keinen beſonderen Gefechtswert mehr. Schon in den Jahren 1880 und 1882 erbaut, ſind ſie vermöge ihrer Größe von nicht beſonderer Manövrierfähigkeit; anderſeits ſind ſie heute auch deshalb nicht mehr zu den modernen Schlachtſchiffen zu zählen, weil ſie vollkommen ungepanzert ſind und rieſenhafte Geſchütze führen, deren Bedienung äußerſt langſam vor ſich geht, und die bei jedem einzelnen Schuß Schiff und Geſchütz gefährdete. Die Armierung dieſer Schiffe ſoll übrigens gewechſelt werden. Japan ſteht an dritter Stelle mit 15 443 t; darunter befinden ſich vier Schiffe, die hochmoderne Schlachtſchiffe ſind. Frankreich ſteht an vierter Stelle mit 14 865 t, und zwar ſind ſechs Schiffe von dieſem Deplacement vorhanden, bzw. im Bau begriffen. Weiterhin folgt Rußland mit 13 516 t, von welcher Waſſerverdrängung fünf Schiffe im Dienſt ſind. Deutſchland hat fünf Schiffe von je 13 200 t im Bau; ſechs weitere Schlachtſchiffe, die projektiert, bzw. bewilligt werden, dürften wohl um ein bedeutendes mehr an Tonnengehalt aufzuweiſen haben. Chile hat zwei 12 000-t-Schlachtſchiffe im Bau, Öſterreich-Ungarn ebenfalls zwei Schlachtſchiffe von je 10 600 t. Spanien beſitzt in ſeiner ganzen Flotte nur ein einziges Schlachtſchiff, den Pelajo, mit 9918 t. Alle anderen Marinen haben Schiffe unter dieſem Tonnengehalt.

Die Vereinigten Staaten von Amerika beſitzen ſomit das größte Schlachtſchiff. Die Connecticut iſt ein Schweſterſchiff der Louiſiana. Die Länge beträgt 137 m, die Breite 23 m, der mittlere Tiefgang 7,5 m, das Deplacement 17 600 t. Die Maſchinen entwickeln 16 500 indizierte Pferdekräfte und verleihen dem Schiffe eine ſtündliche Fahrgeſchwindigkeit von 18 Knoten. Der Gürtelpanzer hat eine Stärke von 228 mm, jener der Türme eine ſolche von 254 mm. Die Armierung beläuft ſich insgeſamt auf 64 Geſchütze: vier 30,5-cm-, acht 20-cm-, zwölf 18-cm-, zwanzig 7,6-cm-, zwölf 4,7-cm-, acht 3,7-cm-Geſchütze. Dazu kommen zwei Landungsgeſchütze und zwei Maſchinengewehre. Der Kohlenvorrat beträgt 1000, bzw. 2200 t.

Es mag angezeigt erſcheinen, bei dieſer Gelegenheit einen Blick auf die geſamte Kriegsmarine der Union zu werfen. Die Vereinigten Staaten, die ſeit dem Kriege mit Spanien ihre Streitkräfte zur See bedeutend verſtärkt haben, weiſen ſchon heute einen beträchtlichen Zuwachs in der Zahl ihrer Schiffe auf. So ſind zwanzig Schlachtſchiffe vorhanden, davon acht im Bau, zwei weitere projektiert. Von den vierzehn Panzerkreuzern ſind acht im Bau; vier weitere ſind bereits vom Kongreß bewilligt. Hierzu kommen ein Rammſchiff, zwölf Panzermonitore, ſog. Küſtenverteidiger, ſiebenundzwanzig Kreuzer, hiervon ſechs im Bau, und einer der im Spaniſchen Kriege erbeutet worden iſt, ſiebenundfünfzig Kanonenboote, davon zehn im Bau, bzw. bewilligt und zehn weitere von den Spaniern erbeutet. Während Amerika bei Ausbruch des Spaniſchen Krieges nicht einen einzigen ausgerüſteten Torpedozerſtörer beſaß, ſind heute deren bereits ſechzehn vorhanden und fünfzehn weitere im Bau, bzw. bewilligt. Hierzu kommen ſechsunddreißig Torpedoboote, fünfzehn weitere ſind im Bau; vierzehn Unterſeeboote, hiervon zwei im Bau; ſchließlich vierzehn Schulſchiffe, Train- und Servitutſchiffe. Während des letzten Krieges wurden ferner fünfundfünfzig Dampfer angekauft, die als Auxiliarſchiffe, Transport- und Kohlendampfer Verwendung fanden. Weitere Auxiliarſchiffe ſind die großen transatlantiſchen Dampfer amerikaniſcher Schiffahrtsgeſellſchaften. Insgeſamt beſitzt die Kriegsmarine der Vereinigten Staaten von Amerika gegenwärtig zweihundertundfünfunddreißig Schiffe, worunter die angekauften fünfundfünfzig Dampfer mit inbegriffen ſind.

Die Waſſerverdrängung der Schlachtſchiffe einſchließlich der im Bau befindlichen beträgt 253 204 t, jene der Panzerkreuzer 128 495 t, ſobald die im Bau befindlichen und bewilligten vollendet ſind, 53 290 t die der Küſtenverteidiger, 172 296 t die der übrigen Panzerdeckkreuzer. Der Gehalt der Kanonenboote beträgt 33 999 t, 8400 t mehr, ſobald die projektierten, bzw. bewilligten vollendet ſind; 13 367 t beträgt der Tonnengehalt der Torpedobootzerſtörer, Torpedoboote und Unterſeeboote ausſchließlich der im Bau befindlichen; auf 20 000 t beläuft ſich der Gehalt der Servitut- und Schulſchiffe. Der geſamte Tonnengehalt der operativen Flotte beträgt einſchließlich der Neubauten, aber ausſchließlich der bewilligten 663 451 t mit 3145 Geſchützen und einer Bemannung von etwa 44 500 Köpfen.

Alex Kircher.



Georges Morins preisgekrönter Entwurf zum Weltpoſtvereins-Denkmal für Bern.

Das Weltpoſtvereins-Denkmal für Bern.

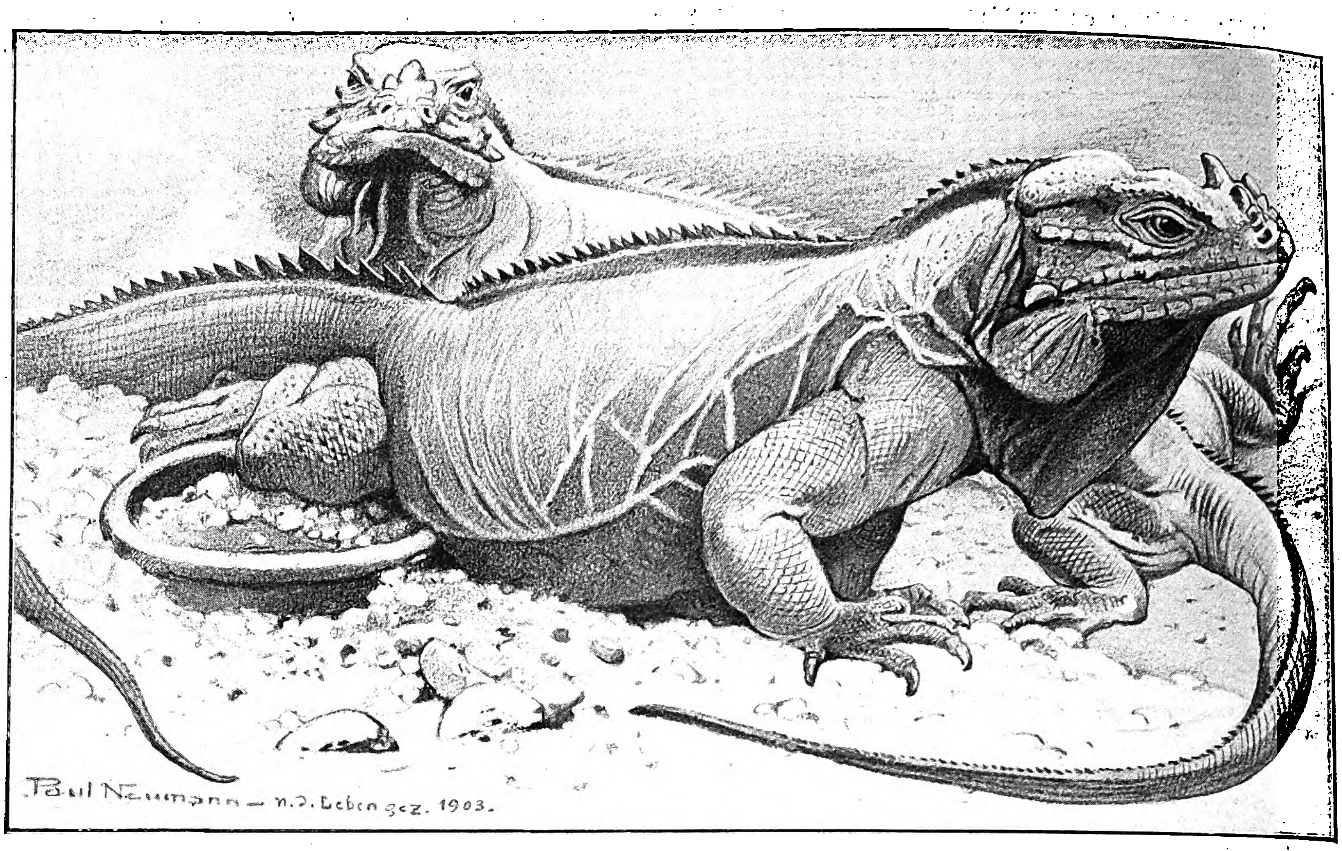
Preisgekrönter Entwurf von Georges Morin.

An der ganzen Art der heutigen Wettbewerbe mag ja wohl manches Unzuträgliche und Unzulängliche haften, unzweifelhaft aber haben ſolche Veranſtaltungen das Gute, daß ſie jungen bedeutenden Talenten mit einem Schlage den Weg in die große Öffentlichkeit bahnen. So geſchah es auch bei dem internationalen Wettbewerb um das Weltpoſtvereins-Denkmal für Bern. Wie ſchon in Nr. 3150 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 12. November d. J. berichtet wurde, waren da zwei von den vier erſten Preiſen an Berliner Bildhauer gefallen, und zwar an Prof. Emil Hundrieſer und an Georges Morin, welch letzterer der weitaus jüngſte unter allen Preisträgern iſt. Morin, ein geborener Berliner, ſteht im dreißigſten Lebensjahr. Seine Studien betrieb er an der Berliner Akademie von 1892 bis 1897, worauf er ein eigenes Atelier begründete und von da ab die Berliner Ausſtellungen regelmäßig beſchickte, ohne gerade ſonderlich hervorzuſtechen. Man ſah von Morin 1897 als Erſtlingswerk eine Bildnisſtatuette, weiterhin

Gruppen der Sünde, des Flirt, eine Schleiertänzerin, dann Bildniſſe, darunter eine Büſte des Geheimrats v. Bezold, vor zwei Jahren eine Bronze „Luſtiger Ritt“, dann folgte ein Bildwerk „Fehrbellin“ und in der heurigen Ausſtellung eine überlebensgroße Gruppe „Der erſte Tote“. Außerdem wurde der Künſtler in einigen Konkurrenzen für Monumentalbrunnen uſw. mit dem Preiſe gekrönt. Durch die ſechs Jahre ſelbſtändigen Schaffens ringt das Streben nach jener edeln und großen Einfachheit der Form, die das eigentliche Kennzeichen des Monumentalen iſt. Und das alles gipfelt in ſchöner Folgerichtigkeit in dem prämiierten Entwurf des Weltpoſtvereins-Denkmals, der gewiß eine geniale Löſung der geſtellten Aufgabe bedeutet. So ſtark und ſchön in ſich vollendet dieſer Entwurf auch iſt, ſo möge man doch bedenken, daß ſo etwas nur erſter Wurf iſt, daß bei weiterer Bearbeitung die Formen reifer und edler werden und ſomit die Kunſtvollendung noch erheblich geſteigert werden dürfte. Was an dem Morinſchen Entwurf auf den erſten Blick frappiert, iſt die Einfachheit, die Kraft und die Klarheit des Aufbaus ſowie die Monumentalſchönheit des dargeſtellten Gedankens.

Was nun die Platzfrage in Bern und die Idee des Denkmals anlangt, ſo iſt das Weſentliche bereits bei der Vorführung des Hundrieſerſchen Entwurfs (in Nr. 3150) erörtert worden. Auch Morin hat ſich für einen hochragenden Aufbau entſchieden; im ganzen iſt das Denkmal auf eine Höhe von 20 m angelegt, ſo daß die krönende Geſtalt über die Bäume der im Hintergrund liegenden Schanzanlagen emporragen würde. Von den Granitſtufen abgeſehen, iſt das Denkmal in graublauem Baſalt gedacht, nicht nur die Architekturteile, ſondern auch die Atlanten und die Erdkugel, der Zodiakus aber und die Gipfelfigur in getriebenem Kupfer. Und das würde vortrefflich harmonieren mit dem Gold der Inſchrift und der Wappen. Morin operiert nicht, wie die Franzoſen, mit weiblichen Genien und verliebten Brieftäubchen. Die Bändigung der Naturkräfte, die für den Weltverkehr dienſtbar gemacht werden, ſowie die Ausführung und waffenſtarke Aufrechterhaltung dieſes Verkehrs iſt Manneswerk, und ſo hat auch der Künſtler ganz folgerichtig ſeinen Entwurf in lapidarer Wucht und ſtrengem Ernſt aufgebaut. Drei ſtark vorſpringende Pfeiler gliedern auf der runden Plattform das Poſtament; die in großen Blöcken abgeſtuften Pfeiler wachſen in die zurückgebeugten Atlantenleiber hinein, welche die Erdkugel auf den Schultern tragen und die Naturkräfte perſonifizieren, die der Menſch für ſeinen Dienſt gefeſſelt hat. Wie hier die Steinblöcke, die Menſchenleiber und die Erdkugel zu einer einzigen tragenden Maſſe vereinigt ſind, wie ſich zwanglos an der ringsumlaufenden Rundplatte die Wappen der Weltpoſtvereins-Staaten zu einem Ring zuſammenfinden, wie ferner das aus den Groteskköpfen ſprudelnde Waſſer, kaskadenartig von Stufe zu Stufe ſich ergießend, zur Belebung des Bildes beiträgt, das iſt gewiß eine bedeutſame Kunſtleiſtung. Hoch oben auf der Erdkugel thront der Genius der Menſchheit, der Lichtbringer, der Hüter des Weltfriedens, der mit erhobener Fackel den Völkern die Wege des ſegensreichen Verkehrs weiſt, der in das Dunkel hineinleuchtet und ſomit Intelligenz und Geſittung weckt und die Dämonen verſcheucht, welche wider das Licht, den Völkerfrieden und den Weltfrühling verſchworen ſind.

Im Auguſt nächſten Jahres wird der unter den ſechs Preisträgern erlaſſene engere Wettbewerb zur Entſcheidung gelangen. Tritt nicht irgendeine unvorhergeſehene Wendung ein, ſo dürfte die Ausführung des Denkmals einem der beiden Berliner Künſtler zufallen. So wenigſtens geht heute die Meinung unter denjenigen, die ſämtliche Entwürfe in Bern sine ira et studio geprüft haben. M. R.


Paul Neumann — n. d. Leben gez. 1903.

Rhinozeros-Leguane im Aquarium zu Berlin. Nach dem Leben gezeichnet von Paul Neumann.

Rhinozeros-Leguane.

Von den beiden geräumigen Glashäuſern in der Reptiliengalerie des Berliner Aquariums, die zur Beherbergung großer Saurier aus den Familien der Varane, Tejus, Leguane beſtimmt ſind, hat ſeit kurzem das eine zwei gewaltigen Tieren aus der letztgenannten Familie eingeräumt werden müſſen. Nicht nur der gezähnte Rückenkamm der neuen Gäſte läßt ſofort den Schluß auf einen Leguan zu, ſondern auch die ganze Geſtalt, Tracht und Haltung verrät ſie als ein Mitglied dieſer Sippe im engeren Sinne, zu der außer den bekannten weſtindiſchen Leguanen der Gattung Iguana auch die auf vorſtehendem Bilde veranſchaulichte Art und Gattung ſowie noch einige nahe verwandte Formen gehören. Schon vor mehr als hundert Jahren entdeckt und von älteren Zoologen zu den echten Leguanen geſtellt, bzw. als eine Iguana beſchrieben und benannt, kamen im Laufe der Jahrzehnte doch nur verhältnismäßig wenige Exemplare nach Europa, und namentlich lebende Tiere gehörten bis auf unſere Zeit in den wiſſenſchaftlichen Schauanſtalten zu den größten Seltenheiten. Dies hat darin ſeinen Grund, daß einerſeits die Spezies bis jetzt nur auf einer weſtindiſchen Inſel, Domingo oder Haiti, gefunden wurde, und daß anderſeits dieſe gewaltige Echſe infolge ihrer Biſſigkeit und der wuchtigen Schläge ihres ſtarken, bewehrten Schwanzes von den Eingeborenen ſehr gefürchtet wurde, obgleich ſie wegen ihres ſchmackhaften Fleiſches viel gejagt wird. Vor reichlich drei Jahrzehnten gelangte das erſte lebende Exemplar in den Londoner Zoologiſchen Garten, und ihm folgten, dank den zahlreichen überſeeiſchen Verbindungen Englands, im Laufe der Jahre noch mehrere nach. Auch für die zoologiſchen Muſeen blieb dieſe Echſe bis in die neuſte Zeit eine wirkliche Seltenheit. Beſaß doch das weltbekannte Britiſche Muſeum zu London bei Ausgabe des neuen Kataloges von Boulenger nur zwei Exemplare und ein Skelett, und auch das mit ihm glücklich wetteifernde Königliche Muſeum für Naturkunde zu Berlin konnte erſt vor anderthalb Jahrzehnten das erſte Stück, aus den Sammlungen der v. Maltzahnſchen Reiſe ſtammend, und ganz kürzlich ein zweites Stück erwerben. Direktor Dr. Hermes ließ daher die Gelegenheit, die Reptilienabteilung des Berliner Aquariums um eine ſolche Seltenheit zu bereichern, nicht vorübergehen und kaufte die ihm durch die bekannte Tier- und Naturalienhandlung H. Umlauff in Hamburg angebotenen beiden lebenden Tiere für einen anſehnlichen Betrag an.

Von den echten Leguanen unterſcheidet ſich die im Aquarium jetzt vertretene, von Wagler als Metopoceros bezeichnete Gattung hauptſächlich dadurch, daß der Kehlſack klein und ungezähnelt, mehr zu einer Querfalte ausgebildet erſcheint, ſowie daß der Vorderkopf mit großen koniſchen, hornartigen Schildern beſetzt iſt. Auch ſeitlich wird der ſtarke, ſtumpfſchnauzige Kopf durch mehrere Reihen Schilder geſchützt. Ein vor dem unteren Ende des ſehr ausgedehnten Trommelfells ſtehendes Schild fällt bei den großen (männlichen) Exemplaren durch ſeine hornförmige Ausgeſtaltung, die etwa 1 cm lang iſt, beſonders auf. Ebenſo hebt ſich, ſchon hornähnlich, von drei oberhalb der Naſenlöcher liegenden Paaren ſtarker gewölbter Knochenſchilder das oberſte auffallend ab. Das eigentliche Horn aber, das dieſer Art den Namen Horn- oder Rhinozeros-Leguan (Metopoceros cornutus) eintrug, braungelb gefärbt und je nach der Größe ſowie auch nach dem Geſchlecht des Tieres 10 bis 12 mm lang, ſteht weiter oben auf der Stirnmitte und zeigt mit der Spitze nach rückwärts. Dicht hinter dem Kopfe beginnt der aus ſcharfen, 1 bis 2 cm hohen Zähnen beſtehende Hals-, Rücken- und Schwanzkamm, der nur über den Schultern und den Hüften durch 2 bis 3 cm lange Lücken unterbrochen iſt. Das Farbenkleid iſt in dunkeln Tönen gehalten, im allgemeinen grau-, ſchwarz- oder olivenbraun mit ſchuppengroßen weiß- oder grünlichgrauen Tüpfeln, die aber fehlen können, bzw. nur unmittelbar nach der Häutung hervortreten, ſo daß das Gewand ſich weit düſterer ausnimmt als z. B. bei den Tejus. Um ſo mehr fallen die kraftvollen, markigen Körperformen auf. Welche Länge der Hornleguan erreicht, iſt noch unbekannt. Das im Londoner Muſeum befindliche Exemplar mißt 98 cm, und nahezu Meterlänge hat auch das größere im Berliner Aquarium (das kleinere iſt etwa 75 cm); aber es darf angenommen werden, daß entſprechend den anderen Leguanen auch dieſe Art vielleicht $1,_5$ m lang wird. Ihrer Muskelkraft ſind ſich die Tiere wohlbewußt, und dem Störenfried ihres beſchaulichen Dahinlebens begegnen ſie, trotzig erhobenen Kopfes und funkelnden, finſteren Blickes, mit nachdrücklichen Schwanzſchlägen. Sie würden auch ganz ſtattliche Beutetiere zu bewältigen vermögen, wenn ſie ihrer Organiſation nach nicht auf Pflanzenkoſt angewieſen wären. In Birnen und Äpfeln beſteht augenblicklich die Hauptnahrung der im Aquarium vorhandenen Tiere, die der Anſtalt zu Nutz und Frommen der Forſcher und Naturfreunde hoffentlich recht lange erhalten bleiben mögen. Bruno Dürigen.

Naturkunde und Reiſen.

— Mit allen Mitgliedern der Nordenſkjöldſchen antarktiſchen Expedition an Bord iſt das argentiniſche Kriegsſchiff Uruguay in Rio Gallegos eingetroffen, wie nach einer Depeſche aus Buenos Aires vom 23. November dem argentiniſchen Marineminiſter durch ein amtliches Telegramm aus Rio Gallegos gemeldet worden iſt. Die „Uruguay“ fand die Offiziere der Nordenſkjöldſchen Expedition in Louis-Philipp-Land (Dirk-Gerritsz-Archipel) und nahm die übrigen Mitglieder der Expedition in Seymour-Island auf. Die Hilfsexpedition von Charcot hat infolgedeſſen ihre Weiterfahrt eingeſtellt.

— Oſtturkeſtan iſt während des letzten Jahres von einer japaniſchen Expedition erforſcht worden, der K. Otani, Mitglied der Londoner Geographiſchen Geſellſchaft, und zwei japaniſche Studenten der Univerſität Oxford, namens Hori und Watanabe, angehörten. Die drei Japaner begaben ſich im Auguſt 1902 von London nach Ruſſiſch-Zentralaſien, verließen am 8. September Oſch in Ferghana und gingen über Terakpaß nach Kaſchgar, wo ſie zwei Wochen ſpäter eintrafen. Bei der Überſchreitung des Gebirges hatten ſie viel an Bergkrankheit zu leiden. Von Kaſchgar begab ſich die Expedition nach Taſchkurgan, wo Otani, der Anfang 1903 in Japan ſein mußte, ſich von ſeinen Gefährten trennte, um über die Gebirge ſich nach Indien zu wenden, während Hori und Watanabe ſich geographiſchen und archäologiſchen Forſchungen im Tarimbecken widmeten. Sie überſchritten den 5045 m hohen Khandarpaß und erreichten in neunzehn Tagen Jarkand. Von dort gingen ſie nach zweiwöchigem Aufenthalt nach Khotan, wo ſie ſechs Wochen arbeiteten. Am 2. Januar 1903 zogen die beiden Japaner den Khotan Darja hinunter nach Akſu; Hori und Watanabe waren dreiundzwanzig Tage unterwegs und konnten es der Kälte wegen oft nicht wagen, im Zelte zu ſchlafen. Von Akſu kehrte man nach Kaſchgar zurück. Am 5. März wurde von neuem aufgebrochen und über Akſu und Bai nach zwei Monaten Kutſcha erreicht, wo ein dreimonatiger Aufenthalt genommen wurde. Zu den vielen intereſſanten Ruinen der Umgebung wurden zahlreiche Ausflüge gemacht, um eingehende Unterſuchungen vorzunehmen. Die Weiterreiſe führte nach Urumtſi. Gegen Ende dieſes Jahres wollten die beiden Japaner nach einer Durchwanderung Chinas in Hankau eintreffen.

— Von dem ruſſiſchen Forſchungsreiſenden Baron Toll, der im Juni 1902 von Kotelnyj, der weſtlichſten größeren der Neuſibiriſchen Inſeln, mit dem Aſtronomen Seeberg und zwei Jakuten über die Inſel Neuſibirien zum Bennetland aufgebrochen war, fehlen noch immer alle Nachrichten, dagegen ſind ſolche über die Brusnewſche Hilfsexpedition eingegangen, die im März d. J. auf Neuſibirien eintraf, hier aber keine Spuren entdeckte, daß Toll zurückgekehrt ſei. Brusnew begann über das Eis die Wanderung zum 120 km entfernten Bennetland, jedoch machte eine mindeſtens 5 km breite Waſſerſpalte, die ſich in einer Entfernung von 30 km an der Küſte Neuſibiriens vorfand, ein Weiterkommen unmöglich, weshalb die Brusnewſche Expedition unverrichteterdinge umkehrte. Die größte der Hilfsexpeditionen ſteht unter Leitung des Leutnants Koltſchak von der „Sarja“, dem Expeditionsſchiff, das an der Mündung der Lena vor Anker gegangen iſt. Koltſchak begab ſich im Mai nach Neuſibirien, von wo die Expedition mittels Boots die Überfahrt zum Bennetland ausführen ſollte.

— Der aus Wien gebürtige Ingenieur Franz German, der drei Jahrzehnte lang in Amerika tätig war, iſt vor kurzem mit umfangreichen Sammlungen, prächtigen photographiſchen Aufnahmen, Karten und den Ergebniſſen jahrelanger geographiſcher, geologiſcher und botaniſcher Studien zurückgekehrt. German arbeitete in der Neuen Welt urſprünglich in den Vereinigten Staaten in verſchiedenen Minen, dann in Guatemala am Bau von zwei Eiſenbahnen und hierauf zur Zeit von Leſſeps als einer der Chefingenieure am Panamakanal. Dann wurde er nach Chile berufen, um hier wiederum Bahnbauten zu leiten; 1890 wandte er ſich nach Peru und Bolivia, wo er gleichfalls in Bergwerken und an Bahnbauten tätig war. Seine kartographiſchen und photographiſchen Aufnahmen betreffen vorzugsweiſe Bolivia. Die Ergebniſſe ſeiner Studien wird Franz German in einem Reiſewerk veröffentlichen, das noch im Laufe dieſes Winters erſcheinen ſoll.

— Dr. Fridtjof Nanſen teilte einem franzöſiſchen Gelehrten, der ihn beſuchte, mit, daß er, ſobald ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten über die Fahrt der „Fram“ beendigt ſein würden, daran gehen werde, eine neue Nordpolexpedition durchzuführen. Dagegen müſſe Kapitän Sverdrup, der ehemalige Kommandant der „Fram“, den Plan endgültig fallen laſſen, nochmals die Arktiſche See aufzuſuchen; da er kränkelt, wird er vielmehr nach dem Süden gehen.

Handel, Gewerbe und Verkehr.

— **Bei der Ausprägung von deutſchen Reichsmünzen** ſind in der letzten Zeit namentlich die Beſtände an ſilbernen Fünfmarkſtücken ſowie an Zweimarkſtücken beträchtlich vermehrt worden. Von ſilbernen Fünfmarkſtücken iſt in den letzten drei Monaten ein Betrag von 18,$_4$ Mill. ℳ, von Zweimarkſtücken ein ſolcher von 2,$_2$ Mill. ℳ in den Verkehr übergeführt worden. Den Klagen, die über den Mangel an dieſen Stücken geführt wurden, dürfte damit zum Teil abgeholfen ſein. Dagegen macht ſich neuerdings ein empfindlicher Mangel an kleineren ſilbernen Scheidemünzen bemerkbar. Im gleichen Zeitraum ſind zwar für 0,$_8$ Mill. ℳ Einmarkſtücke, aber keine Fünfzigpfennigſtücke geprägt worden.

— **Prof. Ives, der Chef der Kunſtabteilung auf** der Weltausſtellung in St. Louis 1904, iſt von einer dreimonatigen Reiſe nach Europa wieder in St. Louis eingetroffen. Er beſuchte England, Frankreich, Belgien, Deutſchland, die Schweiz, Öſterreich-Ungarn und Spanien, wo er mit den Regierungskommiſſaren und Künſtlerkomitees beratſchlagte, die die Kunſtausſtellung des betreffenden Landes für St. Louis vorbereiten. Außer den von Prof. Ives beſuchten Ländern werden, wie bereits feſtſteht, auch Italien, die Niederlande, Schweden, Norwegen, Dänemark, Rußland und Griechenland die Werke ihrer beſten Künſtler zur Ausſtellung entſenden. Japan wird eine beſonders großartige Spezialausſtellung zuwege bringen, und ſelbſt aus Mexiko, Argentina und anderen ſpaniſch-amerikaniſchen Ländern ſind hervorragende Werke angemeldet.

— **Die franzöſiſche Regierung hat** 74951 qm in den verſchiedenen Ausſtellungspaläſten zu St. Louis belegt, während ſie in Chicago noch nicht die Hälfte dieſes Raumes, nämlich nur 35387 qm in Anſpruch nahm. Das Franzöſiſche Haus in St. Louis erfordert mit ſeinen Geſamtanlagen eine Fläche von 32000 qm, das heißt zehnmal ſo viel wie der Franzöſiſche Pavillon auf der Ausſtellung in Chicago, für den damals nur 2926 qm Bodenfläche gebraucht wurden.

— Die Fiſchereiausſtellung, die die nordamerikaniſche Bundesregierung auf der Weltausſtellung in St. Louis ins Leben ruft, dürfte die größte und vollſtändigſte Fiſchereiausſtellung eines Landes ſein, die jemals öffentlich vorgeführt worden iſt. Es werden im Fiſchereigebäude nicht weniger als 35 große Behälter von je 5 Fuß Höhe, 3 bis 4 Fuß Breite und 8 Fuß Länge aufgeſtellt. Die Hälfte derſelben iſt für Seewaſſerfiſche beſtimmt. Das Seewaſſer wird in eiſernen Baſſinwagen von der Küſte nach St. Louis gebracht und in einem großen Behälter aufbewahrt, der 48000 Gallonen aufnehmen kann. In der Mitte des Gebäudes befindet ſich ein großer Hof; in dieſem wird ein Behälter von 30 Fuß Durchmeſſer angelegt und mit Seewaſſer gefüllt, um lebende große Seefiſche, Seelöwen und Seehunde aufzunehmen. An den Wänden des Hofes, der überdacht iſt, ſollen ſämtliche Produkte der Fiſcherei ausgeſtellt werden. Eine Anzahl von Mutoſkopen wird die verſchiedenen Fiſchfangmethoden in lebendiger Weiſe veranſchaulichen. — Die Pläne der Marine-Ausſtellung, die von der nordamerikaniſchen Bundesregierung auf der Weltausſtellung veranſtaltet wird, ſind nunmehr fertiggeſtellt. Die Hauptſehenswürdigkeit dieſer Spezialausſtellung wird die genaue Nachbildung des Oberdecks eines amerikaniſchen Kriegsſchiffes ſein. Dieſes Deck in natürlicher Größe wird bis in das geringſte Detail alle Einrichtungen zeigen, die auf den größten amerikaniſchen Schlachtſchiffen vorhanden ſind. Intereſſant wird die Ausſtellung von Modellen ſämtlicher zur amerikaniſchen Kriegsmarine gehörenden Schiffe ſein. Auch das große Modell eines Trockendocks wird in einer Vollſtändigkeit vorgeführt, wie ſolche noch auf keiner bisherigen Ausſtellung zu finden geweſen iſt. — Der Vorſtand der Abteilung für Elektrizität auf der Weltausſtellung in St. Louis 1904 macht bekannt, daß nach den bisherigen Anmeldungen der elektriſche Kongreß, der vom 12. bis 17. September in St. Louis ſtattfindet, vorausſichtlich von 5000 Mitgliedern der verſchiedenſten elektriſchen Geſellſchaften und Vereinigungen beſucht ſein wird. — Der Jeſuitenorden, der großen Anteil an dem Aufbau und der Kultivierung der Louiſianaſtaaten hat, wird auf der Weltausſtellung eine beſondere Ausſtellung ins Leben rufen. Dieſelbe wird aus vier Gruppen beſtehen. Die erſte wird in Mappen, Bildern, Büchern und Manuſkripten aus vergangener Zeit Mitteilungen über die kulturelle Tätigkeit der nordamerikaniſchen Jeſuitenmiſſion in den letzten Jahrhunderten geben. Die zweite Abteilung ſoll die Tätigkeit der vierundzwanzig Jeſuitenkollegien in den Louiſianaſtaaten ſchildern. Die dritte Abteilung umfaßt die Tätigkeit der Jeſuiten an der Univerſität zu St. Louis und an den verwandten Inſtituten in Milwaukee, Chicago, Cincinnati, Omaha und Detroit. In der vierten Abteilung werden in Bildern, Büſten, Statuen, Zeichnungen berühmte Männer vorgeführt werden, die ihre Erziehung und ihren Unterricht bei den Jeſuiten genoſſen haben.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— **Einen Wettbewerb um einen Luitpold-Brunnen**, für den 25000 ℳ verfügbar ſind, veranſtaltet der Magiſtrat von Deggendorf für in Bayern lebende Künſtler. Neben dem Auftrag ſelber als erſtem Preiſe ſind zwei weitere zu 900 und 600 ℳ ausgeſetzt.

— **In Waſhington iſt kürzlich das dem Nordſtaaten-General** im amerikaniſchen Bürgerkriege, dem 1891 verſtorbenen William Sherman, auf Beſchluß der Volksvertretung errichtete Denkmal enthüllt worden, deſſen Ausführung vor etwa fünf Jahren dem däniſch-amerikaniſchen Bildhauer Karl Rohl-Smith gegen ein Honorar von 100000 Doll. übertragen wurde. Der ungefähr 25 m hohe Geſamtaufbau, eine mit der Reiterſtatue des Dargeſtellten bekrönte vierſeitige, oben abgeſtumpfte Pyramide, die mit allegoriſchen, auf Krieg und Frieden bezüglichen Figuren und mit Reliefſzenen aus Shermans Leben geſchmückt iſt, entſpricht dem Entwurf des namentlich durch ſein großes Franklin-Denkmal für Philadelphia bekannt gewordenen Künſtlers, der indes lange vor Vollendung des Werkes im Jahre 1900 verſtarb. Von L. Jenſen wurde die Reiterſtatue fertiggeſtellt; einer Reihe anderer Künſtler, darunter Stephan Sinding und Willumſen, fiel die Ausführung der weiteren plaſtiſchen Arbeiten zu.

— **Ohne bisher Widerſpruch gefunden zu haben,** wird ein abermals großes Aufſehen erregender Vorgang aus der preußiſchen Kunſtverwaltung gemeldet. Nachdem die Landeskunſtkommiſſion den Ankauf einer „Schneelandſchaft aus dem Rieſengebirge“ von Leiſtikow beſchloſſen hatte, ſoll der Kultusminiſter die weitere Verfolgung dieſes Beſchluſſes im Hinblick darauf, daß der Künſtler zu den Führern der Sezeſſion gehöre, abgelehnt haben. Inzwiſchen hat die miniſterielle Stellungnahme zu den Fragen moderner Kunſtentwicklung, in deren Folge man allgemein den Rücktritt des verdienten Direktors der Nationalgalerie v. Tſchudi erwartet, und insbeſondere die Behandlung der deutſchen Kunſtausſtellung zu St. Louis bereits dazu geführt, daß gleich den Sezeſſionen in München und Berlin auch die Freie Vereinigung Düſſeldorfer Künſtler der Ausſtellung fernzubleiben beſchloſſen hat, ſo daß eine durchaus minderwertige Vertretung der deutſchen Kunſt in St. Louis ſchon heute außer Frage ſteht.

— **In der Akademiſchen Hochſchule der bildenden** Künſte zu Berlin iſt der künſtleriſche Nachlaß des verſtorbenen Landſchafters Hans Gude zu einer Gedenkausſtellung vereinigt worden, die bis zum 15. Dezember geöffnet bleiben wird.

— **Zum hundertſten Geburtstage Moritz** v. Schwinds am 31. Januar 1904 plant die Münchener Künſtlerſchaft eine umfaſſende Ausſtellung von Werken des berühmten Meiſters. Eine aus dem Beſitz der Familie ſtammende anſehnliche Kollektion von Ölbildern, Aquarellen und Handzeichnungen aus den verſchiedenſten Perioden der Entwicklung des Künſtlers, die bisher der Öffentlichkeit noch nicht zugänglich geweſen iſt, hat inzwiſchen bereits jetzt der Krauſeſche Kunſtſalon in München für die Dauer von vier Wochen zur Ausſtellung gebracht.

— **Die dritte Jahresausſtellung von Werken** aus Köln gebürtiger Künſtler iſt im Lichthof des dortigen Kunſtgewerbe-Muſeums eröffnet worden. Neben den Bildhauern Breuer, N. Friedrich und Faßbinder ſind auf ihr bemerkenswert die Maler A. Frenz, Weſtendorp, Schreuer, Reuſing, Froitzheim, Deuſſer, Hardt, R. Vogts und namentlich auch A. Neven-Dumont vertreten, der beſonders in einem Knabenporträt erfolgreich einer leuchtenderen Farbengebung zuſtrebt, als ſie bisher ihm eigen war, ohne dabei die ihn auszeichnende Feinheit zu verlieren.

— **Die ſeltene Gelegenheit, eine größere Reihe** von Bildern des neuerdings zu immer höherer Schätzung gelangten Francisco Goya beiſammen zu ſehen, bietet gegenwärtig der Kunſtſalon von Paul Caſſirer in Berlin. Die merkwürdige Erſcheinung des Künſtlers, der als Maler unter dem Einfluß von Raphael Mengs, mehr aber noch unter dem des Tiepolo ſteht, um dann auf der Höhe ſeiner Entwicklung wie eine Fortſetzung des Velasquez und wie ein erſter Vorarbeiter des Manetſchen Impreſſionismus zu wirken, wird durch eine Anzahl nach jeder Seite hin charakteriſtiſcher Arbeiten illuſtriert. Mehrere Porträte, die den Jahren 1777 bis 1819 entſtammen, laſſen ſein Werden deutlich verfolgen und zumal in dem lebensgroßen Bildnis des in ſchwarzer prieſterlicher Tracht mit rotem Ordensband aufrecht daſtehenden Don Juan Antonio Llorente eine maleriſche Kunſt und eine lebensvolle Feinheit der Auffaſſung bewundern, wie ſie nur den größten Meiſtern des Porträts gegeben iſt. In den kleinen, von packendem Leben erfüllten Schilderungen einer „Taufe“ und einer „Teufelsaustreibung“ ſieht man dazu, wie Nachklänge des Tiepoloſchen Kolorismus mit dem leidenſchaftlich bewegten Temperament des Spaniers verſchmelzen. Zu dieſen Bildern geſellen ſich noch die Radierungen der „Tauromachie“, während der Meiſter der phantaſtiſchen „Caprichos“ und „Proverbios“ leider in der Ausſtellung nicht vorgeführt werden konnte. Intereſſante neuere Arbeiten bringt der Salon daneben in zwei Kollektionen des Berliners Ulrich Hübner, der maleriſche Studien aus Hamburg und Travemünde bietet, und des bekannten Edvard Munch, der dem naiven Auge wohl ſtets unverſtändlich bleiben wird und trotzdem doch wieder eine unleugbar ſeltene Gabe maleriſchen Sehens und Auffaſſens ſowie des Hervorbringens eigenartigſter maleriſcher Wirkungen betätigt.

— **Im Berliner Künſtlerverein, deſſen Ausſtellungen** ſeit längerer Zeit bereits ſich weit über das frühere Niveau erheben, tritt als „Norddeutſche Werkſtatt“ eine neue Künſtlervereinigung hervor, der A. v. Brandis, E. Eltze, R. Eſchke, M. Fabian, B. Genzmer, E. Hausmann, Klein-Chevalier, Kroſtewitz, Müller-Münſter, Paczka, C. Starck, Staſſen, W. Zehme und C. Ziegler angehören. Neue Erſcheinungen lehrt die Ausſtellung zwar nicht kennen, wohl aber bietet ſie überwiegend gute Arbeiten, von denen namentlich die Porträtſtudien von Eltze und die koloriſtiſch reizvollen Arbeiten von Zehme, deſſen weibliche Halbfigur am Fenſter in der „Sommerſonne“ beſonders anziehend wirkt, Hervorhebung verdienen. Die gleichzeitige elfte Ausſtellung der Geſellſchaft deutſcher Aquarelliſten feſſelt durch ausgezeichnete Beiträge von Leiſtikow, Dill, A. Kampf, Hans Herrmann und Skarbina, der ſich in den maleriſchen Vorwürfen ſo mannigfach wie möglich zeigt. Intereſſe erregen endlich noch die in einer neuen eigentümlichen Technik hergeſtellten farbigen Einzeldrucke von bemalten Metallplatten, die Kappſtein und Langhammer vorführen.

— **Die am 11. November geſchloſſene fünfte Internationale** Kunſtausſtellung zu Venedig iſt von insgeſamt 405000 Perſonen beſucht worden und hat Verkäufe im Werte von 375000 ℳ erzielt.

— **Der erſte der Herbſtſalons, die fortan neben** denen des Frühjahrs in Paris ſtattfinden ſollen, iſt jetzt im Erdgeſchoß des Petit-Palais eröffnet worden, die leider keine ſonderlich günſtige Räumlichkeit bieten. Angeregt und ſchließlich durchgeſetzt wurde die Veranſtaltung von einer Reihe „Unabhängiger“, die gegenüber der großen Maſſenanhäufung von Kunſtwerken auf kleinere und intimere Vorführungen hindrängten. Daß Namen wie Besnard, Carrière, J. Blanche, Aman-Jean, Bonnard, Vuillard, Desvuillières, Villette, Truchot, Gauguin uſw. vertreten ſind, zeigt, daß die Ausſtellung, obſchon ſie den hochgeſpannten Erwartungen kaum entſpricht, doch von wirklich künſtleriſchem Intereſſe iſt. Von berühmten auswärtigen Meiſtern iſt Israels erſchienen; unter den Deutſchen bemerkt man Stuck und Oppler. Ausgeſchloſſen ſind gänzlich alle Rieſenbilder und alle offizielle Denkmalsſkulptur. Der Geſamtumfang beläuft ſich auf rund 500 Gemälde und 100 Bildwerke.

— **Im Großherzoglichen Muſeum zu Weimar** iſt das dem großherzoglichen Paar zur Hochzeit als Landesgeſchenk dargebrachte, nach Entwürfen von H. van de Velde von dem Hofjuwelier Th. Müller ausgeführte Tafelſilber zur Ausſtellung gelangt. Aus Bratenplatten, Tellern, Saucieren, Salzfäſſern, Beſtecken uſw. ſowie einer mächtigen Jardiniere und acht zweiarmigen Leuchtern beſtehend, feſſelt es durch die ruhige und vornehme Wirkung der Formen und des einheitlich durchgeführten einfachen Linienzugs der Ornamentik.

Theater und Muſik.

— **Im Alten Theater zu Leipzig wurde das neue** Drama „Zapfenſtreich“ von F. Adam Beyerlein bei der erſten Aufführung vor ausverkauftem Haus mit größtem Beifall aufgenommen. Der anweſende Dichter erntete nach dem dritten Akt mehrmals ſtürmiſche Hervorrufe. Es iſt ein Senſationsſtück von packender Wirkungskraft, worin die militäriſche Subordination tragiſche Bedeutung hat. In den drei letzten Akten, beſonders im zweiten und dritten (Kriegsgerichtsſzene) kommen die dramatiſchen Steigerungen zu voller Geltung. Anſtoß erregten zuweilen zu draſtiſche Derbheiten der Sprache. Mit der wohlgetroffenen Darſtellung durfte man durchaus zufrieden ſein.

— **Eine Aufführung des neuen fünfaktigen** Schauſpiels „Ein Verbrechen“ von Sven Lange durch die Freie Volksbühne in Berlin brachte es nur zu einem mäßigen Erfolg. Die Handlung des Stückes dreht ſich um einen ſchauerlichen, an einem Wucherer verübten Raubmord.

— **Die neue ſatiriſche Komödie „Kater Lampe“** von Emil Roſenow hatte im Münchener Schauſpielhaus lebhaften Heiterkeitserfolg, wenn es auch an Widerſpruch nicht fehlte. Die flotte Darſtellung wurde gerühmt, obgleich die Beherrſchung des Dialekts mangelhaft blieb. — Das Neue Volkstheater gab als erſte Poſſenaufführung Neſtroys „Talisman“, der lebhaften Beifall und Heiterkeit hervorrief.

— **Die erſte deutſche Aufführung des neuen dreiaktigen** Schauſpiels „Zwei Gewiſſen“ von Girolamo Rovetta brachte es im Stadttheater zu Hamburg zu einem ziemlich ſtarken äußeren Erfolg.

— **Im Reſidenztheater zu Dresden ging zum** erſtenmal ein neues Wiener Volksſtück „Der g’rade Michel“ von Alexander Engel und Julius Horſt in Szene, das durch flotte Darſtellung Heiterkeit erweckte. Am meiſten zeichnete ſich Hanſi Nieſe als ſchelmiſches Dienſtmädchen Reſi durch hinreißendes Temperament und friſchen Humor aus. — Prof. Karl Porth, das verdienſtvolle Mitglied des Dresdener Hoftheaters (1871 bis 1896), feierte am 18. November ſeinen ſiebzigſten Geburtstag. König Georg von Sachſen ehrte ihn durch Verleihung des Hofrattitels.

— **H. Sudermanns „Sokrates, der Sturmgeſelle“** errang ſich im Reſidenztheater zu Wiesbaden durch ſehr draſtiſche Darſtellung lebhaften Beifall.

— **Das Königliche Theater in Kaſſel erzielte mit** H. Sudermanns „Es lebe das Leben“ günſtigen Erfolg.

— **Schillers Märchendrama „Turandot“** (nach Gozzi) wurde im Wilhelma-Theater zu Stuttgart durch eine Vereinigung ariſtokratiſcher Dilettanten zum Beſten der Schiller-Stiftung aufgeführt.

— **Im Hoftheater zu Altenburg trug ein neues** hiſtoriſches Luſtſpiel „Die Brautſchau“ von Henriette Cl. v. Förſter zum Teil lebhaften Beifall davon. Die Handlung ſpielt am Brandenburgiſchen Hofe zur Zeit, da der junge Schwedenkönig Guſtav Adolf II. inkognito um die Hand der Prinzeſſin Marie Eleonore warb.

— **Das neue, bisher verboten geweſene, gegen** die Intoleranz gerichtete Volksſtück „Liebesſünden“ von Joſ. Werkmann (Medelsky) erzielte bei ſeiner erſten Aufführung im Raimund-Theater zu Wien großen Erfolg. Am meiſten wirkte die Konfliktſzene, wo der Held des Stückes, ein junger katholiſcher Geiſtlicher, der als Student Vater eines unehelichen Kindes geworden war, auf die Forderung des ſtrengen Dechanten, er ſolle das Kind verleugnen, mutig entgegnet: „Mein eigenes Kind verleugnen — das kann nicht Gottes Wille ſein!“

— **Die neue engliſche Tanzoperette „Florodora“** von Leslie Stuart (Text von Owen Hall, deutſch von J. Burg und C. Wenck) trug im Alten Theater zu Leipzig ſtarken äußeren Erfolg davon. Das am beſten für Variétébühnen geeignete Stück erinnert in allem an den Stil und die Manier der S. Jonesſchen Operette „Geiſha“, enthält viele läſtige Übertreibungen der Komik und Wiederholungen, aber nicht viel Humor und Witz. Die Muſik zeichnet ſich beſonders durch rhythmiſche Lebendigkeit aus, iſt gefällig und reizvoll, jedoch ohne Originalität; auffällig ſind viele Nachbildungen nach „Mikado“, „Geiſha“ und den Wiener Operetten. Einige flotte Couplets, Duette, Terzette, auch Chorſtücke erweckten lebhafte Zuſtimmung und mußten zum Teil wiederholt werden. Aus dem rühmlichen Gelingen der Inſzenierung und Darſtellung war ſorgfältigſte Einſtudierung der Operette zu erkennen. Recht gut gefielen die prächtigen Koſtüme und die Tänze.

— **Die neue Märchenoper „Dornröschen“ von** Auguſt Weweler (Text von Hans Eſchelbach) erzielte bei ihrer erſten Aufführung im Königlichen Theater zu Kaſſel außerordentlichen Erfolg. Namentlich gefielen in der Muſik einige Lieder und Duette, aber auch Chöre und Enſembleſtücke. Beſonders gerühmt wurde die ſchöne Ausſtattung der Oper.

— **Im Stadttheater zu Hamburg brachte es die** neue Oper „Adrienne Lecouvreur“ von Francesco Cilea bei der erſten Aufführung zu großem äußeren Erfolg. Die Muſik wurde als geſchmackvoll und gefällig anerkannt; auch die Inſtrumentation des Werkes wurde gerühmt.

— **Eine neue Oper „Heimkehr“ von Karl Pottgießer** fand bei der erſten Aufführung im Stadttheater zu Köln freundliche Aufnahme. Dem Publikum gefielen am beſten einige lyriſche, etwas ſentimentale Geſänge.

— **Starken Erfolg hatte Eugen d’Alberts neue** Oper „Im Tiefland“ (Text von Rud. Lothar) im Deutſchen Theater zu Prag. Die Muſik ſoll ſich durch Friſche und Originalität, auch durch ſtimmungsvolle Momente auszeichnen. Noch lebhafteren Beifall fand das neue Werk bei der zweiten Aufführung.

— **Das Stadttheater zu Lemberg brachte Rich.** Wagners „Walküre“ mit bedeutendem Erfolg zum erſtenmal zur Aufführung.

— **Der Komponiſt Julius Stern vollendete eine** neue Oper „Narziß Rameau“ (Text von V. Léon), deren erſte Aufführung im Opernhaus zu Frankfurt a. M. ſtattfinden ſoll.

Peter Janſſens Wandgemälde

in der Aula der Univerſität Marburg.

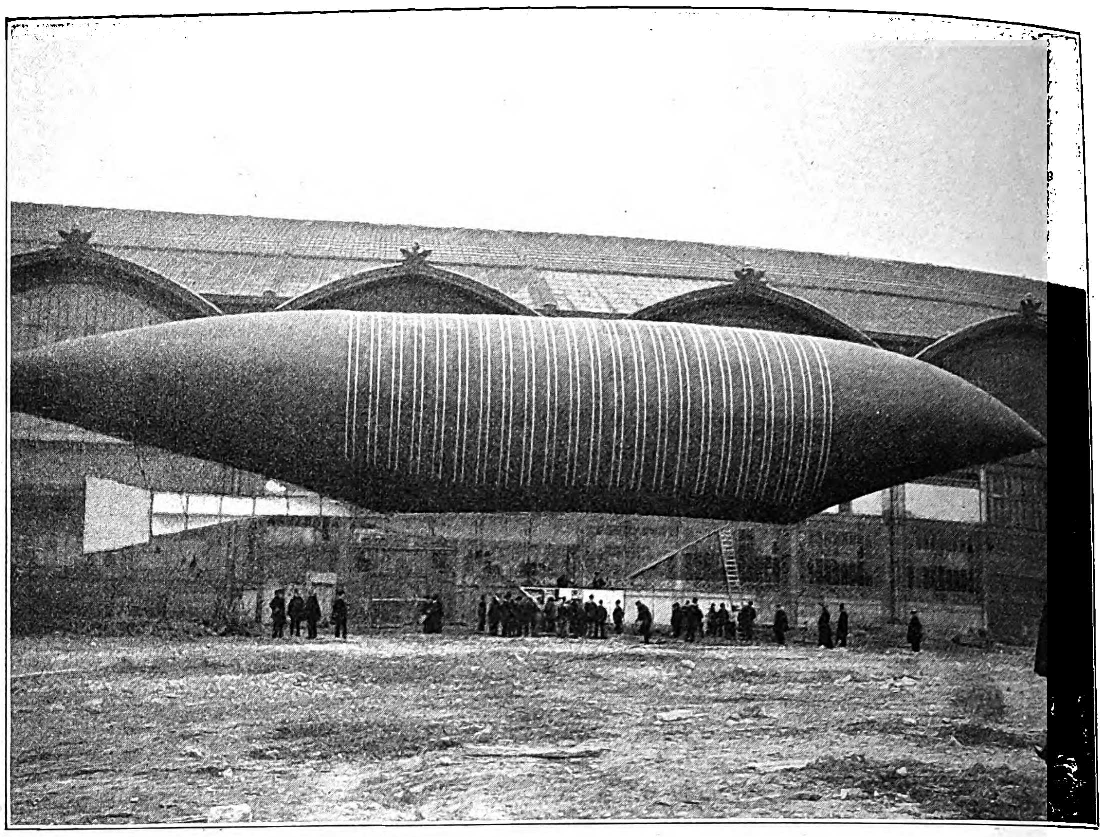
Das maleriſche Städtchen Marburg a. d. Lahn birgt eine der älteſten und zugleich kulturhiſtoriſch intereſſanteſten Hochſchulen Deutſchlands. Iſt es doch die erſte proteſtantiſche Univerſität, die Landgraf Philipp der Großmütige von Heſſen im Jahre 1527 hier errichtete, und zur Pflege dieſes „edelſten Kleinods ſeiner Herrſchaft“ berief er aus allen Teilen Europas die bedeutendſten Gelehrten der damaligen Zeit hierher. Auf klöſterlicher Herrſchaft und klöſterlichen Stätten wurde dieſes Forum der Wiſſenſchaft errichtet. Ein zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts erbautes Dominikanerkloſter nahm die Aula und die Lehrräume, ein Franziskanerkloſter die Univerſitätsbibliothek in ſich auf. In dieſen geweihten Räumen lebte und ſchuf die Profanwiſſenſchaft jahrhundertelang, bis in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der moderne Staat ein neues, an die alten Stätten ſich anlehnendes Gebäude ſchuf. Und ſo ſteht jetzt ein edler Sandſteinbau frühgotiſchen Stils vor uns, der mit ſeinen efeu- und weinbewachſenen Unterbauten auf unregelmäßigem Grundplan maleriſch über dem ſteilen Lahnufer aufſteigt und in ſeinem Inneren mit Wandelhallen und Kreuzgängen noch immer an den alten Entſtehungsurſprung erinnert.

Im Jahre 1891 war der Univerſitätsbau beendet. Allein nackt und kahl war die Aula geblieben. Zwar erfreute das Auge die Weite ihres Raumes, ihre vornehmen Verhältniſſe, ihr Lichtreichtum, aber leer und ſtumm blieben die Wände und ſuchten nur durch einige grelle Farbenſtriche in den Giebelfeldern das Auge zu überraſchen. Es war, wie ſich der ſcheidende Rektor bei der Einweihung der neuen Wandgemälde ausdrückte, „die Buntheit der Verlegenheit“. Auf den Wunſch des Senats wurde 1895 Prof. Peter Janſſen in Düſſeldorf mit der Ausführung des Wandſchmucks der Aula beauftragt. Acht Jahre widmete der Künſtler dieſer ſeiner Aufgabe, die nun in ſchönſter Vollendung vor uns ſteht. Mächtige Flächen voll bewegter Menſchengruppen, unter ſich abgeſchieden durch reich mit Gold durchzogene Teppichmuſter und durch Wandſäulen in ſchwer-dunkeln Farbentönen. Dieſe prachtvolle Umrahmung iſoliert die Bilder in dem Grade, wie ſie deſſen bedürfen. Hoch oben, in die Umrahmung eingeſtellt, ziehen ſich im Fünfpaß vierzehn deutlich ſichtbare monochrome Porträte berühmter Univerſitätslehrer hin vom alten Ferrarius und Eobanus Heſſus bis hinab zu Bunſen und Zeller. Über Orgel und Podium ſkizzieren von geflügelten Ruhmesgenien gehaltene Aufſchriften die Geſchichte der Gründung und Erneuerung der Univerſität. Aber auch an der Fenſterwand hat der Künſtler nicht mit Schmuck geſpart. In den hohen ſeitlichen Feldern zwiſchen Bogen und Umrahmungslinien iſt in ſechs Bildern die Sage von „Otto dem Schütz“ dargeſtellt, ein Märchenſtoff, der ſich um Marburgs ſtolze Burg gewoben hat.

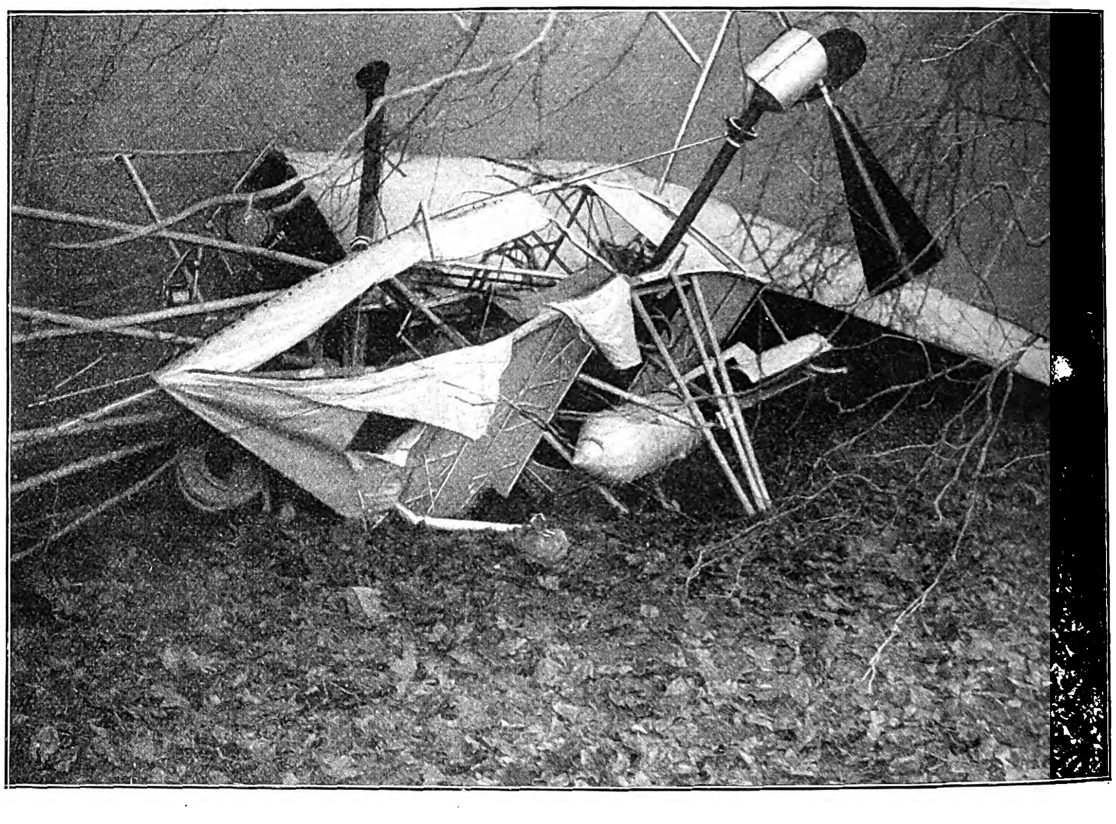
Der Hauptbilderzyklus aber ſchmückt in ſieben Darſtellungen die mächtigen Wände der Aula; er beſchränkt ſich keineswegs auf die Univerſitätsgeſchichte im engeren Sinne, ſondern gibt, weiter zurückgreifend, die Hauptkulturereigniſſe vom dreizehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert wieder, die mit Marburgs Namen verknüpft ſind. Auf der Südwand der Aula iſt zunächſt dargeſtellt „Die heil. Eliſabeth und ihr geiſtlicher Zuchtmeiſter Konrad von Marburg“. In dem Ketzerrichter Konrad erreicht die mittelalterliche Geiſtesknechtung und das Verlangen nach blindem Gehorſam gegenüber der Kirche den Höhepunkt, während in dem Wirken der heil. Eliſabeth die Pflege der Nächſtenliebe zutage tritt. In dem zweiten Bilde, „Kaiſer Friedrich II. und die nach Preußen ziehenden Deutſchordensritter“, iſt das Hineintragen der chriſtlichen Kultur in die preußiſchen Lande zur Anſchauung gebracht, das von der Ballei Marburg ausgegangen iſt. Auf der den Fenſtern gegenüberliegenden Hauptwand folgt dann das dritte Bild, „Sophie von Brabant läßt ihrem Sohne, Heinrich dem Kinde, von den Marburgern huldigen“. Sophie von Brabant war die Stammutter des großen heſſiſchen Fürſtengeſchlechts, und dieſe Huldigung beweiſt die Anhänglichkeit des jung entwickelten Bürgertums der Stadt an die Herrſcher, unter deren Szepter ſich Marburg zu einer Metropole hoher Geiſteskultur emporringen konnte.

Dieſen drei Bildern entſprechen drei weitere, die der Reformation gewidmet ſind. Das erſte derſelben ſchildert den „Einzug der Reformatoren zum Religionsgeſpräch in Marburg und ihren Empfang durch Philipp den Großmütigen und Ulrich von Württemberg“. Die große geiſtige Bewegung des ſechzehnten Jahrhunderts fand in Marburg einen ihrer wichtigſten Stützpunkte; Luther, Melanchthon, Zwingli, Jonas, Brenz, Oſiander, Stephan Agrikola, Ökolampadius und Butzer kamen hier zu dem bekannten Religionsgeſpräch auf Philipps Einladung zuſammen. Das zweite Bild vergegenwärtigt „Die Schlacht bei Lauffen“, die durch die Reiter Philipps des Großmütigen gegen die Kaiſerlichen entſchieden wurde und für die Entwicklung der Reformation beſonders nach Luthers Anſicht eine ausſchlaggebende Bedeutung hatte. Als drittes Bild endlich erſcheint „Die Dominikaner überlaſſen ihr Kloſter der Univerſität“. Mit dieſen Dominikanern, die ihr Kloſter verlaſſen, weicht der Geiſt kirchlich-mittelalterlicher Weltanſchauung für immer, und im ſiebenten und letzten Bilde, „Einholung des Profeſſors Chriſtian Wolff, des großen Repräſentanten moderner Forſchung, durch die Marburger Studentenſchaft“, zieht der Geiſt vorausſetzungsloſer Wiſſenſchaft, der die heutige Blüte der Univerſität inauguriert, in Marburg ein.

Mächtig und weithin ſichtbar ſind die vom Künſtler geſchaffenen Figuren, deutlich und einheitlich die Bewegung der Gruppen, klar der Aufbau, maßvoll und doch reich in ihrem Wechſel die Farbengebung. Aber nicht dieſe künſtleriſche Technik allein iſt es, die den Gemälden ihren unvergänglichen Wert verleiht, nicht die meiſterhaft dargeſtellte Geſchichte der deutſchen Trachten, ſondern vor allem der hohe Grundgedanke, der den ganzen Zyklus zuſammenfaßt. Janſſen will uns auf dem Boden Marburgs die geſamte deutſche Geiſtesentwicklung zeigen und ihre drei Phaſen, Scholaſtik und Aſkeſe des Mittelalters, proteſtantiſche Kirchlichkeit, freie Wiſſenſchaft, vor Augen führen. In der glänzenden Durchführung dieſes groß angelegten Gedankens hat Peter Janſien die deutſche hiſtoriſche Malerei zu einem neuen Triumph geführt.



Das lenkbare Luftſchiff der Brüder Lebaudy.



Das am 20. November beim Landen bei Meudon verunglückte Luftſchiff Lebaudy.

Nach photographiſchen Aufnahmen von Branger-Doyé in Paris.

Das lenkbare Luftſchiff Lebaudy.

Das von Julliot konſtruierte lenkbare Luftſchiff der Brüder Paul und Pierre Lebaudy hat nach einunddreißig ſeit dem 13. November 1902 geglückten Auffahrten am 12. November eine in der Luftlinie 55 km lange Fahrt von Moiſſon im Departement Seine-et-Oiſe nach dem Marsfeld in Paris in einer Stunde und 41 Minuten völlig programmgemäß ausgeführt, die von allen Pariſer Journalen mit Recht als ein großer Erfolg der Aeronautik gefeiert worden iſt.

Das lenkbare Luftſchiff Lebaudy unterſcheidet ſich von dem „Santos-Dumont“ durch die ſeitlichen Propeller und dadurch, daß der Mercedes-Motor von 40 Pferdeſtärken in der Gondel angebracht iſt. Horizontale Schotten unter dem eigentlichen Ballon dienen dazu, auf der Fahrt die Stampfbewegungen zu verringern, vertikale Schotten dienen als Kiel und ſichern die Stabilität der Richtung. Die Gondel iſt mit der Hülle durch Röhren verbunden. Die Länge des Luftſchiffs iſt 58 m, der Raumgehalt des Ballons 2300 cbm.

Mit dem Aeronaut Juchmès und dem Mechaniker Rey an Bord verließ der „Lebaudy“ am 12. November um 9 Uhr 20 Min. vormittags Moiſſon und nahm oſtſüdöſtlichen Kurs auf Paris, während ein ſüdſüdweſtlicher Wind mit einer Schnelligkeit von 6 m in der Sekunde vorherrſchte. Das Luftſchiff kreuzte nur etwa bis Meulan gegen den Wind, dann verlief die Fahrt in leidlich gerader Richtung über Les Mureaux, Poiſſy, den Wald von Saint-Germain-en-Laye, Nanterre, den Mont-Valérien bis zum Marsfeld in Paris, wo gelandet wurde. Die Luftreiſe war in einer mittleren Höhe von 100 m verlaufen, der höchſte erreichte Punkt war bei 300 m.

Auf dem Marsfelde erwarteten Pierre Lebaudy und der Ingenieur Julliot die Ankunft ihres lenkbaren Luftſchiffes, die um 11 Uhr 1 Min. erfolgte. Der Ballon wurde in der großen Maſchinenhalle des Marsfeldes untergebracht. Am 20. November ſollte ſich der „Lebaudy“ nach dem Luftſchifferpark bei Meudon begeben. Trotz ſtörenden Gegenwinds gelangte das Fahrzeug, von dem Luftſchiffer Juchmès und dem Mechaniker Rey geſteuert, glücklich bis kurz vor das Ziel. Hier aber wurde der Ballon, der nur noch 5 m vom Boden entfernt war, bei dem Verſuch der Landung durch einen heftigen Windſtoß an einen Baum geſchleudert, wobei die Hülle einen Riß erfuhr. Das Luftſchiff fiel ſofort; die Inſaſſen erlitten jedoch keinerlei Verletzung. Wenn auch in dieſem Jahre der „Lebaudy“ nicht mehr zum Aufſtieg kommen ſollte, ſo hat die Fahrt am 12. doch gezeigt, daß die endgültige Löſung des Problems der lenkbaren Luftſchiffahrt nur noch eine Frage verhältnismäßig kurzer Zeit iſt.

K. W.

Sport.

— Graditz läßt 1904 nicht weniger als 49 Mutterſtuten decken, und zwar acht von dem in England kürzlich für eine ſehr hohe Summe erſtandenen berühmten 5j. ſchwbr. H. Ard Patrick, darunter die Mutter von Vollmond, die Flibuſtier-Mizpah-Tochter Viſion. Zehn Stuten gehen zu Hannibal, fünf zu Habenichts, die anderen zu Manners, Carnage, Kirkconnel, Perfectioniſt, Gouverneur, Saraband und nur eine zu Saphir.

— Die beiden Renntage zu Carlshorſt am 12. und 16. November brachten, obgleich ohne öffentlichen Totaliſator, guten Beſuch und Sport. Im Herbſtjagdrennen, Ehrenpreis und 2500 ℳ, Strecke 4000 m, triumphierte des Hrn. K. v. Tepper-Laski a. F.-W. Lech, von Trachenberg-Linda, unter Leutn. v. Schlick. Das Maſter-Willi-Jagdrennen, Preiſe 1700 ℳ, Strecke 3000 m, erſtritt Leutn. v. Bachmayr auf des Hrn. R. Haniel 3j. br. St. Malmaiſon, von Saphir-Mayenne. Den Preis von Falkenhagen, 1500 ℳ, Flachrennen über 1600 m, für Zwei- und Dreijährige, holte des Geſtüts Nordſtern 3j. F.-H. Siegmund, von Realiſt-Sophie, heraus. Leutn. v. Bachmayr erſtritt noch das Tribünenjagdrennen, Preiſe 1700 ℳ, Strecke 4000 m, auf des Leutn. Draudt 3j. F.-H. Idem, von Bandit-Idee. Im November-Handikap-Jagdrennen, Strecke 4000 m, Preiſe 1700 ℳ, ſchlug des Hrn. M. Lücke 6j. dbr. W. Monſieur d'Yvetot, von Little Duck-Mademoiſelle de Fly, die anderen.

— Der letzte diesjährige Renntag zu Strausberg (Mark) am 15. November brachte noch ſehr ſchönen Sport und rieſigen Beſuch. Hr. M. Lücke holte ſich das Winterjagdrennen, Ehrenpreis und 1000 ℳ, Strecke 4000 m, auf des Leutn. v. Bennigſen 3j. F.-H. Simplicius, von Loiſir-Sehnſucht. Im Ehrenpreis-Jagdrennen, drei Ehrenpreiſe und 700, 200, 100 ℳ, Strecke 3500 m, triumphierte Leutn. Frhr. v. Neimans auf ſeinem 5j. F.-W. Freibourg, von Clamart-Cayenne. Im Kehrwieder-Hürdenrennen, Preiſe 1500 ℳ, Strecke 2600 m, feierte des Grafen J. v. Sierſtorpff 5j. br. H. Paroli, von Fulmen-Minnehaha, leicht mit drei Längen ſeinen erſten Sieg zwiſchen den Hürdenflaggen.

— Das November-Handikap zu Wien am 8. November, Preiſe 6000 Kronen, Strecke 2400 m, fiel an des Grafen L. v. Trauttmansdorff 5j. F.-H. Carmin, von Carbine-Mint of Money, mit zwei Längen.

— Zu Paris-Auteuil zeigte am 8. November im Prix Aſton Blount, Wert 31 700 Frs., Hürdenrennen über 4000 m, des Monſ. G. Aubry 4j. F.-H. Coup Double, von Dolma Baghtché-Cypris, mit drei Längen ſiegend, den Weg. Der Prix Francisco Martin, Wert 20 000 Frs., Steeplechaſe über 4500 m, war des Monſ. Ch. Liénart 6j. br. St. Killarney, von Châlet-Contrebande, mit ſechs Längen vorbehalten. Am 15. zeigte im Prix Montgomery, 40 000 Frs., Steeplechaſe, Strecke 5000 m, des Monſ. M. Clado 5j. F.-H. Dam, von Saint Damien-Mag, den Gegnern ſeine Überlegenheit. Der Grand-Prix de Marſeille, Wert 26 800 Frs., Strecke 2500 m, am 8. zu Marſeille wurde mit drei Längen von des Marquis de Ganay 3j. br. H. Jermak, von Ermak-Iphigénie, gewonnen. Am 14. triumphierte zu Nizza im Grand-Prix, 50 000 Frs., Strecke 2400 m, des Comte H. de Pourtalès 3j. Sch.-H. Hébron, von Le Sancy Clementine. Im Grand-Critérium de Nice am 11., Preis 20 000 Frs., Strecke 1500 m, für Zweijährige, war des Monſ. B. Chan dbr. H. Devis, von Reminder-Dentelle, der Beſte.

— Die Great Tom Plate, Wert 15 000 ℳ, Strecke 1600 m, zu Lincoln am 9. November wurde von des Mr. W. Low 3j. br. H. Littleton, von Rightaway-Galopin-Stute mit vier Längen erſtritten. Zu Liverpool zeigte am 11. in den Knowsley Nurſery Stakes, Wert 20 000 ℳ, Strecke 1000 m, für Zweijährige, des Mr. S. E. Shirley dbr. St. Killevan, von Saint Aidan-Killarney, den anderen den Weg. Am 13. erſtritt den Liverpool Autumn Cup, Wert 31 400 ℳ, Strecke 2200 m, des Mr. J. G. Baird Hay 3j. dbr. St. Palmy Days, von Trenton-Pallanza, um einen Kopf das erſte Geld.

— Das Trabreiten, den Prix Impétueuſe, 10000 Frs., Strecke 4000 m, zu Paris-Saint-Cloud am 7. November gewann des Monſ. A. Forcinal 4j. F.-St. Vapile, von Fuſchia-Lady Pille, in $6 : 35,_{8}$.

— Der Grand-Prix de Foreſt, Wert 7600 Frs., Strecke 2700 m, zu Foreſt (Belgien) am 8. November wurde von dem 4j. F.-W. Naas, von Whisperer-Pride, der Mme. J. Logan-Bell mit anderthalb Länge gewonnen.

— Im Gran Critérium Nazionale del Trotter Italiano, zu Mailand am 8. November, Preiſe 10 000 Lire, Strecke 1200 m, für Zweijährige, ſiegte des Geſtüts Ambroſiana br. H. Verdi in $1 : 54,_{2}$ und 1 : 55.

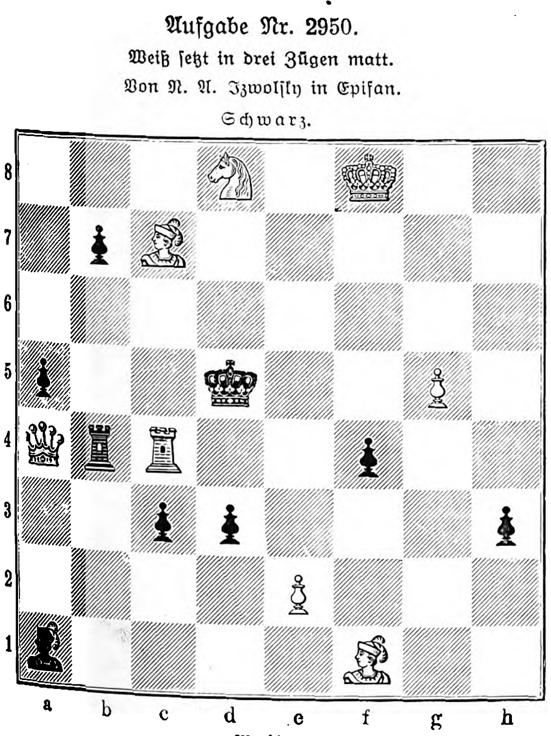
— Das Championat der Midinettes zu Paris-Prinzenparkbahn am 8. November, Fußwettlaufen über 300 m, von minderjährigen Mädchen, gab zu den drolligſten Szenen, voll von Stürzen, Veranlaſſung. Die Siegerin über 400 Konkurrentinnen, Irene Bordoni (14 Jahre), errang ein Fahrrad und 200 Frs. Im Marſch der Korporationen über 40 km, an dem 3800 Konkurrenten teilnahmen, ſiegte Harriet in 8 : 58 : 00.

Schach.

Aufgabe Nr. 2950.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Von N. A. Izwolſky in Epifan.



Die Diagrammſtellung, die im Turnier des „Wedrowice“ durch eine ehrende Erwähnung ausgezeichnet wurde, enthält ſehr intereſſante Varianten in glücklicher Zuſammenfaſſung. Die nachfolgende Typenaufgabe iſt von dem Autor als ſeine 2000. Kompoſition in die Welt geſchickt worden. Durch dieſe Tatſache gewinnt das an ſich einfache Problem erhöhtes Intereſſe.

Von J. Jeſperſen in Svendborg.

Weiß: K. h 7. D. e 1. T. a 6. L. b 3. S. b 4. B. d 3, d 6, c 5, f 6.
Schwarz: K. c 5. T. a 1, c 8. L. f 8. S. d 1, h 8. B. a 2, b 5, b 6, d 7, e 3, g 7, h 6.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Die Aufgabe Nr. 2948 iſt leider in einer älteren nicht ganz korrekten Faſſung zum Abdruck gelangt. Der Autor erſucht uns, die Stellung durch folgende Poſition zu erſetzen:

Von Dr. H. v. Gottſchall in Görlitz.

Weiß: K. c 7. D. a 8. S. d 7. B. a 2, b 3, e 3, f 2.
Schwarz: K. d 5. L. g 6. S. g 4. B. a 3, c 5, c 6, f 3, g 5, h 6.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Wir bitten unſere Löſer, dieſe Richtigſtellung zu beachten.

Wetterbericht.

Die Beobachtungen ſind früh 7, bzw. 8 Uhr.
b = bedeckt, w = bewölkt, h = heiter, r = Regen, s = Schnee, n = Nebel, g = Gewitter, st = Sturm.
Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10° = 8° Reaumur) gegeben.

Stationen	Nov. 16	Nov. 17	Nov. 18	Nov. 19	Nov. 20	Nov. 21	Nov. 22
Valentia	+ 7w	+ 9h	+ 2h	+ 3b	+10b	+11b	+10b
Breſt	+ 8w	+ 7w	+ 8w	+ 2b	+ 8n	+12n	+11b
Paris	− 1h	+ 0b	+ 3b	+ 0b	− 2h	+ 9b	+ 6h
Helder	+ 8w	+ 8w	+ 7w	+ 3n	+ 7w	+10b	+ 8w
Brüſſel	+ 3w	+ 2b	+ 1w	0b	− 4n	+ 8r	+ 4w
Neapel	+14w	+14w	+16b	+12r	+10r	+ 9h	+10r
Florenz	+11b	+12b	+ 9b	+ 9r	+ 6b	+ 4b	+ 8b
Genf	+ 6b	+ 0s	+ 3b	+ 3b	+ 2b	+ 1b	+ 5b
Trieſt	+11r	+12b	+12b	+12b	+ 8w	+ 8b	+ 8h
Wien	+ 3n	+ 5n	+ 4b	+ 3w	+ 5b	+ 4r	+ 4w
Budapeſt	+ 3b	+ 3r	+ 7r	+10b	+ 9n	+ 5b	+ 6w
Hermannſtadt	+ 1w	+ 5w	+12b	+13b	+ 7b	+11w	+ 8b
Odeſſa	+ 1b	+ 9b	+10w	+11b	+ 9b	+11b	+ 9b
Archangelsk	− 2b	− 3w	—	− 4s	− 4b	—	− 3b
St. Petersburg	+ 2b	− 0b	—	− 0s	− 2s	—	+ 1b
Haparanda	+ 0b	+ 0b	− 0b	+ 1b	+ 1r	+ 1b	− 0s
Stockholm	+ 1s	+ 0n	− 2h	− 2h	− 2b	+ 2b	− 4h
Chriſtianſund	+ 5w	+ 6r	+ 3b	+ 9b	+ 5w	+ 1b	+ 3st
Oxö	+ 4b	+ 6b	+ 3b	+ 4b	+ 8r	+ 3w	+ 4st
Kopenhagen	+ 2r	+ 1n	+ 0n	− 0n	+ 4n	+ 3n	+ 4h
Memel	− 0s	+ 3w	− 1n	+ 5w	− 1n	+ 3r	+ 3w
Kiel	+ 4b	+ 3n	+ 3n	− 2n	− 1n	+ 2r	+ 2h
Hamburg	+ 4b	+ 3b	+ 3w	− 2n	− 0n	+ 3b	+ 3w
Wilhelmshaven	+ 5b	+ 3b	+ 2h	+ 0n	− 2n	+ 5b	+ 3h
Hannover	+ 5r	+ 1w	+ 3b	− 0b	− 1b	+ 4r	+ 1b
Leipzig	+ 4w	+ 2b	0n	+ 2b	+ 1r	+ 4w	+ 3b
Berlin	+ 4b	+ 1h	+ 1n	+ 1h	+ 2r	+ 4b	+ 2h
Breslau	+ 4b	+ 2n	+ 3r	+ 2r	+ 4r	+ 3b	+ 2b
Mülhauſen i. E.	+ 4h	+ 3b	+ 1b	+ 2b	+ 1s	+ 2b	+ 4w
Karlsruhe	+ 6h	+ 4b	+ 0b	+ 2b	+ 1n	+ 4b	+ 4h
Friedrichshafen	+ 6w	+ 1r	+ 1b	+ 2b	+ 2b	+ 3r	+ 2w
München	+ 3b	+ 2r	− 0s	+ 1n	+ 1b	+ 1b	+ 1w
Säntis (2500 m)	− 8s	− 8s	−12s	− 9b	−10h	−10st	−12s
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+16b	+16w	+16b	+16b	+14w	+18r	+19r
Malaga	+15h	+15h	+15h	—	—	—	—
Biarritz	+13b	+ 9b	+10w	+ 4w	+ 5w	+10b	+13b
Nizza	+ 9w	—	+ 5w	+ 5b	+ 4r	+ 5h	+ 4h
Leſina	+15w	+16b	+17b	+16w	+14b	+11h	+12g
Helgoland	+ 5b	+ 5w	+ 5r	+ 5h	+ 6w	+ 7b	+ 5b
Keitum (Sylt)	+ 5h	+ 3b	+ 4h	+ 3h	+ 6b	+ 5w	+ 5b
Borkum	+ 7r	+ 7b	+ 3h	+ 3w	+ 4w	+ 9b	+ 7st
Aachen	+ 3h	+ 2b	+ 1b	0b	− 1b	+ 6b	+10b
Bad Reinerz (Schl.)	+ 2b	+ 2w	+ 0s	+ 0s	+ 0r	− 1s	− 1w
Bad Kiſſingen	+ 4b	+ 0n	+ 1b	+ 3b	+ 1b	+ 2b	+ 2b
Wildbad (Schwzw.)	+ 3b	+ 2b	− 1b	+ 0b	+ 0s	+ 3r	+ 3r
Ilmenau	+ 4b	+ 3h	− 2s	+ 1b	+ 1s	+ 2s	+ 1s
Davos	− 1b	− 2b	− 6s	− 9h	−11h	− 5s	− 3s
Heiden (Schweiz)	+ 3r	0s	− 2n	− 1b	− 1b	− 0s	+ 1b
Meran	+ 2b	+ 3r	+ 3b	+ 4r	+ 2b	+ 1h	+ 2b

Starker Schneefall trat am 18. November in verſchiedenen Gegenden des Weſterwalds, in der Rhön und im Sächſiſchen Erzgebirge ein; am 19. begann auch in der Sächſiſchen Schweiz, im Lauſitzer Gebirge, im Rieſengebirge und im Hirſchberger Tale, in der Grafſchaft Glatz, im Wiener Wald und zu Trient Schneewetter. Ebenſo gingen in allen Gegenden der Schweiz Schneemaſſen nieder, wobei gleichzeitig die Temperatur erheblich ſank; St. Moritz verzeichnete 2 Grad unter Null, und auf dem Pilatus blies der Wind bei 9 Grad Kälte.

Mit Hagelſchlag verbundene Gewitter gingen am 21. November in zahlreichen Gegenden der Rheinprovinz nieder. Infolge der gleichzeitig wehenden heftigen Stürme wurden die telegraphiſchen Verbindungen in Nordweſtdeutſchland zum größten Teil unterbrochen; die von Berlin nach England, den Niederlanden, Belgien, Frankreich, der Schweiz und Italien konnten nur auf Umwegen hergeſtellt werden. Am 21. abends kenterten auf der Ems mehrere Leichter, am 22. vormittags bei Olderſum der Schleppdampfer Weſſels, wobei der Heizer ertrank.

In Frankfurt a. M. tobte ein gewaltiger Sturm, der Bäume entwurzelte, Fenſterſcheiben eindrückte, Telegraphen- und Telephonleitungen zerſtörte und ſelbſt den Straßenbahnverkehr eine Zeitlang behinderte. — In Köln-Ehrenfeld wurden neun Schornſteine der ſtädtiſchen Gasanſtalt umgeſtürzt. — Über Kaſſel entlud ſich am Nachmittag des 21. November ein furchtbares Gewitter, das von wolkenbruchartigem, mit Hagel vermiſchtem Regen begleitet war. Der Blitz ſchlug in die Telegraphenſtation der Feuerwehr und zerſtörte hier ſechzehn Iſolatoren, in die Leitung der Straßenbahn, ſo daß ſämtliche Wagen plötzlich ſtehen blieben, und in ein Haus, das in Brand geriet. — Von erſchreckender Heftigkeit war auch der Sturm in Leipzig und Umgebung, wo er in der zehnten und elften Abendſtunde des 21. an Gebäuden, in Gärten und Promenaden ſowie in den Wäldern großen Schaden anrichtete. Zwei Perſonen wurden ſchwer verletzt. Der umgeſtürzte Schornſtein einer Seifenfabrik durchſchlug das Dach und den Boden des Gebäudes und demolierte das Keſſelhaus. Das Dach der Matthäikirche wurde zum Teil abgedeckt. Schwere Beſchädigungen erlitt die Ulanenkaſerne in Möckern. — Auf dem Walzwerk in Peine bei Hannover wurde durch den Sturm ein Schornſtein umgeworfen, wobei fünf Perſonen verunglückten, darunter eine tödlich. Der Turm der katholiſchen Kirche ſtürzte zur Hälfte ein. — In Halle a. S. wurden die ſchweren Kupferplatten des alten „Roten Turmes“ abgehoben und weit fortgeſchleudert; die kürzlich eingeweihte Pauluskirche erlitt ſchweren Schaden. Auf der Grube von der Heydt wurde ein Schornſtein umgeworfen, der einen Steiger erſchlug. — Laut Nachricht aus Bielefeld wurde in der Ortſchaft Spenge durch den Sturm eine Giebelwand umgeworfen, welche unter ihren Trümmern vier Maurer begrub, von denen zwei lebensgefährliche Verletzungen erlitten. — In den Dörfern Neuendorf, Karritz und Schönebeck in der Altmark riß der Sturm mehrere Windmühlen um, wobei der Beſitzer der Mühle in Schönebeck tödlich verletzt wurde.

Das große Hirſchblockhaus

im Berliner Zoologiſchen Garten und ſeine intereſſanteſten Bewohner.

Die umſtehende Zeichnung Meiſter Kuhnerts mit einigen Worten zu begleiten, macht mir ganz beſondere Freude; denn ich meine, die lebensvolle Darſtellung der verſchiedenen Hirſcharten ſei dem Künſtler vorzüglich gelungen. Aber auch die xylographiſche Ausführung der Zeichnung läßt nichts zu wünſchen übrig.

Der größere Kopf links auf unſerem Bild gehört dem kaukaſiſchen Rothirſch an, der, obwohl erſt vierjährig, d. h. dem Lebensalter nach ein „Schneider“, an Wildbret (Größe und Gewicht) bereits den ſtärkſten Kapitalhirſch hierzulande übertrifft. Der Kaukaſushirſch iſt eben bei weitem die ſtärkſte geographiſche Varietät des echten Rot- oder Edelhirſches im engſten Sinne und daher zur Aufbeſſerung unſerer Rotwildbeſtände jedenfalls am meiſten zu empfehlen.

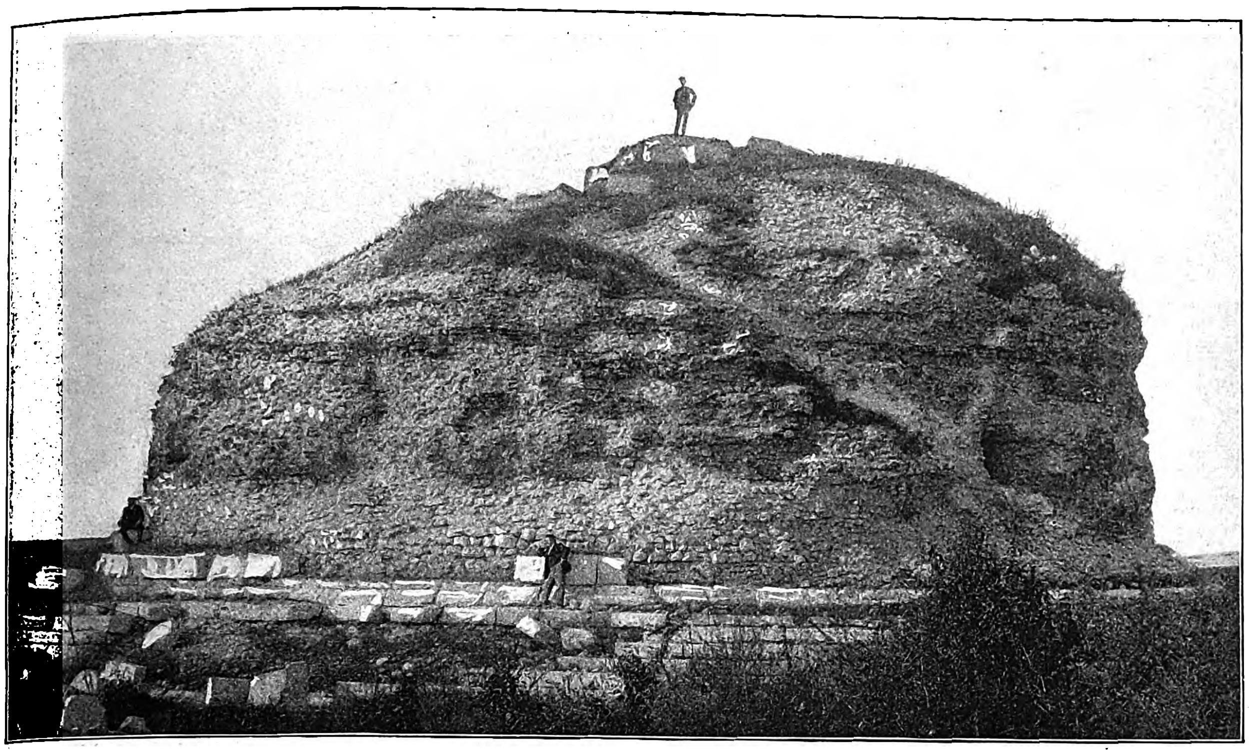
Das Gegenſtück dazu iſt der im richtigen Größenverhältnis danebengeſtellte ſardiniſche Rothirſch: ebenfalls zweifellos ein echter Rothirſch, aber ein Inſelkümmerling, der nur die Stärke des Damhirſches erreicht. Eigentümlich trifft damit zuſammen, daß auf Sardinien das Damwild nicht ſtärker wird als bei uns das Reh, daß das ausgewachſene Wildſchwein ausſieht wie ein jähriger „Überläufer“ unſeres Wildſchweins, daß Eſel und Pferd auf Sardinien ebenfalls Zwergformen bilden und auch das ſardiniſche Wildſchaf, der Mufflon, die kleinſte Art unter allen ſeinen Gattungsgenoſſen darſtellt.

Andere geographiſche Formen des Rothirſches, die hier nicht abgebildet werden konnten, ſchließen ſich an: ein ſtarker, unterſetzt gebauter Zehner vom Kochelſee, ein ſchlankerer Achter aus dem Harz mit ſehr hoch gewachſenem, elegantem Geweih und als ganz beſondere geographiſche Kurioſität auch ein Rothirſch aus Afrika (Cervus barbarus *Benn.*) aus den Korkeichenwäldern an der Grenze zwiſchen Tunis und Algerien. Dort gibt es noch geringe Beſtände eines ſchwachen, auch in der Geweihbildung wenig imponierenden Rothirſches als intereſſanteſten Beweis dafür, daß die Tierwelt der nordafrikaniſchen Atlasländer aus afrikaniſchen und europäiſchen Beſtandteilen ſich zuſammenſetzt. Noch viel könnte ich erzählen von anderen zahlreich hier vertretenen Hirſchgruppen. Wir halten jetzt ungefähr vierzig verſchiedene Arten und Abarten von Hirſchen: das abgebildete, nach einem genialen Entwurf von F. Schultze-Grunewald aus wirklichen Naturſtämmen zuſammengeſetzte Blockhaus, das eigentlich aus zwei, nur architektoniſch durch einen ſehr reizvollen Mittelaufbau unter einen Hut gebrachten Häuſern beſteht, enthält allein ſiebzehn Abteilungen. In anderen kleineren, zierlicher geſtalteten Hirſchhäuſern, zu denen wir die Zeichnungen den bekannten Bauräten Kayſer und v. Großheim verdanken, konnte ich geographiſche Reihen der amerikaniſchen Mazamahirſche (Virginier) und der indiſch-malaiiſchen Ruſas, die alle nur ſechs Enden aufſetzen, zuſammenſtellen und ſo mit dem Neubau der Häuſer auch die Sammlung der Bewohner auf eine unerreichte Höhe bringen.

Bleiben wir aber bei unſerem Bilde! Da iſt vor allem noch ein Wort zu ſagen über den großen Milu oder Davidshirſch (rechts unten) aus dem nördlichen China. Er iſt entſchieden der abſonderlichſte aller Hirſche mit ſeinem langen Eſelsſchwanz — der ſprachgerechte Weidmann verzeihe den harten Ausdruck! — und dem zuerſt ganz unverſtändlichen Geweih, das geradezu verkehrt auf dem Kopf zu ſitzen ſcheint, weil die flach nach hinten gebogene Hauptſtange unverhältnismäßig ſchwach, die ſteil nach vorn emporſtrebende Augenſproſſe dagegen unverhältnismäßig ſtark und mehrfach, wie in eine Art Krone, verzweigt iſt. Von ſeinem wiſſenſchaftlichen Beſchreiber, Milne-Edwards vom Pariſer Muſeum, wurde er deshalb auch gleich zu einer beſonderen Gattung (Elaphurus) erhoben und die Art dem eigentlichen Entdecker, dem franzöſiſchen Jeſuitenmiſſionar David, zu Ehren Elaphurus davidianus genannt. David ſah den merkwürdigen Hirſch zuerſt über die Mauer eines kaiſerlichen Wildparks bei Peking, und das ſcheint wirklich damals ſchon die einzige Zufluchtsſtätte des ſonſt in dem übervölkerten Lande ausgerotteten Tieres geweſen zu ſein. Man hat wenigſtens nie von einem anderen Vorkommen gehört, und auch jener Wildpark iſt unter dem jetzigen Scheinkaiſer längſt vernachläſſigt und verfallen, das einzigartige Wild verſchwunden. Unſer Exemplar iſt alſo wie ein ausgeſtorbenes Tier anzuſehen.

Da ſteht es mit den letzten drei Hirſcharten unſeres Bildes glücklicherweiſe noch beſſer; aber ſelten genug kommen auch ſie in den Handel, ſo daß man ſie ſtets als beſondere Wertſtücke einer Hirſchſammlung ſchätzen wird. Namentlich der ſiameſiſche Schomburgkhirſch (in der Mitte oben, im Gehege) dürfte gegenwärtig in keinem anderen Zoologiſchen Garten zu ſehen ſein; wir verdanken dieſes Unikum dem tätigen Intereſſe unſeres leider zu früh verſtorbenen Gönners, des Baurats Bethge, früheren Generaldirektors der ſiameſiſchen Eiſenbahnen. Das Geweih des Schomburgkhirſches zeichnet ſich, abgeſehen von der unterſten, der Augenſproſſe, die einfach bleibt, durch ein ausgeprägtes Beſtreben zur Gabelung aus. Sonſt iſt er von ſeinem nächſten Verwandten, dem vorderindiſchen Baraſinga (ein Paar links unten) kaum zu unterſcheiden, nur daß vielleicht bei dieſem das Goldbraun der Sommerdecke noch ſchöner und glänzender iſt. Unſer Baraſingahirſch iſt ein Prachtkerl, aber auch ein Satan erſter Güte, und namentlich ihn hat Kuhnert ganz unübertrefflich wiedergegeben, wie er wütend die „Lichter“ (Augen) verdreht. Der Leierhirſch aus Burma endlich (oben rechts), nach ſeinem Entdecker wiſſenſchaftlich Cervus eldi genannt, gehört auch in die nähere Verwandtſchaft der Vorgenannten, weicht aber doch mehr von ihnen ab, nicht zum wenigſten in der Geweihbildung, die ſehr eigenartig iſt durch den außerordentlich ſtumpfen Winkel zwiſchen der in leierförmigem Bogen nach hinten und außen geſchwungenen Hauptſtange und der nach vorn vorſtehenden Augenſproſſe, an deren Wurzel in der Regel noch eine kleine dornartige Sproſſe überzählig aufſitzt. Sonſt iſt das Geweih ſehr ſproſſenarm.

Berlin. Zoologiſcher Garten. Dr. L. Heck.



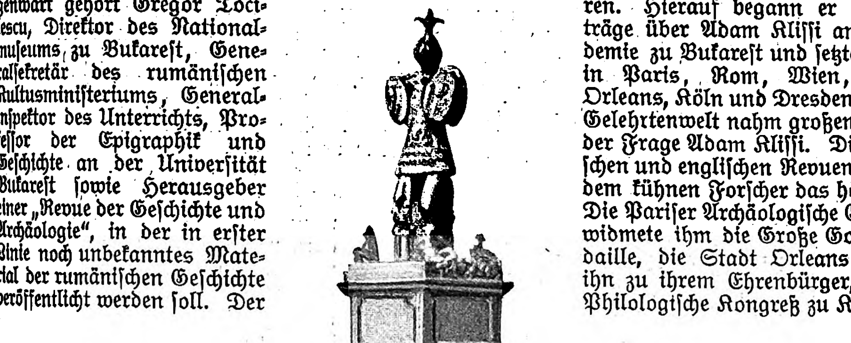
Adam Kliſſi im jetzigen Zuſtande.

Adam Kliſſi.

Ein römiſches Denkmal in der Dobrudſcha aus der Zeit Trajans.

Ein für den Archäologen außerordentlich ergiebiges und zu ſtets neuen Forſchungen anregendes Feld bietet an der unteren Donau die Dobrudſcha, die, 1396 bis 1878 unter osmaniſcher Herrſchaft, ſeitdem zu Rumänien gehört. Zahlreiche Denkmäler verſchiedenſter Art geben uns Kunde aus der Zeit des römiſchen Imperiums, dem das Land als Teil der Provinz Möſia ſeit dem Jahre 29 v. Chr. unterworfen war.

Zu den hervorragendſten Dobrudſcha-Forſchern der Gegenwart gehört Gregor Tocilescu, Direktor des Nationalmuſeums zu Bukareſt, Generalſekretär des rumäniſchen Kultusminiſteriums, Generalinſpektor des Unterrichts, Profeſſor der Epigraphik und Geſchichte an der Univerſität Bukareſt ſowie Herausgeber einer „Revue der Geſchichte und Archäologie“, in der in erſter Linie noch unbekanntes Material der rumäniſchen Geſchichte veröffentlicht werden ſoll. Der unermüdliche Gelehrte iſt unausgeſetzt bemüht, ſowohl ſeinem Vaterland neue Funde auf archäologiſchem Gebiet zuzuführen und damit das Muſeum der Hauptſtadt in wertvoller Weiſe zu bereichern, als auch weit über die Grenzen Rumäniens hinaus die wiſſenſchaftliche Welt mit den neu aufgefundenen Reſten aus der alten Römerzeit bekannt zu machen. An Zeichen der Anerkennung für die umfaſſende archäologiſche Tätigkeit Tocilescus hat es die gelehrte Welt des Auslands nicht fehlen laſſen. So überſandten im Juni 1902 Th. Mommſen, O. Hirſchfeld und A. v. Damaſchewſki, von der Königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften mit der Herausgabe des Supplementbands beauftragt, dem verdienten rumäniſchen Forſcher gemäß Beſchluſſes der Akademie ein Exemplar des großen und ruhmvollen Werkes „Inscriptiones Orientis et Illyrici latinae“ mit einem Begleitſchreiben, das mit Nachdruck darauf hinwies, daß Tocilescu in dem Bande einen guten Teil ſeiner eigenen Entdeckungen und Forſchungen wiederfinde. Am Schluſſe dieſes Schreibens wurde dem Bukareſter Gelehrten für ſeine wertvolle Unterſtützung der Dank der Akademie ſowie auch der perſönliche Dank der Herausgeber ausgeſprochen mit der Hoffnung, daß ſich das der Wiſſenſchaft wiedergewonnene große und wichtige Gebiet auch ferner einer gleichen Pflege erfreuen möge.



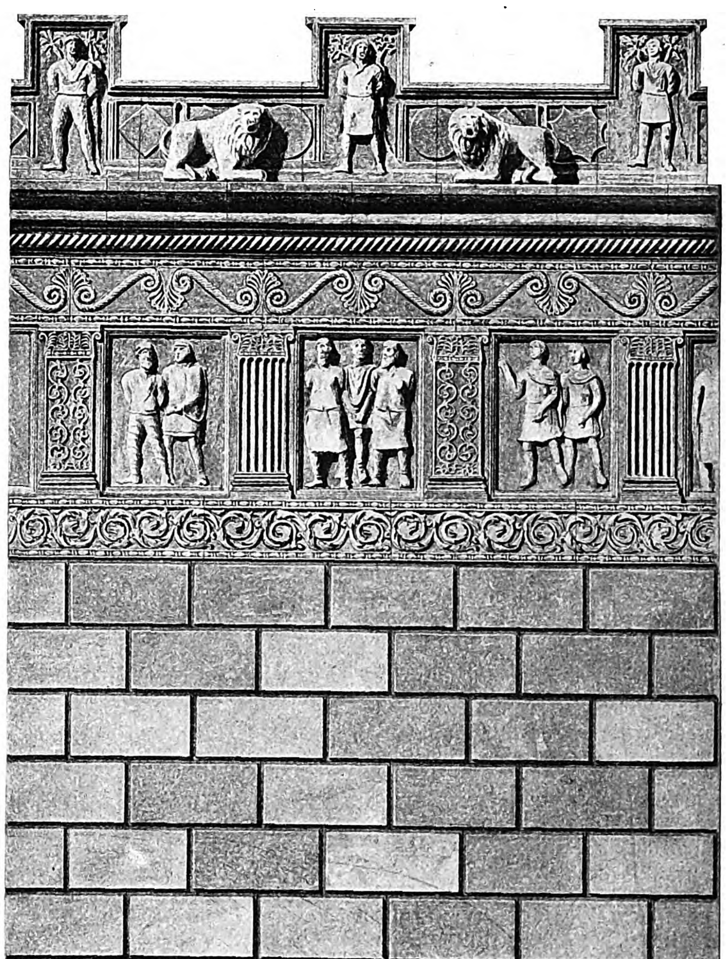
Das reſtaurierte Tropäum des Kaiſers Trajan.

Unter allen Forſchungen und Entdeckungen Tocilescus hat ihm aber keine ſo viel Mühe und Arbeit bereitet wie die des Trajaniſchen Denkmals Adam Kliſſi. Vor allen Dingen galt es hier zunächſt, durch unwiderlegbare Beweiſe feſtzuſtellen, daß dieſes Denkmal wirklich die Schöpfung des großen Imperators Trajan, des Beſiegers der Dazier, iſt. Den Winter von 1891 auf 1892 verbrachte Tocilescu in Italien, um dort alle Einzelheiten der Trajaniſchen Denkmäler zu ſtudieren. Hierauf begann er ſeine Vorträge über Adam Kliſſi an der Akademie zu Bukareſt und ſetzte dieſelben in Paris, Rom, Wien, London, Orleans, Köln und Dresden fort. Die Gelehrtenwelt nahm großen Anteil an der Frage Adam Kliſſi. Die franzöſiſchen und engliſchen Revuen ſpendeten dem kühnen Forſcher das höchſte Lob. Die Pariſer Archäologiſche Geſellſchaft widmete ihm die Große Goldene Medaille, die Stadt Orleans ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger, und der Philologiſche Kongreß zu Köln ſandte 1895 an den König Karl von Rumänien ein Telegramm, in welchem die unbeſtrittenen Verdienſte anerkannt wurden, die ſich dieſe Entdeckung um die europäiſche Wiſſenſchaft erworben hat. Das Werk über Adam Kliſſi und ſein Tropäum erſchien zu gleicher Zeit in deutſcher und rumäniſcher Sprache und wurde von den Gelehrten mit Dank und Freude begrüßt.

Etwa 20 km ſüdlich von Raſſowa in der Dobrudſcha erhebt ſich auf einem die Ebene beherrſchenden Punkt ein maſſiver kreisförmiger Bau in der Geſtalt eines ſteinernen Turms. Das Denkmal liegt nordöſtlich vom Tal Urloia, zwiſchen den Dörfern Adam Kliſſi und Jusfanar. Etwa 1 km ſüdöſtlich vom Denkmal befinden ſich die gewaltigen Ruinen eines römiſchen Lagers, Überreſte von Wällen, Mauern und Gräben; auch ſind noch die Spuren einer alten Stadt ſichtbar, die ſich bis zum Dorf Adam Kliſſi erſtrecken. Der dem Denkmal verliehene türkiſche Name lautet: Kumbet (Grabmal) oder Adam Kliſſi (Kirche des Menſchen). Die letztere Bezeichnung erklärt ſich ohne Zweifel aus der Tatſache, daß ſich zur Zeit der türkiſchen Eroberung noch eine oder mehrere Bildſäulen auf dem Gipfel des Turms befanden.

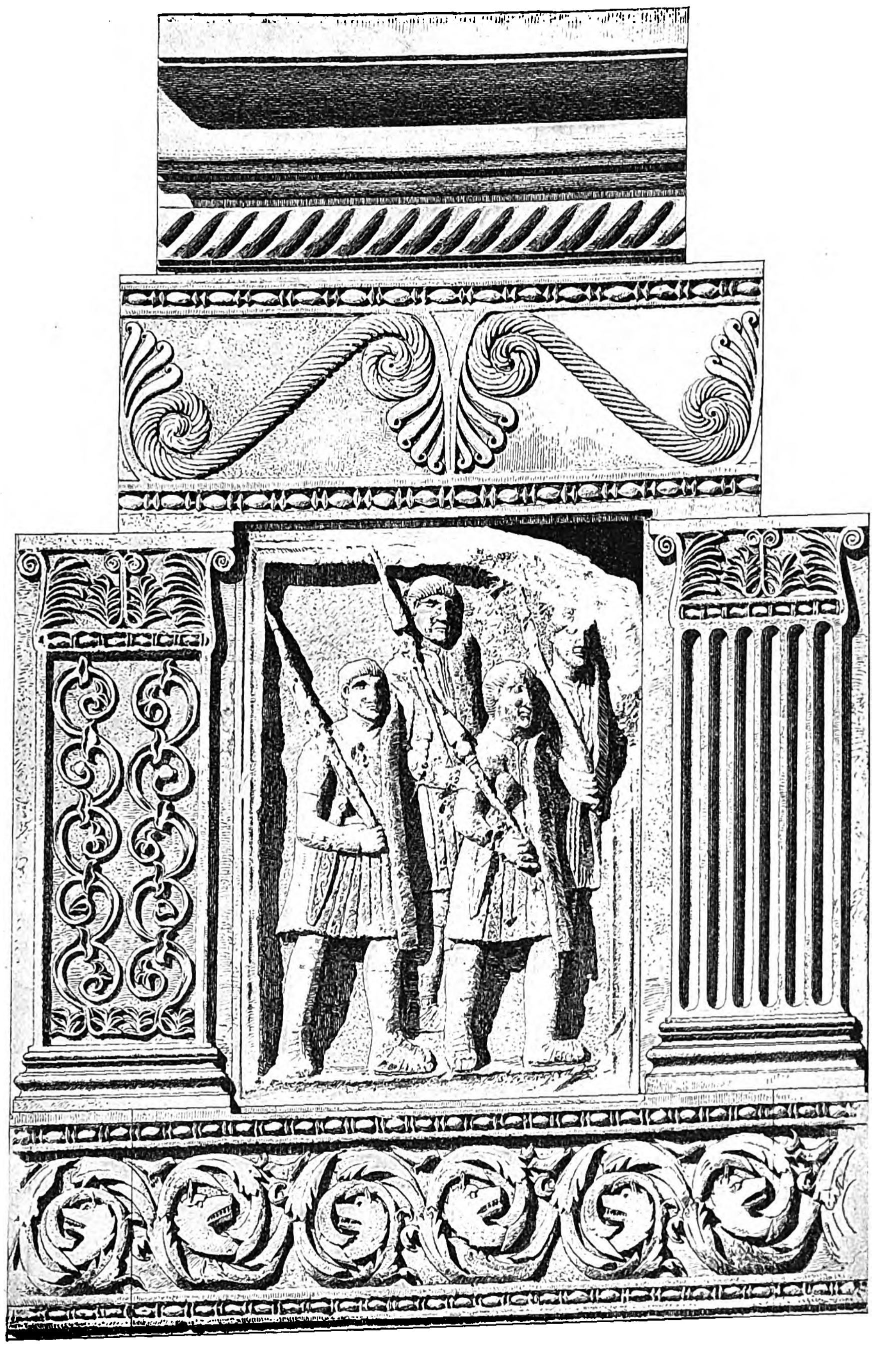
Moltke lenkte zuerſt die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf dieſes Monument. Er ſchreibt in einem Briefe vom 2. November 1832, der in ſeinem Werke „Über die Lage der Türkei von 1835 bis 1839“ veröffentlicht wurde, folgendes: „In der Donaurichtung drei und eine halbe Stunde von Raſſowa entfernt, haben wir eine merkwürdige Ruine gefunden, welche die Türken Adam Kaleſſi oder die Kirche Adams nennen. Es iſt ein ſolider Steinbau, welcher die Form einer Kuppel hat, die ehemals mit Reliefs und Säulen, deren Überreſte noch in einer großen Entfernung davon zerſtreut liegen, bedeckt war. Man hat vergeblich zweimal verſucht, in den ſoliden Kern des Gebäudes einzudringen. Eine Mine iſt bis unter die Fundamente mit großer Mühe gegraben worden, hat aber zu keiner Entdeckung geführt. Die Ruine bietet in ihrer jetzigen Geſtalt nach außen hin den Anblick eines großen Steinhaufens dar, welcher mit ſteinhartem Mörtel gemiſcht iſt. Aber inmitten dieſer Maſſe befindet ſich ein undurchdringlicher, aus großen Quaderſteinen beſtehender Kern. Es iſt dies wahrſcheinlich das Grabmal eines römiſchen Generals.“

Moltkes Anſicht wurde noch von anderen Forſchern geteilt, wie z. B. von Vincke, der das Denkmal für das Mauſoleum eines römiſchen Kaiſers hielt. Aber erſt den Forſchungen Tocilescus gelang es, Urſprung, Zweck und Bedeutung des Denkmals zu erforſchen, daß es ein Siegesdenkmal war, das die Eroberung Daziens durch die Römer unter Trajan verherrlichen ſollte. Tocilescu ging zunächſt daran, das Denkmal in ſeinen verſchiedenen weit und breit zerſtreut umherliegenden Teilen gründlich zu ſtudieren, um es in ſeiner urſprünglichen Form wiederherzuſtellen, ſoweit dies möglich war. Dieſes Problem iſt glänzend gelöſt worden. Heute ſteht Adam Kliſſi als Wahrzeichen einer ruhmvollen Vergangenheit in ſeiner bizarren, doch

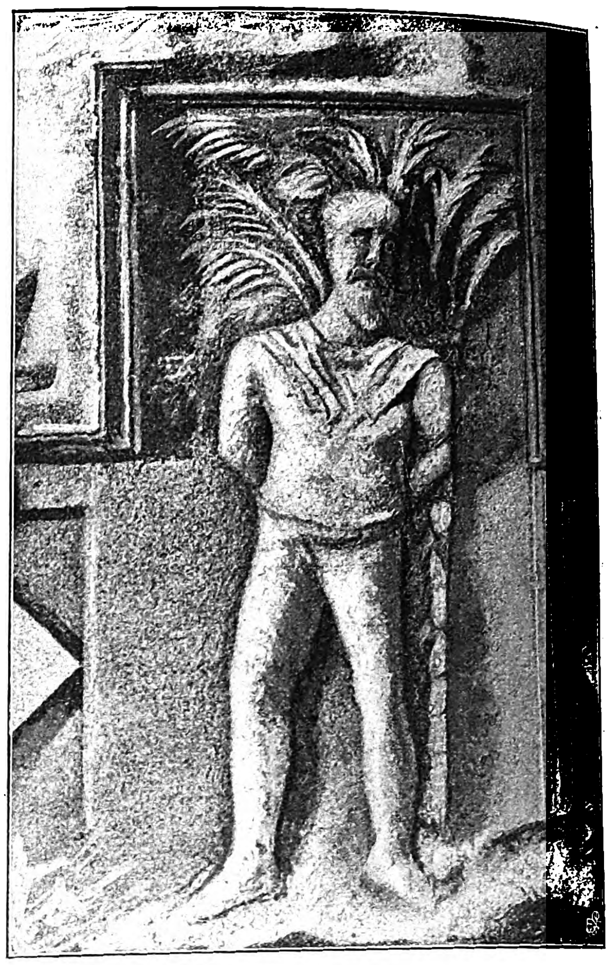


Der zylindriſche Unterbau von Adam Kliſſi.

Adam Kliſſi. Ein römiſches Denkmal in der Dobrudſcha aus der Zeit Trajans.



Details (Frieſe, Metopen, Geſims) vom zylindriſchen Unterbau.



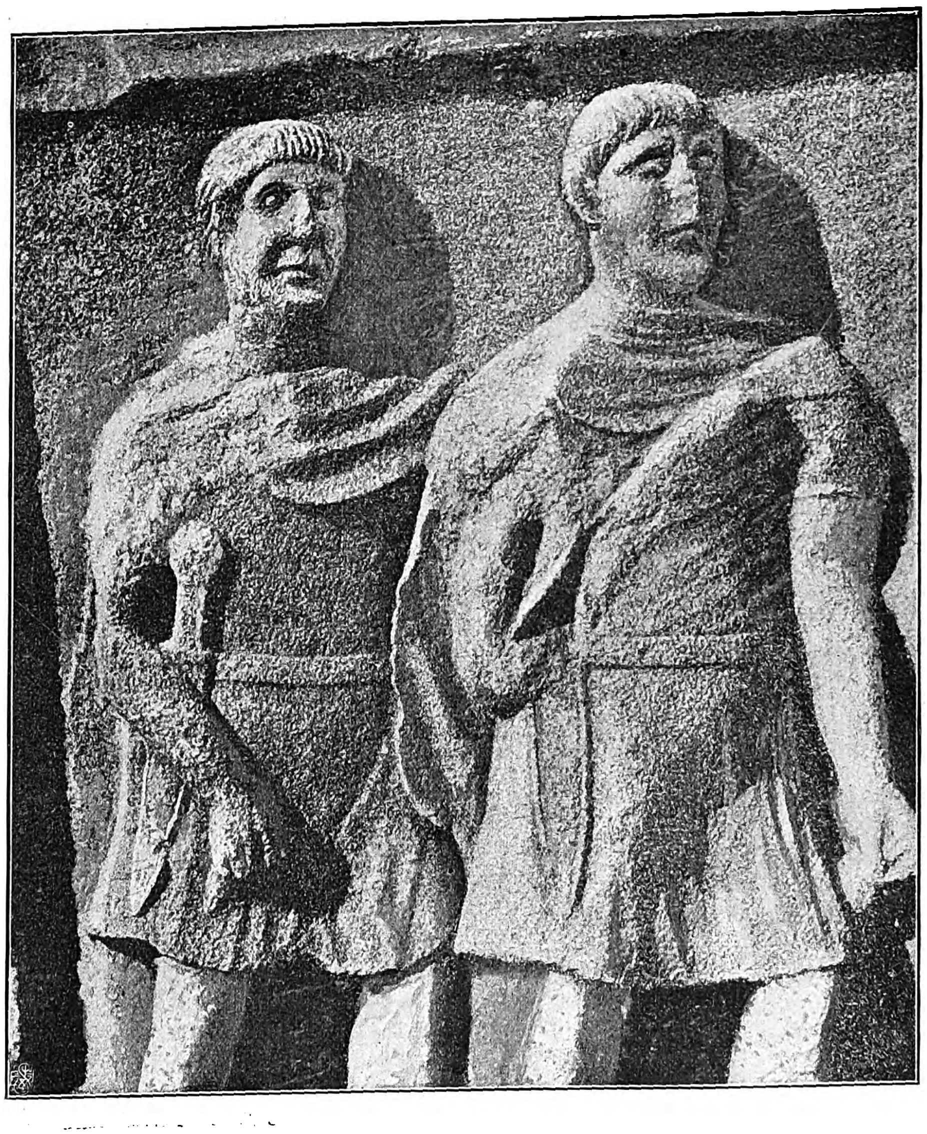
Daziſcher Gefangener, an einen Baum gebunden.

großartigen Geſtalt auf den einſamen Gefilden der Dobrudſcha, um noch nach Jahrtauſenden den nachgeborenen Geſchlechtern die Größe und die Macht des römiſchen Weltreichs vor Augen zu führen.

Das Denkmal beſtand aus einem zylinderförmigen Turm, auf dem ein rieſengroßes Siegeszeichen angebracht war. Der Turm, der 32 m Höhe und 30 m Durchmeſſer hatte, beſtand größtenteils aus ſehr harten Steinen. Im Mittelpunkt des Baus befindet ſich noch heute ein aus Quaderſteinen ſehr feſt zuſammengefügtes Viereck gerade unter dem Siegeszeichen. Dieſer Turm erhob ſich auf einer kreisförmigen Plattform, und zwar in der Art, daß ſich an den Fuß des Denkmals ein aus großen Flieſenſteinen gebildeter, $1,_{70}$ m breiter Rundgang anſchließt. Zu demſelben führt eine den Bau im Kreiſe umſchließende Treppe, deren ſieben Stufen ſich noch faſt unverſehrt an Ort und Stelle erhalten haben. Am Fuße der Treppe umgab eine zweite, 4 m breite, aus Steinmörtel erbaute Plattform das ganze Monument.

Der Turm wurde in ſeinem oberen Teil durch ein faſt kegelförmiges Dach abgeſchloſſen, das aus ziegelförmig angeordneten Kalkſteinplatten gebildet war. Im Mittelpunkt gerade über dem oben erwähnten viereckigen Kern erhob ſich auf einem ſechseckigen Sockel das eigentliche Siegeszeichen. Die äußere Bekleidung des zylinderartigen Turms beſteht aus zwei ſehr deutlich voneinander geſchiedenen Teilen. Der untere iſt über einem Sockel angebracht, der auf der Plattform der Treppe ruht, und beſteht aus ſechs regelmäßigen Reihen von Quaderſteinen ohne jede Verzierung. Der Sockel, die erſte Reihe und ein Teil der zweiten ſind noch vorhanden. Die Höhe des Sockels und der ſechs Reihen Quaderſteine betrug zuſammen $4,_{18}$ m.

Der obere, viel intereſſantere Teil der Bekleidung beſtand aus fünf verſchiedenen Abteilungen, deren unterſte ein 59 cm hoher Fries iſt. Sein Hauptſchmuck beſteht aus ſpiralförmig gewundenen Bärenklaublättern, von denen jedes in einen zähnefletſchenden Wolfskopf ausläuft, welcher an die auf der Trajans-Säule angebrachten daziſchen Standarte erinnert. Über dieſem Frieſe zieht ſich um das Monument eine Reihe von Metopen, die je $1,_{50}$ m Höhe und $1,_{16}$ m Breite aufweiſt. Nach der Berechnung mußten vierundfünfzig ſolcher Metopen vorhanden ſein; man fand indes nur neunundvierzig unter den am Fuße des Denkmals liegenden Reliefs oder unter den in der Umgegend verſtreuten Trümmern. Eine dieſer Metopen befindet ſich noch im Muſeum zu Tchinli-Kioſk. Die Metopen, die Darſtellungen aus den daziſchen Feldzügen Trajans zeigen, waren durch Pilaſter getrennt, die abwechſelnd kanneliert oder mit Laubwerk geziert ſind. Sie hatten dieſelbe Höhe wie die Metopen und eine durchſchnittliche Breite von 59 cm.



Kaiſer Trajan und ſein Adjutant auf einer Metope.

Adam Kliſſi. Ein römiſches Denkmal in der Dobrudſcha aus der Zeit Trajans.

Über der Reihe der Metopen und Pilaſter ſchlingt ſich um das Monument ein zweiter Fries, von dem jedes einzelne Stück durch eine eiſerne Klammer an dem darunter gelegenen Halbpfeiler befeſtigt war. Dieſer zweite Fries, genau ſo hoch wie der erſte, nämlich 59 cm, iſt mit Palmzweigen und Schnecken geziert. Ein Mauerkranz, der aus einer großen Sima (Hohlkehle) und einem Torus ohne jeden Schmuck beſteht, befindet ſich $7,_{53}$ m über der Plattform der Treppe. Über dieſem Kranz erhob ſich eine Brüſtung, die mit $1,_{20}$ m hohen Pfeilern geſchmückt war. Die äußere Fläche jedes Pfeilers zeigte ein Basrelief, welches einen gefangenen Barbarenfürſten darſtellte, deſſen Hände rückwärts an einen Baum gebunden waren. Zwiſchen den Pfeilern war die Brüſtung mit einfachen geometriſchen Figuren verziert. Vor der Brüſtung befinden ſich auf dem Rande des Mauerkranzes in gleichmäßigen Entfernungen Gruppen von je zwei Löwen, deren Rachen dazu diente, das Regenwaſſer abfließen zu laſſen. Sowohl die Löwen als auch die Basreliefs der Pfeiler hat man faſt ſämtlich am Fuße des Denkmals geſammelt; es fanden ſich acht Löwen, ſiebenundzwanzig Pfeiler und beinahe alle Stücke der Brüſtung vor.

Wie ſchon oben erwähnt, beſtand der oberſte Teil des Denkmals aus einem Sockel, auf dem das eigentliche Siegeszeichen aufgerichtet war. Der ſechseckige Sockel ſelbſt ruhte auf einer 89 cm hohen kreisförmigen Unterlage; ſein Vorſprung war mit den Wappen der Barbaren geſchmückt. Jede ſeiner Seiten bekleidete eine ſchmuckloſe Kalkſteinplatte; zwei derſelben waren mit der Widmungsinſchrift verſehen. An jeder Ecke des Sockels befand ſich ein auf den beiden Außenſeiten kannelierter Pfeiler; der ganze Sockel iſt etwa $2,_{05}$ m hoch, jede Seite desſelben $2,_{70}$ m breit.

Von den Inſchriften ſind nur Bruchſtücke vorhanden, die teilweiſe an Ort und Stelle gefunden wurden, teilweiſe aber in den umliegenden Dörfern verſtreut umherlagen. Aber gerade dieſe Bruchſtücke haben es ermöglicht, ganz richtig die erſten Zeilen des lapidaren Dokuments herzuſtellen. Von der erſten Platte iſt noch lesbar:

MA(rti) ULTORI
IM(p. caes)AR DIVI
NERVAE. (f. n)ERVA
(Tra)JANV(s. aug. germ.)
(dac)I(cu)S. P(ont.) MA(x.)

Die zweite Inſchriftentafel läßt ſich folgendermaßen ergänzen:

(trib. po)T. XIII
(imp. vi. cos.) V.P.P.
(per exerc)ITV(m)
(Moesiae infer.s)V(b)
E

Die Ziffern der Inſchrift weiſen auf das Jahr 108 bis 109 n. Chr. Da der zweite daziſche Feldzug im Jahre 107 beendet wurde, ſo iſt es ſicher, daß das Denkmal Adam Kliſſi ſich auf die Siege Trajans über die Dazier bezieht; als ſolches hat es ſowohl mit der Trajans-Säule zu Rom als auch mit den Basreliefs des dortigen Triumphbogens Konſtantins Ähnlichkeit.

Mehrere der Skulpturen des Tropäums Adam Kliſſi tragen das Bildnis Trajans, das nach Vergleichung mit anderen erhaltenen archäologiſchen und beſonders numismatiſchen Denkmälern leicht zu erkennen iſt. So beſteht z. B. eine vollkommene Ähnlichkeit zwiſchen dem kaiſerlichen Bildnis auf einer der Metopen und einer trajaniſchen Medaille aus den Jahren 104 bis 110, die den Kaiſer zu Pferde darſtellt, wie er einen unter die Füße ſeines Roſſes geſtürzten Dazier mit der Lanze durchbohrt. Sowohl der Geſichtsausdruck der gefangenen Barbaren als auch deren Waffen und ſelbſt einige Szenen auf den Metopen erinnern trotz ihrer verſchiedenen Ausführung an ähnliche Skulpturen auf der Trajans-Säule.

Mitten auf dem ſechseckigen Sockel war ein gigantiſches Siegeszeichen errichtet, deſſen aus fünf Stücken gebildeter Stamm bei einem 2 m ſtarken Durchmeſſer $5,_{40}$ m Höhe beſaß. Auf dieſem Stamm befand ſich ein Panzer, der den anderen bereits bekannten kaiſerlichen Panzern ähnlich war. Man ſieht auf demſelben in Basrelief einen römiſchen Reiter und drei Krieger zu Fuß ſowie hinter dem Reiter einen geſtürzten Barbaren. Der Panzer war 4 m hoch. Zur rechten und linken Seite wurde derſelbe von zwei mit Meduſenhäuptern verzierten Schildern überragt. Man fand auch mit dem Antlitz der Meduſa geſchmückte Reiterſtiefel. Nur der zur Krönung dieſes Denkmals unbedingt notwendige Helm iſt bis jetzt noch nicht entdeckt worden. Unten am Stamme haben ſich jedenfalls noch einige Statuen befunden. Die Bruchſtücke von drei derſelben ſind am Fuße des Turmes aufgefunden worden. Es läßt ſich mit Beſtimmtheit annehmen, daß eine dieſer Bildſäulen einen Barbarenfürſten in aufrechter Haltung darſtellt, dem die Hände auf den Rücken gebunden ſind, während die anderen am Fuße des Siegeszeichens ſitzend, ebenfalls gefeſſelte Gefangene darſtellen. Die ganze Höhe des Denkmals vom Fuß der Treppe bis zum Helm hinauf betrug $32,_{40}$ m, das ſind genau hundert römiſche Fuß.

Erwähnenswert iſt noch, daß unter den von der Stadt Tomi, dem heutigen Conſtantza, geprägten Medaillen eine aus Bronze von 2 mm Durchmeſſer beſteht, die auf dem Avers die Büſte des Kaiſers Trajan mit der Inſchrift „Dem Selbſtherrſcher Cäſar Trajanus Auguſtus, Germanicus, Dacicus“ in griechiſcher Sprache zeigt. Auch findet man auf dieſer Münze die Darſtellung eines Siegeszeichens, die an ein von der Skulptur geliefertes Vorbild erinnert. Nach der wohlbegründeten Anſicht des Archäologen Pick in Zürich ſtellt dieſe Medaille den oberen Teil des Siegeszeichens von Adam Kliſſi mit der zylinderförmigen Grundlage des Denkmals dar. Die Bewohner von Tomi werden ſie dem Kaiſer Trajan zu Ehren geſchlagen haben. Die Wiedergabe des Denkmals erklärt ſich ſowohl aus dem Stolz der Bürger von Tomi auf das in ihrer Nähe ſich befindende, einzig in ſeiner Art daſtehende Monument als auch aus dem Beſtreben, es der römiſchen Metropole gleichzutun, die auf ihre Medaillen die Bildniſſe der Denkmäler Roms prägte. Die Stadt Tomi war damals zu wichtig und verdankte dem Kaiſer Trajan zuviel, um nicht ihre Ergebenheit durch Prägung einer Erinnerungsmedaille mit dem Tropäum des Imperators kundzutun.

Die Feſtigkeit des Baus iſt der römiſchen Architektur würdig; ſie ſicherte dem Denkmal eine ſehr lange Dauer. Seine Zerſtörung begann höchſtwahrſcheinlich durch ein Erdbeben und wurde von den dortigen Bewohnern dadurch vervollſtändigt, daß ſie alle eiſernen Klammern losriſſen, von denen faſt keine einzige wiedergefunden worden iſt, und alle für ſie brauchbaren Steine ziemlich weit fortſchleppten.

Nach der Inſchrift und den Darſtellungen der Basreliefs konnte man das Datum der Erbauung des Denkmals genau angeben. Es bleibt noch ein Einwand zu widerlegen. Wenn man die Bildhauerkunſt des Monuments Adam Kliſſi mit der Trajans-Säule und anderen zu jener Zeit entſtandenen Denkmälern vergleicht, ſo findet man einen großen Unterſchied. Die Gegenſtände der Darſtellung ſind faſt dieſelben, viel gröber iſt jedoch die Ausführung. Jedenfalls liegt der Grund dafür in der Tatſache, daß wir es mit einer Provinzialarbeit zu tun haben, und daß zu allen Zeiten des römiſchen Reiches die Kunſt in den nichtgriechiſchen Provinzen zurückblieb gegen die der griechiſchen Länder. Die Ausſchmückung der Frieſe und Geſimſe iſt ſorgfältiger und bekundet eine geſchicktere Hand als die Skulpturen der Metopen und Pilaſter. Es war leicht, nach einem Muſter die geometriſchen Figuren die Schnecken und Laubgewinde auszuführen, während es ungleich ſchwieriger war, die Kleidung und Haltung der Gefangenen wiederzugeben. Welches nun auch der künſtleriſche Wert von Adam Kliſſi ſein mag, das Monument bleibt auf jeden Fall eins der kulturhiſtoriſch wichtigſten Denkmäler des römiſchen Weltreichs. Wir finden auf demſelben eine bedeutende Anzahl von Angriffs- und Verteidigungswaffen dargeſtellt, ferner die Trachten der römiſchen Soldaten und der Barbaren-Fürſten und -Völker, die im erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung das untere Donautal bewohnten. Es iſt ſogar anzunehmen, daß die Darſtellung dieſer Donauanwohner auf Adam Kliſſi richtiger als in Rom ausgeführt worden iſt; denn das Denkmal iſt ſozuſagen mitten unter den Stämmen entſtanden, deren Erinnerung es bis auf unſere Zeit verewigt. Jedenfalls ſind die Szenen der Basreliefs nach der Natur ausgeführt worden.

Iſt auch der Turm Adam Kliſſi nicht ſo reich an Marmor, iſt ſeine künſtleriſche Ausführung minder wertvoll als die der Monumente der ſtolzen römiſchen Kapitale, ſo iſt er doch mächtig und großartig genug. Stolz beherrſchte er die Pforten des Weltreichs angeſichts der Barbarenvölker, indem er dieſelben, wie er es noch heute tut, an den gefürchteten Namen Roms und ſeinen größten Kaiſer erinnert.

F. Bergamenter.

Himmelserſcheinungen.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes			des Mondes	
				Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	Aufgang	Untergang
Nov.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
29.	16 28 38	11 48 5	−11 55	+ 0 38	1	+ 0 23	am Tage	1 17 fr.
30.	16 32 34	11 48 26	11 34	4 33	13	− 0 42		2 22
Dez.								
1.	16 36 31	11 48 47	11 13	8 22	26	1 50		3 30
2.	16 40 28	11 49 9	10 51	11 54	39	2 53		4 40
3.	16 44 24	11 49 32	10 28	14 53	53	3 47		5 51
4.	16 48 21	11 49 55	10 5	17 6	67	4 28	4 25 ab.	am Tage
5.	16 52 17	11 50 19	− 9 41	+18 17	82	− 4 54	5 18	

Sonne: Gerade Aufſteigung 247° 24′ ($16^{h}\,30^{m}$), ſüdliche Abweichung 21° 49′ (den 2.).

Sonnenaufgang 7 Uhr 54 Min., Sonnenuntergang 4 Uhr 4 Min. (den 2.).

Mond: Vollmond den 4. abends 7 Uhr 13 Min.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur geht zu gleicher Zeit mit der Sonne unter. — **Venus** ($201\frac{1}{4}° = 13^{h}\,26^{m}$ gerade Aufſteigung, $6\frac{3}{8}°$ nördliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde der Jungfrau, geht früh vor $3\frac{1}{2}$ Uhr auf und kann noch kurz vor Sonnenaufgang am Südoſthimmel gut geſehen werden; im Fernrohr ſieht man ihre 23 Bogenſekunden große Scheibe zur Hälfte beleuchtet. Den 30. kommt ſie in die Nähe des Sternes 1. Größe Spica in der Jungfrau. — **Mars** ($294\frac{1}{4}° = 19^{h}\,37^{m}$ gerade Aufſteigung, $22\frac{5}{6}°$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, iſt abends bis kurz vor 7 Uhr niedrig am Südweſthimmel zu finden und $1\frac{1}{2}$ Stunde lang ſichtbar. — **Jupiter** ($346° = 23^{h}\,4^{m}$ gerade Aufſteigung, $7\frac{1}{2}°$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Waſſermanns, hat ſeinen höchſten Stand am Südhimmel abends $6\frac{1}{2}$ Uhr und bleibt nur noch die erſte Hälfte der Nacht über dem Geſichtskreiſe. Verfinſterungen der Jupitermonde: des erſten den 3., Austritt abends 9 Uhr 32 Min. und den 5., Austritt nachmittags 4 Uhr 1 Min.; des zweiten den 1., Austritt nachmittags 5 Uhr 7 Min. — **Saturn** ($307\frac{3}{4}° = 20^{h}\,31^{m}$ gerade Aufſteigung, $19\frac{3}{8}°$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, iſt abends $2\frac{1}{2}$ Stunden lang bis zu ſeinem gegen 8 Uhr erfolgenden Untergange zu ſehen. — **Uranus** ($264\frac{1}{4}° = 17^{h}\,37^{m}$ gerade Aufſteigung, $23\frac{1}{2}°$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, geht $\frac{3}{4}$ Stunde nach der Sonne unter.

Der **Mond** iſt in Konjunktion mit dem Stern 1. Größe α Stier (Aldebaran) den 4. nachmittags 2 Uhr.

Frauen-Zeitung.

Halali.

Skizze

von

A. Theinert.

[Nachdruck verboten.]

Sie erwachte aus unruhigem Halbſchlummer.

„Alfred, lieber Alfred, ſchneit's immer noch?“ fragte ſie.

Der Mann ſtand auf und ſchritt zum Fenſter. Eine Weile ſchaute er in die ſtürmiſche Nacht hinaus, dann kam er zurück und ſetzte ſich wieder in den neben das Bett der Kranken geſchobenen Lehnſtuhl.

„Ja, Magda, es ſchneit immer noch“, ſagte er. „Aber ſprich nicht; rege dich nicht auf! Bitte, liege ſtill!“

„Schnee fällt, dichte Flocken ſeit vielen Stunden ſchon. — Wenn der Tag anbricht, werden hohe weiße Wälle das Haus umſchließen. — O, wie gut! Abgeſchieden von der Welt draußen, ganz abgeſchieden. — Hier wird er nicht eindringen. — Oder meinſt du, Alfred, er könnte kommen?“

„Aber Magda, ſo grüble doch nicht. Du weißt, was der Doktor geſagt hat; und du haſt ihm verſprochen“ —

„Ach, der Doktor! Das kleine, dicke Männchen mit dem gutmütigen, roten Geſicht und dem breiten böhmiſchen Dialekt. — Weißt du, Schatz, daß ich über ihn lachen mußte? Er hat zu mir geſchwatzt wie zu einem unmündigen Kinde. — Als ob ich's nicht am beſten wüßte, wie's um mich ſteht!“

„Magda, Magda! Willſt du mir das Herz brechen?“

„Nein, nein, mein lieber, lieber Alfred, plaudern will ich mit dir, ruhig, ganz ruhig. Wir ſind ja jetzt allein und ſicher geborgen.“

Der Mann blickte ſchweigend in das bleiche, ſchöne Geſicht der Kranken, deren tiefblaue Augen in Fieberglut leuchteten. Schwere, tiefſchwarze Flechten umrahmten den feinen Kopf. Ein leichter Schal war loſe um die Schultern geworfen und ließ den zarten Hals frei.

„Es dünkt mich gar ſo ſonderbar, Alfred; nur du und ich in dieſem Hauſe, ohne Diener, ohne Zofe. — Warum glauben die Leute, das Haus ſei verwünſcht, Spukgeiſter trieben drin ihr Unweſen? Ich habe nichts Unheimliches geſehen oder gehört. Haſt du? — Haha! Die Alte, die tagsüber kommt, Ordnung zu machen und zu kochen, nicht um alles in der Welt bliebe die hier über Nacht.“

„Das Landvolk iſt abergläubiſch. Aber was macht das uns?“

„Nichts, Schatz, gar nichts. — O, wie habe ich mich geſehnt nach dieſer Stille! — Du biſt bei mir und bleibſt bei mir bis zur Trennungsſtunde. — Laß mich zur letzten Ruhe betten, Alfred, auf dem alten Friedhof drunten im Dorf unter der großen Linde.“

„O, Magda, ſchweig! Mache mich nicht wahnſinnig! Du wirſt, du mußt wieder geſund werden! Wie könnte ich weiterleben ohne dich!“

Sinnend ſtarrte die Kranke ins Leere. „Alfred“, flüſterte ſie nach einer Weile, „überall hat er uns aufgeſpürt, nur hier nicht. Er hat uns gefunden in Paris und Madrid, in Rom, in Wien und Berlin. Sind wir ihm am Tage entronnen, dann hat er uns verfolgt in der Nacht — trabend, immer trabend hinter uns her — der graue Wolf — unhörbar und nie raſtend.“

„Schweig, Magda, verbanne dieſe Gedanken! Er wird nie wieder unſeren Weg kreuzen.“

„Aber Alfred, ich ſehe ihn kommen! — Er kommt; er kommt gewiß noch, mich zu holen.“

Der Mann ſtöhnte auf. „Er hat kein Recht an dich, Magda. Ich laſſe es nicht gelten! Du gehörſt mir, keinem anderen in der Welt als mir.“

„Ach, Alfred, Alfred, du weißt es, weiter können wir nicht fliehen; das Haus hier iſt unſer letztes Aſyl. — O, mein einzig Geliebter, zwei Wochen haben wir Ruhe gehabt. — Wenn's ſo bleiben könnte bis zum Ende! — Vielleicht hat er doch die Spur verloren. — Ich will's hoffen, will mich nicht länger fürchten.“

Wild brauſend fuhr der Sturm durch die Tannenwipfel im Walde draußen und ſchaurig heulend um die Ecken des einſamen Hauſes. Erſchöpft war das junge Weib in die Kiſſen zurückgeſunken, und der Mann ſtand auf, die Fenſtervorhänge dichter zuſammenzuziehen. Er tat's haſtig mit nervös zitternden Fingern. Ihm hatte eine Viſion das Schreckgeſpenſt eines ungeheuerlichen Wolfskopfes gezeigt, der mit boshaft blinkenden Augen und aufgeſperrtem Rachen von den wirbelnden Schneeflocken dem Hauſe zugetragen wurde. Wieder ins Zimmer zurückgetreten, ſchraubte der Mann die Lampe tiefer und warf friſche Scheite in den Kamin. Ziſchend, praſſelnd und Funken ſprühend, fielen die Flammen gierig darüber her.

„Alfred,“ hauchte die Kranke, „ſchiebe deinen Arm unter meinen Nacken! — O, mir iſt ſo wohl, wohler als je in dem Jahre, ſeit wir vereint ſind.“

Eine Minute verharrte ſie ſchweigend, dann fingen ihre Gedanken an zu wandern:

„Weißt du, Alfred, er iſt nicht immer der graue, grimme Wolf geweſen; ernſt, kalt und ſtreng, das wohl, aber nie grauſam. So haben ſeine Augen früher nie geglüht. — Wir ſind ſchuld dran, daß er ein Wolf geworden iſt, wir, du und ich! — O, mein Liebling, wie iſt's nur möglich; aber mir erſcheint das vergangene Jahr jetzt oft wie ein wüſter, drückender Traum, manchmal wie ein unheimliches Märchen, das ich irgendwo geleſen habe.“

„Gewiß, Magda, ein Märchen, ein Wahn, der dich umfangen hält, der in dem armen fiebernden Köpfchen ſpukt. Er wird ſich verflüchtigen, wird dich nicht mehr quälen, wenn die Nacht vergangen iſt, wenn die Sonne wieder ſcheint.“

„Glaubſt du, Alfred? — Ach könnt' ich 's doch auch! — Aber ich kann nicht. Iſt er nicht immer auf unſerer Fährte geweſen? In Paris hat er im Hotel ſeine Karte für uns abgegeben; wir ſollten's wiſſen, auch er ſei da. Haben wir ihn nicht in Wien im Theater geſehen in der Loge uns gegenüber? Iſt er uns nicht zweimal begegnet in den Galerien in Rom? Gegenwärtig, immer gegenwärtig, auf eine Gelegenheit paſſend zum Sprunge. — Sage Alfred: Springen Wölfe auf ihre Beute?“

„Magda, Magda, laß das! Seit wir von München fort ſind, haben wir von ihm nichts mehr geſehen oder gehört; er wird dieſe tolle Hatz aufgegeben haben. Und wenn er doch“ —

„Und wenn?“

„Wenn er bleibt, als was er dir erſcheint, wenn er als wilder Wolf es wagen ſollte, ſich dir zu nähern, dann iſt ſein Leben verwirkt; reißende Tiere ſchont man nicht.“

„Nein, nein, Alfred, nicht ſo! — Er leidet gewiß ſchwer in ſeiner Verlaſſenheit, der graue Wolf, und ich bin's, die ihn verlaſſen hat. — O, Alfred, gibt's denn nie ein Vergeſſen?“

„Armes, gehetztes Kind!“ murmelte der Mann.

„Gehofft und gehofft habe ich, von der Vergangenheit frei zu werden; aber ſie läßt mich nicht los, läßt mich nirgends Ruhe finden — und dich ja auch nicht, Alfred! — Warum — warum?“

Des Mannes Züge verfinſterten ſich. „Das Verhängnis iſt's, das von uns herauf beſchworene Verhängnis“, erwiderte er mit gepreßter Stimme. „Dem Walten des ewigen Geſetzes, das Gegenwart und Zukunft an die Vergangenheit feſſelt, können wir nicht entrinnen.“

„So war's alſo doch eine Verirrung, dieſe neue, große Liebe, der wir uns ergeben haben vor einem Jahre?“

„Ja, Magda; ich darf dich nicht täuſchen in dieſer Stunde. Eine Verirrung iſt's geweſen — ein Verbrechen.“ Das letzte Wort kam über die Lippen des Mannes, wie von einer unwiderſtehlichen Gewalt ihm abgerungen gegen ſeinen Willen.

„Aber es war ſo ſchön, ſo beſeligend“, flüſterte die Kranke. Und des Mannes Züge hellten ſich auf.

„Ja, mein Liebling, beſeligend, und in dieſem tiefen Glücksgefühl liegt für uns die Erlöſung.“

Die junge Frau ſchloß die Augen und ſchlang ihre Arme um den Hals des neben ihr Sitzenden. „Weißt du noch, carissimo mio“, hauchte ſie, „wie wir hineinſchauten in die Glut der ins Meer tauchenden Sonne, wie du mir zuraunteſt: »Wollen wir ihm folgen, dem ewigen Lichte, hinausfliegen in die weite Welt, Dämmerung und Nacht hinter uns laſſen?« Mein Mund ſprach von dem angetrauten Gatten, ſprach von Pflichten; aber mein Herz jubelte dir entgegen, willig war ich, dir zu folgen bis ans Ende der Welt. Wie einer Offenbarung lauſchte ich deinen Worten: »Die Liebe, die wahre, große Liebe bricht alle Feſſeln, ſie entſchuldigt alles, ſie verklärt alles.«“

Die Stimme der Kranken wurde ſchwächer und ſchwächer, und in dem blaſſen, von den Schwingen des Todesengels beſchatteten Geſicht las der Mann nur zu deutlich, zu welchem Endziel ſeine Lehren geführt hatten. Ohnmächtig ſtand er jetzt dem unerbittlichen Fatum gegenüber.

„Schweige, Magda!“ rief er. „Du reibſt dich auf.“

„Und wahr iſt's doch geweſen“, fuhr ſie fort, „wahr, was du mir ſagteſt damals. Als wir davonflogen in der ſtrahlenden Helle und Wärme unſerer jungen Liebe, da würde das volle, ganze Leben, von dem wir träumten, auch zur harmoniſchen Wirklichkeit geworden ſein, wenn nicht — wenn“ — Schluchzend brach ſie ab.

„Wenn nicht — wenn!“ wiederholte der Mann mit einer fremd klingenden Stimme.

„Wenn nicht — wenn!“ heulte der Sturmwind vor dem Fenſter.

Ein langes Schweigen trat ein, und als der Mann meinte, die Kranke habe im Schlummer Ruhe und Vergeſſen gefunden, machte er ſich ſanft von ihrer Umarmung frei.

Da ſchlug ſie die Augen auf. „Alfred, du willſt doch nicht fort?“ rief ſie ängſtlich.

„Nur eine Minute, Magda. Ich habe vergeſſen, im Wohnzimmer unten die Lampe zu löſchen, und auch die Haustür iſt noch nicht geſchloſſen.“

„Laß mich nicht allein, Alfred!“ bat ſie. „Was brauchſt du dich um Lampe und Haustür zu kümmern. In einer Sturmnacht wie dieſe wird niemand uns überfallen. Wir ſind geborgen, ſicher genug. Bitte, bleibe, gehe nicht von meiner Seite!“

Er ſetzte ſich wieder und ſtreichelte zärtlich den Scheitel der jungen Frau. „Biſt du ruhiger jetzt, mein Lieb, fürchteſt du dich nicht mehr?“ fragte er.

„Ja, ja, ruhig, ganz ruhig — nur eine kurze Frage noch.“

Er ahnte, was kommen würde. Daß von ihm die Beantwortung ſolcher Fragen vertrauensvoll erwartet wurde, ſpannte ihn auf die Folter; dieſe bittere Ironie quälte ihn unſäglich.

„Ich weiß ja, Alfred“, hob die Kranke an, „wie du über dieſe Fragen denkſt; aber zu deiner Nirwana-Philoſophie habe ich mich nie durchringen können. Ich kann nicht glauben, daß mit dem Tode alles aufhört! — Und ſiehſt du, mein Geliebter, wenn nun bald mein Körper in die Erde geſenkt ſein wird, und dann doch ein Atom meines inneren Lebens, meiner Seele, von dem allumfaſſenden Weltgeiſt aufgenommen werden ſollte — ſage mir, Alfred, wird an dieſem Atom kein Flecken haften?“ Sie hob ſich, auf den linken Ellbogen geſtützt, halb in die Höhe und ſchaute ihm mit forſchenden Augen ins Geſicht.

„Nein, tauſendmal nein!“ erklärte er. „Wenn etwas von uns weiterlebt, Magda, dann kann es nur das Gute, das Reine ſein.“

Erleichtert aufatmend, ſank ſie in die Kiſſen zurück. „Das Gute, das Reine“, murmelte ſie. Und als er ſich über ſie beugte und die heiße Stirn küßte, hauchte ſie kaum noch vernehmlich: „Alfred, wenn ich von dir gegangen ſein werde, ſei gut zu dem grauen Wolf.“ Die müden Lider ſenkten ſich, die Erſchöpfung brachte den Schlaf.

Stunden verrannen. Auch der Mann war eingeſchlummert im Lehnſtuhl, plötzlich aber fuhr er auf. Die Lampe brannte noch, und als er in das Geſicht der Kranken blickte, da erkannte er, daß keine Täuſchung mehr möglich war. Das Ende war nahe. Und er, er hatte dieſe zarte Blume geknickt. Ihm ſchauderte, und er wandte die Augen ab. Aber aus dem Leben ſollte ſie ruhig und ſchmerzlos ſcheiden. Bis zur letzten Sekunde wollte er über ihr wachen; nichts Rauhes, nichts Störendes durfte mehr an ſie herantreten.

Seine Taſchenuhr lag auf dem Nachttiſch; als er ſie aufnahm, um den Deckel ſpringen zu laſſen, fiel ſein Blick auf einen anderen Gegenſtand.

„Der Hausſchlüſſel“, murmelte er. „Ich muß jetzt gehen und abſchließen. Sie ſchläft ja, und in fünf Minuten bin ich zurück.“

Er erhob ſich leiſe, blieb aber zaudernd ſtehen. Sonderbare Ideen ſchoſſen ihm durch den Kopf: Waren ſie auch wirklich noch allein? Er vergegenwärtigte ſich die Einrichtung in der Stube unten: die beiden Fauteuils am altmodiſchen Kamin mit Magdas Fußſchemel dazwiſchen auf dem Tigerfell; das Büfett in der einen Ecke; den Glasſchrank zwiſchen den Fenſtern; den runden Tiſch in der Mitte; den hohen Spiegel der Tür gegenüber. Stand das auch alles noch, wie er es vor wenigen Stunden verlaſſen hatte?

Er zündete eine Kerze an und verließ, auf den Zehen ſchreitend, das Schlafzimmer. Draußen zögerte er wieder; ein Lichtſchimmer auf dem Vorflur unten erſchreckte ihn. Doch da fiel es ihm ein, daß ja im Wohnzimmer die Lampe nicht gelöſcht worden war, und ſo ſtieg er denn endlich langſam die Treppe hinunter.

Unten angelangt, ſchloß er zuerſt das Haus ab, dann wandte er ſich der offenen Tür des Wohnzimmers zu. Die Lampe dort brannte hell, die dicken Holzklötze im Kamin glühten und verbreiteten Wärme bis in den Flur hinaus. Aber den Mann fröſtelte; ihm war's, wie wenn eine unſichtbare Hand ihn gepackt hätte und feſthielte.

„Bin ich denn ein Feigling geworden?“ murmelte er vor ſich hin.

Da fiel ſein Blick auf den großen Spiegel, und regungslos, wie verſteinert blieb er auf der Schwelle ſtehen.

Sekunden vergingen, bis er wieder ſo weit Herr über ſeine Nerven geworden war, daß er zum Tiſche ſchreiten und den mitgebrachten Leuchter abſtellen konnte.

Das, was der Spiegel ihm gezeigt hatte, war kein Trugbild der erhitzten Phantaſie geweſen: dem Spiegel gegenüber ſaß in dem an der Türwand ſtehenden Lehnſtuhl eine menſchliche Geſtalt, ein Mann. Sein Kopf war vornüber genickt, der Atem ging ruhig und regelmäßig, der müde Leib hatte ſein Recht geltend gemacht und erhalten, der Mann war feſt eingeſchlafen. Der in die Höhe geſchlagene Kragen des Reiſepelzes verbarg von der Seite her das Geſicht; aber als Alfred Tarnow den ſeidenen Schirm von der Lampe hob, und als nun das Licht voll auf den Schläfer fiel, da war kein Zweifel mehr möglich. Der dort ſaß, war er, war der verratene Gatte, war der graue Wolf.

Ein Chaos von Gefühlen wogte durch Tarnows Seele. So mußten ſie alſo doch noch einmal zuſammenkommen, ſie drei; das Schickſal hatte es ſo beſchloſſen und er es ja eigentlich auch nie anders erwartet. Am Rande des Grabes ſollte Magda endgültig ſich entſcheiden für ihn oder den da, bekunden ſollte ſie, wem ihr letzter Gedanke gehörte. Ein verzerrtes Lächeln zuckte um ſeine Lippen, als er den vor ihm Sitzenden anſtarrte. Der hagere Körper, die harten Züge des verwitterten Geſichtes, die ſenkrechte tiefe Furche mitten auf der Stirn, der grau geſprenkelte, verwilderte Bart, das alles ſtudierte und kritiſierte er mit unnatürlicher Ruhe ganz ſo, wie er es einem in gar keiner Beziehung zu ihm und zu Magda ſtehenden Fremden gegenüber hätte tun können.

Da plötzlich fuhr er auf, wie elektriſiert.

„Die Furcht vor ihm“, knirſchte er, „die Furcht vor ihm, das iſt's geweſen, was ihr Leben vergiftet hat! — Er, er hat ſie gemordet! — Evers!“ ziſchte er dem Schlafenden ins Ohr, „Evers, du Werwolf, du Vampir! Warum biſt du gekommen?“

Der Wachgerufene ſprang auf die Füße. Aug' in Auge, ſtanden die beiden Männer einander gegenüber.

„Endlich!“

„Was willſt du hier?“

Der graue Wolf lachte heiſer und unheimlich.

„Warum ich gekommen bin? — Ich habe gemeint, ihr beiden hättet's doch gar ſo einſam. — Was ich will? — Euch Geſellſchaft leiſten in dieſer Einſamkeit.“

Tarnow zuckte die Achſeln und wandte ſich nach der Tür. Der andere vertrat ihm den Weg.

„Mach' die Tür zu!“ gebot jener in hartem Tone.

Evers drückte die Tür ins Schloß und ſchritt, tief aufatmend, an den mit verſchränkten Armen vor dem Kamin ſtehenden einſtigen Freund heran.

„Ich bin immer auf deiner Spur geblieben, Tarnow“, knirſchte er, „und jetzt habe ich dich geſtellt in dieſem abgelegenen Weltwinkel zum Halali; jetzt will ich ungeſtört abrechnen mit dir.“ Er fuhr mit der Rechten in die Seitentaſche des Pelzes, den Blick unwandt auf den Gegner geheftet.

„Nein, Evers, jetzt wirſt du nicht abrechnen mit mir!“

„Was ſoll mich hindern?“ Die Stimme zitterte vor verhaltenem Grimm. „Warum ſollte ich länger zögern, nachdem ich ein Jahr auf die Gelegenheit gewartet habe?“

„Weil du dann über die letzten Stunden eines Weibes wachen müßteſt, das die Furcht vor dir in den Tod getrieben hat“, entgegnete Tarnow ruhig. Dumpfes Stöhnen entrang ſich der Bruſt des anderen. Ein metalliſch glänzender Gegenſtand entfiel ſeiner Hand und ſchlug ſchwer auf den Fußboden.

Ein paar Sekunden herrſchte Grabesſtille, dann gellte plötzlich ein markerſchütternder Schrei durch das Haus.

„Hebe das da auf“, ſagte Tarnow, auf den Revolver deutend, „und warte hier!“ Er verließ das Zimmer und ſprang die Treppe hinauf.

„O, Alfred, warum haſt du mich allein gelaſſen?“ Ihre Augen blickten irre, unſtet flackerte das Bewußtſein.

„Nur wenige Minuten bin ich fort geweſen, während du ſchliefeſt, aber jetzt weiche ich nicht mehr [illegible] deiner Seite. — Was hat dich erſchreckt?“

„Ein Traum, ein fürchterlicher Traum, Alfred. — Es fängt an zu tagen, und du haſt doch geſagt, mit dem Kommen der Sonne würde ſie verſchwinden.“

„Was, Magda?“

„Die Angſt vor dem grauen Wolf!“

Er preßte ſeine Lippen auf die ihren in einem langen Kuſſe. Das Ende war nahe für ſie und für ihn, ſehr nahe.

Die Vorſtellungen der Kranken lenkten in eine andere Bahn.

„Nein! — nein! — nein! — Du darfſt mich ihm nicht nehmen! — Hörſt du, du darfſt nicht! — Er hat ja nur mich, in der ganzen weiten Welt nur mich! — Er“ —

„Still, Magda, ſtill!“

„Du kannſt wieder hinaus ins helle Licht, du Kind der Sonne, du glänzender Falter. Aber er, er! — Für ihn, für die unſcheinbare Motte, bleibt die Welt kalt und finſter ohne mich. Er iſt nicht ſtark und ſchön wie du, aber ich darf ihn nicht verlaſſen — Ich kann nicht! — Ich will nicht!“

Ihre Augen waren geſchloſſen, der Gegenwart war ſie entrückt; aber den ſchweren ſeeliſchen Kampf der Vergangenheit kämpfte ſie noch einmal durch im Fieberdelirium.

Er ſtöhnte und wandte ſich ab, und ſeine Augen begegneten denen des Mannes, den er betrogen, dem er ſein Köſtlichſtes geraubt hatte.

Evers ſtand im offenen Türrahmen. Der Ausdruck ſeines Geſichts erſchien dem anderen verändert, vergeiſtigt, geadelt.

Die Sterbende ſchlug die Augen auf, und ihr Oberkörper ſchnellte in die Höhe. „Der graue Wolf!“ ſchrie ſie. „O, mein Gott, der graue Wolf!“ Der Blick wurde ſtarr, die leichte Geſtalt ſank in die Kiſſen zurück, die Hände krampften ſich in die Bettdecke.

„Magda!“ riefen zwei Stimmen gleichzeitig; aber beide Männer wußten, daß keine Antwort mehr kommen konnte, daß der bleiche Mund ſich geſchloſſen hatte für ewig.

„Mein iſt ſie geweſen, mein bis zum letzten Augenblick!“ kam es in wildem Trotz über Tarnows Lippen. „Jetzt tu mit mir, was du willſt!“

Der andere hob mechaniſch den Revolver. Sein Geſicht war ſo wachsbleich wie das ſeines toten Weibes.

Er ließ die Waffe wieder ſinken und trat ans Bett. Minutenlang ſtarrte er ſtumm auf die Geſtorbene, dann beugte er ſich nieder, hauchte einen Kuß auf die marmorkalte Stirn und wandte ſich Tarnow zu.

„Dein Werk!“ ſagte er mit gebrochener Stimme. „Ich habe gelechzt nach deinem Herzblut, aber der Durſt quält mich nicht mehr. Das Bild hier wird dir vorſchweben, wird dich verfolgen bis zur letzten Stunde.“

Er kehrte dem anderen den Rücken, ſeine Tritte hallten durch das ſtille Haus, die Tür ſchlug zu, Alfred Tarnow blieb allein zurück am Totenbett.

Aus der Frauenwelt.

— **Die Einrichtung von Wanderkochkurſen** für Mädchen im Leipziger amtshauptmannſchaftlichen Bezirk durch die Leiterin der Carola-Schule, Frau Auguſte Buſch, hat ſich ſehr gut bewährt, und die Teilnahme daran iſt immer ſtärker geworden, da man ſich von der außerordentlichen Zweckmäßigkeit dieſer Kurſe überzeugt hat.

— **Auf Anregung und unter dem Protektorat** der verwitweten Königin Carola von Sachſen findet von Mitte November bis Mitte Januar im Ausſtellungspalaſt zu Dresden eine Ausſtellung unter der Benennung „Mutter und Kind“ ſtatt. Dieſelbe umfaßt fünf verſchiedene Gruppen: 1. Einrichtung des Haushalts (Wohnzimmer-, Wochenſtuben- und Kinderſtubeneinrichtung, ferner Möbel, Heizungs-, Lüftungs- und Beleuchtungsgegenſtände). 2. Schulweſen (Schulzimmer, Lehr- und Unterrichtsgegenſtände). 3. Das geſunde Kind (Wäſche, Kleider, Nahrungsmittel, Kindergeſchenke uſw.). 4. Das kranke Kind (wie vorher und dazu noch alles Nötige zur Krankenpflege, ferner alle hygieniſchen Erforderniſſe). 5. Gegenſtände für Unterhaltung und Spiel. Auf Wunſch der Königin ſoll ein Drittel des erhofften Überſchuſſes dem Kinderhoſpital in der Chemnitzer Straße zu Dresden, ein Drittel dem Maria-Anna-Hoſpital und ein Drittel zu gleichen Teilen dem Sächſiſchen Krüppelheim und dem Säuglingsheim zufallen.

— **In Augsburg ſoll die ſtädtiſche höhere Töchterſchule**, die Mädchen von der fünften Volksſchulklaſſe ab aufnimmt, durch Errichtung einer weiblichen Handelslehranſtalt erweitert werden.

— **In Stuttgart iſt kürzlich eine Krankenpflegerin** nach mehrwöchiger Probezeit als Aſſiſtentin des zweiten ſtädtiſchen Polizeiarztes angeſtellt worden. Ihre Hauptaufgabe wird die Fürſorge für gefallene und gefangene Frauen ſowie die Beförderung von Maßregeln zu ihrem Wiedereintritt in geordnete Verhältniſſe bilden.

— **Die Frauen von Wien, vertreten durch den** Allgemeinen Öſterreichiſchen Frauenverein, haben an das Haus der Abgeordneten ein Bittgeſuch gerichtet, in dem es heißt: „Das Abgeordnetenhaus wolle beſchließen 1. die Aufhebung der Beſtimmung des § 30 des Vereins- und Verſammlungsgeſetzes vom 15. November 1867, nach welcher den Frauen die Teilnahme am politiſchen Vereinsleben verboten iſt. 2. Eine Reform derjenigen Paragraphen und Beſtimmungen des Vereins- und Verſammlungsgeſetzes vom 15. November 1867, die der Auslegung durch die behördlichen Aufſichtsorgane in der Weiſe Spielraum laſſen, daß durch dieſe Einflußnahme das Recht auf freie Meinungsäußerung eingeſchränkt erſcheint.“

— **Die franzöſiſche Regierung in Algerien gibt** ſich große Mühe, weibliche Ärzte zur Niederlaſſung in den algeriſchen Dorfſchaften und kleinen Städten zu bewegen, da in mohammedaniſchen Ländern, wo man ſich ſcheut, die kranken Frauen von männlichen Ärzten behandeln zu laſſen, weibliche Ärzte ſehr notwendig und erwünſcht ſind.

— **Der Erziehungsrat in Zürich hat**, durch Reklamationen aus Profeſſoren- und Studentenkreiſen veranlaßt, ganz neuerdings erſchwerende Bedingungen für die Aufnahme von ruſſiſchen Studentinnen zum Studium der Medizin erlaſſen. Als Beweggrund hierzu wird der außergewöhnlich ſtarke Zudrang derſelben angegeben. Ruſſinnen, die zugelaſſen werden wollen, müſſen an Vorbildung denſelben Anforderungen genügen wie die Schweizer Studenten. Falls es ſich als notwendig herausſtellen ſollte, werden außerdem die Profeſſoren der mediziniſchen Fakultät, in Anbetracht der beſchränkten Raumverhältniſſe in den Hörſälen, Platzkarten für die Kliniken ausgeben, um zu verhindern, daß die ſchweizeriſchen Studierenden durch die Ausländer benachteiligt werden.

— **Vor dem Gerichtshof im Haag trat kürzlich** der erſte dort zugelaſſene weibliche Rechtsanwalt, Frl. Dr. van Dorp, als Verteidigerin auf. Es handelte ſich um einen größeren Diebſtahl, den ein geiſtig etwas zurückgebliebener Burſche in dem Geſchäft, wo er angeſtellt war, ausgeführt hatte, und die Angelegenheit war vom Gericht in Middelburg vor die höhere Inſtanz nach dem Haag verwieſen worden. Es hatten ſich ſehr viele Damen und Herren eingefunden, um die junge Rechtsanwaltin den Beklagten verteidigen zu hören. Sie benahm ſich ungezwungen und beſcheiden und ließ ſich auch nicht aus der Faſſung bringen, als der Staatsanwalt ſeine Rede mit einer ſcharfen Polemik gegen die Neuerung begann, daß ſich die Frauen jetzt auch dem Anwaltsberuf zuwendeten, obwohl es doch ſchon genug männliche Anwälte gebe. Frl. Dr. van Dorp ging mit keinem Worte auf dieſe Anzüglichkeiten ein, ſondern hielt eine tadellos klare juriſtiſche Rede, die ſich mit nichts anderem beſchäftigte als mit dem Fall ihres Plaidoyers.

— **Der Vorſtand der Norwegiſchen Frauenvereinigung** in Chriſtiania hat an das norwegiſche Miniſterium für kirchliche und Unterrichtsangelegenheiten eine Eingabe gerichtet, die die Anſtellung einer größeren Anzahl von Lehrerinnen an den gemeinſchaftlichen Schulen für Knaben und Mädchen befürwortet.

— **In Amerika haben die Frauen bereits faſt** alle Berufsarten ergriffen, die noch vor wenigen Jahren ausſchließlich mit männlichen Kräften beſetzt wurden. Nach einer unlängſt von der Regierung in Waſhington veröffentlichten Statiſtik, die ſich mit dem Stand der Frauenarbeit in den Vereinigten Staaten befaßt, waren von 303 induſtriellen Fächern in 295 derſelben Frauen beſchäftigt. Die übrigen Berufszweige, darunter auch der Dienſt im Heere und in der Marine, ſind durch behördliche Verfügung ausdrücklich nur für die Männerwelt reſerviert. Trotzdem ſind auf Fähren und Segelſchiffen mehrfach Frauen angeſtellt; ebenſo wurden 879 Frauen aufgezählt, die als Nachtwächter, Poliziſten und Detektives in Dienſt ſtehen. Im Waſſer- und Kanaliſationsbaugewerbe wurden 126 Frauen beſchäftigt; 45 ſind Steinſetzer, 241 Tapezierer, 1759 Anſtreicher, 545 Tiſchler, 167 Töpfer, 193 Schmiede, 571 Maſchiniſten, 3370 Eiſen- und Stahlarbeiter, 890 Klempner, 1775 Blecharbeiter, 100 Zimmerleute, 373 Mühlenarbeiter, 113 Holzhauer, 143 Steinmetzen, 177 Heizer, 65 Fenſterputzer, 63 Grubenarbeiter, 904 Flaſchenſpüler, 323 Leichenbeſorger, 443 Metalldrücker. In Telegraphen- und Telephonämtern ſind allein nicht weniger als 23000 Frauen angeſtellt, und ſo erſtreckt ſich die Frauenarbeit auf ſo ziemlich alle Berufszweige.

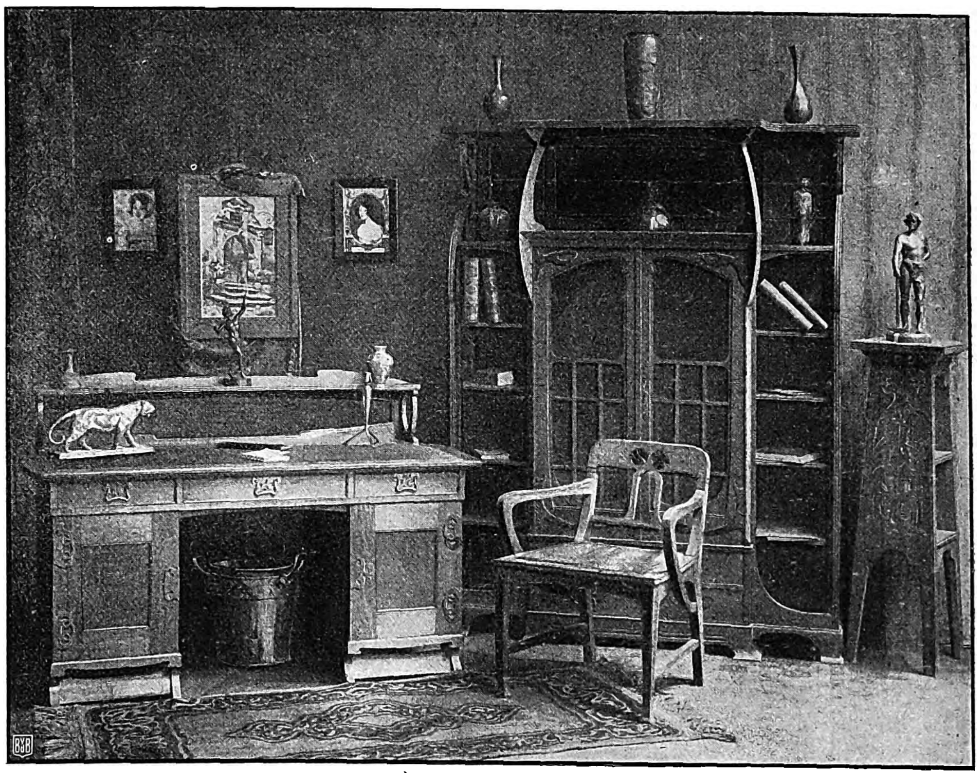
Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.

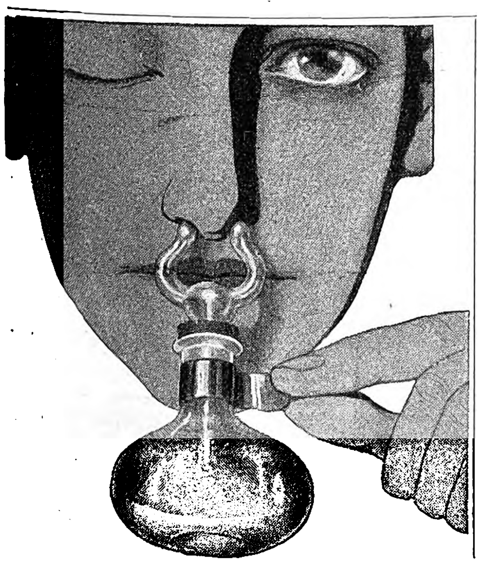
Moderne Möbel
aus den Werkſtätten von F. A. Schütz, Leipzig.

In einem Aufſatz über Ziele und Erfolge des modernen Kunſtgewerbes auf dem Gebiete der Wohnungs-Einrichtung ſchreibt die Leipzig. Illuſtr. Ztg. in Nr. 3073:

„Zu dieſen allgemeinen Auseinanderſetzungen ſind wir angeregt worden durch einige recht vernünftige und geſchmackvolle Interieurs, die von F. A. Schütz in Leipzig ausgeführt wurden. Im allgemeinen treffen dieſe Interieurs, die wir abbilden, den Grad von angenehmer Modernität und geſchmackvoller Solidität, die dem Bedürfnis bürgerlicher Kreiſe entſpricht. Die Möbel ſind einfach in der Form, nicht zu ſpielerig wie viele Nachahmungen engliſcher Boudoirmöbel, ſauber gearbeitet und in den Tönungen von wohlproportionierter Harmonie. Auch der niedliche Kleinkram, der unſeren Damen ſo ſehr ans Herz gewachſen iſt, erſcheint nicht in verwirrender Überfülle; auch er iſt einfach, geſchmackvoll und wirklich brauchbar. Aber es tut wirklich nicht not, die einzelnen Möbel zu beſchreiben, die Abbildungen geben ein hinreichend deutliches Bild von dem Mobiliar, das ſich leicht gruppieren und zuſammenſtimmen läßt. Und dieſe Bequemlichkeit im Umordnen iſt kein geringer Vorteil der modernen Möbel namentlich für die, die gezwungen ſind, ihre Einrichtungen verſchiedenen Wohnungen nacheinander anzupaſſen“.

In einem Ausſtellungs-Etabliſſement von dem Umfange der Firma F. A. Schütz kann natürlich verſchiedenartigen Anſprüchen Rechnung getragen werden, es finden dort die Freunde der alten Kunſtrichtung neben den modernen Arbeiten auch mehrere intereſſante Interieurs in den hiſtoriſchen Stilarten. Die Vorzüge techniſcher Ausführung hinſichtlich ſolideſter Tiſchlerarbeit, wie auch aparter koloriſtiſcher Behandlung, werden auf dieſem Gebiete konſervativer Kunſtanſchauung mit der gleichen Sorgfalt gepflegt und ſind in einer großen Anzahl als klaſſiſch geltender Typen vertreten.

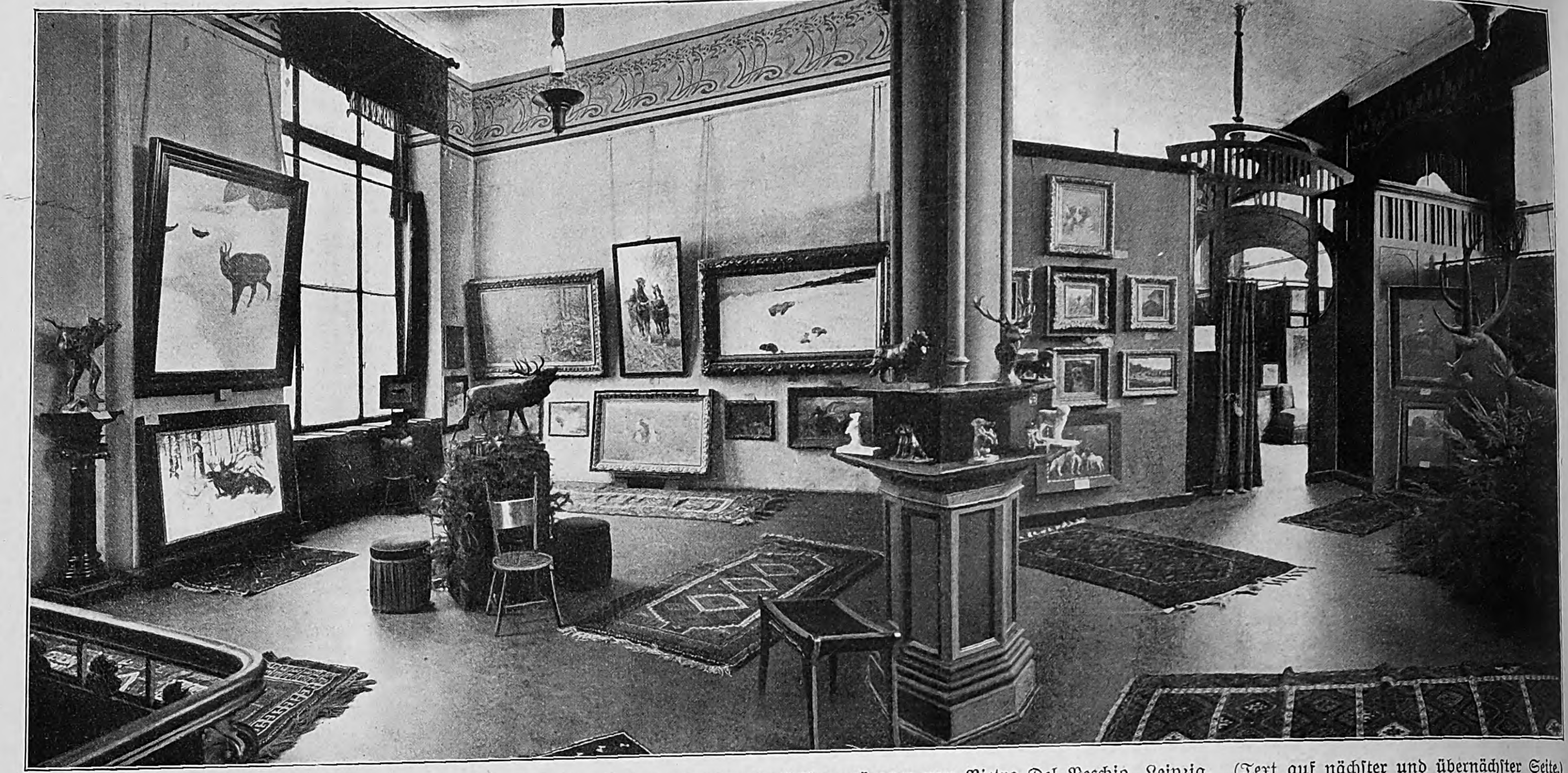




FORMAN

gegen Schnupfen!

kliniſch erprobt und ärztlicherſeits mehrfach als „geradezu ideales Schnupfenmittel“ bezeichnet! Bei leichtem Schnupfen Forman-Watte (Doſe 30 Pfg.), bei ſtarkem Schnupfen Forman-Paſtillen (50 Pfg.) zum Inhalieren mittels Riechgläschens. Wirkung frappant: Bei beginnendem Schnupfen faſt unfehlbar. — In allen Apotheken. — Man frage ſeinen Arzt.



Aus der Internationalen Jagd- und Sportausſtellung Leipzig 1903, in den geſamten Ausſtellungsräumen von Pietro Del Vecchio, Leipzig. (Text auf nächſter und übernächſter Seite.)

Deinhard & Co., Coblenz

gegründet 1794

London * Berlin * New York

Deinhard Cabinet

mittelsüſs * trocken * sehr trocken. Von allen Kennern geschätzt und bevorzugt.

Eigene Weingüter und Kellereien in Bernkastel, Rüdesheim, Oestrich.

Gesamt-Weinbergbesitz **1750** Ar, nur **erste** Lagen, darunter

Bernkasteler Doktor.

Gesamt-Versand nach Deutschland und dem Ausland im Jahre 1902: 2153600 Liter.

Flaschen: 1598093 ganze Flaschen = 5327 ganze Flaschen täglich.

Tatsächlicher, buchmäßiger Versand. Dieser Umschlag wird von keiner andern deutschen Wein-Firma erreicht.
In den 21780 qm belegten Raum umfassenden Kellereien werden 263 Personen beschäftigt. (1569)

Hewel & Veithen,

Kaiserl. Königl. Hoflieferanten,

Köln und Wien.

Gesundheit ist Reichthum
Fabrik Marke

Dr. Lahmann's

Dr. Lahmann

Nährsalz-Cacao u. Chocolade.

(223)

Vorzügliches Weihnachtsgeschenk!

Patent-Kinder-Pulte

nach ärztlicher Vorschrift konstruiert z. Hausgebrauch, verstellbar für Kinder v. 6.–18. Lebensjahre. Elegante, sowie einfache Ausführung.

Erste Frankenthaler Schulbankfabrik

A. Lickroth & Co.

Frankenthal

Rheinpfalz.

Ältestes Fachetablissement des Kontinents.

31 erste Ausstellungs-Preise.

Fabrikation aller Systeme von Schulbänken

Neueste Konstruktionen.

Turngeräte, Eisenmöbel etc.

Kataloge gratis und franko. (1379)

Ein schönes **Weihnachtsgeschenk**

ist mein Schreib- und Lesepult „Triumph“ mit abnehmbarer Bücherstütze, hochelegant aus amerikanischem Eichenholz gearbeitet. (1599)

34×50 cm M. 6.40 } mit grüner Tucheinlage mehr { 1.75 Verpackung extra 30–50 Pf. pro Stück.
41×55 „ „ 7.20 2.40
45×65 „ „ 8.80 3.20
50×75 „ „ 8.20 ohne Bücherstütze 4.—

Versand geg. Nachn., in Deutschland u. Österreich frei.

L. Prager, Pirna (Sachsen).

Photogr. Apparate

auch gegen Teilzahlung von monatl. **5 Mark**

Eugen Loeber, Dresden-N.

Viele Anerkennungen. Prospecte gratis.

(1486)

Jagd und Sport in der bildenden Kunſt.

Von Dr. Paul Kühn.

(Abbildung auf vorhergehender Seite.)

Die Jagd und der Sport ſind ſeit den großen Zeiten der holländiſchen Malerei ein beſonderes Gebiet der bildenden Kunſt geworden, namentlich im klaſſiſchen Lande des Sportes, der Fuchsjagden und Pferderennen, der Züchtung von Raſſepferden und Raſſehunden. In Deutſchland nimmt die Tiermalerei im weiteſten Sinne eine ganz hervorragende Stellung ein. In dem älteren Paul Meyerheim, in dem jüngeren Heinrich Zügel, in den geiſtvoll-witzigen Tierkarikaturiſten Adolf Oberländer und Fedor Flinzer beſitzt es Tiermaler von weitgehendem Ruf. Die moderne Malerei des Naturalismus und Impreſſionismus hat auch dem Tierbild ein erneutes, friſches Leben gegeben. Auch auf dem Gebiete der zeichnenden Künſte, der Illuſtration und dem der Plaſtik ſpielt es eine große Rolle. Die alten Künſtler, namentlich die Niederländer, ſtellten das Tier bald als Staffage, wie Adrian van de Velde, bald wie Paul Potter, um ſeiner ſelbſt willen dar. Sie ſchildern den Charakter der Tiere oder ſie bringen dieſe mit den Menſchen in Verbindung in Jagdbildern oder in Kampfſzenen, wobei in der Leidenſchaft und in der Kampfeswut der Charakter des betreffenden Tieres klar zum Ausdruck kam, wie bei Rubens und Snyders. Im 19. Jahrhundert machen die Tiermaler der älteren Zeit das Tierbild zum erzählenden Genre. Meyerheim ſchildert die Tiere in ernſten und drolligen Situationen, den Löwen, der im Käfig einen Regenſchirm zerreißt und ähnliches. Die modernen behandeln, wie alle Stoffe, ſo auch das Tier als maleriſche Erſcheinung und ſtellen es in Verbindung mit den Menſchen oder mit der Landſchaft dar und belauſchen es wie der Jäger. Wie außerordentlich umfangreich und verſchiedenartig das moderne Tierbild iſt, wie bald das pſychologiſche, bald das maleriſche Moment, bald das Jagdleben und der Sport, bald das Tier um ſeiner ſelbſt willen in den Vordergrund geſtellt iſt, veranſchaulicht die von der Leipziger Kunſthandlung von Pietro Del Vecchio im November 1903 in ihren Räumen veranſtaltete Ausſtellung „Jagd und Sport in der bildenden Kunſt,“ die nicht nur durch ihre Reichhaltigkeit, ſondern auch durch ihren künſtleriſchen Wert Intereſſe erwecken muß. Eine bunte und zahlreiche Geſellſchaft hat ſich hier zuſammengefunden. Der Sportsman freut ſich über die lange Reihe edler Rennpferde, die in ihrer Raſſeeigentümlichkeit porträttreu gemalt ſind, der Jäger über die in freier Natur belauſchten Jagdtiere, und der mit Maleraugen betrachtende Kunſtfreund über einzelne prächtig gemalte Tierbilder. Das Tier als ſolches, in ſeiner Individualität, ſeiner Bewegung, der zeichneriſchen Feinheit ſeiner Formen iſt von vielen mit ſchlagender Wahrheit charakteriſiert. Viele haben die Tiere, die Hirſche und Rehe, Füchſe, Haſen und Hühner, geſchaut mit dem geſchärften Auge und dem Spürſinn des Jägers, ſie haben ſie draußen belauſcht, im Sonnenbrand und der Dämmerung und der lauſchigen Stille des

(Fortſetzung auf nächſter Seite.)

Kupferberg Gold
KUPFERBERG
KUPFERBERG
GOLD

(1594)

DIE ERSTE ALLER
GALA PETER
MILCH-CHOCOLADEN
ALLE ANDEREN MARKEN SIND NACHAHMUNGEN.
UNÜBERTROFFEN IN GÜTE UND BEKÖMMLICHKEIT.
(1477)

Sie sparen mit Leinbrock's rühmlichst bekannten Fabrikaten:
Patent-Kaffeemühle,
geräuschloser Gang, geringste Abnutzung.
Waschtrog,
zugleich Kinderbadewanne, Küchentisch etc.
Wringmaschine,
spielend leichter Gang, daher Wäsche und Walzen schonend.
Prospekte m. Zeugnissabschr. kostenlos.
W. Leinbrock,
Gottleuba i. S. u. Niedergrund i. Böh.
(1447)

NATROGAT
feinstes Karlsbader Kaffee-Gewürz ist das vollkommenste Kaffeeverbesserungsmittel der Gegenwart.
Ueberall käuflich. Wo nicht zu haben, Versand von 6 grossen Cartons franko geg. Nachnahme oder Voreinsendung von Mk. 3.—, direkt von der Fabrik Herrmann Arnold, Chemnitz 14. (613)

Gelegenheit zu äußerſt günſtigen
Kapitalanlagen
in Braunkohlen. Adr. u. F. 192 Haaſenſtein & Vogler A.-G., Leipzig. (1525)

Charakter beurteilt nach der Handschrift. 12jährige Praxis. Prospekt frei.
Psychologe P. P. Liebe, Augsburg I. (1150)

Kufeke's Kindermehl
Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei & leiden nicht an Verdauungsstörung.
Hervorragend bewährt bei Brechdurchfall, Darmkatarrh, Diarrhoe etc.
(1082)

Sanitas
Zahnbürsten-Halter
Die Zahnbürste wird in der beweglichen Glashülse durch die zirkulierende Luft getrocknet. — Absoluter Schutz der mit dem Munde in Berührung kommenden Teile.
Elegante Ausführung: Ständer für
1 Zahnbürste M. 2.—
2 „ M. 3.50
Porto 50 Pf., Nachn. 20 Pf. extra, von 4 Stück an franko.
J. Hurwitz
BERLIN SW.
Kochstr. 19.
(1466)

Glafey-Nachtlichte,
bewährt seit 1808, geruchlos, nicht feuergefährlich.
Beste Beleuchtung f. Schlaf-, Krank.- u. Kind.-Zimmer. 12 höchste Ausz.
(258)

Markt-Taschen
mit Schutzmarke
ERNOL
sind die besten
WOLFF, BAAD & Co.
WIEN, XIV/1
Illustr. Preiskourante für Wiederverkäufer
gratis u. franko

(1474)

VEREINIGTE GUMMIWAAREN-FABR. HARBURG-WIEN GEGR. 1856
HARBURGER PARA QUALITÄT

Harburger Gummischuhe
Bestes deutsches Fabrikat
Nur mit Rhombus-Stempel versehene Schuhe bieten Garantie für
Prima Qualität und Haltbarkeit.
In allen besseren einschlägigen Geschäften erhältlich.
(1419)

Waldinnern, wie der ſchwediſche Maler Liljefors, wie Turgenjew und Ganghofer in ihren Jägergeſchichten. Eine Fülle von Ölbildern, Zeichnungen, Illuſtrationen, graphiſchen Blättern, plaſtiſchen Arbeiten, Tierbronzen in Lebensgröße und Kleinplaſtiken ſind in dieſer Ausſtellung vom Inhaber der Kunſthandlung, Herrn **Andreas Fiſcher**, vereinigt worden. Dem Weidmann ganz beſonders muß das Herz lachen, wenn er die Ausſtellung betritt; er iſt hier in ſeinem Element und ſein Auge ſättigt ſich an Bildern, die er draußen in fiebernder Erregung geſchaut hat und die er ſo außerordentlich wahr wiedergegeben ſieht. Hier ſehen wir ſondernde Hirſche in der Walddämmerung, Brunfthirſche im Hochgebirge, ein Rudel Hochwild in der Winterſonne, Dachſe, die in der Dämmerung aus ihrem Bau kriechen, einen im winterlichen Wald zuſammengeſtürzten mächtigen Elch von Frieſe, prächtige Windſpiele, Birkhühner, ſichernde Rehe im Schnee, einen Fuchs im Schilf, Rehe im Frühlingswald und auf ſonniger Waldwieſe, Rebhühner im Schnee, Enten im Teich, die letzteren alle von **Kappſtein**, der in dieſer vorzüglichen kleinen Sonderkollektion feine Naturſtimmungen mit einer ſcharfſinnigen Charakteriſtik der Tiere zu vereinigen wußte. Dann finden wir Gruppen von Miniaturbildern, kleine Hunde und Katzen in ihren drolligen, täppiſchen Bewegungen, Hunde- und Pferdeporträte, Jagdkavalkaden, elegante Reiter und Reiterinnen; oder die Maler führen uns in die Großartigkeit der Gebirgswelt und laſſen uns Gemſen und Hochwild ſehen oder geſtelltes Elchwild auf weiter, wolkenſchwerer Heidelandſchaft. Neben wild ſich aufbäumenden Roſſen in einer Gewitterlandſchaft hängen, als beſondere Tierindividuen porträtiert, ſchottiſche Schäferhunde, Foxterriers, ein ſtöbernder Vorſtehhund und andere köſtliche Hundegruppen. Künſtleriſch das Bedeutendſte der Ausſtellung ſind die Beauford-Hunde und die Entenjagd von **John F. Hulk** und die jungen Füchſe von **Charles Tooby**. Die geſchmeidige Breitmalerei und die verblüffend wahre Charakteriſtik, die feinnervige Modellierung der Körperformen, die Unmittelbarkeit des erfaßten Moments, des Pſychiſchen in dieſen Tierköpfen, in den Bewegungen und der Ruhelage der Körper, reihen dieſe Bilder den vollendetſten Tierſtücken an. Beſondere Erwähnung verdienen noch: die Wolfshetze mit Windhunden auf den Steppen Südrußlands von Ungewitter, und die dramatiſchen Tierſzenen von **Kuhnert**, die Straußen auf der Flucht, die Löwen in der Gewitterſchwüle, die badenden Elefanten, ferner Paul Meyerheims Löwe im Käfig. Unter den plaſtiſchen Arbeiten ſehen wir lebensgroße Gebilde in Bronze, ſicherndes Hochwild, Hirſch und Hirſchkuh und eine ſtattliche Reihe köſtlicher Kleinbronzen und Statuetten, Männchen machende Teckel, junge Teckel, einen ſchottiſchen Schäferhund und einen Edelhirſch, einen Windſpiel, junge Velpen am Futterplatz, einen perſiſchen Windhund u. a. Gerade dieſe Kleinplaſtiken ſind von einer Feinheit der Modellierung, Durchdringung der Form, einer wirklichen Beſeelung des plaſtiſchen Gebildes, teils von einer nervöſen, ſuchenden Beweglichkeit, von einer Geſchmeidigkeit und Spannkraft, teils von einer humoriſtiſchen, täppiſchen Drolligkeit, daß man ſeine reine Freude daran haben kann.

Der Wechſel der Zeiten.

Die alten bekannten Schiffe, die den Verkehr mit fernen Ländern bewerkſtelligten und für die Produkte der heimiſchen Induſtrie fremde Erzeugniſſe eintauſchten, ſind heutzutage alle durch Dampfer erſetzt worden, die in halber Zeit dreifaches leiſten.

Eine im gleichen Verhältnis größere Wirkungskraft iſt über Scotts Emulſion berichtet worden, in Fällen, wo dieſe an Stelle des gewöhnlichen Lebertrans angewendet wurde. Vor 200 Jahren ſchon wurde Lebertran für gewiſſe Leiden als vortreffliches Mittel gebraucht, aber er war damals und iſt noch heute von widerlichem Geſchmack; viele konnten ihn damals und viele können ihn auch heute nicht vertragen. Vor etwa 30 Jahren kam Scotts Emulſion in den Handel, welche beſten Medizinal-Lebertran, ſowie Kalk- und Natron-Hypophosphite in perfekt emulgierter Form enthält, wodurch die Wirkungskraft des Lebertrans ganz weſentlich erhöht wird. Außerdem iſt der Lebertran in Scotts Emulſion von ſeinem widerlichen Geſchmack gänzlich befreit und nicht nur ſchmackhaft, ſondern auch leicht verdaulich gemacht, und Kinder nehmen ſie mit beſonderer Vorliebe. Scotts Emulſion bewirkt die Entwicklung von feſtem Fleiſch und hilft, Schwäche in Geſundheit und Kraft zu verwandeln.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glyzerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Öl je 2 Tropfen. (1309)

ADRESSEN aller Branchen und Länder liefert unter Garantie: Welt-Adressen-Verlag Emil Reiss in Leipzig.
Fernsprecher Nr. 3229.
Telegr. Adr.: Weltreiss.
— Katalog gratis. —
(1505)

Unentbehrlich für jeden Haushalt!
Piassava-Fußabtreter D. R.-G.-M. Nr. 152 049.
ff. lackiert p. St. ℳ 2,00, bei 3 St. ℳ 6,00 franko, ff. naturfarb. poliert p. St. ℳ 2,20, bei 3 St. ℳ 6,50 franko.
Ersatzteile 3 St. ℳ 1,00.
Einfach und praktisch! Billig und dauerhaft!
(1551)
Illustr. Preisliste vers. überallhin umsonst.
Hermann Haberhauf, Güsten (Anhalt) 35.
Rohrwarenfabrik und -Handlung.

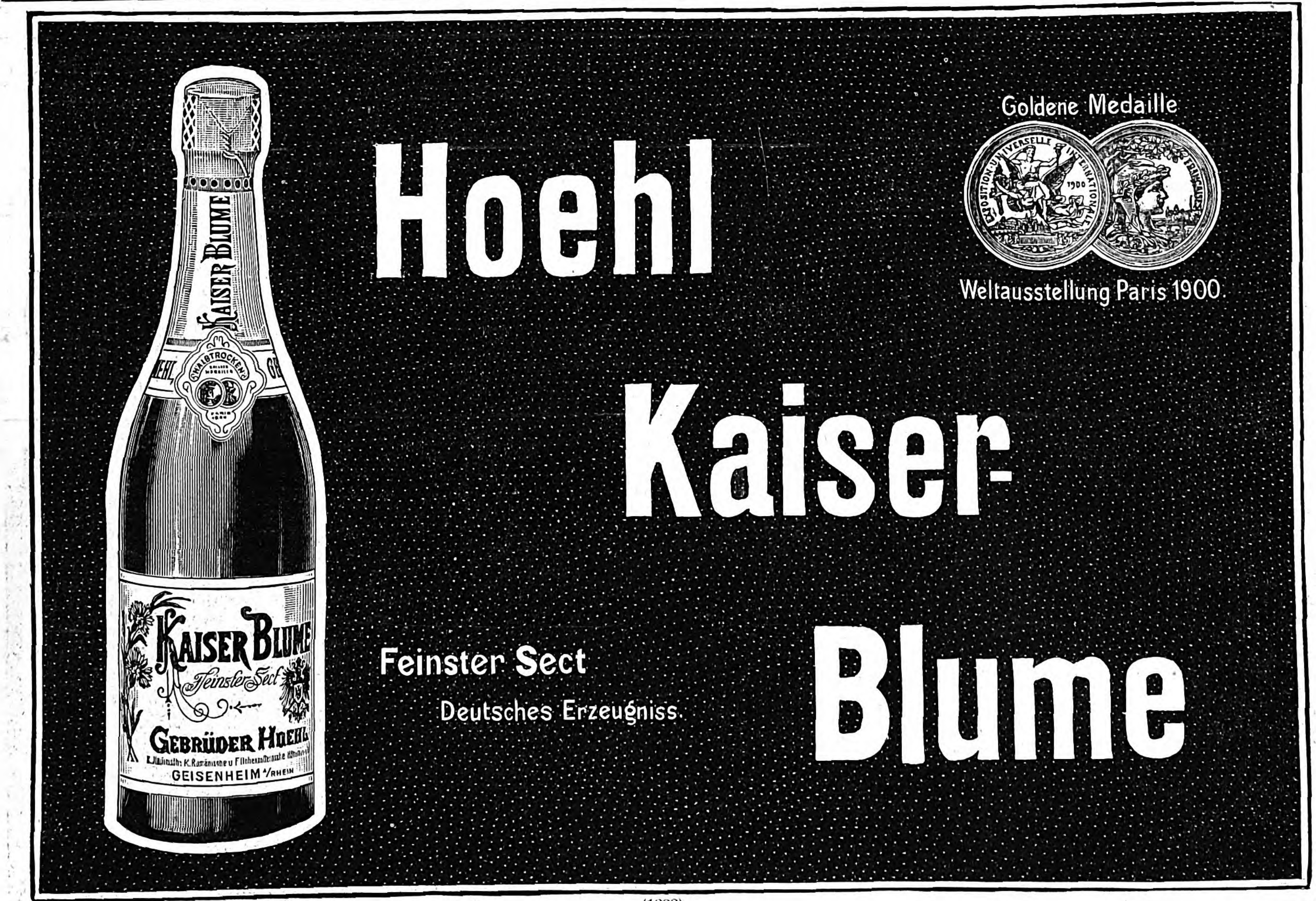
Teppiche (346)
Prachtstücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M.
Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. etc.
billigst im Spezialhaus Berlin Oranienstr. 158.
Katalog (600 Illstr.) grat. u. fr. Emil Lefèvre.

Von Aſthma kurirt
nach langjährigem Leiden.

Aſthmatiſche Leſer werden angenehm überraſcht ſein zu erfahren, daß ein vorzügliches, oft wirkſames Heilmittel von Dr. Schiffmann entdeckt wurde. Daß das Mittel wirkſam iſt, kann nicht bezweifelt werden, wenn man ſolch ein Zeugnis wie das von Ernſt Steffen, Maſchiniſt, Berlin, Steglitzerſtr. 91 I, durchlieſt, der ſagt: „Seit vielen Jahren litt ich an Aſthma und Luftbeſchwerden. Durch den Gebrauch von Herrn Dr. Schiffmann's Aſthma-Pulver habe ich ſofort Linderung geſpürt, und nachdem ich es kurze Zeit angewandt habe, hat ſich mein Leiden derartig gebeſſert, daß ich meine Krankheit als geheilt anſehen kann, wofür ich Herrn Dr. Schiffmann meinen herzlichſten Dank ausſpreche. Ich beſcheinige hiermit Herrn Dr. Schiffmann, daß nur ſein Aſthma-Pulver meine Krankheit geheilt hat.“ Ein Anderer ſchreibt: „Das Aſthma-Pulver von Dr. Schiffmann hat bei mir, der ich länger als 30 Jahre von dieſem entſetzlichen Leiden heimgeſucht werde, faſt augenblickliche Wirkung gethan. Dem Erfinder meinen herzlichſten Dank! Allen Leidensgenoſſen rufe ich zu: Wendet Euch an Herrn Dr. Schiffmann und beſtellt das Pulver. Ein beſonderes Lob erachte ich als überflüſſig. Es ſei genug, daß ich wahrheitsgetreu bezeuge, es hat mir, einem ſeit 30 Jahren Kranken, geholfen. Bitte vorſtehendes Zeugnis zum Nutzen und Frommen aller Leidensgenoſſen veröffentlichen zu wollen.“ (Gezeichnet) Joach. Ulrich, Borſch bei Geiſa, Großherzgt. Sachſen-Weimar-Eiſenach. Erhältlich in allen Apotheken. Man verlange eine Gratisprobe unter Einſendung einer 10-Pfg.-Marke für Porto von der Victoria-Apotheke, Berlin SW., Friedrichſtraße 19a. Bestandtheile: 34.90 Prozent Salpeter, 51.10 Prozent Südamerikanischer Stechapfel, 14 Prozent Riechender Kugelkolben. (1575)

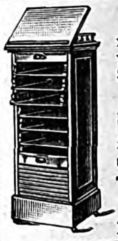
Herzliche Bitte vom Thüringer Wald. (1597)

Auch in dieſem Jahre bieten die Glasbläſer von Steinheid, jenem hochgelegenen Ort im Thüringer Wald, in welchem der herrliche Chriſtbaumſchmuck aus Glas angefertigt wird, der mit ſeiner Farbenpracht dem Weihnachtsbaum ſeinen Glanz verleiht, durch ihren Pfarrer die Erzeugniſſe ihrer Hausinduſtrie an. In geſchmackvollen Zuſammenſtellungen alles deſſen, was dem Weihnachtsbaum zur Zier dient und ihn glänzend ſtrahlen läßt, werden reichhaltigſte Auswahlkiſten zum Preiſe von Mk. 5, 6, 8, 10 frei inkl. Verpackung bereit gehalten, bunt oder nur weiß — ſilberglänzend und matt —, je nachdem es dem Geſchmack der Käufer entſpricht. Möchten auch in dieſem Jahr zahlreiche Beſtellungen den Fleiß der Arbeiter und die Bemühungen derer, die dem Unternehmen ihre Zeit und ihre Kraft gewidmet haben, belohnen. Die Beſteller werden an den reizenden Sachen ihre Freude haben und helfen gleichzeitig, daß auch ein freundliches Weihnachtslicht brennt in manchen der kleinen Hütten auf luftiger Bergeshöhe, in denen fleißige Hände tätig ſind vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht.



(1222)

Ziehung vom 7.—12. Dezember 1903.
3. Geld-Lotterie
für das
Völkerschlacht-
DENKMAL.
15222 Geldgewinne: Mark
258500
Höchstgewinn im glücklichsten Fall:
100000
Prämie und Hauptgewinne:
Prämie: 75000
Hauptgewinne: 25000
10000
Lose à 3 M. Porto u. Liste 30 Pf., empfiehlt auch gegen Nachn.
Deutscher Patriotenbund
Leipzig, Blücherstr. 11
und alle besseren Losgeschäfte.
Auf 10 Lose ein Freilos. (1288)



Notenschränke
m. geräuschloser Jalousie u. Sicherheits-Schloss in Schwarz, Nussbaum, Eiche und Mahagoni.
Auch ohne Pult für die Bibliothek, Salon u. Kontor f. Zeitschriften, Akten etc. sowie als Doppelschränke
M. 24.— bis M. 132.—
Ausführliche Liste gratis.
Paul Zschocher,
Musik-Export, Leipzig.
(1428)

Christbaumschmuck aus Glas versendet, **im Interesse und zum Besten hiesiger Glasbläser**, in reichhaltigsten Zusammenstellungen geschmackvoller Neuheiten in Postkisten zu Mk. 5, 6, 8, 10 frei inkl. Verpackung und in Bahnkisten von Mk. 20 an. (1596)
Steinheid (Thüringen), **Pfarrer Langguth.**

CRÈME SIMON
Unübertroffen für den *Teint* und für die *Toilette*
Poudre & Savon SIMON
PARIS
(1499)

Echt
Nürnberger Lebkuchen
à Sortiment 3 ℳ 50 ₰, 6 ℳ 50 ₰ und 10 ℳ 50 ₰ franko inkl. Verpackung. (1580)
Verz. gratis und franko.
Curt Staeglich, Leipzig.

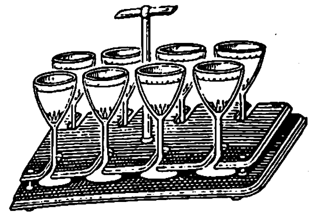
Lose Kgl. Sächs. Landes-Lott.
versendet diskret
Paul Klepsch,
Bischofswerda, Sachsen.

Für Weihnachten! (1527)
Griechische Weine.
Mein Preisbuch — 28. Jahrgang 1904 — ist erschienen und steht umsonst u. postfrei zu Diensten.
Friedr. Carl Ott in Würzburg.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900. (1386)
ODONTA
unübertroffenes Mundwasser
F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE
Zu haben in besseren Parfümerie-Drogen- & Friseur-Geschäften

Allgemeine Notizen.

„Serviteur“. Faſt alle Erfindungen auf dem Gebiete der hauswirtſchaftlichen Geräte ſind Veränderungen bekannter Dinge, und es bedarf meiſt eingehender Erklärungen, ehe man deren Zweckmäßigkeit einzuſehen vermag. Der Gläſerträger „Serviteur“, den wir nebenſtehend im Bilde vorführen, iſt dagegen etwas abſolut neues. Wohl jedermann hat ſich ſchon über die vielen Verluſte an Weingläſern durch Bruch geärgert, Verluſte, die häufig unerſetzlich, jederzeit aber koſtſpielig ſind. Ob nun beim Servieren oder auf dem Speiſebüfett, überall ſchützt der „Serviteur“ die Weingläſer ſicher vor Bruch, da die Gläſer, welcher Form ſie auch ſeien, auf ihm abſolut feſtſtehen, dabei aber doch ſo elaſtiſch, daß ſie ſelbſt bei kräftigem Stoß nicht abbrechen. Man kann ſeinen geſamten Vorrat an Kriſtallgläſern im Kredenzſchrank in „Serviteurs“ unterbringen, das Servieren beanſprucht dann keinerlei Zeitaufwand, da die ungeſchickteſte Perſon mindeſtens vier Dutzend Gläſer auf einmal mit einem Griff wegholen kann, ohne daß Bruch zu befürchten wäre. Faſt ſämtliche Hausſtands-, Glas- und Luxuswarengeſchäfte führen den „Serviteur“. Die Firma Arthur Lange in Bahnhof Großharthau, Sachſen, iſt die Herſtellerin, liefert aber nur an Private in ſolchen Ortſchaften, wo ſie keine Vertretung hat.



Bei der Auswahl von Weihnachtsgeſchenken dürfte es ſich empfehlen, die hochintereſſante und reichilluſtrierte Preisliſte über die berühmten Richterſchen Anker-Steinbaukaſten und Anker-Brückenkaſten, ſowie die neuen Legeſpiele „Saturn“ und „Meteor“ zu leſen. Die darin abgedruckten Briefe hocherfreuter Eltern und angeſehener Gelehrten beſtätigen einſtimmig, daß es kein gediegeneres Spiel- und Beſchäftigungsmittel gibt, als die Anker-Steinbaukaſten und Anker-Brückenkaſten. Ein nicht zu unterſchätzender Vorteil der Kaſten iſt ferner deren Unverwüſtlichkeit, da etwa verloren gegangene Steine jederzeit erſetzt und die Kaſten ſelbſt durch Hinzukauf von Ergänzungskaſten und von Anker-Brückenkaſten planmäßig vergrößert werden können. Ein angeſehener ſchweizer Pädagoge ſagt wörtlich: „ſie erſetzen ein ganzes Spielwarenlager“ und ſchließt mit den Worten: „Hinein mit ihnen in jedes Haus, in dem glückliche Eltern wohnen!“ Wir denken, es lohnt ſich ſchon, eine Poſtkarte daran zu wenden, um von der Firma F. Ad. Richter & Cie. in Rudolſtadt die Preisliſte franko zugeſandt zu erhalten. Da die neue Ausgabe auch eine ausführliche Beſchreibung der neuen, höchſt vorteilhaften Ergänzungs-Ordnung und der Anker-Brückenkaſten ſowie der neuen Legeſpiele „Saturn“ und „Meteor“ enthält, ſo ſollten auch die, die bereits einen Steinbaukaſten beſitzen, wegen Zuſendung der Preisliſte eiligſt eine Poſtkarte ſchreiben.

Griechiſche Weine ſind zu allen Zeiten von den Dichtern als das Gold des Morgenlandes, als Sorgenbrecher und als die höchſte Labung für Geſunde und Kranke gefeiert worden. Das Einfuhrhaus griechiſcher Weine von Friedr. Carl Ott in Würzburg hat ſoeben ein Preisbuch in 28. Auflage erſcheinen laſſen, das Herr Ott unſern geſchätzten Leſern auf Wunſch koſtenfrei überſendet.

Rex nennt ſich ein neues Brettſpiel, das ein allgemeines Intereſſe beanſpruchen darf. Bei einfachſter Spielweiſe feſſelt es den Spieler — ob alt, ob jung — bis zum letzten Zuge. Gar häufig wird die günſtigſte Stellung durch geſchicktes Manövrieren des Gegners mit einem Schlage zunichte gemacht. Überraſchung folgt auf Überraſchung. Zu beziehen iſt dieſes Brettſpiel vom Rexverlag in Berlin 16, Köpenickerſtraße 31^{B}.

Triumph der Opel-Motorwagen. Gelegentlich der Anweſenheit des Zarenpaares auf Jagdſchloß Wolfsgarten bei Darmſtadt hatte die Firma Adam Opel, Motorwagenfabrik, Rüſſelsheim a. M., die Ehre, den hohen Herrſchaften zwei ihrer Automobilwagen zur Verfügung ſtellen zu dürfen. Die Wagen wurden ausgiebigſt benutzt, und bei Abreiſe ſprachen Ihre Kaiſerl. Majeſtäten und Seine Königl. Hoheit der Großherzog von Heſſen in warmen, anerkennenden Worten Ihre hohe Befriedigung aus über die ausgezeichneten Fahrtleiſtungen und große Betriebsſicherheit der Opel-Motorwagen. Die beiden Herren, welche während der vier Wochen die Automobils führten und bedienten, erhielten prachtvolle Geſchenke. Ihre Kaiſerl. Majeſtät, die Zarewna, überreichte im Beiſein Ihres hohen Gemahls perſönlich jedem derſelben eine goldene Uhr mit ruſſiſchem Wappen nebſt ſchwerer, goldener Kette. Seine Königl. Hoheit der Großherzog bedachte dieſelben mit wertvollen, brillantbeſetzten und mit Krone verzierten Buſennadeln. — Die Firma Adam Opel in Rüſſelsheim darf mit Stolz auf ihr Fabrikat blicken; ſind doch auch ihre Erfolge bei allen automobiliſtiſchen Veranſtaltungen in den letzten zwei Jahren die glänzendſten.

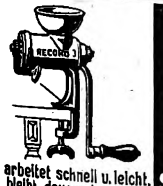
Wer Export-Geschäfte machen will — inseriere im Echo.
Jeder Inserent verlange in seinem eigenen Interesse vom Echo-Verlag, Berlin SW. 48, Wilhelmstrasse 29, eine Probenummer mit Inseratkostenanschlag. (332)

Wer im Ausland
Original Deutsche Waren,
Rohstoffe, Fabrikate. Maschinen. Möbel, Kunst- und Industrie-Gegenstände oder ganze Fabrikeinrichtungen
zu beziehen wünscht, wende sich mit Anfragen oder Aufträgen vertrauensvoll und promptester Antwort sicher, an das
Deutsche Export-Musterlager
S. 14, **Berlin,** Dresdener Str. 34/35.
Briefwechsel in allen lebenden Sprachen.

The King of Jamaica
Rum
nur in Originalabfüllung, ist die beliebteste und verbreitetste Rum-Marke, bietet das
Beste (1459)
an Qualität, zum billigsten Preise. In jeder feineren Spezerei-, Delikatessen- und Droguenhandlung erhältlich.
Generalvertrieb für den Continent:
M. Pekarek & Comp., Wien VII/2.
Erstklassige Vertreter gesucht.

21 Medaillen u. Diplome
In Apotheken & Drogenhandlungen.
J. Paul Liebe.
Liebe's Malz-Extract rein
DRESDEN
Kräftigend, schleimlösend.
die Ernährung unterstützend.
Dasselbe m. Eisen, Kalk, Leberthran, Malzextract-Bonbons u. s. w.

Bei Körperschwäche, Husten!
Ausdrücklich **„Liebe's“ Malzextrakt** verlangen!
Flaschen M. 1.—.
(1350)
Dasselbe trocken als
Malzextrakt-Pulver:
wohlschmeckend, haltbar, handlich.



Die Königin der Küchenmaschinen ist
Record
denn sie hackt reibt wiegt schabt mahlt schneidet Fleisch, Gemüse, Zucker etc.
arbeitet schnell u. leicht, bleibt dauernd scharf u. verstopft sich niemals, weil sie wie keine andere
zweischneidige echte Stahlmesser hat.
Eisenw. G. Meurer, Cossebaude-Dresden.
Jn jedem Küchenmagazin erhältlich. (966)

Zur Klarſtellung

der „Aufklärung“ einer Mainzer Sektkellerei.

Die eigentümlich reizvolle Art des in der Champagne gewachſenen Weines, der bereits von Natur die Eigenſchaften, welche wir in dem Champagner ſchätzen, in hohem Maße in ſich birgt, **fehlt** unſerem Rheinweine — ſo vorzüglich und geradezu unerreicht derſelbe im Übrigen auch iſt. Deshalb beziehen auch die deutſchen Sektkellereien ein mehr oder minder großes Quantum Wein aus der Champagne, um ſolches mit den verſchiedenen Arten deutſcher Weine zur Herſtellung ihrer Cuvés zu verſchneiden.

In Würdigung dieſer feſtſtehenden Tatſachen verwenden wir zur Herſtellung unſerer Marke **„Champagne Fromm“**, die den eigenartigen Wohlgeſchmack ſowie **alle Vorzüge** der erſten franzöſiſchen Marken vollkommen hat, **ausſchließlich** erſtklaſſige direkt eingeführte und zum großen Teil ſelbſtgekelterte Weine der Champagne — **unter Ausſchluß jeglichen Zuſatzes anderen Weines.** In dieſer Weiſe tritt **„Champagne Fromm“** in den Wettbewerb ein mit den **erſten franzöſiſchen Marken** als ein denſelben **vollkommen gleichwertiger Champagner,** der, weil in Deutſchland auf Flaſchen gefüllt, frei iſt von dem hohen Eingangszoll, welcher für den in Kiſten und Körben aus Frankreich eingeführten Champagner zu zahlen iſt.

* * *

Nachdem wir zu einer öffentlichen Stellungnahme für die Eigenſchaften des in Deutſchland von uns auf Flaſchen gefüllten **„Champagne Fromm“** gezwungen ſind, fügen wir vorſtehenden, bereits veröffentlichten Ausführungen noch folgendes hinzu:

1. Unſere Kellereien ſind nach den Angaben eines der erſten franzöſiſchen Champagnerkeller-Architekten eingerichtet.
2. Einkauf und Keltern der Trauben in der Champagne, Zuſammenſtellung der Cuvés, Flaſchenfüllung des Weins, ſowie überhaupt der geſamte techniſche Kellerbetrieb unterſteht der Leitung eines hervorragenden franzöſiſchen Fachmannes aus der Champagne.
3. **„Champagne Fromm“** wird nur in **einer, erſtklaſſigen** Qualität — in drei Geſchmacksrichtungen: trocken, halbtrocken, ſüß — hergeſtellt und **nur in einer Preislage.**

Schließlich halten wir uns für verpflichtet, Gelegenheit zu geben, die Prüfung der Wahrheit unſerer vorſtehenden Behauptungen zu ermöglichen und geben demgemäß **ausnahmsweiſe** — von jetzt bis Ende des Jahres — auch **Poſtprobekiſtchen** unſeres **„Champagne Fromm“ frachtfrei nach allen deutſchen Poſtſtationen** ab.

Sektkellerei J. Fromm G. m. b. H.
Frankfurt a. M.

(1550)

PETER's UNION PNEUMATIC

Mitteldeutsche Gummi-Waaren-Fabrik, Louis Peter, Frankfurt a. M.

(758)

Erklärung.

Der letzte Jahresbericht des deutschen Acetylen-Vereins enthält die Mitteilung, daß dank der Munifizenz einiger Vereinsmitglieder die von Herrn Professor J. H. Vogel, Berlin, im Auftrage des Vereins verfaßte Broschüre: „Acetylen als Mittel zur Beleuchtung kleinerer Städte“ in 15000 Exemplaren an Behörden usw. versandt ist.

Im Anschluß daran wird die Erklärung abgegeben, daß Aerogengas für Städtebeleuchtung durchaus ungeeignet sei und daher als ernstlicher Konkurrent des Acetylens in keiner Weise auftreten könne.

Diese Behauptung haben wir bereits eingehend wissenschaftlich im Journal für Gasbeleuchtung widerlegt.

Die Vogel'sche Broschüre ist lediglich ein Versuch, die Ausführungen unserer im vorigen Jahre erschienenen Druckschrift „Beleuchtungsanlagen für kleine Städte“ zu entkräften.

Wenn wirklich das **Aerogengas** kein ernsthafter Konkurrent des **Acetylens** ist, weshalb sind dann seitens einer so großen **Industrie**, wie der des Acetylens **15000 Erwiderungen** auf **3000 Broschüren einer einzelnen Firma** erforderlich?

Wir zählen eine große Reihe von **Behörden, Privaten usw. zu unseren Abnehmern.** Diese werden bestätigen, daß wir bisher keinerlei **Garantien** übernommen haben, welche wir nicht voll erfüllen können.

Interessenten kann daher nicht dringend genug angeraten werden, unsere 13 Städteanlagen zu besichtigen und die Leistungen derselben mit den Angaben in der Vogel'schen Broschüre und der unsrigen zu vergleichen. (1581)

Referenzlisten und Broschüren stehen kostenlos zur Verfügung.

Hannover, im Novbr. 1903. **Aerogengas** Ges. m. b. H.

Fabrik-Zeichen.
Eingetragen
am 13. Juni 1731.

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers u. Königs. | K. u. K. Hofstahlwaaren-Fabrikant.

Pariser Weltausstellung 1900 „Grand Prix“.

J. A. Henckels

Zwillingswerk in Solingen.

fabricirt und empfiehlt:

Messer u. Gabeln für Küche u. Haus — Messer für alle Gewerbe u. Künste — Taschen- u. Gartenmesser — Rasirmesser u. Rasirapparate — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheeren für alle Zwecke — Korkzieher, Nussknacker etc.

Ich bitte auf die Schutzmarke: zu achten. Für jedes Stück, welches das Zwillingszeichen trägt, wird unbedingte Gewähr geleistet.

Wo die Geschäfte der Branche mein Fabrikat nicht führen, bitte sich zu wenden an die Hauptniederlage:

BERLIN W., Leipzigerstrasse 118.

Eigene Verkaufsniederlagen:

Frankfurt a. M., Steinweg 9 — **Hamburg,** Gr. Johannisstr. 6
Köln a. Rh., Hohestr. 144 — **Dresden,** Wilsdrufferstr. 7
Wien I, Kärnthnerstr. 24.

(530)

BILLARDS,
Tisch-Billards, Billard-Requisiten.
Die berühmte Kerkaubande. Illustrirte Preislisten gratis.

J. Neuhusen's Billard-Fabrik

Kommandantenstr. 77/79 **BERLIN SW. 19** Beuthstr. 18/21.
Gegründet 1860. 28 goldene etc. Medaillen, Ehrenpreise.
Königl. Preuss. Staatsmedaille.

(1268)

Neu! Klemt's Kugelspiel Patentamtlich i. v. Staaten geschützt. Für jede Familie schönste Unterhaltung, aus Metallblech mit **Neu!** Emaillefarben elegant dekorirt, 26 Ctm. Durchmesser, doppelseitig von 2 Seiten zu benützen p. St. für Deutschland Rm. 5, für Oest.-Ung. Kr. 6 p. Nachnahme.

Ritterspiel ges. geschützt höchst interessant übertrifft alles derartige, umfasst drei andere Spiele, p. St. für Deutschland Rm. 4 für Oest.-Ung. Kr. 5 p. Nachnahme.

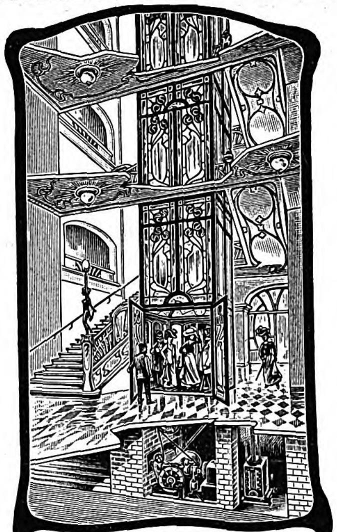
Bei vorh. Eins. obiger Beträge erf. franko Zusendung. Vertreter gesucht.

C. Klemt Roul. Fabr. i. Wünschelburg i. Schl. Deutschland u. Braunau i. B. Oesterreich.

(1530)

Dampfpflüge
Strassen-Locomotiven
Dampf-Rollwagen
Dampf-Strassenwalzen
Strassen-Aufreisser
bauen
in den besten Ausführungen
und zu den mässigsten Preisen
John Fowler & Co.
in Magdeburg.

(1592)



J. G. Schelter & Giesecke
Leipzig-Plagwitz
Personen- u. Waren-Aufzüge
Vertreter in gröss. Städten gesucht

(36)

Circulations-Vorwärmer

für
Speisewasser
mit
Schlammsack.
(Gesetzl. geschützt.)

Grösste Kohlen-Ersparniss.

Denkbar leichteste Reinigung.

Niedriger Anschaffungspreis.

Gebrüder Burgdorf, Altona,
Maschinenfabrik. (1548)

Stets scharf!
Kronentritt unmöglich!
sind die Haupt-Vorzüge der

Original-H-Stollen

Zum Schutz gegen Nachahmungen trägt jeder unserer H-Stollen nebenstehende Fabrikmarke.

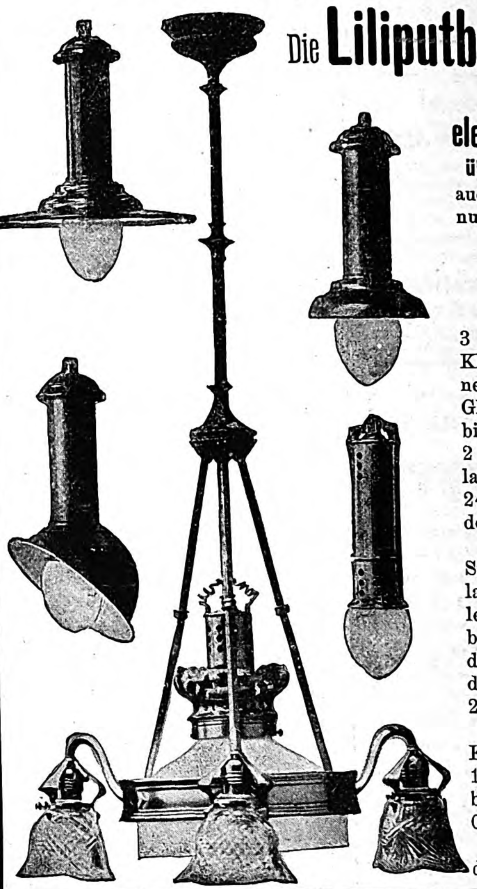
Beim Einkauf achte man hierauf und weise jede Nachahmung, weil unbrauchbar, zurück.

Leonhardt & Co
Berlin-Schöneberg
Preise wieder ermässigt
Illustr. Katalog gratis

(1558)

Aug. Spangenberg, Berlin SO., Neanderstr. 3.
Strassenfahrstühle, Krankenstühle, Closets, verst. Kopfkiss. z. Schlafen i. 20 v. Lag. Tragstühle.
(1586)

SIEMENS-SCHUCKERT WERKE
G. m. b. H.
Berlin SW., Askanischer Platz 3.



Die **Liliputbogenlampe**

ermöglicht **elektrisches Bogenlicht überall in Innenräumen,** auch an Stellen, die bisher nur elektrisches Glühlicht zuließen, (1412) **und im Freien.**

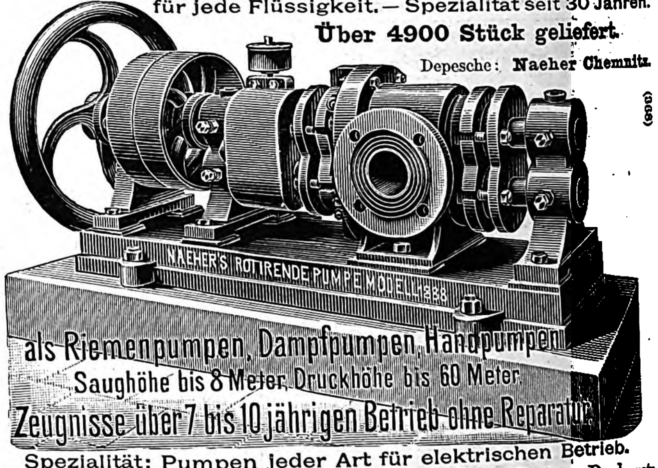
Für 2 Ampere und für 3 Ampere, mit 80 Volt Klemmenspannung brennend, als Einzellampe in Gleichstromnetzen von 100 bis 120 Volt, die Lampe für 2 Ampere auch als Serienlampe in Netzen von 200 bis 240 Volt für Hintereinanderschaltung zu je zweien.

Verbraucht nur so viel Strom wie 4 bezw. 6 Glühlampen zu 16 Kerzen, leuchtet jedoch doppelt bezw. dreifach so stark, durch Alabasterglocken gedämpft noch 130 bezw. 280 Kerzen stark.

Brenndauer eines Kohlenpaares bis 20 bezw. 14 Stunden. Kohlenverbrauch kostet für 1 Stunde 0,25 bis 0,30 Pfennig.

Kohlenwechsel von jedermann leicht ausführbar.

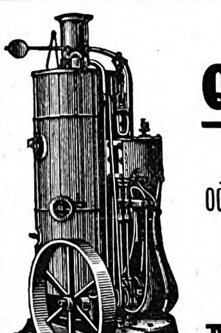
Naeher's rotirende Pumpen
für jede Flüssigkeit. — Spezialität seit 30 Jahren.
Über 4900 Stück geliefert.
Depesche: **Naeher Chemnitz.**



NAEHER'S ROTIRENDE PUMPE MODELL 1888
als Riemenpumpen, Dampfpumpen, Handpumpen
Saughöhe bis 8 Meter, Druckhöhe bis 60 Meter.
Zeugnisse über 7 bis 10 jährigen Betrieb ohne Reparatur.

Spezialität: Pumpen jeder Art für elektrischen Betrieb.
J. E. Naeher, Maschinenfabrik, **Chemnitz,** Sachs., Beckerstr.

(365)



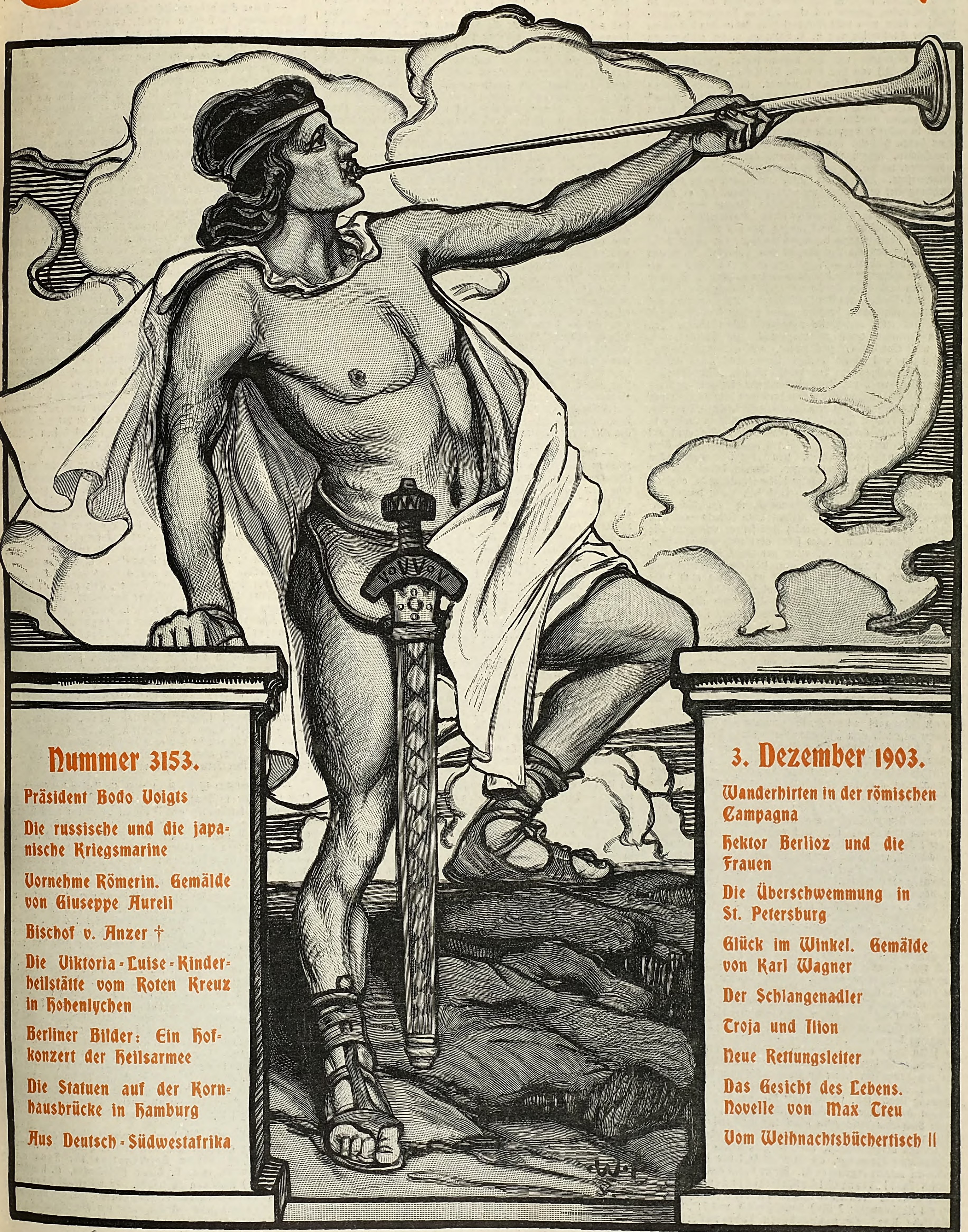
Stehende geschweisste
Querrohrkessel,
allein und mit stehenden
oder liegenden Dampfmaschinen
combinirt
halten in allen gangbaren Grössen
auf Lager (17)
Menck & Hambrock,
Altona-Hamburg Nr. 69.

KÖHLER Nähmaschine
ANERKANNT BESTES FABRIKAT DER GEGENWART.
Käuflich in allen besseren Geschäften
des IN- und AUSLANDES
Zur Kunststickerei ganz besonders geeignet.
Hermann Köhler Altenburg S/A.
NÄHMASCHINENFABRIK.

(1691)

Illustrirte Zeitung

Begründet 1843.



Nummer 3153.

- Präsident Bodo Voigts
- Die russische und die japanische Kriegsmarine
- Vornehme Römerin. Gemälde von Giuseppe Aureli
- Bischof v. Anzer †
- Die Viktoria-Luise-Kinderheilstätte vom Roten Kreuz in Hohenlychen
- Berliner Bilder: Ein Hofkonzert der Heilsarmee
- Die Statuen auf der Kornhausbrücke in Hamburg
- Aus Deutsch-Südwestafrika

3. Dezember 1903.

- Wanderhirten in der römischen Campagna
- Hektor Berlioz und die Frauen
- Die Überschwemmung in St. Petersburg
- Glück im Winkel. Gemälde von Karl Wagner
- Der Schlangenadler
- Troja und Ilion
- Neue Rettungsleiter
- Das Gesicht des Lebens. Novelle von Max Treu
- Vom Weihnachtsbüchertisch II

Verlag von J. J. Weber in Leipzig (Filiale Berlin, Linkstraße 20).

Google

Vom Weihnachtsbüchertiſch.

II.

— Bei den gegenwärtigen Beſtrebungen einer Dezentraliſation der Kunſt richtet man wieder ſeine Aufmerkſamkeit lebhaft auf die lokale Kunſtpflege. Die deutſchen Städte, nicht nur die großen, ſondern auch die kleineren, beginnen wieder wie in früheren Jahrhunderten ihren Ehrgeiz darin zu ſuchen, ſich aus eigener Kraft künſtleriſch zu ſchmücken, auf ihrem Boden ein Kunſtſchaffen und Kunſtleben von kraftvoller Sonderart erſtehen zu laſſen. Dieſes freudige Beſinnen auf Stammeseigentümlichkeit und lokale Sonderart iſt ein Neuerwachen alten ſtädtiſchen Kunſttriebes. Wie in früheren Jahrhunderten nicht nur in Italien, ſondern auch in Deutſchland, Holland, Frankreich, England, ſelbſt in abgelegenen Gebieten die Städte zu einer geſunden, ſtarken und eigenwilligen Kunſtblüte emporwuchſen, kann man recht eindringlich an der in dem bekannten Leipziger Kunſtverlag von E. A. Seemann u. Ko. erſchienenen Monographienſammlung „Berühmte Kunſtſtätten“ kennen lernen. Betrachten wir die beiden Bände „Straßburg“ (18. Bd., 4 Mk.) von Frz. Friedr. Leitſchuh und „Danzig“ (19. Bd., 3 Mk.) von Artur Lindner. Einſt, bis zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, muß Straßburg eine „wunderſchöne“ Stadt geweſen ſein mit dem Kranz ſeiner ſtolzen Kirchen, ſeinen monumentalen öffentlichen Gebäuden, ſeinen gewölbten Toren, ſeinen in voller Farbenpracht erſtrahlenden Patrizierhäuſern mit ihren hohen Giebeln, den vielen geſchnitzten und vergoldeten Kreuzſtöcken, Erkern und Balkonen, das Bild eines wohlgeordneten, reichen, in großen Denkmälern ſich verewigenden Bürgerweſens. Aber bereits im 18. Jahrhundert verlor das alte Straßburg viel von ſeinen maleriſchen Reizen, bis es zuletzt nur noch ein Schatten ſeines früheren Glanzes war. Jedes Jahrhundert hat in rückſichtsloſer Weiſe „moderniſiert“. Aber trotz dieſer gewaltigen Umwälzungen hat ſich Straßburg eine beſtimmte Phyſiognomie bewahren können, vor allem durch ſein Münſter und die ihm benachbarten Gebäude. Straßburgs Wohnhausbau aber muß man zumeiſt in den kleinen gewundenen Gaſſen hinter hohem Gemäuer aufſuchen. Dieſe in den Höfen verſteckten Bauten mit ihren Stufengiebeln, Bogentoren und -Törchen, mit ihren vieleckigen Treppentürmchen und erkerartig eingebauten Fenſtern atmen ſtolzen Bürgerſinn und laſſen das reich entwickelte bürgerliche Leben ahnen. Von dieſen leitenden Gedanken ausgehend, gibt Leitſchuh eine klar und eindringlich geſchriebene, auf tüchtigen Quellenforſchungen und einem breiten kunſtgeſchichtlichen Wiſſen fußende Darſtellung von den keltiſch-römiſchen Anſiedlungen bis zur Gegenwart, von den aufgefundenen römiſchen und altchriſtlichen Glasgefäßen bis zu dem herrlichen Reinhardsbrunnen von Adolf Hildebrand und dem Goethe-Denkmal Ernſt Wägeners. Architektur, Plaſtik, Malerei, die kunſtgewerblichen Zweige in der großen Zahl der Zünfte, die Glasmalerei, alles wird auf ſeinen kunſt- und kulturgeſchichtlichen ſowie äſthetiſchen Wert hin geprüft und charakteriſiert. Den 170 Seiten umfaſſenden Text illuſtrieren 140 Abbildungen. Danzig bietet eins der eigenartigſten und ſchönſten Städtebilder Deutſchlands, obgleich hier nie einer jener Männer gewaltet hat, deren Namen die Höhepunkte der künſtleriſchen Entwicklung des Menſchengeſchlechts bedeuten. Gerade deshalb kann Danzig uns eine nützliche Lehre geben. Die Genies ſind ſelten, und nicht alle Künſtler können erſten Ranges ſein; aber auch wo ſie fehlen, läßt ſich Tüchtiges erreichen, wenn nur tatkräftiger Wille und eine reine Liebe zur Kunſt in dem ſtädtiſchen Gemeinweſen lebendig ſind. Kann ſich eine Stadt wie Danzig auch nicht an Kunſtſtätten wie Florenz und Nürnberg meſſen, ſo erwarb es ſich den Ehrentitel einer Künſtlerſtätte durch die unausgeſetzte Betätigung künſtleriſchen Sinnes während ihres ganzen Beſtehens. Die Kunſt iſt jederzeit ein wichtiger Faktor im öffentlichen Leben Danzigs geweſen. Bedeutung gewinnt dieſe Kunſtpflege aber dadurch, daß ſie an einem Orte ausgeübt wurde, der, weit vorgeſchoben in ein ausgedehntes, kulturarmes Land, den wichtigſten und günſtigſten Einfluß auf die Nachbargebiete ausüben mußte. Was für herrliche romaniſche und gotiſche Bauwerke ſind die alten Kirchen und Türme, die Katharinen-, Petri-, Trinitatis-, Johanniskirche und beſonders der gewaltige gotiſche Dom der Marienkirche mit ſeinem reichen inneren Schmuck, dem „Jüngſten Gericht“ von Hans Memling, den Schnitzwerken und Eiſengittern. Feſſelnd iſt die Darſtellung von Danzig als Handelsſtadt mit ſeinen wunderbar maleriſchen Stadtbildern. Zu den bedeutendſten hiſtoriſchen Monumenten der Oſtſeeſtadt gehört der Artushof, ein vornehmer, gotiſcher Bau mit Wandmalereien und Skulpturen. Von beſonderer Bedeutung iſt der Ziegelrohbau des 1605 entſtandenen Zeughauſes, an dem der Einfluß des holländiſchen Stiles wahrzunehmen iſt. Mit außergewöhnlicher Feinheit ſchildert der Verfaſſer die vielen maleriſchen Bilder von feſſelnder Schönheit, welche die alten Bauten im Verein mit den Plätzen und dem Himmel in der ſonnig-heiteren Atmoſphäre dem entzückten Auge darbieten. Welch ein ſtolzes, freies Bürgertum hat hier gelebt und iſt hier tätig geweſen! Der Band iſt mit 110 Abbildungen geſchmückt.

— Wie hier das Kunſtſchaffen einzelner Städte monographiſch behandelt iſt, ſo wurde in einer anderen Monographienſammlung des gleichen Verlags die „Geſchichte der modernen Kunſt nach einzelnen Ländern“ dargeſtellt. Die Art, wie dieſer Plan ausgeführt wird, iſt neu. Den ganzen gewaltigen Stoff der Kunſt des neunzehnten Jahrhunderts kann ein einzelner kaum mehr bewältigen; ſelbſt Männer wie Muther und Gurlitt können nicht mit allen Teilen gleich gut vertraut werden, ſo daß eine Geſamtdarſtellung notwendigerweiſe Lücken und Schwächen haben muß. Hier war der Verlag darauf bedacht, für jeden Band einen beſonderen Fachkenner zu finden, der das, was er ſchildert, zum größeren Teile miterlebt hat oder aus den Zeugniſſen ſeiner Umgebung ſchöpfen konnte. Die Tendenz, die nach der Angabe des Verlags den Darſtellungen zugrunde liegen ſoll, iſt, weniger Meinungen als Tatſachen, weniger Geiſtesblitze als klare Belehrung zu ſpenden. Was dieſen Sonderkunſtgeſchichten ſchon von vornherein größte Beachtung zuſichert, iſt die erſtaunliche Fülle des Materials und der tauſend biographiſchen, anekdotiſchen, kunſt- und kulturgeſchichtlichen Einzelzüge, die hier im Text wie in den Abbildungen zuſammengetragen iſt. Bisher liegen drei Bände vor, nämlich Band 1 „Franzöſiſche Malerei des neunzehnten Jahrhunderts“ von Karl Eugen Schmidt (11 Bogen Text mit 138 Abbildungen; 3 Mk.) ſowie Band 2 und 3: „Öſterreichiſche Kunſt im neunzehnten Jahrhundert“ von Ludwig Heveſi (21 Bogen Text mit 260 Abbildungen; 7 Mk.). Beide Bearbeitungen lagen in guten Händen. Das Schwerſte bei einer Darſtellung der überaus komplizierten modernen Malerei iſt es, den Stoff überſichtlich zu gruppieren, ohne den Zwang einer Einſchachtelung zu erwecken. Wie die Verfaſſer ihre Aufgaben gelöſt haben, zeigt von großer Sachkenntnis und von einer Kunſt des Überſchauens weiter Gebiete, die den Blick für das charakteriſtiſche Einzelne nicht verliert. Die franzöſiſche Malerei ſetzt ein mit David und der klaſſiſchen Schule, Guérin, Girodet, Regnault, Ingres. Dann treten die Romantiker auf, Géricault, Prud'hon, Delacroix, Künſtler, deren Ruhm, wie der Davids, am europäiſchen Himmel glänzte. So hat Frankreich das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch die führende Stellung behauptet. Dann erſchien die glorreiche Schule von Fontainebleau und begründete die moderne Landſchaftsmalerei. Corot, Rouſſeau, Millet, Dupré, Troyon u. a. treten auf. Es kam das Kraftgenie Courbet, das alle Konventionen über den Haufen warf. Manet trat auf und verkündete die Allgewalt des Lichts. Puvis de Chavannes ſchuf die moderne Monumentalkunſt. Degas und Claude Monet, Eugène Carrière und Besnard ſind die Vertreter einer weiteren großartigen Kunſtphaſe. Jenes überwältigende Kunſtſchaffen hat der Verfaſſer in dieſem knappen Bande in ſeinen Grundproblemen, ſeinen weſentlichen Erſcheinungen und Künſtlerperſönlichkeiten prägnant und feinſinnig dargeſtellt. Es iſt nun von allergrößtem Reiz, zu ſehen, wie neben dieſer glorreichen franzöſiſchen Kunſt Öſterreich mit Wien als ſeinem natürlichen Mittelpunkt ſich von Beginn des neunzehnten Jahrhunderts an trotz des ſtarken Pariſer Einfluſſes in einer Selbſtändigkeit entwickelt, die die öſterreichiſchen Raſſeneigentümlichkeiten in wunderbarer Reinheit zum Ausdruck bringt. Stehen doch gleich am Beginn des Jahrhunderts Männer wie Führich, Steinle, Schwind, die nur in Wien, der Schubert- und Mozart-Stadt, möglich ſind. Dieſe zweibändige Geſchichte Heveſis iſt die erſte zuſammenfaſſende Darſtellung der öſterreichiſchen Kunſt. Der Verfaſſer hatte mit einem ebenſo weitſchichtigen wie ungeſichteten Stoff zu arbeiten. Als ſeine Hauptquelle gibt er ſelbſt das eigene Erlebnis während eines halben Jahrhunderts an, das unter anderem zahlreiche poſthume und retroſpektive Ausſtellungen brachte. Heveſi ſteht mitten im literariſchen und künſtleriſchen Leben Wiens. Er kann mit gutem Recht ſagen: „Das Werden Neu-Wiens habe ich ſelbſt miterlebt, erſt als Zuſchauer, dann als Kritiker. Dem perſönlichen Verkehr mit den bedeutendſten Künſtlern danke ich manchen Einblick in die Heimlichkeiten der Entwicklung.“ Die Kunſtgeſchichte erhält durch Heveſis Werk eine unbedingte und höchſt wertvolle Bereicherung. Auch dem Fachmanne bringt es viel Neues, und man darf vermuten, daß dieſe Geſchichte der Malerei Öſterreichs, in der der Verfaſſer ſo kundig und feinnervig die Eigenart der öſterreichiſchen Künſtler, ihr Empfindungsleben, ihre individuellen Eigentümlichkeiten zugleich mit der ganzen Pſyche des Volkscharakters bloßgelegt hat, auch auf die lebenden Maler von förderndem Einfluß ſein wird.

— Durch reiche Illuſtrationen und geſchmackvolle Ausſtattung zeichnen ſich die im Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart erſchienenen Unterhaltungsſchriften aus, zu denen in dieſem Jahre noch vier neue hinzugekommen ſind. Das erſte Bändchen „Ultimo“ (illuſtriert von E. H. Küchler; geb. 3 Mk. 50 Pf.) bietet eine ſpannende Novelle von Fr. Spielhagen, während das zweite „Trude Alberti“ von F. v. Zobeltitz (illuſtriert von M. Barascudts; 4 Mk.) in das Milieu der deutſchen Künſtlerwelt in Rom einführt. Das dritte Bändchen enthält zwei kleinere Novellen: „Wen die Götter lieben“ und „Vor Tau und Tag“ von Klara Viebig (geb. 3 Mk. 50 Pf.), in denen die Verfaſſerin die Herzenskämpfe junger Mädchen ſchildert. Das vierte ebenfalls intereſſante Bändchen führt den Titel „Die rote Jula“ von Ernſt Eckſtein (illuſtriert von F. v. Reznicek; geb. 3 Mk.). Den Beſitzern der früheren Bände dieſer Salonbibliothek werden die hier gebotenen eine willkommene Bereicherung derſelben ſein.

— Das warme poeſievolle Gemüt, mit welchem Frida Schanz das Denken und Empfinden der heranwachſenden weiblichen Jugend zu erfaſſen und zu ſchildern verſteht, zeigt ſich auch in ihrer herrlichen Waldgeſchichte „Huberta Sollacher“ (Berlin, Trowitzſch u. Sohn, mit 1 Titelbild und 41 Textilluſtrationen; 5 Mk. 50 Pf.). Durch die Friſche der Darſtellung, mit welcher ſie den Wald im Wechſel der Jahreszeiten vorführt und die Leute eines oberbayriſchen Förſterhauſes in ihrem kernhaften, einfachen und biederen Weſen charakteriſiert, zeichnet ſich das Buch vor vielen anderen aus, und jung und alt in der deutſchen Familie werden ſich an deſſen Inhalt erfreuen. — Daran mögen ſich noch zwei Erzählungen von Margarete Lenk anſchließen, die unter dem Titel „Treue Herzen“ in einem Bande (Zwickau, Joh. Hermann; 2 Mk. 25 Pf.) vereinigt ſind. Wie die Verfaſſerin ſich ſchon in ihren früheren Jugendſchriften als treffliche Erzählerin bewieſen, ſo hat ſie ſich auch in der genannten ihren alten Ruhm zu bewahren gewußt. Denn in ihrer Einfachheit und Schlichtheit werden die beiden Geſchichten jedes Kinderherz wohltuend berühren.

— In bunter Mannigfaltigkeit entrollt „Das große Weltpanorama“, ein Jahrbuch für alle Gebildeten (Berlin, W. Spemann; 4 Mk. 50 Pf.), Bilder aus allen Weltgegenden. Es begleitet den Ozeandampfer bei ſeiner Fahrt um den Erdball und berichtet von dem Intereſſanten, das dieſe bietet, folgt dem Forſchungsreiſenden in das Innere unbekannter Länder, begleitet den Ingenieur bei ſeinen Arbeiten, den Jäger in ſein Revier, den Alpenſteiger ins Hochgebirge, den Abenteurer auf den Pfaden ſeiner Fahrten und Kämpfe. In Wort und Bild führt es in ſeinen Schilderungen und Erzählungen in alle Teile der Erde und bereitet durch ſeine vielſeitigen Anregungen dem Leſer angenehme Stunden. Ein reicher Bilderſchmuck unterſtützt die intereſſanten Darbietungen. — Zur Belehrung und Unterhaltung bringt jugendlichen Leſerkreiſen „Franz Hoffmanns Neuer Deutſcher Jugendfreund“ (58. Bd. Mit vielen Bildern. Leipzig, Schmidt u. Spring; 6 Mk.) ſeine zahlreichen und mannigfaltigen Gaben, Erzählungen, Biographien, Schilderungen, Gedichte und Anleitung zu Selbſtbeſchäftigungen. Die gute Ausſtattung läßt das Buch als Weihnachtsgeſchenk recht geeignet erſcheinen. Daſſelbe gilt auch von „Auerbachs Deutſchem Kinderkalender auf das Jahr 1904“, herausgegeben von Georg Bötticher (Leipzig, L. Fernau; 1 Mk.). Außer einem Kalendarium mit charakteriſtiſchen Monatsbildern und Verſen enthält er noch manche hübſche Geſchichten, Märchen, Gedichte und Rätſel, die jedes Kind erfreuen werden. Der köſtliche Humor, der ſich im Buche und in deſſen Bilderſchmuck kundgibt, wird dieſem ſicher viele Freunde zuführen.

— Den Kolonialerzählungen von C. Falkenhorſt (Dresden, A. Köhler; jedes Bändchen 1 Mk. 50 Pf.) ſchließen ſich unter dem Titel „Jung-Deutſchland in der Südſee“ zwei reich illuſtrierte Bände: „Der Dewarra-Millionär“ und „Die Tanzdiebe“ an, die von den Koloniſationsverſuchen der Deutſchen in Neumecklenburg und auf den Karolinen berichten und in den gebotenen Geſchichten neben guter Unterhaltung zugleich auch eingehende Belehrung über Natur und Leben, Sitten und Gebräuche jener fernen Beſitzungen Deutſchlands gewähren. Derſelbe Verfaſſer erzählt in „Leonidas Harpyia“ eine Geſchichte aus Venezuela (3 Mk.) und berührt darin auch die vor einigen Jahren ſtattgehabte Verwicklung mit Deutſchland. Um den im Mittelpunkt der Erzählung ſtehenden Deutſchen gruppieren ſich die lebensvollen packenden Schilderungen des herrlichen Landes und ſeines heißblütigen Volkes.

— Unter den geographiſchen Schriften, die die Ferd. Hirtſche Buchhandlung in Breslau verlegt, verdient die „Hiſtoriſche Geographie Deutſchlands im Mittelalter“ von Dr. Bodo Knüll (4 Mk.) einen hervorragenden Platz; wenn das Buch auch nicht eine vollſtändige und abſchließende Bearbeitung des Gegenſtandes bietet, ſo enthält es doch eine Zuſammenſtellung der wichtigſten Tatſachen und Forſchungsergebniſſe. Nur aus deren Kenntnis laſſen ſich die jetzigen Verhältniſſe und Zuſtände aufhellen. Es behandelt nacheinander die natürlichen Veränderungen, den Wechſel der Bewohner und die Beſiedlung, geht dann über auf die Veränderungen in der Pflanzen- und Tierwelt auf dem beſiedelten und unbeſiedelten Boden, auf die Erſchließung der Bodenſchätze, auf die Siedlungsarten bei den Kelten, Römern, Slawen und Deutſchen, auf die Straßen und auf die Bauformen und ſchließt mit einer überſichtlichen Darſtellung nach Perioden. Der Begriff Deutſchland iſt ſo gefaßt, daß er das dauernd der Kulturarbeit des deutſchen Volkes unterworfene und größtenteils auch von ihm bewohnte Gebiet bezeichnet, ſich alſo beſchränkt auf das Land von Schleswig im Norden bis zu dem Monte Roſa, Orteler und der Drau im Süden, von Flandern und Deutſchlothringen im Weſten bis Preußen, Poſen und Mähren im Oſten. Mag das Buch wohl zunächſt für den Lehrer geſchrieben ſein, ſo findet darin gewiß auch jeder, der für ſeines Landes Geſtaltung und Geſchichte Intereſſe hat, eine Fundgrube reichen Wiſſens. — Ein anſchauliches und genaues Bild von dem mit Deutſchland ſo eng verbundenen England hat Dr. Rich. Neuſe in ſeiner „Landeskunde der britiſchen Inſeln“ (Breslau, Ferd. Hirt; 4 Mk.) gegeben, in welcher er dieſe Inſeln im allgemeinen in bezug auf Bodenverhältniſſe, Klima, Produkte und Bevölkerung ſchildert und danach die drei Hauptteile derſelben, England mit Wales, Schottland und Irland, in phyſiſcher und politiſcher Beziehung eingehend behandelt. Durch 8 Vollbilder ſind einige charakteriſtiſche Landſchaftstypen vertreten, wie auch noch außerdem 13 Textabbildungen den Text zu veranſchaulichen verſuchen. Die Benutzung der neuſten und beſten Quellen verleiht dem Buche die notwendige Zuverläſſigkeit.

— Von den mancherlei Gaben, mit denen in dieſem Jahre Löwes Verlag (Ferd. Carl) in Stuttgart den Weihnachtsbüchertiſch bedenkt, erfreuen heranwachſende Knaben gewiß die „Jagderlebniſſe“ in Gerſtäckers Erzählungen, die Karſten Brandt (mit 1 Bunt-, 8 Ton- und 22 Textbildern nach Originalen von Chr. Votteler; 3 Mk.) herausgegeben hat, ſowie „Sigismund Rüſtig“, die bekannte und beliebte Robinſonade, für die Jugend von Max Pannewitz (mit 27 Text- und 4 Buntbildern; 2 Mk. 50 Pf.) bearbeitet. Unter Benutzung der beſten Quellen ſind in dem mit 4 Farbdruck-, 7 Tonbildern und 16 Porträten ausgeſtatteten Buche „Aus eigener Kraft“ Lebensbilder bedeutender Männer vorgeführt, die viele Belehrungen und Anregungen zum Nacheifern geben. In der neuen Auswahl von der „Deutſchen Jugend“ von Julius Lohmeyer (mit 6 Bunt- und 80 Textbildern; 4 Mk. 50 Pf.) ſind manche ernſte und heitere Geſchichten, nette Gedichte, Sprüche und Betrachtungen zu Nutz und Frommen jugendlicher Leſer enthalten. In Mädchenkreiſen werden die anmutigen Geſchichten „Heidefriedel“ von Frida Schanz (mit 4 Buntbildern; 3 Mk.) und „Kitty“ von Elſa Hofmann (mit 4 Ton- und 24 Textbildern; 3 Mk.) ohne Zweifel allgemeine Anerkennung finden, während jüngere Leſer an den „Maiblumen“, zwanzig Erzählungen von Martha Gieſe (6 Buntbilder; 3 Mk.), ſowie in den in neuem Gewande erſchienenen „Oſtereiern“ und ſechs anderen Erzählungen von Chriſt. Schmidt immer noch ihre Freude haben mögen.

— In ähnlicher Weiſe ſorgt auch die Verlagshandlung von Levy u. Müller in Stuttgart für gute Jugendlektüre. In den Erzählungen für Knaben und Mädchen „Kinder und Tiere“ von Pauline Schanz (mit vielen Federzeichnungen und Farbdrucken nach Aquarellen von Planck; 3 Mk.) wird das Intereſſe, das die Kinder an den Tieren finden, recht gut hervorgehoben, während Eliſabeth Halden in den „Luſtigen Geſchichten“ (mit 8 Vollbildern; 4 Mk.) heitere Szenen aus jugendlichen Kreiſen erzählt. An reifere junge Mädchen wenden ſich die beiden Erzählungen „Dorfprinzeßchen“ von Elſa Hofmann (mit 5 Autotypien; 4 Mk. 50 Pf.) und „Student Annchen“ von Carola v. Eynatten (mit 4 Vollbildern; 4 Mk. 50 Pf.), von denen die erſte die Schwierigkeiten ſchildert, mit welchen die durch Erziehung und Geburt verwöhnten Mädchen beim Ringen um eine Exiſtenz zu kämpfen haben, die andere die Energie und Hilfsbereitſchaft der Tochter eines Fabrikherrn, um die ſoziale Lage der Arbeiter zu verbeſſern. Mit großer Teilnahme werden die Leſer ferner in der Erzählung von Cony Schumacher „Ein Wunderkind“ (1 Titelbild; 3 Mk.) die Schickſale eines talentvollen kleinen Geigers verfolgen, welcher in der Heimat endlich das Glück findet, das er in der Fremde vergeblich geſucht hat. Zuletzt ſei noch auf das für Knaben und Jünglinge ebenſo unterhaltende wie belehrende Buch „Der Freund des Delawaren“ von Karl Matthias (mit 4 Autotypien; 4 Mk. 50 Pf.) hingewieſen, das ein Bild aus dem nordamerikaniſchen Freiheitskampf gibt und, auf geſchichtlicher Grundlage beruhend, alle Hauptmomente dieſes Krieges berührt. Die Erzählung ſelbſt iſt ſpannend und humorvoll.

— Den allerorten ſich kundgebenden Beſtrebungen für die Erhaltung der geiſtigen und körperlichen Geſundheit verſucht auch der „Hygieniſche Taſchenatlas für Haus und Schule“ von Dr. med. D. Baur (Wiesbaden, O. Nemnich; 1 Mk. 50 Pf.) Rechnung zu tragen. Er bietet auf 25 zumeiſt kolorierten Tafeln mit kurzen Erklärungen das, was den Menſchen ſchädigt, und was getan werden muß, um die Schädigung zu verhindern und das körperliche Wohl zu fördern.

Bodo Voigts,

der neue Präſident des preußiſchen Oberkirchenrats.

Für den heimgegangenen, hochverdienten Präſidenten des preußiſchen evangeliſchen Oberkirchenrats D. Dr. Friedrich Wilhelm Barkhauſen, der zwölf Jahre lang auf ſeinem hohen, verantwortungsvollen Poſten geſtanden hat, iſt nunmehr ein Nachfolger in der Perſon des bisherigen Präſidenten des Landeskonſiſtoriums zu Hannover Bodo Voigts erwählt worden. Der preußiſche evangeliſche Oberkirchenrat bildet die Spitze der evangeliſchen Landeskirche Preußens. Sein Präſident, der auf Vorſchlag des Kultusminiſteriums vom König ernannt wird, hat die von dieſem beſtätigten Kirchengeſetze zu kontraſignieren.

Es ſind keine geringen Aufgaben, die des neuen Präſidenten warten, im Inneren der größten evangeliſchen Landeskirche des Reichs wie im Verhältnis derſelben zu anderen Landeskirchen ſowie zu anderen Konfeſſionen, insbeſondere zur römiſch-katholiſchen. Man darf geſpannt darauf ſein, wie unter dem neuen Präſidenten ſich die verſchiedenen kirchlichen Parteien zueinander ſtellen, und wie ſich der Einfluß derſelben auf die Leitung der evangeliſchen Kirche geſtalten wird. Es ſoll Barkhauſen unvergeſſen ſein, daß er ſeinerzeit würdevoll und mannhaft auf der Generalverſammlung des Guſtav-Adolf-Vereins gegen die Beſchimpfung proteſtierte, die die Reformation durch die bekannte „Caniſius-Enzyklika“ erfahren hatte. Er hat damit für viele große kirchliche Gemeinſchaften das Zeichen zu gleichem Proteſt gegeben. Inzwiſchen iſt die „Jeſuitenfrage“ von neuem brennend geworden. Heiße Kämpfe werden darum ausgefochten werden. Auch auf dieſem Gebiet liegt eine der bedeutſamſten Aufgaben des neuen Präſidenten. Auf der Generalſynode 1894 erklärte Barkhauſen, in Organiſation und Verwaltung der evangeliſchen Landeskirche ſei vollkommene Einheit hergeſtellt; auf größere Einheitlichkeit auch auf anderen Gebieten werde gehofft. Das ſei gleichfalls der Wunſch des höchſten Inhabers des Kirchenregiments. Inzwiſchen iſt auf unmittelbare Anregung Kaiſer Wilhelms II. der Gedanke erwogen und den Anfängen ſeiner Ausführung nähergebracht worden, daß alle evangeliſchen Landeskirchen Deutſchlands, unbeſchadet ihres Bekenntnisſtandes, ſich für die großen inneren und äußeren Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft die Hand reichen zu einem großen deutſchen evangeliſchen Kirchenbund. Groß und verantwortungsvoll ſind auch hier die Aufgaben, an deren Löſung der neue Präſident in hervorragender Weiſe zu arbeiten haben wird.

Bodo Voigts iſt 1844 zu Lüchow im Lüneburgſchen an der Jeetze, einem Städtchen mit etwa 3000 Einwohnern, geboren. Nach Vollendung ſeiner juriſtiſchen Studien und Vorbereitungsdienſte finden wir ihn 1873 als Gerichtsaſſeſſor in Freiburg an der Elbe, dann als Amtsrichter in Hagen bei Bremen und in Freiburg an der Elbe. Im Jahre 1883 trat Voigts zur Verwaltung über und wurde Kreishauptmann des Stader Marſchkreiſes, 1885 Landrat in Freiburg. Im Jahre 1890 finden wir ihn als Verwaltungsgerichtsdirektor in Minden, 1892 als Oberverwaltungsgerichtsrat in Berlin. Nach dreijähriger Tätigkeit in dieſem Amt wurde Voigts Präſident des evangeliſch-lutheriſchen Landeskonſiſtoriums der Provinz Hannover zu Hannover. Seit 1900 iſt er zugleich Direktor des Konſiſtoriums zu Hannover. Voigts war Vorſitzender des Disziplinargerichts, das ſeinerzeit den Pfarrer Weingart wegen ſeiner freien Anſchauungen des Amtes entſetzte. Auf Voigts' eigene kirchliche Stellung laſſen ſich indes daraus keine Schlüſſe ziehen.

Voigts iſt bereits durch Verleihung des Roten Adlerordens zweiter Klaſſe mit Eichenlaub ſowie des Kronenordens zweiter Klaſſe ausgezeichnet worden. D. G. B.

Bodo Voigts,

der neue Präſident des preußiſchen evangeliſchen Oberkirchenrats.

Wochenſchau.

Der Geſundheitszuſtand des Deutſchen Kaiſers. — Das am 25. November im Neuen Palais bei Potsdam ausgegebene Bulletin über den Geſundheitszuſtand Kaiſer Wilhelms II. lautet: „Die Operationswunde an der linken Stimmlippe iſt ſeit dem 19. November vernarbt. Der Kaiſer bedarf noch einige Zeit der Schonung der Stimme, bis die Narbe hinreichende Feſtigkeit gewonnen hat. Der Kaiſer gebraucht jetzt eine Maſſagekur des Kehlkopfes, verbunden mit Stimmübungen. Vorausſichtlich wird innerhalb einiger Wochen die Stimme wieder völlig gebrauchsfähig werden.“

Berufung des deutſchen Reichstags. — Durch kaiſerliche Verordnung vom 23. November iſt der Reichstag zum 3. Dezember nach Berlin berufen worden. Zu den Vorlagen, die dem Reichstag in der erſten Tagung der neuen Legislaturperiode beſtimmt zugehen werden, gehören der Reichshaushalts Voranſchlag, das Militärpenſionsgeſetz, das Geſetz wegen der kaufmänniſchen Arbeitsgerichte, das Automobil-Polizeigeſetz und der Entwurf wegen Entſchädigung unſchuldig Verhafteter. Fraglich iſt die Vorlegung eines der neuen Handelsverträge.

Die Finanzen Badens. — Den badiſchen Landſtänden wird alsbald nach ihrem Zuſammentritt, der am 1. Dezember erfolgt iſt, eine Vorlage zugehen, die den Steuerfuß der Einkommen- und Kapitalrentenſteuer erhöht. Die ſtaatlichen Einnahmequellen haben einen derartigen Rückſchlag erfahren, und die Überſchüſſe früherer Jahre ſind ſo weit aufgebraucht, daß ungeachtet ſtarker Zurückhaltung in den Budgetforderungen mit einem erheblichen Fehlbetrag für die neue Budgetperiode zu rechnen iſt, der jene Steuererhöhung notwendig macht, welche etwa 25 Prozent betragen wird.

Die Unruhen in Deutſch-Südweſtafrika. — Nach einem Telegramm des Kaiſerlichen Gouverneurs aus Windhuk erſtürmte Hauptmann v. Koppy am 21. November mit der 3. Kompagnie die feindliche Stellung bei Sandfontein ſüdlich von Warmbad. Auf deutſcher Seite ſind keine Verluſte, die des Feindes ſind nicht bekannt. Die geraubten Frachtwagen wurden zurückerobert, Munition und Vieh erbeutet.

Einberufung der öſterreichiſch-ungariſchen Delegationen. — Durch kaiſerliche Handſchreiben an den Grafen Goluchowſki, Dr. v. Koerber und den Grafen Tisza wurden die vom Reichsrat auf Grund des Geſetzes vom 21. Dezember 1867 für das Jahr 1903 gewählte und die vom ungariſchen Reichstag auf Grund des zwölften Geſetzartikels vom Jahre 1867 für das Jahr 1903 zur Behandlung der gemeinſamen Angelegenheiten zu entſendende Delegation auf den 15. Dezember nach Wien zur Aufnahme der ihrem Wirkungskreis vorbehaltenen Tätigkeit einberufen. Gleichzeitig wurden die Miniſterien für gemeinſame Angelegenheiten zur Einbringung der verfaſſungsmäßigen Vorlagen angewieſen ſowie der öſterreichiſche und der ungariſche Miniſterpräſident beauftragt, wegen Einberufung der Mitglieder der Delegation des Reichsrats, bzw. des ungariſchen Reichstags das Entſprechende zu veranlaſſen.

Reform des Wahlrechts in Ungarn. — Im Abgeordnetenhaus des ungariſchen Reichstags erklärte am 30. November Franz Koſſuth, die verſchärfte Auslegung der Hausordnung werde nicht zum Ziele führen. Er erinnerte an die Friedensbedingungen, die er vor einiger Zeit unterbreitet habe, namentlich an die Ausdehnung des Wahlrechts, und drückte den Wunſch aus, daß die nationale Bewegung, die hinſichtlich der Kommandoſprache keine Erfolge gehabt habe, auf einem anderen Gebiet ihre Errungenſchaften durchſetze. Der Miniſterpräſident Graf Tisza erklärte hierauf, er wünſche, den Entwurf zur Reform des Wahlrechts noch in dieſer Legislaturperiode einzubringen, damit die nächſten Wahlen bereits auf Grundlage des neuen Wahlgeſetzes vorgenommen werden könnten. Demnächſt werde der Parlamentsausſchuß zur Beratung der Wahlrechtsfrage einberufen. Der aus der Koſſuth-Partei geſtellte Antrag, am 1. Dezember keine Sitzung abzuhalten, damit die Parteien über die ſoeben eingetretene Wendung beraten und Stellung dazu nehmen können, fand allgemeinen Beifall.

Graf Apponyis Austritt aus der Liberalen Partei Ungarns. — Graf Albert Apponyi, bis vor kurzem Präſident des ungariſchen Abgeordnetenhauſes, meldete am 26. November ſeinen Austritt aus der Liberalen Partei an, weil letztere am 25. in der Fraktionskonferenz den auf die Doppelſitzungen des Abgeordnetenhauſes bezüglichen Antrag des Miniſterpräſidenten Grafen Tisza angenommen und zum Parteibeſchluß erhoben hatte und ſogar die Unterſtützung dieſes Antrags zur Parteifrage gemacht worden war. Graf Apponyi bekannte ſich zu der Überzeugung, daß dieſer nunmehr zum Parteibeſchluß gewordene Antrag mit der Hausordnung in Widerſpruch ſtehe.

Verbot italieniſcher Hochſchulkurſe in Innsbruck. — Die Kaiſerlichen Behörden haben die in Innsbruck-Wilten geplanten freien italieniſchen Hochſchulkurſe verboten, worauf mehrere Zuſammenſtöße zwiſchen Studierenden deutſcher und italieniſcher Nationalität erfolgten. Prof. Angelo de Gubernatis, der aus Rom in der Hauptſtadt Tirols eingetroffen war, um die erſten Vorleſungen zu halten, obwohl er auf der Herfahrt in Trient von dem Verbot amtlich verſtändigt worden war, reiſte in der Nacht zum 25. November wieder ab. Bei der Abreiſe des Profeſſors und vor dem italieniſchen Konſulat kam es zu Demonſtrationen der deutſchen Studenten. Gubernatis wandte ſich beſchwerdeführend in einem Telegramm an den italieniſchen Unterrichtsminiſter. Zwar kam es in mehreren italieniſchen Univerſitätsſtädten zu antiöſterreichiſchen Kundgebungen der Studenten, doch nahm die übrige Bevölkerung wie auch der größte Teil der Preſſe die Innsbrucker Vorgänge ziemlich gleichgültig auf.

Frankreich und Marokko. — In der franzöſiſchen Deputiertenkammer erklärte am 23. November der Miniſter des Auswärtigen, Delcaſſé, hinſichtlich Marokkos, es ſei niemals an eine Expedition gedacht worden, welche die Regierung dem Parlament hätte vorſchlagen können. In Marokko handele es ſich um keine Nation, ſondern um ein Konglomerat von unabhängigen Stämmen; daher habe Frankreich auch die marokkaniſche Regierung nicht verantwortlich gemacht für die Einfälle an der algeriſchen Grenze. Es würden lokale Maßnahmen getroffen werden, welche die Grenze ſo gut als möglich zu ſchützen geeignet ſeien. Die Lage Frankreichs mache es ihm zur Pflicht, ſich mit der Gegenwart und der Zukunft dieſes Landes zu beſchäftigen, und es ſei für Frankreich wichtig, daß Marokko ruhig und auch unabhängig verbleibe. Jedermann erkenne heute an, daß das letzte Wort in Marokko von Frankreich zu ſprechen ſei. Delcaſſé teilte ſodann mit, daß ein Übereinkommen getroffen ſei für die Errichtung von Märkten zu beiden Seiten der algeriſch-marokkaniſchen Grenze; dieſe Märkte würden Zollſtätten haben und von franzöſiſchen Eiſenbahnen verſorgt werden. Den Befehl über die marokkaniſchen Truppen würden franzöſiſche Offiziere übernehmen. — Nach einem Telegramm der „Agence Havas“ aus Tanger vom 25. November hat ſich Frankreich amtlich mit dem Vorſchlag des Sultans von Marokko einverſtanden erklärt, die Kopfſteuer, der ſich zahlreiche Perſonen entzogen, durch eine Grundſteuer zu erſetzen.

Gegner der Schutzpolitik Chamberlains. — In der Queenshall zu London wurde am 24. November unter dem Vorſitz des Herzogs von Devonſhire eine von der Unioniſtiſchen Liga für Zollfreiheit der Lebensmittel veranſtaltete Verſammlung abgehalten. Unter den Teilnehmern befanden ſich auch Lord George Hamilton, Lord Goſchen ſowie die früheren Miniſter Ritchie und Hicksbeach. In ſeiner Anſprache führte der Herzog von Devonſhire aus, die Liga bekämpfe nicht nur die Beſteuerung von Lebensmitteln, ſondern ſei auch zum Widerſtand gegen jeden Verſuch entſchloſſen, überhaupt Schutzzölle einzuführen. Der Plan, Vorzugszölle zu ſchaffen, ſei dem Geiſte eines einzigen hervorragenden Staatsmanns entſprungen und ſei nicht die Politik der Regierung. Was die Vergeltungszölle angehe, ſo glaube er, daß viel zugunſten derſelben zu ſagen ſei. Die Verſammlung nahm ſchließlich einen Antrag an, der ſich gegen die Errichtung eines Syſtems von Vorzugszöllen oder Schutzzöllen wendet. — Am 25. ſprach Lord Roſebery im Londoner Surrey-Theater zur zollpolitiſchen Frage; der Redner verurteilte nicht nur die Chamberlainſche, ſondern auch die Balfourſche Politik.

Eine engliſche Expedition nach Tibet. — Wie das „Reuterſche Bureau“ erfahren hat, ſo ſteht der Vormarſch einer engliſchen Tibet-Expedition unter dem Oberſten Younghusband unmittelbar bevor. Das Chumbital zwiſchen Sikkim und Bhutan ſolle beſetzt und ein Vorſtoß nach dem Jangtſe unternommen werden. Ferner meldete dasſelbe Depeſchenbureau: Infolge der letzten Nachrichten aus Lhaſſa, wonach eine friedliche Löſung unwahrſcheinlich ſei, beratſchlagte Oberſt Younghusband in letzter Zeit in Simla mit dem Vizekönig. Die Regierung von Lhaſſa verteilte große Mengen Gewehre und forderte die Bevölkerung auf, ſich zum Kriege vorzubereiten. Die Tibetaner erwarten offenbar Unterſtützung von ſeiten Rußlands und rechnen auch auf eine ſolche durch ihre Verbündeten von Nepal. Die Regierung von Nepal hat aber die Tibetaner vor geheimen Abmachungen mit Rußland gewarnt und weigere ſich, Tibet im Falle des Ausbruches von Feindſeligkeiten mit England zu unterſtützen.

Das auſtraliſche Bundesparlament. — Das Bundesparlament Auſtraliens wurde am 24. November aufgelöſt und die Neuwahlen auf den 16. Dezember anberaumt.

Thronrede des Königs von Rumänien. — Die ordentliche Tagung der geſetzgebenden Körperſchaften wurde am 28. November mit einer vom König Karl verleſenen Botſchaft eröffnet, wonach das 1901 begonnene und drei Jahre hindurch beharrlich verfolgte Finanzſyſtem ſeine wohltätigen Früchte getragen habe. Die Regelung der Ausgaben nach den wirklichen und tatſächlich ſichergeſtellten Einnahmen brachte als Erfolg die Abwendung einer der gefährlichſten finanziellen Kriſen und den weiteren Erfolg des Wiederauflebens des Kredits und die Erzielung von Überſchüſſen in drei Jahren. Zu Darlehnen brauche nicht mehr wie einſt die Zuflucht genommen zu werden. Die Botſchaft ſprach die Hoffnung aus, daß der zukünftige Zolltarif zur Entwicklung der Wohlhabenheit Rumäniens und der internationalen Handelsbeziehungen in befriedigender Weiſe beitragen werde. Das Eiſenbahnweſen, die Schiffahrt, die Binnen- und Seehäfen ſowie die Petroleuminduſtrie ſeien im Aufſchwung begriffen. Unter den angekündigten Vorlagen befinden ſich eine ſolche zur Hebung der nationalen Induſtrie, eine Novelle zum Börſengeſetz und eine Vorlage über die Neuorganiſation der Landgemeinden. Die Botſchaft ſtellte dann die Fortſchritte im Unterrichtsweſen feſt und wies darauf hin, daß die günſtige Lage der Finanzen geſtattet hat, den Effektivbeſtand der Armee zu erhöhen.

Die beiden oſteuropäiſchen Großmächte und die Pforte. — Der ruſſiſche Botſchafter Sinowjew in Konſtantinopel erklärte am 25. November der Hohen Pforte, daß die beiden Ententemächte, Rußland und Öſterreich-Ungarn, auf unveränderter Annahme der in der Denkſchrift der beiden Botſchafter vom 10. November aufgeſtellten Reformforderungen beſtehen müßten; gleichzeitig machte er die Pforte darauf aufmerkſam, daß die Forderungen der übrigen Großmächte weitergehen würden. Noch an demſelben Tage wurde die ruſſiſch-öſterreichiſche Reformnote von der Pforte beantwortet, die erklärte, ſie nehme im Grundſatz die neun in der Denkſchrift vom 10. November aufgezählten Punkte an, behalte ſich jedoch vor, in Verhandlungen über ihren Inhalt einzutreten, um ſich über die Einzelfragen ihrer Anwendung zu verſtändigen, indem ſie den erſten und den zweiten Punkt des Programms (Zivilagenten der beiden Mächte und Gendarmerie) mit der Unabhängigkeit, den Souveränitätsrechten, der Würde der Regierung und dem status quo in Einklang bringe.

Die Ruſſen in der Mandſchurei. — Am 24. November wurde der Handelshafen Port Arthur eröffnet; Schiffs- und Handelsſteuer werden dort laut Verordnung des Statthalters erhoben. Am 19. hatten die Ruſſen von neuem Haitſcheng öſtlich von Niutſchwang beſetzt.

Totenſchau.

Johann Baptiſt v. Anzer, apoſtoliſcher Vikar für Südſchantung und Titularbiſchof von Telepte (ſeit 1885), im Zuſammenhang mit der Beſetzung von Kiautſchou durch das Deutſche Reich viel genannt, faſt ein Vierteljahrhundert im Dienſt der katholiſchen Miſſion in China, 1876 in Utrecht zum Prieſter geweiht, 1879 Leiter des Prieſterſeminars in Hongkong, 1882 Generalvikar für den Süden der chineſiſchen Provinz Schantung, wo er mehrere große chriſtliche Niederlaſſungen mit Kirchen, Schulen, Seminaren und Waiſenhäuſern gründete, am 16. Mai 1851 zu Weinried (Oberpfalz) geboren, † in Rom am 24. November. (Porträt u. Nekrolog ſ. S. 844.)

Bläſi, ſeit 1875 Mitglied und wiederholt Vorſitzender des ſchweizeriſchen Bundesgerichts zu Lauſanne, † daſelbſt am 24. November im Alter von 70 Jahren.

Ferdinand Diedicke, Geh. Intendanzrat, Leiter des Herzoglichen Hoftheaters in Deſſau, † daſelbſt am 17. November.

Joſeph v. Glebocki, Mitglied des deutſchen Reichstags (ſeit 1898, für Schrimm-Schroda) und des preußiſchen Abgeordnetenhauſes (ſeit 1893), Schriftführer der Polniſchen Fraktion, Rittergutsbeſitzer in Kurnik (Regierungsbezirk Poſen), am 19. März 1856 zu Barskin geboren, † in Poſen am 27. November.

Theodor Graf, ehemaliger Exporteur nach dem Orient, der dabei ſein Augenmerk auch auf die Erwerbung ägyptiſcher Altertümer richtete, von denen beſonders der Papyrus Rainer in der Hofbibliothek zu Wien und die Porträte aus den Gräbern der Ruinenſtadt Arſinoë im Fajum bekannt geworden ſind, † in Rodann (Niederöſterreich) am 25. November im 64. Lebensjahr.

Johann Gottfried Heß, Inſpektor der Abteilung für Rechnungsweſen und Statiſtik beim eidgenöſſiſchen Eiſenbahndepartement ſeit 1876, deſſen umfaſſende Kenntnis der Finanzverwaltung der Schweizerbahnen bei den Vorbereitungen für die Eiſenbahnverſtaatlichung in der Schweiz zutage traten, 1845 zu Trachſelwald geboren, † in Bern am 14. November.

Ernſt v. Leipziger, preußiſcher General der Kavallerie z. D., 1881 mit der Führung des 14. Huſarenregiments beauftragt, 1886 Oberſt, 1887 Kommandeur der 27., 1888 der 8. Kavalleriebrigade, 1889 Generalmajor, 1891 Generalleutnant und Kommandeur der 9. Diviſion, Mai 1893 bis April 1897 Gouverneur der Feſtung Köln, 1896 General der Kavallerie, am 31. Januar 1837 zu Niemegk geboren, † in Berlin in der Nacht zum 22. November.

Dr. **Theagenes Livada**, ehemals Direktor der griechiſchen Schule in Wien, mehrere Jahrzehnte lang bis 1896 Redakteur der in Trieſt erſcheinenden griechiſchen hiſtoriſch-politiſchen Zeitſchrift „Klio“, Dante-Vorleſer, † in der Vorderbrühl (Niederöſterreich) am 15. November.

Max Lube, hervorragender und beliebter Komiker der deutſch-amerikaniſchen Bühne, ſeit 1864 in Neuyork eingewandert, im November 1843 zu Berlin geboren, † in Neuyork laut Nachricht vom 17. November.

John Blundell Maple, einer der bedeutendſten Möbelfabrikanten Englands, konſervatives Parlamentsmitglied und Beſitzer eines großen Rennſtalls, † in London am 24. November.

Alexander Baron v. Mengden, Kaiſerlich Ruſſiſcher Geheimrat, von März 1883 bis April 1897 Geſandter am ſächſiſchen Hof zu Dresden, wo er bereits 1852 bis 1854 als Legationsſekretär tätig geweſen war, 1854 Sekretär bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Frankfurt a. M., 1867 Konſul daſelbſt, 1878 bis 1883 Miniſterreſident in Oldenburg, Braunſchweig und den Hanſaſtädten, 1819 im Gouvernement Koſtroma geboren, † in Dresden am 22. November.

Karl v. Oelhafen, bayriſcher Generalmajor z. D., Kommandeur des bayriſchen 2. Fußartillerieregiments, 1901 Kommandant des Truppenübungsplatzes Hammelburg des 2. bayriſchen Armeekorps, vor einem Jahre Generalmajor, † in Hammelburg im Alter von 58 Jahren.

Achille Adrien Prouſt, Profeſſor der Hygiene an der mediziniſchen Fakultät in Paris, Vertreter Frankreichs auf der Internationalen Sanitätskonferenz, † in Paris am 26. November im 70. Lebensjahr.

Michael Prinz Radziwill, letzter des Aſtes Nieborów, Herr der Herrſchaften Nieborów im Gouvernement Warſchau und Szpanów im Gouvernement Wolhynien, Kaiſerlich Ruſſiſcher Kammerherr, am 17. Mai 1853 zu Warſchau geboren, † daſelbſt am 18. November.

Ulyſſe Robert, Generalinſpektor der franzöſiſchen Bibliotheken und Verfaſſer zahlreicher hiſtoriſcher und philologiſcher Werke, † in Paris vor kurzem, 58 Jahre alt.

Joſeph Sittard, Profeſſor, Muſikſchriftſteller, ſeit 1885 Muſikreferent und Redakteur des literariſchen Teils am „Hamburger Korreſpondenten“, 1873 bis 1885 Lehrer am Konſervatorium zu Stuttgart, Verfaſſer eines „Kompendiums der Geſchichte der Kirchenmuſik“, des Buches „Zur Einführung in die Geſchichte und Äſthetik der Muſik“, des Werkes „Zur Geſchichte der Muſik und des Theaters am württembergiſchen Hofe“, einer „Geſchichte des Muſik- und Konzertweſens in Hamburg“, am 4. Juni 1846 zu Aachen geboren, † in Hamburg am 24. November.

Kamillo Sitte, Architekt, Direktor der Staatsgewerbeſchule in Wien ſeit 1883, Regierungsrat, einer der hervorragendſten Fachmänner im Städtebau, Schüler Ferſtels, mit Theodor Goecke Begründer der Zeitſchrift „Der Städtebau“, deren erſte Nummer am 1. Januar 1904 in Berlin erſcheinen wird, 1843 zu Wien geboren, † daſelbſt am 16. November.

Die ruſſiſche Kriegsmarine.

Die Geſamtſtärke der Kriegsmarine Rußlands beträgt 326 Schiffe; hiervon entfallen 271 Schiffe auf die Baltiſche-Meer-Flotte, 22 auf die Flottille in Sibirien, 33 Schiffe auf die in Port Arthur ſtationierte Flotte. Hierbei iſt nicht mit eingerechnet die Flotte des Schwarzen Meeres und die Flottille des Kaſpiſchen Meeres.

Die Baltiſche-Meer-Flotte ſetzt ſich in erſter Linie aus ſechzehn Schlachtſchiffen erſter Klaſſe, ſog. Linienſchiffen, zuſammen, die ein Deplacement von 9500 bis 13516 t aufweiſen. Dieſe Schiffe ſind bis auf „Imperator Nikolaj I.“ und „Imperator Alexander II.“, die in den Jahren 1887 und 1889 vom Stapel liefen, durchweg neuen Datums und bilden ſomit einen ſtarken Kern der ruſſiſchen Wehrmacht zur See. Die Zeichnung auf Seite 842 bringt die Schlachtſchiffe „Cäſarewitſch“, „Retwiſan“ und „Pereſwjet“ zur Darſtellung als gewiſſermaßen modernſte Typen der ruſſiſchen Kriegsmarine.

„Cäſarewitſch“ lief 1901 vom Stapel, iſt 118 m lang, 23 m breit, hat einen Tiefgang von $7{,}_9$ m und beſitzt ein Tonnendeplacement von 12915 t. Die Maſchinen indizieren 16300 Pferdeſtärken und verleihen dem Schiffe eine Fahrgeſchwindigkeit von 18 Knoten in der Stunde. Der Gürtelpanzer weiſt eine Stärke von 254 mm auf, der Panzer der Batterie, bzw. Kaſematte eine ſolche von 76 mm, jener der Türme 254 mm; das Panzerdeck hat eine Stärke von 69 mm. Die Armierung beſteht in erſter Linie aus vier Hauptgeſchützen von $30{,}_5$-cm-, zwölf 15-cm-, zwanzig $7{,}_6$-cm-, zwanzig $4{,}_7$-cm- und zwei $3{,}_7$-cm-Schnellfeuergeſchützen, zwei Landungsgeſchützen, vier Maſchinengewehren, ſomit vierundſechzig Geſchützen, weiterhin aus zwei Ober- und zwei Unterwaſſer-Torpedolancierrohren; zwei Torpedoboote werden auf Deck mitgeführt.

„Retwiſan“ lief im Jahre 1900 vom Stapel, hat eine Länge von 117 m, eine Breite von 22 m und einen Tiefgang von $7{,}_9$ m. Das Deplacement beträgt 12902 t; die Maſchinen, die zwei Schrauben treiben, indizieren 17000 Pferdeſtärken und geben dem Schiffe eine Fahrgeſchwindigkeit von 18 Knoten in der Stunde. Der Gürtel- und Turmpanzer hat eine Stärke von 228 mm. Armiert iſt das Schiff mit vier $30{,}_5$-cm-, zwölf 15-cm-, zwanzig $7{,}_6$-cm-, vierundzwanzig $4{,}_7$-cm-, acht $3{,}_7$-cm-Schnellfeuergeſchützen, zwei Landungsgeſchützen und vier Maſchinengewehren, zuſammen mit vierundſiebzig Geſchützen, wodurch „Retwiſan“ eins der am ſtärkſten armierten Schiffe überhaupt iſt. Vier Ober- und zwei Unterwaſſer-Torpedolancierrohre nebſt zwei Torpedobooten vervollſtändigen die artilleriſtiſche Armierung. Der Kohlenvorrat beträgt 2058 t.

„Pereſwjet“ hat eine Länge von 130 m, eine Breite von 22 m und einen Tiefgang von $7{,}_9$ m; das Deplacement beträgt 12674 t. Die Maſchinen, die drei Schrauben in Bewegung ſetzen und 13775 Pferdeſtärken indizieren, geben dem Schiffe eine Fahrgeſchwindigkeit von 18 Knoten in der Stunde. Alle ſiebzehn Schlachtſchiffe zuſammen haben ein Deplacement von 204297 t, indizieren 247543 Pferdeſtärken und führen insgeſamt 975 Geſchütze.

Von vierzehn Küſtenverteidigungs-Panzerſchiffen ſind allerdings nur vier neueren Datums, während die anderen zehn in den Jahren 1864 bis 1868 vom Stapel liefen und ſomit für die moderne Gefechtsführung keinen beſonderen ſtrategiſchen Wert mehr beſitzen, immerhin aber noch zum Küſtenſchutz und zur Hafenſperre Verwendung finden. Dieſe vierzehn Schiffe haben zuſammen eine Waſſerverdrängung von 52765 t und führen 282 Geſchütze.

Von den einundzwanzig Kreuzern mit einem Tonnengehalt von 4722 bis zu 12364 t ſind die neuſten nicht nur auf ruſſiſchen Werften, ſondern auch in Deutſchland, Frankreich und Nordamerika erbaut worden. Von dieſen einundzwanzig Kreuzern erſter Klaſſe ſind vierzehn Panzerkreuzer; ſieben hiervon ſind älteren Datums, ihr Stapellauf fällt vor das Jahr 1888. Die neuſten hingegen beſitzen einen großen ſtrategiſchen Wert, eine ſtarke Armierung bis zu 80 Geſchützen und 23 Knoten Fahrtgeſchwindigkeit. Alle einundzwanzig Kreuzer zuſammen haben 147904 t Gehalt und führen 818 Geſchütze.

Von fünfzehn Kreuzern zweiter Klaſſe ſind vier im Bau, die noch Ende dieſes oder Anfang nächſten Jahres in Dienſt geſtellt werden. Der Tonnengehalt ſchwankt hier zwiſchen 1330 und 3508 t; alle fünfzehn Schiffe zuſammen haben eine Waſſerverdrängung von 35824 t und 197 Geſchütze. Hierzu kommen ſieben Torpedokreuzer (einer hiervon noch im Bau) von zuſammen 4209 t Gehalt und mit einer Armierung von 82 Geſchützen; zehn ſeegehende Kanonenboote mit 13103 t und 101 Geſchützen; acht Küſtenkanonenboote mit 3081 t und 38 Geſchützen; ſieben Jachten, von denen drei im Kriegsfall als ungeſchützte Kreuzer dienen; fünfundvierzig Torpedobootszerſtörer, von denen achtzehn in Port Arthur ſtationiert ſind.

Torpedoboote erſter Klaſſe, welche die Zahlen von 101 bis 273 führen, acht Schulſchiffe ſowie weitere fünfzehn Dampfer für beſondere Zwecke und achtzehn Transportdampfer vervollſtändigen die Zahl der Schiffe der ruſſiſchen Kriegsmarine. Im Kriegsfall kommen noch dazu eine Anzahl von Auxiliarſchiffen, Transportdampfer, ferner die freiwillige Flotte, welch letztere ſiebzehn Schiffe umfaßt. Alle Schiffe zuſammen, ausſchließlich der freiwilligen und Auxiliarſchiffe, haben eine Waſſerverdrängung von 520960 t und führen insgeſamt 2885 Geſchütze an Bord mit einer Beſatzung von annähernd 45000 Mann.

Die japaniſche Kriegsmarine.

Wegen ſeiner geographiſchen Lage iſt Japan darauf angewieſen, ſich eine ſtarke Kriegsmarine zu ſichern. Zu Anfang des Japaniſch-chineſiſchen Krieges von 1894/95 hatte das Inſelreich erſt ein Kaſemattſchiff von 3717 t aus dem Jahre 1878, drei gepanzerte Kreuzer ebenfalls älteren Datums, elf Panzerdeckkreuzer ſowie weitere elf kleinere Kreuzer, acht Kanonenboote und vierzig Torpedoboote. In jenem Kriege wurden den Chineſen ſechsundzwanzig Schiffe abgenommen, und zwar ein Turmſchiff, ein Panzerkanonenboot, ein Kreuzer erſter Klaſſe, ein Torpedokreuzer, ſieben Kanonenboote und fünfzehn Torpedoboote.

Gleich nach dem Frieden von Shimonoſeki wurde ein Flottenplan aufgeſtellt, der den Neubau von ſechs Schlachtſchiffen, zehn Küſtenverteidigern und Panzerkreuzern, dreißig Torpedofahrzeugen und fünfzig Torpedobooten ins Auge faßte. Gegenwärtig iſt Japan im Beſitz einer ſtarken Flotte, und abermals ſieht ein Flottenplan den Neubau einer großen Anzahl von Schiffen vor, der bis zum Jahre 1909 zur Ausführung kommen ſoll. Demzufolge wurden vier Schlachtſchiffe zu 15000 t, zwei Panzerkreuzer zu 9900 t, vier Kreuzer zu 5000 t, fünfzehn Torpedobootzerſtörer ſowie weitere fünfzig Torpedoboote bewilligt.

Heute, wo im äußerſten Oſten kriegeriſche Verwicklungen nicht in den Bereich der Unmöglichkeiten gehören, iſt es intereſſant, zu erfahren, welche außerordentlichen Anforderungen an den Staatsſäckel Japans für den Ausbau der Kriegsmarine geſtellt werden. Japan beſitzt jetzt eine Flotte von hundertzweiundſechzig Schiffen, von denen mehr als hundert kampfbereit zur Stelle erſcheinen können. „Mikaſa“, „Aſahi“, „Hatſuſe“ und „Schikiſchima“, vier Schlachtſchiffe erſter Klaſſe, haben einen Tonnengehalt von 15088 bis 15443 t bei 122 m Länge, 23 m Breite und $8{,}_3$ m Tiefgang. Die Maſchinen entwickeln 14700, bzw. 16400 Pferdeſtärken und geben dem Schiffe eine Fahrgeſchwindigkeit von achtzehn Meilen in der Stunde; der Kohlenvorrat beträgt 1422 t. Armiert ſind dieſe Schiffe mit je vier $30{,}_5$-cm-, vierzehn 15-cm-, zwanzig $7{,}_6$-cm-, acht $4{,}_7$-cm- und vier $3{,}_7$-cm-Schnellfeuergeſchützen ſowie mit vier Unterwaſſer-Lancierrohren. Die Baujahre dieſer Schiffe ſind 1898 bis 1900.

„Fuji“ und „Jaſchima“ haben 12517, bzw. 12649 t Gehalt, ſind 113, bzw. 114 m lang, 22 m breit und beſitzen 8 m Tiefgang. Sie ſind mit achtunddreißig Geſchützen armiert und indizieren 13687, bzw. 14073 Pferdeſtärken bei achtzehn Meilen Fahrt in der Stunde; beide Schiffe faſſen je 1118, bzw. 1219 t Kohle. „Tſchin Juen“ mit 7335 t Gehalt iſt von den Chineſen erbeutet, führt zwanzig Geſchütze und wurde umgebaut. „Fuſo“, das oben erwähnte Kaſemattſchiff, wurde 1899 gleichfalls umgebaut und führt ſechsundzwanzig Geſchütze. Zwei Schlachtſchiffe von je 12000 t, die ſich für die chileniſche Regierung im Bau befanden, ſollen ebenfalls an Japan verkauft worden ſein.

Sechs Panzerkreuzer von je 9456 bis 9906 t Gehalt ſind „Iwate“, „Izumo“, „Azuma“, „Jakumo“, „Aſama“ und „Tokiwa“. Sie haben eine Länge von 122 bis 136 m, 18, bzw. 21 m Breite und führen einen Nickel-Stahlpanzer von 178 mm Stärke; die Maſchinen entwickeln 14700 bis 18248 Pferdeſtärken und geben den Schiffen zwanzig bis dreiundzwanzig Meilen ſtündlicher Fahrt. Dieſe ſechs Panzerkreuzer führen je ſechsunddreißig, bzw. ſiebenunddreißig Geſchütze, und zwar vier 20-cm-, vierzehn 15-cm-, zwölf $7{,}_6$-cm- und ſieben $4{,}_7$-cm-Schnellfeuergeſchütze. Zwei weitere Panzerkreuzer von mehr als 10000 t ſind in England im Bau.

Sechzehn Panzerdeckkreuzer, von denen zwei im Bau, haben 2439 bis 4978 t; ihre Länge variiert zwiſchen 82 und 115 m, die Fahrgeſchwindigkeit zwiſchen ſiebzehn und zweiundzwanzig Seemeilen in der Stunde. Die größeren Kreuzer führen je zweiunddreißig, die kleineren zwanzig bis vierundzwanzig Geſchütze; bis auf drei Schiffe ſind alle neueren Datums. Zehn Küſtenverteidiger von 1367 bis 2481 t mit je fünfzehn bis zwanzig Geſchützen ſind in den Jahren 1877 bis 1888 vom Stapel gelaufen. Dreiundzwanzig Kanonenboote von 447 bis 2185 t, von denen zwei im Bau, und acht zu einundzwanzig Meilen Fahrt führen ſechs bis fünfzehn Geſchütze. Dazu kommen ein Torpedodepotſchiff von 4120 t, neunzehn Torpedobootszerſtörer (drei weitere mit Turbinenantrieb im Bau) von 279 bis 320 t bei einer Länge von 63 bis 66 m und dreißig bis einunddreißig Meilen ſtündlicher Fahrgeſchwindigkeit, ferner ſechsundſiebzig Torpedoboote ſowie einige Schul- und Servitutſchiffe.

Der Geſamttonnengehalt der japaniſchen Marine beträgt 264732 t; die Armierung beläuft ſich auf 1510 Geſchütze, die Bemannung auf etwa 23500 Köpfe. Wenn man bedenkt, daß Rußland gegenwärtig die beſten und neuſten Schiffe in Oſtaſien konzentriert hat, ſo muß man geradezu bewundern, mit welch ungeheueren Opfern das Inſelreich faſt noch in letzter Stunde bemüht iſt, die Flotte zu verſtärken. Jedenfalls ſind ſich die Ruſſen längſt bewußt, daß ſie in Japan einen zähen und ausdauernden Gegner haben, von deſſen ſeemänniſcher Taktik bereits der Krieg 1894/95 Zeugnis abgelegt hat. Im Kriegsfall wird noch eine Anzahl Auxiliarkreuzer und Transportdampfer ausgerüſtet, deren Tonnengehalt, Armierung und Bemannung oben nicht mitgerechnet iſt. Zu Auxiliarſchiffen werden die der Nippon-Juſen-Kabuſhiki-Kaiſha-Geſellſchaft gehörigen ſchnellſten fünfunddreißig Dampfer herangezogen.

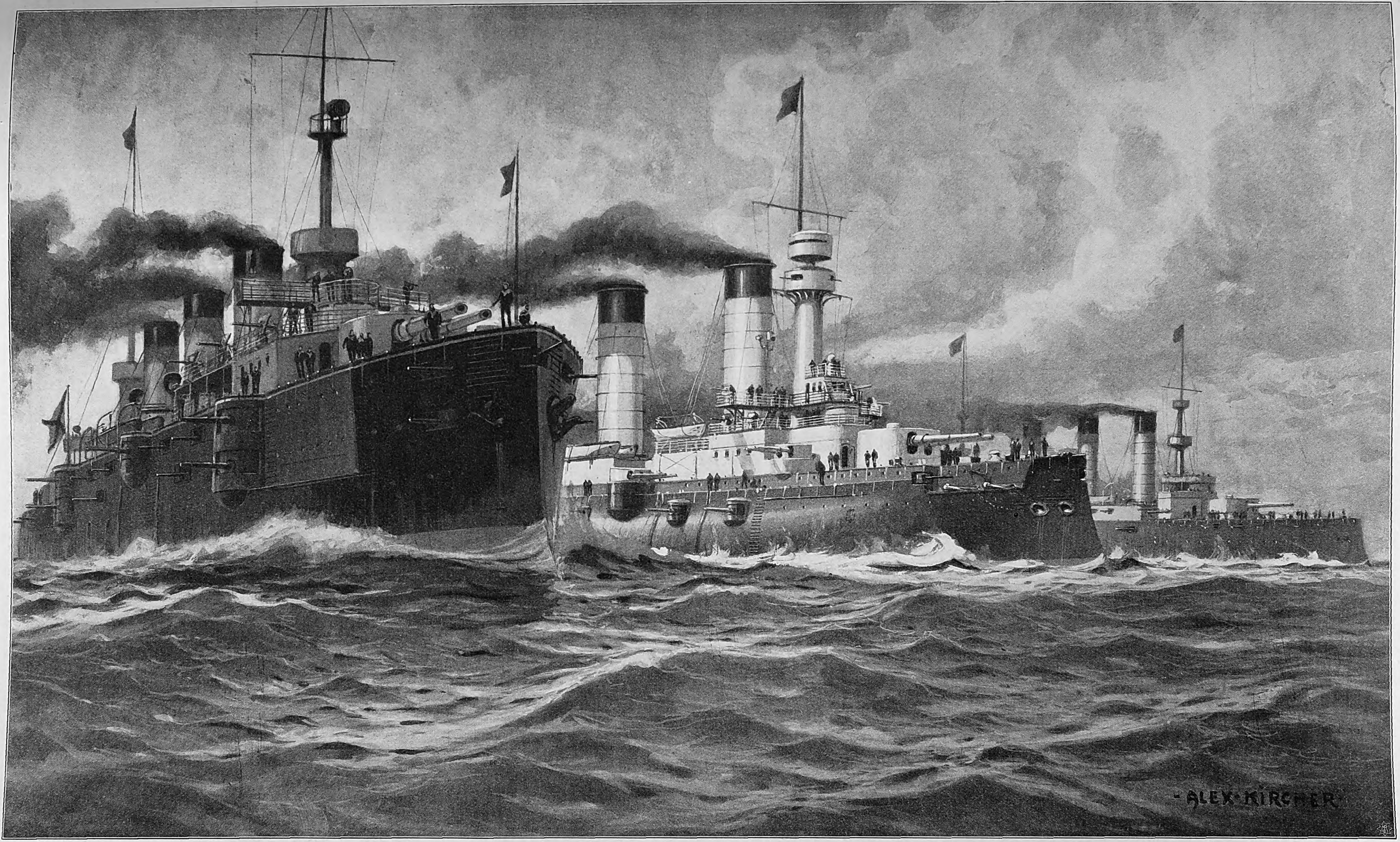
Alex Kircher.

Johann Baptiſt v. Anzer,

Titularbiſchof und apoſtoliſcher Vikar für Südſchantung.

In dem mit der öſterreichiſchen Nationalkirche S. Maria dell' Anima verbundenen geiſtlichen Inſtitut, wo er behufs eines mehrwöchigen Aufenthalts in Rom abgeſtiegen war, iſt infolge eines Schlaganfalls am 24. November ganz plötzlich der Titularbiſchof von Telepte und apoſtoliſche Vikar für Südſchantung, Johann Baptiſt v. Anzer, im dreiundfünfzigſten Lebensjahre geſtorben. Die katholiſche Kirche, die chriſtlichen Miſſionen in China, aber auch den deutſchen Einfluß in Oſtaſien und die Sache der europäiſchen Kultur im äußerſten Oſten hat hierdurch ein ſchwerer Schlag getroffen; denn beinahe ein Vierteljahrhundert hat der bayriſche Prieſter, der ſtets von echt deutſcher Geſinnung getragen war, nicht nur für die Ausbreitung des Glaubens, ſondern auch für europäiſche Bildung und Geſittung ſowie für die Feſtigung des deutſchen Anſehens im Reiche der Mitte gewirkt und ganz ungeahnte Erfolge davongetragen. Sein Werk iſt es, daß das Deutſche Reich das Protektorat über ſeine chriſtlichen Angehörigen in China gewonnen hat, die ſich früher auf den Schutz Frankreichs angewieſen ſahen. Bedenkt man, daß noch vor dreißig bis vierzig Jahren die chriſtliche Miſſionstätigkeit in den Ländern der Mandſchudynaſtie kaum geduldet war und die Chriſten in fortwährender Gefahr ſchwebten, ſo ermißt man die Bedeutung eines Mannes, der als katholiſcher Biſchof zum Mandarin erſter Klaſſe aufſteigen und im Mittelpunkt des Konfuziusdienſtes, ja mit ausdrücklicher Zuſtimmung der berechtigten Nachkommen des Konfuiſe, eine ſtattliche Kirche erbauen konnte. Gewiß würde er nicht ſolche Erfolge erreicht haben, wenn nicht die große deutſche Macht hinter ihm geſtanden hätte; aber es iſt zweifellos und durch den Deutſchen Kaiſer, der bekanntlich mit der Anerkennung der Verdienſte des deutſchen Biſchofs nicht kargte, ausdrücklich betont worden, daß Anzer eine ſtarke Säule des moraliſchen und politiſchen Gewichtes unſeres Vaterlandes im Oſten geweſen iſt.

Kein Wunder, daß auch die Reichsregierung auf die Ratſchläge des kundigen und unbeſtechlichen Vorkämpfers der weſtlichen Geſittung und des deutſchen Namens Gewicht legte. Als im Februar 1898 die Beſitznahme Kiautſchous im Reichstage zur Beratung kam, erklärte der



Schlachtſchiff 1. Klaſſe Pereſwjet.   Schlachtſchiff 1. Klaſſe Cäſarewitſch.   Schlachtſchiff 1. Klaſſe Retwiſan.

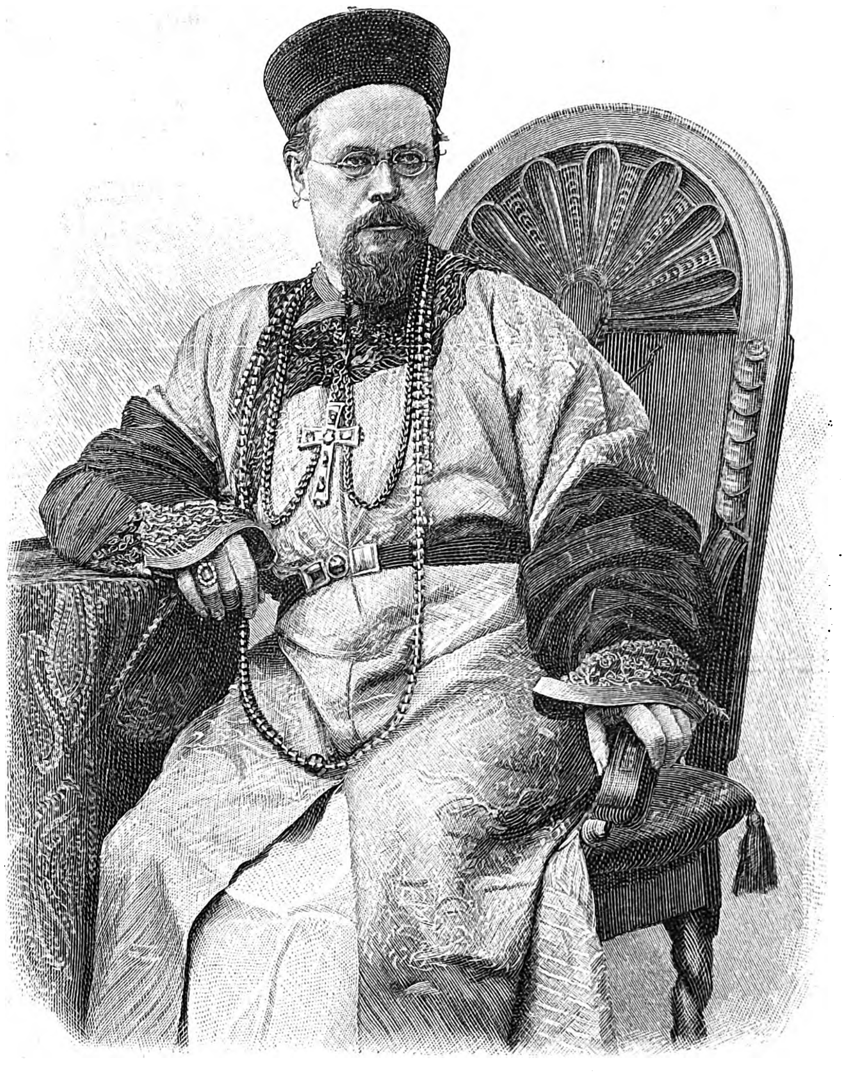
Die neuſten Schlachtſchiff-Typen der ruſſiſchen Kriegsmarine. Originalzeichnung von Alex Kircher.

Staatsſekretär v. Bülow: „Nachdem das Reich den Schutz über die evangeliſchen und katholiſchen Miſſionen in Schantung übernommen hat, deſſen Ausübung wir nicht nur als Pflicht, ſondern auch als Ehre betrachten, mußte es ſchwer für uns ins Gewicht fallen, daß der Vorſteher der Miſſionen, der Biſchof Anzer, uns auf das unzweideutigſte erklärte, daß unſere Feſtſetzung in Kiautſchou eine Lebensfrage ſei — nicht nur für das Gedeihen, ſondern geradezu für den Fortbeſtand der chineſiſchen Miſſion.“ — Auch Leo XIII. ſchätzte den Vikar ſehr hoch und holte in allen die oſtaſiatiſchen Kirchenintereſſen betreffenden Fragen ſeinen Rat ein.

Johann Baptiſt Anzer war am 16. Mai 1851 zu Weinried in der bayriſchen Oberpfalz geboren. Er beſuchte das Lyzeum in Regensburg, trat 1875 in das Miſſionshaus zu Steyl in Holland ein, wurde 1876 zum Prieſter geweiht und ging 1879 nach China. Zunächſt übernahm er die Leitung des Seminars in Hongkong, um ſchon 1882 zum Generalvikar für Südſchantung beſtellt zu werden, wo er eine äußerſt rege Tätigkeit durch Gründung großer chriſtlicher Niederlaſſungen mit Kirchen, Seminaren, Schulen, Waiſenhäuſern u. a. entfaltete. Im Jahre 1885 wurde Südſchantung ſelbſtändiges apoſtoliſches Vikariat. Anzer wurde an die Spitze geſtellt und 1886 in Steyl zum Titularbiſchof von Telepte geweiht. Wiederholt hat er zu den Opfern chineſiſcher Verfolgung und Gewalttätigkeit gehört. Einmal wurde er von den Unmenſchen für tot auf der Straße liegen gelaſſen; erſt als die Glaubensgenoſſen ihn aufhoben, um ihn zu beſtatten, gewahrte man, daß noch Leben in ihm war.

Seinen Sitz hatte Anzer in Yen-tſcho-fu, und zwar ſeit 1890 unter dem Schutz des Deutſchen Reichs. In neuſter Zeit hatte er mit dem gewöhnlichen Eifer und Erfolg für die Errichtung einer chineſiſchen Hochſchule nach dem Muſter der deutſchen Univerſitäten gearbeitet. Sie ſollte heidniſchen wie chriſtlichen Chineſen offen ſtehen; und zwar hatte Anzer einen kaiſerlichen Dispens für die aus der Hochſchule hervorgehenden öffentlichen Angeſtellten erlangt, der ſie von der eidlichen Verpflichtung auf die Lehren des Konfuzius entband. Sein diesmaliger Aufenthalt in Rom hatte den Zweck, das päpſtliche Plazet für dieſe Stiftung zu erlangen. Pius X. hatte ihm wiederholte lange Audienzen bewilligt, und das Breve ſollte ausgefertigt werden. Anzer hatte dem Heiligen Vater auch ein Geſchenk des Vizekönigs von Schantung überreicht und wenige Stunden vor ſeinem Tode das Dankſchreiben für denſelben zugeſtellt erhalten. Den Abend zuvor hatte er im beſten Wohlſein und in heiterem Geſpräch in dem beſcheidenen Refektorium der Kollegialen von der Geſellſchaft des göttlichen Wortes im vierten Stock eines alten Hauſes der Via Tor Millina zugebracht. Am Nachmittag des 24. November fand man ihn bewußtlos, und gegen Abend war er verſchieden. Am 27. hat man ihn auf dem ehrwürdigen Campoſanto Teutonico bei der Peterskirche zur Ruhe beſtattet; der Rektor der Campoſanto-Stiftung, Monſignor de Waal, hat ihm die lateiniſche Grabrede gehalten. Das Herz wird nach China zurückgebracht und in der Kirche von Yen-tſcho-fu beigeſetzt werden.

Rom. R. Schöner.



Johann Bapt. v. Anzer, Titularbiſchof von Telepte und apoſtoliſcher Vikar für Südſchantung, † in Rom am 24. November.

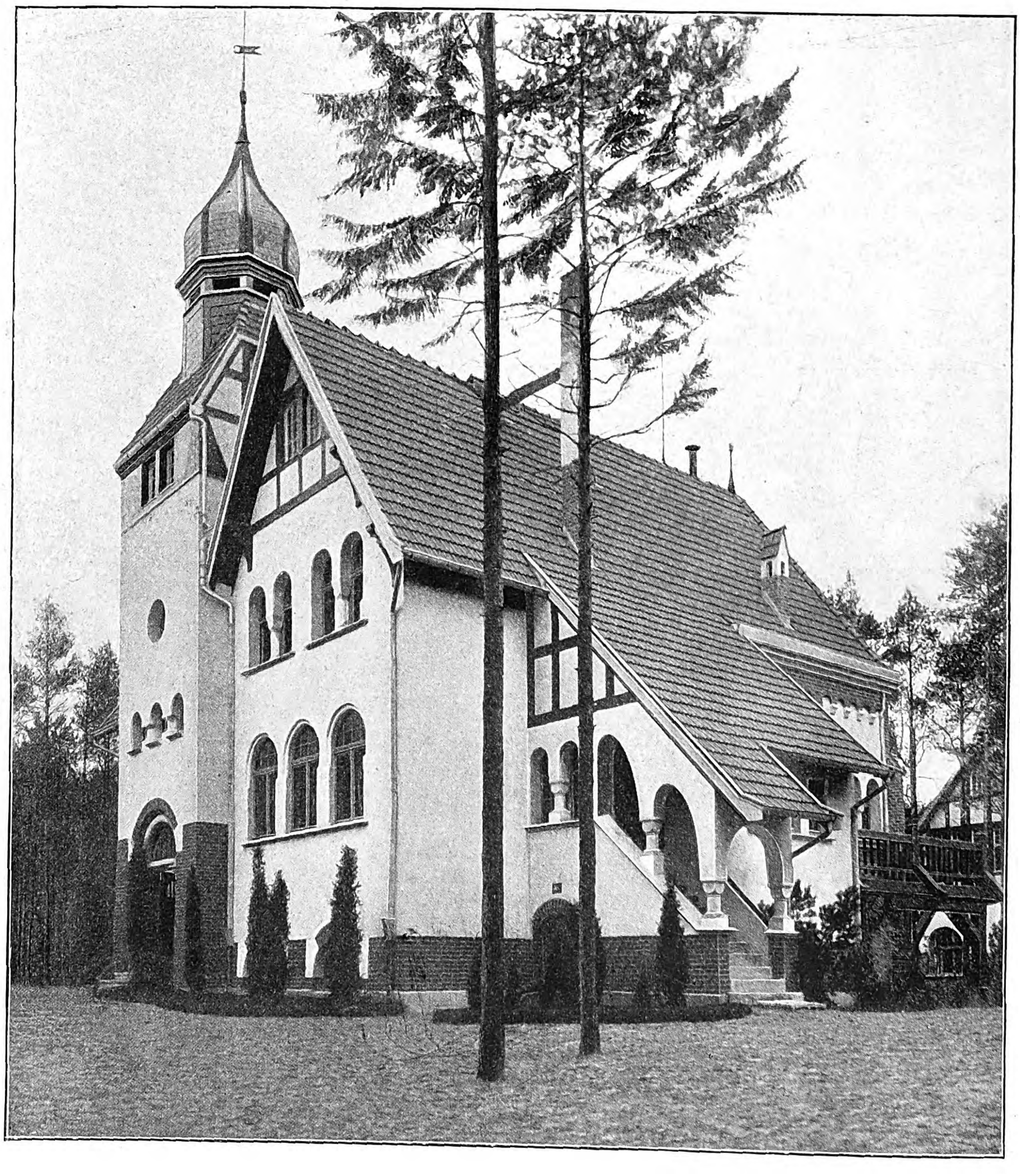
Die neuen Wohlfahrtseinrichtungen des Roten Kreuzes zu Hohenlychen in der Uckermark.

Kaiſerin Auguſte Viktoria hat der Kinderfürſorge allzeit ein beſonders lebhaftes Intereſſe gewidmet. Im trauten Familienkreis, bei der Pflege und Erziehung der eigenen Kinder, hat ſie mit praktiſchem Sinn erkannt, welche Summe von Sorgfalt erfordert wird, um die heranwachſende Jugend durch alle Fährlichkeiten körperlicher Anfechtungen hindurchzuführen. Als Protektorin derjenigen neuzeitlichen Beſtrebungen, die der Tuberkuloſebekämpfung gelten, hat ſie fortgeſetzt dieſe heute im Vordergrund ſtehenden Arbeiten der Volksgeſundheitspflege verfolgt und nicht ſelten tatkräftig in ihre Entwicklung eingegriffen. In der letzten Jahresverſammlung des Deutſchen Zentralkomitees für Lungenheilſtätten, die unter dem Vorſitz des Staatsſekretärs Grafen v. Poſadowſky-Wehner am 16. Mai d. J. im Plenarſitzungsſaal des Reichstags ſtattfand, ließ die Kaiſerin durch ihren Kommiſſar Exz. von dem Kneſebeck erneut darauf hinweiſen, wie wichtig insbeſondere auch die Sorge für die Kinder erſcheine.

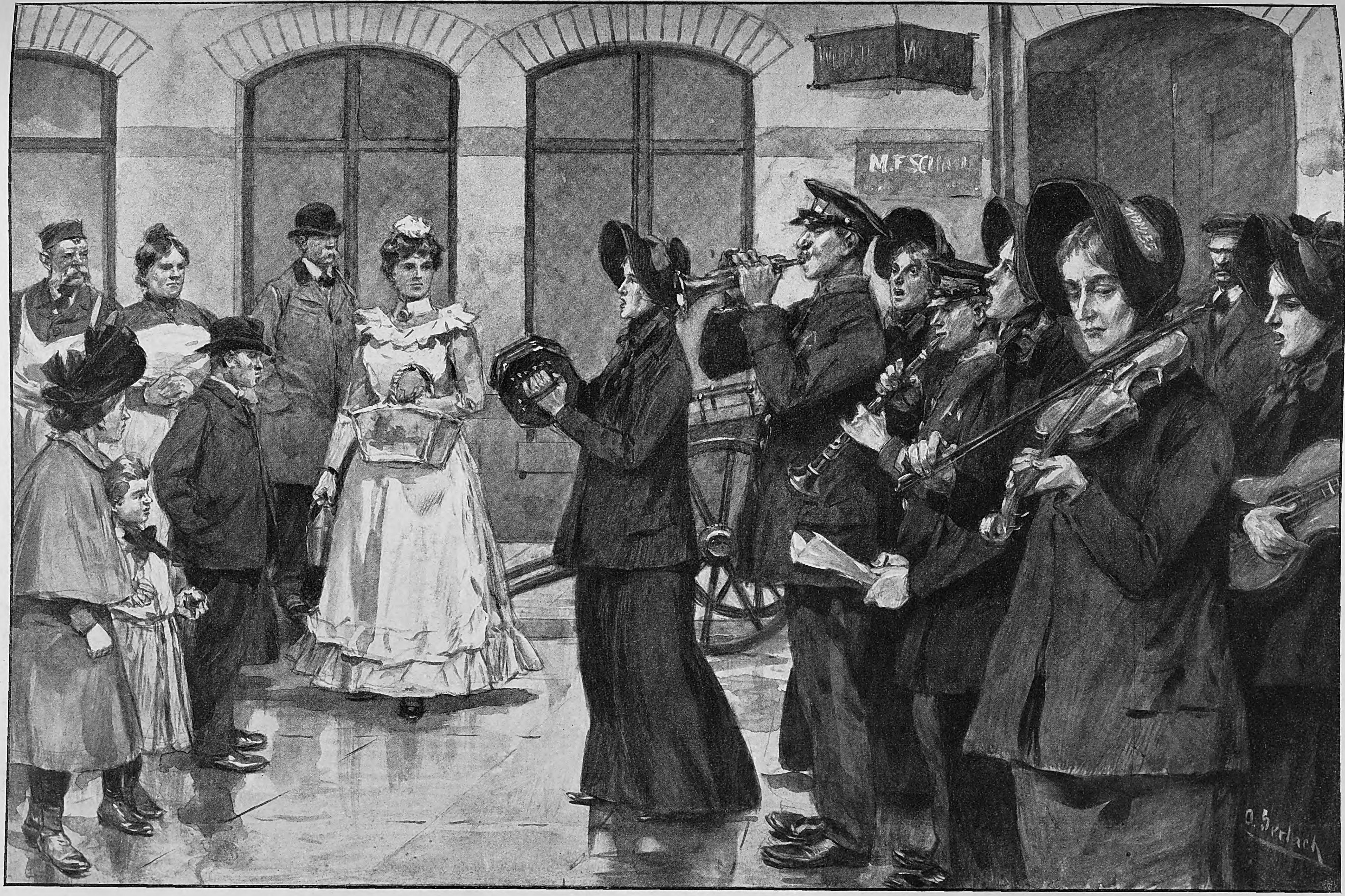
„Wenn ich auf unſere ſpezielle Aufgabe, die Errichtung von Heilſtätten, zurückkomme“, ſo führte Exz. von dem Kneſebeck aus, „ſo habe ich den Auftrag, einen Wunſch der Allerhöchſten Protektorin Ihnen mitzuteilen. Ihre Majeſtät läßt Sie bitten, Ihre Aufmerkſamkeit in dem weiteren Verfolg Ihrer Beſtrebungen doch namentlich auch in erhöhtem Maße derjenigen Fürſorge zuzuwenden, welche ſich auf Frauen und Kinder erſtreckt. Ich weiß ſehr wohl, daß für die Frauen- und Kinderfrage nicht in demſelben Umfange wie bei den Männern die ſoziale Geſetzgebung das breite Fundament bietet, auf dem dieſe Beſtrebungen ſich verkörpern können. Aber ich glaube doch, daß in Verbindung mit dieſer Geſetzgebung und unter Heranziehung der Gemeinden auch dieſe Aufgabe in der Zukunft einer gedeihlichen Löſung entgegengeführt werden kann, und ich beehre mich hiermit, Ihnen den Allerhöchſten Wunſch der Protektorin dahin auszuſprechen, daß es Ihnen angelegen ſein möge, ſich gerade ſpeziell auch auf dieſem Gebiet in der zukünftigen Entwicklung Ihrer Beſtrebungen in erhöhtem Maße tätig und wirkſam zu zeigen.“

Das Rote Kreuz, das ſchon im Beginn der Heilſtättenbewegung es als ſeine Pflicht erkannte, im Kampf gegen die Tuberkuloſe, dieſe am Marke des Volkes zehrende, die Wehrhaftigkeit des Vaterlands bedrohende Seuche, in erſter Reihe zu ſtehen, hat denn auch nicht gezögert, jene von der Kaiſerin gegebene Anregung mit allem Nachdruck zu verwirklichen. Im Anſchluß an die Fürſorge, die der Volksheilſtättenverein vom Roten Kreuz ſeit dem Jahre 1895 lungenkranken Männern in ſeiner Heilſtätte Grabowſee widmet, war das Bedürfnis, den Familien der Erkrankten in planmäßiger Weiſe hilfreich zur Seite zu ſtehen, von den Vereinsmitgliedern immer mehr empfunden worden. So fiel denn die Anregung der Kaiſerin gerade in den Kreiſen des Roten Kreuzes auf gut vorbereiteten Boden. Edle Menſchenfreunde mit offenem Herzen und offener Hand, an denen es dem Roten Kreuz bei ſeinen Arbeiten werktätiger Nächſtenliebe erfreulicherweiſe niemals gefehlt hat, ermöglichten durch reiche Spenden, daß alsbald in Hohenlychen in der Uckermark an den Bau der nach einheitlichem Plan erdachten neuen Wohlfahrtsanſtalten gegangen werden konnte. Die erſte derſelben, die Viktoria-Luiſe-Kinderheilſtätte vom Roten Kreuz, iſt bereits am Geburtstag der Kaiſerin, am 22. Oktober, von den erſten Pfleglingen bezogen worden. Das damit verbundene landwirtſchaftliche Jugendheim „Königin-Luiſe-Andenken“, in dem die Kinder nach der Kur in der Heilſtätte bei gärtneriſcher Beſchäftigung zur Feſtigung des Kurerfolges noch längere Zeit verbleiben ſollen, wird Anfang nächſten Jahres ſeiner Beſtimmung übergeben werden. Ebenſo ſollen im kommenden Sommer Ferienkolonien angegliedert werden.

Am 1. November fand unter Führung der Frau Staatsminiſter v. Thielen und unter zahlreicher Beteiligung der in Berlin verſammelten Chefärzte der Deutſchen Heilſtätten



Die Viktoria-Luiſe-Kinderheilſtätte vom Roten Kreuz zu Hohenlychen in der Uckermark.



Berliner Bilder: Sonntags-„Hof"-Konzert der Heilsarmee. Nach einer Skizze von E. Hoſang gezeichnet von O. Gerlach.

eine Beſichtigung der Viktoria-Luiſe-Kinderheilſtätte durch den Geſamtvorſtand ſtatt, bei der Miniſter Möller auf die große erziehliche Bedeutung der Heilſtätten und namentlich der Kinderheilſtätten hinwies. Auskunft über die neuen Anſtalten und Einrichtungen erteilt der Schriftführer des Volksheilſtättenvereins vom Roten Kreuz, Prof. Dr. Pannwitz in Charlottenburg, Kneſebeckſtraße 29.

Berliner Bilder.

Hofkonzerte der Heilsarmee.

Die Hofmuſik, d. h. das Getön, das auf den Höfen der Berliner Wohnhäuſer gegen Entgelt durch die Menſchenſtimme oder irgendwelche Inſtrumente erzeugt wird, ſteht noch immer in voller Blüte. Sänger und Sängerinnen, Leierkaſten, Ziehharmonika, Harfe und Violine, Drehklavier und Grammophon bieten im Laufe des Tages abwechſelnd ihre Genüſſe und heiſchen Tribut. Nur die umherziehende Kapelle iſt in Berlin nicht zu finden; wohl aber gibt es Sänger- und Muſikgeſellſchaften, die einen gewiſſen religiöſen Anſtrich haben. Die Sängergeſellſchaft iſt ein Jahrhunderte altes Inſtitut; die ſog. Kurrendeknaben, mit altertümlichen Mänteln bekleidet, ſingen unter Führung eines erwachſenen Chormeiſters zweiſtimmig Choräle und heimſen reiche Liebesgaben ein.

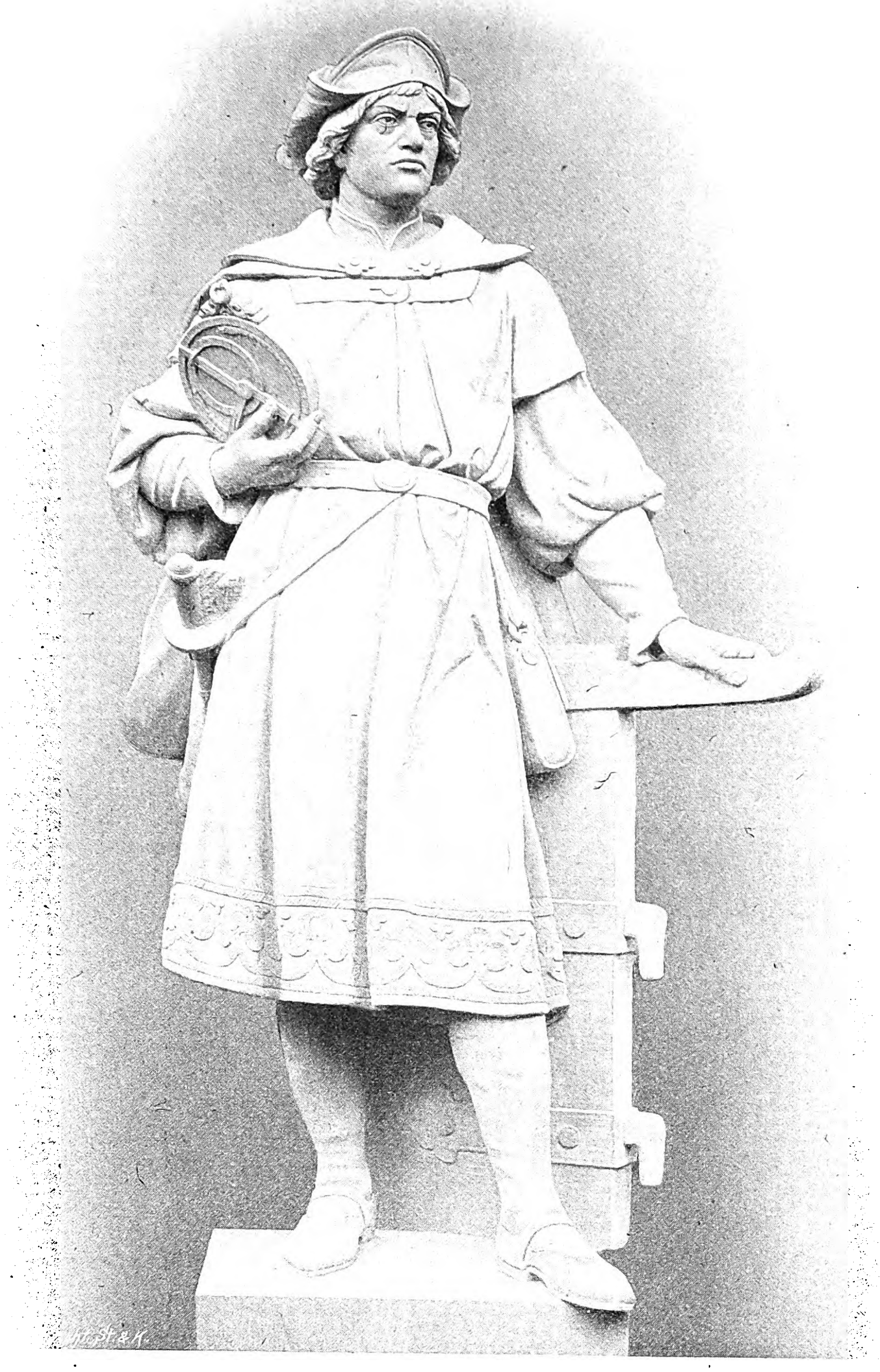
Seit einiger Zeit entſendet auch die Berliner Abteilung der Heilsarmee, die mehr und mehr Boden im Publikum gewinnt, ihre Sänger und Muſikanten auf die Höfe gewiſſer Berliner Stadtteile. Es ſind täglich vier bis ſechs Kapellen tätig, deren jede aus fünf bis acht Perſonen, Frauen und Männern, beſteht. Für gewöhnlich wird nur geſungen, und zwar werden, wie bei der Heilsarmee üblich, für fromme Texte die neuſten populären Melodien des Tages und der Gaſſe benutzt. An Sonntagen und zu gewiſſen Feſtzeiten der Heilsarmee (Selbſtverleugnungswoche, Erntedankfeſt uſw.) wird auch noch Muſik gemacht, und Violine, Ziehharmonika, Gitarre, Querpfeife, Klarinette, Tamburin, Schlagbecken, Trompete oder Piſton miſchen ihre Töne mit dem Geſang.

Der Zweck dieſer Hofkonzerte iſt, Propaganda für die Ideen und Zwecke der Heilsarmee zu machen, das Publikum vertraut werden zu laſſen mit den Gebräuchen der Heilsarmee. Während der Vorträge werden Liedertexte und Flugſchriften gratis verteilt. Irgendwelche Bezahlung erwarten die Muſikanten der Heilsarmee nicht; wenn ihnen aber milde Gaben gereicht werden, ſo nehmen ſie dieſelben an, um ſie an die Kaſſe ihres „Hauptquartiers“ abzuliefern.

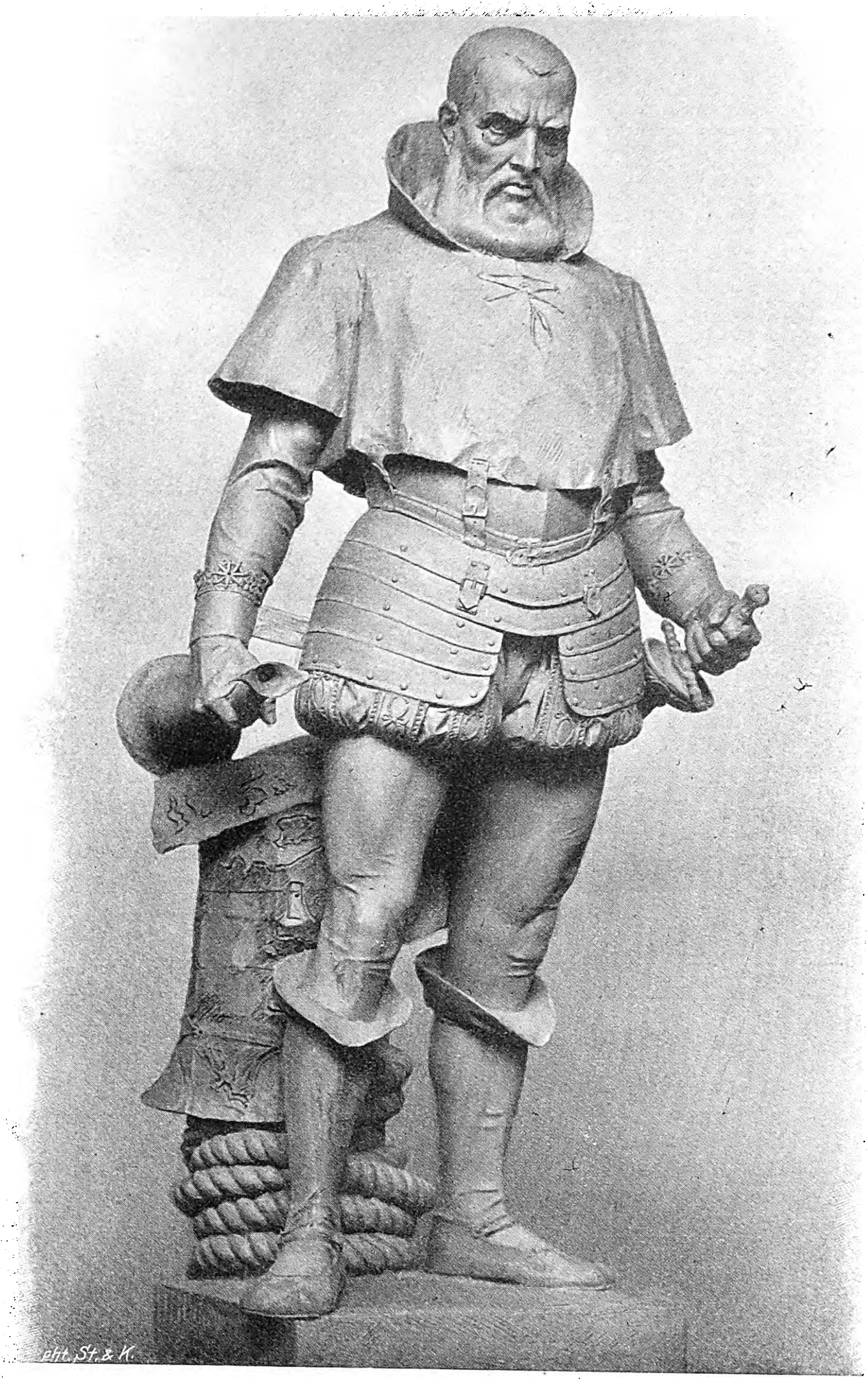
A. O. Kl.

Die Statuen auf der Kornhausbrücke in Hamburg.

Die an guten Bildhauerwerken nicht reiche Stadt Hamburg geht in der neuſten Zeit mit einem ihrem Wohlſtand und ihrer Bedeutung entſprechenden Eifer daran, ihre ſtaatlichen Bauten aus öffentlichen Mitteln mit guten Bildwerken zu ſchmücken und dadurch auch die deutſche Bildhauerkunſt an ihrem Teile zu fördern. Der pompöſen Straßenbrücke über die Schlucht der Helgoländer Allee in den Wallanlagen bei St. Pauli, die mit den Statuen von vier alten hamburgiſchen Seehelden geſchmückt worden iſt, folgte vor kurzem die zur Zeit des Zollanſchluſſes erbaute Kornhausbrücke, die in einfachſter Geſtalt die Stadt mit dem Freihafengebiet in der Nähe des Hauptzollamts St. Annen verbindet. Die eiſernen Tragebogen der Brücke

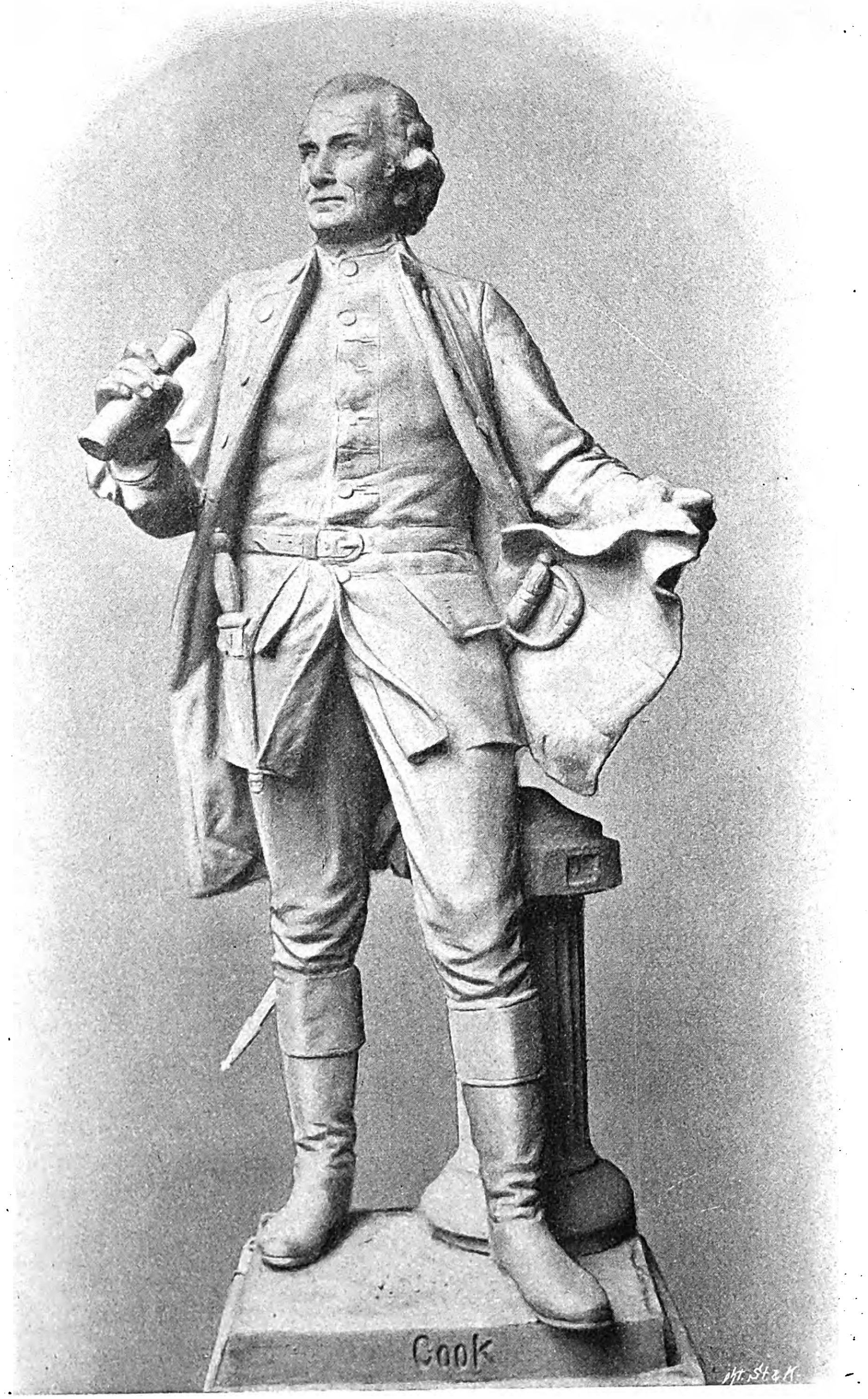


Chriſtoph Columbus. Modelliert von Paul Börner.



Vasco da Gama. Modelliert von Hermann Hoſäus.

Die Statuen auf der Kornhausbrücke in Hamburg. Nach photographiſchen Aufnahmen.



James Cook. Modelliert von Auguſt Herzig.

lagern auf kräftigen Pfeilern, und auf dieſe etwa um 4 m das Straßenniveau überragenden gelben Backſteinbauten ſind in den letzten Wochen vier aus rotem, bei Miltenberg am Main gebrochenem Sandſtein gemeißelte Figuren aufgeſtellt worden, die berühmte Seefahrer, die Entdecker der Seewege nach fremden Erdteilen, darſtellen: Columbus, Vasco da Gama, Cook und Magalhães. Die 4 m hohen und aus einem Stein hergeſtellten Figuren bilden an dieſer Stelle gleichſam ein Wahrzeichen für den Welthandel, der ſich in dem Freihafengebiet und auf der Elbe vollzieht.

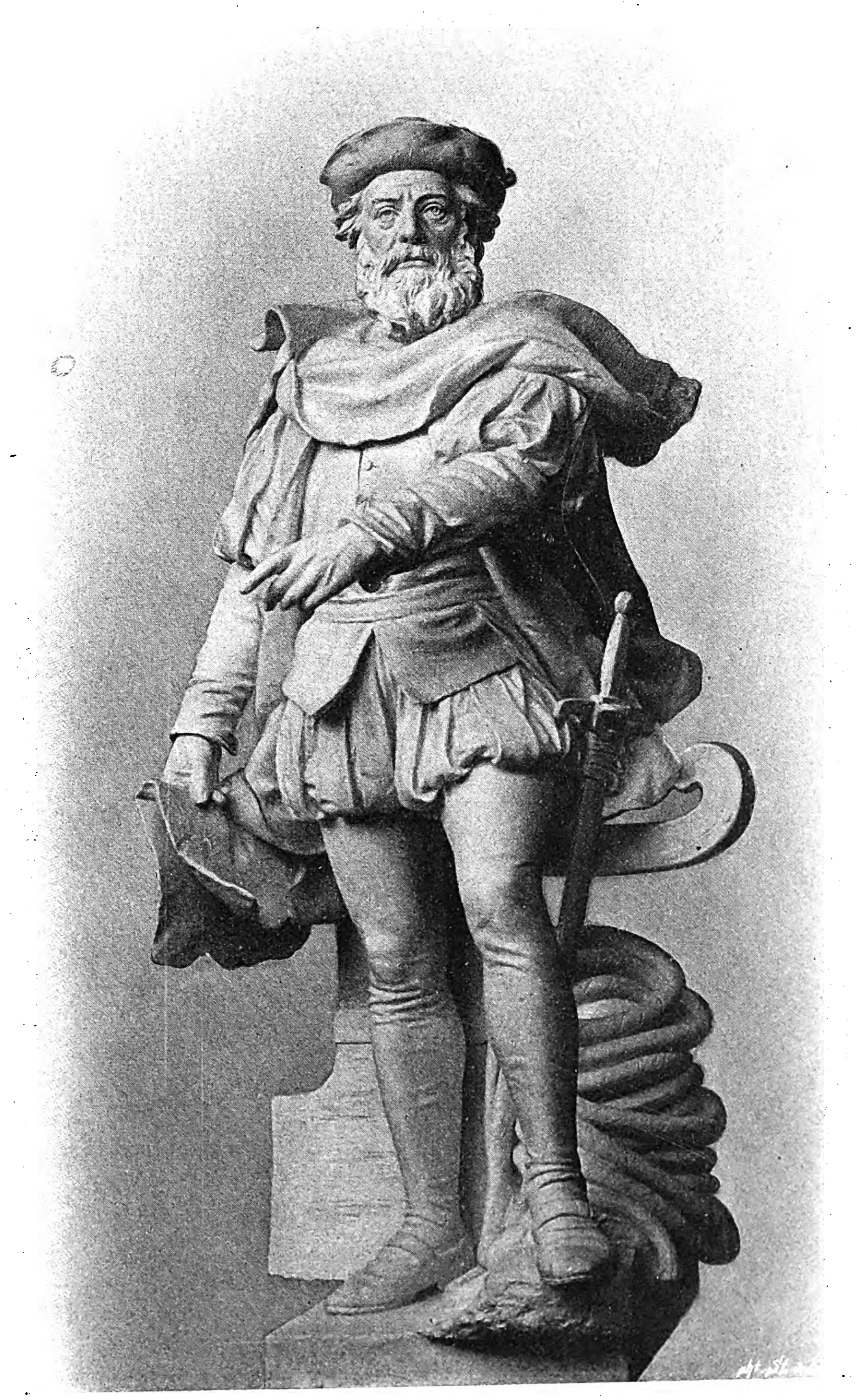
Die vier Geſtalten verdanken ihre Entſtehung vier verſchiedenen Bildhauern. Nach Norden ſchauen die Statuen von Chriſtoph Columbus und Vasco da Gama, die erſtere ein Werk des Hamburger Bildhauers Paul Börner, deſſen Modell die Hamburger Steinmetzfirma J. Reimer in Sandſtein übertragen hat, die andere modelliert und auch ausgeführt von dem Bildhauer Hermann Hoſäus in Charlottenburg. Columbus hält ſich an ein Ruder, deſſen Pinne ſeine linke Hand ergriffen hat; die Rechte umfaßt ein altes aſtronomiſches Inſtrument. In das Geſicht des Entdeckers von Amerika hat der Künſtler mit zwingender Gewalt den Ausdruck der unbeugſamen Willenskraft gelegt, die Columbus befähigte, trotz aller Schwierigkeiten, die ſich ihm entgegentürmten, den Atlantiſchen Ozean zu durchqueren und das Land zu entdecken, das ſein großer Geiſt geahnt hatte. Vasco da Gama, der bekanntlich den Seeweg nach Indien um das Kap der guten Hoffnung entdeckt hat, iſt von dem Künſtler als eine charakteriſtiſche, kraftvolle Perſönlichkeit aufgefaßt und dargeſtellt worden. Von gedrungener, unterſetzter Figur, ſteht er breit da, gelehnt an einen tauumwundenen Maſtſtumpf. Daß der kühne Seefahrer auch ein tapferer Kriegsmann war, prägt ſich in der dekorativen maleriſchen Tracht aus. Über die Rüſtung breitet ſich die Teerkappe, die eine große ruhige Fläche gibt. Die Linke umfaßt den Griff des Schwertes, in der Rechten hält er das Sprachrohr des Kapitäns. Wirkſam hebt ſich von dem hohen Kragen der prächtige Charakterkopf ab; in den Zügen prägen ſich finſterer Ernſt und jene rückſichtsloſe Kühnheit aus, die ihn im Leben auszeichnete.

Gleichfalls eine prächtige künſtleriſche Leiſtung iſt der James Cook des Bildhauers Auguſt Herzig in Dresden. Letzterer hat den kühnen Erforſcher der auſtraliſchen wie der Polarmeere als engliſchen Schiffsoffizier dargeſtellt, der Fernglas und Karte in den Händen hält. Suchend ſchweift der Blick in die Ferne, als ſchaute er nach neuen Wegen, welche aufzufinden die Lebensaufgabe des kühnen Briten war, den man als Entdecker getroſt neben Kolumbus ſtellen kann. Entſchloſſenheit und überlegene Kaltblütigkeit ſprechen auch aus ſeinen Zügen.

Die Statue von Fernão de Magalhães iſt wieder die Schöpfung eines Hamburger Bildhauers, Xaver Arnolds. Magalhães iſt der Entdecker der nach ihm benannten Straße, die er fand, als er im Auftrag Kaiſer Karls V. einen weſtlichen Weg nach den Molukken ſuchen ſollte. Er war es auch, der dem Stillen Ozean wegen ſeines anhaltend ruhigen Waſſerſpiegels dieſen Namen gab. Arnold ſtellt ihn dar als den erfahrenen Seemann, welcher auf den neuen Weg weiſt, den er gefunden hat. In der maleriſchen Tracht ſeiner Zeit leicht gegen ein Ruder und einen Haufen Taue gelehnt, trägt ſeine Geſtalt einen etwas friedlicheren Charakter als die neben ihm ſtehende Statue Cooks. Die Bildſäulen Cooks und Magalhães' ſind von der Firma Norden u. Sohn in Hamburg in Stein übertragen worden.

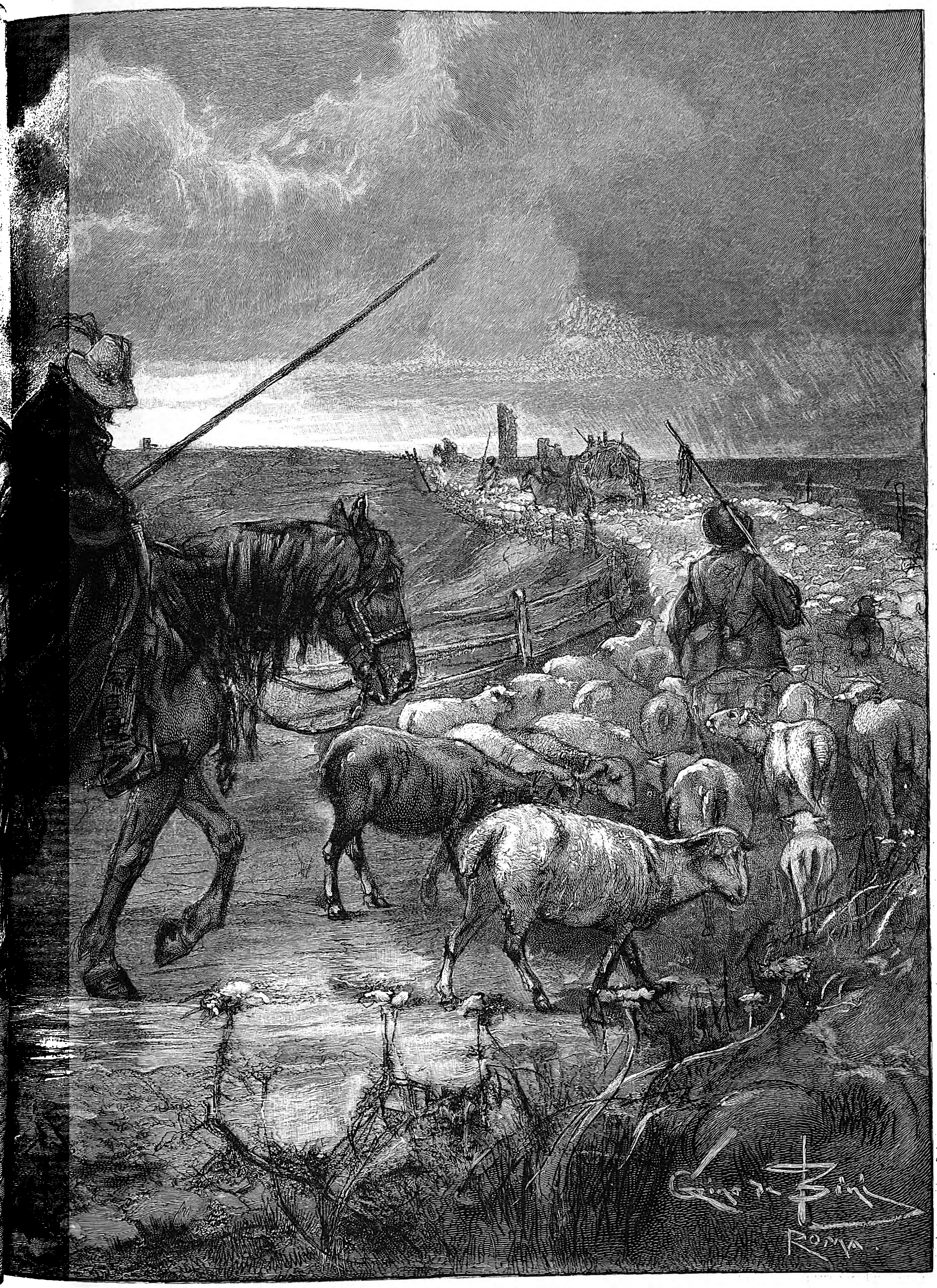
Hamburg hat durch die vier Bildwerke eine bemerkenswerte künſtleriſche Bereicherung erfahren, und ihr gutes Gelingen wird dazu beitragen, die Neigung der maßgebenden Körperſchaften für die Bewilligung von Mitteln zu ähnlichen Zwecken zu beſtärken.

K. H.

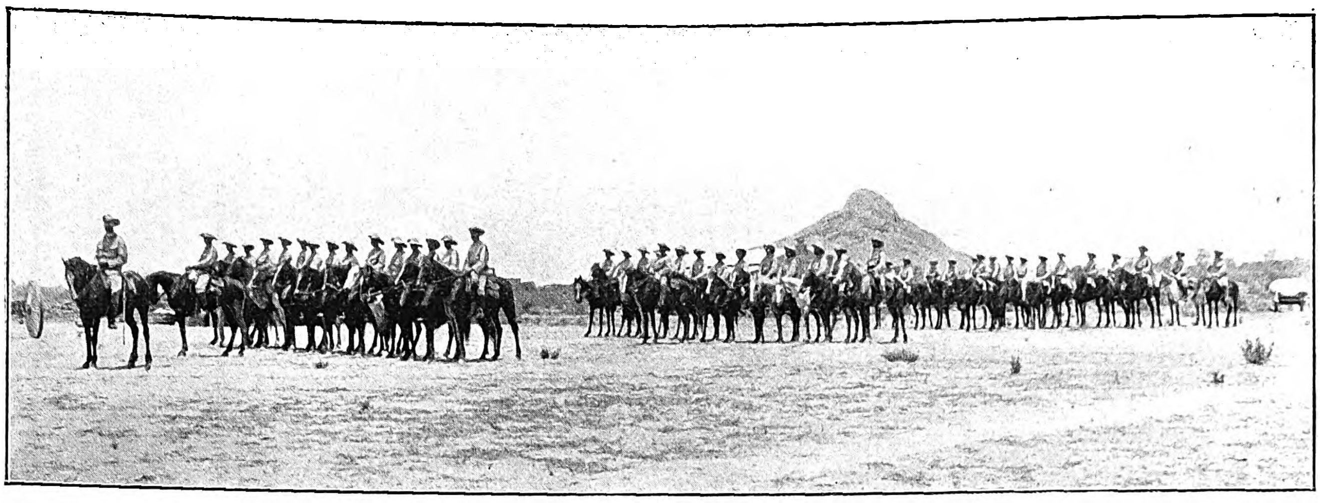


Fernão de Magalhães. Modelliert von Xaver Arnold.

Die Statuen auf der Kornhausbrücke in Hamburg. Nach photographiſchen Aufnahmen.


Gino de Bini
Roma

n Spätherbſt. Originalzeichnung von Gino de Bini.



Die Feldkompagnie in Omaruru.

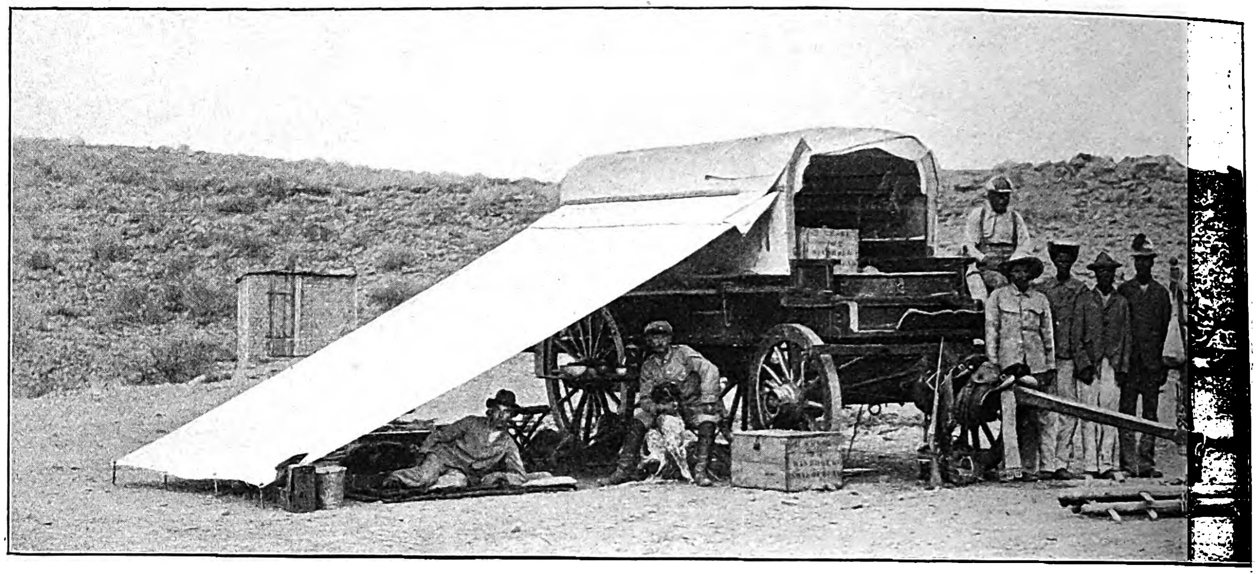
Wanderhirten in der römiſchen Campagna.

Wer im Herbſt oder zu Beginn des Sommers eine Wanderung in der römiſchen Campagna, in den Maremmen Toskanas oder ſonſtwo in den Küſtenebenen Mittel- oder Unteritaliens unternommen hat, wird ein Stück Nomadenleben kennen gelernt haben, das ſich vom Altertum bis auf unſere Tage erhalten hat. Schon zur Zeit der römiſchen Republik wanderten die gewaltigen Schafherden zwiſchen den Bergweiden des Apennins und den auch im Winter grünenden Küſtengebieten Apuliens, Kampaniens, Latiums hin und her, und heute noch kann man im Oktober die großen und kleinen Herdenbeſitzer mit ihrer ganzen trottenden und blökenden Habe zu acht- bis neunmonatigem Aufenthalt in die lauen Ebenen ziehen, im Juni ſie den langen, heißen Rückweg in die Berge antreten ſehen. Ein großer Teil der Provinz Rom iſt ein ſteppenartiges Weidegebiet, deſſen Verpachtung an die zumeiſt im Gebirgslande heimiſchen und dort die Gemeindeweiden nutzenden Herdenbeſitzer den römiſchen Grundherren einen großen, müheloſen Gewinn abwirft, was das Haupthindernis für einen landwirtſchaftlichen Fortſchritt in der Campagna bildet. Was in ökonomiſcher Beziehung ein Nachteil iſt, dem die Geſetzgebung heute kräftig zu Leibe zu gehen ſich anſchickt, iſt Mitbedingung für den eigenartigen Reiz, den die Campagna auf den Künſtler, den Naturfreund und den romantiſch veranlagten fremden Italienfahrer ausübt. Ungehindert ſchweift das Auge über die nur durch vereinzelte Gutsgebäude und Baumgruppen belebte wellige Ebene, aus der hier und da die Bogen antiker Aquädukte, eine Grabruine oder ein mittelalterlicher Wachtturm aufragen, bis zu der ſchöngeformten Umrahmung der Sabatiniſchen, der Sabiner- und Albanerberge. Stille und Schwermut lagern über der mit den begrabenen Trümmern einer mehrtauſendjährigen Geſchichte beſäten, von ihren Geiſtern bewohnten Landſchaft. Wenn man ſich von den wenig belebten Heerſtraßen mit ihren zahlreichen Spuren des unverwüſtlichen antiken Baſaltpflaſters entfernt, ſo findet man als einzige Staffage bei den ſpärlichen Gutshöfen die Herden langgeſchwänzter Campagnapferde und rieſiger, weißgrauer, großgehörnter Rinder hinter den meilenlangen Holzzäunen, abſeits von den „casali“ aber die kegelförmigen Holz- und Strohhütten der Wanderhirten und ihre unermeßlichen Herden, die von mächtigen, weißzottigen, dem Wolfe gewachſenen Hunden bewacht werden.

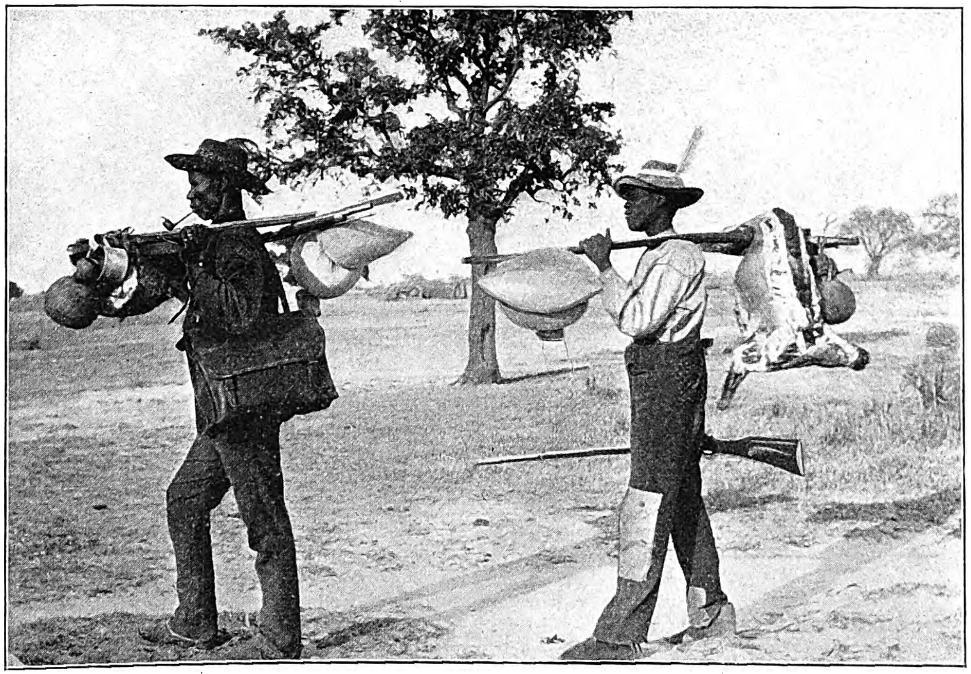
Umſtehende Abbildung zeigt die Ankunft einer Herde, die nach langer Wanderung aus den Abruzzen an einem düſteren Oktober- oder Novembertage in die Ebene unweit Roms gelangt iſt. Langſam, erſchöpft ziehen die Schafe und die zum Teil erſt vor kurzem geborenen Lämmer im Staube der Straße oder über den dürren Tuff-Felsboden dahin. Der Herdenbeſitzer iſt zu Pferde, ſeine Familienangehörigen und die Hirten müſſen die Reiſe zu Fuß machen. Auf einem Karren, einem Maultier, in Ermangelung desſelben auf dem Kopfe und dem Rücken wird das unentbehrlichſte Gerät mitgebracht. Die dunkeläugige Dirne mit dem kupfernen Waſſereimer über der Schulter — oder iſt es die Mutter eines Säuglings, den die Alte im Korbe auf dem Kopfe trägt? — iſt mit einem alten Militärrock bekleidet. Er mag der letzten Garnitur angehört haben, mit welcher der neben ihr gehende Bruder oder junge Ehemann kürzlich entlaſſen worden iſt. Die Waſſerleitungsbogen zeigen die Nähe der Ewigen Stadt an. Am Horizont glänzt ein Streifen des Tyrrheniſchen Meers. Ein bleierner Himmel lagert über der öden Steppe, und gewiß ſehen Menſch und Tier mit Verlangen dem Obdach und der Ruhe entgegen.

Das Leben des Campagnahirten iſt hart und entbehrungsreich. Der Lohn iſt äußerſt gering, die Nahrung beſteht ausſchließlich aus Milch, Käſe und Brot. Den Unbilden der Witterung ſind ſie beinahe ebenſo ausgeſetzt wie ihre nie unter ein Dach kommenden Tiere, die ihnen die Kleidung liefern. Aber ſie ſind ein über die Maßen anſpruchsloſes, abgehärtetes und unverdorbenes Geſchlecht, mit der Natur vertraut und für ihre Größe und Schönheit empfänglich, ja nicht ſelten von Wiſſenstrieb beſeelt und von einer durch Nachdenken erworbenen überraſchenden Klarheit der Anſchauungen, auch nicht ohne Kenntniſſe, die ſie ſich in ihrer ſelten unterbrochenen Einſamkeit durch Leſen erwerben. Es iſt keine Fabel, daß mancher Wanderhirt ganze Geſänge von Arioſt und Taſſo auswendig weiß; ich habe dieſe Bücher und andere Dichter in der Hand von mehr als einem ſatyrähnlich gekleideten, aber fröhlich und klug dreinſchauenden Burſchen geſehen. Faſt ausnahmslos ſind ſie einfache, gutmütige, zuverläſſige und dienſtfertige Menſchen, die — mit Recht — nicht daran glauben, daß ihre Tage in der römiſchen Campagna gezählt ſeien. Denn auch das neue „Bonifizierungsgeſetz“ wird gleich dem vor zwanzig Jahren erlaſſenen noch lange ein toter Buchſtabe bleiben.

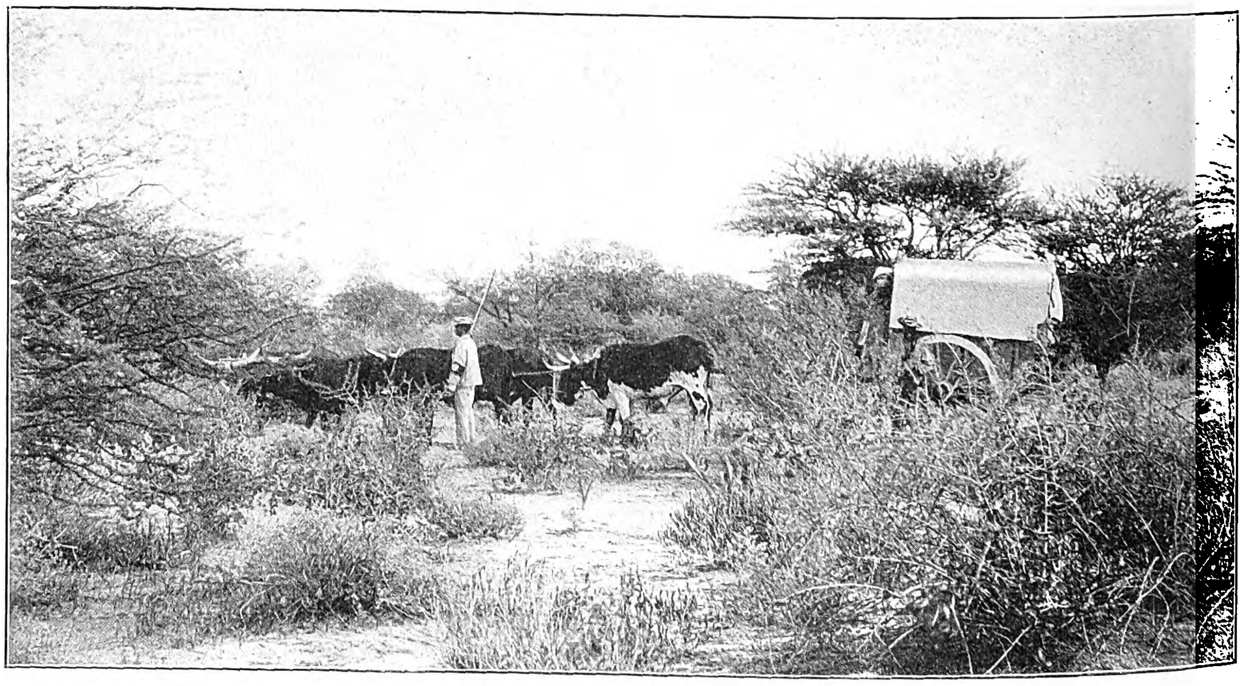
Rom. **Reinhold Schoener.**



Reiſewagen während einer Raſt.



Eingeborene Poſtboten mit der deutſchen Poſt auf dem Marſch.



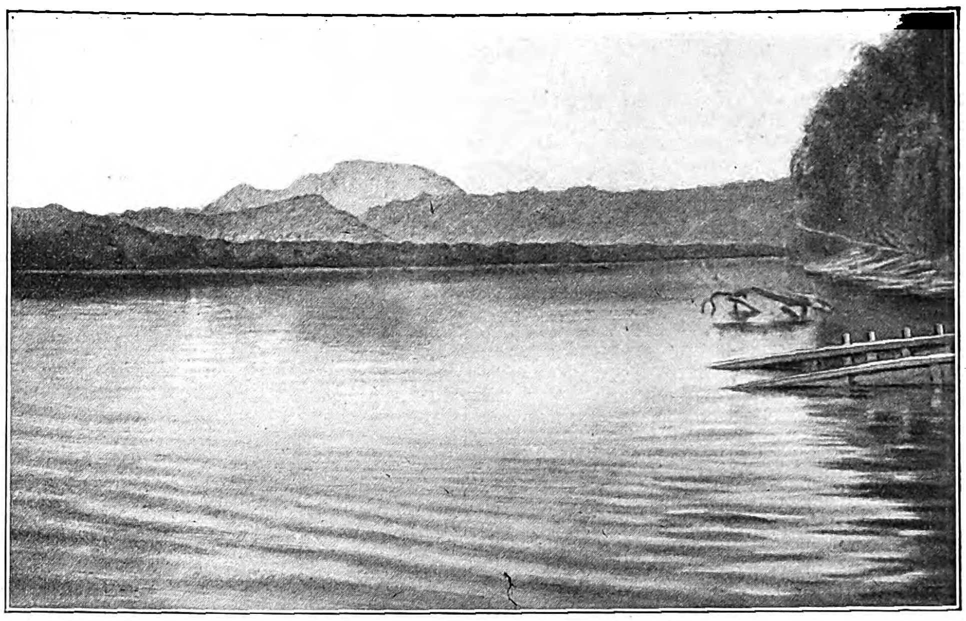
Ein Ochſenpoſtkarren unterwegs im Inneren.

Aus Deutſch-Südweſtafrika. Nach photographiſchen Aufnahmen.

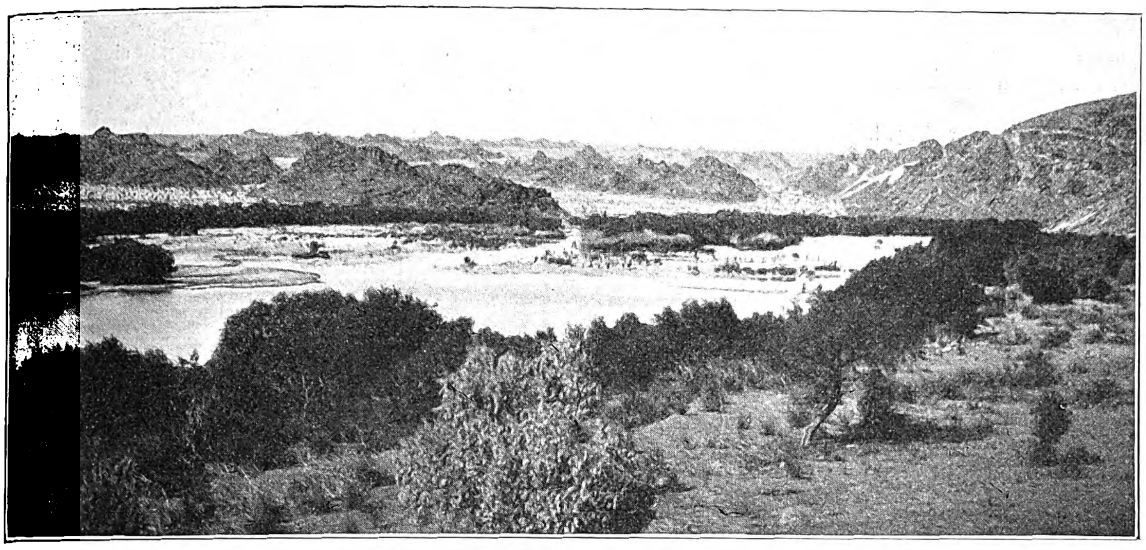
Land und Leute in Deutſch-Südweſtafrika.

Durch die in der letzten Zeit in der Kolonie Deutſch-Südweſtafrika ausgebrochenen Unruhen hat ſich die öffentliche Aufmerkſamkeit beſonders wieder auf dieſe unſere zweitgrößte Kolonie gelenkt. Zur Erläuterung der beiſtehenden Abbildungen geben wir hier einen kurzen Abriß über Land und Leute der Kolonie.

Deutſch-Südweſtafrika hat eine Flächenausdehnung von 835100 qkm. Die eingeborene Bevölkerung iſt auf ungefähr 300000 Menſchen zu ſchätzen. Im Süden des Schutzgebiets wohnen die Hottentotten, auch Namaquas (Nama-Hottentotten) genannt, die ſich in acht ſelbſtändige Stämme teilen, von denen beſonders die in letzter Zeit durch den Aufſtand in Warmbad bekannt gewordenen Bondelſwaarts, die Bethanier, die Feldſchuhträger und der bekannte Stamm der Witbois zu nennen ſind. Ihre Geſamtzahl wird auf 15000 geſchätzt, darunter ungefähr 1800 Bondelſwaarts, die jetzt unter ihrem Kapitän gegen die Station Warmbad, welcher ſie unterſtehen, aufſtändig geworden ſind. Im nördlichen Teil des Schutzgebiets wohnt das mächtige, ungefähr 100000 Menſchen zählende Volk der Hereros, ein Bantuſtamm. Der Hauptort dieſes Gebiets iſt Okahandja. Der äußerſte Norden iſt von den Owambos, ebenfalls Bantunegern, bewohnt, die etwa 100000 Seelen zählen dürften. Dieſe ſind in letzter Zeit durch die Ermordung des Farmers Paaſch bekannt geworden. Das eiſen- und kupferreiche Gebiet der induſtriellen Owambos im Flußgebiet der waſſerreichen Ströme Okovango und Kunene grenzt an das portugieſiſche Angolaland. Die Owambos ſind eine bräunlich-ſchwarze, hochgewachſene Nation, deren Häuptlinge mit abſoluter Machtvollkommenheit ausgeſtattet ſind. Ihr Land ſteht gegenwärtig noch außerhalb unſeres tatſächlichen Machtbereichs. Ein Verſuch, dieſen kriegeriſchen und betriebſamen Stamm zu unterwerfen, wird bei ihrer guten Bewaffnung nicht ohne größere kriegeriſche Operationen möglich ſein. Die Owambos ſind Heiden und haben erſt vor kurzer Zeit Miſſionare der katholiſchen Oblatenmiſſion aus Fulda mit Gewalt vertrieben.



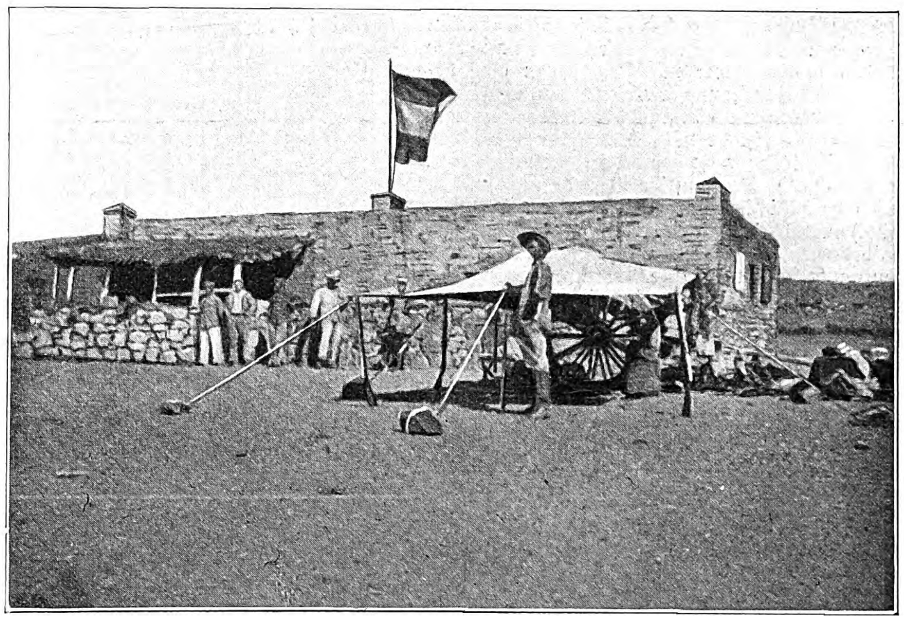
Der Oranjefluß bei der Station Skuitdrift.



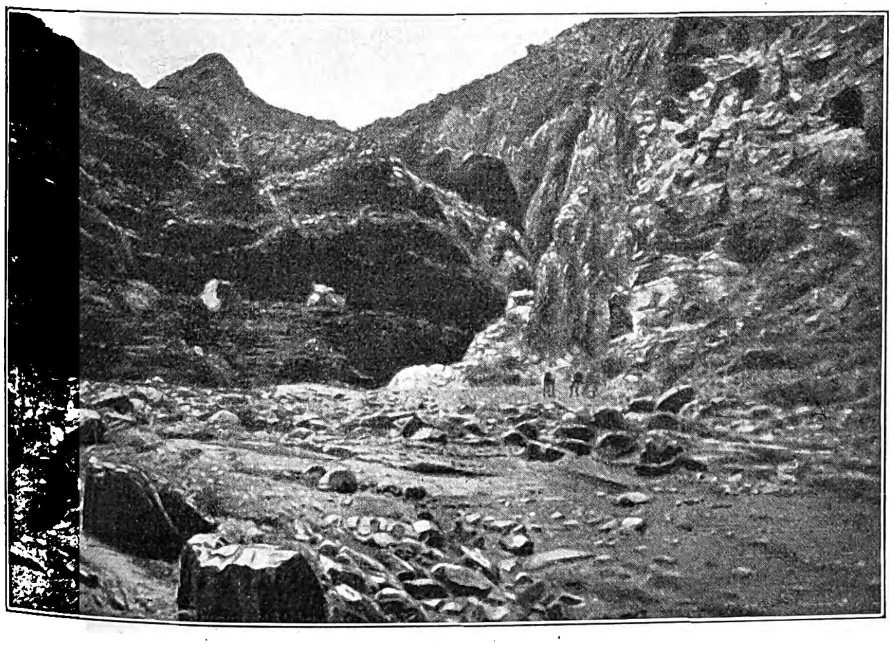
Der Oranjefluß an der engliſchen Grenze.

Im mittleren Teil des Schutzgebiets wohnen ſodann die Baſtards mit ihrer ſtärkſten Niederlaſſung Rehoboth. Ihre Zahl wird auf nahezu 4000 geſchätzt. Sie ſind Miſchlinge von Weißen (Buren, Kapengländern und Hottentottinnen) und ſämtlich Chriſten. Seit der Beſitzergreifung des Landes haben ſie immer offen auf unſerer Seite geſtanden. Neben dieſen Hauptvölkern ſind noch die Bergdamarars und Buſchmänner, zuſammen ungefähr 50000 Köpfe, doch ohne eigene Stammesverbände, zu erwähnen. In ihnen werden die Ureinwohner des Landes zu ſuchen ſein; ihrer heutigen Bedeutung nach kommen ſie nur noch als Hörige und Arbeiter in Betracht. An der Spitze der erwähnten Stämme ſtehen Häuptlinge, nach holländiſcher Sitte Kapitäne genannt, die jedoch, mit Ausnahme der Owambos, durch den ihnen beigegebenen Rat der Älteſten in ihren Machtbefugniſſen ſtark beſchränkt ſind. Dank der Tätigkeit der Rheiniſchen Miſſion, die ſchon ſeit etwa ſechzig Jahren im Lande Fuß gefaßt hat, ſind die meiſten dieſer Häuptlinge mit ihren Großen und Vornehmen Chriſten. Bei den Hottentotten kann dies von dem ganzen Volke geſagt werden. Die ſämtlichen Chriſten ſowie die bemittelteren Heiden gehen in europäiſcher Kleidung. Der Umſtand, daß viele Buren vom Kapland nach Südweſtafrika eingewandert ſind, brachte es mit ſich, daß in den Schulen und Kirchen holländiſch gelehrt und geſprochen wurde. In der von den Miſſionen beibehaltenen holländiſchen Sprache kann man ſich daher mit allen Stämmen verſtändigen; die Mitteilungen an die Häuptlinge erfolgen gleichfalls holländiſch.

Seit der Beſitzergreifung durch die Deutſchen, die bekanntlich damit begonnen hatte, daß 1884 der Beſitz des Hamburger Großkaufmanns Lüderitz in Angra Pequena (Lüderitz-Bucht) unter deutſchen Schutz geſtellt wurde, iſt es gelungen, ein Netz von Stationen anzulegen. Im Schutz und in der Nähe dieſer Stationen haben ſich die weißen Anſiedler niedergelaſſen. Das Schutzgebiet iſt in neun Verwaltungsbezirke, Keetmanshoop, Gibeon, Gobabis, Windhuk, Swakopmund, Karibib, Omaruru, Outjo, Grootfontein, eingeteilt, in denen nach dem Stande vom 1. Januar 1902 4635 Weiße, darunter 1359 weibliche, gezählt wurden. Davon ſind allein 2595 deutſche Staatsangehörige, darunter 858 Mitglieder der Schutztruppe und Beamte. Kapländer und Buren wurden 1354 gezählt, Engländer 452. Die Einwanderung in Südweſtafrika nimmt ſtändig zu. So hat ſich die weiße Bevölkerung (die Beamten und die Schutztruppe nicht gerechnet) von 1743 am 1. Januar 1888 bis 1. Januar 1902 auf 3817 vermehrt. Bis zu dieſem Termin waren auf Kronland und Eingeborenen-Land zweihundertneunundſechzig Farmen gegründet und in Betrieb genommen worden, davon fünfundſiebzig allein von ehemaligen Schutztruppenangehörigen, die ſich nach Erfüllung ihrer Dienſtpflicht gern im Lande niederlaſſen. Nach dem Stande vom 1. Januar 1902 waren allein neunzehn Erwerbsgeſellſchaften und einhundertſechzehn Einzelfirmen und Handwerker im Schutzgebiete tätig. Zweifellos iſt der ſüdafrikaniſche Boden eines reichlichen Ertrages fähig. Vortreffliche Weideflächen ſind vorhanden, Ackerbau und Viehzucht im großen ſichern dem Anſiedler ein gutes Auskommen; neben allen Gartenfrüchten gedeihen beſonders europäiſche Getreidearten, Wein und auch Tabak. Die Rinderpeſt, die früher die reichen Herden dezimierte, wird jetzt durch die Impfung nach Kochſcher Methode in erfolgreicher Weiſe bekämpft. Das hauptſächlich beſiedlungsfähige Nama- und Hereroland ſtellt ſich als ein ungeheueres Hochplateau mit verhältnismäßig wenigen Gebirgszügen dar; das trockene Höhenklima iſt überaus geſund für die Europäer — gilt doch Südafrika als ein Kurgebiet für Lungenkranke — und die Errichtung von Heilſtätten für ſolche aus Europa iſt bisher nur an der Geldfrage geſcheitert. Das im Norden des Schutzgebiets gelegene Owamboland dagegen und das größtenteils unbewohnte Land nördlich des Hererolandes, das Konzeſſionsgebiet der South Weſt Africa Company, hat einen mehr tropiſchen Charakter. Die Temperatur im Sommer, d. i. vom Oktober bis März, ſchwankt zwiſchen 34 und 38 Grad; doch ſei dabei erwähnt, daß man in Südweſtafrika infolge des geringen Feuchtigkeitsgehalts der Luft die hohen Temperaturen viel weniger empfindet als in Deutſchland. Im Winter ſchneit es nie oder ſelten, wenn auch zuweilen Temperaturen bis zu 9 Grad Kälte vorkommen. Die im Sommer eintretende Regenperiode dauert knapp vier Monate, und nur in dieſer Zeit haben die Flüſſe offenes Waſſer. In der trockenen Zeit muß daher für Feld- und Gartenbau künſtliche Bewäſſerung eintreten, zu welchem Zweck vielfach der Bau von Staubecken vorgenommen worden iſt. — Als neue Unternehmungen, die im Schutzgebiet bevorſtehen, ſei genannt der bereits begonnene

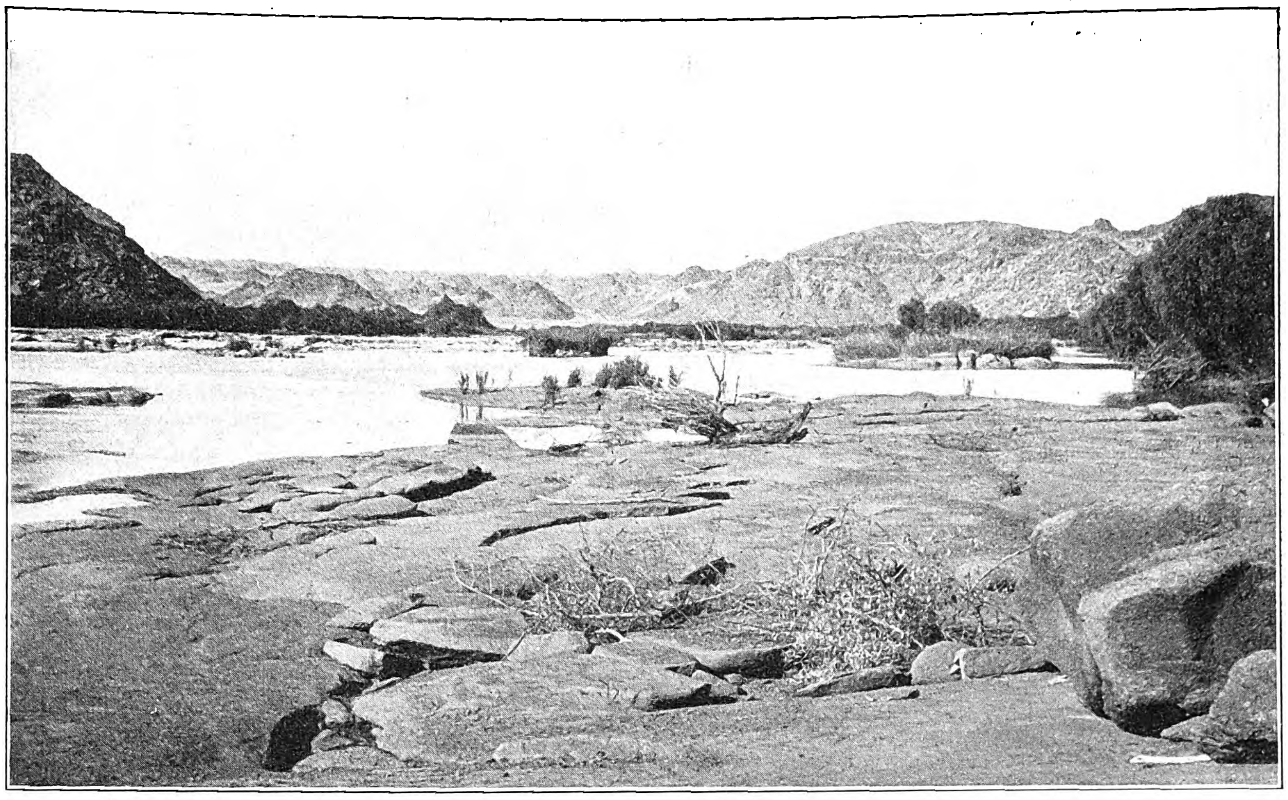


Die Polizeiſtation Skuitdrift.



Berge am Oranjefluß bei Ramansdrift.

Aus Deutſch-Südweſtafrika. Nach photographiſchen Aufnahmen.



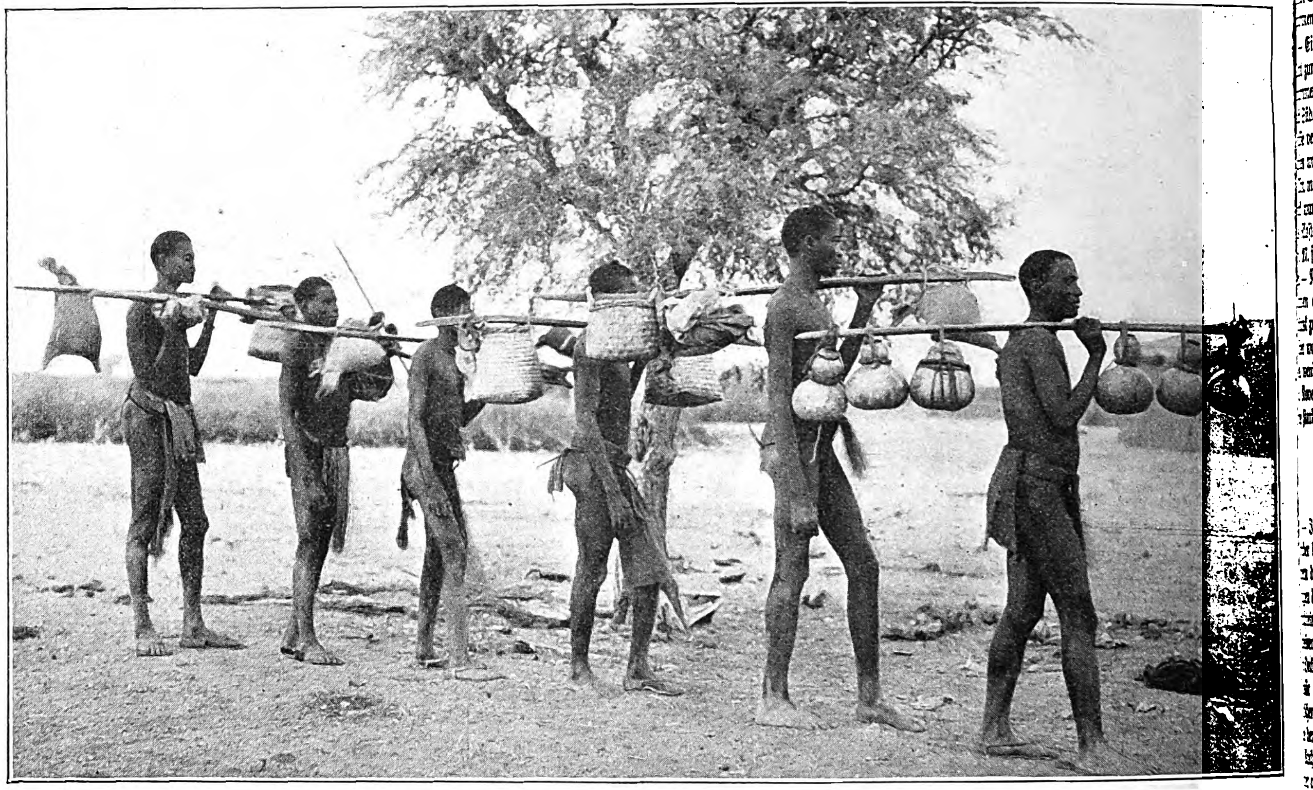
Der Oranjefluß im Gebirge während der Trockenzeit.

Bau der Otavi-Eiſenbahn von Swakopmund aus, welche bezweckt, die Kupferminen Tſumeb, Klein- und Groß-Otavi im Bezirk Grootfontein auszubeuten. Die Linie wird 570 km lang ſein und erfordert bei der vorgeſehenen Spurweite von 60 cm, einſchließlich der Mittel zum Betrieb der Kupfermine, ein Kapital von 1 Mill. Pfd. St. (= 20 Mill. ℳ); von dieſen Summen ſind von der Eigentümerin der Mine, der South Weſt Africa Company, 8 Mill. und von einem Verein deutſcher Bankgruppen 12 Mill. bereits aufgebracht. Ferner hat ſich das Gibeon-Syndikat gebildet, das beabſichtigt, die Unterſuchung des Blaugrunds im Bezirk Gibeon auf Diamanten, welche dort gefunden wurden, vorzunehmen. Die Expedition, zu deren Ausführung 1 Mill. ℳ zuſammengebracht iſt, wird demnächſt unter Leitung des Dr. Georg Hartmann die Ausreiſe antreten.

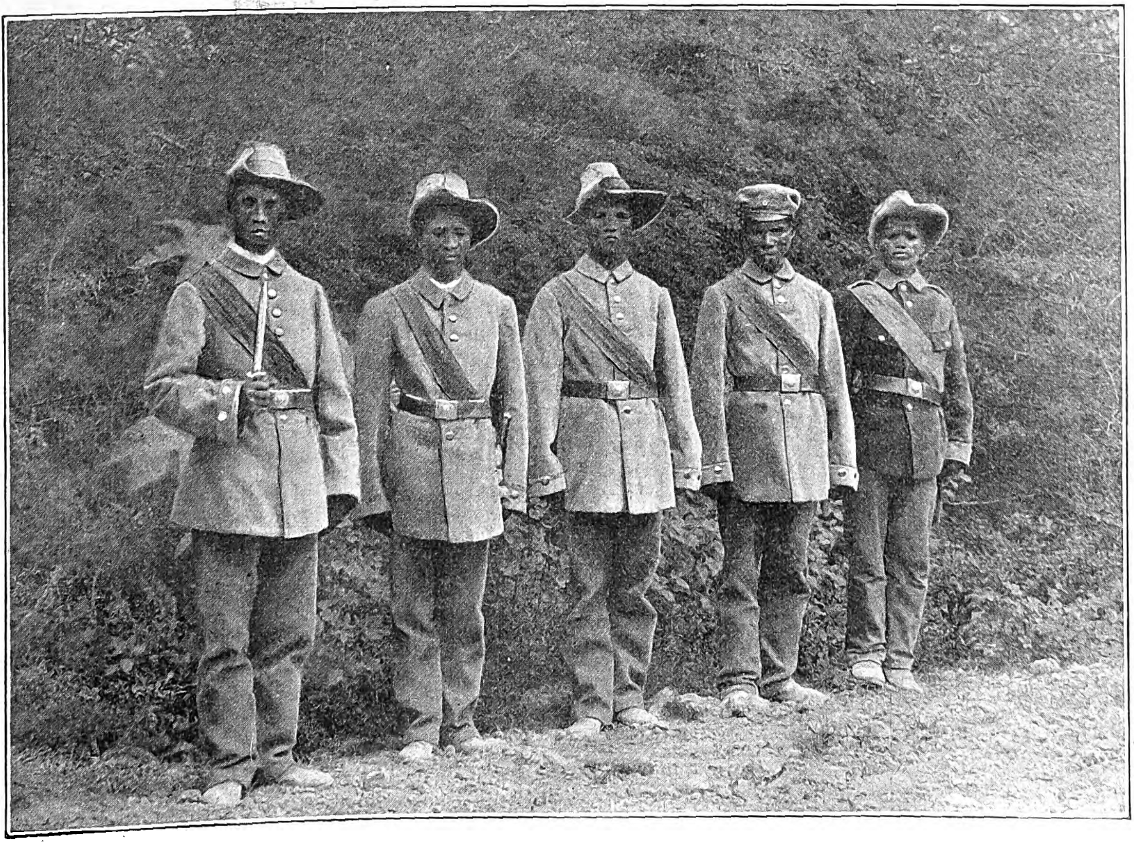
Die Hafenanlagen des Schutzgebietes haben durch den in dieſem Jahr vollendeten Bau einer 375 m langen Mole mit Leuchtturm eine bedeutende Verbeſſerung erfahren. Von der Hafenſtadt Swakopmund bis zu der 1600 m hoch gelegenen Hauptſtadt Windhuk führt bekanntlich die dieſes Jahr fertig gewordene, 382 km lange Eiſenbahn.*) Der ſonſtige Verkehr im Inneren wird hauptſächlich durch Ochſenfuhrwerk (ſ. Abbild.) vermittelt. Einen großen Fortſchritt wird es bedeuten, wenn der nach den Ideen des Oberleutnants Trooſt gebaute Automobillaſtzug mit Spiritus-Motorbetrieb zur Vermittlung des Verkehrs in Betrieb geſetzt wird, der demnächſt nach Südweſtafrika zur Verſchiffung gelangt. — Nach den neuſten Nachrichten ſcheint der Aufſtand der Bondelſwaarts keine beſondere Gefahr für das Schutzgebiet zu werden. Die weißen Anſiedler befinden ſich in Sicherheit auf der Station Warmbad, und der dort mit einer Feldkompagnie eingetroffene Hauptmann v. Koppy hat die Stationsvorräte unverſehrt gefunden. In dem Aufſtandgebiet Warmbad wohnen hundertzweiundachtzig Weiße, darunter achtzehn Deutſche, hunderteinundvierzig Kapländer, zweiundzwanzig Engländer. Warmbad hat auch gute Verbindung nach der Kapkolonie. Die Verbindung mit der Hauptſtadt Windhuk erfolgt mittels Ochſenkarren. Von Windhuk iſt eine Karrenpoſt in vierzehntägigen Zwiſchenräumen auf der bis zum äußerſten Süden reichenden, etwa 800 km langen Linie Windhuk-Rehoboth-Gibeon-Keetmanshoop-Warmbad-Ramansdrift eingerichtet. Von da fährt die engliſche Poſt weiter nach Steinkopf. Steinkopf liegt an der ſchmalſpurigen Eiſenbahn, die nach dem engliſchen Hafen Port Nolloth (180 km) führt. Das ſüdliche Namaland, das Gebiet der Unruhen, hat die Geſtalt ungeheuerer, von den Flüſſen in ſüdöſtlicher Richtung durchzogener Hochlandſchaften, während die Weſthälfte von hohen Tafelländern erfüllt iſt. Die nördlich von der tief eingeſchnittenen Tafelſchlucht des Oranjefluſſes (ſ. Abbild.) ſich ausbreitenden Plateaus ſind auch noch ziemlich hoch über dem Meere gelegen. Die Polizeiſtation Ramansdrift (ſ. Abbild.) bietet die einzige gute Übergangsſtelle an dem 550 km langen deutſchen Ufer des Oranjefluſſes. Nur in äußerſt ſeltenen Fällen iſt eine Überſchreitung dieſes Stromes trockenen Fußes möglich.

Die ſüdweſtafrikaniſche Schutztruppe beſteht aus dreiunddreißig Offizieren, acht Sanitätsoffizieren, zwei Roßärzten, ſiebenhundertundzehn Unteroffizieren und Mannſchaften. Eine Kompagnie und eine Feldbatterie liegen in Windhuk, eine Kompagnie für den Norden in Outjo, eine in Omaruru und die vierte für den Süden in Keetmanshoop. Die Kompagnie Keetmanshoop unterhält einen Militärpoſten (ein Sergeant und fünf Reiter) in Skuitdrift (ſ. Abbild.) und einen ſolchen in Uhabis (zwei Reiter) zur Überwachung der Übergänge über den Grenzfluß gegen die Kapkolonie, den Oranje. Auf den kleinen Stationen werden vielfach Eingeborene als Poliziſten verwendet (ſ. Abbild.).

Was die Niederwerfung eines Aufſtandes und unſer Vordringen beſonders erſchwert, iſt der Umſtand, daß die Eingeborenen ſchon ſeit zwanzig bis dreißig Jahren den Hinterlader kennen und beinahe jeder dritte Mann mit einem Martinigewehr ausgerüſtet iſt. Nachdem aber nach den langen Kriegen mit den Namahottentotten, unter Führung des bekannten Kapitäns Hendrik Witboi, dieſer einflußreichſte Stamm Frieden hält und jetzt ſogar Kriegshilfe gegen die inzwiſchen teilweiſe über die engliſche Grenze gegangenen Bondelſwaarts leiſtet, dürfte es bald gelingen, des Aufſtandes Herr zu werden und das Land zu friedlicher Kulturarbeit wieder zu beruhigen.



Owambos auf dem Marſche.



Eingeborene Polizeiſoldaten.

Aus Deutſch-Südweſtafrika. Nach photographiſchen Aufnahmen.

Naturkunde und Reiſen.

— Das deutſche Südpolarſchiff Gauß traf am Abend des 24. November in der Holtenauer Schleuſe bei Kiel ein. Am Vormittag des 25. fand an Bord der „Gauß" eine Begrüßungsfeier ſtatt. Vom Reichsamt des Inneren erſchien Unterſtaatsſekretär Dr. Hopf, der die Mitglieder der Expedition im Namen der Reichsregierung willkommen hieß. Prof. v. Drygalſki dankte für das Vertrauen, das man der Expedition von vornherein entgegengebracht habe, und ſchilderte in kurzen Zügen den Verlauf der Expedition. Der Rektor der Kieler Univerſität begrüßte die Mitglieder im Namen der Hochſchule und der Stadt Kiel ſowie des Nautiſchen Vereins. Prinz Heinrich unterhielt ſich längere Zeit mit dem Führer der Expedition und nahm die inneren Räume des Schiffs in Augenſchein. Am Abend des 25. fand zu

---

*) Schilderung mit Abbildungen ſ. „Illuſtr. Ztg." Nr. 3080 vom 10. Juli 1902.

Ehren der Mitglieder der Expedition ein feſtliches Zuſammenſein im Hotel Düſternbrook ſtatt.

— Auffindung der Nordenſkjöldſchen Expedition. — Nach dem Bericht des Kommandeurs der „Uruguay" über die Auffindung der Nordenſkjöldſchen Expedition traf die „Uruguay" am 8. November bei der Seymourinſel ein und fand dort zwei Teilnehmer der ſchwediſchen Expedition vor, die ſich in der Hoffnung auf Rettung von den übrigen getrennt hatten. Der Kommandeur der „Uruguay" ging an Land und rückte bis zum Snow Hill vor, wo er Nordenſkjöld mit einigen Mitgliedern der Expedition auffand. Die übrigen Teilnehmer waren auf der Pauletinſel geblieben, wo die geſamte Mannſchaft der Expedition überwinterte, nachdem die „Antarctic" im Erebus- und Terrorgolf vom Eiſe zermalmt worden war. Die „Uruguay" fuhr darauf bis zur Pauletinſel weiter, brachte von dort den Reſt der Teilnehmer zurück und beförderte die ganze Expedition nach Santa Cruz. — Seit Beginn der Reiſe hatte die „Antarctic" infolge der Beſchaffenheit des Eiſes zahlloſe Schwierigkeiten zu überwinden. Im Dezember 1902 traf die Expedition Nordenſkjöld am Bramsfieldberg im Louis-Philippe-Land ein. Nordenſkjöld verließ hier das Schiff mit einer kleinen Anzahl von Gefährten, um nach Snow Hill zu wandern. Inzwiſchen fuhr die „Antarctic" nach der Erebus- und Terrorbucht weiter, wo ſie unterging. Kapitän Tarſen und die übrigen Teilnehmer erreichten nach einer gefährlichen Seefahrt in offenen Booten, die ſechzehn Tage dauerte, die Pauletinſel und trafen erſt bei Snow Hill wieder mit Nordenſkjöld zuſammen, der auf einer Schlittenreiſe über König-Oskar-Land den 66. Grad ſüdl. Br. erreichte.

— Die ſchwediſchen und ruſſiſchen Mitglieder der Kommiſſion für die abgeſchloſſene Gradmeſſung auf Spitzbergen hielten am 19. November in Pulkowa und am 20. und 21. in St. Petersburg Sitzungen ab. Die Gradmeſſung auf Spitzbergen wurde 1899 bis 1902 durch ſchwediſche und ruſſiſche Expeditionen ausgeführt, wobei die Ruſſen auf der ſüdlichen Hälfte, die Schweden im Norden arbeiteten. Das Ergebnis der Gradmeſſung iſt ſehr befriedigend, da grundlegende Aufſchlüſſe zur Kenntnis der äußeren Form der Erde gewonnen wurden.

— Eine heftige Erderſchütterung wurde in der Nacht zum 26. November um 1 Uhr 17 Min. in Sofia wahrgenommen. Die Erſchütterung pflanzte ſich von Nordweſt nach Südoſt fort; vor dem Erdbeben wurde ein unterirdiſches Getöſe vernommen. Im Kloſter Rilo im ſüdweſtlichen Bulgarien wurden in der Zeit von 1 Uhr 15 Min. bis 6 Uhr 9 Min. morgens fünfunddreißig Erdſtöße gezählt; das Mauerwerk wurde hier zum Teil beſchädigt. In der Umgegend des Kloſters Rilo dauerten die Erderſchütterungen am 26. und 27. fort; im Dorfe Kotſcharinowo ſtürzten einige Häuſer ein. — Nach in St. Petersburg eingegangenen Meldungen wurden am 26. November um 6 Uhr 45 Min. abends in Irkutſk zwei ziemlich ſtarke Erdſtöße verſpürt; einige Minuten ſpäter wurde auch in Tſchita ein einige Sekunden andauerndes, weniger bedeutendes Erdbeben wahrgenommen. — Am 28. November morgens wurde auch in Blidah (Algerien) eine ſtarke Erderſchütterung verſpürt.

Handel, Gewerbe und Verkehr.

— Im Reichspoſtamt zu Berlin wurde am 20. November beim Staatsſekretär Krätke eine Konferenz von Vertretern der Handelskammern abgehalten zur Erörterung von Fragen des Poſt- und Telegraphenweſens. Geheimrat Köhler berichtete über den unlauteren Wettbewerb im überſeeiſchen Kabelverkehr und führte dabei als Beiſpiel die Benutzung von Deckadreſſen von Hamburg über Breſt an. Der Staatsſekretär legte der deutſchen Kaufmannſchaft ans Herz, die deutſchen Einrichtungen zu benutzen und zu unterſtützen. Es liege dem Handelsſtand doch an einer ſchnellen Beförderung der Nachrichten, und die deutſchen Kabel arbeiteten jedenfalls raſcher als die franzöſiſche Konkurrenz. Die Regierung werde weiter beſtrebt ſein, Deutſchland mit eigenen Kabeln zu verſehen. Der Staatsſekretär verwies auf die engliſche Kaufmannſchaft, die ihre Poſtſachen mit den engliſchen Schiffen expediere, obgleich die deutſchen Schiffe ſchneller liefen.

— Auf die ſüdamerikaniſchen Kontinentalbahnen als Bauunternehmungen lenkt der „Reichsanzeiger" die Aufmerkſamkeit der deutſchen Geſchäftswelt. Der deutſche Unternehmungsgeiſt hat ſich bisher auf dem Gebiet der Eiſenbahnunternehmungen in Südamerika wenig betätigt, obwohl dieſe Abſatzgebiete für den deutſchen Ausfuhrhandel von größter Wichtigkeit ſind und noch eine viel höhere Bedeutung erlangen werden, wenn die kommenden Eiſenbahnunternehmungen hervortreten. Gegenwärtig handelt es ſich um die Transandiniſchen Verbindungen der Eiſenbahnen Chiles, Argentinas und Bolivias. Alle ſich hierauf beziehenden Mitteilungen liegen während der nächſten drei Wochen im Reichsamt des Inneren zu Berlin aus.

— Die engliſche Cunardlinie hat ihren regulären Dienſt zwiſchen öſterreichiſch-ungariſchen Häfen und Amerika mit dem vor kurzem in Trieſt eingetroffenen Dampfer inauguriert. Es iſt dies die erſte Paſſagierlinie zwiſchen Öſterreich-Ungarn und Amerika. Der Dampfer Aurania, eins der älteren Schiffe der Cunardlinie und bisher auf der Linie Liverpool-Neuyork eingeſtellt, beſitzt Raum für 400 Kajüten- und 1600 Zwiſchendeckpaſſagiere und hat auf ſeiner am 15. November angetretenen Fahrt nach Neuyork ungefähr 400 öſterreichiſch-ungariſche Auswanderer mitgenommen. Die Reiſe ging zunächſt nach Neapel, Algier und Gibraltar und von da ohne jeden weiteren Aufenthalt nach Neuyork. Die Reiſe wird im ganzen zwanzig Tage in Anſpruch nehmen. Der zweite Dampfer der Cunardlinie für die Linie Trieſt-Neuyork heißt Carpathia und iſt ein neuer Doppelſchraubendampfer von 12000 t.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— In Stuttgart, wo der Umbau und die Verlegung des Bahnhofs eine völlige Umgeſtaltung der ganzen Umgebung herbeiführen wird und außerdem der Neubau des Hoftheaters und die Platzfrage für letzteres ſowie die Errichtung noch anderer öffentlicher Bauten bevorſtehen, hat man in nachahmenswerter Weiſe, um alle dieſe Fragen, bei der Staat, Krone, Stadt und Private beteiligt ſind, nicht von Fall zu Fall, ſondern nach großen Geſichtspunkten und auf Grund eines einheitlichen Programms zu löſen, einen Kunſtausſchuß eingeſetzt, in den 22 Mitglieder berufen worden ſind, darunter neben einer Anzahl höherer Baubeamter die Architekten Fiſcher, Halmhuber und Jaſſoy ſowie die Maler Haug und Graf v. Kalckreuth.

— Eine Ausſtellung zum Gedächtnis Ludwig Richters hat nunmehr auch das Kupferſtichkabinett zu München eröffnet. Veranlaſſung dazu gab eine von einem ungenannten Gönner ihm als Geſchenk überwieſene ſtattliche Sammlung von Handzeichnungen und Probedrucken, mit deren öffentlicher Vorführung man den älteren Beſitz des Kabinetts an Arbeiten des Meiſters verband.

— Im Foyer des Stadttheaters zu Eiſenach ſoll zum hundertjährigen Geburtstag Friedrich Prellers, des Schöpfers der Odyſſee-Landſchaften, eine Gedenkausſtellung eröffnet werden, deren Grundſtock die in der Gemäldeſammlung des Barons J. v. Eichel-Streiber befindlichen Werke des Künſtlers abgeben ſollen.

— In Ed. Schultes Berliner Kunſtſalon feſſelt gegenwärtig eine Ausſtellung von Werken hervorragender finniſcher Maler. Axel Gallen, in deſſen Werken die eigentümliche Färbung nationalen Lebens und Empfindens wohl ihren mächtigſten Ausdruck gefunden hat, iſt leider unvertreten geblieben. Lebhaft erinnert aber wird man an ihn durch Pekka Halonen, der ſeinem großen Figurenbild der „Wegebrecher" dekorativ ſtiliſirte Landſchaften von außerordentlich charakteriſtiſchem Gepräge geſellt. Eero Järnefelt weiß den Stimmungsgehalt der heimiſchen Landſchaft in naturaliſtiſcher Darſtellung mit feinem Gefühl zum Ausdruck zu bringen. Magnus Enckell intereſſiert durch ſeine Porträte, die in ihrem Streben nach herber Wahrheit eine durchaus perſönliche Note aufweiſen, mehr als durch ſein großes „Gethſemane", das in der Chriſtusfigur wie in den Figuren der Jünger in der Geſtaltung nationaler Typen zu geſteigerter Ausdruckshöhe einen unüberwundenen Zwieſpalt zwiſchen Wollen und Vollbringen fühlbar werden läßt. Der bekannteſte des Kreiſes, Albert Edelfelt, iſt in ſeinen trefflichen Porträten feiner Pſycholog und ausgezeichneter Maler, läßt aber die Beſonderheit ſeiner Nationalität wohl am meiſten zurücktreten, obſchon das große Bild der „alten Frauen von Ruokolaks" als meiſterliche Schilderung echt erfaßten Volkslebens wirkt. Mit einer anſehnlichen Kollektion von Porträten und Szenen modernen Geſellſchaftslebens, die allerdings nicht durchweg auf gleicher Höhe ſtehen, iſt daneben Joſeph Block, mit geſchickt aquarellierten, aber wenig tiefgehenden Tierdarſtellungen der Engländer Edwin Alexander vertreten, während Julie Wolf-Thorn eine Anzahl neuer Bildniſſe, darunter eines des Dichters Dehmel und ein ſehr anmutendes jugendliches Frauenporträt, zur Ausſtellung bringt, die lebendig aufgefaßt ſind und in ihrer feinen Tönung durch eigenartigen maleriſchen Geſchmack erfreuen.

— Eine Ausſtellung neuer Arbeiten hat Melchior Lechter im Kunſtſalon von Keller u. Reiner in Berlin veranſtaltet. Ihr Hauptſtück iſt ein Glasfenſter „Ritter Keuſchheit", der einer vor ihm ſtehenden nackten Mädchengeſtalt „der Schönheit feierliche Krone" auf das blonde Haupt ſetzt. Dieſer myſtiſch-ſymboliſtiſchen Kompoſition aber, deren Ausführung in leuchtend farbigem Glaſe wieder die ſeltene Meiſterſchaft Lechters auf dem Gebiet der ſeiner künſtleriſchen Veranlagung vorzugsweiſe entſprechenden, von poetiſchem Empfinden geleiteten Glasmalerei bewundern läßt, geſellen ſich vierundzwanzig fein und duftig behandelte Paſtelle, die Frühlingseindrücke aus San Gimignano und Siena in mehr andeutenden als ausführenden Landſchaftsſtimmungen darbieten.

— Im Münchener Kunſtverein iſt gegenwärtig ein ſchon älteres ausgezeichnetes Bildnis des verſtorbenen Landſchaftsmalers Eduard Schleich von Lenbach zu bewundern. Eine ganze Reihe von Porträten hat dazu Leo Samberger ausgeſtellt. Auf den ſeeliſchen Ausdruck hinarbeitend, die Erſcheinung mehr oder weniger in verſchleiernde Dämmerung hüllend, aus der heraus die beſonders betonten charakteriſtiſchen Details um ſo ſtärker zum Beſchauer ſprechen, ſind ſie von realiſtiſch treuer Wiedergabe der Perſönlichkeit zumeiſt weit entfernt. Doch fehlt es auch nicht an Stücken, die bei naiverer Auffaſſung eine weit ſtrengere Durchbildung der Formen zeigen und durch die Verbindung kühler grauer Töne mit tiefen und ſatten Farben eine glänzende maleriſche Wirkung erzielen.

— Ihre bereits angekündigte Klimt-Ausſtellung hat in einer wieder meiſterlich gelungenen Inſzenierung die Wiener Sezeſſion eröffnet. Sie gibt einen Geſamtüberblick über die Entwicklung Klimts und bringt in ſeinen ausgeführten Arbeiten, namentlich in den vielumſtrittenen Deckenbildern für die Aula der Wiener Univerſität, wie in ſeinen feinen und ernſten Studien die große Begabung des Künſtlers und die eigenartige Richtung ihrer Betätigung zu eindringlichſter Anſchauung. Sie zeigt auch deutlich, wie der Maler mit ſeinem ganzen Fühlen in Wiener Boden wurzelt und auch in einer „Judith" oder „Pallas Athene" und in jeder anderen ſeiner allegoriſchen Geſtalten durch das antike oder ideale Gewand immer wieder den mit ſenſitivem modernen Empfinden von ihm erfaßten Typus der Wienerin hindurchleuchten läßt und mit duftiger maleriſcher Eleganz umkleidet.

— Bereits auf der großen Düſſeldorfer Ausſtellung des vorigen Jahres war ein bemerkenswertes Hervortreten der früher in der rheiniſchen Kunſtſtadt mehr oder weniger im Hintergrund ſtehenden Plaſtik zu beobachten. Als „Bildhauergruppe von 1900" haben nunmehr die in Düſſeldorf tätigen jüngeren Bildhauer eine neue intereſſante Ausſtellung im Kunſtverein zu Köln veranſtaltet. Ihr Schwerpunkt beruht auf Werken der Kleinplaſtik, die zumeiſt in Bronze ausgeführt ſind. Heinz Müller iſt durch Geſtalten aus dem Volksleben vertreten, die ſichtlich durch Meunier beeinflußt ſind, bringt aber auch Arbeiten idealen Genres in ausgeſprochen modernem Stil. Als trefflicher Tierbildhauer bewährt ſich Pallenberg in ſeiner „Sauhatz" und in einzelnen Tierfiguren. Paul Nebel bringt eine Gruppe nackter, der Sonne zujubelnder Mädchen und eine Bronzegruppe „Nacht". Dazu geſellen ſich weiter Emil Meyer, Kürſchgen, Adolf Nieder, Scheben, Hammerſchmidt und in Schultes Kunſtſalon außerdem noch der Bildhauer Intze mit den Figuren eines „Steuermanns", eines „Meßknaben" und eines „Mädchen aus Brügge".

— Im Ausſtellungspalaſt zu Dresden iſt die Ausſtellung der Dresdener Werkſtätten für Handwerkskunſt eröffnet, die in vierunddreißig Räumen verſchiedenſter Art und Beſtimmung von der fortſchreitenden Entwicklung des modernen Kunſtgewerbes Zeugnis gibt und die immer mehr ſich ausbreitende Kraft der Gedanken, von denen die ganze Entwicklung geleitet wird, erkennen läßt. Von den entwerfend mitwirkenden Künſtlern iſt am umfaſſendſten Riemerſchmid beteiligt. Ihm geſellen ſich Peter Behrens, Olbrich, E. H. Walther, Hempel u. Rößler, Siegfried Reinhold, Baillie Scott, Mackintoſh, Gräfin v. Geldern-Egmont u. a. m. Zur künſtleriſchen Ausſchmückung des großen Vortragsſaals hat Artur Volkmann Gemälde und Skulpturen beigeſteuert. Zahlreich ſind außerdem die Einzelbeiträge von Werken der Kleinkunſt, und vertreten iſt ſchließlich auch mit einer Reihe intereſſanter Beiſpiele das von künſtleriſcher Hand entworfene Reformkleid.

— Heinrich Vogeler, der bekannte Worpsweder Maler, der auch auf kunſtgewerblichem Gebiet ſich vielfach betätigt hat, iſt vom Senat der Stadt Bremen mit der Ausführung einer großen ſilbernen Fruchtſchale betraut worden.

— Dem Beſchluß der Sezeſſionen in Berlin, München und Düſſeldorf, ſich der Weltausſtellung zu St. Louis im Hinblick auf die regierungsſeitig der allgemeinen Kunſtgenoſſenſchaft zugewieſene Organiſation der Kunſtabteilung fernzuhalten, ſind nun auch die gleichgeſtimmten Künſtlervereinigungen in Karlsruhe, Stuttgart und Weimar beigetreten.

— Der am 2. Juni 1901 in Rom verſtorbene Maler Guſtav Müller, der Zwillingsbruder des ihm im Tode voraufgegangenen, einſt gefeierten Bildhauers Eduard Müller, hat dem Deutſchen Reich ein Kapital von 300000 Lire vermacht, aus deſſen Zinſen auf den internationalen Kunſtausſtellungen zu Rom abwechſelnd Gemälde und Werke der Bildhauerkunſt von deutſchen und italieniſchen, ſofern es aber an dieſen fehlt, von ſpaniſchen Künſtlern angekauft werden ſollen. Die Arbeiten deutſcher und ſpaniſcher Meiſter ſollen der Berliner Nationalgalerie, die italieniſcher Herkunft der Akademie San Luca in Rom überwieſen werden. Zum erſtenmal werden die Erträge dieſer Stiftung zum Ankauf von Gemälden deutſcher Künſtler auf der von Januar bis Mai nächſten Jahres in Rom ſtattfindenden Ausſtellung verwendet werden.

Theater und Muſik.

— Im Theater des Weſtens zu Berlin wurde Ibſens Märchendrama „Peer Gynt" durch die Leſſing-Geſellſchaft zum erſtenmal in deutſcher Sprache nach einer Überſetzung von Paſſarge aufgeführt. Der Erfolg blieb freilich hinter der Erwartung zurück. Bewunderung erregten die prächtigen Dekorationen.

— Das neue Drama „Zapfenſtreich" von Fr. Adam Beyerlein erzielte im Thaliatheater zu Hamburg außerordentlichen Erfolg. Dasſelbe Stück fand auch im Schauſpielhaus zu Frankfurt a. M. ſtarken Beifall. — Im Deutſchen Schauſpielhaus trug Max Halbes neues Schauſpiel „Der Strom" günſtigen Erfolg davon. Auch im Stadttheater zu Bremen war der Erfolg des Stückes ein ſtarker und unbeſtrittener.

— Ibſens eigenartiges Drama „Die Wildente" wurde im Reſidenztheater zu München mit zum Teil lebhaftem Beifall aufgenommen. Die gute Darſtellung trug zum Erfolg viel bei. — Ein neues Bauernſtück „In zwölfter Stunde" von Frau Seraphine Detſchy gefiel dem Publikum im Neuen Volkstheater.

— Das neue Schauſpiel „Candida" von dem engliſchen Dramatiker Bernard Shaw hatte im Königlichen Schauſpielhaus zu Dresden bei der erſten Aufführung nicht viel Glück.

— Im Neuen Theater zu Halle kam das Drama „Stille Stuben" von Sven Lange mit Erfolg zur Aufführung.

— Das neue Luſtſpiel „Reſemanns Rheinfahrt" von W. Jacoby und Lippſchitz erheiterte das Publikum im Stadttheater zu Mainz.

— Mit dem neuen Volksſtück „E Demonſtration" von Guſtav Stoßkopf erzielte das Stadttheater zu Straßburg i. E. guten Erfolg. Beſonders gefielen die luſtigen, ſatiriſchen Szenen.

— Im Hofburgtheater zu Wien ging das neue Schauſpiel „Novella d'Andrea" von Ludwig Fulda zum erſtenmal in Szene und fand günſtige Aufnahme, wenn auch am Schluß Widerſpruch rege wurde. Die Heldin des Stücks iſt die gelehrte Tochter eines berühmten Juriſten, die an Stelle ihres Vaters Kolleg lieſt. Als Dozentin trägt ſie viel Erfolg davon, iſt aber als Liebhaberin nicht glücklich. — Karl Lindau, der beliebte Wiener Komiker und Bühnenſchriftſteller, der bereits zweihundertundzehn Stücke geſchrieben und damit viele Erfolge davongetragen hat, feierte am 26. November ſeinen fünfzigſten Geburtstag.

— Im Königlichen Theater zu Athen iſt die „Oreſtie" von Aſchylus aufgeführt worden, aber nicht im altgriechiſchen Original, ſondern in einer neugriechiſchen Überſetzung von Sotiriades, die ſich an die deutſche Bearbeitung von Prof. v. Wilamowitz-Möllendorff anſchließt. Eine Proteſtverſammlung der Studenten erhob Einſpruch gegen den Verſuch, die geheiligte Sprache der Tragiker zu korrumpieren. Prof. Miſtriotis nannte die Bearbeiter der „Oreſtie" Volksverräter. Die Behörden ſind darauf zu dem Entſchluß gekommen, die weiteren Vorſtellungen aufzugeben.

— Eine neue einaktige Oper „Filenor" von dem Profeſſor Somborn trug im Stadttheater zu Straßburg i. E. bei der erſten Aufführung Beifall davon.

— Im Stadttheater zu Metz trug die Oper „Antonius und Kleopatra" von dem Grafen J. E. zu Sayn-Wittgenſtein-Berleburg großen Erfolg davon. Demnächſt wird die Oper auch in Luxemburg aufgeführt werden.

— Puccinis Oper „La Bohême" fand im Hofopernhaus zu Wien ſehr günſtige Aufnahme, beſonders nach dem dritten Akt.

— Im Teatro Lirico zu Mailand wurde die neue Oper „Liebesgeſchichte" von Spiro Samara (Text von dem franzöſiſchen Librettiſten Milliet) bei der erſten Aufführung nur teilweiſe mit Beifall aufgenommen. Die Wirkung der gefälligen Muſik iſt durch manche Mängel des Textbuches geſchädigt worden. — Das Skalatheater wird in nächſter Zeit die neue Oper „Sibirien" von Umberto Giordano (Text von L. Illica) zur Aufführung bringen.

— Der franzöſiſche Komponiſt Claude Debuſſy hat eine neue Oper komponiert, deren Text nach der Erzählung „Der Teufel in der Turmuhr" von E. Allan Poe bearbeitet iſt.

Hektor Berlioz und die Frauen.

Zum hundertjährigen Geburtstage des Meiſters (11. Dezember).

Im Leben des temperamentvollen franzöſiſchen Komponiſten Hektor Berlioz, deſſen hundertjähriger Geburtstag am 11. Dezember gefeiert wird, hat die Liebe eine wichtige Stellung eingenommen und ſowohl ſein künſtleriſches Schaffen wie ſeinen Lebensgang in hohem Grade beeinflußt. Bei der Leidenſchaftlichkeit ſeiner Natur verlor er faſt immer die Beſonnenheit, wenn er von Liebe ergriffen wurde, und er tat dann nicht ſelten Schritte, die er ſpäter zu bereuen hatte. Schon mit zwölf Jahren erwachte ſein Herz, und ſeine erſten zärtlichen Gefühle waren einem um ſechs Jahre älteren, alſo achtzehnjährigen Mädchen, Eſtelle D., gewidmet, die jedoch die Bekenntniſſe des allzu jugendlichen Verehrers mit Lachen und Spott zurückwies. Tief verwundet, verbarg der Knabe ſeinen Schmerz und ſeine Enttäuſchung, indem er einſam in den Wäldern und Maisfeldern ſeines Heimatorts La Côte Saint-André bei Grenoble umherirrte. Dieſe verfrühte erſte Liebe war es auch, die ihn zu ſeinen ebenſo verfrühten erſten Kompoſitionsverſuchen antrieb, in denen er ſeinen Leiden Ausdruck zu geben trachtete. Ja, als er mehrere Jahre ſpäter in Paris Muſik ſtudierte, war dieſe Kinderliebe noch ſo wenig in ihm erloſchen, daß er einer von ihm komponierten Oper den Titel „Eſtelle“ gab und ſie als „Souvenirs de Meylan“ nach dem Wohnort der Angebeteten bezeichnete.

Dieſe erſte kindliche Leidenſchaft bildete gewiſſermaßen nur das Präludium für die großen Liebesſymphonien, die des Künſtlers Leben erfüllen ſollten. Die erſte ernſte Neigung des nunmehr erwachſenen jungen Mannes von großem, leidenſchaftlichem Gepräge galt der ſchönen und talentvollen engliſchen Schauſpielerin Miß Harriet Smithſon. Dieſe, eine vorzügliche Darſtellerin Shakeſpeareſcher Frauengeſtalten, trat in Paris auf, und Berlioz, ein glühender Verehrer des großen Briten, wurde von ihrer Darſtellung der Ophelia und der Desdemona ſo hingeriſſen, daß er ſich bis zur Raſerei in ſie verliebte. Doch die ſpröde Engländerin nahm die Annäherungsverſuche des noch unberühmten jungen Künſtlers durchaus kühl und abwehrend auf. Berlioz geriet darüber ſo außer ſich, daß er ernſtlich mit Selbſtmordgedanken umging, und nur mit Mühe gelang es ſeinem Freunde Liſzt, ihn davon abzubringen.

In der düſterſten Stimmung begab ſich der junge Künſtler, nachdem er für ſeine Kantate „Sardanapal“ den erſten Preis des Konſervatoriums und ein Reiſeſtipendium erhalten hatte, nach Italien, um durch veränderte Umgebung und neue Eindrücke ſeiner unglücklichen Liebe Herr zu werden. Doch als er nach zwei Jahren nach Paris zurückgekehrt war und Miß Smithſon als Julia auf der Bühne wiederſah, loderte die kaum unterdrückte Leidenſchaft aufs neue mächtig empor, und weil er der Angebeteten ſeine Empfindungen durch die Sprache nicht auszudrücken vermochte, da er des Engliſchen ebenſo wenig mächtig war wie ſie des Franzöſiſchen, ſo beſchloß er in ſeiner eigentlichen Sprache, der Muſik, zu ihr zu reden. Es gelang ihm, ſie zu bewegen, der Aufführung ſeiner „Symphonie fantastique“ beizuwohnen, in der er ſeine Liebesleiden in Tönen aufs beredteſte geſchildert hatte. Es war dies eine wahrhaft großartige Liebeserklärung, die auch auf die kühle Engländerin nicht ohne Eindruck blieb. Sie verhielt ſich nicht länger abweiſend gegen die Huldigungen des inzwiſchen berühmt gewordenen jungen Künſtlers und willigte endlich ein, ſeine Gattin zu werden. So vermählte ſich denn der überglückliche Berlioz, nachdem er vorher noch den Widerſtand ſeines Vaters gegen dieſe Verbindung überwunden hatte, im Jahre 1833 mit Miß Harriet Smithſon. Doch ſollte das Glück der Ehe den Erwartungen, die Berlioz davon gehegt, und den Anſtrengungen, die er gemacht hatte, um es zu erringen, wenigſtens auf die Dauer, nicht entſprechen. Seiner Gattin kühle Zärtlichkeit befriedigte ihn wenig, und wenn ſie ihn auch künſtleriſch inſpirierte, indem ſie die ſchönſten Stellen aus „Romeo und Julie“ deklamierte, während er an ſeiner Symphonie „Roméo et Juliette“ arbeitete, ſo erkannte er doch bald, daß ſie die idealen Eigenſchaften, die er ihr angedichtet hatte, nicht beſaß. Zudem war ſie einige Jahre älter als er. Auch peinigten traurige materielle Verhältniſſe das junge Paar. Harriet fing an zu kränkeln und mußte der einträglichen Bühnentätigkeit entſagen; Berlioz' phantaſtiſche Tonwerke aber brachten nichts ein. Kurz, er fühlte ſich immer mehr enttäuſcht und ernüchtert. Aber je mehr ſich ſeine Leidenſchaft aus dieſen Urſachen abkühlte, deſto mehr verwandelte ſich ſeiner Gattin anfänglich ſo ruhige Zuneigung in leidenſchaftliche Liebe, zu der ſich bald und nicht ganz ohne Grund brennende Eiferſucht geſellte.

Berlioz, der durch die Aufführung ſeiner Werke ſowie als Muſikkritiker auch mit der weiblichen Künſtlerwelt vielfach in Verbindung ſtand, war manchen Verſuchungen ausgeſetzt, denen ſeine leichte Entzündbarkeit nicht immer widerſtand, und ſeine Gattin befand ſich beſtändig auf der Jagd nach Beweiſen für ſeine Untreue. Glaubte ſie ſolche gefunden zu haben, was häufig genug geſchah, ſo gab es häusliche Szenen. Kurz, es war eine Ehe voll Ungewitter. Unter ſolchen Umſtänden war mit der Zeit das Zuſammenleben zur unerträglichen Qual geworden, und um ihr ein Ende zu machen, trennte ſich Berlioz im Jahre 1840 von ſeiner Gattin. Er ſetzte ihr, da ſeine Verhältniſſe ſich inzwiſchen gebeſſert hatten, ein auskömmliches Jahrgeld aus. Auch brach er keineswegs allen Verkehr mit ihr ab, ſondern beſuchte ſie häufig als Freund, und nach ihrem Tode im Jahre 1854 ehrte er ihr Andenken in dem Chorwerk „Triſtia“.

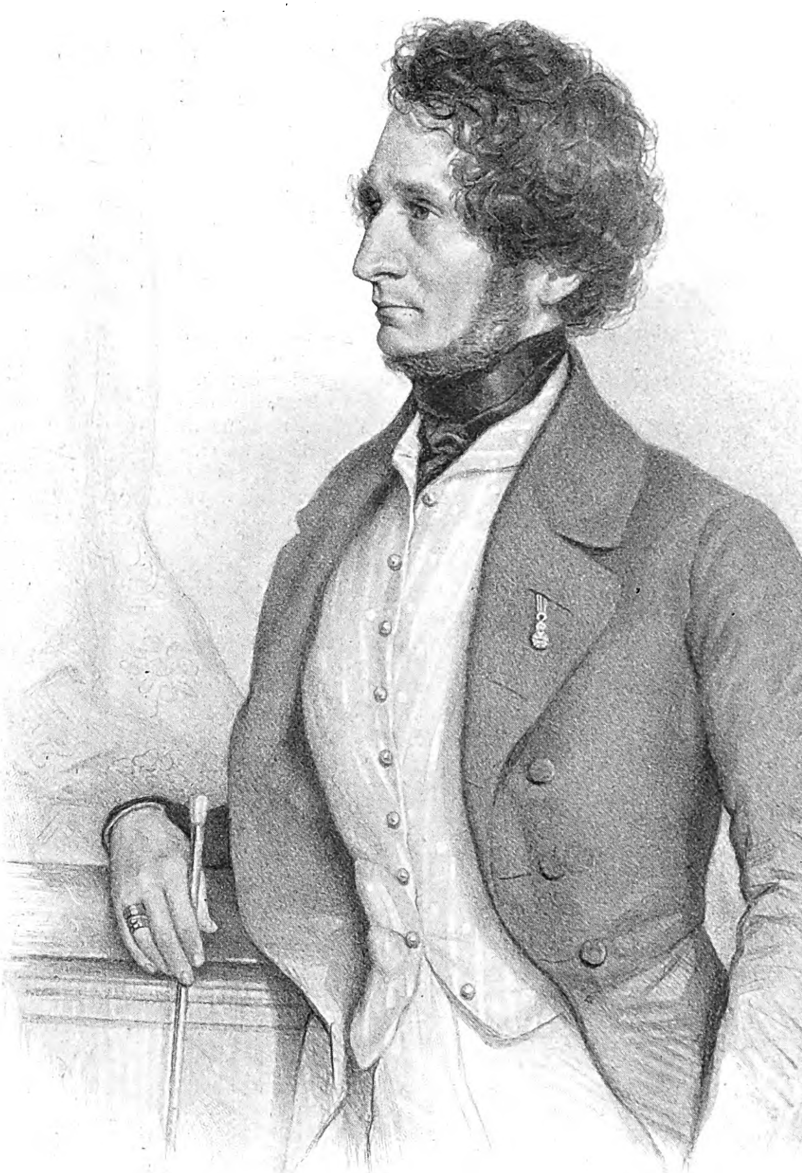
Nicht gewitzigt durch die Erfahrungen ſeiner erſten Ehe, vermählte ſich Berlioz, bald nachdem er Witwer geworden war, abermals, und zwar mit der ſchönen jungen ſpaniſchen Sängerin Carmen Regio. Auch diesmal hatte er keine glückliche Wahl getroffen. War die Engländerin zu alt für ihn geweſen, ſo war die Spanierin für ihn, den angehenden Fünfziger, viel zu jung. Doch beſtochen von ihrer jugendfriſchen Schönheit, überſah er ſowohl dieſes Mißverhältnis als auch die nichts weniger als edeln Charaktereigenſchaften und die ſehr mäßige künſtleriſche Befähigung der jungen Sängerin. Kein Wunder, daß auch dieſe Ehe eine unglückliche wurde. Namentlich quälte Berlioz ſeine junge Gattin dadurch, daß ſie trotz der Mangelhaftigkeit ihres Geſangs verlangte, die weiblichen Hauptrollen in ſeinen Werken bei öffentlichen Aufführungen, keineswegs zum Vorteil derſelben, zu ſingen. Doch wurde die Ehe nach kurzer Dauer durch den frühen Tod der jungen Frau gelöſt.

Verheiratet hat ſich Berlioz nicht wieder; aber dennoch blieb er bis ins hohe Alter ungemein empfänglich für Frauenanmut und Schönheit, während anderſeits der geniale und intereſſante Tondichter trotz ſeiner Jahre noch immer lebhafte Neigung bei jungen und ſchönen Frauen zu erwecken vermochte. So hatte ihm eine reizende junge Frau brieflich ihre Liebe geſtanden. Anſtatt ſich darüber zu freuen, verfiel er in eine tiefe Verſtimmung. „Iſt ſie jung?“ fragte ihn ſein vertrauter Freund Legouvé. — „Leider ja!“ antwortete Berlioz. — „Hübſch?“ — „Zu hübſch, und dazu ein Gemüt, ein Geiſt!“ — „Warum ſind Sie alſo unzufrieden?“ — „Iſt das kein Grund, daß ich ſechzig Jahre alt bin?“ Vergeblich erinnerte Legouvé an Goethe, dem, mit der unvergänglichen Jugend des Genius angetan, in noch höherem Alter die Neigung junger, ſchöner Frauen durchaus nicht befremdlich erſchien. Berlioz jedoch wollte ſich nicht tröſten laſſen. Er vergaß, daß er ein genialer Künſtler, und dachte nur daran, daß er ein alter Mann war.

„On revient toujours à ses premiers amours“, das ſollte ſich auch bei Berlioz bewahrheiten. In ſeinen letzten Lebensjahren ſah er Eſtelle, ſeine erſte Jugendliebe, wieder, und ſofort erwachte ſeine alte Leidenſchaft für ſie aufs neue. „Bei ihrem Anblick iſt meine ganze Kindheit wieder in mir aufgelebt“, ſagte er zu Legouvé. „Mir iſt zumute wie vor mehr als fünfzig Jahren, als ich ſie zuerſt ſah.“ — „Wie alt iſt ſie denn?“ — „Sie iſt ſechs Jahre älter als ich, ich bin vierundſechzig, alſo iſt ſie ſiebzig Jahre alt.“ — „Dann muß ſie ja ein Wunder ſein, eine Ninon!“ — „Das weiß ich nicht. Was kümmert mich ihr Alter und ihr Ausſehen. Sie iſt Witwe, Mutter und Großmutter. Was tut das? Ich bin alt und vereinſamt und ertrage das Leben nur, wenn ich im Herbſt einen Monat in ihrer Nähe verleben, und wenn ich ihr zuweilen ſchreiben darf.“ — „Haben Sie ihr Ihre Liebe geſtanden?“ — „Ja!“ — „Was hat ſie dazu geſagt?“ — „Sie ſchien mich zuerſt für verrückt zu halten, aber allmählich gelang es mir, ſie zu rühren. Ich verlange ja ſo wenig! Ich ſehe ihr beim Spinnen zu, ich hebe ihre Brille auf und laſſe mich von ihr ausſchelten. O, mein Freund! Die erſte Liebe! Sie hat eine unwiderſtehliche Macht!“

Obgleich dieſer im Greiſe wiedererwachten Knabenliebe etwas Komiſches anhaftet, ſo erregen die Geſtändniſſe des alten Meiſters, deſſen leidenſchaftliches Herz erſt im Tode Ruhe finden ſollte, doch zugleich unſer inniges Mitgefühl. Er ſtarb am 9. März 1869.

A. v. Winterfeld.



Hector Berlioz

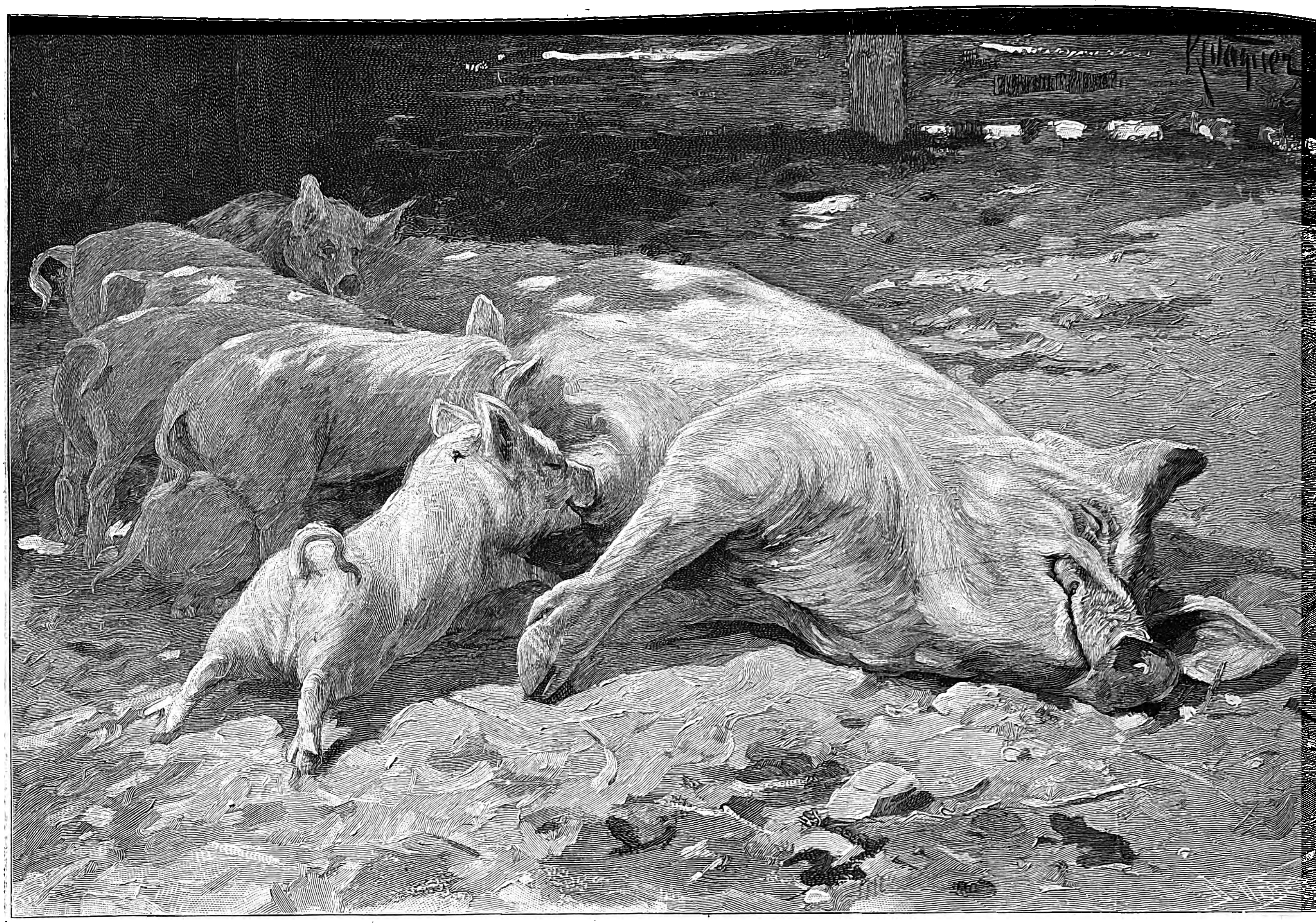
Die Überſchwemmung in St. Petersburg.

Die ruſſiſche Hauptſtadt an der Newa hat am 25. November eine Überſchwemmung erlebt, wie ſie ſeit Begründung der Stadt Peters des Großen vor zweihundert Jahren in ſolchem Maßſtab ſich nur zweimal ereignet hat, am 10. September 1777 und am 7. November 1824. Schon am 24. November hatte während eines heftigen Südweſtorkans die Rückſtauung der Waſſer des Newaſtroms und ſeiner Mündungsarme und Seitenkanäle begonnen, und um 4 Uhr des nächſten Morgens traten die Fluten über ihre Ufer. Das Waſſer des Stroms ſtieg um 3 m über ſeinen normalen Stand und überſchwemmte die Straßen und Plätze zu beiden Seiten der Newa.

Der Palais-, der Admiralitäts- und der Engliſche Kai ſtanden bis zu dem längs der Paläſte ſich hinziehenden Bürgerſteig unter Waſſer, der Sommergarten, das Marsfeld, der Dworzowyplatz, der Marienplatz ſüdlich der Iſaakskathedrale, an dem die deutſche Botſchaft liegt, ſie alle glichen Seen. Nicht anders ſah es in den Uferſtraßen der Moika, des Katharinenkanals und der Fontanka aus. Schlimmer noch ſtand es um die Stadtteile rechts der Bolſchaja Newa, auf den Inſeln Peterburgſkij Oſſtrow, Petrowſkij Oſſtrow, Waſſilij Oſſtrow. Entſetzlich hauſten die Fluten auf dem Sſmolensker Friedhof und in den faſt ausſchließlich von armen Leuten bewohnten Vierteln am Hafen. Auf dem Peterburgſkij Oſſtrow vermittelten in den Straßen nördlich vom Bolſchaja Proſpekt Kähne den Verkehr, während in anderen Straßen, ſo auch auf dem Univerſitätskai von Waſſilij Oſſtrow (vgl. den Vordergrund unſerer Abbildung) Laſtfuhrwerke die Beförderung von Perſonen übernahmen. Männer aus dem niederen Volke trugen Paſſanten gegen Entgelt auf den Schultern durch das die Straßen deckende Waſſer.

Die trüben Fluten waren allenthalben in die Erdgeſchoſſe eingedrungen und hatten unendlichen Schaden in den Warenlagern angerichtet. Auf der Newa und den Kanälen riſſen ſich die Fahrzeuge von den Ankern los; Schiffe und Boote waren der Wut der entfeſſelten Elemente verfallen. Die Marinebehörden ließen alle Schiffe im Hafen beſetzen, um deren Wegtreiben zu verhindern. Die Leichen vermochten nicht beſtattet zu werden und mußten einſtweilen in den Kapellen der Krankenhäuſer aufgebahrt werden. Die Straßenbahnen konnten nicht verkehren. Der Unterricht in den Schulen mußte vielfach ausfallen; die Börſe blieb geſchloſſen. Da Gas- und elektriſche Leitungen vielfach beſchädigt waren, ſo lagen am Abend des 25. die Straßen und Wohnungen meiſt im Dunkeln.

Das Rote Kreuz, die Geſellſchaft zur Hilfe aus Waſſernot, die Polizei und die Feuerwehr griffen zwar mannigfach rettend und bergend ein, aber dennoch ſind die Verluſte gerade der ärmeren Bevölkerung erſchreckend groß. Die Feuchtigkeit der Wohnungen wird bei der nun einſetzenden Kälte noch manches Opfer an Menſchenleben fordern. Die Einbuße an Geſundheit und Eigentum dürfte in der ruſſiſchen Hauptſtadt noch lange fühlbar ſein, wenn auch die unmittelbaren Gefahren bereits in den Nachmittag- und Abendſtunden des verhängnisvollen 25. November überwunden waren, als der aus Weſten wehende Orkan mehr und mehr an Heftigkeit abnahm und infolgedeſſen das Waſſer ſchnell ſank.



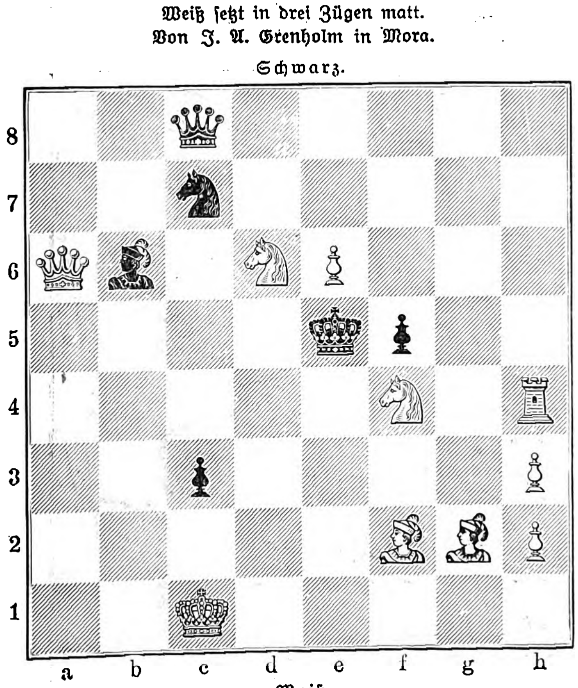
Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunſtausſtellung: Glück im Winkel. Nach einem Gemälde von Karl Wagner.

Schach.

Aufgabe Nr. 2951.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Von J. A. Grenholm in Mora.



Vorſtehende elegante Aufgabe bietet dem Löſer eine ſeltene Fülle glänzender Varianten und hübſcher Mattbilder, während das einfacher gehaltene und leichte Typenproblem durch die Gefälligkeit ſeiner Löſung ſehr anſpricht.

Von Dr. E. Hallgren in Göteborg.

Weiß: K. c 7. D. c 1. S. a 6, d 6. B. c 4.
Schwarz: K. d 4. B. c 6.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Auflöſungen.

Nr. 2940. Von K. Kondelik in Prag. 1. D. h 4, L. h 4: 2. S. e 4 † uſw.; auf 1. . . ., e 5 folgt 2. D. d 4 † uſw.; auf 1. . . ., e 6 2. S. a 6 † uſw.; auf 1. . . ., K. d 6 2. S. e 8 † uſw. Es droht 2. D. c 4 † uſw.

Eingeſendet von K. Seeberger in Znaim, A. Barthold in Wien, M. Beil in Stargard, H. Strömer in Stettin, A. Wichmann in Steinwedel, S. Stern in Brod, Dr. Marc in Wiesbaden, K. Urbach in Egeln.

Löſung der Typenaufgabe. Von J. van Dyk in Zuyd. 1. T. h 5 uſw.

Eingeſendet von A. Wichmann in Steinwedel M. Beil in Stargard, K. Seeberger in Znaim, K. Krull in Goslar, Dr. Marc in Wiesbaden, K. Urbach in Egeln.

Nr. 2941. Von L. Veteŝnik in Oſyky. 1. L. c 8, K. d 5: 2. e 4 † uſw.; auf 1. . . ., L. d 5: folgt 2. D. b 1 † uſw.; 1. . . ., L. e 5: 2. D. b 1 † uſw.; 1. . . ., d e 2. D. h 1 † uſw.; auf 1. . . ., D. h 5 2. D. h 1 † uſw.; 1. . . ., L. g 5 2. S. g 4 uſw.

Eingeſendet von H. Strömer in Stettin, S. Stern in Brod, Dr. Marc in Wiesbaden, A. Wichmann in Steinwedel, J. J. Walſer in Bühler, A. Barthold in Wien, K. Seeberger in Znaim, K. Urbach in Egeln.

Löſung der Typenaufgabe. Von M. Feigl in Wien. 1. D. h 2, S. h 2: 2. T. d 4 † uſw.; auf 1. . . ., K. c 4: folgt 2. d 3 † uſw.; auf 1. . . ., f 5 2. D. e 5 † uſw.; auf 1. . . ., S. f 5 2. L. e 6 † uſw. Anderes leichter.

Eingeſendet von K. Seeberger in Znaim, J. J. Walſer in Bühler, A. Wichmann in Steinwedel, A. Barthold in Wien, Dr. Marc in Wiesbaden, S. Stern in Brod, H. Strömer in Stettin, K. Urbach in Egeln.

Nr. 2942. Von Dr. A. W. Galitzky in Nolinsk. 1. D. h 6, K. f 5: 2. D. f 4 † uſw.; auf 1. . . ., K. d 5 folgt 2. D. d 6 † uſw.; auf 1. . . ., c 4 2. D. e 3 † uſw.; auf 1. . . ., ~ 2. D. d 6 † uſw.

Eingeſendet von A. Wichmann in Steinwedel, A. Barthold in Wien, H. Strömer in Stettin, Dr. Marc in Wiesbaden, K. Seeberger in Znaim, J. J. Walſer in Bühler, M. Beil in Stargard.

Löſung der Typenaufgabe. Von L. Veteŝnik in Oſyky. 1. L. c 2, D. h 6: 2. D. h 5 uſw.; auf 1. . . ., K. c 5 folgt 2. L. f 8 † uſw.; 1. . . ., g h 2. S. e 6 † uſw.; auf 1. . . ., ~ 2. D. e 3 † uſw.

Eingeſendet von K. Seeberger in Znaim, J. J. Walſer in Bühler, Dr. Marc in Wiesbaden. A. Barthold in Wien, A. Wichmann in Steinwedel.

Sport und Jagd.

— Die Vollblutauktion in Graditz hatte ein recht gutes Ergebnis; dies bewies wieder einmal den Wert des Materials. Von 31 Pferden belief ſich der Ertrag auf 67 750 ℳ, alſo im Durchſchnitt auf 2185 ℳ 50 ₰. Am höchſten wurde Geiſer, 2j. br. H. von Carnage-Glenayes, bezahlt; Hr. Mohr aus Trier legte 4220 ℳ für ihn an. Die 1893 geborene F.-St. Jugendliebe, von Mephiſto-Irrwiſch, ging für 760 ℳ als billigſte in den Beſitz des Hrn. Walter-Dölitz über. Das genaue Verzeichnis der verſteigerten Pferde brachte Nr. 271 des „Deutſchen Sport" vom 18. November d. J.

— Einen in ſeiner Art noch nie unternommenen Übungsritt über die Friſche Nehrung führte Mitte November der kommandierende General Frhr. v. d. Goltz Paſcha aus. In ſeiner Begleitung befanden ſich ſiebzehn Offiziere des Küraſſierregiments Graf v. Wrangel (Nr. 3), der Chef des Generalſtabs und ein Leutnant des in Pillau ſtehenden Fußartilleriebataillons. Die ganze Strecke von Pillau bis Danzig, ohne Überſetzen bei Neutief, wurde in 4½ Stunde, nämlich von Neutief bis zum Nachtquartier in Kahlberg, und am anderen Tage von Kahlberg nach Danzig, eingeſchloſſen das Überſetzen bei Bohnſack, in 7 Stunden zurückgelegt. Beides ausgezeichnete Leiſtungen!

— König Wilhelm von Württemberg, bekannt als eifriger Sportsman und Vollblutzüchter, hat den Stutenſtamm ſeines Geſtüts Weil durch den Ankauf der hervorragend gezogenen 4j. br. St. Butterfly Dance, von Saraband-Mariposa, vermehrt. Die Stute hat ein Hengſtfohlen von Amphion bei Fuß und iſt von Collar, dem Dreiviertelbruder der großen Stute Sceptre, tragend.

— Das Meeting zu Carlshorſt am 19. November fand trotz des Froſtes ſtatt und hatte auch guten Sport und Beſuch zu verzeichnen. Den Preis von Falkenberg, 1700 ℳ, Strecke 4000 m, Jagdrennen, landete der geſchickte und unermüdliche Leipziger Herrenreiter M. Lücke auf des Hrn. H. Suermondt 4j. Sch.-St. Freilich, von Königſtein-Freia. Am 23. herrſchte ſchauderhaftes Wetter und bei den wenigen anweſenden Getreuen eine froſtige Stimmung vor. Freilich gewann den Preis von Wilhelminenhof, 1700 ℳ, Jagdrennen über 4000 m, und Hr. M. Lücke fügte im Wuhlheide-Jagdrennen, Preis 1700 ℳ, Strecke 4000 m, auf des Hrn. A. Erb 6j. br. W. Jovial Monk, von Satiety oder Medmenham-Glenarm, ſeinen Siegen einen weiteren hinzu.

— Zu Paris-Auteuil ging am 15. November aus dem Prix Trocadéro, Wert 11 700 Frs., Steeplechaſe, Strecke 3100 m, des Comte G. de Cheriſey 3j. br. H. Humour, von Clamart-Lady Caroline, mit weitem Vorſprung als Sieger hervor. Am 19. erſtritt den Prix Virelan, Wert 12 700 Frs., für Dreijährige, Steeplechaſe, Strecke 3100 m, des Monſ. E. Fiſchhof dbr. H. Clitandre, von Calliſtrate-Cydaliſe, um einen kurzen Kopf. — Zu Bordeaux konnte ſich am 15. den Prix de la Société d'Encouragement, Wert 17 200 Frs., für Dreijährige, Strecke 3000 m, des Marquis de Ganay br. H. Jermak, von Ermak-Iphigénie, mit zwei Längen holen. — Zu Enghien zeigte am 20. im Prix Neſtor, 10 000 Frs., Steeplechaſe, über 3000 m, des Vicomte G. de Fontarce 4j. F.-H. Gascon II, von Lutin-Gloriole, den anderen die Eiſen. Der Prix Aguado, Wert 21 000 Frs., Steeplechaſe, für Dreijährige, über 3100 m, am 22. war ein gutes Ding für des Monſ. J. Henneſſey F.-H. Caracalla II, von Elf-Camilla, und im Prix de Châlons, Wert 20 000 Frs., Steeplechaſe, über 4000 m, brachte der Sieg des Monſ. A. Barbier auf dem 5j. br. W. Bethulie, von July-Beth Dunbar, eine große Überraſchung (626 : 10).

— Aus der Markeaton Plate, Wert 24 110 ℳ, Strecke 2400 m, zu Derby am 18. November ging des Herzogs von Devonſhire 4j. br. H. Cheers, von Perſimmon-Applauſe II, als Sieger hervor. Tags darauf ſchlug im Derby Gold Cup, Ehrenpreis und etwa 27 000 ℳ, Strecke 1600 m, des Mr. W. Low 3j. br. H. Littleton, von Rightaway-Galopin Stute, die Gegner mit zwei Längen. Zeit 1 : 43,₈. Am 20. ging in der Osmaſton Nurſery Plate, Wert 13 400 ℳ, Strecke 1400 m, für Zweijährige, des Mr. L. de Rothſchild br. St. Pieria, von Frusquin-Pie Powder, im Kanter mit drei Längen als erſte durchs Ziel.

— Bei dem Trabreiten zu Paris-Saint-Cloud am 14. November konnte den Prix Bégonia, 12 000 Frs., Strecke 3500 m, des Monſ. A. Dejean 3j. br. St. Aliſe, von Fuschia-Olivette, in 5 : 41 ganz überlegen den Sieg erringen.

— Zu Paris konnte auf der Buffalobahn am 15. November im 50-Meilen-Laufen (= 80,₄₆₆ km) Thomas in 6 : 13 : 29,₁ einen Triumph feiern, ebenſo Mathieu in 1 : 44 im Hauptfahren über 1000 m.

— Kaiſer Franz Joſeph von Öſterreich, berühmt als Jäger und ausgezeichneter Kugelſchütze, brachte Mitte November in den wildreichen Revieren bei Eiſenerz (Steiermark) ſeine zweitauſendſte Gemſe zur Strecke. Ein ſeltener Rekord!

— Wie reich an Haſen dieſes Jahr iſt, bewies die am 5. und 6. November bei Staßfurt auf den 14 000 Morgen Zuckerrübenboden der Herren C. Bennecke, Hecker u. Ko. abgehaltene Treibjagd. Am erſten Tage wurden von 36 Schützen 2025, am zweiten von 27 Schützen 1385 Haſen, alſo zuſammen 3410 (3400 im Jahre 1902) geſchoſſen; 300 Treiber waren dabei tätig. Jagdkönig wurde am 5. Hr. C. Kühne aus Großwanzleben mit 118, am 6. Hr. Rittmſtr. Heydemann mit 104 Haſen.

— In Böhmen wurde 1902/03 folgende Strecke erzielt: 2886 Stück Hochwild, 2204 Stück Damwild, 11 795 Stück Rehwild, 939 Stück Schwarzwild, 471 799 Haſen und 26 762 Kaninchen; insgeſamt 516 385 Stück Nutzwild; weiter 1170 Auerhähne, 4824 Birkhähne, 60 210 Faſanen, 558 Haſelhühner, 449 220 Rebhühner, 11 187 Wachteln, 202 Wildgänſe, 13 870 Wildenten, 3313 Schnepfen; insgeſamt 544 554 Stück Federwild. Weiter 2488 Füchſe, 2626 Marder, 12 687 Iltiſſe, 229 Dachſe, 306 Fiſchottern, 1899 Wieſel und dazu 37 909 Stück Raubvögel. Im ganzen 1 060 939 Stück Nutzwild und 58 144 Stück Raubwild. Das Nutzwild hat einen Wert von 2 062 000 Kronen. Dieſe Ziffern bedeuten die Hälfte der Strecke in ganz Öſterreich.

Wetterbericht.

Die Beobachtungen ſind früh 7, bzw. 8 Uhr.
b=bedeckt, w=bewölkt, h=heiter, r=Regen, s=Schnee, n=Nebel, g=Gewitter, st=Sturm.
Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10°=8°Reaumur) gegeben.

Stationen	Nov. 23	Nov. 24	Nov. 25	Nov. 26	Nov. 27	Nov. 28	Nov. 29
Valentia	+11 b	+ 8 b	+ 9 b	+ 9 b	+11 w	+ 8 b	+ 5 b
Breſt	+11 b	+13 b	+ 8 b	+10 b	+11 b	+ 9 w	+ 8 b
Paris	+ 9 b	+10 b	+ 5 b	+ 5 b	+ 6 b	+ 6 h	+ 2 r
Helder	+10 h	+11 b	+ 8 w	+ 5 b	+ 5 b	+ 5 b	+ 4 w
Brüſſel	+ 9 b	+ 9 r	+ 2 h	+ 4 h	+ 3 r	+ 4 r	+ 3 b
Neapel	+10 h	+11 h	+11 h	+12 r	+ 9 h	+ 8 h	+11 r
Florenz	+ 3 h	+ 4 h	+10 b	+ 7 n	+ 2 h	+ 4 b	+ 7 b
Genf	+ 4 b	+ 1 h	+ 7 b	+ 3 b	+ 3 r	+ 8 r	+ 0 b
Trieſt	+ 8 h	+10 w	+10 b	+ 9 h	+ 4 w	+ 8 b	+ 6 h
Wien	+ 6 r	+ 9 h	+ 8 b	+ 4 h	+ 1 h	+ 1 b	+ 1 b
Budapeſt	+ 4 r	+ 8 h	+ 7 b	+ 4 h	+ 2 h	− 1 h	+ 2 b
Hermannſtadt	0 h	+ 3 w	− 2 w	+ 0 b	+ 0 s	− 5 h	+ 5 b
Odeſſa	+ 4 b	+ 1 h	+ 5 w	+ 9 b	+ 9 b	+ 2 b	+ 5 w
Archangelsk	—	+ 1 r	—	− 4 w	—	—	− 5 b
St. Petersburg	—	− 1 b	—	− 0 b	—	—	− 8 w
Haparanda	− 1 s	−11 h	—	−20 n	−15 b	−11 b	− 8 b
Stockholm	− 1 h	+ 5 r	—	− 7 b	− 7 h	− 8 h	− 6 b
Chriſtianſund	+ 2 s	+ 0 s	+ 0 st	− 1 s	0 s	− 2 h	− 1 s
Oxö	+ 4 h	+ 6 h	+ 3 h	− 0 w	− 3 h	− 2 s	− 6 h
Kopenhagen	+ 3 n	+ 9 n	+ 3 n	− 0 n	− 5 n	+ 2 b	− 1 w
Memel	+ 5 b	+ 7 r	+ 5 w	+ 2 r	+ 1 h	− 4 h	+ 1 b
Kiel	+ 8 b	+ 9 st	+ 3 h	+ 1 b	− 2 n	+ 1 b	+ 1 w
Hamburg	+ 9 b	+ 9 r	+ 3 b	+ 1 s	− 1 n	+ 1 s	+ 1 b
Wilhelmshaven	+ 8 w	+10 r	+ 4 h	+ 1 r	− 0 n	+ 2 r	+ 1 w
Hannover	+ 9 b	+ 9 r	+ 2 b	+ 1 b	+ 0 b	+ 5 b	+ 1 b
Leipzig	+ 8 r	+ 9 b	+ 4 w	+ 3 b	+ 1 b	+ 4 b	+ 3 n
Berlin	+ 9 b	+ 9 b	+ 1 h	+ 2 s	+ 0 b	− 1 s	+ 2 r
Breslau	+ 3 r	+ 9 b	+ 3 b	+ 4 b	+ 0 s	+ 0 b	+ 2 b
Mülhauſen i. E.	+ 7 b	+ 7 b	+ 8 r	+ 4 r	+ 2 b	+ 7 r	+ 3 w
Karlsruhe	+ 8 b	+ 8 b	+ 7 b	+ 4 r	+ 2 b	+ 8 b	+ 5 r
Friedrichshafen	+ 7 w	+ 1 h	+ 7 r	+ 4 w	+ 1 w	+ 5 r	+ 3 h
München	+ 6 b	+ 1 h	+ 6 r	+ 2 b	− 1 b	+ 3 b	+ 4 b
Säntis (2500 m)	− 6 s	− 2 st	− 5 st	−13 s	−14 s	− 8 st	−12 h
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+18 n	+18 h	+18 h	—	+15 h	+16 w	+15 w
Malaga	+14 h	+16 b	+15 h	—	—	—	—
Biarritz	+10 h	+ 9 h	+13 b	+ 9 b	+10 w	+13 st	+10 r
Nizza	+ 8 h	+10 b	+ 8 w	+ 8 h	+ 8 w	+ 8 b	+ 4 w
Leſina	+ 9 h	+10 h	+12 b	+12 b	+ 9 h	+ 7 h	+13 h
Helgoland	+10 w	+ 9 r	+ 7 b	+ 3 b	+ 2 h	+ 3 b	− 0 h
Keitum (Sylt)	+ 8 b	+ 8 r	+ 7 b	0 b	− 3 h	+ 1 b	− 2 h
Borkum	+ 9 b	+10 st	+ 8 h	+ 5 st	+ 3 r	+ 3 b	+ 2 b
Aachen	+ 8 b	+ 8 b	+ 4 b	+ 4 w	+ 1 b	+ 7 b	+ 2 b
Bad Reinerz (Schl.)	+ 1 s	+ 5 b	+ 2 r	+ 0 b	− 2 b	− 2 s	+ 1 s
Bad Kiſſingen	+ 8 b	+ 8 b	+ 4 b	+ 4 b	− 1 b	+ 6 r	+ 4 r
Wildbad (Schwzw.)	+ 7 b	+ 2 h	+ 7 r	+ 3 r	+ 0 s	+ 5 r	+ 3 b
Ilmenau	+ 7 r	+ 6 r	+ 4 b	+ 1 s	− 2 b	+ 2 r	− 2 s
Davos	− 3 b	− 7 h	− 1 b	− 5 s	− 6 s	− 3 b	−10 h
Heiden (Schweiz)	+ 4 r	− 1 h	+ 5 r	+ 0 w	− 2 b	− 1 s	+ 0 h
Meran	0 h	0 h	+ 1 b	+ 4 h	+ 1 b	− 1 s	− 2 h

Aus Köln und Berlin wurde vom 26. November Schneefall gemeldet, der am 30. auch in Mittel- und Süddeutſchland eintrat.

Im nördlichen Böhmen hat das Unwetter am 22. und 23. November großen Schaden angerichtet und auch mehrere Menſchenleben zum Opfer gefordert. Der orkanartige Sturm war von Regengüſſen begleitet, die auch an den Fluren bedeutenden Schaden anrichteten. Die Umgebung von Böhmiſch-Leipa wurde völlig unter Waſſer geſetzt.

Laut Nachricht aus Lienz in Tirol vom 26. November erfolgten im Defereggental infolge ſtarker Regengüſſe zahlreiche Felsſtürze. Die Straße wurde zerſtört, zahlreiche Felder verſchüttet und viele Häuſer in große Gefahr gebracht.

Himmelserſcheinungen.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes: Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	des Mondes: Aufgang	Untergang
Dez.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
6.	16 56 14	11 50 44	− 9 16	+18 17	96	− 5 2	6 19 ab.	am Tage
7.	17 0 10	11 51 9	8 51	17 3	111	4 49	7 29	
8.	17 4 7	11 51 35	8 25	14 44	126	4 18	8 43	
9.	17 8 3	11 52 1	7 59	11 29	140	3 29	9 59	
10.	17 12 0	11 52 28	7 32	7 37	154	2 29	11 15	
11.	17 15 57	11 52 55	7 5	+ 3 22	168	1 22	. .	
12.	17 19 53	11 53 22	− 6 38	− 0 59	182	− 0 8	0 30 fr.	

Sonne: Gerade Aufſteigung 255° 1′ (17 h 0 m), ſüdliche Abweichung 22° 44′ (den 9.).

Sonnenaufgang 8 Uhr 4 Min., Sonnenuntergang 4 Uhr 0 Min. (den 9.).

Mond: Letztes Viertel den 11. vormittags 11 Uhr 53 Min.

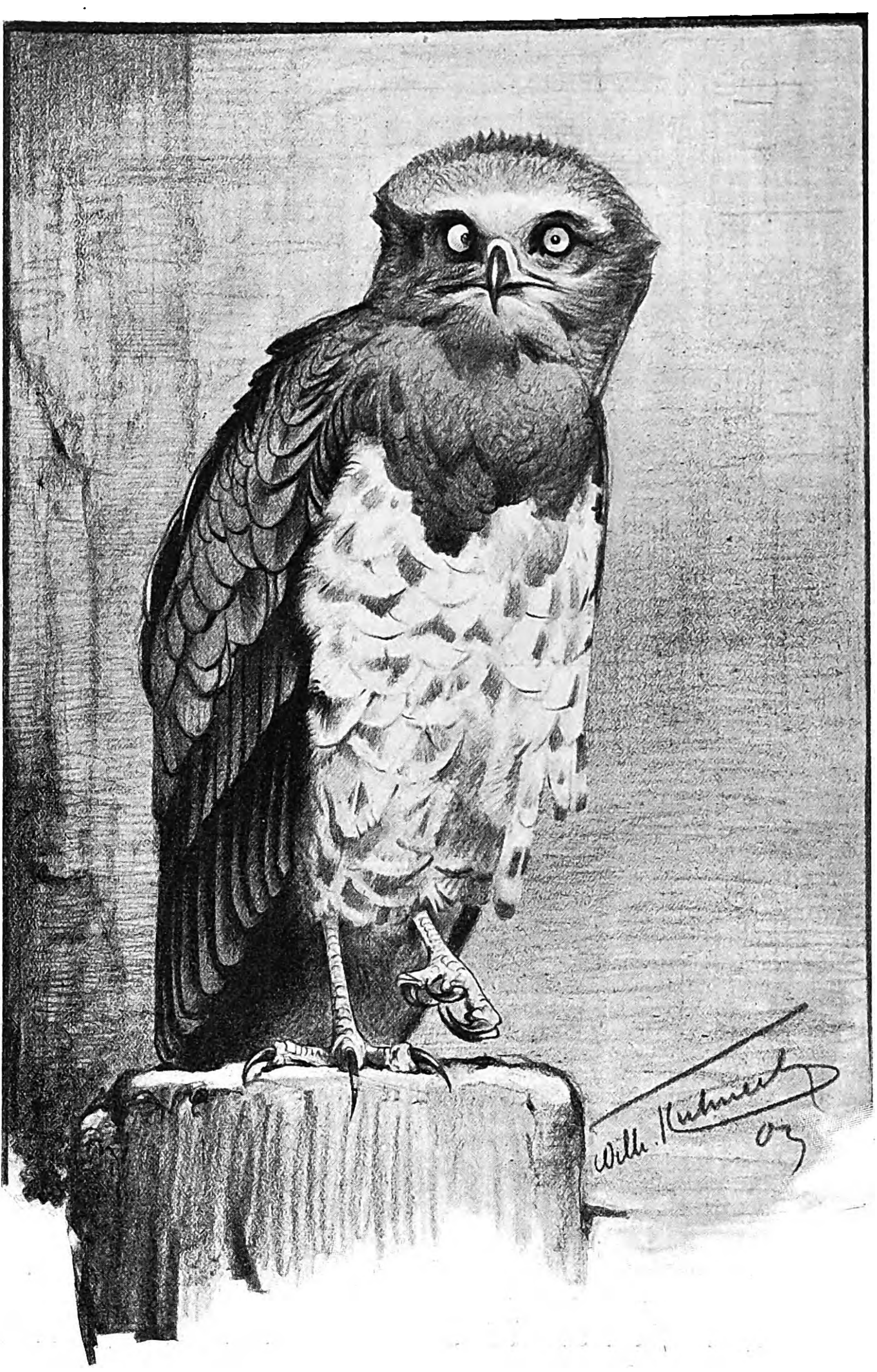
Mond in Erdnähe den 7. vormittags 10 Uhr (Abſtand 364 600 km).

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur geht einige Minuten nach der Sonne unter. — **Venus** (208 3/4° = 13 h 55 m gerade Aufſteigung, 9° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde der Jungfrau, nimmt nach und nach etwas an Sichtbarkeitsdauer ab; dieſe erſtreckt ſich jetzt auf die Zeit von früh 3 3/4 Uhr bis kurz vor Sonnenaufgang, wo der Planet noch mit Leichtigkeit am Südoſthimmel gefunden werden kann. Den 11. nachts 12 Uhr ſteht Venus in ihrer wahren Bahn in Sonnennähe. — **Mars** (300° = 20 h 0 m gerade Aufſteigung, 21 5/6° ſüdliche Abweichung) geht in ſeiner rechtläufigen Bewegung aus dem Sternbilde des Schützen in das des Steinbocks, und ſein langſames Aufſteigen nach dem Äquator zu bewirkt eine kleine Zunahme der Sichtbarkeitsdauer, die ſich gegenwärtig bis 7 Uhr abends erſtreckt. — **Jupiter** (346 1/2° = 23 h 6 m gerade Aufſteigung, 7 1/10° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Waſſermanns, iſt abends 6 Uhr in ſeinem höchſten Stande am Südhimmel zu finden und bleibt bis 1/2 Stunde vor Mitternacht über dem Geſichtskreiſe. Verfinſterungen der Jupitermonde: Austritte ſind zu beobachten vom erſten Mond den 9. nachmittags 4 Uhr 58 Min. und den 12. nachmittags 5 Uhr 56 Min., vom zweiten den 8. abends 7 Uhr 44 Min. — **Saturn** (308 1/4° = 20 h 33 m gerade Aufſteigung, 19 1/2° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, ſteht abends ziemlich niedrig am Südweſthimmel, wo er bis 7 3/4 Uhr geſehen werden kann. — **Uranus** (264 3/4° = 17 h 39 m gerade Aufſteigung, 23 1/2° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, geht 1/4 Stunde nach der Sonne unter.

Fayes periodiſcher Komet.

Am 22. November 1843 entdeckte der Aſtronom Faye in Paris einen ſchwachen teleſkopiſchen Kometen, von dem ſich nach genauer Berechnung herausſtellte, daß er ein zu unſerem Sonnenſyſtem gehöriger mit kurzer Umlaufszeit (7 2/3 Jahre) war. Von 1858 bis 1881 hat dann der verſtorbene Profeſſor Möller in Lund die Vorausberechnungen der Wiederkehr unter genauſter Berückſichtigung der Störungen durch die Planeten ausgeführt und auch wiederholt die Frage der Enckeſchen Hypotheſe eines widerſtehenden Mittels im Weltraum an dieſem Kometen einer eingehenden Prüfung unterzogen; es zeigte ſich jedoch, daß jene Hypotheſe bei dem Fayeſchen Kometen entbehrlich war. Die Bahnberechnungen nach 1881 wurden von verſchiedenen Aſtronomen ausgeführt, und der Komet iſt ſeit ſeiner Entdeckung in jeder Erſcheinung wiedergefunden worden. Die diesjährige Erſcheinung hat inſofern beſonderes Intereſſe, als der Komet 1896 bis 1903 eine große Annäherung an Jupiter erreicht, die größte ſeit ſiebenundachtzig Jahren. Da Jupiter und Komet in derſelben Richtung gehen, und zwar zur Zeit der größten Annäherung mit nicht ſehr verſchiedener Geſchwindigkeit, entſtand 1898 bis 1900 eine ſo große Störung, daß die Zeit der Sonnennähe des Kometen um mehr als vier Monate verſchoben wurde; ſtatt in den Oktober fiel ſie auf Anfang Juni. Die von Hrn. Strömgren in Kiel mit Berückſichtigung der Störung durch Jupiter ausgeführte Berechnung des diesjährigen Laufes ergab, daß die Lage der Bahn eine ſehr ungünſtige iſt, weil die Helligkeit im Vergleich mit früheren Erſcheinungen eine niedrige bleibt und der Komet vor dem Juni zu nahe bei der Sonne blieb; es iſt auch nicht gelungen, trotz eifrigen Nachſuchens auf der Lick-Sternwarte den Kometen aufzufinden. Da jedoch die theoretiſche Helligkeit des Kometen ungefähr dieſelbe wie im Oktober bleibt und die Stellung gegen die Sonne immer günſtiger wird, hält es Hr. Strömgren nicht für unmöglich, daß der Komet doch noch gefunden werden kann.



Der Schlangenadler im Zoologiſchen Garten zu Berlin.
Nach dem Leben gezeichnet von Wilhelm Kuhnert.

Schlangenadler im Berliner Zoologiſchen Garten.

„Eine Eule!“ wird der Beſchauer auf den erſten Blick ſagen, wenn er das trefflich gezeichnete Abbild ſieht oder vor das Urbild in der Raubvogelſammlung des Berliner Zoologiſchen Gartens tritt. Das Kennzeichnende am Schlangenadler iſt eben ein gewiſſer Eulenkopf, und das macht ihn im Verein mit den leuchtend ſchwefelgelben Augen zu einer der eigenartigſten, feſſelndſten Erſcheinungen unter den mittelgroßen Raubvögeln, die man im ornithologiſchen Syſtem als Buſſardartige zuſammenfaßt. Es iſt daher auch nicht weiter zu verwundern, daß gerade er unſeren Künſtler zu wirkungsvoller Wiedergabe reizte.

Das eulenartige Ausſehen des Schlangenadlers wird übrigens nicht nur dadurch erzeugt, daß er tatſächlich einen verhältnismäßig breiten Kopf hat, ſondern auch durch ſein eulenähnlich weiches und bauſchiges Gefieder überhaupt. Dieſes iſt oben und bis über die Kehle herunter dunkel, graubräunlich; unten weiß mit dunkeln Flecken. Die Fänge ſind ſcharfkrallig, die Läufe hoch und, um mit dem bekannten Raubvogelkenner Rieſenthal zu reden, auffallend grob, ſchuppenartig genetzt, d. h. nicht mit großen Schienen, ſondern nur mit kleinen Schildern bekleidet, wie wir dies bei allen Raubvögeln finden, die ſich vorzugsweiſe von Schlangen und anderen Kriechtieren nähren. Daß dies auch der Schlangenadler tut, liegt ſchon in ſeinem Namen ausgeſprochen. Er heißt übrigens mit demſelben oder eigentlich noch größerem Rechte auch Schlangenbuſſard. Denn er gehört zu den buſſardähnlichen Raubvögeln im engeren Sinne, obwohl ihm wegen ſeiner beſchriebenen Eigentümlichkeiten eine beſondere Gattung Circaëtus) eingeräumt iſt. Er macht ſich aber durch ſein ſtilles Weſen und den mit der Nahrung zuſammenhängenden Aufenthalt in ſumpfigen Gegenden und dichten Wäldern viel weniger bemerkbar als der gewöhnliche Mäuſebuſſard, der bekannte Schreier unſerer Fluren, und kommt daher auch nur ſelten zur Beobachtung. Er iſt allerdings ſowohl in Norddeutſchland wie in Mittel- und Süddeutſchland als Brutvogel nachgewieſen; bei uns bleibt er aber immer eine außergewöhnliche Erſcheinung, die den wenigſten zu Geſichte kommt. Häufiger iſt er in Süd- und Oſteuropa; in den tauriſchen Steppen am Schwarzen Meere habe ich ihn auch geſehen.

Dr. L. Heck.

Troja und Ilion.*)

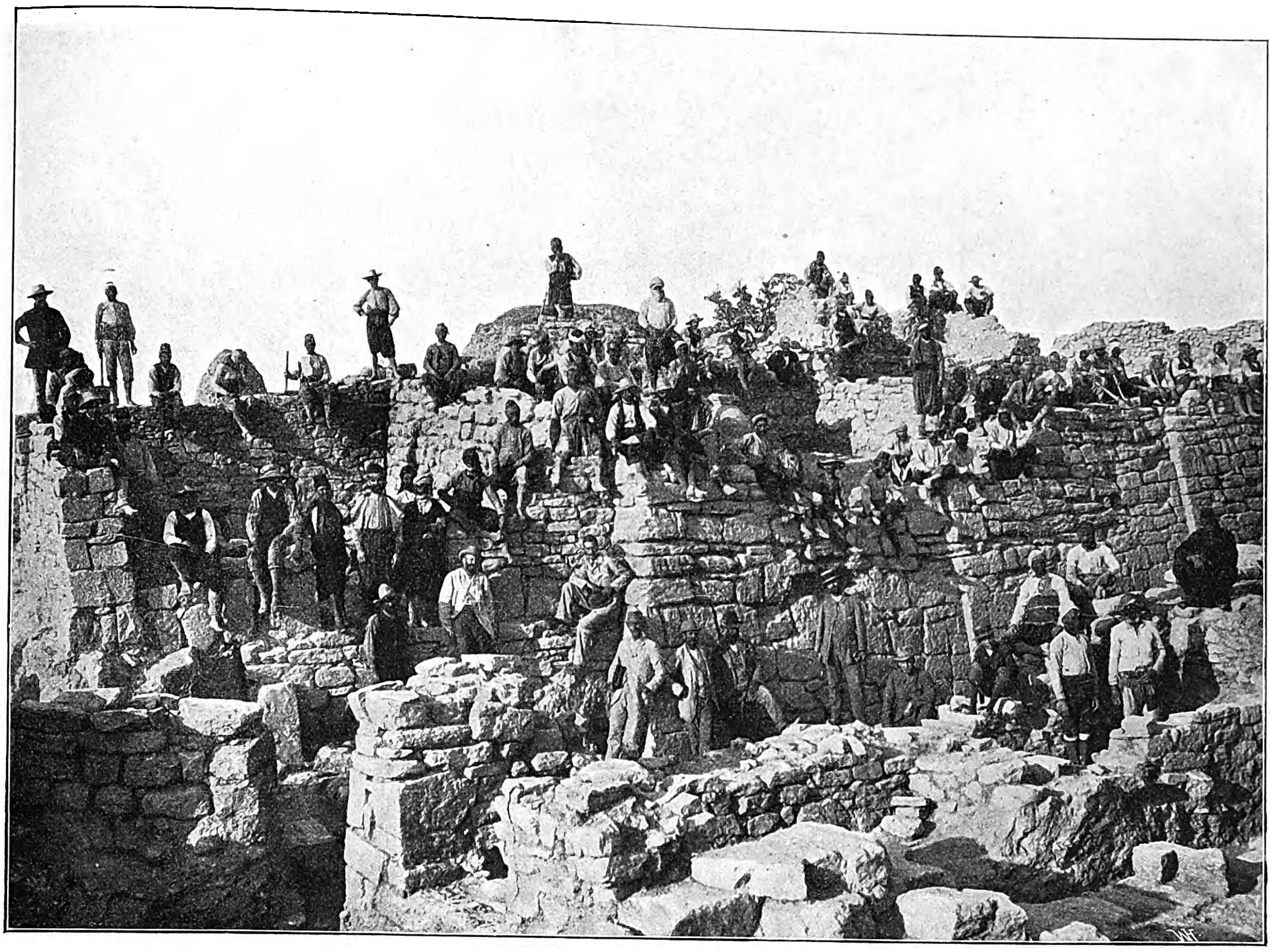
Nach der im Jahre 1894 erfolgten glücklichen Aufdeckung der Burg des Priamos durch Prof. Dr. Wilhelm Dörpfeld hat die vielumſtrittene trojaniſche Frage ihre endgültige Löſung gefunden. Neun verſchiedene Kulturſchichten liegen nunmehr in den zu einer Höhe von 15 m aufgetürmten Schuttmaſſen des Burghügels von Hiſſarlik in der Skamanderebene klar zutage. Auf ſeinem Urboden hatte in dunkeln, fernen, bis etwa in die erſte Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Chriſti Geburt zurückreichenden Zeiten ein friedliches Völkchen ſeine ſchlichten, von einem Ringwall umgebenen Wohnſtätten errichtet, auf die nur noch ſpärlich erhaltene Mauerreſte hinweiſen.

Aber ſchon in dem folgenden Zeitraum von ungefähr 2500 bis 2000 leuchtete Troja die Zeit ſeines erſten Glanzes. Da Heinrich Schliemann die prähiſtoriſche Burg dieſer zweiten Schicht für das homeriſche Troja hielt, hat er ihr ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zugewandt und ſie faſt in ihrem ganzen Umfang freigelegt. Ein weiter Mauerring, durchbrochen von ſtarken Toren und verſtärkt durch hohe Türme, umgab dieſen mit ſtattlichen Propyläen geſchmückten Sitz eines prachtliebenden Herrſchers. Als eine ungeheuere Feuersbrunſt die Burg mit ihren Gebäuden verſchlang, begruben ihre ſtürzenden Mauern auch einen Teil ihrer Goldſchätze, die erſt Schliemann als den ſog. Schatz des Priamos wieder an das Tageslicht heben ſollte.

Die drei folgenden, etwa mit dem Zeitraum von 2000 bis 1500 v. Chr. chronologiſch zu umgrenzenden Schichten erlebten im Gegenſatz zu dem damals reich entfalteten Kulturleben auf den Inſeln des Ägäiſchen Meeres eine Periode unaufhaltſamen Niedergangs. Über ihren wirren, unregelmäßig aufeinander getürmten Schuttmaſſen ſtieg dann die mykeniſche Burg der ſechſten Schicht (ungefähr 1500 bis 1000) empor, die in der Großartigkeit

---

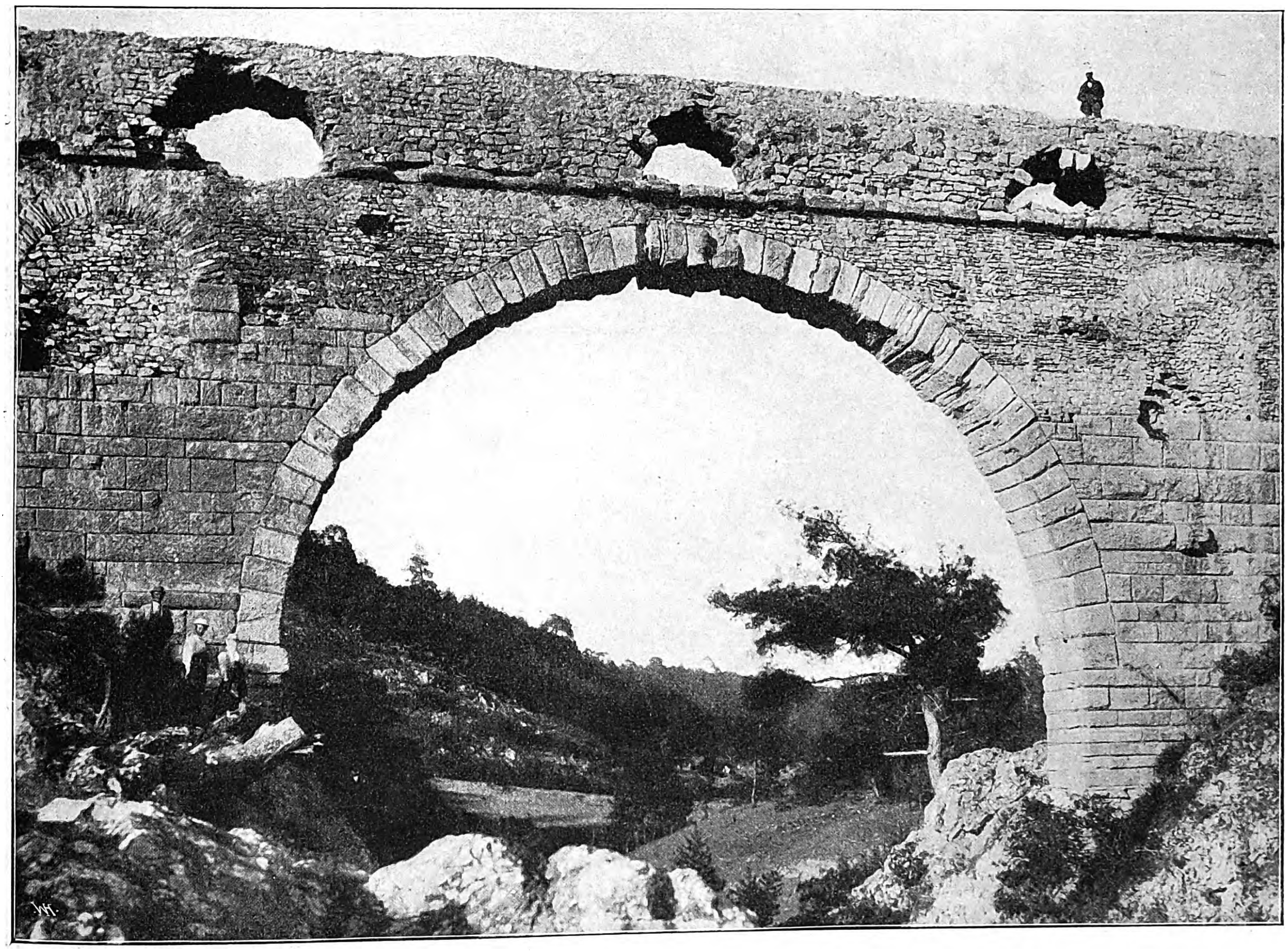
*) Mit 14 Illuſtrationen aus dem Werke „Troja und Ilion. Ergebniſſe der Ausgrabungen in den vorhiſtoriſchen und hiſtoriſchen Schichten von Ilion 1870 bis 1894“ von W. Dörpfeld unter Mitwirkung von A. Brückner, H. v. Fritze, A. Götze, H. Schmidt, W. Wilberg und H. Winnefeld. Mit 471 Abbildungen im Text, 68 Beilagen, 8 Tafeln (Athen, Beck u. Barth; 2 Bde.).



Die Arbeiter.

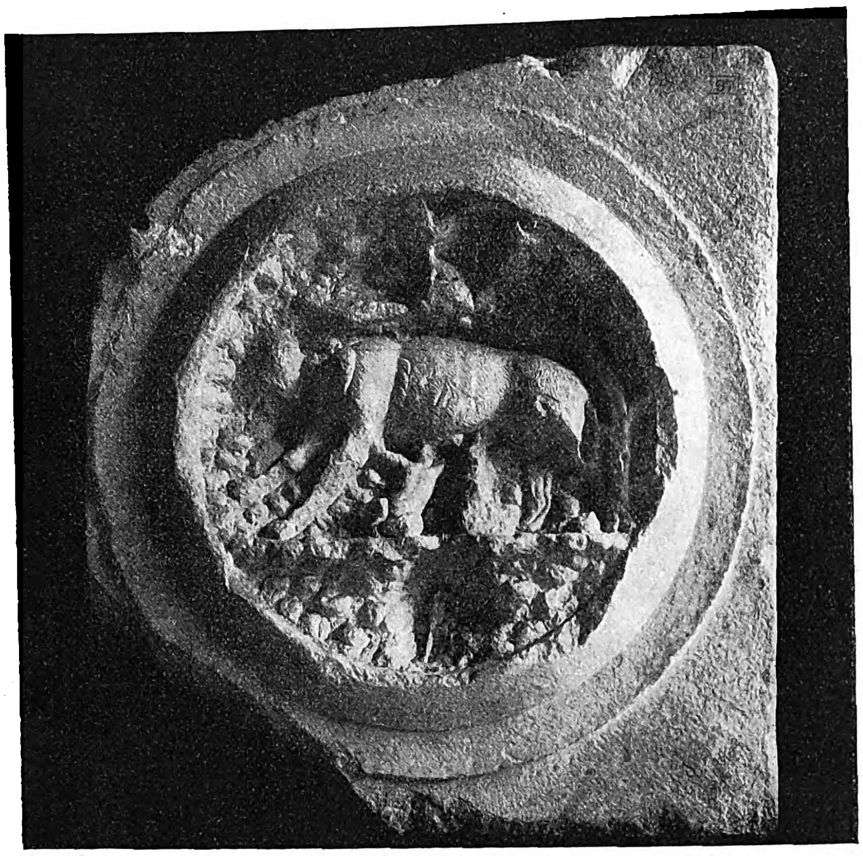
Bauherrlichkeit der römiſchen Stadt, die Cäſar ſogar zum Sitz der Regierung erheben wollte, iſt der aus mächtigen Quadern geformte, über dem Thymbriosfluß erhaltene Bogen einer Waſſerleitung, die bis zu den Vorbergen des Ida reichte. Zu der ehemals ſehr glänzenden Ausſtattung des Theaters gehört das auf einem quadratiſchen Marmorblock aufgearbeitete Reliefmedaillon mit der Darſtellung der den Romulus und Remus in einer Felsgrotte ſäugenden Wölfin. Von dem im Heiligtum der iliſchen Athena errichteten Koloſſalbild des Zeus iſt wenigſtens ſein majeſtätiſches, Kraft und Leben atmendes bartumfloſſenes Haupt, ein Werk kleinaſiatiſcher Kunſt, erhalten geblieben.

An das ſeit Beginn der römiſchen Kaiſerzeit für Ilion anhebende Wiederaufleben der homeriſchen Welt gemahnen die gefundenen Münzen mit dem Bildnis Hektors. Dieſer Stadtpatron des römiſchen Ilion iſt hier, bald angetan mit dem korinthiſchen Helm, ſtehend auf einer daherſtürmenden Quadriga, bald, nach der Schilderung der „Iliade“, die zum Wurf erhobene Brandfackel in der Rechten ſchwingend, wiedergegeben. Von der beſonderen Betonung der Tradition, die Cäſars Geſchlecht durch Julos, des Äneas Sohn, auf Aphrodite zurückleitet, berichten die zahlreichen Gepräge der Kaiſerzeit mit dem in Panzer und Stiefeln dargeſtellten Äneas, der an der Rechten den Julos mit der phrygiſchen Mütze führt, während er auf dem linken Arm den Anchiſes trägt.

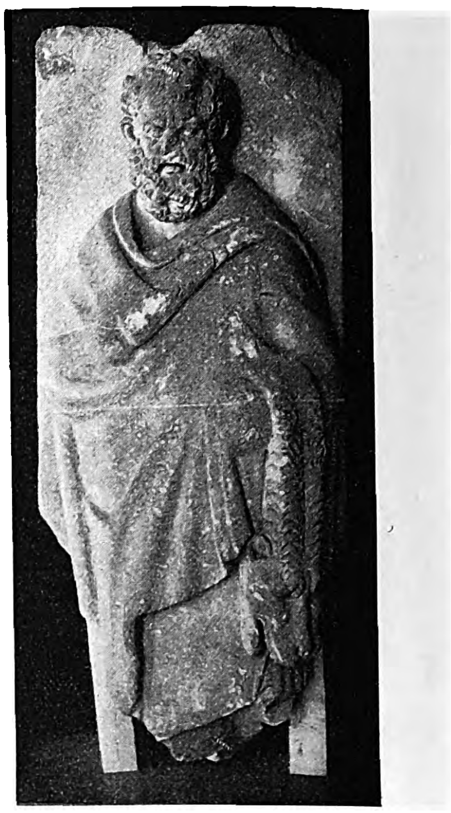


Bogen der römiſchen Waſſerleitung von Ilion im Tale des Thymbrios.

Prof. Dr. Dörpfelds neuſte Ausgrabungen in Troja und Ilion.



Die Wölfin mit Romulus und Remus. Marmorrelief aus dem Theater.

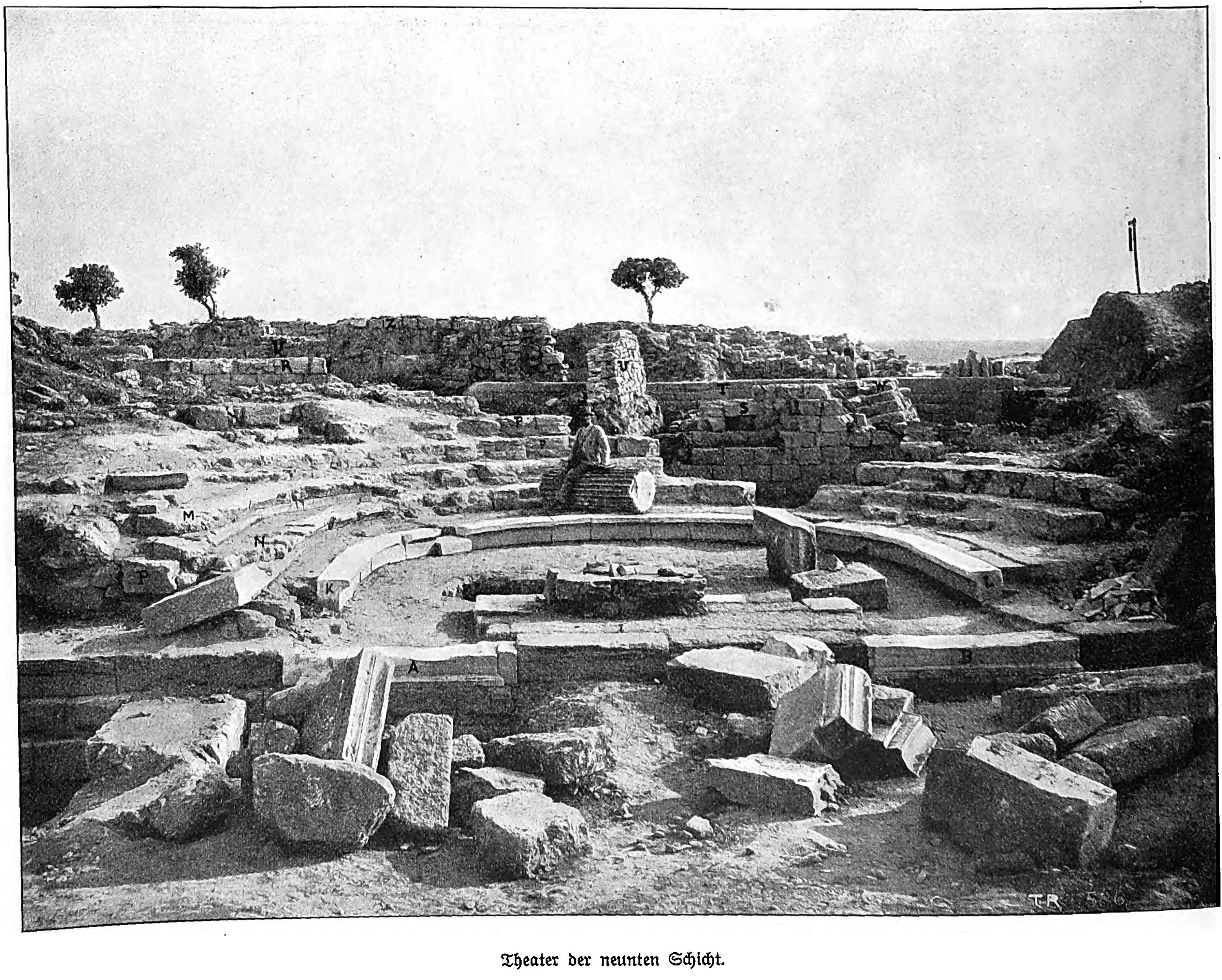


Heraklesherme, an einen Pfeiler gelehnt.

So hell blieb der Glanz ſeiner Ideale auf Ilion, der Stammburg des Juliſchen Geſchlechts, ruhen, daß Konſtantin der Große auf deſſen Stadtgebiet die neue Konſtantinopolis zu erbauen begann und erſt 326 auf göttliches Geheiß einer ſolchen Huldigung an die Herrlichkeit des homeriſchen Troja entſagte, um in Byzanz den Thron für dieſe ſpätere Königin der Meere zu errichten. Denn wenn auch Ilion faſt noch ein Jahrtauſend als Biſchofsſitz beſtand, ſo war es doch, nachdem ſich das geſchichtliche Leben für immer aus ihm zurückgezogen hatte, fortan in geſchichtsloſe Stille verſunken. Und als 1306 das Joch der türkiſchen Herrſchaft ſich als vollzogenes Schickſal auf ſeine verödeten Fluren legte, verlor ſich die ſo gut wie verſchollene und vergeſſene Stätte völlig aus dem Bewußtſein der Welt. Nur das dumpfe Brüllen der in den zitternden Gräſern der ſumpfigen Niederungen weidenden Büffel und das Rauſchen des mit raunender Woge ſein uraltes Quaderbett beſpülenden Skamander drangen in das Wehen ſeiner Einſamkeit und Öde, während der Pflug eines türkiſchen Landmanns achtlos ſeine tief verſchütteten Hänge durchfurchte.

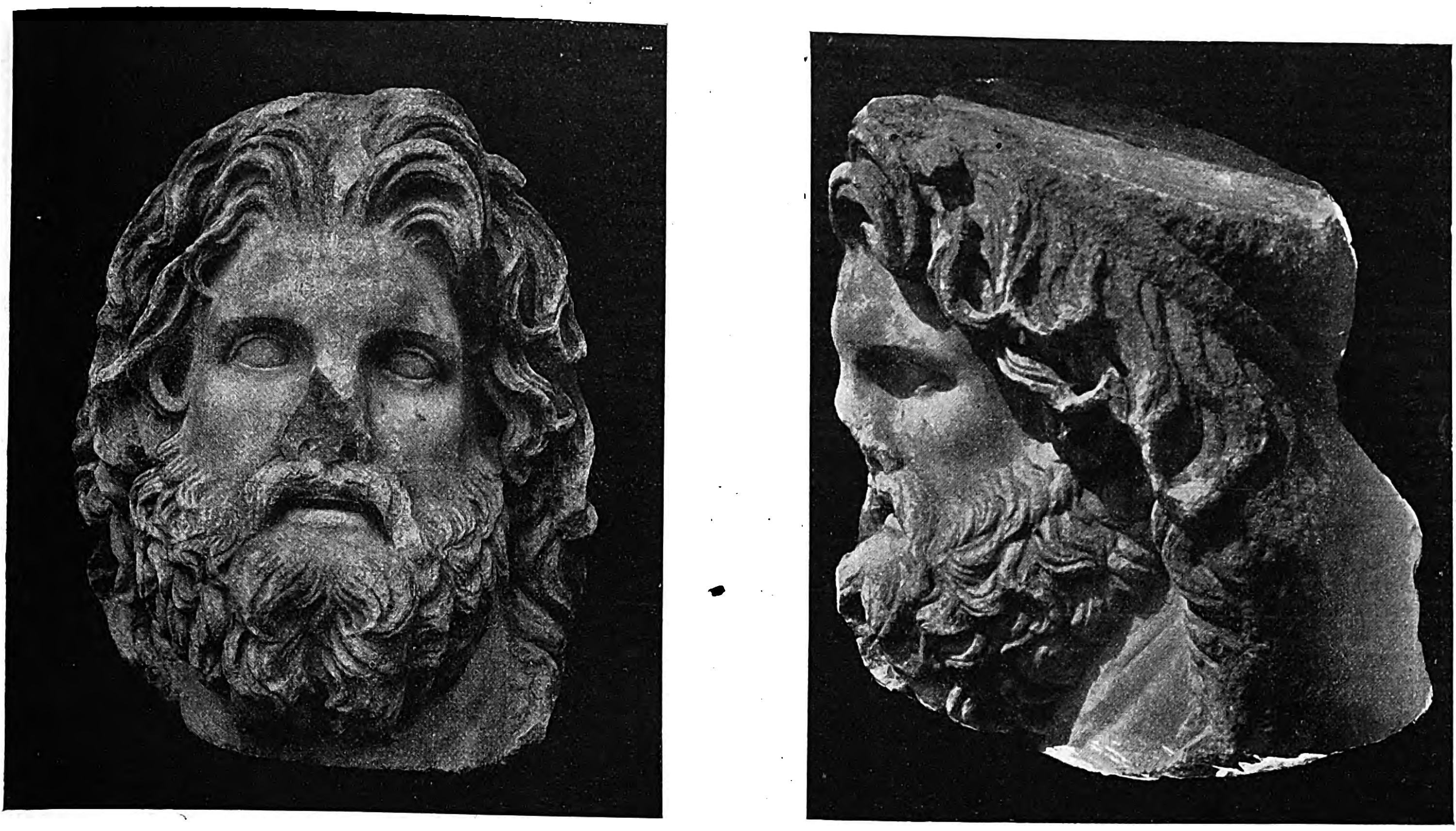
Nun aber flammt die Burg des Priamos, die hier in den Erdentiefen die Jahrtauſende durchträumte, wieder in den goldenen Lichtfluten der Sonne. Wieder übergießt dieſe mit ihrem glühendſten Farbenſpiel die Türme, von denen herab Helena dem Zweikampf des Paris mit Agamemnon zugeſchaut hat, und wo Andromache beim Anblick des von Achilles getöteten Hektor ohnmächtig zuſammengebrochen iſt. Ja, das durch Poeſie und Kunſt ſo tauſendfältig gefeierte Troja überragt nun wieder als großer, klar umriſſener Hintergrund für die Taten der uns innig vertrauten, ſtreitbaren Helden der „Iliade“, die von ihrem Waffenklang einſt widerhallenden und jetzt in feierliches Schweigen verſunkenen homeriſchen Gefilde. Wieder wölbt ſich des Himmels unergründliche Klarheit über dieſer weihevollen Stätte, auf der ſich jener beinahe unfaßbare Wechſel von Geſchichte, Kultur und Menſchenſchickſal abgeſpielt hat, über dieſem für alle Zeiten errichteten, unvergänglich leuchtenden Denkmal deutſchen Fleißes und deutſcher Gelehrſamkeit, das uns nun das Werden und die Entwicklung längſt entſchwundener Zeiten offenbart und einen Einblick in uralte Kulturperioden erſchließt. Und hoheitsvoll grüßt wieder der wolkenumzogene Ida, von deſſen ſchneeverklärtem Gipfel einſt Zeus Troja überſchaute, grüßt das ſchneeglitzernde Hochgebirge von Samothrake mit der zwiſchen dieſen beiden Bergtitanen tiefblau aufſchimmernden Flut des Hellesponts die aus dem Schutt der Jahrtauſende erſtandenen, „mit dem friſchen Ruhmeskranz deutſcher Wiſſenſchaft umwundenen Ruinen des homeriſchen Troja“.

Athen. **Paul Elsner.**

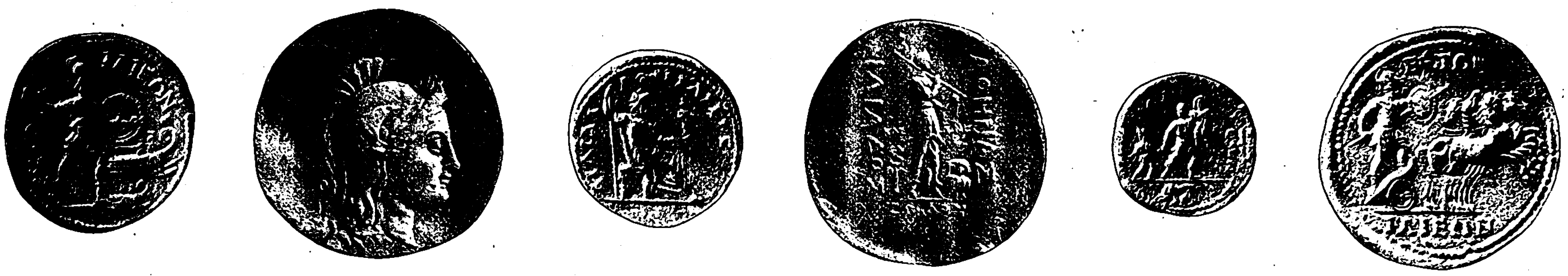


Theater der neunten Schicht.

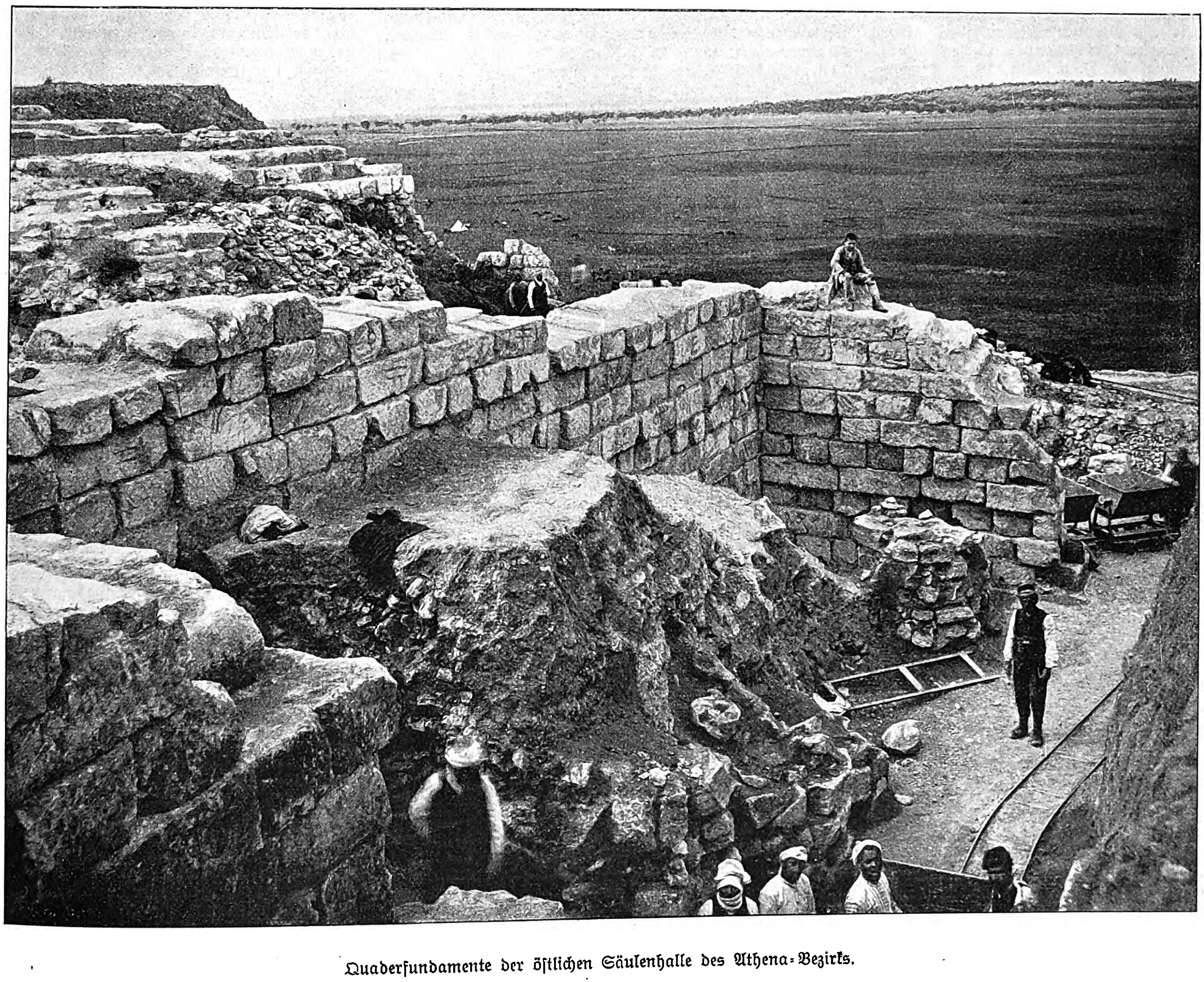
Prof. Dr. Dörpfelds neuſte Ausgrabungen in Troja und Ilion.



Vorderanſicht. Zeuskopf aus dem Heiligtum der Athena. Seitenanſicht.



Münzen von Ilion.



Quaderfundamente der öſtlichen Säulenhalle des Athena-Bezirks.

Prof. Dr. Dörpfelds neuſte Ausgrabungen in Troja und Ilion.

Alpines.

— **Die Gratwanderung über den Hochtenn,** das Kleine und Große Wiesbachhorn iſt heuer zwölfmal, einmal von einer Dame, ausgeführt worden. Auf Wunſch des Jagdberechtigten wird der bereits begangene Aufſtieg zum Grate durch den Stöcklkamin etwas nach Süden verlegt und durch einen vollſtändig neuen Steig erſetzt, bei deſſen Ausführung die Bergführer Schranz, Oberhollenzer und Altenhuber beſchäftigt ſind.

— **Die alpine Geſellſchaft Alpenfreunde** hat im großen Vorraum der Fiſcher-Hütte am Wiener Schneeberge eine komplett ausgeſtattete Hüttenapotheke aufgeſtellt, die der allgemeinen Benutzung dient. Am Herminenſteig hat dieſelbe Geſellſchaft an geeigneter Stelle ein Gedenkbuch in Blechkaſſette hinterlegt.

— **Der Wiener Stadtrat** hat dem Öſterreichiſchen Touriſtenklub zur Erhaltung des ſog. Naſenſteiges auf dem Leopoldsberge eine Beihilfe von 300 Kronen bewilligt.

— **Der Bau des längſt projektierten** Weges von Bludenz nach Brand durch die Bürſer Schlucht ſoll nun endlich in Angriff genommen werden.

— **Der Weg von der Kuchelmoosalpe** zur Plauener Hütte im Kuchelmooskar (Zillergründl), der an mehreren Stellen ſeiner Steilheit wegen unbequem war, wird vor Beginn der nächſten Reiſeſaiſon ausgebeſſert und der Weg zur Gamsſcharte, der teilweiſe zerſtört war, umgelegt werden. Auch die ungenügende Markierung über das Heiliggeiſtjöchl wird vollſtändig verbeſſert. — Über die Herſtellung eines direkten Verbindungsweges des Vintſchgaus mit dem Engadin werden zwiſchen dem Unterengadiner Verſchönerungsverein und der Sektion Pforzheim des Deutſch. u. Öſterr. A.-V., die unterhalb des Schliningjoches eine Schutzhütte beſitzt, Verhandlungen gepflogen. Der neue Weg müßte ſtreckenweiſe in den Felſen geſprengt werden.

— **Von den achtundſiebzig Teilnehmern** der diesjährigen Führerkurſe des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. erhielten dreißig die Klaſſe I (ſehr gut) und wurden ſofort zu Bergführern approbiert; jene, welche die Klaſſifikationen II oder III (gut, mittelmäßig) erlangten, müſſen den Kurſus wiederholen, und zwei Ungeeignete wurden gänzlich ausgeſchieden. Bemerkenswert iſt, daß ſich unter den (1902) in Innsbruck autoriſierten Führern einer befand — Franz Kröll — welcher der engliſchen Sprache vollkommen mächtig iſt. Auch wurden ſchon Skikurſe für Bergführer abgehalten, und kamen gelegentlich ſolcher die Führer des Kaunſertals (Ötztaler Alpen) bis zum Gepatſchhaus, jene des Oberpinzgaus bis auf den Venediger. Im Jahre 1903 übte der Deutſch. u. Öſterr. A.-V. über 1169 Führer und 26 Aſpiranten und Träger die Aufſicht aus; von den Führern waren 1016 in die Verſorgungsliſte des Vereins eingetragen.

— **Von der von H. Heß redigierten „Zeitſchrift** des Deutſch. u. Öſterr. A.-V.“ iſt der Jahrgang 1903 (Band 34) erſchienen. Das mehr als 400 Textſeiten enthaltende ſtattliche Werk bringt Beiträge aus der Feder von Ch. de Beaulieu, K. Berger, Dr. C. Blodig, Dr. F. v. Cube, W. v. Frerichs, F. Frech, Prof. R. Hauthal, A. Hacker und Ing. Ed. Pichl, E. Oberhummer, A. v. Radio-Radiis, W. Rickmer Rickmers, Ad. Schiber, Dr. O. v. Unterrichter, Dr. O. Ampferer und Dr. G. Beyrer, E. Waltenberger, H. v. Zwiedineck-Südenhorſt, 31 Vollbilder, über 100 Bilder im Text und als Beilagen: Blatt 1 der Touriſtenwanderkarte der Dolomiten im Maßſtab 1 : 100 000 und eine Karte der Adamello- und Preſanellagruppe im Maßſtabe 1 : 50 000.

— **Das auf der 1398 m hohen Reisalpe gelegene** Schutzhaus bleibt auch dieſen Winter über bewirtſchaftet und bietet gute Unterkunft ſowie allgemein anerkannte vorzügliche Bewirtung.

— **Gegenwärtig wird der neue Weg zur Enge** hinauf am Wetterhorn ausgeſprengt, und nächſtes Jahr wird mit dem Hotelbau begonnen, ſo daß dann den beim Gleckſtein oft unerquicklichen Beherbergungsverhältniſſen abgeholfen wird.

— **Nächſten Sommer wird die für den Touriſtenverkehr** außerordentlich wichtige Poſtwagenverbindung Veltlin-Sulztal ins Leben treten. Der in Treſenda beginnende Weg führt über den Apricapaß in das Val Camonica und erreicht über den Tonalepaß Malè im Sulztal. Die Fahrtdauer wird zwölf Stunden betragen. Die neue Verbindung würde eine ununterbrochene Fahrt von Pontreſina bis Madonna di Campiglio ermöglichen. Im Sulztal wird auch die Herſtellung einer Telegraphenſtation über den Tonalepaß eifrig angeſtrebt.

— **Vier Herren aus St. Gallen, Herisau und** Appenzell haben beim Berner Bundesrat neuerdings um die Konzeſſion zu einer Bahn auf den Säntis nachgeſucht. Das Projekt ſieht eine intereſſante, aus drei Sektionen (Seealpſee, Megglisalp, Säntis) beſtehende Bahn vor.

— **Die Herren E. Honigmann und A. Ferber,** Mitglieder der Sektion Rheinland und Aachen des Deutſch. u. Öſterr. A.-V., haben am 29. September die Beſteigung des Muſtaghpaſſes im Karakorum-Himalaja über die Südſeite ausgeführt. Dies war zugleich die erſte Beſchreitung des Paſſes ſeit der Traverſierung desſelben durch Kapitän Younghusband, von Yarkand kommend.

— **Einige Hütten in der Montblancgruppe** befinden ſich in recht ſchlechtem Zuſtande. Die Triolethütte iſt wiederholt beſtohlen worden, ſo daß der Club Alpino Italiano, dem ſie gehört, und der ſie nun wieder einrichten will, ihre Schließung angeordnet hat. Die Hütte am Col du Midi iſt voll Schnee und unbrauchbar, die auf den Rochers Rouges kann ebenfalls nicht benutzt werden. — Die Piantonettohütte (Levanna) wird von der Sektion Turin des Club Alpino Italiano ausgebeſſert und beſſer eingerichtet.

— **Da die knapp unter den Eismaſſen des** Corno Miller und des Monte Adamello liegende Salarno-Schutzhütte des Club Alpino Italiano vor Lawinen nicht vollſtändig ſicher iſt und auch dem geſteigerten Touriſtenverkehr nicht mehr genügt, beabſichtigt der genannte Verein im Salarnotale, in der Höhe von 2300 m in unmittelbarer Nähe des Adamellogletſchers ein neues komfortables Unterkunftshaus zu erbauen.

— **Die Bergführer G. Petigax, L. Petigax** und L. Savoye aus Courmayeur, die heuer mit der kühnen Bergſteigerin Frau Bullok-Workman und deren Gatten Dr. Workman Touren im Himalajagebirge ausgeführt haben, wollen im nächſten Jahre nach Aſien zurückkehren und mit genannter Dame die Beſteigung des Gauriſankar verſuchen. Der ältere Petigax hat mit dem Herzog der Abruzzen die Reiſe nach Alaska und ſpäter zugleich mit Savoye auch die Nordpolfahrt mitgemacht.

— **Die in Zürich geführte Statiſtik** der touriſtiſchen Unglücksfälle weiſt in der abgelaufenen Saiſon (bis Ende September) 148 Unfälle mit nicht weniger als 196 verunglückten Perſonen auf. Von dieſen haben 136 Perſonen den Tod infolge Abſturzes, Hitzſchlages oder durch Erfrieren gefunden, ſechzig Perſonen ſchwere Verletzungen erlitten. Ferner wurden ſieben Leichen ſolcher Touriſten gefunden, die in früheren Jahren verunglückt ſind. Die Zahl der vermißten Touriſten beträgt zehn. Die meiſten Unglücksfälle ereigneten ſich im Juli (37), im Auguſt (44) und September (30). Im Jahre 1902 gab es 124 Unfälle, 123 Tote, 43 Verwundete; 1901: 95 Unfälle, 92 Tote, 27 Verwundete; 1900: 74 Unfälle, 71 Tote, 25 Verwundete. Aus dieſer Überſicht erſieht man, daß die Unglücksfälle ſich fortwährend mehren. — Aus Turin wird gemeldet, daß der Touriſt S. Peretti im Seſiatal abſtürzte und ſofort tot blieb.

— **Die Zugänge zur Alp Grüm in der Berninagruppe,** einem der großartigſten Punkte der Bündner Alpenwelt, ſollen von beiden Seiten her, von Poſchiavo über Cavaglia und vom Berninahoſpiz im Norden, ausgebeſſert und für die Fremden leichter paſſierbar gemacht werden.

— **Im kanadiſchen Felſengebirge wurden heuer** zwei Bergrieſen zum erſtenmal erklettert: der Mount Goodſier (12 000 Fuß) und der Mount Hungabee (11 500 Fuß) ſind von den Mitgliedern des American Alpine Club, Profeſſoren Parker und Fay, unter Leitung der Schweizer Bergführer Hans und Chriſtian Kaufmann bezwungen worden.

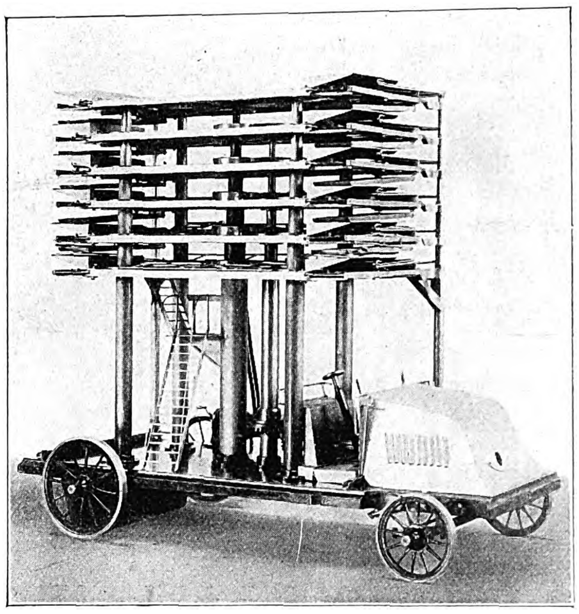


Fig. 1. In zuſammengeſchobener Stellung.

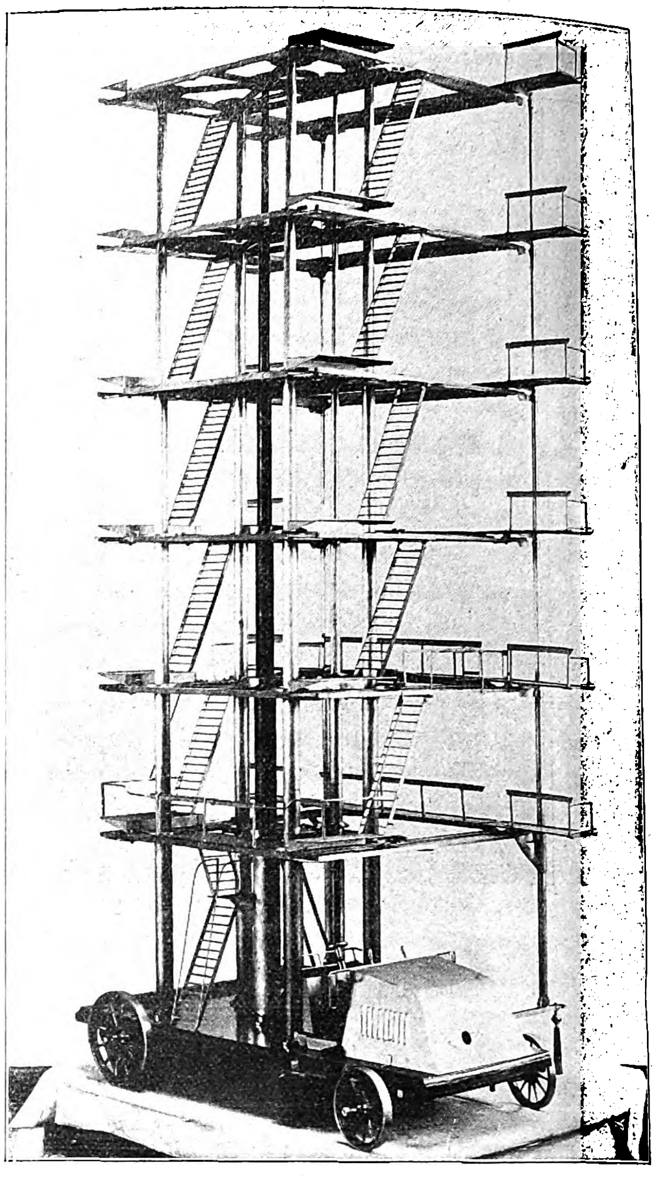


Fig. 2. In ausgezogener Stellung.

Mit Waſſerturm kombinierte Rettungsleiter bei Feuersgefahr.

Eine
neue Rettungsleiter bei Feuersgefahr.

Während der letzten Jahrzehnte ſind, wie man ſich auf der Internationalen Ausſtellung für Feuerſchutz und Rettungsweſen 1901 in Berlin und zum Teil auch auf der diesjährigen Deutſchen Städte-Ausſtellung in Dresden*) überzeugen konnte, auf dem Gebiete des Feuerlöſch- und Rettungsweſens ganz bedeutende Fortſchritte gemacht worden. Und zwar erſtrecken ſich dieſe Verbeſſerungen nicht nur auf Löſchmaſchinen und Waſſerverſorgung, Atmungsapparate, Feuermelde- und Alarmweſen, Beleuchtung, ſondern auch ganz beſonders auf den Bau von Steiggeräten, bzw. von mechaniſchen Schiebe- und Rettungsleitern. Die Bergung gefährdeter Menſchen iſt die vornehmſte Aufgabe der Feuerwehr; ſie iſt gegebenenfalls in erſter Linie zu erzwingen. Das Rettungsmanöver muß ſicher und in kürzeſter Zeit ausgeführt werden können. Die mechaniſche Schiebeleiter in ihren neuſten Modifikationen und Verbeſſerungen iſt ein ſehr brauchbares Rettungsgerät. Sie ermöglicht aber nicht die gleichzeitige Bergung mehrerer Menſchen, mit ihr können die Gefährdeten nur nacheinander, und zwar auch aus größeren Höhen in Sicherheit gebracht werden; andernfalls iſt erhöhte Gefährdung nicht ausgeſchloſſen, wie bei dem Sprungtuch, das nur in höchſter Bedrängnis als letztes Hilfsmittel anzuwenden iſt. Brandkataſtrophen in Theatern, Fabriken, Warenhäuſern, bei denen Menſchen leider in oft großer Anzahl ihr Leben einbüßten, und bei denen Maſſenrettung von Gefährdeten aus bedeutenden Geſchoßhöhen in Frage kam, wie bei dem Brande des Pariſer Warenhauſes in Budapeſt**), haben daher wiederholt Anregung gegeben, der Ausführung von Rettungsapparaten für dieſen Zweck näher zu treten. Schon vor dreißig Jahren und früher begegnen wir in der Praxis verſchiedenen, jedoch immer nur in kleinen Modellen veranſchaulichten Ideen, bei denen der fragliche Apparat als Steig- und Rettungsgerät mit einem oder mehreren Podeſten oder umlegbaren Brücken gedacht iſt, die den Übergang vom brennenden Gebäude nach der Leiter ermöglichen. Eine neue Idee dieſer Art für Menſchenrettung aus brennenden Gebäuden iſt gegenwärtig von Mr. Jetley unter Benutzung moderner Mittel in einem Modell verkörpert worden, das in den vorſtehenden Abbildungen dargeſtellt iſt. Mr. Jetley hat eine eigenartig konſtruierte Rettungsleiter mit einem ſog. Waſſerturm, wie er in Amerika gebräuchlich iſt, kombiniert. Fig. 1 zeigt den Apparat in zuſammengeſchobener Stellung vor dem Gebrauch, Fig. 2 in ausgezogenem Zuſtand, wie er vor der Faſſade eines brennenden Gebäudes in Gebrauch kommen ſoll. Auf der Plattform eines vierräderigen Automobilwagens befinden ſich in der Mitte die teleſkopartig ineinander geſchobenen Metallrohre eines hydrauliſch bewegten Turms (ſog. Waſſerturms); um denſelben ſind gleichmäßig weitere teleſkopiſche Metallrohrgeſtänge gruppiert, die zur Führung und Stützung von ſechs Plattformen dienen. Letztere ſind balkonartig ausgebildet und mit in Scharnieren beweglichen Etagenſtufenleitern verſehen. Ein auf dem Wagen montierter Motor treibt das mit ihm zuſammenhängende hydrauliſche Hebepumpwerk. Das Heben und Niederlaſſen der ſämtlichen Plattformen durch den Motor erfolgt gleichzeitig. Beim Gebrauch denkt ſich der Erfinder das Leiterautomobil durch einen Elektro- oder Benzinmotor bis an die Faſſade des brennenden Hauſes fortbewegt, wo dann die Plattformen den Geſchoßhöhen des letzteren entſprechend bis an die Fenſter hochzuziehen ſind. Sobald die Leiterplattformen ſich emporbewegen, legen ſich die Geſchoßleitern und die an der Gebäudeſeite liegenden Podeſtteile automatiſch in gebrauchsfertige Stellung. Die Feuerleute können dann aufſteigen und zur Vornahme der Rettungs- und Löſcharbeiten in die einzelnen Geſchoſſe vordringen; die bedrängten Bewohner finden von den Fenſtern und Balkonen des brennenden Hauſes aus über die Jetley-Leiter einen Fluchtweg nach unten.

Die hier in einem Modell dargeſtellte Idee Jetleys verdient alle Beachtung; es fragt ſich nur, ob bei Ausführung des Geräts in der für den Ernſtgebrauch erforderlichen Größe etwas wirklich Brauchbares zuſtande kommen kann. Nach den vorliegenden Erfahrungen mit den Gewichten der nur in einer Achſe teleſkopartig zuſammenſchiebbaren und pneumatiſch betriebenen Stahlleitern, bei denen die nicht unbedeutenden Gewichte für Automobilmotor, Pumpwerk, Podeſte und deren Balkone mit den teleſkopartigen Rohrführungen gar nicht in Betracht kommen, iſt ſchon von vornherein anzunehmen, daß die Jetley-Leiter, in natürlicher Größe nach dem Modell ausgeführt, ſehr ſchwer ausfallen wird und die Forderung einer leichten Transport- und Manövrierfähigkeit ſowie tunlichſt vielſeitiger Verwendbarkeit, verbunden mit der für Rettungszwecke bedingten Betriebsſicherheit, ſich kaum erfüllen laſſen dürfte. Vielleicht läßt es ſich der Erfinder angelegen ſein, ſeine Idee nach gleichem Prinzip, aber in geringerem Umfange nutzbar zu machen.

---

*) Vgl. Nr. 3142 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 17. September d. J.

**) Vgl. Nr. 3140 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 3. September d. J.

Frauen-Zeitung.

Das Geſicht des Lebens.

Novelle

von

Max Treu.

[Nachdruck verboten.]

Mein alter, guter Freund Ernſt Landers hatte alle Anlage zum »ewigen Studenten«. Seit fünfzehn Semeſtern ſchon ſtudierte er Medizin, ohne juſt mehr zu wiſſen, als er im erſten Semeſter auch ſchon gewußt hatte. So manchen Fuchs hatte er bereits eingeweiht in die Myſterien des akademiſchen Lebens und des freien, frohen Burſchentreibens, und ſchon ſo manchen, der aus dem Fuchs zum bemooſten Burſchen geworden war, hatte er wieder heimgeleitet in das Philiſterium. Er ſelbſt aber war der flotte studiosus cerevisiae geblieben, der in allen Kneipen der alten Muſenſtadt beſſer Beſcheid wußte als in den Hörſälen und Laboratorien ſeiner Fakultät. Wo irgendeine Schar luſtiger Geſellen zu fröhlichem Tun beieinander ſaß, da fehlte der gute Ernſt ſicher nicht, und aus den Wirtſchaftsgärten der nahen Umgegend konnte gar mancher Vorübergehende noch zu ſpäter Abendſtunde irgendein Lied vernehmen, welches jener mit ſeinem tiefen Bierbaß intonierte, zu dem ſich dann bald die Stimmen der übrigen Anweſenden geſellten. Für ihn lag das Leben im weiten, nimmer verlöſchenden Sonnenglanz der Burſchenherrlichkeit, und er war nicht gewillt, dieſem heiteren Glanze Valet zu ſagen.

Vom pekuniären Standpunkt aus, der ſo manchen anderen zum möglichſt raſchen Abſchluß des Studiums treibt und zwingt, konnte Ernſt ſich das wohl leiſten. Er hatte Glück gehabt vom erſten lauten Schrei an, den er in dieſe Welt hinein tat. Sein Vater war ein reicher Fabrikbeſitzer, ein gutmütiger, ſeinem einzigen Sohne in abgöttiſcher Liebe zugetaner Herr, der keinen anderen Wunſch hatte als ſeinen Jungen vergnügt und zufrieden zu ſehen. Der Monatswechſel war dieſem ſo reichlich bemeſſen, daß der junge Student trotz ſeines flotten Lebens niemals Schulden zu machen brauchte und auch — zu ſeiner Ehre ſei das geſagt! — niemals welche machte, und wenn etwa im Laufe eines Monats beſondere Gelegenheiten kamen, die außergewöhnliche Anſprüche an den Geldbeutel ſtellten, ſo koſtete es dem guten Ernſt eine ſchlichte Poſtkarte an ſeinen Vater, und binnen zwei bis drei Tagen war der Betrag in der gewünſchten Höhe in ſeinen Händen. Daß Ernſt auch ſchon aus dieſem ſehr reellen Grunde eine große Zahl von Freunden hatte, brauche ich kaum beſonders zu erwähnen; Bruder Studio nimmt zuweilen gar gern Gelegenheit, ſich eines wohlſituierten Bekannten zu erinnern und ihm mit einem mehr oder weniger verſchämten Wunſche »auf die Bude zu ſteigen«.

Aber auch ſonſt mußte man dem Ernſt gut ſein. Eine treuere, ehrlichere Seele gab es nicht. Es lag kein Falſch in ihm, und wer ihm nur einmal in das friſche, narbenbedeckte Geſicht geſehen hatte, der fühlte ſich zu ihm hingezogen zu dauernder Freundſchaft, und Ernſt trug ganz gewiß nicht die Schuld, wenn ſolche Freundſchaft etwa einmal einen Riß bekam. Für ſeine Freunde war er immer zu haben; er wanderte als Kartellträger unermüdlich treppauf, treppab, er ſchlichtete Zwiſtigkeiten, er beſorgte Bücher von der Univerſitätsbibliothek, ja, er kaufte in Notfällen für ſich ſelbſt irgendein für ihn ganz nutzloſes Buch, nur um einem Freunde damit auszuhelfen — mit einem Worte, er war das allezeit ratende und tatende Faktotum ſeiner Freunde.

Ernſt war das jetzt ſchon fünfzehn Semeſter lang. Nun weiß ich nicht, wie es geſchehen war, aber eines ſchönen Tages mitten im Semeſter beſuchte mich einmal Ernſts Vater, dem bekannt war, daß ich mit ſeinem Sohne in herzlicher Freundſchaft verbunden und daß ich ſo ziemlich der einzige war, der auf Ernſt einen ſtarken Einfluß, welchem er ſich ſonſt überall entzog, auszuüben in der Lage war.

Es gab eine inhaltsſchwere Unterredung mit dem alten würdigen Herrn. Verwandte und Bekannte ſchienen bei ihm vorſtellig geworden zu ſein, daß es nun für ſeinen Jungen doch höchſte Zeit würde, ſich auch einmal die ernſte Seite des akademiſchen Lebens, nämlich das Studium, gründlich anzuſehen, und daß doch auch einmal die Stunde kommen müſſe, in der Ernſt nach beſtandenem Examen die alma mater verließe, um irgendwo als praktiſcher Arzt zu Nutz und Frommen der leidenden Menſchheit ein ehrenvolles Staatsbürgerdaſein zu führen. Solche Reden waren dem alten Herrn zu Gemüt gegangen, und er hatte beſchloſſen, ſeinem Jungen ernſtlich den Text zu leſen und ihn zu gründlicher Arbeit zu beſtimmen.

Und dabei ſollte ich ihm helfen.

Ich ſagte natürlich mit Freuden zu, denn nichts hat mich im Leben mehr geſchmerzt, als wenn ich eine im Grunde tüchtige und ſolide Natur an den Klippen der akademiſchen Freiheit ſtranden ſehen mußte. So nahm ich mir den guten Ernſt denn bei Gelegenheit gründlich vor.

„Höre mal“, ſagte ich, „ich meine, es wäre an der Zeit, daß du die Lücken in deinem Wiſſen jetzt auszufüllen beginnen würdeſt!“

Er lachte.

„Hat dir mein alter Herr den Kopf warm gemacht?“

„Gewiß, er iſt bei mir geweſen — das ſag' ich ganz offen. Und er hat recht mit dem, was er ſagt und wünſcht.“

„Ach, zum Teufel, dazu iſt noch immer Zeit!“

„Vielleicht auch nicht mehr. Siehſt du, mein guter Junge, dir iſt's im Leben immer zu gut gegangen, du haſt ſtets nur ſeine heitere Seite geſehen, aber das wirkliche Geſicht des Lebens haſt du noch nicht erkannt.“

Er horchte auf.

„Das Geſicht des Lebens? Wie meinſt du denn das?“

„Hm! Ich glaube in der Tat, daß du noch gar nicht weißt, wie ernſt das Geſicht des Lebens iſt, das zuweilen nur gar zu ſehr an das Meduſenantlitz erinnert.“

„Ach, laß mich mit der Meduſa zufrieden! Die hab' ich vergeſſen, ſeit uns unſer alter Profeſſor in der Prima in jeder Stunde davon erzählt hat.“

Und lachend drehte er ſich ein paarmal auf dem Abſatz um.

Ich legte ihm ernſt die Hand auf die Schulter.

„Vielleicht kommt doch noch einmal die Stunde, wo du gezwungen biſt, in das Geſicht des Lebens zu ſchauen. Möchteſt du dann nicht bereuen, daß du es nicht ſchon früher getan haſt.“

Ernſt war eine Reihe von Tagen nach dieſer Unterredung ziemlich nachdenklich. Ich ſah ihn wiederholt in das Kolleg gehen, und einmal erklärte er zum grenzenloſen Erſtaunen einiger Freunde, die ihn zu einem Abendſchoppen abholen wollten, daß er zu Hauſe bleiben und arbeiten werde.

Aber dieſe Wandlung hielt nicht an. Nach etwa zwei Wochen ſchon war er wieder der Alte; der stud. med. hatte dem stud. cerevis. weichen müſſen. Mit Bedauern teilte ich ſeinem Vater die Vorgänge mit.

Eines Tages traf ich Ernſt vormittags zwiſchen elf und zwölf Uhr auf der Hauptſtraße unſerer Muſenſtadt.

„Wohin willſt du?“ fragte ich.

„Bummeln. Und nachher einen Frühſchoppen machen. Kommſt du mit?“

„Ein wenig ſpazieren gehen, ja. Zum Frühſchoppen habe ich keine Zeit — ich habe von zwölf bis ein Uhr Seminar.“

„Alter Streber!“

„Ich danke für das Kompliment. Ich wollte, du könnteſt dir es ſelbſt endlich einmal machen.“

„Daß ich ein Narr wäre! Mir gefällt mein Leben ganz gut — na, und wenn ich auch kein Examen mache, ſo bin ich doch meines Vaters einziger Sohn, und für den iſt ſchon ſo viel da, daß er auch als unexaminierter Staatsbürger behaglich leben kann.“

„Iſt das wirklich dein Ernſt?“

„Warum denn nicht? Meinſt du, daß nur die Leute mit akademiſchem Examen brauchbare Staatsbürger und gute Reichstagswähler geben?“

„Das gerade nicht! Aber das meine ich, daß, wenn einer mal angefangen hat zu ſtudieren, er auch vor ſeinem Gewiſſen, ſeinen Angehörigen und der übrigen Welt verpflichtet iſt, ſein Studium zu Ende zu bringen, wenn es ihm nicht etwa an den geiſtigen Fähigkeiten dazu fehlen ſollte. Die fehlen dir aber ganz und gar nicht, ergo“ —

„Du biſt ein Moralprediger“, warf er unmutig hin.

Und ärgerlich ſchleuderte er ſeine noch brennende Zigarre in weitem Bogen von ſich weg.

Und nun kam ein furchtbarer Augenblick.

Ich ſah, wie die Zigarre funkenſprühend auf das Pferd einer gerade vor einem Hauſe haltenden Equipage niederſauſte und das Tier an den Ohren traf. In demſelben Moment hob es ſich hoch auf die Hinterbeine, riß mit einem jähen Ruck den Wagen vorwärts, ſchlug mit den Vorderhufen wild vor ſich hin und ſtürzte dann zitternd und keuchend in die Knie.

Aus mehreren Kehlen erſchallte ein lauter, entſetzensvoller Schrei.

Einen Augenblick ſtanden wir beide, Ernſt und ich, ſtarr wie gelähmt auf demſelben Fleck.

Dann aber löſte ſich die Starrheit.

Unter dem zuſammengeſtürzten Pferd lag blutend und wimmernd ein kleines, offenbar den niederen Volksklaſſen angehöriges Mädchen.

„Einen Arzt! Einen Arzt!“ ſchrie alles durcheinander.

Da kam Leben in Ernſt.

Im Nu ſtand er drüben neben dem Wagen. Er riß das Pferd in die Höhe, und unbekümmert darum, daß ihn ſelbſt ein wuchtiger Hufſchlag in die Seite traf, zog er das ſtöhnende kleine Weſen hervor.

Es blutete überaus ſtark aus Bruſt- und Kopfwunden.

„Einen Arzt!“ rief auch Ernſt.

„Dicht nebenan wohnt einer“, antwortete eine Stimme.

Im Flug nahm Ernſt das Kind auf die Arme und trug es hinüber zum Arzt.

Vergebliches Bemühen. Der Arzt war nicht zu Hauſe. Ein zweiter ebenfalls nicht, zu dem geſchickt worden war; ſie beſuchten jetzt um die Mittagsſtunde ihre Patienten. Sanitätswachen oder dergleichen aber gab es damals in der kleinen Univerſitätsſtadt noch nicht.

„In die Klinik dann!“ rief ich Ernſt zu, der mit ſeiner blutenden Laſt in dem Hausflur der Arztwohnung ſtand.

„Mein Gott, bis dahin verblutet ſich ja das Kind!“ ſchrie er entſetzt, und furchtbare Angſt ſprach aus ſeinen Zügen.

„Kannſt du denn dem kleinen Weſen nicht einen Notverband anlegen?“ fragte ich. „Im Sprechzimmer des Arztes werden wir doch alles Nötige finden, und man wird es uns gern zur Verfügung ſtellen. Kannſt du denn das nicht, Ernſt?“

Wie geiſtesabweſend ſchüttelte er mit dem Kopfe.

„Ich? Nein. Das habe — ich — noch nicht gelernt, in fünfzehn Semeſtern noch nicht gelernt!“

„Dann zur Klinik! Schnell, ſchnell!“

Ein Wagen war zur Stelle. Ernſt preßte ſein Taſchentuch auf die Stirnwunden des Kindes, und dann ging es in ſchneller Fahrt zur Univerſitätsklinik, die weit draußen vor den Toren lag.

In das leiſe Wimmern des Kindes aber miſchte ſich das ſchmerzvolle Stöhnen eines todernſten Mannes, meines Freundes.

Endlich, endlich waren wir draußen. Mit fliegender Eile ſprang Ernſt die Stufen hinauf zum Verbandſaal, wo er das Kind dem Arzte du jour übergab.

„Ein Unfall?“ fragte dieſer.

„Ja, und ich trage die Schuld daran“, antwortete Ernſt düſter.

Der Arzt unterſuchte das Kind.

„Mein Gott“, ſagte er dann, „war denn niemand da, der einen Notverband anlegen konnte? Das arme, ſchlecht genährte, ſchwache Ding geht zugrunde an dem Blutverluſt.“

Ernſt ſchauerte zuſammen.

Ein prüfender Blick aus den Augen des Arztes fiel auf ihn.

„Sie ſind doch ſelbſt Mediziner, Herr Landers“, ſagte er. „Konnten Sie denn nicht ſelbſt, wenn kein Arzt aufzutreiben war“ —

Er ſtockte. Müde und matt, todblaſſen Antlitzes war Ernſt auf einen Stuhl geſunken.

„Ich — ich“ — ſtammelte er. „Nein, ich konnte gar nichts!“

Der Arzt ſchüttelte den Kopf.

Das Kind wurde verbunden und dann von den Krankenwärtern hinauf in einen Krankenſaal getragen.

Wir gingen. Ernſt ſprach kein Wort. —

Gegen Abend dieſes Tages kam er zu mir.

„Komm!“ ſagte er.

„Wohin?“

„Wohin ſonſt als zur Klinik. Ich will wiſſen, wie es dem Kinde geht.“

Ich begleitete ihn. Wir fuhren hinaus und ſuchten Arzt auf.

„Wie geht es der Kleinen?“ fragte Ernſt, und Scheu, Angſt und Beſorgnis klangen aus ſeinen Worten.

Der Arzt war tieferuſt.

„Sie kommen zu ſpät, meine Herren“, entgegnete er. „Die Kleine iſt vor einer halben Stunde geſtorben. Sie hat den ſtarken Blutverluſt nicht ertragen können. Ein Notverband hätte ſie gerettet, da die Verletzungen ſelbſt nicht zu ſchwer waren.“

Starr und groß ſchaute Ernſt den Redenden an.

„Tot iſt ſie?“ fragte er dann, und ſeine Stimme klang ganz tonlos. „Und ein Notverband hätte ſie retten können?“

„Gewiß. Daß Sie das aber auch nicht machen konnten, Herr Kollege!“

Über Ernſts Geſicht zuckte es hin, aber er ſprach kein Wort, und ſchweigend verabſchiedeten wir uns.

Draußen im Korridor ſtand eine ärmlich gekleidete, bitter weinende Frau, die zwei Krankenſchweſtern zu tröſten verſuchten.

„Es war mein einziges Kind“, ſchluchzte ſie, „und ſo lieb und brav war ſie! Keinen Kummer machte ſie uns“ —

Jetzt wollte aber auch mir das Herz faſt brechen.

Ernſt war an die Frau herangetreten. Er reichte ihr die Hand.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fragte er.

Sie ſah ihn ſtarr an.

„Sind Sie der Herr, der“ —

Ernſt nickte.

„Ich bin es, der die Zigarre fortgeworfen hat.“

„O, Sie! Sie wiſſen nicht, was Sie mir getan haben — einer armen Witwe nahmen Sie die Freude ihres Lebens!“

Er neigte gebrochen das Haupt.

„Ich komme morgen zu Ihnen“, ſagte er. „Wir wollen dann manches miteinander beſprechen. Bis dahin behüte Sie Gott!“

Er bot ihr die Hand. Langſam und zögernd legte ſie die ihre hinein.

Wir gingen. Draußen vor der großen Pforte fragte ich ihn:

„Wohin gehſt du jetzt, Ernſt?“

„Nach Hauſe zu meinen Büchern.“

„Willſt du arbeiten?“

„Ja, denn ich habe das Geſicht des Lebens geſehen, und ich weiß jetzt, daß wir nur in ehrlicher Arbeit das Grauen vor dieſem Meduſenantlitz bannen und bezwingen können.“

Ich drückte ihm herzlich die Hand. —

Aus dem stud. cerevis. wurde ein fleißiger stud. med., der heute längſt ein tüchtiger und geſuchter Arzt in einer deutſchen Großſtadt geworden iſt. Der Mutter des unglücklichen Kindes aber geht allmonatlich eine beträchtliche Geldſumme mit einem freundlichen Briefe zu, der jedesmal unterſchrieben iſt: „Ein ehrlicher Arbeiter.“ Sie weiß es wohl, von wem die Sendung kommt.

Aus der Frauenwelt.

— Das bayriſche Unterrichtsminiſterium hat jetzt in teilweiſer Abänderung der Miniſterialverordnung vom 18. September 1901 genehmigt, daß vom Winterſemeſter 1903/04 an weibliche Studierende mit Reifezeugniſſen deutſcher humaniſtiſcher Gymnaſien und Realgymnaſien zur Immatrikulation an den bayriſchen Univerſitäten zugelaſſen werden.

— Die Hamburger Ortsgruppe des Allgemeinen Deutſchen Frauenvereins und der Verein Hamburger Volksſchullehrerinnen haben gemeinſchaftlich an die zuſtändige Behörde in Hamburg ein Geſuch um Errichtung einer ſtaatlichen Fortbildungsſchule für Mädchen eingereicht.

— Der Verein weiblicher Angeſtellten in Köln hat Fortbildungskurſe in gewerblichen Berufen eröffnet, an die ſich auch eine Unterweiſung im Lithographieren und techniſchen Zeichnen anſchließen ſoll, wodurch den die Kurſe beſuchenden Frauen und Mädchen die Möglichkeit geboten würde, in lithographiſchen und techniſchen Geſchäften Anſtellung zu finden, wie dies bereits in England der Fall iſt.

— In Wien hat der Verband der Genoſſenſchaftskrankenkaſſen im Verein mit der Allgemeinen Arbeiterkrankenkaſſe Frau Dr. med. Friederike Lubinger als Krankenkaſſen-Ärztin für die Behandlung weiblicher Krankenkaſſen-Mitglieder angeſtellt. Frau Dr. Lubinger, die ihre Studien in Bern und Zürich machte ſowie in Zürich die Doktorwürde erwarb, wiederholte ſpäter in Wien ſämtliche Prüfungen und wurde auf Grund derſelben auch dort zum Doktor der Medizin promoviert.

— In der Schweiz haben die neuzeitlichen Beſtrebungen der Frauen vielfach große Fortſchritte gemacht. So hat z. B. der Große Rat des Kantons Baſel unlängſt die Beſtimmung getroffen, daß der Inſpektion der Elementar- und Mädchenmittelſchulen je drei weibliche Schulkommiſſions-Mitglieder angehören ſollen; ferner wird eine ſtaatliche Frauenarbeitsſchule errichtet unter Leitung einer Inſpektion von neun Mitgliedern, von denen ebenfalls drei dem weiblichen Geſchlecht angehören. Dieſer Inſpektion iſt außerdem eine aus ſieben Frauen beſtehende Kommiſſion zur Seite geſtellt. Auch die Kleinkinder-Bewahranſtalten ſollen verſtaatlicht und unter die Leitung einer teilweiſe aus weiblichen Mitgliedern beſtehenden Kommiſſion geſtellt werden.

— In Paris üben gegenwärtig fünfundſechzig weibliche Doktoren der Medizin den ärztlichen Beruf aus, darunter fünfundzwanzig Franzöſinnen, die der Mehrzahl nach bei den Lyzeen der Normal- und höheren Töchterſchulen, den Poſt- und Telegraphenanſtalten ſowie den Krankenpflegerinnenſchulen Anſtellung gefunden haben; einige davon dürfen ſich auch einer ganz anſehnlichen Privatpraxis rühmen. Zehn ausländiſche Ärztinnen ſind an Franzoſen, die zumeiſt gleichfalls Ärzte ſind, verheiratet. Die übrigen dreißig weiblichen Ärzte in Paris ſind Ruſſinnen und Polinnen und gehören dem jüdiſchen Glauben an. Auch in Lyon, Bordeaux, Rouen, Havre, Montpellier, Marſeille, Vichy und Nizza praktizieren weibliche Ärzte, die ſich gut bewähren und eine ausreichende Praxis haben.

— Die große Antiquariatsbuchhandlung Sotheran and Co. in London bietet eine reichhaltige, lediglich das Gebiet der Frauenfrage umfaſſende Bibliothek zum Kauf an. Es iſt eine Sammlung nationalökonomiſcher, die Frauenbewegung behandelnder Bücher und Broſchüren, die im ganzen verkauft werden ſoll, und enthält nicht weniger als 18000 gebundene Bände und 13000 Broſchüren. Man hofft, daß irgendeine öffentliche Bibliothek dieſe einzigartige Sammlung ankaufen werde. Die Werke und Broſchüren ſind übrigens nicht ausſchließlich in engliſcher Sprache, ſondern auch in allen übrigen Kulturſprachen abgefaßt.

— Zur Vorſteherin und Leiterin einer neuerrichteten Sparbank in Richmond, der Hauptſtadt des nordamerikaniſchen Staates Virginia, iſt die Negerin Maggie Walker ernannt worden; der erſte Fall, daß eine Schwarze eine derartige Stellung erhält.

— Der Generalgouverneur von Kiew ſcheint der fortſchrittlichen Frauenbewegung nicht beſonders günſtig geſinnt zu ſein oder wenigſtens von den Leiſtungen der ruſſiſchen Frauen auf den bisher den Männern vorbehaltenen Gebieten nicht viel zu halten. Dies geht recht deutlich aus einem Rundſchreiben hervor, das er kürzlich an die ihm unterſtellten ſtaatlichen und kommunalen Behörden richtete, und in dem er die Anſtellung von Frauen auf Kanzlei- und anderen Poſten der ſtaatlichen und ſtädtiſchen Anſtalten und Inſtitutionen unterſagt. Nicht einmal aushilfsweiſe ſollen die Frauen im ſtaatlichen und kommunalen Dienſt beſchäftigt werden. Die bereits erfolgte Anſtellung von Frauen erklärt der Gouverneur für ungeſetzlich und fordert die adminiſtrativen Behörden auf, die bei ihnen angeſtellten Frauen ſofort zu entlaſſen.

— In vielen öffentlichen Schulen von Neuyork ſind ſeit kurzem Pflegeſchweſtern angeſtellt worden, von denen jede täglich einen Rundgang durch drei bis vier Schulen zu machen und ſich den ihr vom Schularzt bezeichneten und zugewieſenen Kindern zu widmen hat. Nach Schulſchluß ſuchen ſie die etwa erkrankten Schulkinder in den Wohnungen auf und ſtehen den Eltern mit Rat und Tat zur Seite. Hierdurch wird für die Schulen auch eine gewiſſe Kontrolle dafür geſchaffen, daß die Kinder nicht länger als notwendig vom Unterricht zurückbehalten werden.

→ Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig. ←

Den meiſten Menſchen geht es ſo:

Sie kennen ſich in fremden Orten beſſer aus als zu Hauſe, namentlich was Kunſtſchätze und Altertümer in Muſeen anbetrifft. Daraus ſoll man ihnen aber keinen Vorwurf machen. Das Geſchäft und die täglichen kleinen und großen Sorgen laſſen ſie nicht dazu kommen, die Muſeen ihrer Heimat zu beſichtigen — es ſei denn, daß gerade mal Beſuch von auswärts käme, der dann an Hand eines Reiſebuches die Führung komiſcherweiſe ſelbſt übernimmt. Aber wohl dem Menſchen, der bei ſeinen jährlichen Vergnügungs- oder Ferienreiſen noch ſo viel Zeit findet, wenigſtens andere Kunſtſtätten aufzuſuchen und dadurch ſeine Kenntniſſe zu vermehren.

Eine der dankbarſten Gegenden iſt in dieſer Beziehung ohne Zweifel die Rheingegend. Schon den alten Römern war dieſelbe ein Lieblingsplatz der Anſiedlung, und es ſind hier noch eine große Anzahl Überbleibſel und vortreffliche Funde vorhanden, die als ſtumme Zeugen jener Zeit und Kultur noch heute eine beredte Sprache reden. Wer Intereſſe daran hat, dem ſei namentlich der Beſuch von Mainz empfohlen; ſein Muſeum enthält die meiſten und koſtbarſten Funde.

Wer aber Mainz berührt, den machen wir noch auf eine zweite Sehenswürdigkeit aufmerkſam, die man ja nicht übergehe, nämlich die Kelleranlagen der Sektkellerei Kupferberg. Man hat es hier mit einer Anlage zu tun, die in der Welt **einzig** daſteht. Selbſt die größten franzöſiſchen Champagnerfabriken haben derartige Anlagen nicht aufzuweiſen. Die Kellereien der Firma Kupferberg ſind in ſieben Etagen unter der Erde erbaut; jede derſelben iſt mit dem köſtlichen Naß „Kupferberg Gold“ angefüllt. Wie eine unterirdiſche Stadt mit Gäßchen, Straßen, Plätzen und Häuſern, alles elektriſch beleuchtet und elektriſch betrieben, ſo durchlaufen die Keller den Erdboden. Es iſt für den Beſucher immer eine große und angenehme Überraſchung, wenn er das Sonnenlicht von einem viel höher oder tiefer gelegenen Punkte wieder erblickt, je nachdem er ſeine Wanderung von unten oder oben begonnen hat. Dieſe Eigentümlichkeit hat ihre Urſache darin, daß die Kellereien in einem Berge ſich befinden, und zwar in dem hiſtoriſchen Berg „Käſtrich“ (von dem lateiniſchen castrum, d. h. befeſtigtes Lager, von den alten Römern im erſten Jahrhundert nach Chr. erbaut). Der Gründer des Hauſes Kupferberg tat das mit beſonderer Abſicht. Er erkannte mit ſicherem Blick damals ſchon, daß zur Herſtellung eines vorzüglichen Sektes luftige und geſunde Keller eines der Haupterforderniſſe ſeien. Daher erklärt es ſich auch zum Teil, weshalb „Kupferberg Gold“ ſo vorzüglich iſt und ſich ſtets gleich bleibt.

Die Kupferberg-Keller werden jedem Intereſſenten mit Vergnügen gezeigt. Man verſäume deshalb ja nicht, ſie bei Gelegenheit mit zu beſuchen.

(1595)

FORMAN

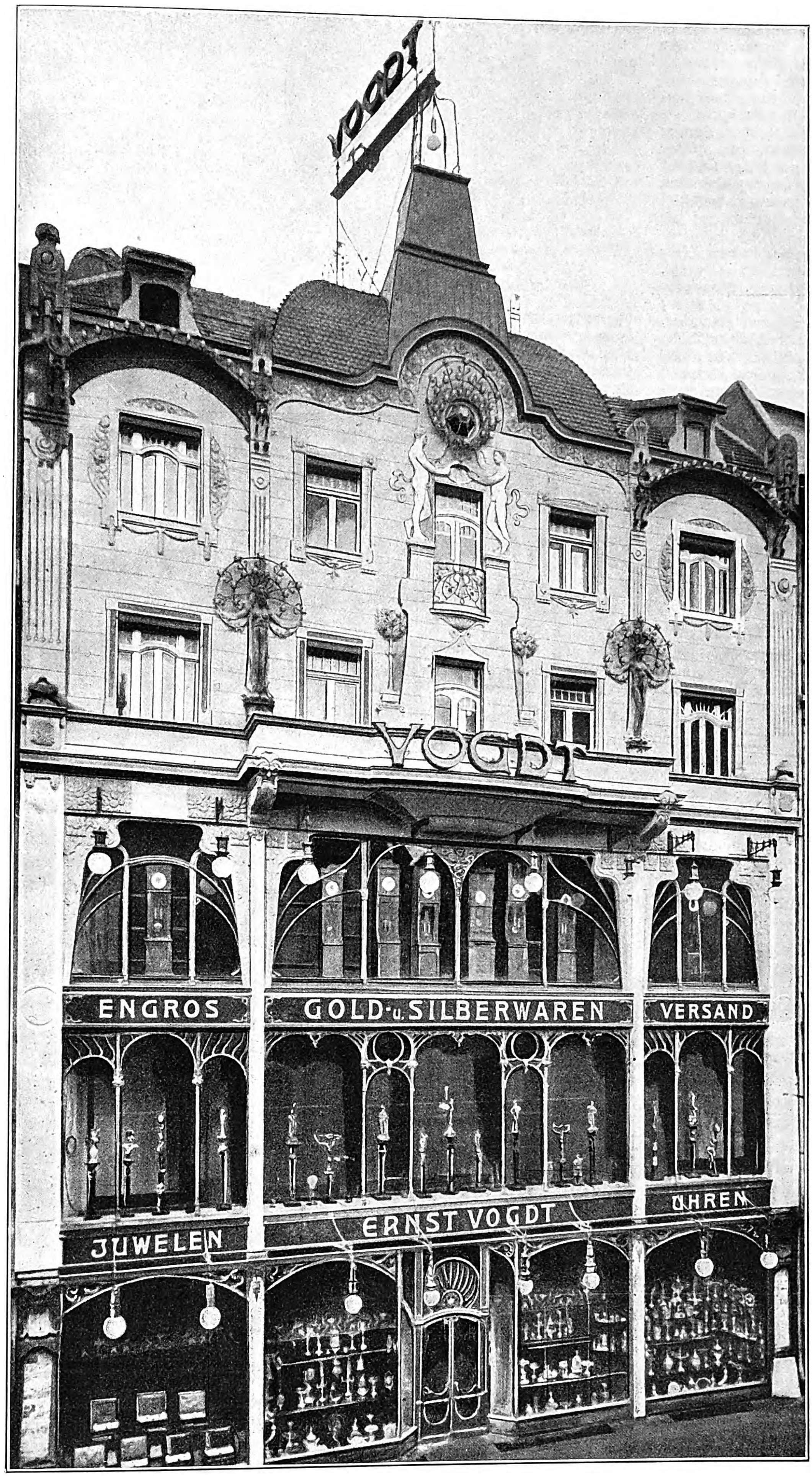
gegen Schnupfen!

kliniſch erprobt und ärztlicherſeits mehrfach als „geradezu ideales Schnupfenmittel“ bezeichnet! Bei leichtem Schnupfen Forman-Watte (Doſe 30 Pfg.), bei ſtarkem Schnupfen Forman-Paſtillen (50 Pfg.) zum Inhalieren mittels Riechgläschens. Wirkung frappant: Bei beginnendem Schnupfen faſt unfehlbar. — In allen Apotheken. — Man frage ſeinen Arzt.

Eine Sehenswürdigkeit

in ſeiner Art bildet das ſoeben vollendete Gold- und Silberwaren-Verſandhaus der altrenommierten Firma **Ernſt Vogdt**, Juwelier, **Breslau**, deſſen Abbildung wir unſern Leſern nebenſtehend vorführen. Es iſt nicht nur eine Zierde der Haupt- und Reſidenzſtadt Schleſiens, ſondern nimmt auch unter den andern Warenpaläſten in den deutſchen Großſtädten einen hervorragenden Rang ein und iſt zur Zeit **das größte Gold- und Silberwaren-Verſandhaus Deutſchlands.**

Das von dem **Architekten Max Kiehnel, Breslau,** künſtleriſch entworfene und unter ſeiner Leitung ausgeführte Gebäude iſt in jeder Hinſicht den Bedürfniſſen der Branche, der es dienen ſoll, angepaßt und iſt nach der neueſten Technik in Eiſenkonſtruktion hergeſtellt worden. Der obere Teil der Faſſade iſt eine Imitation von Tuffſtein, welche neuerdings im Baufach erſt von dem Architekten Kiehnel verwendet wurde. Die an dem Hauſe angebrachten Figuren ſind ebenfalls von derſelben Maſſe angetragen worden. Die beiden oberſten Männergeſtalten, welche plaſtiſch modelliert ſind, tragen einen Ring mit großem imitierten Brillanten, die Frauengeſtalten zu beiden Seiten des Balkons ſchmiedeeiſerne Kränze mit elektriſchen Glühlampen. Unterhalb des Daches iſt ein großer geſchmiedeter Kranz angebracht, der in der Mitte einen leuchtenden Rubin fäßt. Zu beiden Seiten des Daches ſind baldachinartige Verdachungen, welche ebenfalls mit einer Unmenge von Glühlampen dekoriert ſind. In der Haube des Turmes befindet ſich ein elektriſcher Scheinwerfer, der ſchon von weiter Ferne ſichtbar iſt. Auf dem Dache ſelber ſowie an der Faſſade ſind elektriſch ſchreibende Schilder angebracht, welche abends in verſchiedenen Farben brennen. — Der Untergrund der Ornamente des Hauſes iſt mit echt Plattgold vergoldet. Die erſte und zweite Etage iſt Kunſtſchmiedearbeit, das Parterre dagegen aus maſſiv echter Duranabronze, mit reichen, getriebenen, figürlichen und ornamentalen Verzierungen. Die Pfeiler ſind mit echt meißener Majolikenplatten belegt. — Abends erſcheint das Geſchäftshaus in einer feenhaften Beleuchtung, wodurch die ganze Architektur zu beſonderer Geltung kommt.



Geſchäftshaus der Firma Ernſt Vogdt, Juwelier, Breslau.
Größtes Spezial-Verſandhaus der Gold- und Silberwarenbranche.
Entworfen und ausgeführt von Architekt Max Kiehnel, Breslau.

Die vier großen Schaufenſter des Parterre, welche mit Unmengen von Waren geſchmackvoll dekoriert ſind, zeigen die Leiſtungsfähigkeit der Firma. Das eine derſelben enthält Schmuckgegenſtände mit Brillanten, Perlen, Saphiren, Smaragden und anderen echten Edelſteinen in einer Auswahl, die ſelbſt dem verwöhnteſten Geſchmack Rechnung trägt. Das zweite Schaufenſter zeigt nur maſſiv ſilberne Tafelgeräte, Services, Pokale, Fruchtſchalen ꝛc. Das dritte iſt mit kunſtgewerblichen Gegenſtänden der Silberwarenbranche ausgeſtattet, während das vierte Fenſter die koſtbarſten ſilbernen und goldenen Damen- und Herrenuhren, ſowie andere der Uhrenbranche verwandten Gegenſtände zeigt. Die erſte Etage mit 16 m langem Schaufenſter bietet eine große Auswahl der Alfenidewarenbranche, die Schaufenſter der zweiten Etage ſind mit Großuhren dekoriert.

So luxuriös wie die Außenfaſſade ſind auch die inneren Einrichtungen. Die Ausſtellungsſchränke ſind ſämtlich in echt Mahagoni gearbeitet und von der Firma A. Stawenow, Berlin, entworfen und geliefert worden. Große Kronleuchter in echter Bronze dienen zur Beleuchtung der Verkaufs- und Ausſtellungsräume.

Im Parterre iſt der Detailverkauf, in der erſten Etage ſind die Ausſtellungsſäle, in der zweiten Etage befinden ſich die Bureaus, weiter die Uhrmacherwerkſtätten, Goldwarenfabrikation, Expedition ꝛc.

Die Beförderung der das Geſchäft beſuchenden Perſonen in die einzelnen Stockwerke vermittelt ein elektriſch betriebener Fahrſtuhl. Die Beleuchtung der Lokalitäten, ſowie der Betrieb der Motore, Ladung der Akkumulatoren uſw. wird durch eigene große Maſchinenanlage bewerkſtelligt, welche die **Gasmotorenfabrik Deutz** geliefert, die Akkumulatoren ſind von der **Akkumulatorenfabrik Hagen.**

Wie umfangreich und ausgedehnt das Geſchäft iſt, beweiſt, daß die Firma zur Herſtellung ihres Hauptkatalogs jährlich bis zu zehn Waggons Papier verbraucht. Eine eigene große Druckerei mit mehreren Schnellpreſſen, Stereotypie und Galvanoplaſtik iſt das ganze Jahr beſchäftigt, um die Kataloge uſw. herzuſtellen, da jährlich 600000 Kataloge und Proſpekte verſandt werden. Die Druckerei jedoch konnte nicht mehr in dem großen Gebäude Ohlauerſtraße 60 untergebracht werden. Dieſelbe befindet ſich in einem Gebäude der Vorſtadt, welches vor mehreren Jahren eigens dazu erbaut wurde. Breslau hat ſomit das erſte **große Spezial-Kaufhaus der Gold- und Silberwarenbranche.**

Das Perſonal der Firma beſteht aus ca. 100 Perſonen. — Mit kleinen Mitteln etablierte im Jahre 1886 der Inhaber Ernſt Vogdt, welcher gelernter Goldſchmied iſt, ſein Verſandgeſchäft und hat es nach 17jährigem Beſtehen zur heutigen Größe gebracht.

Ein Interview mit Joſef Hofmann.

Was Joſef Hofmann von einem Auditorium und der Stellung eines ausübenden Künſtlers zu demſelben denkt, und wie er ſein Wirken in der Kunſt auffaßt, geht aus einem interviewartigen Geſpräch, das kürzlich ein hervorragender Muſikkritiker mit dem Pianiſten führte, hervor.

Auf die Frage des Kritikers, ob er Freude an ſeinen eigenen Leiſtungen in einem Konzert empfinde, antwortete er: „Nur bedingungsweiſe, vorausgeſetzt, daß ich das nach meinen Begriffen richtige Publikum vor mir habe, wenigſtens aber einige Menſchen herausfinden kann, die während meiner Vorträge mit mir mitempfinden. Wie es kommt, daß der Künſtler dieſe Leute aus der Menge herauszufinden vermag, weiß ich nicht, es ſteht aber für mich feſt, daß ein gegenſeitiges Verſtändnis in dem vorher angeführten Sinne vorhanden ſein kann, ebenſo ſicher wie eine Verſtändigung, die man durch drahtloſe Telegraphie erreicht. Daß dieſer Konnex für die momentane Leiſtung des Künſtlers von großer Wichtigkeit iſt, muß ich daher annehmen, weil der Künſtler dadurch in eine Art Gefühlswechſelwirkung mit dem Publikum tritt, deſſen Erregung auf ſich einwirken läßt und zu wachſend beſſerer Leiſtung angeſpornt wird, welche wiederum auf das Publikum einwirkt!

Die Empfindung baut ſo die Brücke zwiſchen dem Hörer und Künſtler: Die Hörer, durch ſeine Inſpiration beeinflußt, inſpirieren wiederum den Künſtler, und ſo gehen Aktion und Reaktion Hand in Hand, ähnlich wie es der Fall iſt bei Erzeugung von elektriſchen Strömen in einer Dynamomaſchine. Ohne dieſe Mitempfindung kann der Künſtler nicht ſein Beſtes geben, und keine geheuchelte Begeiſterung hilft ihm über den Mangel an wirklichem Verſtändnis ſeiner Zuhörer hinweg.“

Auf eine andere Frage, was bei einem großen reproduktiven Muſiker wohl anders konſtituiert ſein möge wie bei einem Durchſchnittsmenſchen, antwortete er: „Natürlich das Gehirn und nicht die Hände, eher ſchon die Kehle. Das Gehirn aber auch nur teilweiſe, da man mit Recht annehmen muß, daß die muſikaliſchen Funktionen des Gehirns ihr ſpezielles Zentrum haben, ähnlich dem Seh- und Gehörzentrum.

Pianiſt Joſef Hofmann.

Betrachtet man genau den Kopf eines bedeutenden Muſikers, ſo wird man wohl öfters ein ſcharfes Hervortreten der Stirn dicht oberhalb der Augenhöhlen vorfinden. Dieſe abnorme lokale Entwickelung ſtammt wahrſcheinlich von der beſonderen Ausbildung des Gehirns an dieſer Stelle her. Wenn das ganz poſitiv wäre, und man es finden könnte, wie würde man durch Entfernen des muſikaliſchen Nerves die Nachbarn dieſer Patienten erfreuen! Nun ſoweit iſt man noch nicht gekommen, und es iſt anzunehmen, daß die Konzertagenturen es auch nicht ſo weit werden kommen laſſen.“

Auf die Frage, ob die Beſchaffenheit der Hand, z. B. bei einem Klavierſpieler, von Bedeutung ſei, antwortete er: „Für die Technik teilweiſe ja, nicht aber für den Ausdruck des Vortrages, auch nicht einmal für die Schönheit des Tones, da jeder Klavierſpieler nach dem Ohr und nicht nach der Art oder Kraft des Anſchlages die Taſten berührt. Nur die Gehörempfindſamkeit kann ihn dazu bringen, einen wohllauten Klang zu erzeugen. Ich habe ſo oft Klavierſpieler mit den denkbar weichſten Fingern und Händen der Welt den abſcheulichſten, ſpitzeſten Ton erzeugen hören und ebenſo umgekehrt Leute mit knöchigen Fingern, welche die weichſten Klänge erzeugten.

Dieſe Eigenſchaften hängen ausſchließlich von einem empfindſamen Gehörsorgan ab, man muß mit einem ſchönen Ton geboren ſein, erlernen kann man es ſchwerlich, verlernen ſehr leicht! Ebenſo ſteht es mit der Eigenſchaft des Vortragens. Man kann zwar kleinere Veranlagungen durch Erziehung fördern, man kann aber keine große daraus machen. Und ſo kommt es, daß eine große Menge Menſchen mit gewiſſer Geſchicklichkeit und Präziſion Klavier ſpielt, dabei aber immer ihr Inſtrument wie einen Feind betrachtet, mit unangebrachter Gewalt darauf herumpoltert und dabei die eigentliche Aufgabe der Muſik: — die individuelle Ausſprache — nicht zu Stande bringt. Um ſich ausſprechen zu können, muß man erſt empfinden können. Man muß ganz und gar von ſeiner Aufgabe innerlich erfüllt ſein, ehe man ſie an ſeine Hörer mitzuteilen vermag. Um dies aber tun zu können, muß man ein „Geborener“ und nicht ein „Erzogener“ ſein.“

Sie halten alſo die Erziehung eines „Gebornen“, wie Sie ſagen, für überflüſſig?

Gewonnener Erfolg.

Den Tag, an dem wir etwas Wichtiges unternehmen und glücklich vollenden, betrachten wir als einen guten Tag, und jeder gute Tag bedeutet Erfolg und Fortſchritt im Leben. Wer ein Mittel findet, das ein Leiden erleichtert, deſſen Weiterentwicklung aufhält und es ſchließlich heilt, kann auch von einem guten Tag, ja von einem Glückstag reden. Hier iſt ein diesbezüglicher Fall:

Köln-Lindenthal, Thereſienſtraße 102, den 11. Juni 1903.

Meiner Überzeugung nach hat Ihre Scotts Emulſion allein unſere kleine Frieda, die jetzt 4 Jahre alt iſt, zu einem geſunden kräftigen Kinde gemacht. Ich hätte nie geglaubt, daß die Kleine, die ſo ſchwach und durch die Engliſche Krankheit ſehr zurückgekommen war, daß ſie mit 2½ Jahren noch nicht allein laufen konnte, ſich jemals ſo erholen würde. Die Beine waren vollſtändig verkrümmt und außerdem hatte das Kind eine ſogenannte Hühnerbruſt. Durch eine Bekannte auf Ihre Scotts Emulſion aufmerkſam gemacht, ließ ich die Kleine das Präparat längere Zeit nehmen, und der Erfolg iſt ein vorzüglicher. Das Mittel machte ihr ſofort beſſeren Appetit, und hat derart kräftigend gewirkt, daß ſie die Krankheit nun völlig überwunden hat. Sie iſt jetzt ein munteres, kräftiges Kind, die hohe Bruſt hat ſich verloren, und die Beinchen haben ſich ausgewachſen. Ich werde Ihnen ein Bild der Kleinen zuſenden, damit Sie ſich überzeugen können, wie ſie jetzt ausſieht. Mit herzlichſtem Dank grüßt Sie freundlich Ihre

(gez.) Frau Phil. Perſch.

Mit wenig Erfolg hat man verſucht, für den jetzt ſo ſchwer erhältlichen Lebertran einen Erſatz zu finden. Für Scotts Emulſion, bei deren Herſtellung ausſchließlich nur der reinſte und beſte Lebertran zur Verwendung kommt, gibt es keinen Erſatz! Ihre Wirkſamkeit, welche die des gewöhnlichen Lebertrans bei weitem übertrifft, ihre Leichtverdaulichkeit und ihr Wohlgeſchmack machen Scotts Emulſion zu einem Präparate, das ſich nicht durch billige Miſchungen erſetzen läßt.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glyzerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Öl je 2 Tropfen. (1310)

Echter Thorner Honigkuchen
Honigkuchenfabrik Herrmann Thomas, Thorn
Königl. Kaiserl. Hoflieferant.
Postkisten sortierten Inhalts im Werte
von 6—10 Mark.
(1556)

Bei Bedarf von Tel. Adr. Austernbank.
feinsten holländischen Austern
& Caviar
wende man sich an Adolph Weber & Sohn, Hamburg 1.
Weihnachtsaufträge erbitten rechtzeitig.
(1430)

Hunyadi János
SAXLEHNER'S NATÜRLICHES BITTERWASSER
Mild abführende Wirkung. Vorzüglich gegen
Constipation, gestörte Verdauung, Congestionen. etc.
(794)

MOITRIER's METZER
CONSERVEN. Anerkannt bestes Fabrikat.
Gemüse, Früchte, Champignons, Trüffeln etc.

Emser Pastillen!
Emser Kränchen-
Kesselbrunnen-Pastillen
sowie
Emser Pastillen mit Plombe
(letztere bisher von der Gesellschaft der König-Wilhelms-Felsenquellen in Ems vertrieben),
beide unter Staatskontrolle in den eigenen Betrieben des Staates mit rein natürlichem Emser Quellsalz hergestellt.
Natürliches
Emser Quellsalz
in Flaschen. (999)
Zu haben in allen Apotheken, Drogen- und Mineralwasserhandlungen.
Königl. Bade-Verwaltung Ems.

Soolbäder im Hause
Dr. med. Alwin Müller
LEIPZIG.
Neues eisenhaltiges
Mutterlaugen-
Neurogen
Badesalz
Bewährt bei Fettleibigkeit, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Lungen-, Leber-, Nieren-, Frauen- u. Kinder-Krankheiten.
Prospekt verlangen!
zu jeder Jahreszeit!
Preis: 100 Ko. ℳ 6.30, 50 Ko. ℳ 4.25, 25 Ko. ℳ 2.70 ab Bahnhof.
(11)

Gegen schädl. Korpulenz u. deren Folgen
empfehlen jetzt viele Aerzte „AMIRAL“, ein 1000fach bewährtes und einfaches Verfahren (äußerlich) von absoluter Unschädlichkeit und bequemster und angenehmster Anwendungsweise. „AMIRAL“ verschönt und verjüngt und ist einzig in seiner Art. Keine Diät, sicherer und rascher Erfolg. Ausführliche Broschüre mit zahlreichen ärztl. Gutachten u. Dankschreiben gegen Einsendung von 20 Pfg. in Marken von Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerstr. 8 a—d.
(39)

Graue Haare
erhalten ihre ursprüngl. Farbe von Blond, Braun oder Schwarz sofort dauernd waschecht wieder d. mein unschädl. u. untrügliches Mittel „Kinoir“ (gesetzlich geschützt) à 4 M. 1 Jahr ausreich. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 (Colonnaden) bei Franz Schwarzlose.
(778)

Dr. med. Pfeuffer's Hämoglobin
(d. Erfind. 20927 vom 10. Juni 1882 ab). (1626)
In der kgl. Universitäts-Kinderpoliklinik zu München, Reisingerianum etc. fortwährend in Anwendung. Für Erwachsene und für Kinder! — Vorzügliche Zeugnisse. — Beste Wirkung bei Blutarmuth und Bleichsucht, sowie gegen Schwäche nach Influenza-Fieber. Erhältlich in den Apotheken à ℳ 1.60 und à ℳ 3.—.
En-gros: Ludwigs-Apotheke, München.

CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke
für feine Sorten

Aſthma oft heilbar.

Die unten veröffentlichten Ausſagen beſtätigen die Angaben von Dr. Schiffmann, daß ſein Mittel ein vorzügliches, oft wirkſames Heilmittel für Aſthma iſt. „Ich ſehe mich veranlaßt, für das mir zugeſandte Aſthma-Pulver meinen wärmſten Dank auszuſprechen. Oft war ich ſchon ſo mißmutig und dachte: ach! brauchte ich doch überhaupt nicht mehr Atem zu holen! Jede Arbeit, ja ſogar das Gehen wurde mir ſchwer. Gingen wir mehrere zuſammen, ſo blieb ich immer zurück und konnte kaum mitkommen. Viele meinten, ich wäre doch noch ſo jung, ich müßte etwas dagegen thun. Ich ließ auch die Zeit nicht unnütz verſtreichen, verſuchte ſo mancherlei, doch nichts hatte einen ſo ſchnellen Erfolg wie Ihr Aſthma-Pulver. Ich werde dasſelbe nicht eingehen laſſen, damit ich bei einem wiederholten Anfall gleich etwas dagegen thun kann Ich kann jetzt wieder mit Luſt und Liebe meine Arbeit aufnehmen und denke, es giebt doch keinen größeren Reichtum als die Geſundheit. Soweit es in meinen Kräften ſteht, werde ich das Aſthma-Pulver zu verbreiten ſuchen.“ (Gezeichnet) Eliſe Retthy, Burg Ein anderer Leidender ſchreibt: „Das mir zugeſandte Dr. Schiffmann's Aſthma-Pulver iſt ein vorzügliches Mittel; es giebt nach dem Einatmen ſofort Linderung. Dank dem himmliſchen Arzt, der das Kraut dazu wachſen läßt, Dank dem Arzt, der Pulver daraus machte! Ich möchte ſagen, daß es bis jetzt das beſte Mittel gegen Aſthma iſt und will ich dasſelbe hiermit jedem, der an dieſer Krankheit leidet, dringend empfehlen.“ (Gezeichnet) Johannes Kaiſer, Landwirt, Nieder-Mockſtadt. Erhältlich in allen Apotheken. Man verlange eine Gratisprobe unter Einſendung einer 10-Pfg.-Marke für Porto von der Victoria-Apotheke, Berlin SW., Friedrichſtraße 19a. Bestandtheile: 34.90 Prozent Salpeter, 51.10 Prozent Südamerikanischer Stechapfel, 14 Prozent Riechender Kugelkolben

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann die feinsten Tafelliköre, wie à la Chartreuse, à la Benédictine, Curaçao etc. selbst bereiten, u. zwar auf einfachste u. billigste Weise in einer Qualität, die den allerbesten Marken gleichkommt. Es geschieht dies mit Jul. Schraders Likör-Patronen, welche für za. 90 Sorten Liköre von der Firma Jul. Schrader in Feuerbach bei Stuttgart bereitet werden. Jede Patrone gibt 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur 60—90 Pf. Man lasse sich von genannter Firma gratis u. franko deren hübsche Broschüre kommen.

LE TRÈFLE INCARNAT
DE L·T·PIVER
PARFUM A LA MODE
(423)

Wirkung
durch
Charis
ärztl. geprüft
Patent in Österreich
u. and. Staat.
VOR GEBRAUCH
NACH GEBRAUCH.

„Charis“ Deutsch. Reichspat. 131122 bes. Falten, Runzeln, eckige, häßliche Gesichts- und Nasenform, unschöne Züge. Dauernd. Erfolg gar. N. Aussage v. Kunden a. b. Kopfschmerz u. Schlaflosigkeit vorz. bewährt. Orthop. Anwendg. z. Hause. „Sei gegrüßt“! Deutsch. Reichspat. 143308, macht d. Teint natürlich rosig zart. Prosp. g. Porto. Frau Schwenkler, Berlin W. 5, Potsdamerstr. 86 B.

FERNET-BRANCA
(Magenbitter)
Specialität von FRATELLI BRANCA in Mailand,
alleinige Inhaber des berühmten Original-Receptes.
Diätetisches, kräftigendes, stärkendes,
die Verdauung beförderndes,
von den hervorragendsten Aerzten empfohlenes Getränk.
Unentbehrlich in jeder Familie. — Achtung vor Nachahmungen.
Vertreter in Leipzig: Honiche Bruno, Emilienstrasse 17.

VERMOUTH (291)
von
FRATELLI BRANCA
MAILAND.

„Durchaus nicht, in gewiſſen Grenzen aber nur. Man ſoll ihn leiten, aber nicht verleiten, d. h. man ſoll ihn auf gewiſſe Gefahren aufmerkſam machen, ſonſt aber ihn ſeine Wege gehen laſſen. Eine geſunde urwüchſige Pflanze bedarf eines Treibhauſes nicht. Man ſoll ſich auch vor dem Überſtudieren in acht nehmen, dabei kann man eine Sache förmlich tot ſpielen (oder ſingen), fällt zu viel in Details und verliert den Blick über das Ganze. In einem ſolchen Falle iſt es vorzuziehen, beim Vorſpielen eines auf dieſe Weiſe ſtudierten Stückes ſich auf ſeine Spontanität zu verlaſſen. Das Überſtudieren hat ſchon ſehr vielen geſchadet, und ſicher iſt manches Talent auf dieſe Weiſe zu Grunde gerichtet worden. Selbſt eine Springfeder kann nur eine gewiſſe Spannung vertragen, wenn ſie ihre Elaſtizität und Spannkraft behalten ſoll. Zu weit ausgeſpannt, über ein gewiſſes Maß gebogen, ſpringt ſie und iſt dahin!" Komponieren Sie auch? „Ja, gewiß! Wer tut das nicht? Seit vielen Jahren aber halte ich mich mit meinen neueren Werken der Öffentlichkeit fern, da ich heute nicht billigen kann, was ich geſtern für einwandsfrei erklärte. Außerdem ſpiele ich ſo viel öffentlich und dann nur fremde Werke (voriges Jahr z. B. habe ich 134 Konzerte in Nordamerika gegeben), daß ich beim „Produzieren" beſtändig fürchte, unwillkürlich zu „reproduzieren"! Freilich, hat ein Komponiſt kein Gewiſſen, dann ſtört ihn das wenig; es gibt ja kein Gefängnis für diejenigen, die Muſik ſtehlen."

Sie ſprachen vorher über den „geborenen" und den „erzogenen" Muſiker; glauben Sie nicht, daß es vielleicht viele Menſchen gibt, die muſikaliſch geboren ſind, denen aber das Techniſche nicht mitangeboren iſt, und die deshalb nicht imſtande ſind, ſich individuell muſikaliſch ausſprechen zu können?

„Ihrer Meinung ſtimme ich entſchieden bei und muß unwillkürlich an eine der großartigen Erfindungen des 20. Jahrhunderts denken, welche vielen Leuten, die der Technik entbehren, ermöglicht, ihre muſikaliſchen Empfindungen auszudrücken. Sie werden wohl erraten haben, daß ich dabei an die Pianola denke, die meines Wiſſens nach das erſte Inſtrument dieſer Art war und wohl heute noch das „Erſte" iſt."

Glauben Sie, daß man wirklich auf der Pianola künſtleriſch Vollkommenes bieten kann?

„Nein und ja! Einen Rubinſtein kann die Pianola nicht erſetzen, denn angenommen, ſie hätte eine ähnliche Konſtitution wie er, als Motor, ſo müßte unbedingt er noch derjenige ſein, der ſie ſpielte. Außerdem iſt der Menſch als ſenſibler Motor das Höchſte und wird es auch immer bleiben. Pianola aber hat auch einen ganz anderen Zweck, wie etwa die „Größten" zu erſetzen. Pianola ſoll die Technik, die nur Mittel zum Zweck ſein ſollte, heutzutage aber oft als Endzweck des Klavierſpiels angeſehen wird, als etwas alltägliches erſcheinen laſſen. Wenn jemand täglich die komplizierteſten Klavierſtücke techniſch vollkommen zum Vortrage bringen kann, der wird im Anhören eines Klavierſpielers ſicherlich dem rein Techniſchen keine beſondere Beachtung ſchenken, ſondern ſich dann nur ausſchließlich der Beurteilung der muſikaliſchen Beſchaffenheit des Vortrages widmen. Ferner geſtattet die Pianola dem mäßigſt Veranlagten, ſich mit den beſten und oft ſchwierigſten Kompoſitionen zu befreunden und ſie individuell zum Vortrag zu bringen!"

Das ſind alles ſo wichtige Eigenſchaften dieſes Inſtrumentes, daß ich mit Freuden dasſelbe begrüße und ihm eine große Verbreitung wünſche."

Was Sie mir über dieſes Inſtrument geſagt haben, veranlaßt mich, die Frage an Sie zu richten, ob Sie dieſes Inſtrument je zu ihren Zwecken verwendet haben?

„Gewiß und zwar hauptſächlich zum Erlernen neuer, mir noch unbekannter Werke. Ich ſpiele mir dieſe gewöhnlich ein paarmal auf der Pianola vor, um mit der Klangbeſchaffenheit derſelben erſt vertraut zu werden und leſe dann erſt die Kompoſition durch, was mir ganz bedeutend das Letztere erleichtert. Übrigens, wie ich es ermittelt habe, tun es mir bereits einige Kollegen nach und ſind nicht weniger davon entzückt als ich."

Ihrer Anſicht über Pianola entnehme ich, daß Sie wohl die Konſtruktion dieſes Inſtrumentes bereits durch und durch kennen?

„O ja! Ich habe eine beſondere Schwäche für alles, was Räder und Hebel hat und habe ſelbſt ſogar ſchon ſo manche Maſchine konſtruiert —, die nicht ging. Außer Muſik und Lektüre iſt das meine einzige Leidenſchaft, der ich ſehr viel Zeit widme. Ich experimentiere gewöhnlich ſo den halben Tag durch. Das Automobil als Maſchine iſt für mich natürlich das Höchſte; es hat ja auch am meiſten Räder und Hebel. Wenn ich meine Reparaturrechnungen durchblättere, wünſche ich dann allerdings, es hätte weniger davon."

Haben Sie ſchon größere Touren auf einem Automobil gemacht?

„Jawohl, Paris-Berlin z. B. und zwar mit einem Serpollet-Dampfwagen, welches Syſtem ich dem Benzinwagen des ruhigen Ganges halber vorziehe. Ein Dampfwagen läuft eben wie keiner, ſogar noch ruhiger als ein elektriſcher, da bei dem letzteren die Zahnräder durch die hohe Tourenzahl des Motors ein unangenehmes Singen verurſachen!"

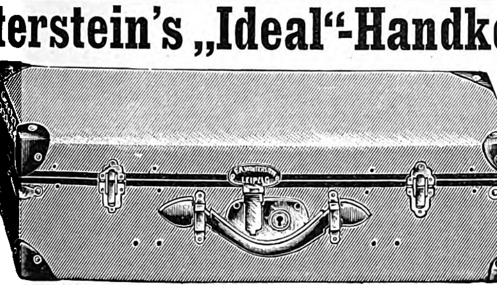
Sie ſind alſo entſchieden für den Dampfmotor?

„Ja, ich halte viel von dieſem Betrieb für die Zukunft. Bis jetzt hat man ſich mit dieſer Art Wagen noch nicht genügend befaßt, lange nicht ſo viel wie mit den Benzinmotoren, fängt jetzt aber an, beſonders in Amerika, große Fortſchritte darin zu machen. Man hat jetzt drüben, auch in Deutſchland (Syſtem Stoltze) ſchon ſehr brauchbare Dampfwagen konſtruiert, und ich glaube, daß das Dampfautomobil in kurzer Zeit den Markt beherrſchen wird. (1622)

Seide zum Kleide
und Blusen in unerreichter Auswahl. Wundervolle Neuheiten in allen Preislagen von 95 Pf. an. Porto- und zollfreier Versand an Jedermann. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union **Adolf Grieder & Cie., Zürich H 57**
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

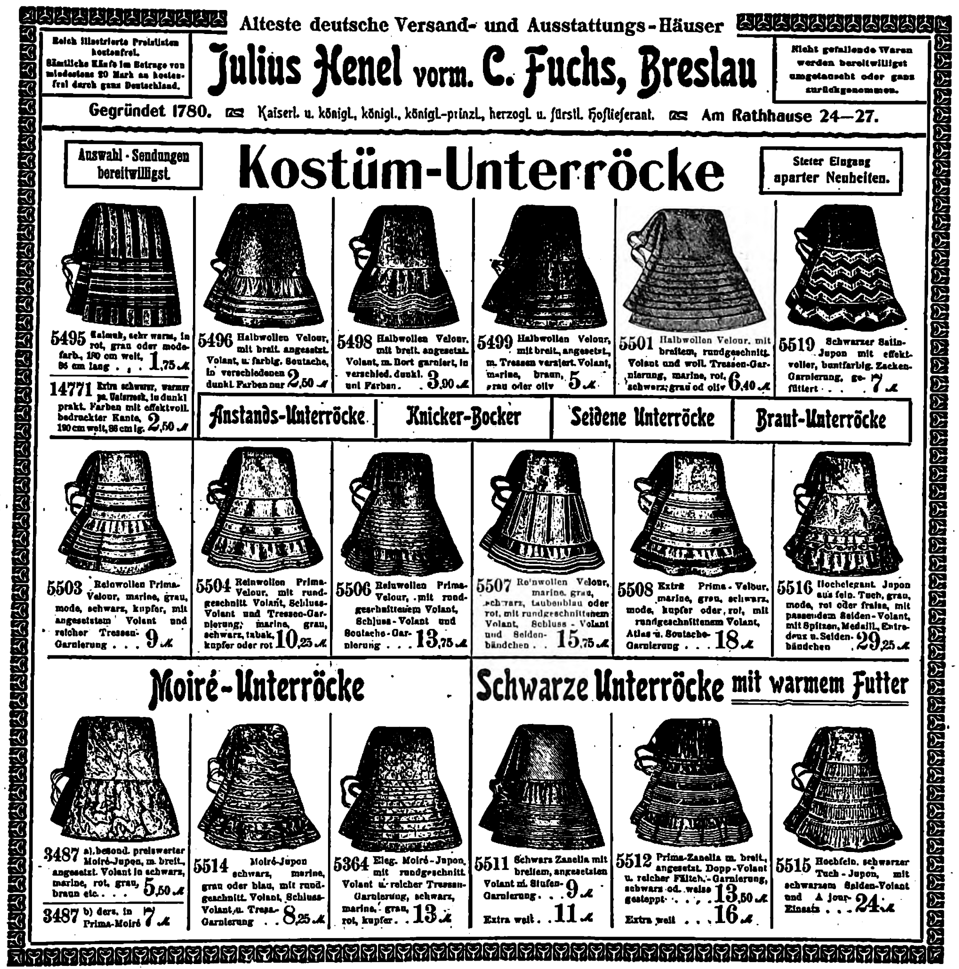
Sanatogen
für die Nerven.
Broschüre auf Wunsch gratis und franko durch
BAUER & Cie., Berlin SW. 48.
(1521)

Winterstein's „Ideal"-Handkoffer.



Äußerst leicht solid billig. Äußerst leicht solid billig.
Hochmoderner Handkoffer. — Rindleder imit. — Hochmoderner Handkoffer.
Nr. 4610. 55×34×15 cm, Gew. ca. 2,3 kg, M. 13.50 | Nr. 4598. 65×36×17 cm, Gew. ca. 2,8 kg, M. 16.50
Nr. 4597. 60×35×16 cm, Gew. ca. 2,5 kg, M. 15.00 | Nr. 4599. 70×37×18 cm, Gew. ca. 3,1 kg, M. 18.00
Nr. 4600. 75 cm lang, 38 cm breit, 19 cm hoch, Gewicht ca. 3,4 kg, M. 19.50.
Derselbe hochmoderne Handkoffer in **echt Natur-Rindleder, hochelegant:** 55 cm M. 27.00, 60 cm M. 31.00, 65 cm M. 35.00, 70 cm M. 39.00, 75 cm M. 43.00.
☞ **Winterstein's große Idealkoffer** in allen Größen, 60 bis 106 cm, M. 20.00 bis M. 68.00. Die leichtesten Koffer der Gegenwart, viel billiger wie jeder Rohr- und Patentkoffer. (1519)
Goldene und silb. Med. * Preislisten kostenfrei. * Goldene und silb. Med.
F. A. Winterstein, Koffer-, Taschen- und Lederwarenfabrik, gegr. 1828, **Leipzig,** Hainstraße Nr. 2.

STIEFEL-BLÖCKE
Ein notwendiges Werkzeug zur Instandhaltung des Schuhwerks. Man verwerfe verstellbare Strecker und verlange in Form und Grösse **richtig passende** Behrens'sche Blöcke mit obiger Schutzmarke Zu haben in besseren Schuhgeschäften, wo nicht erhältlich liefere ich direkt. — Illustrierter Katalog kostenfrei.
C. Behrens, Alfelder Schuhleistenfabriken, **Alfeld a. L.** (Hannover).
(730 b)



Älteste deutsche Versand- und Ausstattungs-Häuser
Reich illustrierte Preislisten kostenfrei. Sämtliche Käufe im Betrage von mindestens 20 Mark an kostenfrei durch ganz Deutschland.
Julius Henel vorm. C. Fuchs, Breslau
Nicht gefallende Waren werden bereitwilligst umgetauscht oder ganz zurückgenommen.
Gegründet 1780. Kaiserl. u. königl., königl., königl.-prinzl., herzogl. u. fürstl. Hoflieferant. Am Rathhause 24—27.
Auswahl-Sendungen bereitwilligst.
Kostüm-Unterröcke
Steter Eingang aparter Neuheiten.
5495 Salmuk, sehr warm, in rot, grau oder modefarb., 180 cm weit, 86 cm lang . . . 1,75 ℳ
14771 Extra schwerer, warmer pa. Unterrock, in dunkl prakt. Farben mit effektvoll. bedruckter Kante, 190 cm weit, 86 cm lg. 2,50 ℳ
5496 Halbwollen Velour, mit breit. angesetzt. Volant, u. farbig. Soutache, in verschiedenen dunkl. Farben nur 2,50 ℳ
5498 Halbwollen Velour, mit breit. angesetzt. Volant, m. Bort garniert, in verschied. dunkl. uni Farben . . 3,90 ℳ
5499 Halbwollen Velour, mit breit., angesetzt., m. Tressen verziert. Volant, marine, braun, grau oder oliv 5 ℳ
5501 Halbwollen Velour, mit breitem, rundgeschnitt. Volant und woll. Tressen-Garnierung, marine, rot, schwarz, grau od oliv 6,40 ℳ
5519 Schwarzer Satin-Jupon mit effektvoller, buntfarbig. Zacken-Garnierung, gefüttert . . . 7 ℳ
Anstands-Unterröcke | Knicker-Bocker | Seidene Unterröcke | Braut-Unterröcke
5503 Reinwollen Prima-Velour, marine, grau, mode, schwarz, kupfer, mit angesetztem Volant und reicher Tressen-Garnierung . . . 9 ℳ
5504 Reinwollen Prima-Velour, mit rundgeschnitt. Volant, Schluss-Volant und Tressen-Garnierung; marine, grau, schwarz, tabak, kupfer oder rot 10,25 ℳ
5506 Reinwollen Prima-Velour, mit rundgeschnittenem Volant, Schluss-Volant und Soutache-Garnierung . . . 13,75 ℳ
5507 Reinwollen Velour, marine, grau, schwarz, taubenblau oder rot, mit rundgeschnittenem Volant, Schluss-Volant und Seidenbändchen . . 15,75 ℳ
5508 Extra Prima-Velour, marine, grau, schwarz, mode, kupfer oder rot, mit rundgeschnittenem Volant, Atlas u. Soutache-Garnierung . . . 18 ℳ
5516 Hochelegant. Jupon aus fein. Tuch, grau, mode, rot oder fraise, mit passendem Seiden-Volant, mit Spitzen, Medaill., Entredeux u. Seidenbändchen . 29,25 ℳ
Moiré-Unterröcke
3487 a) besond. preiswerter Moiré-Jupon, m. breit. angesetzt. Volant in schwarz, marine, rot, grau, braun etc. . . . 5,50 ℳ
3487 b) ders. in Prima-Moiré 7 ℳ
5514 Moiré-Jupon schwarz, marine, grau oder blau, mit rundgeschnitt. Volant, Schluss-Volant u. Tress.-Garnierung . . 8,25 ℳ
5364 Eleg. Moiré-Jupon, mit rundgeschnitt. Volant u. reicher Tressen-Garnierung, schwarz, marine, grau, rot, kupfer . . 13 ℳ
Schwarze Unterröcke mit warmem Futter
5511 Schwarz Zanella mit breitem, angesetzten Volant m. Stufen-Garnierung . . . 9 ℳ
Extra weit . . 11 ℳ
5512 Prima-Zanella m. breit. angesetzt. Dopp.-Volant u. reicher Fältch.-Garnierung, schwarz od. weiss gesteppt . . . 13,50 ℳ
Extra weit . . . 16 ℳ
5515 Hochfein. schwarzer Tuch-Jupon, mit schwarzem Seiden-Volant und A jour-Einsatz . . . 24 ℳ
(1620)

Markt-Taschen mit Schutzmarke ERNOL sind die besten
WOLFF, BAAD & Co. WIEN-XIV/1
Illustr. Preiskourante für Wiederverkäufer gratis u. franko
(1474)

Jede * * sparsame Hausfrau
Billig! Nahrhaft!
kann aus dem ungeheuren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt reichen Nutzen ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee", Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Cotelettes (Schlüsselmarke) zu Mk. 2.—,
„ Bratschellfische „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht. — Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellung erbeten an die (1167)
Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee" in Nordenham VII a. d. Weser.

Rüger
Mit Rüger's-Kinder-Lotto-Karten.
Kakao Schokolade

Neue Erſcheinungen des deutſchen Buchhandels für die Leſer der „Illuſtrirten Zeitung“ zuſammengeſtellt.

Geſchenkwerke.

Fritz Anders, Skizzen aus dem heutigen Volksleben. Dritte Sammlung. (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.) ℳ 4.—.

Alexander Andreas, Feuer! Erinnerung aus dem ruſſiſchen Polizeileben. (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.) ℳ 6.—.

Ludwig Bauer, Die Beſiegten. Kleine Tragödien der Zeit. (J. C. C. Bruns Verlag, Minden.) ℳ 1.50.

Heloiſe von Beaulieu, Höhenluft. Novellen. (Heinrich Minden, Dresden.) ℳ 3.—.

Michael Bernays, Schriften zur Kritik und Literaturgeſchichte. Neue Ausgabe in 4 Bänden. Zweiter Band. (B. Behr, Berlin.) ℳ 3.—.

Max Bewer, Lieder aus der kleinſten Hütte. Zweite, vermehrte Aufl. (Goethe-Verlag in Dresden-Laubegaſt.) ℳ 4.50.

Dr. Albert Bielſchowsky, Goethe. Sein Leben und ſeine Werke. Zweiter Band. (C. H. Beckſche Verlagsbuchh., München.) ℳ 7.—.

Blüten aus dem Treibhauſe der Lyrik. Eine Muſterſammlung. Mit 49 Illuſtrationen von Prof. Max Klinger. Vierte Auflage. (Johann Ambroſius Barth, Leipzig.) ℳ 2.50.

Ida Boy-Ed, Die Ketten. Roman. (Velhagen & Klaſing, Bielefeld.) ℳ 6.—.

Georg Brandes, Geſtalten und Gedanken. Eſſays. Inhalt: Kritiſche Abhandlungen — Betrachtungen — Porträts — Politik — Reiſeeindrücke — Plaudereien. (Albert Langen, München.) ℳ 10.—.

Brockhaus' Konverſations-Lexikon. Vierzehnte, vollſtändig neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläums-Ausgabe in 16 Bänden. (14. bis 16. Band: Rudera bis Zz.). (F. A. Brockhaus, Leipzig.) Pro Band ℳ 12.—.

Bunſeniana. Ein Sammlung von humoriſtiſchen Geſchichten aus dem Leben von **Robert Bunſen** nebſt einem Anhang von pfälziſchen Lyceums-Anekdoten. Erzählt von einem, der vieles miterlebt und das übrige aus guten Quellen geſchöpft hat. (Carl Winter, Heidelberg.) ℳ —.80.

Björnſtjerne Björnſon, Ein Falliſſement. Schauſpiel in 4 Akten. Berechtigte Überſetzung von Cläre Greverus Mjöen. (Albert Langen, München.) ℳ 2.—.

L. Darmſtädter und R. du Bois-Reymond, Viertauſend Jahre Pionierarbeit in den exakten Wiſſenſchaften. Eine Encyklopädie der Großtaten der geſamten exakten Wiſſenſchaften, der Aſtronomie, Chemie, Mathematik, Medizin, Phyſik uſw. (J. A. Stargardt, Berlin.) ℳ 5.—.

Dr. E. Dennert, Bibel und Naturwiſſenſchaft. Gedanken und Bekenntniſſe eines Naturforſchers. Zweite Auflage. (Max Kielmann, Stuttgart.) ℳ 5.—.

Helene Dieſener, Gedichte. (E. Pierſon, Dresden.) ℳ 1.50.

Hannibal Graf zu Dohna, Kulturbilder von den Geſtaden des Mittelländiſchen Meeres. Federzeichnungen eines Dilettanten. Inhalt: Korſikana (1895) — Stabiana (1898) — Siciliana (1900). (Georg Wigand, Leipzig.) ℳ 2.80.

Max Dreßler, Die Welt als Wille zum Selbſt. Eine philoſophiſche Studie. (Carl Winter, Heidelberg.) ℳ 3.—.

Prof. Dr. Arthur Drews, Nietzſches Philoſophie. (Carl Winter, Heidelberg.) ℳ 10.—.

Ernſt Eckſtein, Der ſchwarze Engel. Novellen. (Bonz & Co., Stuttgart.) ℳ 2.40.

Max Eyth, Im Strom unſerer Zeit. Aus den Briefen eines Ingenieurs. Erſter Band: Lehrjahre. (Carl Winter, Heidelberg.) ℳ 5.—.

Franz M. Feldhaus, Die Erfindung der Elektriſchen Verſtärkungsflaſche durch Ewald Jürgen von Kleiſt. (Carl Winter, Heidelberg.) ℳ —.80.

— — **Lexikon der Erfindungen und Entdeckungen auf den Gebieten der Naturwiſſenſchaften und Technik.** In chronologiſcher Überſicht mit Perſonen- und Sachregiſter. (Carl Winter, Heidelberg.) ℳ 4.—.

Wählen Sie zwiſchen
Spiritus- und Petroleum-Beleuchtung,
so beachten Sie, daß

Petroleum	Spiritus
die Bassins und Lampen durch Schwitzen stets unrein hält,	vollkommen reinlich ist,
tägliches Reinigen des Cylinders erfordert,	etwa alle 4 Wochen eine Reinigung des Cylinders erfordert,
tägliches sorgfältiges Putzen des Dochtes verlangt,	kein tägliches Putzen, sondern nur alle 3 bis 4 Monate einen leicht zu bewirkenden Ersatz der Dochte verlangt,
blakt und riecht,	vollkommen blak- und geruchfrei ist,
stark belästigende Hitze ausstrahlt,	durch Wärmeausstrahlung nicht lästig wird,
ein mattes gelbes Licht gibt,	schönes, weißstrahlendes, dem Gasglühlicht ebenbürtiges Licht gibt,
gegen Wind und Luftzug leicht empfindlich ist,	selbst bei starkem Winde und Luftzug nicht erlischt,
nach dem Anzünden ein wiederholtes Regulieren der Flamme erfordert,	gleichmäßig ohne jegliche Regulierung brennt,
pro 10 Hefnerkerzen und Stunde 9/10 Pfg. kostet.	pro 10 Hefnerkerzen und Stunde 6/10 Pfg. kostet.

Man verlange nur

Spiritus-Glühlicht-Brenner
für Innen- und Außen-Beleuchtung,

welche von der **Centrale für Spiritus-Verwerthung, Berlin** geführt werden. Für die meisten Verwendungsarten wird der von uns neuerdings in den Verkehr gebrachte **Amor-Brenner** geeignet sein. Unsere Brenner sind erhältlich in den **einschlägigen Geschäften** oder in unseren

Ausstellungs- und Verkaufs-Lokalen:
BERLIN NW. 7, Friedrichstr. 96, gegenüber dem Central-Hotel.

Breslau, Neue Schweidnitzerstr. 15. Schlesische Genossenschaft zur Verwendung von Spiritus zu technischen Zwecken E. G. m. b. H.
Chemnitz, Friedrich Auguststr. 9. Chemnitzer Spiritus-Versand-Geschäft Hennig & Lein.
Cöln a. Rhein, Hohestr. 46. Max Spiegelberg.
Cottbus, Sandowerstr. 20. Cottbuser Essig-Sprit-Fabrik.
Danzig, Langenmarkt 23 Ecke Röpergasse. Th. Kühl Nachf. Carl Olivier.
Erfurt, Johannesstr. 166. Albert Schacke, Inh. Rudolph & Baumgarten.
Frankfurt a. Main, Gr. Kornmarkt 18. Ludwig Wesp.
Halle a. Saale, Leipzigerstr. 43. Spiritus-Verwerthungs-Genossenschaft E. G. m. b. H.
Hamburg, Hermannstr. 22/24. Carl Weiffert.
Hamburg-St. Pauli, Reeperbahn 99. Ferd. Wittmaack.
Hannover, Louisenstr. 1 Ecke Theaterplatz. Kraul & Wilkening.
Leipzig, Reichsstr. 6. Leipziger Spritfabrik.
Magdeburg, Alte Ulrichstr. 2. F. C. Scheller.
München, Neuhauserstr. 33. Bayerische Gesellschaft für Brennspiritus-Verwendung G. m. b. H.
Posen, Berlinerstr. 18. Louis Perls.
Stettin, Kleine Domstr. 11. Pommersche Spiritus-Verwerthungs-Genossenschaft E. G. m. b. H.
Stuttgart, Leonhardsplatz 1 (Leonhardsbau), Gesellschaft für Brauerei, Spiritus- und Presshefe-Fabrikation, vorm. G. Sinner.
Ulm. Karl Gaissmaier.

(1495)

Brennspiritus Marke „Herold“
in Patentflaschen mit Original-Verschluß.

☞ Original-Literflasche: za. **90 Vol. %** **25—27 Pf.** je nach Gegend / za. **95 Vol. %** za. **30 Pf.** . . . . exkl. Glas. ☜

Überall erhältlich!

CENTRALE FÜR SPIRITUS-VERWERTHUNG G. m. b. H., BERLIN NW. 7.
Friedrich-Straße 96.

Spezial-Katalog über Spiritus-Glühlicht-Brenner, Spiritus-Heizöfen, -Kocher und -Bügeleisen versenden wir auf Wunsch gratis und franko.

Suchard

verwendet zu seinen Chocoladen nur edle, mildschmeckende Cacaobohnen. Je edler die Cacaobohne, desto milder ihr Geschmack. Wirklich feine Produkte in Ess-Chocoladen dürfen daher niemals bitter im Geschmack sein.

Man versuche und kaufe die letzten Neuheiten:

VELMA und MILKA
Dessert-Chocolade Milch-Chocolade.

(1335)

Preis-Ausschreiben!

Auf Anregung zahlreicher Freunde wollen wir eine neue Marke in den Handel bringen.

An der Benennung dieser Marke soll sich das Publikum beteiligen.

Der beste Name wird prämiiert mit einem Preise von **100 Flaschen der neuen Marke,** welche an Qualität hervorragend, die **preiswürdigste** auf dem Markt befindliche sein wird. Das Eigentumsrecht wird mit der Preiserteilung erworben.

Zusendungen erbitten franko bis **1. Januar 1904** und werden wir nach getroffener Wahl von dem Resultate Kenntnis geben.

Sektkellerei
Matheus Müller, Hoflieferant,
Eltville a. Rh.

(1623)

Ein Mittel zum Zweck.

Der Kampf gegen den Alkoholismus ist auf der ganzen Linie entbrannt. Im Kampfe gegen die Trinksitten und zur Gewöhnung ihrer Männer, Brüder, Söhne an die Häuslichkeit gilt den Hausfrauen als nicht zu unterschätzender Bundesgenosse der nahrhafte, wohlschmeckende, ergiebige Reichardt-Kakao, welchen wir direkt an Private zu Fabrikpreisen verkaufen und versenden. Proben und Preisliste H kostenlos.

Kakao-Compagnie Theodor Reichardt
Deutschlands größte Kakaofabrik, Hamburg-Wandsbek.

Versandabteilungen: BERLIN SW. Zimmerstr. 92-93, BRESLAU Junkernstr. 9-10, CASSEL Kölnischestr. 14, DANZIG St. Elisabeth-Wall 6, DRESDEN-A. Grunaerstr. 2, FRANKFURT a. M. Kaiser-Wilhelm-Passage, HALLE a. S. Schillerstr. 57 und Gr. Ulrichstr. 4-5, HAMBURG Alsterdamm 88b, HANNOVER Gr. Packhofstr. 34, KÖLN Bismarckstr. 2 u. Glockengasse 1, KÖNIGSBERG i. Pr. bei Albert Bernhardt, Brodbänkenstr., LEIPZIG Johannisgasse 1-3, MÜNCHEN Theatinerstr. 45 (vom 1. Oktober 1903 ab Maffeistr. 1), NÜRNBERG Carolinenstr. 4, POSEN Wilhelmstr. 22, STETTIN am Berliner Tor 4. STUTTGART Königstr. 31a.

(1361)

Bei schlaflosen Nächten

sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 7.** Prosp. gratis.

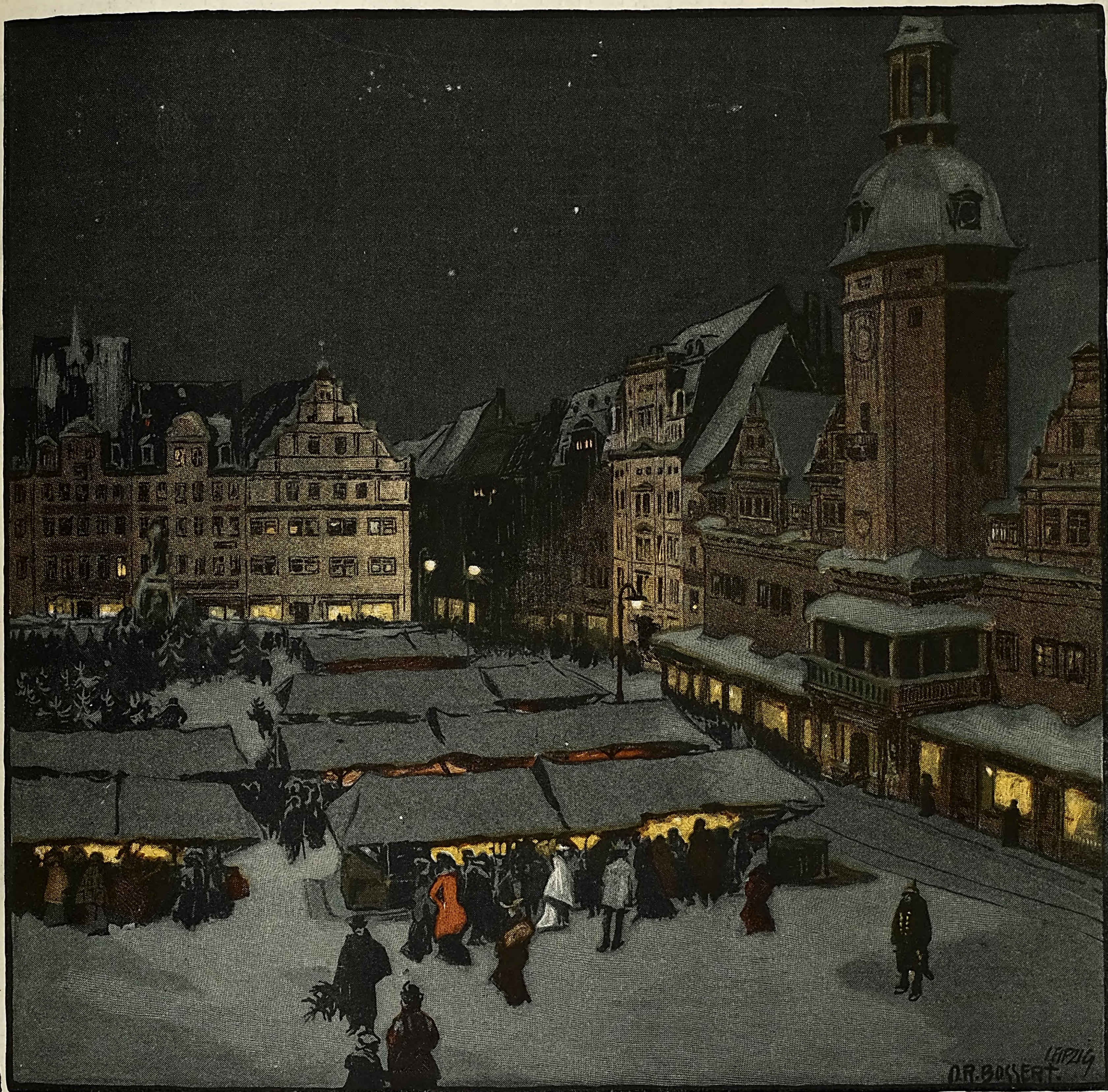
**Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.*

(1131)

Malaga-Weine
bester Qualität offerieren zu mäßigen Preisen
Scholtz Hermanos
Weingroßhändler — etabliert 1807
Malaga.

Preislisten und Muster zu Diensten; letztere zu Mk. 0.60 das Stück mit Rückvergütung bei einer Bestellung. (1277)

Illustrirte Zeitung
Weihnachtsnummer.



Nummer 3154, 10. Dezember 1903.

Schmutzler, Luna. Wefing, Singende Engel (Relief). Platz, Große Bettelwurfspitze. Gerlach, Christabend vor der Hauptwache. Gino de Bini, Weihnachtsprozession in Rom. Lübbes, Schreibendes Kind. Limmer, Wintertag in Moskau. Johnson, Im Schatten; Träumendes Wasser; Sonnenkuß. René Reinicke, Marienplatz in München. Jul. Adam, Katzenfamilie. Tusquets, Lagune im Nebel. Splieth, Sinnendes Mädchen (Skulptur). Die Quirinuskirche in Neuß. Caprile, Mädchen aus der Campagna. Biedermann-Arendts, Ungebetene Gäste. Nissl, Am Kaffeetisch. Die Puppe in der Kulturgeschichte. Der gestohlene Christbaum, Weihnachtsgeschichte von Felix Hübel.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig (Filiale Berlin, Linkstraße 20).
Preis dieser Nummer 1 Mark 50 Pf.

Vom Weihnachtsbüchertiſch.

III.

— Alle, die auf der Ausſtellung „Die Pflanze in ihrer dekorativen Verwertung“, welche das rührige Leipziger Kunſtgewerbe-Muſeum im letzten Frühjahr veranſtaltet hatte, Belehrung, Anregung und Genuß gefunden haben, werden es mit Freuden begrüßen, daß dieſem einzigartigen Ausſtellungsunternehmen, das inzwiſchen in Stuttgart eine ſo erfolgreiche Wiederholung erlebt hat, in einem würdigen Bilderwerk ein bleibendes Denkmal erſtanden iſt. Das Werk führt den Titel: „Die Pflanze in ihrer dekorativen Verwertung“. Aus Anlaß der Ausſtellung im Kunſtgewerbe-Muſeum zu Leipzig herausgegeben von Dr. Richard Graul. (Mit 81 Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber; 5 Mk.). Es wendet ſich keineswegs vornehmlich an die Beſucher jener Ausſtellung, iſt vielmehr für jeden, der beruflich mit dem ornamentalen Schaffen und der dekorativen Kunſt zu tun hat, von Intereſſe. Der feinſinnige Text aus der Feder Richard Grauls, des Veranſtalters der genannten Leipziger Ausſtellung, gibt eine kurze Überſicht über die verſchiedenen Richtungen, die ſich gegenwärtig in den neuartigen ornamentalen Verſuchen geltend machen, ihre Auswüchſe geißelnd, ihre Mängel in helles Licht rückend, und ſucht in knappen, prägnanten Ausführungen die Geſetze feſtzuſtellen, denen das Pflanzenſtudium im Dienſte des ornamentalen Geſtaltens unterliegt. Man ſagt wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daß über die bedenklichen Erſcheinungen, die an den gegenwärtigen Verſuchen zur Ausbildung eines neuen Stils zutage treten, wie über die Möglichkeiten, zu einer wahrhaft geſunden Pflanzenſtiliſierung in neuem Geiſte zu gelangen, ſelten ſo Präziſes und Vernünftiges geſagt worden iſt wie an dieſer Stelle. Beſtändiges unmittelbares Studium der natürlichen Pflanze iſt dem Verfaſſer die Quinteſſenz alles ornamentalen Bildens, jeder Fortſchritt in der Stilentwicklung das Produkt einer neuartigen Auseinanderſetzung mit der Natur. Er legt dar, wie die Leipziger Ausſtellung gezeigt hat, daß die leitenden Künſtler und nicht minder die Schulen die Bedeutung eines eingehenden Studiums der Pflanzenformen für die Wiedergeburt des Ornaments wohl erkannt haben, indes zum Teil im unklaren ſind, in welcher Richtung ſich ein ſolches geſteigertes Pflanzenſtudium zu bewegen hat, und er verſucht, in dieſe Frage größere Klarheit zu bringen. Seine Gedanken ſind in der Hauptſache folgende: Die Pflanze muß vom Ornamentiker nicht ſo ſehr an ſich ſtudiert werden als vielmehr im Hinblick auf die beſondere Beſtimmung, die ſie als Zierglied am Konſtruktionsgerüſt zu erfüllen hat. „Sie will beobachtet ſein auf ihre konſtruktive Eignung hin, ſtudiert ſein als ein Organismus, der der Phantaſie in der ſtiliſierenden Verwertung wohl Freiheiten läßt, ihr aber auch gewiſſe Geſetze vorſchreibt.“ Das Weſentliche iſt ſomit ein zergliederndes Studium. „Die Pflanze muß in den verſchiedenen Stadien ihres Wachstums von der Knoſpe bis zur Frucht ſorgfältig aufgenommen und zergliedert werden.“ „Ihre Struktur, die Art, wie ſie wächſt und ihre Zweige dem Licht zuwendet, wie die Gelenke anſetzen, kurz, wie ſie lebt, das alles ſollte aufmerkſam beobachtet werden. Natürlich muß dieſes zergliedernde Studium künſtleriſch bleiben, nicht wiſſenſchaftlich, phyſiologiſch betrieben werden; denn ſein Zweck iſt die Stärkung der Anſchauung, die Kräftigung des Gefühls für das Organiſche, Logiſche in der Formenbildung und der Formenverbindung.“ Der Verfaſſer glaubt verheißungsvolle Anſätze in der von ihm angedeuteten Richtung namentlich in den ornamentalen Arbeiten einiger Bildhauer und Architekten, wie Haſack, Wrba, Meſſel und Groß, erblicken zu dürfen. Allſeitigen Beifall verdient es, daß er der Verwertung der heimiſchen Wieſenflora für das Ornament das Wort redet und entſchieden gegen die modiſche Bevorzugung uns fernliegender Pflanzen ſich wendet. So bieten ſeine Ausführungen bei aller Kürze Anregung und Klärung in Fülle. Die zahlreichen, techniſch einwandfreien Abbildungen von Pflanzenſtudien, pflanzlichen Ziermotiven und ausgeführten Arbeiten mit Pflanzendekor ſind vortrefflich geeignet, die Ideen des Herausgebers zu verdeutlichen. Die Auswahl der Beiſpiele iſt durchweg zu loben. Vor allem iſt anzuerkennen, daß nicht nur Arbeiten namhafter Künſtler, ſondern auch Schülerarbeiten aus den kunſtgewerblichen Lehranſtalten und Fachſchulen Aufnahme gefunden haben. Von den Künſtlern, die in den Abbildungen vertreten ſind, ſeien nur Berlepſch-Valendas, Prof. Groß, Paul Bürck, F. H. Ehmke und Käthe Roman-Förſterling hervorgehoben. Im Hinblick auf die geſunde Tendenz des trefflichen Buches können wir nur wünſchen, daß es recht weite Verbreitung findet, namentlich in den Kreiſen unſerer Kunſtpädagogen und Zeichenlehrer. Es ſollte in keiner Kunſt- und Fachſchule, in keiner kunſtgewerblichen Bibliothek fehlen.

— Die Repräſentanten der Menſchheit, die genialen Männer, welche die Geſchicke der Völker leiten und die höchſte Offenbarung des Volkstums ſind, wollen wir gern im Bilde, von Meiſterhand geſchaffen, in unſerer Nähe haben. Wir wollen unſere Wände mit ihren Bildniſſen ſchmücken und uns an der Tiefe und Gewalt ihrer Geſichtszüge ſelbſt Geiſt und Herz ſtärken. So werden auch die von der Kunſtanſtalt Grimme u. Hempel zu Leipzig in vorzüglichen farbigen Reproduktionen in den Handel gebrachten Bildniſſe der drei größten Genien des deutſchen Volkes, Luthers nach einem Gemälde von Hans Beſt, Goethes nach dem in der Münchener Neuen Pinakothek befindlichen Gemälde von Joſ. Stieler und Bismarcks nach einem Original Lenbachs, gewiß die dankbarſte Aufnahme finden, um ſo mehr als bei der Vorzüglichkeit der Farbenreproduktion, die den koloriſtiſchen Charakter des Originals mit täuſchender Treue wiedergibt, der Preis von 6 Mk. für das Blatt billig zu nennen iſt. Die Verleger liefern ſie auch gerahmt zum Preiſe von 16 Mk.

— Die gekrönte Dichterin Carmen Sylva hat dem Leſepublikum ſchon früher anſprechende Bilder aus ihrem Königreich im fernen Oſten geboten. Dazu iſt jetzt die rührende Geſchichte eines Hirtenknaben und eines Hirtenmädchens getreten, die von der Verfaſſerin ausdrücklich als wahr bezeichnet wird. „In der Lunca“. Rumäniſche Idylle von Carmen Sylva (Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchhandlung; geb. 4 Mk. 50 Pf.) heißt das vornehm ausgeſtattete Buch, das unſere Kenntniſſe von dem rumäniſchen Volksleben auf anmutige Weiſe bereichert. Eine Lunca iſt eine Au oder ein Flußgelände, „immer das fruchtbarſte Land in Rumänien“. In einer ſolchen Lunca, durch einen Bach getrennt, lebt ein junges Hirtenpaar bei ſeinen Herden. Der Jüngling iſt nebenbei Silberſchmied. Beide ſind „Blumenkinder“, die im frühſten Alter ausgeſetzt und in Feldblumen gefunden wurden. Zwiſchen ihnen erwächſt eine zarte Liebe, die auf beiden Seiten zur Leidenſchaft wird. Als der Winter kommt, nimmt der Jüngling die Jungfrau, die kein Obdach hat, zu ſich. Das Paar wird einig, ſich zu heiraten; als aber der Jüngling deshalb zum Popen geht, wird ihm eröffnet, daß dieſe Heirat nicht geſtattet werde, da das junge Paar Bruder und Schweſter ſei. Ob hier Wahrheit oder Niedertracht waltet, bleibt unentſchieden. Der Jüngling verfällt in ein hitziges Fieber und ſtirbt, und die Jungfrau, die ohne ihn nicht leben kann, folgt ihm in kurzer Zeit im Tode nach. Dieſer einfache Stoff iſt mit großer Kenntnis des Seelenlebens und reichem Nationalkolorit behandelt, ja man erſtaunt, wie die Dichterin die gegebene Situation künſtleriſch zu ſteigern weiß. Die ganze Erzählung iſt dem rumäniſchen Hirtenmädchen in den Mund gelegt, deſſen naive Denk- und Empfindungsweiſe dabei poetiſch zur Anſchauung kommt. Zwei farbige Bilder, nicht eigentlich Illuſtrationen zu dem Buch, ſondern ſelbſtändige Schöpfungen eines rumäniſchen Malers, ſind nach den Worten der Dichterin beigefügt, „um ungefähr eine Idee zu geben, wie ein Hirtenknabe und ein rumäniſches Mädchen ausſehen“.

— Der 18. Dezember d. J. iſt der hundertjährige Todestag Johann Gottfried Herders, den der gebildete Deutſche, wenn er die großen Schriftſteller von Weimar zitiert, an dritter Stelle zu nennen pflegt. Fragt man aber, wodurch er ſich verdient gemacht, ſo erhält man meiſt nur die Antwort: „Er hat den »Cid« geſchrieben.“ Herders Bedeutung iſt jedoch viel größer und vielſeitiger, wenn ſie auch nicht an die Bedeutung Goethes und Schillers heranreicht, und dies der Nation recht anſchaulich zu machen, iſt der Zweck der fünfbändigen Ausgabe „Herders Werke“. Herausgegeben von Prof. Dr. Theodor Matthias. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe“ (Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut; geb. 10 Mk.). Sie erfüllt, was der Herausgeber ſelbſt als ihren Zweck bezeichnet: „Durch mannigfaltigere Auswahl aus den hervorragendſten und erfolgreichſten Schriften aller ſeiner Wirkungsgebiete möchte die vorliegende Ausgabe den Gang und Reichtum der Geiſtesentfaltung Herders, dieſes Anregers ohnegleichen, möglichſt allſeitig widerſpiegeln.“ Eine anſchaulich geſchriebene Biographie Herders eröffnet den erſten Band, welcher kritiſche Abhandlungen enthält, darunter die „Über die neuere deutſche Literatur“. Der zweite Band bringt unter anderem die Abhandlungen „Von deutſcher Art und Kunſt“ und „Von Ähnlichkeit der mittleren engliſchen und deutſchen Dichtkunſt“ ſowie die berühmte Sammlung der Volkslieder, durch die Herder, wie der Herausgeber treffend ſagt, „uns Deutſchen der erſte Wegweiſer in das Gebiet der Weltliteratur wie des eigenen Volksliedes und in die erſt jetzt mächtig aufblühende Erforſchung des geſamten Volkstums geworden“ iſt. Der dritte Band führt den Leſer in die theologiſche Schriftſtellerei Herders. Der vierte iſt dem Hauptwerke Herders, den „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“, gewidmet. Es werden natürlich nur die Hauptabſchnitte daraus wiedergegeben, doch orientiert eine „Inhaltsüberſicht“ über das Ganze. Im letzten Bande finden wir die eigenartigen Parabeln und Paramythien ſowie eine Blumenleſe aus Herders eigenen „Gedichten“ und den „Cid“. Eine Fülle von Einleitungen und Anmerkungen macht den Leſer aufs vollkommenſte bekannt mit Herders rieſenhafter Geiſtesarbeit und zeugt zugleich für den großen Fleiß des Herausgebers.

— Außer der Geſchichte iſt kaum etwas mehr geeignet, in den Herzen unſerer Jugend vaterländiſche Geſinnung, Begeiſterung für deutſche Art und Sitte zu wecken, als die Sagenwelt des Volkes, und es iſt eine dankenswerte Aufgabe, die Kenntnis der deutſchen Götter- und Heldenſagen, die in neuerer Zeit ſelbſt heimiſche Künſtler, Maler, Dichter und Muſiker, zu herrlichen Schöpfungen begeiſtert haben, der heranwachſenden Jugend zu vermitteln, wie dies unter Benutzung der beſten Quellen Dr. A. Lange in den „Deutſchen Götter- und Heldenſagen für Haus und Schule“ (Leipzig, B. G. Teubner, 2., verb. Aufl. Mit 12 Originallithographien von R. Engels; geb. 6 Mk.) getan hat. Nach Vorbemerkungen über die germaniſchen Mythen und über die verſchiedenen Arten übermenſchlicher Weſen finden in der erſten Abteilung des Buches die einzelnen Gottheiten, die Götter und Göttinnen in deutſcher und nordiſcher Auffaſſung, ſowie der Weltuntergang und die Welterneuerung nach den Reſultaten der neueren mythologiſchen Forſchungen eingehende Behandlung. Die zweite Abteilung beginnt mit einer Einleitung zur deutſchen Heldenſage und ſchließt daran die einzelnen Sagenkreiſe, die Wölſungen, die Nibelungen, Walter und Hildegunde, Dietrich von Bern, Beowulf und Gudrun, die nach den vorhandenen Quellen erzählt werden. Die beigegebenen lithographiſchen Kunſtblätter gereichen dem Buche zu beſonderem Schmuck. — In demſelben Verlage ſind auch „Heinrich Kecks Deutſche Heldenſagen“, von Dr. Bruno Buſſe vollſtändig umgearbeitet, erſchienen. Der erſte Band (mit 7 Originallithographien von A. Robert Engels; geb. 3 Mk.) enthält die „Gudrun- und Nibelungenſage“, die im möglichſten Anſchluß an die vorhandenen Überlieferungen mit einigen Einlagen in gebundener Form (Horands und Volkers Geſänge) meiſterhaft erzählt werden. Durch vorzügliche Ausſtattung hat die Verlagsbuchhandlung beide Bücher zu recht wertvollen Geſchenken für die heranwachſende Jugend beider Geſchlechter gemacht. Dasſelbe gilt auch vom „Deutſchen Märchenbuch“ von Oskar Dähnhardt (Leipzig, B. G. Teubner, mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien von E. Kuithan. 2. Buch; geb. 2 Mk. 20 Pf.), das fünfzig Märchen bietet, welche der Verfaſſer zum Teil nach mündlichen Überlieferungen aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands geſammelt hat. Der echte, friſche Volkshumor dieſer Märchen ſpricht ſich am beſten in den dialektiſchen Darbietungen aus. Das Buch verdient mit ſeinen prächtigen Illuſtrationen ein Familien- und Volksbuch zu werden.

— In der ununterbrochenen Folge von fünfundzwanzig Jahren hat „Der Deutſche Kinderfreund“ von Johannes Ninck (Leipzig, Expedition des „Deutſchen Kinderfreundes“; in Originalband 4 Mk.) der Jugend gedient und iſt ſeiner Aufgabe, den Familien gute Lektüre zu bieten, auch in dem neuen Jahrgang treu geblieben. Neben dem Erbaulichen und Beſchaulichen, womit jedes der zwölf Monatshefte beginnt, enthält der „Kinderfreund“ Erzählungen und kurze Geſchichten, Biographien, naturgeſchichtliche und geographiſche Schilderungen ſowie Gedichte zur Belehrung und Unterhaltung in reicher Auswahl. Namhafte Künſtler haben ſich bereit gefunden, dem Buche künſtleriſchen Schmuck zu verleihen, ſo daß ihm auch in dieſer Beziehung volle Anerkennung zuteil werden muß.

— Welche Fülle von intereſſanten Augenblicksbildern ſich im Großſtadtleben dem aufmerkſamen Beobachter darbieten, davon geben die „Berliner Bilder. Hundert Momentaufnahmen“ von Johannes Trojan (Berlin, G. Grote; geb. 4 Mk.) Zeugnis. Iſt doch darin der Verfaſſer bedacht geweſen, das, was ihm während ſeiner Wanderungen durch die Straßen aufgefallen iſt und ein allgemeines Intereſſe zu erregen ſchien, feſtzuhalten und niederzuſchreiben. Gern werden ihm die Leſer folgen und ſich an ſeinen Schilderungen erfreuen, die wie Photographien ſcharf voneinander abgegrenzt ſind. Mögen hier nur einige, wie: Nur für Herrſchaften, Beſchäftigung auf der Stadtbahn, Es lebe der Spielmann, Berlin als Frühlingsfriſche, Die Laubenkolonie, genannt werden. Überall greift der Verfaſſer ins volle Menſchenleben, und überall iſt es gleich intereſſant. Das Buch wird darum großſtädtiſchen Familien eine recht angenehme Lektüre ſein; werden ſie doch vielleicht erſt recht aufmerkſam auf das vielſeitig bewegte Leben und teilnehmenden Herzens ſich ihrer Umgebung beſſer widmen lernen.

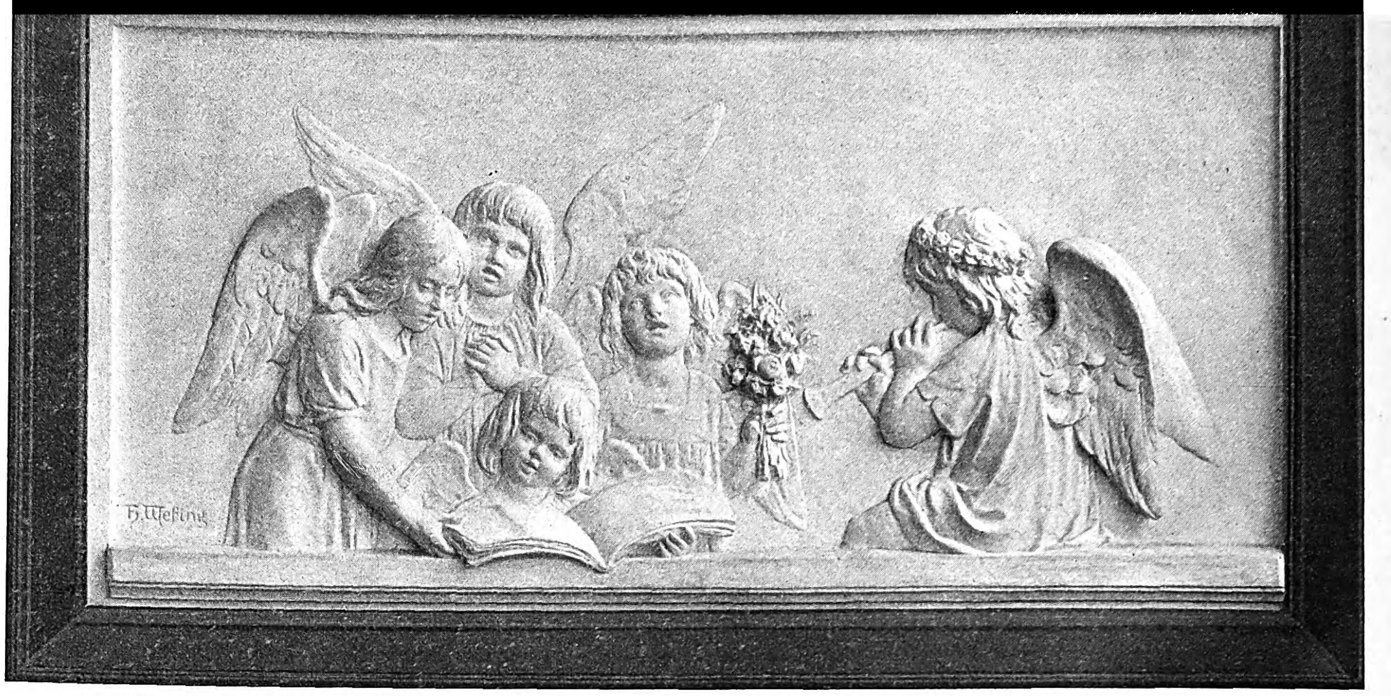
— Einen köſtlichen Hausſchatz von Kinderliedern birgt das „Deutſche Kinderliederbuch“, herausgegeben von Adelheid Wette und Engelbert Humperdinck (Gotha, F. A. Perthes; 4 Mk.), in ſich, das zweiundſiebzig Geſänge enthält, welche der Volks- und Kinderpoeſie angehören. Nur hier und da wurde von der Herausgeberin eine Textſtrophe ergänzt. Die den Liedern beigegebene Klavierbegleitung ſchließt ſich in ihrer Einfachheit den Melodien an und macht es auch kleinen, noch wenig geübten Kindern möglich, durch ihre Begleitung zum Geſange zur Erhöhung der Familienfreuden beizutragen.

— Unter dem Titel „Der deutſche Spielmann“ gibt Ernſt Weber eine neue Sammlung deutſcher Dichter für Jugend und Volk heraus, deren Illuſtrierung namhafte Künſtler übernommen haben. Es handelt ſich dabei um eine Auswahl des Beſten aus der deutſchen Literatur von Walter von der Vogelweide bis zu den Modernen Dehmel, Liliencron und Falke. Alle Stoffgebiete ſind berührt, ſoweit ſie dem jugendlichen und volkstümlichen Verſtändnis zugänglich ſind. Jeder Band (München, Verlag des „Deutſchen Spielmanns“, Georg Callwey und Karl Haushalter; 1 Mk.) bildet für ſich ein geſchloſſenes Gebiet, illuſtriert von einem Künſtler, deſſen Eigenart ſich demſelben ungezwungen anpaßt. Von der Sammlung ſind gegenwärtig drei Bände erſchienen. In dem erſten, „Kindheit“, den Ernſt Kreidolf illuſtriert hat, ſind in bekannten Liedern und Märchen des Kindes kleine und große Welt, ſeine Luſt und ſein Leid berührt worden, während der zweite Band, „Wanderer“, mit Bildern von J. V. Ciſſarz, eine Fahrt durch das deutſche Land im Spielmannsgeleite bietet. Der dritte, „Wald“, mit Bildern von Willibald Weingärtner, ſchildert den deutſchen Wald und was er raunt und ſingt. Den gut ausgewählten poetiſchen und proſaiſchen Stoffen der einzelnen Bände iſt je ein Stimmungsgedicht des Herausgebers vorangeſtellt worden, das die einzelnen Glieder zu einem literariſchen Ganzen verbinden ſoll. Die Ausſtattung der einzelnen Bände, deren charakteriſtiſche Bilder teils in Schwarz-, teils in Buntdruck ausgeführt ſind, iſt dem originellen Buche entſprechend.

— Zu den zahlreich vorhandenen Jugendbibliotheken iſt unter dem Titel der „Phönix-Bibliothek“ eine neue hinzugetreten (Kattowitz, Karl Siwinna; jedes Bändchen geb. 4 Mk. 50 Pf.), die auf Grund wirklicher Tatſachen in Form von Erzählungen beſonders wichtige Ereigniſſe behandeln und neben belehrender Unterhaltung vielſeitige Anregung geben. Als erſter Band iſt in neuer, revidierter Auflage und Ausſtattung „General Chriſtian de Wets Kampf zwiſchen Bur und Brite“, frei bearbeitet von A. Oskar Klaußmann, mit Kartenſkizzen, 7 Vollbildern und Titelzeichnung von R. Hellgrewe, aufgenommen. In die Aufzeichnungen de Wets, der als einfacher Bauer in den Krieg zog, aber durch ſeine Energie, ſeinen Mut und ſein Gottvertrauen zum Oberfeldherrn emporſtieg und die Bewunderung der ziviliſierten Welt ſich erwarb, ſind auch noch andere intereſſante Epiſoden des Krieges aufgenommen, ſo daß das Buch den ganzen Krieg umfaßt und ihn nicht nur von ſeiner heroiſchen Seite allein, ſondern auch mit all dem Elend ſchildert, das er über das arme Volk gebracht hat. An der Hand der Erinnerungen eines Mitgliedes der ſüdafrikaniſchen Schutztruppe führt der zweite Band „Mit Büchſe, Spaten und Ochſenſtrick in Südweſtafrika“ von A. Oskar Klaußmann, mit Karten und 6 Vollbildern von Dreſſel, in jene Kolonie ein und berichtet von den unendlichen Strapazen und Entbehrungen, die unſere Soldaten in den Kämpfen mit den Hottentotten und Hereros zu beſtehen hatten. Dabei wird über Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Tier- und Pflanzenwelt viel Intereſſantes erzählt. Unter dem Titel „Heiß Flagge und Wimpel“ von A. Oskar Klaußmann, mit Marinebildern von Stöwer, bietet der dritte Band nach Aufzeichnungen eines Maats der Kriegsmarine ein Bild von dem Leben und Treiben an Bord eines deutſchen Kriegsſchiffes und gewährt einen Einblick in den vielſeitigen und intereſſanten Dienſtbetrieb desſelben im Hafen und auf der See, der beſonders den für die Marine ſchwärmenden Knaben willkommen ſein wird.

— Der frohen Kinderwelt mit ihrer Freude an bunten Geſtaltungen iſt ein ganz nettes Bilderbuch von Elſa Breskow mit Reimen von Karſten Brandt, „Hänschen im Heidelbeerenwald“, gewidmet, welches die Geſchichte eines kleinen Knaben darſtellt, dem im Walde die Zwerge Beeren pflücken helfen (Stuttgart, Löwes Verlag; 2 Mk. 50 Pf.). Nicht minder wird das „Fröhliche Tierbuch“ von E. H. Strasburger und Ch. Etzel, mit Bildern von E. Hall (München, Ed. Koch; 3 Mk.), durch ſeine heiteren Szenen aus dem Tierleben kleinen Knaben und Mädchen Freude bereiten. In „Guck in die Welt“ mit ſeinen farbigen und ſchwarzen Bildern und ſeinen Gedichten und Erzählungen von E. H. Strasburger und Trojan iſt den Kleinen viel Stoff zu angenehmer Unterhaltung geboten (Eßlingen, J. F. Schreiber; 3 Mk.), wie auch die „Illuſtrierten Kinderlieder“ von C. Ferdinands (Berlin, B. Behr; 1 Mk. 50 Pf.) unter dem Titel „Ri-Ra-Rutſch“ durch ihre charakteriſtiſchen und lebenswahr ausgeführten Bilder in Kinderkreiſen willkommen ſein werden.

— Für die reifere Jugend und ihre Freunde ſchildert Lily v. Muralt in der Erzählung „Paulas Lebenserfahrungen“ (Zürich, Artiſtiſches Inſtitut Orell Füßli; 4 Mk.) den Entwicklungsgang eines friſchen und begabten, doch eigenwilligen und rückſichtsloſen Mädchens, das zwar Eltern und Geſchwiſter herzlich liebt, der es aber an Selbſtbeherrſchung fehlt, ſich um anderer willen einen Genuß zu verſagen. Erſt der Aufenthalt im fremden Hauſe lenkt ſie auf den rechten Weg und führt ſie als treffliche Tochter ins Elternhaus zurück. Der Schauplatz der Geſchichte, einfachen, guten, bürgerlichen Kreiſen entlehnt, iſt die Schweiz, deren Schönheiten zu ſchildern ſich mehrfach Gelegenheit findet.



Singende Engel. Marmorrelief von Heinrich Weſing.

(Im Beſitz der Kaiſerin Auguſte Viktoria.)

Wochenſchau.

Eröffnung des deutſchen Reichstags. — Am 3. Dezember fand im Weißen Saale des königlichen Schloſſes zu Berlin die Eröffnung des deutſchen Reichstags ſtatt, wobei der Reichskanzler Graf v. Bülow die Thronrede verlas, in der er ſich zunächſt des kaiſerlichen Auftrags entledigte, die erſchienenen Mitglieder im Namen des Kaiſers und der verbündeten Regierungen am Beginn der erſten Tagung der neuen (elften) Legislaturperiode willkommen zu heißen. Auch ließ der Kaiſer von dieſer Stelle aus ſeinen Dank ausſprechen allen, die an ſeinem Leiden und an ſeiner Heilung einen ſeinem Herzen wohltuenden Anteil genommen haben. Der wirtſchaftliche Druck, der auch gegenwärtig noch nicht ganz gehoben iſt, hat auf die Finanzen des Reiches ſeine ungünſtigen Einwirkungen gleichfalls ausgeübt, weshalb trotz ſparſamſter Bemeſſung der Ausgaben zur Herſtellung des Gleichgewichts im Reichshaushaltsetat neben der Heranziehung der Bundesſtaaten zu ungedeckten Matrikularbeiträgen wiederum auf die Anleihe zurückgegriffen werden müſſe. Obgleich eine durchgreifende organiſche Reform der Reichsfinanzen und des finanziellen Verhältniſſes zwiſchen dem Reiche und den Einzelſtaaten jetzt noch nicht erfolgen könne, ſo ſoll doch zur Beſeitigung der größten Übelſtände dem Reichstag ein Geſetzentwurf zugehen, der die anderweitige Ordnung des Finanzweſens des Reiches betrifft. Auf dem Gebiet des Heerweſens wird zunächſt die Verlängerung des mit dem 31. März 1904 ablaufenden Geſetzes, betreffend die Friedenspräſenzſtärke des deutſchen Heeres, vom 25. März 1899 um ein Jahr vorgeſchlagen werden. Allerſeits anerkanntes dringendes Bedürfnis ſei, das Verſorgungsweſen für die Offiziere und Mannſchaften des Reichsheeres den heutigen Lebens- und Erwerbsverhältniſſen entſprechend geſetzlich neu zu regeln. Zwei Geſetzentwürfe, durch die auch die Verſorgung der Offiziere und Mannſchaften der Marine und der Schutztruppen auf gleicher Grundlage neu geordnet werden ſoll, werden Gegenſtand der Beſchlußfaſſung des Bundesrats ſein. Die ſozialpolitiſche Geſetzgebung auf den in früheren Kundgebungen vorgezeichneten Grundlagen fortzuführen, ſind die verbündeten Regierungen feſt entſchloſſen. Durch beſondere Vorlage iſt den Regierungen vorgeſchlagen, die Streitigkeiten der Handlungsgehilfen aus ihrem Dienſtverhältnis vor einem durch ſachkundige Beiſitzer aus den Kreiſen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer verſtärkten Gericht in einem ſchleunigen Verfahren zum Austrag zu bringen. Zur Beratung wird geſtellt werden eine Änderung des Abſchnitts über den Börſenterminhandel im Börſengeſetz vom 22. Juni 1896. Im Anſchluß hieran ſoll verſucht werden, durch eine Änderung der Reichsſtempelgeſetzgebung berechtigten Intereſſen des Börſenverkehrs entgegenzukommen. Eine Vorlage iſt in der Ausarbeitung begriffen, die den Behörden ſchärfere Waffen in die Hand geben ſoll, um die Schädlinge zu bekämpfen, die neuerdings in einem Teile der deutſchen Rebgelände in einem Beſorgnis erregenden Umfang aufgetreten ſind. Der Bundesrat verhandelt über einen Geſetzentwurf, der die Frage eines geſetzlichen Entſchädigungsanſpruchs für unſchuldig erlittene Unterſuchungshaft zu regeln beſtimmt iſt. Der ſchon dem letzten Reichstag vorgelegte Geſetzentwurf über die Zinsgarantie für eine Bahn von Dar es Salam nach Mrogoro wird mit einigen Änderungen aufs neue dem Reichstag unterbreitet werden. Auf Grund des im Vorjahr aufgeſtellten neuen Zolltarifs ſind mit mehreren Staaten des europäiſchen Kontinents Unterhandlungen wegen Neugeſtaltung der beſtehenden Handels- und Tarifverträge eingeleitet worden; doch wird dem Reichstag ſchon bald der Entwurf eines Geſetzes zugehen, das dem Bundesrat über den 31. Dezember d. J. hinaus die Befugnis zur meiſtbegünſtigten Behandlung britiſcher Angehöriger und Erzeugniſſe beilegt.

Das Präſidium des neuen deutſchen Reichtags. — Unter dem Vorſitz des Alterspräſidenten Abgeordneten Ulrich v. Winterfeldt-Menkin (Prenzlau-Angermünde) ſchritt der neue Reichstag am 4. Dezember in ſeiner zweiten Sitzung bei Anweſenheit von 353 Abgeordneten zur Wahl des Präſidiums. Es wurden gewählt: zum Präſidenten Franz Graf v. Balleſtrem (Zentrum), zum erſten Vizepräſidenten Udo Graf zu Stolberg-Wernigerode (deutſchkonſervativ) und zum zweiten Vizepräſidenten Prof. Dr. Hermann Paaſche (nationalliberal). Bei der Wahl des Präſidenten erhielt Graf v. Balleſtrem 250 Stimmen; 100 Zettel waren unbeſchrieben, drei Stimmen zerſplittert. Für den Grafen zu Stolberg wurden 239 Stimmen abgegeben, für ſeinen Mitbewerber um das Amt des erſten Vizepräſidenten, Paul Singer (Sozialdemokrat), 68; zerſplittert waren drei Stimmen. Außerdem wurden 25 unbeſchriebene Zettel gezählt, während einer ungültig war. Bei der Wahl des zweiten Vizepräſidenten lauteten 230 Zettel auf Prof. Hermann Paaſche. — **Franz Graf v. Balleſtrem**, Abgeordneter für Lublinitz-Toſt-Gleiwitz, Wirklicher Geheimer Rat, Major a. D. und Majoratsherr auf Plawniowitz, Ruda und Biskupitz in Oberſchleſien, am 5. September 1834 auf Plawniowitz geboren, Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes ſeit 1903, vorher ſeit 1901 des Abgeordnetenhauſes, vertrat im deutſchen Reichstag von 1872 bis 1893 den Wahlkreis Oppeln und ſeit 1898 Lublinitz-Toſt-Gleiwitz; 1890 bis 1893 war er erſter Vizepräſident, ſeit 1898 Präſident des Reichstags. — **Udo Graf zu Stolberg-Wernigerode**, Abgeordneter für Lyck-Oletzko-Johannisburg, Dr. jur., Oberpräſident z. D., Majoratsherr der Fideikommißherrſchaft Kreppelhof bei Landshut in Schleſien, Generalmajor à la suite der Armee, geboren am 4. März 1840 zu Berlin, war 1891 bis 1895 Oberpräſident von Oſtpreußen, iſt Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes und gehörte dem Reichstag 1877 bis 1881, 1884 bis 1893 und ſeit 1895 an; ſchon ſeit 1901 war er erſter Vizepräſident. — **Prof. Dr. Hermann Paaſche**, Abgeordneter für Kreuznach-Simmern, Geh. Regierungsrat und Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an der Techniſchen Hochſchule in Charlottenburg, geboren am 24. Februar 1851 zu Burg bei Magdeburg, iſt Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes; dem Reichstag gehörte er früher 1881 bis 1884 (für Roſtock) und ſeit 1893 an (bis 1898 für Meiningen). Prof. Paaſche iſt Mitglied des Parteivorſtandes der Nationalliberalen.

Verfaſſungsänderung im Großherzogtum Baden. — Die Tagung der badiſchen Landſtände wurde im Namen des Großherzogs am 1. Dezember vom Finanzminiſter Dr. Buchenberger mit einer Anſprache eröffnet, in der er unter anderem eine Erhöhung der Einkommenſteuer und Kapitalrentenſteuer in Ausſicht ſtellte, die Einführung einer für die Gemeinden zu erhebenden Warenhausſteuer ankündigte und auf einen aus dem Bereich des Juſtizminiſteriums hervorgegangenen Geſetzentwurf hinwies, der Verbeſſerungen der gegenwärtigen Verfaſſung des Grundbuchweſens anſtrebt. Von ganz beſonderem Intereſſe iſt aber der Abſchnitt dieſer Anſprache, der die Verfaſſungsänderung betraf. Dr. Buchenberger ließ ſich darüber in folgender Weiſe aus: „Die ſchon längere Zeit ſchwebende Frage einer Abänderung der Verfaſſungsbeſtimmungen über die Zuſammenſetzung des Landtags iſt durch die Verhandlungen der letzten Ständeverſammlung und durch die damals von der Regierung abgegebenen Äußerungen einer Klärung entgegengeführt worden. Im Anſchluß hieran ſind Entwürfe über eine Abänderung der Verfaſſung, über das Verfahren bei den Landtagswahlen und über die Neueinteilung der Wahlkreiſe ausgearbeitet worden, die Ihnen ſofort zugehen werden. Danach ſollen die Wahlen zur Zweiten Kammer künftighin auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen, geheimen und unmittelbaren Wahlrechts ſtattfinden. Gleichzeitig ſoll die Mitgliederzahl der Erſten Kammer durch gewählte Vertreter der wirtſchaftlichen Berufskörperſchaften und durch eine Anzahl bei der Leitung der kommunalen Selbſtverwaltung bewährter Männer vermehrt und die Einwirkung der Erſten Kammer auf die Finanzwirtſchaft des Staates, unter Aufrechterhaltung einer bevorrechteten Stellung des anderen Hauſes, angemeſſen verſtärkt werden.“

Ende der Obſtruktion der ungariſchen Unabhängigkeitspartei. — Die ungariſche Unabhängigkeitspartei beſchloß am 4. Dezember, die vom Grafen Tisza in der Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 30. November hinſichtlich der Wahlreform übernommenen Verpflichtungen zur Kenntnis zu nehmen und deren pünktliche Einhaltung zu kontrollieren. Für den Fall, daß der im Abgeordnetenhaus am 27. November gefaßte Beſchluß betreffs der Parallelſitzungen außer Kraft geſetzt würde, wenn ferner der Miniſterpräſident vor dem Hauſe ausſpreche, daß in Ungarn jedes Recht und ſomit auch das hinſichtlich der Dienſt- und Kommandoſprache ſeine Quelle in dem in der Legislative zur Geltung gelangenden nationalen Willen habe, erklärte die Unabhängigkeitspartei, daß ſie die Fortſetzung der Beratungen des Abgeordnetenhauſes auf regelmäßigem Wege ermöglichen und von der weiteren Anwendung außerordentlicher Mittel abſtehen wolle. Die Verhandlung der Vorlage über das Rekrutenkontingent vor der Votierung des Budgetgeſetzes halte die Partei zwar für verfaſſungswidrig, mit Rückſicht darauf jedoch, daß die Partei die ſofortige Beurlaubung der mehr als drei Jahre dienenden Mannſchaft möglichſt beſchleunigen wolle, erklärte die Partei, daß ſie der außer der Tour vor ſich gehenden Verhandlung der Geſetzentwürfe über das Rekrutenkontingent und über die Rekrutenvotierung nicht opponiere. Von vierundſiebzig Mitgliedern der Partei ſtimmten ſechsundvierzig für, achtundzwanzig gegen den Beſchlußantrag; neun Abgeordnete erklärten unmittelbar nach der Abſtimmung, daß ſie dem Beſchlußantrag gleichfalls beitreten. — Graf Tisza erklärte nunmehr am 5. Dezember im Abgeordnetenhaus, der Beſchluß über die Abhaltung von Nachmittagsſitzungen werde außer Kraft geſetzt, die Erklärungen über die Wahlreform halte er aber aufrecht. Er nehme auch keinen Anſtand, im Hauſe eine Reſolution zu beantragen, die den Grundſatz ausſpricht, daß jedes Recht, ſomit auch das bezüglich der Armee, ſeinen Urſprung in der Nation habe. Er habe ſich ſtets zu dem Kardinalprinzip des ungariſchen Staatsrechts bekannt, das Krone und Volk in organiſchen Zuſammenhang bringe, ſo daß man ſich einen Gegenſatz dieſer Faktoren ſtaatsrechtlich nicht vorſtellen könne. Der Kampf im Parlament möge nunmehr nach Art loyaler Gegner und innerhalb der Grenzen der Mäßigung geführt werden.

Regierungsprogramm des italieniſchen Kabinetts Giolitti. — Miniſterpräſident Giolitti verlas am 1. Dezember in der Deputiertenkammer wie im Senat eine gleichlautende Regierungserklärung, durch die er die Einleitung einer Periode ſozialer, wirtſchaftlicher und finanzieller Reformen ankündigte. Die Regierung habe Handelsvertragsverhandlungen mit Öſterreich-Ungarn, Deutſchland und der Schweiz begonnen und werde danach ſtreben, die Ausfuhr der landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe zu fördern; zu dieſem Zweck ſei ſie auch bereit, den Schutz der Induſtrie inſoweit zu verringern, als deren Beſtand nicht in Frage geſtellt wird, ja ſogar den Petroleumzoll erheblich herabzuſetzen. Die bereits vorbereitete Konverſion der $4^1/_2$prozentigen Rente dürfte dem Budget einen Nutzen von jährlich 6 Mill. Lire bringen. Die Regierung beſchäftige ſich auch mit der Konverſion der 5prozentigen konſolidierten Anleihe, welche Maßregel einen Vorteil von etwa 40 Mill. Lire für das Budget ergeben werde. Zur Wiederbelebung der Volkswirtſchaft in den ſüdlichen Provinzen wird die Regierung ſtrenge Überwachung der provinzialen und kommunalen Verwaltungen und der Wohltätigkeitswerke eintreten laſſen, den Bau der vom Parlament genehmigten Eiſenbahnen in Kalabrien und Sizilien, die Sanierungsarbeiten und den Bau der apuliſchen Waſſerleitung beſchleunigen. Das Gleichgewicht des Budgets ſei aber die abſolute Vorbedingung für das große Unternehmen der Konverſion, der Rente, die wiederum ihrerſeits allein die Mittel werde liefern können, um an eine ernſtliche Steuerreform zum Vorteil der vom Geſchick weniger begünſtigten Klaſſen heranzutreten. Das Programm des Miniſterpräſidenten wurde in beiden Häuſern des Parlaments mit lebhaftem Beifall aufgenommen. — Im Verlauf der Debatte über die Regierungserklärung des Kabinettschefs vom 1. Dezember äußerte ſich der Miniſterpräſident in der Deputiertenkammer am 3., er billige folgende Tagesordnung: „Nach Entgegennahme der Erklärungen der Regierung bekräftigt die Kammer dem Kabinett den Ausdruck ihres Vertrauens und geht zur Tagesordnung über.“ Dieſer Antrag wurde in namentlicher Abſtimmung mit 284 gegen 117 Stimmen angenommen; dagegen ſtimmten die Sozialiſten und der Radikale Sacchi.

Kabinettswechſel in Spanien. — Angeſichts der Obſtruktion der Republikaner und der Gegnerſchaft ſämtlicher Minderheitsgruppen entſchloß ſich das Kabinett Villaverde am 3. Dezember zum Rücktritt. Das am 5. zuſtande gekommene Kabinett ſetzt ſich folgendermaßen zuſammen: Maura (Präſidium), San Pedro (Äußeres), Toca (Juſtiz), Linarez (Krieg), Fernandez (Marine), Osma (Finanzen), Sanchez Guerra (Inneres), Dominguez Pasqual (Unterricht) und Allan de Salazar (öffentliche Arbeiten).

Singende Engel.

Marmorrelief von Heinrich Weſing.

Der Berliner Bildhauer Heinrich Weſing, dem wir bereits eine Reihe trefflicher Bildwerke verdanken, hat es in dem auf vorſtehender Seite abgebildeten Relief „Singende Engel“ trefflich verſtanden, die Regungen des kindlichen Gemüts- und Empfindungslebens in herzerquickender Friſche und Natürlichkeit zur Anſchauung zu bringen. Es iſt eine ideal ſchöne Gruppe, über der verklärend der Zauber weihevoller Andacht und ſtimmungsvoller Poeſie ausgegoſſen liegt. Das ſchöne Kunſtwerk befindet ſich im Beſitz der Deutſchen Kaiſerin.

Heinrich Weſing iſt ein Sohn der Roten Erde und hat ſeine Ausbildung an der Kunſtakademie zu Berlin erhalten. Schon im Alter von zwanzig Jahren ſchuf er ein Kriegerdenkmal für Herford, eine Walküre, die den gefallenen Krieger nach Walhalla trägt. Dieſelbe weſtfäliſche Stadt verdankt dem Künſtler ferner ein Denkmal des Großen Kurfürſten und ein Herzog-Wittekind-Denkmal *). Weitere Werke ſeiner Hand ſind die Denkmäler Friedrichs des Großen in Neutrebbin, Kaiſer Wilhelms I. in Gardelegen, das Zweikaiſerdenkmal in Sorau, das Wittekind-Denkmal in Enger [Weſtfalen] **), mehrere Kriegerdenkmäler ſowie zahlreiche Porträtbüſten und Grabdenkmäler. Ein Relief im Muſeum zu Danzig ſtellt das „Mahl des Belſazar“ dar.

---

*) Abgebildet in Nr. 2753 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 4. April 1896.
**) Abgebildet in Nr. 3133 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 16. Juli 1903.

Aus dem Karwendelgebirge.

Die Große Bettelwurfſpitze.

In dem Meere der Gipfel und Bergketten der Alpen ſind die zentralen, weſentlich aus kriſtalliniſchen Geſteinen, wie Gneis, Granit und Glimmerſchiefer, beſtehenden Gruppen den vorgelagerten Kalkalpenketten an abſoluter Höhe durchſchnittlich weit überlegen. Indes findet ein Ausgleich zugunſten der Kalkalpen inſofern ſtatt, als deren relative Erhebungen über entſprechend tiefer gelegenen Tälern ſich in ähnlichen Verhältniſſen halten, wie man ſie in den Zentralalpen durchſchnittlich beobachtet. Innerhalb jener Gebiete, die man gemeinhin als Kalkalpen bezeichnet, was mit der wiſſenſchaftlichen Abgrenzung nicht immer zuſammenfällt, ſchwanken dieſe relativen Höhenunterſchiede zwiſchen 2000 und 2300 m, wenigſtens innerhalb der bedeutenderen dieſer Gruppen, die freilich nur ausnahmsweiſe eine nennenswerte Vergletſcherung aufweiſen. Da wir aber, abgeſehen hiervon, doch den Eindruck der Großartigkeit des Hochgebirges nach dem Maßſtab der Höhe und der Steilheit des Gebirgsaufbaus (nebſt deren unmittelbaren Folgen) beurteilen und die letztere eine der hervorſtechendſten Eigentümlichkeiten der Kalkalpen iſt, ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir hier, beſonders in den Oſtalpen, Szenerien finden, die unbedenklich zu den großartigſten der geſamten Alpen zu rechnen ſind.

Einen der impoſanteſten Steilabfälle der öſtlichen Kalkalpengruppen bildet die Karwendelkette gegen das Unterinntal bei Innsbruck und Hall. Es wird hier eine relative Höhe von 2200 m erreicht, die in den Kalkalpen nur ausnahmsweiſe übertroffen wird und auf ſo kurze horizontale Diſtanz überhaupt kaum je wieder vorkommt. Die gewaltige Mauer des Bettelwurfkamms ſendet ihre bleichen Steilmauern bis auf den diluvialen Boden des Inntals herab. Im Norden bricht die Kette 1500 m tief in das wilde Vompertal ab. Ihr höchſter Gipfel, die 2725 m hohe Große Bettelwurfſpitze, galt lange als höchſte Erhebung der Karwendelgruppe; ſie nimmt indes hinter der Birkkarſpitze (2756 m), der Mittleren und der Öſtlichen Ödkarſpitze und der Kaltwaſſerkarſpitze erſt die fünfte Stelle ein.

Durch die ſeit jüngſter Zeit bewirtſchaftete Bettelwurfhütte der Sektion Innsbruck und eine genügend verbeſſerte, markierte Steiganlage iſt der Zugang zu dem an und für ſich, wenigſtens für einen geübten Felsſteiger, nicht gerade ſchwierigen Gipfel der Großen Bettelwurfſpitze ziemlich bequem geworden. Beſonders ſeit der Erbauung des Hallerangerhauſes der Alpenvereinsſektion Schwaben, auf der Nordſeite des vom Endpunkt der Haller Salzſtraße bei den „Herrenhäuſern“ des Salzbergwerks über das 2085 m hohe Lafatſcherjoch ins oberſte Iſartal führenden Weges, erhält der gewaltige Felsgipfel vermehrten Beſuch; von der flachen Einſenkung des Joches iſt die Bettelwurfhütte ohne große Höhenverluſte zu erreichen, während der direkte Anſtieg über die Große Bettelwurfreiße von der Salzſtraße aus ſehr ſteil und mühſam iſt. Ein ſchwieriger, aber für den ſtrebſamen Kletterer intereſſanter Anſtieg führt von der Hütte in gerader Linie hinan zum Gipfel der Kleinen Bettelwurfſpitze (2593 m) über deren Südgrat oder noch ſchwieriger vom Lafatſcherjoch über die 2623 m hohe Speckkarſpitze, alſo mit Überſchreitung des ganzen Kammes. Ein ſehr intereſſanter und nicht ganz leichter Übergang führt dann in etwa einer Stunde von der Kleinen zur Großen Bettelwurfſpitze, in deren Steilabbruch gegen erſteren Gipfel die nach Süden abfallenden, mächtigen Bänke des Wetterſteinkalks, aus welchem der Berg beſteht, auffällig und dachziegelartig ſich überlagernd hervortreten. Der Gipfel ſelbſt bildet eine langgeſtreckte, nahezu gleich hohe Felsſchneide, auf deren höchſtem Punkt der übliche Steinmann mit einem Einſchreibbuch ſteht. Einer der ſchönſten Ausſichtspunkte der nördlichen Kalkalpen, lohnt er ſeinen Beſuch reichlich, wenn droben zufällig kein Nebel herrſcht.

Ernſt Platz.

Auf Chriſtabend-Wache.

Helm ab zum Gebet!

Auf Wache ziehen und Poſten ſtehen, iſt bei den Soldaten nicht beſonders beliebt; ein ganz ſaurer Biſſen iſt es aber, am Chriſtabend dieſe militäriſche Pflicht erfüllen zu müſſen. Bei einbrechender Dunkelheit flammen in allen Fenſtern der der Wache zunächſt liegenden Häuſer die Lichter der Chriſtbäume auf und verkünden der die Poſtenlinie auf- und abſchreitenden Schildwache wieder einmal das Myſterium von der Geburt des Erlöſers. Selbſt drinnen in der kahlen Wachtſtube brennt ein Lichterbäumchen, und die Kameraden ſitzen, ihr Pfeifchen ſchmauchend, rund um den Tiſch und trinken Kaffee oder einen dünnen Weihnachtspunſch, wenn dazu die magere Kaſſe noch ausgelangt oder ein Wohltäter die nötigen Nickel geſtiftet hat. Den Chriſtſtollen müſſen ſie ſich freilich dazu denken; der ſchwarze Kommißbrotſchinken ſchmeckt aber auch ganz gut — wenn er reichlich mit Butter beſtrichen iſt. In den Kaſernen brennen überall die Weihnachtsbäume, für jeden der Kompagnieangehörigen bringt das Chriſtkind heute irgendeine kleine Gabe, und es geht luſtig zu in den einzelnen Revieren, namentlich aber dort, wo die Kompagnie-Komiker und -Clowns bei der Arbeit ſind. 's iſt ganz nett, ſo ein Chriſtabend beim Militär, aber daheim bei den Eltern, bei Freunden und Verwandten, der Liebſten oder einer anderen mildtätigen oder gebeluſtigen Seele iſt es doch noch beſſer als dort und namentlich, wie hier, auf Wache und Poſten, „im Dienſt“, der ſelbſt am Chriſtabend nicht ruhen darf und ſtreng nach Vorſchrift verrichtet werden muß; denn für jedes Verſehen, jede Unterlaſſungsſünde gibt's unnachſichtlich Strafe, beſtehend in Kaſten recte Arreſt, wo der Soldat Gelegenheit erhält, im Schatten kühler Denkungsart über ſein Dienſtvergehen nachzuſinnen, Buße zu tun und den feſten Vorſatz zu faſſen, ſich zu beſſern.

So denkt und argumentiert der Poſten vorm Gewehr im Auf- und Abſchreiten und ſpäht aufmerkſam umher, ob nichts geſchieht, was ihn zu irgendeiner Leiſtung verpflichtet. Und richtig, da erſcheint auch ſchon in Sehweite ein Offizier, der auf die Wache zuſchreitet. Raſch eilt der Poſten ans Schilderhaus zur Ableiſtung der vorgeſchriebenen Ehrenerweiſung; aber als er ſtramm präſentiert, kehrt der Offizier um und geht zurück. Er ſcheint nicht recht zu wiſſen wohin und iſt wohl auch ein einſamer Menſch, der am Chriſtabend allein umherläuft, weil er niemand mehr auf Gottes weiter Welt beſitzt, in deſſen Geſellſchaft er die feſtlichen Stunden des heutigen Abends zubringen kann.

Von den Türmen der Stadt künden nun die ehernen Stimmen der Glocken die vollendete neunte Abendſtunde. Damit ſchlägt die Stunde der Erlöſung für den Wachtpoſten. Raſch eilt er ans Schilderhaus, und mit heller Stimme ruft ſein „R—r—raus!“ die Wachtmannſchaft ins Gewehr zur Ablöſung der Poſten. Alles vollzieht ſich wie an jedem anderen Tage. Des Dienſtes Uhr iſt immer gleichgeſtellt und kennt keine Ausnahme an hohen Feſt- und Feiertagen. Nur inwendig in der Bruſt der Soldaten ſieht es am heutigen Chriſtabend doch etwas anders aus als ſonſt. Die ſcharfe und barſche Tonart, die im Soldatenleben für gewöhnlich durchweg die Oberhand hat, tritt heute überall und allgemein etwas zurück. Der die ganze Zivilwelt erfüllende Weihnachtsglanz übt ſeinen Zauber auch auf die rauhen Kriegsleute aus und erfüllt Kopf und Herz derſelben mit Chriſtfeſtſchimmer und Gedanken an die ſelige Kinderzeit, an Jugend-Luſt und -Freude, die weit zurückliegt wie die goldenen Märchen, welche lieb Mütterlein ihrem aufhorchenden Buben dermaleinſt erzählt hat im dämmerigen Wohnzimmer, während in der guten Stube der Vater den Lichterbaum anzündete und den Gabentiſch aufbaute. Und heute? Da ſteht der Bub von damals als Soldat in Reih und Glied der Wachtmannſchaft auf dem Waffenplatz der Wache, und als der Wachtkommandant, nachdem der Zapfenſtreich geſchlagen, kommandiert: „Helm ab zum Gebet!“ da ziehen die Gedanken der jungen Soldaten wohl vielfach zurück in die fröhliche, ſorgloſe Jugendzeit, die mit Allgewalt emporſteigt gerade zu dem Weihnachtsfeſt, dem unvergleichlich ſchönen deutſchen Feſt des Hauſes, der Familie.

Von all den Tauſenden deutſcher Soldaten, die alltäglich bei Reveille und Zapfenſtreich das Kommando „Helm ab zum Gebet!“ hören und befolgen, werden aber nur die wenigſten wiſſen, woher das Gebet bei ſolchen Anläſſen ſtammt, und daher mag dies nachſtehend einmal weiteren Kreiſen mitgeteilt werden. Während des Befreiungskrieges verfügte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen durch eine Kabinettsorder an den General v. Blücher, datiert aus Neudorf vom 9. Auguſt 1813, mit Rückſicht darauf, daß bei allen verbündeten Armeen morgens nach beendeter Reveille und des Abends nach dem Zapfenſtreich ein Gebet verrichtet ward, folgendes: „Forthin ſollen die Wachen, wenn Reveille und Zapfenſtreich geſchlagen wird, ins Gewehr treten und präſentieren, wieder ſchultern und abnehmen, hierauf den Tſchako mit der linken Hand abnehmen und, ihn mit beiden Händen vor das Geſicht haltend, ein ſtilles Gebet, etwa ein Vaterunſer lang, verrichten. Die Mannſchaft nimmt mit dem Wachtkommandanten zugleich den Tſchako ab und ſetzt ihn ebenſo wieder auf.“ Dieſer Brauch wird jetzt bei allen Truppen und Kontingenten des deutſchen Heeres geübt; in der preußiſchen Armee, wo er zuerſt zur Einführung gelangte, beſteht er nun bereits neunzig Jahre.

Max Dittrich.

Weihnachtsprozeſſion der „heiligen Wiege Jeſu Chriſti“ in Rom.

Was unter dem Namen der „heiligen Wiege Jeſu Chriſti“ unter dem Hochaltar der Baſilika Liberiana (Santa Maria Maggiore) in Rom verwahrt wird und eine der verehrteſten Reliquien der Ewigen Stadt bildet, ſind fünf fragmentariſche Brettchen aus orientaliſchem Ahornholz, die nach der Legende aus dem Stall von Bethlehem herrühren und unter dem Papſt Theodorus I. (642 bis 645) nach Rom gebracht worden ſein ſollen. Der koſtbare, aus Bergkriſtall und Silber gearbeitete Reliquienſchrein, der ſie einſchließt, iſt eine Arbeit des Franzoſen Valadier und dem Kapitel der Kirche in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts durch die Herzogin von Villahermoſa geſchenkt worden. Er hat die Form einer Wiege mit geflügelten Engelsköpfen am Kopf- und Fußende und aus Löwenfüßen hervortretenden Putten, die als Karyatiden den gewölbten ſilbernen Deckel tragen, auf welchem die goldene liegende Geſtalt des Jeſuskindes angebracht iſt. In den kleinen ſilbernen Urnen, die auf den Engelsköpfen ruhen, befinden ſich angebliche Stückchen der Windeln und andere Geburtsreliquien. Über die Geſchichte der Wiegenbrettchen weiß man, daß ſie urſprünglich in der Krypte der ſog. Krippenkapelle, der jetzigen Sakramentskapelle, aufbewahrt wurden, welche die Stelle der ehemaligen Baſilika Santa Maria ad Präſepe einnimmt.

Laut einem Dekret Pius' IX. darf die Reliquie nur mit ganz beſonderer Erlaubnis des Papſtes gezeigt werden. Dieſe wird regelmäßig einmal im Jahre erteilt, und zwar behufs der feierlichen Anbetung in der Sakriſtei der Liberianiſchen Baſilika. Die letztere iſt bekanntlich eine der ehrwürdigſten, größten und ſchönſten Kirchen Roms, und ihre ſtattlichen Säulenſchiffe ſind für eine ſolenne Prozeſſion vorzüglich geeignet. Der Moſaikfußboden der Kirche iſt eine außerordentlich ſchöne Cosmatenarbeit des zwölften Jahrhunderts. Achtunddreißig antike Säulen aus hymettiſchem Marmor trennen die Schiffe; die reiche, kaſſettierte Decke nach Zeichnungen von Giuliano da Sangallo wurde mit dem erſten aus der Neuen Welt nach Europa gebrachten Golde geſchmückt, das Iſabella die Katholiſche zu dieſem Zwecke ſchenkte.

Unſere Abbildung, für die freundlich zur Verfügung geſtellte Bildniſſe der Domherren u. a. verwendet werden konnten, ſtellt die feierliche Übertragung der „Wiege“ vom Hauptaltar nach der Sakriſtei dar, wo ſie am Tage vor Weihnachten auf dem Altar zur Verehrung ausgeſtellt bleibt. In früherer Zeit hatten die römiſchen Silberarbeiter das Vorrecht, ſie in der Prozeſſion zu tragen; auf das Drängen der Domherren wurden dann dieſe durch die Zunft delegiert, und noch ſpäter wurde das Privileg der Zunft aufgehoben. An der Prozeſſion nimmt die geſamte Erzbrüderſchaft der Kirche, die „Venerabilis Archiconfraternitas Sanctissimi Sacramenti ad Montem“, auch „della Neve“ genannt, teil. Sie ſind in weiße Kutten und Mäntel mit rotem Beſatz gekleidet und tragen ein buntgemaltes Schild mit dem Madonnenbild auf der Bruſt. Die großen Kerzen werden von den Benefiziaten getragen, die graue Schultermäntel, ſtatt der weißen der übrigen Domherren, haben. Die weiße Farbe herrſcht bei dieſen Prozeſſionen vor, im Einklang mit der Gründungslegende der Kirche. Dieſe ſoll nämlich im Jahre 352 an der Stelle erbaut worden ſein, wo am Morgen des 5. Auguſt Papſt Liberius und der Patrizier Johannes, durch einen gleichzeitigen Traum dorthin gewieſen, friſchgefallenen Schnee gefunden hatten.

Rom. Reinhold Schoener.

Schreibendes Kind.

Paſtell von Maria Lübbes.

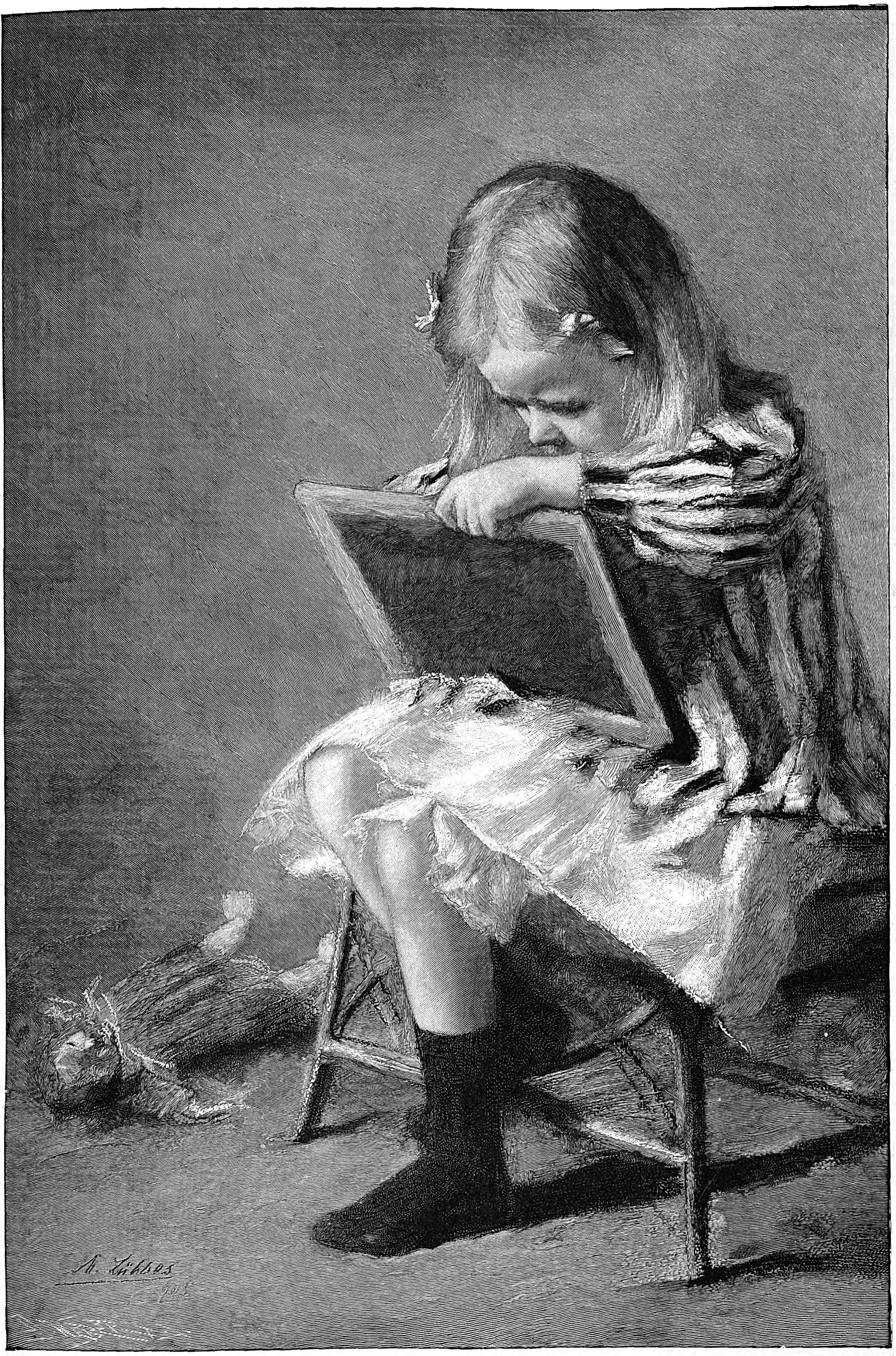
Das kindliche Leben bietet dem Künſtler ein dankbares Studienfeld und genug Stoff zur Darſtellung. In Spiel und Ernſt, bei allem, was die Kinder treiben, entfalten ſie eine Fülle von reizvollen Stellungen, Bewegungen, Geſten und Gebärden, überhaupt eine große Mannigfaltigkeit an mimiſchem Ausdruck; man muß nur zu ſehen, zu beobachten und den günſtigen Moment zu erfaſſen verſtehen. Darin liegt eben die Quinteſſenz der künſtleriſchen Tätigkeit, daß ſie das Augenblicksbild der Natur auf ſeine Ausdrucksſtärke hin prüft und das Geeignete feſthält. Der Beſchauer muß ſich beim Anblick in die Situation verſetzen können, er muß ſofort alles klar ſehen. Wir glauben, dies iſt der Malerin unſeres Bildes „Schreibendes Kind“ trefflich gelungen. Sie zeigt uns in einem duftigen Paſtell, wie ſich die Kleine auf der Schiefertafel bemüht, etwas hervorzubringen. Alle Aufmerkſamkeit konzentriert ſich auf dieſe Tätigkeit; man glaubt das Kreiſchen und Kritzeln des Griffels zu hören.

A. H.

Ein Straßenbild aus dem weihnachtlichen Moskau.

Kein „Jul“-Feuer iſt der Scheiterhaufen, den unſer Zeichner auf ſeinem Moskauer Bilde uns zeigt. Und doch ein Weihnachtsbild. Ganz anders als in St. Petersburg, der am Meer gelegenen Kaiſerreſidenz, wo oft das Chriſtfeſt mit Tauwetter verläuft, das Straßen und Plätze in ſchmutzfarbene Seen und Sümpfe verwandelt, iſt es in der alten Kremlſtadt meiſtens gerade zu Weihnachten ſehr kalt. Moskau hat ja ein kontinentales Klima mit ſchroffen Gegenſätzen von kalten Wintern und heißen Sommern. Temperaturunterſchiede von 75° C zwiſchen Hochſommer und Winterſmitte ſind keine Seltenheit. Dafür iſt aber die Witterung auch innerhalb einer Jahreszeit in der Regel ſehr gleichmäßig. Daß man dort morgens bei —15° ausgehen und abends bei Tauwetter heimkehren ſollte, wie das dem Petersburger im Winter oft genug paſſiert, und umgekehrt, das iſt in Moskau eine höchſt ſeltene Erſcheinung, wenigſtens im Dezember und Januar.

Und ſchön iſt Moskau an klaren, froſtklirrenden Tagen, mit den rotdunſtigen Fernblicken in den Straßen ſowie den bläulichen und gelblichen Silhouetten der zahlloſen Kirchen und Kapellen, der Kremlmauern und Schloßzinnen, die ſo märchenhaft in dieſem rötlichen und lichtvioletten Dunſt auftauchen mit glitzernden Reflexen auf den goldenen Kreuzen und Dächern; ſchön iſt es mit dem haſtenden Wintertreiben auf den weißen Straßendämmen, den blendenden Rieſenplätzen, mit den unzähligen ſchellenraſſelnden Schlitten, die ſchneeaufwirbelnd hinſtieben, von dampfenden Rößlein und ſtolzen Trabern über die glatte Bahn hingezogen. „Kráßny Morós“ nennt der Ruſſe klares Froſtwetter. Und es iſt bezeichnend, daß „kráßny“ „ſchön“ und „rot“ gleichzeitig bedeutet. Und der Ruſſe liebt den Froſt, der ihm geſund iſt, der ihm auf dem Lande die ſchönſten Brücken baut und die Entfernungen kürzt ſowie in der Stadt die Straßendämme ebnet und reinhält. Aber er liebt ihn doch immer nur, ſoweit er ſich vor ihm auch ſchützen kann; denn er kann ja auch ſein grimmer Feind werden, der Froſt, wie es ruſſiſche Dichter und Maler ſo oft in ergreifender Weiſe dargeſtellt haben. Und Armut und Elend ſind groß in Rußland, auf dem flachen Lande und in den großen Städten. Aber groß



Schreibendes Kind. Nach einem Paſtell von Maria Lübbes.

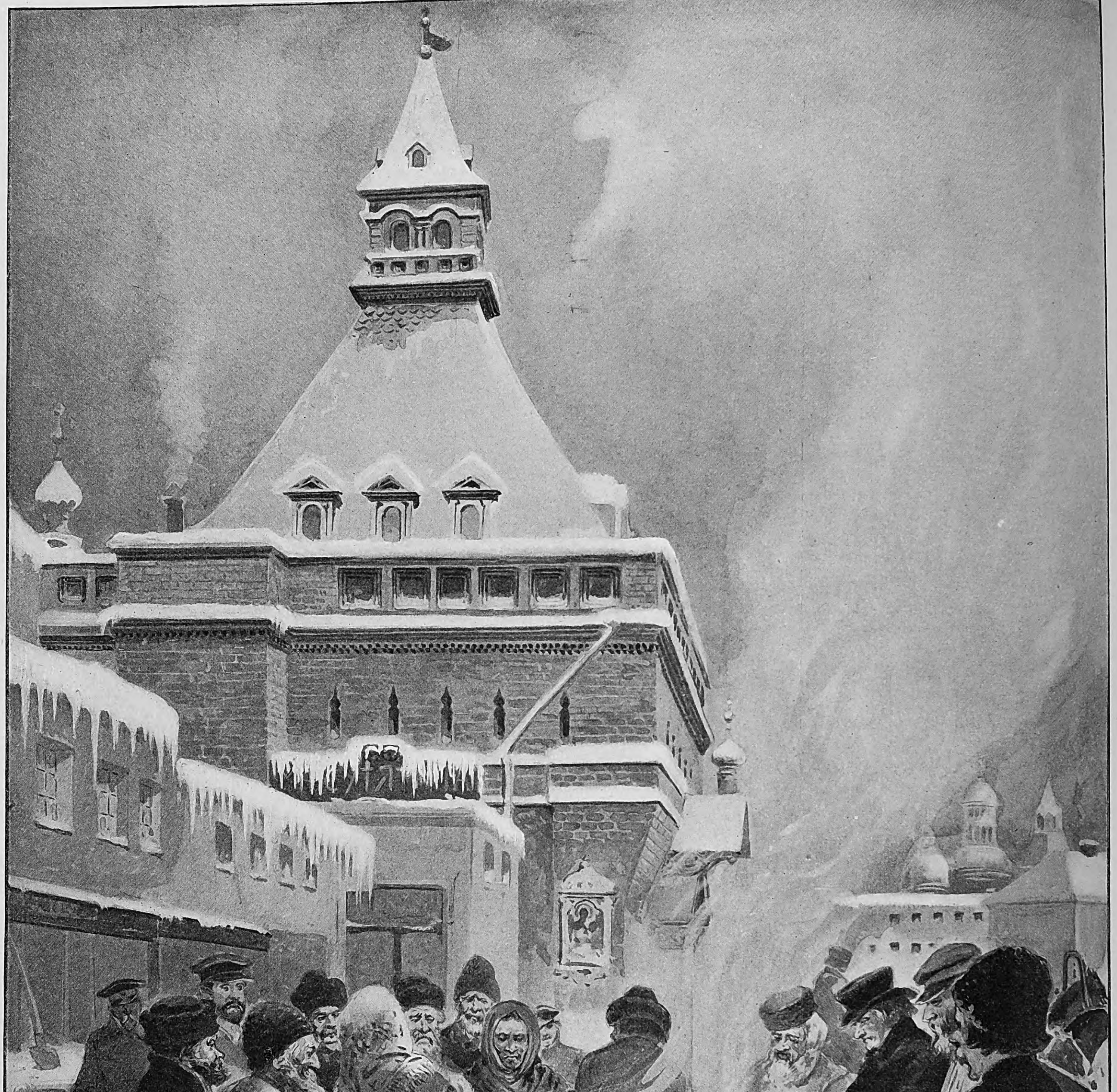
(Aus der diesjährigen Münchener Kunſtausſtellung im Glaspalaſt.)

auch in dieſen iſt die Mildtätigkeit. Und in ſolchen Tagen der böſeſten Winterkälte gedenkt ſie der frierenden Armen: private Hausbeſitzer, die Gemeindeverwaltung und die Staatsbehörden unterhalten dann wohl vor ihren Häuſern oder auf öffentlichen Plätzen wärmende Feuer in großen eiſernen Öfen oder mittels Scheiterhaufen. Sehr maleriſch dann abends namentlich die Lichteffekte und die Gruppen, die ſich ums Feuer ſammeln. Maleriſch für den kunſtempfänglichen Kulturmenſchen; für den Armen aber wohl nichts weiter als eine Wohltat. Unter Umſtänden vielleicht gar ſeine einzige Weihnachtsfreude.

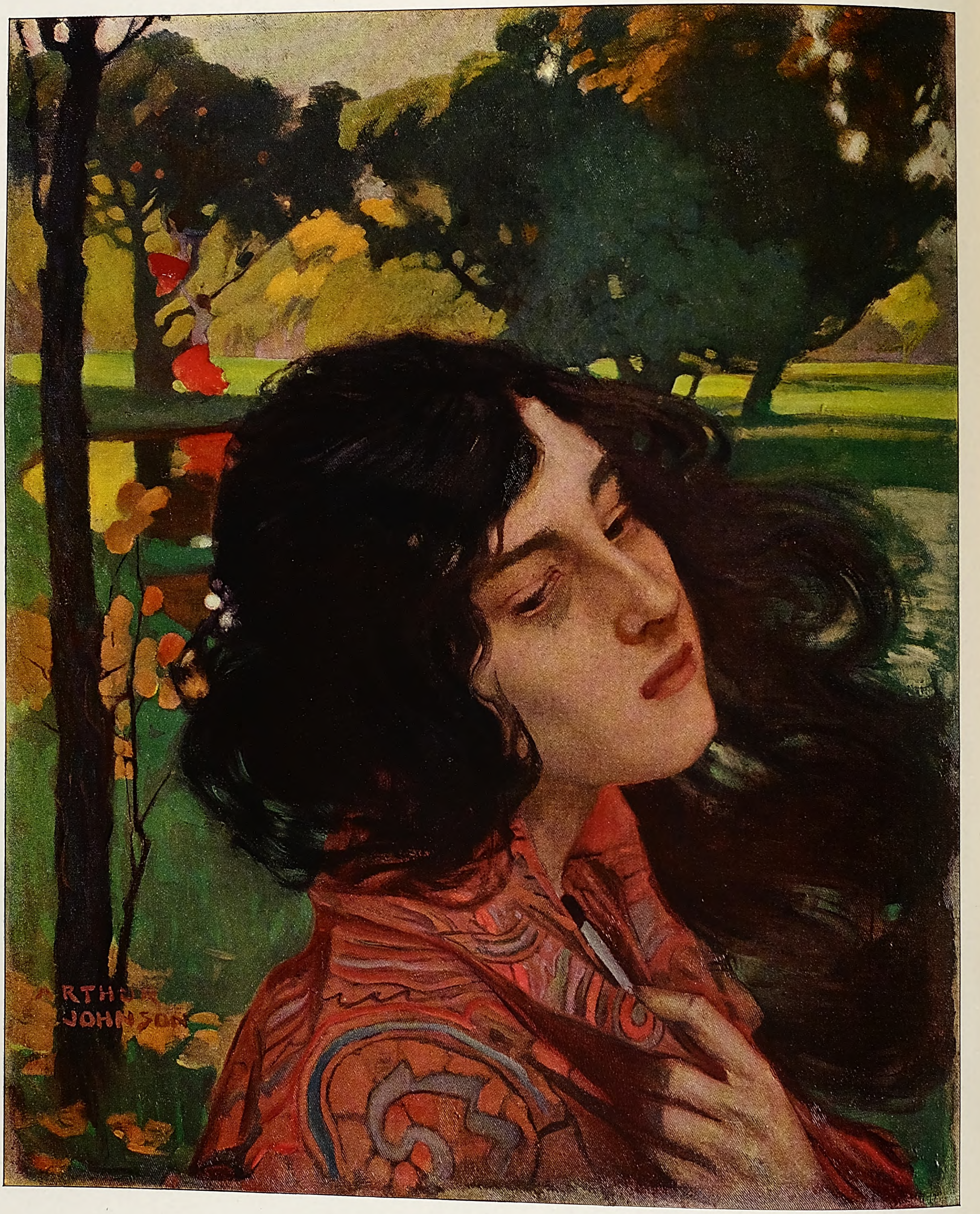
Ein Weihnachtsfeſt in unſerem köſtlich ſtimmungsvollen Sinne kennt der Mann aus dem Volke in Rußland überhaupt nicht. Aber eine Feſtzeit iſt auch für ihn die Zeit zwiſchen Weihnachten und dem Heiligen-Drei-Königstage, die zwölf Nächte der „Sſwjatki“. Hier ſtehen wir wieder einmal vor der Erſcheinung, daß chriſtliche Feſte ihre Vorläufer in heidniſchen haben. Denn in die graue heidniſche Vorzeit des heutigen Rußlands führt uns dieſe Feſtzeit der „Sſwjatki“. Sie entſpricht dem altſkandinaviſchen „Jul“-Feſt, und gleich dieſem geleitet ſie uns ſchließlich bis zur Schwelle eines tiefſinnigen Naturmythus, deſſen eine Ausdrucksform ja das altheidniſche Winterſonnenwendfeſt bildete. Alte Formen und Gebräuche werden ſo mit neuem Inhalt und Sinn erfüllt. So fehlt es denn auch nicht in den „Sſwjatki“ an allerlei Spiel und Mummenſchanz, Geſang und Tanz ſowie luſtigen Aufzügen von Haus zu Haus; ſelbſt ganze Stegreifſzenen werden aufgeführt, in ihren Grundzügen freilich meiſt feſtſtehend von alters her, wie einſt die Faſtnachtsſpiele im mittelalterlichen Deutſchland.

Aber daneben hat auch in nationalruſſiſchen Kreiſen aller Klaſſen des Mittelſtandes und höher hinauf die weſteuropäiſche, vornehmlich deutſche Art der Weihnachtsfeier am 24. und 25. Dezember immer mehr Eingang gefunden. Daß eine kirchliche Feier des Feſtes auch dem Ruſſen unentbehrlich iſt, verſteht ſich von ſelbſt, nur iſt ihm Oſtern das größte Feſt des Kirchenjahres.

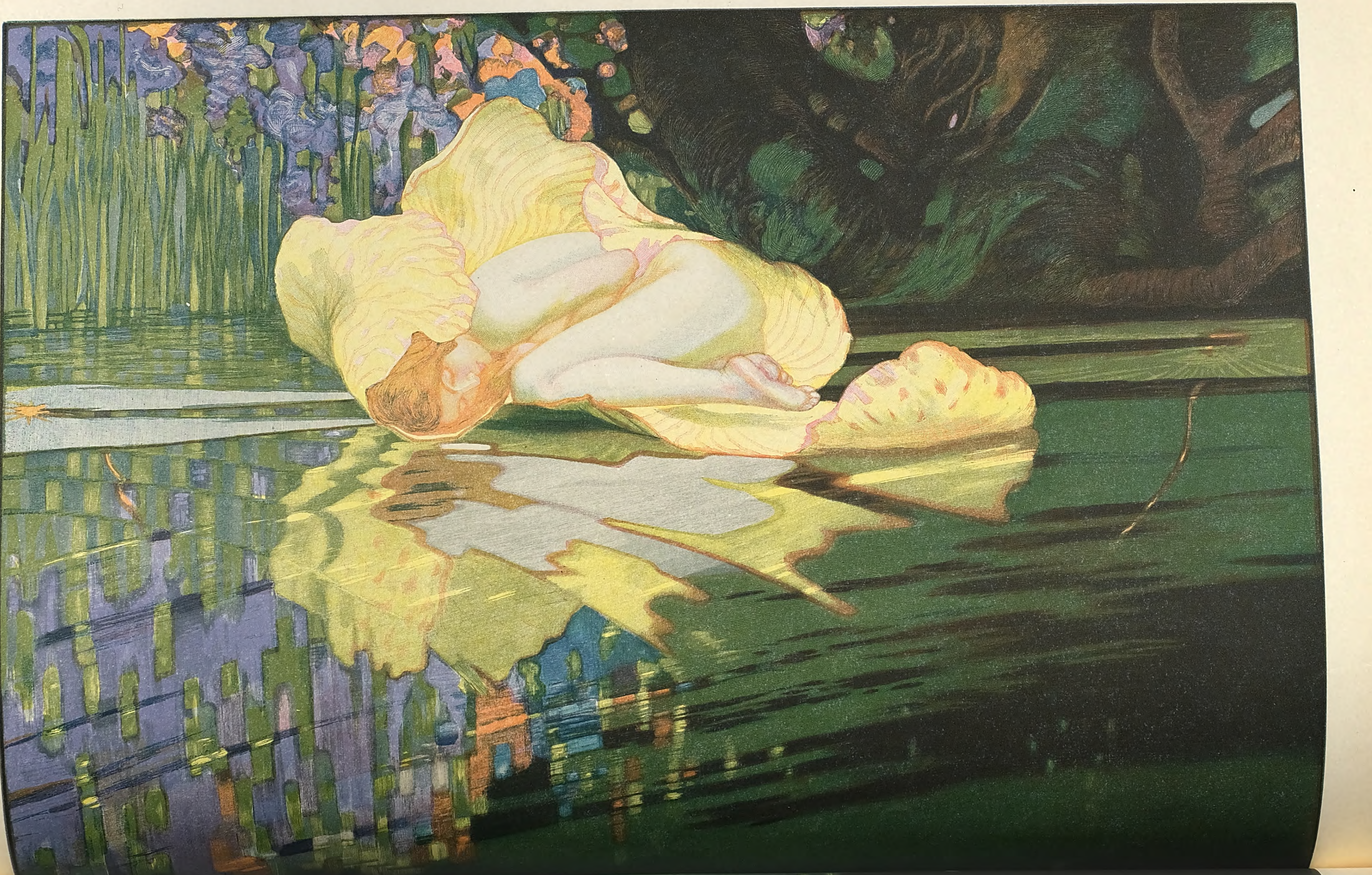
J. H.

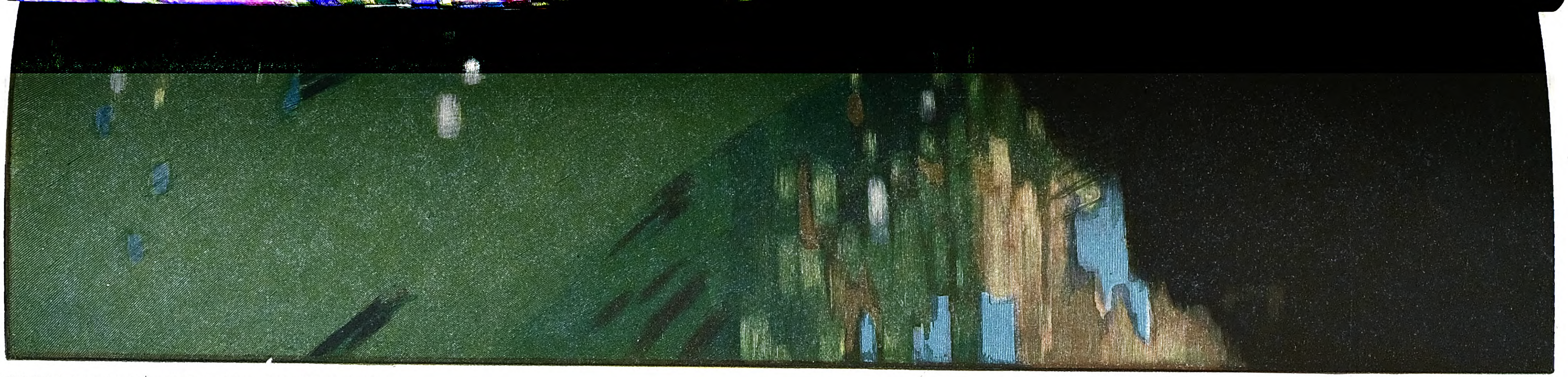

E. Limmer, 1903

Ein Straßenbild aus dem weihnachtlichen Moskau. Originalzeichnung von E. Limmer.


ARTHUR
JOHNSON

Im Schatten. Nach einem Gemälde von Artur Johnſon.





Mit Genehmigung der Herren Keller u. Reiner, Hofkunſthändler in Berlin.

Farbiger Holzſchnitt von J. J. Weber in Leipzig.

Träumendes Waſſer.

Gemälde von Artur Johnſon. Gedicht von Otto Julius Bierbaum.

Es fiel ein Ring in einen Teich.

Wo fiel der her?

Er fiel vom Finger einem Mädchen; das war reich
An Schönheit, doch an Traurigkeit noch mehr.

Zwei Tränen ſchwer
Fieler hinter ihm drein;
Die mußten wohl aus bitterſtem Schmerze ſein,
Denn ſalzig wie die Flut im Meer
Ward von den zwei'n
Das Waſſer dieſes Teiches alſogleich.

Doch kam ein Schein
Von gelbem Gold und rotem Edelſtein
Aus ſeiner Tiefe her,
Als ob in ihr ein ganzes Königreich
Von Golde und Geſchmeide
Verſunken und verſchwunden wär' —
Oder ein Schatz von allertiefſtem Leide.

Es ſprach das Mädchen, als es ging,
Zu einer Lilienblüte:
„Verloren hab' ich nun den Ring
Und mein Herz, das glühte.
An meinem Finger fühl' ich nicht
Das kühle Gold mehr, das er mir gegeben
Mit heißem Schwur: »Für dich mein Herz und Leben!«
Und meine Seele fühl' ich ohne Licht,
Als eine leere Nacht, wie ausgeſogen
Von der Gewißheit: Er hat dich betrogen . . .
Ach, dieſe Finſternis iſt ſchwer und dicht!
O hätte doch der Ring mich mitgezogen!
Wo Treue wie ein ſchillerndes Glas zerbricht,
Iſt alles unfeſt wie des Waſſers Wogen.“

Und neigte tief ihr tränend Angeſicht
Zum Lilienkelch und ſchmiegte ihre Wangen
Den kühlen Blättern an. Die haben ſie umfangen
Wie Schweſternarme — doch getröſtet nicht.

Sie iſt dann bald in ihrem Leid vergangen.

An einem Sommermittag kam der Tod
(Nur ſie erſah ihn, doch ſie ſah ihn klar)
In Haltung, Tracht, Geſtalt, wie einſt ihr Liebſter war,
Und ſprach, indem er ſeinen Arm ihr bot:
„O komm, Geliebte, komm mit mir ins Boot!
Wir wollen in das Liliendickicht fahren
Des ſtillen Teichs, wo wir in jenen Jahren
So oft allein und immer glücklich waren.
Erinnerſt du dich noch an jenes letzte Mal?
Im Park verloſch ein glühendes Abendrot,
Dann fuhr, ein Sonnenſchwertſtreich, jäh ein Strahl
Von goldenem Lichte über die ſchwarze Flut.
Du ſprachſt zu mir: »Bleibſt du mir ewig gut?«
Ich ſprach zu dir: »Bis in des Todes Qual!«
Und wie Beſtätigung in den Wipfeln, lind,
Hob ſich ein leiſes Rauſchen, der Sommerabendwind.
Der kam dann zu den Lilien, ſie zu biegen;
Von grünen Schwerten war's ein Hinundwiderwiegen,
Und blaue, gelbe Kronen neigten ſich
Vor dir als aller Lilien Königin.
O komm mit mir zu deinen Schweſtern hin!
Zum allerletzten Male führ' ich dich
Zum Schauplatz unſrer Liebe. Du und ich
Woll'n uns noch einmal aneinanderſchmiegen.“

Sie aber ſprach (im Fieber, meinten die,
Die bei ihr ſaßen): „Ja, mein Freund, wir fahren
Zum lieben Orte, wo wir glücklich waren.
Ich habe einen großen Schatz dort liegen . . .
Den holen wir uns, holen . . wir uns . . .: ſieh:
Von meinem, deinem Ringe aufgeſtiegen
Die bunten Kreiſe — ei, und hörſt du, wie
Die lieben Lilien an den Ufern ſingen?
Das iſt die ſchönſte Wiegenmelodie.
Ich höre ſie
Wie eine ferne, ferne Lockung in mich dringen.
So liebe Lieder, Liebſter, hört' ich nie,
Seitdem wir beide auseinandergingen . . .
Mir wird ſo leicht . . . mich hebt ein Etwas . . . hebt . . .
. . . .
Siehſt du die Lilie, die
Als Schmetterling dort ſchwebt . . .
O eil' dich, komm, mich an den Teich zu bringen!“

•

Der Tod, der nun ihr Liebſter war
Ach, treuer als der alte —
Trug ihre Seele zu den Waſſern klar,
Daß ſie als Traum dort walte.
Sie träumt auf einem Lilienblatt,
Von tanzenden Lichtern umgeben,
Im Wellenaufundniederſchweben
Und wird des ſüßen Traums nicht ſatt
Von Treue, die kein Ende hat.

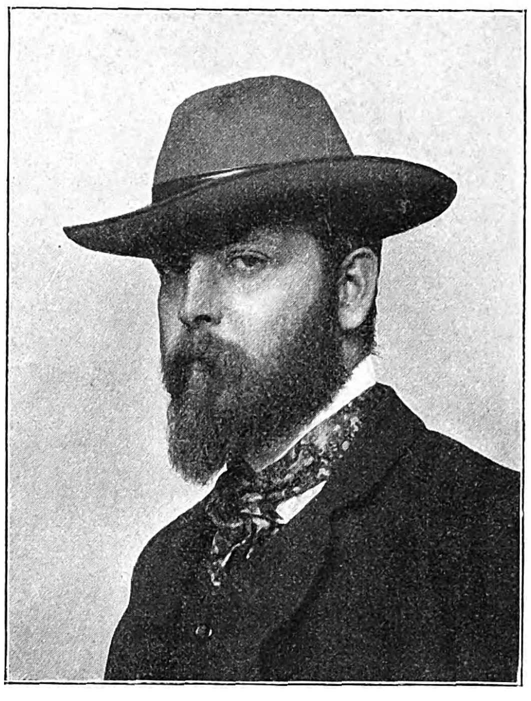
Drei Gemälde von Artur Johnſon.

Mit einer ſtattlichen Ausſtellung im Salon Keller u. Reiner führte ſich bei dem Berliner Publikum zu Anfang dieſes Jahres der Künſtler ein, den unſere Leſer heute aus dreien ſeiner ſofort lebhaft beachteten Werke kennen lernen. Was er brachte, wirkte ſo ausgeprägt ſelbſtändig und dabei in ſeiner beſonderen Eigenart ſo geſchloſſen und fertig, daß man, zumal auch der Klang des Namens Artur Johnſon dazu verleitete, einen fremden Gaſt vor ſich zu haben wähnte. Um ſo überraſchter war man ſchließlich, als man erfuhr, daß der Maler, obſchon der Geburt nach Amerikaner, ſich doch weſentlich auf dem Boden Berlins entwickelt hatte. Bereits im Alter von fünfzehn Jahren war er nach Deutſchland gekommen, wo er zunächſt in Hamburg lebte, um ſpäter nach Berlin überzuſiedeln, hier ſeine künſtleriſchen Studien 1893 auf der Akademie zu beginnen, in der weiteren Ausbildung aber ſehr bald ſeine eigenen Wege einzuſchlagen und dann durch jenes Hervortreten mit einer ganzen Reihe jüngſt vollendeter Bilder den großen Erfolg zu erzielen, der ſeine Beſtätigung auch darin fand, daß man ihm ſeitens der Akademie den Michael Beerſchen Preis zuerkannte.

Bezeichnen die Arbeiten, denen wir heute gegenüberſtehen, die markanten Anfänge einer hoffnungsreich und vielverheißend einſetzenden Laufbahn, ſo ſind ſie doch keineswegs Erſtlingswerke im üblichen Sinne des Worts. Hinter dem gegenwärtigen Schaffen des Künſtlers liegt eine Zeit des Werdens und Suchens, in der er allmählich erſt auf die ihm zuſagenden Ziele geführt ward. Nun Johnſon bekannt geworden iſt, erinnert man ſich, daß er, ohne damals beſonders bemerkt zu werden, vor einigen Jahren bereits auf den großen Berliner Ausſtellungen zu erſcheinen begann. Erwähnung verdient von dieſen früheren Verſuchen, die auf dem Gebiet des Porträts liegen, vor allem ſein Bildnis des Dichters Peter Hille, und zwar nicht allein wegen der prägnanten Charakteriſtik der Perſönlichkeit, auf die es abzielt, ſondern mehr noch deshalb, weil es zeigt, wie der Künſtler durch Vorwürfe ſich angezogen fühlt, die nicht auf der breiten Straße zu finden ſind. Die maleriſche Phantaſie, die in ihm ſich regte, mit lebendigem Inhalt zu erfüllen, war dem akademiſchen Unterricht verſagt geblieben, und ſo hatte Johnſon, von Anregungen zehrend, die draußen von hier und von dort her an ihn herantraten, ſich früh ſchon ſeine eigene Welt zu ſchaffen geſtrebt. Als er dann 1899 Italien ſah und von den Zaubern der ſüdlichen Landſchaft umfangen wurde, kam das, was in ihm ſchlummerte, ſchnell zu reicher Entfaltung. „Sonnenſpiele“ betitelte ſich das Bild, mit dem er die Wege betrat, welche jetzt vor ſeinem Auge ſich öffneten, und aus dem Spiel von Sonne und Licht mit den blühenden Farben, in denen der Süden prangt, bauen ſich nun die Schöpfungen auf, in denen die ihm angeborene Begabung ihren freien und ſtarken Ausdruck gewinnt.

Wo man Dinge geſchildert ſieht, denen das Auge in der alltäglichen Wirklichkeit nicht zu begegnen gewöhnt iſt, pflegt man von idealiſtiſcher Kunſt zu reden, und ſo wird man auch Johnſon einen Idealiſten nennen. Geſagt iſt mit dieſem Schlagwort allerdings nur ſehr wenig; denn alles echt künſtleriſche Schaffen iſt Wahrheit und Dichtung in untrennbarer Einheit, ein ſich hingebend vertiefendes Schauen der Wirklichkeit des Seins und Lebens und zugleich ein von perſönlichem Empfinden und Sinnen geleitetes Umprägen und Ausgeſtalten der von außen her aufgenommenen Bilder und Eindrücke. Schlecht ſtände es um den Maler Johnſon, wenn es bei ihm anders wäre und nicht aus jeder ſeiner Schöpfungen dem Beſchauer der lebendige Atem der Natur entgegenwehte, der uns vor den Werken eines Böcklin ſo gut wie vor denen eines Liebermann umfängt; gut ſteht es um ihn, weil er weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin als ein Nachahmer auftritt, ſondern in dem, was er bietet, auch da, wo vielleicht ein Anklang an bekannte Töne in ſein Lied ſich miſcht, die Kraft einer eigenen, auf ſich ſelber ruhenden Individualität nicht verleugnet. Vor einer „Landſchaft“ mit einem auf blumiger Wieſe am Waſſerrand unter einem Weidenbaum ſitzenden Mädchen, das den Blick ſuchend auf das drüben ſich breitende Dunkel des Waldes richtet, oder vor einem „Sonnenrauſch“, in dem nackte Mädchengeſtalten im grünumkränzten, lichtumſpielten Weiher ſich tummeln, mag man an Stimmungen erinnert werden, wie ſie uns bei Ludwig v. Hofmann begegnen, und mit maleriſchen Gedanken desſelben Meiſters ſcheint ſich Johnſon auch hier und da im Aufbau der Kompoſition und in der Anordnung des pikanten Bildausſchnitts zu berühren, der vor weit ſich vertiefender Landſchaft einen lebensgroßen Kopf dicht an das Auge des Beſchauers rückt. Verfehlt indes wäre es, angeſichts ſolcher verwandt anmutenden Züge, die in einem gemeinſamen künſtleriſchen Suchen und Fühlen der Zeit wurzeln, von abhängiger Unſelbſtändigkeit reden zu wollen. In eine von maleriſcher Sehnſucht erträumte Welt voller glücklicher Schönheit werden wir von dem einen wie von dem anderen Künſtler geführt; aber ganz anders geartet iſt hier und dort das Pathos des Empfindens, und ſehr verſchieden ſind die Farbenklänge, in denen dieſes Empfinden ſich zu ſinnlichem Ausdruck bringt.

Italien hat Johnſon zu dem Künſtler gemacht, als der er heute vor uns ſteht. Ihren Beruf an ihm erfüllte die ſüdliche Landſchaft dadurch, daß ſie ihm Antwort auf die Fragen gab, mit denen er an ſie herantrat. Die Farben, nach denen er verlangte, ließ ſie ihn ſchauen; durch ihr Prangen und Leuchten löſte ſie ſeiner künſtleriſchen Phantaſie die Feſſeln, gab ihr den freien Aufſchwung, der ihr bis dahin verſagt geblieben war, und erfüllte ſie mit Bildern und Vorſtellungen, in denen das, was er träumte und erſehnte, vor ihm zur Wirklichkeit ward. So erwuchs ſeine Kunſt auf dem guten Grunde eines unmittelbaren Umgangs mit der Natur, und an ihm hält ſie feſt. Die Landſchaft aber, aus der ſich die Kompoſitionen Johnſons entwickeln, ſieht und erfaßt der Maler mit ſeinem perſönlichen Auge. Der ſeeliſchen Stimmung, die ſie ihm erregt, macht er ſie untertan, um ſie zum Spiegelbild ſeiner ſelbſt werden zu laſſen. In Formen und Farben wandelt ſie ſich unter ſeiner Hand zum freien Phantaſiegebilde, dem doch der reale Boden unmittelbarer Anſchauung niemals fehlt, und Geſtalten nimmt ſie in ſich auf, die dichteriſche Erfindung ſind und doch wieder als gleichſam aus ihrer Umgebung geboren erſcheinen. — Was hier ſich vollzieht, iſt der allgemein zu verfolgende künſtleriſche Werdeprozeß, deſſen ſchließliches Ergebnis je nach der ſtärkeren oder ſchwächeren Subjektivität des ſchaffenden Meiſters ſich ſehr verſchiedenartig geſtaltet, ſtets jedoch neben die Welt der wirklichen Dinge eine neue und andere ſtellt, welche nur dem Künſtler gehört, der ſie aus ſich heraus erzeugt. Wie reich aber dieſe innere Welt Johnſons iſt, zeigt ein Blick auf ſeinen „Sonnenkuß“ und dann auf ſein Bild „Im Schatten“. Dort in dem nackten Mädchenkörper, der ſich, in wohliger Luſt erjauchzend, dem hellen Licht entgegenbäumt, das blendend durch das Gezweig bricht und über das rote Blütenprangen des Wieſenhangs dahinſtrahlt, ein lautes Aufjubeln frei ſich entfaltender Daſeinsfreude, und hier in dem ſchwermütig blickenden ſchwarzgelockten Mädchenkopf in verträumter, von ſtillen Waſſerſtreifen durchzogener Landſchaft ein elegiſches Sinnen, wie es die Seele beſchleicht, wenn man von einſamer Höhe herab tief unter ſich das weit entrückte Leben des Tages lautlos verklingen und verdämmern fühlt!



Artur Johnſon.

Nicht zu verkennen iſt in der Kunſt Johnſons der Zug zum Exotiſchen und Phantaſtiſchen. Dem Alltäglichen geht er aus dem Wege, und wenig verlockt ihn die beſcheidene Intimität einer unſcheinbaren Natur. Auf hellſtes Licht und auf tiefgeſättigte Töne, auf packende Kontraſte und auf voll und ſtark ausklingende Akkorde iſt ſeine Palette geſtimmt. Den leuchtenden Sonnenſchein, der ſeinen Glanz auf die blumige Wieſe breitet, liebt er dicht neben den Schatten undurchdringlichen Baumgezweigs; die weißen Blütenkerzen der Kaſtanie läßt er in dunkelndem Waſſer ſich ſchimmernd ſpiegeln, das Meer in lichtem Blau hinter dem finſteren Wald des Ufers hervorſtrahlen. Es ſind Effekte von pikantem dekorativen Reiz, die er damit ſucht, und ſo begreift es ſich, daß auch eine gelegentliche Neigung zum Bizarren ihm nicht fern liegt. „Chant d'amour“ benennt er ein Bild, in deſſen ſüdlich anmutende Parklandſchaft ſich Figuren im burgundiſchen Koſtüm des fünfzehnten Jahrhunderts einfügen, ein in gezierter Grazie mit ihrem Pagen und ihrem Hunde luſtwandelndes Edelfräulein und ein in ebenſo gezierter Haltung ſein huldigendes Lied auf der Gitarre begleitender Kavalier, der unter einem rieſigen Kaktus gegen einen Gartenpfeiler gelehnt daſteht. An Watteauſche Liebesſpiele wird man erinnert; ſeine Wirkung erzielt das Bild indes dadurch, daß es die Naivität des galanten Franzoſen in ſpöttiſche Ironie überſetzt. Mehr aber noch charakteriſiert den Künſtler die an die geſchmackvolle Bizarrerie der Japaner anklingende Kompoſition, die er „Träumendes Waſſer“ betitelt. Ein ſtillverſchwiegener Waldſee, auf deſſen leiſe erzitterndem Spiegel die Blätter und Blüten der Seeroſe ſchwimmen, mag den erſten Anſtoß zu dieſem Bilde gegeben haben. Die durch träumendes Verweilen erregte Phantaſie aber führte den Künſtler dann in das märchenhafte Zauberland, in deſſen tropiſcher Farbenpracht er auf tiefgrünem Waſſer die geheimnisvolle große Blume ſah, die ſich dem ſtaunenden Blick auftut und die aus ihr geborene, gleich einem Elfenkind in ihrem Kelche ſchlummernde zarte Mädchengeſtalt uns erſchauen läßt. Geblieben iſt der Darſtellung der lyriſche Stimmungsreiz des urſprünglichen Naturbilds; zugleich aber zeugt ſie ſowohl von der ſchöpferiſchen Phantaſie einer echten Malerſeele wie von dem dekorativen Geſchmack und Können des Künſtlers, dem hier eines ſeiner eigenartigſten Werke gelang.*)

Fendler.

---

*) So das Werden des Bildes, wie es in der Phantaſie des ſchaffenden Künſtlers ſich vollzog. Wie das fertige Werk den Dichter wieder ſeine eigenen Gedankengänge ſpinnen läßt, mag der Leſer aus den Verſen Otto Bierbaums erſehen.

Abend am Marienplatz in München.

Um die Weihnachtszeit, wenn der Schnee draußen das Feld bedeckt und höchſtens da und dort ein Baum ſeine mageren Äſte gegen den Himmel ſtreckt, wenn der letzte Schimmer des Tages verglimmt und die Luft ſich verfinſtert und alles Nahe und Ferne verhüllt, da flammen in der Weite über der großen Stadt die Lichter auf, da eins, dort eins, bald näher, bald ferner. Das Leben erwacht in den Straßen, wenn es draußen zur Ruhe geht. Das bunte, vielgeſtaltige, lärmende Treiben, das Hin- und Herrennen und Eilen vieler Menſchen, großer und kleiner, reicher und armer, guter und ſchlimmer. Alles drängt ſich und ſchiebt ſich durcheinander. Ein ſeltſames Schauſpiel, all dieſe Geſichter, die oft wie von einer Blendlaterne beleuchtet auftauchen, um ſogleich wieder in der geräuſchvollen Dämmerung zu verſchwinden. Einen Hauptanziehungspunkt bilden die großen Schaufenſter mit den ausgelegten Waren. Wie viele Wünſche, Begierden und Hoffnungen werden wach! In wie treffenden Zügen treten ſie oft in Bewegungen, Geſten und Mienenſpiel hervor! Ein prächtiger Standpunkt für einen Beobachter. Mit jedem Augenblick wechſelt die Szene. Ja, die Straße iſt eine Schaubühne, wo manchmal ſogar Poſſen, Luſtſpiele, Komödien und Dramen aller Art aufgeführt werden.

Alles fließt. Der Menſchenſtrom flutet vorüber und ergießt ſich nach allen Seiten und Richtungen, wer weiß wohin. Der eilt noch zu ſpäten Geſchäften, der zum leckeren Mahl, jener ſucht Zerſtreuung im Theater oder im Konzert, einer in ſeinem Klub, der andere im Wirtshaus. Tage, Wochen, Monate, Jahre ändern daran nichts. Dieſes Leben mit ſeinen Freuden und Leiden behält ſein altes Geſicht. Es gibt nur noch einige große Kinder, die meinen, da draußen im tiefen Schnee wate der Knecht Ruprecht mit Sack und Rute den fernen Dörfern zu und neben ihm ein himmliſches Kind, das mit einem ſilbernen Glöcklein läutet und kundtut, Weihnachten, das Feſt der ſchenkenden Liebe, ſei gekommen.

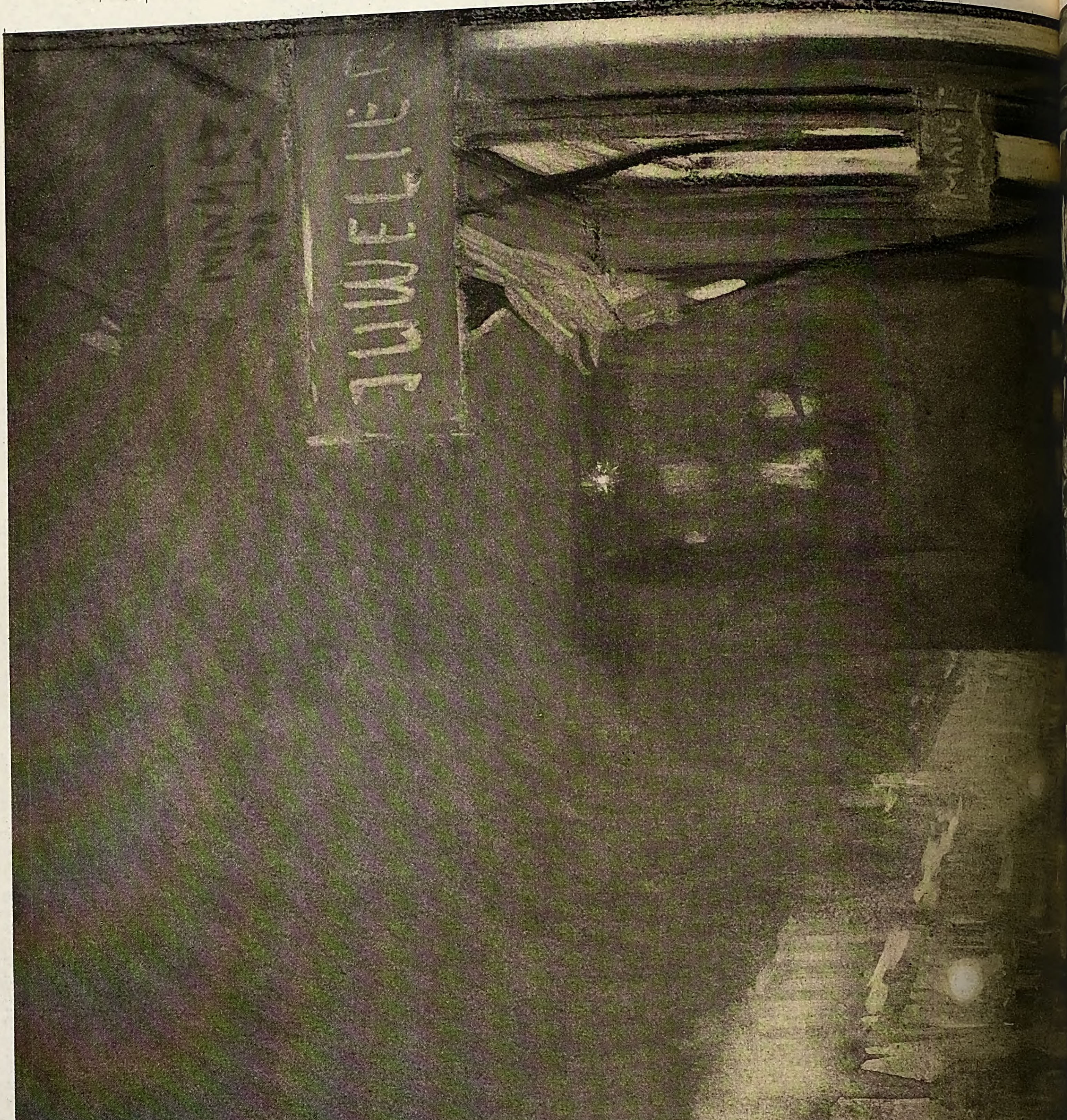
A. H.

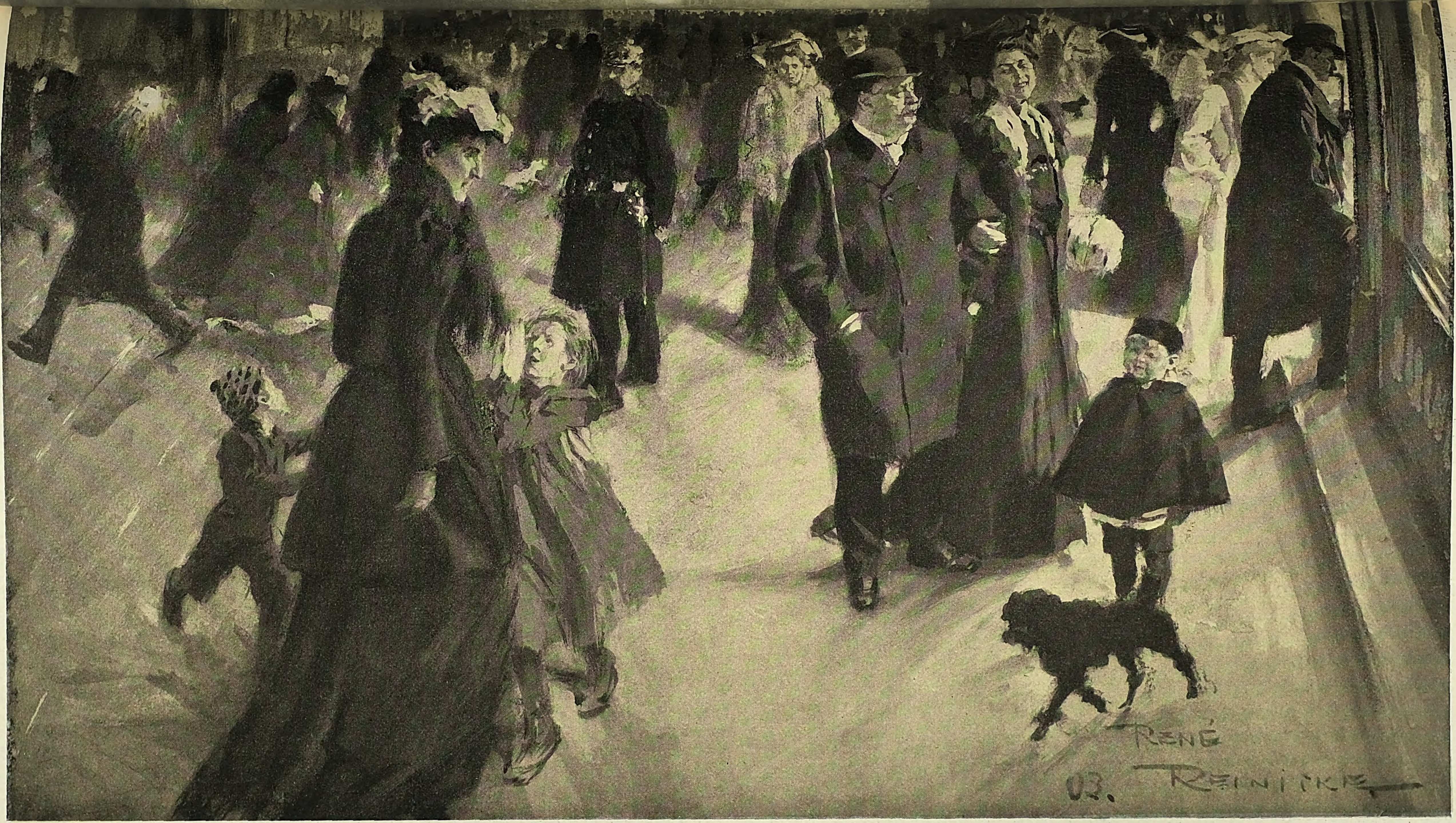
Die Puppe in der Kulturgeſchichte.

Kommt der „liebe Weihnachtsmann“ herbei mit ſeinen buntgeſtaltigen Gaben, ſo darf er dem ſpielenden Mädchen die Puppe nicht vorenthalten. Sie bildet das naturgemäßeſte und beliebteſte Spielzeug der weiblichen Jugend bis zum vierzehnten Jahre, obgleich hin und wieder behauptet wird, ihr Ende ſtehe nahe bevor, weil die vollendete Ausrüſtung des moderniſierten Puppenbalges die Illuſion des beſchenkten Kindes völlig zerſtöre, ſo daß es, bald überſättigt, von einem vertraulichen Umgang mit dem reizloſen Ding nichts mehr wiſſen wolle. Nun, hier iſt nicht der Ort, zu unterſuchen, inwiefern dieſe Annahme begründet oder anfechtbar iſt. Wir werfen vielmehr zunächſt die Frage auf: Was verſteht man denn eigentlich unter einer Puppe? Im weiteren Sinne wird mit dieſem ſo geläufigen Ausdruck ein aus jedem beliebigen Stoff herſtellbares Ebenbild des menſchlichen Körpers „im verjüngten Maßſtabe“ bezeichnet. Indes trifft dieſe Erklärung ſcheinbar nur für eine beſtimmte Gattung zu, die von einem amerikaniſchen Philoſophen treffend „die konventionelle Puppe“ genannt und heutzutage faſt in jedem Kramladen feilgeboten wird. Ein ſolch verfeinertes, aufgeputztes, ariſtokratiſches Weſen genügt aber nicht einmal lebhafteren Mädchen; dieſe fabrizieren ſich vielmehr mit einer gewiſſen Vorliebe und unverkennbaren Geſchicklichkeit eigene Puppen aus Flicken, Lappen, Stöcken, Beſen, Kiſſen und anderen Stoffen. Beſonders ſind es ärmere Kinder, die ſich häufig eine primitive Erſatzpuppe verfertigen, und zwar in Ermangelung jener ſchönen Schweſter im einladenden Schaufenſter. Stets wird dabei die jugendliche Künſtlerin von dem beſtimmten Gedanken geleitet, die menſchliche Geſtalt nach Kräften nachzuahmen.

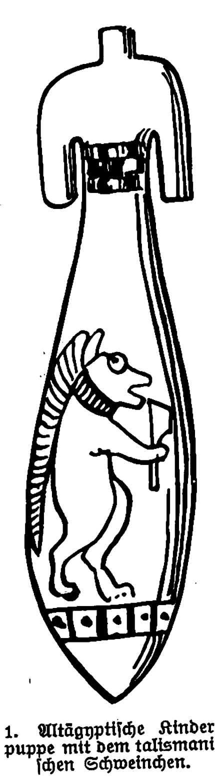
Aber nicht nur in der notdürftigen Puppenfabrikation, ſondern auch bei dem nun folgenden Spiel mit „der lieben Kleinen“ bekundet ſich recht deutlich der naturgemäße Nachahmungstrieb des Mädchens. Schon das unmündige Kind verſteht es, ſeine vielgeliebte Puppe zu herzen, im Arme zu tragen, an- und auszukleiden, zu führen und zu füttern ſowie wegen vermeintlicher Unarten zu beſtrafen. Ja, auf ſein „kleines Kindchen“ verwendet das ſpielende Mädchen dieſelbe Sorgfalt, die ihm ſelbſt ſeitens der guten Mutter zuteil wird. Welch heilſame Empfindung der angeborenen Mutterliebe! In Wirklichkeit erblickt auch jedes phantaſiebegabte Mädchen in der Puppe ein lebendes Weſen, ſeine nächſte Spielkameradin, ja ſein — kleines Kind. Bei dem innigen Wechſelverkehr zwiſchen beiden kann man ſchon getroſt ſichere Schlüſſe auf den ſich dabei offen äußernden Charakter der künftigen Mutter und Hausfrau ziehen. „Man kann aus ſolchem der Jugend vorgelegten Puppen- und Spielwerk öffters ihr Gemüthe artig erforſchen und aus derer Erkieſung zu voraus erlernen, wo zu ſie geneigt, ob ſie Weibiſche oder Kindiſche oder ernſthaffte, ihrem Stande nach wohlanſtändige Sachen wehlten und belieben, wie ſie ſich damit aufführen und ſie verwahren, ob ſie ſolche recht anzuwenden und zu gebrauchen wiſſen.“ So ſchreibt Amaranthes in dem kurioſen „Frauenzimmerlexikon“ von 1715, und er hat recht, denn es iſt z. B. kein gutes Zeichen, wenn ein Mädchen ſeine Puppe aus Vergnügen ſchlägt, ihre Gewänder zerzauſt und unordentlich herumhängen läßt, oder wenn es im Gegenteil verächtlich von ſeinem aufgeputzten Liebling hinabſchaut auf den weniger vorteilhaften Wechſelbalg der ärmeren Genoſſin.

Die unleugbare Tatſache nun, daß ſeit ewigen Zeiten die das geſchäftige Leben und Treiben ihrer Eltern nachahmenden Kleinen auch die mütterliche Sorgfalt zum Gegenſtand ihrer harmloſen Spiele machten, erklärt ſchon von ſelbſt den Umſtand, daß die Puppe eine förmliche Geſchichte aufzuweiſen hat und nicht nur in alten Büchern erwähnt, ſondern auch auf antiken Denkmälern verewigt worden iſt. Die hiſtoriſch älteſte Puppe ſtammt aus dem berühmten Lande der Pyramiden und dürfte wohl auf mindeſtens drei Jahrtauſende zurückblicken können. Man hat an den Ufern des Nils zahlreiche Puppenbälge aus Holz gefunden, die von unſeren heutigen nicht beſonders abweichen und von den kleinen Ägypterinnen nicht minder bekleidet wurden wie die mannigfachen Modepuppen der Gegenwart. Auch Exemplare mit bewegbaren Gliedern wurden hergeſtellt: Hände und Füße konnten mit Fäden gezogen werden. Andere, aus bemaltem Holze zeigen nur andeutungsweiſe die menſchliche Geſtalt und ſind ſtatt der


JUWELIE

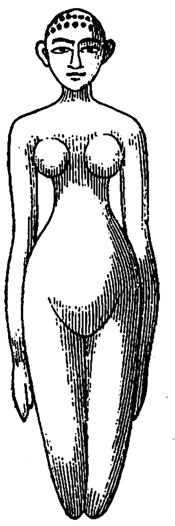

René
03. Reinicke

Abend am Marienplatz in München. Originalzeichnung von René Reinicke.



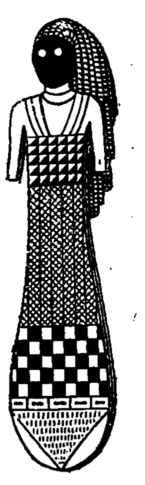
1. Altägyptiſche Kinderpuppe mit dem talismaniſchen Schweinchen.

Haare mit dünnen Perlenſchnüren verſehen. Auf einer ziemlich ſteif ausgefallenen Holzpuppe mit oberflächlicher Verzierung iſt ſogar ein feiſtes Schweinchen angebracht, jenes im Lande der Pharaonen ſo verabſcheute und dem böſen Typhon geheiligte Tier (ſ. Abbild. 1). Angeblich legte man den ſchlafenden Kindern eine ſolche Puppe als vielvermögenden Schutzgeiſt ins Bett, um ſie vor den übelwollenden Dämonen, beſonders aber gegen den böſen Blick zu ſichern. Im allgemeinen gehörte die Puppe mit zum auserkorenen Spielzeug der nilländiſchen Mädchen, und im Ägyptiſchen Muſeum zu Berlin befindet ſich ein intereſſantes Exemplar von pappeartiger Beſchaffenheit, das, teilweiſe vergoldet, ſogar mit Haaren und daranhängenden perlförmigen Erdkügelchen ausgeſtattet iſt. Auch menſchenähnliche Figuren aus glaſiertem Ton und hartem Kalkſtein, teils nackt, teils bekleidet, ſind dort ausgeſtellt (ſ. Abbild. 2). Eine derſelben, tönernen Gefüges, endigt nach unten als Blume, während eine andere in der rechten Hand ein Gefäß hält. Auch „Stechkiſſen" ſowie Puppen mit beweglichen Gliedern und typiſchen Negergeſichtern, die noch heute im Britiſchen Muſeum bewundert werden, bildeten bereits vor Jahrtauſenden den Gegenſtände des Entzückens der ſorgloſen Kleinmädchenwelt an den Ufern des Nils (ſ. Abbild. 3). Wenn ſelbſt in dortigen Kindergräbern, ebenſo wie auch in Aſſyrien, Puppen gefunden worden ſind, ſo läßt auch dieſer Umſtand darauf ſchließen, daß es ſich um ein frühgeſchichtliches Spielzeug handelt, das den weiblichen Sprößlingen geradezu ans Herz gewachſen war, denn nur ſolchen kurzweiligen Krimskrams gab man ihnen mit auf die letzte Reiſe. In den nordamerikaniſchen Grabhügeln, die unter der Bezeichnung „Mounds" bekannt ſind, fand man ebenfalls buntgeſtaltige Puppen als Beigabe, ebenſo in den Totenfeldern der alten Peruaner. Selbſt hölzerne Puppen mit zugehörigen Wiegen ſowie auch regelrechte Wickelkinder aus Ton, bei denen in einem Fall ſogar ein als Unterlage dienendes Holzgeſtell das fehlende Ruhebettchen zu vertreten ſchien, wurden in prähiſtoriſchen Kindergräbern der ſüdamerikaniſchen Rothäute gefunden.



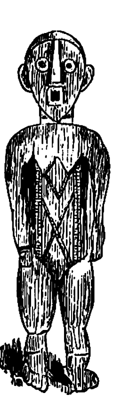
2. Ägyptiſche unbekleidete Antikpuppe. (Die Haare ſind ausgefallen.)

(Im Ägypt. Muſeum zu Berlin.)

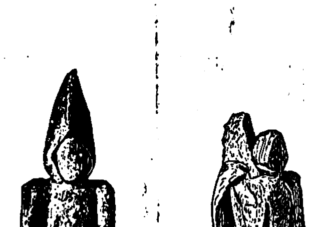


3. Altägyptiſche Puppe in Form eines Stechkiſſens, aber mit langen Haaren.

(Im Brit. Muſeum zu Lond.)

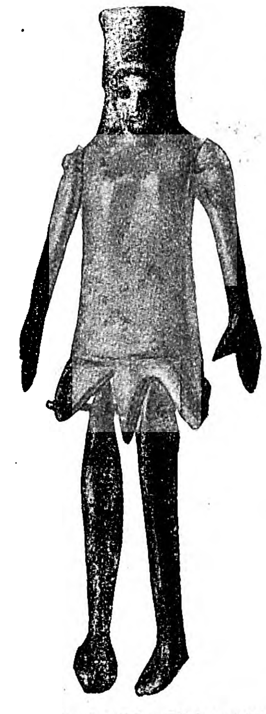


4. Holzpuppe der Lendu, Oſtafrika.

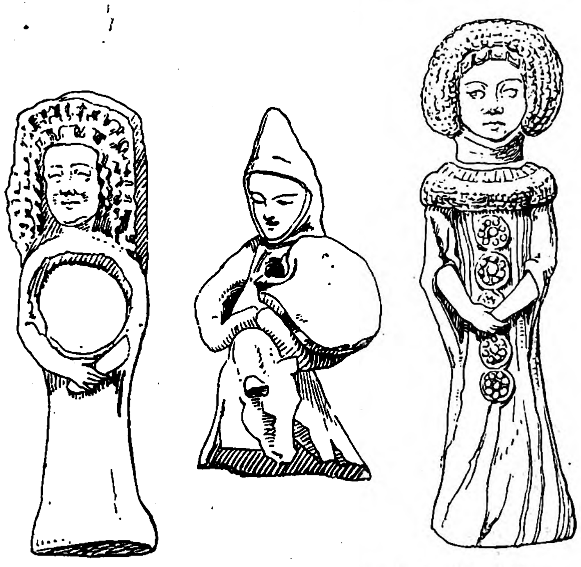


5., 6. Puppen der Akudnirmiut-Eskimo.

Aus Schurtz' „Urgeſchichte der Kultur". Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Leipzig.



7. Altgriechiſche Gliederpuppe.



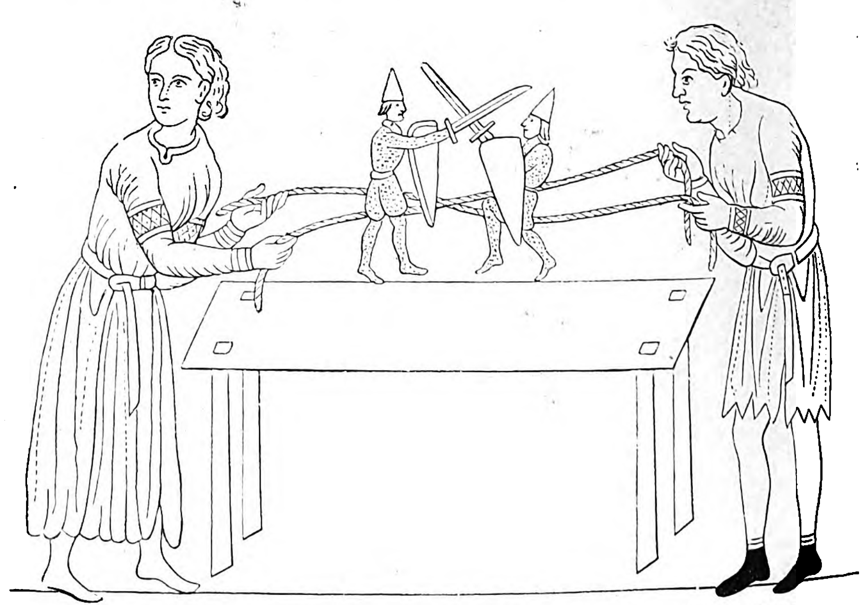
8., 9., 10. Puppen aus dem 14. Jahrhundert. Nürnberger Tonfiguren. (Im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg.)

Auf europäiſchem Boden hat man ähnliche Entdeckungen gemacht, beſonders an tönernen Püppchen aus der ſog. Hallſtatt-Periode, die im Berliner Muſeum für Völkerkunde als koſtbare Raritäten aufbewahrt werden. Selbſtverſtändlich kannten auch die kleinen Mädchen des klaſſiſchen Altertums allerhand Babys, die, verſchieden an Größe und Geſtalt, Götter, Heroen, Krieger, Feldherren, Hirten, Bauern u. a. darſtellten. Trotz ihres männlichen Charakters hießen die aus Ton oder Wachs zierlich modellierten und ſauber bemalten Bälge im allgemeinen Korai, auch wohl Korallia oder Korokosmia, was gleichbedeutend iſt mit Mädchen. Wie noch heute, ſo wurden auch ſchon auf althelleniſchen Märkten mancherlei Puppen von den handwerksmäßig beſchäftigten Puppenmachern (Koroplathoi, Koroplastoi) verkäuflich ausgelegt. Beſſere Bälge waren elfenbeinernen Gehalts und wieſen vielfach bewegliche, wenn auch wenig kunſtvolle Glieder auf. In Baumeiſters „Denkmälern des klaſſiſchen Altertums" iſt eine ſolche ſteife altgriechiſche Gliederpuppe abgebildet (ſ. Abbild. 7), und in der „Gartenlaube" wurde vor einigen Jahren (Nr. 48 des Jahrgangs 1900) die Reproduktion einer frühgriechiſchen Puppe gebracht, deren Original, angeblich aus leichtgebranntem hellbraunen Ton und 13,5 cm lang, ehemals auch einer beigeſetzten Kindesleiche mitgegeben worden ſein dürfte. Manche helleniſche Puppen bergen klappernde Steinchen in ihrem feſten Hohlkopf und bekunden ſich dadurch recht handgreiflich als einſtiges Kinderſpielzeug. Ja, ſogar Puppenwiegen kannte das klaſſiſche Altertum; denn Pauſanias berichtet, daß ſich unter den buntſcheckigen Weihegaben im Tempel der Hera zu Olympia auch ein niedliches, größtenteils mit Elfenbein ausgeſchmücktes Bettchen befinde, das der piſäiſchen Königstochter Hippodameia in jugendlichen Jahren als Spielgerät gedient habe. Vielleicht handelt es ſich hierbei um die verkleinerte Lagerſtätte einer Puppe; denn griechiſche Jungfrauen, die ſchon mit dem fünfzehnten Jahre zu heiraten pflegten, kurzweilten ſich mit dem perſonifizierten „Korai" bis zum Tage ihrer Vermählung. Nun wurden die nicht mehr zu frohem Spiel gebrauchten Lieblinge nebſt deren geſamter Ausſtattung Hellas' eheſchützender Göttin als fromme Stiftung geweiht und im Tempel derſelben niedergelegt. Sappho, die zeitgenöſſiſche Dichterin und begeiſterte Verehrerin dieſer löblichen Gepflogenheit, begleitet den frommen Akt mit nachſtehender Bitte:

> „O Aphrodite, verachte nicht die purpurnen
> Kopftüchlein meiner Puppe! Ich, Sappho,
> Weihe dir dieſe koſtbaren Gaben."

Römiſche Puppenfabrikanten formten aus Gips, Ton oder Wachs mancherlei Spielfiguren für Mädchen und Knaben, jedoch mit dem Unterſchied, daß das zarte Geſchlecht Puppen von menſchlicher Geſtalt erhielt, während die männliche Jugend ſich mit Haſen, Affen, Vögeln, Schildkröten und anderen Tieren die läſtige Langeweile vertrieb. Weil im alten Rom das neugeborene Kind bis zur Namengebung pupus genannt wurde, ſo ſcheint ſich mit der Zeit dieſe Bezeichnung auf das unentbehrlichſte Spielzeug übertragen zu haben; mithin wäre Puppe als Lehnwort für ein kleines, zierliches Menſchenbildnis in plaſtiſcher Ausführung anzuſehen. Weniger begründet erſcheint die Behauptung, daß Poppäa, die eitle Gemahlin Neros, zum erſtenmal an einer ihrer Geſtalt nachgeahmten Statue die für ſie anzufertigenden Kleider habe anprobieren laſſen, und daß auf dieſe Weiſe der eigene Name der Kaiſerin in verſtümmelter Form auf jede menſchenähnliche Figur übergegangen ſei. Wie aus den „Satiren" des Horaz zu erſehen iſt, gab es auch im alten Italien ſchon hölzerne, mittels dünner Fäden zu bewegende Gliederpuppen oder Marionetten, die in beſondere Kleidung gehüllt waren. Abbildungen römiſcher Kinder mit Puppen kommen vielfach vor, und daß letztere häufig bemalt waren, erhellt aus einer Stelle des Philoſtratus. Übrigens ſpielten die römiſchen Mädchen ebenſo wie die griechiſchen bis zu ihrer Vermählung mit teils mehr, teils weniger künſtlichen Puppen, die dann der ehebegünſtigenden Venus geopfert wurden. Ein ähnlicher Brauch hat auch bei den alten Germanen beſtanden, iſt aber, wie ſo viele andere heidniſche Gewohnheiten, mit der Einführung des umgeſtaltenden Chriſtentums verſchwunden. Bei verſchiedenen Naturvölkern befaſſen ſich dagegen heute noch verheiratete Frauen, die nicht ſelten auf dem geiſtigen Standpunkt unſerer Kinder ſtehen, mit Puppen, die ſie wie lebende Weſen und durchgängig als Stellvertreter für dieſe behandeln (ſ. Abbild. 5 u. 6). So füllen nach Catlins Bericht nordamerikaniſche Indianermütter die leere Wiege des verſtorbenen Kindes mit Federn in Form der Leiche und führen dieſes rohe Erſatzgeſchöpf überall mit ſich herum, wobei ſie lebhaft mit ihm plaudern und es überhaupt wie ein wirkliches Kind behandeln. Oftmals beſtehen die künſtlichen Sprößlinge nur aus länglichen, feſt zuſammengeſchnürten Bündeln, die nicht nur die abgeſchorenen Haarlocken des verſtorbenen Kindes, ſondern auch deſſen Spielſachen, Kleider und Amulette als Ausſtattung erhalten. Überall hat man dieſe ſtellvertretende Puppe gleichſam adoptiert. „Die betrübte Mutter ſchleppt ſie oft ein Jahr lang mit ſich herum, ſtellt ſie in der hölzernen Wiege neben ſich ans Feuer und nimmt ſie auf Reiſen mit." E. v. Weber, der ſich vier Jahre hindurch in Afrika aufhielt, berichtet Ähnliches vom Stamme der Fingo mit folgenden Worten: „Jedes Mädchen erhält bei ihrer Mündigkeit eine Puppe, die ſie ſo lange behält, bis ſie ein Kind bekommt. Darauf gibt ihr die Mutter eine neue Puppe, die ſie wieder bewahrt, bis ſie ein zweites Kind hat, und ſo fort. Dieſe Puppen werden für heilig gehalten, und die Beſitzerin trennt ſich um keinen Preis von ihnen" (ſ. Abbild. 4).

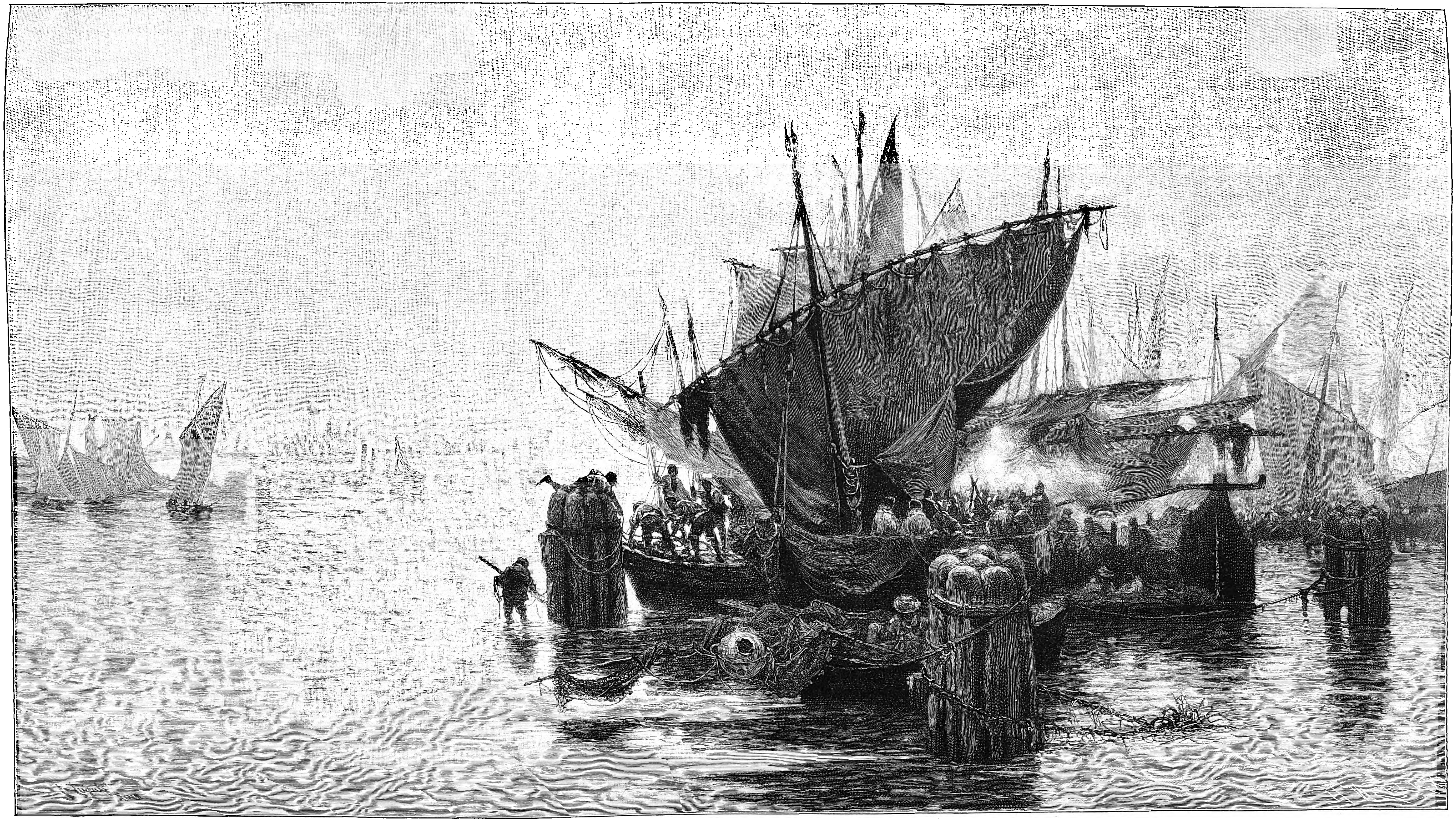
Wenn ſolche menſchenähnlichen Figuren („Hampelmännchen") überall bei den Kindern des grauen Altertums verbreitet waren, ſo liegt der Schluß nahe, daß die Puppen, mit denen heute die Mädchen aller europäiſchen Kulturvölker ſpielen, als direkte „Nachkommen" jener zu betrachten ſind. Indes, der Schein dürfte auch hier trügen, denn ſicherlich haben die frühſten Vorfahren der heutigen Engländer, Franzoſen, Deutſchen uſw. ihrer weiblichen Jugend, unabhängig von den klaſſiſchen Griechen und Römern, Puppen in die Hände gegeben, oder die Kleinen haben ſich ſolche zum Notbehelf ſelbſt hergeſtellt. Karl Weinhold vermutet, daß die altdeutſchen Mädchen ſchon ſehr früh mit menſchenähnlichen Figuren ſich die liebe Zeit vertrieben haben. Im neunten und zehnten Jahrhundert waren in unſerem Vaterland Puppen beim kindlichen Spiel allgemein bekannt, und von ihrer beifälligen Aufnahme in ſpätmittelalterlichen Tagen legen zahlreiche dichteriſche Ausſprüche beredtes Zeugnis ab. In althochdeutſchen Sprachdenkmälern tocha, tohcha oder doccha, neuhochdeutſch Tocke oder Docke genannt, ſcheint das weibliche Lieblingsſpielzeug ſeinen lateiniſchen Namen Puppe aus Frankreich „bezogen" zu haben, wo „pupe" ſehr gebräuchlich war. Der Dichter Wolfram von Eſchenbach ſchildert ums Jahr 1200 die ſtattliche Erſcheinung einer gerüſteten Reiterſchar mit den Worten: „mîner tohter tocke ist unnâch so schœne." Es ſcheint mithin den vergleichenden Dichter der Gedanke an das kurzweilige Dockenſpiel ſeines lieben Töchterchens auf dieſes poetiſche Bild gebracht zu haben, denn auch in den ſog. höfiſchen Tagen ahmten kleine Mädchen gern das alltägliche Tun und Treiben der geliebten Mutter nach und bereiteten ſich dabei mit leichtem Kindesſinn auf des Weibes Los vor. Ja, ſelbſt das ſtärkere Geſchlecht ſcheint damals dem beliebten Puppenſport gehuldigt zu haben, wenn auch in anderer Form. So ſtellt beiſpielsweiſe der reiche Bilderſchmuck in dem gleichſam lexikaliſch bearbeiteten Werke „Hortus deliciarum" — anmutiger Garten — der gelehrten Äbtiſſin Herrad von Landsberg, die ſeit 1167 das Kloſter Hohenburg in den Vogeſen leitete, unter anderem auch zwei Knaben dar, welche zwei geharniſchte Gliederpuppen mittels Zugſchnüre bewegen und miteinander fechten laſſen; ebenſo läßt der junge Erzherzog Maximilian im „Weißkunig" ein Paar berittene „Kaſperl" als Marionetten ſpielend auftreten (ſ. Abbild. 11).



11. Marionettenſpiel aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. (Miniatur im „Hortus deliciarum" der Äbtiſſin Herrad von Landsberg.)

Vielfach wird bei mittelalterlichen Minneſängern die Puppe auch in bildlicher Rede erwähnt, wenigſtens mit dem oberdeutſchen Ausdruck „Tocke". So nennt Oswald von Wolkenſtein die Geliebte ſeines Herzens oftmals „reines tockel", auch wohl „liebe tocke" oder noch zärtlicher „trûte schœne tocke". In „Mai und Beaflor" heißt es:

„du wære noch in der jugende,
daz man dich mit den tocken
billich noch solde locken."



Lagune im Nebel. Nach einem Gemälde von Raimondo Tusquets.

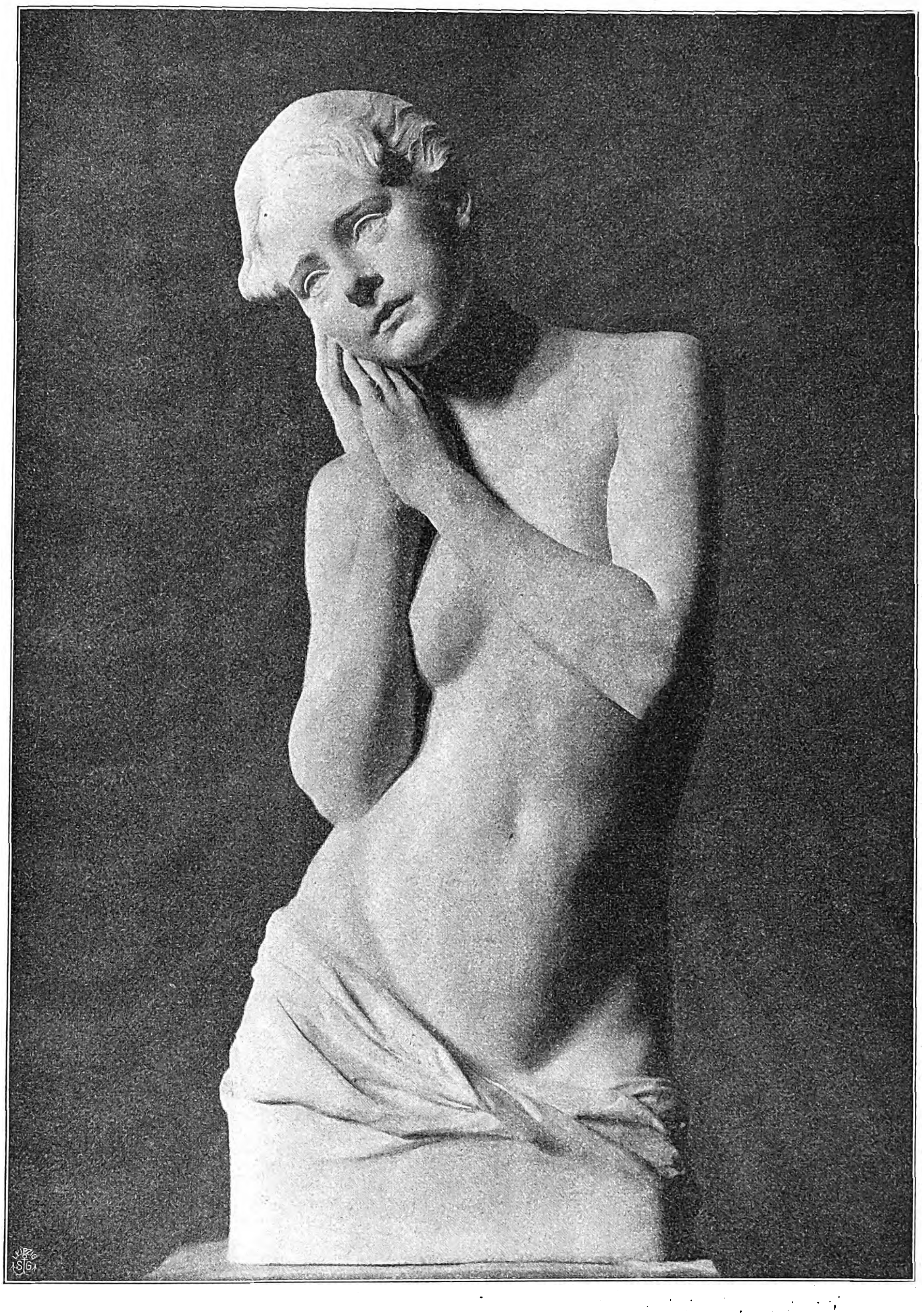
(Aus der diesjährigen Römiſchen Kunſtausſtellung.)

Türlin nennt die Vergänglichkeit der irdiſchen Freuden treffend ein Tockenſpiel. Ja, ſelbſt im politiſch gefärbten Eifer bedient ſich ein höfiſcher Dichter des Vergleichs mit einer Puppe, wenn er meint, daß der Papſt mit den deutſchen Fürſten „als der tocken spielt“, denn „er sezzet si ûf, er sezzet si abe“. Guote, Rudolfs von Habsburg Tochter, iſt noch ein Kind, als ſie den ebenfalls noch ſehr jugendlichen Wenzel heiratet, weshalb beide miteinander auch noch „chindlich redten“, erſtere beſonders davon, wie „ir tockchen“ gekleidet ſei. Die junge Sigune wiederum, die ſchon „ein tocken wiegel“ beſitzt, bittet ihren Vater, daß er ihr den ganzen Schrein mit Tocken füllen möge, und im Geſpräch mit Schionatulander fragt ſie dieſen, ob ſie die Minne bei den Tocken verwahren ſolle. Vom heißen Kampfe behauptet jedoch derſelbe Dichter (Titurel), daß er weit mehr bedeute, als wenn „die kinder spielent mit den tocken“. Gawan drückt die kindliche Obilot „als ein tocken an sîne brust“. Der berühmte Straßburger Kanzelredner Geiler von Keiſersberg (1445 bis 1510) gebraucht in ſeiner „Emeis“ ſchon das heutige Wort Puppe, wenn auch in anderer Schreibart. Er rügt den Umſtand, daß mancher Vater ſeine Tochter in der Kindheit lehre „uff buppen hoffertig sein“, wie er denn auch geſchminkte Frauen mit bemalten und angeſtrichenen Puppen vergleicht. Ähnlich behauptet ſpäter der eine kernige Moral predigende Fiſchart von zeitgenöſſiſchen Damen, daß ſie einhergingen geziert und geputzt, „gleich wie ein Kind die Buppen mützt“, damit die Männer ſich „daran vergaffen“ möchten. In „Gargantua“ philoſophiert er ſogar: „Die Weiber ſind es doch von Jugend auff mit Docken vnd Puppen Spielweiß alſo gewohnt, daß ſie nachgehends in der Ehe auch ſolche Poppenſpiel mit jhren Ehegepaarten üben.“

Im Reformationszeitalter nahm die Verbreitung der Puppe noch mehr überhand, denn es blühte deren Fabrikation beſonders in Nürnberg und Augsburg, „welche die ganze Welt damit anfüllen“, wie man damals ſchrieb. Bereits im Jahre 1400 kommt in Nürnberg ein Puppenmacher Ott vor, und 1465 tritt wiederum ein anderer, H. Meß, urkundlich auf. Eine junge Nürnbergerin erbat ſich im Jahre 1584 als Reiſegeſchenk vom Herrn Papa eine hübſche „Kronbraut“, alſo eine mit der damals noch üblichen Brautkrone geſchmückte Puppe in der reichen Patriziertracht ihrer berühmten Vaterſtadt. Im Jahre 1859 wurden dort Puppen, Wickelkinder, Reiter und Puppengeſchirr aus weißem, gebranntem Ton unter dem aufgewühlten Straßenpflaſter gefunden. Sie verkörpern das Spielzeug des vierzehnten Jahrhunderts, wie es als „Nürnberger Tand“ ſchon damals in ferne Länder verſandt wurde (ſ. Abbild. 8, 9, 10). Intereſſante Frauenbildchen aus gebranntem Ton und in der Tracht der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hatte man ſchon früher auf der Burg Tannenberg in Franken gefunden. Auch in Schleſien ſind kleine, etwa 9 cm hohe „Frauenzimmerfigürchen“ von Kalkſtein ausgegraben und ins vierzehnte Jahrhundert zurückdatiert worden. Beſonders ſeit dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert hat ſich in jener alten Handelsmetropole — nicht minder auch im ſachſenmeiningenſchen Städtchen Sonneberg — eine regelrechte Puppeninduſtrie entwickelt, wovon auch die heute noch in einigen Muſeen aufbewahrten Nürnberger „Tockenhäuſer“ mit ihrer trefflich dargeſtellten Miniaturbewohnerſchaft ein glänzendes Zeugnis ablegen.

Fortſchreitende Verbeſſerungen haben auch auf dem Gebiet der Puppenfabrikation eine bemerkenswerte Vervollkommnung erzielt, und ſchon der oben erwähnte Verfaſſer des intereſſanten „Frauenlexikons“, der auch des im erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bekannt geweſenen „Puppenwerks“ gedenkt, hebt beſonders diejenigen Docken hervor, „ſo nach jeder Landes-Art mit allerhand Zeugen, ſammetſeidenen und wollenen bekleidet, ja gar nach den neueſten Moden des Frauenzimmers ausſtaffiret, hier und da zum Modell verſchickt worden, wie auch die koſtbaren und künſtlichen Docken, ſo offtermals durch ein verſtecktes Uhrwerk allerhand Actiones von ſich ſehen laſſen“. Die erſte ſprechende Puppe ſoll angeblich im Jahre 1857 hergeſtellt worden ſein, doch bemerkt Buſch in ſeinem „Handbuch der Erfindungen“: „Am Pariſer Hofe wurde 1783 ein mechaniſches Kunſtwerk gezeigt, welches aus einer Puppe von 18 Zoll beſtand, die eine Art Trompete in den Mund nimmt. Durch dieſe Trompete konnte man die Puppe fragen, was man wollte, und ſie antwortete allemal mit vieler Richtigkeit. Der Erfinder dieſes Kunſtſtücks iſt ein Franzoſe und hat es in Portugal gemacht. In Spanien kam er darüber in die Inquiſition, und um ſich aus derſelben zu befreien, mußte er den Mechanismus ſeines Kunſtwerks zeigen.“ Es ſcheint alſo bereits gegen Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts Puppen mit mechaniſchem Stimmapparat gegeben zu haben. Bälge mit Köpfen aus Papiermaché, haltbarer als Häupter aus Wachs oder Gips, kannte man ſchon in den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. Die zuerſt aus Wien zu uns gelangten Gelenkpuppen erfreuen ſich allgemeiner Beliebtheit, doch dürften wohl die feinen Lederpuppen Frankreichs wegen ihrer ſchönen Körperformen den Vorzug haben. Ein „niedlicher Einfall“ wird die endliche Verwirklichung der Perückenfrage im Puppentum genannt. Meiſt verwendet man dabei das ſeidene Haar der Mohärziege, doch fehlt auch das natürliche Menſchenhaar nicht, denn man bemüht ſich geradezu unnötigerweiſe, der kindlichen Phantaſie ein möglichſt weites Feld mit der Puppe zu eröffnen.

Suhl i. Thür. F. Kunze.



Sinnendes Mädchen. Halbfigur von Heinrich Splieth.

(Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunſtausſtellung.)

Nach einer Photographie von Franz Linkhorſt in Halenſee-Berlin.

Katzenfamilie.

Gemälde von Julius Adam.

Wie es Gelehrtenfamilien gibt, in denen ſich die Fähigkeiten einzelner auf ganze Generationen vererben, ſo gibt es auch unter den Künſtlern Geſchlechter, deren Name über ein Jahrhundert lang ſeinen alten Klang behält. Einer ſolchen Familie entſtammt Julius Adam. Der Großvater unſeres Künſtlers war der berühmte Schlachtenmaler Albrecht Adam (geb. 1786 zu Nördlingen, † 1862). Er hatte vier Söhne: Franz, Benno, Eugen und Julius. Jeder war künſtleriſch tätig, und jeder zeichnete ſich in ſeiner Weiſe aus. Der erſte der vier Söhne iſt bekannt durch ſeine Kriegsbilder aus dem Franzöſiſchen Feldzug; der zweite hat ſich als Tiermaler das Epitheton des „deutſchen Landſeer“ erworben; der dritte, Eugen Adam, war ebenfalls als Schlachten- und Tiermaler ſehr geſchätzt. Er hat im Verein mit ſeinem Bruder Julius, der von Haus aus Lithograph war, unter anderem „Erinnerungen an die öſterreichiſche Armee in Italien 1848 und 1849“ herausgegeben. Benno Adams Sohn, Emil Adam, iſt einer der bekannteſten Pferdemaler, und eben der Sohn des Lithographen Julius Adam, unſer Künſtler, iſt nicht weniger bekannt durch ſeine Spezialität als Katzenmaler. Wozu andere Künſtler wohl erſt durch beſondere Verhältniſſe und Umſtände gebracht werden, nämlich ſich jenes Arbeitsfeld zu erobern, auf dem ſie ihren Anlagen und Neigungen gemäß ſich betätigen und ausbreiten können, dazu führte Julius Adam der angeborene Trieb der Liebe zur Tierwelt und eine durch die Familie auf alle ihre Mitglieder vererbte künſtleriſche Neigung und Anlage. Wenn man ſchon Julius Adam in Hinſicht auf den Stoffkreis, in dem er ſich bewegt, einen „Spezialiſten“ genannt hat, ſo läßt ſich dieſes Wort, in ſeinem gewöhnlichen Sinne gebraucht, doch nicht ſo leicht auf die Tätigkeit des ſchaffenden Künſtlers anwenden; denn für ihn gilt ja in erſter Linie, in der Einheit die Vielheit und in der Erſcheinung die Mannigfaltigkeit darzuſtellen. Sein Gebiet iſt alſo, ſelbſt wenn es im gegenſtändlichen Sinne begrenzt erſcheint, dennoch ein unbegrenztes. Der Gegenſtand ſeiner Darſtellung erſcheint ihm ja ſelbſt unerſchöpflich an neuen Wendungen und Variationen. Hat es doch Claude Monet gezeigt, daß man ſelbſt einem Haufen Stroh oder Heu im Wechſel der Beleuchtung während der Tages- und Jahreszeiten immer wieder neue maleriſche Reize abgewinnen kann. Um wieviel mehr iſt dies der Fall bei einem lebenden Tier wie der Katze. Unerſchöpflich und mannigfaltig erſcheint ſchon dem Auge ihre äußere Bildung, Wuchs, Behaarung und Farbe, und nun gar ihre Bewegungen, ihr Schmiegen und Biegen, Lauern und Schleichen, ihr Springen und Klettern. Wie oft und gern haben wir uns an dem putzigen Weſen der Jungen, an ihrem reizvollen Spiel erfreut, ſie bei der Fütterung und in ihrem Neſt belauſcht, oder wenn die Alte ein Mäuschen beſchlich oder pruſtend und mit geſträubtem Haar einem Hunde ſtandhielt oder ein andermal mit geſpannter Aufmerkſamkeit eine fremde Erſcheinung muſterte. Alle dieſe Eigenheiten des Tiers hat Adam beobachtet, ſtudiert und in zahlreichen Skizzen und Bildern feſtgehalten: bald als Einzelerſcheinung, die man mit Recht „Porträt“ genannt hat — ſo eingehend iſt das Individuelle der Raſſe in Bau, Behaarung und Farbe behandelt — bald in anmutigen Gruppierungen, meiſt in Verbindung mit Motiven aus dem Hauſe, dem Hofe und der nächſten Umgebung. Und gerade hierin erweiſt ſich Adam als ein begabter Koloriſt, der die alten Niederländer fleißig ſtudiert hat. Beſonders feſſelt ihn die maleriſche Stimmung des Interieurs, das Problem der Beleuchtung und Tonwirkung. Sehr häufig findet man auf ſeinen Bildern die Katzen mit ſtillebenartig arrangierten Gegenſtänden, farbigen Tüchern von Samt oder Seide oder auch abgetragenen, von Wind und Wetter gebleichten Lappen, manchmal auch im Heu oder Stroh ruhend dargeſtellt. Um derſelben maleriſchen Qualitäten wegen liebt der Künſtler auch halb verfallene Scheunen, kellerartige Räume, Speicher und Dachkammern. Öfter verlegt er den Schauplatz ins Freie, in den Hof und den Garten am Hauſe. Dieſe letztere Art veranſchaulicht unſer Bild „Katzenfamilie“. Hierin tritt auch die Beſonderheit der maleriſchen Behandlungsweiſe deutlich hervor: ſeine ſcharfe, ſubtile Zeichnung und doch breite Pinſelführung ſowie ſeine außerordentliche Geſchicklichkeit in der Modellierung und Andeutung des Stofflichen, beſonders der Haare. Im Glanz und Schimmer des

Sinnendes Mädchen.

Halbfigur von Heinrich Splieth.

Einen doppelten Erfolg errang auf der diesjährigen Berliner Kunſtausſtellung ein Werk des bisher in weiteren Kreiſen noch unbekannten jungen Bildhauers Heinrich Splieth. Sein „Sinnendes Mädchen“, eine lebensgroße Halbfigur, die er mit eigener Hand in weſtfäliſchem Kalkſtein ausführte, ward nicht bloß aus den verfügbaren Ausſtellungsfonds für den Staat angekauft, ſondern überdies auch von berufenen Stimmführern der Kritik aus der großen Menge der aus Berlin ſtammenden plaſtiſchen Arbeiten rühmend als eine der glücklichſten und anziehendſten hervorgehoben. Daß er dieſe Beachtung und Anerkennung fand, verdankt der Künſtler aber nicht etwa einem auffallenden gegenſtändlichen Motiv oder einer keck erdachten, das Auge herausfordernden Anlage der Kompoſition; ſein Verdienſt iſt es vielmehr, daß ſein Werk ſo beſcheiden und unaufdringlich wie möglich ſich gibt und allein durch den echten Reiz ſchlichter und einfacher Schönheit zu feſſeln ſtrebt. Aus einer anſpruchsloſen Aktſtudie iſt es hervorgewachſen, durch innige Vertiefung aber in die liebevoll und mit poetiſchem Sinn angeſchaute Natur zu einer in Form und Inhalt harmoniſchen, von feinem poetiſchen Empfinden erfüllten Darſtellung anmutigen menſchlichen Daſeins geworden. Der Gedanke an das ſorglich ſtudierte Modell tritt für den Beſchauer völlig zurück gegen den zarten Stimmungsgehalt im Ausdruck der träumeriſch blickenden Züge dieſer reizenden Mädchengeſtalt und der mit ihm zuſammenklingenden Bewegung der zuſammengelegten Hände, gegen die der ſeitwärts geneigte Kopf ſich lehnt. Ein ſtill in ſich beſchloſſenes ſeeliſches Leben atmet die Figur, und dem glücklich gefundenen plaſtiſchen Motiv, in dem es ſich ſprechend verkörpert, geſellt der Künſtler eine ſo ruhevolle, klare und einfache Behandlung der Formen, daß man mit immer wieder erneutem Wohlgefallen zu genießender Betrachtung ſeines Werkes zurückkehrt.

Heinrich Splieth, der 1877 zu Elbing geboren wurde und ſeine Laufbahn als Bildhauer in einer Werkſtatt zu Münſter begann, erhielt ſeine künſtleriſche Ausbildung unter der Leitung Manzels an der Unterrichtsanſtalt des Berliner Kunſtgewerbe-Muſeums, der er nach dem Fortgang jenes Meiſters noch weiter als Schüler Haverkamps angehörte. Mit einer als Seglerpreis gedachten, ebenſo originell erfundenen wie in flachem Relief trefflich durchgebildeten ſilbernen Plakette, auf der ein Zug fliegender Schwäne mit dem treibenden Winde dahineilt, und gleichzeitig mit der in Holz geſchnitzten Figur einer ſchlanken, von knappem Gewand umfloſſenen jugendlichen Märchenprinzeſſin, die zu dem in der Linken emporgehaltenen, mit elektriſchen Lichtern beſetzten glitzernden Krönchen aufſchaut, trat er vor Jahresfriſt zuerſt an die Öffentlichkeit. Schon hier erfreute die keuſche Schlichtheit der Erfindung, die das kennzeichnende Gepräge auch ſeiner neuſten Arbeit iſt. Nicht auf geſchickte Routine, ſondern auf poetiſches Fühlen iſt ihre Wirkung geſtellt, und gute Hoffnungen auf ſeine weitere Entwicklung erweckt damit der Künſtler, der ſich der heute in Berlin ſo vielfach herrſchenden Neigung zur pomphaften Phraſe gründlich abhold zeigt. Fd.

Berühmte deutſche Bauwerke.

Die Quirinuskirche in Neuß.

An den Ufern des Rheins, wo ſchon in der römiſchen Kaiſerzeit das Chriſtentum feſten Fuß faßte, finden ſich, abgeſehen von den Ländern ſüdlich der Donau, in Deutſchland die zahlreichſten und älteſten Denkmäler chriſtlicher Baukunſt, vornehmlich der romaniſchen Epoche. Nur wenige derſelben haben ſich freilich im Verlauf der Jahrhunderte ihre volle Stilreinheit bewahren können. Der Rhein, um deſſen Beſitz ſich die Völker ſeit Jahrtauſenden ſtritten, war unausgeſetzt Zeuge der blinden Zerſtörungswut kriegeriſcher Horden, die ſelbſt vor den Toren der Gotteshäuſer nur ſelten Halt machten; und auch der elektriſche Funke, dem man vor Erfindung des Blitzableiters ſeinen Weg nicht vorſchreiben konnte, hat an manchen altehrwürdigen Kirchenbauten der Rheinlande ſeine vernichtende Wirkung ausgeübt. Die ſo teils eingeäſcherten, teils verwüſteten Kirchen erfuhren dann, nicht ſelten erſt nach jahrzehntelanger Verwahrloſung, dem Geſchmack des jeweiligen Baumeiſters und den vorhandenen Mitteln entſprechend, eine notdürftige Reſtaurierung oder allerlei ſtilloſe Ergänzungen und Anbauten, wodurch der urſprüngliche einheitliche Charakter des Gebäudes nur allzuoft verwiſcht wurde. Zu den wenigen rheiniſchen Gotteshäuſern, die ſich trotz aller zerſtörenden Einflüſſe die volle Reinheit des Stils gewahrt haben, gehört auch die Quirinusſtiftskirche in Neuß, die die vollendete Mannigfaltigkeit des rheiniſchen Übergangsſtils erkennen läßt.

Sankt Quirin in Neuß führt, ſoweit ein Teil der Fundamente und die Krypta in Betracht kommen, ſeine Entſtehung bis in das 9. Jahrhundert zurück, während der Beginn des heute vorhandenen Baus in das Jahr 1209 fällt, nachdem die hier ſtehende alte Kirche 1205 bei der Einnahme von Neuß durch König Philipp von Schwaben vollſtändig zerſtört worden war. Der Chronik nach ſoll der Bau vierzehn Jahre in Anſpruch genommen haben: „denn ſieben Jahre baute Baumeiſter Wolbero in der Erde und ſieben Jahre über der Erde“. Die weitere Geſchichte der ehrwürdigen Stiftskirche an der Erftmündung iſt ſehr bewegt. Im Jahre 1496 traf der Blitz den Weſtturm, und die ganze Kirche ging bis auf den Oſtturm in Flammen auf. Bei der Erſtürmung der Stadt durch den Herzog von Parma im Jahre 1586 verheerte wiederum ein furchtbarer Brand die eben notdürftig wiederhergeſtellte Kirche, und 1741 zerſtörte das Feuer zum drittenmal das hehre Gotteshaus faſt vollſtändig, ſo daß die ganze Abtragung des Chors erforderlich wurde.

Zu einer gründlichen und umfaſſenden Reſtauration kam es erſt hundert Jahre ſpäter, nachdem der Niederrhein und mit ihm auch das alte Noveſium dem preußiſchen Staate einverleibt worden war. Zu den Koſten der notwendigſten Renovierung, die vorab auf 44000 Taler veranſchlagt waren, ſteuerte der kunſtſinnige König Friedrich Wilhelm IV. die Hälfte bei. Die letzte Reſtaurationsepoche begann 1881 unter Leitung des Regierungsbaumeiſters Buſch, der auch den verfallenen Eingang zur Krypta wieder eröffnete, vor allem aber dem ruinenhaften Oſtteil ſeine alte Geſtalt wiedergab, die 1741 teils zerſtörten, teils nachträglich niedergelegten Giebel und Galerien erneuerte und beim Hauptturm die ſtilgerechte Dachform wiederherſtellte. So zeigt ſich denn heute die Neußer Stiftskirche aufs neue in ihrer urſprünglichen Geſtalt, als die ſtattliche dreiſchiffige Emporenbaſilika mit achtſeitigem Vierungsturm, auf deſſen kühner Kuppelkrönung ſich die Figur des heil. Quirinus erhebt. Der impoſante Weſtbau, der ſich gewiſſermaßen als Querbau vor das Langhaus der Kirche legt, erhebt ſich in vier Stockwerken von abnehmender Höhe und zeigt eine beſonders reiche Gliederung. Der über der Dachkreuzung noch 23 m hoch ſich erhebende Weſtturm hat zwei durch kräftig profilierte Geſimſe abgetrennte Stockwerke, die in zierlichen Rundbogen- und Blattfrieſen einen harmoniſchen Abſchluß finden; eine durchbrochene Mauerbaluſtrade mit vier freien Ecktürmchen krönt den ſtattlichen Weſtbau, dem gegenüber das Langhaus der Kirche eine auffallende Einfachheit zur Schau trägt.

Köln. A. D.

Handel, Gewerbe und Verkehr.

— Über die Wohnungsverhältniſſe in St. Louis während der Zeit der Weltausſtellung 1904 können ſich Reiſeluſtige jetzt ſchon durch ein kleines Buch unterrichten, das die Ausſtellungsleitung unter dem Titel „Rooms“ herausgegeben hat. Aus dieſem Buch iſt zu erſehen, daß in St. Louis im Jahre 1904 während der Ausſtellungszeit für die Beſucher Unterkommen in reichſtem Maße zu finden ſein wird. Die Stadt beſitzt jetzt ſchon hundert Hotels, die 21000 Gäſten Unterkunft gewähren können. Bis zur Eröffnung der Ausſtellung werden aber noch neue Hotels gebaut, die weitere 47000 Gäſte aufzunehmen vermögen. Dazu kommen noch mehr als fünfzig nur für die Zeit der Ausſtellung errichtete Hotels leichter Bauart, die in der Lage ſind, ungefähr 30000 Gäſten Unterkunft gewähren zu können; unter dieſen Unterkunftsſtätten befindet ſich das rieſige Hotel innerhalb der Ausſtellung ſelbſt, das für 6000 Perſonen Platz hat. In Boardinghäuſern an Straßen, durch die direkte elektriſche Linien zur Ausſtellung führen, iſt für mehr als 15000 Gäſte Raum. In möblierten Zimmern reſpektabler Häuſer kann für faſt 18000 Perſonen Logis beſchafft werden. St. Louis beſitzt 485 Reſtaurants, darunter ſolche größten Stils. Unter dieſen befinden ſich allein 20, die zuſammen 33000 Perſonen ohne Schwierigkeiten verpflegen können. — Carl Stangens Reiſebureau, Berlin W. Friedrichſtraße 72, hat ein Spezialprogramm für die Sonderfahrten zum Beſuch der Weltausſellung in St. Louis 1904 herausgegeben. Nach dieſem Programm ſollen vom 16. April bis 5. November k. J. wöchentlich Ausſtellungsreiſen von 45tägiger Dauer unternommen werden, außerdem ſind große Rundreiſen durch Nordamerika mit Beſuch der Ausſtellung in St. Louis am 30. April, 4. Juni und 9. Juli geplant. Der Preis für die Beteiligung an den Ausſtellungsreiſen iſt auf 2400 ℳ, für die Beteiligung an den großen Rundreiſen durch Nordamerika auf 4500 ℳ für die Perſon feſtgeſetzt. Näheres ergibt das Programm, das von der Firma auf Wunſch koſtenlos abgegeben wird. — Von dem vom ſtellvertretenden Chef der Kunſtabteilung der Weltausſtellung, Dr. Charles M. Kurtz, verfaßten, von der Firma Gottſchalk Printing Co. in St. Louis herausgegebenen Handbuch über die Ausſtellung iſt die fünfte Ausgabe erſchienen. Text und Illuſtrationen des gediegenen und reichhaltigen Werkchens ſind nach dem neuſten Stande der Ausſtellungsarbeiten ergänzt; es iſt durch den Buchhandel zu beziehen und koſtet etwa 1 ℳ. — Zwiſchen dem Reichskommiſſar für die Weltausſtellung in St. Louis 1904 (Bureau: Berlin W., Schöneberger Ufer 22) und den Speditionsfirmen Julius Rudert in Hamburg, Joh. Heckemann in Bremen und Hamburg, J. H. Bachmann in Bremen und Hugo Daniels, G. m. b. H., in Düſſeldorf ſind über die Beförderung der für die Weltausſtellung beſtimmten deutſchen Güter von den Häfen Hamburg, Bremen, Rotterdam, Amſterdam und Antwerpen nach St. Louis, Ausſtellungsgelände, Verträge geſchloſſen worden, deren weſentlicher Inhalt in Nr. 38 der auf Grund des vom Reichskommiſſariat übermittelten Materials von J. J. Weber („Illuſtrirte Zeitung“) in Leipzig herausgegebenen „Mitteilungen, betreffend die Weltausſtellung in St. Louis 1904“ veröffentlicht worden iſt. — Laut laufender Transportpolice Nr. 817/24417, geſchloſſen durch den Aſſekuranzmakler Aug. Röber in Hamburg, haben die Norddeutſche Verſicherungsgeſellſchaft, die Norweſtdeutſche Verſicherungsgeſellſchaft in Hamburg, die Transatlantiſche Güter-Verſicherungsgeſellſchaft in Berlin ſowie andere erſtklaſſige Aſſekuranzkompagnien Verſicherung übernommen an: den Herrn Reichskommiſſar für die Weltausſtellung in St. Louis zu Berlin und die Firma Julius Rudert in Hamburg. Die Anmeldungen für die Transportverſicherung der Ausſtellungsgüter haben bei der Firma Julius Rudert in Hamburg zu erfolgen. In der Wahl des Spediteurs werden die Ausſteller dadurch in keiner Weiſe beſchränkt. Wie das vom Reichskommiſſar gedeckte kombinierte Riſiko auf die einzelnen Gebäude verteilt werden wird, ſteht noch nicht feſt. Bei Anmeldungen für die Transportverſicherung, die vor dem 1. Januar 1904 erfolgen ſollen, empfiehlt es ſich daher, zunächſt im Bureau des Reichskommiſſariats (Berlin W., Schöneberger Ufer 22) anzufragen. Anmeldeformulare ſtehen daſelbſt zur Verfügung.

— Das württembergiſche Miniſterium des Inneren hat zur Dienſtleiſtung bei der Gewerbe-Inſpektion zum erſtenmal drei Gehilfen aus dem Arbeiterſtand berufen.

— Für den Bau der Eiſenbahn Konia-Eregli-Burgurlu, der erſten Teilſtrecke der Bagdadbahn, hat ſich am 25. November in Frankfurt a. M. eine Geſellſchaft mit beſchränkter Haftung gebildet. Das Geſellſchaftskapital beträgt 3 Mill. ℳ, wovon bei der Gründung der Geſellſchaft 25 Proz. zur Einzahlung gelangen.

— Von der Deutſch-Atlantiſchen Telegraphengeſellſchaft in Köln iſt die Teilſtrecke Borkum-Horta (Azoren) eines zweiten unterſeeiſchen Kabels von Borkum nach Neuyork gelegt worden. Das Kabel findet in Borkum über Emden Anſchluß an die Telegraphenlinien der Reichs-Telegraphenverwaltung. Der Betrieb iſt am 30. Oktober eröffnet worden. Die Teilſtrecke Horta-Neuyork ſoll im Laufe des nächſten Jahres hergeſtellt werden.

— Der direkte Telephondienſt zwiſchen Bulgarien und Rumänien wurde am 1. Dezember in Ruſtſchuk in Gegenwart des bulgariſchen Miniſters der öffentlichen Arbeiten Popow und des rumäniſchen Miniſters des Inneren Lascar, der beiderſeitigen diplomatiſchen Agenten und der Spitzen der Zivil- und Militärbehörden eröffnet.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— Zu dem Wettbewerb um die künſtleriſche Ausgeſtaltung des Theaterplatzes zu Dresden gingen achtundvierzig Entwürfe ein. Von der Erteilung eines erſten Preiſes nahm man Abſtand, dagegen wurden drei zweite Preiſe zu je 1000 ℳ den Architekten Schleinitz in Dresden, Luther u. Kretzſchmar in Blaſewitz und Kühn u. Beyrich in Dresden ſowie ſechs dritte Winkler in Loſchwitz, Paul Schnartz in Leipzig, Otto Schnartz in München, Schmidt in Berlin, Kühne in Dresden und Rumpel u. Krutzſch in Dresden zuerkannt.

— In München-Gladbach wurde am 30. November die im Kaiſerpark errichtete Kaiſer-Friedrich-Halle feierlich eingeweiht und zugleich das Kaiſer-Friedrich-Denkmal enthüllt. Zum Bau der als Feſthaus der Stadt zur Veranſtaltung von Konzerten, Theateraufführungen uſw. gedachten Halle gab eine Stiftung des Rentners Friedrich Bühring in Höhe von 70000 ℳ den erſten Anlaß; aus dem Wettbewerb, der zur Erlangung von Bauplänen veranſtaltet wurde, gingen die Architekten Werz und Huber in Wiesbaden als Sieger hervor, denen ein Bau von eigenartig anſprechender Anlage und Durchbildung zu danken iſt. Das aus dem Kreiſe ehemaliger Mitkämpfer im Franzöſiſchen Kriege angeregte Denkmal wurde vom Bildhauer Rutz ausgeführt. Vor einem halbrunden Thronſeſſel zeigt es die aufrecht daſtehende, die Hände über dem aufgeſtützten Pallaſch kreuzende Geſtalt des Kaiſers in Küraſſieruniform mit darüber drapiertem, mit Adlern geſticktem Mantel, deſſen breiter Faltenwurf der gut aufgefaßten Figur eine eindrucksvolle Silhouette gibt.

— Ein Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen eines monumentalen Brunnens, für deſſen Ausführung 30000 ℳ verfügbar ſind, eröffnet der Gemeinderat von Mülhauſen i. E. für in Deutſchland anſäſſige Künſtler. Die ausgeſetzten Preiſe betragen 1500 und 1000 ℳ.

— Daß die Denkmalswut unſerer Zeit ſich allmählich zu einer öffentlichen Gefahr auswächſt, zeigt von neuem der früher ſchon einmal von auftragsbegieriger Künſtlerſeite angeregte, aber ſchließlich klanglos begrabene, jetzt von einem Agitationsausſchuß des Loreleivereins zu St. Goarshauſen wieder aufgenommene und mit Abſichten zur Hebung des Fremdenverkehrs verquickte Gedanke, den von der Sage umklungenen Lurleifelſen durch Errichtung eines greifbaren Loreleidenkmals ſeines poetiſchen Zaubers zu berauben. Im Inland wie im Ausland ſoll mit aller Kraft zur Verwirklichung dieſer Abſicht gearbeitet werden; was indes als Ausdruck öffentlicher Meinung ſich bisher zur Sache vernehmen läßt, ſtimmt denn doch darin überein, daß der Gedanke als ebenſo unpoetiſch wie lächerlich von der Hand zu weiſen ſei.

— Im Jahre 1905 wird in München von der Kunſtgenoſſenſchaft und der Sezeſſion gemeinſam die neunte dortige Internationale Kunſtausſtellung veranſtaltet werden, für die man jetzt bereits die erſten Vorarbeiten und Einladungen in Angriff zu nehmen beginnt.

— In Verbindung mit der im nächſten Jahre in Düſſeldorf ſtattfindenden Kunſtausſtellung plant man eine Sonderausſtellung von Werken Adolf Menzels von ſo weitem Umfang, wie ſie bisher noch nicht dageweſen iſt. Aus einer Reihe von Künſtlern, Kunſtſammlern und Angehörigen der Kunſtverwaltung und des Kunſthandels hat ſich zu dieſem Behuf ein beſonderes Komitee gebildet, an deſſen Spitze der preußiſche Kultusminiſter Studt ſteht. Von verſchiedenen Privatſammlern liegen bereits Zuſagen vor, und mit Sicherheit rechnet man darauf, auch den Beſitz der Berliner Schlöſſer leihweiſe überwieſen zu erhalten.

— Eine geſchmackvoll angeordnete Ausſtellung des künſtleriſchen Nachlaſſes des unlängſt verſtorbenen Landſchaftsmalers Hugo Bürgel hat der Münchener Kunſtverein veranſtaltet.

— Die Veröffentlichung über den Frankfurt-Cronberger Künſtlerbund in Nr. 3143 der „Illuſtr. Ztg.“ hat einen Irrtum begangen, der nachträglich berichtigt ſei. Die vorgeführten Bilder waren in Cronberg in Verbindung mit einer dort veranſtalteten kleinen Gewerbe-Ausſtellung zur Schau geſtellt geweſen und hatten dadurch zu der Annahme verleitet, aus dem Kreiſe jenes Bundes zu ſtammen, dem nun auch Namen zugeſchrieben wurden, die nicht, wie die der Maler Burger und Brütt, ihm tatſächlich angehören. Nicht das künſtleriſche Schaffen jenes Sonderverbandes alſo illuſtriert die Veröffentlichung, ſondern ſie liefert nur einen Beitrag zur Kenntnis des Frankfurter Kunſtlebens überhaupt.

— Die erfolgreichen Beſtrebungen des Großherzogs von Heſſen, des Begründers der Darmſtädter Künſtlerkolonie, auf dem Gebiete angewandter Kunſt werden ſeitens des Landes dankende Anerkennung und weitere Unterſtützung durch einen in der Bildung begriffenen Fonds zur Hebung und Veredlung der Kunſt und des Handwerks im Heſſenlande finden, der dem Großherzog an ſeinem Geburtstag am 1. Januar k. J. zur Verfügung geſtellt werden ſoll.

— Die Parteikämpfe innerhalb der deutſchen Künſtlerſchaft entbrennen, durch die ſeitens der preußiſchen Regierungskreiſe verfolgten Bahnen der ſtaatlichen Kunſtpflege indirekt gefördert, von Tag zu Tag heftiger. Nachdem die Sezeſſionsverbände in Berlin, München, Düſſeldorf, Karlsruhe und Stuttgart angeſichts der wieder in die Hände der Allgemeinen Kunſtgenoſſenſchaft gelegten Organiſation der Kunſtabteilung einmütig ihr Fernbleiben von der Weltausſtellung zu St. Louis erklärt haben, beginnt ſich eine gleichgerichtete Bewegung auch in den Kreiſen des modernen Münchener Kunſtgewerbes geltend zu machen, die vielleicht noch weitere Kreiſe ziehen wird. Von der Kunſtgenoſſenſchaft wird nun gegen die Vertreter der modernen Richtungen, die man trotz alledem nicht in Bauſch und Bogen miſſen mag, der Vorwurf erhoben, daß ſie durch ihr Seitwärtsſtehen ein allgemeines nationales Intereſſe ſchädige, und der Verſuch einer Umſtimmung gemacht. Die gegneriſche Antwort aber lautet dahin, daß man auf ſeinem Standpunkt beharre und die künſtleriſche Zuſtändigkeit einer von der Kunſtgenoſſenſchaft eingeſetzten Zentraljury nicht anzuerkennen vermöge. Die Gegnerſchaft, die hier die Geſamtheit bewegt, kommt dabei in kleineren Kreiſen in anderer Weiſe zum Ausdruck. Innerhalb der Münchener Sezeſſion iſt ein Konflikt zwiſchen den jüngeren und den älteren Mitgliedern ausgebrochen, als letztere die Gründer der Sezeſſion zu permanenten Mitgliedern des Vorſtandes erklärt zu ſehen wünſchten, und der Riß erſcheint durch die einſtweilige Wiederwahl des alten Vorſtandes wohl vorläufig, jedoch kaum dauernd beſeitigt. In Berlin aber hat das ſtrenge Vorgehen der Jury der letzten Ausſtellung trotz deren großen Erfolgs zu einer bitteren, in Broſchüren und Erklärungen ſich auskämpfenden Fehde zwiſchen der Ausſtellungsleitung und den Kreiſen derer geführt, die ſich zurückgeſetzt und materiell benachteiligt wähnen, wobei man von ſeiten der letzteren ſogar an die Krone appelliert und bei der Wahl der Ausſtellungsleitung für das nächſte Jahr eine Zuſammenſetzung erzielt hat, die Gewähr dafür bietet, daß die Geſichtspunkte der jüngeren Richtungen ſich nicht wieder zur Geltung bringen werden. Das Bild, das alle dieſe Vorgänge zeigen, iſt ein keineswegs erfreuliches, und es begreift ſich, daß man namentlich im Hinblick auf die Ausſtellung in St. Louis vielfach zu vermittelnder Verſöhnung rät; die Zuſpitzung der Gegenſätze aber, die ſeit einem Jahrzehnt immer ſchärfer ſich entwickeln, läßt jeden Verſuch friedlicher Löſung um ſo ausſichtsloſer erſcheinen, als nicht bloß materielle, ſondern auch ſchwerwiegende geiſtige Intereſſen im Kampfe liegen.

Theater und Muſik.

— Im Neuen Theater zu Berlin fand ein neues einaktiges Luſtſpiel „Logik des Herzens“ von Rob. de Flers und H. de Caillavet, deutſch von Kortiz Holm, freundliche Aufnahme. Auf derſelben Bühne trug das neue Schauſpiel „So iſt das Leben“ von Frank Wedekind Beifall davon. — Im Reſidenztheater wurde ein übermütiger neuer Schwank „Ein Seitenſprung“ von Georges Berr, Dehère und Guillemand, deutſch von M. Schönau, worin ein Ehemann einen Ehebruch verſuchsweiſe in Szene ſetzt, aufgeführt und erweckte lebhafte Heiterkeit. — Mit dem neuen dreiaktigen Schwank „Los vom Manne“ von W. Jacoby und A. Lippſchitz erzielte das Bellealliance-Theater günſtigen Erfolg.

— Im Stadttheater zu Leipzig errang ſich der Berliner Hofſchauſpieler Adalbert Matkowſky mit ſeinen Gaſtſpielen als Coriolan, Fauſt, Kean, Hamlet und Othello außerordentlichen Erfolg. Namentlich ſein Coriolan und ſein Kean fanden enthuſiaſtiſchen Beifall. — Im Schauſpielhaus trug Max Halbes neues Drama „Der Strom“ bei der erſten Aufführung großen äußeren Erfolg davon, beſonders nach dem letzten Akt. Haupſächlich die vortreffliche Darſtellung in den größeren Rollen ſicherte dem ſpannenden und intereſſanten, aber trübgeſtimmten, oft unerquicklichen Stücke ſtärkere Wirkung. Zu viel leidenſchaftlicher Haß unter Brüdern und Ehegatten iſt in dieſem Familienbilde geſchildert, wodurch Sympathie für die Hauptperſonen unmöglich wird. Der ſenſationellen Handlung fehlt es an tragiſcher Größe.

— Octave Mirbeaus neues Schauſpiel „Geſchäft iſt Geſchäft“ rief im Schauſpielhaus zu München lebhaften Beifall hervor, hauptſächlich durch die temperamentvolle und ſcharf charakteriſtiſche Darſtellung der Hauptrolle.

— Das Lobe-Theater in Breslau brachte ein neues ruſſiſches Stück „Außerhalb des Lebens“ von M. W. Protopopow zur Aufführung, hatte aber wenig Glück damit. Die ſtark übertriebenen Schilderungen vornehmer Ruſſen und ihrer Dienſtboten erregten ſogar Anſtoß.

— Im Stadttheater zu Nürnberg ging ein neues Drama „Die Komödianten des Königs“ von M. Fumagalli und J. Magr zum erſtenmal in Szene und fand am Schluß freundliche Aufnahme. Weniger Wirkung hatten die erſten Akte. Die Hauptrolle des Stücks wurde von dem Verfaſſer M. Fumagalli ſelbſt dargeſtellt.

— Das neue Drama „Zapfenſtreich“ von F. Adam Beyerlein erzielte im Stadttheater zu Magdeburg ſtarken Erfolg. Den Militärperſonen wurde der Beſuch der Aufführung durch Garniſonbefehl des dortigen Kommandanten verboten.

— Im Stadttheater zu Altona wurde das einaktige Luſtſpiel „Ohne Konſens“ von G. v. Moſer mit gutem Erfolg zum erſtenmal aufgeführt.

— Ein nach Homers „Ilias“ bearbeitetes neues Drama „Der Streit vor Ilios“ von Dr. Baſſenge wurde von Primanern des Realgymnaſiums zu Zwickau mit gutem Gelingen aufgeführt.

— Mit dem neuen Senſationsſtück „Die Andere“ von Frau Stöhr und Norini brachte es das Jubiläums-Stadttheater in Wien zu keinem glücklichen Erfolg. — Im Joſephſtädter Theater wurde die neue ſatiriſche Komödie „Crainquebille“ von Anatole Francis aufgeführt.

— Im Theater Porte-Saint-Martin zu Paris ging zum erſtenmal das neue Stück „Gil Blas de Santillane“ von A. Dartois und G. Duval, nach dem berühmten Roman von Leſage bearbeitet, in Szene, hatte aber nur mäßigen Erfolg.

— In Turin fand das Drama „Das Kuckucksei“ von E. A. Buti nicht viel Anklang.

— Die Direktion des Stadttheaters in Zürich beabſichtigt, im Januar Feſtvorſtellungen von Schillers „Wilhelm Tell“ zum hundertjährigen Jubiläum dieſes Dramas zu veranſtalten.

— Außerordentlichen Erfolg trug im Reſidenztheater zu München die neue Oper „Die neugierigen Frauen“ von E. Wolf-Ferrari (Text von Conte Luigi Sugana) davon. Die Muſik wurde als originell und graziös gerühmt. Auch gefiel die ſchöne Ausſtattung im Rokokoſtil.

— Im Hoftheater zu Braunſchweig kam H. Berlioz' Oper „Benvenuto Cellini“ mit gutem Erfolg zur Aufführung.

— Rich. Wagners „Tannhäuſer“ wurde im Stadttheater zu Königsberg i. Pr. mit verändertem Schluß aufgeführt. Nach der Erzählung von Rom und der Phantasmagorie aus dem Venusberg erſcheint nicht der Leichenzug der Eliſabeth auf der Szene, ſondern es erklingt nur die Totenklage der älteren Pilger von der Höhe. Tannhäuſer ſtirbt in Wolframs Armen, und die jüngeren Pilger erſcheinen mit dem neu ergrünten Pilgerſtab vom Papſt als Zeichen der Erlöſung des Sünders.

— Bedeutenden Erfolg hatte im Hoftheater zu Dresden die Oper „Manon“ von Maſſenet.

— Im Monnaie-Theater zu Brüſſel wurde die neue Oper „König Artur“ von Erneſt Chauſſon in glänzender Ausſtattung aufgeführt, brachte es aber nicht zu ſtärkerem Erfolg.

— Das neue Muſikdrama „L'Etranger“ von Vincent D'Indy hinterließ in der Großen Oper zu Paris bei der Generalprobe nur teilweiſe günſtige Eindrücke. Vieles in der Muſik wirkte ermüdend.

Totenſchau.

A. Th. Almén, Chef des Medizinalweſens in Schweden, dem die Verbeſſerung der ſchwediſchen Krankenhauspflege zuzuſchreiben iſt, Profeſſor, † in Stockholm vor kurzem im Alter von 71 Jahren.

Giuſeppe Appolonio, Biſchof von Treviſo ſeit 1883, intimer Freund des jetzigen Papſtes Pius X. aus der Zeit, da Giuſeppe Sarto noch Generalvikar in Treviſo war, † vor kurzem im Alter von 74 Jahren.

Albrecht Graf v. Arnim, Erbherr auf Mellenau, Arnimshain, Fürſtenau und Bieſterfelde, Ehrenritter des Johanniterordens, Stiftshauptmann des Stiftes Zehdenick, Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes ſeit 1901, von dem Grafenverband der Provinz Brandenburg präſentiert, am 17. Januar 1841 geboren, † in Berlin am 3. Dezember.

Engelbert Frhr. v. Brackel, urſprünglich Offizier in der päpſtlichen Garde, dann in Dienſten Napoleons III., an deſſen Expedition nach Mexiko er teilnahm, wo er unter Kaiſer Maximilian bis zum Oberſtleutnant aufrückte, hierauf Sprachlehrer und Journaliſt in Mexiko, zuletzt in Kaſſel, wo er ſich mit belletriſtiſchen und kulturhiſtoriſchen Arbeiten befaßte, am 16. Juni 1830 auf Schloß Welda (Weſtfalen) geboren, † in Kaſſel am 24. November.

Rudolf Graf Chotek, k. u. k. Kämmerer, erbliches Mitglied des Oberhauſes des ungariſchen Reichstags, Beſitzer der Herrſchaft Korompa bei Tyrnau und der Muſterdomäne Fuſtak bei Neuſatz, ein Oheim der Fürſtin Sophie v. Hohenberg, der Gemahlin des Erzherzogs Franz Ferdinand, am 12. Februar 1822 geboren, † in Fuſtak bei Neuſatz am 3. Dezember.

Haupt, Königlich Sächſiſcher Geheimer Finanzrat, 1892 bis 1902 Reichsbevollmächtigter für Zölle und Steuern, den preußiſchen Provinzial-Steuerdirektionen zu Stettin und Poſen beigeordnet mit dem Amtsſitz zu Stettin, ſeit vorigem Jahre in gleicher Stellung zu Breslau, † daſelbſt am 30. November.

Dr. Auguſt Huyſſen, Oberberghauptmann a. D., Wirklicher Geheimer Rat, 1855 Bergrat und Direktor des Bergamts in Düren, 1861 Berghauptmann und Direktor des Oberbergamts in Breslau, 1864 an das Oberbergamt in Halle a. S. verſetzt, 1885 bis 1891 Oberberghauptmann und Miniſterialdirektor im preußiſchen Miniſterium der öffentlichen Arbeiten, † in Bonn am 2. Dezember, 79 Jahre alt.

Claudio Leigheb, italieniſcher Theaterdirektor, † in Genua am 14. November.

Joſeph Mayer, 1871, 1880 und 1890 Darſteller des Chriſtus im Oberammergauer Paſſionsſpiel, Juli 1900 auch Bürgermeiſter von Oberammergau, von Beruf Holzſchnitzer, † in München am 1. Dezember im 61. Lebensjahr.

Henry Seton Merriman (eigentlich Hugh Stawell Scott), ſehr beliebter nordamerikaniſcher Erzähler, deſſen beſte Werke die Romane „With edged tools“, „The Sowers“ und „Barlash of the Guard“ ſind, † in Melton bei Ipswich (engliſche Grafſchaft Suffolk) Ende November, 40 Jahre alt.

Pietro Michis, italieniſcher Maler, deſſen Bilder durch zahlreiche Stiche und durch Reproduktionen in den vornehmſten italieniſchen Zeitſchriften weit bekannt geworden ſind, † in Mailand vor kurzem im Alter von 67 Jahren.

Joſeph Naſſen, Heine-Forſcher, der 1895 „Heines Familienleben nebſt einer Heine-Bibliographie“ und 1897 „Neue Heine-Funde“ veröffentlichte, Gymnaſial-Oberlehrer in Jülich, am 29. Dezember 1861 zu Waldbreitbach geboren, † in Jülich vor kurzem.

Georg Roth, einer der hervorragendſten Induſtriellen Öſterreichs, mit ſeinem Bruder Johann Beſitzer der Firma G. Roth, die große Metallwalzwerke und Munitionsfabriken in Lichtenwörth bei Wiener-Neuſtadt, in Felixdorf uſw. betreibt, perſiſcher Generalkonſul in Wien, † in Hietzing am 22. November im 69. Lebensjahr.

Balduin Frhr. v. Schele-Schelenburg, Mitglied des deutſchen Reichstags für den Wahlkreis Osnabrück-Berſenbrück von 1881 bis 1893 und dann wieder ſeit 1898, welfiſcher Hoſpitant des Zentrums, am 11. September 1836 auf Schelenburg bei Schledehauſen in der Provinz Hannover geboren, † daſelbſt in der Nacht zum 4. Dezember.

Dr. Ottmar Schmidt, Profeſſor für Chemie, Phyſik und Pharmazie an der Tierärztlichen und an der Techniſchen Hochſchule in Stuttgart, Geh. Hofrat, lange Zeit Mitglied und pharmazeutiſcher Referent des Medizinalkollegiums für Württemberg, † in Stuttgart am 28. November im Alter von 68 Jahren.

Joſeph Stallaert, Hiſtorien- und Dekorationsmaler, ehemals Direktor der Kunſtakademie zu Brüſſel, † daſelbſt am 25. November im 79. Lebensjahr.

Dr. Johann Georg v. Steidle, früher Erſter Bürgermeiſter von Würzburg, Hofrat, † in Würzburg in der Nacht zum 23. November.

Alexander v. Wahl, Bildhauer und Maler, Schöpfer einer Statue des geblendeten Polyphem, der prämiierten Gruppen eines gegen zwei Eſten kämpfenden Ordensritters und einer von einem Tiger bedrohten Nomadenfamilie, trefflicher Marmorbüſten, Charakterſtatuetten und entzückender kleiner Tiergruppen, zuletzt auch tüchtiger Genremaler, 1839 in Livland geboren, † in München am 2. Dezember.

Paul v. Waſſerburger, Baurat, ehemals Mitglied der Baukommiſſion im öſterreichiſchen Miniſterium des Inneren und der Wiener Stadterweiterungskommiſſion, an einer Reihe großer Wiener Monumentalbauten beteiligt, † in Wien am 23. November, 79 Jahre alt.

Wetterbericht.

Die Beobachtungen ſind früh 7, bzw. 8 Uhr.

b = bedeckt, w = bewölkt, h = heiter, r = Regen, s = Schnee, n = Nebel, g = Gewitter, st = Sturm.

Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10° = 8° Reaumur) gegeben.

Stationen	Nov. 30	Dez. 1	Dez. 2	Dez. 3	Dez. 4	Dez. 5	Dez. 6
Valentia	+ 3 h	+ 2 w	− 2 h	+ 10 b	+ 7 w	+ 6 b	+ 3 w
Breſt	+ 5 w	+ 1 w	+ 2 w	+ 6 h	+ 10 b	+ 8 b	+ 7 w
Paris	− 1 s	− 1 b	+ 1 b	− 5 n	− 2 b	+ 2 b	+ 0 w
Helder	+ 1 h	+ 3 w	+ 3 w	+ 5 w	− 0 s	+ 1 n	+ 3 b
Brüſſel	− 1 b	− 1 s	− 6 n	− 4 n	− 2 b	+ 1 b	0 s
Neapel	+ 11 r	+ 15 g	+ 14 b	+ 11 w	+ 16 b	+ 9 h	+ 14 b
Florenz	+ 6 r	+ 4 r	+ 6 r	+ 4 h	+ 7 b	+ 4 w	+ 12 b
Genf	− 2 h	0 b	+ 2 b	+ 1 b	− 3 b	− 3 w	+ 1 b
Trieſt	+ 7 b	+ 7 b	+ 8 b	+ 7 b	+ 4 r	+ 5 b	+ 11 b
Wien	+ 3 h	+ 2 h	− 1 s	− 1 b	− 2 s	− 0 s	+ 1 w
Budapeſt	+ 6 b	+ 8 b	+ 8 b	+ 2 b	+ 4 r	+ 7 b	+ 2 n
Hermannſtadt	+ 11 h	+ 12 b	+ 13 w	+ 2 h	+ 7 h	+ 8 b	+ 7 b
Odeſſa	+ 10 b	+ 12 b	+ 11 w	+ 10 b	—	+ 7 b	+ 1 b
Archangelsk	− 11 b	− 3 b	− 7 s	+ 1 b	− 3 s	− 3 b	− 5 b
St. Petersburg	− 0 s	− 2 s	+ 4 b	− 0 s	− 4 b	− 6 n	+ 1 b
Haparanda	− 9 b	− 12 w	− 9 b	− 23 h	− 3 b	+ 0 h	− 0 b
Stockholm	− 11 h	− 2 s	− 3 b	− 10 n	+ 2 b	+ 2 r	+ 1 b
Chriſtianſund	− 0 s	0 s	− 2 h	+ 1 w	+ 6 b	—	+ 2 b
Oxö	− 6 h	− 3 h	− 3 h	+ 2 b	+ 6 st	—	+ 1 b
Kopenhagen	− 3 h	+ 1 b	− 1 s	− 2 n	+ 2 w	+ 1 b	+ 2 b
Memel	− 1 h	+ 2 b	+ 3 b	+ 4 b	− 1 b	+ 2 r	+ 3 r
Kiel	− 1 w	+ 2 b	− 0 b	− 3 n	− 3 b	− 2 b	0 s
Hamburg	− 2 h	+ 1 b	− 2 b	− 2 b	− 2 w	− 2 s	− 1 b
Wilhelmshaven	− 1 h	+ 1 s	+ 1 h	− 2 h	− 1 b	+ 0 n	− 1 s
Hannover	− 2 b	− 1 s	− 1 b	− 4 b	− 3 b	− 1 b	+ 1 b
Leipzig	+ 1 b	+ 1 b	0 b	− 4 h	− 6 h	− 5 h	− 1 b
Berlin	− 0 b	+ 1 n	+ 1 b	− 4 h	− 5 h	− 4 w	− 3 h
Breslau	+ 3 r	− 0 s	− 1 n	0 b	− 6 n	+ 0 r	− 2 h
Mülhauſen i. E.	+ 2 w	+ 0 b	—	—	− 2 h	+ 0 w	+ 2 w
Karlsruhe	+ 1 h	− 0 b	+ 0 b	− 1 w	− 3 n	− 0 b	+ 4 b
Friedrichshafen	+ 1 h	− 0 w	0 b	− 1 b	− 3 b	− 2 w	+ 2 r
München	− 0 b	− 1 b	+ 2 b	− 2 b	− 7 n	− 5 b	0 s
Säntis (2500 m)	− 11 s	− 11 w	− 4	− 14 h	− 11 h	− 10 st	− 10 s
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+ 16 b	+ 15 b	+ 14 b	+ 11 h	+ 14 w	+ 16 b	+ 16 h
Malaga	+ 11 h	+ 12 b	+ 9 b	—	—	—	—
Biarritz	+ 6 b	+ 2 w	+ 0 w	− 1 h	+ 6 b	+ 13 b	+ 8 r
Nizza	+ 2 h	+ 4 b	+ 4 w	+ 0 w	+ 5 b	+ 5 h	+ 7 b
Leſina	+ 15 b	+ 15 b	+ 16 st	+ 14 b	+ 16 st	+ 11 h	+ 13 b
Helgoland	− 0 w	+ 0 b	+ 2 h	+ 4 b	+ 1 b	+ 1 b	+ 0 s
Keitum (Sylt)	− 3 h	− 2 b	− 0 w	− 0 w	+ 1 st	+ 0 b	+ 1 b
Borkum	− 0 w	+ 3 b	+ 3 b	+ 2 h	0 s	+ 0 n	+ 0 s
Aachen	− 1 b	− 2 b	− 1 b	− 3 h	− 1 b	+ 2 b	0 b
Bad Reinerz (Schl.)	− 1 s	− 0 s	− 3 b	− 3 b	− 11 h	+ 0 s	− 3 h
Bad Kiſſingen	+ 0 b	− 2 b	− 3 b	− 9 h	− 7 b	− 5 n	− 2 b
Wildbad (Schwzw.)	− 0 s	− 2 w	− 2 b	− 2 n	− 8 h	− 2 h	+ 2 b
Ilmenau	− 2 s	− 2 b	− 3 b	− 8 h	− 7 h	− 5 b	+ 1 b
Davos	− 7 b	− 13 h	− 8 b	− 16 h	− 15 h	− 13 h	− 5 s
Heiden (Schweiz)	− 1 b	− 12 b	− 2	− 3 w	− 9 h	− 1 w	− 1 s
Meran	0 b	− 1 b	− 1 b	− 1 b	− 2 h	− 3 b	0 s

Im Wuppertal und im ganzen Bergiſchen Lande herrſchte laut Nachricht aus Elberfeld vom 4. Dezember infolge heftigen Schneeſturms große Verkehrsſtörung.

An der Südküſte Norwegens tobte am 4. Dezember heftiger Sturm. Eine ſchwediſche Brigg ſtrandete; vier Mann ihrer Beſatzung ertranken.

In der Nordſee herrſchte am 5. Dezember ſtarkes Schneetreiben mit Nebel; infolgedeſſen ereignete ſich eine Anzahl Schiffsunfälle. Der Dampfer Alwine ging auf der Fahrt von Hamburg nach Rotterdam mit ſeiner geſamten Beſatzung unter. Das Schiff Leading Light ſchlug voll Waſſer, wobei vier Mann der Beſatzung ihren Tod fanden.

In Venedig war, laut Meldung vom 6. Dezember, infolge heftigen Sturmes das Meer ſtark geſtiegen und ein großer Teil der Stadt unter Waſſer geſetzt worden. Gegen Mittag war jeder Verkehr unmöglich. Das Waſſer ſtand ſo hoch, daß eine Anzahl von Gondeln auf dem Markusplatz fuhren, was ſeit einer Reihe von Jahren nicht mehr vorgekommen iſt. Auch aus Lucca, Prato (Provinz Florenz), Sardinien und Venezien kamen am 6. und 7. Nachrichten von Überſchwemmungen.

Auch Unteritalien hatte ſtürmiſches Wetter; aus der Campagna Felice, ferner aus den Provinzen Aquila, Salerno und Lecce wurde von Überſchwemmungen berichtet.

Lawinenſtürze auf der Brennerbahn unterbrachen am 6. Dezember den Verkehr. Der Nordſüd-Expreßzug, der abends um 10 Uhr in München und am 7. früh 8 Uhr in Berlin eintreffen ſollte, war an der Weiterfahrt behindert. Der abends gegen 10 Uhr von München nach Verona abgehende Schnellzug konnte nur bis Innsbruck fahren.

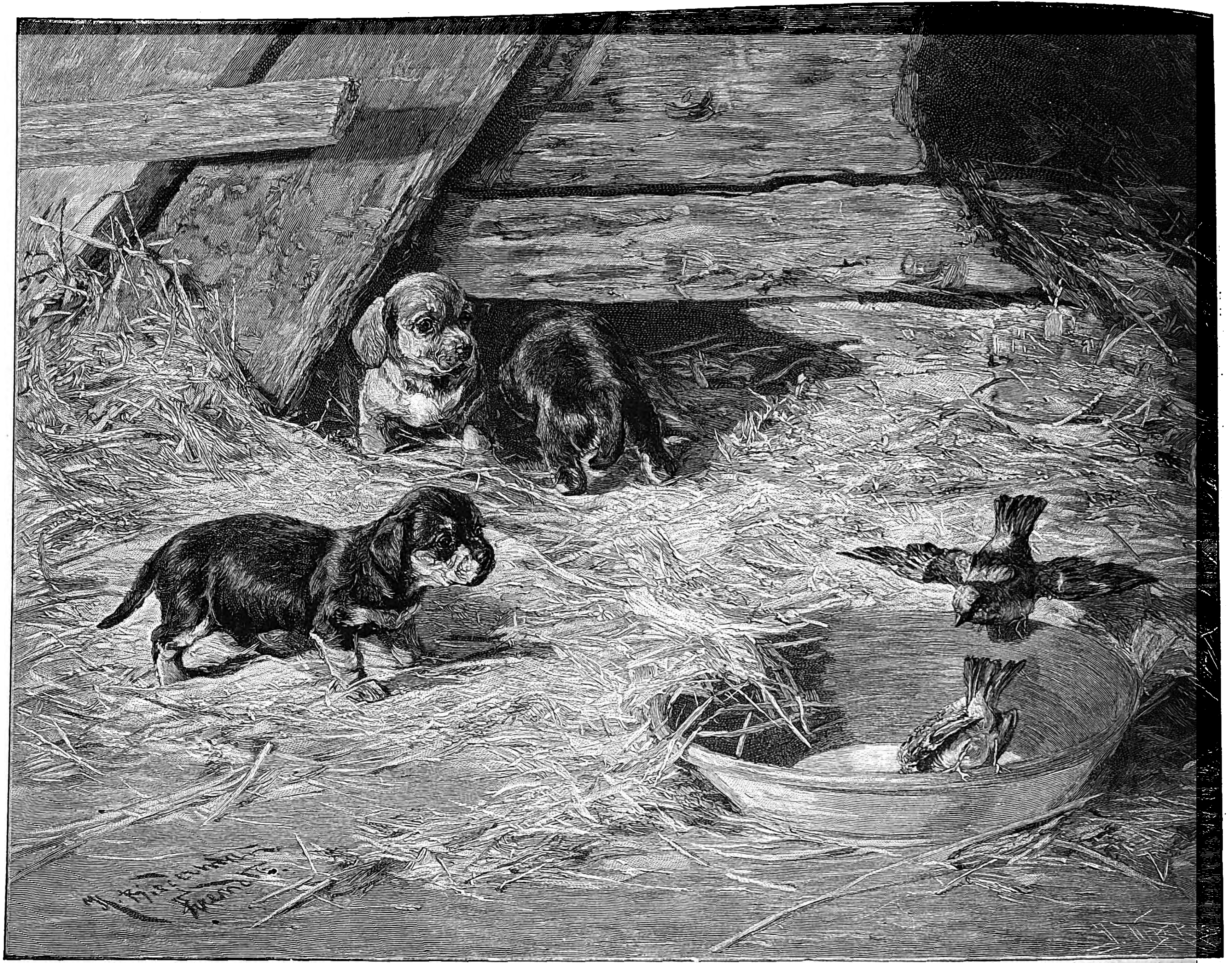
Der Schirokkoſturm, der am 28. November in der Adria wütete, hat in Fiume einen Schaden angerichtet, der auf mehr als 1 1/2 Mill. Kronen geſchätzt wird. Am Molo in Abbazia war das Anlegen für Schiffe infolge der Senkungen desſelben auch mehrere Tage ſpäter noch immer ſchwer durchführbar.

In Sofia richtete am Morgen des 1. Dezember ein Wirbelſturm an den Gebäuden zahlreiche Schäden an, worauf die um dieſe Jahreszeit ungewöhnliche Wärme von 15° R eintrat.

In Bosnien, der Herzegowina und Montenegro trat in den erſten Tagen des Dezember infolge anhaltender Regengüſſe Hochwaſſer ein, ſo namentlich in den Gebieten der oberen Drina und der Narenta. Das Hochwaſſer der Narenta überſteigt den höchſten dort bisher bekannten Stand. Der Skutariſee trat über ſeine Ufer und überſchwemmte Skutari, Virpazar und mehrere Dörfer.

Im nördlichen Spanien mußte infolge von Schneeverwehungen Anfang Dezember der Eiſenbahnverkehr auf verſchiedenen Strecken in Aſturien, Galicien und Leon eingeſtellt werden. In Bilbao und San Sebaſtian lag der Schnee 1 m hoch.

Algerien hatte am 30. November ſchweres Unwetter zu verzeichnen. Infolge ſtrömenden Regens wurde die am Abhang eines Berges gelegene Ortſchaft Margueritte von einem in einer Breite von 30 m herabſtürzenden Wildbach unter Waſſer geſetzt. Die Waſſermaſſen führten viel Geröll mit ſich, riſſen die Mauern nieder und ſchwemmten alles fort. Die Einwohner flüchteten in größter Haſt und ließen ihr geſamtes Hab und Gut im Stich. Der Schaden iſt beträchtlich. — In Moſtaganem wurde während eines dort herrſchenden Unwetters ein großer Teil des Molo durch den außerordentlich ſtarken Wellengang zerſtört. Ein Dampfer ſtrandete, ein anderer mit Weinladung zerſchellte an den Felſen; mehrere große Barken gelten als verloren.



Ungebetene Gäſte. Nach einem Gemälde von Hermine Biedermann-Arendts.

(Aus der diesjährigen Münchener Kunſtausſtellung im Glaspalaſt.)

Ungebetene Gäſte.

Gemälde von Hermine Biedermann-Arendts.

Wenn wir den Tieren unſere Vorſtellung unterlegen, wie täppiſch-drollig, wie komiſch in ihrem ernſten und ſcherzhaften Gebaren erſcheinen uns da die jungen Hunde, wenn ſie mit allen Pfoten zugleich mitten drin ſind, ſobald die Futterſchüſſel aufgetragen wird, oder beim Anblick unbekannter Weſen, wie z. B. frecher Spatzen, die überall vorne dran ſind, wo es etwas zu ſchnabulieren gibt, gänzlich ratlos der Situation gegenüberſtehen. Einen ſolchen Moment zeigt unſer Bild „Ungebetene Gäſte“, deſſen Original ſich in der diesjährigen Münchener Kunſtausſtellung viele Freunde erworben hat. Daß die Malerin, Hermine Biedermann-Arendts, mit ihrem Stoffe gut vertraut iſt und gewandt die Erſcheinung der Tiere im Bilde in jeder Bewegung und in jedem Affekt feſthält, wiſſen wir bereits aus ihren früheren Arbeiten, von denen viele in der „Illuſtrirten Zeitung“ erſchienen ſind. A. H.

Am Kaffeetiſch.

Gemälde von Rudolf Niſſl.

Nicht das Gegenſtändliche, der Stoff an ſich gibt hier Anlaß zur Darſtellung, ſondern das maleriſche Moment: der von mildem Lichte durchflutete Raum, die Farbe der Möbel, das Tiſchtuch, die Bluſen der jungen Damen — kurz das Enſemble von lichten, blonden, ſchimmernden Farben, die zu einem prächtigen Bukett zuſammengeſtimmt ſind. Und ſo friſch und anmutig wie das Ganze wirken auch die jungen Damen am Kaffeetiſch. Die Stimmung des Raums fließt mit dem Ausdruck und dem Weſen der Figuren in eins zuſammen, als könnte es gar nicht anders ſein. Die Perſonen ſind mit ihrer Umgebung verwachſen, und der Maler ſcheint mit zur Geſellſchaft zu gehören, er atmet und lebt in derſelben Atmoſphäre. In dieſem Sinne könnte die leidige Modellmalerei überwunden werden, und das Genrebild, geſtützt auf die modernen maleriſchen Errungenſchaften der ungemein differenzierten Licht-, Luft- und Tonwirkungen, würde einer neuen Entwicklung entgegengehen. Niſſl gehört zu denen, die an der Entwicklung dieſes Problems mitarbeiten könnten. Er beſchränkt ſich auf kein beſtimmtes Gebiet. Der Salon, das Bürger- und Bauernhaus, das Milieu der kleinen und der großen Stadt, alles iſt ihm vertraut, und überall entdeckt er paſſende Motive. In den Ausſtellungen der Münchener Sezeſſion findet man ihn nach allen dieſen Richtungen hin mit friſch und flott gemalten Bildern vertreten. A. H.

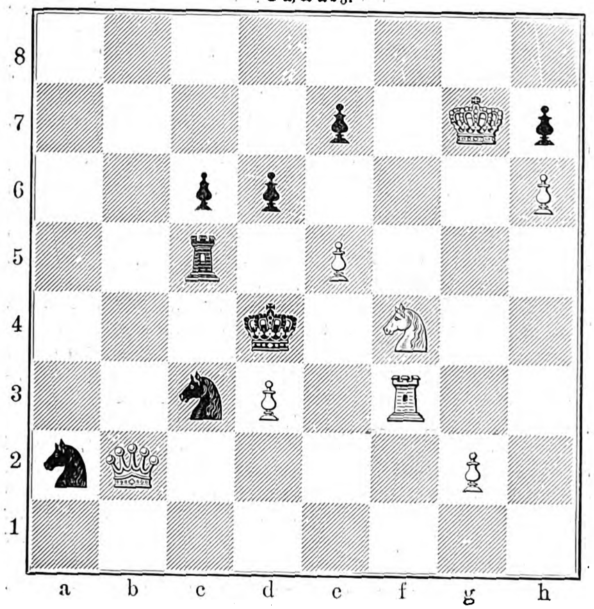
Schach.

Aufgabe Nr. 2952.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Von K. Erlin in Wien.

Schwarz.



Weiß.

Unſere heutigen beiden Aufgaben entnehmen wir der „Deutſchen Schachzeitung“. Die Diagrammſtellung enthält eine nette Idee in ſchmucker Faſſung, während das Typenproblem durch gefällige Mattbilder, die ſich zwanglos aus der Poſition ergeben, erfreut.

Von E. Schellenberg in Wiesbaden.

Weiß: K. h 6. L. a 4, c 3. S. f 2, f 3. B. b 4, d 2, f 6, g 3.
Schwarz: K. d 5. L. c 8. B. a 5, d 3, d 6.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Auflöſungen.

Nr. 2943. Von Anna Raſovky. 1. D. h 3, L. a 4 2. D. a 3 uſw.; auf 1. . . ., L. c 4 folgt 2. D. c 8 † uſw.; auf 1. . . ., L. d 1 2. D. d 3 † uſw.; auf 1. . . ., K. b 5 2. D. b 3 † uſw.; auf 1. . . ., L. c 2 2. D. d 7 uſw.

Eingeſendet von Dr. Marc in Wiesbaden, K. Seeberger in Znaim, A. Wichmann in Steinwedel, H. Strömer in Stettin, M. Beil in Stargard, E. Holzapfel in Elzach, J. J. Walſer in Bühler, F. Thaden in Nordenham, G. Birnbach in Großlichterfelde, A. Barthold in Wien, F. Walz in Ludwigsburg, K. Urbach in Egeln.

Löſung der Typenaufgabe. Von Karl Hoffmann in Budapeſt. 1. S. d 4, T. g 6: 2. c 4 † uſw.; auf 1. . . ., T. c 7: folgt 2. S. b 6 † uſw.; auf 1. . . ., T. c 6 2. L. e 5 uſw.; auf 1. . . ., S. e 6 2. D. e 4 † uſw.

Eingeſendet von J. J. Walſer in Bühler, Dr. E. L. in Graz, M. Beil in Stargard, A. Wichmann in Steinwedel, K. Seeberger in Znaim, Dr. Marc in Wiesbaden, A. Barthold in Wien, F. Walz in Ludwigsburg.

Nr. 2944. Von L. Vetešnik in Oſyky. 1. L. h 7, D. c 6 † 2. T. d 5 † uſw.; auf 1. . . ., K. f 6 folgt 2. T. g 4 † uſw.; auf 1. . . ., D. d 7 2. D. c 5 † uſw. Es droht 2. T. g 4 † uſw.

Eingeſendet von K. Seeberger in Znaim, A. Wichmann in Steinwedel, J. J. Walſer in Bühler, M. Beil in Stargard, Dr. Marc in Wiesbaden, H. Strömer in Stettin, G. Birnbach in Großlichterfelde, F. Walz in Ludwigsburg.

Löſung der Typenaufgabe. Von E. Ferber in Pfalzburg. 1. L. b 1, T. b 1: 2. S. g 6 †, K. d 5 3. e 4 † uſw.; auf 1. . . ., K. f 4 folgt 2. S. g 6 † uſw.

Eingeſendet von M. Beil in Stargard, A. Wichmann in Steinwedel, K. Seeberger in Znaim, Dr. Marc in Wiesbaden, F. Walz in Ludwigsburg.

Dieſe Aufgabe, die wir der „Deutſchen Schachzeitung“ entnahmen, ſcheint durch 1. L. h 5:, T. g 1 2. S. f 3 † uſw. oder 1. . . ., K. f 4 2. K. f 6 uſw. oder 1. . . ., T. a 3 2. S. g 6 † uſw. nebenlöſig zu ſein, wie angegeben von J. J. Walſer in Bühler.

Nr. 2945. Von Dr. Th. Schaad in Schaffhauſen. 1. L. a 3, e 5 2. T. h 4, K d 5 (falls 2. . . ., e 4, ſo 3. T. h 5 uſw.) 3. T. e 4 uſw.

Eingeſendet von Dr. Marc in Wiesbaden, A. Wichmann in Steinwedel, G. Weiſchky in Gnadenfeld, S. Stern in Brod, K. Seeberger in Znaim, E. Holzapfel in Elzach, J. J. Walſer in Bühler, Stülpner in Wilichdorf, A. Barthold in Wien, F. Walz in Ludwigsburg, K. Urbach in Egeln.

Löſung der Typenaufgabe. Von J. Juchly in Zürich. 1. S. e 4, d e 2. S. f 5 uſw.; auf 1. . . ., d c folgt 2. L. c 6 uſw.

Eingeſendet von J. J. Walſer in Bühler, K. Seeberger in Znaim, A. Wichmann in Steinwedel, Dr. Marc in Wiesbaden, F. Walz in Ludwigsburg, K. Urbach in Egeln.

Nr. 2946. Von J. Fridlizius in Göteborg. 1. D. a 8, K. b 5 2. D. a 4 † uſw.; auf 1. . . ., K. d 5: folgt 2. S. a 7 † uſw.; auf 1. . . ., a 2 2. D. a 2 † uſw.; auf 1. . . ., c d 2. S. e 5 † uſw.; auf 1. . . ., L. d 2: 2. S. c 7 uſw.; auf 1. . . ., L. ~ 2. S. c 3: uſw.; auf 1. . . ., d c 2. D. a 6 † uſw.; auf 1. . . ., d 6 2. D. a 4 † uſw.

Eingeſendet von K. Seeberger in Znaim, J. J. Walſer in Bühler, G. Birnbach in Großlichterfelde, S. Stern in Brod, Dr. E. L. in Graz, G. Weiſchky in Gnadenfeld, H. Menzel in Hamburg, Dr. Marc in Wiesbaden, A. Barthold in Wien, F. Walz in Ludwigsburg.

Löſung der Typenaufgabe. Von J. Wright in London. 1. K. d 8 uſw.

Eingeſendet von K. Seeberger in Znaim, J. J. Walſer in Bühler, G. Birnbach in Großlichterfelde, S. Stern in Brod, Dr. E. L. in Graz, Stülpner in Wilichdorf, M. Beil in Stargard, G. Weiſchky in Gnadenfeld, H. Menzel in Hamburg, Dr. Marc in Wiesbaden, A. Barthold in Wien, F. Walz in Ludwigsburg.

Nr. 2947. Von J. Jesperſen in Svendborg. 1. D. d 2, L. d 5: 2. T. e 4 † uſw.; auf 1. . . ., T. f 8 † folgt 2. g f S. uſw.; auf 1. . . ., K. f 6 2. g 8 S. † uſw. Es droht 2. g h D. † uſw.

Eingeſendet von Dr. Marc in Wiesbaden, A. Wichmann in Steinwedel, J. J. Walſer in Bühler, S. Stern in Brod, D. W. Weigt in Brieg, G. Birnbach in Großlichterfelde, K. Seeberger in Znaim, F. Walz in Ludwigsburg, H. Menzel in Hamburg.

Löſung der Typenaufgabe. Von C. E. Lindquiſt in Öſterſund. 1. D. g 4, d 5 2. D. b 4 † uſw.; auf 1. . . ., K. b 6 folgt 2. D. g 1 † uſw.; auf 1. . . ., K. d 5 2. L. f 2 uſw. Anderes leicht.

Eingeſendet von K. Seeberger in Znaim, F. Walz in Ludwigsburg, G. Birnbach in Großlichterfelde, S. Stern in Brod, J. J. Walſer in Bühler, Dr. Marc in Wiesbaden, A. Wichmann in Steinwedel, H. Menzel in Hamburg.

Alpines.

— Die Sektion Aſch des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. beging am 5. November die Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Beſtehens mit einem Feſtabend. Nach den Darlegungen des Vorſtandes der Sektion, E. Adler, erfolgte deren Gründung am 20. Juni 1878 mit zwanzig Mitgliedern, heute zählt ſie 138. Die äußerſt rührige Sektion iſt im Beſitz von zwei bewirtſchafteten Unterkunftshäuſern; das eine, auf dem Hainberge bei Aſch, wurde 1884, die Aſcher Hütte im Paznauntale 1896 eingeweiht.

— Das Bezirksgericht Schwaz hat wegen eines zwiſchen dem 17. und 20. Oktober verübten Einbruches in das Hallerangerhaus der Sektion Schwaben des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. gegen die Schneider J. Oblack und E. Schuhmann die Unterſuchung eingeleitet. Oblack iſt verhaftet, Schuhmann flüchtig.

— Auf der Raxalpe ereignete ſich am 22. November abermals ein ſchwerer Unglücksfall. Die Mitglieder des Internationalen Alpen-Skiklubs Dr. med. G. Löwenbach und Chemiker Krauſe, die eine Skipartie unternommen hatten, kamen, als ſie über den ſog. Schlangenweg in die Prein abſteigen wollten, auf eine Schneewächte, die unter ihnen losbrach, und ſtürzten mit den Schneemaſſen, von denen ſie begraben wurden, in die Tiefe. Während es Krauſe gelang, ſich aus dem Schnee herauszuarbeiten, blieb Dr. Löwenbach verſchwunden und konnte, trotz aller Anſtrengungen der aufgebotenen Rettungsmannſchaft, erſt am 25. geborgen werden. Die Leiche befand ſich etwa 2 m unter der Schneedecke, war ganz ſtarr und wies keine äußeren Verletzungen auf. Als Todesurſache wurde Erſtickung feſtgeſtellt. Dr. Löwenbach war zweiunddreißig Jahre alt, kliniſcher Aſſiſtent und Mitglied der Sektion Auſtria des Deutſch. u. Öſterr. A.-V., des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs, des Öſterreichiſchen Alpenklubs uſw. Er war ein tüchtiger Bergſteiger, dem die Bewältigung erſtklaſſiger Eistouren gelang, und der auch ſeit Jahren Sommer und Winter jeden Sonntag im Gebirge verbrachte. Der Unglücksfall iſt ausſchließlich auf einen jener unglücklichen Zufälle zurückzuführen, wie dieſelben gerade im heurigen Jahre ſchon eine große Anzahl von durchaus geübten Touriſten getroffen haben.

— In Wien hat ſich eine neue alpine Geſellſchaft mit dem Titel D'Dornbacher und dem Sitz im Bezirk Hernals gebildet.

— Der neue Weg von Schladming in die Ramſau ſoll nun als Bezirksſtraße mit einem Aufwand von 37000 Kronen ausgebaut werden, womit einem lange gefühlten Bedürfniſſe abgeholfen wird, da die Wegeverhältniſſe zur Ramſau von jeher viel zu wünſchen übrigließen.

— Die Sektion Klagenfurt des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. gründete am 21. November einen Gau Karawanken mit dem Sitz in Klagenfurt und beſchloß, demſelben für die nächſten drei Jahre eine Beihilfe von jährlich 500 Kronen zuzuſichern und dem bei der Sektion beſtehenden Karawankenfonds von 900 Kronen zur Verfügung zu ſtellen. Der Gau Karawanken wird ſich die Föcderung der Touriſtik und des Fremdenverkehrs im ſchönen Gebiet der Karawanken zur Aufgabe machen, dort eine Schutzhütte errichten und ein ergiebiges Arbeitsfeld finden.

— Die heuer neugegründete Sektion Tutzing des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. hat ſich die anerkennenswerte Aufgabe geſtellt, die alte Keſſelbergſtraße, dieſen ſeit etwa ſechs Jahren faſt nicht mehr unterhaltenen Abkürzungsweg, als Alpenvereinsweg für Fußgänger in ihr Arbeitsgebiet aufzunehmen und ſofort durch Wiederherſtellung einer eingefallenen Brücke, des abgeriſſenen Straßenkörpers und der Geländer inſtand ſetzen zu laſſen. Ferner beabſichtigt die Sektion ihr Arbeitsgebiet auch noch auf die öſtlich angrenzenden Berge gegen die Benediktenwand auszudehnen, wodurch die Sektion Tölz entlaſtet würde und dieſe ihre Tätigkeit mehr ihrer nächſten Umgebung erſprießlich zuwenden könnte.

— Der niederöſterreichiſche Landesausſchuß hat dem Öſterreichiſchen Touriſtenklub in Anerkennung ſeiner Leiſtungen im Lande Niederöſterreich eine Beihilfe im Betrage von 1000 Kronen gewährt.

— Der Alpine Rettungsausſchuß in Wien und Pfarrer Peter Minko in Hrebenów bei Skole (Galizien) richten an alle das Schneeberggebiet beſuchenden Touriſten die Bitte, ſoweit es ihnen möglich iſt, Nachforſchungen nach dem ſeit 9. Oktober vermißten Univerſitätshörer Nikolaus Minko, der am genannten Tage auf dem Gipfel des Schneeberges zum letztenmal geſehen wurde und offenbar verunglückt iſt, anzuſtellen. Minko iſt von mittlerer Größe, hat blonde Haare und trug ein auf ſeinen Namen lautendes Poſtſparkaſſenbuch ſowie Korreſpondenzen in rutheniſcher Sprache bei ſich.

— In Fulpmes (Stubai) wird das neue Hotel beim zukünftigen Bahnhof im kommenden Frühjahr eröffnet.

— Auf dem Roſenberge (620 m) bei Tetſchen, dem berühmten Ausſichtsgipfel der Böhmiſchen Schweiz, deſſen 28 m hoher Holzturm einem Orkan zum Opfer fiel, wird die Errichtung eines ſturmſicheren Ausſichtsturmes vorbereitet.

— Im Hotel auf dem Schafberg bleiben den ganzen Winter über einige Räumlichkeiten geöffnet und wird dort eine kleine, gute Wirtſchaft unterhalten. — Im Kaiſerjubiläums-Schutzhaus auf dem Hochkönig iſt während des Winters Holz in Bündeln vorgerichtet, und die Winterbeſucher haben die Eintrittsgebühren ſowie den für die Holzbenutzung entfallenden Betrag an die Sektion Salzburg des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs einzuſenden. — Der Hundſtein eignet ſich für Skitouren mit Auf- und Abfahrt, bzw. nach Zell am See, Saalfelden, Alm, Hintertal und Dienten aufs beſte. Das Statzerhaus auf dem Hundſtein iſt während des Winters von einem Wächter bewohnt, der Konſerven, Wein uſw. vorrätig hält.

— Die Erweiterung der Heidelberger Hütte ſoll im Rohbau noch dieſes Jahr vollendet werden, ſo daß mit Beginn der Saiſon 1904 die vergrößerte Hütte dem Verkehr wird übergeben werden können.

— Das am Fedajapaß zu errichtende Unterkunftshaus der Sektionen Bamberg und Meran des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. dürfte zu Beginn der Reiſezeit 1905 dem Verkehr übergeben werden.

— Unlängſt wurde zum zweitenmal die Türnitzer Hütte des Niederöſterreichiſchen Gebirgsvereins erbrochen und teilweiſe beraubt, auch manches zerſtört. Der Bewirtſchafter der Hütte erleidet einen Schaden von mehr als 50 Kronen, während der Schaden des Vereins ungefähr 30 Kronen beträgt.

— In Planfalzarego wurde auf 2000 m Höhe ein Gaſthof erbaut, der, wie der Hoſpizbau am Grödnerjoch, auch im Winter bewirtſchaftet werden ſoll. — In San Vito di Cadore bei Cortina baut eine amerikaniſche Geſellſchaft ein großes Hotel, deſſen Eröffnung für 1904 geplant iſt. — Die ungefähr 100 m unter dem Gipfel des Pfänder in einer Mulde liegende Pfänderdohle, bis jetzt ein beſcheidenes Wirtshaus, wird einem Umbau unterzogen, der demnächſt beendet ſein wird. Künftig werden alſo am Pfänder auch im Winter hübſche Übernachtungsräume vorhanden ſein.

— Die alpine Geſellſchaft Enzian erbaut zum Andenken an ihr verſtorbenes Mitglied Pfarrer E. Hofer im kommenden Frühjahr am Hausſteingipfel eine kleine Wetterſchutzhütte.

— Die Arbeiten im Alpengarten des Niederöſterreichiſchen Gebirgsvereines auf der Raxalpe ſind für heuer beendet, und der Garten iſt für das Überwintern hergerichtet. Sämtliche dem Boden anvertraute Pflanzen faßten kräftig Wurzel und kommen gut fort, mit Ausnahme der bisher der Raxalpe unbekannten Zirbelkiefer, die infolge des zu ſpäten Verſetzens und der Sonnenhitze kein ſchönes Ausſehen bietet. Auch die für wiſſenſchaftliche Zwecke und Forſchungen angelegten Beete entſprechen den Erwartungen vollkommen und lieferten vorzügliche Ergebniſſe. Von den Arbeiten, die im nächſten Jahre durchzuführen ſind, ſeien erwähnt: die Errichtung einer weiteren Felſengruppe zur Aufnahme von Pflanzen aus den Pyrenäen, dem Kaukaſus, dem Taurus, dem Ural, den Anden und dem Himalaja. Während der Reiſezeit wird die Bewachung des Gartens einem fachmänniſch gebildeten Gärtner übertragen, der ſich ſtändig auf der Raxalpe aufhalten und den Touriſten Auskunft erteilen wird. Die Vergrößerung des Alpengartens um 400 qm iſt als geſichert zu betrachten.

— In der am 10. November ſtattgefundenen außerordentlichen Generalverſammlung der Sektion Oberland-München des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. wurde der beantragte Hüttenbau an der Lamſenſpitze im Karwendel auf dem vom Ausſchuß pachtweiſe vom Kloſter Ficht erworbenen Bauplatz nächſt dem öſtlichen Lamſenjoch genehmigt. Die Hütte wird als offiziellen Namen die Bezeichnung tragen: Unterkunftshütte der Sektion Oberland am Lamſenjoche bei Schwaz. Mit dem Schlagen des Bauholzes wird ſchon in allernächſter Zeit begonnen werden. Der Bau ſoll auf 15000 ℳ zu ſtehen kommen.

— Die Sektion Breslau des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. hat von ihrer Hütte (2848 m) im Roſental einen hochintereſſanten Touriſtenſteig über das Felsmaſſiv des Ötztaler Urkund (mit herrlichem Rückblick auf die das Roſental abſchließenden Gletſcher und auf die Gipfel der Ramolkette) bis auf den Gipfel der Wildſpitze (3774 m) gebaut. Der neue Weg ſoll nach dem Ehrenobmann der Sektion, Prof. Dr. Joſeph Partſch, Partſchweg getauft werden.

— Ein Zögling des Inſtituts auf Schloß Lucens (Kanton Waadt), der 21jährige R. Weil aus Kaſſel, der bei ungünſtigen Schneeverhältniſſen am 8. November mit einem Kameraden eine Beſteigung des Rocher de Naye bei Montreux unternommen hatte, wurde am Fuße einer Felswand tot aufgefunden. Die amtliche Feſtſtellung ergab, daß der junge Mann ſich den Tod durch einen Revolverſchuß gegeben hat, zweifellos, weil er ſich verloren ſah. Sein Begleiter war früher umgekehrt.

Sport und Jagd.

— Zum Kehraus wurde am 26. November in Carlshorſt für dieſes Jahr geblaſen. Trotz Wind und Schneegeſtöber hatten ſich die Getreuen vollzählig eingefunden, und es gab auch guten Sport. Im Ritterſporn-Hürdenrennen, Preiſe 1700 ℳ, Strecke 3200 m, konnte des Hrn. F. E. Kelch-Pieskow 5j. br. St. Ilex I, von Dorn-Emmy, die Gegner leicht mit zwei Längen abtun. Das November-Jagdrennen, Preiſe 1700 ℳ, Strecke 3000 m, gewann des Leutn. Schaede a. br. W. Kilkullen, von Weſtermoreland-Tea Cake, und das Lebewohl-Jagdrennen, Preiſe 1700 ℳ, Strecke 4000 m, des Hrn. Weſendorf 3j. br. H. Rheingold, von Gold-Red May. Im Ultimatum, Preiſe 1700 ℳ, Strecke 1400 m, triumphierte des Hrn. R. Haniel 2j. dbr. St. Galanterie, von Saphir-Guadix. Das einzige Herrenreiten des Tages, das Winter-Jagdrennen, Preiſe 1700 ℳ, Strecke 4000 m, beendete ſiegreich Leutn. Graf W. v. Königsmarck auf des Fürſten zu Hohenlohe-Oehringen a. br. H. X, von St. Gatien-Geheimnis. Die üblichen Züchterprämien gelangten zur Verteilung.

— Der neugeſchaffene Bayernpreis, 50000 ℳ, Strecke 1400 m, im Oktober 1904 zum erſtenmal zu laufen, hat am 28. November einen glänzenden Nennungsſchluß mit 110 Unterſchriften gehabt, an denen ſich auch Öſterreich-Ungarn mit 24 beteiligt hat. Angeſichts dieſes Aufblühens des Rennſports im Süden und Weſten des Deutſchen Reichs fragt man: Wo bleibt die Reichshauptſtadt?

— Zu Warwick ſiegte am 24. November in der November Handicap Plate, Wert 13700 ℳ, Strecke 2800 m, des Mr. W. M. G. Singer 4j. F.-W. Torrent, von Tarporley-Rippleſt Ream. Am 27. ließ in der Midland Counties Handicap Plate, Wert 17000 ℳ, Strecke 1600 m, des Mr. J. Beſt 3j. br. St. Bonanza, von Raeburn-La Belle, die anderen hinter ſich. — Zu Mancheſter ſchlug am 26. im Lancaſhire Nurſery Handicap, Wert 14300 ℳ, Strecke 1200 m, für Zweijährige, des Mr. J. Buchanan br. H. Wild Willow, von Ladas-Marſh Marigold, die Gegner. Tags darauf machte es im Caſtle Irwell Handicap, Preis 20000 ℳ, Strecke 1600 m, des Lord Carnarvon 4j. dbr. H. Robert le Diable, von Ayrſhire-Roſe Bay, ebenſo. Am 28. triumphierte im Mancheſter November Handicap, Preis 30000 ℳ, Strecke 2400 m, in dem großen Felde von 24 Pferden ein Außenſeiter, des Mr. B. Ellam 3j. br. St. Switch Cap, von Colorado-Bay Celia, mit einer Länge gegen des Mr. J. Hare a. F.-W. St. Moritz, von Gallinule-Creſta. Zeit 2:5 ½.

— Der Grand-Prix de l'Elevage, 55000 Frs., Steeplechaſe über 4500 m, zu Paris-Auteuil am 29. November ſah in des Monſ. C. Blanc 4j. F.-H. Winnipeg, von Omnium II-Whiſt, mit einer Länge den Sieger. Aus dem Prix de Chantilly, Steeplechaſe, Strecke 5000 m, Wert 20000 Frs., ging des Monſ. E. Thiébaux 5j. F.-W. Caen, von Niagara oder Loutch-Copperfield, und aus dem Prix Magne, Wert 21210 Frs., Hürdenrennen, für Dreijährige, Strecke 3100 m, des Comte G. de Fontarce F.-H. Laboureur, von Loutch-La Bocca, als Sieger hervor.

— Zu Hamburg-Rotherbaum fand am 22. November im Velodrom ein Radrennen ſtatt. Das Hauptrennen über 1000 m gewann G. Dreſcher aus Mainz in 1:24, und auch im Dauerfahren über 20 km mit Schrittmachern (keine Motoren) ſiegte er in 28:01. Im Tandemfahren über 2000 m triumphierte das Paar Hagemann-Gulder in 2:44. Im Vorgabefahren über 2000 m holte ſich Schäfer aus Bergedorf (180 m) den erſten Preis, und im Mannſchaftsfahren über 3000 m belegte der Rennverein Sturm von 1901 mit Heydemann, Jäger, Nielſen, Segebrecht in 4:26,2 den erſten Platz.

— Die Gordon-Bennet-Kommiſſion des Deutſchen Automobilklubs hat beſchloſſen, das nächſtjährige Gordon-Bennet-Rennen auf der Strecke Saalburg-Limburg-Oberurſel-Saalburg im Juni oder Juli ſtattfinden zu laſſen. Die Entſcheidung iſt nach eingehender Prüfung der Strecke durch die hervorragendſten deutſchen und ausländiſchen Sachverſtändigen erfolgt. Im Anſchluß an das Rennen ſoll noch eine Reihe anderer Veranſtaltungen ſtattfinden.

— Der „Deutſche Winterſport“, in Berlin erſcheinend, brachte in ſeiner Nummer vom 26. November unter anderem die Ausſchreibung des Schneeſchuhläufer-Verbandes Rieſengebirge für den 16. und 17. Januar n. J. Dieſe Veranſtaltung hat ſtets eine große Zugkraft ausgeübt. Näheres iſt von Hrn. Guido Rotter in Hohenelbe (Böhmen) zu erfahren.

— Auf dem Fichtel- und Keilberg im Obererzgebirge beginnen im kommenden Winter wie im Rieſengebirge Hörnerſchlittenfahrten, eine Einrichtung, die viele Fremde anziehen dürfte.

— Einen Hauptbären von ſeltener Stärke, ſelbſt in Siebenbürgen Staunen erregend, erlegte vor ſeiner Findermeute beim Jagdhaus Arpaſin Mare der als Jäger und Kynolog wohlbekannte Hr. Alexander Florſtedt aus Hedersleben bei Magdeburg. Dies iſt ſein zweiter Hauptbär. Beide fielen durch Eilers' 9,8-mm-Randkegel-Legierungsgeſchoß und 4,5 g Schwarzpulver.

— Der Vorſtand der jährlichen deutſchen Geweihausſtellung wird vom 27. Januar bis 14. Februar n. J. in Berlin W., vorausſichtlich wieder Voßſtraße 1, die zehnte Ausſtellung veranſtalten. Die Ausſteller haben die einzuſendenden Ausſtellungsgegenſtände bis ſpäteſtens zum 5. Januar bei dem Königlichen Hofjagdamt in Berlin W. 9, Potsdamer Straße 134 c, anzumelden. Bis zum 10. Januar müſſen die Ausſtellungsgegenſtände unter der Adreſſe: Spediteur der Deutſchen Geweihausſtellung Walter Taeſchner in Berlin NW., Kaiſerin-Auguſta-Allee 13, eingeſandt ſein. Die Beſitzer derjenigen Elchſchaufeln, Rothirſchgeweihe, Damſchaufeln, Rehkronen und Gemskrickel, die auf den Geweihausſtellungen der Jahre 1895 bis 1903 mit Kaiſerbechern und erſten Schildern ausgezeichnet worden ſind, werden erſucht, dieſe Trophäen zu der Deutſchen Geweihausſtellung 1904 noch einmal einzuſenden. Man will von zehn zu zehn Jahren über einen Fort- oder Rückſchritt in der Geweih- und Gehörnbildung ein ſicheres Urteil gewinnen.

Himmelserſcheinungen.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes			des Mondes	
				Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	Aufgang	Untergang
Dez.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
13.	17 23 50	11 53 50	— 6 10	— 5 12	196	+ 1 2	1 43 fr.	am Tage
14.	17 27 46	11 54 19	5 41	9 6	209	2 9	2 55	
15.	17 31 43	11 54 47	5 13	12 23	222	3 8	4 5	
16.	17 35 39	11 55 16	4 44	15 13	235	3 56	5 13	
17.	17 39 36	11 55 45	4 15	17 10	248	4 31	6 17	
18.	17 43 33	11 56 15	3 45	18 14	260	4 52	am Tage	4 14 ab.
19.	17 47 29	11 56 44	— 3 16	—18 25	273	+ 4 59		5 4

Sonne: Gerade Aufſteigung 262° 45′ (17 h 31 m), ſüdliche Abweichung 23° 17′ (den 16.).

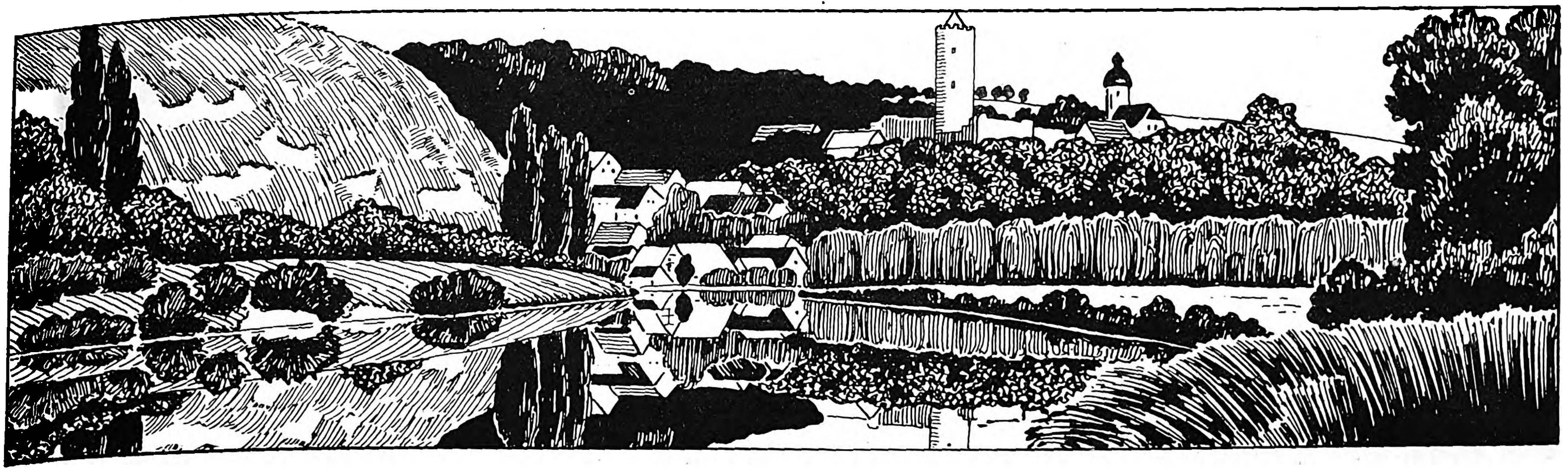
Sonnenaufgang 8 Uhr 11 Min., Sonnenuntergang 4 Uhr 0 Min. (den 16.).

Mond: Neumond den 18. nachts 10 Uhr 26 Min.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur, unſichtbar, geht ½ Stunde nach der Sonne unter. — Venus ($216° = 14^h\,24^m$ gerade Aufſteigung, 11 ½° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde der Wage, geht früh kurz vor 4 Uhr auf und hat eine Sichtbarkeitsdauer von 3 ½ Stunden. Ihre 20 ½ Bogenſekunden große Scheibe erſcheint im Fernrohr zu nahe $^6/_{10}$ beleuchtet; die Entfernung von der Erde hat bis auf 16 $^3/_5$ Mill. Meilen zugenommen. — Mars ($305\,^3/_4° = 20^h\,23^m$ gerade Aufſteigung, 20 $^2/_3$° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, iſt bis zu ſeinem abends 7 Uhr erfolgenden Untergange 1 ½ Stunde lang niedrig am Südweſthimmel zu finden. — Jupiter ($347\,^1/_4° = 23^h\,9^m$ gerade Aufſteigung, 6 ¾° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Waſſermanns, iſt nachmittags gegen 5 ½ Uhr in ſeinem höchſten Stand am Südhimmel zu treffen und bleibt bis 11 Uhr nachts der Beobachtung zugänglich. Verfinſterungen der Jupitermonde (Austritte): des erſten den 16. abends 6 Uhr 54 Min. und den 19. abends 7 Uhr 52 Min., des zweiten den 15. nachts 10 Uhr 22 Min. — Saturn ($309° = 20^h\,36^m$ gerade Aufſteigung, 19 ⅛° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, kann nur noch etwas über 1 ½ Stunde lang bis zu ſeinem abends vor 7 ½ Uhr erfolgenden Untergange geſehen werden. — Uranus ($265\,^1/_4° = 17^h\,41^m$ gerade Aufſteigung, 23 ½° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, hat den 18. nachts 11 Uhr ſeine Zuſammenkunft mit der Sonne und erreicht zu gleicher Zeit ſeinen größten Abſtand von der Erde mit 404 $^4/_5$ Mill. Meilen.

Der Mond iſt in Konjunktion mit Venus den 14. nachts 12 Uhr.



Der geſtohlene Chriſtbaum.

Eine Weihnachtsgeſchichte

von

Felix Hübel.

[Nachdruck verboten.]

Er blickte ſich noch einmal um. Nein! Kein Menſch, der es ſehen würde. Alſo. Er wandte ſich, ging quer über die Straße — faſt wäre er ausgeglitten auf dem ſchlüpfrigen Pflaſter — ſchritt plötzlich ſchneller, wie um Anlauf zu nehmen zu einem großen Sprunge, und als er an dem kleinen Handwagen vorbeikam, der verlaſſen am Rande des Fußſteiges ſtand, faßte er mit raſchem Griffe den kleinen Chriſtbaum, der darauf lag.

Und nun fort! Noch einen haſtigen, ſcheuen Blick rückwärts, dann um die nächſte Straßenecke, nun rieſengroße, aufgeregte Schritte, endlich durch einen ſchmalen, hofähnlichen Durchgang, und er war in Sicherheit. Oder er glaubte es wenigſtens. Tief atmete er auf. Sein Herz ſchlug bis in den Hals hinauf, und auf der Bruſt lag ein ſchwerer Druck. Aber die Furcht, ergriffen zu werden, war doch zum größten Teil verſchwunden. Einen Augenblick hatte er geglaubt, jemand würde rufen: Haltet den Dieb! und ein großer Tumult würde hinter ihm entſtehen. Er würde den Chriſtbaum von ſich werfen — oder würde er ihn behalten und laufen, ſo raſch ihn ſeine Füße tragen könnten, verfolgt von dem Geſchrei und Gebrüll einer immer wachſenden Menge? Alles dies war ihm blitzartig durch den Kopf geſchoſſen in der einen Sekunde, während welcher er das Bäumchen ergriff. Aber nun atmete er ruhig, und als er zwei weitere Straßenecken hinter ſich hatte, als er in der breiten Hauptſtraße im Menſchengewühl unterging und wie auf einem Strome dahingetragen wurde, da lächelte er faſt. O dieſe Erleichterung nach der ſchrecklichen Beklemmung, nach dem Anſpannen aller Kräfte, nach der atemraubenden Furcht!

Die Leute ſprachen alle von Weihnachten, oder wenigſtens ſchien es ihm ſo. „Wann beſchert ihr denn?“ fragte eine tiefe Stimme hinter ihm.

„Na, zu beſcheren iſt nicht viel bei uns!“ lachte eine andere. „Aber das wenige, was es gibt — morgen abend, denke ich. Meine Frau ſagt immer, die Kinder ſchlafen ruhiger, wenn der Rummel vorbei iſt. Und es iſt mir bei Gott ſelbſt ſo gegangen, als ich ein Kind war. Die Nacht vor der Beſcherung“ — Die Stimme verlor ſich im Gewühl. „Schon einen Chriſtbaum?“ tauchte eine andere auf. „Ja, eine prachtvolle Tanne. Ich habe mich dies Jahr beizeiten geſichert. Es ſah knapp aus auf dem Markte.“ „Und Preiſe! Preiſe! Bei Gott“ —

Na, dachte Hans Bergmann, da kann ich ja froh ſein, einen Chriſtbaum ſo billig — Er dachte den Gedanken nicht aus, ſo heftig packte ihn auf einmal die Scham. Nein, frohlocken konnte er nicht. Er durfte wohl auch nicht viel an ſeinen Chriſtbaum denken, ſonſt. . . .

Als er in eine ſtillere Straße einbog, nicht weit von ſeiner Wohnung, klopfte ihn plötzlich jemand auf die Schulter. Er erſchrak ſo heftig, daß ihm die Knie zitterten. Vielleicht wäre er davongelaufen, wenn er gekonnt hätte. So drehte er dem, der ihn geklopft hatte, ein kalkweißes Geſicht entgegen. „Nun, Bergmann, wieder Arbeit gefunden? Sehen übrigens verteufelt blaß aus. Krank?“ Es war Bergmanns früherer Vorgeſetzter, ein Werkführer der Firma Auguſt Kruſe Söhne. „Arbeit? Wer ſoll jetzt Arbeit finden?“ antwortete Bergmann etwas gereizt, denn ſeine Furcht hatte ſich in Groll verwandelt. „Ja, die Arbeit iſt jetzt knapp“, ſagte der Werkführer; „wohl dem, der in ſicherer Stelle ſitzt. Sie waren ein Narr, Bergmann!“

„Meinen Sie, Herr Baumann? Sollen wir Arbeiter uns mißhandeln, auf uns herumtrampeln laſſen? Ich habe meinen Stolz!“ „Ich auch!“ lächelte Baumann gutmütig; „aber wer trampelt denn?“ „Wiſſen Sie nicht, warum ich entlaſſen wurde?“ fuhr Bergmann auf. „Wegen Widerſpruches“, ſagte Baumann ruhig; „ſo viel ich weiß, wenigſtens. Widerſpruch kann der Alte nicht vertragen.“ „Der Alte? Ein junger Schnüffel iſt er! Ein Kiekindiewelt, ein“ — „Nur Ruhe“, mahnte der Werkführer; „auch Sie waren einmal fünfundzwanzig Jahre alt, und, wenn ich richtig taxiere, iſt das noch gar nicht ſo lange her.“ Bergmann antwortete nicht, und eine Weile ſchritten die beiden ſchweigend nebeneinander. „Heute abend wird's ſchneien“, ſagte Herr Baumann endlich. „Meinetwegen!“ entgegnete Bergmann unwirſch.

„Na, was iſt denn Weihnachten ohne Schnee? Nichts iſt es! Meine beiden Jungen beten alle Abende, der liebe Gott möge es ſchneien laſſen. Ich denke, er wird ein Einſehen haben.“ „Hm — Einſehen haben!“ knurrte Bergmann. „Hübſcher Baum übrigens, den Sie da haben“, fuhr der Werkführer unbeirrt fort, „ſehr hübſcher Baum.“ Bergmann wandte raſch das Geſicht ab. An der nächſten Ecke ſagte er: „Adieu, Herr Baumann!“ Dieſer ergriff ſeine Hand: „Soll ich Ihnen einen Rat geben? Ich glaube beſtimmt, Herr Kruſe ſtellt Sie wieder ein, wenn Sie ein gutes Wort finden.“ „Ich? Niemals!“ Und er ſchritt raſch davon.

Hier draußen waren die Straßen dunkel, die Laternen ſtanden weit voneinander. Und ſie ſtrahlten ein mattes, gelbes Licht aus. Sie waren wie Augen, die von Tränen trübe ſind. So wehmütig ſahen ſie aus und ſo verſchleiert. Die Luft war dick, und, wie von einem unſtillbaren Durſt nach Licht ergriffen, ſog ſie die Strahlen ein. Und rückte dabei immer näher an die kleinen Flammen, als ob ſie auch dieſe verſchlucken wollte. Hans Bergmann blickte an einer dieſer Laternen empor. „Der liebe Gott hat ein Einſehen“, murmelte er bitter; „es ſchneit.“

Trotzdem ging er langſamer und langſamer. Was ſollte er wohl ſagen, wenn ſeine Frau ihn fragte, woher der Chriſtbaum ſtamme? Denn ſie wußte, daß er keinen Pfennig Geld beſaß. Nicht einen Pfennig! Er hätte ihn geſchenkt bekommen? Unſinn! Von wem denn? Und dann: Sollte er lügen? Plötzlich war ihm, als faſſe eine Hand nach ſeiner Kehle. Lügen? Nein, er log nicht. Aber — er hatte geſtohlen. Er hatte geſtohlen!

Er ſchloß die Augen, wie um etwas Schreckliches nicht zu ſehen, und er biß die Zähne zuſammen. Eine Weile ſtand er ſtill. Die Flocken rieſelten herab. Endlich ging er weiter. „Gut, ich habe geſtohlen. Aber ich bin ſo gut wie ſchuldlos. Man hat mich zum Diebe gemacht!“ Dieſer Gedanke befriedigte ihn ſo, daß ihm einen Augenblick die Luſt ankam, ihn hinauszuſchreien. Aber er beſann ſich. Im übrigen beſchloß er, den Chriſtbaum einſtweilen zu verſtecken. Unter ſeinem Bett. Vielleicht fiel ihm in der Nacht eine Ausrede ein.

* * *

Einen Augenblick horchte er an der Tür. Kein Laut. Alſo war ſeine Frau wahrſcheinlich in der Küche, und er konnte, ohne bemerkt zu werden, in das Schlafzimmer ſchlüpfen. Vorſichtig öffnete er die Tür. Es war niemand da. Nun raſch in das Schlafzimmer und unter das Bett mit dem Bäumchen! Dann atmete er auf, wie von einer Laſt befreit.

In dem kleinen Wohnzimmer war es ſtockfinſter. Er entflammte ein Streichholz, um die Lampe anzuzünden, aber es war kein Öl mehr darin. Da kam über den ſchmalen Korridor ein Lichtſchein. Raſch trat er wieder in das Schlafzimmer ein und begann ſich haſtig zu entkleiden. Im Dunkeln. Seine Frau trat auf die Schwelle: „Willſt du nicht eſſen? Ich habe ſchöne, warme Suppe!“ Er wandte ſich, ſo daß das Licht nicht auf ſein Geſicht fiel, und ſagte: „Nein, ich bin ſo müde. Ich gehe ſchlafen.“ Die Frau wandte ſich mit einem Seufzer.

Als er im Bette lag, öffnete ſich leiſe die Tür. Eine kleine Geſtalt ſchlüpfte herein. „Vater, ſchläfſt du?“ „Nein, Fritzchen. Was gibt 's denn?“ Der Kleine ſchlich an das Bett heran und taſtete nach des Vaters Hand. „Nun?“ „Ach Gott, Vater — morgen — morgen iſt Weihnacht. Ob denn das Chriſtkind kommt? Oder — ob 's ſchon hier war? Weißt du, Väterchen, riechſt du nichts? Es riecht ſo nach Weihnachtsbaum!“ Und der Vater, rauh: „Geh zu Bett, Fritz! Gute Nacht!“

* * *

Lange, lange ſchon hörte er die ruhigen Atemzüge ſeiner Frau neben ſich, und noch immer konnte er nicht einſchlafen. Erſt jetzt dämmerte ihm langſam ein Bewußtſein deſſen auf, was er getan hatte. Aber er wollte ſich ſeinem Gewiſſen noch nicht ergeben und fand immer neue Einwände, neue Entſchuldigungsgründe. Zunächſt: Warum war er brotlos? War das wirklich ſeine Schuld? Wie war es doch geweſen? Gerade, als er ſich ein Weilchen verſchnaufte, war der Chef durch die Fabrik gegangen, hatte ihn geſehen und ihm zugerufen, er möchte die Arbeit nicht vergeſſen. Hierauf hatte er eine mürriſche Antwort gegeben, die den Chef verdroß. Ein kurzer Wortwechſel folgte, den der Chef damit abſchnitt, daß er Bergmann erſuchte, ſich nach einer anderen Stellung umzuſehen. Alſo, ſagte ſich Bergmann jetzt, einiger Worte wegen hat man mich auf die Straße geſetzt. Die wenigen Erſparniſſe waren bald aufgezehrt, und Arbeit fand er nicht, und ſeit mehr als acht Tagen ſchon hatte er ſeiner Frau keinen Pfennig Geld geben können. Woher ſie das Geld nahm, um Lebensmittel einzukaufen, hatte er nicht den Mut, zu fragen. Und nun ſtand Weihnacht vor der Tür. Jeden Tag, wenn er nach Hauſe kam, lief ihm ſein Söhnchen, das er über alles liebte, entgegen, ſprang auf ſeinen Schoß und ſchmeichelte: „Vater!“ „Nun, Fritzchen?“ „Weißt du auch ganz beſtimmt, ob das Chriſtkindchen einen ſo ſchönen Baum bringt wie voriges Jahr? Mit Lichtern und Goldäpfelchen?“ „Ich habe das Chriſtkindchen noch nicht geſehen dieſes Jahr. Vielleicht hat es uns vergeſſen.“

Der Kleine ſah dem Vater beſtürzt ins Geſicht. Dann rollten Tränen über ſeine Wangen. „Und ich habe doch jeden Abend gebetet!“ ſchluchzte er.

Hans Bergmann ballte die Fäuſte, als er an den Kummer ſeines Lieblings dachte. „Und ich habe doch recht getan!“ knirſchte er. „Warum ſoll mein Kind darunter leiden, daß ich rechtlos bin, daß ein Stärkerer mich auf die Straße jagt wie einen Hund?“

Er wurde nach und nach etwas ruhiger und fiel endlich in eine Art Halbſchlummer. Plötzlich fuhr er empor. Was war das? Ein leiſes, knackendes, kniſterndes Geräuſch. Wo kam es her?

Er richtete ſich im Bett auf und blickte in dem kleinen Zimmer umher. Es war ganz hell. Durch das Fenſter, das ſich inzwiſchen mit flimmernden Eisblumen bedeckt hatte, ſchien der Mond. Und da! — Er fühlte, wie er erblaßte, und wie ihn ein Zittern überkam: von außen, an das eisbedeckte Fenſter preßte ſich ein Menſchengeſicht! Kein Zweifel. Er ſah es deutlich, ganz deutlich — als ſei das Geſicht ans Fenſter angefroren, ſo ſteif, ſo unbeweglich, ſo kalt. Und die erloſchenen Augen! Den Schrei, der ſich ſeiner Bruſt entringen wollte, erſtickte er mit der Bettdecke. Und plötzlich überkam ihn das tolle Gelüſt, ans Fenſter zu ſpringen und durch die gefrorene Scheibe in das ſtarrende Geſicht zu ſchlagen. Aber wie er zum Sprunge anſetzte, erkannte er das Geſicht, und mit einem leiſen Stöhnen vergrub er den Kopf im Bett.

Er erkannte das Geſicht!

Er ſah ſich wieder auf der Straße. Vergeblich war er von neuem den ganzen Tag umhergelaufen, um auch nur einen Groſchen Verdienſtes zu finden. Sein Kopf brannte. In ſeinem Blute kochte es wie Fieber. Und nur ein Gedanke lebte in ihm: Ein Chriſtbaum! Er mußte einen Chriſtbaum haben! Morgen war Weihnachtsabend. Und ſein Kind ſollte keinen Chriſtbaum haben? Wie ſollte er den Knaben tröſten?

Da ging dicht an ihm eine Frau vorbei, die einen kleinen Wagen hinter ſich herzog. Darin lagen Zeitungen und oben drauf — ein Chriſtbaum. Er kannte die Frau; es war Frau Weber, die Zeitungsausträgerin, die einmal kurze Zeit neben ihm gewohnt hatte. Aber er dachte in dieſem Augenblicke nicht daran. Er ſah nur den Chriſtbaum, den Chriſtbaum! Da hielt gerade der Wagen vor der nächſten Haustür. Frau Weber nahm eine Zeitung heraus und verſchwand damit im Hauſe.

Und er — Hans Bergmann ging und nahm den Baum. Stahl ihn.

Das Geſicht — das ſtarre Geſicht mit den Augen, die jetzt wie ſchwarze Löcher hinter der weißen Scheibe lauerten, war Frau Webers Geſicht.

O natürlich! Niemand hatte ſolche Augen. Hatte er nicht ſelbſt einmal Frau Weber geſagt, daß es ſchiene, als ob ſie all ihren Kummer in ihren Augen aufbewahrte? Solch traurige Augen waren das.

Und nun hörte er wieder das ſeltſame Geräuſch. Er hörte es deutlich, obwohl er den Kopf unter der Bettdecke verborgen hatte. Plötzlich wußte er, was es war. Es kam unter ſeinem Bett hervor, dort, wo der Chriſtbaum lag. Vielleicht waren es nur die kraftvollen Zweige des jungen Baumes, die ſich gegen die Umſchlingung der Strohſeile ſträubten. Aber es klang gerade, als ob der Chriſtbaum ſich bewege, als käme er hervorgekrochen.

Um Gottes willen, dachte Bergmann, wenn nur Martha nicht aufwacht! Er hob den Kopf empor und lauſchte. Die Frau atmete ruhig. Er biß die Zähne zuſammen und ſah nach dem Fenſter. Das Geſicht war verſchwunden. „Spuk!“ murmelte er.

Er verſuchte die Augen wieder zu ſchließen, aber er konnte nicht. Sein Herz klopfte wie ein Hammer. Mit aller Gewalt wehrte er den Gedanken ab, der jetzt aus der Stille der Nacht an ihn heranſchlich: Er hatte nicht nur eine arme Witwe beſtohlen, ſondern auch — ihr Kind! Er ſah es ſo deutlich, als ob es vor ihm ſtände: das kleine Mädchen mit dem blaſſen, von hellblondem, faſt weißem Haar umrahmten Geſicht, den demütigen, ſtillen Augen. Er ſtöhnte leiſe.

Dann richtete er ſich wieder auf und kroch behutſam aus dem Bett. Er betete, daß ſeine Frau nicht aufwachen möchte, während er ſich geräuſchlos ankleidete. Endlich bückte er ſich, zog langſam, ganz langſam den Chriſtbaum unter dem Bett hervor und ſchlich auf den Fußſpitzen nach der Tür. Einen Augenblick ſpäter war er draußen in der Winternacht.

Eine leichte Schneedecke überzog das Pflaſter. Es war bitterkalt. Die Sterne an dem glasblauen Himmel flackerten. Sie ſchienen vor Kälte zu zittern. Einen Augenblick ſtand Bergmann überlegend ſtill. Dann ſchlich er, von einer ſtark mit Grauen gemiſchten Neugierde gepackt, um das Haus herum, bis er vor dem Schlafzimmerfenſter ſtand. Nein! Der Schnee lag unberührt und glatt wie ein weißes Tuch. Nirgends Fußſpuren.

Er wandte ſich entſchloſſen und eilte die Straße entlang. Bis zur Witwe Weber war es ein weiter Weg. Sie wohnte im entgegengeſetzten Stadtteil. Er lief, ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen. Manchmal glitt er aus, und einmal ſchlug er der Länge nach zu Boden. Er fühlte keinen Schmerz. Nur die Verzögerung tat ihm weh. Raſch raffte er ſich auf und eilte weiter. Endlich war er an ſeinem Ziele angelangt. Der Mond war untergegangen. Es war noch kälter als zuvor, und die Nacht war im Schwinden. Es roch nach Morgenluft. Das Häuschen, in dem Frau Weber wohnte, lag eigentlich ſchon außerhalb der Stadt, nicht weit vom Walde, der an dieſer Seite bis dicht an die Stadt heranging. Hans Bergmanns Knie zitterten, als er ganz dicht an das Häuschen ſchlich. Scheu blickte er ſich nach allen Seiten um, als ſei er auf einer böſen Tat begriffen. Hinter Frau Webers Fenſter flackerte ein trübes Licht. Sie war ſchon auf zu frühem Tagewerk. Bergmann lehnte den Chriſtbaum an die Haustür, zog die Klingel und lief, ſo raſch er konnte, von dannen.

Erſt mitten im Walde kam er wieder zur Beſinnung, ſtand ſtill und atmete tief auf. Er hatte das Gefühl, von einer ſchweren Laſt befreit zu ſein. Dann ſchritt er mechaniſch weiter, bis ſeine Gedanken wieder zu arbeiten begannen. Und da lachte er plötzlich höhniſch auf: War er vielleicht nun weniger ein Dieb, weil er — nun ja — weil er das geſtohlene Gut zurückgegeben hatte? War er nicht vielmehr trotzdem ein frecher Räuber, der ſich auf offener Straße an dem Eigentum einer armen Witwe vergriffen hatte? Eine tiefe, wühlende Verzweiflung packte ihn ſo heftig, daß er ſich den Tod wünſchte. Warum nicht ſelbſt ein Ende machen? dachte er. Wozu bin ich noch gut auf der Welt? Aber ich habe ja nicht einmal Geld genug, um mir den Strick zu kaufen, an dem ich mich hängen könnte!

Dann dachte er daran, wie es wohl ſein müßte, wenn er ſich ganz einfach in den zugeſchneiten Graben legte, um zu erfrieren. Er hatte immer gehört, daß Erfrieren ein ganz beſonders ſchöner Tod ſei. Man ſchlummert langſam ein — man träumt — o, ſolch ſchöne Träume! — man ſchlummert hinüber und fühlt nichts, gar nichts. Ja, einmal hatte er ſogar geleſen, daß die Erfrorenen immer ein Lächeln auf dem erſtarrten Geſicht trugen.

Unwillkürlich blickte er ſich um, wie um einen Platz zu ſuchen, wo er ſich zur Ruhe legen könnte. Und da fühlte er zum erſtenmal, wie grimmig kalt es war. Das tiefe Schweigen und die Kälte ſchienen eins zu ſein, und es war, als hätte der Schnee, der ein ſeltſames, bleiches Licht ausſtrahlte, jeden Laut erſtickt. Und in dieſer Einſamkeit ſterben! In dieſer Einſamkeit! Seine Glieder ſchlotterten, und mechaniſch ſetzte er ſich wieder in Marſch.

Es wurde heller. Die Sonne ging auf. Der Schnee glitzerte, erſt rötlich, als ob er Flämmchen verſprühte, dann weiß und hell wie Sonnenſilber. Stimmen wurden laut. Eine Kuh brüllte. Dort ſtieg Rauch empor. Er war im Dorfe. Vor der Gaſthofstür ſtand der Wirt und ſchlug die Arme um die Schultern, daß es knackte. „Hallo! So früh ſchon aufs Land?“ Bergmann nickte guten Morgen und ging weiter. „Wie wär's mit einem Schnäpschen? Sehen hölliſch erfroren aus!“ rief der joviale Wirt. Bergmann ſchüttelte müde den Kopf; aber der Wirt ſah, wo ihn der Schuh drückte. „Koſtet nichts heute“, rief er lachend; „'s iſt ja Weihnacht!“

Bergmann trat ein, und eine halbe Stunde ſpäter war er wieder auf dem Heimweg. Furcht und Unruhe hatten ihn plötzlich gepackt — Furcht um ſein Weib. Was mochte ſie von ihm denken? Mitten in der Nacht war er verſchwunden. Vor zehn Uhr konnte er nicht in der Stadt ſein. Der Selbſtmordgedanken ſchämte er ſich jetzt; jetzt, da die Sonne über den Feldern funkelte, daß es ſchien, als läge ein Goldhauch über der Welt, jetzt, da er durchwärmt und erfriſcht war und die kalte Luft dem rüſtig Ausſchreitenden neuen Mut in die Glieder hauchte.

Ja, er hatte ſich ſchwer vergangen. Aber er wollte das büßen. Wie ein Sklave wollte er arbeiten, für ſeine Frau, für ſein Kind. Und er wollte, er mußte Arbeit finden! Seine erſte Buße ſollte ſein, daß er zu ſeinem früheren Chef ging und ihn um Verzeihung bat. Vielleicht würde er doch wieder aufgenommen.

Als er nach Hauſe kam und ins Zimmer trat, fiel ihm ſeine Frau lachend und weinend um den Hals. „O die Angſt, die ich hatte um dich! Die Angſt! Und ſieh, hier iſt ein Brief für dich. Ganz früh iſt er ſchon gekommen. Hans nahm ihn und las auf dem Kuvert: „Auguſt Kruſe Söhne.“ Seine Hände zitterten, während er den Brief öffnete. Er las:

„Herrn Hans Bergmann.

Dieſe Weihnacht wären es fünf Jahre geworden, daß Sie in unſerem Hauſe tätig waren. Obgleich Sie vierzehn Tage vor Ablauf dieſer Friſt unſer Haus verlaſſen haben, glauben wir doch, Ihnen das kleine Weihnachtsgeſchenk, welches wir allen unſeren Angeſtellten gewähren, die wenigſtens fünf Jahre bei uns gearbeitet haben, nicht vorenthalten zu dürfen, und überreichen es Ihnen hierbei. Im übrigen hat man uns berichtet, daß Sie eine neue Stellung noch nicht gefunden hätten. Der Platz, den Sie bei uns innehatten, iſt noch nicht wieder beſetzt. Wollen Sie ihn wieder einnehmen? Wir wünſchen ein frohes Feſt und zeichnen

hochachtungsvoll
Auguſt Kruſe Söhne.“

In Papier eingeſchlagen, lagen dem Briefe zwei große Goldſtücke bei.

Hans Bergmann ſetzte ſich und ſtützte den Kopf in die Hände, um ſeine Tränen zu verbergen. Martha beugte ſich über ſeine Schulter und las den Brief, dann ſchlang ſie ihre Arme um den Hals des Mannes.

„Laß mich,“ flüſterte Bergmann, „ich muß fort!“ „Und wohin ſchon wieder?“ forſchte die Frau beſorgt. Er atmete tief und ſchwer. Dann ſagte er mit eigentümlich heiſerer Stimme: „Ich muß — ich muß einen Chriſtbaum — kaufen!“

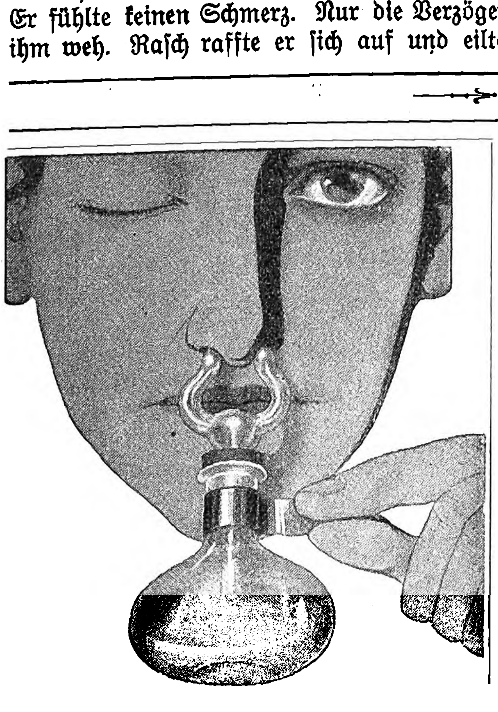
Aus der Frauenwelt.

— In betreff der in Preußen demnächſt zu erwartenden Reform der höheren Mädchenſchulen richtete vor kurzem der Deutſche Fröbel-Verband, deſſen Vorſitzender Prof. Dr. Zimmer iſt, eine Eingabe an das preußiſche Unterrichtsminiſterium, in der unter anderem geſagt wird: „Da der allgemeine Frauenberuf, in den die überwiegende Zahl der jungen Mädchen ſpäter einmal eintritt, der der Gattin, Hausfrau und Mutter iſt, muß jedes junge Mädchen hierzu vorbereitet werden. Die heutige höhere Mädchenſchule gibt zwar dem gebildeten Manne eine gebildete Gattin, aber dafür, daß dieſelbe auch ihre Hausfrauen- und Mutterpflichten erfüllen kann, ſorgt die Schule noch ſehr wenig; ſie überläßt das dem Hauſe... Nach unſerer Überzeugung und nach vielen Einzelerfahrungen iſt es möglich, in einem letzten, auf die neunte Klaſſe der höheren Mädchenſchule folgenden Schuljahre nicht bloß die abſchließende und vertiefende wiſſenſchaftliche Ausbildung zu geben, ſondern damit die theoretiſche und praktiſche Ausbildung im Haushalt wie in der Erziehung und Kinderpflege zu verbinden, wenn auch ſelbſtverſtändlich von beiden nur die grundlegenden Begriffe und Fertigkeiten in dieſem einen Jahre gegeben werden können... Sollte aber, was wir freilich im höchſten Maße bedauern würden, für die allgemeine Einführung eines derartigen, mehr praktiſch gehaltenen Abſchlußjahres in die höhere Mädchenſchule die Zeit noch nicht gekommen zu ſein ſcheinen, ſo dürfen wir wohl ehrerbietigſt darum bitten, daß etwaigen privaten dahingehenden Beſtrebungen von der Aufſichtsbehörde die möglichſte Bewegungsfreiheit gelaſſen wird.“

— Der Rat der Stadt Dresden hat den Stadtverordneten mitgeteilt, daß er beſchloſſen habe, die Zulaſſung von Mädchen zu dem Unterricht im König-Georgs-Gymnaſium ſowie die Errichtung von gymnaſialen Klaſſen an den ſtädtiſchen höheren Töchterſchulen gegenwärtig abzulehnen, ſich auch gegen die Aufnahme von Mädchen in andere höhere Unterrichtsanſtalten für Knaben zu erklären.

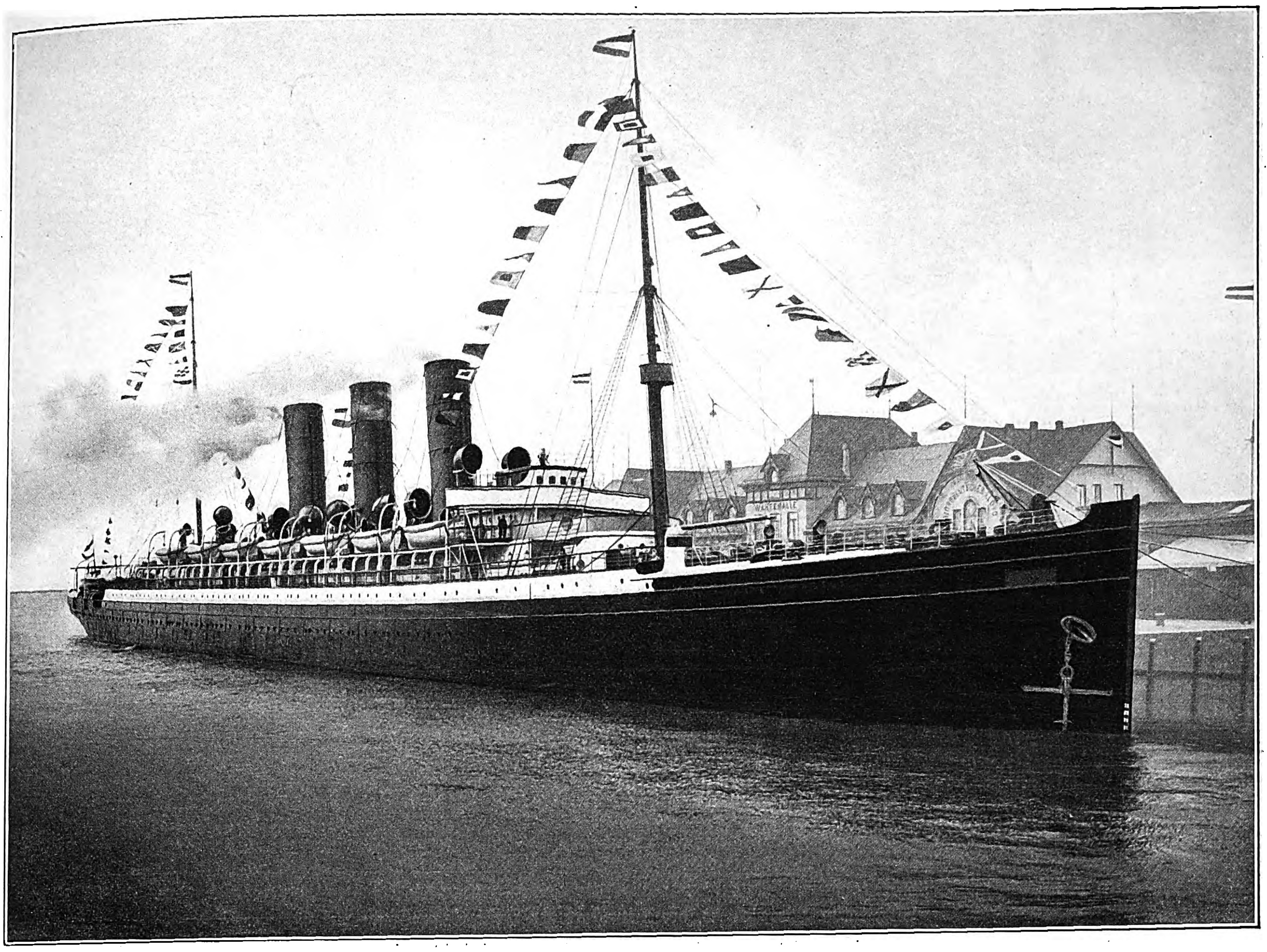
— Von der mediziniſchen Fakultät der Univerſität Leipzig wurde kürzlich Frl. Eliſabeth Föllinger, Tochter des Bürgermeiſters Föllinger von Grumbach (Regierungsbezirk Trier) als erſter weiblicher mediziniſcher Doktor der Leipziger Hochſchule zum Doktor promoviert.

Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.



FORMAN
gegen Schnupfen!

kliniſch erprobt und ärztlicherſeits mehrfach als „geradezu ideales Schnupfenmittel“ bezeichnet! Bei leichtem Schnupfen Forman-Watte (Doſe 30 Pfg.), bei ſtarkem Schnupfen Forman-Paſtillen (50 Pfg.) zum Inhalieren mittels Riechgläschens. Wirkung frappant: Bei beginnendem Schnupfen faſt unfehlbar. — In allen Apotheken. — Man frage ſeinen Arzt.



Der Doppelſchrauben-Schnelldampfer „Kaiſerin Maria Thereſia“.

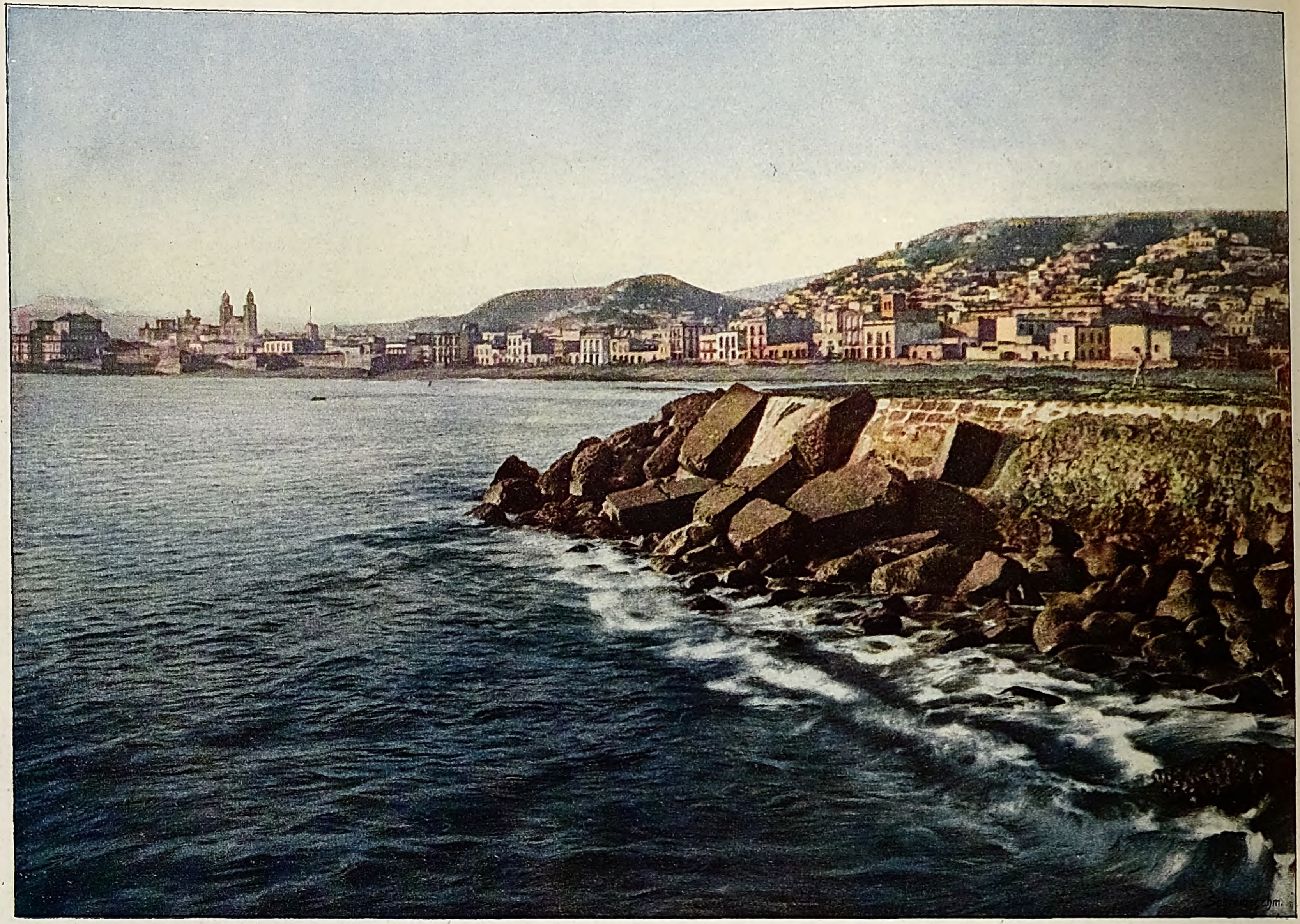
Winterreiſen in das Land des ewigen Frühlings.

Vergnügungsfahrten mit dem Norddeutſchen Lloyddampfer „Kaiſerin Maria Thereſia“ nach den Geſtaden des Mittelmeeres.

Der Norddeutſche Lloyd in Bremen verwirklicht im kommenden Jahre einen Gedanken, der ohne jede Frage in weiten Kreiſen Anklang finden wird und namentlich bei allen jenen auf rückhaltloſen Dank rechnen darf, die ohne übermäßigen Zeitaufwand einen Einblick in die alte Kulturwelt der Mittelmeerländer gewinnen wollen. Der Norddeutſche Lloyd wird ſeinen Doppelſchrauben-Schnelldampfer „Kaiſerin Maria Thereſia“ zunächſt für das Jahr 1904 zum Zweck von Vergnügungsreiſen nach dem Süden in Dienſt ſtellen und dabei die Küſten Iberiens, Nordafrikas, Italiens, Griechenlands und der Levante anlaufen. Die Arrangements für Aus- und Einſchiffung, Beſuch und Beſichtigung der Hafenorte ſowie für Landausflüge in das Innere hat der Lloyd der weltbekannten Firma Carl Stangens Reiſe-Bureau, Berlin W., Friedrichſtraße 72, übertragen, die für dieſe Landausflüge einen ſorgfältig ausgearbeiteten Plan aufgeſtellt hat.

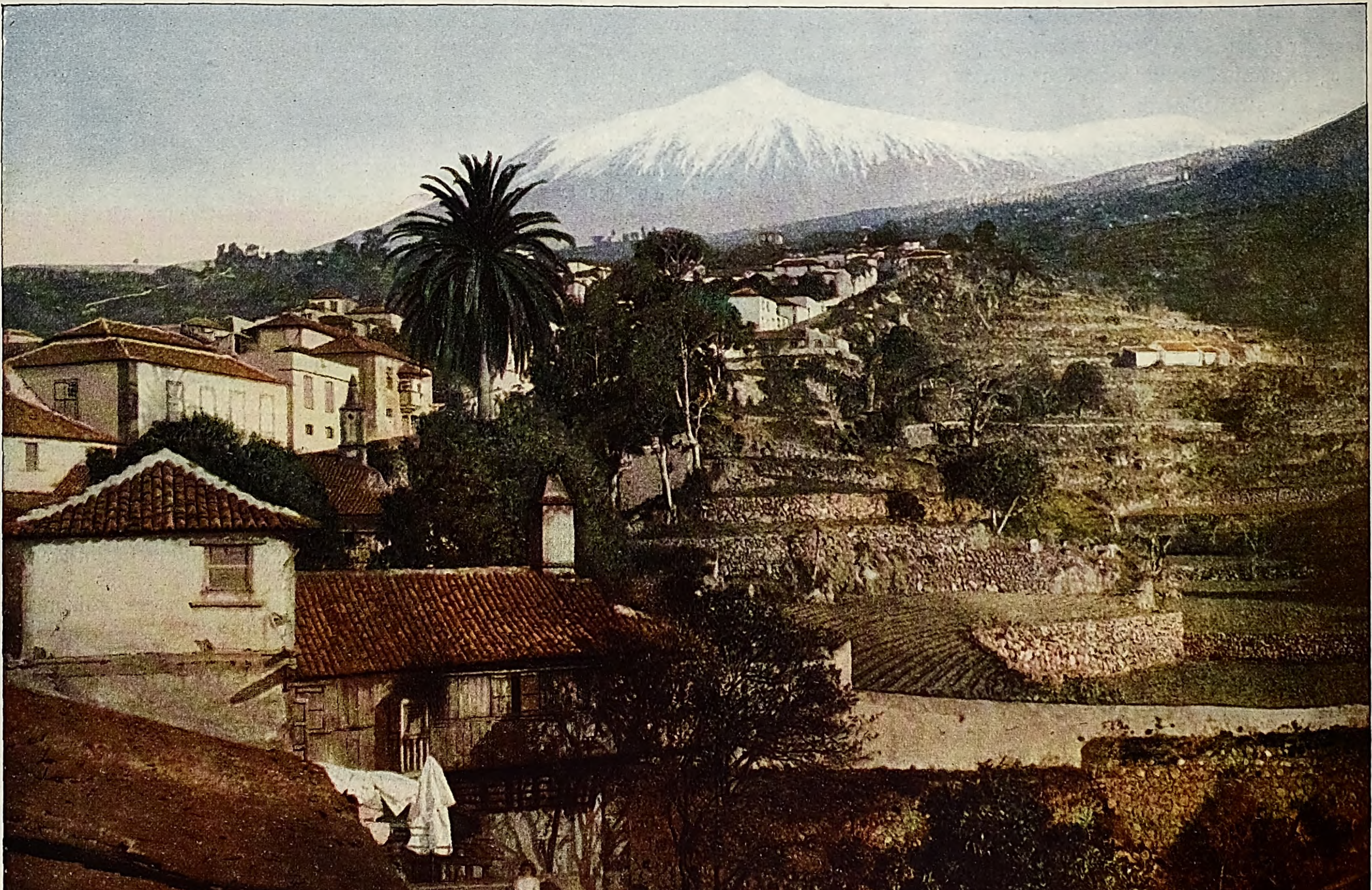
Die erſte Vergnügungsfahrt mit dem Dampfer „Kaiſerin Maria Thereſia“ beginnt in Bremerhaven am 24. Januar 1904. In Southampton werden am 25. Januar mittags die aus England kommenden Teilnehmer, in Cherbourg abends die Touriſten aus Frankreich und Belgien aufgenommen. Die Ankunft in Liſſabon erfolgt am 28. Januar mittags. Während des anderthalbtägigen Aufenthalts in Liſſabon wird folgendes Programm zur Durchführung gebracht: Wagenfahrt durch die Stadt zum Jardim Botanico, einem der an tropiſchen Gewächſen reichſten botaniſchen Gärten in Europa, vorbei an dem herrlich gelegenen königlichen Schloſſe Ajuda und zum impoſanten Convento dos Jeronymos de Belem mit einzig ſchönem Kreuzgang. Es ſchließt ſich ein Ausflug nach Cintra an. Am 29. Januar abends wird der Hafen von Liſſabon verlaſſen, die Fahrt nach Madeira fortgeſetzt. Der Aufenthalt in Funchal, der Hauptſtadt der portugieſiſchen Inſel, iſt auf $2^{1}/_{2}$ Tage bemeſſen; die Abreiſe erfolgt am 2. Februar abends. Die Fahrt nach Teneriffa, der größten der Spanien gehörenden Kanariſchen Inſeln, nimmt etwa achtzehn Stunden in Anſpruch. Teneriffa iſt im ſchneebedeckten Vulkan Pico de Teyde, der als Wahrzeichen der ganzen Inſelgruppe angeſehen werden kann, 3716 m hoch. Im Hafen von Santa Cruz wird am 3. Februar mittags Anker geworfen; während des halbtägigen Aufenthalts wird ein Spaziergang durch Santa Cruz bis zur Feſtung, ſowie ein Ausflug nach Laguna unternommen. Nach nächtlicher Fahrt wird Las Palmas, die Hauptſtadt von Gran Canaria, am 4. morgens erreicht. Die herrliche Lage der Stadt erfüllt den Beſchauer bei jedem Blick mit neuem Entzücken; das Programm nimmt hier eine Spazierfahrt nach Monts und eine Wanderung durch Las Palmas in Ausſicht. Nach zweitägiger Fahrt längs der weſtafrikaniſchen Küſte erreicht der Dampfer am 6. Februar abends Tanger, die bedeutendſte Hafen- und Handelsſtadt Marokkos. Am 7. Februar wird ein Spaziergang durch die Stadt zum Karawanenmarkt, zum Garten des Deutſchen Konſulats und nach der Kasbah veranſtaltet; außerdem werden ein Privathaus, die Zitadelle und die Baſare beſucht. Tanger wird am 8. in der Frühe verlaſſen; drei Stunden ſpäter wirft die „Kaiſerin Maria Thereſia“ vor Gibraltar Anker. An Land wird hier ein Ausflug nach den hochgelegenen in den Felſen gehauenen Feſtungswerken, den ſog. Galerien, ſowie eine Wagenfahrt durch die überwiegend ſpaniſchen Charakter aufweiſende Stadt und die Anlagen bis nach der Punta de Europa unternommen. Von Gibraltar geht es in fünfſtündiger Seefahrt angeſichts der in die prächtigſten Farben getauchten Südküſte Spaniens nach Malaga; am 9. mittags läuft der Dampfer in die weite Bahia de Malaga ein, die ein herrliches Panorama gewährt. Während des Aufenthalts in Malaga wird eine Wagenfahrt nach den im Norden der Stadt gelegenen prachtvollen Privatgärten von San Joſé und La Concepcion, ſowie ein Ausflug nach Granada unternommen. Die Eiſenbahnfahrt nach Granada iſt überaus großartig in dem reichen Wechſel der Szenerien des herrlichen andaluſiſchen Landes. In Granada und ſeiner Umgebung werden beſichtigt: die alte mauriſche Königsburg Alhambra, eins der herrlichſten Denkmäler orientaliſcher Baukunſt, das Schloß Generalife, die Kathedrale und der Albaicin, einſt der Sitz der mauriſchen Ariſtokratie, jetzt eine von Zigeunern bewohnte Bergſtadt. Am 12. Februar abends verläßt der Dampfer die Bahia de Malaga und fährt quer über das Mittelmeer in faſt öſtlicher Richtung nach der afrikaniſchen Küſte hinüber, wo Algier am 13. Februar um Mitternacht erreicht wird. In Algier wird die älteſte Moſchee der Stadt, Dſchama el-Kebir, in Augenſchein genommen, dann geht es zum Palaſt des Erzbiſchofs und dem des Gouverneurs; hieran ſchließt ſich eine Wagenfahrt nach der Kirche Notre Dame d'Afrique, mit prachtvollem Blick auf Algier und das Meer, nach dem Jardin d'Eſſai und Muſtapha Supérieur, dem Glanzpunkt der näheren Umgebung. Am 15. Februar abends verläßt die „Kaiſerin Maria Thereſia“ die Bucht von Algier und erreicht nach 28ſtündiger Fahrt längs der Nordküſte Afrikas Tunis, wo die Baſare beſucht werden; daran ſchließt ſich eine Wagenfahrt zum Bardo, der früheren Winterreſidenz des Beys, ſowie ein Ausflug nach den Ruinen von Karthago und zur Kathedrale des heiligen Ludwig. Am 18. Februar nachmittags lichtet der Dampfer die Anker und erreicht in der Frühe des folgenden Tages Palermo; hier beſichtigen die Teilnehmer der Reiſe den Palazzo reale, die Kathedrale mit den Gräbern der Kaiſer Heinrich VI. und Friedrich II. und die köſtlichen Anlagen der Villa Giulia, woran ſich eine Wagenfahrt nach Monreale reiht. Während des Aufenthaltes in Neapel — vom 20. Februar früh bis 21. abends — wird die Villa Nazionale beſucht und das Aquarium, eine deutſche Schöpfung, ſowie das Muſeo Nazionale beſichtigt, woran ſich Ausflüge nach Pompeji und dem Poſilipo reihen. Ihren Abſchluß findet die erſte Vergnügungsfahrt der „Kaiſerin Maria Thereſia“ im Hafen von Genua, wo die Ankunft am 22. Februar abends ſtattfindet.

Die zweite Fahrt beginnt in Genua am 26. Februar und geht zunächſt nach Korſika, in deſſen Hafen Baſtia die Ankunft am Morgen des 27. Februar erfolgt. Nach Beſichtigung der Stadt wird eine Spazierfahrt zu dem aus dem Felſen herausgehauenen Engpaß von Lancone unternommen, der einen herrlichen Ausblick auf die Inſel und das Meer gewährt. In Ajaccio werden am 28. Februar das Hotel de Ville mit dem Napoleonsmuſeum, das Geburtshaus Napoleons I., das Denkmal der fünf Bonapartes, die Kathedrale und das Palais Feſch mit dem Grabmal der Mutter Napoleons, Lätitia, beſucht und eine Bootfahrt nach den Blutinſeln unternommen. Für Neapel iſt bei

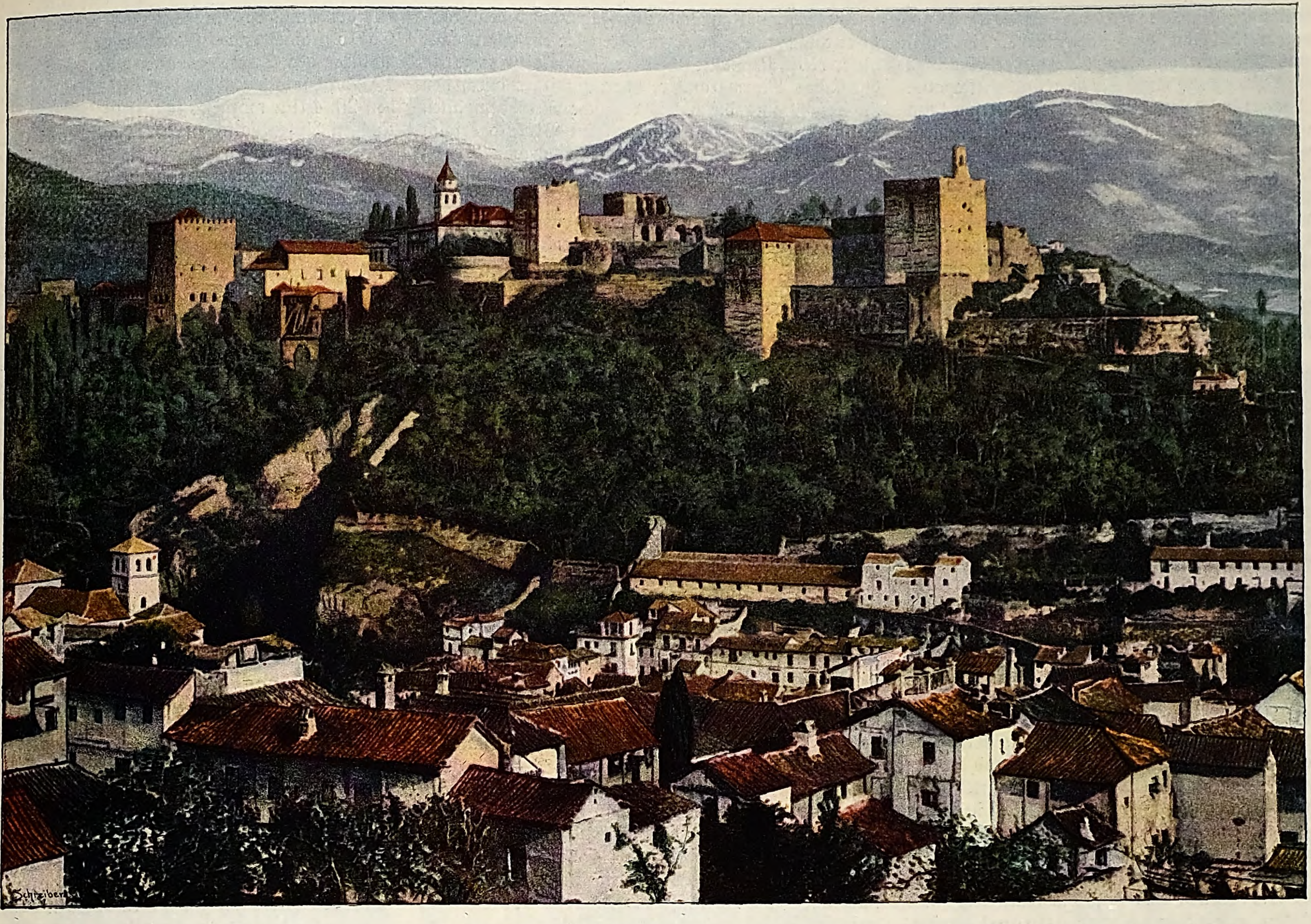


Anſicht von Las Palmas, der Hauptſtadt der Inſel Gran Canaria.
Nach einer Photochrom-Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.

dieſer Reiſe ein eintägiger Aufenthalt (29. Februar nachmittags bis 1. März abends) vorgeſehen, der durch einen Spaziergang in der Stadt und eine Ausfahrt im Wagen nach dem Poſilipo oder, nach Wahl der Reiſenden, durch einen Ausflug mit der Bahn nach Pompeji ausgefüllt wird. Das Programm für Palermo (2. März) iſt dasſelbe wie bei der erſten Reiſe. Die Weiterfahrt von Palermo geht um die ſüdliche Küſte Siziliens herum in gerader Fahrt nach Malta, das am 3. März vormittags erreicht wird; in der Hauptſtadt der Inſel, La Valetta, wird die prächtige Kathedrale San Giovanni und der alte Palaſt des

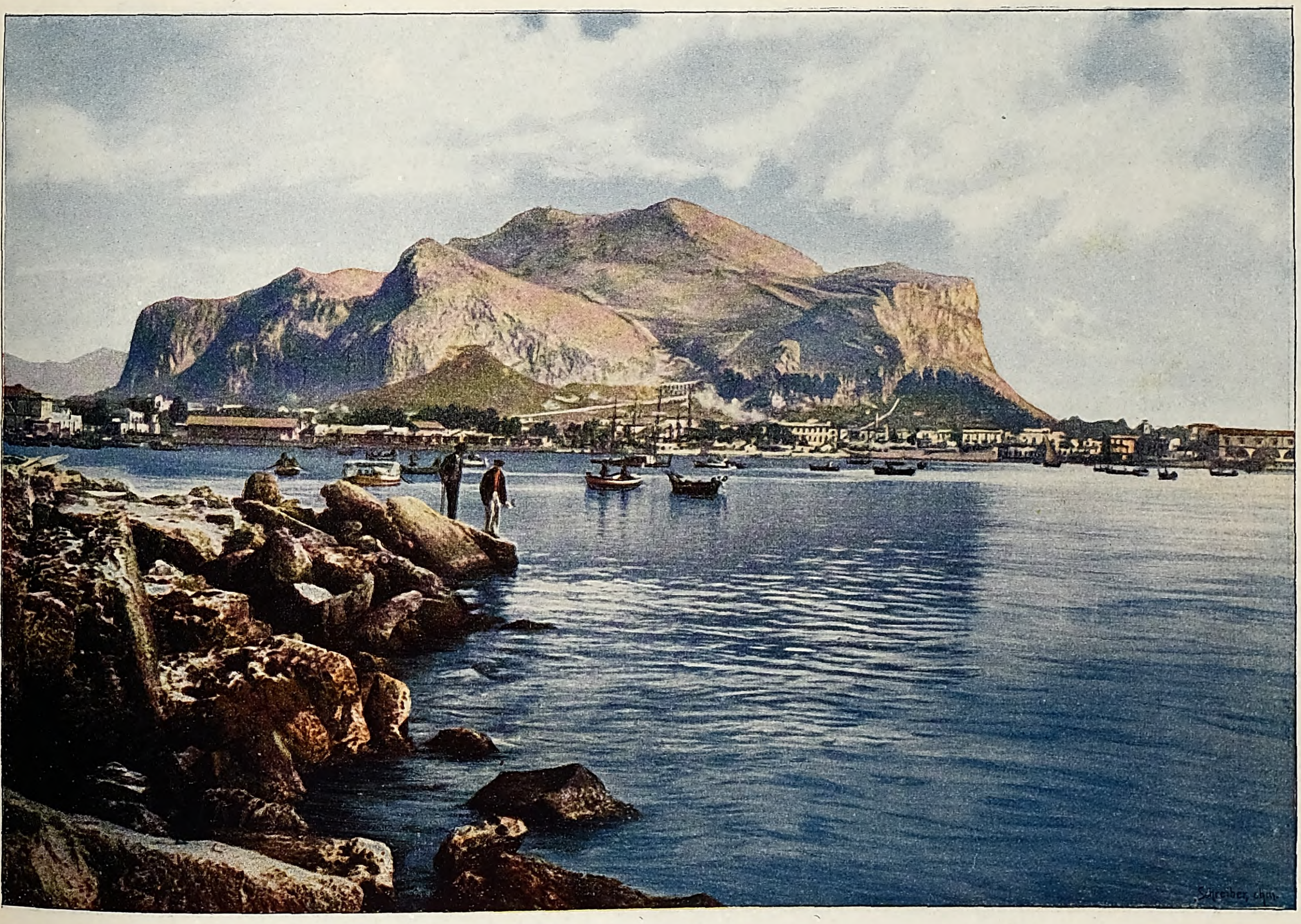


Der Pik von Teneriffa von Icod aus geſehen.
Nach einer Photochrom-Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.



Die Alhambra, das mauriſche Königsſchloß bei Granada mit der Sierra Nevada im Hintergrunde.
Nach einer Originalaufnahme von Purger u. Co. in München.

Großmeiſters der Johanniter, jetzt Reſidenz des britiſchen Governors, beſichtigt. Nach Beendigung des Beſuchs von Malta geht es in zwei und einhalbtägiger Fahrt, auf der, mit Ausnahme der Berge von Kreta, nur wenig vom Lande zu ſehen iſt, nach Alexandrien, wo die Ankunft am 6. März früh erfolgt. Bald darauf begeben ſich die Paſſagiere der „Kaiſerin Maria Thereſia“ mit der Bahn nach Kairo, das mittags erreicht wird. Das Programm für Kairo iſt reichhaltig und umfaßt die Sultan Haſſan-Moſchee, die Mameluckengräber, die von Saladin angelegte Zitadelle, die Dſchami Mohammed Ali oder Alabaſter-Moſchee, die Dſchami el-Azhar



Der Monte Pellegrino und der Golf von Palermo.
Nach einer Photochrom-Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.

(mit der bedeutendſten Hochſchule des Orients), Baſare, Alt-Kairo mit der Amr-Moſchee, der älteſten Ägyptens, das Koptenviertel mit der Marienkirche, die Inſel Rôda, das Muſeum ägyptiſcher Altertümer, Ausflüge nach den Pyramiden, nach Sakkâra und Heliopolis. Gegen Nachzahlung von 135 ℳ für die Perſon kann von Kairo ein Ausflug nach Lukſor und der Ruinenſtätte des alten Theben unternommen werden. Teilnehmer, die denſelben auszuführen wünſchen, werden allerdings von dem Programm in Kairo etwas einbüßen müſſen. Am 12. März morgens wird von Kairo aus die Rückfahrt mit der Eiſenbahn nach Alexandrien angetreten. Die Dampferfahrt von hier nach Jaffa nimmt etwa 24 Stunden in Anſpruch, ſo daß die „Kaiſerin Maria Thereſia“ am 13. März früh die Küſte von Paläſtina erreicht. Von Jaffa nach Jeruſalem wird die Eiſenbahn benutzt. Während des viertägigen Aufenthalts in der heiligen Stadt werden alle hiſtoriſchen Plätze und Bauten beſucht, außerdem Ausflüge nach Bethlehem, Jericho, dem Jordan und nach dem Toten Meer unternommen. Von Jeruſalem kehren die Teilnehmer am 17. März nachmittags mit der Bahn nach Jaffa zurück. Von Jaffa aus legt der Dampfer zunächſt in Chaifa, dann in Beirut an. Von dieſen beiden Häfen aus werden drei verſchiedene Ausflüge veranſtaltet (von Chaifa im Wagen oder zu Pferde nach Nazareth und dem See Genezareth; von Beirut mit Eiſenbahn nach Damaskus oder Baalbek), von denen die Reiſeteilnehmer einen auswählen können. Damaskus hat noch mehr orientaliſchen Charakter als Kairo; Baalbek iſt ſehr beſuchenswert wegen ſeiner gewaltigen Tempelruinen aus dem Altertum. Am 21. März abends verläßt die „Kaiſerin Maria Thereſia“ Beirut, geht am 23. in Rhodos (ſehenswert die mittelalterlichen Stadttore und die alte Ritterſtraße mit Wappen aus der Johanniterzeit) und am 24. in Smyrna vor Anker, wo die Baſare beſichtigt und zu Wagen der Berg Pagos mit Kaſtellruinen und weiter Ausſicht, der Aquädukt und die Karawanenbrücke beſucht werden. An der Ebene von Troja vorüber, durch die Dardanellen und das Marmarameer wird am 25. März nachmittags Konſtantinopel erreicht, wo ein dreitägiger Aufenthalt geplant iſt. In das Programm ſind hier aufgenommen: Beſteigung des Galataturmes, Spaziergang durch Pera und Stambul, Beſichtigung des Antikenmuſeums, der Agia Sophia, des Hippodroms, der Moſchee Sultan Suleimans und der Baſare, Ausflüge nach Ejub und Skutari, Beſteigung des Bulgurlu mit ſchönſter Ausſicht über Konſtantinopel und den Bosporus. Am 28. März nachmittags lichtet die „Kaiſerin Maria Thereſia“ wieder die Anker und unternimmt zunächſt eine Fahrt durch den Bosporus bis zum Schwarzen Meer, die ein Glanzpunkt dieſer Reiſe iſt. Mit ſinkender Sonne geht es zurück durch das Marmarameer, hierauf wieder durch den Hellespont und durch das Ägäiſche Meer dem alten Hellas entgegen. Die Ankunft im Piräus erfolgt am 29. März abends. Für den Beſuch von Athen ſind zwei Tage vorgeſehen. An die Beſichtigung der aus dem Altertum ſtammenden Bauten in der Stadt des Theſeus ſchließt ſich ein Ausflug nach Eleuſis an. Am 31. März abends verläßt die „Kaiſerin Maria Thereſia“ den Piräus und umfährt den Peloponnes, um durch das Joniſche Meer den Hafen von Brindiſi am 2. April vormittags zu erreichen, wo diejenigen Paſſagiere landen, die noch in Unteritalien einen Aufenthalt nehmen wollen. Dann geht die Fahrt weiter durch das Adriatiſche Meer nach Venedig, wo die Ankunft am 3. April nachmittags erfolgt und die zweite Reiſe ihr Ende nimmt.

Die dritte Fahrt hat ihren Ausgangspunkt in Venedig, wo die „Kaiſerin Maria Thereſia“ am 8. April 1904 die Anker lichtet. In 35ſtündiger Fahrt durchzieht der ſtolze Dampfer die blaue Adria. Während des Aufenthalts in Korfu am 10. April wird eine Wagenfahrt nach Canone, einem herrlichen Ausſichtspunkt, ſowie ein Spaziergang durch die Stadt und zur Zitadelle unternommen. In der Mittagsſtunde des 11. paſſiert der Dampfer das Kap Spartivento und darauf die Straße von Meſſina. In der erſten Morgenfrühe des 12. kommt nach etwa neunſtündiger Fahrt durch das Tyrrheniſche Meer die Südküſte der Inſel Capri in Sicht; bald darauf läuft das Schiff in den Golf von Neapel ein. Während des anderthalbtägigen Aufenthalts in Neapel werden beſichtigt Pompeji, das Aquarium und das Muſeo Nazionale; außerdem wird eine reizvolle Wagenfahrt nach dem Poſilipo unternommen. Für den Aufenthalt in Ajaccio (14.) und Baſtia (15. April) kommt dasſelbe Programm wie auf der zweiten Reiſe zur Ausführung. Am 16. läuft der Dampfer vor Sonnenaufgang in den herrlichen Golf von Genua ein. In Genua wird am 16. und 17. auf einer Wagenfahrt die Stadt beſichtigt, der reich mit Kunſtdenkmälern geſchmückte Campo Santo und die prächtige Höhenſtraße der Via di Circonvallazione al Monte beſucht; mit der Eiſenbahn wird Pegli erreicht, wo die Villa Pallavicini-Durazzo mit ihrem Reichtum an ſüdlichen Pflanzen und herrlichen Ausſichten den Wanderer feſſelt. Von Villafranca aus, wo die „Kaiſerin Maria Thereſia“ am Morgen des 18. vor Anker geht, wird mit der Bahn ein Ausflug nach Nizza und Monte Carlo gemacht, zwei Glanzpunkten der Riviera. Die Abfahrt des Dampfers aus Villafranca iſt auf den 19. April morgens, die Ankunft in Barcelona auf den 20. 4 Uhr morgens feſtgeſetzt. Während des zweitägigen Aufenthalts in der Hauptſtadt Cataloniens wird ein Spaziergang durch die Stadt ausgeführt, auf dem die Hauptverkehrsſtraße, die Rambla, das Ayuntamiento und die Audiencia beſucht werden; daran ſchließt ſich ein Ausflug nach dem Montſerrat und eine Fahrt mit Drahtſeilbahn auf den Tibidabo. Für Malaga (Ankunft am 23. April vormittags, Abreiſe am 26. abends), den Ausflug nach Granada, Gibraltar (27. April), Tanger (28.) und Liſſabon (Ankunft am 29. morgens, Abfahrt am 30. nachmittags) tritt das gleiche Programm wie auf der erſten Reiſe in Kraft. In den erſten Nachmittagsſtunden des 2. Mai geht die „Kaiſerin Maria Thereſia“ auf der Reede von San Sebaſtian vor Anker. Am 3. Mai erfolgt mit der Bahn ein Ausflug nach dem berühmten franzöſiſchen Badeort Biarritz. Die Heimfahrt erfolgt über Cherbourg und Southampton bis Bremerhaven (Ankunft am 7. Mai abends), ähnlich wie die Ausfahrt auf der erſten Reiſe.

Nach Abſicht des Norddeutſchen Lloyd ſollen dieſe Reiſen in erſter Linie auch erholungsbedürftigen (nicht kranken) Perſonen die Möglichkeit bieten, während der rauhen Wintermonate an Bord eines großen und mit allem modernen Komfort ausgeſtatteten Schnelldampfers bei vorzüglicher Verpflegung und in anregender Geſellſchaft einen mehrwöchigen Aufenthalt in dem milden Klima des Südens zu genießen. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt die bisherige ſogenannte „Orientreiſe“ zum erſtenmal in drei voneinander ſelbſtändige, je einen Monat dauernde Fahrten zerlegt worden. Allen, welche den Winter im Süden zubringen, aber den Gefahren des Klimawechſels durch eine längere Seereiſe entgehen wollen, können daher die Ende Januar in Bremen beginnende Ausreiſe nach dem Mittelmeer und die am 8. April in Venedig ihren Anfang nehmende Heimreiſe beſonders empfohlen werden.

Das ausführliche Programm der Vergnügungsfahrten hat der Norddeutſche Lloyd in einem hübſch illuſtrierten Heft veröffentlicht, das von allen Vertretern der Geſellſchaft und von Carl Stangens Reiſebureau gratis ausgegeben wird. Dasſelbe enthält auch viele praktiſche Ratſchläge und Winke für die Teilnehmer der Reiſe.

Venedig: Der Canale grande mit der Kirche Sta. Maria della Salute im Mondſchein.

Nach einer Photochrom-Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.

„Kayserzinn" Vornehmster, edelster Hausrat

Goldene Medaille: Paris 1900, Turin 1902, Düsseldorf 1902.

Nicht allein, daß es in jedem besseren Hause gewissermaßen Heimatrechte erworben hat, ist es auch berufen, die Tafel der höchsten und allerhöchsten Herrschaften zu zieren, wie zahlreiche Einkäufe inländischer und ausländischer Fürsten und gekrönter Häupter beweisen. — Noch jüngst, am 26. Oktober, wurde der Frankfurter Zweigniederlassung des Königlichen Hoflieferanten Engelbert Kayser der hohe Besuch Sr. Majestät des Kaisers von Rußland in Begleitung Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Hessen zuteil. Seine Majestät erwarb bei dieser Gelegenheit verschiedene größere Stücke in Kayserzinn, während seine Königliche Hoheit schon seit vielen Jahren dem Kayserzinn ein besonderes Interesse bekundet.

Viele könnten nun der Meinung sein, daß das Kayserzinn lediglich wohlhabenden Leuten zugängig sei; dem ist aber nicht so, da die Preise im Verhältnis zu dem Gebotenen so niedrig sind, daß selbst ein von den Glücksgöttern weniger Bevorzugter in der Lage ist, seinem ästhetischen Gefühl Rechnung zu tragen und sein Heim mit diesem oder jenem Gegenstande zu schmücken. Und wohlfeil sind die Preise auch im Verhältnis zu Porzellan und Kristallwaren zu nennen, die in guter Ausführung auch gute Preise bedingen und über kurz oder lang recht teuer durch den so leicht herbeigeführten Bruch werden.

Demgegenüber sind die Geräte aus Kayserzinn fast unverwüstlich. Sie erfreuen das Auge durch ihre Formenschönheit, dekorative Wirkung und den Glanz des Materials (letzteres besteht aus reinem Bancazinn, das wegen Erreichung größerer Stabilität und eines guten Klanges geringe Zusätze anderer Metalle, aber kein Atom von Blei enthält).

Seine besten Eigenschaften gibt das Material beim Putzen kund, indem der Gegenstand aus der Prozedur schöner wie neu hervorgeht. Etwas Einfacheres wie das Putzen gibt es in der Tat nicht, da nur extrafein gesiebter weißer Sand vermischt mit etwas Sodawasser dazu erforderlich ist. Von diesem Präparat bringt man eine Kleinigkeit auf den zu putzenden Gegenstand und reibt mit der flachen Hand leicht darüber hin. Hierauf wird derselbe mit klarem Wasser gut abgespült, mit einem leinenen Lappen sorgfältig abgetrocknet und der Erfolg ist wie oben beschrieben. — Wir ahmen damit das Beispiel unserer Ureltern nach und da alte Leute bekanntlich gute Wegweiser sind, so greife man mit Vertrauen zu dem probaten Mittel. Kratzen gibt es nicht, und man erhält seine Zinngeschirre so blank und schön, daß sie eine wahre Augenweide bieten.

Auf der Weltausstellung in Paris 1900 hat das Kayserzinn einen durchschlagenden Erfolg errungen. Die Franzosen kannten keine Grenzen für den Ausdruck ihres Entzückens und beispiellos war die Anzahl der Kommissionen, die zu einem beträchtlichen Teile erst Monate nach Schluß der Ausstellung effektuiert werden konnten. Dazu bahnte der internationale Verkehr dem Kayserzinn den Weg bis zu den fernsten Weltteilen. —

Der Kunstgeschmack der Pariser ist dem Kayserzinn treu geblieben und führte die Aufmunterung größerer Kreise zur Errichtung einer Zweigniederlassung in Paris, die sich eines stets steigenden Zuspruchs erfreut. —

Ein weiterer Erfolg der Weltausstellung zu Paris ist die Zuerkennung der Goldenen Medaille, die dann noch im Jahre 1902 hintereinander auf den Ausstellungen zu Turin und Düsseldorf errungen wurde.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Abbildungen, die zum größten Teile einem neuen Tischservice entlehnt sind, so wird uns sofort klar, daß die Arbeiten aus dem Atelier von Engelbert Kayser in bezug auf künstlerisches Empfinden, fein erdachte, aparte und vor allem zweckdienliche Formen, sowie vornehme Behandlung der Linienführung und des Dekors, den höchsten Anforderungen entsprechen.

Der reichhaltige Katalog wird auf Verlangen jedem gratis und franko zugesandt und mögen Interessenten sich einer der nachfolgenden Adressen gefl. bedienen. —

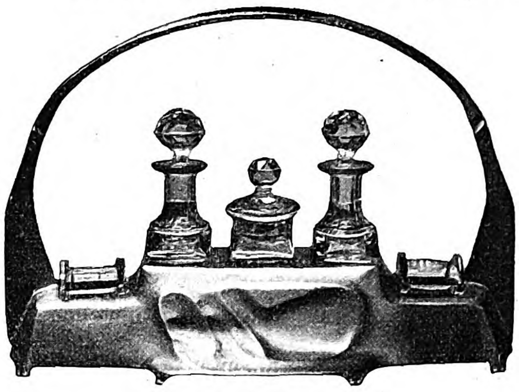
Nr. 4560. Suppenteller (Durchmesser 24 cm). M. 9.—.

Nr. 4547. Fleischschüssel (Länge 52 cm). M. 28.50.

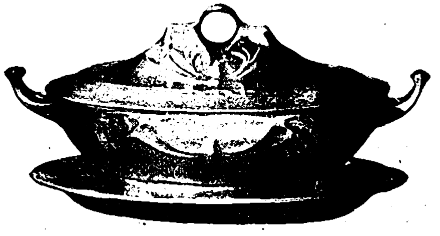
Nr. 4551. Dessertteller (Durchmesser 21 cm). M. 5.—.

Nr. 4557. Terrine (1/6, Inh. 7 Teller) ohne Untersatz M. 29.—. Untersatz M. 9.—.

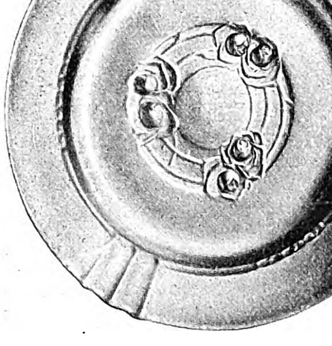
Nr. 4560. Fruchtschale (1/5). M. 18.—.


Nr. 4538. Menage, 5teilig (1/4). M. 26.—.

Nr. 4558. Saucière (1/4). M. 12.—.


Nr. 4556. Gemüseschüssel (1/5) ohne Untersatz M. 21.—. Untersatz M. 7.50.

Nr. 4548. Fischschüssel (Länge 59 cm). M. 30.—.


Nr. 4552. Kuchenteller (Durchmesser 30 cm). M. 13.50.

Nr. 4545. Fleischschüssel (Länge 41 cm). M. 19.—.

Das Putzen von Kayserzinn

geschieht, indem man extrafein durchgesiebten weißen Sand mit Sodawasser vermengt und dieses Gemisch mit der flachen Hand über den betreffenden Gegenstand reibt. Hierauf wird der Gegenstand mit klarem Wasser gut abgespült und mit einem leinenen Lappen trocken gerieben. Die Kayserzinn-Gegenstände werden hierdurch wieder wie neu.

Jeder Gegenstand ist mit dem eingetragenen Warenzeichen „Kayserzinn" versehen.

To polish Kayserzinn

mix very finely sifted white sand with a weak solution of soda and water together, and rub this mixture with the palm of the hand over the object in question.

Afterwards the same must be well rinsed in clear water and rubbed dry with a linen cloth. In this manner Kayserzinn objects appear again like new.

Every object is protected by the registered Trade Mark „Kayserzinn".

Le nettoyage du Kayserzinn

se fait á l'aide de sable blanc bien finement tamisé, mélangé avec un peu d'eau de cristaux de soude; on récure l'objet, avec ce mélange en se servant de la main, puis on le rince à l'eau claire et on le frotte enfin à sec avec un chiffon de toile.

Les objets en „Kayserzinn" recouvrent ainsi leur brillant naturel.

Sur tout objet se trouve la marque déposée „Kayserzinn".

Königlicher Hoflieferant **E. Kayser,** Königlicher Hoflieferant
Köln, An den Vierwinden; **Berlin W.,** Leipzigerstr. 124; **Frankfurt a/M.,** Roßmarkt 10; **Paris,** 32 Avenue de l'Opéra.
Telegramm-Adresse: „Kayserzinn".
Katalog gratis und franko!

Verkaufs-Bedingungen: Die Preise verstehen sich netto. Emballage und Porto werden extra berechnet. Der Versand geschieht gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages.

☞ Kayserzinngeräte sind nur dann echt, wenn der Boden mit dem eingetragenen Warenzeichen „Kayserzinn" gestempelt ist, worauf man beim Einkauf achten wolle. ☜

Neue Erſcheinungen des deutſchen Buchhandels für die Leſer der „Illuſtrirten Zeitung“ zuſammengeſtellt.

Dr. Moritz Alsberg, Erbliche Entartung bedingt durch ſoziale Einflüſſe. Vortrag. (Th. G. Fiſher & Co., Caſſel.) ℳ —.80.

Dr. Karl Bader, Turm- und Glockenbüchlein. Eine Wanderung durch deutſche Turm- und Glockenſtuben. Mit 20 Illuſtrationen im Text. (J. Rickers Verlag, Gießen.) ℳ 4.—.

Goswina von Berlepſch, Jakobe. Eine Geſtalt und Geſchichte aus dem Zürich von ehedem. Zweite Auflage mit Illuſtrationen. (Art. Inſtitut Orell Füßli, Zürich.) ℳ 5.—.

John Bigelow, Das Geheimnis des Schlafes. Autoriſierte Überſetzung nach der dritten Auflage des engl. Originals von Dr. Ludwig Holthof. (Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart.) ℳ 3.

Elizabeth Browning, Sonette nach dem Portugieſiſchen. (Eugen Diederichs, Leipzig.) ℳ 5.—.

Heinrich Bulthaupt, Dramaturgie des Schauſpiels. Dritter Band: Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. Mit einem Anhang: Der Entwicklungsgang der deutſchen Dramatik bis zur Gegenwart. Siebente Auflage. (Schulze'ſche Hofbuchh., Oldenburg.) ℳ 5.—.

Edward Carpenter, Die Civiliſation, ihre Urſachen und ihre Heilung. Aufſätze. Autoriſierte Überſetzung von Dr. Karl Federn. (Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.) ℳ 3.—.

Felix Dahn, Meine wälſchen Ahnen. Kleine Erzählungen. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.) ℳ 1.50.

Guſtav von Dieſt, Aus dem Leben eines Glücklichen. Erinnerungen eines alten Beamten. Mit dem Bildnis des Verfaſſers. (Mittler & Sohn, Berlin.) ℳ 8.—.

Dr. P. Ebenhöch, Der Menſch in zerlegbaren Abbildungen. Wie es in unſerem Körper ausſieht und wie ſeine Organe arbeiten. Leichtfaßliche Körper- und Lebenslehre. Achte, verbeſſerte Auflage. (J. F. Schreiber, Eßlingen.) ℳ 1.50.

Marie von Ebner-Eſchenbach, Die arme Kleine. Erzählung. Mit 3 Farbendruckbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. (Gebrüder Paetel, Berlin.) ℳ 7.—.

Karl Ehrhardt, Kautſchuk- und Guttaperchapflanzen. (Gebauer-Schwetſchkeſcher Verlag, Halle a. S.) ℳ 1.20.

Dr. Ergo, Der Kopf des Menſchen in zerlegbaren Abbildungen. Kurze leichtfaßliche Darſtellung der einzelnen Teile des menſchlichen Kopfes mit erklärendem Text. (J. F. Schreiber, Eßlingen.) ℳ 2.50.

Moritz Exner, Zehn Vorträge über Kriegsführung, Heerweſen und vaterländiſche Kriegsgeſchichte. Mit 5 lithographiſchen Karten. (C. Heinrich, Dresden.) ℳ 5.—.

Roſa Fiſcher, Oſtſteiriſches Bauernleben. Mit einer Vorrede von Peter Roſegger. Illuſtriert von Alexander D. Goltz. (Oeſterreichiſche Verlagsanſtalt, Wien.) ℳ 3.50.

Flotten-Abreiß-Kalender auf das Jahr 1904. Mit zahlreichen Abbildungen. (König & Ebhardt, Hannover.) ℳ 1.50.

Th. v. Frimmel, Modernſte Kunſt. Ein Eſſay. (Georg Müller, München.) ℳ 2.—.

Dr. A. Funke, Die Beſiedelung des öſtlichen Südamerika mit beſonderer Berückſichtigung des Deutſchtums. (Gebauer-Schwetſchkeſcher Verlag, Halle a. S.) ℳ 1.—.

Dr. Robert Heſſen, Das Leben Shakeſpeares. Illuſtriert. (W. Spemann, Stuttgart.) ℳ 7.—.

Ricarda Huch, Von den Königen und der Krone. Roman. (Deutſche Verlags-Anſtalt, Stuttgart.) ℳ 4.—.

Dr. Hjalmar Kjölenſon, Vom Glück und dem neuen Menſchen. Grundzüge für neue Lebensführung. (Richard Wöpke, Leipzig.) ℳ 3.—.

David Koch, Wilhelm Steinhauſen. Ein deutſcher Künſtler. Mit 119 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen, Lithographien und Holzſchnitten ſowie 2 farbigen Beilagen. Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage. (Eugen Salzer, Heilbronn.) ℳ 4.—.

La Mara, Briefe hervorragender Zeitgenoſſen an Franz Liſzt. Nach den Handſchriften herausgegeben. Dritter Band: 1836—1886. Neue Folge. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.) ℳ 6.—.

Maurice Maeterlinck, Joyzelle. Schauſpiel in fünf Aufzügen. Deutſch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Autoriſierte Ausgabe. (Eugen Diederichs, Leipzig.) ℳ 2.—.

D. Paul Mehlhorn, Aus Höhen und Tiefen. Predigten. (Richard Wöpke, Leipzig.) ℳ 1.20.

Die Meiſterwerke der Königl. Gemälde-Galerie im Haag und der Galerie der Stadt Haarlem. 125 Kunſtdrucke nach den Originalgemälden. Mit einleitendem Text von Dr. Karl Voll. (Franz Hanfſtaengl, München.) ℳ 9.—.

Meyers Reiſebücher: Ägypten. Unter- und Oberägypten, Obernubien und Sudân. Vierte, neubearbeitete Auflage. Mit 10 Karten, 20 Plänen und Grundriſſen und 24 Textbildern. (Bibliographiſches Inſtitut, Leipzig.) ℳ 7.50.

Münchener Fliegende Blätter-Kalender für 1904. 21. Jahrgang. (Braun & Schneider, München.) ℳ 1.—.

Aug. Niemann, Gwendolin. Roman. (Bonz & Co., Stuttgart.) ℳ 3.—.

Fritz von Oſtini, Biedermeier mit ei. Lieder eines Zeitgenoſſen. Mit Buchſchmuck von Julius Diez. (Ebenda.) ℳ 3.60.

Victor Ottmann, Von Marokko nach Lappland. Reiſebilder. Mit vielen Illuſtrationstafeln. (W. Spemann, Stuttgart.) ℳ 3.

K. P. Pobedonoszews Sammlung Moskowitiſcher Studien über das politiſche und geiſtige Leben der Gegenwart, mit Bezug auf Rußland. Deutſch nach der vierten Auflage des ruſſiſchen Originals herausgegeben von C. E. Wohlbrück. (E. Pierſon, Dresden.) ℳ 4.—.

Eduard Pötzl, Wiener. Skizzen aus der Vaterſtadt. — — **Das weltliche Kloſter.** Humoreske. 4. Aufl. (Robert Mohr, Wien.) je ℳ 1.50.

„Überraſchend günſtig.“

Den Wert der Geſundheit wiſſen die am beſten zu ſchätzen, die entweder ſelbſt leidend ſind, oder in der eigenen Familie ein krankes Kind haben, ja, es gibt viele, die ihr ganzes Hab und Gut hergeben würden, wenn ſie Geſundheit damit erkaufen könnten. Anderſeits iſt es oft ganz erſtaunlich, wie ein ganz einfaches Hausmittel die Geſundheit zu kräftigen vermag. So hat z. B. Lebertran ſchon manches ſchwächliche Kind zur Geſundheit zurückgebracht, vorausgeſetzt, daß das Kind den widerlichen Lebertran erſtens einnehmen und zweitens auch vertragen konnte. Für ſolche nun, denen der Lebertran Schwierigkeiten bereitet, ganz beſonders auch für ſchwächliche und kränkelnde Erwachſene, gibt es eine ſchmackhafte und leicht verdauliche Form von Lebertran, die ſich unter dem Namen von Scotts Emulſion allerwärts gut eingeführt hat. Scotts Emulſion enthält beſten Medizinal-Lebertran, iſt leicht einzunehmen, regt den Appetit an, befördert die Verdauung und verurſacht ſelbſt bei längerem Gebrauch keine Beſchwerden. Herr Brocks erzählt über ſeine Erfahrungen mit Scotts Emulſion das Folgende:

Düſſeldorf, Bürgerſtraße 17, den 18. Mai 1903.

Unſer kleiner Arnold, der jetzt 3½ Jahre alt iſt, entwickelte ſich bis zu ſeinem erſten Jahre ganz normal, bekam dann aber die Engliſche Krankheit und war außerdem mit einem böſen Ausſchlag und fürchterlichen Geſchwüren geplagt. Das Kind hatte Tag und Nacht keine Ruhe und wurde allmählich ſo ſchwach, daß wir alle Hoffnung aufgaben, ihn jemals zum Laufen zu bringen. Mit 30 Monaten war er nicht weiter als ein geſundes Kind von einem Jahre. Überraſchend günſtig wirkte dann der Gebrauch von Ihrer Scotts Emulſion, den wir für längere Zeit fortgeſetzt haben. Der Appetit nahm raſch zu, der Ausſchlag und die Geſchwüre verſchwanden allmählich vollſtändig, und er fing an zu laufen, während er früher ſchon ſchrie, wenn man ihn auf die Füße ſtellen wollte. Jetzt iſt er friſch und rotbäckig und völlig wiederhergeſtellt zu unſerer Freude. Achtungsvoll

(gez.) Wilhelm Brocks.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glyzerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0, Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Öl je 2 Tropfen. (1311

Hilfe gegen Aſthma.

Die ſchlimmſten Fälle von Aſthma in der Welt weichen oft beim Gebrauch des Dr. Rudolf Schiffmann'ſchen Aſthma-Pulvers, wie die Ausſage des Nachſtehenden beweiſt. Er ſchreibt: „Seit 20 Jahren leide ich an häufig eintretenden heftigen Aſthma-Anfällen. Alle dagegen angewandten Mittel haben nur wenig und nur für kurze Zeit Linderung des Leidens gebracht. Seit Januar d. J. gebrauche ich das Aſthma-Pulver von Dr. Schiffmann und habe ſeit dieſer Zeit keinen heftigen Aſthma-Anfall gehabt. Wenn ich des Nachts auch manchmal noch ein wenig Beklemmung fühle, ſo wird dies durch Anwendung des Pulvers ſogleich beſeitigt. Ich kann allen Aſthma-Leidenden den Gebrauch des Pulvers aufs Wärmſte empfehlen.“ H. Grimm, Adminiſtrator, Baſentin bei Gollnow in Pommern. Herr Louis Kornmann, Weißenfels a. d. Saale, ſchreibt folgendes: „Mit großer Freude ſage ich meinen aufrichtigſten, herzlichſten Dank für das Aſthma-Pulver, welches Sie mir zukommen ließen. Gleich nach Verbrauch desſelben ließ ich mir ein Packet aus Leipzig, aus der Engel-Apotheke, ſchicken. Jedem, der an Aſthma leidet, kann ich das Pulver aufs Wärmſte empfehlen, ich bin mehr als glücklich, daß mir das Pulver ſo große Dienſte thut und glaube ſicher, daß mich dasſelbe ganz von meinem Aſthma befreit, das ich vor 7 Jahren infolge der Influenza bekommen habe. Jedermann werde ich von dem guten Erfolge zu wiſſen thun; nochmals meinen innigſten Dank.“ Erhältlich in allen Apotheken. Man verlange eine Gratisprobe unter Einſendung einer 10-Pfg.-Marke für Porto von der Victoria-Apotheke, Berlin SW., Friedrichſtraße 19 a. Bestandtheile: 43.90 Prozent Salpeter, 51.10 Prozent Südamerikanischer Stechapfel, 14 Prozent Riechender Kugelkolben. (1577)

30 jähriger Erfolg.
GEGEN FETTLEIBIGKEIT
MARIENBADER
REDUCTIONS PILLEN
von Dr. Schindler Barnay
Kaiserl. Rath, em. Chefarzt der Kronprinz Rudolf Stiftung.
Bestandtheile:
Sal. Marienb. natural. 1.0
Extr. rhei spin. sicc.
chinae reg. frig. par. 2.0
Aloes 0.10
castar. sagr. am. sicc. 2.0
Extr. Frangul. aquos. sicc. 0.30
Solv. in Aqu. Marienb. q. s.
Evapor. ad mass. pil. adde:
Natr. Taurocholic 0.60
Solve in aquae.
Fiat pilul. No 50 Obduc. c. sacch. et tum fol. argent.
Erhältlich in allen Apotheken.
Proben für die Herren Ärzte stets zur Verfügung.
Die allein echten
Marienbader Reductions-Pillen.
General-Depôt: Hubertus Barkowski Berlin, Weinstr. 20 a
(1207)

December 1903.
Ronnefeldt's THEE
in künstlerisch ausgestatteten
Gratis-Weihnachtsdosen.
Bevorzugtes Festgeschenk. — Sendungen von M. 10.— an „Franco“.
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M. (1230)

Bei Körperschwäche, Husten!

Ausdrücklich „Liebe's“ Malzextrakt verlangen!
Flaschen M. 1.—
21 Medaillen u. Diplome
In Apotheken & Drogenhandlungen.
J. Paul Liebe.
Liebe's Malz-Extract rein
DRESDEN
Kräftigend, schleimlösend.
die Ernährung unterstützend.
Dasselbe m. Eisen, Kalk, Leberthran, Malzextract-Bonbons u. s. w.
(1350)

Dasselbe trocken als
Malzextrakt-Pulver:
wohlschmeckend, haltbar, handlich.

Größte Auswahl von Krankenfahrstühlen
für Zimmer und Straße; Universalstühle, mech. Schlafsessel, Keilkissen, Betttische u. Tragstühle.
C. Maquet, G. m. b. H.
Berlin W. 35, Lützowstraße 89/90. (1132)

Parfumerien von
J. F. Schwarzlose Söhne
Hofl. Sr. Majest. d. Kaisers u. Königs
Berlin Markgrafenstrasse 29, Fabrik: Dreysestrasse 5
Hohenzollern-Kornblume
Neuheit 1903. Proben gratis.
Flasche M. 3, im eleg. Carton M. 3.50
Bouquet-Electa
Wohlgeruch v. auserlesener Feinheit
Fl. M. 7, Seife St. M. 3, 3 St. M. 8.50
Hohenzollern-Veilchen
beliebte, wohlfeile Marke, Flasche M. 1.50, 2.50, Seife Cart. à 3 St. M. 3
Preisliste sonstiger Spezialitäten gratis
(658)

Unvergleichlich
ist die
Dessert-Chocolade
Velma Suchard
sowohl im Geschmack als in
Feinheit.
Ganz neue Herstellung! (1633)

Weckerle'sche Sänger-Pastillen
(eingetragenes Warenzeichen unter Nr. 50674) (1197)
aus feinstem Gummi arabicum, Lakritzen- und Veilchen-Geschmack hergestellt, werden nicht allein von Sängern und Rednern, sondern auch im Theater und Konzerten sehr begehrt. Als Mundpastillen verbreit. Sänger-Pastillen ein. angen. Geruch; bei Halsempfindlichkeit sehr bekömmlich. Nur echt in unseren Schachteln à 25 Pfge.
Weckerle'sche Bonbonsfabrik, Feuerbach-Stuttgart.

ZUCKERKRANKE & Magenleidende
Erste ärztl. Autoritäten empfehlen
Günther's Aleuronat-Gebäck
Versand von Aleuronat-Brod-, -Zwieback, -Biscuit und -Praeparaten nach allen Ländern.
Dr. Otto Gotthilf's Hygienische Studie versendet kostenlos
F. Günther's Aleuronat-Gebäck-Fabrik Frankfurt a. Main.
(453)

CRÈME SIMON
Unübertroffen für den *Teint* und für die *Toilette*
Poudre & Savon SIMON
PARIS

VOR GEBRAUCH.

Wirkung durch Charis
ärztl. geprüft
Patent in Österreich u. and. Staat.

NACH GEBRAUCH.

„Charis“ Deutsch. Reichspat. 131122 bes. Falten, Runzeln, eckige, häßliche Gesichts- und Nasenform, unschöne Züge. Dauernd. Erfolg gar. N. Aussage w. Kunden a. b. Kopfschmerz u. Schlaflosigkeit vorz. bewährt. Orthop. Anwendg. z. Hause. „Sei gegrüßt“! Deutsch. Reichspat. 143308, macht d. Teint natürlich rosig zart. Prosp. g. Porto. Frau Schwenkler, Berlin W. 5, Potsdamerstr. 86 B.

Muſikinſtrumente aller Art und wird jeder in den reichhaltigen illuſtrierten Preisliſten der Firma Jul. Heinr. Zimmermann, welche an alle Intereſſenten bereitwilligſt gratis verſandt werden, ein ſeinen Wünſchen entſprechendes Inſtrument finden.

Lehruhr „Tick-Tack“. Den Kindern Geſchenke zu geben, die nicht nur erfreuen, ſondern auch nützen, die die Kinder im Spiel zum Denken anregen, dies war wohl der Grundgedanke, der zur Entſtehung der Lehruhr führte, die von den Vereinigten Uhrenfabriken Gebr. Junghans & Thomas Haller in Schramberg (Schwarzwald) ſeit einigen Jahren fabriziert wird. Eine Lehruhr! Mit dieſem Worte iſt bereits die Bedeutung, der pädagogiſche Wert derſelben ausgedrückt. Die Beſtandteile werden einzeln geliefert, dazu genaue Anweiſungen, nach denen das Kind ſich die Uhr ſelbſt zuſammenſtellen kann, und wie groß iſt dann das Entzücken, wenn es das kleine Kunſtwerk zum Leben erwacht ſieht. Die günſtige Aufnahme der neuen Idee zeigt ſich am beſten aus dem Abſatz, der zur vorjährigen Weihnachtsſaiſon über 70000 Stück betragen hat. Dieſer große Erfolg hat die Fabrikanten zur Erweiterung des Gedankens, „durch Spiel zu unterrichten“, angeregt. Während bisher auch das Zifferblatt fix und fertig geliefert wurde, kommt in dieſem Jahre eine zweite Ausführung in den Handel, bei der nur die Zeichnung des Zifferblattes vorhanden iſt. Die Fertigſtellung in Farben- oder Brandmalerei ſoll vom Kinde ſelbſt bewirkt und ſo ſein Schönheits- und Farbenſinn geweckt werden. Mit Recht haben ſich daher Autoritäten auf dem Gebiete der Aſtronomieliteratur und Pädagogik, jeder von ſeinem Standpunkt aus, in lobendſter Weiſe über die Lehruhr „Tick-Tack“ ausgeſprochen und dieſelbe als eins der nützlichſten Geſchenke für die reifere Jugend bezeichnet.

Kloſterglocken. Unter dieſem Namen bringt die Muſikinſtrumentenfabrik von O. C. F. Miether in Braunſchweig ein reizendes Unterhaltungsſpiel für den Weihnachtstiſch in den Handel. Dieſes ſolid gearbeitete Spiel iſt ganz aus Metall (Kunſtſchmiedeeiſen) mit 12 harmoniſch abgeſtimmten Glocken. Größe ca. 35 × 35 cm. Es iſt dies das neuſte, beſte, billigſte und haltbarſte Inſtrument. Jeder kann ſofort Lieder, Tänze uſw. darauf ſpielen, da ſämtliche Glocken als auch die beigefügten Muſikſtücke numeriert ſind. Die Töne dieſes Glockenſpiels ſind entzückend ſchön, nicht ſchrillend. Auch zum Zuſammenſpielen mit anderen Inſtrumenten iſt dasſelbe ſehr geeignet. Ein Verſtimmen, Verſagen oder Zerſpringen der Glocken iſt unmöglich. Der Preis des prachtvollen und Aufſehen erregenden Inſtruments iſt mäßig und koſtet in hochfeiner emaillierter und vernickelter Ausführung mit Aufbewahrungskarton, Spielhämmerchen, verſtellbarer Standſtütze, Notenhalter und über 2500 neueſte Coupletlieder, Walzerliederverſe und andere Muſikſtücke uſw. nur M. 5,25, 2 Stück koſten M. 10,— und 3 Stück M. 14,50. Verpackung wird nicht berechnet. Wer Einkäufe von mindeſtens M. 6,— macht, erhält noch ein hübſches Geſchenk. Die hier beſchriebenen Glockenſpiele ſind der Firma vom Kaiſerl. Patentamte unter Nr. 203 771 vor Nachahmung geſetzlich geſchützt. Man beſtelle deshalb direkt bei obengenannter Firma.

Eduard Witter, Naturweinkellerei in Neuſtadt an der Haardt. In den Kreiſen aller Liebhaber eines guten Tropfens verdient bekannt gemacht zu werden, was Eduard Witters Naturweinkellerei in ihrem herbſtlichen Rundſchreiben ſagt: „Für Weinkenner und Weinverbraucher überhaupt, mit denen ich bisher noch nicht das Vergnügen hatte, in Verbindung zu ſtehen, wiederhole ich zur Stärkung ihres Vertrauens was ich ſchon früher erklärte, daß ich: zugunſten eines wohltätigen Zweckes jeden Betrag zu zahlen bereit bin, wenn nachgewieſen werden ſollte, daß Wein aus meinem Keller irgend etwas anderes darſtellt als abſolut reinen Naturwein — ohne jedweden Zuſatz — und daß ich, um dafür den Beweis zu liefern, bereit bin, aus einem jeden Faſſe meines Kellers Proben entnehmen zu laſſen, damit ſie durch Sachverſtändige chemiſch oder wie immer unterſucht werden, daß ferner meine Geſchäftspapiere und Bücher jedem Berufenen behufs Durchſicht zur Verfügung ſtehen, desgleichen mein Weinbergs-, Keller- und Kontorperſonal zu jeder Befragung!“ Und wir dürfen hinzufügen, daß nicht nur Witter ſelbſt für die reine Erhaltung der edlen Himmelsgabe eintritt, daß aus ſeiner ganzen Kundſchaft nur ein Wort des Lobes ſchallt! Noch iſt es Zeit, unter den Chriſtbaum ein Kiſtchen zu ſtellen, deſſen Inhalt auf den ſonnigen Bergen der Rheinpfalz gewachſen iſt, der die Zungen zu weiterem Ruhme der Deidesheimer, Forſter und Neuſtadter Gemarkung, des Dürkheimer Feuerbergs, des Jeſuitengartens und Kirchenſtücks löſen wird.

☞ Wir weiſen beſonders auf die auf Seite 877 dieſer Nummer befindliche Ankündigung der Firma Wilh. Lambrecht, Göttingen, hin. Dieſe renommierte Firma betreibt die Anfertigung von Inſtrumenten zur Vorausbeſtimmung des Wetters als Spezialität und hat ſich auf dieſem Gebiete einen Weltruf erworben. In der Hauptſache verſinnbildlicht die heute dargebotene Illuſtration die Meteorologie, zeigt aber auch an Beiſpielen die praktiſche Verwertung von Inſtrumenten und führt dem Leſer einige Typen derſelben vor Augen. Als Weihnachtsgeſchenke eignen ſich dieſe vorzüglichen, unübertrefflichen Inſtrumente ganz beſonders.

Schenken Sie Seiden-
stoffe zum Fest. Hochwillkommen für Blusen oder Kleid. Wundervolle Neuheiten. Porto- und zollfreier Versand an Jedermann. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union **Adolf Grieder & Cie., Zürich H 57**
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Blendend weiß
wird jede Wäsche, die in der
Alexanderwerk Pat.-Waschmaschine „Saalfeldia“
gewaschen wird. Durch den patentierten vorzüglichen **Wäschebeweger** wird die Wäsche nach **4 Richtungen** hin bewegt und bei **größter Schonung schneller** und **besser** gewaschen als in irgend einer anderen Maschine.
Modell PW 4, Eichenholz, unverwüstlich, Ladenpreis . . . Mk. 55.—.
aus Kiefernholz . . . . Mk. 52.—.
In allen Küchengerät- u. Eisenwarenhdlgen. zu haben.
Alexanderwerk, Remscheid.
(1543)

Wegen **gefälschter** Nachahmungen achte man genau auf den Vornamen
Rosa Schaffer.
Schönheit ist Reichtum, ist Macht.
Diesen höchsten Schatz zu erreichen, ist bisher nur einzig den von
Mme Rosa Schaffer
königl. serbische Hof- und Kammer-Lieferantin, Wien I., Kohlmarkt 6, erfundenen **Schönheitsmitteln** gelungen.
Poudre ravissante k. k. pat. u. priv., ist für Damen unentbehrlich, macht die Haut blendend weiß, läßt unter seinem herrlichen Email Blatternarben und Muttermale verschwinden, glättet Falten, zieht die Poren zusammen und macht jedes Frauenantlitz blendend schön. Es ist das einzige Poudre, nach welchem man sich waschen kann, ohne dass die sensationelle Wirkung verschwindet. **Preis: 1 Karton 5 Mk. und 3 Mk.**
Nur echt mit dieser reg. Schutzmarke. — Gesetzlich geschützt. —
Crême ravissante verjüngt um Jahrzehnte und soll von **jeder Dame** benützt werden. **Preis: 1 Tiegel 3 Mk.**
Eau ravissante verhütet das Welkwerden der Haut, stärkt dieselbe und ist das ausgezeichnetste von **sicherem Erfolge** gekrönte Toilettewasser. **Preis: 1 Fl. 6 Mk.** (1677)
Meine Erzeugnisse erhielten in Paris und London die große goldene Medaille. Für die wundererregende Wirkung meiner Mittel leiste ich vollkommene Garantie. Dank- und Anerkennungsschreiben liegen zur Ansicht vor. — Jeder Dame bestens empfohlen: k. k. priv. **Stirnbinde** zur Erlangung einer faltenlosen Stirne, 3 Mk., **Kinnbinde** zur Verhütung des Doppelkinnes, und die ausgezeichnete Schönheitsseife **„Savon ravissante“, per Stück 1 Mk. 50 Pf. und 2 Mk. 25 Pf.**
Mme. Rosa Schaffer zaubert mit ihrem **„Konoor“** jedem ergrauten Haare die Farbe d. Jugend zurück — d. herrlichste Blond, das glänzende Kastanienbraun, d. sammtartige Schwarz, keine Waschung ist im Stande, die erzielte Nuance zu entfernen. Einmalig. Gebrauch genügt. **Preis: 1 klein. Karton 3 Mk., 1 groß. 10 Mk.** Nur echt mit meinem Bilde. — Mein **Rhodopis** verleiht jedem blassen Gesicht einen unvergängl. Rosenhauch, **Preis 3 Mk.** — **Rosa Schaffer, Wien I., Kohlmarkt 6.** In den feinen Parfümerien, Drogerien und Apotheken des In- und Auslandes erhältlich.

Keramische Werkstätten
Paul Kretschmann,
Leipzig.
Kunstöfen und **Kamine** in jeder Stilart.
Original-englische Kamine.
Verkleidungen für Zentralheizungskörper.
Kochherde.
Wandfliesen.
(1654)
Zeichnungen und Preislisten franko.

Teppiche
Prachtstücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M.
Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. etc.
billigst im Spezialhaus Berlin Oranienstr. **158.**
Katalog (600 Illstr.) grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**
(946)

Haidschnuckenfelle in unerreichter Güte, Schutzmarke „Eisbär“ p. Stück Mk. 4.— bis 7.50, auch Pelzwaren aus Haidschnuckenfellen sowie **Fleisch u. Honig** vers. wieder **W. Heino, Lünzmühle 22** b. Schneverdingen (Lüneburg. Heide). Ausführl. Prospekte gratis u. fr.
(1329)

Louis Heinrici, Zwickau, Sachs.
Das ist die Firma, welche die prachtvollen, luftreinigenden, selbsttätigen Zimmerfontänen in unübertroffener Auswahl seit langen Jahren fabriziert.
Prachtkatalog D gratis.
Geschenk von dauerndem Wert!
(1337)

25% ersparen Sie
durch Umarbeitung alter
Seiden- und Wollsachen.
Verlangen Sie Prospekt.
A. J. Hermann, Augsburg.
(1456)

Markt-Taschen
mit Schutzmarke
ERNOL
sind die besten
WOLFF, BAAD & Co.
WIEN, XIV/4
Illustr. Preiskourante für Wiederverkäufer
gratis u. franko
(1474)

Dr FLEITMANN'S
Nickelgeschirr
Man beachte die Fabrik-Marke F. W. & J.
Reinnickel
und durch Schweissverfahren (Nach Dr. FLEITMANN) nickelplattirte
Küchen- und Tafelgeräthe
sowie
„Tri-Metall“-Kochgeschirre
hergestellt aus kupfer- u. nickelplattirtem Flussstahlblech
D. R. G. M. 122308
zum Kochen auf Gas besonders zu empfehlen.
Düsseldorf 1902
Goldene Staats-Medaille
Goldene Ausstellungs-Medaille
Vereinigte Deutsche Nickel-Werke Aktien-Gesellschaft
vormals
Westfälisches Nickelwalzwerk Fleitmann, Witte & Co.
Werke in: **Schwerte** i. Westf.
Paruschowitz O./S. • Herminenhütte b. Laband. • **Baildonhütte** b. Kattowitz O./S.
(1631 b)

Weihnachtsgeschenk für die praktische Hausfrau.
Gardinenspanner
aus der Holzwarenfabrik von **Gustav Otto** in **Olbernhau.**
Zweck: Erspart das Plätten, schont die Gardine u. gibt ihr das Aussehen einer neuen.
Erhältlich: In Eisenhandlungen und den besseren Magazinen der Haus- und Küchengerätebranche.
(1514)

! Frauen seid gewarnt!
Die ächten **Herkules-Spiralfeder-Corsets** tragen alle entsprechenden Stempel oder Etiquette. Alle anderen weise man, weil minderwertig, zurück.

Illuſtrirte Zeitung
Begründet 1843.
J. J. Weber
61.
Jahrgang.
Leipzig.
61.
Jahrgang.

Mit Nummer 3158 vom 7. Januar 1904 beginnt ein neues

Abonnement auf die Illuſtrirte Zeitung.

Beſtellungen für das I. Quartal 1904 bitte ich umgehend zu bewirken, ſoweit dies noch nicht geſchehen iſt. Bezugspreis für das Vierteljahr durch den Buchhandel 7 Mk. 50 Pf., frei ins Haus 7 Mk. 75 Pf. (9 K 30 h). Außerdem nehmen, wo nicht anders angegeben, ſämtliche Poſtanſtalten der nachſtehenden Länder Abonnements auf die Illuſtrirte Zeitung für ein Vierteljahr oder länger entgegen. Man verlange ausdrücklich die verpackte Ausgabe.

Preis für ein Vierteljahr durch die Poſt zugeſtellt:

Deutſches Reich, Poſtzeitungsliſte Nr. 3823, 8 ℳ 12 ₰,
Deutſche Schutzgebiete 8 ℳ,
Öſterreich, Poſtzeitungsliſte Nr. 1994, 10 K 45 h,
Ungarn (beſonders verpackte Ausgabe) 10 K 12 h,
Schweiz 9 Frs. 95 Cts.,
Belgien 10 Frs. 10 Cts.,
Holland 5 Fl. 70 Cts.,
Luxemburg, Poſtzeitungsliſte Nr. 3823, 8 ℳ 84 ₰,
Italien 12 Frs. 30 Cts.
Norwegen 7 Kr. 45 Öre,
Schweden 7 Kr. 57 Öre,
Dänemark 7 Kr. 56 Öre,
Portugal 2615 Reis (Beſtellungen nur bei den Poſtanſtalten Liſſabon und Porto),
Bulgarien 12 Frs. 10 Cts.,
Serbien 11 Frs. 25 Cts.,
Rumänien 11 Frs. 25 Cts.,
Ägypten 8 ℳ 20 ₰,
Uruguay 2 Peſo 92 Cent.,
Türkei 10 ℳ 10 ₰ (= 59 Piaſter Para Silber). Abonnements können nur bei den deutſchen Poſtanſtalten in: Konſtantinopel, Beirut, Jaffa, Jeruſalem und Smyrna, ſowie zum Preiſe von 60½ Piaſter Para Silber durch die öſterreichiſchen Poſtämter in Adrianopel, Haifa, Candia, Canea, Cavalla, Chio, Dardanellen, Dedeagatſch, Durazzo, Gallipoli, Janina, Jueboli, Keraſſonde, Lagos, Mytilini, Preveſa, Rethymo, Rhodos, Rodoſto, Salonik, Bathy (Samos), Skutari (Albanien), Trapezunt und Valona bezogen werden.

Ich empfehle den Poſtbezug überall da, wo Abonnements auf die Illuſtrirte Zeitung nicht durch Buchhandlungen aufgegeben werden können. Der Preis ſtellt ſich auf dieſe Weiſe um ein erhebliches billiger, als wenn die Illuſtrirte Zeitung direkt von mir unter Kreuzband bezogen wird. In allen anderen Ländern des Weltpoſtvereins koſtet die Illuſtrirte Zeitung halbjährlich 27 Mark. Ich bitte Probenummern unberechnet zu verlangen.

Hochachtungsvoll

J. J. Weber, Leipzig.

Fabrik-Zeichen.
Eingetragen
am 13. Juni 1731.

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers u. Königs. | K. u. K. Hofstahlwaaren-Fabrikant.

Pariser Weltausstellung 1900 „Grand Prix“.

J. A. Henckels

Zwillingswerk in Solingen.

fabricirt und empfiehlt:

Messer u. Gabeln für Küche u. Haus — Messer für alle Gewerbe u. Künste — Taschen- u. Gartenmesser — Rasirmesser u. Rasirapparate — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheeren für alle Zwecke — Korkzieher, Nussknacker etc.

Ich bitte auf die Schutzmarke: zu achten. Für jedes Stück, welches das Zwillingszeichen trägt, wird unbedingte Gewähr geleistet.

Wo die Geschäfte der Branche mein Fabrikat nicht führen, bitte sich zu wenden an die Hauptniederlage:

BERLIN W., Leipzigerstrasse 118.

Eigene Verkaufsniederlagen:

Frankfurt a. M., Steinweg 9 — Hamburg, Gr. Johannisstr. 6
Köln a. Rh., Hohestr. 144 — Dresden, Wilsdrufferstr. 7
Wien I, Kärnthnerstr. 24.

(530)

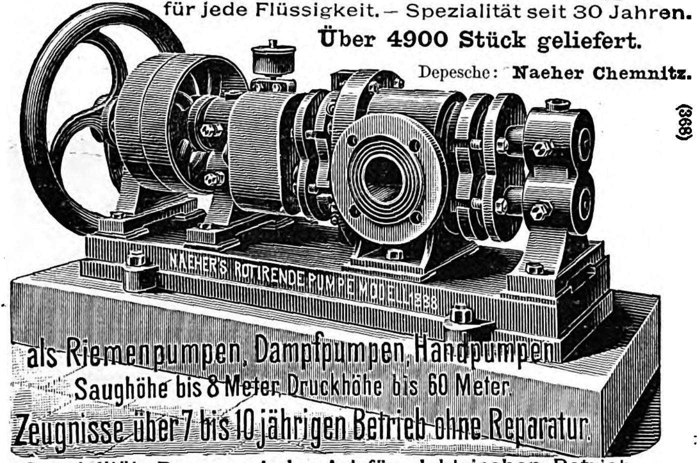
Naeher's rotirende Pumpen

für jede Flüssigkeit. — Spezialität seit 30 Jahren.

Über 4900 Stück geliefert.

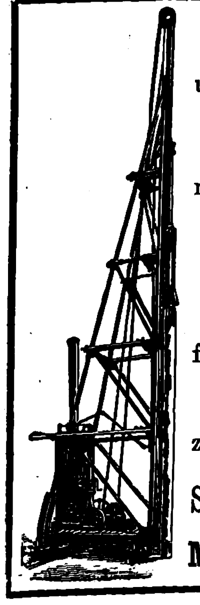
Depesche: **Naeher Chemnitz.**

(368)


NAEHER'S ROTIRENDE PUMPE MODELL 1888
als Riemenpumpen, Dampfpumpen, Handpumpen
Saughöhe bis 8 Meter, Druckhöhe bis 60 Meter.
Zeugnisse über 7 bis 10jährigen Betrieb ohne Reparatur.

Spezialität: Pumpen jeder Art für elektrischen Betrieb.

J. E. Naeher, Maschinenfabrik, **Chemnitz,** Sachs., Beckerstr.



Rammen

und sonstige Maschinen für Pfahlgründungen.

Directwirkende Dampframmen

nach eigenem Patent und System Lacour.

Rammen mit endloser Kette, rücklaufender Kette und rücklaufendem Seil

für Hand-, Dampf- und elektrischen Betrieb.

(19)

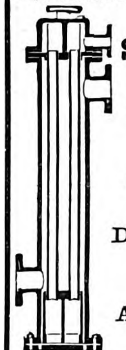
Kreissägen

zum Abschneiden von Pfählen unter Wasser.

Spülvorrichtungen. — Pfahlauszieher.

Menck & Hambrock, Altona-Hamburg Nr. 69.

Circulations-Vorwärmer



für
Speisewasser
mit
Schlammsack.
(Gesetzl. geschützt.)

Grösste Kohlen-Ersparniss.

Denkbar leichteste Reinigung.

Niedriger Anschaffungspreis.

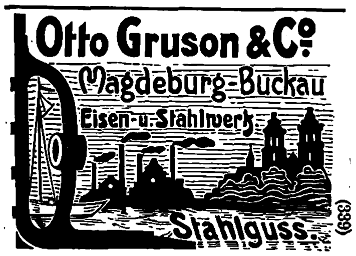
Gebrüder Burgdorf, Altona,
Maschinenfabrik. (1548)

Dampfpflüge
Strassen-Locomotiven
Dampf-Rollwagen
Dampf-Strassenwalzen
Strassen-Aufreisser

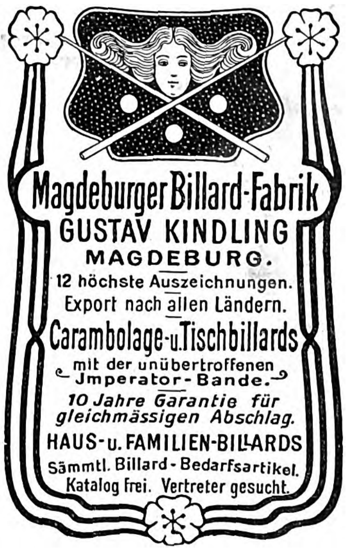
bauen in den besten Ausführungen und zu den mässigsten Preisen

John Fowler & Co.
in Magdeburg.

(1592)


Otto Gruson & Co
Magdeburg-Buckau
Eisen- u. Stahlwerk
Stahlguss.

(339)


Magdeburger Billard-Fabrik
GUSTAV KINDLING
MAGDEBURG.
12 höchste Auszeichnungen.
Export nach allen Ländern.
Carambolage- u. Tischbillards
mit der unübertroffenen Jmperator-Bande.
10 Jahre Garantie für gleichmässigen Abschlag.
HAUS- u. FAMILIEN-BILLARDS
Sämmtl. Billard-Bedarfsartikel.
Katalog frei. Vertreter gesucht.

(1619)

Stets scharf!
Kronentritt unmöglich!
sind die Haupt-Vorzüge der

Original-H-Stollen

Zum Schutz gegen Nachahmungen trägt jeder unserer H-Stollen nebenstehende Fabrikmarke.

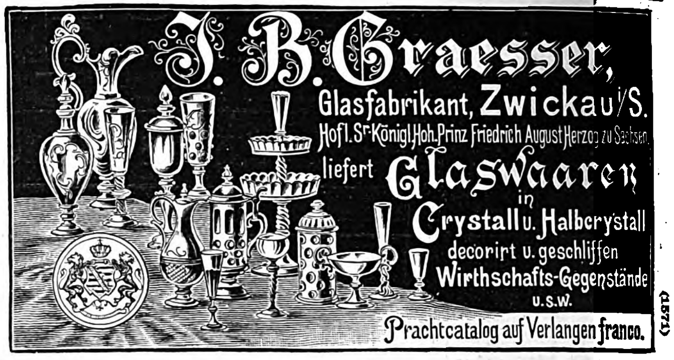
L H Co

Beim Einkauf achte man hierauf und weise jede Nachahmung, weil unbrauchbar, zurück.

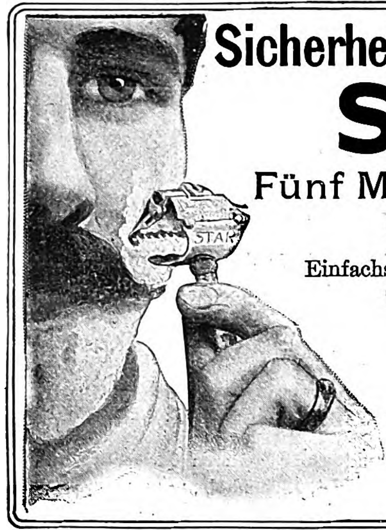
Leonhardt & Co
Berlin-Schöneberg

Preise wieder ermässigt
Jllustr. Katalog gratis

(1558)


J. B. Graesser,
Glasfabrikant, Zwickau i/S.
Hofl. Sr. Königl. Hoh. Prinz Friedrich August Herzog zu Sachsen
liefert Glaswaaren
in Crystall u. Halbcrystall
decorirt u. geschliffen
Wirthschafts-Gegenstände
u. s. w.
Prachtcatalog auf Verlangen franco.

(1571)



Sicherheits-Rasiermesser

STAR.

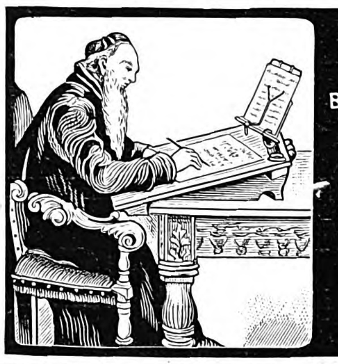
Fünf Millionen Stück im Gebrauch!

Einfachste Handhabung!
Tadelloses Rasieren!
Schneiden unmöglich!

(1421)

Man hüte sich vor den zahlreichen Nachahmungen, und beachte auf jeder Klinge die Marke ✶✶✶ (drei Sterne) sowie den Namen:

KAMPFE BROS., NEW-YORK.
in Hamburg: Alt. Wandrahm 15.



Schreibt an der
Universal-Schreibplatte!
Bestes und billigstes Schreib- u. auch Stehpult
für jung und alt.
Von Prof. Cohn, Königshöfer
u. a. ärztl. Autoritäten empfohlen.
Prospekte umsonst.

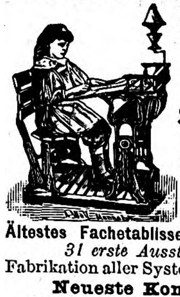
August Feise
Holzwarenfabrik
Hildesheim.

(1708)

Vorzügliches Weihnachtsgeschenk!

Patent-Kinder-Pulte

nach ärztlicher Vorschrift konstruiert z. Hausgebrauch, verstellbar für Kinder v. 6.—18. Lebensjahre. Elegante, sowie einfache Ausführung.



Erste Frankenthaler Schulbankfabrik

A. Lickroth & Co.

Frankenthal
Rheinpfalz.

Ältestes Fachetablissement des Kontinents.
31 erste Ausstellungs-Preise.
Fabrikation aller Systeme von Schulbänken.
Neueste Konstruktionen.
Turngeräte, Eisenmöbel etc.
Kataloge gratis und franko. (1379)

Sie sparen
mit Leinbrock's rühmlichst bekannten Fabrikaten:

Patent-Kaffeemühle,
geräuschloser Gang, geringste Abnutzung.

Waschtrog,
zugleich Kinderbadewanne, Küchentisch etc.

Wringmaschine,
spielend leichter Gang, daher Wäsche und Walzen schonend.

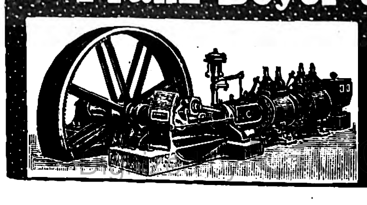
Prospekte m. Zeugnissabschr. kostenlos.

W. Leinbrock,
Gottleuba i. S. u. Niedergrund i. Böh.

(1447)

Erfurter Maschinenfabrik
Franz Beyer & Co., Erfurt 4.

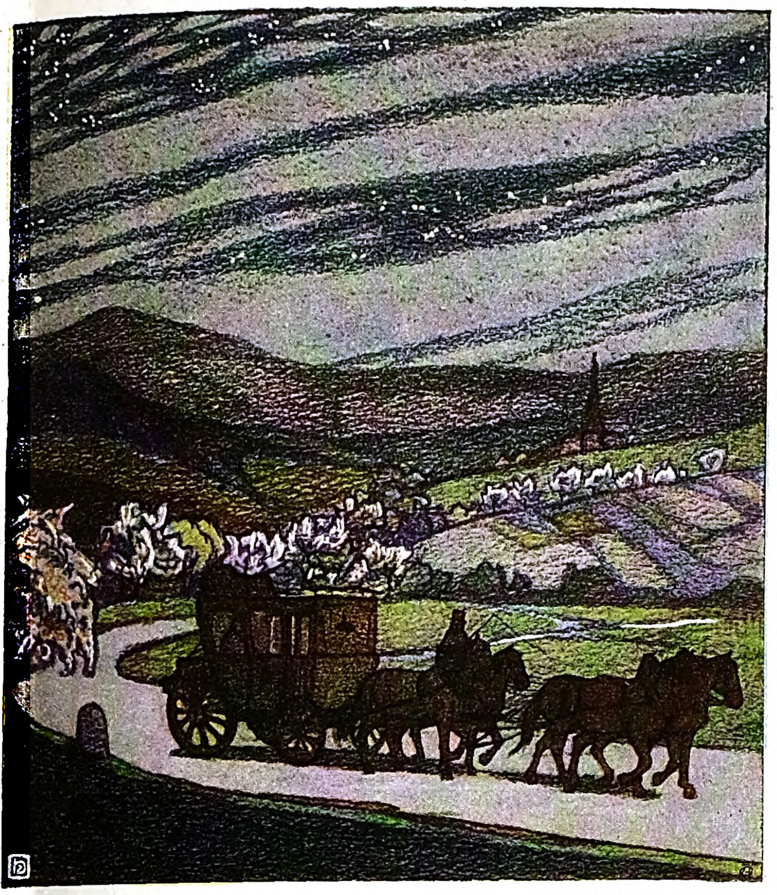
liefert

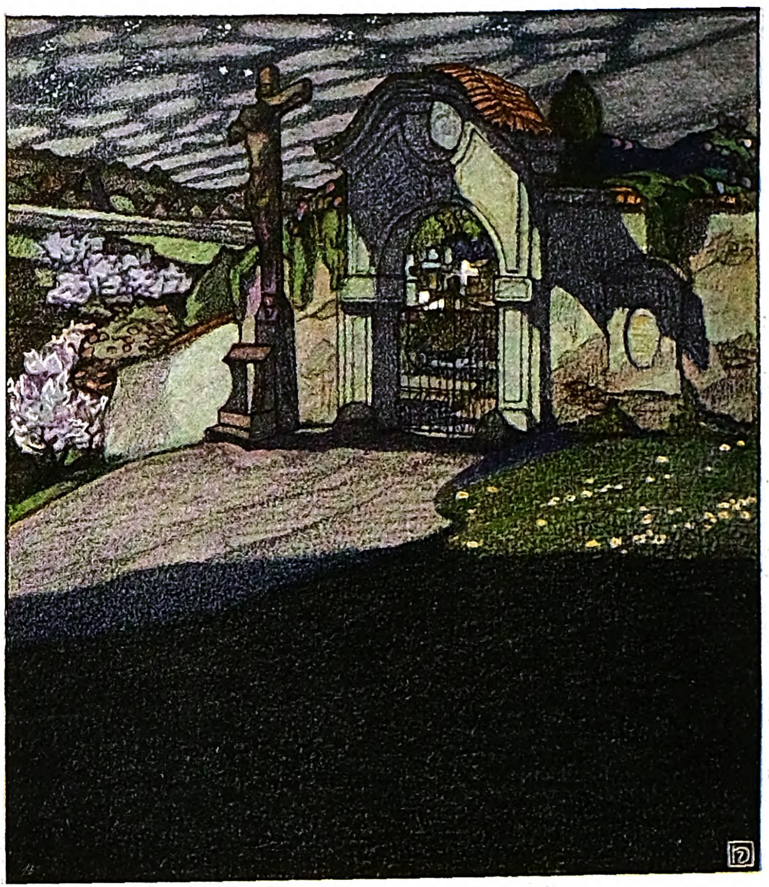


Dampfmaschinen
mit Schieber- und Ventilsteuerung
bis zu 2000 Pferdestärken
in liegender und stehender Ausführung

(845)

Gerlachs Jugendbücherei. Neue Bände für den Weihnachtstiſch.





(Aus dem neuſten Bändchen von Gerlachs Jugendbücherei.)

Der Poſtillon. Von Nikolaus Lenau.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wieſ' und Hain,
Jeder Pfad verlaſſen;
Niemand als der Mondenſchein
Wachte auf der Straßen.

Leiſe nur das Lüftchen ſprach,
Und es zog gelinder
Durch das ſtille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein ſchlich,
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die ſtillen Räume.

Rauher war mein Poſtillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Tal davon
Friſch ſein Horn erſchallen.

Und von flinken Roſſen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im ſchnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raſchen Wanderblick
Hielt zu ernſtem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes ſtand
Hoch, in ſtummer Trauer.

Schwager ritt auf ſeiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Roſſe hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad!
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Geſell!
Herr, 's iſt ewig ſchade!
Keiner blies das Horn ſo hell
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Raſen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blaſen!“

Und dem Kirchhof ſandt' er zu
Frohe Wanderſänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wider,
Ob der tote Poſtillon
Stimmt' in ſeine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

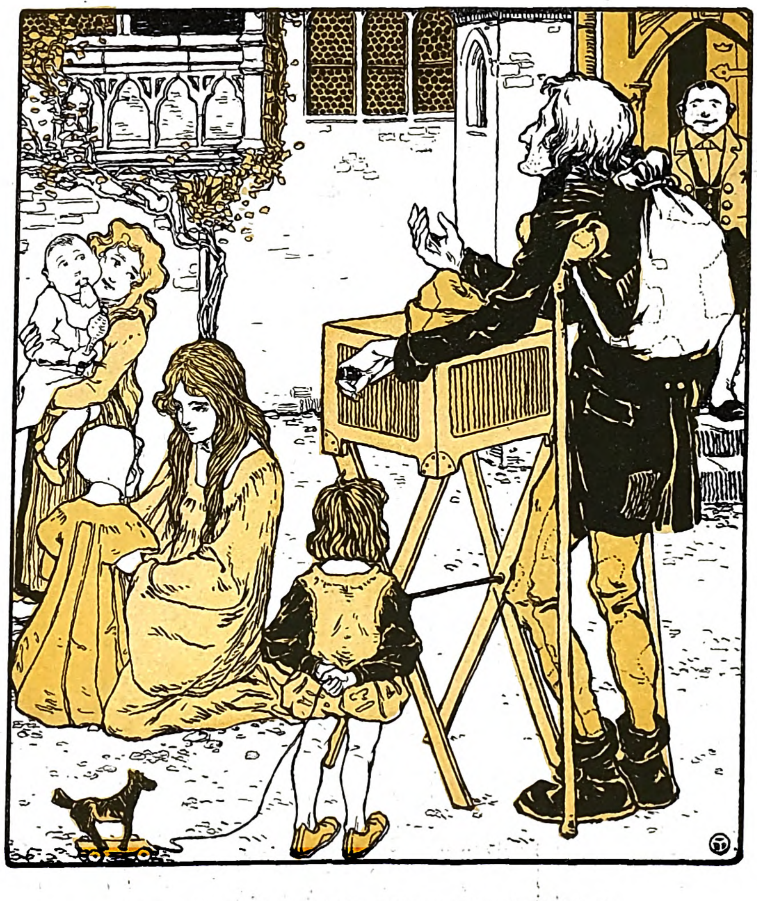
König Droſſelbart.

(Aus Grimms Märchen, 4. Teil.)

— und ſo hatte die Königstochter an einem jeden etwas auszuſetzen, beſonders aber machte ſie ſich über einen guten König luſtig, der ganz oben ſtand, und dem das Kinn ein wenig krumm gewachſen war. „Ei“, rief ſie und lachte, „der hat ein Kinn, wie die Droſſel einen Schnabel“; und ſeit der Zeit bekam er den Namen Droſſelbart.

Der alte König aber, als er ſah, daß ſeine Tochter nichts tat als über die Leute ſpotten, und alle Freier, die da verſammelt waren, verſchmähte, ward er zornig und ſchwur, ſie ſollte den erſten beſten Bettler zum Manne nehmen, der vor ſeine Tür käme.

Ein paar Tage darauf hub ein Spielmann an, unter dem Fenſter zu ſingen, um damit ein geringes Almoſen zu verdienen. Als es der König hörte, ſprach er: „Laßt ihn heraufkommen.“ Da trat der Spielmann in ſeinen ſchmutzigen, verlumpten Kleidern herein, ſang vor dem König und ſeiner Tochter und bat, als er fertig war, um eine milde Gabe. Der König ſprach: „Dein Geſang hat mir ſo wohl gefallen, daß ich dir meine Tochter da zur Frau geben will.“ Die Königstochter erſchrak, aber der König ſagte: „Ich habe den Eid getan, dich dem erſten beſten Bettelmann zu geben; den will ich auch halten.“ Es half keine Einrede, der Pfarrer ward geholt, und ſie mußte ſich gleich mit dem Spielmann trauen laſſen. Als das geſchehen war, ſprach der König: „Nun ſchickt ſich's nicht, daß du als ein Bettelweib noch länger in meinem Schloſſe bleibſt, du kannſt nur mit deinem Manne fortziehen.“ —



König Droſſelbart als Bettelmann im Schloßhofe.

Neue Bändchen von Gerlachs Jugendbücherei Weihnachten 1903.

Die ſchon in der vorjährigen Weihnachtsnummer an dieſer Stelle empfohlene Sammlung (Verlag von Martin Gerlach u. Ko. in Wien) hat ſich wieder um einige prächtige Erſcheinungen vermehrt, von denen wir Probeſeiten wiedergegeben. Die künſtleriſch gebundenen Büchlein ſind auf jeder Seite etwa einen Finger breit größer als unſere Bilderproben und zeichnen ſich durch wohlfeile Preisſtellung (je 1 Mk. 50 Pf.) aus. Bisher ſind erſchienen:

Kinder- und Hausmärchen, Brüder Grimm, I. bis IV. Teil (4 Bde.).
Märchenſammlung, L. Bechſtein, I. Teil.
Des Knaben Wunderhorn.
Till Eulenſpiegel.
Gedichte von Eichendorff.
Reineke Fuchs, von Goethe (Doppelbändchen).
Lenau, Gedichte.
Muſäus, Die Nymphe des Brunnens.

Mögen die Schöpfer dieſer **guten Gaben für die deutſche Jugend,** Künſtler und Verleger, die Genugtuung haben, ſie auf vielen Weihnachtstiſchen aufgebaut zu finden.

Versand-Geschäft **MEY & EDLICH,** **Leipzig-Plagwitz**

Königl. Sächsische und Königl. Rumänische Hoflieferanten.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Nicht gefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen od. umgetauscht.

ZIGARREN.

Wir empfehlen unser ungemein reichhaltiges Lager von Zigarren und bitten, bei Bedarf unsern ausführlichen Hauptkatalog zu verlangen, den wir unberechnet und portofrei versenden. (1202 g)

Donna Isabella.

Vorzügliche, leichte Sumatra-Zigarre von hervorragend feinem Geschmack. **Mittelgroße, bauchige Form.**

Die Kiste von 50 Stück	M. 4.75.
Das Mille	„ 92.25.

Zigarren aus importierten Vuelta-Havanna-Tabaken.

Vorzügliche, mittelkräftige Qualitäten mit ausgezeichnetem Brand.

La Devisa, kleine Form.	
Die Kiste von 50 Stück	M. 5.75.
Das Mille	„ 111.50.
La Honorada, mittelgroße Form.	
Die Kiste von 50 Stück	M. 7.50.
Das Mille	„ 145.—.
La Diosa, mittelgroße Form mit Ringen.	
Die Kiste von 50 Stück	M. 7.90.
Das Mille	„ 152.75.
Primeros, große Form, hochfein.	
Die Kiste von 25 Stück	M. 5.25.
Flor de Cuba, mittelgroße, volle Form.	
Die Kiste von 50 Stück	M. 10.—.
Das Mille	„ 194.—.

Sumatra-Havanna.

Vorsortiert.

Sumatra-Havanna mit San Felix, mittelgroße Form. Grob sortiert mit kleinen Schönheitsfehlern im Decker. Hochfeine leichte bis mittelkräftige Zigarre. Außerordentlich preiswert.

Die Probekiste von 50 Stück	M. 3.30.
Die Kiste von 250 Stück	„ 15.50.
Das Mille	„ 59.50.

Kronen-Pflanzer.

Eine hochfeine Deli-Pflanzer-Zigarre von hervorragend guter Qualität.

Mittelgroße, gerade Form. Fein mild.

Die Probekiste von 50 Stück	M. 4.—.
Die Kiste von 250 Stück	„ 18.75.
Das Mille in vier Kisten à 250 Stück	„ 72.75.

Sortiment Nr. 58

enthält fünf hochfeine Zigarren-Sorten mit vorzüglichen Sumatra-Deckern und Havanna-Einlage. Diese Zigarren zeichnen sich durch zarten, milden Geschmack besonders aus und sind Liebhabern wirklich feiner leichter Marken als etwas hervorragend Gutes zu empfehlen.

Fortuna, große, bauchige Form, ca. 14 Cm. lang.	
Die Kiste von 100 Stück	M. 14.75.
1000 „	„ 143.—.
Flor Almirante, mittelgroße, bauchige Form, ca. 12 Cm. lang.	
Die Kiste von 25 Stück	M. 3.90.
Carvajal, große, bauchige Form, ca. 14 Cm. lang.	
Die Kiste von 50 Stück	M. 8.30.
1000 „	„ 161.—.
Prélacion, mittelgroße, bauchige Form, ca. 12 Cm. lang.	
Die Kiste von 25 Stück	M. 4.50.
La Viva, große, dicke Form, ca. 14 Cm. lang.	
Die Kiste von 25 Stück	M. 4.90.

Sortimentskiste Nr. 58 enthält von vorstehenden fünf Sorten je 10 Stück, zusammen also 50 Stück.

Preis der Kiste	M. 8.50.

Sumatra-Fehlfarben.

Hochfeine Sumatra-Zigarren mit kleinen Schönheitsfehlern im Deckblatt. Unsortiert, mittelgroß, von mildem Charakter. Außergewöhnlich preiswert.

Die Probekiste, enthaltend 50 Stück	M. 3.20.
Die Kiste von 250 Stück	„ 15.—.
Das Mille	„ 58.—.

„Mexican Planters“.

In Bastbündeln. Unsortiert.

Diese Zigarre hat ein hochfeines, aus Havanna-Samen gezogenes Mexiko-Deckblatt aus dem besten San Andres-Distrikt und enthält eine milde San Felix-Einlage. Die äußerst gelungene Komposition versetzt uns in die Lage, für einen sehr billigen Preis eine Zigarre von vorzüglicher Qualität anbieten zu können.

In Kisten von 200 Stück	M. 13.25.
Ein Probekistchen v. 50 Stück	„ 3.50.
Das Mille	„ 65.—.

Ganz leichte, fast nikotinfreie Zigarren.

Hilda, mittelgroß, schlank.	
Die Kiste von 100 Stück	M. 5.—.
1000 „	„ 49.—.
Kornblume, mittelgroß, gerade.	
Die Kiste von 100 Stück	M. 5.30.
1000 „	„ 52.—.
Else, mittelgroß, voll.	
Die Kiste von 100 Stück	M. 6.—.
1000 „	„ 58.50.
Alida, klein.	
Die Kiste von 100 Stück	M. 6.—.
1000 „	„ 58.50.
El Correo, mittelgroß, schlank.	
Die Kiste von 100 Stück	M. 6.—.
1000 „	„ 58.50.
Rheingold, mittelgroß.	
Die Kiste von 100 Stück	M. 8.—.
1000 „	„ 78.—.
Bella Napolitana, mittelgroß, schlank.	
Die Kiste von 50 Stück	M. 4.—.
1000 „	„ 78.—.
Bouquet, klein mit Ringen.	
Die Kiste von 25 Stück	M. 2.50.
1000 „	„ 97.50.
Grand Prix, mittelgroß mit Ringen.	
Die Kiste von 25 Stück	M. 2.80.
1000 „	„ 110.—.

Was bedeutet „B.T.“?

Unter dieſer Abkürzung bezeichnen die Zeitungen im allgemeinen das „Berliner Tageblatt“, wenn ſie demſelben Nachrichten entnehmen.

Die univerſelle Verbreitung, die das „B. T.“ infolge ſeines gediegenen und vielſeitigen Inhalts gefunden und die Bedeutung, die ſeinen Ausführungen in der ganzen gebildeten Welt beigelegt wird, geben ihm geradezu den Charakter

eines Weltblattes.

Das „B.T.“ iſt durch ſeine eigenen, an allen Weltplätzen, wie Paris, London, Petersburg, Wien, Rom, Konſtantinopel, Neuyork, ſowie an allen größeren Verkehrszentren angeſtellten Spezial-Korreſpondenten vertreten, die dieſem Blatte allein zur Verfügung ſtehen.

Die Parlamentsberichte werden im „B.T.“ anerkanntermaßen ſehr ausführlich behandelt und erſcheinen in einer beſonderen, ſogenannten Parlamentsausgabe; die, noch mit den Nachtzügen verſandt, am Morgen des nächſtfolgenden Tages den Abonnenten des „B.T.“ zugeht.

Die ſorgfältig redigierte, vollſtändige Handels-Zeitung des „B.T.“ erfreut ſich wegen ihrer unbeeinflußten Haltung in kaufmänniſchen und induſtriellen Kreiſen eines vorzüglichen Rufes und wird wegen ihrer Unabhängigkeit als zuverläſſiger Wegweiſer auch von Privat-Kapitaliſten geſchätzt.

Großen Beifall finden auch die ausgezeichneten Original-Feuilletons aus allen Gebieten der Wiſſenſchaft und ſchönen Künſte, ſowie die hervorragenden belletriſtiſchen Gaben, insbeſondere Romane und Novellen erſter Autoren, welche im täglichen Roman-Feuilleton des „B.T.“ erſcheinen, ſo im nächſten Quartal zwei ſpannende und intereſſante Erzählungen: „Zigeunerbrot“ von Rudolf Hirſchberg-Jura, „Die Scholle“ von E. Vely. (1652)

Ferner erhält jeder Abonnent des „Berliner Tageblattes“ koſtenfrei ſechs wertvolle Zeitſchriften, und zwar an jedem Montag: „**Zeitgeist**“, wiſſenſchaftliche und feuilletoniſtiſche Zeitſchrift, jedem Mittwoch: „**Technische Rundschau**“, illuſtrierte polytechniſche Fachzeitſchrift, jedem Donnerstag und Sonntag: „**Der Weltspiegel**“, illuſtrierte Halbwochenchronik, an jedem Freitag: „**Ulk**“, farbig illuſtriertes, ſatyriſch-politiſches Witzblatt, jedem Sonnabend: „**Haus Hof Garten**“, illuſtr. Wochenſchrift für Garten- und Hauswirtſchaft.

Unterzieht man alle dieſe Leiſtungen des „B.T.“ einer unbefangenen Prüfung, ſo wird man ſich bald überzeugen, daß in Bezug auf Reichhaltigkeit und Gediegenheit des gebotenen Inhalts, ſowie im Hinblick auf die raſche, zuverläſſige Berichterſtattung das „Berliner Tageblatt“ an erſter Stelle ſteht. Das „Berliner Tageblatt“, welches gegenwärtig

82000 Abonnenten

beſitzt, erſcheint täglich 2 mal, auch **Montags** in einer Morgen- und Abendausgabe, im ganzen **13 mal** wöchentlich. Abonnementspreis für alle 7 Blätter zuſammen bei allen Poſtanſtalten des Deutſchen Reiches 5 M. 75 Pf. für das Vierteljahr oder 1 M. 92 Pf. für den Monat. Dieſer Betrag iſt im Verhältnis zu dem überaus reichen Inhalt des Blattes und der oben genannten gediegenen 6 Wochenſchriften ein ſehr mäßiger. Annoncen im „B.T.“ finden namentlich in den gebildeten und beſſer ſituierten Kreiſen die erfolgreichſte Verbreitung.

145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie (günſtigſte aller Staats-Lotterien)

Ziehung 1. Klaſſe: 11. u. 12. **Januar 1904.** Loſe in $^{1}/_{10}$ à 5.— **Mk.**, $^{1}/_{5}$ à 10.— **Mk.**, $^{1}/_{2}$ à 25.— **Mk.** und $^{1}/_{1}$ Teilung à 50.— **Mk.** $^{1}/_{10}$ **Voll-Loſe** 1.—5. Klaſſe 25.— **Mk.** (1648)
Königl. Sächſ. Lotterie-Kollektion **Friedrich Hahne, Leipzig, Thomaskirchhof 17.**

145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie.

Ziehung der 1. Klaſſe am **11. und 12. Januar 1904.**
Preiſe der Loſe: **Klaſſenloſe** pro Klaſſe: $^{1}/_{10}$ **Mk. 5.—**, $^{1}/_{5}$ **Mk. 10.—**, $^{1}/_{2}$ **Mk. 25.—**, $^{1}/_{1}$ **Mk. 50.—**. **Vollloſe** (für alle fünf Klaſſen gültig): $^{1}/_{10}$ **Mk. 25.—**, $^{1}/_{5}$ **Mk. 50.—**, $^{1}/_{2}$ **Mk. 125.—**, $^{1}/_{1}$ **Mk. 250.—**.
Nach auswärts werden für Porti, Gewinnliſten und Beſtellgeld für alle 5 Klaſſen ca. **90 Pfg.** berechnet. (1704)
Die 5 Klaſſen bieten **1954** Gewinne von **1000** bis **500000** bezw. **800000 Mk.**
48047 „ unter **1000 Mk.**

Carl Jacobſen, Kgl. Lotterie-Einnahme, **Leipzig,** Blücherſtr. 11,
vis-a-vis dem **Thüringer Bahnhof.**

145. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie.

1. Klasse. Ziehung 11. und 12. Januar 1904. (1695)
Lose empfiehlt zu offiziellen Preisen. — Prospekte kostenfrei. —
Wilhelm Kessler, Kgl. Lotterie-Kollekteur, **Leipzig,** Tauchaerstraße.

145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie.

Hauptgewinn **Mk. 500000.—**, Prämie **Mk. 300000.—**, Höchſtbetrag im günſtigſten Falle **Mk. 800000.—**. Ziehung 1. Klaſſe: 11. u. 12. Jan. 1904. Ganze à **Mk.** 50.—, Halbe à 25.—, Fünftel à 10.—, Zehntel à 5.— per Klaſſe

empfiehlt **Paul Rödl, Leipzig, Grimmaiſcher Steinweg 17.**

Für Porti und Liſte **Mk.** 1.— zur Verrechnung beifügen! (1639)

Papiere

speziell für **Verlagsbuchhandel und Buchdruckereien**

Ferd. Flinsch
Gesellschaft m. beschr. Haftung
LEIPZIG

(1674)

Niederlagen
in LEIPZIG
BERLIN
HAMBURG

ADRESSEN aller Branchen und Länder liefert unter Garantie: **Welt-Adressen-Verlag Emil Reiss** in **LEIPZIG.**
Fernsprecher Nº 3223.
Telegr. Adr.: Weltreiss.
— *Katalog gratis.* —

(1505)

Wer im Ausland (1275)
Original Deutsche Waren,
Rohstoffe, Fabrikate, Maschinen, Möbel, Kunst- und Industrie-Gegenstände oder ganze Fabrikeinrichtungen
zu beziehen wünscht, wende sich mit Anfragen oder Aufträgen vertrauensvoll und promptester Antwort sicher, an das
Deutsche Export-Musterlager
S. 14, **Berlin,** Dresdener Str. 34/35.
Briefwechsel in allen lebenden Sprachen.

Lose Kgl. Sächs. Landes-Lott.
empfiehlt (1713)
Franz Ohme, Leipzig, Universitätsstr. 5.

Lose Kgl. Sächs. Landes-Lott.
versendet diskret
Paul Klepsch,
Bischofswerda, Sachsen.
(1343)

Damen, welche Pflege bedürfen, finden Aufnahme. Proſpekt verſendet.
Damenheim des Lazarushauſes, Fürſtenwalde, Spree.
(1490)

Charakter beurteilt nach der Handschrift. 12jährige Praxis. Prospekt frei.
Psychologe P. P. Liebe, Augsburg I. (1150)

St. Teilnehmer geſ. für nachw. vorzügl. rentir. Induſtrie im Ausl. zum Zweck wünſchenswerter Erweiterung. Örtlichkeit bequem erreichb. Leitung deutſch. Anlage ſchuldenfrei; nur Caſſa-Verk. Kein Riſiko. Sicherheit vielfach. Einlage M. 30000 mit 5% gar. außerdem Dividende. Gefl. Anfr. u. L. K. 6336 an Rudolf Moſſe, Leipzig erb.

Unſere geehrten Leſer
bitten wir, beim Einfordern von Preisliſten, bezw. bei Berückſichtigung der in unſerer Zeitung enthaltenen Inſerate gefälligſt immer auf die
„Illuſtrirte Zeitung“
Bezug nehmen zu wollen.

Loſe zur 145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie

mit Haupttreffern von 500000, 300000, 200000, 150000, 100000, 60000, 3 × 50000, 3 × 40000, 4 × 30000, 7 × 20000 2c. 2c., **event. 800000 Mark.**—
Nächſte Ziehung: 11. u. 12. Jan. 1904. — **Ganze 250.**—, **Halbe 125.**—, **Fünftel 50 Mark u. eine Mark** zu jedem Auftrage für Porto u. Liſte zur Verrechnung — **Pläne u. Proſpecte gratis** — verſendet die conc. Collection von
(1568) **Heinr. Schäfer** in **Leipzig,** Petersſtr. 33.

Das

idealſte Weihnachtsgeſchenk

iſt eine

Lebensverſicherung des Familienvaters

zu gunſten von **Frau und Kind.**

Günſtigſte Verſicherungsbedingungen (größtmögliche Sicherheit — Billige Verwaltung — Alle Überſchüſſe den Verſicherten) bietet die

Lebensverſicherungs-Geſellſchaft zu Leipzig

(alte Leipziger, auf Gegenſeitigkeit errichtet 1830).

Geſellſchafts-Gebäude zu Leipzig

(234)

Verſichertes Kapital gegenwärtig: **670 Millionen Mark.**
Bereits ausgezahlte Verſicherungsſummen: **172 Millionen Mark.**
Für die Verſicherten angeſammeltes Vermögen: **237 Millionen Mark.**

Behufs **rechtzeitigen Abſchluſſes** der Verſicherung erbitte man Proſpekte und Koſtenberechnungen direkt von der Geſellſchaft oder deren Agenten.

Haasenstein & Vogler A. G.

Aelteste Annoncenexpedition,

domicilirt an allen Orten ***Deutschlands,*** *auch in* ***Oesterreich, Schweiz, Italien*** *etc., liefert detaillirte* ***Kostenanschläge*** *unter Gewährung höchstmöglicher Rabattvergünstigungen, sowie neueste grosse* ***Kataloge.*** (13)

Abfassung und augenfälligstes Arrangement.

Effectvolle, originelle Clichés und Auskunft bezügl. der wirksamsten Blätter.

Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerſtraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Begründet 1843.

Nummer 3155.

Johann Gottfried Herder

Karoline Herder

Zum Jubiläum der Englisch-deutschen Legion

Bilder von der winterlichen Ostseeküste

Panama und Kolumbien

Bischof Georg Kirstein

Herbert Spencer †

Die Überschwemmung in Venedig

Fußball in Nordamerika

Nebel auf See. Gemälde von Hans v. Bartels

17. Dezember 1903.

Adolf v. Hansemann †

Die Nobel-Preise

Die Abtrünnige. Gemälde von Moritz Coschell

Die kleinsten Pferde der Welt

Das Grabdenkmal für Franz Xaver Kraus

Wanderungen durch Heide und Moor

Aus der Hafenstadt Penang an der Malakkastraße

Der Vampir. Novelle von Georg von der Gabelentz

Weihnachtsbüchertisch IV u. V

Verlag von J. J. Weber in Leipzig (Filiale Berlin, Linkstraße 20).

Vom Weihnachtsbüchertiſch.

IV.

— Vor kurzem iſt die innerhalb der drei Jahre 1901 bis 1903 erſchienene revidierte Jubiläumsausgabe der mit großem Beifall aufgenommenen 14. Auflage des „Brockhausſchen Konverſationslexikons“ vollſtändig geworden. Die Ausgabe umfaßt 16 Bände (gebunden je 12 Mk.) und einen Supplementband. Das Werk berückſichtigt die Geſchichte der Gegenwart in allen Beziehungen bis auf den heutigen Tag, ferner die Erfindungen und Entdeckungen der letzten Jahre ſowie die jüngſten Ergebniſſe der Forſchungen auf allen Feldern der Wiſſenſchaft, wobei die Naturwiſſenſchaften und die Technologie mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit und Gründlichkeit bedacht worden ſind wie die ſog. Geiſteswiſſenſchaften. Der Stoff hat eine gleichmäßige Verteilung und überſichtliche Anordnung erfahren; alle Weitſchweifigkeit iſt aufs glücklichſte vermieden worden, ohne daß die Lesbarkeit und Gemeinverſtändlichkeit der Artikel beeinträchtigt worden iſt. Schon im Hauptwerk iſt, ſoweit dies irgend möglich war, die Literatur der letzten Jahre berückſichtigt, durchweg das neuſte ſtatiſtiſche Material verwendet und die Tagesgeſchichte bis auf den Monat des Erſcheinens fortgeführt worden; wo aber in der Darſtellung notgedrungen abgebrochen werden mußte, da bringt der Ergänzungsband die neuſten Ereigniſſe. Das komplette Werk umfaßt etwa 17500 Seiten Text und enthält mehr als tauſend Tafeln (darunter 140 farbige) ſowie über 10000 Abbildungen in ſyſtematiſcher Auswahl, künſtleriſcher Ausführung und techniſch tadelloſer Reproduktion. Über 300 Karten und Pläne beruhen auf neuſten topographiſchen Aufnahmen und tragen den geſicherten Ergebniſſen der Forſchungsreiſen der jüngſten Vergangenheit und den territorialen Veränderungen der letzten Jahre Rechnung. Neben den inneren Vorzügen, die das Brockhausſche Konverſationslexikon auszeichnen, iſt auch das ſchmucke äußere Gewand erwähnenswert; der Einband der Bände iſt ebenſo geſchmackvoll wie dauerhaft. So iſt denn alles in allem die neue, revidierte Jubiläumsausgabe des „großen Brockhaus“ ein wahrer Hausſchatz des geſamten Wiſſens der Gegenwart, der für jeden Stand und jeden Beruf ein wertvolles Nachſchlagewerk iſt, das auch dem Fachmann manche nützliche ſtatiſtiſche und bibliographiſche Auskunft zu erteilen vermag.

— F. E. Wachsmuths künſtleriſcher Wandſchmuck für Schule und Haus. Dank der großen Bedeutung, die man der künſtleriſch-äſthetiſchen Bildung heute neben der intellektuellen, dem Schauen neben dem Wiſſen wieder eingeräumt hat, wird auch dem künſtleriſchen Wandſchmuck wieder eine beſondere Sorge zuteil. Der energiſche Kampf gegen die minderwertige Fabrikware des Öldrucks und alle die hohlen, verlogenen und ſüßlichen Bilder, mit denen die deutſchen Familien geradezu überſchwemmt werden, hat doch einen ganz offenkundigen Wandel geſchaffen. Wir ſind aus dem Tiefſtand der Unkultur und Geſchmacksverwilderung heraus, und es iſt eine ſo kraftvolle volkstümliche Kunſt emporgewachſen, die in reiner Kunſtform ſo warmes, tiefes Gemütsleben umſchließt, daß wir ſehr wohl daran denken dürfen, der breiten Maſſe des Volkes den Genuß an Kunſt auch wirklich zugänglich machen zu können. So lautet auch das Motto: die rechte Kunſt in die Schule und ins Haus. Lange bevor die Neublüte der künſtleriſchen Originallithographie dieſen Beſtrebungen den mächtigſten Vorſchub leiſtete und den Traum einer alles umfaſſenden Volkskunſt der Verwirklichung einen Schritt näher führte, hat der Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth das künſtleriſche Wandbild gepflegt durch ſeine vorzüglichen farbigen Reproduktionen von Werken alter und neuer Meiſter, von denen eine ganze Anzahl durch ihre außerordentliche Verbeitung Bürgerrecht erworben hat. Wer hätte nicht ſchon einmal, und wohne er auch im kleinſten Städtchen, das berühmt gewordene Bild „Luther auf dem Reichstag zu Worms“ von Wislicenus oder die „Begegnung Bismarcks mit Napoleon III. bei Donchery“ von Anton v. Werner geſehen? Dieſe beiden Bilder gehören zu dem Cyklus Wachsmuthſcher Wandbilder, die Vorgänge von weltgeſchichtlicher Bedeutung aus der vaterländiſchen Geſchichte darſtellen; zu ihm gehören noch das effektvoll-dramatiſche Gemälde Lauffers „Chriemhilde an der Bahre Siegfrieds“, Schraders „Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kollin“, ein gleichfalls populär gewordenes Bild, das namentlich auf Knabengemüter im Geſchichtsunterricht einen tiefen Eindruck macht, Delaroches „Napoleon I., auf einem Stuhle ſitzend, in Fontainebleau nach Empfang der Nachricht von Einzuge der Verbündeten in Paris, am 31. März 1814“. Das berühmt gewordene Original befindet ſich im Städtiſchen Muſeum zu Leipzig. In dieſen bedeutſamen Werken der Geſchichtsmalerei wird uns nicht nur ein wichtiges Gebiet des Kunſtſchaffens veranſchaulicht, dem Schüler werden damit auch geſchichtliche Vorgänge eingeprägt, die ſeinem Gedächtnis ſo leicht nicht wieder entſchwinden. Dieſe ſo recht glückliche Verbindung künſtleriſchen Genießens und lehrhaft-bildenden Inhalts weiſt auch der Zyklus von Landſchaften auf, die den Charakter der heimiſchen, deutſchen Landſchaft, aber auch der nordiſchen in typiſchen Bildern veranſchaulicht. So finden wir Schleichs Chiemſeelandſchaft, ſchlechthin ein Meiſterwerk der deutſchen Landſchaftsmalerei, dann einen maleriſch und koloriſtiſch intereſſanten Septembermorgen im Buchenwald auf Rügen von P. Flickel, ein herbſtliches Waldinterieur von ſonnenflimmernder Traulichkeit, einen Sonnenuntergang am Horſtſee bei Hubertusburg von E. Kießling, und als eins der letzten Blätter den Hjörringfjord in Norwegen von Normann. Dieſe Landſchaftsbilder in erſter Linie ſind glänzende Zeugniſſe von der Güte der farbigen Reproduktion. Der norwegiſche Fjord iſt in ſeiner Farbenfriſche von einer Naturwahrheit, daß man meint, das Originalgemälde ſelbſt vor ſich zu haben. Was in der farbigen Reproduktion geleiſtet wird, iſt erſtaunlich. Daß eine Sammlung von künſtleriſchem Wandſchmuck die alten Meiſter nicht entbehren kann, verſteht ſich von ſelbſt; ſo finden wir hier Lionardos „Abendmahl“ und Raffaels „Sixtiniſche Madonna“. Ein Bild köſtlichen deutſchen Familienlebens iſt Spangenbergs „Luther im Kreiſe ſeiner Familie“, das nach dem Original im Leipziger Muſeum von E. Fröhlich auf Stein übertragen wurde. Und das andachtsvolle, farbig fein geſtimmte Bild von M. Molitor „Schäfers Sonntagslied“ leitet einen Zyklus ein, in dem die „Perlen deutſcher Dichtung“ durch die Malerei dargeſtellt werden ſollen. Molitor hat den wunderbaren Volkston des Uhlandſchen Gedichtes ſchlicht und ergreifend in ſeinem weitgedehnten, friedvollen deutſchen Landſchaftsbild mit dem betenden Schafhirten wiedergegeben. Schließlich verdienen noch hervorgehoben zu werden die „Beuteſpähenden Löwen“ von Wilh. Kuhnert in der Weißglut der Wüſte und das farbenprächtige Panorama des Hafens von Tſingtau mit Panzerſchiff und Torpedoboot von Karl Saltzmann. Zu dieſen Bildern, deren Preis zwiſchen 3 und 7 Mk. ſich bewegt, liefert die Verlagsbuchhandlung auch erläuternde Texte (40 Pf.) und paſſende Rahmen zum Preiſe von 6 bis 15 Mk.

— Wenn wir von der Kunſt der italieniſchen Renaiſſance ſprechen, ſo denken wir zunächſt an die Malerei und die Plaſtik, die ſog. hohe Kunſt. Sie iſt in ungezählten Werken und Monographien behandelt worden; dagegen iſt das Kunſtgewerbe der italieniſchen Renaiſſance auffällig vernachläſſigt worden. Wir ſind über die Haus- und Wohnungseinrichtungen unſerer Vorfahren durch Nachbildungen und Konſtruktionen aller Art ſehr genau unterrichtet. Die Renaiſſancezimmer in den Kunſtgewerbe-Muſeen, die Wohnzimmer mit Renaiſſancemöbeln in vielen hundert Häuſern deutſcher Künſtler und Sammler, die zahlreichen Publikationen über deutſche Möbel, voran G. Hirths „Deutſches Zimmer“ haben in den weiteſten Kreiſen Sinn und Verſtändnis für die Einrichtung des altdeutſchen Hauſes verbreitet. Frankreich hat ſeine alten kunſtgewerblichen Schätze faſt mit noch größerer Pietät geſammelt und konſerviert ſowie zahlreiche prachtvolle Publikationen darüber herausgegeben. Nur Italien, deſſen Malerei und Skulptur genauer bekannt iſt als die irgendeines Landes, hat das alte Kunſtgewerbe gering geachtet; vieles iſt verloren gegangen, ſinnlos reſtauriert, ſo daß das Material, aus dem wir uns eine richtige Vorſtellung des italieniſchen Zimmers zur Zeit der Renaiſſance machen können, verhältnismäßig gering iſt. Die größte Zahl alter italieniſcher Möbel ſind im South Kenſington Muſeum aufgeſpeichert, vieles iſt verſtreut und ſchwer auffindbar. Geheimrat Wilhelm Bode hat ſich der Aufgabe unterzogen, dieſes ſchwierige kunſtgewerbliche Thema in einer Monographie zu behandeln unter dem Titel „Die italieniſchen Hausmöbel der Renaiſſance“. Mit 100 Abbildungen (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger; geb. 4 Mk.). In dieſer Schrift, die den 6. Band der ſchnell in Aufnahme gekommenen „Monographien des Kunſtgewerbes“ bildet, bekundet Bode wieder ſeine verblüffende Sachkenntnis und ein umfaſſendes Wiſſen, das auch die verborgenſten Kunſtgegenſtände ausfindig macht, das über alle techniſchen und handwerklichen Fragen ebenſo klar und bündig orientiert wie über den künſtleriſchen Wert und die ſpeziellſten Fragen des damaligen Kulturlebens. Aus dieſem einzigartigen Wiſſen ergibt ſich ein ſicherer Kunſtverſtand, der auf jeder Seite wohltuend berührt. Bode teilt ſeinen Stoff ein nach den einzelnen Provinzen, alſo in die vier Abſchnitte: Florenz und Toskana, Venedig und die Terra ferma, das weſtliche Oberitalien ſowie Rom und Neapel.

— Als den pſychologiſchen Kern der modernen kunſtgewerblichen Bewegung kann man die Erkenntnis bezeichnen, welch fruchtbare Bedeutung der Raum, in dem man lebt, auf die Bildung des Bewohners, auf ſein Geſchick ausübt. Das Kunſtgewerbe, vor wenigen Jahren noch ein Aſchenbrödel im Kunſtleben, iſt jetzt an erſte Stelle gerückt, und die wunderbare Ahnung iſt wach geworden, daß in ihm die innerſten Kräfte des Volkstums nach Ausdruck drängen. Unter dieſem pſychologiſchen Geſichtspunkte gibt W. Fred ein geſchichtliches und ethnographiſches Geſamtbild der Wohnung und ihrer Ausſtattung in dem Werke „Die Wohnung und ihre Ausſtattung“. Mit 136 Abbildungen (Bielefeld, Velhagen u. Klaſing; geb. 4 Mk.). Es iſt dies der „Sammlung illuſtrierter Monographien“ II. Band. Eine Geſchichte der Wohnungskunſt könnte, wie der Verfaſſer ſagt, zu einer weit und fein geſehenen Kulturgeſchichte werden. Jedes Volk ſpiegelt ſich in ſeinen Wohnungen, jede Zeit in ihren Räumen, jeder Menſch in ſeinem Gemach. Die Räume alter Schlöſſer bevölkert unſere Phantaſie mit koſtümierten Herrſchaften, in die Bauernſtuben ſetzen wir markige Männer, geſunde Frauen, dichten ihnen ein herb kräftiges Leben zu, und wenn wir in altväteriſche Stuben mit greiſem Hausrat treten, ſo hilft der morſche welke Duft des Holzes, jene Tage vor unſere Augen zu zaubern, da Großvater der Großmutter törichte verliebte Briefe ſchrieb. So baut ſich auf dem Urgrunde einer allerperſönlichſten Stimmung das Gefühl einer Zeit aus dem Anblicke ihrer Interieurs. Welche Verſchiedenheit menſchlicher Empfindung, Lebensweiſe und Lebensart ſpricht zu uns etwa aus der gotiſchen Stube eines Bozener Schloſſes, dem Senatsſaal im Dogenpalaſt zu Venedig, dem Kabinett Ludwigs XV., dem Burne-Jones-Zimmer der Glasgowausſtellung, dem Innenraum von van de Velde und Pankok. Die Lektüre dieſes Buches iſt höchſt anregend. Fred weiß uns das verborgene Seelenleben dieſer Wohnkünſte feinfühlig und beſeelt zu analyſieren. Sein ſprachlicher Ausdruck iſt farbig und nuancenreich. Seine Darſtellung wird durch die beigegebenen Abbildungen gut ergänzt.

— Von ſämtlichen Künſten iſt im Anfang der Tanz die wichtigſte; er iſt der Urzuſtand, die körperlich-ſeeliſche Ekſtaſe, aus der heraus ſich alle Einzelkünſte geſtalten. Der Tanz iſt eine Betätigung der Lebenskraft und Lebensluſt, er iſt eine körperliche Wohltat, da er überſchüſſige Kräfte im freien Spiel auslöſt. Es kommt aber auch jener geiſtige Genuß hinzu, der mit jeder Kunſtübung verbunden iſt. Ein Gefühl der Freiheit verbindet ſich mit ihm. Wir fühlen uns losgelöſt von unſerem gewöhnlichen Sein, unſere Phantaſie entweicht in ſchweifender Laune in behaglichere Welten. Der Tanz erhöht aber auch, wie alle Kunſtübung, das Gemeinſamkeitsgefühl und kommt dadurch dem Geſelligkeitstrieb der Menſchen entgegen. Durch ſeine rhythmiſche Gebundenheit wird er ein Element der Ordnung. Der Tanztrieb treibt die Kinder zu fröhlichen Reigen, die Naturvölker zu kriegeriſchen Tänzen. Der Tanz iſt bei ihnen wie im griechiſchen Altertum verbunden mit religiöſer Kultur; in den orgiaſtiſchen Tänzen der Mänaden und Bacchantinnen zur Zeit der dionyſiſchen Myſterien wurden die tiefſten Geheimniſſe des griechiſchen Volksweſens ſichtbar. Die bildende Kunſt verherrlichte den Tanz, und ſchließlich wurde dieſer zu einer beſonderen Kunſtgattung. Eine ſehr komplizierte Pſychologie liegt ihm alſo zugrunde, und es iſt nicht leicht, in einer geſchichtlichen Darſtellung des Tanzes alle dieſe Fäden auseinander zu legen. In der neuſten Monographie über den Tanz, es gibt deren eine ganze Anzahl, ſind dieſe einzelnen Elemente beſonders klar herausgearbeitet. Sie iſt erſchienen als 9. Band der „Sammlung illuſtrierter Monographien“, unter dem Titel „Der Tanz“ von Karl Storck. Mit 7 Kunſtbeilagen, 1 Fakſimile und 150 Abbildungen (Bielefeld, Velhagen u. Klaſing; 3 Mk.). Der Verfaſſer hat es verſtanden, das umfangreiche Material durch ſtraffe Gliederung und Hervorhebungen der charakteriſtiſchſten Züge, durch kräftige Gegenüberſtellungen in dieſem Bande zuſammenzudrängen. Den weitaus größten Teil des Buches umfaßt der erſte Teil, die Kulturgeſchichte des Tanzes, mit den einzelnen Unterteilen: Die Anfänge des Tanzes und ſeine Ausbildung bei den Naturvölkern, Der Tanz bei den Kulturvölkern des Altertums, Der Tanz im Mittelalter, Die nationalen Volkstänze der Neuzeit, Ballett und Geſellſchaftstanz der Neuzeit. Der zweite Teil beſpricht die Formen unſerer Geſellſchaftstänze. Eine gleiche Anerkennung wie der Text verdient das Abbildungsmaterial. Die Darſtellung des Tanzes in der Plaſtik und Malerei können wir hier an zahlreichen Abbildungen verfolgen und vergleichen, vom tanzenden Satyr in Rom bis zu Carpeaux’ Tanz an der Pariſer Oper, von einem Miniaturbild aus dem 15. Jahrhundert, das Tanzfeſt an einem flandriſchen Hofe darſtellend, zu den niederländiſchen Bauerntänzen, Botticellis Tanz der drei Grazien, Lancrets Tänzerin Camorgo und Moulinet bis zu René Reinickes Armenball in München und Stuarts Cotillon. Dieſem ſchönen Werkchen darf man die größte Verbreitung prophezeien; es iſt keine Frage, daß es populär werden wird.

— Während die Deutſchen von jeher ein lebhaftes Intereſſe für die franzöſiſche Literatur zeigten — was iſt nicht alles daraus ins Deutſche überſetzt worden! — haben die Franzoſen ſich bis auf die neuſte Zeit nur in ſeltenen Fällen um die literariſchen Erzeugniſſe Deutſchlands gekümmert. Es erſcheint daher immer bemerkenswert, wenn ein franzöſiſcher Schriftſteller ein Buch über einen modernen deutſchen Autor ſchreibt, noch dazu, wenn des letzteren Domäne ein ganz beſtimmtes Landesgebiet iſt. Dieſer Fall liegt jetzt vor; das Buch betitelt ſich „Peter Roſegger und die ſteiriſche Volksſeele“ von Erneſt Seillière. Autoriſierte Überſetzung von J. B. Semmig (Leipzig, L. Staackmann; geh. 2 Mk. 50 Pf.). Der Verfaſſer, der in Paris lebt, hat, wie die Überſetzerin mitteilt, Anfang der neunziger Jahre in Heidelberg ſtudiert und ſich dort eine gründliche Kenntnis deutſcher Literatur angeeignet. Seine Arbeit über den ſteiriſchen Volksſchriftſteller erſchien zuerſt in der Pariſer „Revue des deux Mondes“, und auch das iſt bemerkenswert, denn dieſe Revue erfreut ſich in Frankreich großen Anſehens. Seillière befleißigt ſich erſichtlich objektiver Anſchauung und Darſtellung. Er ſteht auf einem dem Volksdichter wohlwollenden Standpunkt und geſteht ihm eine große originale Begabung ſpeziell für die ſteiriſche Dorfnovelle zu — begeiſterter als vielleicht mancher Deutſcher, der ſich von dem naiven Dorfgeſchichtengenre nicht mehr recht angezogen fühlt. Weniger glücklich iſt Roſegger nach Seillière, wie man auch in Deutſchland ſchon erkannt hat, im breit ausgeführten Roman. Da vermißt der Verfaſſer ſtraffe Kompoſition, energiſchen Fortgang der Handlung uſw. Das Buch enthält drei Abſchnitte. In dem erſten „Aus Roſeggers Waldheimat“ ſchildert Seillière die Steiermark und ihre Bewohner mit ihren Sitten, ihrem Glauben und Aberglauben, der bei Roſegger ſo oft eine Rolle ſpielt. Der zweite Abſchnitt „Roſeggers Dichten“ iſt eine eingehende Würdigung Roſeggers als literariſcher Erſcheinung und eine ſorgfältige Analyſe ſeiner Werke, deren Kern dadurch anſchaulich hervortritt, zumal auch die Schwächen des ſteiriſchen Novelliſten, der ſeine bäuriſchen Landsleute ſo trefflich zu porträtieren weiß, nicht verſchwiegen werden. Der letzte Abſchnitt behandelt „Roſeggers religiöſe Anſchauungen“, die für Seillière, als einen gläubigen Katholiken, von beſonderem Intereſſe zu ſein ſcheinen. Der Verfaſſer tritt des öfteren für die von Roſegger angegriffene Kirche ein, muß aber zugeſtehen, daß derſelbe auf dem Boden des Chriſtentums ſteht. Wenn das franzöſiſche Volk für das von Roſegger gepflegte Schrifttum überhaupt Intereſſe beſitzt, iſt Seillières Buch ſicher geeignet, dieſes Intereſſe zu ſchüren und dem deutſchen Autor in Frankreich Freunde zu gewinnen.

— Ein halbes Menſchenalter ſteht bereits Kaiſer Wilhelm II. an der Spitze des Reiches, und wer auf dieſe Zeit zurückblickt, wird zugeſtehen, daß der Monarch ſich mit unermüdlichem Pflichteifer in den Dienſt der Nation geſtellt, als Schützer und Mehrer des Reiches ſich bewährt und raſtlos auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens betätigt hat. Nicht nach den Lorbeeren auf blutigem Schlachtfelde hat er geſtrebt, ſondern nach der Palme des Friedens, unter der die Wohlfahrt der Völker gedeiht. Dabei hat er das Heer geſtärkt und das Reichsſchwert geſchliffen. In erſter Reihe wird die Nachwelt von ihm rühmen, daß er mit zäher Ausdauer alle Hinderniſſe bewältigt hat, um eine deutſche Kriegsflotte zum Schutze des überſeeiſchen Handels zu ſchaffen, um das deutſche Volk aufs weite Meer zu lenken, ſeinen Unternehmungsgeiſt anzuregen und ihm die gebührende Stellung in der Weltpolitik zu ſichern. In einem Buche unter dem Titel „Deutſchlands Einigung und Kaiſer Wilhelm II.“ (Leipzig, Paul Liſt; 3 ℳ) hat Poths-Wegner in Form einer geſchichtlichen Erzählung die Einigung Deutſchlands und den Lebensgang wie das Wirken Kaiſer Wilhelms II. unter Einfügung ſeiner wichtigſten Reden geſchildert und mit Glück den Verſuch gemacht, ein Charakterbild des Kaiſers zu entwerfen. Poths-Wegner iſt kein Byzantiner, auch kein Nörgler, ſondern ein warmherziger, von deutſchem Gefühl erfüllter Optimiſt, und es iſt zu wünſchen, daß ſeine Auffaſſung von des Kaiſers Wirken und Wollen in weiteſte Kreiſe dringt; denn nur wer optimiſtiſch fühlt und denkt, wird mit Vertrauen und Zuverſicht in die Zukunft blicken und ſich in Kampf und Not ſieghaft bewähren. Gerade gegenüber dem hohen und nationalen Streben des Kaiſers iſt eine optimiſtiſche Auffaſſung vonnöten. Was Kaiſer Wilhelm bisher erlebt und erſtrebt, was er in Reden und Verhandlungen kundgegeben hat, faßt das Buch von Poths in friſcher und anregender Darſtellung zuſammen, und wer den Kaiſer wie ſeine Zeit recht verſtehen will, wird das Buch zur Hand nehmen müſſen, da es die Ereigniſſe in eine richtige Perſpektive rückt, die dem Zeitgenoſſen auch bei aufmerkſamer Lektüre der Tagesblätter nur zu leicht verloren geht.

— In chronologiſcher Überſicht ſtellt der Ingenieur Franz M. Feldhaus in dem „Lexikon der Erfindungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften und Technik“ (Heidelberg, C. Winters Univerſitätsbuchhandlung; 4 Mk.) die einzelnen hierbei in Frage kommenden Tatſachen zuſammen und gibt Auskunft über die geſchichtliche Entwicklung der Phyſik, Chemie, Aſtronomie, Ingenieurkunſt, des Verkehrsweſens und der Dinge im gewöhnlichen Leben. Sämtliche Angaben ſind mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit und Sorgfalt feſtgeſtellt worden. Mit Hilfe der beiden Regiſter, des Perſonen- und des Sachregiſters, iſt es möglich, ſich ſchnell über die Leiſtungen einer gewiſſen Zeit, den Fortſchritt einer Sache und die Bedeutung einzelner Perſonen zu unterrichten. Als Anhang zu jeder Welt- und Kulturgeſchichte, zum Nachſchlagen für alle mit den Naturwiſſenſchaften ſich beſchäftigenden Leſer füllt das Buch in unſerer Literatur eine Lücke aus, welcher Umſtand es recht empfehlenswert macht.

(Fortſetzung ſ. S. 968.)

Johann Gottfried Herder.

Zur hundertjährigen Wiederkehr ſeines Todestages (18. Dezember).

Treffender iſt Herder nach ſeiner Eigenart nie gekennzeichnet worden als durch ſeines Freundes Jean Paul Worte: er ſei nicht ein Stern erſter Größe geweſen, aber ein Bündel von Sternen, und er ſcheine aus einem halben Dutzend Genies auf einmal zu beſtehen. Herder hat tatſächlich kein Werk hinterlaſſen, das, ganz abgeſchloſſen und in ſich vollendet, noch jetzt mit dem unwiderſtehlichen Zauber des Genius zu uns ſpräche; aber er hat durch ſeine Anregungen auf einer ganzen Reihe von Lebensgebieten bahnbrechend gewirkt, ſo daß wir noch heute, wenn auch zumeiſt nur unbewußt, allenthalben ſeines Geiſtes einen Hauch verſpüren. So tief ſind ſeine Anſchauungen und Gedanken in den Allgemeinbeſitz des Volkes eingedrungen, daß ſeiner dabei als ihres Schöpfers kaum noch gedacht wird. Das liegt daran, daß es Herder verſagt war, in ruhiger Folgerichtigkeit ſeine Meinungen bis zu ihrer letzten Verzweigung durchzudenken und die oft mit erſtaunlicher Treffſicherheit kühn hingeworfenen Mutmaßungen auf gründliche Einzelforſchungen zu baſieren. Aus ſeinem Inneren ſtrömten in ſchier unerſchöpflichem Reichtum große, gute und neue Gedanken; aber ſo gewaltig war dieſes gärende Brauſen, daß es Herder ſelbſt unmöglich wurde, die ungebändigt einander überſtürzenden völlig zu meiſtern und zu reifer Form verklärt darzuſtellen. Durch dieſe Überfülle ſich drängender Ideen wird der volle Genuß Herderſcher Schriften dem Menſchen der Gegenwart oft recht erſchwert, und nur wenige dieſer Werke, die einſt ein ganzes Zeitalter entzückten und weſentlich zur Geburt einer neuen Weltanſchauung beitrugen, werden heute noch begierige und voll befriedigte Leſer finden. Und Goethes Wort, das er als Greis über Herders glänzendſte Schrift, die „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“, geäußert hat: die Ideen hätten dergeſtalt auf die Bildung der Nation eingewirkt und ſeien derartig in die Kenntnis der Geſamtheit übergegangen, daß nur wenige ſich erſt durch Herders Bücher belehren ließen, weil ſie durch hundertfache Ableitung der dort niedergelegten Gedanken ſchon völlig unterrichtet ſeien, trifft heute auf ſämtliche Schriften des großen weimariſchen Theologen zu. Aber um ſo mehr ſoll ein Gedenktag, wie der 18. Dezember d. J. einer iſt, der zum hundertſten Male wiederkehrende Todestag Herders, den Anlaß dazu bieten, daß wir uns einmal wieder klarmachen, was wir eigentlich dieſem Manne verdanken, und auf welche Gebiete des Geiſteslebens vor allem er anregend gewirkt hat. Freilich kann das hier nur andeutungsweiſe geſchehen.

Wir zählen Herder unter die Klaſſiker und meinen damit, daß er als Dichter Großes geleiſtet habe, ähnlich den anderen hehren Geiſtern jenes goldenen Zeitalters in Ilm-Athen. Das iſt jedoch nicht richtig. Ein wirklich bedeutender Dichter iſt Herder nicht geweſen. Wohl hat er ſein Leben lang Reime geſchmiedet und Verſe gebaut; eine große Reihe mehr oder minder umfangreicher Dichtungen ſind davon beredte Zeugen. Aber er hat ſelbſt verſichert: „Ich bin kein Dichter, will's auch nicht ſein noch werden.“ Alle Anmut und Milde ſeiner Poeſien kann darüber nicht hinwegtäuſchen, daß ihr Inhalt ſich höchſt ſelten mit der Form deckt, und daß dieſe zumeiſt eine Härte hat, die den vollen muſikaliſchen Genuß der Lieder nicht aufkommen läßt. Und dennoch iſt ſeine Bedeutung für die Dichtkunſt ungemein weitreichend. Er zuerſt hat Weſen und Wert der Volkspoeſie entdeckt und auf das Echte und Ungekünſtelte dieſer Naturlaute hingewieſen. Als er in Straßburg mit dem jungen Goethe vereint war, hat er dieſem erſt den Sinn wirklicher Poeſie klargemacht und ihm den Pfad gezeigt, auf dem er dann von einem ſüßlichen Anakreontiker zur reinſten Dichtungshöhe emporgeklommen iſt. Herders feines Verſtändnis für wahre Poeſie trat ferner als Dichtergeiſt und Dichterkunſt am prächtigſten in die Erſcheinung, wenn er die Dichtungen anderer nachbildete und die Werke fremder Zungen und alter Zeiten für ſeine Gegenwart neu geſtaltete. So hat er in wundervoller Nachbildung die Stimmen der Völker in ihren ſchlichten Liedern wieder ertönen laſſen, ſo hat er längſt verklungene griechiſche und hebräiſche Poeſien zu neuem ſchimmernden Leben erweckt, und ſo iſt ſeine Wiedergabe der alten ſpaniſchen „Cid“-Romanzen faſt ein deutſches Epos geworden.

Daß Herder ein Klaſſiker war, iſt jedermann bekannt. Davon, daß er ein Theolog war, iſt die Kenntnis viel geringer. Und doch iſt er aus tiefſter Herzensneigung zur Gottesgelehrſamkeit gegangen und zeitlebens mit vollem Herzen Pfarrer geweſen. So bedeutend der Eindruck ſein mochte, den ſeine Schriften geiſtlicher und weltlicher Art bei dem Publikum machten, noch weit tiefgehender war der Einfluß, den Herder als Kanzelredner auf ſeine Gemeinde ausgeübt hat. Würden wir es nicht aus ſeinen Lehrmeinungen über das rechte Predigen entnehmen, und könnten wir es nicht aus ſeinen nachgelaſſenen Predigten ſelbſt leſen, ſo würde es uns doch aus dem einſtimmigen Lobe ſeiner großen Zeitgenoſſen klar werden, die alle ohne Ausnahme in begeiſterten Worten von ſeinen Kanzelvorträgen ſprechen, daß Herder zu den bedeutendſten Predigern des deutſchen Proteſtantismus gehört hat. Daneben hat er als wiſſenſchaftlicher Theolog immer wieder darauf hingewieſen, daß man das Weſen des Chriſtentums nicht aus den künſtlich aufgebauten Lehrmeinungen der Kirche und auch nicht aus den Selbſtverſtändlichkeiten des geſunden Menſchenverſtandes, ſondern allein aus der Bibel ergründen könne, die denn allerdings nicht mit vorgefaßten dogmatiſchen Überzeugungen und auch nicht mit aufkläreriſchen Umdeutungen, ſondern rein menſchlich geleſen werden müſſe als die klaſſiſche Urkunde urſprünglichſter und friſcheſter Religioſität. Aus ihr würde man dann auch entnehmen, wie die Perſönlichkeit Jeſu bei der hergebrachten dogmatiſchen Betrachtungsweiſe das Menſchliche und bei der modiſchen Aufklärerart das Göttliche verliere, wie vielmehr Jeſus das Göttliche und das Menſchliche zugleich in ſich verkörpere, d. h. das Göttliche als das Menſchliche in ſeiner Vollkommenheit. Denn das war die erlöſende Gleichung Herders: Chriſtentum ſei Menſchheitsreligion, Chriſtus der vollkommene Menſch, die Chriſten berufen, rechte Menſchen zu ſein. Hier war der Verbindungsſteg zwiſchen Herders Theologie und Geſchichtsphiloſophie: Humanität lehrte er hier wie dort. Und was auf der einen Seite ſeine Predigten und theologiſchen Werke als das Ziel und Leitbild jeglichen religiöſen und ſittlichen Strebens hinſtellten, das haben auf der anderen alle ſeine philoſophiſchen und hiſtoriſchen Schriften, haben vor allem die oben genannten „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ und ſeine „Briefe zur Beförderung der Humanität“ immer wieder von neuem gezeigt, wie die ganze Entwicklung des Menſchengeſchlechts dahin dränge, die volle freie Menſchlichkeit zu zeitigen.

Nicht nur als Geiſtlicher hat Herder verſucht, dieſes Menſchentum um ſich zu geſtalten, ſondern auch als Schulmann war er tätig, ſein großes Ideal in die Wirklichkeit umzuſetzen. Herder war auch einer unſerer bedeutendſten Pädagogen. Selbſt ein Schullehrersſohn, hat er frühzeitig ſich im Unterrichten geübt und iſt ſchon als junger Lehrer an der Königsberger Anſtalt um ſeiner friſchen Liebenswürdigkeit und munteren Lebendigkeit willen von ſeinen Schülern mit Begeiſterung geliebt worden. Eine Muſterſchule zu gründen, iſt lange Zeit ſein Lieblingsplan geweſen; ſchmerzlich war es ihm, daß ihm in Bückeburg kein Einfluß auf das Schulweſen möglich war, aber in Weimar hat er ſich mit ganz beſonderer Liebe des Volksſchulunterrichts angenommen, wovon das von ihm gegründete Lehrerſeminar und das von ihm verwaltete Gymnaſium noch heute Zeugnis ablegen. Was er hierin geleiſtet, was er in ſeinen köſtlichen Schulreden geſprochen und als pädagogiſche Werke geſchrieben hat, beſitzt noch heute für jeden Jugendbildner maßgebende Bedeutung.

Aber nicht nur die Dichter und Äſthetiker, nicht nur die Philoſophen und Geſchichtſchreiber, nicht nur die Theologen und Pädagogen haben von Herder die mannigfachſte und ſegenreichſte Anregung empfangen, auch die Philologen und Literarhiſtoriker, die Geographen und Naturforſcher preiſen ihn um der genialen Gedankenblitze willen, mit denen er das Gebiet ihrer Forſchung je und je im weiten Umkreiſe erleuchtet hat; und auch die Juriſten ſtimmen in das allgemeine Lob ein. Erſt ganz neuerdings hat der Göttinger Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft Ehrenberg dargetan, daß man auf Herders Ideen zurückgehen müſſe, um das richtige Verſtändnis für die Geſchichte der Jurisprudenz während der letzten Jahrhunderte zu gewinnen; Herder ſtehe an der Spitze unſerer heutigen Anſchauungen vom Werden und Wirken des Rechts, die er mit genialem Tiefſinn uns erſchloſſen habe.

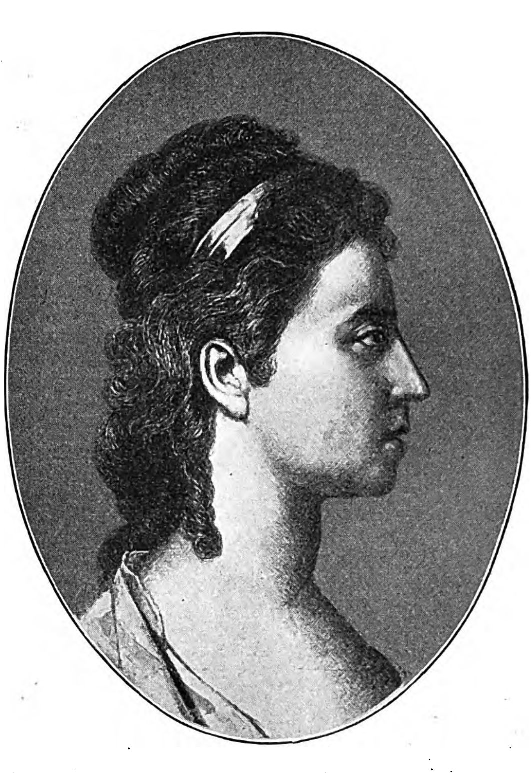
So ſteht im vollen Chor das heutige Geſchlecht und rühmt in Herder den vielſeitigſten ſeiner Klaſſiker und den beredteſten Propheten der Humanität, deſſen ſicher, daß durch ihn und ſein Mühen die Menſchheit einen Schritt vorwärts auf der Bahn zu echter menſchlicher Vollkommenheit getan hat. Wer das bisher nur dunkel empfand, ohne es klar zu wiſſen, wer alſo bisher nur ein undeutliches Bild des großen Mannes in der Seele trug und ſich mit allgemeinen Schlagworten von Klaſſiker und Weimar begnügt hat, der ſuche, dieſes Bild aus ſeinem Nebelſchleier zu löſen und ſich dadurch hell und klar vor das Innere zu ſtellen, daß er des vor hundert Jahren Entſchlafenen Leben und Werke einmal ſich gründlicher anſchaue. Er wird erſtaunt ſein, wie unendlich modern dieſer alte Herr anzumuten verſteht, und wird, wenn er ſeinem edeln Streben, allenthalben allein das Menſchliche zu finden, nachgeht, mit Goethe von ihm rühmen und klagen:

> Wo ſich's verſteckte, wußt' er's aufzufinden,
> Ernſthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
> Im höchſten Sinn der Zukunft zu begründen,
> Humanität ſei unſer ewig Ziel.
> O, warum ſchaut er nicht in dieſen Tagen,
> Durch Menſchlichkeit geheilt, die ſchwerſten Plagen.

Bürkner.

*

R. Haym ſchließt ſeine umfangreiche Herder-Biographie mit einem kurzen Abſchnitt ab, der den Bildniſſen ſeines Helden gewidmet iſt. Er bemerkt hierbei, daß es eine ſchwierige Aufgabe für die bildende Kunſt geweſen ſei, die Züge eines ſo belebten Geſichts wiederzugeben, doppelt ſchwierig, weil die Ähnlichkeit die Berückſichtigung des das Geſicht entſtellenden Augenübels forderte. Mit keinem der Bildniſſe, die von Herder exiſtieren, hätten ſich die, welche den Lebenden geſehen, völlig befriedigt erklärt. Das Urteil über dieſe Bildniſſe mag auch heutigentags noch ebenſo verſchieden lauten, wie es zu Herders Lebzeiten verſchieden geweſen iſt. Nicht unwichtig aber iſt es, wenn wir die nicht geringe Zahl dieſer als Ölgemälde, Zeichnungen oder Büſten ausgeführten Bildniſſe nach ihrer Glaubwürdigkeit fragen, zu erfahren, daß Herders eigener Sohn dem Lebensbilde ſeines Vaters einen Stich nach dem bekannten Ölgemälde von Anton Graff voranſtellte, das ſich in dem Gleimſchen Freundſchaftstempel in Halberſtadt befindet. Hieraus darf man ſchließen, daß der Sohn gerade dieſem Porträt den Vorzug vor anderen gegeben hat. Herder ſelbſt war mit dem Porträt, das im Jahre 1785 in Karlsbad entſtanden war, nicht zufrieden. Zwar äußert ſich einmal Schiller in einem Briefe an Körner (vom 24. Juli 1787) über dieſes Bildnis: „Ich komme von Herder. Wenn Ihr ſein Bild bei Graff geſehen habt, ſo könnt Ihr ihn Euch recht gut vorſtellen, nur daß in dem Gemälde zu viel leichte Freundlichkeit, in ſeinem Geſicht mehr Ernſt iſt“; aber Herder dachte etwas anders. „Über ſein Bild von Graff“, ſo fährt Schiller fort, „iſt er nicht ſehr zufrieden. Er holte mir's her, und ließ michs mit ihm vergleichen. Er ſagt, daß es einem italieniſchen Abbé gleichſehe.“ Die letzte Beobachtung iſt nicht ganz unzutreffend. Was aber ſonſt das Urteil Herders anlangt, ſo wiſſen wir, daß die meiſten Menſchen über die Güte ihres eigenen Konterfeis in der Regel ſehr im unklaren ſind. Nach dem, was wir über Herders Geſichtszüge von Goethe wiſſen, muß das Graffſche Bildnis wohl in ſeiner äußeren Charakteriſtik unbedingt vortrefflich geweſen ſein. Wir meinen die bekannte Stelle aus der Straßburger Zeit in „Dichtung und Wahrheit“, wo Goethe ſchreibt: „Er — nämlich Herder — hatte etwas Weiches in ſeinem Betragen, das ſehr ſchicklich und anſtändig war, ohne daß es eigentlich adrett geweſen wäre. Ein rundes Geſicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas ſtumpfe Naſe, einen etwas aufgeworfenen, aber höchſt individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter ſchwarzen Augenbrauen ein paar kohlſchwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine rot und entzündet zu ſein pflegte.“ Mit dieſer Charakteriſtik ſtimmt das Gemälde Graffs in der Tat überein. Nur in einem Punkte weicht es indeſſen von Goethes Beſchreibung ab: die Augen ſind bei Graff nicht kohlſchwarz, ſondern braun. Sollte der Künſtler, der ſo unendlich vielen ſeiner berühmten Zeitgenoſſen ſcharf ins Auge geblickt hat, nicht auch bei Herder richtig geſehen haben?



Caroline Herder.

Nach einem Ölgemälde aus dem Beſitz ihres Enkels, des früheren Staatsminiſters v. Stichling in Weimar.

Karoline Herder.

Zu dem Ehrentage Herders, an dem Deutſchland den vor hundert Jahren verſtorbenen und damals wenig verſtandenen Propheten einer neuen Zeit dankbar als einen ſeiner Großen feiert, geziemt es ſich, ein Lorbeerblatt aus ſeinem reichen Kranze auch an der Bahre der Frau niederzulegen, die wie ein lichter Stern, umgeben von dem lieblichen Siebengeſtirn ihrer Kinder, die oft dunkeln Erdentage des Gatten erhellt hat. Schreibt doch Herder ſelbſt an ſie: „Ich ſage Dir vor Gott, Du biſt mein größtes Glück und Gut auf Erden, deſſen ich tauſendfach nicht wert bin. Du übertriffſt mich in allem Guten, in aller Tugend, und was ich echtes Gutes habe, habe ich durch Dich und an Deiner Seite erlangt, das iſt wahr und Amen!“

Karoline v. Herder wurde am 28. Januar 1750 zu Reichenweyer im Elſaß als Tochter des Amtsſchaffners Flachsland geboren. Der Vater ſtarb, von einem hitzigen Fieber hinweggerafft, als ſie erſt vierzehn Tage zählte, und ließ die untröſtliche Witwe mit acht Kindern in Armut zurück. Nach dem frühen Tode der Mutter fand die Verwaiſte ein Heim bei ihrer dem Geheimrat Heſſe zu Darmſtadt vermählten älteren Schweſter. Hier lernte ſie, die als hochbegabtes Mädchen „von lieblicher, griechiſcher Bildung“, blauäugig und mit braunen Locken geſchildert wird, im Jahre 1770 der geiſtvolle, junge, ſchon durch mehrere Werke berühmte Herder kennen, als er ſich mit ſeinem damaligen Zögling, dem jungen Eutiner Prinzen, am dortigen Hof aufhielt. Der tiefe Eindruck, den eine Predigt auf Karolinens Gemüt machte, ſcheint die Herzen des jungen Paares ſchnell verbunden zu haben. Nach dreijährigem Brautſtand vermochten die pekuniären Hinderniſſe nicht mehr die erſehnte Verbindung hinauszuſchieben.

Nach der Trauung, der auch Goethe beiwohnte, führte Herder die junge Gattin in das von „einem blühenden Garten“ umbuſchte Pfarrhaus nach Bückeburg, wo ſie in dem Glücke des angetrauten Gemahls ihre höchſte Seligkeit fand. Alsbald wird ſie ſeine verſtändnisvolle Gehilfin bei den bahnbrechenden Arbeiten, deren Gedankengang er mit ihr durchſpricht; und die ſchönſte geiſtige Harmonie umſchlingt das Paar, deſſen Glück 1774 die Geburt des älteſten Sohnes erhöht. Auch in Weimar, wohin Herder im dritten Jahre ſeiner Ehe berufen wurde, wird ſie dem durch die Ungunſt der dortigen Verhältniſſe niedergedrückten Mann im vollſten Sinn des Wortes Stab und Stütze; ſeine Muſe, den eigentlichen autor autoris ſeiner Schriften nennt er ſie in ſeinen Briefen und beklagt es, daß ſie, ſonſt das heiterſte Kind der Vorſehung, ſich ſo viel plagen und mit Nahrungsſorgen, die bei der gänzlichen Vermögensloſigkeit nicht ausblieben, ſich verzehren müßte, worunter auch ihre Geſundheit zu leiden begann. Die Erziehung ihrer vielen Kinder blieb ihr faſt gänzlich überlaſſen; ſelbſt Streitigkeiten mit dem Verleger mußte die mutige Frau allein ausfechten, um dem unter der Laſt der Berufsgeſchäfte ſeufzenden Herder die karge Muße für ſeine Lieblingsſtudien nicht einzuſchränken. Und trotzdem fand ſie Zeit, alle ſeine geiſtigen Intereſſen zu teilen und mit ihren Söhnen Griechiſch zu treiben.

Mit Goethe, Jean Paul und anderen berühmten Männern und Frauen verband ſie gegenſeitige Freundſchaft; auch das Wohlwollen der fürſtlichen Frauen zu Weimar ward ihr in reichem Maße zuteil. Von der hohen Meinung, die Goethe von der vorurteilsfreien Seele dieſer groß angelegten Frau hatte, zeugt die Tatſache, daß ſie es war, welcher er bei Antritt ſeiner zweiten italieniſchen Reiſe, trotz ihrer exponierten Stellung als Gattin des höchſten Geiſtlichen des Landes, die Sorge für ſeine Chriſtiane und ſeinen kleinen Sohn übertrug, an dem ſeine ganze Seele hing. Auch in den letzten, durch körperliche und geiſtige Leiden vielfach verdunkelten Lebensjahren Herders verzagte ihr von wahrem Chriſtentum erfüllter Geiſt nicht; ihre ſorgende Liebe erleichterte ſeine qualvollen letzten Wochen. In Ximene, der edeln Gemahlin des Cid, hat in ſeinem letzten Werke der Gatte Karolinens Weſenszüge dankbar verewigt. Nach dem härteſten Schlag ihres Lebens, Herders Tode, hat ſie die ihr bleibenden Jahre mit frommem Eifer benutzt, das Andenken des damals durchaus nicht allgemein in ſeiner vollen Bedeutung erkannten Mannes in einer Biographie rein der Nachwelt zu überliefern. Nachdem ſie ihre wohlgearteten Söhne alle in angemeſſenen Stellungen verſorgt, ihre einzige Tochter noch glücklich vermählt geſehen hatte, legte ſie ihr müdes Haupt am 15. September 1809 zur Ruhe nieder, infolge „Entkräftung“ ſchmerzlos entſchlummernd, die würdige Gefährtin eines großen Mannes.

Kottbus. Höffner.

Wochenſchau.

Der deutſche Reichstag. — Vom 9. bis 12. Dezember hat der Reichstag die erſte Leſung des Etats und des Geſetzentwurfs, betreffend Änderung im Finanzweſen des Reichs, faſt zu Ende geführt und am 12. das Handelsproviſorium in erſter und zweiter Leſung beraten. Staatsſekretär im Reichsſchatzamt Frhr. v. Stengel, der das erſtemal in ſeiner neuen Stellung die Generaldebatte über den Etat einleitete, warf zunächſt einen Rückblick auf die rechnungsmäßigen Ergebniſſe des Jahres 1902 und reihte daran eine Schätzung des mutmaßlichen Abſchluſſes von 1903. Das Defizit von 1902 beläuft ſich auf 30723000 ℳ; das Rechnungsjahr 1903 dürfte mit einem Fehlbetrag von mehr als 20 Mill. ℳ abſchließen. Der Etatsentwurf für 1904 hat nicht ohne ſtarke Heranziehung der Bundesſtaaten und nicht ohne eine namhafte Anleihe aufgeſtellt werden können. Die Höhe der Matrikalarbeiträge reiche ſchon jetzt an die äußerſte Leiſtungsfähigkeit der Einzelſtaaten heran. Der Geſetzentwurf über die Finanzreform gehe davon aus, daß die Belaſtung der Einzelſtaaten durch Matrikularbeiträge nicht zur Regel werden darf, ſondern daß das Ausnahmefälle ſein müſſen. Auch wolle der Geſetzentwurf die Verwendung etwaiger Überſchüſſe aus den Vorjahren regeln. Der Redner des Zentrums Dr. Schaedler erklärte ſich mit Entſchiedenheit gegen den Etatstitel 288000 ℳ Beſoldungszulagen für die Kanzlei-, mittleren und Unterbeamten ſowie Unteroffiziere in den polniſchen Landesteilen und wies darauf hin, daß die Steigerung der Reichsſchuld in den Jahren 1900 bis 1902 1020 Mill. ℳ betrage, wovon 330 Mill. auf Oſtaſien und Kiautſchou ſowie 220 Mill. ℳ auf die Marine entfallen. Er beantragte die Überweiſung der Vorlage an die Budgetkommiſſion und brachte das Kapitel der Soldatenmißhandlungen, die Hebung des Bauern- und des Handwerkerſtands, die Errichtung von Arbeitskammern und die Bewilligung von Tagegeldern an die Reichstagsmitglieder zur Sprache und ſtellte den Antrag auf Aufhebung des Jeſuitengeſetzes in Ausſicht. Bebel, der am 10. im Namen der Sozialdemokratiſchen Fraktion danach das Wort ergriff, erklärte ſich gegen die Finanzvorlage, deren Annahme die politiſche Selbſtentmündigung des Reichstags bedeuten und ſehr bald neue indirekte Steuern im Reiche bringen würde. Einen großen Teil der Rede Bebels nahm die Kritik an den Maßregeln der Staats- und Stadtbehörden gegenüber den ausſtändigen Arbeitern in Crimmitſchau ein. Zum Schluß wandte ſich der Redner gegen die auswärtige Politik Deutſchlands in der venezolaniſchen Angelegenheit ſowie Nordamerika und Rußland gegenüber. Reichskanzler Graf v. Bülow erklärte, daß er in voller Übereinſtimmung mit den Kriegsminiſtern aller Bundesſtaaten es als heilige Pflicht der Militärverwaltung halte, mit allen geeigneten Mitteln den Soldatenmißhandlungen entgegenzutreten. Ferner gab der Reichskanzler ſeinem tiefen Bedauern Ausdruck über die Art und Weiſe, wie ſich Bebel über Rußland ausgeſprochen hatte, ſtellte feſt, daß die verbündeten Regierungen an dem Wunſche feſthalten, auf annehmbarer Grundlage baldigſt zu Handelsverträgen zu kommen, und gab die beſtimmte Erklärung ab, daß nach der ganzen Entſtehungsgeſchichte des § 51 der Reichsverfaſſung das Recht der Einzelſtaaten beſeitigt ſei, auf den deutſchen Strömen lediglich für die Befahrung derſelben irgendwelche Abgaben zu erheben. Der Konſervative Graf zu Stolberg-Wernigerode begrüßte die Finanzreformvorlage freudig und forderte von den zu ſchließenden Handelsverträgen noch ſolche Zollſätze, daß der kleine Landwirt geſchützt wird. Der Nationalliberale Sattler gab am 11. ſeine Genugtuung zu erkennen darüber, daß die Finanzvorlage die Überſchüſſe zur Schuldentilgung und Verrechnung auf die Anleihe benutzen will, und trat unter lebhaftem Widerſpruch des Zentrums dem Jeſuitenantrag entgegen. Kriegsminiſter v. Einem hielt ein zweites Forbach in der Armee nicht für möglich, verurteilte die Soldatenmißhandlungen aufs ſchärfſte und erklärte die jetzigen Geſchütze und Handfeuerwaffen der Armee für durchaus kriegsbrauchbar. Eugen Richter bedauerte, daß man noch immer nicht zu einer jährlichen Bewilligung des Militäretats übergehen wolle, erklärte, mit der jetzigen Art der Veteranenbeihilfen könne es nicht ſo bleiben, lehnte die Einführung einer Wehrſteuer grundſätzlich ab und bezeichnete die Unterhaltung der oſtaſiatiſchen Brigade für eine ſchwere Belaſtung. v. Kardorff von der Reichspartei billigte die „Lex Stengel“, forderte ſodann vor Abſchluß von Handelsverträgen die Kündigung der mit den überſeeiſchen Ländern geſchloſſenen und ſchlug die Entziehung des aktiven und paſſiven Wahlrechts der Sozialiſten vor. Am 12. ſtand zunächſt die erſte Leſung des Handelsproviſoriums mit England auf der Tagesordnung. Graf v. Reventlow bezeichnete die Geſchichte des Handelsproviſoriums mit England als eine Leidensgeſchichte deutſchnationaler Handelspolitik und ſtellte den Antrag, die Ermächtigung zur Verlängerung nur ſpäteſtens bis zum 31. Dezember 1904 zu erteilen. Gothein von der Freiſinnigen Vereinigung, der Sozialiſt Bernſtein und Eugen Richter von der Freiſinnigen Volkspartei traten für die Vorlage ein, ebenſo der Konſervative Graf v. Kanitz eventuell unter Einfügung einer Endfriſt, während der Reichsparteiler v. Kardorff die Ermächtigung nur auf ein Jahr zu erteilen ſich bereit erklärte. Schließlich wurde der Antrag der Zentrumsmänner Herold und Spahn auf zweijährige Geltungsdauer bis zum 31. Dezember 1905 und mit dieſer Einſchränkung auch die Regierungsvorlage angenommen. In der Fortſetzung der Etatsberatung trat der preußiſche Finanzminiſter Frhr. v. Rheinbaben für die Finanzreformvorlage nachdrücklich ein. Die Abgeordneten v. Czarlinſki (Pole), Schrader (Freiſinnige Vereinigung) und Payer (Süddeutſche Volkspartei) wandten ſich gegen die vorgeſchlagene Oſtmarkenzulage. — Am 14. Dezember wurde das Präſidium von Kaiſer Wilhelm in Potsdam empfangen, um dem Herrſcher die verfaſſungsmäßige Mitteilung über die Konſtituierung des Hauſes zu machen.

Zwei neue Fraktionen im deutſchen Reichstag. — Laut Nachricht aus Berlin vom 11. Dezember hat ſich unter dem Namen Wirtſchaftliche Vereinigung eine neue Fraktion gebildet, der unter anderen folgende Abgeordnete angehören: die drei Mitglieder des Bundes der Landwirte Stauffer (Homburg-Kuſel), Friedrich Vogt (Gerabronn-Krailsheim) und Wilhelm Vogt (Backnang-Hall), die drei Bauernbündler Bachmeier (Pfarrkirchen), Hilpert (Rotenburg a. T.) und Mittermeier (Straubing), die Chriſtlichſozialen Burckhardt (Dillenburg-Oberweſterwald) und Stöcker (Siegen-Wittgenſtein-Biedenkopf) ſowie die Deutſchſozialen Lattmann (Kaſſel-Melſungen), Liebermann von Sonnenberg (Fritzlar-Homberg) und Graf v. Reventlow (Rinteln-Hofgeismar). — Dagegen haben ſich die vier Mitglieder der Deutſchſozialen Reformpartei Böckler (Schlochau-Flatow), Bruhn (Arnswalde-Friedeberg), Gräfe (Bautzen-Kamenz) und Werner (Hersfeld-Hünfeld) ſowie die beiden Kandidaten des Deutſchen Volksbundes Frölich (Sternberg) und Kröſell (Pyritz-Saatzig-Stargard) zu einem engeren Fraktionsverband als Antiſemiten ſtrenger Obſervanz unter dem Vorſitz Werners zuſammengeſchloſſen.

Die Landtagswahlreform in Baden. — Der zweiten badiſchen Kammer wurden am 9. Dezember die angekündigten drei Entwürfe vorgelegt, die die Änderung der Verfaſſung, das Landtagswahlgeſetz und die Wahlkreiseinteilung betreffen. Danach wird für die Wahlen zur zweiten Kammer das ſeither geübte indirekte Wahlverfahren durch die unmittelbare Wahl erſetzt. Das allgemeine Wahlrecht wird nicht durch einen Zenſus beſchränkt und auch nicht von der Tatſache der direkten Steuerpflicht gegen Staat und Gemeinde abhängig gemacht. Die Befugnis zur Ausübung des Wahlrechts ruht unter anderem dann, wenn der Wahlberechtigte es in dem der Wahl vorausgegangenen Jahre verſäumt hat, ſeine Pflicht zur Zahlung einer direkten Steuer an Staat oder Gemeinde zu erfüllen. Die Zahl der Mitglieder der zweiten Kammer wird von dreiundſechzig auf ſiebzig erhöht. An Stelle der bisher alle zwei Jahre zur Hälfte ſtattfindenden Erneuerung der zweiten Kammer tritt die vierjährige Geſamterneuerung. Die dreizehn größeren Städte haben künftig fünfundzwanzig (ſeither zwanzig), die übrigen Wahlkreiſe fünfundvierzig (ſeither dreiundvierzig) Abgeordnete zu wählen; im nicht ſtädtiſchen Gebiet ſoll auf etwa 30000 Einwohner ein Abgeordneter kommen. In der erſten Kammer ſollen zu den bisherigen nunmehr ſieben gewählte Mitglieder hinzutreten, nämlich ein Abgeordneter der Techniſchen Hochſchule, drei der Handelskammer, zwei der Landwirtſchaftskammer und einer der Handwerkskammer. Die Zahl der landesherrlich ernannten Mitglieder wird von acht auf zehn erhöht; vier dieſer Mitglieder ſind fortan der Zahl der Oberbürgermeiſter und Bürgermeiſter der Gemeinden von mehr als 3000 Einwohnern oder den Vorſitzenden der elf Kreisausſchüſſe zu entnehmen. Auch in Baden ſoll nunmehr der erſten Kammer die Befugnis zur Prüfung der Finanzvorlagen zugeſtanden werden.

Die Zivilagenten für Mazedonien. — Die Botſchafter Öſterreich-Ungarns und Rußlands in Konſtantinopel ſetzten am 8. Dezember die Hohe Pforte ſchriftlich davon in Kenntnis, daß ſie von der Mitteilung vom 24. November Akt genommen hätten. Zugleich teilten ſie der Pforte die Namen der beiden für Mazedonien ernannten Zivilagenten mit. Der öſterreichiſch-ungariſche Zivilagent Generalkonſul Hofrat Ritter v. Müller, zuletzt Chef des Informationsbureaus im Miniſterium des Äußeren zu Wien, iſt fünfzig Jahre alt und von ſehr gefälligen Umgangsformen. Aus der Konſularakademie hervorgegangen, war er 1878 bis 1891 bosniſcher Verwaltungsbeamter unter Kallay und zeitweilig Zivilkommiſſar in Plewlje. In den Jahren 1871 bis 1898 Konſul in Odeſſa, wurde er 1898 als Nachfolger des Barons Wolffhart ins Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten berufen. Er ſpricht türkiſch und ſerbiſch. Der ruſſiſche Zivilagent Generalkonſul Demeric war zuerſt Dragoman in Konſtantinopel, dann einige Zeit in Monaſtir und während der Wirren auf Kreta dort Konſul, ſpäter Konſul in Jaſſy und Erſerum und zuletzt Generalkonſul in Beirut. Die beiden Zivilagenten ſtellen ſich zunächſt der Pforte perſönlich vor und begeben ſich dann zu Hilmi Paſcha nach Monaſtir, wohin ihnen Dragomane und Sekretäre folgen.

Änderung der Dienſtpflicht im Osmaniſchen Reiche. — Gleichzeitig mit dem Beſchluß, für die Redifs zweiter Klaſſe (früher Ilave) die fehlenden höheren Verbände aufzuſtellen und dieſe unter dem allgemeinen Namen Redif den alten Rediftruppen einzuverleiben, iſt ein weiterer für die osmaniſche Wehrmacht wichtiger Beſchluß am Goldenen Horn gefaßt worden. Nach den Beſtimmungen des Wehrgeſetzes von 1860, bzw. 1883 beträgt die Militärdienſtpflicht zwanzig Jahre, und zwar ſechs Jahre Nizam (ſtehendes Heer) — hiervon drei Jahre Muaſaf (unter der Fahne) und drei Jahre Ichtiat (in der Reſerve) — acht Jahre Redif (Landwehr) und ſechs Jahre Muſtaſiz (Landſturm). In der Praxis wird aber die dreijährige Dienſtpflicht bei der Fahne nicht eingehalten, vielmehr dauert dieſelbe infolge der großen Ausdehnung des Reiches, der häufigen kriegeriſchen Ereigniſſe und der finanziellen Verlegenheiten vier oder fünf, in manchen Gebieten ſogar ſechs Jahre. Bei der Mobilmachung ſtehen daher den Nizamtruppen nicht genügend Reſervejahrgänge zur Verfügung. Es wurde deshalb nunmehr beſchloſſen, die zwanzigjährige Dienſtzeit in folgender Weiſe zu verteilen: neun Jahre Nizam, wovon geſetzlich vier Jahre unter der Fahne, neun Jahre Redif und zwei Jahre Muſtafiz, ſomit für die Nizam- und Redifbataillone die gleiche Anzahl Jahrgänge, was den Bedürfniſſen dieſer beiden entſpricht.

Zur Hundertjahrfeier der Engliſch-deutſchen Legion.

(19. Dezember.)

Beim Ausbruch des Kriegs zwiſchen England und Frankreich im Frühling 1803 ſuchte Napoleon, damals noch Erſter Konſul, den König Georg III. dadurch an einer empfindlichen Stelle zu treffen, daß er Hannover, deſſen Kurfürſt der König von Großbritannien war, von einem Heere unter Mortier beſetzen ließ. Obgleich der Oberſtkommandierende des hannoverſchen Heeres, General v. Wallmoden, zum Widerſtand riet, befahl das Geheimeratskollegium, die oberſte Regierungsbehörde Hannovers, alles zu vermeiden, was „Ombrage und Aufſehen“ erregen könnte, und zähneknirſchend mußte das hannoverſche Heer gemäß dem am 3. Juni zu Suhlingen vereinbarten ſchmachvollen Vertrag hinter die Elbe zurückgehen. Dieſer Demütigung folgten weiterhin die Auflöſung des Heeres und die Unterwerfung des Landes. Vergewaltigung auf der einen, Kläglichkeit auf der anderen Seite, leider ein typiſches Bild aus jener Zeit! Freundlicher berührt ein anderer Zug, die Treue der Niederſachſen zu ihrem angeſtammten Herrſcherhaus.

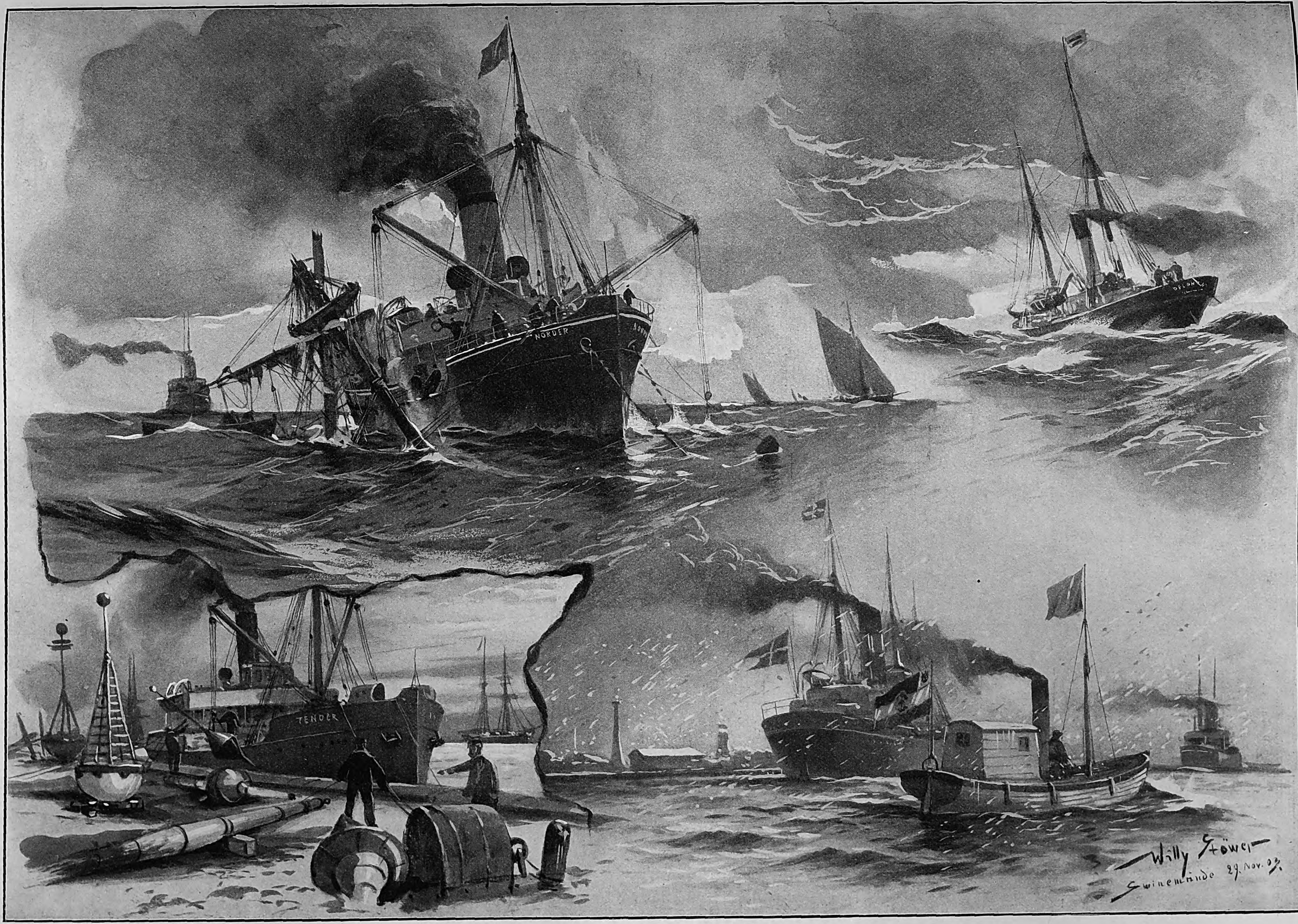
Nicht umſonſt hatte man in England den Plan gefaßt, Trümmer des hannoverſchen Heeres für engliſche Dienſte wiederanzuwerben, und ſchon im Sommer 1803 begann die Tätigkeit der geheimen Werbeagenten, obgleich die Franzoſen, durch die Auswanderung ſo vieler männlicher Individuen aufmerkſam geworden, die Todesſtrafe darauf ſetzten. Urſprünglich war nur die Aufſtellung eines Regiments geplant, unter dem 19. Dezember aber wurde die Errichtung einer aus allen Waffen beſtehenden Legion befohlen. Dieſes Datum trägt nämlich der dem Herzog von Cambridge ausgeſtellte Werbebrief. Die Truppe erhielt die Bezeichnung „Königlich deutſche Legion“ (King’s german legion), wurde jedoch im gewöhnlichen Sprachgebrauch meiſt „Engliſch-deutſche Legion“ genannt. Es entſtanden nach und nach zwei ſchwere Dragonerregimenter, drei Huſarenregimenter, zwei leichte und acht Linienbataillone, zwei reitende und vier Fußbatterien, endlich ein Ingenieurkorps und ein Veteranenbataillon. Die beiden ſchweren Dragonerregimenter erfuhren 1813 eine Umwandlung in leichte und vertauſchten ihre roten Kollette gegen dunkelblaue und die Hüte gegen Tſchakos. Die dunkelblau gekleideten Huſaren unterſchieden ſich je nach dem Regiment durch die Farbe des Schnurbeſatzes und durch rote, weiße oder gelbe Kragen und Aufſchläge auf den Dolmans. Die leichten Infanteriebataillone hatten dunkelgrüne Uniformen, während die Linieninfanterie in ihren roten Röcken faſt genau der engliſchen glich. Ebenſo entſprach die Uniform der Artillerie der betreffenden engliſchen.

Die Legion wurde nie als geſchloſſenes Korps verwendet. Wir finden daher die einzelnen Truppenteile auf den verſchiedenſten Kriegsſchauplätzen tätig. Hier auch nur andeutungsweiſe ihre Kriegstaten zu verfolgen, verbietet der Raum. Wir beſchränken uns daher darauf, die Schlachtennamen anzuführen, die einzelnen Truppenteilen nach engliſcher Sitte für ihre hervorragende Anteilnahme an den betreffenden Kämpfen als „Mottos“ verliehen wurden, welche ſie ſeitdem als Aufſchrift an den Kopfbedeckungen führten. Eine ſolche Auszeichnung errang ſich das 2. Huſarenregiment der Legion für „Baroſſa“ am 5. März 1811 und das 1. Huſarenregiment für „El Bodon“ am 25. September d. J. Die beiden ſchweren Dragonerregimenter erwarben ſich, eben erſt aus Irland in Spanien angekommen, das Motto „Garzia-Hernandez“ (23. Juli 1812) für ihren glänzenden Sturmritt unter den Augen Wellingtons. Der 23. Oktober 1812, „Venta del Pozo“, wurde der Ehrentag der beiden leichten Bataillone. Alle Truppen, die in Spanien und Portugal gefochten hatten, erhielten das Motto „Peninſula“. Auf einen anderen Kriegsſchauplatz weiſt das Motto „Göhrde“, das die dritten Huſaren ebenſo wie die reitende Artillerie 1813 bei der Nordarmee in Deutſchland für ihre Beteiligung an dem Gefecht vom 16. September erhielten. Faſt ſämtliche Truppen nahmen am Feldzug in Belgien 1815 teil und erwarben ſich das Motto „Waterloo“.

Als auf dem Wiener Kongreß eine Neuordnung der Dinge eintrat und das neue Königreich Hannover ſeine Heeresverhältniſſe ordnete, wurde die neue Armee aus zwei Beſtandteilen errichtet, aus der Legion und den ſeit 1813 neugebildeten Truppenteilen (Hanoverian levies). Die Truppenkörper der Legion, als die älteren, erhielten eine bevorzugte Stellung; die neuen Garderegimenter entſtanden ausſchließlich aus Truppenteilen der Legion. Das hannoverſche Heer erlitt zahlreiche Umformungen; die von 1833 erfolgte aus Erſparnisrückſichten und brachte eine bedeutende Verringerung des Beſtands, wurde jedoch durch die Neuformation von 1838 wieder rückgängig gemacht. Das Jahr 1866 brachte der Armee einen ehrenvollen Untergang.

Die ſchönen und ſtolzen Erinnerungen der aus der Engliſch-deutſchen Legion hervorgegangenen Regimenter ſchienen für immer zu Grabe getragen zu ſein. Da rief Kaiſer Wilhelm II. in wahrhaft hochherziger Weiſe dieſe Traditionen wieder zu neuem Leben. In der Order vom 24. Januar 1899 an das Generalkommando des 10. Armeekorps heißt es: „Von nun an ſollen die preußiſchen Truppenteile, welche die alten hannoverſchen Krieger aufgenommen hatten, die Träger der Überlieferungen der früheren hannoverſchen Regimenter ſein und deren Auszeichnungen weiterführen. Ich will dadurch ſowohl den Kämpfern von 1870/71 ein neues Zeichen Meines Königlichen Dankes geben als auch die vielfach beſonders hervorragenden Leiſtungen anerkennen, welche den hannoverſchen Soldaten zu allen Zeiten einen ehrenvollen Namen errungen haben. Zugleich gebe Ich Mich der Hoffnung hin, daß jetzt alle früheren Angehörigen der hannoverſchen Armee die lang entbehrte Stätte wiederfinden werden, an der ſie im Kreiſe der jüngeren Kameraden den ſtolzen Erinnerungen der Vorfahren leben können.“

Die Truppenteile, denen jene Traditionen verliehen wurden, ſind folgende: Die Infanterieregimenter Nr. 73, 74, 77, 78, 79, 164 und 165, das Jägerbataillon Nr. 10,


NORDER
TENDER
Willy Stöwer
Swinemünde 29. Nov. 07.

Kaiſerlicher Werftdampfer Norder, ein Wrack in der Oſtſee entfernend.

Swinemünder Lotſendampfer in einer Bö.

Einbringen der Schiffszeichen.

Quarantänedienſt im Hafen von Swinemünde.

Bilder von der winterlichen Oſtſeeküſte. Nach der Natur gezeichnet von Willy Stöwer. (S. 956.)

die Dragonerregimenter Nr. 9 und 16, das Königs-Ulanenregiment Nr. 13, das Ulanenregiment Nr. 14, das Feldartillerieregiment Nr. 10, das Pionierbataillon Nr. 10, das Trainbataillon Nr. 10. Von dieſen Truppenteilen feiern einige als die Nachfolger der älteſten Regimenter oder Bataillone der Legion an deren Stiftungstag ihr Hundertjahrfeſt.

Richard Knötel.

Georg Kirſtein,

erwählter Biſchof von Mainz.

Am 30. November verkündete mächtiger Glockenſchall vom hohen Dom in Mainz, daß die altehrwürdige Metropole am Main wieder einen Biſchof erhalten hat. Wirkte dieſe Kunde auch nicht wie in den Tagen ehemaliger Mainzer Kurfürſtenherrlichkeit, wo die neugewählten Oberhirten, von mehr als einem Dutzend Suffragane umgeben, von ihrem Erzſtuhl Beſitz ergriffen und im Kurkollegium den Vorſitz führten, ſo weckte ſie doch in den Mainzern dankbare Erinnerungen an die Bedeutung und Wirkſamkeit ihrer heimgegangenen Erzbiſchöfe in den Zeiten des Heiligen Römiſchen Reichs Deutſcher Nation.

Bis in die fernſte chriſtliche Vorzeit reichen die Anfänge chriſtlichen Lebens und chriſtlicher Kultur am Mündungspunkt des Mains in den Rhein zurück. Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts dürfen wir in dem zunächſt als römiſcher Lagerplatz gegründeten Mogontiacum ein entwickeltes chriſtliches Gemeinweſen ſuchen. So iſt es denn auch nicht zu verwundern, daß die kirchengeſchichtlichen Forſchungen auf Grund alter Kataloge dreizehn Biſchöfe vor Bonifatius feſtgeſtellt haben. In dieſen Zeiten hatte Mainz wechſelvolle Geſchicke; arge Verwüſtungen und ſchreckliche Heimſuchungen bereiteten ihm die Vandalen und Alemannen.

Eine Zeit großen Glanzes brach mit der im Jahre 747 erfolgten Beſteigung des Mainzer Biſchofsſtuhls durch den heil. Bonifatius für die Stadt an. Auf Befürwortung der fränkiſchen Fürſten Karlmann und Pipin erhob noch in demſelben Jahre Papſt Zacharias die dortige Kirche zur Metropole, mit der ein weites Gebiet mit bedeutenden Städten, wie Köln, Worms, Erfurt, Augsburg, Straßburg, Konſtanz u. a., vereinigt wurde.

Später hatte Mainz noch vierzehn Suffraganſtühle, von denen aber wieder zwei, Prag und Olmütz, abgezweigt wurden, zwei andere, Halberſtadt und Verden, durch die Reformation verloren gingen, ſo daß der altehrwürdigen Metropole mit Einſchluß des im Jahre 1752 neu errichteten Bistums Fulda noch elf Suffraganbistümer verblieben, und zwar nebſt dieſem Würzburg, Worms, Eichſtätt, Speier, Straßburg, Konſtanz, Augsburg, Chur, Hildesheim und Paderborn. — Unter der Diktatur des Erſten Konſuls und nachmaligen Kaiſers Napoleon verſchwand auf kurze Zeit der kirchliche Stern der Stadt, die in dem „Apoſtel der Deutſchen“ ihren erſten Metropoliten gehabt, um alsdann im weſentlich geminderten Glanz wieder zu erſcheinen. Seit dem Jahre 1802 iſt Mainz nur noch Bistum.

Eine vielleicht noch entſcheidendere Bedeutung darf jedoch dieſer Metropolitanſitz auf ſtaatsrechtlichem und politiſchem Gebiet in dem ehemaligen deutſchen Kaiſerreich beanſpruchen; muß ja der Erzbiſchof Adalbert, der von 1109 bis 1137 regierte, nicht bloß als erſter Mainzer Kurfürſt, ſondern auch als der eigentliche Urheber der kurfürſtlichen Inſtitution angeſehen werden. In dieſem vornehmen Wahlkollegium nahm ſodann der Mainzer Oberhirt ſtets den erſten Rang ein und ging für die Folge überhaupt allen Fürſten und Prälaten des Deutſchen Reiches im Rang voran. Mit dem letzten Kurfürſten Joſeph v. Erthal ging das Mainzer Kurfürſtentum infolge der Reichsdeputationsbeſchlüſſe ein. Es hatte ein Gebiet von 150 Quadratmeilen mit ungefähr 400000 Einwohnern umfaßt.

Der am 30. November d. J. erkorene Biſchof Georg Kirſtein folgt auf den als Kirchenhiſtoriker geſchätzten Dr. Brück. Er wurde am 2. Juli 1858 als Sohn des Bezirksgerichtsrats Kirſtein zu Mainz geboren. Seine Ausbildung empfing er auf den Unterrichtsanſtalten ſeiner Heimatſtadt. Nach Erledigung ſeiner theologiſchen Studien wurde er am 23. Juni 1882 von Biſchof v. Leonrod in Eichſtätt zum Prieſter geweiht. Als Hilfsſeelſorger wirkte er nacheinander in Heßloch, Worms, Bürſtadt und Darmſtadt. Im Jahre 1891 wurde er Pfarrer in der rheinheſſiſchen Gemeinde Gaulgesheim und entfaltete dort elf Jahre hindurch eine ſegensreiche Wirkſamkeit. Das Jahr 1900 brachte ihm ſeine Ernennung zum Dekan des Dekanats Oberingelheim. Im Jahre 1902 erfolgte durch das Mainzer Domkapitel ſeine Wahl zum Domkapitular, zu welcher Würde das laufende Jahr noch die Würden, bzw. Ämter eines Geiſtlichen Rats, Mitglieds des biſchöflichen Ordinariats und eines Domkuſtos hinzufügte. Am 15. Oktober berief ihn dann ſein verſtorbener Vorgänger an Stelle des heimgegangenen Domherrn Holzammer auf den Vertrauenspoſten eines Regens des Biſchöflichen Prieſterſeminars. Als Kanzelredner genießt Biſchof Kirſtein bedeutendes Anſehen; ſeine gewinnenden Umgangsformen und ſein edler Charakter haben ihm in weiten Kreiſen große Sympathien erworben.

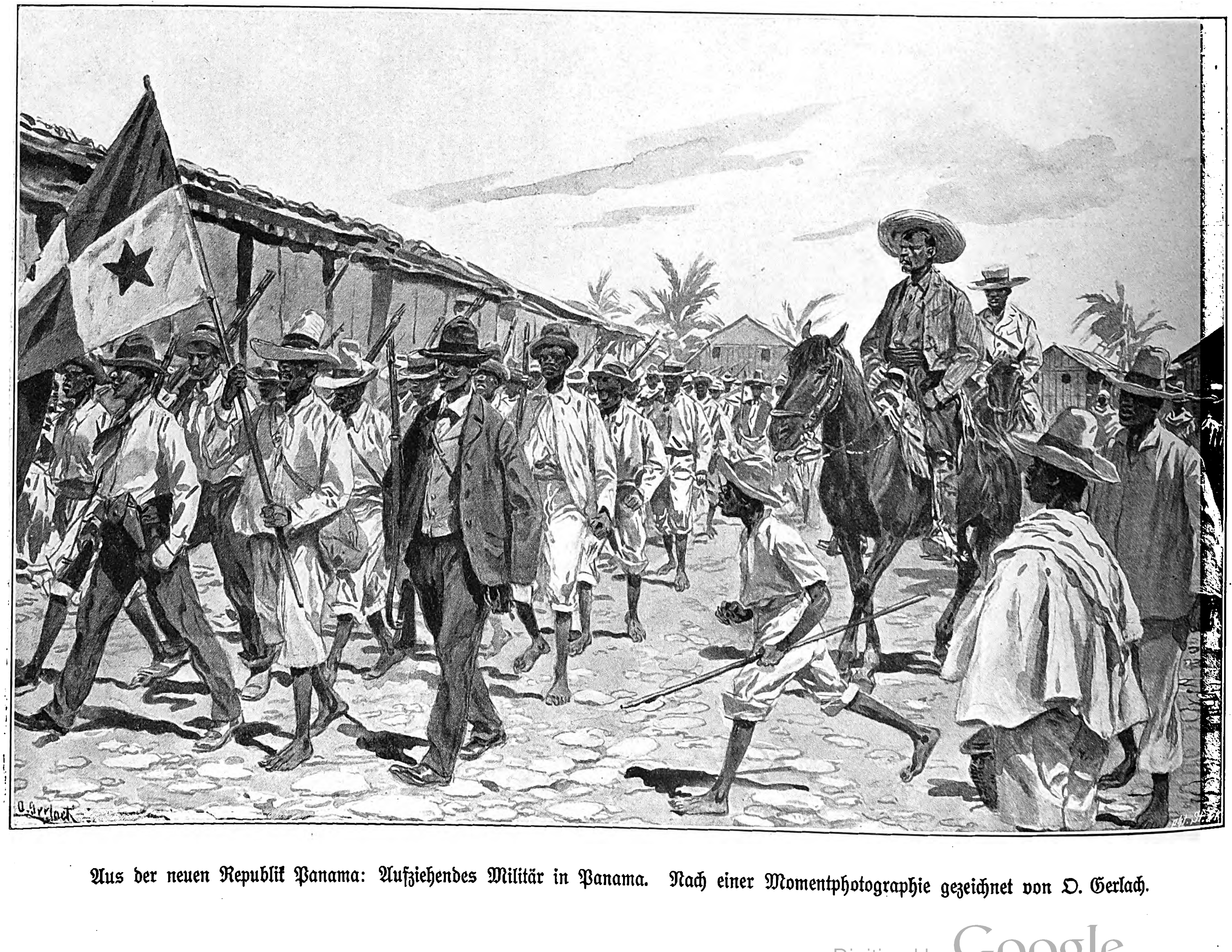
Georg Kirſtein, erwählter Biſchof von Mainz.

Nach einer Photographie von Peter Weber in Wiesbaden.

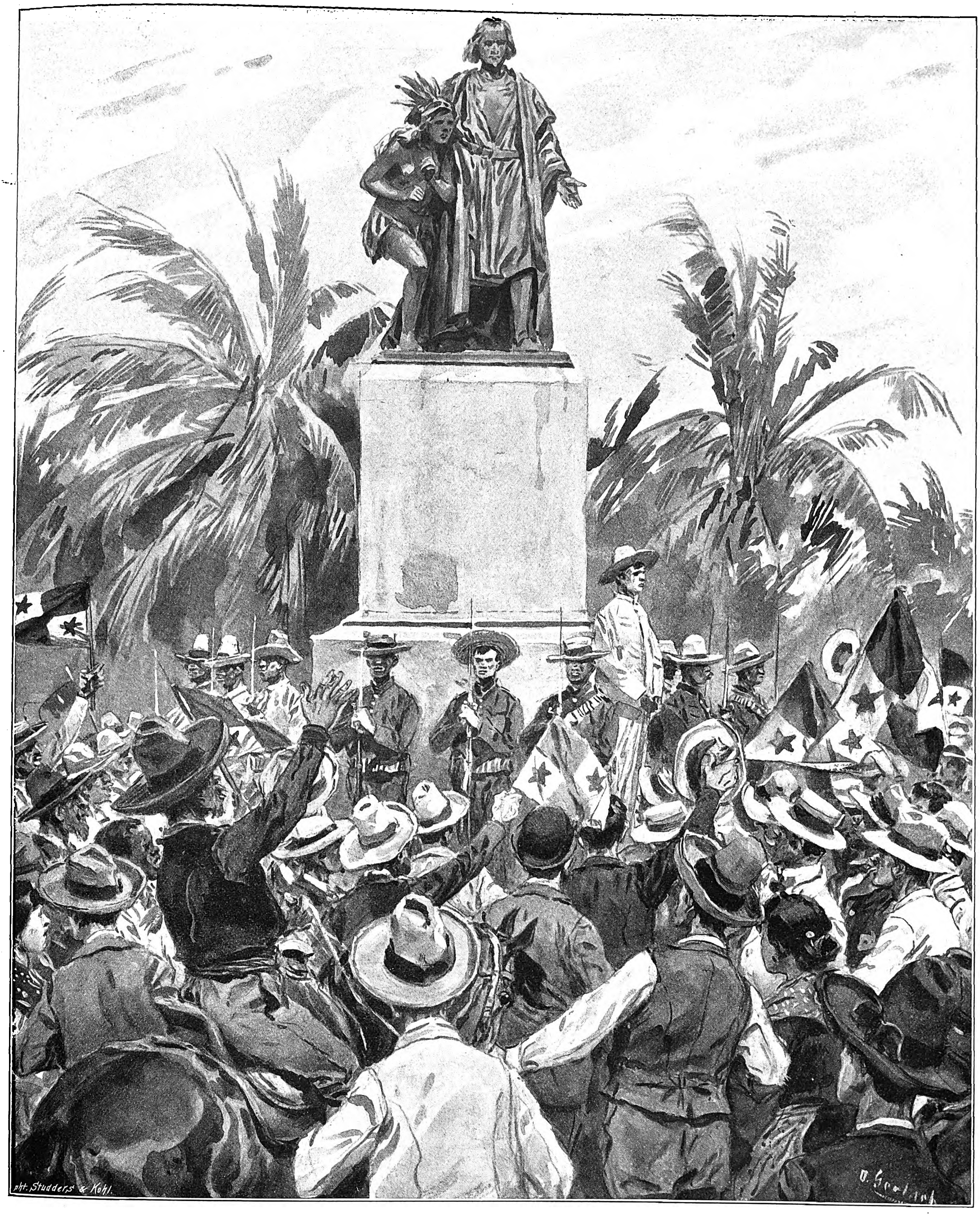
Kolumbien, Panama und Nordamerika.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hätte ſich einer Torheit und Schwäche ſchuldig gemacht, die einem Verbrechen gegen die Nation gleichkämen, wenn ſie in der Panama-Angelegenheit anders gehandelt hätte, als ſie es getan hat.“ Mit dieſen Worten rechtfertigte Präſident Rooſevelt in ſeiner neuſten Botſchaft an den Kongreß das Vorgehen der Regierung der Union auf dem Iſthmus von Panama.

Die nordamerikaniſche Union betrachtet es als eine Lebensfrage, den zu erbauenden interozeaniſchen Schiffahrtsweg auf der mittelamerikaniſchen Landenge in ihren Händen zu haben. Wenn hier Kolumbien vor kurzem den letzten Reſt ſeiner Autorität eingebüßt hat, ſo kann ſich die Republik dieſe Niederlage nur ſelbſt zuſchreiben, da der Kongreß in Bogotá den Abſchluß des Panamavertrags mit dem Kabinett zu Waſhington hartnäckig verzögerte, anſtatt dem nordamerikaniſchen Angebot auf mehr als halbem Wege entgegenzukommen und ſo den kläglichen Finanzen Kolumbiens eine kurze Erholung zu verſchaffen. Staatsſekretär Hay in Waſhington hatte Kenntnis von



Aus der neuen Republik Panama: Aufziehendes Militär in Panama. Nach einer Momentphotographie gezeichnet von O. Gerlach.



Aus der neuen Republik Panama: Kundgebung am Kolumbus-Denkmal in Colon. Nach einer Momentaufnahme gezeichnet von O. Gerlach.

den Beſtrebungen der revolutionären Partei des Departements Panama, ſich von der Zentralregierung in Bogotá loszuſagen und den Iſthmus für unabhängig zu erklären. Da die Autonomiſten die Vollziehung des Kanalvertrags verſprachen, ſo nahm das Waſhingtoner Kabinett ihnen gegenüber eine wohlwollende Haltung an und zögerte nicht, in größter Eile nach Colon und Panama Kriegsſchiffe zu ſchicken, als Kolumbien am 3. November in Colon 400 Mann landete, um die drohende Revolution im Keim zu erſticken. Die Nordamerikaner zwangen die kolumbiſchen Streiter zu unfreiwilliger Heimfahrt; Panama wurde unabhängiger Staat und innerhalb vier Wochen von faſt allen Mächten anerkannt. Schon am 2. Dezember erfolgte die Unterzeichnung des Iſthmuskanal-Vertrags.

Der ſchnelle Erfolg Panamas hat auch in den kolumbiſchen Departements Bolivar, Antioquia und Cáuca die Sezeſſionsgelüſte belebt, und der vielgenannte Präſident Caſtro ſcheint zu beabſichtigen, die Departements Magdalena, Santandér und Boyacá der Republik Venezuela anzugliedern. Es iſt begreiflich, wenn die Zentralregierung in Bogotá trotz aller Finanznot den Verſuch macht, den Gegnern im Inneren und den äußeren Feinden Widerſtand zu leiſten; mehr als tollkühn würde es jedoch von Kolumbien ſein, ſich mit der amerikaniſchen Großmacht in einen Krieg einzulaſſen.

Am 9. Dezember lief aus Neuyork eine Depeſche ein, wonach ein Telegramm aus dem venezolaniſchen Hafen La Guaira meldete, der dort aus Sabanilla eingetroffene Dampfer Verſailles berichte, daß ein kolumbiſcher Dampfer 1100 Mann aus Cartagena in der Nähe des Rio Atrato gelandet habe, um über das Gebirge von Darien in Panama einzudringen. Von dem Departement Cáuca aus ſollen gleichfalls Streitkräfte nach Panama vorzurücken ſuchen. Aus allen Teilen Kolumbiens gingen Meldungen über Truppenbewegungen ein. Nordamerika hat denn auch keinen Augenblick gezögert, dem kampfesmutigen Kolumbien anzukündigen, weſſen ſich ſeine Truppen zu verſehen haben, wenn ſie der Verſuchung nicht widerſtehen können, die Grenzen von Panama zu überſchreiten. Mit Ermächtigung des Generalſtabschefs Young erfolgte am 9. in Waſhington die Mitteilung an die Preſſe, daß das Kriegsdepartement bereit ſei, Truppen nach dem Iſthmus zu ſenden, ſobald die Politik des Marinedepartements die Anweſenheit einer ſtarken Streitmacht der Union in jenem Gebiet notwendig erſcheinen läßt; denn die Abſicht des Marinedepartements gehe dahin, einem Konflikt zwiſchen Panama und Kolumbien vorzubeugen und zu dieſem Zweck die kolumbiſchen Truppen von denjenigen Punkten fern zu halten, an denen ſie mit den Truppen Panamas zuſammenſtoßen könnten. Der geſchützte Kreuzer Atlanta erhielt aus Waſhington bereits den Befehl, nach dem Golf von Darien zu gehen.

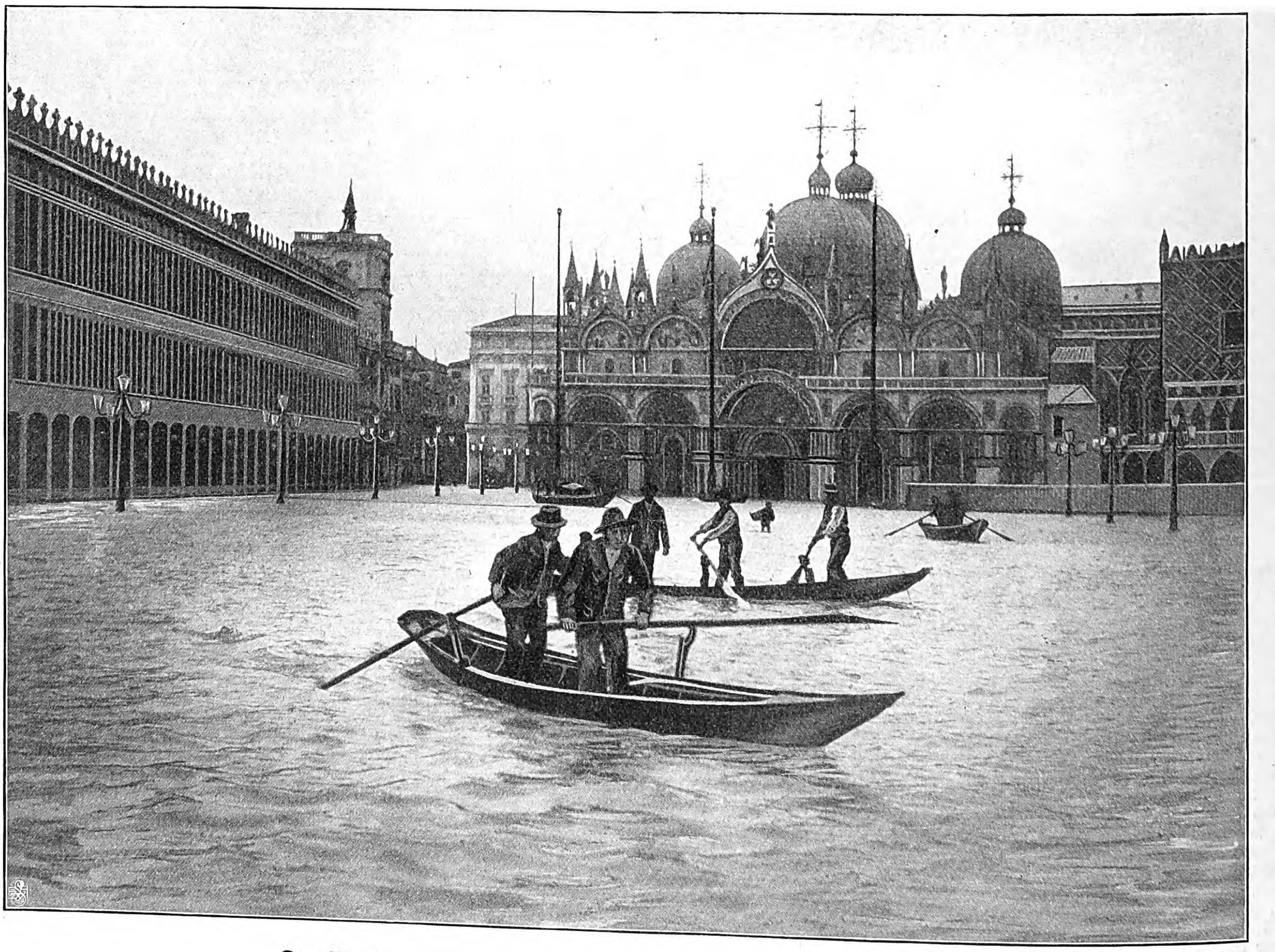
Herbert Spencer.

Herbert Spencer, † am 8. Dezember.

Der am 8. Dezember im vierundachtzigſten Lebensjahre verſtorbene Philoſoph Herbert Spencer war neben John Mill, Thomas Carlyle, Charles Darwin und Th. Huxley wohl der bedeutendſte engliſche Denker des neunzehnten Jahrhunderts. Sein zehnbändiges „Syſtem der ſynthetiſchen Philoſophie“, das die Wiſſensgebiete der Biologie, Pſychologie, Soziologie und Ethik umfaßt, und in dem die Früchte einer faſt vierzigjährigen Gedankenarbeit niedergelegt ſind, wurde 1893 vollendet; zugleich erſchien in fünfter Auflage die „Prinzipienlehre“, der erſte der umfangreichen Bände, der im Jahre 1865 das Rieſenwerk eröffnet hatte. Aber ſchon 1851 waren ſeine „Social statics“ erſchienen, und noch vor dem für die moderne Entwicklungslehre grundlegenden Buche Darwins „Origin of species“ (1859) hatte Spencer, an Lamarck anknüpfend, die Hauptgedanken des biologiſchen Evolutionismus, den er zum kosmiſchen Evolutionismus erweiterte, durch eigenes Nachdenken gefunden; angeregt war er dazu freilich auch durch die von Coleridge ihm übermittelte Schellingſche Naturphiloſophie und die Kant-Laplaceſche Hypotheſe von der Entſtehung des Planetenſyſtems aus Verdichtungen eines kreiſenden kosmiſchen Urnebels. Spencer ergänzte den Begriff der Entwicklung (Evolution) durch den der Auflöſung (Diſſolution). Die ganze ſtofflich-bewegte Welt in allen ihren Teilen, die Himmelskörper wie die Organismen und die menſchliche Geſellſchaft, unterliegt dem nämlichen Doppelprozeß des Übergangs aus einem unzuſammenhängenden, unbeſtimmten Zuſtande in den beſtimmten, wahrnehmbaren Zuſtand der Konzentration und umgekehrt; dort Entwicklung und Ausbreitung (Diſſipation), hier Zerſetzung oder Auflöſung des konzentrierten Zuſammenhangs in ſeine Elemente. Während alſo den Darwinianern die Entwicklung weſentlich in der immer mehr ſich ſpezifizierenden Gliederung (Differenzierung) beſteht, ſo nennt Spencer gerade das Gegenteil der Entwicklung „Differenzierung“; die Entwicklung ſelbſt iſt ihm „Integration“. Dieſer Entwicklungsgedanke beherrſcht ſein ganzes Syſtem. Seine Denkmethode zeichnet der umfaſſende, beſonnene, nüchtern abwägende Charakter der britiſchen Philoſophie aus; er wandte die Methode der naturwiſſenſchaftlichen Forſchung auf die Erkenntnisprobleme an. Gegen den Idealismus, dem die Wahrnehmungswelt nur Empfindungszuſtand iſt, macht er geltend: 1. daß die realen Wahrnehmungseindrücke lebhafter ſind als die von ihnen abgeleiteten Vorſtellungen; 2. daß wir die Bedingungen dieſer kennen, die jener oft nicht. Als wahrſcheinlich müſſe es alſo gelten, daß auch jenen realen Impreſſionen unbekannte Bedingungen zugrunde liegen, Realitäten, die, mögen ſie auch unſeren allgemeinſten Vorausſetzungen vom Daſein (Raum, Stoff, Bewegung, Kraft) nicht völlig gleichen, doch etwas dem Ähnliches ſein mögen.

In der Ethik („The data of ethics“) wägt Spencer ſorgſam die Chancen des egoiſtiſchen und des altruiſtiſchen Moralprinzips ab und ſucht Empirismus und Intuitionismus auszugleichen. Unſere Idee des Guten iſt angeboren und wirkt mittels des Gewiſſens intuitiv, unmittelbar, als wäre ſie ein Apriori; aber ſie iſt darum nicht abſolut, ſondern es ſtecken in ihr die ſeit Jahrhunderten entwickelten und erblich überkommenen Erfahrungen früherer Geſchlechter.*) So iſt auch das Gefühl der Pflichtverbindlichkeit teils angeboren, teils anerzogen und kann zur freien Betätigung des Guten entwickelt werden; und ganz egoiſtiſch iſt das Tun vernünftiger Weſen nie geweſen, zumal die Aufopferungswilligkeit ſelbſt bei Tieren ſich findet. Gleichwohl haftet auch der ſelbſtlos-heroiſchen Tat in dem begleitenden Glücksgefühl etwas aus bloßem Altruismus ſchwerlich Erklärbares an.

Ähnlich mildernd hat Spencer die religiöſe Frage erörtert. Er bekennt ſich zu dem Manſel-Hamiltonſchen „Agnoſtizismus“, wonach wir über das Jenſeits nichts wiſſen können; aber er ſieht in der Idee des Abſoluten oder der Gottheit nicht ein rein Negatives, meint vielmehr, daß die Annahme einer alles bedingenden Urſache ebenſo berechtigt ſei wie die allgemeinſten Begriffe der exakten Wiſſenſchaften. Die Beharrlichkeit der Religion trotz der Verſchiedenheit der Religionen nötige zu dem Zugeſtändnis, daß etwas Wahres an ihren Idealen ſei. Auch dürfe man nicht fragen, ob Gott perſönlich oder unperſönlich ſei, da ſein Weſen höchſtens über das Perſönliche hinausliegend zu denken wäre. Am meiſten Fleiß hat Spencer wohl auf die Pſychologie verwendet; über ihrer Ausarbeitung erkrankte er und konnte ſeitdem nur drei Stunden täglich arbeiten. Auf die Unterſcheidung und Vergleichung des Ähnlichen und Verſchiedenen, daneben auf Anpaſſung und Vererbung, führt Spencer die Vorſtellungsbildung zurück. Unter den religiöſen Motiven ſteht die Ahnenverehrung obenan. Der Wille iſt das mit Bewußtſein künftigen Handelns verbundene Gefühl. Spencer ſieht in der Pſyche ein paſſives Organ; die Kantiſche Einſicht, daß ohne die aktive ſynthetiſche Funktion des Verſtandes keine deutliche Vorſtellung zuſtande käme, iſt ihm verborgen geblieben. Das hat ſchon ſein Landsmann Green († 1882 in Oxford) richtig dargelegt. Der jetzt beliebte Verſuch, die Raumanſchauung auf die Zeitempfindung zurückzuführen, findet ſich bereits bei Spencer; ebenſo die neuerdings von Mach und Oſtwald betonte Erkenntnis, daß die Zeit nicht umkehrbar iſt. In der pſychophyſiſchen Grundfrage vertritt Spencer den Standpunkt des Parallelismus: pſychiſche Phänomene und Nerventätigkeit ſind nur die innere und die äußere Seite eines und desſelben Vorganges; doch ſolle man beachten, daß dem Geſetz der Entwicklung gemäß ſich zwiſchen Äußerem und Innerem nicht ſtreng ſcheiden laſſe, da die inneren Vorgänge durch die lebhafteren äußeren hervorgebracht werden. Hier zeigt ſich eine verhängnisvolle Abhängigkeit Spencers von dem verführeriſchen Reiz der Sprache, der ihn zu widerſpruchsvollen Ausſagen treibt und ihn verkennen läßt, daß der ſprachliche Gegenſinn von innen und außen den Schein des Parallelismus von Pſychiſchem und Phyſiſchem mit hervorbringt. Als beſonderes Verdienſt Spencers wird die Erhebung der Soziologie zur ſpeziellen Lehrwiſſenſchaft gerühmt; hierin gebührt aber Aug. Comte der Vorrang.

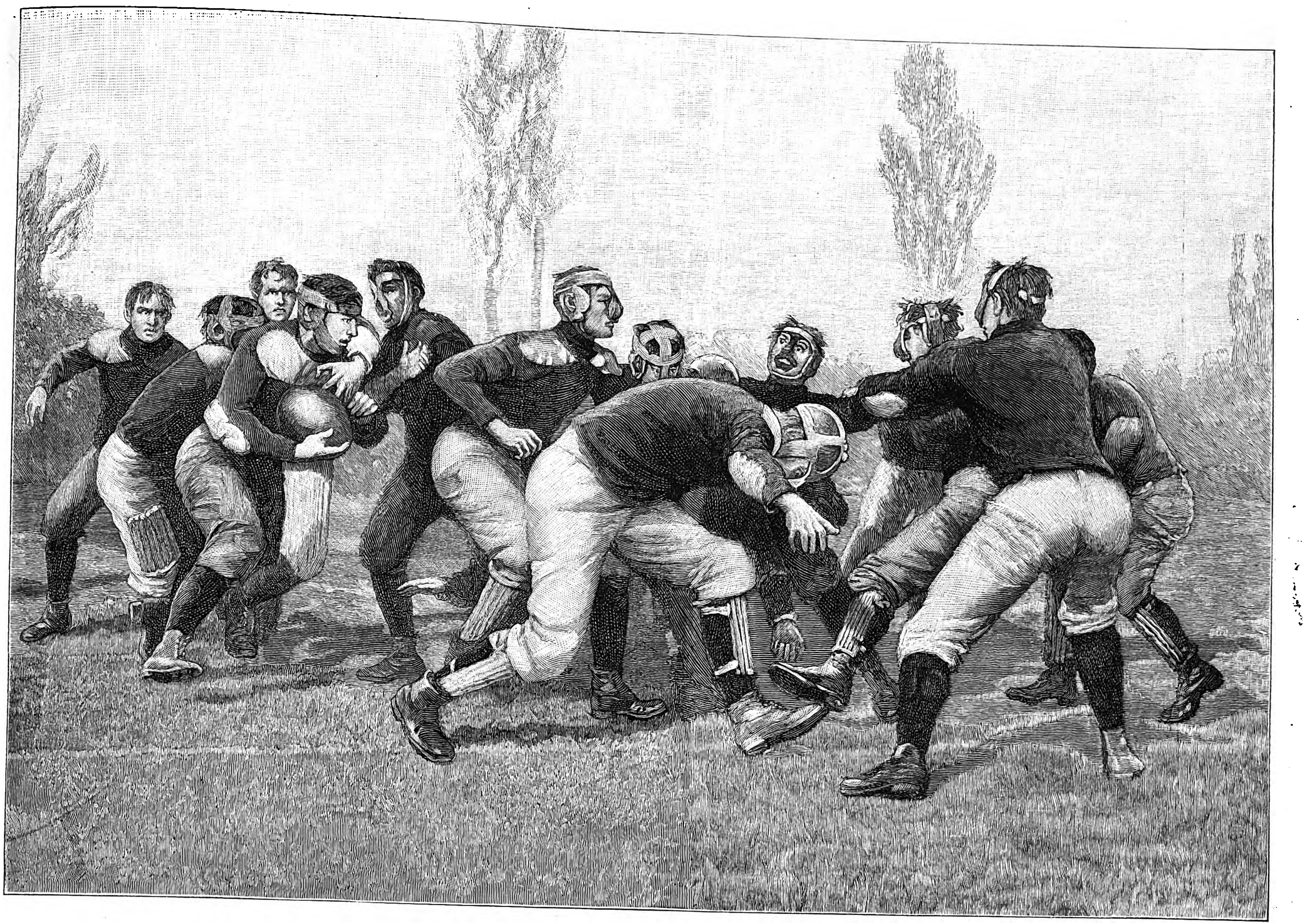


Der Markusplatz in Venedig bei der Überſchwemmung am 6. Dezember.

Nach einer photographiſchen Aufnahme.

---

*) Gegen den Jenenſer Weismann verfocht Spencer beharrlich die Erblichkeit erworbener Eigenſchaften.



Das Rugby-Fußballſpiel in Nordamerika. Nach einer photographiſchen Aufnahme.

Spencers Gedankenarbeit wird ihren Ehrenplatz in der Geſchichte der Philoſophie behaupten. Auch ſeiner Perſönlichkeit gebührt die Anerkennung eines eigenartigen und für alles Edle eintretenden Charakters. Geboren am 27. April 1820 als Sohn eines Lehrers zu Derby, wurde er früh in die exakte Forſchung eingeführt und lernte nach der Natur zeichnen, war aber ſonſt in der Schule nicht fleißig. Später übertraf er alle in Mathematik und Mechanik; die fremden Sprachen ließen ihn kalt. Die Kirche wurde ihm dadurch verleidet, daß er den Vater in den Quäker-, die Mutter in den Methodiſtenkultus begleiten mußte. Der Aufenthalt bei einem Oheim erwärmte ihn für Politik; er hat zeitlebens den liberalen Prinzipien gehuldigt und noch als Hochbetagter gegen den Chauvinismus der Burenbekämpfer demonſtriert. Sein Individualismus („the man versus the state“) erſchien manchen ſeiner Landsleute allerdings allzu ſubjektiviſtiſch. Eine Univerſität hat er nie beſucht; ſpätere Ehrungen mit akademiſchen Titeln hat er regelmäßig abgelehnt. Im achtzehnten Lebensjahre wurde er Eiſenbahningenieur; längere Zeit war er als Mitarbeiter am „Economiſt“ tätig. Daneben trieb er eingehend Geologie, Biologie, Botanik. Seit 1853 widmete er ſich, nachdem er inzwiſchen nach London übergeſiedelt war, ganz der Ausarbeitung ſeines Syſtems, deſſen Veröffentlichung ihn bald in 1200 Pfd. St. Schulden ſtürzte, die er aber in zehn Jahren deckte, nachdem ſein Vater ihm ein kleines Vermögen hinterlaſſen hatte. Den Verlag ſeiner Werke übernahm er ſelbſt. Die Freuden und Leiden des Familienlebens ſind ihm verſagt geblieben. Eine gute Biographie von Herbert Spencer hat unlängſt Gaupp in den von Falckenberg herausgegebenen, von Frommann verlegten „Klaſſikern der Philoſophie“ veröffentlicht.

Prof. Dr. G. Kunze.

Die Überſchwemmung in Venedig.

Die ganze Apenninenhalbinſel hat in der erſten Dezemberwoche unter der Ungunſt einer abnormen Witterung ſchwer zu leiden gehabt. Aus allen Teilen Italiens ſind Nachrichten von heftigen Stürmen, langandauernden Regengüſſen und verheerenden Überſchwemmungen eingelaufen, und die Küſtenſtriche der nördlichen Adria wurden von einer ungewöhnlich hohen Springflut heimgeſucht, die der tagelang wehende und immer ſtärker anſchwellende Schirokko am 6. Dezember herbeiführte. Auch die alte Königin der Adria, die Lagunenſtadt Venedig, hatte eine Überſchwemmung zu verzeichnen, die denen der Jahre 1833, 1867 und 1879 nicht nachſtand. Die eigentliche Überflutung hat zwar nur wenig mehr als ſechs Stunden angedauert; indes vermag man ſich der Beſorgnis nicht zu erwehren, daß dieſe Überſchwemmung auf die Unterbauten der Palazzi und Kirchen eine ſchädliche Wirkung ausgeübt habe.

In den die Stadtteile Venedigs mannigfach durchquerenden Kanälen machte ſich bereits am 5. das zunehmende Einſtrömen des Meerwaſſers bemerkbar; am nächſten Morgen traten die Fluten über die Ufer und bedeckten etwa gegen 9 Uhr den Markusplatz, ſtiegen höher und höher und drangen über die Stufen der Prokurazien in das untere Stockwerk der Kaffeehäuſer und der Läden unter den Säulenhallen. Die den Omnibusverkehr auf dem Großen Kanal vermittelnden Vaporetti vermochten nicht mehr den Bogen des Ponte di Rialto zu paſſieren, und bald beförderten nur noch Gondeln Fahrgäſte auf dem Canale Grande und den vielen kleinen Kanälen; ſie fuhren unmittelbar in die Höfe und Gärten der Paläſte ein, erſchienen auf dem Markusplatz und gruppierten ſich hier um die Mittagſtunde zum Korſo, an dem Fremde wie Einheimiſche teilnahmen.

Aber auch die Seitengäßchen (Calli) und die oft winzigen Plätze (Campi) der inneren Stadt waren vom feuchten Element bedeckt. Rüſtige Männer aus dem Volk trugen männliche und weibliche Paſſanten durch das Waſſer, während ſelbſtändiger geartete Gemüter zu Stelzen, zu Stühlen und zu großen Kiſten griffen, um über die plötzlich entſtandenen Untiefen hinwegzugelangen. Hier und da wurden hölzerne Notbrücken errichtet. In den erſten Nachmittagſtunden legte ſich der Wind, die Fluten ſanken ſchneller und ſchneller und waren gegen 3 Uhr in ihr altes Bett zurückgekehrt, ſo daß man wieder trockenen Fußes auf dem Markusplatz zu wandern vermochte.

Rugby-Fußball in Amerika.

Aſſociation-Fußball iſt ſeit mehreren Jahrzehnten das Nationalſpiel der Engländer geworden, und es bürgert ſich in neuerer Zeit auch auf deutſchem Boden mehr und mehr ein. Die ſchärfere Form des Fußballſpiels iſt das Rugby, das nicht allein komplizierter als Aſſociation iſt, ſondern auch an die Körperkräfte der Spieler höhere Anforderungen ſtellt. Für Schüler iſt das Rugby nicht ſo ohne weiteres zu empfehlen, aber Turnvereinen darf es als ein mannhaftes, nervenſtählendes und geſundes Spiel angeraten werden.

Rugby-Fußball kann, wenn gut geſpielt, die Krone aller Bewegungsſpiele genannt werden. Die beſten Rugby-Spieler und noch mehr die tüchtigſten Captains gibt es in England und hier wieder beſonders zu Oxford und Cambridge, zu Blackheath und Richmond. An dieſen Orten wird das Rugby mit allen erdenklichen Feinheiten geſpielt, und jeder der Captains hat dort nicht nur all die ſchwierigen Spielregeln im Kopf, ſondern auch ſeine Mannſchaft, ſein team, nach langer Praxis ausgeſucht, feſt um ſich geſchart und eingedrillt, denn der Erfolg des Spieles hängt davon ab, daß die Mitſpielenden ſich den Befehlen ihres captain ohne das geringſte Zögern unterwerfen, und um ein Wettſpiel zu gewinnen, muß die Mannſchaft unter demſelben Führer gut eingeſpielt ſein.

Der engliſche und der deutſche Rugby-Spieler tragen beim Fußball eine leichte Sportkleidung und wenden beſondere Aufmerkſamkeit nur den Schuhen zu, die zum Schnüren eingerichtet ſein, gut ſitzen und entweder Gummiſohlen oder Gummiſtreifen, bzw. Gummiſtifte tragen ſollen. Auch Schienbeinſchützer mit Knöchelſchutz ſind empfehlenswert. Darauf beſchränkt ſich in der Regel die ganze Schutzvorkehrung beim Fußball. Wie wird aber der europäiſche Fußballſpieler erſtaunt ſein, wenn er ſieht, in welcher Weiſe das feine Rugby in der Neuen Welt exekutiert wird! Dort ſcheint es mehr auf die urwüchſige Bewährung der Körperkraft als auf die Geſchicklichkeit und die Kunſtfertigkeit der Mannſchaft anzukommen. Beweis dafür ſind die gepolſterten Kniehoſen der Spieler, die Polſter am Ellbogen und auf den Schultern, die Schützer für Ohren, Naſe und Lippen; mit einem Wort, in Amerika macht Rugby eine vollſtändige Rüſtung notwendig, ſo daß es den Anſchein gewinnt, als ob in der Neuen Welt beinahe ſchon die Grenzlinie erreicht iſt, die das Spiel vom Kampfe trennt. In England meint man deshalb, die angelſächſiſchen Vettern von jenſeit des großen Waſſers ſollten Abgeordnete nach den Spielplätzen des Mutterlandes ſenden, um hier die eigentliche Hochſchule des Rugby zu beziehen.

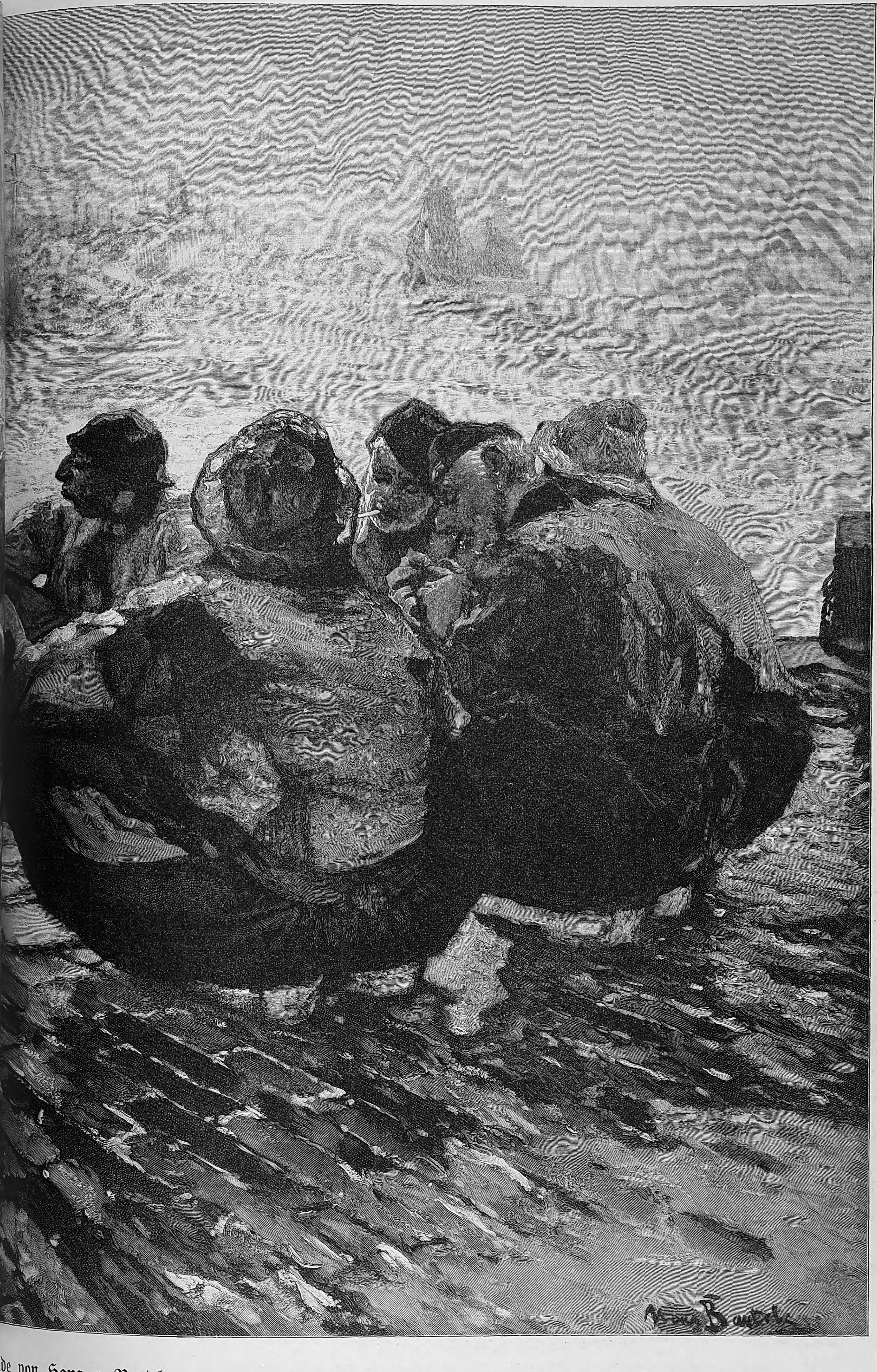
Nebel auf See.

Gemälde von Hans v. Bartels.

Heute iſt kein Tag zum Ausfahren. Die ganze Fiſcherflottille, die ſonſt das weite Gewäſſer durchkreuzt, ruht im Hafen; kein Hauch rührt die Wimpel; es herrſcht vollkommene Windſtille; dichter Nebel verhüllt die Ferne. Was die letzten Schiffe an Beute eingebracht haben, wird in Körben an das Land gefördert; Steinbutt, Rouget, Scholle u. dgl. mehr liegen auf dem roten Steinpflaſter ausgebreitet, ein buntes Durcheinander von zarten roten, bläulichen und ſilbern ſchimmernden Tönen.

Eine nicht weniger farbenprächtige Gruppe bilden die Seeleute, die in einer durch die niedrigen Kajüten bedingten eigentümlichen kauernden Stellung am Strande ſitzen. Sie verharren in phlegmatiſcher Ruhe, ſchwatzen, rauchen, kauen und ſpucken, bis ſich das Wetter auf der See klärt. Ihre Wollhemden, Kittel, Öljacken und Südweſter ſchimmern im weißen Tageslicht und in der feuchten Atmoſphäre in hellen freundlichen Farben. Unter den robuſten, wetterharten Geſtalten hebt ſich manches Profil ſcharf begrenzt gegen die Luft ab, und man glaubt dieſen oder jenen ſchon auf den Bildern von Brouwer oder Oſtade geſehen zu haben. Es läßt ſich eben die urwüchſige Raſſe nie verleugnen. Die Bevölkerung repräſentiert heute wie ehedem noch denſelben geſunden tüchtigen Menſchenſchlag. Man ſehe nur Bartels' friſche dralle Frauen und die Mädchen mit ihren roſigen rundlichen Geſichtern an. Er kennt die Leute und ihre Gewohnheiten faſt ſo gut wie einer der ihrigen. Man bringt deshalb auch ſeiner Kunſt in Holland großes Intereſſe entgegen. Der Holländer hängt ſtark am Heimiſchen und neigt auch im künſtleriſchen Leben zur konſervativen Richtung. Bartels hat ſchon öfter Bilder, darunter auch das umſtehend in einem gelungenen Holzſchnitt reproduzierte „Nebel auf See“, nach Holland verkauft. Und unlängſt wurde er ſogar bei der von der Stadt Amſterdam veranſtalteten Ausſtellung mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet.

A. H.



älde von Hans v. Bartels.

Adolf v. Hanſemann.

Im Jahre 1851 wurde in Berlin zur Hebung des gegenſeitigen Kredits der Mitbeteiligten die Diskontogeſellſchaft ins Leben gerufen. Ihr Begründer war der Finanzminiſter des preußiſchen Miniſteriums Camphauſen des Jahres 1848, von Juni bis September desſelben Jahres an der Spitze eines von ihm ſelbſt gebildeten neuen Kabinetts und dann Chef der Preußiſchen Bank, der frühere Aachener Wollhändler und 1824 Begründer der Aachener Feuerverſicherungsgeſellſchaft David Hanſemann. Das Grundkapital der Geſellſchaft betrug anfänglich 3 Mill. ℳ, ſtieg aber bis zum 1864, nachdem das Unternehmen in eine Kommanditgeſellſchaft auf Aktien umgewandelt worden war, auf das Elffache des urſprünglichen Betrags.

Am 4. Auguſt 1864 ſtarb David Hanſemann. Ihm folgte in der Leitung der Diskontogeſellſchaft ſein am 27. Juli 1826 zu Aachen geborener älteſter Sohn Adolf. Schon ſeit 1857 war er Geſchäftsmitinhaber des Bankinſtituts und von ſeinem Vater in alle Verbindungen und Pläne ſorgſam und genau eingeweiht. Er war daher mehr wie irgendein anderer zur Nachfolge des Vaters berufen; ausnahmsweiſe erbte ſich aber nicht nur das Amt, ſondern auch die hohe Begabung für dieſes vom Vater auf den Sohn fort. Adolf v. Hanſemann — er war 1872 in den erblichen Adelsſtand erhoben worden — iſt es geweſen, der die Diskontogeſellſchaft zu einem der angeſehenſten Bankinſtitute erhoben hat. Dieſes Verdienſt iſt um ſo höherer Anerkennung wert, wenn man in Betracht zieht, daß der Fortgang keineswegs ein gleichmäßig ſteigender geweſen iſt, ſondern über ernſte Kriſen und gefährliche Klippen hinweggeführt hat.

Es iſt geradezu erſtaunlich, mit welcher Kühnheit und Umſicht Hanſemann Vater und Sohn die verſchiedenen Gebiete der finanziellen Tätigkeit bearbeitet haben: das Gebiet des öffentlichen Kredits, wie Staats- und Kommunalanleihen, Pfandbriefe und ſtaatlich garantierte Eiſenbahnobligationen in Deutſchland wie im Auslande; das Gebiet des Verkehrsweſens, und zwar Eiſenbahnen, Schiffahrt und Telegraphie; das Gebiet der Induſtrie, des Verſicherungsweſens und der Grundſtücksunternehmungen; das Gebiet der Landwirtſchaft; endlich auch Bank- und Kolonialunternehmungen. Es iſt nur natürlich, daß eine derartig vielſeitige Tätigkeit ungeachtet der größten Vorſicht und Umſicht der oberſten Leitung auch gelegentlich Verluſte gebracht hat. Solch ein kritiſcher Zeitpunkt war für die Diskontogeſellſchaft das Jahr 1895: die Poppſche Druckluftgeſellſchaft in Paris, die Venezuela-Eiſenbahn und Fehlſchläge an deutſchen Induſtrieaktien verurſachten der Diskontogeſellſchaft einen Verluſt von 32 Mill. ℳ, alſo von mehr als dem vierten Teil des damals 115 Mill. ℳ betragenden Aktienkapitals. Darüber verlor aber Adolf v. Hanſemann den Kopf nicht; mit der Größe der Gefahr wuchs ſeine Kühnheit. Er erwarb die Norddeutſche Bank in Hamburg und ermöglichte dadurch die ſofortige Abſchreibung von 32 Mill. ℳ zugunſten der Diskontogeſellſchaft. Auf ſonſtige Einzelheiten der Hanſemannſchen Anregungen und Tätigkeiten einzugehen, iſt hier nicht der Ort; nur das ſei noch erwähnt, daß auf ſeine Veranlaſſung die Diskontogeſellſchaft ganz weſentlich an der Finanzierung der Kriegsanleihen von 1870 und 1871 ſowie an der der franzöſiſchen Kriegsentſchädigung beteiligt war. Das hatte für die Geſellſchaft beſonders den großen Vorteil, daß ſie dadurch in enge Geſchäftsverbindung mit Rothſchild und der Kreditanſtalt in Wien, mit Bleichröder in Berlin und mit der Bank für Handel und Induſtrie in Darmſtadt, jetzt auch in Berlin, gelangte; dieſe Verbindung aber iſt in den folgenden drei Jahrzehnten von ſehr großem Vorteil geweſen. Um aber doch annähernd ein Bild zu bieten von dem Aufſchwung des Geſchäftsumfangs unter Adolf v. Hanſemanns Leitung von 1864 bis zum 50jährigen Jubiläum des Inſtituts, mögen wenige Zahlen angeführt werden: das Kapital wuchs von 33 auf 130 Mill. ℳ, der Reſervefonds von $2,_6$ auf $38,_5$ Mill., der jährliche Umſchlag von 477 Mill. auf 5 Milliarden 598 Mill. ℳ in bar, von 91 auf 1645 Mill. in Wertpapieren und von 230 auf 2060 Mill. in Wechſeln, und endlich der Ertrag von 2 913 237 auf 19 205 809 ℳ.

Ein Mann von ſo hoher geſchäftlicher Begabung, von ſo reicher Erfahrung und ſo weitem Horizont auf dem faſt unbegrenzten Gebiete des Handels und des Verkehrs war begreiflicherweiſe ſehr begehrt für alle möglichen Ehrenämter; die meiſten derartigen Anträge ſchlug Adolf v. Hanſemann jedoch aus. Wohl aber hat er lange Jahre das Amt eines öſterreichiſch-ungariſchen Generalkonſuls in Berlin bekleidet, und bis an ſein Lebensende ſtand er an der Spitze der Neuguinea-Kompagnie; auch war er Mitglied des Kolonialrats.

Adolf v. Hanſemann war — anders hätte er ja ſein Amt kaum ausfüllen können — eine ſtarke Perſönlichkeit, ein lauterer Charakter, der ſich in meiſt rauher Außenſeite verbarg; es lag ein ausgeprägter autokratiſcher Zug in ſeinem Weſen; obgleich er ein Primus inter pares war, der Geſchäftsführer einer Kommanditgeſellſchaft, machte es nach außen hin, und nicht nur da, oft den Eindruck, als wäre er der Chef des eigenen Hauſes. Am 9. Dezember iſt er nach mehrwöchiger Krankheit im achtundſiebzigſten Lebensjahre geſtorben. Vermählt war er ſeit 1860 mit Ottilie v. Kuſſerow; ein Sohn und eine Tochter gingen aus dieſer Ehe hervor. Der Sohn, geboren 1861, war Grundbeſitzer in Poſen und neben v. Kennemann und v. Tidemann Mitbegründer des Deutſchen Oſtmarkenvereins; er ſtarb leider ſchon im Jahre 1900; dem Oſtmarkenverein aber hat ſein jetzt entſchlafener Vater bis an ſein Lebensende mit lebhaftem Intereſſe und als opferfreudiges Mitglied angehört. Die Tochter Davide Eveline iſt mit dem Rittergutsbeſitzer v. Hinderſin vermählt.

Deutſchland hat an Adolf v. Hanſemann einen hochbegabten, patriotiſchen und ehrenwerten Finanzmann verloren, einen der Beſten ſeines Standes. J. P.

Adolf Hanſemann, † am 9. Dezember.

Nach einer Photographie von E. Bieber in Berlin und Hamburg.

Bilder von der winterlichen Oſtſeeküſte.

Von den vielen Beſuchern der pommerſchen Oſtſeebäder, die im Sommer ihre Erholung dort ſuchen, werden wohl nur wenige dieſe Stätten in den Wintermonaten geſehen haben, wenn der eiſige Nordoſt an der Küſte ſein Weſen treibt. Sie ſind dann ſcheinbar verödet, aber nur ſcheinbar, denn wer ſich nicht ſcheut zu ſuchen, der findet auch an vielen Stellen noch reges Leben und Getriebe.

Mich führte eine Studienreiſe an die winterliche See, und, Swinemünde zum Aufenthalt wählend, fand ich manches intereſſante Motiv für meine Skizzenmappe. Vor Swinemünde war ein däniſcher Schoner während ſchweren Nordweſtſturmes geſunken, ſo daß nur die Untermaſten knapp über Waſſer ragten und nun der Schiffahrt gefährlich wurden. Da kein paſſender Bergungsdampfer zur Stelle war, ſo wurde der kaiſerliche Werftdampfer Norder aus Wilhelmshaven erbeten, um die Maſten des geſunkenen Schiffes zu entfernen, was demſelben, der mit allen Bergungseinrichtungen verſehen iſt, auch leicht gelang. Die Maſten wurden in Swinemünde eingebracht; der Rumpf des Schiffes blieb in der Tiefe liegen.

Prächtig war es, den faſt täglich auslaufenden Lotſen-Dampfſchoner Delphin in den hohen, auflaufenden Seen zu beobachten, wenn eine heftige Bö über ihn hinwegfegte. Ein Boot mit den Lotſen konnte bei ſolchem Wetter nicht ausgeſetzt werden, und daher wurde dem nach Lotſen verlangenden Schiffe durch Signal bedeutet, im Kielwaſſer dem Schoner zu folgen.

Im Hafen von Swinemünde, dieſer auch im Winter ſo gemütlichen Stadt, gab es wieder andere Szenen. Am Bollwerk, vor dem Regierungsbauhof traf täglich ein großer Dampfprahm ein, der die Schiffahrtszeichen aus dem Haff, der Peene, der Swine uſw. entfernt hatte und hier zur Überwinterung ablud, bevor die Eisdecke die Reviere bedeckte. Es waren Anker, Steine, Baken, Tonnen, Spieren, alles durcheinander und mit einer dichten Schicht von Seetang, Moos und Algen beſetzt.

Auf dem Strom ertönt der dumpfe Ton der Dampfpfeife eines eingekommenen Dampfers, der nach Zollbeamten und Arzt ruft, und ſchnell verläßt die ſtändig unter Dampf liegende kleine Barkaſſe Emmy mit der gelben Quarantäneflagge am Maſt das ſchützende Bollwerk, um den Arzt behufs Unterſuchung des Geſundheitszuſtandes der Mannſchaft an Bord zu bringen. Dichtes Schneetreiben verdeckt bald das Bild.

Willy Stöwer.

Totenſchau.

Robert Beyſchlag, Genremaler, Schüler von Philipp Foltz, Schöpfer von Gemälden, die in erſter Linie Stoffe aus dem Frauen- und Liebesleben zur Darſtellung brachten und durch zahlreiche Reproduktionen in Holzſchnitt und Photographie in weiten Kreiſen bekannt geworden ſind, am 1. Juli 1838 zu Nördlingen geboren, † in München am 5. Dezember.

Emil Dapprich, Direktor des Deutſch-amerikaniſchen Lehrerſeminars in Milwaukee, verdienſtvoller Förderer des Deutſchtums in den Vereinigten Staaten, wo er ſeit 1865 tätig war, aus dem Herzogtum Naſſau ſtammend, † in Milwaukee am 25. November, 61 Jahre alt.

Dr. **Albert Ludwig Ewald**, Hiſtoriker, Profeſſor der Geſchichte und Staatswiſſenſchaften an der Univerſität Halle, namhaft durch ſeine Forſchungen zur altpreußiſchen Geſchichte, unter denen das Hauptwerk „Die Eroberung Preußens durch die Deutſchen“ (4 Bde., 1872 bis 1886) iſt, am 6. Auguſt 1838 zu Oppeln geboren, † in Halle a. S. am 7. Dezember.

Dr. **Julius Otto Grimm**, Komponiſt, ſeit 1860 Dirigent des Cäcilienvereins und Königlicher Muſikdirektor der Akademie in Münſter i. W., Profeſſor, vorteilhaft bekannt durch ſeine beiden Suiten in Kanonform, eine D-moll-Symphonie, Klavierſtücke und Lieder, am 6. März 1827 zu Pernau (Livland) geboren, † in Münſter i. W. am 7. Dezember.

Dr. **Georg Hagemann**, ſeit 1862 Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Münſter i. W., † daſelbſt am 6. Dezember.

Adolf v. Hanſemann, Organiſator und Leiter einer Reihe der größten wirtſchaftlichen Unternehmungen auf den Gebieten des Bankweſens, des Verkehrs, der Induſtrie und des Kolonialweſens, Geh. Kommerzienrat, 1844 bis 1857 an der Leitung der Eupener Tuchfabrik Wilhelm Peters u. Ko. beteiligt, 1857 als Mitleiter an die von ſeinem Vater David Hanſemann gegründete Diskontogeſellſchaft in Berlin berufen, ſeit 1864 nach dem Tode des Vaters in die Stellung des älteſten Geſchäftsinhabers der Diskontogeſellſchaft eingerückt, Mitbegründer 1859 des Preußen-Konſortiums, jener Bankgruppe, die Preußen und dem Deutſchen Reiche wichtige Dienſte bei der Begebung der Staatsanleihen leiſtete, 1870 der Preußiſchen Zentralbodenkredit-Aktiengeſellſchaft, 1895 der Landbank, der Deutſch-Aſiatiſchen Bank, der Neuguinea-Kompagnie ſowie der Otavi-Minen- und Eiſenbahngeſellſchaft in Deutſch-Südweſtafrika, 1872 in den erblichen Adelsſtand erhoben, am 27. Juli 1826 zu Aachen geboren, † in Berlin am 9. Dezember. (Porträt u. Nekrolog ſ. nebenſtehend.)

Erzherzogin **Klothilde Maria**, jüngſte Tochter des Erzherzogs Joſeph, k. u. k. Generals der Kavallerie und Oberkommandanten der Landwehr der Länder der ungariſchen Krone, am 9. Mai 1884 zu Fiume geboren, † in Budapeſt am 14. Dezember.

Dr. **Artur Milchhöfer**, Archäolog, ſeit 1895 ordentlicher Profeſſor in Kiel, vorher 1882 Privatdozent in Göttingen, 1883 außerordentlicher Profeſſor in Münſter i. W., 1886 und 1887 in Griechenland, Verfaſſer zahlreicher Studien zur Kenntnis des griechiſchen Altertums auf den Gebieten der Kunſt- und Literaturgeſchichte, Mythologie, Topographie uſw., am 21. März 1852 zu Schirwindt geboren, † in Kiel am 7. Dezember.

Sebaſtiano Herrero y Eſpinoſa de los Monteros, Kardinal und Erzbiſchof von Valencia in Spanien, am 20. Januar 1823 zu Jerez de la Frontera geboren, † laut Nachricht aus Madrid vom 9. Dezember.

Frau **Karoline Peucer**, geborene Wieland, die letzte Enkelin des Dichters Wieland, Witwe des 1888 verſtorbenen Großherzoglich Sächſiſchen Stabsauditeurs Robert Peucer, † in Weimar am 6. Dezember im Alter von 84 Jahren.

Albert v. Pommer-Eſche, preußiſcher Oberpräſident a. D., Wirklicher Geheimer Rat, 1873 vortragender Rat im Reichskanzleramt bei der Abteilung III für Angelegenheiten der Reichslande, in denen er von 1876 ab tätig war, 1879 bis 1882 Unterſtaatsſekretär in dem neu errichteten Miniſterium für Elſaß-Lothringen, Abteilung für Inneres und Kultus, und gleichzeitig Bundesratsmitglied, Regierungspräſident 1883 in Stralſund, 1888 in Trier, 1890 bis 1897 Oberpräſident der Provinz Sachſen, in den letzten Jahren Verwaltungsratsmitglied der Preußiſchen Zentralbodenkreditgeſellſchaft, ſeit kurzem geſchäftsführender Vizepräſident der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft, am 14. Juni 1836 zu Berlin geboren, † daſelbſt am 6. Dezember.

Herbert Spencer, hervorragender engliſcher Philoſoph und Soziolog, deſſen Hauptwerk das „System of synthetic philosophy“ iſt, von dem ſeit 1862 erſchienen: „First principles“, „The principles of biology“, „The principles of psychology“, „The principles of sociology“, „The principles of ethics“, die deutſch von Carus und Vetter herausgegeben wurden, 1837 bis 1846 Ingenieur, 1848 Mitarbeiter beim „Economiſt“, am 27. April 1820 zu Derby geboren, † in Brighton am 8. Dezember. (Porträt u. Nekrolog ſ. S. 950.)

Lamoral Prinz v. Thurn u. Taxis, k. u. k. Kämmerer und Geheimer Rat, Feldmarſchalleutnant der Reſerve, Oberſtinhaber des Huſarenregiments Graf Nádasdy Nr. 9, am 13. April 1832 zu Maria-Thereſiopol geboren, † in Preßburg am 9. Dezember.

Handel, Gewerbe und Verkehr.

— **Die Begründung** der dem deutſchen Reichstag gemachten Vorlage, betreffend die Handelsbeziehungen zum Britiſchen Reiche, ſagt unter anderem folgendes: Nachdem der Handelsvertrag zwiſchen dem Zollverein und Großbritannien vom 30. Mai 1865 von Großbritannien am 30. Juli 1898 gekündigt worden war, wurde der Bundesrat ermächtigt, die in der Vorlage genannten Vorteile auf ein Jahr weiter zu gewähren. Dieſe Befugnis wurde mehrmals, zuletzt durch ein Geſetz vom 29. Mai 1901, bis zum 31. Dezember 1903 verlängert. Der Bundesrat machte von der Ermächtigung bisher gegenüber allen Teilen des Britiſchen Reiches außer Kanada und vorübergehend Barbados Gebrauch. Der Entwurf will den Bundesrat in die Lage ſetzen, die gleiche Befugnis auch über den Schluß des Jahres hinaus in dem durch die Lage der Handelsbeziehungen bedingten Umfang auszuüben. Eine ſolche Verlängerung der Vollmacht liegt im Intereſſe der Beſtrebungen auf Herſtellung einer dauernden Grundlage für den Warenaustauſch zwiſchen dem Deutſchen Reich und den verſchiedenen Teilen des Britiſchen Reiches, und ſie erſcheint auch im Hinblick auf die ſonſtigen Verhandlungen wegen der Erneuerung von Handelsverträgen als zweckmäßig gerechtfertigt.

— **Unter dem Namen Orientverein** bildete ſich in Wien ein Verband öſterreichiſcher und ungariſcher Induſtrieller unter dem Vorſitz des Grafen zu Salm. Der Verein will den deutſchen und engliſchen Wettbewerb im Orient und in der Levante bekämpfen.

— **Im Schutzgebiet Deutſch-Südweſtafrika** ſind zu Haſuur, Gochas und Nauchas Poſtanſtalten eingerichtet worden.

— **Die Friſt, innerhalb deren die Zwanzigpfennig**ſtücke aus Nickel bei den Reichs- und Landeskaſſen noch in Zahlung oder zur Umwechſlung anzunehmen ſind, endigt mit dem 31. Dezember 1903.

— **Zur Ausſtellung deutſcher kolonialer Erzeugniſſe** auf der Weltausſtellung in St. Louis 1904 iſt in den Etat des Auswärtigen Amts für 1904 ein Betrag von 5000 ℳ eingeſtellt worden. Der Gouverneur von Deutſch-Oſtafrika, Graf v. Götzen, hat auf den Beſuch des amerikaniſchen Kommiſſars hin die Anregung gegeben, eine Ausſtellung der wichtigſten landwirtſchaftlichen und bergbaulichen Erzeugniſſe der Kolonie, als Kaffee, Faſerpflanzen, Baumwolle, Glimmer, Golderze, Getreide- und Holzarten, zur Ausſtellung zu bringen. Der Reichskommiſſar für die Ausſtellung in St. Louis iſt auf dieſe Anregung bereitwillig eingegangen und hat einen Platz von 200 qm in der Abteilung für Agrikultur geſichert, wo auch die anderen europäiſchen Staaten, beſonders Großbritannien und Frankreich, eine Spezialausſtellung ihrer afrikaniſchen Kolonien veranſtalten. Ein Beamter des Reichskommiſſariats, Dr. Hardy, iſt am 4. Dezember nach Dar es Salam abgereiſt, um die Gegenſtände in Empfang zu nehmen, nach St. Louis überzuführen und dort wieder aufzubauen. In Verbindung mit den kolonialen Produkten werden die wichtigſten Verwaltungseinrichtungen ſowie Pläne und Karten von Oſtafrika, gleichzeitig auch die neuſten Ergebniſſe der Tropenhygiene und Tropenbotanik zur Ausſtellung gelangen.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— **Zur Erlangung von Entwürfen für eine Feſthalle** in Landau in der Pfalz ergeht an reichsangehörige deutſche Architekten die Einladung zu einem Wettbewerb, zu dem die Einſendungen bis zum 1. Februar k. J. an das Bürgermeiſteramt zu Landau zu erfolgen haben. An Preiſen ſind 2500, 1500 und 1000 ℳ ausgeſetzt.

— **Am 18. Oktober k. J. gedenkt man in Berlin** das neuerbaute Kaiſer-Friedrich-Muſeum zu eröffnen, das in ſechzig Sälen und Kabinetten, die ſich nach drei Straßenfronten hin um fünf große Lichthöfe gruppieren, die Sammlungen der Kunſt chriſtlicher Zeit, der Malerei wie der Bildhauerei, aufzunehmen beſtimmt iſt. Eifrig arbeitet man gegenwärtig an der Innenausſtattung der Räume, für die zahlreiche dekorative Stücke, wie Kamine, Wandbrunnen, Kartuſchen, Geſimsſtücke und andere Ornamente der Renaiſſance, herangezogen werden, ſo daß bereits auch die Ausſtattung des Hauſes, in das man durch eine Vorhalle zu dem kuppelüberwölbten, mit farbigem Marmor bekleideten Haupttreppenhauſe gelangt, ſich vielfach aus vorhandenem Muſeumsbeſitz zuſammenſetzt.

— **Am 30. November iſt in Graz die ſteiermärkiſche** Landes-Bildergalerie in neuer Aufſtellung dem Beſuch eröffnet worden. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts zumeiſt durch Geſchenke und Überweiſungen entſtanden und jetzt mehr als fünfhundert Stücke umfaſſend, war ſie bisher in dem Johanneum, dem Kulturhiſtoriſchen und Kunſtgewerbe-Muſeum zu Graz, in höchſt ungenügender Weiſe untergebracht. Durch den Ausbau des oberen Stockwerks des Hauſes wurden für ſie fünf Säle geſchaffen, in denen ſie nun durch den Direktor Lacher eine von kunſtgeſchichtlichen Geſichtspunkten geleitete Anordnung erhalten hat, die von den deutſchen Meiſtern zu den Niederländern, Franzoſen, Spaniern und Italienern führt, die Meiſter des neunzehnten Jahrhunderts zuſammenfaßt und ſchließlich die ſteiriſche Malerei von ihren Anfängen im fünfzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart zu einer beſonders intereſſanten Lokalgruppe vereinigt.

— **Das Mähriſche Gewerbemuſeum zu Brünn** hat eine Ausſtellung von Werken der Kleinplaſtik veranſtaltet, der es unter bereitwilliger Unterſtützung von den verſchiedenſten Seiten her gelungen iſt, ein anſchauliches Bild der Leiſtungen alter und neuer Zeit auf dieſem Gebiet zu gewähren. An eine Reihe von Arbeiten italieniſcher, deutſcher und franzöſiſcher Herkunft aus dem Mittelalter und der Renaiſſance ſchließen ſich als beſonders reiche Gruppen die der älteren öſterreichiſchen Meiſter, insbeſondere Rafael Donners, und die der Tiroler Holzſchnitzer aus der Wende des achtzehnten Jahrhunderts an. Von modernen Meiſtern ſind Rodin, Klinger, Straſſer, van der Stappen, Charpentier und die franzöſiſchen Medailleure gut vertreten. Das Gebiet des Kunſtgewerbes und der dekorativen Kunſt repräſentieren weiterhin Arbeiten der Kunſtgewerbeſchule zu Wien, der Unterrichtsanſtalt des Berliner Kunſtgewerbe-Muſeums, der Münchener vereinigten Werkſtätten, der däniſchen Porzellanfabriken uſw.

— **Zu einer Atelier-Ausſtellung hat der Bildhauer** Heinemann in Berlin ſeine neueren Arbeiten vereinigt. Man begegnet in ihr den Modellen der Reformatorengeſtalten für das Melanchthonhaus zu Bretten, der kräftigen Bronzefigur eines altbrandenburgiſchen Bürgers für das Niederbarnimer Kreishaus ſowie verſchiedenen Büſten und anderen kleineren Arbeiten, vor allem aber der in Bronze gegoſſenen Koloſſalfigur eines nach dem Morde des Bruders von Entſetzen über ſeine Untat gepackten und in wilder Angſt, die ihn faſt ſchon zuſammenbrechen läßt, atemlos fliehenden Kain. Dazu geſellt ſich endlich noch ein für den Steinplatz zu Charlottenburg gedachter, im Verein mit dem Architekten Schaede entworfener Monumentalbrunnen, als ein umfangreicher, mit figürlichem und ornamentalem Schmuck bedeckter Aufbau, den die ſtreng gehaltene Figur einer Pallas Athene bekrönt.

— **Der Verein „Kunſthütte“ zu Chemnitz macht** ſich gegenwärtig einer breiteren Öffentlichkeit dadurch bekannt, daß er den aus etwa 100 Nummern beſtehenden künſtleriſchen Nachlaß des verſtorbenen Böcklin-Schülers Hans Sandreuter, der zuerſt auf der diesjährigen Ausſtellung im Münchner Glaspalaſt vorgeführt wurde, zu einer Ausſtellung vereinigt hat.

— **In ſeinem großen Lichthof hat das Berliner** Kunſtgewerbe-Muſeum aus ſeinem Beſitz eine reichhaltige Ausſtellung von Kunſtſtickereien verſchiedenſter Zeit und Herkunft veranſtaltet, in einem Saal des oberen Stockwerks aber die Neuerwerbungen des letzten Jahres zur Schau geſtellt. Eine italieniſche Truhe in vergoldeter Schnitzerei, ein aus Tirol ſtammender Tabernakel aus dem achtzehnten Jahrhundert und ein etwa derſelben Zeit angehöriger holzgeſchnitzter Schlitten ſind die äußerlich anſehnlichſten Stücke. Reich iſt daneben die Gruppe der Keramik vertreten, ebenſo reich eine andere, die aus galvaniſchen Nachbildungen profanen und kirchlichen Geräts beſteht und namentlich durch einige ſeltene mittelalterliche Stücke feſſelt. Von dem franzöſiſchen Schmuckkünſtler Lalique wurde ein koſtbares, mit Saphiren beſetztes breites Halsband aus einem in durchbrochener Arbeit in farbigem Email ausgeführten Pflanzenornament erworben.

— **In Düſſeldorf iſt dieſer Tage ein Verband** der Kunſtfreunde in den Rheinlanden begründet worden, der die Förderung begabter bildender Künſtler durch Erteilung von Aufträgen ſowohl wie auch durch die Gewährung von Jahresgehältern beabſichtigt, die dem Empfänger ein freies Schaffen nach eigenem Wollen ermöglichen und ihn nur zu einem Äquivalent durch Überlaſſung dieſes oder jenes Werkes an den Verband verpflichten.

— **Wie vor nicht langer Zeit der Bildhauer Ignaz** Taſchner, ſo iſt jetzt auch der Maler Hans Roßmann aus München als Lehrer an die Kunſt- und Kunſtgewerbeſchule zu Breslau berufen worden. Bekannt gemacht hat er ſich durch ſeine Beiträge zur „Jugend“ und durch charaktervolle maleriſche Schilderungen heimiſcher Natur.

Theater und Muſik.

— **Zum erſtenmal in Deutſchland ging das neue** hiſtoriſche Drama „Guſtav Adolf“ von Auguſt Strindberg im Berliner Theater zu Berlin in Szene, hatte aber nur teilweiſe günſtigen Erfolg, da das Publikum kein reges Intereſſe für die Handlung kundgab. Durch vielfache Kürzungen des Stückes waren der Zuſammenhang der Handlung und das Charakterbild des Heldenkönigs geſchädigt worden. — Das Neue Theater erzielte mit dem eigenartigen Stück „Früchte der Bildung“ von Tolſtoi (deutſch von Auguſt Scholz) Beifall, jedoch fehlte es auch nicht an Widerſpruch. Das Stück enthält witzige Satire gegen die jetzige Überkultur und Sittenentartung, auch gegen die in manchen Geſellſchaften gepflegte Spielerei mit dem Spiritismus, den der Autor als eine Macht der Finſternis bekämpft. Beſonders wird auch die Pietätloſigkeit der jetzigen Jugend gegen die Eltern geſchildert.

— **Im Königlichen Theater zu Potsdam hatte das** zum erſtenmal aufgeführte vaterländiſche Drama „Schatten des Zweifels“ von Hans v. Wentzel, erſter Teil der Trilogie „Fredericus Rex“, keinen großen Erfolg.

— **Das neue franzöſiſche Schauſpiel „Die Schloßherrin“** von Alfred Capus (deutſch von Th. Wolff) erzielte im Neuen Theater zu Leipzig bei der erſten Aufführung nicht viel Beifall, obwohl die Aufführung rühmenswert gelang. Das Publikum hatte, wie es ſchien, an der Handlung weniger Intereſſe als an anderen franzöſiſchen Stücken mit pikanter Würze. Am beſten gefielen in den erſten Akten die Szenen mit geiſtreichem Dialog, am wenigſten aber die Schlußakte, worin der Konflikt ziemlich unglaubhaft zur Löſung kommt.

— **Hebbels große, gehaltreiche Tragödie „Herodes** und Mariamne“ ging mit außerordentlichem Erfolg im Deutſchen Schauſpielhaus zu Hamburg in Szene. Beſonders am Schluß folgte ſtürmiſcher Beifall.

— **Ein neues ſoziales Schauſpiel, betitelt** „Macht“, von Johann Wiegand fand bei der erſten Aufführung im Deutſchen Theater zu Bremen freundliche Aufnahme. Der Held des Stückes, ein ſehr begabter, unternehmungstüchtiger Leiter eines Stahltruſts in Neuyork, ſchwingt ſich zu großer Macht empor, macht ſich aber durch ſeinen rückſichtsloſen Despotismus verhaßt. Er verläßt ſeine treue Geliebte und verheiratet ſich mit einer reichen koketten Dame. Schließlich verliert er ſeine Macht und wird bei einer durch Arbeiter angeſtifteten Schiffsexploſion getötet. Starke dramatiſche Wirkung hatten beſonders die letzten Akte des Stückes.

— **Gorkis „Nachtaſyl“ errang ſich im Münchner** Neuen Volkstheater unbeſtrittenen Erfolg, wenn auch die Darſtellung in einigen Rollen nicht befriedigte.

— **In dem Intimen Theater zu Nürnberg ging** ein neues Luſtſpiel „Der Dreikampf“, eine burleske Komödie aus dem Eheleben, von Rich. Manz zum erſtenmal in Szene. Beſonders erheiterten die ſatiriſchen Szenen und der witzige Dialog das Publikum; zumal daß ein Hausfreund durch die erzwungene Verheiratung mit der Ehebrecherin beſtraft wird, wirkte ergötzlich.

— **Ein neues Zeitbild „Tante Regine“ von dem** Hofſchauſpieler Paul (früher in Dresden) trug bei der erſten Aufführung im Neuen Theater zu Halle Beifall davon.

— **Im Stadttheater zu Elberfeld fand das neue** Schauſpiel „Katharina Gräfin von Armagnac und ihre beiden Liebhaber“ von Karl Vollmöller bei der erſten Aufführung in einer literariſchen Matinee freundliche Aufnahme, beſonders nach dem erſten und dritten Akt.

— **Max Halbes neues Drama „Der Strom“** erzielte im Hoftheater zu Weimar ſtarken Erfolg.

— **Im Raimund-Theater zu Wien gefiel eine** neue Poſſe „Fräulein Stationschef“ von L. Bruckner und H. Wickel dem Publikum. — Ein neues Volksſtück „A Walperl“ aus dem Wiener Leben von Karl Frhr. v. Drechſler erweckte im Jantſch-Theater lebhaften Beifall. Die lebenswahre Charakteriſtik der Figuren wurde beſonders gerühmt.

— **Das Luſtſpiel „Die Vögel“ von Ariſtophanes** wurde von Studenten der Univerſität zu Cambridge (England) in griechiſcher Sprache aufgeführt.

— **Im Manzoni-Theater zu Mailand ging zum** erſtenmal ein neues Drama von Verga, betitelt „Dal tuo, al mio“ (Erſt dein, dann mein), das wie die „Bauernehre“ in Sizilien ſpielt, in Szene und würde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

— **Das Interimshoftheater in Stuttgart erzielte** mit der neuen Oper „Der Dusle und das Babeli“ von Karl v. Kaskel lebhaften Beifall.

— **Die Oper „Manon“ von Maſſenet brachte es** im Königlichen Opernhaus zu Berlin nur zu einem Achtungserfolg, wenn auch die anmutige Muſik Gefallen erweckte. — Das Neue Königliche Operntheater ſoll an einen Privatdirektor verpachtet werden, ſobald das Miniſterium des Königlichen Hauſes ſeine Zuſtimmung gegeben haben wird.

— **Eine neue italieniſche Oper „Hebe“ von** E. E. Trucco (Text von Luca d'Urbino, deutſch von Frau Schulze-Schmidt) errang ſich bei der erſten deutſchen Aufführung im Stadttheater zu Bremen freundliche Zuſtimmung.

— **Im Wiedener Theater zu Wien ging eine** neue Operette „Der Herr Profeſſor“ von dem blinden Komponiſten Bela v. Ujj (Text von V. Leon) mit günſtigem Erfolg zum erſtenmal in Szene Die vorwiegend lyriſche Muſik wurde als melodiös gerühmt.

Himmelserſcheinungen.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes: Abw. vom Äquat.	im mittleren Mittag des Mondes: Länge	im mittleren Mittag des Mondes: Breite	des Mondes: Aufgang	des Mondes: Untergang
Dez.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
20.	17 51 26	11 57 14	— 2 46	—17 45	285	+ 4 53	am Tage	5 58 ab.
21.	17 55 22	11 57 44	2 16	16 16	297	4 33		6 56
22.	17 59 19	11 58 14	1 46	14 7	309	4 1		7 56
23.	18 3 15	11 58 44	1 16	11 23	321	3 19		8 57
24.	18 7 12	11 59 14	0 46	8 13	333	2 28		9 58
25.	18 11 8	11 59 44	— 0 16	4 42	344	1 30		11 2
26.	18 15 5	12 0 14	+ 0 14	— 0 58	356	+ 0 29		. .

Sonne: Gerade Aufſteigung 270° 30′ ($18^h\,2^m$), ſüdliche Abweichung 23° 27′ (den 23.).

Sonnenaufgang 8 Uhr 16 Min., Sonnenuntergang 4 Uhr 2 Min. (den 23.).

Sonne in größter ſüdlicher Abweichung vom Äquator den 23., Winters Anfang.

Mond in Erdferne den 23. vormittags 11 Uhr (Abſtand 405 400 km).

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur geht 1 Stunde nach der Sonne unter. — **Venus** ($223\frac{3}{4}^\circ = 14^h\,55^m$ gerade Aufſteigung, $13\frac{1}{2}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde der Wage, iſt von ihrem bald nach 4 Uhr früh erfolgenden Aufgange bei vollſtändiger Dunkelheit als hellglänzendes Geſtirn am ſüdöſtlichen Himmel zu ſehen und erſcheint noch kurz vor Sonnenaufgang den bloßen Augen als weißer Lichtpunkt. — **Mars** ($311\frac{1}{2}^\circ = 20^h\,46^m$ gerade Aufſteigung, $19\frac{1}{3}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, bleibt abends bis gegen 7 Uhr über dem Geſichtskreiſe. Den 21. kommt er dem Saturn bis auf eine Vollmondbreite nahe; beide Planeten haben ziemlich die gleiche Helligkeit. Den 22. abends 8 Uhr ſteht Mars in ſeiner wahren Bahn in Sonnennähe. — **Jupiter** ($348^\circ = 23^h\,12^m$ gerade Aufſteigung, $6\frac{1}{2}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Waſſermanns, kommt nachmittags gegen 5 Uhr in ſeinen höchſten Stand am Südhimmel und geht nachts $10\frac{3}{4}$ Uhr unter. Eine Verfinſterung des erſten Jupitermondes ereignet ſich den 26., der Austritt erfolgt abends 9 Uhr 47 Min. — **Saturn** ($309\frac{3}{4}^\circ = 20^h\,39^m$ gerade Aufſteigung, $19\frac{1}{6}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, geht faſt zu gleicher Zeit mit Mars unter. — **Uranus** ($265\frac{3}{4}^\circ = 17^h\,43^m$ gerade Aufſteigung, $23\frac{1}{2}^\circ$ ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, geht $\frac{1}{4}$ Stunde vor der Sonne auf. — Der äußerſte bekannte Planet unſeres Sonnenſyſtems, **Neptun**, kommt den 27. nachts 12 Uhr in Gegenſchein mit der Sonne und hat alsdann den kleinſten Abſtand von der Erde mit $577\frac{1}{3}$ Mill. Meilen. Sein Ort unter den Sternen iſt den 27. in $94^\circ\,54\frac{1}{2}'$ ($6^h\,19\frac{2}{3}^m$) gerader Aufſteigung und 22° 17′ nördlicher Abweichung (Sternbild der Zwillinge in der Nähe des Sterns 3. Größe μ). Mit bloßen Augen iſt der Planet nicht zu ſehen, da er nur die Helligkeit eines Sterns 8. Größe hat; er kann aber ſchon mit einem Fernrohr von 3 Zoll Objektivöffnung bequem gefunden werden.

Der **Mond** iſt in Konjunktion mit Merkur den 20. vormittags 9 Uhr, mit Saturn den 22. vormittags 10 Uhr, mit Mars den 22. mittags 12 Uhr, mit Jupiter den 25. abends 7 Uhr.

Die Nobel-Preiſe.

Noch niemals hat es eine ſo großherzige Stiftung gegeben, wie ſie der am 10. Dezember 1896 in San Remo verſtorbene ſchwediſche Chemiker Alfred Nobel in ſeinem Teſtament errichtet hat. Der Mann, der das rauchſchwache Pulver und das Dynamit erfunden hat, beſtimmte faſt ſein ganzes großes Vermögen von etwa 40 Mill. ℳ zu Preiſen für hervorragende wiſſenſchaftliche Leiſtungen. Voran ſtehen ſeine Spezialgebiete, die Phyſik, die Chemie, die Medizin und Phyſiologie. Dann folgt die Literatur: „dasjenige in einer beliebigen Sprache verfaßte literariſche Werk, das ſich am meiſten durch hohe ideale Tendenz auszeichnet“. Dieſe vier Preiſe verteilt die Akademie in Stockholm. Über den fünften aber „für das verdienſtlichſte und wirkſamſte Beſtreben zur Förderung allgemeiner Brüderlichkeit, Aufhebung und Verminderung der ſtehenden Heere und Errichtung ſchiedsrichterlicher Tribunale zwiſchen den verſchiedenen Staaten“ entſcheidet die Nobel-Kommiſſion des norwegiſchen Storthings. Die Wiſſenſchaft hat Nobel bevorzugt; denn er ging von der Anſicht aus, daß es den Gelehrten im allgemeinen ſchwer iſt, aus den Ergebniſſen ihrer Arbeit ſelbſt Nutzen zu ziehen, dieſer vielmehr gewöhnlich anderen zugute kommt. Im Jahre 1901 wurden die Preiſe an des Stifters Todestage zum erſtenmal verteilt, je etwa 200 000 ℳ, für Gelehrte gewiß eine ganz bedeutende Summe. Deutſche, Franzoſen, Engländer und Niederländer waren bisher die Erkorenen. Dieſes Jahr iſt Deutſchland leer ausgegangen, während beſonders Skandinavier, dann Franzoſen und ein Engländer beglückt wurden.

Der Preis für Phyſik, den 1901 Röntgen und im Jahre 1902 Lorentz in Leiden und Zeemann in Amſterdam errangen, iſt diesmal einem Schweden, dem Profeſſor **Svante Arrhenius** in Stockholm, zugefallen. Er ſteht erſt im fünfundvierzigſten Lebensjahre. Auf dem Gebiete der anorganiſchen und phyſikaliſchen Chemie hat er erhebliche Bedeutung erlangt durch die Hypotheſe, daß die Löſungen von Salzen und daß Säuren und Baſen in wäſſerigen, weniger auch in alkaliſchen und ammoniakaliſchen Löſungen ſich nicht in demſelben Zuſtande befinden, in dem wir ſie als feſte Körper kennen. Dieſe Theorie hat ſich in den letzten anderthalb Jahrzehnten allgemeine Geltung verſchafft und das Verſtändnis für zahlreiche phyſikaliſch-chemiſche Erſcheinungen erſchloſſen, denen die Gelehrten vorher ratlos gegenüberſtanden.

Der Preis für Chemie iſt geteilt; 1901 fiel er van 't Hoff und das Jahr darauf Emil Fiſcher in Berlin zu. Diesmal kam er in franzöſiſche Hände, an **Henri Becquerel** und an das Ehepaar **Curie**. Des erſteren Entdeckung iſt nicht unähnlich der älteren Röntgens. Er fand, daß ein Körper die Eigenſchaft hat, jahrelang

Die Abtrünnige.

Gemälde von Moritz Coſchell.

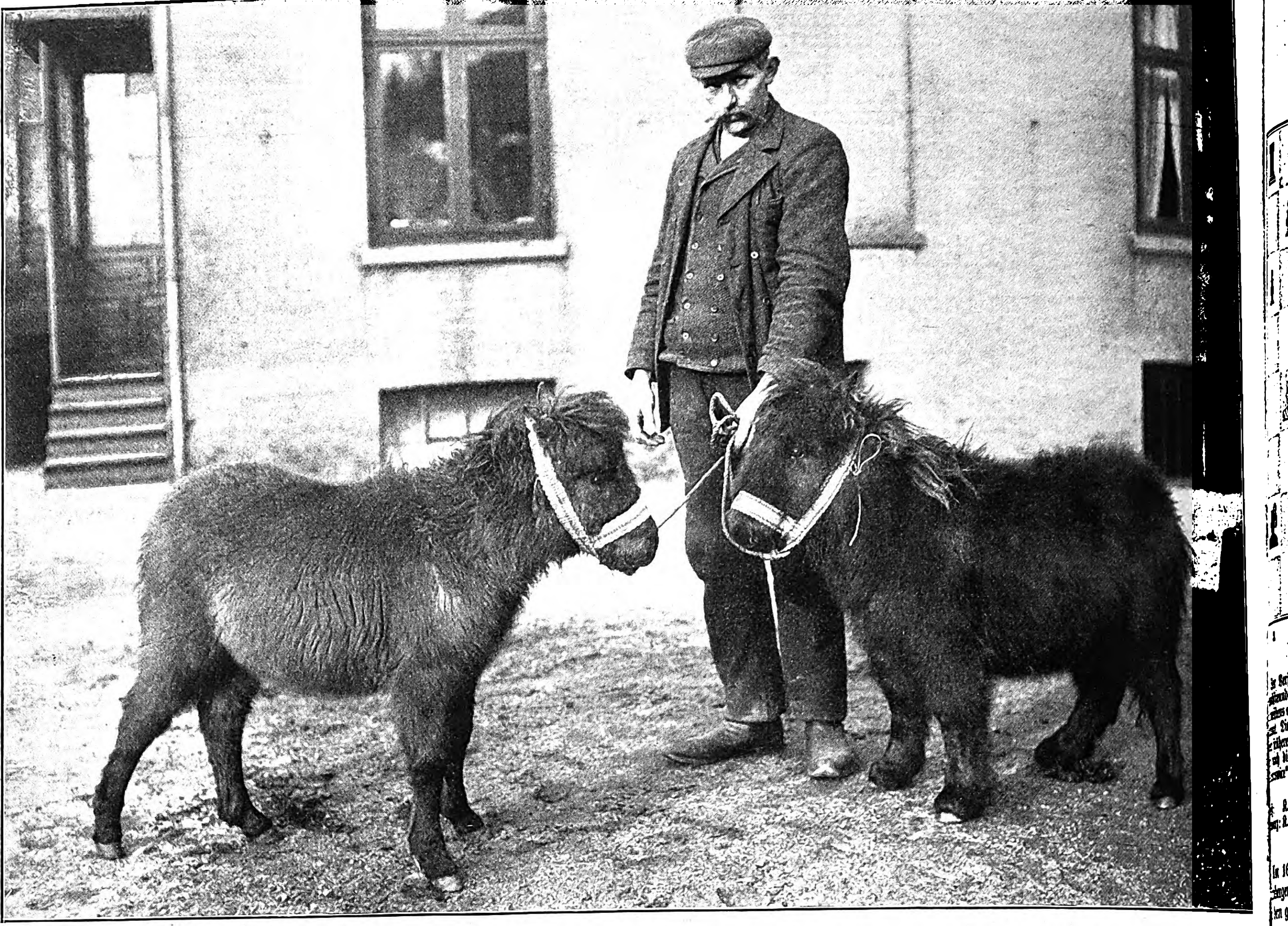
Die hochdramatiſchen Szenen aus dem gegenwärtigen Leben und aus der Geſchichte ſind als Gegenſtände der maleriſchen Darſtellung mehr und mehr aus der Mode gekommen. Nach der neuen Lehre wird ein Gemälde ſchon dadurch als Kunſtwerk minderwertig, daß ſein Urheber einen beſtimmten Vorgang, eine Handlung oder, wie man es heute mit dem unverhohlenen Ausdruck der Geringſchätzung nennt, eine „Anekdote“ gleichſam mit Stift und Pinſel zu erzählen unternahm. Aber obwohl dieſe Lehre heute immer und überall in Schrift und Vorträgen gepredigt wird, hat ſich das Publikum das Wohlgefallen an Bildern, die ſolche beſtimmten Vorgänge — ſeien es ernſte, ergreifende, grauſige, tragiſche, ſeien es heitere, humoriſtiſche, komiſche — darſtellen, bis jetzt noch nicht verleiden laſſen. Und die Überzeugung, daß dem ſo ſei, läßt auch gegenwärtig noch ſo manchen Maler, nicht abgeſchreckt durch den Bannfluch der Theoretiker, derartige Bildſtoffe wählen und bearbeiten.

Das Originalgemälde Coſchells, das wir umſtehend reproduzieren, iſt eine beſonders charakteriſtiſche Probe einer ſolchen Stoffwahl und -Behandlung. Eine hochdramatiſche Szene aus einem ſpannenden Senſationsroman ſehen wir hier von dem Künſtler lebendig veranſchaulicht. Eine ſchöne Tochter Israels, das Kind einer altjüdiſchen orthodoxen Familie, deren Heimat im europäiſchen Halbaſien zu ſuchen ſein dürfte, hat ſich durch die Macht jener Leidenſchaft, die aller künſtlichen, durch Menſchenſatzung und Sitte aufgerichteten Schranken ſpottet und alle Feſſeln ſprengt, hinreißen laſſen, Elternhaus und Familie zu verlaſſen und dem Glauben ihrer Väter zu entſagen, um dem Manne zu folgen, den ſie liebt.

Aber dieſe Familie will die in ihren Augen Entartete, die abtrünnig gewordene Tochter, noch nicht verloren geben. Die Verwandten ſind ihr nachgeeilt, haben den Ort und das Haus, wo ſie mit dem geliebten Entführer Raſt gemacht hat, ausgekundſchaftet und dringen nun zu dem überraſchten Paar in das kahle, mehr als beſcheidene Gemach: Mutter, Vater — ein weißbärtiger Patriarch — Bruder, Schwägerin, ein dritter Mann, der ſehr nach einem ſanftmütigen, verſchmähten Liebhaber der Entflohenen ausſieht, und das mitgebrachte kleine Nichtchen, das ſich unbefangen die Naſe in das Kleidchen ſchneuzt, wie erſtarrt durch den Anblick der verlorenen Tochter und des breitſchulterigen, kraftvollen Mannes ihrer Wahl, der, nicht erſchreckt durch das Eindringen dieſer feindlichen Geſellſchaft, in Hemdärmeln, die Hände in den Taſchen, ruhig daſteht und gleichmütig in die erregten Geſichter der Verfolger blickt, die zuſammengedrängt in der offenen Tür ſtehen bleiben.

Die männlichen und weiblichen Typen in dieſer Gruppe ſind vorzüglich getroffen und der lebendigen Wirklichkeit abgeſehen, im Schnitt ihrer Raſſegeſichter, in deren Ausdruck beim Anblick der Abtrünnigen, in ihrer Haltung, ihren Bewegungen. Das volle Licht der Lampe, die, für den Beſchauer auf dem Bilde durch den davorſtehenden hochgewachſenen Mann verdeckt, auf dem Tiſchchen zwiſchen ihm und der Entführten ſteht, beſcheint jene Gruppe. Der ſtarke Effekt, der in dem Raume durch dieſe Art der Beleuchtung hervorgebracht wird, iſt ſehr gut und in voller Echtheit durchgeführt. Von dieſem Lampenlicht überflutet, ſind die Köpfe und Geſtalten in der Gruppe der Familie ſowie der „Abtrünnigen“ ſelbſt körperhaft aus der Bildfläche herausmodelliert.

Moritz Coſchell, der Maler des Bildes, das auf der diesjährigen Großen Berliner Kunſtausſtellung eine ſtarke Anziehungskraft auf viele ihrer Beſucher ausübte, iſt ein geborener Öſterreicher, aber neuerdings nach Berlin überſiedelt. Hier hatte er bis zu jener Ausſtellung die Aufmerkſamkeit ausſchließlich durch ſeine Bildniſſe bekannter Perſönlichkeiten auf ſich gelenkt. Durch dies umfangreiche, wirkungsvolle, tüchtig gezeichnete und gemalte Bild mit lebensgroßen Figuren hat er auch die überraſcht, welche die Art ſeines Talents und ſeine künſtleriſche Leiſtungsfähigkeit zu kennen glaubten. L. P.



Die kleinſten Pferde der Welt: Ponys aus Shetland. Nach photographiſchen Aufnahmen.

Die kleinſten Pferde der Welt.

Die kleinſten Pferde der Welt, die wir in vorſtehendem Bilde bringen, wurden im vorigen Monat von den Shetlandinſeln importiert; ſie zeigen ſich noch in ihrer ganzen Urwüchſigkeit und ſind ein paar ausnehmend kleine Exemplare dieſer an ſich ſchon zwerghaften Pferderaſſe, denn ſie haben es in ihrem Wachstum nicht weiter als zu einer Schulterhöhe von nur 72, bzw. 74 cm gebracht. Auf den Shetlandinſeln, wo dieſe Pygmäenraſſe ausſchließlich beheimatet iſt, bildet die Zucht dieſer Tiere neben der von Schafen und Bergvieh einen Haupterwerbszweig der dortigen Bewohner. Die Zucht iſt indes nicht mit unſerer einheimiſchen, ſo z. B. der zu Trakehnen, zu vergleichen, wo Stallungen und Bedienungen für die Pferde aufs beſte beſtellt ſind; die kleinen Tiere müſſen vielmehr Sommer und Winter im Freien kampieren und ſind ſo allen Witterungsunbilden ausgeſetzt. Auch ihr Futter müſſen ſie ſich ſelbſt ſuchen; nur hin und wieder, wenn Gras und Kraut gar zu ſpärlich werden, wird ihnen etwas Heu geſtreut. Auf großen Bergweiden werden ſie rudelweiſe gehalten, und ſo ſind ſie gewiſſermaßen ganz auf ſich ſelbſt angewieſen.

Dieſe Lebensweiſe hat denn auch den Tieren deutlich ihren Stempel aufgedrückt, ſo daß ſie beim erſten Anblick mehr einem Bären als einem Pferd ähnlich ſehen, beſonders in der jetzigen Jahreszeit, wo das zottige Winterhaar, das im Januar zu einem dichten Pelz ausgebildet iſt, ſchon zu wachſen begonnen hat. Jedoch hat dieſes Nomadenleben nicht nur äußerlich auf die kleinen Geſchöpfe eingewirkt, es hat ſie auch zu Muſtern der Genügſamkeit und Ausdauer gemacht, und in dieſen beiden Eigenſchaften ſind ſie ihren großen Kameraden weit überlegen. Obgleich nun das kümmerliche Daſein der Tiere in ihrer Heimat keineswegs verlockend erſcheint, ſo iſt es für die größeren Exemplare doch immer noch beſſer, als wenn ſie verkauft werden; denn alsdann müſſen ſie faſt regelmäßig tief unten in Bergwerken Frondienſte leiſten und ſehen kaum je wieder das Tageslicht.

Die kleineren und kleinſten Tiere hingegen haben beim Abſchied aus der Heimat ſtets die beſten Ausſichten. Dieſe machen förmlich eine Verwandlung durch; ſie werden glatt geſchoren, hübſch ſäuberlich hergerichtet und dann für Kinderfuhrwerke verwendet, oder es werden fein kultivierte und gelehrte Zwergpferdchen daraus, wie man ſie zuweilen im Zirkus und bei Schauſtellern findet. Durch eine ſolche Behandlung bekommen die Tierchen ein ſo zierliches und ſchlankes Ausſehen, daß ſie tatſächlich nicht wieder zu erkennen ſind. Auch als Zuchttiere finden dieſe Zwerge unter den Pferden mehr und mehr Eingang und kommen dann als echte Shetlandponys auf den Markt. Vorwiegend wurden ſie bisher über Hamburg nach Rußland exportiert, in neuſter Zeit jedoch werden ſie zum Zwecke der Züchtung auch in Süddeutſchland verlangt. Die Firma Ahrens in Altona hatte im vorigen Jahre mehr als ſechzig Stück importiert, die meiſt zur Züchtung wieder verſandt wurden. Gute Tiere erzielen einen verhältnismäßig hohen Preis; ſo war auf einer Ausſtellung in Cardiff ein prämiierter Zuchthengſt von 82 cm Schulterhöhe für 2000 ℳ nicht zu haben. J. Hamann.

Wetterbericht.

Wegen der ſtarken Schneefälle in den ſüdlichen Oſtalpen wurde der Güterverkehr auf den Eiſenbahnlinien Villach-Pontafel und Tarvis-Laibach am 7. Dezember eingeſtellt.

In der Grafſchaft Görz und Gradiska wurde infolge Hochwaſſers des Iſonzo auf der Bahn Monfalcone-Cervignano zwiſchen den Stationen Pieris-Turriaco und Villa Vicentina der geſamte Verkehr eingeſtellt. In den von der Überſchwemmung betroffenen Gemeinden ſind die Winterſaaten vernichtet.

Im ungariſchen Komitat Ödenburg war die Waſſergefahr nicht gering. Der durch Ödenburg fließende Spittelbach trat aus ſeinem Bett und überſchwemmte mehrere Straßen. Zwiſchen Eiſenſtadt und St. Georgen ſtanden die Saaten unter Waſſer.

Infolge des mächtigen Anſchwellens der Save waren die Stadt Mitrowitza in Slawonien und mehrere andere Ortſchaften überſchwemmt. Von der Donau-Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft wurden zwei Dampfer mit mehreren Schleppern zur Hilfeleiſtung abgeſandt.

Im Engliſchen Kanal tobte am 8. Dezember heftiger Sturm. Die Paſſagier- und Poſtdampfer hatten außerordentlich ſchwierige Überfahrt und ſtarke Verſpätung. Die Rettungsſtationen hatten reichliche Arbeit. — Die Telegraphenbehörden machten im Laufe des Tages bekannt, daß der telegraphiſche Dienſt nach dem Norden und Nordoſten Englands ſowie nach Schottland Verzögerungen erleide. — In Schottland herrſchte Schneeſturm.

Die Beobachtungen ſind früh 7, bzw. 8 Uhr.

b = bedeckt, w = bewölkt, h = heiter, r = Regen, s = Schnee, n = Nebel, g = Gewitter, st = Sturm.

Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10° = 8° Reaumur) gegeben.

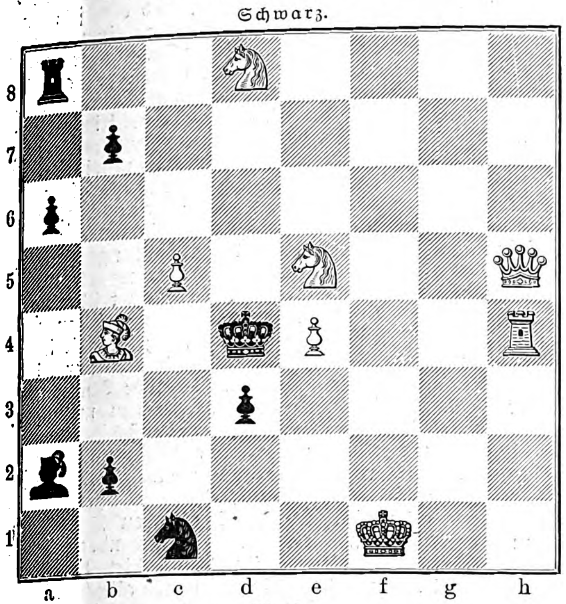
Stationen	Dez. 7	Dez. 8	Dez. 9	Dez. 10	Dez. 11	Dez. 12	Dez. 13
Valentia	+ 9st	+10h	+ 8w	+ 8w	+ 6r	+ 4w	+ 7b
Breſt	+11r	+ 9w	+12n	+10r	+ 8w	+ 9r	+ 9r
Paris	− 0b	+ 2h	+ 5r	+ 8w	+ 7r	+ 3h	+ 7b
Helder	+ 1h	+ 1n	+ 7r	+ 4h	+ 7w	+ 4w	+ 3n
Brüſſel	− 0h	+ 3r	+ 4b	+ 6w	+ 7b	+ 4h	+ 6b
Neapel	+ 9r	+ 8w	+ 7w	+ 8h	+ 9h	+12r	+10h
Florenz	+ 6w	+ 5r	+ 5h	+ 1h	—	+10b	+ 3h
Genf	+ 1h	+ 3r	− 1w	+ 5r	+ 3n	+ 2n	+ 1b
Trieſt	+ 8b	+ 8w	+ 7b	+ 8h	+ 9b	+12b	+ 9b
Wien	+ 2b	+ 2n	+ 2r	+ 1n	+ 4n	+ 4b	+ 1b
Budapeſt	+ 5b	+ 6b	+ 7b	+ 2n	+ 2b	+ 4b	+ 3b
Hermannſtadt	− 1n	+ 5w	+ 4b	− 1b	− 4h	− 0b	− 3h
Odeſſa	+ 9b	+ 9b	+ 4b	− 2b	− 1b	− 1b	− 4b
Archangelsk	− 1b	− 1b	0s	+ 0s	− 2b	—	—
St. Petersburg	+ 1b	+ 1b	+ 2n	+ 1b	− 1h	—	—
Haparanda	+ 0b	− 2b	+ 0b	+ 0r	− 0b	− 3b	− 0b
Stockholm	+ 3r	+ 2n	+ 2h	+ 6r	+ 3b	+ 3b	+ 3r
Chriſtianſund	+ 3h	+ 0h	+ 4b	+ 7w	+ 8w	+ 6w	+ 4w
Oxö	+ 6b	+ 3b	+ 5b	+ 7b	+ 5b	+ 6b	+ 5st
Kopenhagen	+ 2n	+ 2r	+ 3w	+ 4b	+ 3r	+ 4b	+ 3b
Memel	+ 2w	+ 5b	+ 5n	+ 2b	− 1b	− 1n	− 2h
Kiel	− 2n	− 1h	+ 2b	+ 2b	+ 3h	+ 3b	+ 3b
Hamburg	+ 0n	− 2h	+ 3b	+ 3n	+ 3b	+ 2b	+ 3b
Wilhelmshaven	− 2n	− 1b	+ 3b	+ 4w	+ 5b	+ 3r	+ 3r
Hannover	+ 1b	+ 0b	+ 5b	+ 5w	+ 5h	+ 2b	+ 4b
Leipzig	+ 1b	+ 0w	+ 1h	+ 3w	+ 3b	0h	+ 0w
Berlin	+ 1b	+ 1b	− 0h	+ 2h	+ 2r	+ 2b	+ 1h
Breslau	+ 1r	+ 1n	+ 1b	+ 4n	+ 0b	+ 1b	− 1h
Mülhauſen i. E.	+ 1w	+ 2b	+ 2h	+ 6b	+ 4w	+ 4b	+ 1w
Karlsruhe	+ 2b	+ 4b	+ 4h	+ 6b	+ 4h	+ 4n	+ 0h
Friedrichshafen	+ 0w	0b	− 0h	+ 2w	+ 1h	+ 3r	+ 0n
München	− 1s	− 1b	− 2w	+ 0b	+ 1w	+ 0n	− 2n
Säntis (2500 m)	− 3n	− 9s	−12h	− 3w	− 6w	− 7s	− 6w
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+17w	+18b	+15r	+14w	+16r	+14b	+16b
Malaga	+13b	+17b	+17b	—	—	—	—
Biarritz	+ 7b	+12r	+12r	+11w	+10w	+12b	+ 9w
Nizza	+ 4h	+ 5w	+ 5h	+ 7b	+ 8r	+ 6h	+ 8h
Leſina	+14b	+10b	+ 9b	+ 9h	+12b	+14b	+12b
Helgoland	+ 4w	+ 1b	+ 5b	+ 6b	+ 7b	+ 5r	+ 2b
Keitum (Sylt)	− 1b	− 1b	+ 2b	+ 4b	+ 4h	+ 3r	+ 3b
Borkum	− 3n	+ 1b	+ 4r	+ 5h	+ 6b	+ 5r	+ 3b
Aachen	− 1h	+ 3b	+ 5w	+ 7h	+ 7w	+ 5h	+ 3w
Bad Reinerz (Schl.)	+ 1r	+ 4b	− 2w	+ 4h	+ 1b	+ 3b	− 0h
Bad Kiſſingen	+ 1b	− 1b	+ 1b	+ 1r	+ 3n	+ 3n	+ 3b
Wildbad (Schwzw.)	− 0b	+ 1b	− 0h	+ 3b	+ 2n	+ 3n	+ 0h
Ilmenau	+ 0b	+ 2b	+ 2b	+ 4r	+ 4b	+ 2b	+ 2b
Davos	− 7b	− 5b	−14h	− 3b	− 3b	0b	− 5h
Heiden (Schweiz)	− 2b	+ 1b	+ 0h	+ 2h	0h	+ 0b	− 1n
Meran	+ 1b	+ 2b	− 1h	− 2h	0b	0r	− 1b

Schach.

Aufgabe Nr. 2953.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.
Von R. Braune in Trieſt.

Schwarz.



Weiß.

Der Verfaſſer vorſtehender hübſchen Aufgabe iſt den älteren Schachfreunden durch eine Reihe formgewandter, gefälliger Probleme, die meiſtens eine Doppelwendung zur Darſtellung brachten, rühmlichſt bekannt. Die Diagrammſtellung iſt die wohlgelungene Überarbeitung einer früheren Schöpfung des Autors. Im Anſchluß hieran bringen wir noch die Bewerbung des Verfaſſers aus dem Turnier des „Wedrowice“:

Von R. Braune in Trieſt.
Weiß: K. b 2. D. a 7. L. c 4. S. d 4, e 5. B. d 2, f 2, g 3, g 7.
Schwarz: K. e 4. D. e 8. T. h 7. L. h 5. B. b 4, d 6, e 6, f 3.
Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Am 16. Oktober veranſtaltete Dr. E. Lasker im Nürnberger Schachklub „Tarraſch“ eine Simultanproduktion mit dem glänzenden Ergebnis, daß er von fünfundzwanzig Partien nur eine verlor und fünf remis machte, während die anderen zu ſeinen Gunſten ausfielen. Durch die Anweſenheit Laskers in der Heimatſtadt von Dr. Tarraſch hat auch der zwiſchen dieſen beiden Matadoren geplante Wettkampf feſtere Geſtalt angenommen. Es iſt eine Einigung über die Bedingungen des Matches erzielt worden. Die Bedingungen ſind die folgenden: Der Wettkampf wird um einen Einſatz von 8000 ℳ auf jeder Seite geſpielt. Sieger iſt, wer zuerſt acht Partien gewinnt; die Remispartien werden nicht gezählt. Das Spiel beginnt im September oder Oktober 1904. Die genaue Feſtſetzung des Datums bleibt Lasker überlaſſen, der jedoch ſeinem Gegner mindeſtens ſechs Wochen vorher Mitteilung machen muß. Mit Rückſicht auf das große Intereſſe, welches die geſamte Schachwelt dem Wettkampf entgegenbringt, ſoll derſelbe in verſchiedenen Ländern (vorausſichtlich auch in Amerika) geſpielt werden. Die hierzu erforderlichen Verhandlungen mit den verſchiedenen Schachklubs iſt Lasker zu führen autoriſiert. Die Bedenkzeit iſt auf vierzehn Züge in der Stunde feſtgeſetzt. Es wird nicht länger als höchſtens ſechseinhalb Stunden an einem Tage geſpielt. In jeder Woche kommen drei Partien zum Austrag. Beide Teile verpflichten ſich ehrenwörtlich, abgebrochene Partien nicht am Brette zu analyſieren und keinerlei Rat von anderen Perſonen anzunehmen. Ein Buch, betitelt der „Wettkampf zwiſchen Lasker und Tarraſch um die Meiſterſchaft der Welt“, wird in deutſcher und engliſcher Sprache herausgegeben. Dasſelbe ſoll alle Partien des Matches ſowie eine Beſchreibung ſeines Verlaufs enthalten, und zwar wird jede Partie in doppelter Gloſſierung erſcheinen, einerſeits von Lasker, anderſeits von Tarraſch analyſiert. Das Buch, deſſen Preis 20 ℳ beträgt, kann nur auf dem Wege vorheriger Subſkription bezogen werden. Es werden nicht mehr Exemplare gedruckt, als ſubſkribiert worden ſind; ein jedes Exemplar enthält den Namen ſeines Subſkribenten. Der Ertrag des Werkes wird zwiſchen beiden Spielern gleichmäßig verteilt. Nach Verlauf von zwei Jahren hat der Gewinner das alleinige Recht, eine neue Auflage des Buches zu veranſtalten. In ſtreitigen Fällen hat ein Unparteiiſcher zu entſcheiden.

In Berlin hat am 6. November das Turnier um die Meiſterſchaft Berlins begonnen, an dem ſich unter anderen O. S. Bernſtein, H. Caro und W. Cohn beteiligen. In dem vom Allgemeinen Schachbund am 18. November veranſtalteten Maſſenwettkampf blieb die „Rote Roſe“, der die Finken, der Schachklub Anderſſen, Springer und Nord angehörten, über die „Weiße Roſe“, die die Berliner Schachgeſellſchaft, den Schachverein, die Schachklubs Turm und Walbrodt ſowie den Neuen Berliner Schachklub umfaßte, mit zweiundvierzig zu einunddreißig Gewinnpoints ſiegreich.

Der Schachmeiſter Mieſes, der gegenwärtig eine Schachfahrt durch die Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada macht, hat bereits in Brooklyn und Neuyork mit glänzendem Erfolg geſpielt.

Auflöſungen.

Nr. 2948. Von Dr. H. v. Gottſchall in Görlitz. Man vergleiche die Berichtigung der urſprünglichen Stellung unter der Aufgabe Nr. 2950. 1. D. b 8, c 4 2. b c † uſw.; auf 1. . . ., K. e 4 folgt 2. S. c 5 † uſw.; 1. . . ., ~ 2. D. e 5 † uſw.

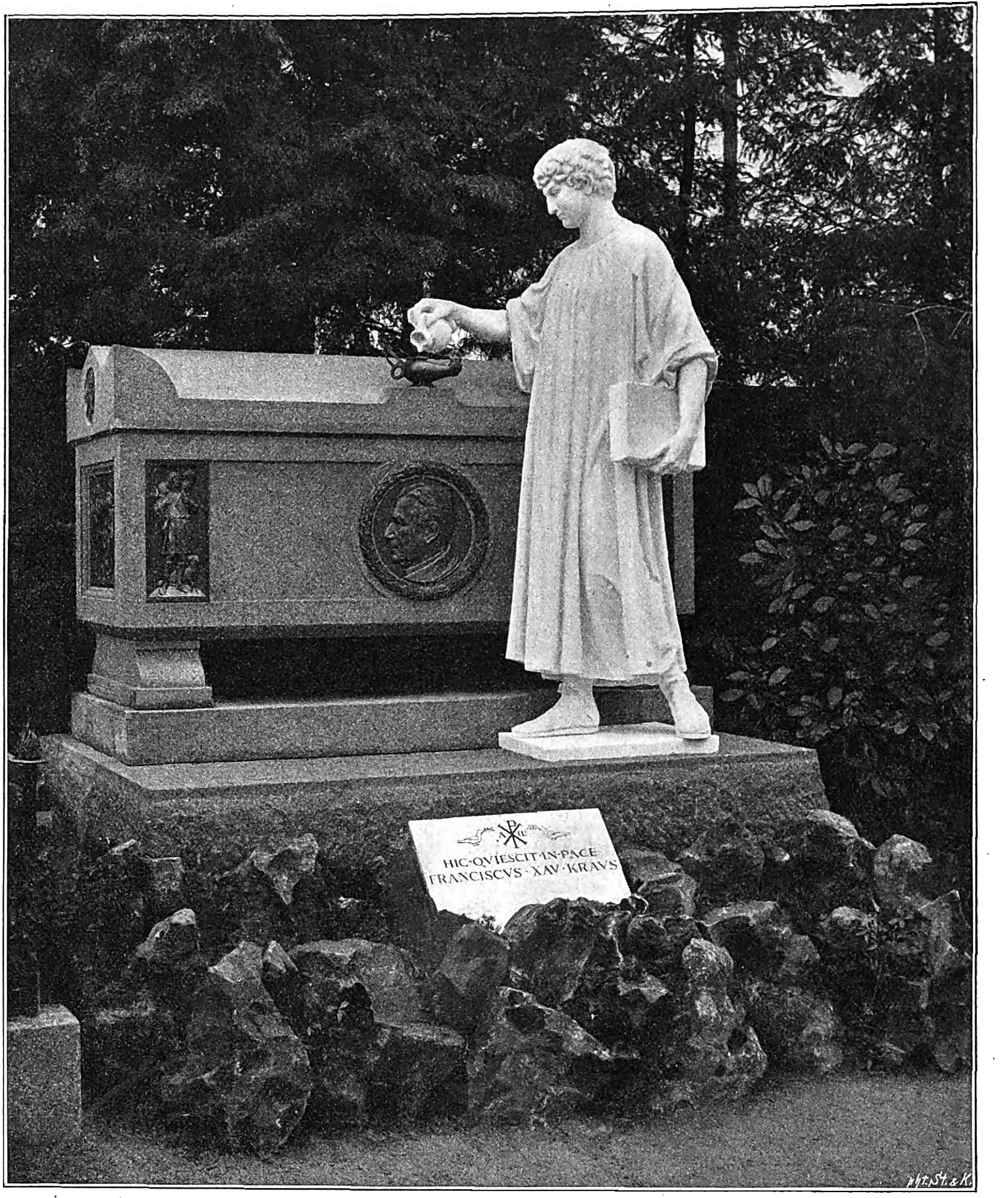
Eingeſendet von J. J. Walſer in Bühler, G. Birnbach in Großlichterfelde, Dr. E. L. in Graz, K. Urbach in Egeln, K. Seeberger in Znaim, A. Wichmann in Steinwedel.

Löſung der Typenaufgabe. Von L. A. Kuijers in Amſterdam. 1. f 7 uſw.

Eingeſendet von H. Menzel in Hamburg, D. W. Weigt in Brieg, K. Seeberger in Znaim, F. Walz in Ludwigsburg, G. Birnbach in Großlichterfelde, J. J. Walſer in Bühler, G. Kroll in Plauen, W. O. in Kulmbach, A. Wichmann in Steinwedel, M. Bell in Stargard.

Nr. 2949. Von A. F. Mackenzie in Kingston. 1. L. a 6, d e 2. D. c 6: uſw.; auf 1. . . ., S. g 2: folgt 2. D. d 1 uſw.; auf 1. . . ., b a 2. D. c 6: uſw.; auf 1. . . ., g f 2. g 4 † uſw.; auf 1. . . ., D. g 2: 2. L. b 7: uſw.

Eingeſendet von F. Walz in Ludwigsburg, K. Seeberger in Znaim, D. W. Weigt in Brieg, Dr. Marc in Wiesbaden, Dr. E. L. in Graz, J. J. Walſer in Bühler, A. Wichmann in Steinwedel.



Das Grabdenkmal für Franz Xaver Kraus in Freiburg i. Br.

Modelliert von Julius Seitz.

Löſung der Typenaufgabe. Von Dr. H. v. Gottſchall in Görlitz. 1. L. a 6, L. a 6: 2. S. f 3: uſw.; auf 1. . . ., b a 1 2. S. c 6 uſw. Es droht 2. S. c 6 uſw. Auf h 7 iſt übrigens ein ſchwarzer Bauer nachzutragen, um eine mit 1. K. g 6, L. d 3 † 2. S. d 3: beginnende Nebenlöſung zu verhindern.

Eingeſendet von J. J. Walſer in Bühler, Dr. E. L. in Graz, Dr. Marc in Wiesbaden, K. Seeberger in Znaim, G. Birnbach in Großlichterfelde, D. W. Weigt in Brieg, H. Menzel in Hamburg, F. Walz in Ludwigsburg, A. Wichmann in Steinwedel, M. Beil in Stargard.

Nr. 2950. Von N. A. Izwolſky in Epifan. 1. S. e 6, d e 2. D. d 1 † uſw.; auf 1. . . ., K. e 6: folgt 2. D. d 7 † uſw.; auf 1. . . ., T. a 4: 2. T. c 5 † uſw.; auf 1. . . ., T. c 4: 2. D. d 7 † uſw. Anderes ähnlich.

Eingeſendet von G. Birnbach in Großlichterfelde, J. J. Walſer in Bühler, Dr. E. L. in Graz, A. Wichmann in Steinwedel, K. Seeberger in Znaim.

Löſung der Typenaufgabe. Von J. Jesperſen in Svendborg. 1. S. c 2, T. e 5: 2. D. a 5 uſw.; auf 1. . . ., L. d 6: folgt 2. D. h 1 uſw.; auf 1. . . ., K. c 6 2. D. h 1 † uſw. Es droht 2. d 4 † uſw.

Eingeſendet von Dr. E. L. in Graz, J. J. Walſer in Bühler, G. Birnbach in Großlichterfelde, A. Wichmann in Steinwedel, K. Seeberger in Znaim, H. Menzel in Hamburg.

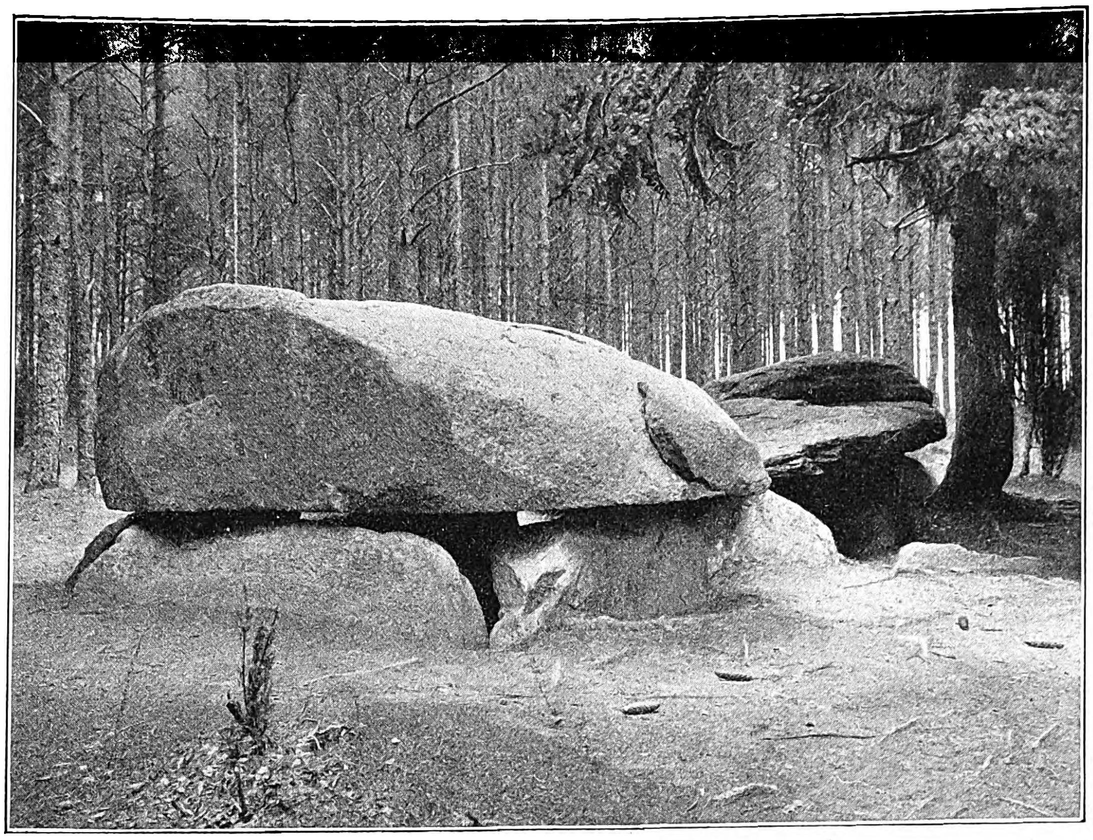
Das

Grabdenkmal für Franz Xaver Kraus.

In Freiburg im Breisgau, der geſchichtlich berühmten Hauptſtadt des gleichnamigen badiſchen Kreiſes, wurde ſoeben dem Geheimen Hofrat Univerſitätsprofeſſor Dr. Franz Xaver Kraus ein eigenartiges Grabdenkmal errichtet. Der am 18. September 1840 zu Trier geborene, am 28. Dezember 1901 in San Remo verſchiedene berühmte Archäolog, Kirchen- und Kunſthiſtoriker wirkte eine lange Reihe von Jahren hindurch an der Freiburger Albert-Ludwigs-Hochſchule. Neben dieſer ſeiner akademiſchen Lehrtätigkeit fand Prof. Kraus, der mit umfaſſendem Wiſſen eine ungewöhnliche Arbeitskraft verband, noch Zeit zu literariſchem Schaffen. In zahlreichen wertvollen Werken legte er die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen auf archäologiſchem, kirchen- und kunſtgeſchichtlichem Gebiet nieder. Die Verehrung, die man für den als Lehrer und Perſönlichkeit gleich liebenswerten Theologen und lauteren Charakter hegte, äußert ſich auch in dem ihm gewidmeten Grabmal, zu deſſen Errichtung ſich ein Komitee gebildet hatte. Bildhauer Julius Seitz in Freiburg, dem Entwurf und Ausführung übertragen wurden, hat die Aufgabe in origineller Weiſe gelöſt. Einen aus rotem Granit edel geformten Sarkophag, zu dem mehrere Stufen führen, ſchmückt das an der vorderen Längsſeite angebrachte, von einem Lorbeerkranz umgebene Medaillonporträt des Geſchiedenen, deſſen markante Geſichtszüge ſcharf und charakteriſtiſch ausgeprägt ſind. Zu beiden Seiten befinden ſich zwei Bronzereliefs, Darſtellungen des „Guten Hirten“ und einer „Orante“. Zwei weitere Reliefs, „Daniel in der Löwengrube“ und „Auferweckung des Lazarus“, zieren die Schmalſeiten des Sarkophags. Helleuchtend tritt die ſeitlich von dem Reliefporträt ſtehende lebensgroße Marmorgeſtalt eines Diakonen in langem faltigen Gewand in die Erſcheinung. Die reinen Linien ſeines klaſſiſch ſchönen Antlitzes verleihen dem leicht vorgebeugten Haupt den Ausdruck abgeklärten inneren Friedens. Mit der Linken einen Folianten umfaſſend, gießt er mit der Rechten aus einem Gefäß Öl in die auf dem Sarkophag ſtehende Lampe, damit ſinnbildlich die nie verlöſchende Dankbarkeit und Liebe der Freunde andeutend. Eine proviſoriſch dem Grabmal vorgelegte Schriftplatte wird ſpäter durch eine bronzene erſetzt werden. Der dunkle Baumhintergrund des Friedhofs bildet einen geeigneten Rahmen für das ſtimmungsvolle Grabmal. S. F.

Wanderungen durch Heide und Moor.

Der weite Landſtrich zwiſchen Elbe, Jeetze, Aller und Weſer, der den nordöſtlichen Teil der Provinz Hannover ausmacht und mit einem Sammelnamen als Lüneburger Heide bezeichnet wird, iſt ein nach ſeiner landſchaftlichen Eigenart ſehr wenig bekannter Teil unſeres Vaterlands. Erſt dem letzten Menſchenalter mit ſeinem vorurteilsfreieren Schönheitsſinn war es vorbehalten, die intimen Reize dieſes Landſtrichs zu entdecken. Noch vor wenigen Jahrzehnten pflegte man die Worte Ernſt Moritz Arndts nachzuſprechen, der die Heide ſo arm und häßlich nannte wie eine leere Bettlerfauſt. Dieſe Bezeichnung trifft um ſo weniger zu, als es bittere Armut, die im Hungern ihren Ausdruck findet, weder damals noch heute in der Heide gab. Dies bringt die Eigenart des dortigen Lebens mit ſich, das ſich noch am Buſen der Natur abſpielt, und die altniederſächſiſchen ſozialen Gepflogenheiten. Daß aber ein Mann wie Ernſt Moritz Arndt dieſe Gegenden häßlich finden konnte, liegt an der auch ihn beherrſchenden Anſchauung jener Tage, die landſchaftliche Schönheit meiſt nur in romantiſchen Motiven finden zu können glaubte, und in der ausgeſprochenen Vorliebe für den Süden und die Berglandſchaft kein Verſtändnis für die Eigenart und den Stimmungswert norddeutſcher Flachlandſchaften zeigte. Es waren zuerſt der jetzt bereits hochbetagte Hamburger Maler Valentin Ruths und ſpäter die Gruppe der Worpsweder Maler, die, den Spuren der für die Heide begeiſterten Touriſten aus den beiden Hanſaſtädten an der Elbe und



Sieben Steinhäuſer.

der Weſer nachgehend, maleriſch Heide und Moor entdeckten und als ein Land voll ungekannter Schönheit vor den Augen der erſtaunten Welt enthüllten. Ihrem Führerruf folgten zahlreiche Touriſten und Maler, um ſich an den Reizen der hier oftmals noch völlig unberührten Natur zu begeiſtern und Leib und Seele zu erfriſchen.

Und ſchön iſt ſie wirklich, dieſe Heide mit ihrem Wechſel von mit Heidekraut bewachſenen Hügeln, Wäldern und friſchen Niederungen, ihren grünen Flußtälern und den düſteren Mooren ſamt den dunkelbraunen Waſſerflächen; ſchön im Frühling, wenn ſie ihren in rotbraune Todesfarbe getauchten Mantel wieder mit Grün verziert, wenn die Wälder friſche Farben erhalten und das neue Laub der weißen Birken duftet; ſchön vor allem im Sommer, wenn ſie ihr rotes Prachtgewand angelegt hat, das wie Flammen über die weiten Hänge und Moore leuchtet, ſchön auch, wenn die weißen Nebel geiſterhaft über die ſchwarzen Moore mit ihren tückiſchen Tiefen dahinziehen.

Freilich, wer dieſe Pracht ſchauen will, hat es nicht leicht. Zwar ſchließen eiſerne Schienenwege immer mehr dieſes abgelegene Land auf; um aber zu vielen der ſchönſten Punkte zu gelangen, die ſich in ungebahnter Wildnis verbergen, muß man ſchon zum Wanderſtab greifen. Zu ſolchen, zum Teil recht mühſeligen Fahrten gehört echte Begeiſterung, und aus ſolcher heraus iſt ein neues Prachtwerk entſtanden, das den gekennzeichneten Landſtrich in einer Reihe von hundertundfünfzig prächtigen Heliogravüren ſchildert. Der Verlag von Otto Meißner in Hamburg wird ſich mit dieſem ſchönen Werk „Wanderungen durch Heide und Moor zwiſchen Elbe, Jeetze, Aller und Weſer“ nach photographiſchen Aufnahmen vom Hofphotographen Wilhelm Dreeſen in Flensburg, deſſen erſte Lieferungen ſoeben erſchienen ſind, den Dank aller Freunde der eigenartigen Landſchaften erwerben, und das Werk wird nicht verfehlen, der verkannten Lüneburger Heide neue Freunde zuzuführen.

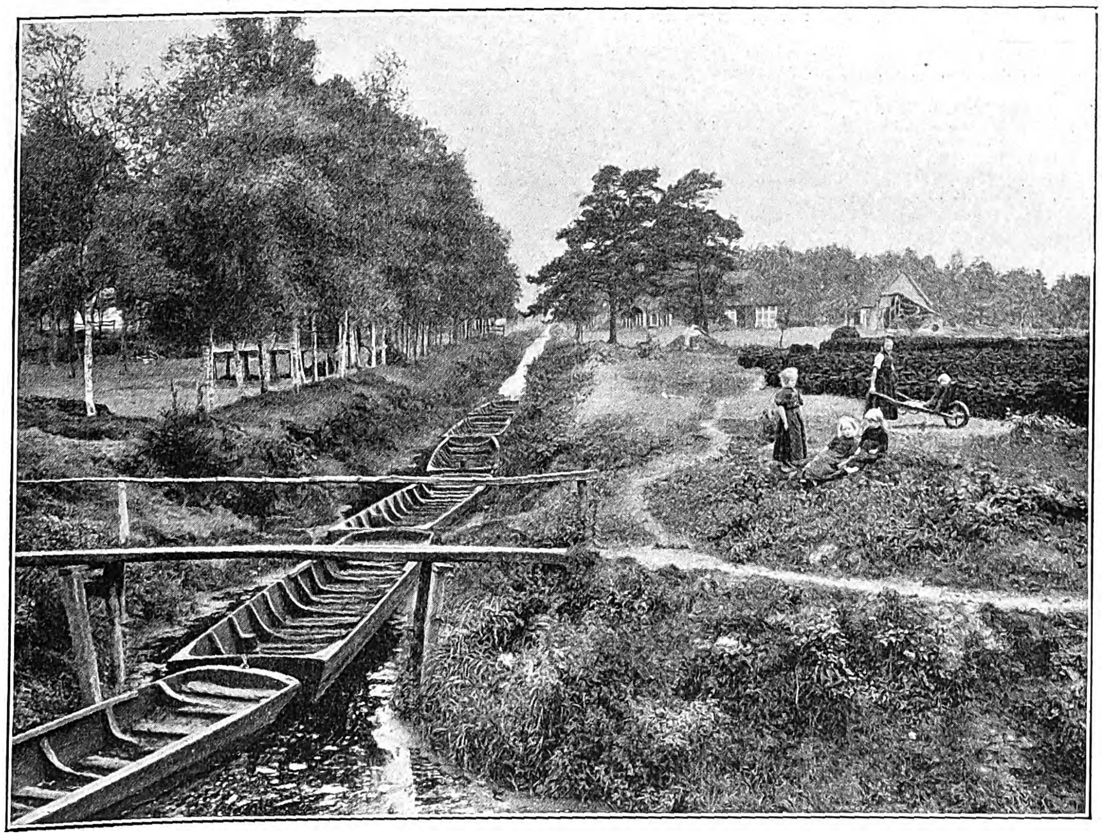
Altes Bauernhaus in Worpswede.

Der prächtigen Sammlung von ſtimmungsvollen Bildern iſt eine orientierende Einleitung von Hermann Benrath vorausgeſchickt, welche den Leſer denſelben Weg führt, den der ausführende Kunſtphotograph mit ſeinen Begleitern genommen hat. Hofphotograph Wilhelm Dreeſen in Flensburg iſt bekannt als einer der beſten deutſchen Landſchaftsphotographen. Er beſitzt den Blick eines feinfühlenden Künſtlers, und eine jede einzelne ſeiner Aufnahmen wirkt wie ein Bild, das ein tüchtiger Künſtler verfertigt hat. Anderſeits fühlt jeder Freund der Heide- und Moorlandſchaften Hannovers deutlich heraus, daß ein hervorragender Kenner dieſer Landſtriche ihm auf der Wanderung Führer war. Die treffliche Wiedergabe der ſtimmungsvollen Aufnahmen Dreeſens iſt das Verdienſt der Kunſtanſtalt von Meiſenbach, Riffarth u. Ko. in Schöneberg bei Berlin. Die Bilder der in zwölf Lieferungen erſcheinenden Folio-Ausgabe ſind in Lichtdruck auf Kupferdruckpapier, die der nur in fünfzig Exemplaren hergeſtellten Luxusausgabe auf Chinapapier reproduziert; ſie müſſen in ihrer Art als Muſterleiſtungen gelten.

Die Reihe der Bilder ſtellt eine zuſammenhängende Wanderung dar, die von Hamburg ausgeht. Sie führt über Harburg an den Rand der Heide, durch den hiſtoriſchen Ort Ramelsloh zum Luhetal und in die Zentralheide mit ihren grotesken Waldſzenerien, nach Bardowiek und Lüneburg, den alten Heideſtädten, von hier durch das liebliche Ilmenautal und hinüber zu dem kaiſerlichen Jagdrevier, dem mächtigen Göhrdeforſt. Ein Abſtecher zeigt das merkwürdige Wendland, wo die eigenartige Kultur des dort anſäſſigen, urſprünglich ſlawiſchen Stammes noch heute in der Tracht und in der Bauart der Dörfer ihren Ausdruck findet. Die zahlreichen kleinen, aber ſehr alten Städte des ſüdöſtlichen Teiles der Heide boten viele intereſſante Motive. Dann wendet ſich die Wanderung ſüdweſtlich zu dem im Allergebiet liegenden Hügelland. Von Celle aus, das wir mit ſeinen altertümlichen Häuſern und ſeinem Rathaus im Bilde vertreten finden, führt der Weg über Kloſter Wienhauſen und das durch ſeine Miſſionsanſtalten bekannte Hermannsburg in das Gebiet des Falkenbergs bei Fallingboſtel. Von hohem kulturgeſchichtlichen Intereſſe ſind hier die Sieben Steinhäuſer, die größten erhaltenen Grabanlagen aus germaniſcher Vorzeit. Fünf davon ſind noch vollſtändig vorhanden, und eins derſelben iſt hier reproduziert. Der Deckſtein der größten der Gräber mißt 5 m in der Länge und 4,2 m in der Breite bei einer Plattenſtärke von 50 cm. Er liegt mit ſeiner Unterſeite 1,5 m über der Erde, und es iſt wirklich erſtaunlich, wie unſere Vorfahren es mit ihren geringen techniſchen Hilfsmitteln fertig bringen konnten, ihren verſtorbenen Helden und Fürſten ſolche Denkmäler zu errichten. Nach einem Beſuch von Walsrode, Viſſelhövede, der alten Biſchofsſtadt Verden und von Soltau führt die Wanderung wieder zur Zentralheide; eine Reihe charakteriſtiſcher Bilder ſind dem Gebiet des Wilſeder Berges, dem höchſten und auch intereſſanteſten Teil der Heide, gewidmet. Nochmals durch ſchöne Heidegebiete geht es dann nach Norden bis über Buxtehude und Stade hinaus. Allmählich nähert ſich die Wanderung der Grenze des Moorgebiets, ſobald ſie ſich nach Weſten über Bederkeſa wieder dem Weſergebiet zuwendet.

Der landſchaftliche Charakter des Moores iſt in zahlreichen Aufnahmen vorzüglich wiedergegeben. Wir lernen dabei die Volkstrachten kennen, die ſich in dieſen weltfernen Gegenden noch aus alter Zeit erhalten haben. Hier liegt auch das in einem unſerer Bilder wiedergegebene Hönauer Moor. Die Torfkähne, die wir auf unſerem Bilde erblicken, ſind in dieſem waſſerreichen Landſtrich das übliche Verkehrsmittel. Bilder aus den echten Moorgegenden an der Wümme und Wörpe beſchließen die Wanderungen. Dieſes Gebiet iſt beſonders durch die Arbeiten der Worpsweder Maler bekannt geworden, deren Kolonie mitten in dieſer Mooreinſamkeit gelegen iſt. Wie anmutend wirkt nicht das kleine alte Bauernhaus aus Worpswede, ein Bild des Friedens in bäuerlicher Einfachheit, ein Idyll, wie es zahlloſe gibt in den Heiden und zwiſchen den Mooren, die von der Unterweſer und der Niederelbe eingeſchloſſen werden.

Karl Heſſelbarth.



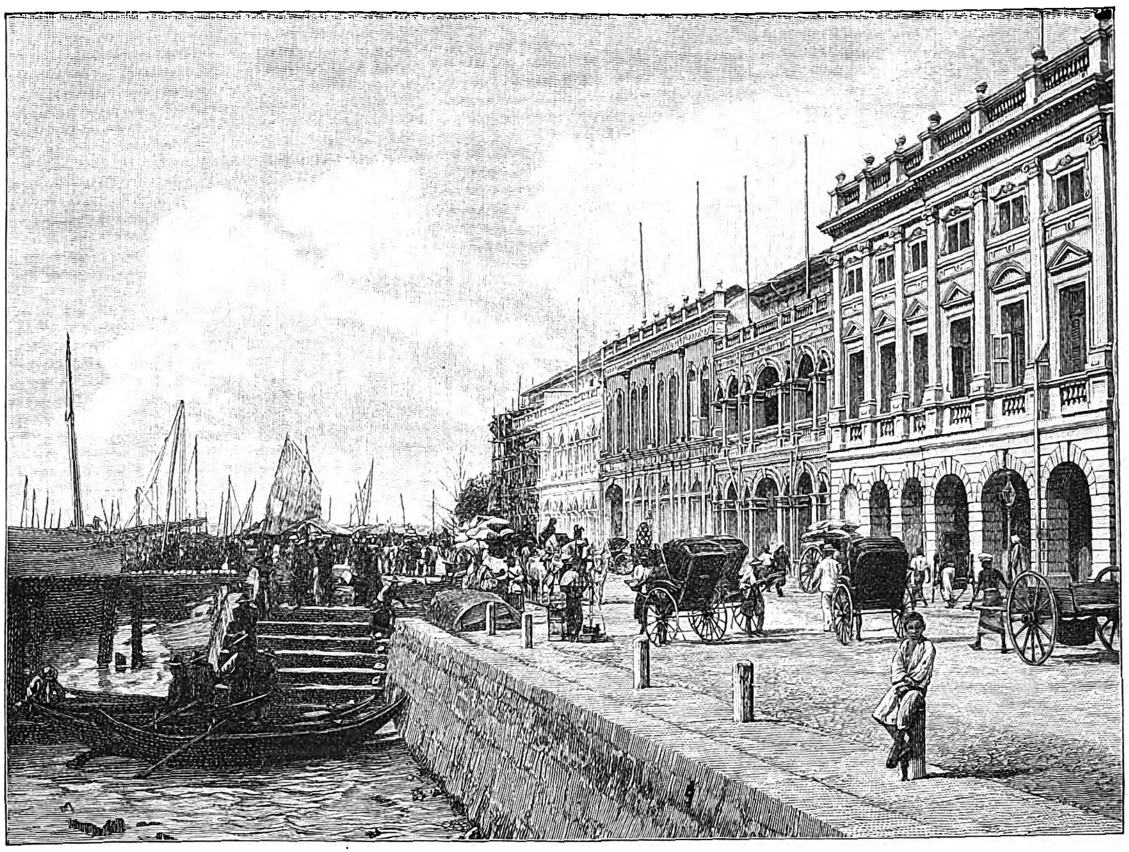
Im Hönauer Moor.

Nach Abbildungen aus dem Werke „Wanderungen durch Heide und Moor“ (Hamburg, Otto Meißner).

Penang,

der neue Anlegehafen
des Norddeutſchen Lloyds
in der Malakkaſtraße.

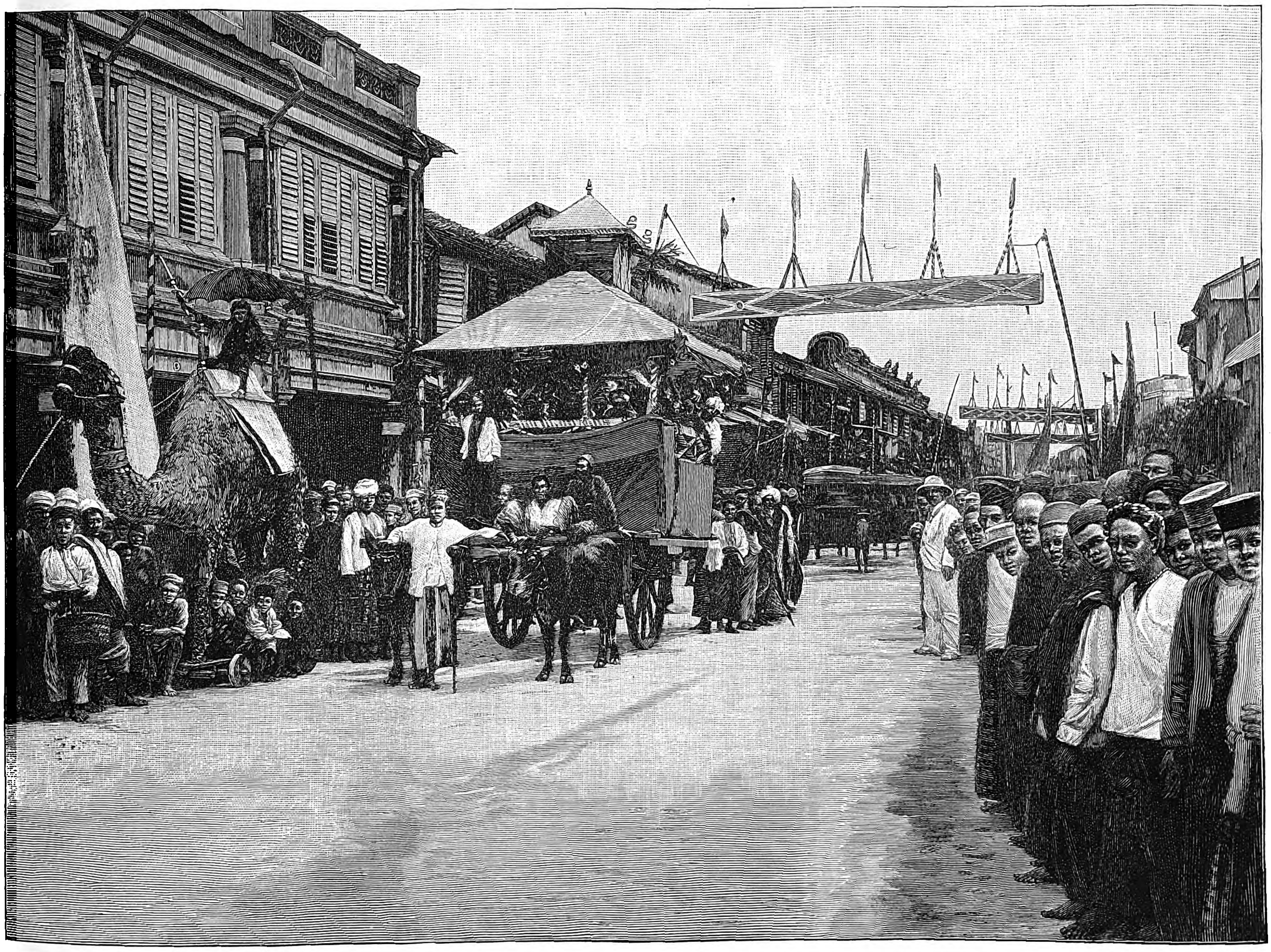
Der Norddeutſche Lloyd, dieſe großartige Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft, hat in letzter Zeit ſeine Fahrten nach Oſtaſien infolge des großen Zudrangs von Paſſagieren und Waren verdoppeln und ſeine Flotte erheblich vermehren müſſen. Dieſe Ausdehnung der bremiſchen Dampferlinien hat auch viele Abänderungen des Fahrplans zur Folge gehabt, und dazu gehört unter anderem die Aufnahme von Penang in die Reihe der oſtaſiatiſchen Häfen, wo der Lloyd nunmehr ſeine ſtolze Flagge zeigt. Wie Singapur am Südende der Malakkaſtraße, ſo iſt Penang in der nördlichen Hälfte derſelben das bedeutendſte Handelsemporium, das überdies infolge der immer weiter greifenden Erſchließung ſeiner Hinterländer in raſchem Aufblühen begriffen iſt. Zu dem Wachstum dieſer engliſchen Kolonie haben die dort anſäſſigen deutſchen Firmen erheblich beigetragen. Man kann getroſt ſagen, daß mehr als ein Drittel des Handels von Penang in deutſchen Händen ruht, und wenn anläßlich der Haltung der Deutſchen im Transvaalkrieg die Engländer zur Geltung brachten, welchen Rechtsſchutzes ſich die Deutſchen in den engliſchen Kolonien, beſonders Oſtaſiens, erfreuen, ſo kann dagegen doch auch angeführt werden, daß die Deutſchen ihrerſeits wieder zu dem Aufblühen jener Kolonien mehr beigetragen haben als vielleicht die Angehörigen aller anderen Kulturvölker zuſammengenommen. Glücklicherweiſe wird dies wenigſtens in den Kolonien ſelbſt von beiden Seiten anerkannt, denn es herrſcht dort geſchäftlich wie geſellſchaftlich ein gegenſeitiges Hand-in-Hand-Arbeiten, gegenſeitige Achtung und erfreulicherweiſe auch freundſchaftlicher Verkehr.



Deutſche Geſchäftshäuſer am Hafenkai.

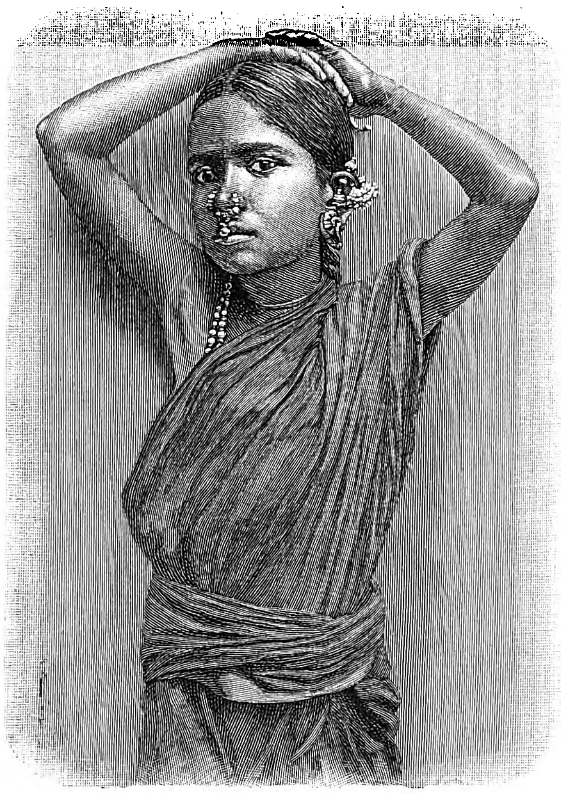
Dies gilt vornehmlich von Penang, wo es unter einer Bevölkerung von nahe 200000 Seelen überhaupt nur etwas über tauſend Europäer, darunter ein Zehntel Deutſche und ſtammverwandte Schweizer, gibt, die man um ihre ſchöne zweite Heimat wahrhaftig beneiden könnte. Der Reiſende, der auf der Oſtaſienfahrt nach viertägiger Reiſe von Colombo hier eintrifft, iſt entzückt von der Schönheit und Großartigkeit des Bildes, das ſich ihm darbietet. Pulo Penang, zu deutſch die Inſel der Arekanüſſe, ſchließt im Verein mit dem nur wenige Kilometer entfernten Feſtlande einen Meeresarm ein, der an ſzeniſchem Reiz mit einem der vielgerühmten italieniſchen Seen verglichen werden könnte, vorausgeſetzt, daß dort, wie hier, die Vegetation ſich in ſo wunderbarer Tropenpracht entfalten würde. Palmenwälder und die entzückendſten Tropenbäume, wohin das Auge blickt, bis dicht an den Strand der tiefblauen, von zahlreichen fremdartigen Fahrzeugen durchfurchten Waſſerfläche. Dem Ankerplatz der Dampfer gegenüber breitet ſich auf einer Ebene die Stadt Penang aus, mit anſpruchsvollen, eleganten Häuſerfronten an der Hafenſeite, und es erregt nicht geringe Genugtuung, daß die ſchönſten dieſer Gebäude das Eigentum deutſcher Firmen ſind (ſ. die Abbildung). Hinter dem Häuſergewirr der Stadt dehnen ſich große Anlagen von Kokospalmen aus, und jenſeit derſelben erheben ſich hohe, dicht bewaldete Berge, deren mächtigſter der etwa 800 m hohe Government Hill iſt, mit einem romantiſch gelegenen Buen Retiro auf dem ſtets von kühlen Lüften umwehten Gipfel.

Betritt man Penang, dann glaubt man kaum, ſich in einer europäiſchen Städtegründung zu befinden. Sind auch die Gebäude ſelbſt der Mehrzahl nach in europäiſchem Bauſtil gehalten, ſo iſt doch das Leben und Treiben in den Straßen ſo ſeltſam, ſo bunt, ſo fremdartig wie in irgendeiner Stadt Indiens oder Chinas; denn Penang wird von einem Völkergemiſch bewohnt, wie es kaum irgendwo ſeinesgleichen findet. Während es als öſtlichſter Ort der hindoſtaniſchen Welt gelten kann, iſt es gleichzeitig der weſtlichſte Vorpoſten der chineſiſchen Welt, die Stadt ſteht inmitten der malaiiſchen Welt, und ihre Gründer und eigentlichen Herren ſind Kaukaſier. Das iſt es, was Penang einen ſo eigenartigen Reiz verleiht. Ungefähr 30000 Indier aller Stämme, Klings, Sikhs, Tſchatties, Parſeehs, Singaleſen uſw., haben hier unter den alt angeſtammten, etwa 50000 Seelen zählenden Malaien eine zweite Heimat



Eine indiſche Prozeſſion in der Chuliahſtraße.

Aus der Hafenſtadt Penang an der Malakkaſtraße.



Ein Hindumädchen in Penang.

gefunden. Von den Arabern, die vor ſechs Jahrhunderten als grauſame Eroberer unter den letzteren auftraten, ſind ebenfalls zahlreiche Vertreter vorhanden. Dazu Sundaneſen, Javaner, Birmanen, Siameſen, Japanerinnen, vor allen aber Chineſen. Chineſen überall im ganzen Handel und Wandel, über die ganze Stadt verbreitet, von den geſchäftigen Hafenvierteln bis in die vornehmſten und reichſten Paläſte, deren Beſitzer ſie geworden ſind. Ihre Zahl beläuft ſich heute ſchon auf hunderttauſend, und jedes Schiff bringt neue bezopfte Zuwanderer aus dem Reiche der Mitte. Der Reiſende lernt hier zum erſtenmal dieſe höchſt eigenartige, fleißige, nüchterne Raſſe kennen, und es gewährt dies ein um ſo höheres Intereſſe, als er ſie inmitten anderer Raſſen leben ſieht, die alle ihre Trachten, ihre Sitten und Gebräuche zäh beibehalten haben. Das ganze Penang iſt wie eine Taſchenausgabe des aſiatiſchen Kontinents. Mit jedem Schritt begegnet man fremdartigen Menſchen, und nicht nur das, man ſieht ihre religiöſen Feſte, ihre Hochzeiten, Beerdigungen, Umzüge u. dgl., die vielleicht mit noch größerem Glanz als in ihrer Heimat abgehalten werden, weil ſie hier unter engliſchem Schutz bedeutenderen Wohlſtand erlangt haben. Der Reiſende, der durch die Straßen wandert, ſieht abwechſelnd Schiwatempel, ſiameſiſche Pagoden, die Buddha gewidmet ſind, chriſtliche Kirchen, mohammedaniſche Moſcheen und chineſiſche Götzentempel. Zur Nachtzeit kann er ein europäiſches Konzert anhören, gegeben von einem aus Philippinern beſtehenden ſtädtiſchen Muſikkorps, während er ſich ausſchließlich unter der eleganten europäiſchen Welt bewegt. Er kann aber auch ein indiſches Theater, ein malaiiſches Wajang oder ein chineſiſches Theater beſuchen. Die oſtaſiatiſche Welt tut ſich ihm hier in ihrer ganzen Seltſamkeit auf, und verläßt er die Stadt, um die Umgebung kennen zu lernen, dann hat er Gelegenheit, die Pracht der Tropen zu bewundern, beſonders in dem ſchönen Botaniſchen Garten, der ſich am Fuße des Government Hill hinzieht. Das wird ihn mehr feſſeln als der Handel der Stadt mit ſeinen tropiſchen Produkten, Pfeffer, Muskat, Kokosnüſſen, Guttapercha, Tabak, Kaffee, Rohrzucker, Reis und anderen Waren, die hier auf den Markt gebracht und gegen europäiſche Erzeugniſſe, darunter größtenteils deutſche, eingetauſcht werden.

Ernſt v. Heſſe-Wartegg.

Alpines.

— Die am 29. November in Pirna abgehaltene Delegiertenverſammlung des Gebirgsvereins für die Sächſiſche Schweiz war von 27 Sektionen beſchickt; ſie bewilligte 1700 ℳ an Baubeihilfen, 200 ℳ für die Schülerherbergen und 200 ℳ für Herſtellungen auf der Burgruine Wehlen. Dem früheren Vorſitzenden Prof. Dr. Lehmann aus Dresden wurde eine prächtig ausgeführte Urkunde ſeiner Ehrenmitgliedſchaft überreicht.

— In Adorf im Vogtlande hat ſich eine neue Sektion des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. gegründet.

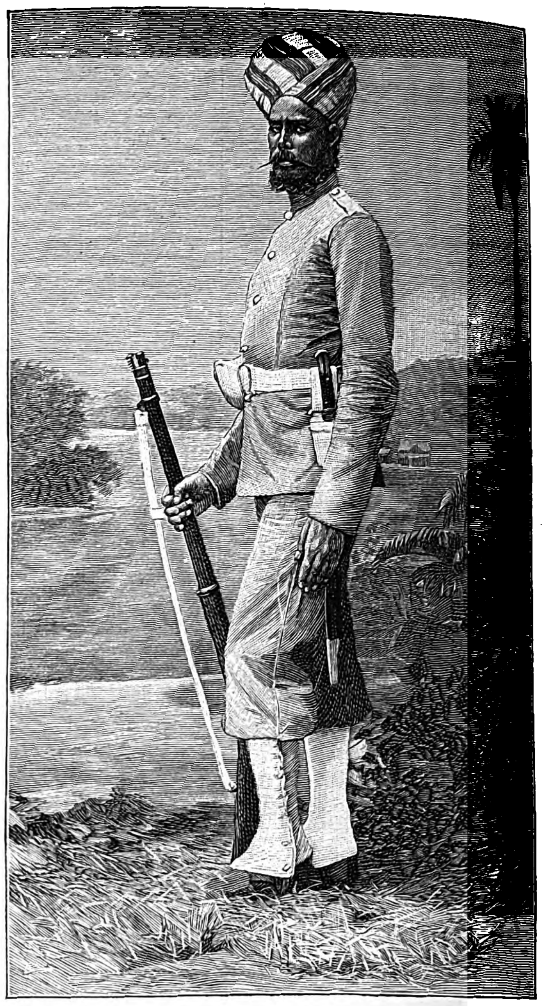
— Da mit der Eröffnung der Stubaitalbahn auch ein ſtärkerer Beſuch der Nürnberger Hütte zu erwarten iſt, wird dieſe vergrößert und umgebaut werden müſſen.

— Die Sektion Aibling des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. hat ſich als Hauptaufgabe für die nächſten Jahre geſetzt die Anlage eines Höhenweges vom Wendelſtein zum Breitenſtein. Durch dieſen neuen Weg werden die beiden bisher von der Sektion erbauten Wege verbunden und eine prächtige Rundtour erſchloſſen.

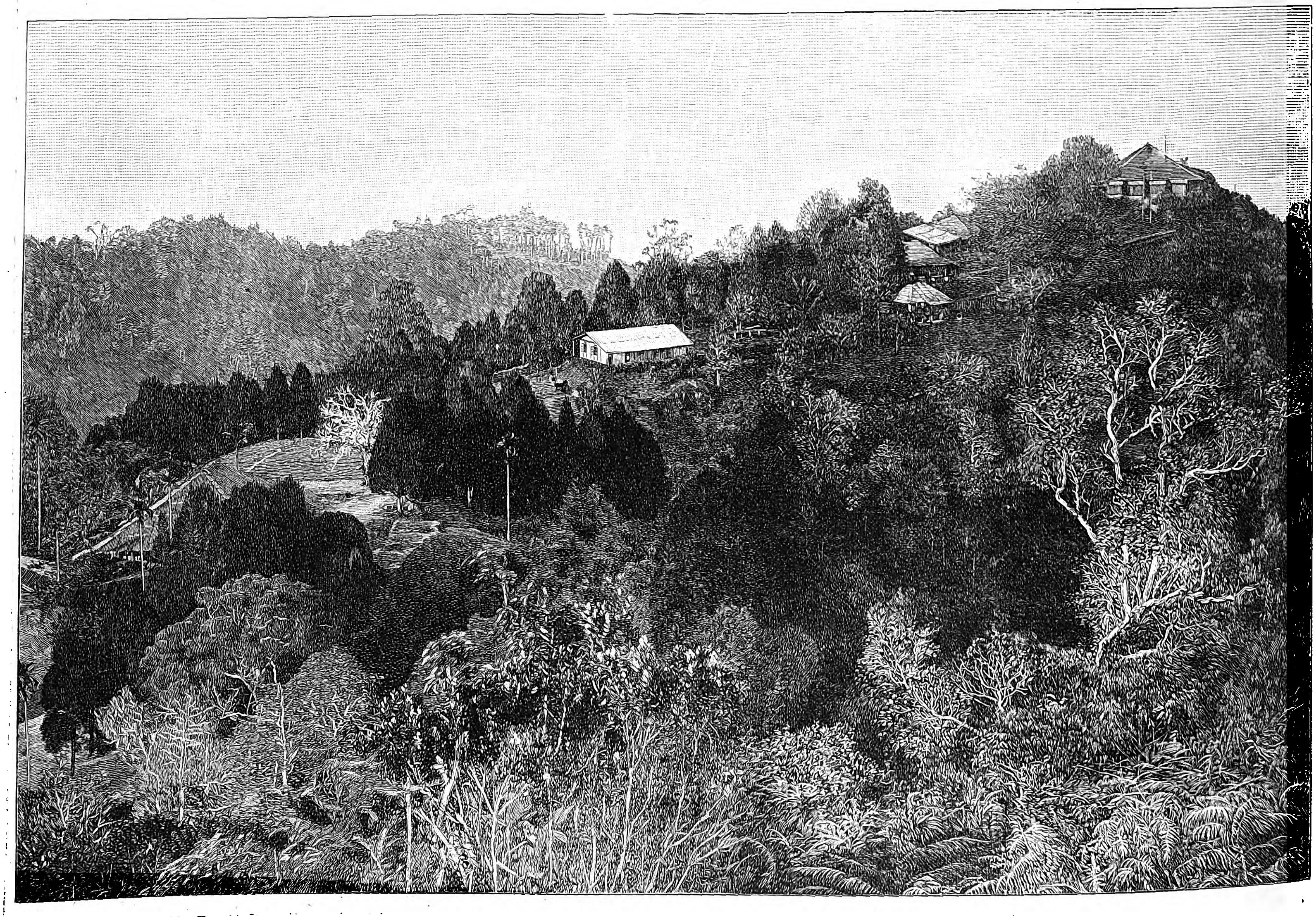
— Die Adamek-Hütte der Sektion Auſtria des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. am Goſaugletſcher ſoll im nächſten Jahre erbaut werden.

— In Partenkirchen iſt nach längerer Krankheit der in alpinen Kreiſen wohlbekannte autoriſierte Bergführer Anton Bergkofer v. Pitzner geſtorben. — In Feldkirch iſt am 11. November der ehemalige Bergführer Ignaz Steurer, 76 Jahre alt, mit Tode abgegangen.

— Anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Beſtehens des Öſterreichiſchen Alpenklubs in Wien fand am 7. Dezember eine Jubiläumsfeier, verbunden mit einer Feſttafel, ſtatt. Die Nrn. 648 und 649 des Kluborgans „Öſterreichiſche Alpenzeitung“ erſchienen vereinigt und verſtärkt als Feſtſchrift mit folgendem Inhalt: Zum Jubelfeſte! Feſtgedicht von H. Barth; Gedanken über alpine Probleme von Dr. O. Ampferer; Zur Geſchichte des Öſterreichiſchen Alpenklubs von Ed. Forſter; „In memoriam“ von H. Biendl und „Die „Öſterreichiſche Alpenzeitung“ von H. Wödl. Der Feſtſchrift, die einen würdigen Denkſtein in der Entwicklung des Öſterreichiſchen Alpenklubs bildet, ſind drei Kunſtblätter beigegeben, darſtellend die drei hochalpinen Schutzhäuſer des



Ein indiſcher Poliziſt in Penang.



Auf dem Gipfel des Government Hill bei Penang.

Aus der Hafenſtadt Penang und ihrer Umgebung an der Malakkaſtraße.

Klubs: Erzherzog-Johann-Hütte auf der Adlersruhe, Wiener Hütte am Hochfeiler und Zſigmondy-Hütte am Zwölferkofel in den Sextener Dolomiten, ausgeführt nach Aquarellen E. T. Comptons.

— Der Zentralausſchuß des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Tirol erklärt als dringend notwendig den ſofortigen und gleichzeitigen Ausbau der Eiſenbahnlinie Landeck-Mals mit den Anſchlüſſen an die Schweiz und die Herſtellung einer normalſpurigen Eiſenbahn Reutte-Lermoos-Mieming-Arlbergbahn mit Anſchluß an Lermoos-Garmiſch, wobei den berechtigten Wünſchen der Brennerbahn-Intereſſenten vollauf Rechnung zu tragen iſt.

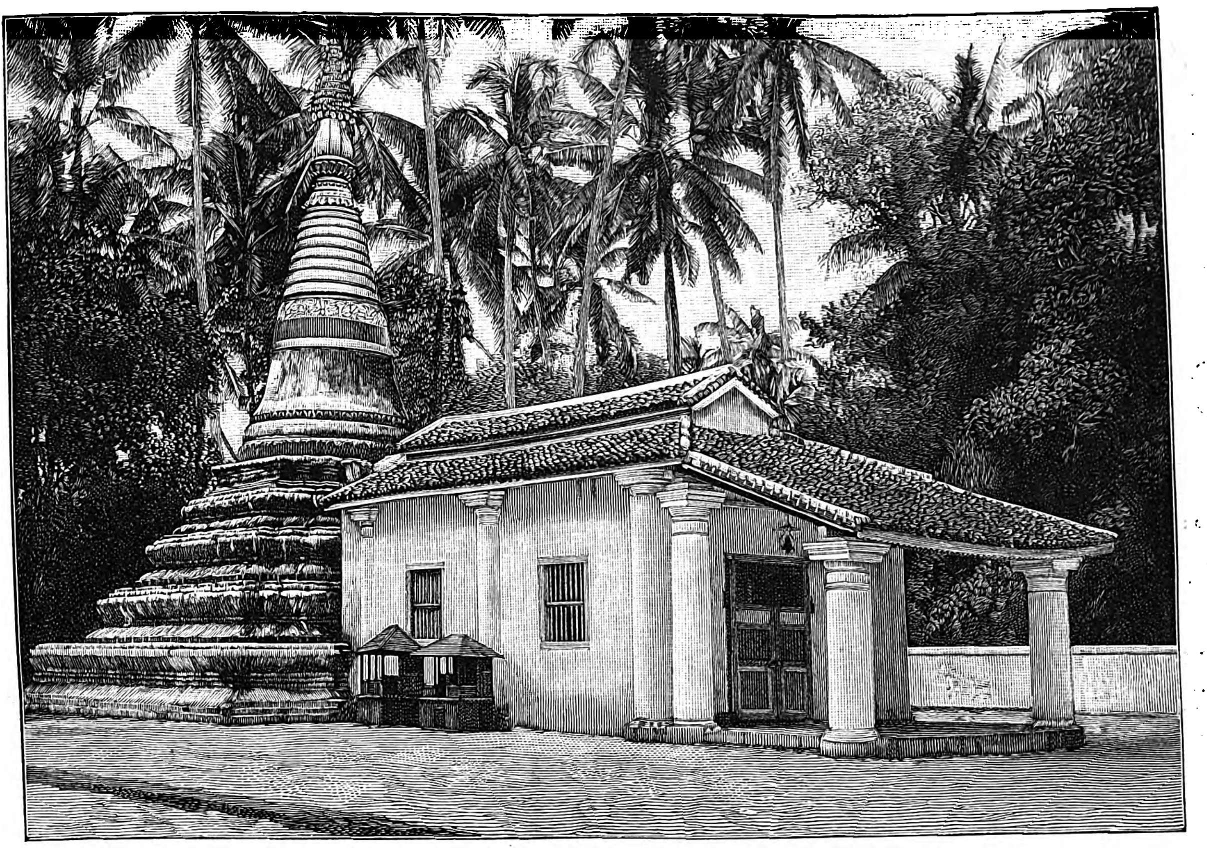
— Frau A. Pehofer, die 27 Jahre lang oben auf der Raxalpe als Wirtin hauſte, zu einer Zeit, da außer dem heuer vergrößerten Karl-Ludwig-Hauſe und einigen Almhütten noch keine anderen alpinen Schutzbauten beſtanden, iſt am 28. November im Reißtal hochbetagt verſchieden.

— Der zweite Skikurſus der Sektion Rhätia des Schweizer Alpenklubs auf der Lenzerheide (1477 m) findet vom 10. bis 17. Januar 1904 ſtatt. — Der Vorſtand des Skiklubs Glarus gibt bekannt, daß die großen Skirennen zu Glarus in dieſer Winterſaiſon ungefähr Ende Januar 1904 ſtattfinden werden. — Das alpine Skirennen des Skiklubs Bern wird am 16. und 17. Januar 1904 in Adelboden abgehalten.

— Die „Mitteilungen des Deutſch. u. Öſterr. A.-V." bringen eine Zuſammenſtellung der im vergangenen Sommer im kaukaſiſchen Hochgebirge ausgeführten neuen Touren. Es ſind dies: Laila, Nordgipfel (3976 m), neuer Abſtieg nach Swanetien ausgeführt am 16. Juli von Frl. C. v. Ficker und den Herren H. v. Ficker, W. R. Rickmers, F. Scheck und A. Schulze; Skimeriſpitze (etwa 3600 m), erſte Erſteigung am 15. Juli durch die Herren F. Scheck und A. Schulze; Schtawler (3995 m), erſte Erſteigung am 29. Juli durch Frl. C. v. Ficker, Herren H. v. Ficker, W. R. Rickmers, F. Scheck und J. H. Wigner; Donguſorun (4468 m), von Süden begangen am 19. Juli von den Herren R. Helbling, F. Reichert und A. Weber; Ledëſcht (3826 m), erſte Erſteigung am 20. Juli durch die Herren O. Schuſter und J. H. Wigner; Kuiſchpaß (etwa 3300 m) und Leirag (3521 m), erſte Überſchreitung und erſte Erſteigung am 19. Auguſt durch die Herren O. Schuſter und J. H. Wigner; Lakra (3715 m), erſte Erſteigung am 1. Auguſt durch die Herren L. W. Rolleſton und T. G. Longſtaff; Gr. Tſcharinda (3579 m), neuer Auf- und Abſtieg, ausgeführt am 21. Juli von den Herren O. Schuſter und J. H. Wigner; Hewai (3980 m), erſte Erſteigung am 19. Juli durch dieſelben; Tſentſitau (3860 m), erſte Erſteigung am 5. Auguſt durch Frl. C. v. Ficker und Hrn. W. R. Rickmers; Schechilditau (4320 m), erſte Erſteigung am 1. Auguſt durch die Herren R. Helbling, F. Reichert, A. Schulze und A. Weber; Uſchba, Südgipfel (4698 m), erſte Erſteigung am 26. Juli durch die Herren R. Helbling, F. Reichert, A. Schulze, O. Schuſter und A. Weber; Uſchba, Überſchreitung beider Gipfel von Norden in den Tagen vom 10. bis 13. Auguſt von den Herren L. Diſtel, G. Leuchs und H. Pfann; Bſcheduch (4271 m), erſte Erſteigung am 1. Auguſt durch die Herren L. Diſtel, G. Leuchs und H. Pfann von Norden aus; Namenloſer Gipfel in der Dalla-Kora-Kette (3429 m), erſte Erſteigung am 5. Juli durch die Herren O. Schuſter und J. Wigner; Ullutau Tſchana (4203 m), erſte Erſteigung am 13. Auguſt durch L. W. Rolleſton und T. G. Longſtaff; Baſchiltau (4171 m), erſte Erſteigung am 15. Auguſt, und Tiktengen (4614 m), erſte Erſteigung am 5. Auguſt durch dieſelben; Naſchkodra, Höchſter Punkt (etwa 3950 m), erſte Erſteigung am 22. Auguſt durch H. v. Ficker und den eingeborenen Träger Mito Arkulian; Lialwer (4350 m), erſte Erſteigung am 23. Auguſt durch A. Schulze über den Nordweſtgrat; Geſtola (4860 m), erſte Begehung des Nordweſtgrates am 23. Auguſt durch A. Schulze vom Lialwer aus; Dſchanga (5051 m), von Süden, erſte Überſchreitung aller Gipfel und damit erſte Erſteigung des höchſten Höckers am 8. Auguſt durch die Herren R. Helbling, F. Reichert, A. Schulze und A. Weber mit dem Träger Mito Arkulian aus Zchomari und Schechara (5184 m), von Süden, ein Problem, das vom 24. bis 25. Auguſt durch L. W. Rolleſton und T. G. Longſtaff gelöſt wurde. — Der Akademiſche Alpenverein München veranſtaltete am 7. Dezember einen Kaukaſus-Abend, der unter Vorführung ausſchließlich von Teilnehmern der Expeditionen aufgenommener Lichtbilder die Erlebniſſe der Hochalpiniſten zum Gegenſtand hatte, von denen obige Beſteigungen ausgeführt worden waren. Dr. Georg Leuchs führte die Lichtbilder aus dem Bereich der Nordpartie vor, die von Pjatijorſk aus vorgegangen war, während Kunſtmaler Ernſt Platz aus München, von dem eine Reihe prächtiger Aquarelle ausgeſtellt war, die Erlebniſſe der Südpartie ſchilderte.

— Das Obſervatorium auf dem Monte Roſa, um deſſen Zuſtandekommen die Gelehrten von Turin, Siena und Pavia ſich verdient gemacht haben, iſt jetzt vollendet; die Hütte enthält ſieben Zimmer aus hölzernen Doppelwänden mit Kupfer bekleidet und eine Terraſſe als Obſervatorium, ſie iſt mit wiſſenſchaftlichen Inſtrumenten aufs reichſte ausgeſtattet.

— Das Mitglied der Freiburger Geologiſchen Expedition nach Bolivia H. Hoek hat bisher folgende Gipfel in den Anden erſtiegen: Cerro Cordoba (4620 m), Salle Grande (5050 m) und Abra de Eſtaga (4100 m). Die Schwierigkeiten werden als nicht beſonders groß, die Ausſicht als von hinreißender Schönheit geſchildert.



Siameſiſche Pagode.

Sport und Jagd.

— Der Baden-Badener Nennungsſchluß für den Großen Preis 1904 iſt im höchſten Grade betrübend für Deutſchland ausgefallen, da von 48 genannten Pferden nur zehn ſtehen geblieben ſind, von Frankreich aber 29, ſo daß der reiche Preis wohl wieder außer Landes gehen wird. Im Fürſtenberg-Memorial 1905 ſtellt ſich das Verhältnis beſſer, nämlich 35 : 30. Immerhin iſt es dringend geboten, für die deutſche Vollblutzucht und den legitimen Sport nicht bloß etwas, ſondern viel zu tun, um nicht ganz abzufallen.

— Drei Renn-Sonntage, und zwar der 24. April, der 5. Juni und der 23. Oktober, ſind außer dem Oſter- und dem Pfingſtmontag der ſo volkstümlichen Hindernis-Rennbahn zu Carlshorſt für 1904 bewilligt worden. Es war auch Zeit!

— Hr. M. Lücke, der bekannte unermüdliche Leipziger Herrenreiter, ſteht für 1903 an der Spitze der ſiegreichen Herrenreiter Deutſchlands mit 46 Siegen. Ihm folgt Leutn. v. Schmidt-Pauli mit 40, Hr. R. v. Wallenberg mit 39 Siegen. Hrn. Otto Suermondt, der einſtige Darmſtädter, behielt trotz ſeines ſchweren Sturzes zu Neuß Ende Juli den vierten Platz. Unter dieſen vier hat aber Hr. v. Wallenberg bei 85 Ritten den Ruhm des beſten Durchſchnitts, da er außer den 39 Siegen noch 17 zweite Plätze eroberte.

— Zu Auteuil gewann am 3. Dezember den Prix Georges Brinquant, Wert 16 300 Frs., Strecke 3100 m, des Comte Clermont Tonnerre 3j. br. H. Fringant, von Vigilant-Figlia.

— Der auch in England eingetretene Froſt hat die Rennen ſehr beſchränkt. In Leiceſter wurde am 3. Dezember trotzdem noch geritten, und des Mr. A. Kyte 5j. br. W. Fits and Starts, von Fitz Simon-Bit of Fun, erſtritt die Handicap Hurdle Race, Strecke 3200 m, Wert etwa 4000 ℳ.

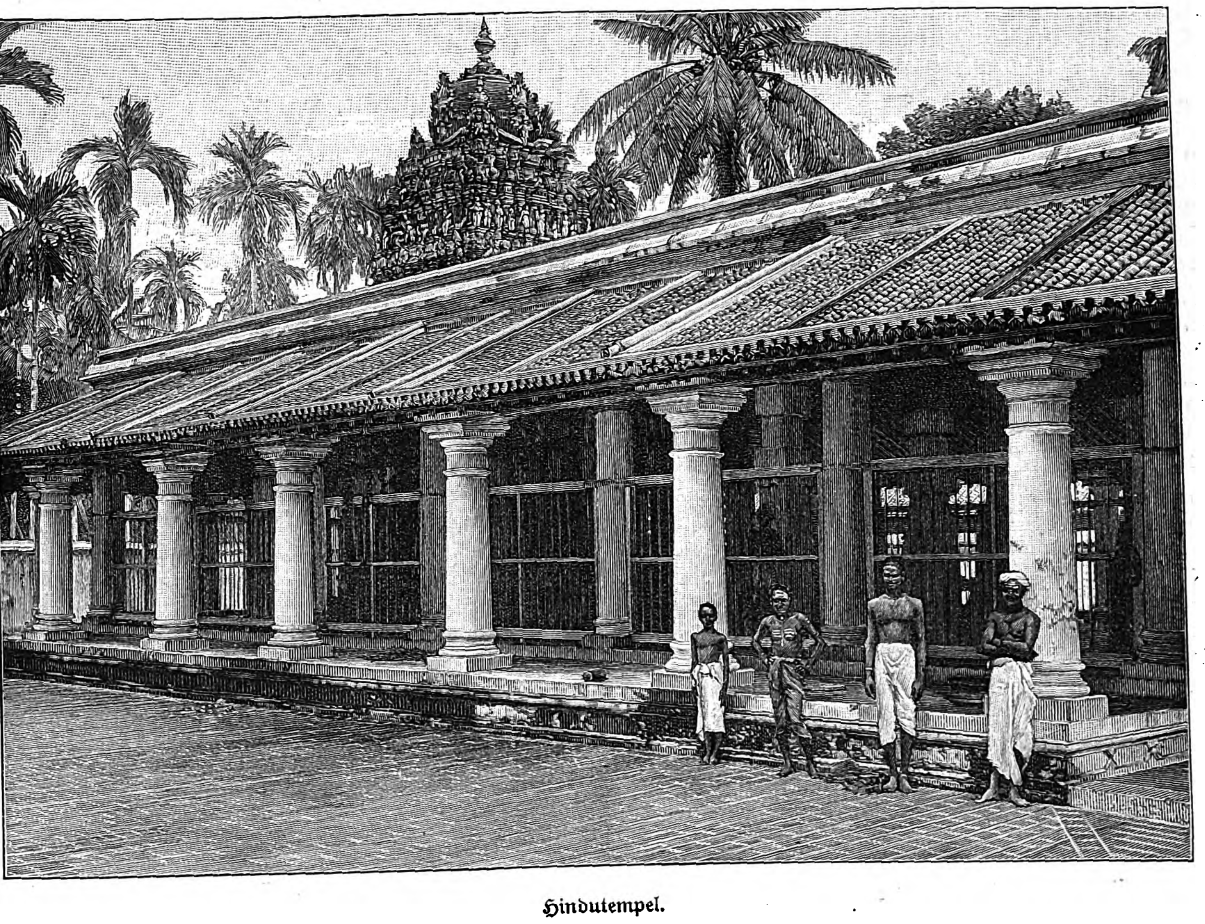
— Das Sechsſtundenrennen des Deutſchen Radfahrervereins wurde zu Hamburg-Rotherbaum am 29. November ausgelaufen. Walter Rütt zeigte ſich ſeinen Gegnern weit überlegen und ſiegte mit $212,_{815}$ km gegen Kudela, $210,_{485}$, Bader $210,_{150}$, Schilling $206,_{820}$ km.

— Die Ausſchreibung zum Internationalen Eiswettlaufen für Herrenläufer am 16. und 17. Januar 1904, beſtehend in der Meiſterſchaft von Europa im Kunſtlaufen, in der gleichen im Schnelllaufen, im Internationalen Paarlaufen und im Jugend-Schnellaufen, brachte der „Deutſche Winterſport" zu Berlin vom 3. Dezember Nr. 6.

— Bei dem am 30. Oktober zu Buenos Aires ſtattgefundenen Wettſchießen haben die deutſch redenden Schweizer wiederum den internationalen Match, mit 4558 Punkten, gewonnen. Ihnen folgten die Italiener mit 4411 und dann die Argentiner mit 4200 Punkten nach. Emil Kellenberger von Walzenhauſen konnte im Stichſchießen auf der erſten Stichſcheibe den erſten Preis von 8000 Frs. einheimſen.

— Auf den Revieren des Amtsrats v. Dietze zu Barby a. Elbe, auf denen Kaiſer Wilhelm alljährlich der Haſenjagd obzuliegen pflegt, ſind von zwei Schützen in dieſer Saiſon innerhalb einiger Tage 1100 Feldhühner geſchoſſen worden. Der 79jährige Hr. v. Dietze aber erlegte 1903 nicht weniger als 53 Rehböcke durch Kugelſchuß.

— Der deutſche Kronprinz Wilhelm erlegte als Jagdgaſt des Fürſten zu Stolberg-Wernigerode Mitte November 3 Damſchaufler, 1 Damſpießer, 1 Damtier, 14 grobe, 2 geringe Sauen.



Hindutempel.

Aus der Hafenſtadt Penang an der Malakkaſtraße.

Frauen-Zeitung.

Der Vampir.

Novelle

von

Georg von der Gabelentz.

[Nachdruck verboten.]

Vom Kirchturm ſchlug es ſechs Uhr. Die Dampfpfeife der Fabrik ertönte; ihr durchdringender, häßlicher Schrei drang bis in die entlegenſten Räume des weitläufigen Gebäudes. Neues Leben kam in die ermüdeten, gebückten Geſtalten der Arbeiter und Arbeiterinnen, die an den knarrenden Webſtühlen beſchäftigt geweſen waren; ſie ſtanden auf und wiſchten ſich die beſtaubten Geſichter ab. Die Maſchinen blieben langſam ſtehen, auch ihre Arme ruhten von der raſtloſen Arbeit, ihr Ächzen und Stöhnen, das laute Atmen ihrer Lungen verſtummte.

Die Männer und Frauen banden nun ihre Schürzen ab, ſetzten ihre Hüte auf oder ſchlangen ſich die bunten Kopfſchals über das Haar. Bald hallten die langen, ſtaubigen Säle und die ſchmutzigen Treppen wider von vielen Hunderten eilender Schritte. Der geräumige Hof der Fabrik füllte ſich; zum eiſernen Gittertor, das den verſchlungenen Namenszug des Beſitzers trug, ſtrömten die Gruppen hinaus und verteilten ſich in den grauen, engen Straßen, die nach der Oſtvorſtadt führen. Nach wenigen Minuten ſtand der vielfenſterige Kaſten der Fabrik verödet da, nur leichte Rauchwolken krochen noch träge aus dem hohen Schornſtein und verflogen am Himmel.

Über der Stadt lag dunſtige Luft, ſchwer von dem Kohlenſtaub, der am Tage all den ragenden Eſſen entſtiegen war. Es fing an zu regnen in feinen, kaum merkbaren Tropfen, wie dichter Nebel, aber es war nur eine vorübergehende Wolke, und ſie zog bald am gelben Abendhimmel weiter.

Anna Witte hatte des kurzen Regens nicht geachtet; ihre ſchlanke Geſtalt eilte auf dem Bürgerſteig einer Seitengaſſe zu, in der ſie bei Frau Huſchke, der alten Wohnungsvermieterin, ein Unterkommen gefunden hatte. An der Straßenecke trat ein Mann aus dem Dunkel eines Torwegs; er ſchien auf ſie gewartet zu haben und legte den Arm nach lautem Gruße zärtlich um ihre Hüfte. Das Mädchen ſah mit verliebten Blicken zu ihm auf und ſchmiegte ſich im Gehen eng an ihn an. Der Schein einer Gaslaterne fiel trübe durch die ſchmutzigen, noch feuchten Scheiben auf das Paar und beleuchtete eben das Geſicht des jungen Arbeiters. Es waren offene, gutmütige Züge, aber etwas beſchränkt und eitel ſah er mit dem ſtutzerhaft gepflegten Schnurrbart aus. Doch Anna Witte liebte ihren Karl. Gerade ſeinen ſchmucken Bart und den harmloſen Ausdruck ſeiner braunen Augen mochte ſie gern leiden.

In leiſe geführtem Geſpräche ſchritten ſie nebeneinander dem Hauſe Annas zu. Noch lange blieben ſie in der Türniſche ſtehen, in dem Schatten, den das breite Gewände quer über die ſchmalen, grauen Stufen warf. Sie ſprachen von ihrer bevorſtehenden Hochzeit, denn Karl verdiente als Arbeiter in einer großen Buchbinderei einen ſchönen Lohn, von dem er ſchon manchen Taler beiſeitegelegt hatte, und auch Anna beſaß ein Sparkaſſenbuch, auf das ſie jeden erübrigten Groſchen einzahlte. In wenigen Monaten hofften ſie ſo viel Geld beiſammen zu haben, daß ſie es ſchon wagen konnten, an die Gründung eines eigenen kleinen Hausſtands zu denken. Dann würde endlich die lange Zeit ſehnſüchtigen Harrens beendet ſein. Seit mehreren Jahren trafen ſie ſich faſt täglich an der gleichen Ecke, wenn Anna nach Schluß der Fabrik heimkehrte. Dem hübſchen Mädchen war mancher Heiratsantrag gemacht worden, auch von Männern, die ein kleines Kapital ihr eigen nannten, aber aus Liebe zu ihrem Karl hatte ſie all ſolchen Verſuchungen widerſtanden.

Acht laute Schläge tönten vom Turme der Nikolaikirche, als ſich die beiden endlich mit einem heißen Kuſſe trennten. Das Mädchen ſchloß die Haustür auf und ſtieg die enge, ſteile Treppe zu ihrer Wohnung empor, während der junge Mann ſich nach der Schenke begab, in der er mit anderen unverheirateten Arbeitsgenoſſen zu eſſen pflegte. So ſchnell, wie es das Dunkel geſtattete, lief das Mädchen die leiſe knarrenden Stufen hinan. Nur bis in den zweiten Stock brannten die Gaslampen auf den Abſätzen der Treppe, weiter hinauf wohnte armes Volk. Bei der niedrigen Miete ſchien es dem Beſitzer nicht nötig, auch dort oben noch für die Beleuchtung des Zugangs zu ſorgen; hier mochte ein jeder ſehen, wie er ſich zurechtfand oder ſich ein Loch in den Kopf ſtieß.

Anna kannte die abgetretenen Stufen genau, ſie erſparte ſich daher das Anzünden eines Streichholzes und tappte im Finſtern, mit der Hand auf dem glatt geriebenen Geländer entlang fahrend, an den Eingang ihres Flures. Sie öffnete möglichſt geräuſchlos mit dem Drücker die Tür und ſchlich auf den Zehen nach ihrer Kammer, um von der neugierigen Alten ja nicht gehört zu werden, denn ſie liebte das boshafte, gefürchtete Weib nicht. Frau Huſchke war Witwe; ſie verdiente ſich ihren Unterhalt damit, in der Nachbarſchaft die Wäſche zu beſorgen und bei ſich Schlafſtellen an Fabrikmädchen zu vermieten. In ihren geröteten Augen lag etwas Lauerndes und Hartes; die von der Gicht gekrümmten und zuſammengezogenen Finger hatten viel Ähnlichkeit mit den Krallen eines großen Vogels. Die Kinder in der Nachbarſchaft nannten ſie nicht anders als »die graue Eule« und liefen ängſtlich weg, wenn ſie ihrer anſichtig wurden. Dabei war ſie als geizig und habſüchtig bekannt. Konnte eins der armen Mädchen nicht pünktlich zahlen, ſo nahm die Huſchke ihr alles, beinahe das zerriſſene Hemd vom Leibe, denn ſie ſtundete niemals auch nur einen Tag die Miete, das war ihr Grundſatz.

Anna war froh, als ſie ungeſehen in ihrer Dachkammer angelangt war. Das ſchräge Fenſter hatte offen geſtanden; vielleicht war es in ihrer Abweſenheit vom Winde aufgeſtoßen worden, es ſchloß ja ſo ſchlecht, denn der Riegel war ausgeleiert, und der Hauswirt ließ nichts umſonſt machen. Aber vom Regen war dadurch Näſſe auf den Fußboden gekommen, die mußte ſie ſchnell aufwiſchen, denn wenn die Alte den Flecken ſah, ſo gab es harte Worte. Raſch nahm ſie einen Lappen, kniete hin, indem ſie ſorgfältig ihr Kleid zurückſchlug, und begann den Fußboden zu trocknen. Er war einmal braun geſtrichen geweſen, aber ſeit langem waren nur in den Ecken noch Spuren der Farbe ſichtbar. Dann ſchloß ſie das Fenſter und befeſtigte den Riegel mit einem Bindfaden am Fenſterkreuz.

Aber es war kalt in ihrem Zimmer geworden, und wenn ſie noch an ihrer Wäſche arbeiten wollte, ſo mußte ſie warme, flinke Finger haben, mit ſteifen Gelenken würde ſie nicht nähen können. Im Kohlenkaſten lagen noch einige Kohlen; ſie ſammelte ſie und legte ſie behutſam und leiſe in den Ofen. Wenn nur jetzt die alte Huſchke nicht hereinkommt, dachte Anna, ſonſt zankt ſie wieder über dieſe Verſchwendung von Heizmaterial! Eben wollte ſie das Streichholz entzünden, da hörte ſie auf dem Gange die ſchlürfenden Pantoffeln der Wirtin. Raſch ſteckte ſie die Schachtel in die Taſche, ſprang auf und machte ſich, verlegen errötend, am Tiſch zu ſchaffen. Sie ſtellte die kleine, matt brennende Lampe ſo, daß der Schatten eines Holzſtuhls auf den naſſen Flecken am Boden fiel; da konnte die Huſchke nichts bemerken.

Man hätte ſchwerlich ein widerwärtigeres Geſicht finden können, als es die Alte zeigte, die jetzt, ohne erſt anzuklopfen, in Annas Kammer trat. Auf einem unförmlichen, dicken Leibe mit hohen Schultern und kurzem Halſe ſaß ein viel zu großer Kopf, der nur Geſicht zu ſein ſchien. Die niedere, ſtark zurücktretende Stirn verſchwand halb unter einer ſchmutzigen, großen Haube. Zwei abſtehende, ſteife Schleifen an ihr glichen den aufrecht ſtehenden Ohren einer Fledermaus. In dem breiten Munde ſtanden zwiſchen den dicken Lippen zwei große, gelbe Zähne wie die Hauer eines Ebers hervor, die man auch ſah, wenn die Alte den Mund geſchloſſen hielt. Ihr Naſenrücken war durch irgendeinen Unglücksfall einmal eingedrückt worden; das verlieh ihrem Geſicht etwas Tieriſches.

Die alte Huſchke ſchloß langſam hinter ſich die Tür und ſchob ihren fetten Leib an den Tiſch heran.

„Guten Abend, mein ſchönes Kind!“ Ihre Stimme hatte einen heuchleriſch freundlichen Ton. Lauernd und neugierig glitten ihre Blicke im Zimmer umher, als ſuchten ſie etwas. Das Mädchen bot ihr einen der wackeligen Stühle an und ſetzte ſich ſelbſt mit Bedacht ſo, daß ihr Gaſt den feuchten Flecken nicht ſehen konnte. Dann nahm ſie eine Leinwand vom Tiſche, zog die Lampe näher an ſich heran und griff nach Nadel und Zwirn.

„Nun“, begann die Alte, „wie ſteht es denn mit der Hochzeit, Anna? Habt ihr denn bald Geld genug beiſammen?“

Geld? Sollte die Wirtin etwa von ihrem Gelde haben, vielleicht gar ſie anborgen wollen?

„Ja, ich denke in zwei bis drei Monaten wird's reichen, dann können wir dran denken. Mit meiner Wäſche bin ich ſchon bald fertig.“

„So?“ Die Alte ſaß eine Weile ſtumm da, die Hände über dem Bauche gefaltet. Sie war ſehr kurzatmig, und jedesmal, wenn ſie ausatmete, kam es wie leiſes Pfeifen und Ziſchen aus ihrem Munde hervor. Das Mädchen fuhr mit fleißigen Fingern über ihre Arbeit. Wenn es nur nicht ſo kalt geweſen wäre, ſie hätte zu gern den Ofen angeheizt, aber ſie wagte es nicht zu tun. Immer wollte die Nadel den ſteifen Fingern entgleiten, dazu war Anna müde und ſchläfrig; ſie hoffte, ihr Beſuch würde bald wieder hinausgehen. Was mochte nur die abſcheuliche Huſchke veranlaſſen, ſich zu ihr zu ſetzen; ſie kümmerte ſich doch ſonſt wenig um ihre Mieterinnen. Mit einem tiefen Atemholen begann dieſe von neuem:

„Hören Sie, Anna, es muß doch eigentlich recht dumm und langweilig ſein, ſo lange auf die Hochzeit warten zu müſſen. Aber natürlich, wenn man auf ſein bißchen Erſpartes paſſen muß, dauert's lange Zeit, bis genug zuſammenkommt, und das Heiraten koſtet viel Geld, das weiß ich nur zu gut. Und wenn ich nun ſo bedenke, wie leicht eigentlich ſonſt ein hübſches Mädel zu Geld kommen kann, wenn es nur Luſt hat“ —

„Ich möchte doch wiſſen, wie das gehen ſoll.“

„Auf die einfachſte Art von der Welt, ganz ohne Mühe und Arbeit kann man das. Wenn ich zum Beiſpiel an die Martha denke — die doch, weiß Gott, nichts Beſonderes an ſich hat — ſeitdem die mit dem feinen Herrn geht, was ſie da für ſchöne Sachen und Kleider hat, das kann man gar nicht glauben! Na, und Sie ſind doch gewiß viel hübſcher. Ich will ja nichts weiter ſagen, aber der Herr unten aus der zweiten Etage, wenn Sie wüßten, wie der von Ihnen ſpricht.“

„Laſſen Sie mich endlich in Frieden, oder ich ſag's meinem Bräutigam! Ich mag nichts davon hören; Sie wiſſen recht gut, daß ich mit meinem Karl verlobt bin!“

Das Mädchen hatte kurz und gereizt geantwortet; ſie ärgerte ſich über die Dreiſtigkeit und Frechheit der Alten, die ihr ſolche gemeinen Vorſchläge machte. Wohl wußte ſie, daß die ſchwarzhaarige Martha nebenan ein Verhältnis mit jemand hatte, der ihr viel Geld gab und ihr auch neulich ein goldenes Armband und eine Uhr geſchenkt hatte. Aber ſie mochte ſo etwas nicht, das endete doch nicht gut. Welcher Lärm und welcher Skandal war das geweſen, als die Martha vor einem Jahre ihr Kind geboren hatte. Das arme Wurm war freilich bald nach der Geburt wieder geſtorben. Damals hatte die alte Huſchke ganz anders geſprochen und das ſchreiende und wimmernde Mädchen laut geſcholten wegen ihres Leichtſinns und der Wirtſchaft, die ſie ihr verurſachte. Auf ſolche Sachen ließ ſie ſich nicht ein. Was hätte ihre alte Mutter draußen auf dem Lande dazu geſagt! Zudem liebte ſie ihren Karl aufrichtig und treu.

Die Verſucherin merkte wohl, daß ſie wieder nichts ausrichtete; ſie ſtand auf und wandte ſich mit einem Seufzer der Tür zu. Noch einmal blieb ihre dicke, ſchwammige Geſtalt ſtehen, die fette Hand auf der eiſernen Türklinke. Mit falſchen Blicken ſah ſie ſich nach dem Mädchen um.

„Na, wie Sie wollen, liebe Anna, ich meine es ja nur gut mit Ihnen; überlegen Sie ſich's nur, Geld iſt Geld!“ Ihre ſchlürfenden Schritte verhallten hinten auf dem dunkeln Gange. „Warte nur, ich werde dir's ſchon einmal eintränken!“ kam es zwiſchen ihren Zähnen hervor. Ihre Augen hatten einen unheimlichen Glanz angenommen.

Kaum war die Alte hinausgegangen, als das Mädchen ſchweratmend aufſtand, die Streichhölzer aus der Taſche zog und das Feuer im Ofen anzündete. Kniſternd zuckten die Flammen empor. Sie gähnte, eine ſchwere Müdigkeit kam über ſie. Dennoch ſetzte ſie ſich noch einmal an ihre Arbeit, aber trotz der Wärme, die die niedere Dachkammer zu durchſtrömen begann, wollten die Finger ihrem Willen nicht recht gehorchen. Allerlei Gedanken fuhren durch ihren Kopf, Gedanken an den Bräutigam und die Hochzeit, aber ſie konnte auch den häßlichen Vorſchlag der Wirtin nicht ganz vergeſſen. „Geld iſt Geld!" — Lauernd und frech hatten die Blicke dieſes alten Weibes auf ihrem Geſicht und ihrer Geſtalt geruht! Anna ſah ſich in dem kleinen, zerbrochenen Spiegel im ſchwarzen, lackierten Holzrahmen. Ja, ſie war hübſch! Frau Huſchke hatte darin recht, und doch haßte ſie trotz aller Schmeicheleien dieſe ſchleichende, falſche Perſon. Die meinte es nicht gut, die ſicher nicht! Wie grauſam und ſchlecht war es von ihr geweſen, das ſchwache, ſchwindſüchtige Nähmädchen damals auf die Straße zu ſetzen, bloß weil ſie einen Monat, einen einzigen Monat die Miete nicht bezahlen konnte! Und wie oft hatte ſie gehungert, um bezahlen zu können, und nur dieſen Termin hatte ſie es nicht zuſammengebracht. Das arme Ding hatte geweint und gehuſtet, und dann war ſie mit ihrem Bündelchen, das die wenigen Habſeligkeiten enthielt, hinausgegangen in den Schnee und das Dunkel und die Näſſe. Anna hatte ihr noch ein Paar geflickte, wollene Strümpfe und ihr altes, blaues Kopftuch geſchenkt, denn ſie tat ihr ſo leid mit ihrem ſchmalen, blaſſen Geſicht, den dünnen Schultern und Armen und den zerriſſenen Schuhen. Faſt hatte ſie es bereut, auch dieſes kleine Geſchenk gegeben zu haben, denn das kranke Mädchen war in einer Armenanſtalt aufgenommen worden und dort wenige Wochen ſpäter geſtorben. Das warme, blaue Kopftuch ſtammte von ihrer eigenen Mutter, die es ihr zum Abſchied einmal gegeben hatte, daher hing ſie an ihm, und wer mochte wiſſen, was nun aus ihm geworden war. Unter dieſen Gedanken nähte ſie emſig weiter. Dieſes Hemd mit der kleinen Spitze mußte ſie vollenden, das wollte ſie zu ihrer Hochzeit tragen.

Immer wärmer wurde es nun im Zimmer, und ihre Schläfrigkeit nahm immer mehr zu, kaum vermochte ſie noch die Augen offen zu halten. Die weiße Leinwand begann vor ihren Blicken zu flimmern; ſie ſah nicht mehr, wohin ihre Nadel ſtach.

Nur einen Augenblick wollte ſie ſich niederlegen, vielleicht würde die Müdigkeit vergehen, und ſie konnte dann noch etwas an ihrem Hemd arbeiten. Aus Sparſamkeit löſchte ſie aber doch die Lampe aus und warf ſich angekleidet aufs Bett. Nur die Bluſe öffnete ſie und den Bund des Rockes, um es nicht ſo warm zu haben und bequemer zu liegen. Dann ſchloß ſie die Augen und träumte. —

Über ihrem Haupte ragten die Säulen und Wölbungen einer großen Kirche. Braune, geſchnitzte Bänke ſtanden in langen, langen Reihen hintereinander bis dicht vor den hohen Altar mit dem goldglänzenden Kruzifix. Und hinter dem Altar waren hohe, bunte Fenſter, durch deren Malerei ſchienen die Sonnenſtrahlen hinein, blau, rot, grün, in ſchnurgeraden, ſchimmernden Streifen bis mitten in den Raum. Unzählige winzig kleine, leuchtende Pünktchen tanzten auf den Sonnenſtrahlen und wirbelten unaufhörlich durcheinander. Einer der ſpitzen, hellen Lichtpfeile traf auch das kleine, goldene Kreuzchen, das ſie als Broſche angeſteckt hatte, das letzte Geſchenk ihrer verſtorbenen Großmutter. Das Kreuzchen ſchien in all dem Lichte zu wachſen, es glänzte, als ſei es mit Edelſteinen beſetzt, und war doch nur vergoldet und abgegriffen und hatte ſonſt einen ſo matten Schein. Sie war ganz in Weiß gekleidet, ſie trug ihr Hemd mit dem Spitzenbeſatz, trug den Myrtenkranz auf dem Haar und ging langſam, feierlich auf den Altar zu. Ihr Karl aber ſchritt neben ihr, groß und ſchlank, im ſchwarzen Anzug, den Zylinder in der Hand. Hinter ihnen kam ihre alte Mutter; ſie ging gebückt, wie ſie es immer tat, und trug ein Geſangbuch. Neugierige ſaßen allenthalben auf den Kirchenbänken, die Martha war darunter, ihre Stubennachbarin, mit dem goldenen Armband und der neuen Uhr an glänzender Kette, aber ohne ihren feinen Herrn. Auch das arme, ſchwindſüchtige Mädchen lehnte dicht am Gange in der Ecke einer Bank und ſah ſie mit ihren großen, unruhigen Augen an, traurig und fragend, genau ſo, wie ſie durchs Leben geirrt war; ſie hatte noch ihr blaues Tuch auf dem Kopfe. Wie die dunkeln Augen von dem blaſſen Geſicht abſtachen! Der große Portier aus der Fabrik ſaß mit ſeiner Frau gleichfalls in der Kirche ganz vornan; er trug den grünen Sonntagsrock mit den blanken Knöpfen, und die Frau hatte das neue ſchwarzſeidene Kleid angezogen mit roten Schleifen. Anna mochte die Leute gern, denn ſie waren immer gut und freundlich zu ihr geweſen und hatten manchmal zum Feierabend im Vorübereilen ein Wort mit ihr gewechſelt; darum nickte ſie ihnen auch jetzt lächelnd zu und machte ſtolz ihren Karl auf die feinen Freunde aufmerkſam.

Aus der halbdunkeln Tiefe der Kirche hervor klangen die mächtigen, brauſenden Töne der Orgel, die Knaben auf der Empore ſangen, auf ſilbernen Leuchtern glänzten tauſend Lichter vom Altar. Sie ſtützte ſich feſt auf den Arm ihres Gatten in ſolch großem Glücke, daß ſie vor Seligkeit laut hätte aufſchreien mögen. Jetzt waren ſie endlich vereint für ihr ganzes Leben, Mann und Frau! Rechts und links vom Altar ſtanden auf breiten Marmorſtufen Engel in weißen, langen Kleidern, die trugen wie ſie Myrtenkränze auf den blonden Locken und hielten goldene Stäbe in der Hand. Die waren wohl auf den Sonnenſtrahlen hereingeflogen. Anna ſah ſie immer wieder an, aber ſie wunderte ſich nicht. —

Das Mädchen warf ſich im Schlummer unruhig zur Seite. — In der Kirche war es auf einmal ſo dunkel geworden, die weißen Engel waren verſchwunden und die hellen Lichter alle verlöſcht. Wo war nur ihr Karl geblieben, der noch eben an ihrer Seite geſtanden hatte? Wo waren die Verwandten, die Freunde? Sie mußten die Kirche ſchon verlaſſen haben, denn ſie ſtand ganz allein inmitten des großen, weiten Raums. Ängſtlich rief ſie den Namen ihres Gatten. Ihre Stimme verſagte, aus dem geöffneten Munde kam kein Laut hervor. Jetzt wollte ſie eilig den Ausgang gewinnen, aber eine unſichtbare Kraft hielt ihre Füße feſt, eine Feſſel ſchnürte ſich um ihre Bruſt, ſie vermochte ſich nicht zu bewegen. Die hohen Säulen der Kirche ſchwankten, bewegten ſich, neigten ſich gegen ſie, als wollten ſie zuſammenſtürzen und ſie unter der Wucht ihrer ſteinernen Füße zertreten. Die dunkeln Kirchenbänke drängten gegen ſie an, von vorn, von hinten, von allen Seiten kamen ſie knarrend und lärmend angerückt, um ſie zwiſchen ſich zu zermalmen. Längſt waren die weichen, tiefen Orgeltöne verklungen, nur ein Dröhnen und Stampfen ging durch die Mauern von dem Heranſchreiten der ſteinernen Rieſen ganz wie im Maſchinenraum der Fabrik. Der Boden ſelbſt bebte unter ihr und wollte einſinken. Nicht mehr in warmen Farben ſchien die Sonne durch die bunten Kirchenfenſter herein, ihr Licht floß kalt und bleich um die Säulen, die unerbittlich und drohend auf ſie zuſchritten, und um die Bänke, die ſich zuſammenſchoben, enger und enger. —

Endlich kam die Befreiung; ſie hörte ihre Stimme, mit einem unterdrückten Schrei ſchlug ſie die Augen auf. Der Traum war verflogen. Noch halb im Schlummer blickte ſie um ſich, allmählich kam ihr die Beſinnung wieder, und ſie erkannte die Umgebung. Da vor ihr ſtand der ſchwarze, eiſerne Ofen, über ihr laſtete die ſchräge Decke des Zimmers. Auf dem Tiſche lag ein weißer Gegenſtand. Was war das doch? Richtig, die Alte hatte ihre Haube dort liegen laſſen. Es war ihr ganz entgangen, daß ſie dieſe abgeſetzt hatte. Gerade auf die weiße Haube fiel der helle Schein des Mondes. Seine leuchtende Scheibe ſtand eben über ihrem Fenſter, deshalb konnte er ſo voll und ungehindert durch die Dachluke hereinſcheinen. Sonſt war das Zimmer dunkel; nur das helle Mondlicht lag, als könne man mit der Hand in ſeine weißen, geſponnenen Fäden greifen, grell über der zerknitterten Haube und auf der blank geſcheuerten Diele.

Ob ſie nicht aufſtand, die Lampe wieder anzündete und arbeitete? Aber ſie konnte kein Glied rühren, ihr Kopf war ihr noch ſo voll und wüſt von dem ſeltſamen Erlebnis. Schweiß perlte auf ihrer Stirn, leiſe zitterten ihre Hände. Welch drückende Luft war doch im Zimmer. Gewiß, ſie allein war ſchuld an ihrem ſchweren Traume, warum hatte ſie ſich bei Mondſchein hingelegt! Wenn ſie nur nicht gleich wieder einſchliefe, denn dann käme der Traum vielleicht noch einmal; ihr war, als wenn er noch in ihrer Nähe ſtände, nur hinter den ſchwarzen Ofen gekrochen ſei, bereit, ſie abermals zu ängſtigen und ihr furchtbare Dinge in die Ohren zu raunen.

Wenn ſie das Fenſter öffnete, würde es beſſer werden. Dann käme die kühle, belebende Nachtluft in ihr Zimmer; ſie würde den Schmerz verlieren, der über ihren Augen in der Stirn bohrte und ſtach.

Wenn ſie das Fenſter öffnete! — Sie ſchob mit großer Anſtrengung ihren Arm vor, ſie wollte das rechte Bein ächzend vom Bett herabheben, da hielt ſie plötzlich ſtarr inne. Weit riß ſie ihre halbgeöffneten Augen auf, daß ſie mit verſteinertem Blick aus ihren Höhlen traten. Ihre Schläfen hämmerten, ihr Herz ſtockte, durch das mondhelle Fenſter blickte ein ganz weißes, ſchreckliches Geſicht in ihr Zimmer.

Das war ja die abſcheuliche, alte Huſchke mit ihren roten Augen! Ihr Kopf war aufgedunſen und blutleer; genau ſo hatte das Geſicht der ertrunkenen Frau ausgeſehen, die man einſt in ihrer Gegenwart aus dem ſchlammigen Kanal der Spree gezogen hatte. Auf dem Kopfe ſaß die weiße Haube, die doch eben noch auf dem Tiſche gelegen hatte; zitternd bewegten ſich die langen Schleifen an ihr auf und nieder wie die Fühlhörner eines großen Inſekts.

Das Mädchen ſah ſchärfer hin, es war kein Zweifel, das entſtellte, häßliche Geſicht mit den hervorſtehenden Zähnen gehörte ihrer Wirtin an. Aber was hatte dieſe ſo im Mondſchein auf ſie hereinzuſtarren? Nein, es war doch nicht das Geſicht der alten Huſchke, das war ja eine andere Fratze. Aber wie kam der Kopf mit ſeinen fürchterlich ſtarren Augen dort oben ans Fenſter?

Das Mädchen wollte die Augen ſchließen, um den Spuk nicht mehr zu ſehen und ihr ſchmerzendes Hirn auf andere Gedanken zu bringen. Kaum aber hatte ſie ihre Lider geſchloſſen, als eine innere Gewalt, eine lähmende Angſt ſie zwang, noch einmal aufzublicken.

Das Blut ſtockte in ihren Adern, die Zähne ſchlugen ihr klappernd aufeinander. Der Kopf mit ſeinen zitternden, auf und nieder taſtenden Fühlhörnern ſtand auf ihrem Bett! Nur ein Kopf, ohne Rumpf, ohne menſchliche Glieder. Mit einem Satze mußte er geräuſchlos vom Fenſter aus auf das Fußende ihres Bettes geſprungen ſein. Dort kauerte er und wuchs und wuchs, wurde immer größer und ſchwerer; faſt ſtießen ſeine Hörner an die Decke des Zimmers.

Die fürchterlich ſtarren Augen, groß und rund wie ein Teller, ſahen immerfort in die ihren, ſaugten ſich mit ihrem Blick an ihr feſt, als wollten ſie ihr die Augen, die müden Augen mit glühenden Zangen aus den Höhlen ziehen. Das ganze Zimmer war jetzt dunkel; nur auf das ſchlohweiße, leichenähnliche, rieſige Geſicht ſchien voll und grell der Mond.

Ein unerträgliches Brennen raſte durch ihren Kopf, ſie ſah jetzt nur noch verſchwommen, immer verſchwommener, endlich gar nichts mehr. Furchtbare Angſt packte das Mädchen, ſie wollte nach Hilfe ſchreien; ſie fühlte aber, es war zu ſpät, es war ſchon geſchehen, ſie war verloren, dem Geſpenſt verfallen. Mit den Füßen wollte ſie es von ſich ſtoßen, kaum vermochte ſie die Knie noch anzuziehen, da zuckte ein heißer, ſtechender Schmerz durch ihren Körper, dann ſank ſie gefühllos, ohnmächtig in einen tiefen, unendlich tiefen, ſchwarzen Abgrund. —

Der Morgen dämmerte, auf den Dächern wurden die Sperlinge munter. Arbeiter und Arbeiterinnen liefen den Fabriken zu, die Männer hatten meiſt fröſtelnd die Hände in die Taſchen geſteckt, die Frauen und Mädchen ihr Kopftuch feſter um den Hals geſchlungen. Die erſten Laſtwagen rollten ſchläfrig über das holprige Pflaſter. Bleich, wie ein Strolch mit ſchlechtem Gewiſſen, der draußen hinterm Zaune übernachtet hat, ſchob ſich der Vollmond am Himmel hin und verſteckte ſich hinter das nächſte hohe Haus.

Frau Huſchke ging über den Flur ihrer Wohnung nach der kleinen Küche, um ſich den Morgenkaffee zu kochen. Sie hatte ihre Haube noch nicht aufgeſetzt, und ihr ſpärliches Haar hing unordentlich und wirr um das häßliche Geſicht. Jetzt ſteckte ſie die Naſe in die Luft und roch in alle Ecken des dunkeln Flures. Welch ſonderbarer Geruch war das, woher mochte der kommen? Es roch ähnlich wie Gas. Sollte eins der liederlichen Mädchen irgendwelche Dummheiten gemacht, etwa vergeſſen haben, die Lampe auszulöſchen?

Sie lief in alle Zimmer hinein. Bei der Martha war es nicht, auch bei ihrer Nachbarin war nichts zu bemerken. Aber hier, was bedeutete das? Die Anna, ſonſt die erſte auf, lag noch im Bett, und welch erſtickender Dunſt erfüllte die Kammer! Raſch riß ſie das Fenſterchen auf, friſche Luft ſtrömte herein, die aufgehende Sonne ſandte raſch einen ihrer erſten, goldenen Strahlen ins Zimmer, die ſtille Schläferin zu wecken. Dieſe hatte den Mund wie zum Schreien geöffnet, die Augen waren verglaſt und halb geſchloſſen, in erſtarrtem Entſetzen ſahen ſie nach der Haube auf dem Tiſche. Die Bruſt der Toten war bloß und fühlte ſich kalt an wie Wachs, ihre Knie waren krampfhaft an den Körper gezogen, als habe ſie etwas am Fußende ihres Bettes von ſich ſtoßen wollen und nicht mehr die Kraft gehabt, die Glieder wieder auszuſtrecken.

Mit einem dumpfen Schrei eilte Frau Huſchke aus dem Zimmer und ließ in der Eile die Tür offenſtehen. Sie fürchtete ſich allein in ihrer Wohnung und lief die Treppe hinab. Auf der Straße ſpielten ſchmutzige Kinder; ſie rannten ſchreiend davon. Was hatte »die graue Eule« heute für glühende, unheimlich flackernde Augen bekommen, und wie ungeheuerlich erſchien ihr großer Kopf?

Vom Weihnachtsbüchertiſch.

V.

— In dem erſten Heft der „Modernen Predigtbibliothek“ veröffentlicht Dr. Paul Mehlhorn, deſſen Name in der theologiſchen Wiſſenſchaft einen wohlverdienten Klang hat, unter dem Titel „Aus Höhen und Tiefen“ (Leipzig, Rich. Wöpke; 1 Mk. 20 Pf.) fünf Predigten, die weiteren Kreiſen bezeugen, daß der Verfaſſer auch auf der vor zehn Jahren mit dem Katheder vertauſchten Kanzel ſeinen Platz aufs beſte ausfüllt, als einer, der nicht nur zu belehren, ſondern auch zu erbauen verſteht. Ja, es gelingt ihm, beides zu vereinigen. Und damit mag die Eigenart dieſer Predigten, auf deren Vorzüge wir hier nicht näher eingehen können, angedeutet ſein. Ihr Ziel iſt, im bibliſchen Sinne des Wortes zu „erbauen“ (Kol. 2,7), und das mit Recht. „Denn ein Streit der Wiſſenſchaft iſt nicht im Gotteshaus auszufechten“ (S. 96). Aber es ſoll nicht geſchehen auf Koſten der Erkenntnis, nicht mit einem Opfer des Intellekts. Deshalb werden Verſtand, Gemüt und Wille vom Verfaſſer gleich ſtark in Anſpruch genommen, und eine reiche, vielſeitige Begabung befähigt ihn vor vielen, dem Bedürfnis des modernen Menſchen nach einer ehrlichen Verſöhnung von Glauben und Wiſſen Rechnung zu tragen. Wer freilich unter dem religiöſen Glauben ein Fürwahrhalten erzählter Begebenheiten verſteht, für den ſind dieſe Predigten nicht beſtimmt. Der Verfaſſer betont in ſeiner vortrefflichen, weitherzigen Oſterpredigt, daß unſer Urteil bezüglich ſolcher „im beſten Falle bei einer ſtarken Wahrſcheinlichkeit ſtehen bleibe“, und „daß Gewißheit auf religiöſem Gebiet nur in dem, was wir noch immer ſelbſt nacherleben können, zu gewinnen ſei“ (S. 89). Doch ſollten ſich auch darüber anders Denkende durch dieſes offene Bekenntnis nicht abſchrecken laſſen und mindeſtens ſeine Karfreitagspredigt über: „Ihr habt nicht gewollt“ vorurteilsfrei leſen. Die Frage: „Was wollte denn Jeſus?“ kann nicht beſſer, tiefer ergreifender beantwortet werden, als es dort vom Verfaſſer geſchehen iſt.

— Nachdem Martin Greif uns vor kurzem mit „Neuen Liedern und Mären“ beſchenkt hat, erſcheint jetzt in geſchmackvollem Gewand eine neue, die 7. Auflage ſeiner älteren „Gedichte“ (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag; 5 Mk.). Ihr iſt ſein Bildnis aus früherer Zeit beigegeben, nach Hans Thomas Gemälde geſtochen. Die Verbeſſerungen, auf welche das Titelblatt hinweiſt, beſtehen hauptſächlich in Streichungen. Der Dichter hat eine weitgehende Selbſtkritik geübt, vor der wir einiges gern gerettet hätten, z. B. die „Einer geliebten Toten“ gewidmeten Zeilen. Auf Umſtellungen und Änderungen von Überſchriften gehen wir nicht ein, ſondern nur auf einige der ſechzehn Nummern, die neu hinzugefügt worden ſind. Darunter befindet ſich der „Beſuch bei Eduard Mörike“, dem geiſtesverwandten Schwaben, der einſt den von Geibels abſprechendem Urteil tief verwundeten jungen Anfänger väterlich ermutigte, ſeinem inneren Berufe treu zu bleiben. Ein Gleichnis von Greifs dichteriſcher Eigenart ſind die „Weiden am Bach“, die er in einem der neu hinzugekommenen Verſe anredet:

> Ihr liebt es, in ſtummem Sinnen
> Am rauſchenden Bach zu ſtehn,
> Und ſehet die Wellen zerrinnen,
> Die wandernd vorübergehn.

Nur daß er nicht ſtumm bleibt! In ganz beſonders ergreifenden Tönen, ſchlicht und tiefſinnig, in andeutender Knappheit und doch zugleich in klarſter, volkstümlicher Anſchaulichkeit, wie es überhaupt die Art dieſes gottbegnadeten Lyrikers iſt, ſpricht ſich die Stimmung des alternden, noch ſchaffensrüſtigen und doch wehmütig des friſchen Schmelzes entſchwundener Jugend gedenkenden Mannes in dem Gedichte „Nach der erſten Mahd“ aus:

> Schon ſind gemäht die Wieſen
> Zum erſtenmal,
> Doch frohe Halme ſprießen
> Noch ohne Zahl.
>
> Allein die Pracht der Dolden
> Erſteht nicht mehr,
> Kein Dotterblümchen golden
> Grüßt weit umher.

Und doch, welche prächtige Dolde iſt Greif wieder in dieſem „Naturbild“ erblüht! Mag er noch manche duftigen Liederblumen und manchen ſtattlichen Balladenſtrauch auf ſeinem mannigfaltig bepflanzten Gelände wachſen ſehen, und mögen viele ſich dankbar des Straußes erfreuen, den er ſeinem Volk von neuem darbietet!

— Als Ratgeber und Helfer für das geſamte häusliche Leben hat Luiſe Holle unter Mitwirkung bewährter Schriftſteller und Schriftſtellerinnen unter dem Titel „Im Deutſchen Hauſe“ in zwei faſt zweitauſend Seiten umfaſſenden Bänden ein Sammelwerk (Hanau, Fr. Königs Verlagshandlung, mit etwa 900 Textabbildungen, 24 Tafeln in Autotypie und 8 Tafeln in Dreifarbendruck; geb. 20 Mk.) herausgegeben, das auf alle Fragen, welche das Familienleben an den Hausherrn oder an die Hausfrau ſtellt, Auskunft zu geben verſucht. Von dem Grundſtein an, der zu einem behaglichen Heim gelegt wird, bis zu allen Einzelheiten in der häuslichen Einrichtung und zu dem, was die Wohnung verſchönern kann, ſchildert der erſte Band „Unſer Heim“ und die Fürſorge für dasſelbe, während der zweite die Familie ſelbſt ſowie ihre vielfachen häuslichen Betätigungen und die Beziehungen derſelben nach außen behandelt. Durch ſeine klaren und eingehenden Darlegungen will das Buch dazu beitragen, das häusliche Leben angenehm und traut zu geſtalten, und dazu mit verhelfen, daß in den Familien ein geſundes, frohes Geſchlecht heranwächſt, das neben den ernſteren Aufgaben des Lebens auch die Pflege der ſchönen Künſte und der edeln Freuden der Geſelligkeit zu würdigen verſteht. Vor allen Dingen wird es der Hausfrau zeigen, worauf dieſe ihre Tätigkeit zu richten hat, um rechtes Familienglück zu begründen und zu erhalten. Daher verdient das Buch wohl im deutſchen Hauſe eine freundliche Aufnahme.

— Wenn die Weltgeſchichte ſich auch nicht mehr damit begnügen darf, nur die einzelnen Ereigniſſe im Völkerleben zu verzeichnen, ſondern auch den Spuren nachgehen muß, die auf die Lebensbedingungen, unter welchen ſich die verſchiedenen Völker befunden haben, hinweiſen, ſo ſtellen ſich dieſen Forſchungen doch bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Denn die Fortſchritte der Wiſſenſchaft und Technik, die ſo weſentlichen Einfluß auf das Völkerleben gehabt haben, vollziehen ſich ohne äußeres Gepränge und in ſo unmerklicher Abſtufung, daß der Gang ihrer Entwicklung ſich kaum noch feſtſtellen läßt. Dieſer Gedanke hat L. Darmſtädter und R. Du Bois-Reymond zur Herausgabe des Werkes „4000 Jahre Pionierarbeit in den exakten Wiſſenſchaften“ (Berlin, J. A. Stargardt; 5 Mk.) angeregt, worin ſie verſucht haben, die Entwicklungsgeſchichte der exakten Wiſſenſchaften und der Technik in die Form einer Tabelle zu bringen, welche nicht nach Fächern und Perioden geteilt iſt, ſondern nach chronologiſcher Reihenfolge eine allgemeine Überſicht geſtattet. Dabei wird es dem Leſer ſofort einleuchten, wie befruchtend aufeinander die gleichzeitigen Entdeckungen und Erfindungen gewirkt haben, und wie häufig durch eine einzelne von ihnen viele Zweige der Wiſſenſchaften in ganz neue Bahnen gelenkt worden ſind. Das Buch iſt das Ergebnis einer langen, recht mühevollen Arbeit. Um deſſen Benutzung zu erleichtern, ſind ausführliche Namen- und Sachregiſter beigegeben. Da es in ſeiner guten Ausſtattung noch zeitig genug erſchienen iſt, wird es wohl manchem jungen vorwärtsſtrebenden Techniker oder Studierenden als wertvolle Gabe auf den Weihnachtstiſch gelegt werden.

— Zu den nützlichſten neuen Erſcheinungen des diesjährigen Büchermarktes zählt wohl das kürzlich im Verlag der „Deutſchen Modenzeitung“ Aug. Polich in Leipzig veröffentlichte „Buch der Selbſtſchneiderei. Praktiſche Anleitung zum Gebrauch für jedermann“ von Brigitta Hochfelden und Marie Niedner (2 Mk.), ein Werk, deſſen Wert in jeder nur mit mäßigen Mitteln verſehenen Familie nicht hoch genug angeſchlagen werden kann. Iſt es in einem ſoliden Haushalt Sache des Mannes, zu erwerben und zu verdienen, ſo ſoll die Frau mit Umſicht und Sparſamkeit das Erworbene zuſammenhalten: dieſer Grundſatz gilt ſeit jeher als der richtige Weg zu Wohlſtand und Gedeihen. Auf keine Weiſe aber kann eine Frau leichter und beſſer Erſparniſſe erzielen, als wenn ſie es verſteht, ihre eigenen Kleidungsſtücke und die ihrer weiblichen Familienmitglieder mit dem nötigen Geſchmack ſelbſt anzufertigen. Hört man doch jeden Tag die berechtigte Klage, daß die Ausgaben für die Schneiderin nur zu oft das Doppelte von dem betragen, was der Stoff des Kleides gekoſtet hat, und das fällt um ſo mehr ins Gewicht, als es gegenwärtig bei den geſteigerten Anſprüchen in allen Schichten der Geſellſchaft unerläßlich iſt, gut gekleidet zu gehen und der Mode möglichſt Rechnung zu tragen. Die Erlernung der Schneiderei, die ſich nur auf wenige beſtimmte Perſonen beſchränken ſoll, iſt überdies keine ſo ſchwierige Kunſt, als wenn es ſich darum handelt, für jede beliebige Perſon ein tadellos ſitzendes Kleid herzuſtellen. Auch bedarf es bei der Selbſtſchneiderei nicht einer völlig umfaſſenden Beherrſchung der Schneiderkunſt mit dem mühſamen Aufſtellen und Entwerfen der Schnitte, ſondern hauptſächlich der leicht zu erlernenden Geſchicklichkeit, die Kleidungsſtücke nach guten Modevorlagen und ſorgſam erprobten Schnitten ſelbſt anzufertigen. Die beſte Anleitung hierzu gibt in umfaſſender und leichtverſtändlicher Weiſe für alle Fächer der Schneiderei das vorliegende, mit zahlreichen Abbildungen im Text ſowie einem Schnittbogen, einer Tafel mit Maßtabellen und einer Tafel mit modiſchen Neuheiten ausgeſtattete vortreffliche Werk, deſſen billiger Preis jedenfalls noch mehr zu ſeiner weiten Verbreitung beitragen dürfte.

— „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Mit dieſem Motto tritt „Meyers hiſtoriſch-geographiſcher Kalender“ (Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut; 1 Mk. 75 Pf.) ſeinen achten Jahrgang an. Und ſicher wird es wohl ſo leicht niemand geben, der nicht in dem Gebotenen Befriedigung fände. Denn außer den aſtronomiſchen Angaben enthält der Kalender geographiſche und hiſtoriſche Bilder aus allen Ländern, Völkertypen, Landſchaftsbilder, Reproduktionen alter und neuer Kunſtwerke und Photographien, dazu die Gedenktage berühmter Männer ſowie Sentenzen aus deutſchen Dichtern nebſt noch manchem anderen Wiſſenswerten, das ſich beim Gebrauch des Kalenders mühelos einprägt.

— Von Nimrods Zeiten an bis zum heutigen Tage gilt die Jagd immer noch als eins der ſchönſten Vergnügen; gibt doch keins mehr Gelegenheit, männliche Kraft und Gewandtheit zu entfalten wie dieſes. Es darf daher auch nicht wundernehmen, daß alles, was die Jagd betrifft, in beſtimmten Kreiſen ungeteiltes Intereſſe erregt. Das wird ſicher auch mit den Schilderungen der Fall ſein, in denen Oberländer, ein als Jagdſchriftſteller wohlbekannter Weidmann, ſeine Jugenderinnerungen niedergelegt hat, die unter dem Titel „Das Jägerhaus am Rhein“ (Neudamm, J. Neumann, mit 104 Originalabbildungen vom Jagdmaler C. Schulze; geb. 8 Mk.) erſchienen ſind. Das Buch zerfällt in drei Abteilungen, die das Fiſchefangen und Vogelſtellen, die Eröffnung der Jägerlaufbahn und die Lehrjahre behandeln. In lebendiger, friſcher Darſtellung, in welche die Jagderlebniſſe einverwebt werden, wird darin das Wichtigſte von den verſchiedenen Jagdarten erzählt und dabei dem angehenden Jäger neben angenehmer Unterhaltung vielſeitige Belehrung gegeben. Mögen die Jugenderinnerungen wohl auch zunächſt für jüngere Kreiſe beſtimmt ſein und dieſen mit Hilfe des Malerſtiftes ein Bild des friſchen Wald- und des fröhlichen Weidmannslebens vorführen, ſo wird beim Leſen derſelben ſich gewiß mancher alte Jäger wieder gern zurückverſetzen in die Zeit, da er einmal jung war, und der glücklichen Stunden gedenken, die ihm die freie, edle Jägerei bereitet hat. Iſt es doch ſelbſt von unſerem großen Reichskanzler bekannt, daß er noch in ſeinem Alter zu den glücklichſten Augenblicken ſeines Lebens den rechnet, da er den erſten Haſen geſchoſſen hat.

— Der wegen ſeiner humoriſtiſchen, das kleinbürgerliche Leben trefflich charakteriſierenden Erzählungen gefeierte Heinrich Seidel hat ſeine „Gedichte“ in einer Geſamtausgabe (Berlin, J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachfolger; broſch. 3 Mk.) erſcheinen laſſen und dadurch viele ſeiner zahlreichen Verehrer erfreut. Waren wohl die meiſten dieſer Gedichte ſchon aus früheren Veröffentlichungen bekannt, ſo iſt doch noch manches Neue und Intereſſante hinzugekommen. Der Dichter gruppiert ſie in Bilder und Idyllen, in Nachdenkliches und Beſchauliches, in Erinnerungen an ſonnige Tage, in Lieder, in Geſchichten, Mären und Schwänke, in Fabeln, Satiren und Sinnſprüche, in Gelegentliches, in Plattdeutſches, in Lieder bei froher Tafelrunde und in Scherze. Mögen dieſe Darbietungen Beobachtungen oder Stimmungen ſchildern oder ſinnige Naturbetrachtungen enthalten oder heitere Geſchichten im heimiſchen Dialekt erzählen oder ſonſt einen Gedanken poetiſch verklären: aus allen ſpricht ein frohes, heiteres Dichtergemüt, das im Leſer einen Widerhall finden wird. — In gleichem Verlage ſind auch „Neue Gedichte“ von Johannes Trojan (broſch. 2 Mk. 50 Pf.) erſchienen, die ſich der früher ſchon veröffentlichten erſten Sammlung anreihen. In dieſen Poeſien, die bunt und kraus durcheinander ſtehen, ſpiegelt ſich des Verfaſſers jugendfriſche, heitere Lebensanſchauung getreulich wider, die belebend und erfreuend den Leſer berühren und auch den Ernſthaften lächeln machen wird. Als dritter geſellt ſich zu dieſen norddeutſchen Humoriſten Otto Ernſt mit ſeinen humoriſtiſchen Plaudereien über große und kleine Kinder „Vom geruhigen Leben“ (Leipzig, L. Staackmann, mit Buchſchmuck von M. Daſio, broſch. 2 Mk. 50 Pf.). Unter den ſechs Plaudereien ſind wohl die drei letzten — der Pudding, ein Tag aus dem Leben Appelſchnuts und Appelſchnut und die Philoſophie, die heitere Szenen aus dem Kindesleben ſchildern — die gelungenſten. Iſt es doch herzerfreuend, wie der Verfaſſer darin ſeine Kinder und beſonders ſein munteres dreijähriges Töchterchen in ihrem Reden und Tun, in ihrer Naivität und geiſtigen und körperlichen Friſche ſchildert. Jeder Kinderfreund wird ſich an dieſem Buche trefflich ergötzen.

— Im Gegenſatz zu den Märchen haben die von den Brüdern Grimm geſammelten deutſchen Sagen nur eine geringe Verbreitung gefunden, und doch enthalten ſie einen ſo großen Schatz von Volkspoeſie und Volkshumor, daß auch ſie der deutſchen Jugend nicht fremd bleiben möchten. Es iſt daher ein dankenswertes Unternehmen der Geſellſchaft der Hamburger Kunſtfreunde, der Patriotiſchen Geſellſchaft und der Lehrervereinigung für die Pflege der künſtleriſchen Bildung, daß ſie eine Auswahl der „Deutſchen Sagen“, herausgegeben von den Brüdern Grimm (Hamburg, A. Janſſen; geb. 1 Mk.), veranſtaltet haben. Kam es den Brüdern Grimm darauf an, in ihrer Sammlung ein Bild von der Mannigfaltigkeit und Vielſeitigkeit der Sagen zu geben, ſo iſt in der Auswahl das Nebenſächliche und Unbedeutende ausgeſchieden, und es ſind nur ſolche Sagen aufgenommen, die im jugendlichen Leſer anſchauliche Bilder erzeugen. Bei der guten Auswahl und dem geringen Preiſe findet das Buch, das eine treffliche Jugendlektüre bildet, ſicher große Verbreitung und wird den Weihnachtstiſch mancher Familie ſchmücken helfen.

— Unter dem ſeltſamen Titel „Das Sünderglöckel“ hat P. Roſegger unlängſt ein Buch herausgegeben (Leipzig, L. Staackmann; 4 Mk.), das an das Glöcklein erinnern ſoll, welches einſtens in den Städten zur Mahnung und Warnung bei den verſchiedenſten Gelegenheiten geläutet wurde. Auch die einzelnen Erzählungen dieſes Buches, die früher ſchon an verſchiedenen Stellen erſchienen ſind, ſollen teils Mahn-, teils Warnrufe ſein, und wenn die eine oder andere dem Leſer gar eigenartig vorkommt, ſo mag er doch nachforſchen, ob nicht irgendeine Torheit dadurch zuſchanden geläutet wird. Wie das Buch aus dem Volksleben geſchöpft iſt, wird es ſicher auch vom Volke gern aufgenommen werden und zu deſſen Veredelung mit beitragen helfen.

— Seit Simrock ſein „Handbuch der deutſchen Mythologie“ hat erſcheinen laſſen, das lange Zeit als maßgebend galt, und in dem er die Einheit der altgermaniſchen und altnordiſchen Götterlehre nachzuweiſen verſuchte, iſt die mythologiſche Wiſſenſchaft um ein bedeutendes weiter fortgeſchritten und der Anachronismus, der die Aufzeichnungen über das nordiſche Heidentum aus dem 13. Jahrhundert ohne weiteres auf das germaniſche Altertum übertrug, ins Wanken gekommen. Durch ein gemeinverſtändlich geſchriebenes, auf jeden gelehrten Apparat verzichtendes Buch, das aber doch dem heutigen Standpunkt der Wiſſenſchaft entſpricht, hat Paul Hermann in der „Nordiſchen Mythologie“ (Leipzig, W. Engelmann, mit 18 Abbildungen im Text; 9 Mk.) den altnordiſchen Götterglauben klar und überſichtlich dargelegt. Der erſte Teil des Buches, deſſen Einleitung ſich mit den Quellen beſchäftigt, behandelt den Seelenglauben: die Bedeutung des Todes, des Schlafes und Traumes für die Entſtehung mythologiſcher Vorſtellungen und die beſonderen Geſtalten des Seelenglaubens und Ahnenkultus. Der zweite Teil, der Übergang vom Seelenglauben zur Naturverehrung, ſchildert die elfiſchen Geiſter, die Rieſen und Geſtirnmythen, während der dritte von der Naturverehrung zum Götterglauben, zu den Wanen, Aſen und Göttinnen, übergeht. Der vierte Teil, der Kultus, handelt vom Opferdienſt im allgemeinen, vom Ort der Götterverehrung und vom Prieſterweſen, der letzte endlich von den Vorſtellungen vom Anfang und Ende der Welt. Wenn ſchon die ſtreng wiſſenſchaftlichen Arbeiten der letzten Jahre ſorgſam benutzt worden ſind, ſo iſt doch das Buch nicht ausſchließlich für die engen Kreiſe der Eingeweihten geſchrieben, ſondern wendet ſich an die weiteren Kreiſe der Gebildeten, die auch an altgermaniſcher und altnordiſcher Poeſie Gefallen finden, und verſucht ſie in dieſer ſo fernen und doch ſo ſchönen Welt heimiſch zu machen.

— Zu heiterer Unterhaltung in Familienkreiſen bieten die „Kleinen luſtigen Bilderbücher“ (München, Braun u. Schneider; Nr. 1 bis 3 je 60 Pf., Nr. 4 und 5 je 80 Pf.) reichlichen Stoff. Es liegen ihnen meiſt Tiergeſchichten, die in Reimen behandelt und deren einzelne Epiſoden bunt illuſtriert worden ſind, zugrunde. So enthält das erſte Bändchen „Die Geſchichte von den Staren und den Spatzen“ und unter dem Titel „Der Frühling kommt“ die Schilderung des Eindrucks, den der Frühling auf die verſchiedenen Tiere macht. Das zweite Bändchen führt das „Was das Mäuschen wiſſen muß“, wie auch „Die Geſchichte vom dummen Bären“ in Wort und Bild vor, während das dritte außer den „Beiden Hexenmeiſtern“ „Einen Tag bei Maus und Igel“ ſchildert. Die beiden urkomiſchen Darſtellungen vom „Taler in Waſſerſchaff“ und „Vom Mann im Faß“ füllen den vierten Band aus, wogegen „Rotkäppchen“ und „Des Pudels Staberl Abenteuer in München“ im fünften Bande den Reigen ſchließen. — In demſelben Verlage iſt auch noch „Der junge Künſtler“ von Hans Probſt (1 Mk. 50 Pf.) herausgegeben worden, welches Buch den Kindern in heiteren Verſen eine recht inſtruktive Anleitung gibt, aus Vierecken und Kreiſen die verſchiedenſten Tier- und Menſchengeſtalten darzuſtellen. Wie aus den einfachen Figuren nach und nach die gewünſchten Geſtalten entſtehen, das erfährt der kleine Maler aus den aufeinanderfolgenden Zeichnungen. Zu belehrender Unterhaltung, beſonders zur Bildung des Formen- und Farbenſinnes iſt das Büchlein ſehr geeignet und dürfte deshalb kleinen Zeichnern, die gern auf allen möglichen Flächen ihre künſtleriſchen Studien betätigen, mit Erfolg in die Hand gegeben werden.

— Im Verein mit anerkannt guten Schriftſtellern und Künſtlern hat die Verlagshandlung von K. Thienemann in Stuttgart auch in dieſem Jahre für die Jugend Jahrbücher (je 6 Mk. 50 Pf.) herausgegeben, die zur Unterhaltung, Belehrung und Anregung zu nützlichen Beſchäftigungen viel Gutes bieten. „Das Deutſche Knabenbuch“ gibt in ſeinen Erzählungen manche ſittliche Anregung, enthält ein Lebensbild des großen Chemikers Liebig, führt in die deutſche Kriegsmarine ein, berührt intereſſante Gegenſtände aus der Kultur- und Naturgeſchichte und läßt am Schluß noch Mitteilungen über Handfertigkeiten und Spiele neben verſchiedenen Aufgaben zum Nachdenken folgen.

Ähnliche Leſeſtoffe findet man auch im „Deutſchen Mädchenbuch“. Es enthält neun recht anſprechende Erzählungen, biographiſche Darſtellungen aus der Kunſt- und Muſikgeſchichte, Reiſebilder, eine Selbſtbiographie zur Frage von der Berufswahl, Anleitungen zu Kunſtfertigkeiten, Handarbeiten und Spielen ſowie kleine Aufgaben zum Kopfzerbrechen. Die reiche und ſchöne Illuſtrierung, die in zahlreichen Text- und Farbenbildern beſteht, macht außer dem gediegenen textlichen Inhalt beide Jahrbücher zu wertvollen Weihnachtsgaben. — Neben dieſen Sammelwerken verdienen noch folgende Jugendſchriften derſelben Verlagshandlung Erwähnung: In einer recht netten, mit acht Einſchaltbildern von O. Herrfurth ausgeſtatteten Ausgabe hat M. Jacobi die alte liebe Mädchengeſchichte von Eliſabeth Wetherell „Die weite, weite Welt“ (geb. 4 Mk.) neu bearbeitet, die immer noch eine Lieblingslektüre für junge Mädchen geblieben iſt. Aus der Zeit der Befreiungskriege hat S. Graf Wolf-Baudiſſin nach alten Familienpapieren eine Geſchichte unter dem Titel „Ums Vaterland“ (mit vier Farbenbildern nach Aquarellen von Hans G. Jentzſch; 4 Mk.) herausgegeben, die in die Zeiten des Königs Jérôme in Weſtfalen einführt und Streiflichter werfen läßt in eine durch die politiſchen Verhältniſſe entzweite Familie. Zum Beſten der Jugend erzählt A. Harder in „Nach Amerika durchgebrannt“ (mit vier Farbenbildern von A. Herrfurth; 2 Mk.) die auf Tatſachen beruhenden Erlebniſſe eines Knaben, der, von unbezwinglichem Hange nach Abenteuern in fremde Länder getrieben, ſeine Eltern heimlich verläßt, um ſeinen Onkel in Braſilien aufzuſuchen. Nach vielen Mühen und Beſchwerden kommt er auch dort an und kehrt, geheilt von ſeinen abenteuerlichen Plänen, gern zu den Seinen zurück. Eine recht anſprechende Geſchichte für junge Mädchen hat Juliane Moritz in den „Tauſchmädels“ (mit ſechzehn Text- und acht ganzſeitigen Bildern; 4 Mk.) geboten. Während das eine dieſer Mädchen aus einem kleinen ſchwäbiſchen Städtchen in das Haus der Freundin ihrer Mutter nach München überſiedelt, um dort ihre Studien als Malerin fortzuſetzen, tritt das andere, eine verwöhnte, adelsſtolze junge Dame, ins Haus der Eltern des erſten ein, findet ſich anfänglich hier gar nicht zurecht, wird aber allmählich im heiteren, friſchen Familienleben zu einem recht liebenswürdigen Mädchen umgewandelt. Als letzte Gabe ſind noch der Brüder Grimm „Kindermärchen“ zu nennen, die in ſorgfältiger Auswahl von Paul Moritz (mit 36 Schwarz- und 4 Farbendruckbildern von Grot Johann und Leinweber; 2 Mk.) herausgegeben ſind.

— Zu ſittlicher Förderung und gemütvoller Anregung verdienen die beiden Erzählungen von Maria Wyß „Müllers Otto“ und „Velofieber“ (Zürich, Artiſtiſches Inſtitut Orell Füßli; 2 Mk.) heranwachſenden Knaben empfohlen zu werden, die zwei gutbegabte, aber eigenwillige und trotzige Jungen ſchildern, welche ihren Müttern viel Herzeleid machen, aber durch ſchwere, ſeeliſche Eindrücke zur Änderung ihrer Sinnesart getrieben und treue, gehorſame Söhne und brave, tüchtige Menſchen werden.

— Für Knaben, die höhere Schulanſtalten beſuchen, eignet ſich als ein treffliches Weihnachtsgeſchenk „Arnold Strahl. Ein Schülerleben“ von Armin Stein (Herm. Nietzſchmann), das die Schulgeſchichte eines tüchtigen Jungen von ſeinem Eintritt ins Alumnat eines Gymnaſiums bis zur Maturitätsprüfung mit ihren Freuden und Leiden erzählt, den Verkehr der Schüler untereinander und mit den Lehrern in vorzüglicher Weiſe ſchildert und in dem Helden der Erzählung gleichſtrebenden Altersgenoſſen ein Vorbild aufſtellt. Das Buch gehört in die „Illuſtrierte Jugendbibliothek“ (Leipzig, E. Kampe), die in gut ausgeſtatteten, bunt illuſtrierten Bänden zu je 3 Mk. viel intereſſanten Leſeſtoff bietet. So iſt im „Jungbrunnen“ und in „Mancherlei Gaben“ eine große Anzahl intereſſanter und lehrreicher Erzählungen von anerkannt guten Jugendſchriftſtellern alter und neuer Zeit zuſammengeſtellt. Gleiches gilt auch von den Sammlungen „Deutſche Vergeltung“ von H. v. Oſten und „Allzeit Kopf hoch“ von E. Barve, von denen die erſte Szenen aus dem Freiheitskriege und aus den Kämpfen von 1870 in Erinnerung bringt, die andere beſonders in der dem Buche den Titel gebenden Erzählung zeigt, was aus einem Knaben durch Tüchtigkeit und Beharrlichkeit werden kann. Für die Jugend hat ferner in dieſer Bibliothek in den „Deutſchen Schwänken“ Otto Albrecht die bekannten Volksbücher von den ſieben Schwaben, von Münchhauſen, Eulenſpiegel und den Schildbürgern bearbeitet, wozu noch Ludwig Bechſteins „Neues deutſches Märchenbuch“ und Campes „Robinſon der Jüngere“, durchgeſehen von Otto Albrecht, kommen, die als alte, aber immer neu bleibende Jugendbücher in keiner Jugendbibliothek fehlen dürfen.

— In den Familien, deren Glieder ihre Mußeſtunden häuslichen Kunſtbeſchäftigungen zuwenden, wird ein Handbuch für den Selbſtunterricht willkommen ſein, das unter dem Titel „Die vorzüglichſten Beſchäftigungen des Dilettanten“ von Joſ. M. Bergmeiſter (München, Mey u. Widmayer; 3 Mk. 50 Pf.) herausgegeben worden iſt. In klarer, bündiger Weiſe gibt es, unterſtützt durch zahlreiche, in den Text eingeſchaltete Abbildungen, Anleitung, wie die Laubſäge-, Tiſchler-, Einlege-, Holzſchnitt-, Drechſler-, Metall- und Lederarbeiten ſowie die Malerei leicht und geſchmackvoll ausgeführt werden können. Für die langen Winterabende dürfte es kaum eine unterhaltendere und das künſtleriſche Verſtändnis förderndere Beſchäftigung geben als eine der genannten, und hierin iſt das Buch nicht nur für den wenig Geübten, ſondern auch für den Fortgeſchrittenen ein zuverläſſiger Ratgeber. — Mädchen, die noch mit Puppen ſpielen und deren Kleider ſelbſt herſtellen wollen, finden zur Erlernung in „Puppenmütterchens Nähſchule“ von Agnes Lucas (Ravensberg, O. Maier; 3 Mk. 50 Pf.) die beſte Gelegenheit, da ſie im Rahmen einer Kindergeſchichte eine Anweiſung zum Zuſchneiden und Nähen gibt, die durch 9 Textabbildungen und 8 Muſterbilder und Schnittmuſterbogen unterſtützt wird.

— Der reiferen Jugend, die ſich mit dem klaſſiſchen Altertum beſchäftigt, widmet Ludwig Gurlitt eine Erzählung aus dem altrepublikaniſchen Rom: „Virtus Romana“ (Leipzig, F. Hirt u. Sohn, mit 8 Bildern; geb. 3 Mk. 50 Pf., Prachtband 5 Mk.). In ihrem Mittelpunkt ſteht der Zenſor Cato, der ſeinen Sohn Markus ins öffentliche Leben einführt und dabei Gelegenheit zu vielſeitigen Betrachtungen über das römiſche Familien- und Staatsleben findet. Auf Grund alter und neuer Schriftſteller gibt der Verfaſſer ein anſchauliches und lebenswahres Bild der Blütezeit der römiſchen Republik und weiß dafür das jugendliche Intereſſe anzuregen und zu beleben. Im gleichen Verlage und zu demſelben Preiſe iſt auch von Karl Tanera die Erzählung „Heinz, der Braſilianer“ erſchienen, welche die Erlebniſſe eines jungen Berliners in Braſilien berichtet, der von dort ſeine Schweſter nach Deutſchland zurückholen will und dabei in einen der braſilianiſchen Lokalkriege gerät. Dabei gibt es vielfach Gelegenheit zu farbenreichen Naturſchilderungen, die auf eigenen Beobachtungen des Verfaſſers beruhen und dem Buche eine Friſche und Lebendigkeit verleihen, welche es zu einer beliebten Jugendlektüre machen wird.

— Mit feinem Kunſtverſtändnis und richtigem pädagogiſchen Urteil hat der Hamburger Jugendſchriftenausſchuß aus neueren deutſchen Dichtern Erzählungen und Skizzen ausgewählt, die er unter dem Titel „Kinderwelt“ herausgegeben hat (Leipzig, E. Wunderlich; 60 Pf.). In einfacher, doch geſchmackvoller Ausſtattung ſind darin ſieben Erzählungen zuſammengefaßt, deren Schauplatz außer der erſten, einer der bekannten Ratsmädelgeſchichten in Weimar von Helene Böhlau, in Norddeutſchland zu finden iſt. Sämtliche Geſchichten ſind in bezug auf Inhalt und Darſtellung wahre Kunſtwerke, und es iſt ſchwer, einer vor der anderen den Vorzug zu geben. Wie einfach und doch wie ergreifend iſt, um nur einige hervorzuheben, nicht in der „Vergeſſenen Hortenſie“ von Detlev Liliencron die letzte Freude des ſterbenden Jünglings, in den „Balſaminen“ der tiefe Mutterſchmerz und deſſen Heilung oder in den „Kungeln“ die herbe Knabennatur am Totenbett der Schweſter geſchildert! Kaum vermag es wohl für Familien- und Kinderkreiſe eine beſſere Lektüre zu geben als dieſes kleine unſcheinbare Buch.

— Aus der „Illuſtrierten Jugendbibliothek“ (Leipzig, E. Kempe) liegen noch zwei Bände Erzählungen: „Quellwaſſer“ und „Im Kränzchen“ (mit je 10 Farbendruckbildern; geb. 3 Mk.), von bewährten Jugendſchriftſtellern verfaßt, vor, die neben den Geſchichten noch manche intereſſante Mitteilung zur Unterhaltung und Belehrung zu bieten verſuchen.

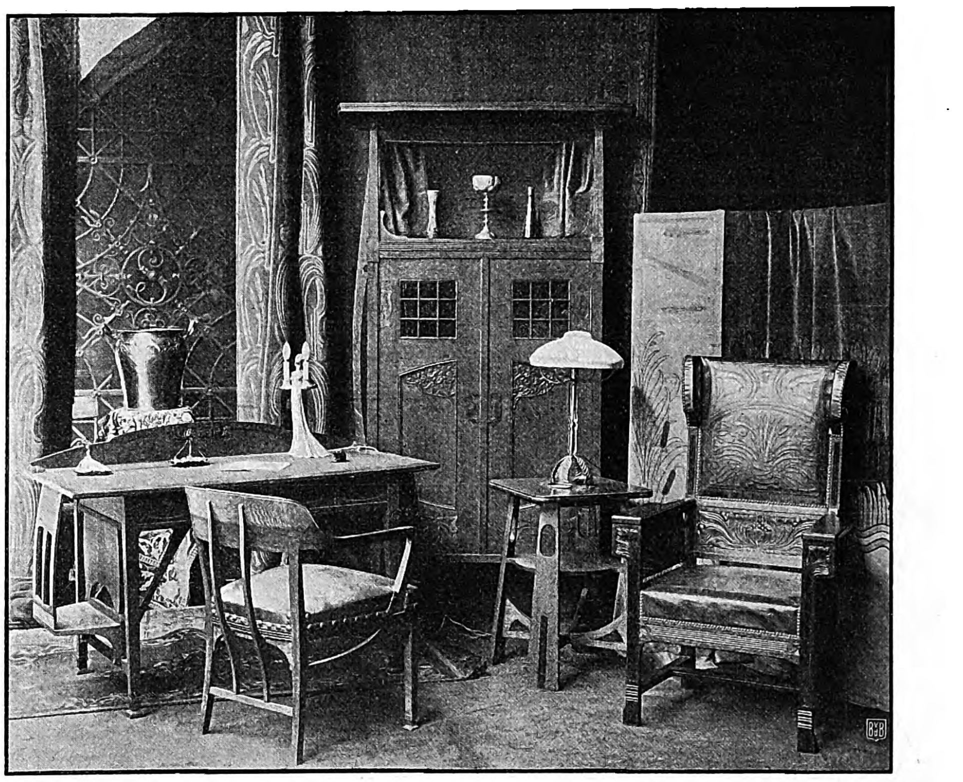
Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.

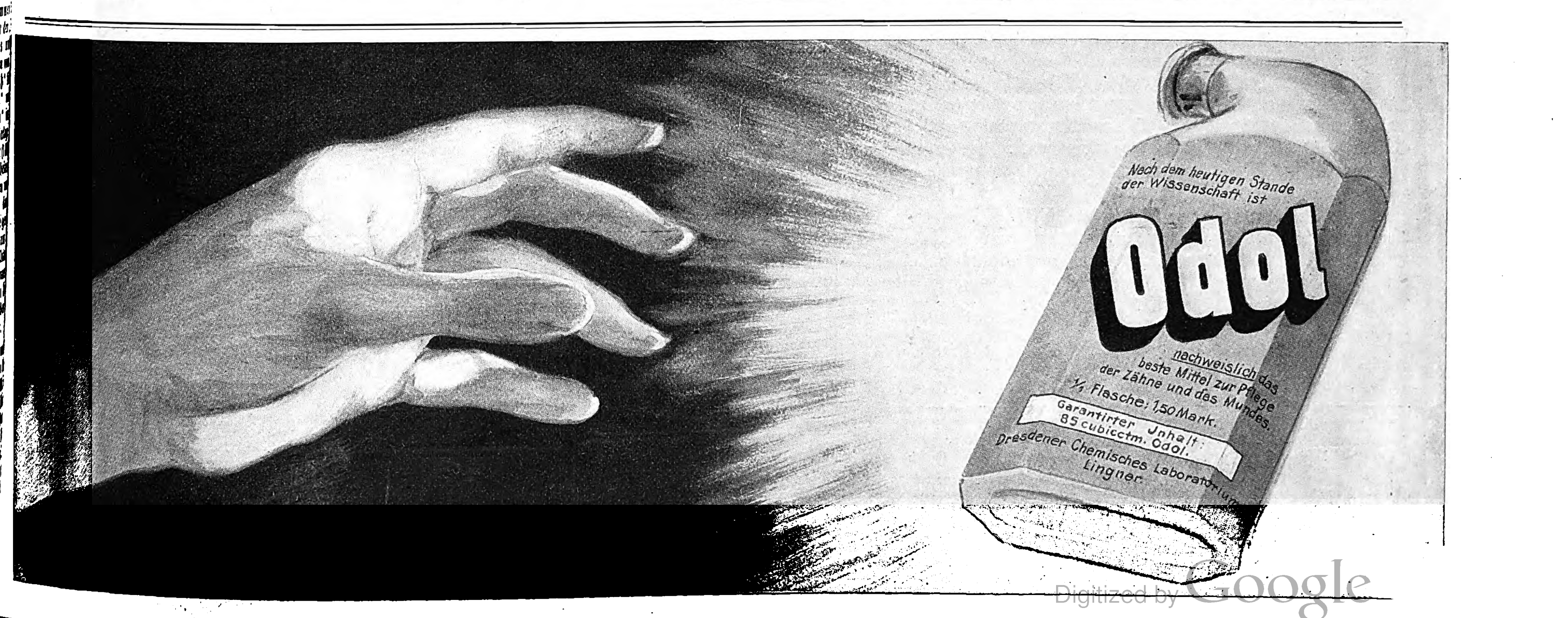
Moderne Möbel
aus den Werkſtätten von F. A. Schütz, Leipzig.

In einem Aufſatz über Ziele und Erfolge des modernen Kunſtgewerbes auf dem Gebiete der Wohnungs-Einrichtung ſchreibt die Leipziger Illuſtrirte Zeitung in Nr. 3073:

„Zu dieſen allgemeinen Auseinanderſetzungen ſind wir angeregt worden durch einige recht vernünftige und geſchmackvolle Interieurs, die von F. A. Schütz in Leipzig ausgeführt wurden. Im allgemeinen treffen dieſe Interieurs, die wir abbilden, den Grad von angenehmer Modernität und geſchmackvoller Solidität, die dem Bedürfnis bürgerlicher Kreiſe entſpricht. Die Möbel ſind einfach in der Form, nicht zu ſpielerig wie viele Nachahmungen engliſcher Boudoirmöbel, ſauber gearbeitet und in den Tönungen von wohlproportionierter Harmonie. Auch der niedliche Kleinkram, der unſeren Damen ſo ſehr ans Herz gewachſen iſt, erſcheint nicht in verwirrender Überfülle; auch er iſt einfach, geſchmackvoll und wirklich brauchbar. Aber es tut wirklich nicht not, die einzelnen Möbel zu beſchreiben, die Abbildungen geben ein hinreichend deutliches Bild von dem Mobiliar, das ſich leicht gruppieren und zuſammenſtimmen läßt. Und dieſe Bequemlichkeit im Umordnen iſt kein geringer Vorteil der modernen Möbel namentlich für die, die gezwungen ſind, ihre Einrichtungen verſchiedenen Wohnungen nacheinander anzupaſſen“.

In einem Ausſtellungs-Etabliſſement von dem Umfange der Firma F. A. Schütz kann natürlich verſchiedenartigen Anſprüchen Rechnung getragen werden, es finden dort die Freunde der alten Kunſtrichtung neben den modernen Arbeiten auch mehrere intereſſante Interieurs in den hiſtoriſchen Stilarten. Die Vorzüge techniſcher Ausführung hinſichtlich ſolideſter Tiſchlerarbeit, wie auch aparter koloriſtiſcher Behandlung, werden auf dieſem Gebiete konſervativer Kunſtanſchauung mit der gleichen Sorgfalt gepflegt und ſind in einer großen Anzahl als klaſſiſch geltender Typen vertreten.




Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist
Odol
nachweislich das beste Mittel zur Pflege der Zähne und des Mundes.
1/1 Flasche: 1,50 Mark.
Garantirter Inhalt: 85 cubicctm. Odol.
Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner.

Neue Erſcheinungen des deutſchen Buchhandels für die Leſer der „Illuſtrirten Zeitung“ zuſammengeſtellt.

Dr. Adickes und **Beutler, Die ſozialen Aufgaben der deutſchen Städte.** Zwei Vorträge, gehalten auf dem erſten deutſchen Städtetage zu Dresden am 2. September 1903. (Duncker & Humblot, Leipzig.) ℳ 2.—.

Dieſterwegs Populäre Himmelskunde und mathematiſche Geographie. Zwanzigſte, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, mehreren farbigen Tafeln und 2 Sternkarten. (Henri Grand, Hamburg.) ℳ 8.—.

Karl Henckell, Mein Liederbuch. Ausgewählte Gedichte. Mit dem Bildnis des Verfaſſers.

— **Neuland.** Ausgewählte ſoziale Dichtungen. (K. Henckell & Co., Leipzig.) je ℳ 1.—.

Jagdkalender 1904. Mit 12 Jagdbildern aus der Zeit Kaiſer Maximilians von Wilhelm Stumpf. (Carl Ernſt Poeſchel, Leipzig.) ℳ 1.80.

Dr. L. Keller, Johann Gottfried Herder und die Kulturgeſellſchaften des Humanismus. Ein Beitrag zur Geſchichte des Maurerbundes. (Weidmannſche Buchh., Berlin.) ℳ 1.50.

Fritz Lienhard, Thüringer Tagebuch. Mit Buchſchmuck von Ernſt Liebermann. (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.) ℳ 4.—.

Sächſiſcher Kalender 1904. Mit 12 Städtebildern und Schmuck von Walter Tiemann. (Carl Ernſt Poeſchel, Leipzig.) ℳ 1.20.

Karl Stelter, Erlebniſſe eines Achtzigjährigen. Eine Autobiographie. Mit dem Porträt des Verfaſſers. (Baedekerſche Buchh., Elberfeld.) ℳ 4.—.

Joſef Strzygowski, Der Dom zu Aachen und ſeine Entſtellung. Ein kunſtwiſſenſchaftlicher Proteſt. Mit 2 Lichtdrucktafeln und 44 Textabbildungen. (J. C. Hinrichs, Leipzig.) ℳ 1.—.

Auguſt Trinius, Thüringer Stimmungsbilder. Aus dem Skizzenbuch des Thüringer Wandersmannes. (Georg Müller, München.) ℳ 2.—.

Ludwig Volkmann, Grenzen der Künſte. Auch eine Stillehre. (Gerhard Kühtmann, Dresden.) ℳ 6.—.

— **Naturprodukt und Kunſtwerk.** Vergleichende Bilder zum Verſtändnis des künſtleriſchen Schaffens. Zweite Auflage. (Ebenda.) ℳ 6.—.

Wilhelm Weigand, Gedichte. Auswahl. (Georg Müller, München.) ℳ 1.50.

Weltgeſchichte in Karakterbildern: Erneſt Lindl, Cyrus. Entſtehung und Blüte der altorientaliſchen Kulturwelt. Mit einer Karte und 98 Abbildungen. ℳ 4.—.

— — — **Engelbert Drerup, Homer.** Die Anfänge der helleniſchen Kultur. Mit 105 Abbildungen. ℳ 4.—. (Kirchheimſche Verlagsbuchhandlung, München.)

Emilian von Żernicki-Szeliga, Die Polniſchen Stammwappen, ihre Geſchichte und ihre Sagen. Mit 185 Wappen auf 16 Tafeln. (Henri Grand, Hamburg.) ℳ 15.—.

Jugendſchriften.

Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte. Nach der Originalerzählung für jung und alt bearbeitet von Guſtav Heine. Mit fünf Abbildungen nach Originalen von Karl Müller. (Herm. J. Meidinger, Berlin.) ℳ 4.—.

M. v. Eſchen, Penſion und Leben. Erzählung für junge Mädchen. Mit einem Titelbild in Heliogravüre. Vierte Auflage. (Ebenda.) ℳ 4.—.

Eliſabeth Halden, Mamſell Übermut. Erzählung für junge Mädchen. Sechſte Auflage. Mit einem Titelbild in Kupferdruck. (Ebenda.) ℳ 4.—.

— **Königin Luiſe.** Ein Lebensbild. Mit einem Titelbild in Lichtdruck. Zweite Auflage. (Ebenda.) ℳ 4.—.

Franz Netopil, Der Pfalz-Erzherzog. Erzählung aus der erſten Zeit der Habsburger. Mit Abbildungen nach Originalen von M. Ränike. (Ebenda.) ℳ 4.—.

Julius Pederzani-Weber, Das Thorner Blutgericht. Erzählung aus der Zeit der Polenherrſchaft in Preußen. Mit 8 Abbildungen nach Originalen von M. Ränike. (Ebenda.) ℳ 4.—.

Rübezahl. Deutſche Volksmärchen von J. K. A. Muſäus. Für die Jugend bearbeitet von Louis Thomas. Mit Holzſchnitten nach Zeichnungen von Ludwig Richter. Sechſte, verbeſſerte Auflage. (Ebenda.) ℳ 3.—.

Selige Zeit. Alte und neue Kinderlieder. Geſammelt von Wilh. Lobſien, mit Buchſchmuck von Mary Freiin Knigge. (Karl Schünemann, Bremen.) Volksausgabe ℳ 1.25.

Allgemeine Notizen.

An Stelle des heißen Sylveſterpunſches trinkt man in Kennerkreiſen neuerdings gern eine Maraſchinobowle-Luxardo, deren Rezept wir der Liebenswürdigkeit des Herrn Hoflieferanten Girolamo Luxardo in Zara (Dalmatien) verdanken: Man füge einigen Flaſchen Moſelwein, den man nach Belieben zuckert, ein wenig Madeira hinzu und nehme alsdann einen viertel-Liter vom beſten Maraschino Luxardo, der dieſer ſo beliebten Bowle einen beſonders lieblichen Geſchmack gibt. Gießt man vor dem Herumreichen noch eine halbe Flaſche Champagner hinzu, ſo erhöht man die Feinheit dieſes köſtlichen Getränkes. Der echte Maraſchino Luxardo iſt in allen Delikateſſen- und Weinhandlungen erhältlich.

„Uncle Sam's Nichte“ betitelt ſich eine aus dem rührigen Verlage von Jacobi & Zocher in Leipzig-R. hervorgegangene Romanſerie von Emil Berdau, illuſtriert von Arno Grimm, die als reizendes Weihnachtsgeſchenk insbeſondere für die Damenwelt zu empfehlen iſt. Die Sammlung umfaßt ſechs Bände, die in höchſtorigineller Verpackung in Form eines mit allerlei Eiſenbahn-, Dampfſchiffs-, Hotel- und Zollmarken verſehenen Reiſekoffers — wie die Koffer auf einer Reiſe nach Amerika und zurück nach Europa beklebt zu werden pflegen — zu haben iſt. Jeder Band koſtet 1 M., gebunden 1 M. 50 Pf., alle ſechs zuſammen in Koffer 7 M. 50 Pf., gebunden 10 M. Die Romanſerie iſt durchweg glänzend beſprochen worden.

Die Optiſche Anſtalt C. P. Goerz, Berlin-Friedenau, veranſtaltet in Berlin, Leipzigerſtraße 128 I, eine Ausſtellung der prämiierten Bilder und ſonſtiger beachtenswerter Photographien aus ihrem Preisausſchreiben. Die Ausſtellung iſt wochentags von 10—7, Sonntags von 10—2 Uhr geöffnet, der Eintritt koſtenfrei. Vor dem Weihnachtsfeſte reiſt wohl mancher

Anzeigen

finden durch die ſeit 1843 allwöchentlich in Leipzig erſcheinende „Illuſtrirte Zeitung“ die weiteſte und wirkſamſte Verbreitung. Die Inſertionsgebühr beträgt für die einſpaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 25 ₰. Die Inſerate werden in der Rechtſchreibung der Buchdruckereien deutſcher Sprache geſetzt, ſofern nicht bei der Beſtellung ausdrücklich eine andere Schreibweiſe verlangt wird, und gelangen, wenn die Einſendung bis Donnerſtag 12 Uhr erfolgt, in der Regel in der acht Tage danach erſcheinenden Nummer zur Aufnahme. — Inſertionsbedingungen und Probenummern auf Wunſch. **Geſchäftsſtelle der Illuſtrirten Zeitung** (J. J. Weber) **in Leipzig.**

Die **Neujahrsmeſſe** beginnt
Sonntag, den 3. Januar
und endet **Sonnabend, den 16. Januar 1904.**

Die Meßbörſe für die Lederinduſtrie wird **Sonntag, den 3. Januar, Nachmittags 5—7 Uhr** im großen Saale der Neuen Börſe am Blücherplatze allhier abgehalten. (1729)

Leipzig, am 27. November 1903. **Der Rat der Stadt Leipzig.**
Dr. Tröndlin.

Eingeſandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von Jedermann **die feinsten Tafelliköre,** wie **à la Chartreuse, à la Benédictine, Curaçao** etc. **selbst bereiten,** u. zwar auf einfachste u. billigste Weise in einer Qualität, die den **allerbesten Marken** gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schraders Likör-Patronen,** welche für za. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul. Schrader** in **Feuerbach** bei **Stuttgart** bereitet werden. Jede Patrone gibt 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte nur **60—90 Pf.** Man lasse sich von genannter Firma **gratis** u. **franko** deren hübsche Broschüre kommen.

Der Schutz ſeltener Pflanzen.

Jeder Gärtner, der ſein ganzes Intereſſe auf Roſenzucht oder zarte Lilien oder andere empfindliche Gewächſe konzentriert, kennt und fürchtet die Gefahr von Fröſten und richtet ſein ganzes Augenmerk darauf, denſelben auf alle Art vorzubeugen. Auf in der Tat wenig Erfolg könnte er rechnen, wollte er dieſe Vorſichtsmaßregeln vernachläſſigen.

Ihre eigene Geſundheit gleicht in vieler Beziehung der ſeltener Gewächſe. Sie bedarf einer Menge Vorſichtsmaßregeln, beſonders während des Winters, gegen die fortwährend drohenden Krankheiten. Nicht nur hier zu Lande, ſondern ſozuſagen in aller Herren Ländern hat man gefunden, daß Scotts Emulſion ein vorzügliches Mittel iſt, aller Krankheit dadurch vorzubeugen, daß ſie die Geſundheit auf einer hohen Stufe erhält. Viele Ärzte haben ſogar beſtätigt, daß Scotts Emulſion weſentlich wirkſamer iſt, als der übliche Medizinal-Lebertran, der ihren Hauptbeſtandteil bildet. Sie iſt von angenehmem Geſchmack und hat ſchon vorzügliche Reſultate gezeitigt nicht nur in Fällen von Kinderkrankheiten, ſondern auch bei Kehlkopf- und Lungenleiden Erwachſener. Ihre drei Hauptbeſtandteile ſind Medizinal-Lebertran, wie ſchon erwähnt, und Kalk- und Natron-Hypophosphite.

Scotts Emulſion wird von uns ausſchließlich im großen an Apotheken und Großhandlungen verkauft, und zwar nie loſe nach Gewicht oder Maß, ſondern nur in verſiegelten Originalflaſchen in Karton mit lachsfarbigem Umſchlag, der unſere Schutzmarke (Fiſcher mit großem Dorſch auf dem Rücken) trägt. Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M.

Beſtandteile: Feinſter Medizinal-Lebertran 150,0, prima Glyzerin 50,0, unterphosphorigſaurer Kalk 4,3, unterphosphorigſaures Natron 2,0, pulv. Tragant 3,0, feinſter arab. Gummi pulv. 2,0, deſtill. Waſſer 129,0. Alkohol 11,0. Hierzu aromatiſche Emulſion mit Zimt-, Mandel- und Gaultheria-Öl je 2 Tropfen. (1312)

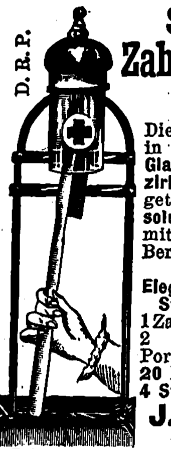
Chemnitzer
Möbelstoffe
versendet meterweise in nur soliden Qualitäten
(für Möbelbezug und Dekorationen)
Richard Zieger, Chemnitz. (1460)
Größte Auswahl. Vielseitige Empfehlungen. Muster umgehend.

Parfumerien
von
J. F. Schwarzlose Söhne
Hofl. Sr. Majest. d. Kaisers u. Königs
Berlin Markgrafenstrasse 29, Fabrik: Dreysestrasse 5

Hohenzollern-Kornblume
Neuheit 1903. Proben gratis.
Flasche M. 3, im eleg. Carton M. 3.50

Bouquet-Electa
Wohlgeruch v. auserlesener Feinheit
Fl. M. 7, Seife St. M. 3, 3 St. M. 8.50

Hohenzollern-Veilchen
beliebte, wohlfeile Marke, Flasche M. 1.50, 2.50, Seife Cart. à 3 St. M. 3
Preisliste sonstiger Spezialitäten gratis



Sanitas Zahnbürsten-Halter

Die Zahnbürste wird in der beweglichen Glashülse durch die zirkulierende Luft getrocknet. — Absoluter Schutz der mit dem Munde in Berührung kommenden Teile.
Elegante Ausführung: Ständer für
1 Zahnbürste M. 2.—
2 „ M. 3.50
Porto 50 Pf., Nachn. 20 Pf. extra, von 4 Stück an franko.
J. Hurwitz
BERLIN SW.
Kochstr. 19.
(1466)

E. Mechling's
China-Eisenbitter
Vorzügliche Erfolge bei
Blutarmut
Chlorose, Schwächezuständen, Neurasthenie, Appetitlosigkeit.
Aerztlich empfohlen.
In allen Apotheken. Proben kostenfrei.
E. Mechling, pharm. Praeparate, Mühlhausen i. Els.

„COGNAC MACHOLL“
(1714)

Dr. med. Pfeuffer's Hämoglobin
(d. Erfind. 20927 vom 10. Juni 1882 ab). (1628)
In der kgl. Universitäts-Kinderpoliklinik zu München, Reisingerianum etc. fortwährend in Anwendung. Für **Erwachsene** und für Kinder! — Vorzügliche Zeugnisse. — Beste Wirkung bei Blutarmuth und Bleichsucht, sowie gegen Schwäche nach Influenza-Fieber. Erhältlich in den Apotheken à ℳ 1.60 und à ℳ 3.—.
En-gros: **Ludwigs-Apotheke, München.**

Liebig Company's **Fleisch-Pepton,**
hergestellt aus reinem Ochsenfleisch ohne jeglichen Zusatz fremder Substanzen, unter steter Controlle der Herren **Prof. Dr. Carl v. Voit, München, und Prof. Dr. M. Rubner, Berlin,** gewährt der **Krankenküche** die Mittel zur Bereitung der **leichtestverdaulichen Speisen.** (266)

Wm HOLLINS & Co L^D NOTTINGHAM
Jede Docke trägt diese Schutzmarke.
Hollins'
echt englisches
Vigogne Strickgarn,
für Hand- und Maschinenstrickerei,
sehr haltbar, angenehm und gesund, läuft nicht ein!
(100)

Haidschnuckenfelle in unerreichter Güte, Schutzmarke „Eisbär“ p. Stück Mk. 4.— bis 7.50, auch Pelzwaren aus Haidschnuckenfellen sowie **Fleisch u. Honig** vers. wieder **W. Heino, Lünzmühle 22** b. Schneverdingen (Lüneburg. Heide). Ausführl. Prospekte gratis u. fr. (1329)

Kranken-Fahrſtühle
f. Straße u. Zimmer, Schlaf-, Ruhe- und Trageſſel, ſtellb. Kopfkiſſen, Krankenmöbel u. a. Kat. fr.
Köhler & Cie., Hofl., Heidelberg. (15)

30 jähriger Erfolg.
GEGEN FETTLEIBIGKEIT
MARIENBADER REDUCTIONS PILLEN
von Dr Schindler Barnay
Kaiserl. Rath, em. Chefarzt der Kronprinz Rudolf Stiftung.
Bestandtheile:

Sal. Marienb. natural. 1.0	Extr. Frangul. aquos. sicc. 0.30
Extr. rhei spin sicc.	Solv. in Aqu. Marienb. .... q. s.
„ „ chinae reg frig. par. aa 2.0	Evapor. ad. mass. pil. adde:
„ „ Aloes 0.10	Natr. Taurocholic 0.60
„ „ cascar. sagr. am. sicc. 2.0	Solve in aquae.

Fiat pilul. N° 50 Obduc. c. sacch. et tum fol. argent.
Erhältlich in allen Apotheken.

Proben für die Herrn Ärzte stets zur Verfügung.

General-Depôt: Hubertus Barkowski Berlin, Weinstr. 20 a

Die allein echten

Marienbader Reductions-Pillen.
(1207)

LE TRÈFLE INCARNAT DE L·T·PIVER PARFUM A LA MODE
(429)

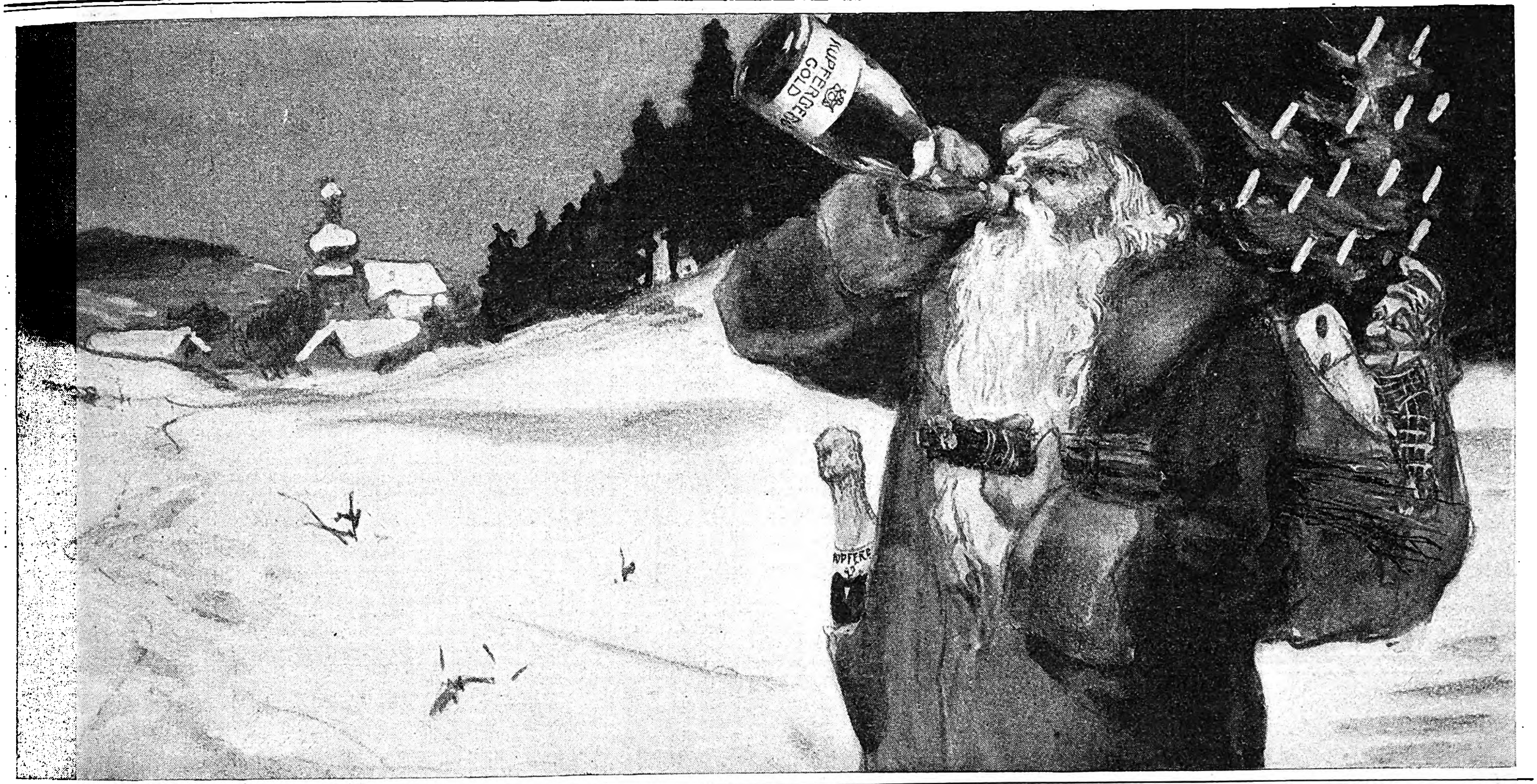
unſerer geſchätzten Leſer nach der Reichshauptſtadt, um Einkäufe zu machen, und kann bei dieſer Gelegenheit die Goerz-Ausſtellung, deren Beſuch ſich ſehr lohnt, in Augenſchein nehmen.

Für Amateurphotographen gerade noch zur rechten Zeit iſt die unentgeltlich erhältliche Weihnachtsliſte der Fabrik photographiſcher Apparate auf Aktien vorm. R. Hüttig & Sohn in Dresden-A., Schandauerſtraße 74—76 herausgekommen, zu deren Bezug hiermit angeregt ſein ſoll.

Wiesbaden. Um irrigen Auffaſſungen vorzubeugen, ſei darauf hingewieſen, daß in Wiesbaden durch den bevorſtehenden Kurhausneubau weder der Kurbetrieb noch das Kurleben in irgend einer Weiſe beeinträchtigt werden wird. Sämtliche Kurmittel ſtehen dem Publikum in dem ſeitherigen Umfange und zu jeder Jahreszeit zur Verfügung. Das in unmittelbarer Nähe des alten Kurhauſes zum interimiſtiſchen Betriebe hergerichtete neue Kurgebäude bietet inbezug auf Lage und Komfort ſo ausgeſprochene Vorzüge, daß der Aufenthalt in den ſehr geräumigen Konverſations-, Spiel- und Leſezimmern, ſowie in den behaglichen Reſtaurationsräumen desſelben nichts zu wünſchen übrig laſſen wird. Bei Herrichtung des vollſtändig neu erbauten großen Konzertſaales, der über 1200 Perſonen faßt und ſich durch gute Akuſtik auszeichnet, iſt darauf Rückſicht genommen, daß die abwechslungsreichen muſikaliſchen und geſellſchaftlichen Veranſtaltungen der Kurverwaltung auch im neuen Hauſe in gewohnter Weiſe ihren Fortgang nehmen können.

St. Blaſien, der höchſtgelegene Winterkurort Deutſchlands, ſteht unter dem Zeichen der Wintervergnügungen, von denen beſonders das Schneeſchuhlaufen hervorzuheben iſt. Nach St. Blaſien kommen im Winter außer den Kranken auch Geſunde, um durch körperliche Ubungen ihren in der Großſtadt verweichlichten Körper zu ſtählen. Neben den zwei hier vorhandenen Anſtalten, von denen die eine Lungenkranke, die andere mit Ausſchluß Lungenkranker nur Nerven- und andere Leidende aufnimmt, ſind 2 Hotels und einige Penſionen am Platze, welche beſonders für die Aufnahme von Geſunden geeignet ſind. Bei der beſchränkten Anzahl von Höhenwinterkurorten kann man wohl St. Blaſien mit Sicherheit einen Aufſchwung als Winterkurort vorausſagen, zumal für ſolche, welche die ganz großen Höhen im Engadin uſw. infolge zu eingreifender Wirkungen auf das Nervenſyſtem, den Stoffwechſel uſw. nicht vertragen.

Uber den Spiritus-Glühlicht-Brenner „Amor“ berichtet Herr Dr. Mohr in der Zeitſchrift für Spiritusinduſtrie aus den Arbeiten der „Abteilung für Unterſuchung von Spiritusapparaten des Inſtituts für Gärungsgewerbe“ zu Berlin wie folgt: „Auf dem Gebiete der Spiritusbeleuchtung beherrſcht zur Zeit der Amorbrenner unbeſtritten das Feld; in kürzeſter Zeit hat ſich dieſe Lampe in den weiteſten Kreiſen Verbreitung zu verſchaffen gewußt; es dürfte daher auch weitere Kreiſe intereſſieren, etwas über die Leiſtungen und das Verhalten dieſer Lampe bei längerem Brennen zu erfahren. Der Amorbrenner gehört zu den ſogenannten Rückleitungslampen, d. h. die Verdampfung des Spiritus wird nicht durch ein beſonderes Hilfsflämmchen bewirkt, das immerhin einige Aufmerkſamkeit erfordert, ſondern die Flammenwärme ſelbſt wird zu dieſem Zweck ausgenutzt, ſie wird durch einen zentralen Wärmeleitungsſtift, der gleichzeitig als Glühſtrumpfträger dient, auf einen ſeitlichen ſtarken Kupferbügel und durch dieſen nach der Dochtkammer übertragen. In dieſe führen die leicht auswechſelbaren Dochte den Spiritus aus dem Baſſin empor, die Wärme verdampft den Spiritus, der Dampf tritt durch Düſen aus, miſcht ſich mit Luft und gelangt dann über einem Drahtnetz im Glühſtrumpf zur Verbrennung. Soll die Lampe in Tätigkeit geſetzt werden, ſo muß natürlich zunächſt eine von außen kommende Erwärmung der Dochtkammer ſtattfinden, dies geſchieht, indem aus einem kleinen, dem Brenner beigegebenen Kännchen etwas Spiritus in eine unterhalb der Kammer liegende Schale gegoſſen und angezündet wird. In weniger als einer Minute läßt der Brenner ſein ruhiges, ſchönes Licht erſtrahlen, aber auch ſchon direkt nach dem Anzünden des Spiritus in der Schale leuchtet der Strumpf etwas, ein Umſtand, der den Amorbrenner vorteilhaft vor den anderen Brennern auszeichnet, die eben erſt leuchten, wenn ſie vollſtändig in Tätigkeit getreten ſind. Das Löſchen der Lampe erfolgt augenblicklich durch Herumlegen eines Hebels, wodurch die Düſen der Dochtkammer verſchloſſen werden. Einige Brenner zeigten in den erſten Brennſtunden etwas Rauſchen, dasſelbe verlor ſich jedoch ſehr bald vollſtändig. Was nun die Leiſtungen des Brenners anlangt, ſo mögen dieſe durch nachſtehende Zahlen beleuchtet werden. Durchſchnittlich entwickelten die Brenner eine Lichtſtärke von 40 Hefnerkerzen bei einem Spiritusverbrauch von 80 bis 90 ccm für 1 Brennſtunde, ſo daß ſich daraus ein Verbrauch von 20 bis höchſtens 25 ccm Spiritus für je 10 Hefnerkerzen und 1 Brennſtunde berechnen. Gerade dieſe Zahlen zeigen uns, welchen Fortſchritt der Amorbrenner gegen die früheren Lampenkonſtruktionen bedeutet. So brauchte beiſpielsweiſe die früher viel verbreitete Phoebus-Tiſchlampe 30—40 ccm Spiritus für dieſelbe Leiſtung, in der Auerlampe war der Verbrauch bereits auf 25—30 ccm reduziert, jetzt hat er im Amorbrenner dieſe weitere bedeutende Reduktion erfahren, ſo daß die Brennkoſten der Lampe pro Stunde nur 2 bis 2,5 Pf. bei einem Spirituspreis von 25 Pf. für 1 Liter 90prozentigen Spiritus betragen, alſo nicht mehr als die einer beſſeren Petroleumlampe, die aber nur 20—25 Hefnerkerzen Licht entwickelt, ſo daß der Lichtpreis nur etwa halb ſo hoch iſt wie der in Petroleumlampen. Die Geſamtheit der Ergebniſſe unſerer Verſuche läßt ſich wie folgt zuſammenfaſſen: 1. Der Amorbrenner iſt eine für Innen- und Außenbeleuchtung gleich gut geeignete Lampe; gegen äußere Witterungseinflüſſe iſt er ſehr unempfindlich. 2. Seine Konſtruktion iſt eine einfache und ſolide, zerbrechliche oder verbiegbare Teile finden ſich nicht daran. 3. Entzünden und Verlöſchen der Lampe erfolgt, letzteres augenblicklich, erſteres faſt augenblicklich. 4. Die Lichtſtärke beträgt rund 40 Hefnerkerzen, der Spiritusverbrauch 80—90 ccm pro Stunde, mithin reicht ein Liter Spiritus 11—12 Stunden. 5. Innerhalb von 300 Brennſtunden iſt eine irgendwie erhebliche Abnahme der Leuchtkraft nicht zu beobachten, bei längerem Brennen iſt die Abnahme an Leuchtkraft bei Verwendung von 95prozentigem Spiritus eine geringere als bei Verwendung von 90prozentigem. Es empfiehlt ſich, weil dieſe Verringerung der Leuchtkraft durch verminderte Saugfähigkeit der Dochte bedingt wird, dieſe alle 3—4 Monate zu erneuern. 6. Irgend welche unangenehmen Nebenerſcheinungen, wie Riechen, Erhitzung der Baſſins, Exploſionsgefahr oder dergl. haben ſich nie beobachten laſſen.“



CHOCOLAT KOHLER
Welt berühmte Marke
für feine Sorten
(1501)

Bei schlaflosen Nächten
sollten Sie abends 1—2 Lecithinervin-Pastillen* nehmen. Neues, gänzlich unschädliches Heilmittel. Bei Schlaflosigkeit nach geistiger und körperlicher Ueberanstrengung, Aufregung, Aerger, Sorgen und allen nervösen Zuständen überraschend nervenberuhigend und -kräftigend. Garantiert frei von Morphium, Opium und dgl. Giften. Glas M. 3.50 franko gegen Nachnahme. Alleinversand durch **Storch-Apotheke, Dresden-A. 7.** Prosp. gratis.
*Best.: Lecithin (Hauptbestandteil des Nervengewebes) 1g Kalium-, Natrium-, Ammonbromid je 10 g.
(1131)

Rudolph Hamann
Löwenberg, Schles. 5,
liefert echten, reinen
Blüten-Honig
in anerkannt feinsten Qualitäten
franko gegen Nachnahme
in Postdosen von Netto { Qualität I ℳ 8,40
„ II „ 7,25
9 Pfd. Inhalt.
Reiner Honig ist Medizin!
(1228)

Zum Weihnachtsfeſt:
Baumkuchen
in anerkannt tadelloſer Qualität verſendet täglich franko m. Verpack. f. ℳ 6.— und größer
Paul Lange, Konditor,
Hofl. Sr. Kgl. Hoh. d. Kronprinzen, Biſchofswerda i. S.
(1653)

Weckerle'sche Sänger-Pastillen
(eingetragenes Warenzeichen unter Nr. 50674) (1197)
aus feinstem Gummi arabicum, Lakritzen- und Veilchen-Geschmack hergestellt, werden nicht allein von Sängern und Rednern, sondern auch im Theater und Konzerten sehr begehrt. Als Mundpastillen verbreit. **Sänger-Pastillen** ein. angen. Geruch; bei Halsempfindlichkeit sehr bekömmlich. Nur echt in unseren Schachteln à 25 Pfge.
Weckerle'sche Bonbonsfabrik, Feuerbach-Stuttgart.

Jede ✻ ✻
sparsame
Hausfrau
Billig! Nahrhaft!
kann aus dem ungeheuren Fischreichtum der nordischen Gewässer für ihren Haushalt reichen Nutzen ziehen, indem sie die von der D. D. G. „Nordsee“, Nordenham a. d. Weser aus lebendfrischen Seefischen hergestellten
Delikatess-Fisch-Cotelettes (Schlüsselmarke) zu Mk. 2.—,
„ Bratschellfische „ „ „ 2.25
für die Postdose von 9 Pfund Inhalt bezieht. — Die Preise verstehen sich ohne Porto und Nachnahmegebühr. Ohne weitere Zubereitung tafelfertig. Beste Abwechselung für den Frühstück- und Abendtisch. Bestellung erbeten an die (1167)
Deutsche Dampffischerei-Gesellschaft „Nordsee“ in Nordenham VII a. d. Weser.

Rüger
Mit Rüger's-Kinder-Lotto-Karten.
Kakao
Schokolade

Vereinigte Smyrna-Teppich-Fabriken A.-G.

Zentrale Berlin W., Schinkel-Platz 3.

Fabriken in: Schmiedeberg i. R. * Cottbus * Hannover-Linden.

Herstellung handgeknüpfter Teppiche in modernen und älteren Stil-Arten aus besten in eigenen Spinnereien und Färbereien erzeugten Materialien seit

Einführung der Industrie aus dem Orient in Schmiedeberg i. R. im Jahre 1858.

Alle von uns gefertigten Teppiche sind mit dieser V. T. S. Fabrikmarke versehen und durch die besseren Teppichhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen. Direkter Verkauf an Private findet nicht statt.

(1102)

Illuſtrirte Zeitung
Begründet 1843.
J. J. Weber
61. Jahrgang.
Leipzig.
61. Jahrgang.

Mit Nummer 3158 vom 7. Januar 1904 beginnt ein neues

Abonnement auf die Illuſtrirte Zeitung.

Beſtellungen für das I. Quartal 1904 bitte ich umgehend zu bewirken, ſoweit dies noch nicht geſchehen iſt. Bezugspreis für das Vierteljahr durch den Buchhandel 7 Mk. 50 Pf., frei ins Haus 7 Mk. 75 Pf. (9 K 30 h). Außerdem nehmen, wo nicht anders angegeben, ſämtliche Poſtanſtalten der nachſtehenden Länder Abonnements auf die Illuſtrirte Zeitung für ein Vierteljahr oder länger entgegen. Man verlange ausdrücklich die verpackte Ausgabe.

Preis für ein Vierteljahr durch die Poſt zugeſtellt:

Deutſches Reich, Poſtzeitungsliſte Nr. 3823, 8 ℳ 12 ₰,
Deutſche Schutzgebiete 8 ℳ,
Öſterreich, Poſtzeitungsliſte Nr. 1994, 10 K 45 h,
Ungarn (beſonders verpackte Ausgabe) 10 K 12 h,
Schweiz 9 Frs. 95 Cts.,
Belgien 10 Frs. 10 Cts.,
Holland 5 Fl. 70 Cts.,
Luxemburg, Poſtzeitungsliſte Nr. 3823, 8 ℳ 84 ₰,
Italien 12 Frs. 30 Cts.
Norwegen 7 Kr. 45 Öre,
Schweden 7 Kr. 57 Öre,
Dänemark 7 Kr. 56 Öre,
Portugal 2615 Reis (Beſtellungen nur bei den Poſtanſtalten Liſſabon und Porto),
Bulgarien 12 Frs. 10 Cts.,
Serbien 11 Frs. 25 Cts.,
Rumänien 11 Frs. 25 Cts.,
Ägypten 8 ℳ 20 ₰,
Uruguay 2 Peſo 92 Cent.,
Türkei 10 ℳ 10 ₰ (= 59 Piaſter Para Silber). Abonnements können nur bei den deutſchen Poſtanſtalten in: Konſtantinopel, Beirut, Jaffa, Jeruſalem und Smyrna, ſowie zum Preiſe von 60½ Piaſter Para Silber durch die öſterreichiſchen Poſtämter in Adrianopel, Haifa, Candia, Canea, Cavalla, Chio, Dardanellen, Dedeagatſch, Durazzo, Gallipoli, Janina, Jueboli, Keraſſonde, Lagos, Mytilini, Preveſa, Rethymo, Rhodos, Rodoſto, Salonik, Vathy (Samos), Skutari (Albanien), Trapezunt und Valona bezogen werden.

Ich empfehle den Poſtbezug überall da, wo Abonnements auf die Illuſtrirte Zeitung nicht durch Buchhandlungen aufgegeben werden können. Der Preis ſtellt ſich auf dieſe Weiſe um ein erhebliches billiger, als wenn die Illuſtrirte Zeitung direkt von mir unter Kreuzband bezogen wird. In allen anderen Ländern des Weltpoſtvereins koſtet die Illuſtrirte Zeitung halbjährlich 27 Mark. Ich bitte Probenummern unberechnet zu verlangen.

Hochachtungsvoll

J. J. Weber, Leipzig.

Millionen ℳ **18,910,000**

gelangen in der **145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie** zur Ausſpielung, darunter Hauptgewinne von **Mk. 500000, 300000, 200000, 150000, 100000** u. ſ. w. Ziehung 1. Klaſſe: 11. u. 12. Janr., 2. Kl.: 8. u. 9. Febr., 3. Kl.: 3. u. 4. März, 4. Kl.: 23. u. 24. März, 5. Kl.: 13. April bis 3. Mai.

Beginn: 1. Klaſſe 11. Janr. 1904.

Hierzu gültige Originalloſe empfiehlt der Unterzeichnete zum Planpreiſe, der beträgt: **Klaſſenloſe,** klaſſenweiſe zu erneuern: 1/1 Mk. 50.—, 1/2 Mk. 25.—, 1/5 Mk. 10.—, 1/10 Mk. 5.—. **Vollloſe,** gültig für alle 5 Klaſſen: 1/1 Mk. 250.—, 1/2 Mk. 125.—, 1/5 Mk. 50.—, 1/10 Mk. 25.—. Für Porti und Liſten ſind 55 Pfg., vom Auslande Mk. 1.— beizufügen. Amtlichen Plan auf Verlangen portofrei.

Reinhold Walther, Leipzig, Pfaffendorferſtraße 6, Conc. K. S. Lotterie-Einnahme.

145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie.

Hauptgewinn **Mk. 500000.—**, Prämie **Mk. 300000.—**, Höchſtbetrag im günſtigſten Falle **Mk. 800000.—**. Ziehung 1. Klaſſe: **11. u. 12. Jan. 1904.** Ganze à **Mk. 50.—**, Halbe à 25.—, Fünftel à 10.—, Zehntel à 5.— per Klaſſe

empfiehlt **Paul Rödl, Leipzig, Grimmaiſcher Steinweg 17.**

Für Porti und Liſte Mk. 1.— zur Verrechnung beifügen! (1639)

145. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie.

1. Klasse. Ziehung 11. und 12. Januar 1904. (1695)

Lose empfiehlt zu offiziellen Preisen. — Prospekte kostenfrei. —

Wilhelm Kessler, Kgl. Lotterie-Kollekteur, **Leipzig,** Tauchnerstraße.

145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie.

Ziehung der 1. Klaſſe am **11. und 12. Januar 1904.**

Preiſe der Loſe: **Klaſſenloſe** pro Klaſſe: 1/10 **Mk.** 5.—, 1/5 **Mk.** 10.—, 1/2 **Mk.** 25.—, 1/1 **Mk.** 50.—. **Vollloſe** (für alle fünf Klaſſen gültig): 1/10 **Mk.** 25.—, 1/5 **Mk.** 50.—, 1/2 **Mk.** 125.—, 1/1 **Mk.** 250.—.

Nach auswärts werden für Porti, Gewinnliſten und Beſtellgeld für alle 5 Klaſſen ca. 90 **Pfg.** berechnet. (1704)

Die 5 Klaſſen bieten **1954** Gewinne von **1000** bis **500000** bezw. **800000 Mk.**
48047 „ unter **1000 Mk.**

Carl Jacobſen, Kgl. Lotterie-Einnahme, **Leipzig,** Blücherſtr. 11, vis-a-vis dem **Thüringer Bahnhof.**

145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie (günſtigſte aller Staats-Lotterien)

Ziehung 1. Klaſſe: 11. u. 12. **Januar** 1904. Loſe in 1/10 à 5.— **Mk.**, 1/5 à 10.— **Mk.**, 1/2 à 25.— **Mk.** und 1/1 Teilung à 50.— **Mk.** 1/10 **Voll-Loſe** 1.—5. Klaſſe 25.— **Mk.** (1648)

Königl. Sächſ. Lotterie-Kollektion **Friedrich Hahne, Leipzig, Thomaskirchhof 17.**

Loſe u. Voll-Loſe

(à 1/1 **Mk.** 250.—) 145. **Kgl. Sächſ. Lotterie,** Hauptgewinn ev. **Mk.** 800000, Ziehungsanfang 1. Klaſſe 11. **Januar,** empfiehlt die Kgl. Sächſ. konz. Kollektion (1732)

George Meyer in Leipzig, Neumarkt 40.

Lose Kgl. Sächs. Landes-Lott.

empfiehlt (1713)

Franz Ohme, Leipzig, Universitätsstr. 5.

ADRESSEN aller Branchen und Länder liefert unter Garantie: Welt-Adressen-Verlag Emil Reiss in Leipzig. Fernsprecher Nr. 3223. Telegr. Adr.: Weltreiss. — Katalog gratis. —

(1505)

Herren, welche der Aufſicht und Pflege bedürfen, finden Aufnahme. Nähere Ausk. d. Proſpekt. **Herrenheim, Fürſtenwalde,** Spree. (1491)

Unſere geehrten Leſer

bitten wir, beim Einfordern von Preisliſten, bezw. bei Berückſichtigung der in unſerer Zeitung enthaltenen Inſerate gefälligſt immer auf die

„Illuſtrirte Zeitung“

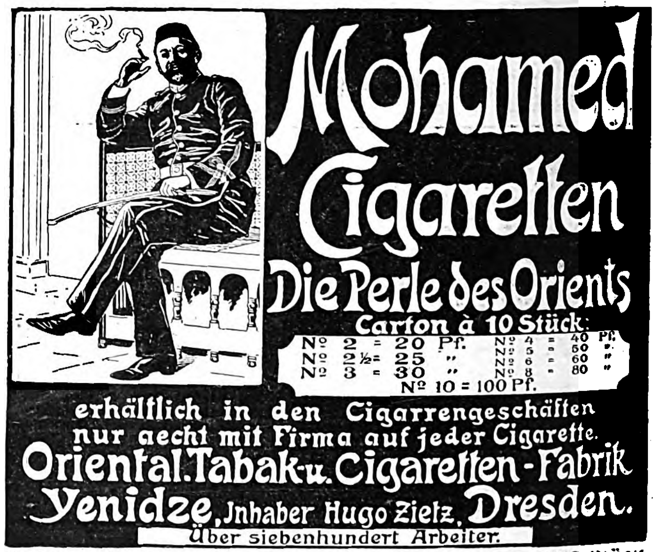
Bezug nehmen zu wollen.

Lose Kgl. Sächs. Landes-Lott.

versendet diskret

Paul Klepsch, Bischofswerda, Sachsen.

(1343)


Mohamed Cigaretten
Die Perle des Orients
Carton à 10 Stück:
Nº 2 = 20 Pf.
Nº 2½ = 25 „
Nº 3 = 30 „
Nº 4 = 40 Pf.
Nº 5 = 50 „
Nº 6 = 60 „
Nº 8 = 80 „
Nº 10 = 100 Pf.
erhältlich in den Cigarrengeschäften
nur aecht mit Firma auf jeder Cigarette.
Oriental. Tabak- u. Cigaretten-Fabrik
Yenidze, Inhaber Hugo Zietz, Dresden.
Über siebenhundert Arbeiter.

Auch erhältlich in Kartons von 50 bezw. 100 Stück, zu **Weihnachtspräsenten** ganz besonders geeignet.

Loſe zur 145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie

mit Haupttreffern von 500000, 300000, 200000, 150000, 100000, 60000, 3×50000, 3×40000, 4×30000, 7×20000 ꝛc. ꝛc., **event. 800000 Mark.— Nächſte Ziehung: 11. u. 12. Jan. 1904.— Ganze 250.—, Halbe 125.—, Fünftel 50 Mark u. eine Mark** zu jedem Auftrage für Porto u. Liſte zur Verrechnung — **Pläne u. Proſpecte gratis** — verſendet die conc. Collection von

(1568) **Heinr. Schäfer in Leipzig,** Petersſtr. 33.

Haasenstein & Vogler A. G.

Aelteste Annoncenexpedition,

*domicilirt an allen Orten **Deutschlands,** auch in **Oesterreich, Schweiz, Italien** etc., liefert detaillirte **Kostenanschläge** unter Gewährung höchstmöglicher **Rabattvergünstigungen,** sowie neueste grosse **Kataloge.***

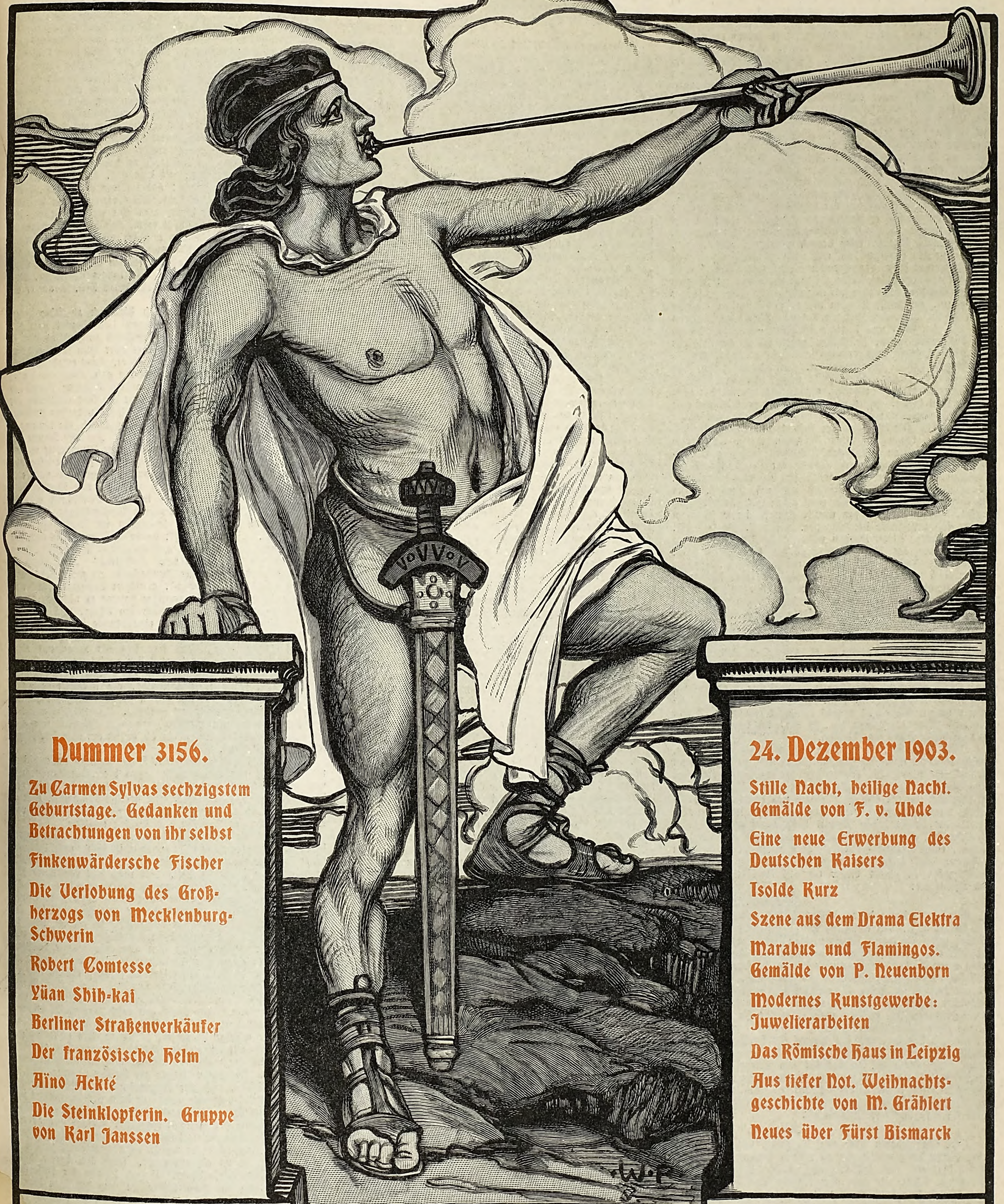
Abfassung und augenfälligstes Arrangement. (13)

Effectvolle, originelle Clichés und Auskunft bezügl. der wirksamsten Blätter.

Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerſtraße 1—7.

Illuſtrirte Zeitung

Begründet 1843.



Nummer 3156.

- Zu Carmen Sylvas sechzigstem Geburtstage. Gedanken und Betrachtungen von ihr selbst
- Finkenwärdersche Fischer
- Die Verlobung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin
- Robert Comtesse
- Yüan Shih-kai
- Berliner Straßenverkäufer
- Der französische Helm
- Aïno Ackté
- Die Steinklopferin. Gruppe von Karl Janssen

24. Dezember 1903.

- Stille Nacht, heilige Nacht. Gemälde von F. v. Uhde
- Eine neue Erwerbung des Deutschen Kaisers
- Isolde Kurz
- Szene aus dem Drama Elektra
- Marabus und Flamingos. Gemälde von P. Neuenborn
- Modernes Kunstgewerbe: Juwelierarbeiten
- Das Römische Haus in Leipzig
- Aus tiefer Not. Weihnachtsgeschichte von M. Grählert
- Neues über Fürst Bismarck

Verlag von J. J. Weber in Leipzig (Filiale Berlin, Linkstraße 20).

Neues über den Fürſten Bismarck.

[Nachdruck verboten.]

Obſchon eine Legion von Schriften über den größten Staatsmann des 19. Jahrhunderts, den Fürſten **Bismarck**, vorhanden iſt, ſo gibt es doch manch findige Köpfe, die immer noch etwas Neues und Intereſſantes über den Heros des deutſchen Volkes zu berichten wiſſen. Zu dieſen Auserwählten und Berufenen gehört auch der langjährige Leibhiſtoriograph des Altkanzlers, **Heinrich v. Poſchinger**, der ſoeben neue Briefe und Unterredungen des Fürſten Bismarck unter dem Titel: „**Bauſteine zur Bismarck-Pyramide**“ (Berlin, Georg Stilke) herausgegeben hat, die den zahlreichen Verehrern des gewaltigen politiſchen Genius in hohem Grade willkommen ſein werden.

Laſſen wir hier zuerſt jene Mitteilungen folgen, die in erſter Linie für **Hamburg** von Intereſſe ſind.

Man weiß, in welchen freundſchaftlichen Beziehungen Fürſt Bismarck in den letzten acht Jahren ſeines Lebens zu den Bewohnern der Freien und Hanſeſtadt ſtand. Hier nur einiges zur Illuſtrierung dieſes Verhältniſſes. Am 30. April 1891 hatte der Vorſtand der Hamburg-Amerikaniſchen Paketfahrt A.-G. eine Unterredung mit Bismarck in Friedrichsruh, nachdem er vorher angefragt hatte, ob es geſtattet ſei, den Kanzler zu einer Beſichtigung des Dampfers Fürſt Bismarck einzuladen. Die Herren des Vorſtandes wurden zur Frühſtückstafel zugezogen, und die Unterhaltung war ſehr animiert. Man ſprach unter anderem von der Auswanderung und deren Zukunft, wobei der Hausherr die Bemerkung machte: „Deutſchland produziert mehr Kinder, als es gebrauchen kann.“ Und als von Frankreichs Wohlſtand die Rede war, meinte er: „Jeder Deutſche iſt bei ſeiner Geburt um eine Flaſche Rotwein zu kurz gekommen.“ Auch bei dieſem Anlaß trat der köſtliche Humor des Kanzlers zutage. So machte er betreffs der Oppoſition der Deutſchen die Bemerkung: „Von einem meiner Freunde erzählt man ſich, er ſage jeden Morgen beim Erwachen dreimal »Nein, nein, nein!« für den etwaigen Fall, daß während der Nacht Anträge geſtellt worden ſeien, denen er nicht widerſprochen habe.“ Und als von den Sozialdemokraten die Rede war, ſagte er: „Geheilt werden dieſelben nicht eher, als es zu ſpät iſt. Wie ein junger Lebemann, der tapfer Rotwein trinkt, erſt dann an ärztliche Hilfe glaubt, bzw. den Arzt um Rat und Hilfe angeht, wenn ſich bei ihm Gicht und Podagra einſtellen — zu ſpät.“ Als ein Vorſtandsmitglied, Hr. Niſſen, gegen Schluß der Mahlzeit ſich dahin äußerte, daß man bis jetzt gewartet habe, um Se. Durchlaucht um die Ehre zu bitten, den Schnelldampfer Fürſt Bismarck zu beſehen, da er hoffe nach Tiſche eine günſtige, bejahende Antwort zu erhalten, erwiderte Bismarck ſcherzhaft: „Sie wollen ſagen, daß man nach der Mahlzeit leichter eine bejahende Antwort erhalte als zuvor? Ich habe ſtets dahin gewirkt, daß die Sitzungen des Reichstags möglichſt abends ſtattfänden. Schon die alten Deutſchen waren bekanntlich morgens niemals zu bejahenden Beſchlüſſen zu bewegen. Freilich wird abends nach dem Genuſſe der Mahlzeit und des Weines die Zahl der Ordnungsrufe ſich erheblich vermehren. Mancher perſönliche Zuſammenſtoß würde ſtattfinden, indes die Sache ſelbſt leidet ſicherlich nicht darunter!“ Noch manche andere launige Bemerkungen machte damals der in jovialſter Laune ſich befindende Reichskanzler, wie z. B. die folgende. Als die beiden Ulmer Doggen während der Mahlzeit ſich zu beiden Seiten des Fürſten niedergelaſſen hatten, ſagte er: „Tyras war dreſſiert und hat mir manche Koſten für einen neuen Rock verurſacht. Wenn jemand mit einer Papierrolle in der Hand zu mir trat, ſprang er auf ihn zu und zerriß ihm den Rock. Der Hund erlaubte nicht, daß ſich mir jemand bewaffnet nahte. Ganz perplex war er, wenn ich auf dem Schießſtand ſelbſt die Flinte ergriff.“ Auf die Frage, welche Hamburger Herren für den erhofften Beſuch des Fürſten an Bord einzuladen ſeien, erwiderte er nach kurzem Zögern: „Die Damen und Herren von der Verwaltung der Paketfahrt ſind für mich in dieſer Beziehung der bequemſte Ankergrund.“ Als vom An-Bord-gehen geſprochen wurde, fragte ſeine Tochter, die Gräfin Marie Rantzau: „Da müſſen wir wohl die Strickleitern hinunterklettern?“ worauf der Fürſt erwiderte: „Wenn ich auch ſchon bei Jahren bin, ſo kann ich doch noch ganz gut vierfüßig gehen und klettern.“

„Fürſt Bismarck“, das mit dem größten Luxus ausgeſtattete, ſtolze Schiff der Hamburg-Amerika-Geſellſchaft iſt übrigens nicht das einzige Schiff, das den Namen des erſten Reichskanzlers des Deutſchen Reiches in alle Welten trägt. Zum erſtenmal iſt Bismarck um die Erlaubnis, einem neu konſtruierten Schiff ſeinen Namen zu geben, zu Anfang des Jahres 1866 von dem Stralſunder Schiffskapitän Auguſt Holtz angegangen worden. Zugleich bat dieſer den damaligen preußiſchen Miniſterpräſidenten, einen Reederei-Anteil an dem betreffenden Schiffe zu nehmen. Auf dieſe Bitte antwortete der Graf v. Bismarck-Schönhauſen in einem bisher unveröffentlichten Briefe, der alſo lautet:

„Berlin, 8. Februar 1866.

Eure Wohlgeboren benachrichtige ich auf Ihr Schreiben vom 25. Januar d. J., daß ich gerne meine Einwilligung dazu ertheile, wenn Sie Ihrem Schiffe meinen Namen geben wollen. Ich würde es jedoch vorziehen, wenn mein amtlicher Charakter nicht einen Theil des Schiffsnamens bildete, ſondern der kürzere »Graf von Bismarck-Schönhauſen« gewählt würde. Von ganzem Herzen ſpreche ich Ihnen mit meinem Dank für die mir ausgedrückte freundliche Geſinnung zugleich den Wunſch aus, daß die Hoffnungen ſich erfüllen mögen, welche Sie auf das Gelingen Ihres Unternehmens ſetzen.

v. Bismarck.“

Am 28. Februar 1866 bat hierauf der Stralſunder Schiffskapitän den Grafen Bismarck um eine Beſchreibung und Zeichnung ſeines Wappens, da daſſelbe den Spiegel des Schiffes zieren ſollte. Daran knüpfte ſich die neuerliche Anfrage, ob Bismarck nicht einen Reederei-Anteil an dem Schiffe übernehmen wolle. Hierauf erging folgende, gleichfalls unveröffentlichte briefliche Antwort ab:

„Berlin, d. 9. März 1866.

Eure Wohlgeboren überſende ich Ihrem Wunſche gemäß eine Beſchreibung und Zeichnung meines Wappens, indem ich dabei bemerke, daß auf dem Spiegel des Schiffes wohl nur der blaue Schild mit dem darauf befindlichen Wappenbilde anzubringen ſein möchte. Was die Übernahme eines Rhedereiantheils betrifft, ſo würde ich Ihrem desfallſigen Vorſchlage ſehr gern zu entſprechen bereit ſein, wenn ich nicht grundſätzlich jede Betheiligung an kaufmänniſchen und ähnlichen Geſchäften ablehnen zu müſſen glaubte. Ich bedauere daher auch im vorliegenden Falle hiervon keine Ausnahme machen zu können.

v. Bismarck.“

So manches Neue erfahren wir über den ſchriftlichen Verkehr Bismarcks mit dem König Wilhelm I. Zur Illuſtrierung der Art dieſes Verkehrs diene der nachſtehende, bisher unveröffentlichte Schriftwechſel:

„Berlin, den 20. Januar 1866.

Der Hannöverſche Miniſter Graf Platen*) iſt heut hier eingetroffen; würden Eure Majeſtät vielleicht die Gnade haben wollen, ihn zum Ordensfeſte zu befehlen? Vorgeſtellt iſt er früher als hannöverſcher Geſchäftsträger ſchon. Bismarck.“

„Soll eingeleitet werden. Wäre es nicht vielleicht am Beſten, ihn auch gleich zu dekorieren, weil dies weniger auffällig dann iſt, da ſonſt eigentlich kein rechter Grund zur Stillung deſſen Kreuzſchmerzen vorhanden iſt. Sind Sie einverſtanden, ſo laſſen Sie ſich das Großkreuz gleich von der Ordens-Kommiſſion holen und es ihm morgen zuſenden. Doch ſoll er in die Ordensliſte von morgen mit aufgenommen werden, was Sie Herrn von Brand ſchreiben wollen.

Wilhelm, 20. I. 1866.“

Beſonders reichhaltig ſind die Veröffentlichungen Poſchingers aus der Zeit der preußiſchen Bundestags-Geſandtſchaft Bismarcks in Frankfurt a. M. Er beſchenkt uns unter anderem mit zwei ungedruckten Briefen des Diplomaten aus dem Jahre 1856, die ſich mit einem geheimen Agenten namens Haſſenkrug beſchäftigen, und die nicht ohne pikanten Reiz ſind. Dieſer Haſſenkrug ſtellte ſich Bismarck am 18. November des genannten Jahres in Frankfurt a. M. vor und gab an, daß er neun Monate in Paris im Gefängnis geſeſſen habe und aus letzterem kurz vorher entlaſſen worden ſei. Haſſenkrug breitete einen ganzen Sack von Pariſer Alarmnachrichten vor dem Bundestagsgeſandten aus. Bismarck, der die Vergangenheit des Agenten nicht kannte, hörte ruhig zu, glaubte aber nicht den zehnten Teil. Indes wollte er doch dem damaligen preußiſchen Miniſterpräſidenten Frhr. v. Manteuffel die Neuigkeiten vorlegen, nachdem Haſſenkrug dieſelben ſchriftlich formuliert hatte. Wie dieſe Mitteilungen des geheimen Agenten beſchaffen waren, mögen nur die folgenden Proben beweiſen: „Nach Ausſpruch der berühmteſten Ärzte von Paris litte Kaiſer Napoleon an einer unheilbaren Zuckerkrankheit und ſoll das franzöſiſche Staatsminiſterium beſchloſſen haben, im Fall des Ablebens die Kaiſerin als Regentin anzuerkennen, ſo lange bis der blindgeborene Prinz die Majorität erlangt hat. Die Gefängniſſe von Paris ſind überfüllt, und um die neuen Verhafteten unterzubringen, ſind bedeutende Translokationen nach Afrika und Cayenne veranlaßt und ausgeführt worden. Paris ſoll jetzt einhundertfünfundzwanzigtauſend Gefangene zählen! In dem Mazas-Gefängnis ſitzen ſechzehnhundert Unterſuchungsgefangene männlichen Geſchlechts, darunter achthunderteinundzwanzig wegen politiſcher Verbrechen. Unter zweihundert Verhaftungen iſt ſeit einiger Zeit kein Tag in Paris vergangen, ihre Zahl hat aber auch ſchon die Höhe von faſt achthundert erreicht. Die Garniſon wird um fünf Regimenter verſtärkt, auch iſt dem Kaiſer durch den Präfekten gerathen worden, jetzt keine Theater und öffentlichen Plätze zu beſuchen. — — Vertrauen hat in Paris aufgehört. Willkür und Druck der Tyrannei die Hand reichend, iſt an der Tagesordnung. Alles ſchreit nach Blut. Tod dem Tyrannen Napoleon, allen Napoleoniden, ihrem Gelichter! Tod allen Jeſuiten! Die bevorſtehende Revolution wird blutiger werden als die des achtzehnten Jahrhunderts, Mordinſtrumente aller Art ſind gefertigt und werden gefertigt, Pulver und Blei in großen Maſſen, erſteres in roter und weißer Farbe, gleich dem Zahnpulver, faſt in allen Friſeurläden käuflich. Zwei ſolcher Läden ſind vom Gouvernement in jüngſter Zeit geſchloſſen.“

Das Schreiben, mit dem Bismarck ſeinem Chef Manteuffel den vorſtehenden Erguß überſandte, lautet:

„Frankfurt, 19. November 1856.

Euer Excellenz beehre ich mich, in der Anlage den geſtern erwähnten Bericht Haſſenkrug's gehorſamſt vorzulegen. Ich kann in demſelben nur ein übertriebenes und werthloſes Fabrikat erblicken, welches mich auf den Gedanken bringt, daß H. entweder in franzöſiſchem Solde ſteht und durch Schimpfen auf Perſonen und Zuſtände den Verdacht von ſich ablenken will, oder daß man ihn im Gefängniß ſehr ſchlecht behandelt hat und er ſeiner Galle in dieſer alarmiſtiſchen Ergießung Luft macht. Iſt das Erſte richtig, ſo wird ſein Geldmangel aus gleichen Gründen vorgeſchützt ſein. Ich weiß zu wenig darüber, ob, von wem und wie der Mann bei uns gebraucht iſt und ob die von ihm behaupteten Beziehungen zu einem der Prinzen auf Wahrheit beruhen, ſo daß ich es jedenfalls der Vorſicht entſprechend hielt, ihn im Falle wirklicher Bedürftigkeit nicht fremder Mildthätigkeit und Benutzung anheimfallen zu laſſen.

Nachdem ich meinen geſtrigen Brief an Eure Excellenz abgeſchickt hatte, kam er (Haſſenkrug) wieder zu mir und erklärte, heute früh abreiſen zu wollen, während er ſonſt noch zwei Tage hätte bleiben wollen; er gab Geldmangel und Sehnſucht nach ſeiner Frau als Grund an. Ich gab ihm die erbetene Reiſeunterſtützung und benachrichtige Eure Excellenz nunmehr telegraphiſch, um Zeit zu haben, falls noch irgend etwas Gutes oder Böſes in betreff ſeiner angeordnet werden ſollte, ſei es Unterſtützung, Verhaftung oder Zurückweiſung.

Meine neuliche Andeutung in betreff der öſterreichiſchen Pläne gegen das dermalige Cabinet in Hannover erhält eine Beſtätigung dadurch, daß die hieſige Poſtzeitung für das Preußiſche Wochenblatt und gegen das Hannöverſche Miniſterium beſtimmt Partei ergreift.

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung verharre ich Euer Excellenz gehorſamſter

v. Bismarck.

PS. Mein Experiment, zu ermitteln, ob der hieſige Vertreter Sardiniens**) zu Öſterreich ſteht, ſcheint ſich ſchon bewährt zu haben, wie ich mit ziemlicher Sicherheit aus einem heutigen Artikel des ultramontanen Blattes »Deutſchland« ſchließen kann, der den Beweis liefert, daß Graf Barral den Staatsmännern dieſes Ordens über meine Unterredung mit ihm Bericht erſtattet hat. Bezeichnend iſt auch, daß er mit dem verdächtigen Grafen Mülinen***), deſſen ich geſtern gedachte, intim befreundet iſt.

v. B.“

Hieran reiht ſich noch der folgende, zweite Brief Bismarcks an Manteuffel:

„Berlin, d. 10. December 1856.

Euer Excellenz habe ich von Frankfurt aus zu melden mich beehrt, daß der Schreiber der Anlage, pp. Haſſenkrug, ſich dort an mich um Unterſtützung gewandt hat, nachdem er ſeiner Angabe nach von den franzöſiſchen Behörden bei Straßburg ohne Mittel über die Grenze gewieſen worden war. Wenn es, was ich nicht zu überſehen vermag, richtig iſt, daß Haſſenkrug, wie er mir ſagt, im höheren Polizeifache Dienſte geleiſtet hat und in unmittelbarer Folge derſelben in bedrängte Lage gerathen iſt, ſo dürfte er ſich allerdings zur ferneren Unterſtützung oder Verwendung empfehlen, und erlaube ich mir, Eurer Excellenz geneigte Aufmerkſamkeit in dieſem Sinne auf denſelben zu lenken.

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung verharre ich Euer Excellenz gehorſamſter

v. Bismarck.“

Dieſer geheime Agent war eine katilinariſche Exiſtenz, die ſich als ein höchſt gefährliches Individuum entpuppte. Zu Anfang des Jahres 1855 war er zuerſt Spion des franzöſiſchen Legationsſekretärs Rothan in Berlin und, als deſſen Beſoldungen ſpärlicher floſſen, auch Spion der ruſſiſchen Geſandtſchaft daſelbſt. Alſo gleichzeitig der geheime Agent der beiden damals kriegführenden Mächte Frankreich und Rußland; dazu kamen noch geheime Dienſte, die er der preußiſchen Regierung leiſtete, beſonders die Enthüllung des berüchtigten Techenſchen Depeſchenverrats. Schließlich ging dieſer ſchlaue Fuchs doch in die Falle. Nachdem Rothan erfahren hatte, daß Haſſenkrug zum Verräter gegen Frankreich geworden war, beſtimmte er ihn, ſcheinbar freundlich, zur Übernahme eines Auftrages nach Paris. Dort angekommen, wurde Haſſenkrug ſofort auf dem Bahnhof verhaftet und monatelang hinter Schloß und Riegel gehalten.

Zum Schluß ſeien einige neue Züge, die Poſchinger in perſönlichem Verkehr an Bismarck zu beobachten Gelegenheit hatte, hier wiedergegeben. Es kam vor, daß Bismarck ſeine Reden ſtundenlang diktierte; dabei liebte er es, im Zimmer auf- und abzugehen. Auf Augenblicke verſank er in ſtummes Nachdenken, dann aber ſchüttete er eine wahre Flut von Gedanken heraus, und dies ging ſo raſch, daß der Nachſchreibende, wenn er nicht ſtenographieren konnte, oft nur die Stichworte hinzuwerfen vermochte. Mitunter gab Bismarck nur den Gedankengang, Form und Faſſung ſeinem Untergebenen überlaſſend. Aber auch hier gab es kein langes Überlegen, denn Bismarck beſtimmte meiſt eine ſehr kurze Zeit, in der er die Arbeit zu haben wünſchte.

Es iſt nicht zu leugnen, daß Bismarck an ſeine Untergebenen die höchſten Anforderungen ſtellte, und daß ſich mancher derſelben im Dienſte buchſtäblich aufgerieben hat.

Auf der anderen Seite kannte er aber auch für ſich keine Schonung; er fragte nicht danach, ob er, wenn es abends nach zehn Uhr noch eine Arbeit zu erledigen gab, dann wohl auch einſchlafen könne. Eines Tages war der Miniſter Maybach bei Bismarck in Varzin, um ihm über die Verſtaatlichung der Eiſenbahnen Vortrag zu halten. Man hatte untertags ſtundenlang gemeinſam gearbeitet, zu Abend geſpeiſt, die Zeitungen geleſen und bei der Pfeife geplaudert. Als die Stunde des Schlafengehens kam, geleitete der Hausherr ſeinen Gaſt in ſein Schlafzimmer, und hier wurde, da Maybach ſich am folgenden Tage verabſchieden wollte, das ganze Vortragsthema noch einmal durchgenommen. Man kam überein, daß Maybach die in Betracht kommenden Fragen in einer Denkſchrift erörtern ſollte, die als Baſis für die weiteren Verhandlungen zwiſchen den beteiligten Reſſorts und ſchließlich im Staatsminiſterium dienen ſollte. „Wie wäre es“, bemerkte Bismarck zu dem ſich bereits zum Schlafengehen anſchickenden Kollegen, „wenn ich Ihnen das Promemoria raſch diktierte?“ „Ja, wenn es Ew. Durchlaucht in ſo ſpäter Stunde keine zu große Mühe und Störung macht?“ „Ach was“, erwiderte Bismarck, „auf eine ſchlafloſe Nacht mehr oder weniger kommt es nicht an.“ Im nächſten Augenblicke ſaß Maybach am Tiſche, und Bismarck diktierte ihm, ohne auszuſetzen, eine Stunde lang eine Denkſchrift, welche die ganze Frage erſchöpfte. Daß Bismarck die ſeiner ſonſtigen Wirkſamkeit fern liegende Frage mit einer ſolchen Virtuoſität in allen finanziellen und techniſchen Einzelheiten beherrſchte, erfüllte Maybach mit höchſter Bewunderung.

Man irrt, wenn man annimmt, die mitunter köſtlichen Geſpräche, die Bismarck auf ſeinen parlamentariſchen Soireen führte, ſeien alle extemporiert geweſen. Zumeiſt gab natürlich ein Wort das andere; manches von dem Geſagten war aber vorher ebenſowohl überlegt, als ob es ſich um eine Reichstagsrede gehandelt hätte.

Nach Tiſch liebte es Bismarck, Reminiszenzen zu erzählen; man brauchte nur anzuklopfen, etwa ſo: „Durchlaucht, wie war es bei der Begegnung mit Jules Favre in Ferrières?“ Für Napoleon fühlte Bismarck eine gewiſſe Sympathie, aber er hielt lange nicht ſo viel von ihm wie beiſpielsweiſe von Cavour, in dem er eine Art von Rivalen erblickte.

Daß Bismarck ohne alles Vorurteil auch von nicht approbierten Perſonen ärztliche Hilfe annahm, iſt bisher nicht bekannt. Eines Tages traf ein dem Kanzler perſönlich naheſtehender Abgeordneter ihn krank im Bett. „Ich muß jetzt von Ihnen Abſchied nehmen“, bemerkte Bismarck, „mit mir geht's zu Ende. Ich trage die Schmerzen nicht länger.“ — „Ach was, Durchlaucht, an Schmerzen iſt noch keiner geſtorben. Halten Sie etwas von der Weisheit von Schäfern? In meiner Nähe iſt einer, der bereits die wunderbarſten Erfolge ſeiner Kuren aufzuweiſen hat. Man braucht ihm nur eine gewiſſe Subſtanz zu ſchicken, ſo erkennt er die Krankheit und kuriert dieſelbe.“ „Würde ſich denn noch heute jemand finden, um zu ihm zu reiſen? Wann geht der nächſte Zug?“ „Um 2 Uhr, Durchlaucht. Ich ſelbſt bin bereit, noch heute ihn aufzuſuchen und alles zu vermitteln.“ Die Sache war raſch abgemacht, und der Schäfer diagnoſtizierte, daß die Galle in das Blut getreten ſei; wenn es eine kräftige Natur ſei, ſo könne dem Patienten geholfen werden mit einem Tee, deſſen Ingredienzien er ſofort aufſchrieb, und der morgens, mittags und abends genommen werden ſolle. Honorar verlangte der Schäfer nicht, er ließ es ſich aber gefallen, daß der Abgeordnete drei Mark auf das Fenſterbrett legte. Abends zehn Uhr kam der Hausfreund mit dem Rezept wieder zu Bismarck, der es ſich beſah und dabei bemerkte: „Wenn das Getränk morgens, mittags und abends genommen werden kann, ſo kann man es auch abends, morgens und mittags nehmen.“ Es wurde raſch angefertigt und noch an demſelben Abend eingenommen. Nach drei Tagen fühlte ſich Bismarck merklich beſſer. Darauf ſchickte der Fürſt den Hausfreund noch ein zweites Mal zu dem kundigen Manne und gab ihm noch unter der Tür den Auftrag: „Fragen Sie, ob es nicht angeht, den Zucker aus dem Rezept zu ſtreichen. Ich nehme lieber den bitteren Tee.“ Nach Verlauf von einigen Tagen war der Kanzler wirklich hergeſtellt.

Dr. Adolf Kohut.

---

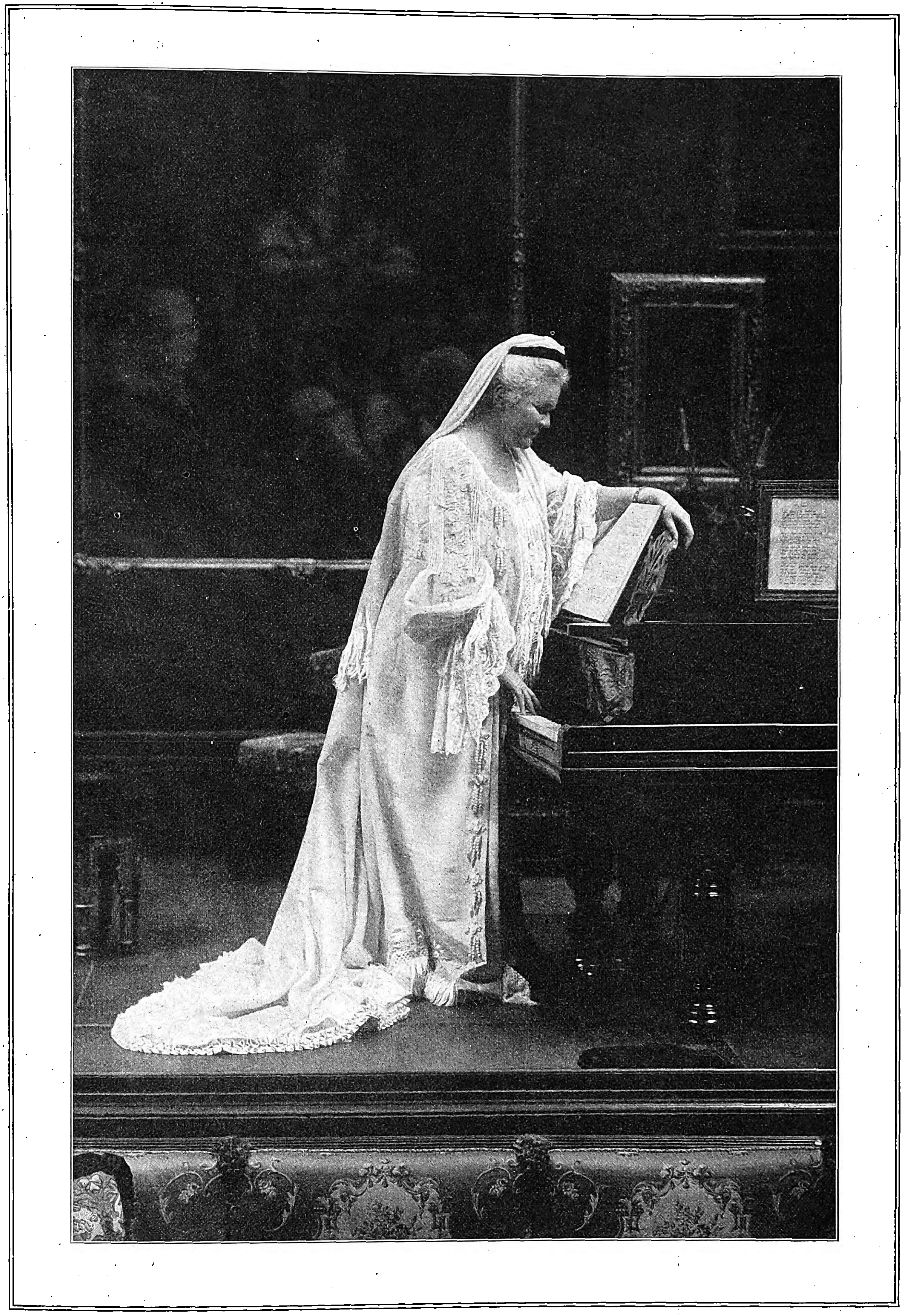
*) Geboren 10. Dezember 1814 und geſtorben 26. Dezember 1889. Wurde im Juli 1855 Miniſter des Auswärtigen König Georgs V. von Hannover und ſprach ſich noch im Mai 1866 für die Notwendigkeit einer hannöverſchen Neutralität aus, wandte ſich aber dann Öſterreich zu und lehnte am 15. Juni des genannten Jahres das preußiſche Ultimatum ab, worauf die preußiſchen Truppen am folgenden Tage in Hannover einrückten.

**) Graf Barral, vordem Legationsrat in Paris.

***) Der zweite Sekretär der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Frankfurt a. M.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3156. 121. Bd. Leipzig und Berlin. 24. Dezember 1903.



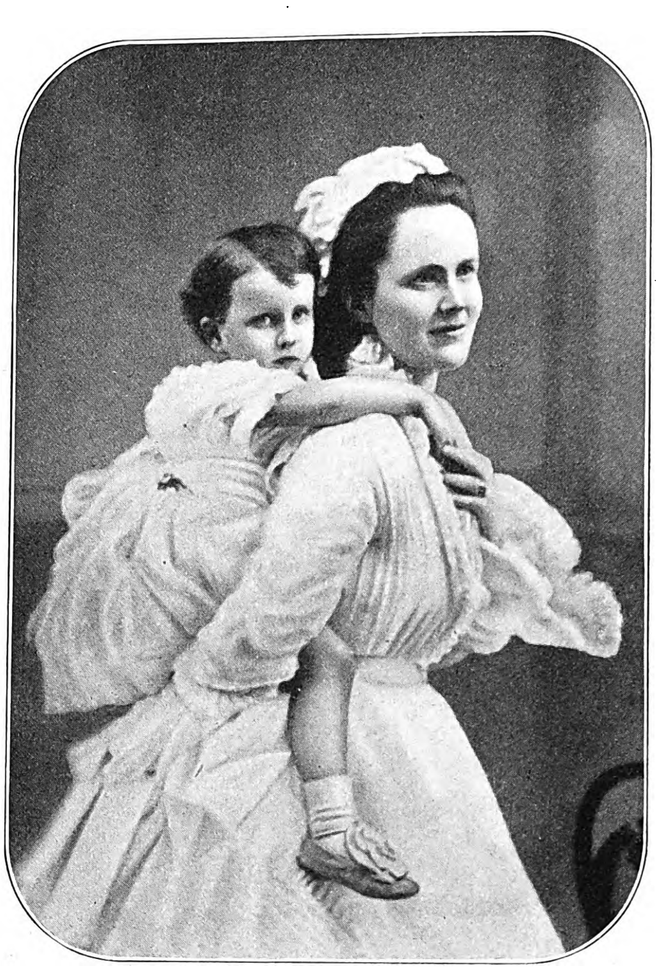
In Bach's Tonwellen
Kraft schöpfend Carmen Sylva
1903

Zu Carmen Sylvas ſechzigſtem Geburtstage (29. Dezember).

Gedanken und Betrachtungen von ihr ſelbſt.

> „Wir ſehen jetzt durch einen Spiegel
> in einem dunklen Wort!“

Es haben ſich wohl noch wenig Menſchen ſo auf ihr ſechzigſtes Jahr gefreut wie ich. Als ich zwanzig Jahre alt war, wünſchte ich brennend, ſechzig zu ſein. Es kam mir vor, als ſei dies der Hafen aller Ruhe und allen Friedens, und als müßte das Leben, das für mich ſehr ſtürmiſch, in großen »Bülgen« angefangen, ſich dann glätten und nur in opaliſierendem Glanze den herrlichſten Sonnenuntergang ſpiegeln. Nun bleibt aber das Leben meiſtens dunkel und rätſelhaft bis zuletzt. Nicht das Leben glättet ſich, wohl aber die Seele. Nicht das Leben wird freundlicher, oftmals aber die Augen, die es anſehen. Man wird ihm gewogener, man kämpft nicht mehr ſo herb gegen das Schickſal an, dem man meint den Meiſter zeigen zu wollen, bis es uns ein paarmal hat ſcheitern und ſtranden laſſen. Man wird wirklich geduldig, nachſichtig, auch vielleicht etwas weniger vom Mitleid zerriſſen, da man eingeſehen, daß alle Menſchen leiden müſſen.



Mein Sonnenkind!

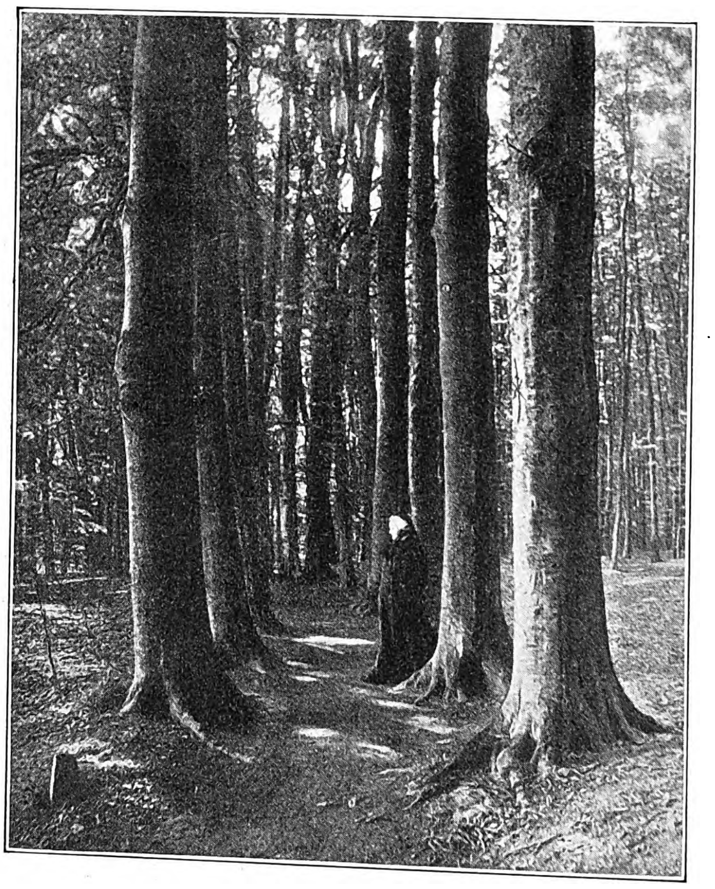
1873

„Ich will den kleinen Sonnenstrahl küssen!“

„Ich will auf den Sternen reiten!“

In den erſten dreißig Jahren habe ich faſt alles erlebt, was ein Menſch erleben kann, an unerhörtem Leide und auch an reichen Erfahrungen und eigentümlichen Schickſalen. Ich habe angefangen, davon ausführlich zu erzählen, um den vielen wohlwollenden und übelwollenden Legenden über mich einmal die wirkliche Wahrheit entgegenzuſtellen. Die zweiten dreißig Jahre ſind meiſtens harte Arbeit geweſen und viel große Mühſal.

Was nun noch übrigbleibt, iſt ein langſames Aufgehen der Himmelspforte, durch die alle die Heißgeliebten entſchwebt ſind. Mir ſtrahlt ein ſolches Licht entgegen, daß mich die irdiſchen Ereigniſſe nicht mehr beunruhigen. Ich habe eine ſolche Kraft der Freude bewahrt, daß ich mich auf den nächſten Tag, auf die nächſte Stunde freuen kann wie ein Kind und mich an dem Augenblick freue wie einer, der kein Morgen hat. Eine Blume, ein Sonnenſtrahl, ein liebliches junges Geſicht, ein heiliges altes Geſicht, ein Wort, ein Lied, ein Geigenſtrich, ein Blatt, ein Tier, eine Beleuchtung, ein Wohltun .... man fragt mich ſo oft, ob ich nicht viele Enttäuſchungen gehabt habe in meinem Leben. Gar keine! Nie eine! Denn Gott gab mir Augen zum Sehen und Ohren zum Hören! Und ſo habe ich nie von einem Menſchen mehr erwartet, als er geben konnte. Ja, ich habe ſehr oft viel mehr empfangen, als ich erwartet hatte. Man macht ſich das Leben ſo oft dadurch unnötig ſchwer, daß man die Menſchen nicht liebhaben will, ſo wie ſie ſind, ſondern wie man möchte, daß ſie wären, und ihnen gar nicht verzeihen kann, wenn ſie das eingebildete Ideal nicht erreichen. Ich habe das Glück, in jedem Geſicht das Schöne zu ſehen und in jedem Charakter die helle Seite. Gott hat meine Augen ſo gemacht. Darum gibt es für mich weder Feinde noch Fremde, ſondern nur Seelen.



Monrepos

Aus meinem Wörterbuch ſind zwei Worte geſtrichen: das Wort Familie und das Wort Fremde. Meine Familie habe ich verlaſſen müſſen, um ſtatt deſſen ein ganzes Volk zu adoptieren, und die Familie, die ich auf Erden hätte gründen ſollen, iſt in den Himmel entſchwebt. Und Fremde gibt es nicht für mich, da mir alle Menſchen wie Brüder begegnen und ſicher ſind, von mir verſtanden zu werden. Mein Himmelskind hat mir ſeine Heimat und ſein Volk zurückgelaſſen, und den ſüßen Namen »Mama Regina« mußte ich mir mit bleichenden Haaren erwerben. Mutter ſollte ich allen ſein. Und was fordert eine Mutter? Dankbarkeit? Deren habe ich mehr, als ich verdiene! Darum verlange ich nicht einen Pfennig mehr als was jeder Menſch in ſeinem Vermögen hat, und den verlange ich nicht für mich, ſondern für die Leidenden. Der eine iſt opferfreudig, der andere gar nicht, ja er kann ſich nicht aufopfern. Warum es dann verlangen?

Der eine iſt beherzt und infolge davon wahr bis zur Grobheit. Der andere fürchtet ſich und ſagt nicht gern die Wahrheit, iſt aber ſehr höflich und rückſichtsvoll, weil ihm ſelbſt gleich alles weh tut. Der eine hat einen eiſernen Willen, der andere hat gar keinen Willen, dafür aber viel Einſicht und Überlegung. Wenn man nun das Unglück hat, den phantaſievollen Menſchen an die Rechenbücher zu ſtellen und den nüchternen Verwalter zum Märchenſchreiben zu wählen und dazu noch ſagt: »Das muß er können, wenn er will!« ſo wird man lauter Enttäuſchungen erleben. Wenn man aber gewiſſenhaft Körperanlage und Erbſchaften ebenſo ſtudiert wie die Geiſtesgaben, ſo wird man bald finden, wo ein jeder am beſten ſteht, um ſein Licht leuchten zu laſſen. Daher kommt es auch wohl, daß ich niemals jemanden verändert finde. Da ich über Umſtände und Verhältniſſe keine Macht habe, ſo iſt es vorgekommen, daß ich von Menſchen, die mir lieb waren, zehn bis zwanzig Jahre getrennt bleiben mußte. Aber bei der erſten Begegnung iſt es, als wäre keine Stunde dazwiſchen, und wir ſprachen weiter, als kämen wir aus dem andern Zimmer. Menſchen, die mir nicht lieb geweſen waren, wurden mir leider ſelten lieber, wieviel Mühe ich mir auch gab, weil ich meinte, es ſei unchriſtlich, jemanden nicht zu lieben. Zu Sympathie und Antipathie hat man gar kein Recht, wenn man ein Chriſt ſein will. Und alle Menſchen haben Hunger und ſind krank und ſterben, und die meiſten ſind arm und gelangen aus Armut nicht zur vollen Entwicklung. Schließlich iſt jeder von uns für alle andern da, und jeder ſoll den andern die Möglichkeit verſchaffen, hell zu ſtrahlen, je nach der Kraft ihres Feuers. Einer kann nur Strohfeuer oder Feuerwerk ſein, der andere ein ſtilles ewiges Lämpchen in einer Kapelle, der andere ein Mondſtrahl, ein Irrlicht, ein Glühwürmchen, eine Kohle, eine Fackel, ein Leuchtturm. Wenige bringen es bis zum Sonnenſchein. Wohl uns, wenn wir einem Sonnenſchein begegnen oder ſelbſt eine warme Sonne im Herzen tragen, an der alles reift und alles ſchmilzt. Und das ſollte das Alter ſein, das nicht mehr glänzen und blitzen kann, eine ſtarke, warme Sonne oder doch wenigſtens ein guter großer Kachelofen, an dem Haus und Geſinde, Freund und Feind, Wandrer und Bettler ſich gleichermaßen erwärmen. Ich trat als junges Mädchen einmal bei einer alten Dame ein. Die ſaß im Morgenſonnenſtrahl und las in ihrer großen Bibel, in die ſie ihre Brille hineinlegte und ſich mit ſonnigem Lächeln mir zuwandte. Und dieſes Lächeln ſtrahlte durch mein ganzes Leben, als das einzig Beneidenswerte auf Erden. Solch ein ſonniges Lächeln bitte ich Gott mir für die letzte Lebenszeit ins Herz zu legen, damit die andern denken, was ich immer gedacht: Gott grüße die »ſechzig« Jahre und das Alter mit ſeinem Frieden, ſeiner Güte, ſeiner Geduld! Gott ſchenke mir die Kraft, alle zu erwärmen, weiter will ich nichts, bis zur ſeligen Stunde, da ſie mich alle umſtrahlen werden, die auf mich warten, und ich jung und ſtark der Erde Feſſeln und das Erdenkleid abſtreife, die dunklen Worte verſtummen und alles eine Wonne ſein wird, von Angeſicht zu Angeſicht!

Bucarest
9 Dec 1903 Carmen Sylva

Die königliche Dichterin Carmen Sylva.

Zum ſechzigſten Geburtstage der Königin Eliſabeth von Rumänien.

Eine Fülle echter, duftiger und feuriger Poeſie hat uns die königliche Dichterin Carmen Sylva ſeit Jahren fort und fort aus ihrem fernen Königreich in die deutſche Heimat geſendet, ſo daß wir bei dem Rückblick an ihrem ſechzigſten Geburtstag über die große Menge der Schöpfungen ſchier erſtaunen, mit denen ſie die deutſche Literatur bereichert hat. Und eine wertvolle Bereicherung iſt es in der Tat, die wir durch ihre Poeſie erfahren haben.

Wir ſind nur zu leicht geneigt, diejenigen, die auf der Menſchheit Höhen wandeln, als dem gewöhnlichen werktätigen Leben Fernſtehende zu betrachten; ſie ſcheinen uns über das Getümmel der Menge emporgehoben, und wir meinen daher auch oft genug, daß ſie das Leben und Ringen des Volkes, ſeine Freuden und Schmerzen nicht intimer kennen lernen, und darum müſſe uns die Poeſie aus den Schlöſſern und Paläſten immer etwas fremd anmuten, unſerem Empfinden nicht nahe genug ſtehen. In dieſer weitverbreiteten Anſicht mag wohl ein gut Teil Wahrheit ſtecken, aber in bezug auf Carmen Sylva trifft ſie nicht zu. Dieſe ſteht mitten im breiten Gedankenſtrom der Zeit, hat mit klarem Auge oft genug des Volkes Not und Kummer geſehen und hat ſich ihr Herz nicht durch eine ſtrenge Etikette einſchnüren laſſen. Allerdings iſt ſie auch nicht mit engherziger Voreingenommenheit hinter hohen Schloßmauern von einer ängſtlichen Oberhofmeiſterin erzogen worden. Als die Tochter des Fürſten Hermann zu Wied wurde ſie am 29. Dezember 1843 auf Schloß Neuwied geboren, und mitten in der reizvollen Natur am Rhein, wo ſie Feld und Wald oft durchwandern durfte, iſt ſie emporgewachſen und vielfach dem Volke, auch oft dem Ärmſten, näher getreten. Auch das ungezwungene Städteleben am Rhein lernte ſie frühzeitig kennen; in ihrem ſiebenten Jahre war ſie längere Zeit in Bonn, um einem kleineren Bruder, der dort ärztlicher Pflege anvertraut war, Geſellſchaft zu leiſten. Dabei lernte ſie auch den greiſen Ernſt Moritz Arndt kennen, ſaß oft genug auf ſeinen Knien und lauſchte ſeinen begeiſterten patriotiſchen Reden. Mit enthuſiaſtiſcher Liebe iſt ſie denn auch ſtets der ſchönen Heimat zugetan geblieben, und als ſie ſpäter hinab in das ferne Rumänien gezogen war, rief ſie ſehnſuchtsvoll herüber:

Du Rebenland, du grüner Wald,
Du Rhein mit deinem Schimmer,
Dein Glanz iſt fern, dein Sang verhallt,
Ich bin entfloh'n für immer!

Oft, oft ſchließ' ich die Augen zu,
Dann hör' ich's ſingen, rauſchen,
Seh' Schiffe zieh'n in ſonn'ger Ruh,
Den Wind die Segel bauſchen.

Daß ich die ſchönſte Heimat hab'
In deutſchen Gau'n beſeſſen,
Das macht, daß ich ſie bis zum Grab
Nun nimmer kann vergeſſen!

Früh regte ſich ihr Geiſt. Kaum hatte ſie leſen gelernt, als ſie auch ſchon alles erfaſſen und erlernen wollte. Von ihrem drolligen Eifer zeugt, daß ſie, das kleine Fürſtenkind, eine Zeitlang nichts Sehnlicheres wünſchte, als Dorfſchullehrer zu werden. Die fremden Sprachen Engliſch und Franzöſiſch lernte ſie mit großer Leichtigkeit, und auch das Rumäniſche bezwang ſie ſpäter ſehr bald und ſpricht es, wie Mite Kremnitz mitteilt, jetzt mit ganz beſonderer Zierlichkeit, auf welche die Rumänen ſtolz ſind. Aber ſie war durchaus kein Stubenhocker, vielmehr offenbarte ſich in dem Weſen des heranwachſenden Kindes etwas Kraftvoll-ſtürmiſches. Beſonders liebte ſie es, im fürſtlichen Park beim Rauſchen der Bäume phantaſtiſche Spiele auszuführen, bei denen dann das üppige blonde Lockenhaar feſſellos um das roſige Antlitz flatterte. In dieſen Spielen wurde ihre Phantaſie ſtets lebhaft angeregt, und dabei erwachte dann ſehr bald die Luſt zum Fabulieren. Bereits mit elf Jahren unternahm ſie dichteriſche Verſuche, und mit vierzehn Jahren begann ſie ſogar mutig ein Drama. Am liebſten hätte ſie einen großen Roman geſchrieben, in dem ſich gewaltige Stürme der Leidenſchaften entfeſſelten; aber dazu hätte ſie vielerlei Studien mitten im Volksgewühl machen müſſen — und das ging doch nicht. „Ich bin ja nur eine Prinzeſſin!“ klagte ſie. Immerhin bekam ſie bald ein ganz ſchönes Teil der Welt zu ſehen. Im Frühling 1861 verbrachte ſie einige Monate am Hofe zu Berlin, wo die Königin Auguſta ſich mütterlich ihrer annahm und Profeſſor Waagen ihr das Verſtändnis für die Schätze des Muſeums erſchloß. Weiterhin nahm ſie die Großfürſtin Helene von Rußland mit an den Genfer See und machte ſie mit der erhabenen Schönheit der Alpen bekannt; dann führte die Großfürſtin ſie im Winter 1863 zu 1864 in die große Welt von St. Petersburg ein und erweiterte dadurch ihren Geſichtskreis außerordentlich. Das Wertvollſte für ihre Welt- und Menſchenkenntnis ward ihr aber doch unmittelbar durch die Großfürſtin ſelbſt zuteil, welche die ſeltene Gabe beſaß, aus jedem, wer es auch war, der in ihre Nähe kam, das Beſte, das in ihm war, hervorzuziehen und in das günſtigſte Licht zu ſtellen. Dieſe Kunſt eignete ſich auch die junge Prinzeſſin an, um ſie dann ihr ganzes Leben hindurch zu üben. „Wohl nie ſtanden einer Königin ſo alle Regiſter der Seele zu Gebote“, ſagt Mite Kremnitz, „wie der Königin Eliſabeth. Sie weiß jeden ſo zu empfangen, daß es ihm wohl wird, daß der Verlegenſte ſeine Scheu vergißt.“ Im Sommer 1864 kehrte ſie in die Heimat zurück und lebte nun abwechſelnd in Neuwied und auf dem Jagdſchloß Monrepos; doch unternahm ſie auch noch manche Sommerfahrt mit der Großfürſtin Helene und verbrachte den Winter von 1866 zu 1867 mit Verwandten in Neapel. In all dieſer Zeit ſproß eine Fülle von Liedern hervor, die bald luſtig-neckiſcher Art, bald religiöſen Inhalts waren und in der Form ſich an das Volkslied anlehnten. Ein kunſtreicherer Versbau war der jungen Dichterin noch vollſtändig fremd; ſie verachtete den Zwang und darum auch alle Regeln der Poetik. Freilich konnte ſie auch niemand auf den allzu leichten und willkürlichen Bau ihrer Verſe aufmerkſam machen, denn niemand erfuhr von ihnen; ganz im geheimen nur wurden ſie ihren Tagebüchern anvertraut.

In dieſes fröhlich dahinfließende Jugendleben kam plötzlich eine folgenreiche Wendung. Fürſt Karl von Rumänien erſchien im Herbſt 1869 am Rhein und warb um ſie; ſie ſchlug ein in die dargereichte Hand, nicht nur, um an die Seite eines geliebten Mannes zu treten, ſondern auch, um an der Hebung eines großen Landes, in dem es mit der Kultur noch recht ſchlimm beſtellt war, mit allem Eifer und aller Begeiſterung mitzuarbeiten. Schon vier Wochen nach der Verlobung fand die Hochzeit ſtatt, und dann reiſte das junge Paar ſofort nach der fernen neuen Heimat ab, um ſich dort ungeſäumt den Pflichten, die ſeiner harrten, zu widmen. Man weiß, mit welch raſtloſer Tätigkeit und zäher Energie Fürſt Karl von Rumänien fort und fort die Verhältniſſe ſeines Landes zu beſſern wußte; aber man weiß auch, wie treu ihn dabei ſeine Gemahlin unterſtützte, wie ſie Schulen, Frauenvereine und Speiſeanſtalten gründete, die große rumäniſche Wohltätigkeitsgeſellſchaft ins Leben rief und die rumäniſche Kunſt und Literatur zu heben ſuchte. Und man ſpricht auch noch heute davon, wie ſie in dem ſchweren Kriegsjahr 1877/78 unermüdlich für die Verwundeten ſorgte, Spitäler organiſierte, vielen bei ſchweren Operationen Mut zuſprach, gar manchen Sterbenden tröſtete, ſo daß ihr der Volksmund den Namen muma ranitilor (Mutter der Verwundeten) beilegte. Er hätte ihr freilich auch noch den Namen Schmerzensmutter beilegen können; denn ſie mußte in dieſer Zeit ſo vielſeitiger und anſtrengender Tätigkeit den tiefen Schmerz um den unerſetzlichen Verluſt ihres einzigen Kindes verwinden, das ihr die tückiſche Diphtheritis geraubt hatte.

Die Pflege der Poeſie trat in dieſen Jahren weit zurück; aber ſie ſchlummerte doch niemals ganz vollſtändig, und als die äußeren Verhältniſſe ihr wieder eine größere Sammlung ermöglichten, forderte der Genius in ihr nachdrücklich ſein Recht. Dabei leitete ſie ein ſehr richtiges Empfinden auf einen neuen Pfad, zu dem Schatze der rumäniſchen Volkspoeſie. Sie überſetzte die rumäniſchen Volkslieder und weiterhin auch noch andere hervorragende Dichtungen der Rumänen. Damit erſchloß ſie uns Deutſchen ein ganz neues Gebiet; ſie ſelbſt aber wurde dadurch zu einer Kunſtdichterin. Bisher hatte ſie ihren Gedichten nie die rechte Kunſtform gegeben; jetzt, beim Überſetzen, mußte ſie ſorgfältig die Metrik ſtudieren, und dabei entwickelte ſich nun erſt ihr künſtleriſches Empfinden und ihr Feingefühl für den edeln Vers. „Die allergrößte Wandlung geſchah in meinem Dichterleben“, notierte ſie in ihrem Tagebuche. Aber es dauerte noch lange, ehe ſie ſich mit dieſen literariſchen Arbeiten an die Öffentlichkeit wagte; ſie legte ſie immer wieder zurück, und ſchließlich wurde erſt zwei anderen Dichtungen, „Sappho“ und „Hammerſtein“, der Vortritt gelaſſen. Glücklicherweiſe nahm die Kritik die Erſtlinge freundlich auf, ſo daß die hohe Frau nun auch den Mut bekam, ihre „Rumäniſchen Dichtungen“ 1881 herauszugeben. Bald darauf erſchien „Die Hexe“, für die ſie zum erſtenmal ihr heute weltbekanntes Pſeudonym Carmen Sylva wählte. Deſſen Sinn deutet ſie uns in den anmutigen Verſen:

Carmen das Lied und Sylva der Wald.
Von ſelbſt geſungen das Waldlied ſchallt.
Und wenn ich im Wald nicht geboren wär',
Dann ſäng' ich die Lieder ſchon längſt nicht mehr.
Den Vögeln hab' ich ſie abgelauſcht,
Der Wald hat alles mir zugerauſcht,
Vom Herzen tat ich den Schlag dazu,
Mich ſingen der Wald und das Lied zur Ruh'!

Das Aufſehen, das dieſe Publikationen machten, ſpornte nun Carmen Sylva an, auf dem betretenen Pfade raſch weiter vorwärts zu ſchreiten. Sie ließ die Dichtung „Jehovah“ (1882), das umfangreiche Gedichtwerk „Meine Ruh“ (1884), das feinſinnige Märchen „Leidens Erdengang“, die reichhaltige Märchenſammlung „Aus Carmen Sylvas Königreich“, ferner „Mein Rhein“, den mit Mite Kremnitz verfaßten Roman „Aus zwei Welten“, den Novellenkranz „Handzeichnungen“, das Drama „Meiſter Manole“, die Aphorismenſammlung „Vom Amboß“, die in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen „Pensées d'une Reine“, verſchiedene Überſetzungen, ſo z. B. Lotis „Islandfiſcher“, und noch manches andere folgen. In allem offenbart ſich ihr hervorragendes Talent, am intenſivſten aber im Märchen und in der Lyrik. Hier iſt ſie von größter Innigkeit und anmutigſter Zartheit. Von den Märchen iſt beſonders der Zyklus der „Peleſch-Märchen“ hervorzuheben. Sie ſchildert ſelbſt ſehr poetiſch, wie dieſe duftigen Geſchichtchen ihr in den Sinn kamen:

Von jedem Blatt, von jeder Welle
Fällt mir ein Märchen in den Schoß,
Ich nahm ſie auf und fing ſie ſchnelle.
Sie ſind nicht mein — ich kenn' ſie bloß.

Sie kommen mir wie Lichtgedanken
Aus Waldesgrün und Moos hervor,
Auf jedem Halm ſie zitternd ſchwanken
Und flüſtern lieblich mir ins Ohr.

In ihrer Lyrik iſt ſie meiſt ernſt, der Peſſimismus gewinnt oft die Oberhand. Sie warnt:

Das Glück iſt ein Glas —
Du führſt es zum Munde;
O trinke nicht ſchnell —
's iſt Wermut im Grunde.

Nichtsdeſtoweniger zeigt ſich die Dichterin im Leben nach wie vor tatkräftig und energiſch. Unermüdlich iſt ſie tätig. Im Winter reſidiert ſie mit ihrem Gemahl in Bukareſt, aber mit Anbruch des Sommers eilt ſie den Karpathen zu, nach dem Kloſter Sinaia, wo ſich das Fürſtenpaar eine ſchlichte Wohnung eingerichtet hat, oder nach dem nahen Forſthauſe, wo ſich die Fürſtin oben unter dem Dach zu ſtillem Schaffen ein winziges Stübchen künſtleriſch herrichtete, oder endlich nach dem echt fürſtlichen Schloſſe Kaſtell Peleſch, das ſeit dem Herbſt 1883 für größere Feſtlichkeiten bereit ſteht.

Mag ſie als ſchaffende Dichterin wie als hoheitsvolle Wirtin dort noch oft und lange walten; kann ſie doch frohgemut von ſich ſagen:

In meinem Herzen blühen
Noch Blumen wunderſchön,
In meinem Haupte ſingt noch
Vielſtimmiges Getön.

Doch auf dem Haupte ſchimmert
Schon ſilbern friſcher Reif,
Und drunten wogt Erinn'rung
Wie Herbſtes Nebelſtreif.

Es hat die Sommerſonne
Sich vor dem Froſt verſteckt,
Doch reift im ſtillen weiter,
Was einſt ihr Strahl geweckt.

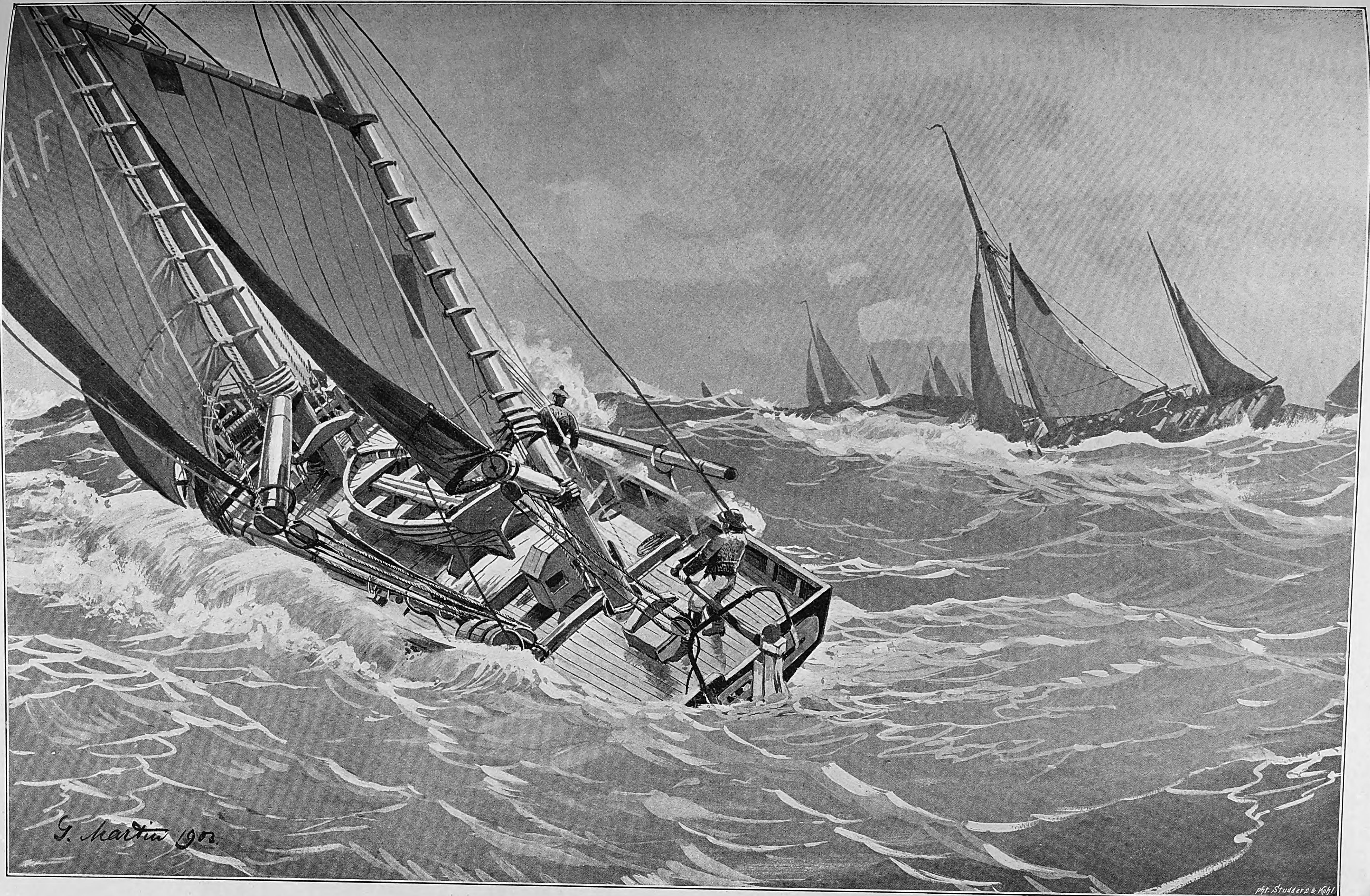
Die feinſten Reben fordern
Nicht lauter Sonnenſchein,
Erſt Reif und Nebel zeugen
Den rechten Feuerwein.

Ludwig Salomon.

Wochenſchau.

Kaiſer Wilhelm in Hannover. — Die Hundertjahrfeier der aus der Engliſch-deutſchen Legion hervorgegangenen drei Regimenter Königsulanen Nr. 13, Hannoverſches Füſilierregiment Generalfeldmarſchall Prinz Albrecht von Preußen Nr. 73 und 1. Hannoverſches Feldartillerieregiment Nr. 10 veranlaßte den Beſuch des oberſten Kriegsherrn in Hannover, deſſen dortige Anweſenheit vom 18. Dezember abends bis zum 20. nachmittags währte und den Beweis erbrachte, daß der Kaiſer ſich wieder völlig des früheren Wohlſeins erfreut. Am 19. wohnte der Monarch dem Feſtgottesdienſt in der Garniſonkirche bei, nahm hierauf die Parade über die auf dem Waterlooplatz aufgeſtellten drei Regimenter ab, hielt bei dem militäriſchen Feſtmahl in Tivoli nach dem auf den Kaiſer ausgebrachten Trinkſpruch des Prinzen Albrecht mit lauter und vernehmlicher Stimme eine längere Anſprache, in der er der ruhmvollen Traditionen der Deutſchen Legion gedachte, und wohnte ſchließlich der Feſtvorſtellung im Königlichen Theater an.

Der deutſche Reichstag. — Am 14. und 15. Dezember führte der deutſche Reichstag die erſte Beratung des Etats und des Finanzreformgeſetzes zu Ende. Sozialdemokrat Bebel kam auf die vorwöchige Rede des Reichskanzlers zurück und erhob gegen mehrere Ausführungen desſelben Einſpruch; auch gab er der Befürchtung Ausdruck, die Mißhandlungen im Heere würden nicht verſchwinden. Nach den Auslaſſungen des preußiſchen Kriegsminiſters über Bebels Kritik des 1896 eingeführten deutſchen Geſchützes ſei zu hoffen, daß v. Einem während ſeiner Miniſterzeit den Reichstag mit einer neuen „Kanonenvorlage“ verſchonen werde. Der Dresdener Parteitag ſei für die Sozialdemokratie ein Jungbrunnen geweſen; er habe gezeigt, daß dieſe Partei die volle Meinungsfreiheit dulde, was keine andere Partei wagen könnte. Die ſozialiſtiſche Fraktion habe anregend und anfeuernd auf alle Parteien des Hauſes gewirkt. Reichskanzler Graf v. Bülow rechtfertigte die Politik des Deutſchen Reiches in Oſtaſien, bezeichnete den Dresdener Parteitag als eine rieſige Mohrenwäſche und betonte, daß ein Beamter nicht Sozialdemokrat ſein dürfe. Er glaube nicht, daß die Sozialdemokratie triumphieren werde, wenn die Parteien, die auf dem Boden der heutigen Ordnung ſtehen, an Disziplin, Einigkeit und Opferfreudigkeit ſich nicht vom Gegner übertreffen laſſen. Kriegsminiſter v. Einem verſicherte nochmals, die Soldatenmißhandlungen würden und müßten ausgerottet werden; den Drill aber, der ſo oft als parademäßige Ausbildung getadelt werde, habe ſelbſt General v. Stoſch, der doch als ein liberaler Mann gelte, als das beſte Mittel zur Disziplin bezeichnet. Er halte das franzöſiſche Rohrrücklaufgeſchütz nicht mehr für das beſte, das Deutſchland einführen könnte; daraus dürfe aber Bebel nicht herleiten, daß er, der Miniſter, unter Umſtänden nicht dazu kommen könnte, ein Rohrrücklaufgeſchütz für die deutſche Artillerie einzuführen. Dr. Stöcker führte aus, bislang habe er gefürchtet, daß die Sozialdemokratie die ganze deutſche Arbeiterſchaft gefangennehmen könnte; ſeit dem Dresdener Parteitag beſeele ihn aber dieſe Furcht nicht mehr. Die Soldatenmißhandlungen und die Vorgänge in Forbach ſeien im Niedergang der Zucht und Ordnung ſowie des religiöſen Gefühls begründet. — Am 15. Dezember ſtand auf der Tagesordnung als erſter Punkt die dritte Beratung des Geſetzentwurfs über die Verlängerung des Handelsabkommens mit England. In der zweiten Leſung war die Regierungsvorlage angenommen worden mit der Änderung, daß die Ermächtigung zur Verlängerung nur bis ſpäteſtens 31. Dezember 1905 erteilt werden ſollte. Liebermann von Sonnenberg erklärte ſich im Namen der Wirtſchaftlichen Vereinigung gegen das Handelsproviſorium, das nun auch in dritter Leſung nach den Beſchlüſſen der zweiten gegen die Stimmen der Wirtſchaftlichen Vereinigung angenommen wurde. Das Haus trat nunmehr wieder in die Etatsberatung ein. Der Konſervative Graf v. Limburg-Stirum ſprach ſich aus gegen die Pflege der freundſchaftlichen Beziehungen zu Rußland auf Koſten der deutſchen wirtſchaftlichen Intereſſen. Großes Befremden habe es im Volk erregt, daß die Regierung noch nicht die Handelsverträge gekündigt hat, da ſie doch in dem neuen Zolltarif eine gute und ſcharfe Waffe beſitze. Durch dieſe Haltung ſei die deutſche Landwirtſchaft in große Beſorgnis gebracht. In der Rede des Reichskanzlers habe er den tatkräftigen, zielbewußten Staatsmann vermißt. Für die Regierung ſei es höchſte Zeit, den Kampf gegen die Sozialdemokratie aufzunehmen, ehe es zu ſpät iſt; der Appell zur Einigung der bürgerlichen Parteien genüge nicht. Auch v. Tiedemann von der Reichspartei forderte eine ſtraffe Organiſation, die alle politiſchen Parteien zum Kampf gegen die Sozialdemokratie eint. Der Reichskanzler richtete an den Grafen v. Limburg-Stirum die Frage, ob dieſer glaube, daß gegenwärtig für Repreſſivmaßregeln gegen die Sozialdemokratie im Reichstag eine Mehrheit vorhanden ſein würde. Ohne zwingende Not einen Zwieſpalt und Uneinigkeit unter die bürgerlichen Parteien zu tragen, würde aber ein Fehler ſein. Mit Entſchiedenheit müſſe er dagegen Verwahrung einlegen, daß die Regierung in der Bekämpfung verfaſſungswidriger Ziele der Sozialdemokratie es an der nötigen Feſtigkeit und Entſchloſſenheit fehlen ließe. Worauf es ankomme, ſei, die öffentliche Ordnung mit größtem Nachdruck gegen alle Angriffe zu verteidigen, jeden, der es wage, ſich der Majeſtät des Geſetzes in den Weg zu ſtellen, rückſichtslos zu Boden zu werfen, im übrigen aber die Anhänglichkeit an die im Intereſſe aller beſtehenden Inſtitutionen von allen Seiten zu pflegen. Der Sozialiſt Stolle ging ausführlich auf die Darſtellung des Crimmitſchauer Weberſtreiks ein. Liebermann


H.F
G. Martin 1903.
phot. Studders & Kohl

Finkenwärderſche Fiſcher beim Ausſegeln auf der Unterelbe. Originalzeichnung von G. Martin.

Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin und ſeine Braut, Prinzeſſin Alexandra von Cumberland.

Nach Photographien von Fritz Heuſchkel in Schwerin und Karl Jagerspacher in Gmunden.

von Sonnenberg bedauerte, daß in der Thronrede kein Wort von der Not der Landwirtſchaft zu finden ſei, und forderte Weiterführung der ſozialen Geſetzgebung nun auch für große Gruppen des Mittelſtands. Der elſäſſiſche Volksparteiler Blumenthal erklärte, die Parole des Reichskanzlers nicht annehmen zu können; die Liberalen der Reichslande wählten lieber einen Sozialdemokraten als einen Klerikalen. Unter ſtürmiſchem Beifall der Linken und entrüſtetem Widerſpruch des Zentrums ſowie der Konſervativen wandte ſich der Redner gegen die Verquickung von Politik und Religion. Nachdem noch der Staatsſekretär für Elſaß-Lothringen v. Köller, Staatsſekretär im Reichsamt des Inneren Graf v. Poſadowſky und der preußiſche Miniſter der öffentlichen Arbeiten Budde das Wort ergriffen hatten, wurden die üblichen Teile des Etats, das Geſetz zur Feſtſtellung des Reichshaushaltsetats und das Geſetz über die Änderung des Reichsfinanzweſens an die Budgetkommiſſion verwieſen und die nächſte Plenarſitzung auf den 12. Januar 1904 anberaumt.

Heinrich Ritter v. Frauendorfer, der neue bayriſche Verkehrsminiſter. — Seit langer Zeit ſchon war es in Regierungskreiſen als dringend notwendig erkannt worden, das überbürdete Staatsminiſterium des Äußeren und des königlichen Hauſes durch eine Abtrennung der Abteilung für Verkehr zu entlaſten und ein ſelbſtändiges Verkehrsminiſterium zu bilden. Dieſe Abſicht iſt ſeit kurzem zur Tatſache geworden. Am 1. Januar 1904 beginnt das neue Miniſterium ſeine Tätigkeit, und am 17. Dezember hat Prinz-Regent Luitpold den Königlichen Miniſterialrat Heinrich Ritter v. Frauendorfer, den Leiter der Verkehrsabteilung im Staatsminiſterium des Äußeren, dem bisher auch die mühevollen Arbeiten zur Errichtung des neuen Verkehrsminiſteriums oblagen, zum Miniſter desſelben ernannt. Die Wahl wird ſowohl von den Beamten wie auch von ſeiten der Verkehrsintereſſenten als eine äußerſt glückliche geprieſen. Die erprobte Tüchtigkeit und außergewöhnliche Arbeitskraft des neuen Miniſters, ſeine durch langjährige Tätigkeit erworbenen intimen Fachkenntniſſe, ſein liebenswürdiges Auftreten und ſeine Fürſorge den Untergebenen gegenüber laſſen eine erſprießliche Amtsführung als geſichert erſcheinen und verbürgen die Einführung notwendiger Reformen. Der neue Miniſter wurde zu Höll bei Waldmünchen in der Oberpfalz als Sohn eines katholiſchen Oberlehrers am 27. September 1855 geboren, abſolvierte das Gymnaſium in Landshut 1874 und als Juriſt die Univerſität in München 1878. Nach beſtandenem Staatsexamen im Jahre 1882 trat er in den Dienſt der Staatsbahnverwaltung, der er nun ſeit einundzwanzig Jahren angehört. In pragmatiſcher Stellung befindet er ſich ſeit 16. September 1884, wo er Eiſenbahnoffizial wurde. Im Jahre 1886 in die Verkehrsabteilung des Miniſteriums des Äußeren und des königlichen Hauſes berufen, fiel ihm zunächſt die Behandlung der Angelegenheiten des Poſt- und Telegraphenweſens zu. Später wurde er mit wirtſchaftlichen und Tariffragen ſowie mit Arbeiten der allgemeinen und Perſonalverwaltung betraut, bei deren Erledigung er Hervorragendes leiſtete, ſo daß ihm nach dem Ableben des Miniſterialdirektors v. Oswald am 1. Auguſt 1899 die Leitung der Miniſterialverkehrsabteilung übergeben und der Titel Miniſterialrat verliehen wurde.

Thronrede des Kaiſers und Königs Franz Joſeph beim Empfang der Delegationen. — Der Empfang der zum 15. Dezember nach Wien berufenen Delegationen durch den Kaiſer und König Franz Joſeph fand am 16. ſtatt. Die Begrüßungsreden der beiden Delegationspräſidenten Frhr. v. Gautſch und Koloman Szell beantwortete der Monarch mit einer Anſprache, in der zunächſt des durchweg erfreulichen Bildes gedacht wurde, das die auswärtige Lage Öſterreich-Ungarns zeige. Durch die im Vorjahr erfolgte Erneuerung des Dreibundes iſt die bewährte Grundlage der öſterreichiſch-ungariſchen Politik neuerdings für die Zukunft feſtgelegt worden. Das enge Einvernehmen mit dem Ruſſiſchen Reiche hinſichtlich der Vorgänge auf der Balkanhalbinſel werde unausgeſetzt gepflegt. Nachdrücklich unterſtützt von den übrigen Großmächten, ſind Öſterreich-Ungarn und Rußland, jeder eigennützigen Tendenz bar, gemeinſam bemüht, einerſeits die Türkei zu den nötigen Maßnahmen zur Beſſerung der Lage der chriſtlichen Untertanen in Mazedonien zu vermögen, anderſeits das Fürſtentum Bulgarien von jedweder Förderung des Aufſtandes abzuhalten. Die Thronrede erwähnte ſodann die Beſuche des Deutſchen Kaiſers, des Kaiſers von Rußland und des Königs von England in Wien, gedachte des Dynaſtiewechſels in Serbien durch eine Untat, die jeden geſitteten Menſchen mit Entſetzen erfüllen mußte, und ſprach die Hoffnung aus, daß dieſes Land unter ſeinem neuen Herrſcher der moraliſchen Wiedergeburt und einer gedeihlichen Zukunft zugeführt werden möchte. Die k. u. k. Kriegsverwaltung halte ihre Forderungen in den Grenzen der letztjährigen Bewilligung. Der Abſchluß der Frage einer neuen Schnellfeuerfeldkanone ſtehe unmittelbar bevor; daher erſcheine es notwendig, mit der Erzeugung im nächſten Jahre zu beginnen, wofür die Kriegsverwaltung Geldmittel erbitte. Die Mehrforderungen der Kriegsmarine ſeien, wie im Vorjahr, für Perſonalvermehrungen und Schiffsbauten beſtimmt. Die ſtetige kulturelle Fortentwicklung des Okkupationsgebiets habe auch in dieſem Jahre keine Unterbrechung erfahren; wenngleich abermals durch eine teilweiſe Mißernte heimgeſucht, würden Bosnien und die Herzegowina auch im kommenden Jahre für ihre Verwaltungsbedürfniſſe aufkommen können.

Heinrich Ritter v. Frauendorfer,

der neue bayriſche Verkehrsminiſter.

Nach einer Photographie von Gebr. Lützel in München.

Graf Goluchowſki über Öſterreich-Ungarns auswärtige Politik. — Im Ausſchuß für Äußeres der ungariſchen Delegation gab am 16. Dezember der gemeinſame Miniſter des Äußeren Graf Goluchowſki eine ebenſo umfaſſende wie lichtvolle Darſtellung der politiſchen Lage. Ohne das in der Thronrede Geſagte hier zu wiederholen, ſeien die Sätze des Goluchowſkiſchen Expoſés herausgehoben, die ſich durch rückhaltloſe Offenheit oder durch Schärfe der Sprache auszeichnen. Die irredentiſtiſchen Manifeſtationen in Italien ſeien gewiß höchſt beklagenswerte Erſcheinungen, die nicht entſchieden genug verurteilt und zurückgewieſen werden können; doch habe die Königlich italieniſche Regierung korrekte Bemühungen an den Tag gelegt, den fraglichen Verirrungen Einhalt zu gebieten. Das Balkan-Übereinkommen mit Rußland gipfele in dem Grundſatz, den territorialen status quo nach den vom Berliner Kongreß gefaßten Beſchlüſſen möglichſt intakt aufrecht zu erhalten; deshalb war der Gedanke der Vereinigung der ſog. mazedoniſchen Wilajets zu einer autonomen Provinz mit einem chriſtlichen Generalgouverneur an der Spitze aus dem zu entwerfenden Programm auszuſchalten. Die Türkei müſſe ſich ändern, wenn ſie leben wolle; da ſie dies aber aus eigenem nicht zu bewerkſtelligen vermöge, ſo müſſen die dafür ſorgen, welche an ihrer Erhaltung ein unverkennbar aufrichtiges Intereſſe haben. Die bulgariſche Regierung habe eine geradezu ſträfliche, von einer aktiven Parteinahme ſich kaum unterſcheidende Toleranz den revolutionären Komitees gegenüber betätigt. Der angeborenen Renitenz der Türkei gegen die Gebote ihres eigenen Intereſſes konnte nur durch Schaffung eines Überwachungsdienſtes begegnet werden; dieſe Erkenntnis zeitigte den Gedanken der Beſtellung der im erſten Artikel des Mürzſteger Programms in Ausſicht genommenen Delegierten Öſterreich-Ungarns und Rußlands ſowie der Berufung einer Anzahl fremdländiſcher Offiziere zur Organiſierung des Gendarmeriekorps. Verhalten ſich die Pfortenkreiſe gegen die Ratſchläge der uneigennützigen Freunde der Türkei ablehnend, ſo dürften ſich aus dem jetzigen Chaos Zuſtände entwickeln, die dann jede Rettung unmöglich machen. Auch Bulgarien würde ſeinem Schickſal unbedingt überlaſſen werden, wenn es nicht verſtehen ſollte, ſeine Politik dem Willen der Mächte anzupaſſen. Der neuerwählte König Serbiens habe die Pflicht, das durch den fluchwürdigen Frevel tief geſchädigte Anſehen ſeines Landes zu heben und dafür zu ſorgen, daß die durch die heftigen Stürme der letztverfloſſenen Jahre außer Rand und Band gekommenen innerpolitiſchen Verhältniſſe Serbiens in ruhigere Bahnen geleitet und einer normalen Entwicklung zugeführt werden.

Die Verlobung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

Die Gerüchte, die ſeit Wochen von Mund zu Mund gingen, haben ſich jetzt zu der beſtimmten Nachricht verdichtet: der jugendliche Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin bereitet mit ſeiner Verlobung ſeinem Volke eine beſondere Weihnachtsfreude. Die Braut iſt eine Tochter aus einem der älteſten deutſchen Fürſtengeſchlechter, aus dem braunſchweig-lüneburgiſchen Hauſe, Prinzeſſin Alexandra, die zweite Tochter des Herzogs Ernſt Auguſt von Cumberland, der ſeit dem 21. Dezember 1878 mit der Prinzeſſin Thyra von Dänemark vermählt iſt und

Wladimir die Schweſter Friedrich Franz' III. von Mecklenburg. Nahe verwandt auch mit dem däniſchen Hofe: erſt vor wenigen Jahren vermählte ſich die ältere Schweſter des jetzigen Großherzogs, Herzogin Alexandrine, mit dem Prinzen Chriſtian von Dänemark, des däniſchen Kronprinzen älteſtem Sohne. Das ruſſiſche aber wie das däniſche Herrſcherhaus ſtehen in nahen verwandtſchaftlichen Beziehungen zum braunſchweig-lüneburgiſchen Hauſe. Geſchwiſter hat der Bräutigam außer der eben genannten Schweſter und der jetzt ſiebzehnjährigen Herzogin Cecilie nicht. Es war daher recht einſam in dem ſtattlichen Schweriner Schloſſe und die Sehnſucht des jungen Großherzogs nach einer Lebensgefährtin wohl begreiflich. Daß er eine Tochter aus dem in der Fremde lebenden Fürſtenhauſe erkoren hat, deſſen Haupt ſich immer noch nicht zu einer Anerkennung der Ereigniſſe von 1866 entſchließen kann, und daß er damit dem Beiſpiele des vorausſichtlichen künftigen Erben des badiſchen Thrones, des Prinzen Maximilian von Baden, gefolgt iſt, der ſich am 10. Juli 1900 mit der Prinzeſſin Marie Luiſe von Cumberland, der älteſten Schweſter der Braut, vermählte, wird man mit Freuden begrüßen; denn man kann hoffen, daß durch derartige enge Verbindungen mit ſouveränen deutſchen Fürſtenhäuſern am eheſten eine Nachgiebigkeit des Herzogs von Cumberland herbeigeführt werden wird. Ob er die Verbindung der Prinzeſſin Alexandra ohne weiteres gebilligt hat, darf fraglich erſcheinen, wenn man ſich der erſt wenige Wochen zurückliegenden Reiſe des Kronprinzen von Dänemark, alſo ſeines Schwagers, nach Gmunden erinnert; er beſuchte dann auch den preußiſchen Hof. Und auf der Reiſe nach Gmunden zur Silbernen Hochzeit ſeiner Tochter weilte am 17. Dezember auch der greiſe König von Dänemark kurze Zeit als Gaſt des Deutſchen Kaiſers in Potsdam. J. P.

Robert Comteſſe,
der ſchweizeriſche Bundespräſident für 1904.
Nach einer Photographie von A. Wicky in Bern.

Robert Comteſſe,

der ſchweizeriſche Bundespräſident für 1904.

Der für das Jahr 1904 gewählte Präſident der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, Robert Comteſſe, iſt ein Sohn des traubengeſegneten Neuchâteler Ländchens. Geboren am 14. Auguſt 1847 zu Cernier, beſuchte er nach Abſolvierung der heimatlichen Lehranſtalten die Hochſchulen von Heidelberg und Paris, um dort ſeine juriſtiſchen Studien zu vollenden. Er ward 1874 in ſeiner Heimat als Unterſuchungsrichter praktiſch tätig, wandte ſich aber auch gleichzeitig dem öffentlichen Leben zu, ſo daß er mit ſiebenundzwanzig Jahren bereits zum Mitglied des Großen Rats, der kantonalen geſetzgebenden Behörde, gewählt wurde, und drei Jahre ſpäter, 1877, trat er als Chef des Departements des Inneren und der Landwirtſchaft in die Regierung des Kantons Neuenburg ein, der er bis zu ſeiner im Dezember 1899 erfolgten Wahl in die oberſte eidgenöſſiſche Behörde angehörte. Im Jahre 1883 auch in das eidgenöſſiſche Parlament, den Nationalrat, gewählt, war er deſſen Präſident 1894/95. Lebhaften Temperaments und mit einem reichen Schatz von Erfahrungen verſehen, nahm er an allen Tagesfragen Anteil, hauptſächlich aber hat er ſich bei der Beratung der Verſicherungsgeſetze hervorgetan. Am 14. Dezember 1899 wählte ihn die Bundesverſammlung an die Stelle des zurückgetretenen Lachenal in die oberſte Landesbehörde, den Bundesrat, in dem er zunächſt das Juſtiz- und Polizeidepartement leitete, und für das Jahr 1904 übertrug ſie ihm das höchſte Ehrenamt, das die Eidgenoſſenſchaft zu vergeben hat. Bei der am 17. Dezember erfolgten Wahl erhielt Comteſſe von 178 abgegebenen gültigen Stimmen 165.

Am Vorabend ſeiner Wahl zum Bundespräſidenten trat Comteſſe dadurch hervor, daß er in der Sitzung des Nationalrats vom 16. Dezember die feierliche Erklärung abgab, in der Frage des Simplonvertrags mit Italien ſei der Bundesrat ſtets einſtimmig und ſolidariſch geweſen. Die große Aufregung und die leidenſchaftlichen Angriffe auf den Bundesrat ſeien durchaus nicht gerechtfertigt. Und an der Hand der Akten führte Comteſſe den Nachweis, daß der Bundesrat in der Sache nicht nachgiebig geweſen ſei, und daß man beſſere Bedingungen nicht hätte erlangen können. Comteſſe ebenſo wie der Bundespräſident Deucher nahmen mit aller Entſchiedenheit gegen die Anſchuldigungen der Proteſtverſammlungen Stellung; Ständerat und Nationalrat haben denn auch mit Zweidrittelmehrheit den Simplonvertrag genehmigt. Auch im Volke hat das energiſche Auftreten Comteſſes Beifall gefunden, der es mit ſcharfen Worten ablehnte, daß die kosmopolitiſche internationale Sozialdemokratie den Nachkommen der alten Schweizer nationale Lehren erteile.

Yüan Shih-kai,

der neuernannte Oberbefehlshaber der chineſiſchen Streitmacht.

Die Zeitungen brachten vor kurzem die Nachricht, daß von der Kaiſerin-Mutter von China der Vizekönig der Provinz Tſchili, in der Peking liegt, Yüan Shih-kai, zum Oberbefehlshaber der Armee und Marine ernannt worden ſei. Die Kaiſerin ſcheint eingeſehen zu haben, daß es in der alten Weiſe nicht weitergehen könne, wenn das Reich nicht ein Spielball für die fremden Mächte bleiben ſolle. Die Ernennung iſt für das Reich der Mitte nicht bedeutungslos. Yüan Shih-kai war zur Zeit der Wirren von 1900/01 Vizekönig von Schantung, alſo Nachbar des deutſchen Pachtgebiets Kiautſchou. Nur ſeiner klugen Haltung — fremdenfreundlich im eigentlichen Sinne kann man ihn nicht nennen — war es zu verdanken, daß in der deutſchen Kolonie damals verhältnismäßige Ruhe herrſchte. Im ſchlimmſten Falle hätte Jungdeutſchland in China leicht in das Waſſer gedrängt werden können; denn unſere Kolonie war zu Anfang des Boxeraufſtandes im Juni 1900 militäriſch nur ſchwach beſetzt, und alle Mannſchaften waren nach dem Norden geſchickt worden. Dieſer Umſtand führte zur Bildung einer Freiwilligentruppe, die jetzt in einen Schützenverein umgewandelt worden iſt. Selbſt an Schiffen zum Abbringen der Koloniſten mangelte es. Unter gewöhnlichen Umſtänden hätte dies nicht viel geſagt, aber Yüan Shih-kai hatte von allen chineſiſchen Generalen die beſten Truppen. Wendet er doch alles, was er für das Heer erhält, auch für dasſelbe auf; ganz im Gegenſatz zu anderen chineſiſchen Generalen.

Nach dem Tode Li-hung-tſchangs erhielt Yüan Shih-kai die Statthalterſchaft von Tſchili und dadurch Einfluß auf die Kaiſerin Tſu-hſi, der er im Vertrauen auf die Tüchtigkeit ſeiner Truppen letzthin anbot, in Gemeinſchaft mit dem General Mei die Ruſſen aus der Mandſchurei zu vertreiben. Wie der Verſuch auch ausgefallen wäre, ſo zeigt dieſer Vorſchlag doch, daß Yüan Shih-kai nicht der Mann iſt, der mit der gegenwärtigen Lage ſeines Vaterlandes zufrieden iſt, und daß er bei Verwicklungen im fernen Oſten für die fremden Mächte als ein intelligenter, energiſcher und wahrhaft vaterlandsliebender Mann, ein nicht gering einzuſchätzender Faktor ſein wird.

Yüan Shih-kai,
der neuernannte Oberbefehlshaber der chineſiſchen Streitmacht.
(Daneben Konſul Dr. Lenz in Tſchifu.)

Der

Helm in der franzöſiſchen Armee.

Das franzöſiſche Heer beſitzt in dem mit dem Roßſchweif geſchmückten Helm der Küraſſiere und Dragoner eine ſehr charakteriſtiſche Kopfbedeckung, die ſich einer großen volkstümlichen Beliebtheit erfreut. Der Helm verleiht unzweifelhaft der Truppe, namentlich zu Pferde und in der Bewegung, ein martialiſches Ausſehen. Schließlich iſt auch dieſe Helmform bereits hiſtoriſch geworden; ſo oft im neunzehnten Jahrhundert das Heer ſeine äußere Phyſiognomie verändert hat, die Form des Helms iſt in ihren Grundzügen immer dieſelbe geblieben.

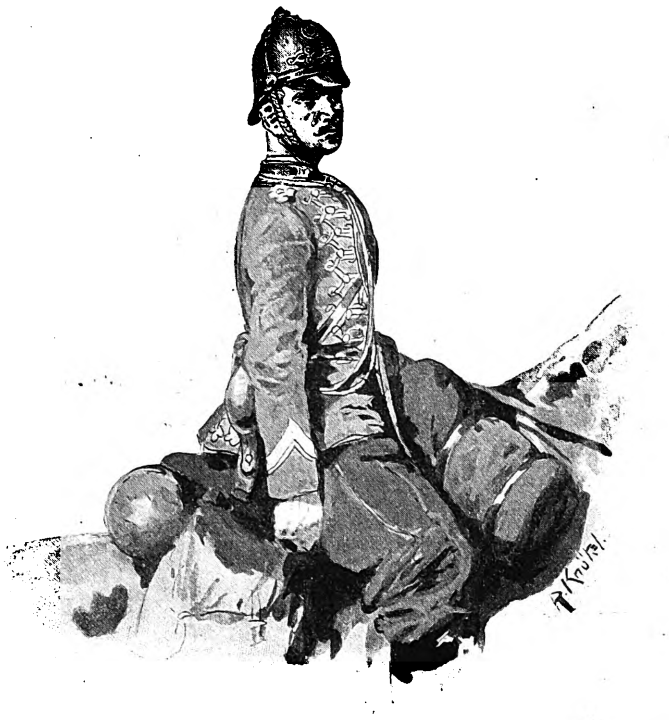
Die Urgeſtalt erſcheint bei den Dragonern des Marſchalls von Sachſen als „Casque à l'antique" oder „Casque à la romaine". Nach dem Siebenjährigen Krieg erhielten dieſen Helm ſämtliche franzöſiſche Dragonerregimenter. Zur Zeit der großen Revolution bekommt er durch die Anfügung eines Augenſchirms die Form, die ſeitdem typiſch geworden iſt. Vor genau hundert Jahren wurde die damals neu organiſierte Waffe der Küraſſiere damit ausgerüſtet, und zwar war hier die Helmglocke von Stahl, für die Dragoner von gelbem Metall. Mit der kurzen Unterbrechung von 1816 bis 1822, wo an die Stelle des ſo kennzeichnenden Roßſchweifs die Raupe getreten war, die ſich über dem Bügel erhob, iſt die Grundform bei manchen Änderungen im einzelnen dieſelbe geblieben. Nach dem Feldzug von 1870/71 erhielt der Nackenſchirm eine kräftigere Ausbildung. Abbildung 4 mag die einzelnen Entwicklungsſtufen näher veranſchaulichen.

Die übrigen Waffengattungen haben hinſichtlich der Kopfbedeckungen viel größere Wandlungen durchgemacht. Wir finden Hüte, Raupenhelme, Pelzmützen, Tſchakos und Käppis in buntem Wechſel. Schließlich iſt der leichten Reiterei das Käppi verblieben, der Infanterie die käppiartige Feldmütze, die zur Parade mit einem Pompon geſchmückt iſt. Gegen dieſe Kopfbedeckungen ſind von jeher allerhand Stimmen laut geworden. Auf der einen Seite verlangt man möglichſte Gewichtserleichterung, Vermeidung alles blitzenden Metalls und Anwendung ſog. Schutzfarben, anderſeits ſieht man in der Freude an militäriſchem Schmuck und in der Sondergeſtaltung der Uniform einen mächtigen Hebel zur Pflege des Korpsgeiſtes. In der Abſchaffung traditioneller Eigenarten iſt man in Frankreich recht weit gegangen. Die reitenden Jäger und Huſaren tragen faſt den gleichen himmelblauen Rock mit Schnüren (Attila), und die einzelnen Regimenter der gleichen Waffe unterſcheiden ſich nur durch die Nummern in den Kragenecken. Mit welchem Stolz trug noch 1870 der Troupier vom 2. Huſarenregiment ſeinen braunen, weiß beſchnürten Dolman, das Erbteil der alten Chamborant-Huſaren von Valmy und Jemappes! Nicht einmal die grüne Grundfarbe hat man den reitenden Jägern gelaſſen. Ganz beſonders iſt es das unkleidſame Käppi der leichten Reiterei, das erſatzbedürftig erſcheint, denn man macht unausgeſetzt Helmproben, die indes noch zu keinem Erfolg geführt haben. Verſchiedene Modelle ſind lange Zeit von einzelnen Regimentern getragen worden. Wie viele Modelle aber, die überhaupt nicht zur Ausgabe gelangt ſind, mögen wohl auf den Kammern des franzöſiſchen Kriegsminiſteriums ein verborgenes Daſein führen!

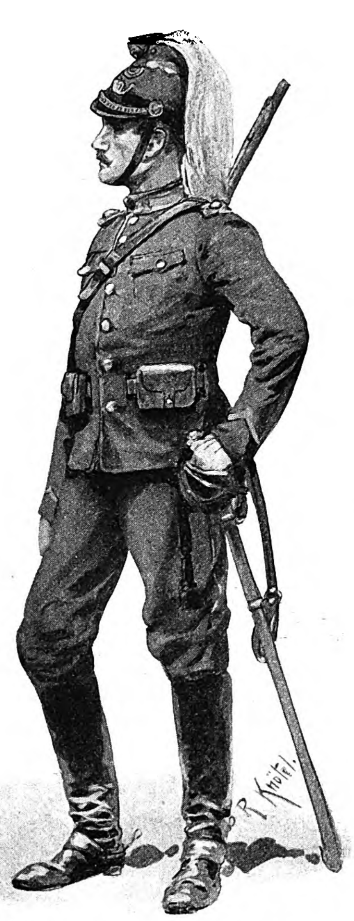
Noch in die ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts führt uns das in Abbildung 1 dargeſtellte Modell. Die mit ledernem Augen- und Nackenſchirm verſehene Glocke iſt mit himmelblauem Tuch bezogen und trägt auf dem Scheitel eine Metallverſtärkung, die auf einer kleeblattförmigen Unterlage ruht. Unterhalb des vorderen Blattes iſt die Kokarde angebracht. Zwiſchen ihr und dem Augenſchirm befindet ſich das Abzeichen der Waffe, nämlich ein Jagdhorn für die reitenden Jäger und eine Schnurverſchlingung, ein doppelter, ſog. ungariſcher Knoten, für die Huſaren. Da man unwillkürlich die Pickelhaube zur Vergleichung heranzieht, erſcheint die Scheitelverſtärkung recht kümmerlich und die Anbringung der Kokarde etwas unmotiviert. Huſarenhaftes hat der Helm allerdings ſo wenig wie die folgenden Proben.

Abbildung 2 veranſchaulicht ein Modell, das offenbar von dem franzöſiſchen Küraſſier- oder Dragonerhelm beeinflußt iſt, alſo wenigſtens etwas Nationales hat. Die Glocke iſt hier ebenfalls mit himmelblauem Tuch bezogen und zeigt vorn das Abzeichen der Waffe. Unter einem niedrigen, roßſchweifgeſchmückten Bügel ragt vorn die Kokarde hervor. Indes iſt das Modell ebenſowenig zur Einführung gekommen wie die folgenden.

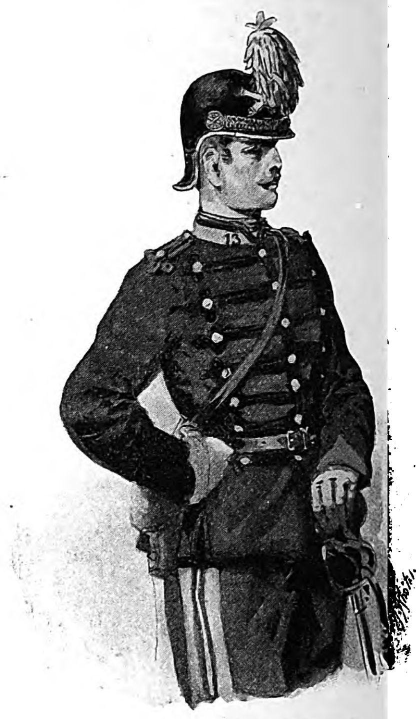
Auch die übrige in dieſer Abbildung dargeſtellte Bekleidung und Ausrüſtung iſt von 1880 bis 1883 probeweiſe getragen worden.



1. Huſar 1879.

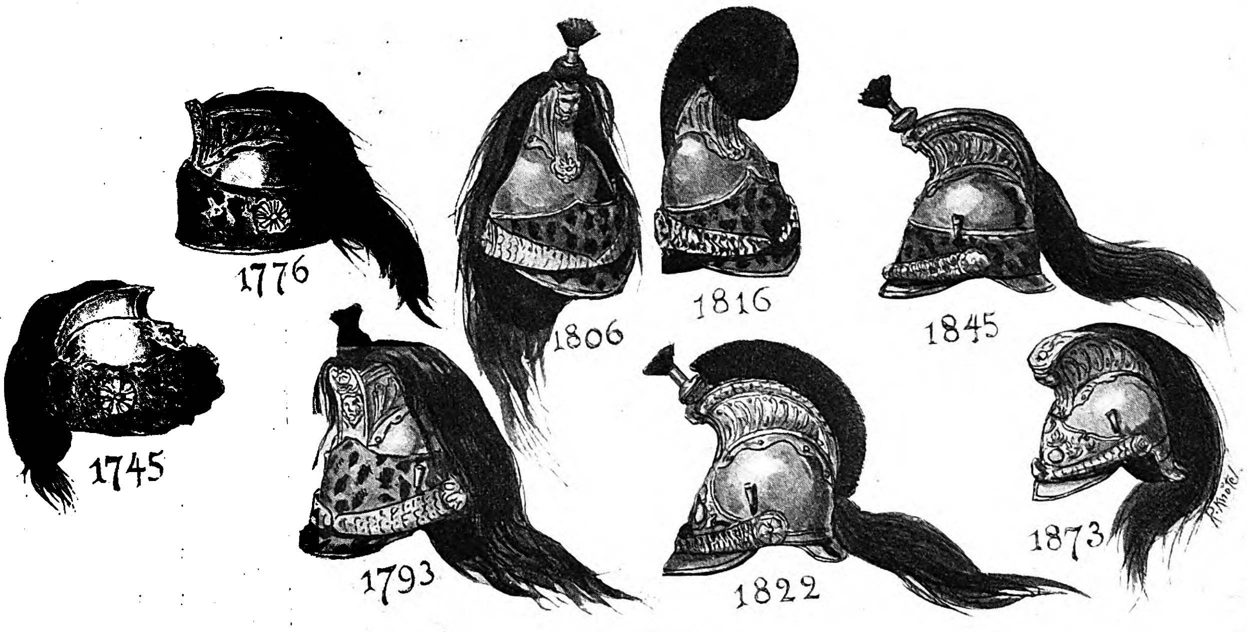


2. Jäger zu Pferde 1882.



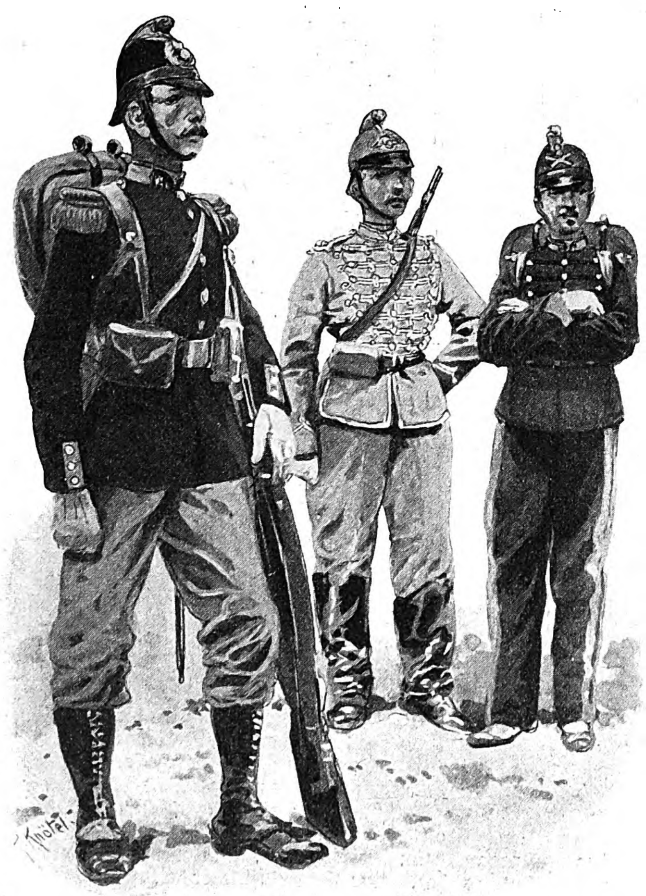
3. Artilleriſt 1902.

Handelte es ſich bei den eben beſprochenen Muſtern um einen Kavalleriehelm, ſo zeigt Abbildung 5 ein Modell, das für ſämtliche Waffen in Vorſchlag gebracht worden iſt. Die Helmglocke iſt hier mit Tuch von der Farbe des Waffenrocks überzogen, alſo für Infanterie, Fußjäger, Artillerie und Genie dunkelblau, für die Jäger zu Pferde und Huſaren himmelblau, für den Train grau. Als Scheitelverſtärkung dient ein kleiner Bügel. Vorn befindet ſich ein Metallbeſchlag, der die Form des Abzeichens der Waffe hat. Die Löſung der Aufgabe iſt wenigſtens nicht ganz ungefällig.



4. Dragonerhelme.

Abbildung 6 zeigt einen Helm der leichten Kavallerie von 1901. Die Helmglocke iſt, dem Küraſſier- und Dragonerhelm nachgebildet, von Metall. Als Scheitelverſtärkung hat man eine Raupe angebracht. Der Gedanke, einen Metallhelm durch eine Raupe zu verſtärken, erſcheint ungeheuerlich, namentlich auch deshalb, weil es gar nicht verſucht worden iſt, durch einen wenn auch noch ſo kleinen Metallbügel zwiſchen Raupe und Helm eine organiſche Verbindung herzuſtellen. In letzterem Falle würde die Raupe den Gedanken an eine beabſichtigte Verſtärkung nicht haben aufkommen laſſen, ſie würde vielmehr nur als Zierſtück und der Bügel als eigentlicher Scheitelſchutz aufgefaßt werden. Auf einem Lederhelm, wie auf dem alten bayriſchen, mochte die Raupe immerhin als eine Scheitelverſtärkung gelten, und außerdem klang hier die ſchwarze Farbe des Helms mit der der Raupe zu einer Einheit zuſammen. Das zuletzt geſchilderte Modell hat denn auch in Frankreich recht ſcharfe Kritiken herausgefordert.



5. Infanteriſt, Huſar, Artilleriſt 1897.

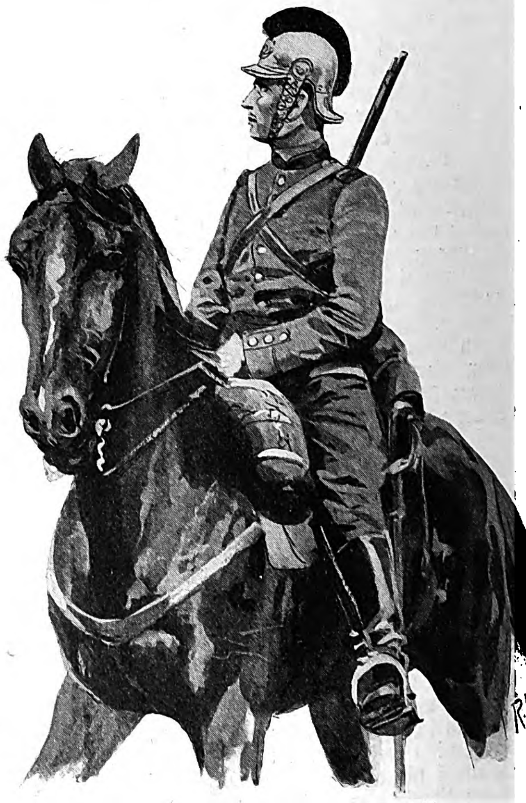
Sehr abfällige Urteile werden über den ſeit 1902 probeweiſe ausgegebenen Artilleriehelm laut. Dieſer beſteht aus gebräuntem Stahl und hat gelbe Metallverzierungen. Zur Parade wird vorn ein roter Federbuſch aufgeſteckt (Abbild. 3). Von einer Scheitelverſtärkung hat man in dieſem Falle ganz abgeſehen. Vom praktiſchen Standpunkt aus mag ſie vielleicht entbehrlich erſcheinen, vom äſthetiſchen aber wohl kaum. Eine franzöſiſche militäriſche Monatsſchrift ſchrieb im Auguſt 1902 über dieſes Modell: „Mit dem Federbuſch, der vorn herabfällt, iſt der Helm ſchauderhaft, ohne Federbuſch gleicht er einem umgeſtülpten Topf, der den Henkel verloren hat. Wenn ein Helm durchaus not tut, müßte man ihn durch einen Aufſatz annehmbarer machen. Wir zahlen doch wahrhaftig nicht dafür ſo hohe Steuern, daß unſere Artilleriſten in den Straßen von Paris mit dieſen Ungeheuern zum Geſpött der Straßenbuben herumlaufen! Es iſt genug, es iſt ſchon zuviel, daß man unſerer leichten Reiterei Helme gegeben hat, überragt von jener Raupe, die die Bayern abgelegt haben, und die für den Franzoſen nicht das geringſte Nationale hat.“

Das Urteil iſt ſcharf, aber nicht ungerecht. Die Frage nach einer neuen Kopfbedeckung für das franzöſiſche Heer iſt noch nicht gelöſt. Auch der Burenhut, der in Paris am letzten Nationalfeſt paradierte, hat wenig Ausſicht, eingeführt zu werden.

Richard Knötel.

Aino Ackté.

Die gefeierte Vertreterin jugendlich-dramatiſcher Partien an der Großen Oper zu Paris Madame Aino Ackté hat Ende November an der Dresdner Hofoper ein Gaſtſpiel als Elſa und Margarete abſolviert, das von glänzendem Erfolg begleitet war. Wahrſcheinlich wird die Künſtlerin im Laufe dieſes Winters auch noch in anderen deutſchen Städten gaſtieren. Frau Ackté iſt in der Tat eine Künſtlerin von ſo hervorſtechenden Eigenſchaften und ſolcher Eigenart, daß jedem Opernfreund die Bekanntſchaft mit ihr höchſt anregend und erwünſcht ſein muß.



6. Jäger zu Pferde 1901.

Der Helm in der franzöſiſchen Armee. Originalzeichnungen von R. Knötel.

Der vergötterte Liebling der Pariſer iſt am 23. April 1876 zu Helſingfors (Finnland) als Tochter des Direktors der dortigen Muſikakademie geboren. Das junge Mädchen genoß ihre geſangliche Ausbildung bei ihrer Mutter Emmy Strömer an ebengenanntem Inſtitut. Ihr Organ ſowie ihr reiches muſikaliſches Talent gediehen ſo ſchnell, daß Frl. Ackté bereits mit achtzehn Jahren in den größeren Städten ihrer Heimat bedeutende Erfolge, ſo in der Partie der Marguerite in Berlioz' „Damnation“, davontrug. Im September 1894 begab ſich die Künſtlerin nach Paris. Hier fand ſie alsbald Aufnahme in das berühmte Conſervatoire, wo ſie den Unterricht des trefflichen Geſangspädagogen Edmond Duvernoy genoß. Bereits 1896 wurde die reichbegabte Schülerin mit dem zweiten, 1897 mit dem erſten Preiſe ausgezeichnet. Die Folge hiervon war ihr Engagement an die Große Oper, wo ſie am 8. Oktober 1897 als Margarete in Gounods Oper debütierte und ſogleich einen glänzenden Erfolg errang.

Von nun ab bewegte ſich ihre Künſtlerlaufbahn ſchnell und ununterbrochen in aufſteigender Linie. Juliette (in Gounods „Romeo“), Glucks Alceſte, Méhuls Benjamin, Leoncavallos Nedda, Wagners Elſa, Eliſabeth und Brünnhilde ſowie mehrere friſch kreierte Partien moderner franzöſiſcher Opern verbreiteten und befeſtigten den Ruhm der Künſtlerin. Im Herbſt 1903 unternahm ſie eine große Tournee durch Skandinavien und Polen, von der zurückkehrend ſie Dresden berührte.

Nach Erledigung ihres deutſchen Gaſtſpiels wird Madame Ackté, die im Mai 1901 dem angeſehenen Rechtsanwalt und Dozenten Renvale in Helſingfors ihre Hand zum ehelichen Bunde gereicht hat, eine längere Gaſtreiſe durch die Vereinigten Staaten von Amerika unternehmen. Für das Jahr 1905 wurde die Künſtlerin, die die Wagner-Rollen übrigens auch deutſch ſingt, zur Mitwirkung an den Baireuther Feſtſpielen gewonnen. Madame Ackté beſitzt für das von ihr vertretene Fach nicht nur den Vorzug einer ſchlanken und elaſtiſchen Erſcheinung, verbunden mit ſprechenden, von großen, ausdrucksvollen Augen belebten Zügen, ſondern ſie verfügt auch über jenen jugendlich friſchen Klangcharakter der Stimme, der allein eine völlig illuſionsgerechte Verkörperung der ihr zufallenden Bühnengeſtalten ermöglicht. Geſangskunſt wie Darſtellungsweiſe tragen bei einer an ſo bedeutſamer Stelle wirkenden Künſtlerin ebenfalls den Stempel außergewöhnlicher Vollendung. Alles in allem muß der Gaſt aus Frankreich als eine überaus intereſſante Bühnenerſcheinung gelten, die kennen zu lernen ſich jeder Muſikfreund angelegen ſein laſſen ſollte.

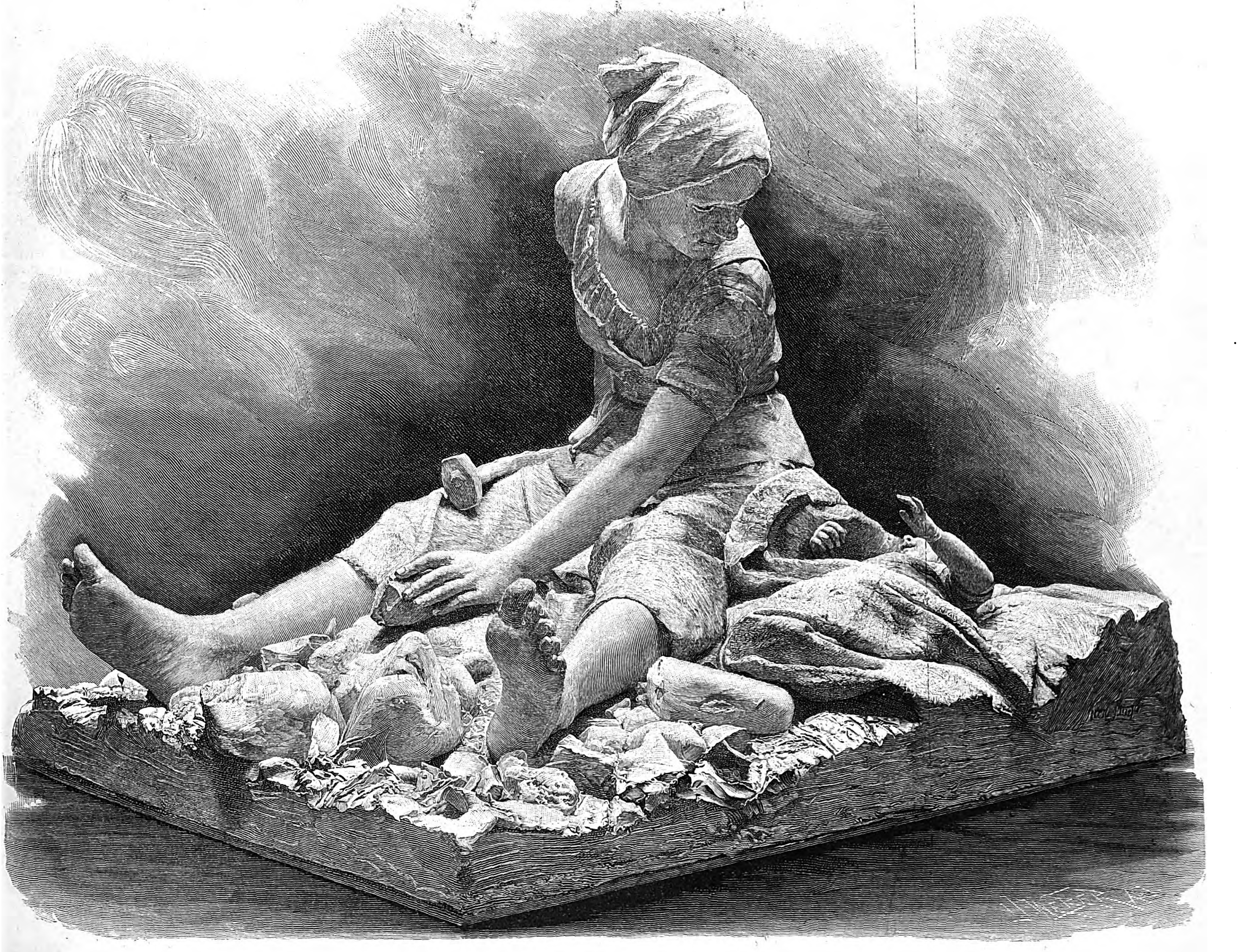
C. Droſte.

Aino Ackté.

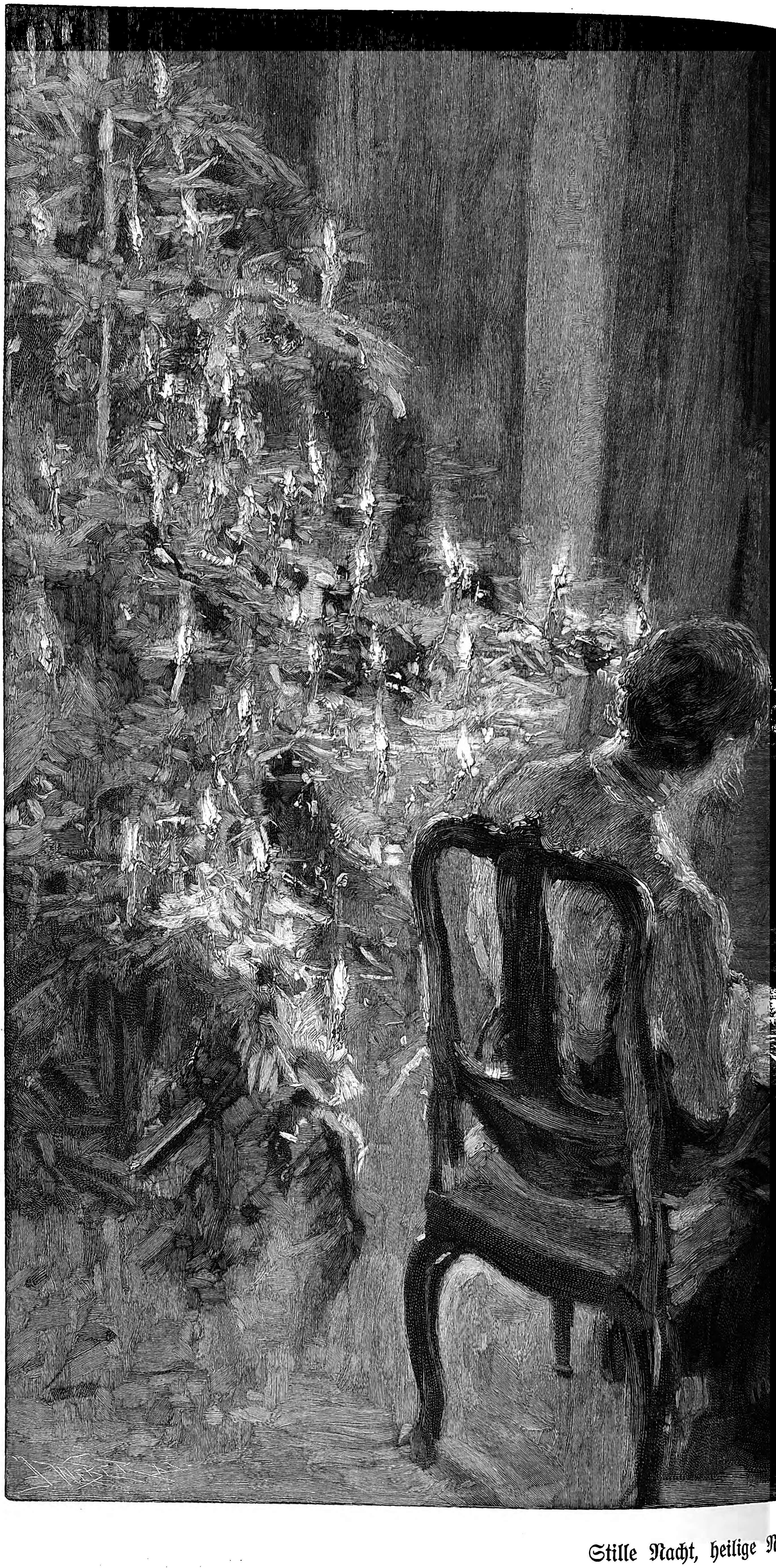
Die Steinklopferin.

Gruppe von Karl Janſſen.

Das Skulpturwerk, von dem wir hier eine Abbildung bringen, rührt von dem Lehrer für Bildhauerei an der Düſſeldorfer Kunſtakademie Karl Janſſen her, dem Bruder des dortigen Akademiedirektors Peter Janſſen. Von Skulpturwerken aus Düſſeldorf hatte man früher nicht gerade viel gehört. Die alte Düſſeldorfer Malerei hat zwar viele Bilder voll Ritter- und Mönchsromantik gezeitigt und zahlloſe Genreſtücke, die zu hunderten übers Meer wanderten; aber die Bildhauerei war in Düſſeldorf niemals recht heimiſch geworden. Unter Cornelius und Schadow wurden Verſuche gemacht, eine Bildhauerklaſſe einzurichten; allein es blieb dabei, aus dem einfachen Grunde, weil geeignete Lehrer nicht vorhanden waren. Was außerakademiſch an Skulpturen geſchaffen wurde, war der gleichzeitigen Malerei der Nazarener kongenial, die über eine kraftloſe Wohlgefälligkeit und äußere Glätte nicht hinauskamen. Erſt 1864 wurde als Lehrer Bildhauer Wittig angeſtellt, unter dem Karl Janſſen ſieben Jahre gearbeitet hat. Aber erſt ein dreijähriges Studium in Rom legte den Grund zu ſeinem künftigen Wirken, das eine kraftvolle, geſunde Schönheit anſtrebt. Sein künſtleriſches Debüt machte Janſſen in ſeiner Vaterſtadt Düſſeldorf im Herbſt 1884, als er zu einem Feſte, das die Provinz dem Kaiſer Wilhelm I. im Ständehaus gab, in wenigen Wochen den Aufbau einer figurenreichen Brunnengruppe „Vater Rhein und ſeine Töchter“ vollendete. Das Werk gefiel derart, daß man beſchloß, aus Staats- und ſtädtiſchen Mitteln ihm die Ausführung in Bronze zu übertragen. Es iſt hier etwas viel zuſammengekommen: der Rhein, umgeben von Frauengeſtalten, die die Hauptnebenflüſſe, Malerei, Induſtrie, Ackerbau, Weinbau und Fiſcherei darſtellen, der Drache mit dem Nibelungenſchatz, Kaiſerkrone und Reichsſchwert, Putten, Delphine, Muſcheln uſw. Währenddeſſen ſchuf Janſſen auch Grabmonumente, darunter ein ſchönes für Vautier. Bedeutend einfacher und monumentaler als jene Gruppe iſt ſein Kaiſerdenkmal in der Alleeſtraße zu Düſſeldorf, die edle Frucht einer ſiebenjährigen Arbeit. Die Anordnung der bronzenen Kartuſchen, Wappenſchilder, Girlanden und Putten an dem granitenen Sockel zeugt von einer wohldurchdachten Harmonie; er hat dem Zug unſerer Zeit ins Dekorative Rechnung getragen, ohne dieſes jedoch überwuchern zu laſſen. Seine Werke auf der vorjährigen Düſſeldorfer Ausſtellung zeigen einen weiteren bedeutenden Fortſchritt. Das hervorragendſte unter ihnen iſt „Die Steinklopferin“: ein junges, dürftig bekleidetes Weib pauſiert in ihrer mühſeligen Beſchäftigung, um ſich liebevoll nach ihrem Kinde umzuſehen, das jauchzend die Ärmchen nach den umherfliegenden Steinſplittern ausſtreckt. Es iſt eine ſchöne, in ſich geſchloſſene Form, erfüllt von kräftigem, geſundem Realismus.

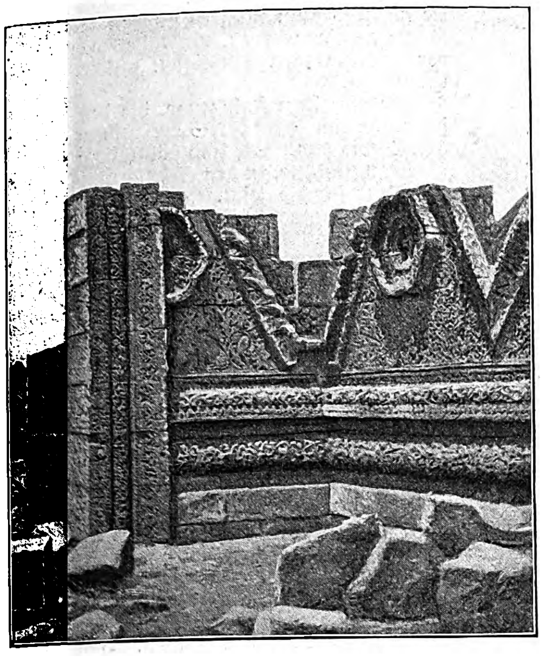


Die Steinklopferin. Gruppe von Karl Janſſen.

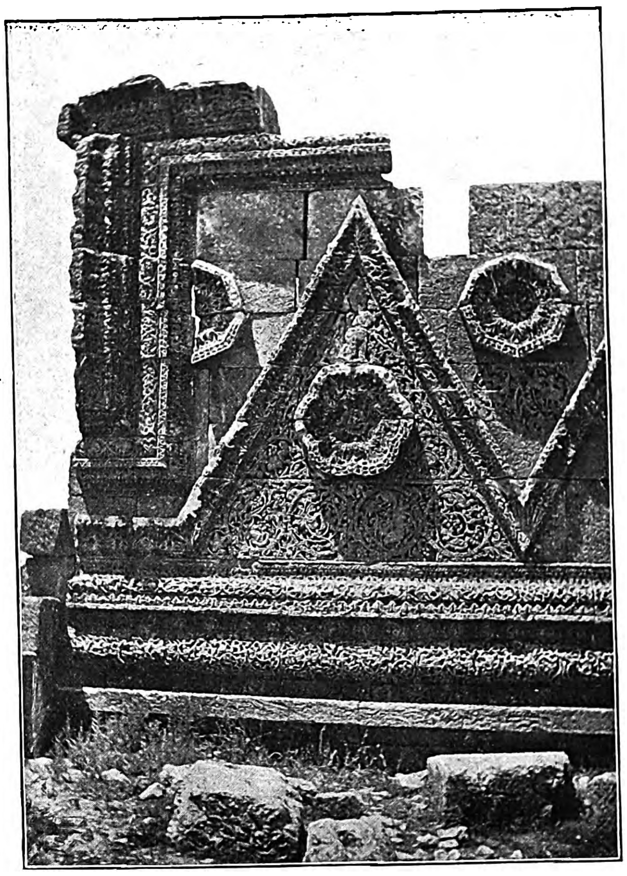


Stille Nacht, heilige Nacht.

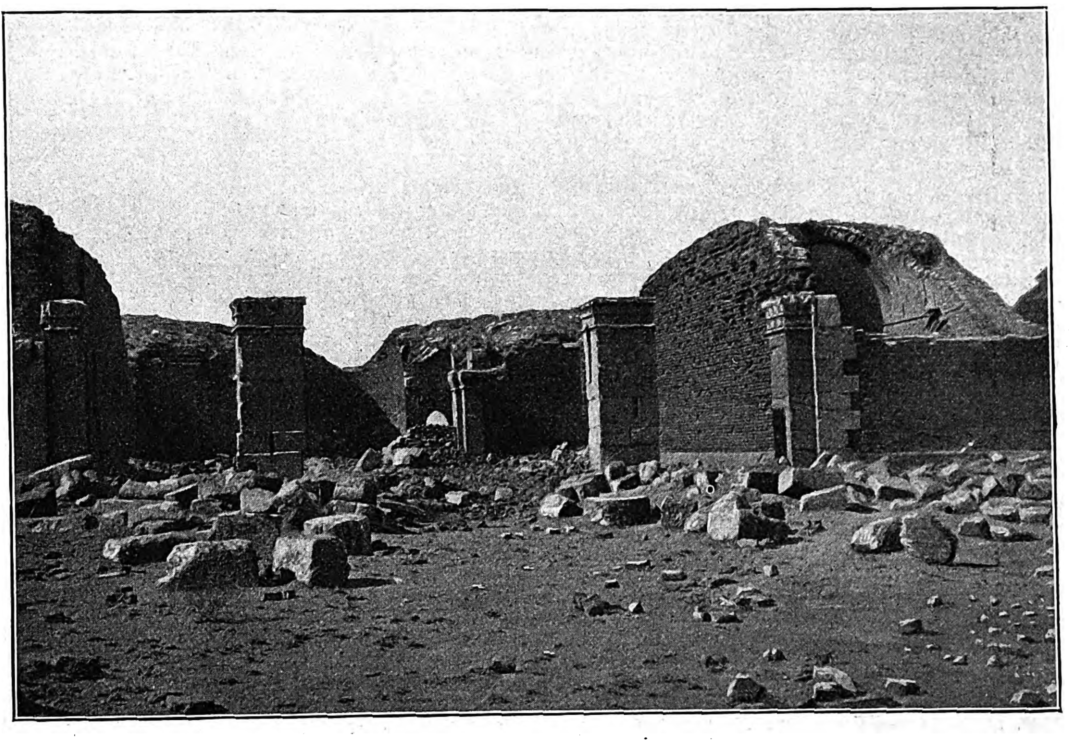
achteckigen Turmvorſprüngen, die, gleich den beiderſeits bis zum nächſten runden Turmvorſprung ſich anſchließenden, ungefähr 13 m langen und 5 m hohen Mauerteilen, im Rahmen einer architektoniſchen Gliederung mit herrlichſter, feinſter Plaſtik wie mit Spitzengeweben überdeckt ſind — ein märchenhafter, wunderſamer Anblick im hellen, klaren Licht der Wüſte!



Rechte Torſeite des Eingangs.



Weſtabſchluß der Faſſade.



Vorhof im Zentralbau des Gebäudekomplexes.

Ruinen und Faſſadenteile von M'ſchatta in der nordarabiſchen Wüſte.

Tief eingemeißelt wechſeln an dem weſtlichen Turmvorſprung und der daranſchließenden Mauer die reizvollſten Laub- und Blattornamente mit Trauben und verſchiedenen Figuren, die aber ſonderbarerweiſe an dem anderen Turm und ſeinem Mauerteil nicht vorkommen, ſo daß die beiden in der Anlage kongruenten Faſſadenteile in der Ausſchmückung ungleich ſind. Ein herrlicher Anblick, obwohl das Wetter jahrhundertelang an dem weichen Kalkſtein genagt, ihn zerfreſſen und gebräunt hat und mancher Quader, aus den Fugen gehoben, zu Boden geſtürzt iſt! Wie großartig erſt muß die Wirkung geweſen ſein, als das Ganze noch in der urſprünglichen Farbe des Geſteins im hellen Weiß erſtrahlte! Zur Vollendung des mächtigen Bauwerkes iſt es übrigens nie gekommen.

Durch das Eingangstor, deſſen oberer Abſchluß fehlt, der vielleicht auch nie ausgeführt worden iſt, betritt man eine große, nahezu Zweidrittel des Innenraums umfaſſende Fläche, in der, wenig aus der Oberfläche hervorragend, ſtarke Fundamente aus Quadern erkennen laſſen, in welcher Weiſe ihre Verbauung geplant war. Nur ein Sechſtel des ganzen Raums, in der Achſe des Eingangs, anſchließend an die nördliche Umfaſſungsmauer, iſt mit einem im Rohbau vollendeten Gebäudekomplex bedeckt, ſicherlich ſeiner ganzen Lage und Anordnung nach der wichtigſte und bedeutſamſte Teil des Baus. Maſſive, mehr als 8 m hohe Tonnengewölbe überdecken eine ſymmetriſch angeordnete, architektoniſch wohldurchdachte, wechſelnde Reihe von mittelgroßen, ſaalartigen Räumen, die, in regelmäßigen Zwiſchenräumen durch Höfe getrennt, einen Zentralbau mit vorgelagertem großen Hof umſchließen, welcher, in der Achſe des Eingangs liegend, aus drei halbkreisförmigen Teilen zuſammengeſetzt und vermutlich von einer Kuppel gekrönt war. Die Bauten ſind auf Steinfundamenten aus Ziegeln errichtet, und es ließe ſich leicht berechnen, wie viele Millionen ſolcher bei dem Umfang der Anlage, der außerordentlichen Mauerdicke und der Höhe in Verwendung gekommen ſind. Und da drängt ſich denn die Frage auf: Wer war der Urheber dieſes Baus, der ein Material hierzu verwendete, welches jenen Gebieten nicht eigen iſt? Seit Menſchengedenken war hier nur der leicht zu beſchaffende und zu bearbeitende Kalkſtein verwendet worden. Wer war wohl ſo mächtig und unabhängig und reich, daß er Millionen von Ziegeln hierher ſchaffen laſſen konnte in dieſe Wüſte, weitab von Anſiedlungen und Wegen, weitab von dem unentbehrlichen Waſſer?

In den letzten Jahren iſt M'ſchatta, beſonders ſeit die Schutthügel des altteſtamentlichen Madaba (eine halbe Tagereiſe weſtwärts liegend) beſiedelt worden ſind und daſelbſt eine Miſſionsſtation erſtanden iſt, bekannter geworden. Die Forſcher und Touriſten, die das Oſt-Jordanland anzieht, um die Moſesquelle und den Berg Nebo aufzuſuchen, und die dann in Madaba Unterkunft und Verpflegung finden, verabſäumen es faſt nie, von da aus das rätſelhafte und intereſſante M'ſchatta zu beſuchen. Auf Grund ſolcher Beſuche und der darauf baſierten Berichte ſind nun die verſchiedenartigſten und widerſprechendſten Urteile über das Schloß entſtanden, die um ſo unſicherer ſein mußten, als die alte Fachliteratur weder über den Urſprung und Zweck noch auch über die Zeit der Entſtehung des Baues Aufſchluß gibt.

Einer genauen Aufnahme und Unterſuchung wurde M'ſchatta erſt in den neunziger Jahren von Dr. R. Brunow und ſpäter, im Jahre 1901, von Dr. Muſil und mir unterzogen, nachdem wir durch eingehende Erforſchung des von Dr. Muſil entdeckten Kuſejr ʻAmra und des M'ſchatta auffallend ähnlichen at Tuba — beide im Wüſtengebiet weit oſtwärts gelegen — zu der Überzeugung gelangt waren, daß zwiſchen dieſen drei großartig angelegten Bauten zweifellos ein geſchichtlicher Zuſammenhang beſtehen müſſe.

So wie M'ſchatta iſt auch at Tuba nie vollendet worden, zeigt aber, gleich dieſem, die künſtleriſche Intention neben einer im Prinzip ähnlichen architektoniſchen Gliederung in der Entfaltung eines reichen plaſtiſchen Außenſchmuckes, während in Kuſejr ʻAmra, das in jeder Beziehung am vollendetſten iſt, bei dem Mangel jedweden plaſtiſchen Schmuckes eine glanzvolle Innendekoration lediglich durch Malerei erreicht wurde.

Die bevorſtehenden Publikationen, ſowohl über M'ſchatta als auch über Tuba und vor allem über ʻAmra, dürften aufklärend wirken, was um ſo erwünſchter iſt, als heute die Anſichten über die Skulpturen von M'ſchatta derartig auseinandergehen, daß ihre Entſtehung von der einen Seite mit vollſter Überzeugung römiſchem, von der anderen aber ebenſo beſtimmt orientaliſchem Einfluß zugeſchrieben wird und die Zeitbeſtimmung zwiſchen dem ſechſten und zwölften Jahrhundert ſchwankt. Und nun verbreitet ſich die Kunde, die Faſſade M'ſchattas ſei vom Deutſchen Kaiſer erworben worden, und die Steine ſeien bereits auf dem Wege nach Deutſchland. Wer nur annähernd die Verhältniſſe in jenen wüſten Gegenden kennt, muß dem impulſiven Entſchluß des Kaiſers, ſeinem warmen und aufrichtigen Intereſſe für die künſtleriſch wie wiſſenſchaftlich gleich bedeutſame Erwerbung der M'ſchatta-Skulpturen hohe Bewunderung zollen. Für die hiſtoriſche und kunſtgeſchichtliche Forſchung werden dieſe Skulpturen in Berlin den Fachgelehrten und Künſtlern die wertvollſten Aufſchlüſſe und Anregungen geben. Um ſo nützlicher aber müßte dieſe Erwerbung ſein, wenn ſie auch weiteren kunſtſinnigen Kreiſen zugänglich gemacht und derart aufgeſtellt würde, daß neben der richtig zuſammengeſetzten Originalfaſſade in möglichſt naturgetreuer Erſcheinung ein korrektes Modell der ganzen Anlage und ein genauer plaſtiſcher Situationsplan ſamt der nächſten Umgebung dem Forſcher und Beſchauer wenigſtens annähernd die Möglichkeit gäbe, ſich in die urſprüngliche Umgebung M'ſchattas hinein zu denken. Auf den unvergleichlichen Zauber der Wüſte, auf ihre Luft und ihr Licht muß er ja ohnehin verzichten.

Für die wenigen, die die Skulptur an Ort und Stelle geſehen und in ihrem Schatten geruht haben, iſt nun M'ſchatta tot. Aber was bedeutet dies gegenüber der Gewißheit, daß jene Kunſtwerke, geeignet aufgeſtellt und zugänglich gemacht, vielen Tauſenden Freude und Genuß bereiten, dem Forſcher Aufſchlüſſe und dem Künſtler Anregung geben werden! Das iſt dann neues Leben, zu dem ſie auferſtehen werden durch die Tat des Deutſchen Kaiſers.

A. L. Mielich (Dornbach-Wien).

Stille Nacht, heilige Nacht.

Gemälde von Fritz v. Uhde.

„Stille Nacht, heilige Nacht" — ein Klang iſt es, in dem ſich deutſches Gemütsleben zu vollem und echtem Ausdruck bringt. An die Herzen der Gläubigen und der Ungläubigen rührt das Lied. Mit dem Dogma hat es nichts zu tun; aber es umfängt die Seele als poetiſche Verkörperung einer Stimmung, die auf dem Grunde religiöſer Überlieferung ſich aufbaut und, was in ihr rein menſchlich rührend und dadurch beglückend und reinigend, verklärend und erhebend wirkt, vor unſerem inneren Auge lebendig macht. Aus der Unraſt des Tages entführt es in ein Reich des ſtillen und harmoniſchen, vom gemeinen Weltgetriebe erlöſenden Friedens, nach dem wir alle ſehnend verlangen. Der alte, ewig neue Ton, der ſo lieb, vertraut und innig zu uns ſpricht, iſt daher zu einem unerſchöpflichen Motiv deutſcher Kunſt geworden. Nur wenigen aber ward es gegeben, ihn ſo rein und ſtark uns entgegenklingen zu laſſen, wie es da geſchieht, wo Uhde ihn anſchlägt. Daß dieſer Ton geradezu eine Grundnote in ſeinem Schaffen abgibt, iſt nicht zu viel geſagt, und nicht zum wenigſten beruht es gerade hierauf, daß Uhde den beſten Kreiſen unſeres Volkes einer der höchſtgeſchätzten und höchſtverehrten Meiſter geworden iſt.

Um das, was Uhde an bibliſchen Vorwürfen behandelt hat, rein künſtleriſch richtig zu würdigen, hat man gewiß zunächſt von dem Maler und von den Abſichten auszugehen, durch die er als ſolcher angeregt und geleitet ward. Ein ziemlich ſchiefer Standpunkt dürfte es ſein, in ihm einen bewußten Reformator religiöſer Kunſt ſehen zu wollen. Daß er an die Stoffe herantrat, die ihn am bekannteſten machten, beruhte vielmehr ohne Frage auf weſentlich anders gerichteten Gedanken. Mit dem Stoff und mit dem Verhältnis des Künſtlers zu ihm iſt es indes eine eigene Sache. Nicht am Gegenſtand haftet das Kunſtwerk; aber auch nicht rein zufällig nur wird deſſen Urheber durch ihn gepackt und feſtgehalten. Am wenigſten denkbar iſt das bei einem Uhde, in deſſen ganzem Schaffen uns nirgends ein gelegentlich einſetzendes geiſtreiches Spielen mit Dingen aufſtößt, die im Grunde ſeiner natürlichen Veranlagung widerſtreben. Daß er die großen Wirkungen erreichte, die von ſeinen Schilderungen bibliſch überlieferter Vorgänge ausgehen, begreift ſich ſchließlich nur dadurch, daß ihm das, was er malte, zum inneren Erlebnis geworden war, nicht zwar in ſeinem dogmatiſchen Inhalt, wohl aber in den aus dem Bilde nun wieder auf den Beſchauer eindringenden religiöſen Stimmungswerten.

Ohne die Tiefe rein menſchlichen Empfindens, die ihm zu eigen iſt, wäre Uhde nicht zu dem Meiſter geworden, als der er vor uns ſteht. Dieſe Tiefe des Empfindens, verbunden mit ungetrübt lauterem Wahrheitsdrang und ausgeſprochenſter Liebe zu unbefangener Natürlichkeit, iſt das, was ihn als Künſtler nach jeder Seite hin kennzeichnet. Hier wurzelt die Kraft, die ihn ein wirklich inniges Verhältnis zu den Stoffen ſeiner religiöſen Bilder finden ließ; hier aber liegt zugleich auch der Grund, auf dem ſein geſamtes übriges Schaffen ſich aufbaut. Aus der Seele hervorquellendes Bekenntnis innerſten Weſens iſt das ſowohl, was er an bibliſchen, wie das, was er an weltlichen Dingen malte. Hier wie dort weht uns derſelbe Geiſt entgegen, der in aufrichtiger Ehrlichkeit nichts anderes ſucht als ſchlichte Wahrheit des Lebens, das aber, dem er ſich zuwendet, in der ganzen tiefgründigen Fülle des Seins zu erfaſſen weiß. Daraus entſpringt es, daß Uhde in das Reich religiöſer Stimmungen hineingeführt ward, und daraus erklärt es ſich auch wieder, daß wir im Anblick ſpielender Kinder, die er ſchildert, kaum minder tief ergriffen werden als im Verweilen vor einem Bilde, das einen Moment höchſtgeſteigerten Daſeins behandelt. Hier wie dort iſt ſeine Kunſt die gleiche, und hier wie dort wird ſie durch einen Zug heiligen Ernſtes geadelt.

Nicht zu den meiſtbekannten Werken des Malers gehören die zahlreichen Darſtellungen, in denen wir ſeine eigenen Töchter verfolgen, wie ſie zuerſt in der Kinderſtube ſich tummeln und dann in Haus und Garten bei Spiel und Arbeit allmählich mehr und mehr heranwachſen; aber nirgends offenbart ſich die Eigenart des Meiſters echter und unmittelbarer, nirgends lernen wir ihn intimer kennen, und nirgends fühlen wir uns menſchlich näher zu ihm hingezogen, als es hier der Fall iſt. Die feinſten und reichſten Zauber Uhdeſcher Kunſt mitſamt den aus der lebenerfüllten Natur ihr zufließenden Quellen, aus denen ſie ſchöpft, entfalten ſich vor uns in dieſen Bildern, an die als letztentſtandenes das heute den Leſern vorgeführte ſich anreiht. Das „Stille Nacht, heilige Nacht“, das der Künſtler im traulich geſchloſſenen, vom Kerzenſchimmer des Weihnachtsbaums erhellten Zimmer ſeine Töchter ſingen läßt, atmet denſelben Geiſt wie das köſtliche Triptychon mit der im Stall zu Bethlehem von reizenden Engelkindern umgebenen Maria, in dem das heilige Märchen der Chriſtnacht vor uns zu holder Wirklichkeit wird. Umfangen werden wir hier und dort vom Hauch der gleichen, ebenſo innig wie echt deutſch anmutenden Poeſie, und verſtehen lehrt uns das Bild, wie Uhdes religiöſe Malerei lebendiges Leben ward, weil ſie in ſinnig ſchauendem und fühlendem Erfaſſen des Lebens wurzelt. Fendler.

Iſolde Kurz.

Iſolde Kurz.

Zu ihrem fünfzigſten Geburtstage.

Die Dichterin Iſolde Kurz, die am 21. Dezember ihren fünfzigſten Geburtstag feierte, hat ſich wenn auch langſam, ſo doch ſicher einen ehrenvollen Platz in der Literatur der Gegenwart errungen. Iſolde Kurz, 1853 zu Stuttgart als die Tochter des ſchwäbiſchen Dichters Hermann Kurz geboren, trat erſtmals im Jahre 1889 mit einem Band ſtimmungsvoller Gedichte an die Öffentlichkeit, und ihnen ließ ſie dann in unermüdlicher Arbeit eine Reihe von Novellen und Erzählungen folgen, deren Schauplatz teils Italien zur Zeit der Renaiſſance, teils ihre ſchwäbiſche Heimat und irgendeine Kleinſtadt in derſelben iſt. Unter dieſen Novellen darf wohl dem vor einigen Jahren erſchienenen Geſchichtenband „Von anno dazumal“ die erſte Stelle eingeräumt werden. In dieſen Geſchichten, die gar oft an die Kleinkunſt von Iſoldens Vater oder auch an die Eigenart von Marie v. Ebner-Eſchenbach erinnern, ſehe ich das Bezeichnendſte für das Talent der Dichterin, die freilich bei ihrer Vorliebe für die Kunſt und Poeſie Italiens, wo ſie ihre zweite Heimat gefunden hat, in ihrem neuſten Band, „Die Stadt des Lebens“, wieder dorthin zurückgekehrt iſt. Aber ſie hat ſich trotzdem nicht nur in ihrer ſchwäbiſchen Heimat, ſondern überall in deutſchen Landen treue Anhänger geworben.

Ich bin in der glücklichen Lage, für den Werdegang von Iſolde Kurz ihre eigenen Worte anführen zu können. „Eine Schule“, ſchrieb ſie mir einſt, „habe ich niemals beſucht, ſondern lief frei wie ein Füllen, eignete mir aber doch teils auf Wunſch meiner Mutter, teils aus eigenem Intereſſe die klaſſiſchen Sprachen an, während ich die anderen auf Reiſen und in vielem Verkehr mit Ausländern erlernte. Aber alles geſchah ohne Regelmäßigkeit und Ordnung, was ich ſpäter ſtets bedauerte. Dagegen war ich eine unerſättliche Leſerin, ſoweit ich nicht eigenen Produktionen nachhing, die ich ſtets vor Eltern und Geſchwiſtern verheimlichte, und trieb mit Leidenſchaft jede Art von Sport, die mir erreichbar war. Jugendfreundſchaften hatte ich ſo gut wie keine und litt ſehr unter der Vereinſamung, die notwendig aus dem Kontraſt meiner freien Erziehung mit den ſpießbürgerlichen Verhältniſſen der Heimat entſprang. Als ich die Enge gar nicht mehr ertrug, zog ich gemeinſam mit meinem Bruder, der an der Akademie ſtudierte, nach München, wo ich mich mit Überſetzungen (ich trieb das Handwerk ſeit meinem dreizehnten Jahr) und mit eigenen poetiſchen Erfindungen beſchäftigte, die ich zum erſtenmal an die Öffentlichkeit brachte. Dort führte mich unſer verſtorbener Freund Ludwig Pfau im Hauſe des geiſtvollen Komponiſten R. v. Hornſtein ein, mit deſſen liebenswürdiger, reich begabter Familie ich mich ſchnell aufs innigſte befreundete. Im Hornſteinſchen Hauſe verkehrte alles, was in Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft einen Namen hatte, und ich lernte dort das Glück einer höheren Häuslichkeit kennen, das ich bisher auch nicht im Traume für möglich gehalten hätte. Außerdem ſtand ich von meinem Vater her in freundſchaftlichen Beziehungen zu den Häuſern der Dichter Paul Heyſe, Wilhelm Hertz, Hermann Lingg. Dennoch litt es mich auch dort nicht lange; ich fühlte mich ſelbſt noch zu unfertig und ſtrebte nach neueren ſtärkeren Eindrücken und einer abermaligen Erweiterung meiner Grenzen. Daher als nach dreiviertel Jahren meine Familie der Geſundheit meines jüngſten, ſchwer leidenden Bruders wegen nach Florenz überſiedelte, gab ich unbedingt das liebgewordene München auf und ſchloß mich den Meinigen an. In Italien erſt wurde ich die ewige Unruhe los und fand mich in Übereinſtimmung mit meiner äußeren Umgebung. Was mir das herrliche Land und ſein Künſtlervolk geworden ſind, das ſteht auf jeder Seite, die ich geſchrieben habe. Schließlich erfuhr ich aber doch, daß es nicht möglich iſt, ſich ganz einer fremden Nation anzuſchließen, wie viele der eigenen Natur verwandte Züge man auch in ihr finde. Immer ſtärker ſehnte ich mich nach Deutſchland zurück, um nur einmal wieder in unſeren Eichenwäldern unſere Bauernburſche ein ſchwäbiſches Volkslied ſingen zu hören oder den ſüßlichen Neckargeruch einzuatmen, der mir von meiner Kindheit her ſo gut in Einnerung iſt. Darum lebe ich jetzt ſeit einer Reihe von Jahren, ſoweit es die Verhältniſſe geſtatten, abwechſelnd zwiſchen zwei ſehr unähnlichen Nationen und Kulturen, von denen ich keine entbehren kann, und verſtehe mich auch jetzt, wenn ich von außen komme, beſſer mit meinen Landsleuten, weil doch der Anblick ſo viel ernſten Strebens nach dem ewig lächelnden, italieniſchen Schlendrian wohltut.“

Iſolde Kurz iſt durch und durch Dichterin; und wer ſie als ſolche verſtehen will, der muß ſich immer wieder an ihre Gedichte halten. Ihre Erzählungen und Novellen führen ſie in weitere Kreiſe, als Dichterin kann ich ſie mir nur in dem engeren Kreiſe derer denken, die gleich ihr auf der Höhe ihrer Welt- und Lebensanſchauung des Lebens Freuden in dem Mute zum Leiden und des Lebens Not in der feigen Verehrung trügeriſcher Idole erblicken. Wohl macht ſich auch bei ihr ein eigenartig myſtiſcher Zug geltend; im Elternhaus völlig religionslos erzogen, hat ihre aufwärts ſtrebende Seele doch nie Befriedigung gefunden in dem öden und drückenden Materialismus des Diesſeits. Über dasſelbe hinaus hat ſie Wege und Bahnen geſucht und zwiſchen Wiſſen und Glauben Frieden gefunden in der freudigen und ſelbſtloſen Hingabe an den Gottesgeiſt in der Natur. Und dafür findet ſie gerade in ihren Dichtungen Töne und Worte, die mächtig ergreifen, weil wir aus ihnen ſie kennen lernen als eine „Gottſucherin“, die ſich emporſchwingt in ſeligem Ahnen über die irdiſche Gebundenheit.

Was Iſolde Kurz iſt, das iſt ſie ganz durch ſich ſelbſt geworden. Sie iſt ein ſtarker Charakter, der ſich ſein Daſeinslos ſelbſt geſchaffen hat, und ſie iſt, wie eine Freundin ſagt, „eine großartig angelegte, groß und warm fühlende, edle und vornehme Natur von ausgeſprochenſter Weiblichkeit, nichts Menſchlichem fremd und doch hoch über dem Alltäglichen ſtehend, keines kleinlichen Gedankens fähig, aber wo ſie ſich ganz gibt, von einer bezaubernden Kindlichkeit.“ Unter ſüdlichem Himmel feierte die Dichterin ihren fünfzigſten Geburtstag. Aber wir wiſſen es ja, ſie iſt ein Kind ihrer Heimat geblieben und wird es bleiben. Zuverläſſig dürfen wir glauben, daß ſie mit dem, was ſie ſeither geſchaffen, ihre Tätigkeit nicht abgeſchloſſen hat. Sie iſt keine von denen, die ihre Gaben raſch und mit einem Male verbrauchen. Die Stetigkeit ihrer literariſchen Entwicklung verbürgt uns auch die Dauerhaftigkeit ihres Schaffens. Sie bleibt, was ſie geworden, weil ſie ſich ſelbſt treu iſt.

Ulm. Th. Ebner.

Finkenwärderſche Fiſcher.

Die letzten großen Stürme in der Nordſee haben wiederum ſchwere Verluſte unter den Fiſchern der Elbmündung zur Folge gehabt. Drei Boote ſind mit ihren Beſatzungen dem Sturme zum Opfer gefallen. Derartige Verluſte in der Fiſcherflotte ſind leider jedes Jahr zu verzeichnen. In dem Heimatshafen der meiſten Nordſeefiſcher, der Inſel Finkenwärder bei Hamburg, lebt eine große Zahl von Witwen, deren Männer Opfer ihres ſchweren Berufes geworden ſind. Der Erwerbszweig der Fiſcherei aber vererbt ſich trotzdem Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn, und ſo hat ſich denn an den Nordſeeküſten ein Stamm herausgebildet, der unter der ſeemänniſchen Bevölkerung den tüchtigſten Erſatz für die Marine liefert. Es iſt eine bekannte Tatſache, daß die Fiſcher die beſten und die nüchternſten Seeleute ſind; auf ihren Kuttern und Ewern, zweimaſtigen Fahrzeugen, wettern die Finkenwärderſchen und Blankeneſer Fiſcher die ſchwerſten Stürme auf der Nordſee ab, und man muß es geſehen haben, wie die Boote geführt werden, um volle Hochachtung vor der ſeemänniſchen Tüchtigkeit unſerer Fiſcher zu bekommen.

Die einzelnen Fahrzeuge, die den Fang meiſt jedes für ſich ſelbſt betreiben, beſitzen eine Größe von 40 bis 50 t. Sie ſind vollſtändig gedeckt und führen mittſchiffs, in den Schiffsrumpf eingebaut, den Tank für die gefangenen Fiſche. Die Außenhaut des Fahrzeugs iſt an der Stelle des Fiſchkaſtens durchlöchert, wodurch den darin untergebrachten Fiſchen ununterbrochen das nötige friſche Waſſer zugeführt wird. Sind die Boote von ihrem Heimatshafen aus auf ihren Gründen angelangt, ſo wird mit ganz kleinen Segeln das Netz achteraus geſchleppt und alle zwei bis drei Stunden an Bord geholt, um den Inhalt in den Raum zu verladen. Die Boote kehren nun nicht eher wieder zurück, als bis ſie ihre volle Ladung haben. Dazu gehört bald eine längere, bald eine kürzere Zeit; es kommt vor, daß bisweilen drei Wochen darüber vergehen. Vorzüglich wird der Fang in der Nähe von Helgoland ausgeübt, indes werden auch weitere Touren nach Norden unternommen.

Viel Konkurrenz wird den Fiſcherewern durch die Dampfer gemacht, die weniger vom Wind und Wetter abhängig ſind und ihre Ware regelmäßiger auf den Markt bringen können. Immerhin hält ſich die Fiſchereiflottille der Unterelbe auf einem Beſtand von etwa 250 Fahrzeugen; davon entfallen ungefähr 200 auf die Finkenwärderſchen und 50 auf die Blankeneſer Fiſcher. In der jetzigen Jahreszeit liegen mitunter die Ewer lange Zeit in Kuxhaven, da ſie wegen der Nordweſtſtürme am Ausſegeln verhindert ſind, und es entwickelt ſich dann hier ſehr oft ein maleriſches und farbenprächtiges Bild, wenn die braunen Lohſegel geſetzt werden und die Boote in dichtem Rudel Anker aufgehen. Unſere Abbildung zeigt eine Anzahl Finkenwärderſche Boote, die mit gerefften Segeln die Elbe auf kreuzen.

Berliner Bilder.

Straßenverkauf von Automatenfiguren.

Noch in keinem Jahre iſt zur Weihnachtszeit die Zahl der Straßenverkäufer, die bewegliche Figuren aus Blech feilhalten, ſo groß geweſen wie diesmal. Man findet dieſe Verkäufer auf allen öffentlichen Plätzen, aber das Zentrum dieſes Spezialhandels liegt anſcheinend in der Umgebung des Potsdamer Tors. Die Berliner Straßenpolizei, die zur Weihnachtszeit gegen alle Straßenhändler, ob groß ob klein, ſehr nachſichtig iſt, geſtattet es, daß die Händler auf großen Flächen des Aſphalts in den Straßen und hinter den Torgebäuden ihre Figuren aufſtellen, aber auch Probe laufen laſſen. Um jeden Händler, der ſeine Figuren in Gang ſetzt, bildet ſich eine dichte Korona von Zuſchauern, unter denen die Droſchkenkutſcher der benachbarten Halteplätze das Stammpublikum bilden und mit ebenſo ſachverſtändigen wie ſchnodderigen Bemerkungen die Produktionen begleiten.

Die Automatendame in Blau oder Rot, die gravitätiſch über den Aſphalt auf Rollen läuft, erregt ihr Intereſſe ebenſo wie das watſchelnde Walroß, der ſtolpernde „kleine Cohn“ und der ſehr mobile „Dreſchgraf“. Die automatiſchen Kriegsſchiffe, die ſich fortwährend im Kreiſe herumbewegen, als hätten ſie die Drehkrankheit, beweiſen doch, daß ſie mehr können als unſere wirklichen Kriegsſchiffe: nämlich auch auf dem Trocknen ſich fortzubewegen. Das Karuſſell, der Clown mit dem ſtörriſchen Eſel ſind alte Bekannte, ebenſo der Jinrikiſhahmann aus Japan; neu ſind: der Kugelſchwinger, der Jäger mit dem Dackel, die Automobilen und der Glanzpunkt jeden Verkaufsſtandes, die Bahn des „Looping the Loop“-Fahrers, nebſt automatiſcher Figur.

Das milde, meiſt trockene Wetter, das ſeit längerer Zeit in Berlin herrſcht — das Thermometer ſteht beſtändig über Null — begünſtigt den Handel mit dieſen automatiſchen Figuren, und da der Zudrang von Käufern in den Berliner Geſchäften enorm iſt, werden wohl auch die „Automatenhändler“ auf ihre Koſten gekommen ſein.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— In dem Wettbewerb um den Neubau der evangeliſchen Salvatorkirche zu Breslau iſt der erſte Preis dem Architekten Iwan in Charlottenburg, der zweite Heeger u. John in Friedenau, der dritte Hanauer u. Wünſche in Dresden zugefallen.

— Der Magiſtrat zu Nürnberg hat den auf 600 000 ℳ veranſchlagten Bau eines Künſtlerheims nach den Entwürfen des ſtädtiſchen Architekten Seegy genehmigt und zugleich zu den durch freiwillige Spenden aufgebrachten 500 000 ℳ den Reſtbetrag der Bauſumme als ſtädtiſchen Zuſchuß bewilligt. Das Gebäude, das im Erdgeſchoß die Verwaltungs- und Verſammlungsräume, im oberen Stockwerk die ſtädtiſche Gemäldegalerie und die Ausſtellungsſäle enthalten wird, ſoll zu der für das Jahr 1906 geplanten Ausſtellung fertiggeſtellt ſein.

— Die Ausführung eines in Werder a. d. Havel am 18. Oktober k. J. zu enthüllenden Kaiſer-Friedrich-Denkmals iſt dem Bildhauer Hans Arnoldt zu Berlin übertragen worden.

— Der Univerſität der Stadt Kiel hat eine dort kürzlich verſtorbene Dame, Frl. Lotte Hegewiſch, ihr auf 600 000 ℳ geſchätztes Beſitztum, ein an der Düſternbrooker Allee gelegenes Grundſtück, unter der Bedingung vermacht, daß auf demſelben binnen fünf Jahren das Kunſtmuſeum errichtet wird, deſſen Bau die Regierung dem Kunſtverein bereits 1887 zugeſagt hatte. Letzterer hatte inzwiſchen auf dem Kieler Schloßgrund aus eigenen Mitteln eine Kunſthalle erbaut, die aber wieder dem Abbruch verfiel, als das Schloß für die Hofhaltung des Prinzen Heinrich eingerichtet wurde. Seitdem hat der Verein eines eigenen Heims entbehrt und auf die Aufſtellung ſeiner Gemäldeſammlung verzichten müſſen, da die Regierung auch eine neuere Zuſage bisher unerfüllt ließ. Nachdem jetzt ein Grundſtück und außerdem an Beiträgen aus der Provinz und der Stadt 140 000 ℳ aufgebracht worden ſind, hofft man endlich durch ſtaatliche Bewilligung der noch fehlenden Mittel zu dem lange erſehnten Muſeumsbau zu gelangen, der ein Mittelpunkt der künſtleriſchen Intereſſen Schleswig-Holſteins werden ſoll.

— Ein neues, Aufſehen erregendes Werk, das ihn ſchon ſeit manchem Jahre beſchäftigte, hat Auguſte Rodin, der große franzöſiſche Bildhauer, in der Statue ſeines „Penſeur" vollendet. In der Geſtalt eines nackten Mannes, der vornübergebeugt, den Kopf auf den gegen das Knie geſtemmten Arm ſtützend, in ſich geſchloſſen daſitzt, verkörpert der Künſtler die den ganzen Menſchen beherrſchende und anſpannende Arbeit des Denkens in ſo meiſterlicher Weiſe wie in ſeinem Standbild Viktor Hugos die des ringend geſtaltenden dichteriſchen Sinnens. Im Bronzeguß ſoll das Werk auf der Weltausſtellung zu St. Louis erſcheinen.

— Die Galerie Heinemann zu München, deren impoſanter, nach den Entwürfen von E. Seidl in Sandſtein ausgeführter, mit plaſtiſchem Bildwerk gezierter Neubau am Maximiliansplatz die Stadt um eine Sehenswürdigkeit bereichert hat, führt in ihren Ausſtellungsräumen gegenwärtig eine Sammlung von etwa hundert Aquarellen und Zeichnungen Adolf Menzels vor, die im weſentlichen dem Inhalt der in Berlin und in London ſtattgehabten Menzel-Ausſtellungen entſpricht.

— Unter dem Vorſitz des Grafen v. Kalckreuth hat in Weimar ein Kongreß von etwa ſechzig hervorragenden Vertretern und Mitgliedern der deutſchen ſezeſſioniſtiſchen Kunſtverbände ſtattgefunden, um deren engeren Zuſammenſchluß zu gemeinſamem Auftreten zu beraten. Anweſend waren unter anderen Klinger, Liebermann, Uhde, Stuck, Artur Kampf, Dill, Marr, Frhr. v. Habermann, Trübner, Olde, Leiſtikow, L. v. Hofmann, Slevogt, Klimſch, Erler, Georgi, Th. Hagen, G. v. Bochmann, Schultze-Naumburg, K. Vinnen, Mackenſen, C. Grethe, Corinth, Lepſius, Gaul, Tuaillon und van de Velde ſowie verſchiedene Kunſtgelehrte und Kunſtfreunde. Beſchloſſen wurde die Vereinigung zu einem „Deutſchen Künſtlerbund", der ſeine Zentralſtelle in Weimar haben ſoll, die Einzelverbände, zu denen auch die „Scholle" zählt, in ihrer Selbſtändigkeit nicht beſchränkt, in den Kunſtzentren aber zugleich mit Geſamtausſtellungen hervortreten und dazu möglichſt eigene Räume beſchaffen, außerdem die Begründung einer großen modernen Galerie anſtreben ſowie die Errichtung von Werkſtätten zu rationeller künſtleriſcher Ausbildung betreiben will. Neben ausführenden Künſtlern ſollen auch Kunſtfreunde und Kunſtforſcher in den Verband Aufnahme finden, um damit zu betonen, daß nicht die Pflege perſönlicher Künſtlerintereſſen, ſondern die künſtleriſcher Kultur ſein Ziel iſt. In den Vorſtand wurden dementſprechend neben dem Grafen v. Kalckreuth, dem man das Präſidium übertrug, und neben Liebermann, Klinger, Uhde, Leiſtikow, Stuck, Tuaillon und Hagen noch der Direktor Graf v. Keßler in Weimar als Vizepräſident ſowie Geheimrat v. Seidlitz in Dresden, Prof. Lichtwark in Hamburg, Dr. Pauli in Bremen, Weigand in München und Frhr. v. Bodenhauſen in Weimar gewählt. An den Reichskommiſſar für St. Louis richtete man die Anzeige, daß eine Deputation mit ihm über eine eventuelle Beteiligung an der Weltausſtellung zu beraten bereit ſei. Seitens des weimariſchen Hofes wird der bedeutſamen neuen Gründung das regſte Intereſſe entgegengebracht; der Großherzog veranſtaltete zu Ehren der verſammelten Sezeſſioniſten ein feſtliches Diner.

Theater und Muſik.

— Im Deutſchen Theater zu Berlin fand das neue Schauſpiel „Der Meiſter" von Hermann Bahr bei der erſten Aufführung ſehr lebhaften Beifall, wenn auch einiger Widerſpruch laut wurde. Beſonders gefiel der zweite Akt.

— Das neue Schauſpiel „Stella und Antonie" von O. Bierbaum ging mit ſtarkem Erfolg im Reſidenztheater zu München in Szene. Auch im Hoftheater zu Braunſchweig fand das Stück günſtige Aufnahme. — Sudermanns „Sokrates, der Sturmgeſelle" wurde im Münchner Schauſpielhaus trefflich aufgeführt, trug aber nur teilweiſe ſtärkeren Beifall davon. Zuletzt ſiegten die Beifallsſpender über die Minderzahl der Gegner. — Im Gärtnerplatztheater trug die Poſſe „Der Privatdetektiv" von Rauchenegger und Dreher einen Heiterkeitserfolg davon.

— Im Alten Theater zu Leipzig wurde der neue franzöſiſche Schwank „Luſtige Ehemänner" von A. Mars und A. Barré (deutſch von M. Schönau) zum erſtenmal aufgeführt, ein tolles Poſſenſtück mit verbrauchten Motiven und Figuren, ſehr unglaubhaften Verwechſlungen und Situationen, ſtarken und oft geſchmackloſen Witzen, das nur auf die Lachluſt berechnet iſt und dem feineren Geſchmack nicht zuſagt. Der erſte Akt gefiel beſſer als der zweite mit den vielen Verwirrungen. Nach dem Schlußakt folgte nur ſchwacher Beifall. An der flotten Darſtellung war nichts auszuſetzen.

— Vier verſchiedenartige neue Einakter gingen mit Erfolg im Schauſpielhaus zu Leipzig in Szene. Starken äußeren Erfolg erzielte das Schauſpiel „Der Kaufmann" von F. A. Beyerlein, obwohl die Handlung nur als eine dramatiſche Skizze mit tragiſchem Abſchluß gelten kann. Ein Kaufmann, der durch ſeinen gewiſſenloſen Kompagnon zugrunde gerichtet wurde, erſchießt dieſen, um ſeine kaufmänniſche Ehre zu retten. — Sinnreicher und wertvoller erſchien das Dramolet „Herbſt" von W. Schmidt-Häßler, ein feinſinniges Stimmungsbild. Als milder Menſchenfreund tritt der Tod auf, deſſen Reden den alten ſterbenden Grafen mit wohltuender Ruhe erfüllen und in einem ſinnigen Gedicht ausklingen. Die Aufführung verdiente vollen Beifall. — Am meiſten Wirkung errang ſich die Komödie „Der Dieb" von O. Mirbeau, eine witzige Satire, worin Perſonen und Verhältniſſe der Pariſer Geſellſchaft verſpottet werden. Recht dankbar ſind darin die beiden Hauptrollen des Diebes und des Beſtohlenen, die vortrefflich dargeſtellt wurden. — Weniger zündkräftig war zuletzt die Plauderei „Lore" von O. E. Hartleben. Die übermütige, von Frl. Eiſenhut gewandt geſpielte Lore erweckte lebhaften Beifall. — Das neue Drama „Robespierre" von Heinrich Welcker brachte es bei der erſten Aufführung nur zu äußerem Erfolg. Die uralte Handlung des Stückes gibt keine lebendige Vorſtellung von den furchtbaren Ereigniſſen der Zeit. Robespierre wird nicht als blutiger Dämon der Revolution charakteriſiert, ſondern ergeht ſich in Reden und Reflexionen. Nur Danton tritt wirkſam hervor. Der Diktion fehlt es an Kraft und Pathos. Am meiſten wirkte der Schlußakt.

— Eine neue Komödie „Die kleine Reſidenz" von Alois Wohlmuth, eine Satire auf das Hofſchranzentum, wurde im Intimen Theater zu Nürnberg mit Beifall aufgenommen.

— Zum Gedächtnis des vierzigſten Todestages Hebbels kam im Königlichen Theater zu Dresden die Tragödie „Gyges und ſein Ring" zur Aufführung.

— Im Reſidenztheater zu Wiesbaden gefiel der neue Schwank „Der müde Löwe" von P. Bliß und J. Witkowſki.

— Im Burgtheater zu Wien ging zum erſtenmal das Drama „Eine Wohltat" von Ferdinand v. Saar in Szene, brachte es aber nur zu einem Achtungserfolg. Am beſten gefiel Frau Medelſky in der Hauptrolle als Bauernmädchen. — O. Wildes Drama „Salome" wurde im Deutſchen Volkstheater vom Publikum abgelehnt. Stürmiſcher Beifall wurde durch heftiges Ziſchen bekämpft. Die Trägerin der Titelrolle, Frl. Hartwig aus Berlin, feſſelte durch Leidenſchaft und fortreißendes Temperament. — Vorher hatte ein neuer Einakter „Der Nachtmahr" von Erich Korn Beifall erweckt; aber der kraſſe Schluß, wo die wahnſinnig gewordene Heldin des Stückes als Nachtgeſpenſt ihren Geliebten mordet, erregte ſtarke Oppoſition.

— Ein neues Drama „Oblaka" (Freie Wolken) von dem tſchechiſchen Dichter Jaroſlav Kvapil trug im Nationaltheater zu Prag lebhaften Beifall davon.

— Zum erſtenmal wurde Sardous neues Drama „La sorcière" (Die Hexe) im Sarah-Bernhardt-Theater zu Paris aufgeführt. Die erſten Akte des Stückes, das vielfach an frühere Schauerdramen des Dichters erinnert, boten wenig Intereſſantes, dagegen iſt der vierte, vor dem Inquiſitionstribunal ſpielende Akt packend und mit raffiniertem Geſchick durchgeführt. Darin errang ſich Sarah Bernhardt in der Titelrolle ſtürmiſchen Beifall. — Das Antoine-Theater führte das neue Drama „Maternité" von O. Brieux auf; nur einige ſenſationelle Szenen fanden Beifall.

— Zur Feier des hundertjährigen Geburtstages von H. Berlioz wurde im Hoftheater zu München die Oper „Benvenuto Cellini" gegeben und fand lebhaften Beifall.

— Im Neuen Theater zu Köln ging „Fauſts Verdammnis" von H. Berlioz in dramatiſcher Bearbeitung mit Erfolg in Szene. Die Handlung konnte freilich nicht beſonders wirken, wenn auch die Darſtellung anerkennenswert war.

— Verdis „Falſtaff" wurde im Stadttheater zu Graz trefflich aufgeführt und erzielte außerordentlichen Erfolg.

— Das Skalatheater zu Mailand eröffnete ſeine Winter-Stagione mit Richard Wagners „Rheingold", das bedeutenden Erfolg hatte.

— Die neue Oper „Alpenkönig und Menſchenfeind" von Leo Blech (Text von Batka) ging mit gutem Erfolg im Stadttheater zu Zürich in Szene.

— Im Metropolitan-Opernhaus zu Neuyork wurde Rich. Wagners „Walküre" unter Leitung F. Mottls aufgeführt, aber der Erfolg blieb hinter der Erwartung zurück.

Hugo v. Hofmannsthals „Elektra".

Der Wiener Lyriker Hugo v. Hofmannsthal, der in ſeinen Dramen „Der Tod Tizians" und „Der Abenteurer" eine feine, wenn auch zuweilen geſuchte Kunſt bei der Behandlung des Zuſtändlichen und Stimmungsvollen gezeigt hat, iſt vor der Aufgabe nicht zurückgeſchreckt, eine der machtvollſten und tiefſten Schöpfungen des klaſſiſchen Altertums ſeinem modernen Empfinden anzupaſſen. Er wählte dazu die „Elektra" des Sophokles, in der uns der großartigſte und erſchütterndſte Frauencharakter der Antike erhalten iſt und die Handlung der Äſchyleiſchen „Oreſtie" in ihrer urſprünglichen Faſſung, wie ſie uns Homer überliefert hat, an uns vorüberzieht. Sophokles läßt ſeine Dichtung ganz in dem Gedanken der Blutrache wurzeln, die als eine heilige, von der Religion gebotene Handlung gefordert wird. Sein Oreſt zweifelt keinen Augenblick daran, daß er die Pflicht habe, den Königsmörder Ägiſth, der zugleich ein verabſcheuungswürdiger Tyrann iſt, ſowie ſeine Mutter Klytämneſtra, die ihren Gatten mit dem Beil erſchlug, zu töten. Er führt ſein ſchreckliches Richtamt aus, ohne auch nur einen Augenblick in ſeinem Willen beirrt zu ſein und ohne, wie bei Äſchylos, von den Erinnyen verfolgt zu werden. Mit Recht betont Wilhelm Jordan in der Vorrede zu ſeiner trefflichen Überſetzung dieſes Dramas, daß die Elektra des Sophokles uns trotz des ſchauerlichen Ausgangs der Tragödie in ihrer wilden Größe mit Bewunderung und Liebe erfülle, weil der Durſt nach Vergeltung ſich bei ihr aus dem Allerheiligſten des Frauenherzens, dem weiblichen Familiengefühl, dieſer Grundlage der menſchlichen Geſittung, erkläre. „Nur als anbetende Tochter, als hingebend liebende Schweſter", meint der Erneuerer des Nibelungenliedes, „hat ſie ſich rieſig aufgerichtet zur Hohenprieſterin der Rache."

Hugo v. Hofmannsthal hat den Verſuch gemacht, dieſe Dichtung „nach Sophokles", wie er auf dem Titel ſeines Stückes ſagt, aus modernen Empfindungen zu erneuern, die feſten Umriſſe der auftretenden Figuren zu verwiſchen und das Pathos der Rache bis zum Abſtoßenden und Rohen zu verſtärken. Obwohl wir durchaus nicht der Anſicht ſind, daß zu einer ſolchen Neudichtung ein tieferer Anlaß vorlag und es gewiß würdiger geweſen wäre, das herrliche antike Werk in ſeiner Bühnenkraft zu erproben, darf doch nicht geleugnet werden, daß dieſe neue „Elektra" bei ihrer Aufführung im Kleinen Theater zu Berlin auf einen Teil des Publikums mit der Kraft des Senſationellen gewirkt hat. Das Stück verſetzt uns in den inneren Hof, der von der Rückſeite des Palaſtes und niedrigen Gebäuden begrenzt wird. Bei dem unheimlich roten Schein, der auf die Bühne fällt und die Geſtalten bald grell beleuchtet, bald in tiefe Schatten hüllt, und bei einem aus frei dahinwogenden Verſen beſtehenden Dialog, der entweder leiſe geflüſtert oder leidenſchaftlich herausgeſtoßen wird, ſehen wir zunächſt Dienerinnen und Aufſeherinnen am Ziehbrunnen im Geſpräch, das uns in die Stimmung der zurückliegenden und kommenden Vorgänge verſetzt. Dann tritt Elektra auf, wie es in der Bühnenweiſung heißt, mit den Flecken roten Lichts, die aus den Zweigen des Feigenbaums ſchräg über den Boden und auf die Mauer fallen wie Blutflecke. Wieder gedenkt ſie der ſchrecklichen Stunde, in der ihr Vater dahingeſchlachtet wurde und die ehebrecheriſche Mutter ſich ihrer Schandtat rühmt. Elektra kann nicht vergeſſen, während ihre mildere Schweſter Chryſotheme ſie zu beſänftigen ſucht. Zu der von Wut und Rachegefühl Erſtarrten kommt Klytämneſtra, mit Edelſteinen und Talismanen bedeckt, mit dem Weſen einer Schlange, und es entſpinnt ſich ein Zwiegeſpräch voll Hohn und Leidenſchaft, bei dem der Gegenſatz der beiden Charaktere mit größter Schärfe zum Ausdruck kommt. Wir führen dieſe Szene, welche in dem ſchnellen Verlauf der Handlung die eigentliche Grundlage der Hofmannsthalſchen Dichtung darſtellt, unſeren Leſern im Bilde vor und verweiſen im übrigen auf das Drama ſelbſt, das gleich nach ſeiner Aufführung als Buch bei S. Fiſcher in Berlin erſchienen iſt. Die Aufführung im Kleinen Theater mit den Damen Bertens und Eyſoldt als Klytämneſtra und Elektra bewegte ſich in den grellen Gegenſätzen des Spiels und Vortrags, die Hofmannsthal für ſeine einaktige Dichtung verlangt. Aus den lichten Höhen heroiſcher Leidenſchaft, wo bei Sophokles auch das Furchtbarſte menſchlich geadelt und durch das Erhabene der Geſinnung zur Schönheit umgewandelt wird, führt uns der Wiener Dichter in die ſchwüle beklemmende Atmoſphäre einer Verbrecherhöhle, wo im Hintergrund finſtere Gedanken, Mord und blutige Vergeltung lauern und der tragiſche Vorgang der Antike ſich in einen modernen, grauſenerregenden Spuk verwandelt. Eugen Zabel.

Marabus und Flamingos.

Gemälde von Paul Neuenborn.

Mag der Beſucher des zoologiſchen Gartens für die Beſichtigung der den Schwimm- und Sumpfvögeln eingeräumten Teiche und Gehege auch noch ſo wenig Zeit verfügbar haben, zwei Vögel oder Vogelgruppen hemmen doch unwillkürlich die Schritte des Eilenden, und zwar eine Geſellſchaft Flamingos am Rande des Gewäſſers und ein ſonderbarer Geſell, den man Marabut oder Marabu nennt. Beide Arten gehören mit Recht unter allen Vögeln gleicher oder ähnlicher Größe und Sippe zu den Schauſtücken der zoologiſchen Gärten. Das abſonderliche Äußere und Gebaren dieſer wunderlichen Tiere bietet aber auch dem Künſtler einen dankbaren Stoff zur Darſtellung, wie wir aus dem umſtehend reproduzierten Bilde des Münchner Malers Paul Neuenborn erſehen, das auf der diesjährigen Internationalen Kunſtausſtellung zu Venedig ſeine erheiternde Wirkung auf das Publikum nicht verfehlte. Der Künſtler hat die durch ſeltſame Geſtalt, phantaſtiſche Bildungen, barocken Körperbau, groteske Erſcheinung, komiſches Weſen ausgezeichneten Vögel bei aller liebe- und humorvollen Schilderung doch echt und naturwahr auf die Leinwand gebannt.

Melancholiſch-ernſt ſtehen im Vordergrund einige Marabus, während ſich im Hintergrund eine vielköpfige Geſellſchaft ſchneeig und roſig ſchimmernder Flamingos zuſammengefunden hat. Welch merkwürdige Kontraſte in Tracht und Gebaren dieſer beiden Vogelarten, die aber doch zu einer und derſelben Gemeinſchaft gehören! Hier ein robuſter, auf ſtämmigen Beinen ruhender Körper mit einem dicken, nackten, grindhäutigen, am unteren Ende noch durch einen frei hängenden Kropfſack verunſtalteten Hals und mit großem haarfederigen, in einen gewaltigen Keilſchnabel auslaufenden Kopf; dort ein geſtreckt gebauter, von dünnen Rohrſtengelbeinen getragener Entenrumpf, ein außergewöhnlich langer, beweglicher Schlangenhals und ein ſonſt im ganzen Vogelreich nicht wiederkehrender, in der Mitte plötzlich und ſcharfwinklig abwärts gebogener Doſenſchnabel bei durchweg glatter, ſchmucker Befiederung.

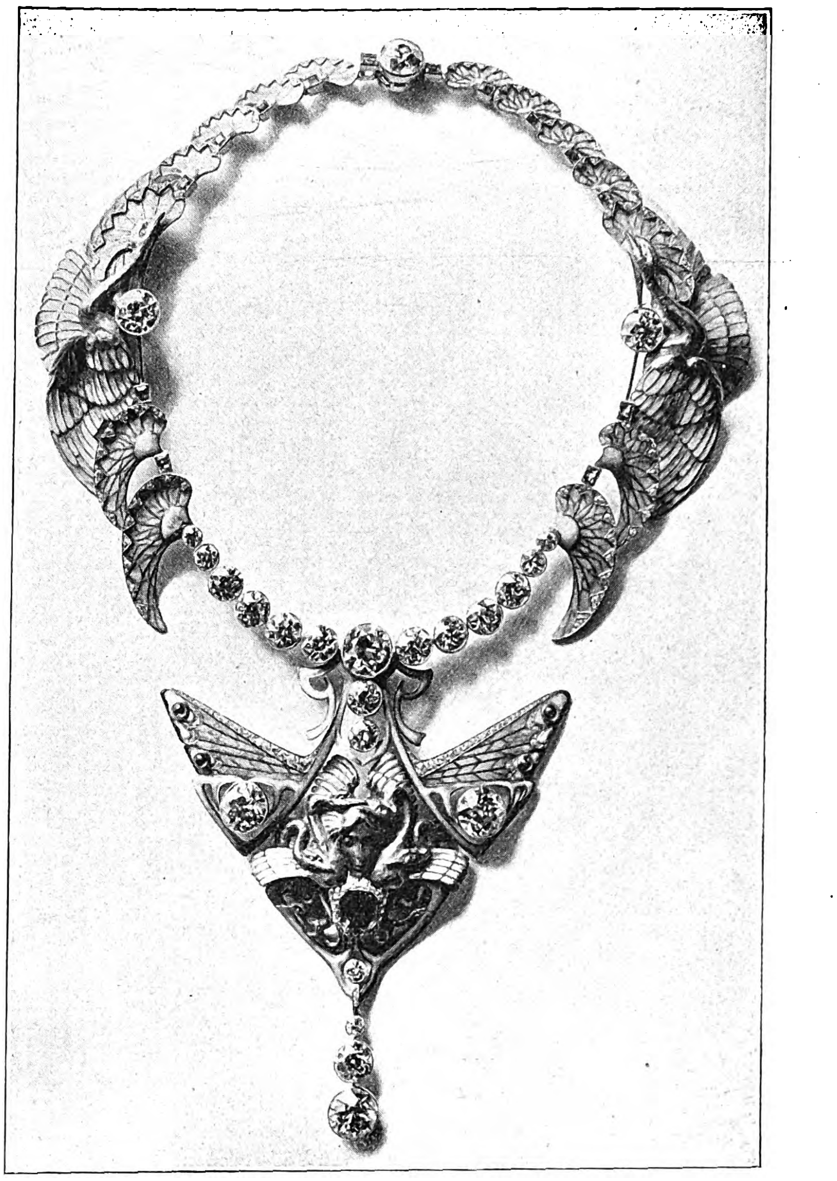
Der ſeltſamere, intereſſantere, aber auch häßlichere unter den dargeſtellten Vögeln iſt unſtreitig der Marabu. Da ſteht einer dieſer Weltweiſen in närriſch-würdevoller Haltung, mit tief in die Schulterkrauſe eingezogenem Hals und Kopf und geſenktem Schnabel oft ſtundenlang und unbekümmert um das Getreibe ringsumher, unbeweglich in das Nichts ſtarrend wie ein über Sein und Nichtſein grübelnder alter mohammedaniſcher Heiliger oder Marabut. Dort wendet ſich ein zweiter, beläſtigt durch das aufdringliche Geplärr in ſeiner Nähe, zum Gehen, dem nichtsnutzigen Kleinzeug verächtlich Hanns Heinz Ewers' Worte entgegenſchleudernd: „Was iſt Euch Buddha? Und was kümmert's Euch, was Weiſe denken! Euch iſt's gleich, wohin Ihr geht, woher Ihr kommt, und was Ihr ſeid! Ihr kriecht durch Schlamm und faules Gras, der dickſte Schmutz iſt Euer Lebenszweck, Ihr ſeid und bleibt ein" — Hier wiederum ſchreitet ein dritter bedächtig und, wie immer, gebückt und mit nach dem Ferſengelenk gezogenen Schwanz- und Schwungfedern einher, bei jedem Schritt alles wohl erwägend, gleich einem gewiſſen Bedienſteten der alten Schule, dem die übriggebliebenen Haarbüſchel des Hinterkopfes über die Binde hinausſtehen und die langen Frackſchöße in die Kniebeuge ſchlagen: ein Bild der Zugeknöpftheit und der erſterbenden Unterwürfigkeit zugleich.

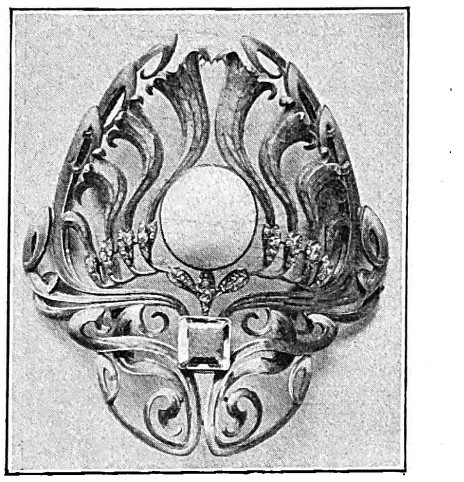
Die echt orientaliſche, bei dem Vogel aber unbedingt komiſch wirkende Ruhe und Gemeſſenheit, die der in ſich gekehrte Marabu in Weſen und Bewegung offenbart, tritt ſo recht in Gegenſatz zu dem Benehmen und Gebaren des gutmütigen, vergnüglichen, geſelligen Flamingos, der, wenn er leicht, graziös, etwas wiegend und erhobenen Hauptes dahinwandelt, unwillkürlich an einen überſchlanken, gezierten, kniehoſigen Tanzmeiſter der „guten alten Zeit" gemahnt. Und die Bilder in einer Herde ſolcher ſchnatternder, gründelnder, neſtelnder, putzender, tänzelnder, auf einem Bein ruhender, flügellüftender, einander anſchnarrender, mit dem Hals die merkwürdigſten Schlangenwindungen ausführender Vögel wechſeln ja förmlich kaleidoſkopartig; einer und doch keiner gleicht dem anderen. B. Dürigen.

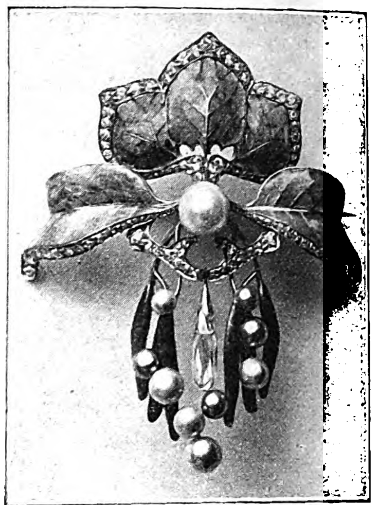
Modernes Kunſtgewerbe.

Juwelier- und Goldſchmiede-Arbeiten.

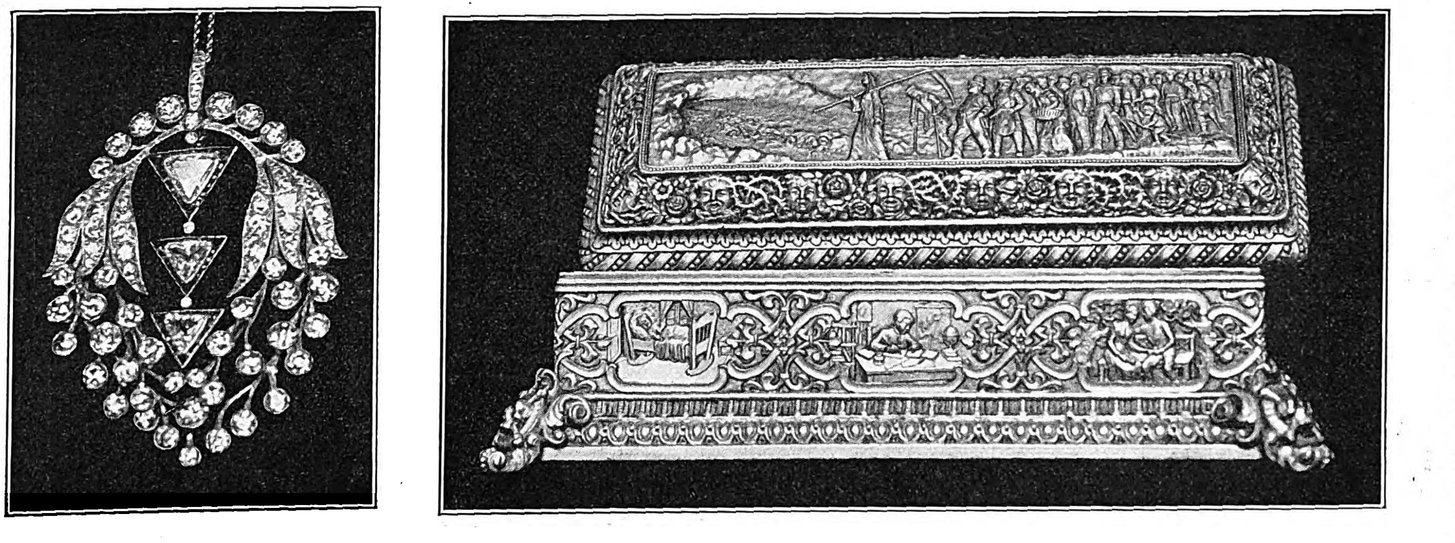
Durch die Fälſchung der Tiara des Saitaphernes iſt der ruſſiſche Goldſchmied Israel Ruchomowſki berühmt geworden. Seine erſtaunliche Geſchicklichkeit in der Nachahmung antiker Goldfunde hat er in Paris bewieſen. Im letzten Jahre hatte er eine Anzahl ſolcher Nachahmungen ausgeſtellt und erregte damit weit größeres Aufſehen als mit ſeinen modernen Arbeiten. Immerhin brachte ihm ſeine Ausſtellung eine Goldene Medaille ein. Eine Anzahl von Arbeiten Ruchomowſkis iſt jetzt in Berlin bei Gebrüder Friedländer zu ſehen. Einiges davon bilden wir hier ab, und zwar einen kleinen, aus Silber getriebenen Sarkophag mit den Darſtellungen der Lebensalter nebſt einem figurenreichen Zuge des Todes auf dem Deckel ſowie eine Broſche. Die ſubtile Feinheit dieſer Arbeiten verdient alle Anerkennung; namentlich in den getriebenen Reliefs des in der Größe einer Schnupftabaksdoſe gehaltenen Sarkophags wird die Fälſchergeſchicklichkeit des Mannes offenbar. Andere Arbeiten Ruchomowſkis, wie ein Trinkhorn mit Skythendarſtellungen, die Statuetten einer Viktoria oder der Minerva und des Achilles, endlich ein Halsſchmuck mit der Darſtellung einer Löwenjagd, ſind vielleicht noch ſchlagendere Beiſpiele einer Kunſtfertigkeit, die nach unendlichen Mühen antike Techniken wiederbeleben konnte, welche für verloren und unnachahmlich galten.







Schmuckſachen von Philippe Wolfers in Brüſſel.



In Silber getriebene Arbeiten von Israel Ruchomowſki aus Odeſſa.

Ausgeſtellt bei Gebrüder Friedländer in Berlin.

Neben dem Franzoſen René Lalique hat ſich ſeit mehreren Jahren der Belgier Philippe Wolfers eine ſelbſtſtändige künſtleriſche Stellung bewahrt. Während viele andere der glänzenden Bahn des Pariſer Meiſters gefolgt und ſchließlich in ſchwächlichen Nachahmungen geſcheitert ſind, hat Wolfers ein eigenes Genre entwickelt. Zunächſt iſt ſein Schmuck etwas tragbarer als derjenige Laliques: nicht ſo ſubtil, ſo ſuperfein und phantaſtiſch. Ein guter Geſchmack paart ſich mit einer virtuoſen Technik. Gern gönnt Wolfers der plaſtiſchen Kunſt einen Anteil am Geſchmeide, wie er ja auch beſonders als Elfenbeinplaſtiker entzückende Figuren geſchaffen hat. Auch Gläſer mit Ornamenten, die aus dem farbigen Überzug herausgeſchnitten ſind, hat Wolfers geſchaffen und höchſt geſchmackvoll in Bronzen montiert. Bei Gebrüder Friedländer in Berlin iſt gegenwärtig, zugleich mit den Arbeiten Ruchomowſkis, eine ganze Anzahl Werke von Wolfers ausgeſtellt: eine kokette Bronzefigur „fleur éclose“, eine Elfenbeinſtatuette und einige Kolliers mit transluzidem Email, mit Opalen und Turmalinen. Die Erfindung der Motive iſt höchſt originell und die Ausführung dieſer Unika vorzüglich.

Zu unſeren Abbildungen der erwähnten ruſſiſchen und belgiſchen Schmuckſachen geſellt ſich noch eine Gruppe von neuen engliſchen Arbeiten, die als „cymric“ in den Handel gebracht werden. Mit dem Hinweis auf die fabelhaften Kimmerier oder vielmehr auf die keltiſchen Ureinwohner von Wales ſcheint man eine gewiſſe primitive Art der einfachen Formgebung bezeichnen zu wollen. In der Tat ſind die Formen der Schmuckſachen, der mannigfachen Geräte geſchmackvoll durch die naive Formgebung und durch die Abweſenheit zu vieler Ornamentik. Es ſind Handarbeiten, wie ſie das moderne engliſche Kunſtgewerbe, z. B. die Guild of handicraft von Charles Aſhbee u. a., in Mode gebracht haben. Bei vielen dieſer ſchlichten Gebilde ſind Anklänge an altiriſches Flechtwerk wahrzunehmen, gern werden Türkiſen und Halbedelſteine verwendet. Das transluzide Email ſpielt auch eine Rolle. Mehr noch als die ſimpeln Schmuckſtücke werden vielleicht die Geräte, Schalen, Becher, Beſtecke anſprechen. Bei Keller u. Reiner in Berlin, bei Hugo Steinkopf in Leipzig und anderweit ſind dieſe Cymric-Waren zu haben.

Sport und Jagd.

— Die Dezember-Auktion zu Newmarket gab dem Leiter von Harzburg Frhr. v. Girſewald Gelegenheit, eine wertvolle Mutterſtute, die ſchw. St. Merula, von Fullerton-Black Ducheß, geboren 1893, gedeckt von Makintoſh, für 10800 ℳ zu erſtehen. Sodann kaufte er die F.-St. Spaghetti, geboren 1894, von Sainfoin-Counteß Macaroni, gedeckt von Sidus, einem St. Simon-Sohn. Dieſe Stute iſt hochvornehm. Moſella, von Bird of Freedom-Fernanda, geboren 1893, eine dbr. Irländer Stute, wurde ebenfalls für Harzburg erworben. Ferner erſtand eine ganze Anzahl billiger Pferde der in Hoppegarten wirkende Trainer Frank Solloway, und Geſtütsdirektor Siegfried Graf v. Lehndorff brachte freihändig in ſeinen Beſitz die 1896 geborene F.-St. Moſul, von Bona Viſta-Monotony, gedeckt von Sainfoin. Hr. R. Haniel kaufte die 1899 geborene br. St. Perſimmona, von Perſimmon-Phantaſie, und die gleichalterige br. St. Refinery, von Common-Minting, gedeckt von Prince Hampton, ſowie noch mehrere andere Stuten, darunter die 2j. br. St. Orienta, von Orion-Miß Hoyden, welche eine der beſten ihres Jahrganges iſt und von ſieben Rennen, die ſie beſtritt, fünf in ununterbrochener Reihenfolge gewinnen konnte. Sie koſtete etwa 53000 ℳ.

— Zu Paris-Auteuil triumphierte am 6. Dezember im Prix la Haie-Jouſſelin, 40000 Frs., Steeplechaſe über 5500 m, des Comte G. de Cheriſey 5j. dbr. W. Bébé, von Roitelet-Bégonia, mit dreiviertel Länge. Der Prix Maubourguet, Wert 16300 Frs., Steeplechaſe, Strecke 3500 m, fiel an des Monſ. Gaſton-Dreyfus 3j. dbr. H. Pierrot III, von Reminder-Pyrale, mit anderthalb Länge. Der Prix de Normandie, Wert 14713 Frs., Strecke 3500 m, Steeplechaſe, gewann am 10. des Monſ. S. Dufour 3j. dbr. H. Vénasque, von Bay Archer-Varagnes.

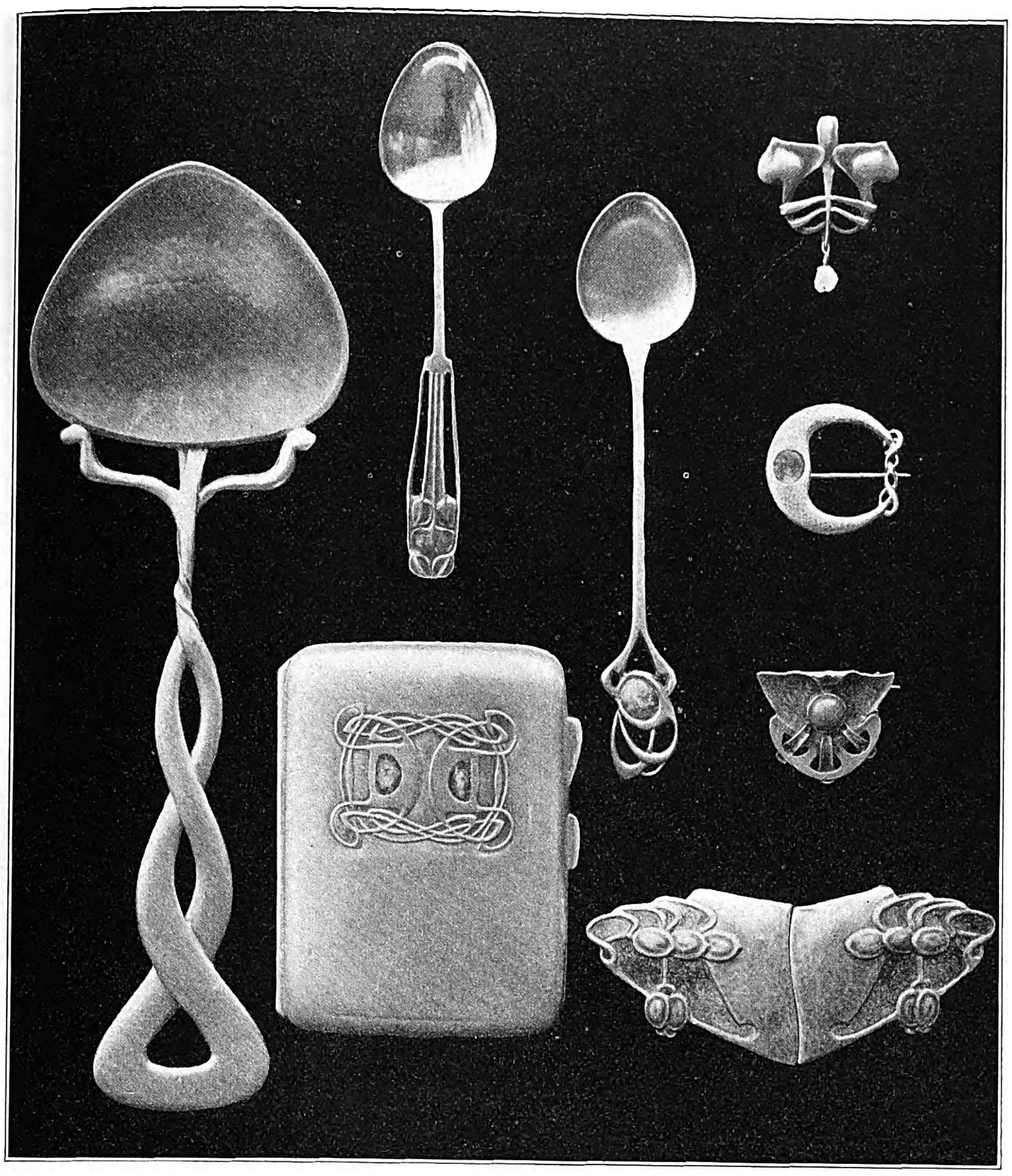
— Zu Gatwick ſiegte am 8. Dezember mit zwei Längen in der Croydon Hurdle Race, Wert 8100 ℳ, Strecke 3200 m, des Mr. H. Mackſey 4j. br. H. Donative, von Donovan-Vicuna.

— Zu Hamburg-Rotherbaum begann am 6. Dezember das Sechstagerennen bei ſehr ſpärlichem Beſuch. Die ſechſte Rennſtunde endete mit dem Siege von Schilling-Bader mit 212,$_{150}$ km gegen Stol-de Reat, welche eine Länge zurück waren. Nach anderthalb Länge folgten Conrad-Scheuermann. Als Vierte kamen Rütt-Kudela, die Favoriten, mit 212,$_{175}$ km.

— Der Schwimmklub Poſeidon (Berlin) war am 6. Dezember auf dem Internationalen Wettſchwimmen des 1. Wiener Amateur-Schwimmklubs vertreten. Im Klubmehrkampf um den Eugen-Wolf-Preis ſiegte im Schwimmen Georg Hoffmann, im Tauchen Richard Klinkert, ſo daß der wertvolle Preis dem Poſeidon zufiel. Im Rückenſchwimmen ſiegte gleichfalls Georg Hoffmann und im Stafettenſchwimmen um den Dianapreis die Mannſchaft des Poſeidon.

— Der „Winterſport“ brachte in Nr. 7 vom 10. Dezember abermals mehrere Ausſchreibungen, darunter die für die Weltmeiſterſchaft im Kunſtlaufen für 1904 am 23. und 24. Januar k. J.

— Nach dem amtlichen Streckenbericht über die in der Kolbitz-Letzlinger Heide abgehaltenen Hofjagden ſind in je einem Lappjagen auf Damwild an den Steinbergen der Oberförſterei Kolbitz (Forſtmeiſter Zinnius) und im Schutzbezirk Hütten der Oberförſterei Planken (Forſtmeiſter Schöpffer) am 4. Dezember 210 Schaufler, 341 Spießer und Kahlwild, am 5. in einer Suche mit der Findermeute auf Sauen im abgeſtellten Diſtrikt Stämmſol ſowie in einem Lappjagen auf Damwild in den Sieben Hügeln der Oberförſterei Letzlingen (Forſtmeiſter v. Lindequiſt) 87 grobe und 126 geringe Sauen, 86 Schaufler, 201 Spießer und Kahlwild geſtreckt worden. Kaiſer Wilhelm nahm nicht teil. Der Kronprinz erlegte am 4. 20 Schaufler und 10 Stück Damwild, am 5. 18 grobe,



Getriebene Silberarbeiten, ſog. Cymricſilber.

17 geringe Sauen, 12 Schaufler und 4 Stück Damwild, Prinz Heinrich von Preußen am 4. 25 Schaufler, am 5. 19 grobe, 4 geringe Sauen, 15 Schaufler und 1 Stück Damwild.

— **Eine äußerſt ſeltene Jagdbeute** wurde vom Oberleutnant a. D. Schlotfeldt auf ſeinem Revier Niederſtöcken (Provinz Hannover) gemacht. Er erlegte einen Vogel, der vorn einem jungen Birkhahn, hinten einer Faſanenhenne gleicht, alſo unzweifelhaft ein Baſtard von Faſan und Birkwild iſt. Das Hannoverſche Provinzialmuſeum hat dieſes ihm geſchenkte ſeltene Wild ſeiner Abteilung für abnorme Tiere eingereiht.

Himmelserſcheinungen.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ſteht den 1. Januar in größter öſtlicher Ausweichung von der Sonne; in dieſer Woche wird er niedrig am Südweſthimmel abends kurze Zeit den bloßen Augen ſichtbar. — **Venus** (231 3/4° = 15h 27m gerade Aufſteigung, 16° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde der Wage, geht früh gegen 4 1/2 Uhr auf und iſt bis kurz vor Sonnenaufgang ſichtbar. — **Mars** (317° = 21h 8m gerade Aufſteigung, 17 3/4° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, iſt abends bis kurz nach 7 Uhr am Südweſthimmel zu finden. — **Jupiter** (349° = 23h 16m gerade Aufſteigung, 6° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Waſſermanns, ſteht 3/4 Stunde nach Sonnenuntergang gerade im Süden und geht nachts vor 10 1/2 Uhr unter. Verfinſterungen der Jupitermonde: des erſten den 1., Austritt nachmittags 5 Uhr 14 Min.; des zweiten den 2., Austritt nachmittags 4 Uhr 58 Min.; des dritten den 27. Dezember, Austritt abends 6 Uhr 39 Min.; des vierten den 29., Austritt abends 6 Uhr 12 Min. — **Saturn** (310 1/2° = 20h 42m gerade Aufſteigung, 19° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, geht abends gegen 6 1/2 Uhr unter und iſt nur noch etwa 1 Stunde lang zu ſehen. — **Uranus** (266 1/4° = 17h 45m gerade Aufſteigung, 23 1/2° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, geht 1/2 Stunde vor der Sonne auf.

Aſtronomiſcher Kalender.

1903	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes			des Mondes	
				Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	Aufgang	Untergang
Dez.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
27.	18 19 2	12 0 44	+ 0 44	+ 2 52	9	— 0 35	am Tage	0 6 fr.
28.	18 22 58	12 1 13	1 13	6 40	21	1 39		1 11
29.	18 26 55	12 1 43	1 43	10 17	34	2 40		2 18
30.	18 30 51	12 2 12	2 12	13 31	47	3 35		3 24
31.	18 34 48	12 2 41	2 41	16 7	61	4 19		4 36
1904 Jan.								
1.	18 38 44	12 3 10	3 10	17 50	75	4 48		5 46
2.	18 42 41	12 3 39	+ 3 39	+ 18 26	90	— 5 0		6 50

Sonne: Gerade Aufſteigung 278° 16′ (18h 33m), ſüdliche Abweichung 23° 14′ (den 30.).
Sonnenaufgang 8 Uhr 18 Min., Sonnenuntergang 4 Uhr 7 Min. (den 30.).
Mond: Erſtes Viertel den 27. früh 3 Uhr 22 Min.

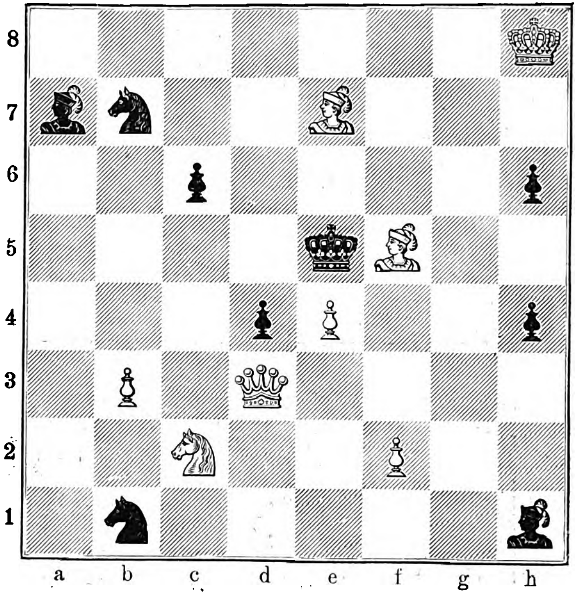
Schach.

Aufgabe Nr. 2954.

Weiß ſetzt in drei Zügen matt.

Von Dr. F. Hofmann in München.

Schwarz.



Weiß.

Eine ältere, leichte, aber vortrefflich konſtruierte Aufgabe, die es verdient, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Das nachfolgende Typenproblem iſt gleichfalls leicht zu löſen; es enthält aber eine hübſche Idee, die meiſterhaft ausgearbeitet iſt.

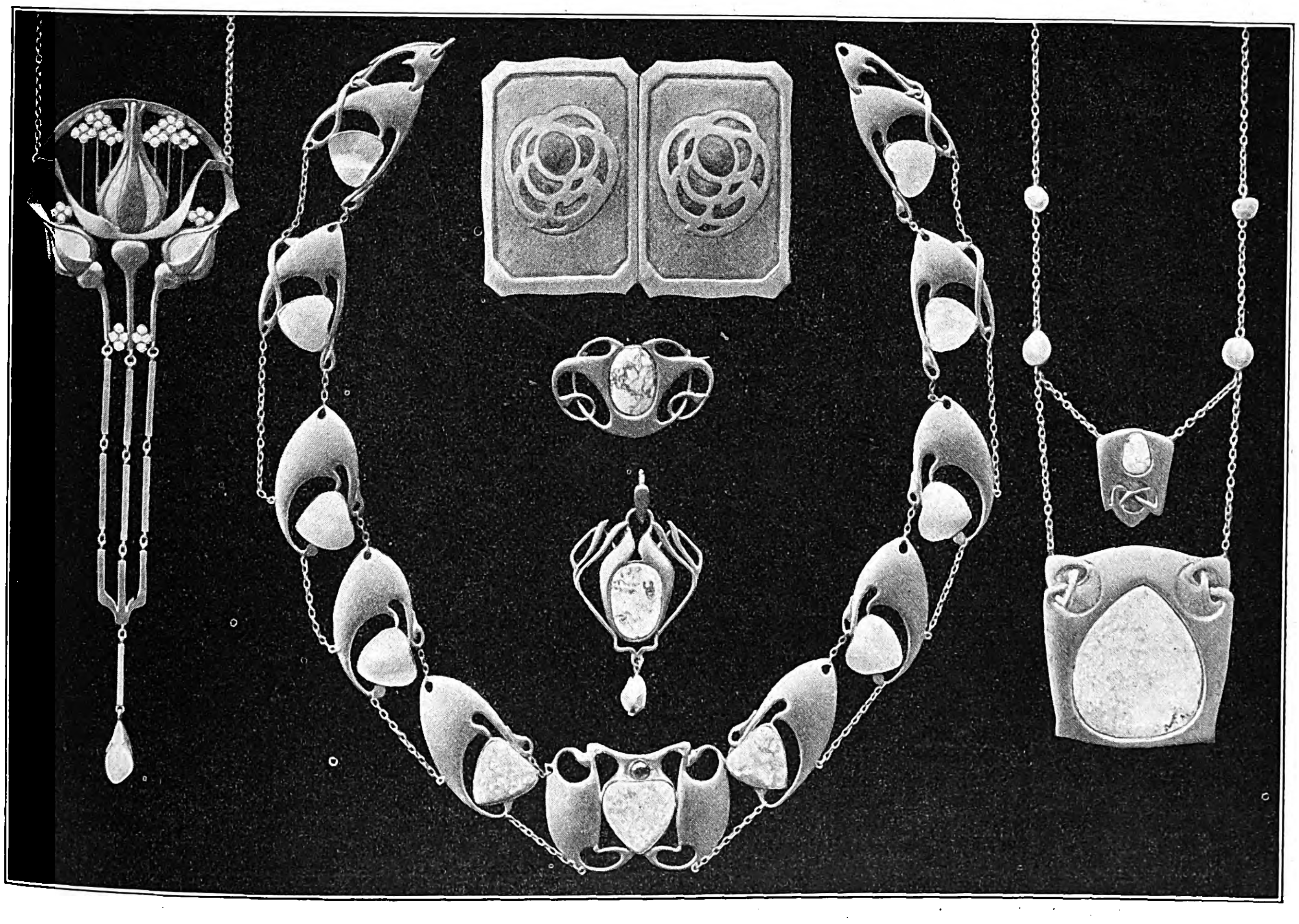
Von W. A. Shinkman in Grand Rapids.
Weiß: K. b 1. D. e 8. T. h 6. L. e 1. S. c 5, f 5. B. b 6, e 3.
Schwarz: K. e 5. L. a 1. S. e 6. B. a 3, b 2, b 3, b 7, e 4, h 7.
Weiß zieht an und zwingt Schwarz, in zwei Zügen matt zu ſetzen (Selbſtmatt).

Das Café de la Régence in Paris, das gänzlich renoviert worden iſt, hat die Schachfreunde, denen es zum großen Teil ſeine Berühmtheit verdankt, von neuem gaſtlich in ſeinen Räumen aufgenommen. Es wurde ein Wettkampf von zehn Partien zwiſchen Janowſki und Taubenhaus in Szene geſetzt.

In Montecarlo wird in dieſem Winter ein internationales Meiſterturnier mit nur acht Teilnehmern abgehalten werden. Für die Preiſe iſt ein Fonds von 6000 Frs. vorhanden. Der amerikaniſche Schachmäcen Prof. J. Rice hat ferner für ein kleines, im Anſchluß hieran abzuhaltendes Spezialturnier, in dem nur das ſog. Rice-Gambit geſpielt werden darf, die Summe von 500 Doll. ausgeſetzt.

Am 21. April l. J. ſoll in Cambridge Springs (Pennſylvanien) ein großes Meiſterturnier beginnen, in dem acht Amerikaner und acht Europäer einander bekämpfen werden. Die Teilnahme von Lasker, Maroczy, Schlechter, Tſchigorin, Janowſki und Teichmann gilt als ſicher, während die Beteiligung von Dr. Tarraſch und Burn, die gleichfalls eingeladen wurden, ungewiß iſt. An Stelle der beiden Letztgenannten werden vielleicht Mieſes und Marco treten. Die Namen der amerikaniſchen Spieler ſind bisher noch nicht angegeben.

Unter dem Titel „Das Indiſche Problem“ iſt im Verlag von A. Stein in Potsdam eine Studie von Kohtz und Kockelkorn erſchienen, in der ſich auch zweiundſechzig Kompoſitionen der beiden Problemmeiſter befinden.



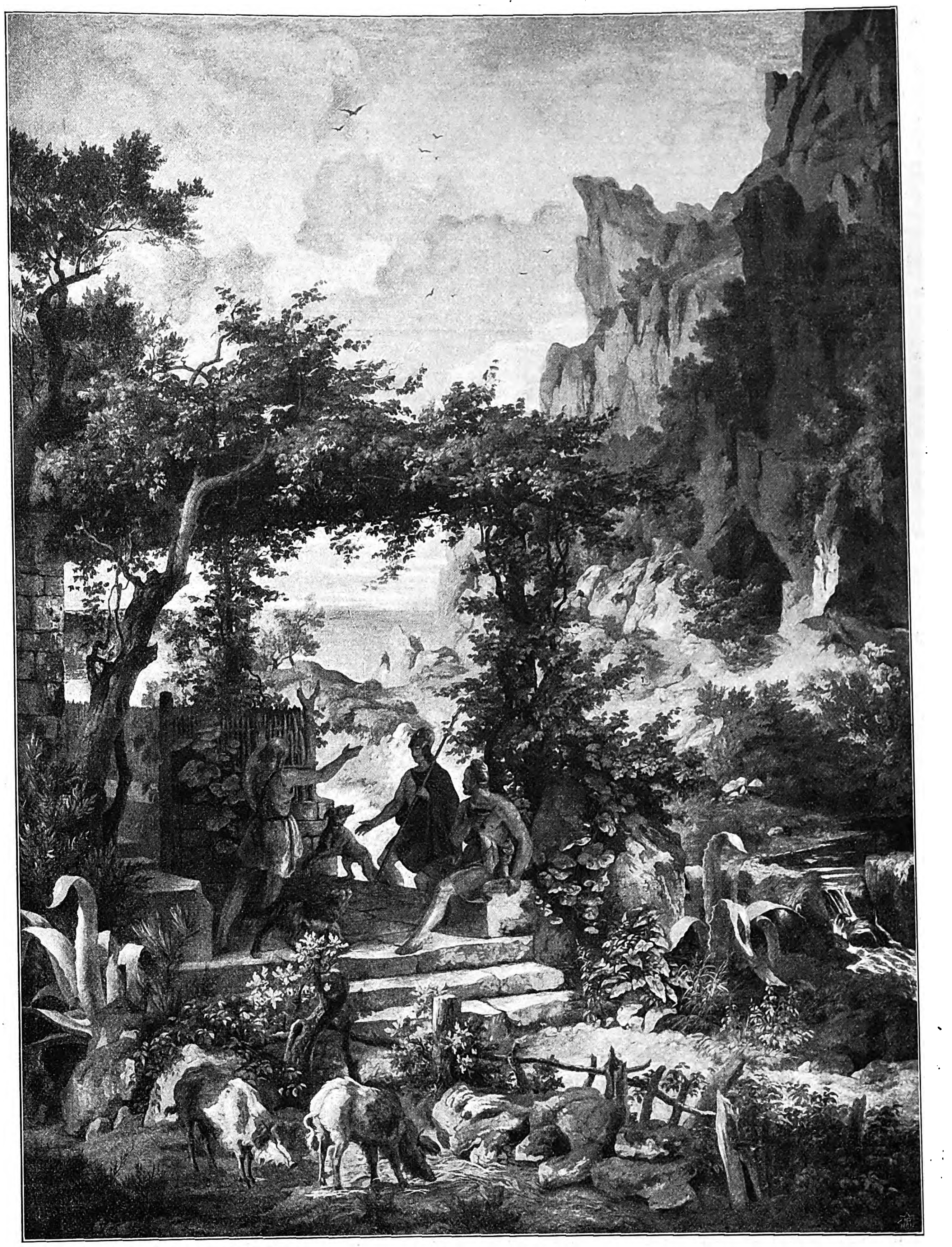
In Silber getriebener Cymricſchmuck.

Das Römiſche Haus in Leipzig.

Das Römiſche Haus in Leipzig wird, da ſich für ſeine Erhaltung keine Möglichkeit mehr bietet, in der nächſten Zeit vom Erdboden verſchwinden. Es hat nur ein Alter von ſiebzig Jahren erreicht, kann alſo nicht als ein Bau gelten, der auf eine Vergangenheit von Jahrhunderten zurückzublicken vermag. Und doch iſt es zugleich mit der Kunſtwelt, die es in ſich birgt, ein hiſtoriſches Dokument, wie wir aus der Zeit der wiedererwachenden deutſchen Kunſt in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nur wenige in Deutſchland beſitzen. Vielen, die das moderne Leipzig, welches ſich rapid zur Großſtadt entwickelt hat, kennen, wird vielleicht das Römiſche Haus, der ſchlichte und keineswegs prunkvolle Villenbau am Petersſteinweg, unbekannt geblieben ſein. Aber wer die deutſche Kunſtgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts ſtudiert und von den Namen Bonaventura Genelli und Friedrich Preller gehört hat, der weiß, daß dieſes Haus ein kleines Stück Kunſt- und Künſtlergeſchichte umſchließt, das für ſeine Zeit reich an intimen Reizen iſt.

Das Römiſche Haus, deſſen Tage ſchon ſeit mehreren Jahren gezählt waren, und das nun der Straßendurchführung zum Opfer fällt, iſt mit dem Namen eines Leipziger Buchhändlers eng verknüpft, der weit über Leipzigs Mauern hinaus noch jetzt einen guten Klang beſitzt, Dr. Hermann Härtel. Im Jahre 1803 zu Leipzig geboren, ſpäter Mitbeſitzer der bekannten Verlagshandlung und Buchdruckerei von Breitkopf u. Härtel, hat dieſer, angeregt durch kunſtgeſchichtliche Studien und beſonders durch einen längeren Aufenthalt in Italien, das Haus in den Jahren 1832 und 1833 erbauen laſſen. Sicher iſt, daß der Plan, in der Heimat einen im römiſchen Geſchmack, d. h. im Stile der italieniſchen Hochrenaiſſance gehaltenen kleinen Palaſt zu erbauen und ihn im Inneren, ähnlich wie es eine Reihe von Jahren zuvor der preußiſche Generalkonſul Bartholdy in Rom in der ſog. Caſa Bartholdy getan hatte, mit Wandgemälden ausſchmücken zu laſſen, bei Härtel in Rom entſtanden iſt. Als Vorbild haben Härtel und ſeinem Baumeiſter, dem jungen, aus Dresden gebürtigen Architekten Hermann, zweifellos die durch Raffaels Pſyche-Geſchichte und Soddomas hiſtoriſche Wandgemälde berühmt gewordene Villa Farneſina des Baldaſſare Peruzzi vorgeſchwebt. Wenn Härtels Bau, ſeinen perſönlichen Bedürfniſſen entſprechend, auch einen völlig anderen Grundriß aufweiſt, ſo zeigt ſich doch im Aufriß und in der Gliederung der Faſſade eine deutliche Verwandtſchaft mit der Farneſina. Unſere Abbildung zeigt das Römiſche Haus in ſeiner Hauptfront, von der Straße aus. Die offene Bogenhalle im Erdgeſchoß und die Loggia darüber im erſten Stockwerk verleihen dem Bau ſeinen eigentümlichen ſüdländiſchen, feſtlichen Charakter. Hier erinnert beſonders die nach der Straße zu in fünf von Pilaſtern getragenen Bogen ſich öffnende Halle an die Pſyche-Halle in der Farneſina. Von den Räumen im Inneren waren drei Säle, die nach dem Garten zu liegen, von Härtel für künſtleriſchen Wandſchmuck in Ausſicht genommen. Schon in Rom hatte er mit Bonaventura Genelli wegen Übernahme eines ſolchen Saales verhandelt. Genelli hatte ſich mit Freuden bereit erklärt, der ſchönen Aufgabe ſeine künſtleriſche Kraft zu widmen, war auch im Sommer 1832 nach Leipzig übergeſiedelt, um die Kartons für die Deckenfresken auszuführen, hatte aber bald die Luſt an der Arbeit verloren, ſo daß von ſeiner Hand nur die Stichkappenbilder in dem einen Gartenſaal ausgeführt wurden. Beſonders aber war Härtels Sinn auf einen landſchaftlichen Zyklus gerichtet, der die ſüdliche Natur in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbaren ſollte. Er knüpfte von Leipzig aus mit dem Maler Joſeph Anton Koch, damals unter der deutſchen Künſtlerſchaft in Rom der älteſte und würdevollſte Vertreter des deutſchen Namens, Verhandlungen wegen Ausführung mythologiſcher Landſchaften an. Koch ſandte auch ſieben Aquarellentwürfe, die noch erhalten ſind, nach Leipzig, konnte ſich aber bei ſeinem hohen Alter nicht entſchließen, die weite Reiſe nach dem Norden zu unternehmen.

Namentlich ein Saal, ein mäßig großes Viereck, ebenfalls nach dem Garten zu gelegen, iſt es, der das Römiſche Haus zu einem Kleinod deutſcher Kunſt gemacht hat. Hier hat Friedrich Preller der Ältere, 1804 zu Eiſenach geboren, in Weimar ausgebildet, beſonders unter dem Einfluß der Goetheſchen Kunſtlehre, in Antwerpen und Rom dann weitergebildet, den erſten Zyklus ſeiner berühmten Odyſſeelandſchaften in ſieben ſtattlichen Temperagemälden auf den Wandbewurf gemalt. Er hat ſie in den Jahren 1834 und 1836 ausgeführt. Die Darſtellungen, die vielleicht letzthin in einer Anregung Goethes ihren Urſprung haben, hatten ſchon in Italien den Künſtler lebhaft beſchäftigt, ſie haben, nach einer längeren Unterbrechung, in ſpäteren Jahren ſeine ganze künſtleriſche Kraft in Anſpruch genommen; ja man kann ſagen, daß der Ruhm ſeines Namens, wie er in der Kunſtgeſchichte fixiert worden iſt, mit den Landſchaften zu Homers Odyſſee unzertrennlich verbunden iſt.



Aus dem Römiſchen Hauſe in Leipzig: Odyſſeus bei Eumaios. Wandgemälde von Friedrich Preller dem Älteren.

Dieſe ſieben Landſchaften des Römiſchen Hauſes, die gut erhalten ſind, wahrſcheinlich ſich aber von der Mauer nicht loslöſen laſſen, weshalb ſie mit dem Abbruch des Hauſes vorausſichtlich zugrunde gehen werden, ſtellen dar: den Abzug aus der Höhle des Polyphem, die Heimkehr des Odyſſeus von der Jagd auf der Inſel der Kirke, Odyſſeus, wie er von Hermes das Kraut gegen die Zauberei der Kirke empfängt, den Abſchied von der Kalypſo, Odyſſeus und Nauſikaa, die Ankunft auf Ithaka und — von allem das Schönſte und am meiſten Anſprechende — Odyſſeus bei dem „göttlichen Sauhirten“ Eumaios. Unter Benutzung dieſer Landſchaften hat Preller den Zyklus der Odyſſeelandſchaften ſpäter weiter ausgeſtaltet, am vollendetſten in den ſechzehn großen Kartons aus den Jahren 1861 bis 1863, die das Städtiſche Muſeum zu Leipzig beſitzt, und in den hiernach in der Halle des Muſeums zu Weimar 1865 bis 1868 in Wachsfarben ausgeführten Wandgemälden, dem großartigſten Werke der hiſtoriſchen Landſchaftsmalerei in Deutſchland. Bezeichnen dieſe auch den Höhepunkt der Prellerſchen Kunſt, ſo brauchen doch die Landſchaften des Römiſchen Hauſes, mögen ſie auch dreißig Jahre jünger ſein und in einem gewiſſen Sinne als eine Jugendarbeit des Künſtlers gelten, den Vergleich mit den ſpäteren Zyklen nicht zu ſcheuen. Nur mit größtem Bedauern wird man von dem Untergang dieſer Werke hören, den Zeugniſſen einer künſtleriſch nicht gerade großen, aber ungemein liebenswürdigen Zeit, geſchichtlichen Dokumenten von nicht geringer Bedeutung. Aber wie ſchon erwähnt wurde, ſind die Ausſichten hinſichtlich ihrer Erhaltung wegen der ungemein großen techniſchen Schwierigkeiten, die ſich beim Loslöſen von den Wänden erheben werden, abgeſehen von den hohen Koſten, die eine ſolche Erhaltung erfordern würde, ſehr gering. Die nächſte Zukunft wird lehren, ob Schritte nach dieſer Seite mit Erfolg unternommen werden.

Das Römiſche Haus wird alſo untergehen, fallen mit all den Werken, die einſt Härtel und ſein Nachfolger im Beſitz des Grundſtückes, der Domherr Dr. Friederici, der deutſchen Kunſt zur Ehre hier ausführen ließen. Doch iſt wenigſtens Sorge getragen, daß eine würdige, die Geſchichte des Hauſes und ſeine Kunſtwelt erſchöpfende, eingehende Publikation die Erinnerung an alles das, was dem nivellierenden Einfluß der Zeit zum Opfer fallen muß, auch für kommende Geſchlechter bewahren wird; das ſchöne Werk, das mit zahlreichen Lichtdrucktafeln, welche unſeren Abbildungen zugrunde liegen, und mit Textabbildungen geſchmückt wurde, iſt ſoeben im Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig unter dem Titel erſchienen: „Das Römiſche Haus in Leipzig. Ein Beitrag zur Kunſtgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts“ von Julius Vogel.

Alpines.

— In der am 29. November in Münchberg ſtattgehabten Generalverſammlung des Fichtelgebirgsvereines wurde der Wiederaufbau des umgeworfenen Ausſichtsturms auf der Königsheide beſchloſſen. Zum Bau eines neuen Ochſenkopfturms ſowie für eine Unterkunftshalle auf dem Waldſtein wurden je 500 ℳ genehmigt.

— Die konzeſſionierten Führer des Ötztales haben in der abgelaufenen Saiſon 690 Hochtouren unternommen, woran ſich 1280 Fremde beteiligten, die des Pitztales 175 Touren mit 330 Fremden.

— Das offizielle Organ des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs, die „Öſterreichiſche Touriſtenzeitung“, die nächſtes Jahr in den 24. Jahrgang ihres Erſcheinens tritt, wird vom 1. Januar 1904 ab, in gefälligerer Form, als reich illuſtrierte Zeitſchrift, die außerdem in jeder zweiten

Nummer eine ſchöne Kunſtbeilage enthalten wird, erſcheinen. Der akademiſche Maler G. Jahn hat einen künſtleriſchen Entwurf für den Umſchlag ausgearbeitet.

— Der Bergführerverein St. Ulrich in Gröden hielt vor kurzem ſeine Generalverſammlung ab. Die Neuwahl des Ausſchuſſes ergab: Vorſtand Peskoſta, Schriftführer J. Kogler, Kaſſierer F. Fiſtill. Es wurde unter anderem beſchloſſen, Skier anzuſchaffen. Die Führer Peskoſta und Fiſtill erklärten ſich bereit, Touriſten Unterricht im Skilaufen zu erteilen und die Begleitung von Fahrern zu übernehmen.

— Der Zentralausſchuß des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs veranſtaltete auf Anregung ſeines Mitgliedes P. Tröml am 6. Dezember einen Ausflug in das ſog. Geldloch des Ötſcher, der zwei Tage in Anſpruch nahm. Die Expedition, die ſich zu dem kühnen, gefahrvollen Wagnis zuſammengetan hatte, beſtand aus elf Perſonen, darunter eine Dame, ſämtlich gewiegte Berggänger. Vom Ausgangspunkte Lackenhof mußte neunundzwanzig Stunden marſchiert werden; es mußten beim Aufſtieg koloſſale Schneemaſſen bewältigt und lawinengefährliche Schutthalden überſchritten werden. Vor dem Verlaſſen der intereſſanten Höhle, in der ſie elf Stunden zugebracht hatten, wurde ein erſt zweimal betretener Gang auf den Namen des Führers der Winterexpedition, des unermüdlichen Höhlenforſchers Tröml, getauft.

— Nach einer Mitteilung der Sektion Warnsdorf des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. wurden im Sommer 1903 die Warnsdorfer Hütte von 1047 Touriſten (darunter 214 Damen), die Richter-Hütte von 579 Touriſten (darunter 122 Damen), die Zittauer Hütte von 179 Touriſten (darunter 36 Damen) beſucht. Führer, Träger und Wirtſchaftsperſonal iſt in dieſen Ziffern außer Betracht gelaſſen. Das Wetter war allenthalben ungünſtig. — Das Touriſtenhaus im Logartal, welches das ganze Jahr geöffnet iſt, wurde bis Mitte Oktober von 361 Perſonen beſucht. Das Fremdenbuch der Okreſchelhütte weiſt 195, das der Koroſchitzahütte 13 Beſucher auf. — Die Salzburger Hütte am Kitzſteinhorn wurde in der Zeit vom 27. Juni bis 30. September 1903 von 165 Perſonen (gegen 154 im Vorjahre) beſucht. — Das Kaiſerjubiläums-Schutzhaus auf dem Hochkönig hatte in derſelben Zeit 528 Beſucher (gegen 568 im Vorjahre). — Bis Mitte November haben 439 Perſonen (darunter 114 Damen) das Rainer-Schutzhaus auf dem Hochobir beſucht.

— Die Sektion Wiener-Neuſtadt des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs beging am 12. Dezember in Wiener-Neuſtadt in feierlicher Weiſe ihr fünfundzwanzigjähriges Beſtehen. Die umfaſſende Tätigkeit der Sektion wurde in einer zur Ausgabe gelangten illuſtrierten Denkſchrift geſchildert. Die Sektion zählt zu den bedeutendſten des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs, da ſie 550 Mitglieder aufweiſt. Vorſtand der Sektion iſt Prof. Dr. J. Jüttner. Die jubilierende Sektion hat unter anderen im öſterreichiſchen Schneekar der Zugſpitze die Wiener-Neuſtädter Hütte und auf der Hohen Wand die Eichert-Hütte errichtet. — Die Sektion Baden des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs hat anläßlich ihres fünfundzwanzigjährigen Beſtehens eine umfangreiche Gedenkſchrift erſcheinen laſſen, die die Geſchichte der Sektion, von der Gründung angefangen, und einen Rückblick auf die vielſeitigen Leiſtungen während des verfloſſenen Vierteljahrhunderts enthält.

— Die Fahrſtraße von Dorf Fuſch in die Ferleiten, für deren Bau der Staat einen Beitrag von 45 000 Kronen, das Land einen ſolchen von 20 000 Kronen gewährt hat, wird ernſtlich in Angriff genommen. Sie ſoll am lawinenſicheren Oſthang des Tales geführt werden und eine Reihe herrlicher Ausblicke bieten.

— In dem Arbeitsgebiet der Wiener alpinen Geſellſchaft Ennstaler wurden heuer zahlreiche Wege neu bezeichnet; der Reſt des Wegenetzes wird im kommenden Jahre neu bezeichnet werden.

— Die Sektion Salzburg des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. beſchäftigt ſich mit den Vorarbeiten zur Vergrößerung des Zittel-Hauſes am Sonnblick, die im nächſten Jahre durchgeführt werden wird. Ebenſo läßt die Sektion den alten Verwalterſteig, der von der Riffelſcharte zum Goldberg-Knappenhauſe führt, wieder herſtellen.

— Das neue, bedeutend größere Schutzhaus als das Karl-Krahl-Haus, das die Sektion Linz des Öſterreichiſchen Touriſtenklubs im Laufe des nächſten Jahres auf der oberen Polſteralm am Großen Priel mit bedeutendem Koſtenaufwand erbaut, wird etwas höher zu ſtehen kommen als die alte, kleine Hütte und ein maſſiver, geräumiger Bau mit moderner Ausſtattung werden.

— Zwei alpine Wege der Sektion Leipzig des Deutſch. u. Öſterr. A.-V., die dem Tauferertale weiteren Fremdenzuzug bringen werden, ſollen am 15. Auguſt 1904 eröffnet werden. Der eine der neuen Wege führt auf den 3367 m hohen Schwarzenſtein und zweigt oberhalb Luttach vom bisherigen Hüttenweg ab. Die andere neue Weganlage bezweckt die Erſchließung der Schwarzenbachklamm bei Luttach, die ein bisher unzugängliches Kleinod der dortigen Gebirgswelt bildete.

— Die Sektion Berlin des Deutſch. u. Öſterr. A.-V. beſchloß den Bau einer Unterkunftshütte in der Brentagruppe. Die erforderlichen Mittel ſtehen der Sektion durch die Freigebigkeit eines ihrer Mitglieder und aus einem Vermächtnis zur Verfügung. Die Hütte ſoll in großartiger Lage unter dem Tuckettpaß erbaut werden.

Frauen-Zeitung.

Aus tiefer Not.

Eine Weihnachtsgeſchichte

von

Martha Grählert.

[Nachdruck verboten.]

Über die ſchmale, langgeſtreckte Halbinſel, die ſich an Pommerns ödeſtem Küſtenteil in die Oſtſee hineinzieht, ſinkt die frühe Dämmerung des Heiligabends. In dem großen Fiſcherdorf in der Mitte der Halbinſel flammen überall in Häuſern und Hütten die Lichter auf, und hier und da zieht durch die ſcharfe, froſtklare Luft ein Duft von Tannennadeln und Weihnachtskuchen.

Langſam und feierlich heben die Glocken der kleinen Dorfkirche zu läuten an, und in ihren Klang miſcht ſich jener aus den nächſten Städten und Dörfern wie ein leiſes, fernes Echo. Zahlreiche, flinke Füße huſchen auf den verſchneiten Wegen zur Chriſtmeſſe, und in die ärmſte, einſamſte Seele zieht bei der alten und doch ewig neuen Weihnachtsverkündigung ein frohes, feſtliches Gefühl.

Auch bis an die Spitze der Landzunge hallen die Glockenklänge, bis zu den einſamen Gehöften und Katen, die ſich hier in völliger Weltabgeſchiedenheit hart am Rande der jetzt weit hinaus mit Eis bedeckten See hinziehen. Der troſtlos öde, faſt baumloſe Grund und Boden hier iſt königliches Domänengut. Völlig dunkel, wie ausgeſtorben liegt das ſchon etwas baufällige Herrenhaus inmitten eines finſteren Kiefernwäldchens. Nur aus der Inſpektorwohnung daneben dringt Licht und das Schimpfen einer groben, polternden Männerſtimme.

Weitläufig verſtreut um das Herrenhaus, erheben ſich die armſeligen Tagelöhnerwohnungen, baufällige, windſchiefe Lehmkaten, in denen die bitterſte Armut zu Hauſe iſt. Nichts deutet hier das nahende Weihnachtsfeſt an; nur die Ferien, welche die Kinder heute aus der Schule mitgebracht haben, werfen eine leiſe, gleichgültige Erinnerung in die armen, leiblich und geiſtig darbenden Herzen.

So groß auch das Elend hier oben iſt, eine Schule fehlt nicht; und die zwiſchen zwanzig und dreißig ſchwankende Anzahl der Leutekinder hat die freilich viel verſäumte Gelegenheit, ſich die elementarſten Kenntniſſe anzueignen. Die meiſten bringen es aber nur mit Mühe und Not bis zu dem Abc, dem Einmaleins und dem Katechismus, bis ſie in das zwei Stunden entfernte Fiſcherdorf zur Einſegnung hinauswandern.

Doch das liegt wohl weniger an dem Lehrer oder den Kindern, ſondern zumeiſt an der großen Armut, die beiden Teilen die Luſt zum Lehren und Lernen nimmt, die im Sommer die Kinder zur Aushilfe bei der Feldarbeit zwingt und im Winter durch die klaffenden Spalten und Ritzen des alten, windſchiefen Schulhauſes mit eiſigem Atem haucht, daß die Finger blau und ſteif werden und die Tränen in den Augen zu Eis gefrieren.

Wahrlich, nicht mit Unrecht wurde die Lehrerſtelle hier oben als eine Strafe angeſehen, welche die Regierung über ſolche ihrer Schulkandidaten verhängte, die in ihrem Beruf in irgendeiner Hinſicht ſich etwas zuſchulden hatten kommen laſſen. In einem Exil konnte es für einen jungen, gebildeten Menſchen nicht trauriger hergehen als hier oben bei den Kätnern.

Aus einem mit Papier verklebten Fenſter des völlig freiſtehenden Schulhauſes fällt Licht. Drinnen, in einem notdürftig warmen Raume ſitzt Ernſt Weber, der junge Lehrer, und baſtelt an einem ſchadhaften Rohrſtuhl. Die kleine Lampe mit der zerſprungenen Glocke wirft ein graues Licht auf den Arbeitenden. Sein hübſches, kluges Geſicht iſt verdroſſen und ſorgenvoll, ſein blonder Bart verwildert und ſtruppig. Sein breiter Rücken zeigt eine nachläſſig gekrümmte Haltung, als trüge er eine ſchwere Laſt.

An dem ſchwarzen, riſſigen Lehmofen ſitzt des Lehrers junges Weib, ein grobes Strickzeug in der Hand, und wiegt einen Säugling in Schlaf. Ab und zu gleitet der Anfang eines Schlummerlieds über ihre Lippen, um bald wieder zu verſtummen. Es iſt, als nähme ihr die dumpfe, qualmige Luft in der Stube den Atem; denn hier miſchen ſich die Dünſte von trocknender Kinderwäſche mit den Wolken, die des Lehrers Pfeife entquellen, und dem Geruch von gewärmter Mehlſuppe in der Ofenröhre.

Plötzlich hält die junge, ſchlanke Frau mit Wiegen inne. Ihr Mann läßt die Arbeit ſinken, und dann lauſchen beide den Weihnachtsglocken, die feierlich durch die abendliche Stille klingen. In ihre Augen kommt ein weher Schimmer.

Als die Klänge endlich verſtummen, wird das Weinen des jungen Weibes laut. Über die Wiege gelehnt, ſchluchzt ſie ſchmerzlich in die Kiſſen. Der Mann hört es mit blutendem Herzen. Er wirft die Pfeife beiſeite und ballt die Fäuſte. Ohnmächtiger Zorn erſtickt die zärtliche Wallung in ihm, die Weinende tröſtend in ſeine Arme zu nehmen. Finſter ſtarrt er vor ſich hin.

Das iſt alſo das Glück, das ſie beide, er und ſein Weib, ſo lange Jahre herbeigeſehnt haben! So ſieht das ſichere, feſte Brot aus, worauf ſie ſich einſt voller Hoffnung vertröſtet haben! Verlaſſen, abgeſchieden von der Mitwelt, von den Ihrigen, fern von Kultur und Bildung, hauſen ſie hier wie zwei fremdartige Weſen unter den Ärmſten der Armen, unter geiſtig toten Frondienern, mit denen ſie nur eins gemeinſam haben, die Entbehrung. Dies iſt nun ſchon das dritte Weihnachtsfeſt, das ſie hier erleben, und noch immer iſt keine Hoffnung auf Verſetzung, noch immer nicht. All ſeine Geſuche um eine ſolche bleiben unberückſichtigt; es iſt, als wäre er in der Einöde hier begraben und vergeſſen.

Und er fühlt mit wachſendem Entſetzen, daß er ſich täglich mehr ſeiner Umgebung anpaßt, daß er nach noch einem Jahre an dieſem Orte vielleicht gar nicht mehr imſtande ſein wird, eine andere, beſſere Stellung auszufüllen. Und dieſe Furcht nimmt ihm allen Mut, lähmt ſeine Lebenskraft und zerſtört ſein Familienglück. Er hat es bald ſatt, die Tränen ſeiner jungen, in allen Hoffnungen betrogenen Frau zu trocknen, ſie mit Liebesworten auf die baldige Beſſerung ihrer Lage zu vertröſten, und ſtill und freudlos gehen ſie beide nebeneinander her. Bald, ach bald vielleicht wird Not und Sorge den letzten Reſt ihrer einſt ſo vollen, hoffnungsfrohen Liebe zerſtört haben. Und was dann kommt, das iſt genau dasſelbe Leben, wie die armen Kätner es führen, ein dumpfes, ſtumpfes Vegetieren.

„Gott bewahre mich!“ ruft Ernſt Weber entſetzt, blickt verſtört um ſich in der armſeligen Umgebung und ſtürmt plötzlich aus der Tür, hinaus ins Freie. Ihm iſt es zum Erſticken zumute. Die klare, froſtſcharfe Luft tut ihm wohl. Er überſchreitet den Wall, der ſich längs der See hinzieht, und ſchaut dann, ſich beſinnend, über die ſchweigende, eiserſtarrte Flut. Grau in grau dehnt ſie ſich nordwärts ins Endloſe, während an der Küſtenſeite, wo am Tage die Mauern und Türme Stralſunds ſichtbar ſind, unzählige kleine Lichter funkeln. Tiefe, einſame Stille herrſcht ringsum. Fahl leuchtet der Schnee durch die Dunkelheit. Die Sterne haben ſich hinter den Wolken verborgen.

Den jungen Lehrer fröſtelt es. Die Ärmel ſeiner dicken Flausjoppe als Muff benutzend, geht er den Strandweg entlang, den ſtillen, öden Weg, den er in der Zeit ſeines Hierſeins wohl ſchon hundertmal gegangen iſt, meiſt dann, wenn die Verzweiflung über ihn Herr zu werden drohte und ihn aus der armſeligen Wohnung von ſeinem weinenden Weibe forttrieb. Das monotone, unaufhörliche Rauſchen der Wellen hatte ſtets eine beruhigende, wohltuende Wirkung auf ihn, und der freie Ausblick in die weite, wogende Meeresferne ließ ihn immer bald die kümmerliche Enge ſeiner Verhältniſſe vergeſſen.

Heute verfehlte der einſame Weg ſeinen Zweck. Erſtarrt in Todesſchweigen hoben ſich die Wellenkämme auf der ganzen Fläche; kein Ausblick befreite ſein ſchweres Herz. Da wuchs die Verbitterung in ihm zum phyſiſchen Schmerz, und er begann mit Gott und ſeinem Schickſal zu hadern.

„Chriſtnacht!“ rief er hohnvoll lachend, daß es ſchaurig über die ſtille Eisfläche hallte. „Bis in die fernſten Fernen der Erde tragen ſie deinen Segen. Der ſchwerſte Verbrecher darf heute die Augen aufſchlagen und ſeine Sünden vergeſſen. Nur mir, mir allein wird mein Anteil an der allgemeinen Weihnachtsfreude vorenthalten. Wie ein Ausgeſtoßener werde ich behandelt! Und was habe ich verbrochen, daß man mir mein ſauer und rechtlich verdientes Auskommen entzog und mich in dieſe Einöde ſchickte? Ein einziges Mal habe ich vergeſſen, daß ich nicht nur Menſch, ſondern auch noch ein Beamter bin, der wohl eine eigene Meinung haben, aber ſie nicht äußern darf. Ich tat's; ich erlaubte mir eine Kritik gegen meine Vorgeſetzten, und zur Buße ſchickten ſie mich in dieſe Wüſte. Die ungerechte Strafe, wenn ich ſie wenigſtens noch allein zu erdulden hätte! Aber Weib und Kind müſſen ſchuldlos mit mir leiden, und das verdoppelt ſie bis zur Unerträglichkeit. O ihr armen, elenden Seelen hier in den Lehmhütten, ihr Ärmſten unter den Armen, denen ich jetzt ein Leidensgenoſſe bin, ich beneide euch; denn euch tröſtet der Schnaps oder der Gedanke, daß euer Leben nicht anders ſein kann, als es iſt, und daß ihr euren Zweck erfüllt, wenn ihr in hartem Frondienſte eure Knochen zermürbt. Aber ich! Wo bleibt meine Aufgabe? Nirgends ſehe ich die Spur eines Zweckes für mein Hierſein. Ich kann euch nicht helfen, nichts nützen. All mein Wiſſen, Können und Wollen iſt ohnmächtig gegenüber eurer Armut, eurem Elend und Stumpfſinn! Großer Gott, der du doch keinen Sperling ohne Grund vom Dache fallen läßt, der du meine Schuld und meine Sühne gerecht abzuwägen vermagſt, laß auch mich endlich die Spur deines Waltens in meinem Geſchick erkennen, damit ich nicht ganz verzage!“

Heiß und bange rang ſich dieſe letzte Bitte aus dem Herzen des einſamen Mannes. Dann kam etwas wie Ruhe über ihn.

Er ſtieg den Wall hinan, um zu erfahren, wie weit ihn ſein Weg geführt habe. Da ſah er ſich in der grauen Dämmerung dem kleinen Kieferndickicht gegenüber, das vom Herrenhaus überragt wurde. Dieſes war in den Winkel der Landzungenſpitze hineingebaut, ſo daß nur ſeine Vorderfront und die Stallgebäude ſichtbar und zugänglich waren; die Hinterſeite war dicht beſchattet und vom Strandwall begrenzt, ſo daß ſie faſt ganz den Blicken entzogen war.

Mit Erſtaunen ſah der junge Lehrer aus einem Fenſter dieſer Rückſeite Lichtſchimmer fallen; ſoviel er gehört hatte, ſollte doch der Domänenpächter, Herr von Eggers, verreiſt ſein. Dieſer, ein bejahrter Hageſtolz, kam ſelten den Gutsleuten zu Geſicht; ſein Inſpektor vertrat ihn überall und ſuchte mit Fleiß jeden perſönlichen Verkehr zwiſchen ihm und jenen zu verhindern. Stets verbot er den Vorlaßheiſchenden das Herrenhaus und fertigte ſie ſelbſt ab, freilich in einer Weiſe, die ihn und ſeinen Herrn bei ſämtlichen Leuten äußerſt verhaßt machte. Herr von Eggers merkte nichts davon; er verließ die Schwelle des Gutshauſes ſelten zu einem anderen Zweck als dazu, ſich nach Stralſund hinüberrudern zu laſſen. Der Inſpektor aber hielt mit eiſerner Hand die unzufriedenen Leute in Schach und beantwortete ihre Beſchwerden und heimlichen Drohungen mit Verdoppelung ihrer Arbeitslaſt und Verminderung ihrer Rationen.

So kam es denn, daß auf Eggershof ebenſo ſchlimme oder noch ſchlimmere Zuſtände herrſchten, als man ſie ſonſt nur aus den Zeiten der Leibeigenſchaft kennt, und das Mitleid des jungen Lehrers mit den geknechteten Menſchen war wohl begreiflich.

Schon einigemal hatte er verſucht, bis zu dem Gutsherrn vorzudringen, um die Notlage ſeiner Leute, von der dieſer vielleicht gar nichts ahnte, zu ſchildern und ihn zur Abhilfe zu veranlaſſen. Vergebens! Entweder trieb ihn der Inſpektor mit groben Worten von der Schwelle, oder es hieß: Der Herr iſt verreiſt. Letzteres war erſt geſtern der Fall geweſen, als er verſucht hatte, vom Pächter eine Weihnachtsfreude für die Leute zu erlangen. Mit blutendem Herzen war er wieder gegangen, und die freudloſen, ſtumpfen Augen der Kinder in der Schule heute, welche die kleinſte, beſcheidenſte Gabe glückſelig zu machen vermocht hätte, hatten ihm die Verkündigung des Weihnachtsſegens auf den Lippen erſterben laſſen.

Und nun ſah er Licht aus dem Gutshauſe fallen. Herr von Eggers war alſo doch daheim. Oder ſollte der Inſpektor —

Plötzlich ſtockte ihm der Atem. Aus der Richtung des Viehſtalls, der ſich, nur durch einen Fahrweg getrennt, dem Wohnhauſe anſchloß, erklang das Raunen zweier Männerſtimmen. Sehen konnte der Lehrer niemand; doch an dem gebrochenen Deutſch des einen Sprechers erkannte er den polniſchen Pferdeknecht, der erſt ſeit kurzem auf dem Hofe war und, ſoviel er gehört hatte, bereits wieder ſeine Kündigung zu Neujahr hatte.

„Alſo hörſt, Johann, punkt elfen“, raunte der Pole.

„Woll“, klang es zurück. „Hinnern Heuſtall. Dat givt 'nen Spaß. So'n hellen Wihnachtsboom kann ſich ſülvſt de Kaiſer nich leiſten! Dunnerlüchting, ward dat ein Licht wardn! — Öwer dat ſegg ick di, mak jo dat Veih los un alle Stalldöhren up!“

„Mach ich, mach ich allens, aberſt das Inſpektormenſch verbau ich den Ausgang!“

„Jo, dat dau!“ riet der andere, „brennen möt dat Bieſt. Weißt du, ick glöw ſicher, von all ſien Ränke gegen uns is den Herrn nix nich bekannt! Den belügt he un bedrügt he. Na, wenn de von de Reis torükkümmt un findt ſien Hus un Hof nich mihr, de ward ſick wunnern! Öwer em makt dat jo nich arm. Doch wi ſünd denn den Düvel von Inſpektor los un können uns mal ſatt eten! — Minſch, ick hev einen Hunger! För einmal ſatt eten künn ick noch ganz wat anneres daun, as Füer anleggn! — Blots de Hälft von unſ' Mehl un Tüffeln hevn wi Sünnabend kregn, weil oll Schümann ſeggt hät, de Inſpektor wär'n Swienhund! — Na, Junge, du warſt di wunnern des Nacht!“

Eine ganze Welt voll Haß und Rachedurſt lag in dieſen Worten. Dann trennten ſich die beiden und verſchwanden in der Finſternis.

Ernſt Weber ſtand wie betäubt. Mit wirr durcheinanderjagenden Gedanken ſah er auf das Licht, das aus dem Hinterfenſter fiel. Dann ſchlich er leiſe am Hauſe entlang bis zur Vorderſeite. In dieſem Augenblick wurde auf dem finſteren Hofe der Inſpektor im Lichtſchein einer Laterne ſichtbar. Fluchend und mit einem Fußtritt ſcheuchte der vierſchrötig gebaute Mann den hungrig an ſeiner Kette raſſelnden Hund in ſeine Hütte und trat dann in den Viehſtall.

Atemlos verfolgte ihn der Lehrer mit den Blicken. Mit einigen Sätzen erreichte er die Vordertür des Herrenhauſes und pochte hier ſo heftig, daß es drinnen ein unheimliches Echo gab. Gleich darauf kamen Schritte über den Flur. Eine Stimme fragte: „Sind Sie's, Inſpektor?“ Auf des Lehrers haſtiges „Ja!“ drehte ſich drinnen der Schlüſſel. Ernſt Weber ſtürzte in die geöffnete Tür, und noch ehe ſich Herr von Eggers von dem Schreck über den unerwarteten Anblick erholt hatte, ſchloß der Lehrer bereits wieder die Tür und ſprach haſtig, mit verſtörtem Geſicht:

„Entſchuldigen Sie mein Eindringen, Herr; ich muß Sie ſprechen, gleich!“

„Wer ſind Sie?“ war die ſtrenge Entgegnung des Herrn von Eggers. Der hagere, ergraute Mann mit dem klugen, bartloſen Gelehrtenantlitz hatte bereits jede Furcht vor dem fremden Eindringling abgeſtreift und leuchtete dieſem nun forſchend ins Antlitz. Nach Webers Antwort: „Der Lehrer auf dem Hofe!“ forderte ihn der alte Herr erſtaunt auf, näher zu kommen, und leuchtete ihm zu einem kleinen Hinterzimmer voran, deſſen ganze Ausſtattung puritaniſch einfach gehalten war. Schränke und Regale voller Bücher machten die hauptſächlichſten Möbel aus. Von einer Büchertruhe einige Bände ſtreifend, bot der Hausherr ſie dem Lehrer als Sitz an. Er ſelbſt nahm im Lehnſtuhl am Schreibtiſch Platz.

„Nun, was wünſchen Sie?“ fragte er dann.

Ernſt Weber lehnte ſich mit blaſſem, erregtem Geſicht an die Wand. Die ganze Stufenleiter ſeiner Empfindungen heute abend, von der grenzenloſen Verzweiflung ſeines Herzens an bis zum Entſetzen über das belauſchte Geſpräch, wogte jetzt im wirren Durcheinander in ſeinem Inneren und ließ ihn vergeblich nach Worten ſuchen.

„Nun?“ fragte Herr von Eggers erſtaunt.

„Sie wollen den Hof anzünden!“ ſtieß jetzt Weber hervor.

„Was ſagen Sie?“ Mit dieſen Worten fuhr der alte Herr von ſeinem Sitz empor.

Nun berichtete der Lehrer das belauſchte Geſpräch. Faſſungslos ſtarrte der Gutsherr ihn an.

„Aber warum denn nur? Warum denn nur?“ fragte er dann kopfſchüttelnd.

„Weil ſie ſich einmal ſatt eſſen wollen — weil ſie ihrem Elend gewaltſam ein Ende machen wollen! Der Hunger zeitigt bekanntlich keine milden Pläne!“

Hart und bitter fielen die Worte von des Lehrers Lippen.

Erſchreckt, verſtändnislos beugte ſich der Gutsherr vor.

„Elend, Hunger? Auf meinem Gute? Erſt geſtern habe ich den Inſpektor angewieſen, jedem der Leute die doppelte Wochenration und zwei Taler extra zu dem Feſte zu übermitteln! Und heute am Heiligabend höre ich von Elend, Hunger und Brandſtiftung. — Mann, bedenken Sie, was Sie ſprechen! Ich nahm an, Ihr Beſuch hätte den Zweck, mir den Dank der Leute zu überbringen, obwohl ich auf ſolchen nach meinen bisherigen Erfahrungen nicht mehr rechnete!“

Jetzt war es der Lehrer, der ſtumm, faſſungslos den Sprecher anſtarrte.

Herr von Eggers aber fuhr haſtig und unwillig fort: „Überhaupt, warum ließen Sie ſich nicht eher einmal bei mir ſehen? Schon lange wollte ich mit Ihnen über den Bau eines neuen Schulhauſes reden, und bereits einigemal ließ ich Sie durch den Inſpektor herbitten. Aber wer nicht kam, das waren Sie. — Als ich dieſen Hof pachtete, tat ich's nur, weil er mir völlige Gewähr für Ruhe und Abgeſchiedenheit bot, die ich zu meinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten benötige. Ökonomiſche Zwecke verfolgte ich nicht, denn einmal bin ich durchaus kein Landwirt, dann aber habe ich ſo viel Vermögen, um ſchlimmſtenfalls bei der Pacht zuſetzen zu können. Aber in eine derartig menſchenſcheue und unbehagliche Umgebung hoffte ich nicht zu kommen. Die Luſt, mit ihr in nähere Berührung zu treten, iſt mir bald vergangen. Ich war nur froh, den Inſpektor meines Vorgängers behalten zu haben, der mit den Leuten hier Beſcheid weiß. Aber mit Ihnen, als dem einzigen, mir geiſtig gleichwertigen Menſchen, würde mir dann und wann ein Zuſammentreffen ſehr erwünſcht geweſen ſein. — Doch, wie ich gehört habe, ſind Sie jung verheiratet, und das entſchuldigt vieles.“

Erſchrocken hielt der alte Herr inne und ſah ratlos auf ſeinen Zuhörer, der, die Arme auf die Knie geſtützt, den blonden Kopf in den Händen barg und bitterlich weinte.

„Aber Mann — lieber Freund, was iſt Ihnen?“ fragte der Pächter und legte ſeine Hand auf Webers Schulter.

Langſam beruhigte ſich dieſer. Seine Mannestränen, die ihm der fluchwürdige Betrug des gewiſſenloſen Inſpektors erpreßt hatte, verſiegten. Eine große, reine Freude kam über ihn. Aufſpringend ergriff er beide Hände des Gutsherrn und rief mit leuchtenden Augen: „Nun wird alles, alles gut!“

Und jetzt berichtete er mit fliegendem Atem dem Pächter die wirklichen Verhältniſſe unter ſeinen Kätnern und klärte ihn über die ſchurkiſche Handlungsweiſe des Inſpektors auf. Stumm, erſchüttert lauſchte Herr von Eggers. Als Ernſt Weber aber ſeine Verzweiflung am heutigen Chriſtabend ſchilderte, die troſtloſe Verzweiflung über ſich und das Elend ſeiner armen Leidensgenoſſen, da feuchteten ſich die Augen in dem freundlichen Geſicht des Alten. Stumm hielt er die Hand des Lehrers.

Plötzlich erinnerte ſich dieſer des belauſchten Geſprächs.

„Um Gottes willen!“ rief er. „Wir vergeſſen die Verabredung!“

Doch ein Blick auf die Uhr beruhigte die beiden ſofort. Sie zeigte erſt halb acht. — Jetzt pochte es draußen an die Haustür.

„Der Inſpektor!“ ſagte Herr von Eggers, und ſein Geſicht verfinſterte ſich. „Treten Sie mal hinter den Schrank, Freund!“

Der Lehrer gehorchte, während der Hausherr hinausging und die Tür öffnete. Gleich darauf trat Herr von Eggers wieder mit dem Inſpektor ein, der auf einer Platte das Abendbrot für ihn brachte. Des Verwalters rotbärtiges, brutales Geſicht mit den liſtigen Fuchsaugen zeigte jetzt den Ausdruck tiefſter Ergebenheit. Unaufgefordert berichtete er über die heutigen Vorkommniſſe auf dem Hofe; doch, wie der Lehrer in ſeinem Verſteck zornbebend feſtſtellte, war faſt jedes zweite Wort eine Lüge. Jede Mitteilung war mit raffinierter Schlauheit darauf zugeſchnitten, die Kätner als äußerſt träge, unzufriedene und ſogar gefährliche Menſchen hinzuſtellen, ſo daß einem die Luſt vergehen mußte, mit dieſem Volk in Berührung zu treten. Den Inſpektor ſelbſt aber konnte man nach dieſem Bericht für das Ideal eines tüchtigen, energiſchen Aufſehers halten, der opfermutig jede Sorge von ſeinem Herrn fern zu halten verſtand.

„Alſo der Pferdeknecht Kunovſki zieht am Erſten wieder?“ unterbrach ihn endlich Herr von Eggers. Nur das nervöſe Trommeln ſeiner Hände auf der Tiſchplatte verriet ſeine Erregung.

„Jawohl, Herr!“ antwortete der Inſpektor. „Er macht die Leute aufſäſſig und rebelliſch. Als ich ihnen heute ihr Weihnachten austeilte, hetzte er ſie wieder zur Unzufriedenheit auf.“

„So! —. Und der Lehrer iſt nicht gekommen?“

„Nein, Herr. Er gab mir auf meine Einladung zur Antwort, er wünſche ungeſtört zu bleiben. Er beläſtige

Herrn von Eggers nicht und verlange ein gleiches von ihm. Und ſo ein frecher, unhöflicher Menſch nennt ſich Lehrer!“

Jetzt hielt es der Lauſcher auf ſeinem Poſten nicht mehr aus. Zornbebend, mit funkelnden Augen und geballten Fäuſten trat er vor den Verleumder. Erbleichend zuckte der Elende zuſammen und machte eine Bewegung, um zu fliehen. Doch Herr von Eggers hatte bereits die Tür verſchloſſen. Feige, mit ſcheuem, ſchiefem Blick lehnte ſich der Inſpektor, das verkörperte Bild ertappten Schuldbewußtſeins, an die Wand, als wollte er ſich den Rücken decken.

Mit ſchmerzlicher Verachtung wandte ſich ſein Herr von ihm ab. In ſeinen gerechten Zorn miſchte ſich bittere Reue darüber, ſich niemals perſönlich um ſeine Untergebenen gekümmert und nur ſeiner Ruhe und Bequemlichkeit gelebt zu haben.

Ernſt Weber aber ſtand mit grollerſtarrter Zunge. Minutenlanges, tiefes Schweigen herrſchte.

Endlich ſtieß der Lehrer hervor: „Du verfluchter, gottloſer Lügenhund!“ und machte Anſtalten, ſich auf den Inſpektor zu ſtürzen. Der Pächter hielt ihn aber zurück und meinte: „Nicht doch! Das überlaſſen wir den armen Leuten, denen er das Brot geſtohlen hat. Die werden's am liebſten und gründlichſten beſorgen.“

Bei dieſen Worten zeigte des Miſſetäters Geſicht eine entſetzliche Angſt. Seine Knie brachen ihm, und mit gerungenen Händen flehte er: „Alles, alles, nur das nicht! Nicht in die Hände der Leute!“ Auf den Knien rutſchend, haſchte er bald nach der Hand ſeines Herrn, bald nach der des Lehrers und begann jämmerlich um Gnade zu winſeln.

Angeekelt wandten ſich beide ab. Dann ſagte Herr von Eggers rauh:

„Du biſt nun bald zehn Jahre in meinem Dienſt. Haben die Leute einmal ihr Weihnachten bekommen?“

„Nein“, war die zögernde Antwort.

„Wo iſt das Geld, wo ſind die Materialien geblieben?“

„Das Geld behielt ich, das andere verkaufte ich.“

Nach kurzem Schweigen befahl der Pächter: „Rufe den Pferdeknecht!“

„Gnade! Gnade!“ winſelte der Feigling.

„Elender, ſo fürchteſt du die Rache deiner Untergebenen! Gut, die Hiebe ſind dir geſchenkt; dein Gewiſſen wird dich ſelbſt richten. Rufe Kunovſki!“

Hurtig verließ jetzt der Inſpektor das Zimmer, um bald darauf mit dem nur zögernd folgenden Pferdeknecht wiederzukommen. Das hagere Geſicht des jungen, ſchwarzhaarigen Burſchen, deſſen Kleidern ein intenſiver Stallgeruch entſtrömte, zeigte große Beſtürzung. Die Mütze in den roten Fingern drehend, blieb er in der Tür ſtehen und erwartete die Befehle des Herrn, den er und alle Hofleute verreiſt wähnten, und deſſen Anweſenheit ſeinen und Johann Weſſels Plan zu durchkreuzen drohte.

Herriſch gebot der Pächter dem Inſpektor: „Mache Licht auf der Tenne und rufe ſämtliche Leute dorthin!“ Dieſer gehorchte mit ſchlotternden Knien.

Dann wandte ſich Herr von Eggers an den Pferdeknecht.

„Es iſt jetzt neun Uhr“, ſagte er. Haſt du und die anderen ſchon Abendbrot gemacht?“

Verwundert ſah der Gefragte auf.

„Abendbrot?“ erwiderte er dann. „Nein, Herr. Um fünf haben wir geveſpert. Heute gibt's nichts mehr.“

Dabei ſchielte er begehrlich nach dem Nachtmahl auf dem Tiſche. Herr von Eggers ſah den hungrigen Blick und ſeufzte tief auf. Dann ſagte er:

„Von morgen ab werdet ihr um acht noch einmal zu eſſen bekommen. Außerdem erhaltet ihr einen neuen Inſpektor, und wenn der zufrieden mit dir ſein ſollte, bekommſt du Zulage zum Lohn. Deine Kündigung nehme ich zurück!“

Die Mütze in der Hand des Knechtes drehte ſich während dieſer Worte immer ſchneller; in ſein blaſſes Geſicht ſtieg dunkle Röte, und ſeine Augen blickten unſicher. Sein böſes Gewiſſen mochte ihn quälen.

„Und nicht wahr“, fuhr ſein Herr fort, „unter dieſen Umſtänden laßt ihr meinen Hof vorläufig noch ſtehen und brennt euch einen kleineren Weihnachtsbaum an?“

Der Knecht taumelte zurück und ſtarrte faſſungslos den Sprecher an.

„Jetzt kannſt du gehen!“ ſchloß der Pächter.

Da fuhr der Knecht auf, haſchte blitzſchnell nach der Hand ſeines Herrn und küßte ſie unter tauſend polniſchen Dankesworten. Dann eilte er hinaus.

„Der will kein Feuer mehr legen!“ meinte Herr von Eggers. Dann ſank er erſchöpft in ſeinen Seſſel zurück und ſchloß die Augen. Erſchreckt trat Ernſt Weber zu ihm. Doch der Alte lächelte ihn an und reichte ihm herzlich beide Hände.

„Das war ein Chriſtabend, was?“ meinte er. „Für mich an Uberraſchungen faſt zu reich. Und darum, mein lieber Freund und Schutzgeiſt, lege ich das übrige auf Ihre jungen Schultern. Nehmen Sie ſämtliche Schlüſſel an ſich, gehen Sie auf die Tenne zu meinen Leuten und teilen Sie ſo viel Lebensmittel und Feuerung aus, wie nur irgend fortgeſchafft werden kann. Mehr, als ihnen in all den Jahren entzogen worden iſt, können ſie gar nicht bekommen. Morgen mag genügend Vieh geſchlachtet werden, um allen ein rechtes Weihnachtsfeſt zu bereiten. Der Inſpektor aber drücke ſich baldmöglichſt. Na, das wird er ſich nicht erſt heißen laſſen! Sie aber, mein junger Freund, kommen morgen mit Weib und Kind zu mir und wohnen ſo lange hier, bis Ihr Schickſal Sie in einen freundlicheren Wirkungskreis beruft. Soviel an mir liegt, ſollen Sie einmal nicht gar zu ungern an Ihren Aufenthalt auf Eggershof zurückdenken. Nun gute Nacht!“

Als Weber endlich wieder den einſamen Strandweg entlang nach Hauſe ging, ſtand vor ſeiner Seele das Bild einer froh erſtaunten, hoffnungsvoll aufatmenden Menſchenſchar mit leuchtenden Augen und dankenden Lippen. Und in dem tiefen, nächtlichen Schweigen ringsum vernahm er eine heimliche, ernſte Stimme. Sie fragte:

„Weißt du nun den Zweck deines Hierſeins?“

„Ja!“ ſprach der junge Lehrer laut und feierlich. „Ehre ſei Gott in der Höhe!“

Aus der Frauenwelt.

— In der von Frl. Elvira Carſtens begründeten Gartenbauſchule für Frauen zu Marienfelde bei Berlin fand kürzlich die durch höchſt zufriedenſtellende Ergebniſſe bemerkenswerte Abgangsprüfung von dreizehn ausgebildeten Gärtnerinnen ſtatt. Mehrere der jungen Gärtnerinnen erhielten ſofort Stellung auf größeren Gütern, zwei gehen in eine große Gärtnerei nach Florenz, und eine aus Rußland gebürtige geprüfte Schülerin erhielt eine Berufung von ſeiten der ruſſiſchen Regierung als Lehrerin an einer in Rußland zu errichtenden Gartenbau-Lehranſtalt für Frauen. Alles in allem zeigt ſich, daß die Nachfrage nach geprüften Gärtnerinnen immer größer wird.

— In Görlitz beginnen die Stadtbehörden in den Bureaus des Rathauſes bei den ſtädtiſchen Amtsſtellen weibliche Kanzliſten anzuſtellen. Nach einem zufriedenſtellenden Verſuch in kleinem Maßſtabe folgte am 1. Oktober die Einſtellung einer weiteren Zahl von weiblichen Beamten.

— Der Andrang von Damen zum Univerſitätsſtudium in München iſt gegenwärtig außerordentlich groß. Dem Kolleg über Anatomie wohnten beiſpielsweiſe unlängſt vierzehn immatrikulierte Studentinnen bei, die ſich die neue Verfügung des bayriſchen Kultusminiſteriums zunutze gemacht haben, wonach den Frauen unter beſtimmten Bedingungen das Recht eingeräumt wird, ſich an den bayriſchen Univerſitäten regelrecht immatrikulieren zu laſſen.

— Für den in Ausſicht genommenen Internationalen Frauenkongreß, der 1904 in Berlin ſtattfinden ſoll, hat die konſtituierende Verſammlung des Berliner Lokalkomitees bereits Anfang November ihre erſte Sitzung abgehalten. Den Vorſtand bilden: Frau Kommerzienrat Heyl, erſte Vorſitzende; Frl. Pappritz, zweite Vorſitzende; Frau Baurat Wentzel-Heckmann, Kaſſenführerin; Frau Eliza Ichenhäuſer, erſte Schriftführerin; Frl. Margarete Friedenthal, zweite Schriftführerin; Frau Geheimrat v. Hanſemann, Frau Oberbürgermeiſter Kirſchner, Frau Profeſſor Kaſelowſky und Frl. Alice Salomon, Beiſitzerinnen.

— Der ſchweizeriſche Juriſtentag, der vor kurzem in Lauſanne getagt hat, beſchäftigte ſich unter anderem auch mit der Frage der Aufnahme von weiblichen Mitgliedern. Der Ausſchuß ſchlug vor, nur ſolche weibliche Mitglieder aufzunehmen, die ſich über ihre juriſtiſchen Kenntniſſe durch einen akademiſchen Grad oder über ein Staatsprüfungszeugnis ausweiſen könnten. Prof. Reichel aus Bern ſtellte jedoch den Antrag, es ſei von den Bewerberinnen lediglich der Nachweis wiſſenſchaftlicher Bildung und praktiſcher Befähigung im Anwaltsfache zu verlangen, welcher Antrag denn auch mit großer Mehrheit angenommen wurde.

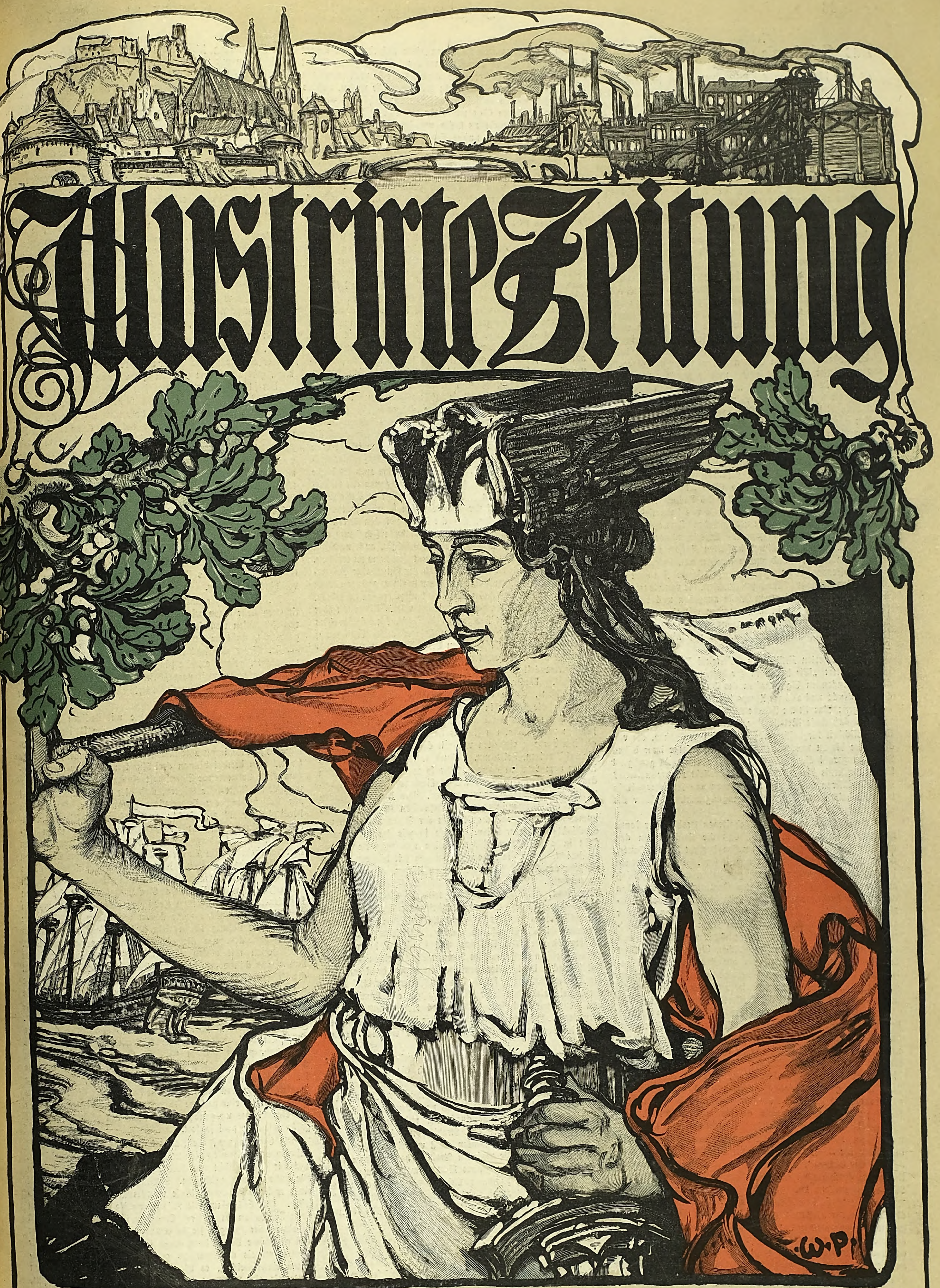
— Mit Beginn des Jahres 1904 ſoll in London ein neuer, von Miß Conſtance Smedley, der Verfaſſerin des erfolgreichen Romans „An April princess“, begründeter Damenklub nebſt beſonderem Klubhaus eröffnet worden. Der Klub ſoll ausſchließlich für Schriftſtellerinnen, Künſtlerinnen und ſonſtige gelehrte Damen beſtimmt ſein und hat von ſeinen hervorragendſten Mitgliedern, von denen wir nur Mrs. Humphrey Ward und Miß Alma Tadema (die Tochter des berühmten Malers) nennen, den Namen Lyzeumklub erhalten. Gleich den Männerklubs ſoll der Lyzeumklub ein „residential club“ werden, das heißt, man wird dort auch wohnen können, und Miß Conſtance Smedley beabſichtigt, die Schriftſtellerinnen und Künſtlerinnen der ganzen Welt zu bitten, ihr Literaturhotel, wie ſie es nennt, zu beſuchen, zu fördern und zu empfehlen. Die Mitglieder des Lyzeumklubs ſollen von dem Sekretariat mit Empfehlungsbriefen für diejenigen hervorragenden Frauen, mit denen ſie in Verbindung treten möchten, verſehen werden; ebenſo wird mit dem Klub ein Nachrichtenbureau verbunden ſein, das über Verleger, Zeitungsweſen, Kunſthandlungen uſw. jede gewünſchte Auskunft erteilen ſoll.

— Die Regierung des nordamerikaniſchen Staates Colorado hat die Journaliſtin Mrs. Lionel Roß Anthony zu ihrem vollberechtigten Regierungskommiſſar für die Weltausſtellung von 1904 in St. Louis ernannt.

Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.

KUPFERBERG GOLD
KUPFERBERG GOLD
KUPFERBERG GOLD
KUPFERBERG GOLD

Illustrirte Zeitung



Nr. 3157

Verlag von J. J. Weber in Leipzig
Reudnitzerſtraße 1—7

31. Dezember 1903

Das Geheimnis der Radiumſtrahlen.*)

In einer kürzlich von der Britiſh Aſſociation in London veranſtalteten Sitzung hielt der berühmte Phyſiker Lord Kelvin einen Vortrag über die noch unerklärten Wärme- und Lichtausſtrahlungen des Radiums, die nach den Berechnungen des Entdeckers dieſer merkwürdigen Subſtanz M. Curie in ihrem Wärmeeffekt $0,_9$ Kalorie für das Gramm und für die Stunde betragen. Lord Kelvin ſagte: „Wenn die Wärme-Ausſtrahlungen des Radiums in dieſem Grade durch 10 000 Stunden fortgeſetzt werden, wird eine Wärmemenge produziert, die imſtande iſt, die Temperatur von 900 000 g Waſſer um 1° C zu erhöhen.“ Es ſchien aber dem Vortragenden ganz unmöglich, daß dieſer Effekt von der abgegebenen Energie eines Gramms Radium in 10 000 Stunden hervorgebracht werden könne, und er mußte daher notwendigerweiſe zu der Annahme gelangen, daß das Radium von außen her mit Energie verſorgt werde. Bei dieſer allgemeinen Vermutung nicht ſtehen bleibend, wies er dann darauf hin, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach die Ätherwellen in irgendeiner Weiſe dem Radium, während es Wärmeſtrahlen in den umliegenden Raum entſendet, die hierfür nötige Energie zutragen. Dieſe rein ſpekulative Annahme veranſchaulichte er durch folgenden Vergleich: Man denke ſich ein Stück weißen und ein Stück ſchwarzen Stoffs, die jedes für ſich in eine hermetiſch verſiegelte Glasröhre gelegt werden. Die beiden gleich großen Glasröhren werden hierauf in je ein Glasgefäß, das mit Waſſer gefüllt iſt, gelegt und ſo der Sonne ausgeſetzt. Das Waſſer in dem Gefäß mit dem ſchwarzen Stoff wird merklich wärmer werden als jenes, in dem der weiße Stoff liegt. Auf dieſe Weiſe gelangt faktiſch von außen mittels der Lichtwellen durch das Waſſer eine Energie zu dem Stoff, von dem ſie dann vermöge der wärmeleitenden Fähigkeit des Waſſers den gleichen Weg zurückgeht.

Schon im Januar 1902 erſchien in der Zeitſchrift „Electrical Age“ ein von Hudſon Maxim geſchriebener Artikel „Celeſtial Exploſions and their Relation to Electrical Phenomena“, in dem der Autor für die Radioaktivität des Radiums, Uraniums, der Pechblende uſw. die gleiche Theorie wie Lord Kelvin aufſtellte. In einer anderen amerikaniſchen Revue führte im Oktober 1902 der vorher genannte Experimentator in einem mit „The Light of the Future“ betitelten Aufſatz dieſe Theorie über die radioaktiven Subſtanzen genauer aus, indem er ſagte, dieſe Subſtanzen empfangen ihre geſteigerte Aktivität von Ätherwellen mit hohen Schwingungszahlen, die von einer außerhalb der Subſtanzen gelegenen Quelle ausgehen und beim Anſtoßen an die Subſtanz in Schwingungen mit einer geringeren Zahl verwandelt werden. Dieſe geänderten Schwingungen entſprechen nun jenen Erſcheinungen, die wir als Wärme und Licht kennen.

In dem zitierten Artikel des „Electrical Age“ ſagt Hudſon Maxim weiter: „Wir haben in der letzten Zeit ſehr viel über die lichtſpendenden Eigenſchaften des Uraniums, des Radiums, der Pechblende und anderer Kompoſitionen geleſen und können nun fragen: Was iſt die Urſache dieſes Leuchtens? Iſt es nicht möglich, daß dieſe Metalle ihre Leuchtkraft einer beſonderen Empfindlichkeit für beſtimmte Ätherwellen verdanken, die von der Sonne bis zu uns reichen, und denen infolge ihrer hohen Schwingungszahl die gewöhnlichen Stoffe ein nicht genügend ſtarkes Hindernis bieten, um einen Lichteffekt zu produzieren? Die radioaktiven Subſtanzen aber geben den Ätherkorpuskeln beim Aufhalten eine kleinere Schwingungszahl, die jener des Lichts entſpricht.“

Wenn wir uns in den unaufgehaltenen Strahlen der Sonne wärmen, denken wir zuweilen, daß die Geſchöpfe in den unterſten Tiefen des Ozeans dieſen Genuß nicht haben können, da ſie zu einer ewigen Nacht verurteilt ſind. Das iſt aber ein Irrtum; denn die neuſten Forſchungen haben uns gezeigt, daß auch die Lebeweſen in den größten Ozeantiefen Augen haben und mittels Zuhilfenahme eines ſelbſtgeſchaffenen, phosphoreszierenden Lichts auch ſehen können. Sie ſind demnach beſſer ausgerüſtet als wir, da ſie nebſt dem Auge noch einen lichterzeugenden Apparat haben. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß es Ätherwellen gibt, die in der gleichen Weiſe, wie das Licht durch die Atmoſphäre dringt, bis auf den Meeresgrund gelangen. Wenn es ſo iſt, dann braucht man ſich nur einen geeigneten Auffänger oder Kondenſator für die Ätherwellen zu denken, der auf dem Kopf des Tiefſeetiers getragen wird.

Soweit nur die Kreaturen auf der Erdoberfläche in Betracht kommen, iſt die Natur ſcheinbar unfähig geweſen, Sehorgane zu ſchaffen, die Ätherwellen mit einer höheren Schwingungszahl als jene des violetten Lichts zu faſſen vermögen. Daher können wir auch die X-Strahlen nicht ſehen. Freilich, die Tiere, die auf der Erdoberfläche leben, kommen ſelten in die Lage, ſo fein geſtimmte Sehorgane zu gebrauchen, weil für ſie das Sonnenlicht genügt. Doch die Geſchöpfe in den tiefen Meeresgründen, wohin niemals ein Sonnenſtrahl dringt, benötigen viel empfindlichere Augen, die nicht umſonſt geſchaffen wurden, und für die irgendein Licht erzeugt werden muß. Auch hier iſt es die Natur ſelbſt, die dieſes Bedürfnis befriedigt, indem ſie den Tiefſeetieren Organe verlieh, welche die das ganze Univerſum durchdringenden Ätherwellen auffangen und in der Schwingungszahl zu Lichtſtrahlen reduzieren können.

Die neuentdeckten Subſtanzen Uranium, Polonium, Radium, die Licht in der Finſternis geben, haben das Erſtaunen der ganzen Welt hervorgerufen; denn, ſo gering auch die Menge des produzierten Lichtes iſt, haben wir doch immer Energie vor uns, und Energie kann nicht geſchaffen werden, ſie iſt auch unzerſtörbar und ewig wie die Materie ſelbſt. Aus dieſem Grunde muß die Energie, die jene Subſtanzen in der Form des Lichtes ausgeben, von einer außerhalb der Körper befindlichen Quelle zugeführt werden. Die Wiſſenſchaft hat uns gelehrt, daß unſere Sinne uns nicht alle Naturerſcheinungen und Vorgänge zum Bewußtſein bringen. Wir wiſſen, daß es Töne gibt, die zu hoch ſind, um von uns gehört zu werden, weil unſere Ohren Töne mit mehr als 40 000 Schwingungen in der Sekunde nicht zu faſſen vermögen. Es iſt ferner feſtgeſtellt worden, daß unſere Augen die Strahlen jenſeit des roten und dieſſeit des violetten Lichtes nicht aufnehmen können; die Röntgen-Strahlen insbeſondere, die noch auf eine photographiſche Platte wirken, ſind eine Art jener Strahlen, für die unſer Sehorgan nicht empfindlich genug gebaut iſt. Hätten wir Augen mit einer größeren Empfindlichkeit, dann würden wir aus der Crookesſchen Röhre ein blendend weißes Licht ausſtrömen ſehen, und wenn unſere Augen auch für langſame Schwingungen des Äthers konſtruiert wären, könnten wir möglicherweiſe auch die Wärmeſtrahlen ſehen, die von den Ziegeln eines gewöhnlichen Schornſteins ausgehen. Doch die Natur hat nur Augen für die Ätherſchwingungen innerhalb beſtimmter Zahlen geſchaffen. Die Augen der Eule ſind ſpeziell für das Sammeln und Konzentrieren ſchwacher Lichtſtrahlen gebaut, und ſie könnten noch am eheſten die Vibrationen des Äthers mit hohen Schwingungszahlen erfaſſen. Doch in den unterſten Gegenden des Ozeans, wohin kein Licht dringt und völlige Finſternis herrſcht, kann auch das Auge der Eule kein Licht aufnehmen, während die dort unten lebenden Geſchöpfe dies vermögen. Fiſche, die im Waſſer tiefer Erdhöhlen hauſen, haben keine Augen, obgleich in dieſen unterirdiſchen Höhlen die Finſternis nicht größer iſt als auf dem Meeresgrund. Dies bekräftigt die ſchon erwähnte Annahme, daß es beſtimmte Ätherwellen gibt, die imſtande ſind, das Waſſer des Ozeans in der gleichen Weiſe zu durchdringen, wie das Sonnenlicht durch die atmoſphäriſche Luft zu uns kommt, während die felſige Erde die gleichen Ätherwellen abhält, bis zu dem Waſſer der Erdhöhlen zu gelangen. Im anderen Falle würden auch die Fiſche in dieſen Höhlen von der Natur mit den Sehorganen der Tiefſeetiere ausgerüſtet worden ſein. Der Leuchtkäfer und das Glühwürmchen ſind die auf der Erde lebenden Repräſentanten des ſelbſtleuchtenden Prinzips, das die Natur bei den Tieren der Tiefſee zur Anwendung bringt, und man kann ſich kaum eine ſinnreichere Methode denken, die es ermöglicht, auch noch auf dem Meeresboden das Leben in der bunteſten Form zu erhalten.

Wir alle kennen die Tatſache, daß das durch eine Fenſterſcheibe gehende Sonnenlicht das Glas nur in einem geringen Maße erwärmt, und daß es dieſes überhaupt nicht erwärmen würde, wenn das Glas vollkommen transparent wäre. Wenn wir aber die Fenſterſcheibe mit Lampenruß beſtreichen, wird das Glas ſehr raſch erwärmt werden. Die Urſache dieſer Erſcheinung liegt darin, daß die Lichtſtrahlen beim Auftreffen auf die geſchwärzte Fläche in Strahlen mit einer kleineren Schwingungszahl verwandelt werden, die genau jener der Wärmeſtrahlen entſpricht. Wenn jedoch das Menſchenauge Wärmeſtrahlen ſehen könnte, würde es für Lichtſtrahlen unempfindlich ſein, gerade ſo wie wir es in der Wirklichkeit für die X-Strahlen ſind. Wir müßten dann auch die Lichtſtrahlen erſt in Wärmeſtrahlen verwandeln, um ſie uns ſichtbar zu machen, alſo den gleichen Vorgang einhalten wie mit den unſichtbaren Strahlen, die auf Uranium, Polonium, Radium auffallen und dabei dieſe Körper zum Strahlen bringen. Die ſo merkwürdigen Strahlen des Radiums ſind demnach die in Licht verwandelten Ätherwellen mit hohen Schwingungszahlen. Das Analogon finden wir in der Verwandlung von Lichtſtrahlen in Wärme, was immer geſchieht, wenn die Strahlen der Sonne auf einen undurchſichtigen Körper fallen. Gerade ſo wie das gewöhnliche Licht in durchſichtigen Körpern keine nennenswerte Wärme produziert, gehen die Ätherſchwingungen mit höheren Zahlen als jene des Lichtes durch die meiſten Körper, ohne ein Licht zu erzeugen. Treffen ſie aber auf Körper, die für ſie undurchläſſig ſind, z. B. Radium, dann tritt der Lichteffekt in die Erſcheinung. In der Undurchſichtigkeit oder Undurchläſſigkeit der radioaktiven Subſtanzen für ſchnell ſchwingende Ätherwellen erkennen wir die Eigenſchaft, welche die ſeltſamen Licht- und Wärmewirkungen des Radiums und Konſorten hervorbringt. In der gleichen Weiſe, wie im Sommer die auf einen ſchwarzen Hut fallenden Lichtſtrahlen denſelben erwärmen, bewirken auch die Ätherwellen, wenn ſie an den Kopfſchmuck der Tiefſeetiere, der zugleich als Kondenſator dient, anſtoßen, eine Luminiszenz, und wenn wir anderſeits Wärme- und nicht Lichtſtrahlen in normaler Weiſe ſehen würden, dann wäre jeder ſchwarze Gegenſtand im Sommer ein Strahlenbündel, das weithin leuchten würde.

In dem Fall, daß unſere Sonne viel weiter entfernt wäre oder ſchwächer leuchtete, müßten auch die Menſchen mit einem Apparat für das Sehen der Wärmeſtrahlen ausgerüſtet ſein. Eine andere Illuſtration der hier erläuterten Theorie über die Radiumſtrahlen mag zum Schluß noch Erwähnung finden. Wenn wir das Sonnenlicht durch ein reflektierendes Gitter durchgehen laſſen, wobei alle Strahlen mit Ausnahme der ultravioletten abgeſondert werden, und wir einen Würfel aus Uraniumoxydglas in die violetten Strahlen halten, dann wird das ultraviolette Licht in grünes Licht verwandelt; aus einem unſichtbaren iſt ein ſichtbares Licht geworden. Genau das Gleiche leiſtet das Radium. Es verwandelt unſichtbares Licht in phosphoreszierendes, das wir mit unſeren Augen erfaſſen können.

Radium als Heilmittel.

Die Ausſtrahlungen der Radiumſalze ſind erwieſenermaßen auch imſtande, auf erkrankte Hautgewebe eine poſitive Wirkung zu äußern, und obgleich die Unterſuchungen über die Eigenſchaften des Radiums noch nicht abgeſchloſſen ſind, ſcheint die Anwendung ſeiner Strahlen zur Heilung des Lupus, von Geſchwüren mit und ohne krebsartigen Charakter, des Krebſes ſelbſt, des Schwindens des Sehnervs und einiger anderer Hautkrankheiten der Medizin einen neuen und ausſichtsvollen Weg zu weiſen. Die X-Strahlen erweiſen ſich, wie bekannt iſt, gegen den Krebs als vollkommen wirkungslos; doch die viel ſtärkeren Radiumſtrahlen mit ihrer größeren Durchdringungsfähigkeit ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach ein wirkſames Heilmittel für ſolche Krankheiten, die bisher als unheilbar galten. Über dieſe Eigenſchaft des Radiums wurde bis jetzt verhältnismäßig wenig berichtet; deshalb ſollen hier einige Fälle angeführt werden, in denen Radiumſtrahlen wie ein Wunder wirkten.

Dem Dr. John Mac Intire in Glasgow ſind folgende drei Kuren geglückt: Ein Lupus auf der Rückenfläche der rechten Hand wurde täglich zehn bis zwanzig Minuten lang, je nach der Reaktion der Haut, den Radiumſtrahlen mit dem Reſultat ausgeſetzt, daß nach drei Wochen der Lupus vollſtändig verſchwunden war. Eine Frau, achtundzwanzig Jahre alt, war mit Lupusflecken, im Durchmeſſer ungefähr 3 cm groß, in und auf der Naſe behaftet. Ihr wurde die gleiche Behandlung zuteil, und ſie war in vier Wochen geheilt. Ein freſſendes Geſchwür wurde nach zweiwöchiger Behandlung mittels Radiumſtrahlen trocken gelegt, wonach die vollſtändige Heilung nicht ausbleiben kann.

Dr. Oudin in Paris meldete der Mediziniſchen Akademie, daß er auf die gleiche Weiſe mehrere Fälle des Lupus geheilt habe, gibt aber keine näheren Einzelheiten hierüber.

Der jüngſt verſtorbene Profeſſor Guſſenbauer hat bis zum Juli 1903 an der Wiener Klinik nicht weniger als zwanzig Krebskranke mit Radiumſtrahlen behandelt und erzielte in allen Fällen eine weſentliche Beſſerung, bei zwei Kranken ſogar Heilung. Ein ſiebenunddreißigjähriger Mann, dem im achten Lebensjahr eine Fleiſchgeſchwulſt am linken Arm operiert worden war, kam wieder auf die Klinik, weil das alte Übel wieder aufgetreten war. Die zahlreichen Knötchen der Haut wurden täglich, bei ſtärkerer Reaktion der Haut jeden zweiten Tag, fünfundzwanzig Minuten hindurch beſtrahlt, und alle krebsartigen Knötchen verſchwanden im Laufe eines Monats. Der zweite Fall der Heilung vollzog ſich an einem einundſechzigjährigen Manne, der in den Jahren 1888, 1891, 1897 ſeinen Mundkrebs operieren ließ und im April 1903 ſich wieder als Patient meldete. Diesmal war der Lippen- und Gaumenkrebs inoperabel. Doch das Radium erzielte in fünf Wochen eine vollſtändige Heilung.

Dr. Willy Meyer und William J. Hammer in Neuyork berichteten über einen wiederholt aufgetretenen Krebs, der mittels X-Strahlen und des Fluids von Coley, beide ein Jahr lang gebraucht, nicht im geringſten gebeſſert werden konnte; doch als Dr. Meyer die Radiumſtrahlen täglich eine Minute lang anwendete, gelang es, die jüngeren Partien des Krebſes — die älteren waren zu weit vorgeſchritten — ganz zu heilen. Dr. Andrew H. Smith in Neuyork kurierte ein krebsartiges Geſchwür durch fünf Radiumbeſtrahlungen.

Die bakteriologiſchen Experimente mit Radium ſind einſtweilen in engen Grenzen gehalten; doch die Italiener Caſpari und Aſhkaſſi haben bereits Reinkulturen des Micrococcus Prodigioſus den Radiumſtrahlen ausgeſetzt und gefunden, daß dieſe Organismen hierbei binnen drei Stunden getötet werden. Nachdem dieſe keimtötende Eigenſchaft einmal feſtgeſtellt iſt, kann man vernünftigerweiſe folgern, daß hier ein wirkſames Mittel zur Bekämpfung der Tuberkuloſe gegeben ſei. Im „Britiſh Medical Journal“ regt Soddy an, Radium in Waſſer aufzulöſen, wodurch vielleicht alle Ausſtrahlungen in einen gasförmigen Zuſtand übergehen und ſo ſich mit der umgebenden Luft vermiſchen. Ein Luftſtrom könnte dann dieſes Gemiſch in einen Rezipienten treiben. Die praktiſche Ausführung dieſes Vorſchlags hat Soddy dann verſucht und gefunden, daß in den vier erſten Tagen die Hälfte der Strahlungsfähigkeit des in den Rezipienten eingeſchloſſenen Gemiſches verloren geht und in drei Wochen gar nichts mehr davon vorhanden iſt. Aber die urſprüngliche Löſung iſt in dem gleichen Zeitraum wieder ſo potent geworden, um die gleiche Strahlenmenge abzugeben. Inhalationen mit dieſen „Luftſtrahlen“ produzieren auf der Lunge eine dünne Schicht radioaktiver Subſtanz, und dies iſt die Urſache einer Erſcheinung in den Luftzellen der Lunge, die wir „induzierte Radioaktivität“ nennen wollen. Sie tötet die Keime in den erkrankten Geweben. Dieſes induzierte Strahlungsvermögen hält in der Regel ungefähr drei Stunden an. Eine gewöhnliche Flaſche, wie ſie zum Auswaſchen der Gaſe verwendet wird, mit zwei Spundlöchern verſehen, kann als Inhalationsapparat benutzt werden, um jede Verſchwendung dieſer koſtbaren Strahlen zu vermeiden. Wir geben in dieſe Flaſche 5 bis 10 mg trockenes Radiumbromid, dann einige Tropfen Waſſer und verkorken ſchnell das Gefäß. Bei der erſten Inhalation ſoll eine geringe Doſis der erſten aufſteigenden Gaſe mit einem Atemzug genommen werden, am nächſten Tag eine größere Menge und ſo fort.

Die Erwartungen, die ſich an die hier aufgezählten Fälle anſchließen, ſind einſtweilen noch als übertrieben zu bezeichnen, und wir dürfen nicht annehmen, Radium ſei ein Mittel gegen alle unheilbaren Krankheiten. Freilich, die Zeit kann uns bald eines anderen belehren. Dieſe wunderbare Subſtanz iſt ſo vielſeitig. Ihre Entdeckung iſt möglicherweiſe der erſte Schritt zu einer Revolution in unſeren Theorien über die Materie und Erhaltung der Energie, ſie kann uns den Weg für eine billigere und geſündere Beleuchtung durch Phosphoreszenz zeigen, wir können mittels des Radiums echte Edelſteine leicht von unechten unterſcheiden, es tötet Bakterien, und es darf ſchon heute als ein wichtiges Hilfsmittel zur Heilung des Lupus, Krebſes und der Tuberkuloſe bezeichnet werden.

Ambros Erbſtein.

---

*) Vgl. den Artikel „Radium“ in Nr. 3130 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 25. Juni d. J.

Neue Erſcheinungen des deutſchen Buchhandels für die Leſer der „Illuſtrirten Zeitung“ zuſammengeſtellt.

Conrad Alberti, Erlebtes und Erlauſchtes. Eine Handvoll kurzer aber wahrer Geſchichten. (Friedrich Luckhardt, Leipzig.) ℳ 3.—.

Axel von Altenſtein, Das Leben im Deutſchen Kaiſerhauſe. Mit zahlreichen Abbildungen und Kunſtbeilagen. 2. Auflage. (Wilhelm Köhler, Minden.) ℳ 1.75.

Wilhelm Arminius, Heimatſucher. Roman aus dem Thüringer Walde. (Eduard Avenarius, Leipzig.) ℳ 3.50.

Aus der deutſchen Literatur für die deutſche Jugend. Im Auftrage der Konferenz Leipziger Schuldirektoren herausgegeben von Albert Richter. Zweite, neubearbeitete Auflage. 1. Band: Meiſterwerke deutſcher Dichtung. 2. Band: Erzählungen und Lebensbilder. (Friedrich Brandſtetter, Leipzig.) Jeder Band ℳ 3.—.

Sophus Bauditz, Die Komödie auf Kronborg. Erzählung. (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.) ℳ 2.50.

Richard Bürkner, Herder. Sein Leben und Wirken. (E. Hofmann & Co., Berlin.) ℳ 3.60.

Anna Dix, Pſyche. Novelletten und Skizzen. (E. Pierſon, Dresden.) ℳ 2.—.

Otto Felſing, Sturmvogel. Fahrten und Abenteuer in der Südſee. Mit zahreichen Illuſtrationen. (Sam. Lucas, Elberfeld.) ℳ 5.—.

Guſtav Freytag, Vermiſchte Aufſätze aus den Jahren 1848 bis 1894. Herausgegeben von Ernſt Elſter. Zweiter Band. (S. Hirzel, Leipzig.) ℳ 6.—.

Leo Frobenius, Geographiſche Kulturkunde. Eine Darſtellung der Beziehungen zwiſchen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiſeberichten zur Belebung des geographiſchen Unterrichts. Mit 18 Tafeln und 43 Kartenſkizzen im Text. (Friedrich Brandſtetter, Leipzig.) ℳ 11.50.

Ludwig Fulda, Novella d’Andrea. Schauſpiel in 4 Akten. 3. Auflage. (J. G. Cottaſche Buchh. Nachf., Stuttgart.) ℳ 2.—.

Peter Gerdes, Der angehende und praktiſche Elektrotechniker. Nach der elektrolytiſchen Diſſoziationstheorie. Mit 94 Abbildungen. (Arthur Felix, Leipzig.) ℳ 7.50.

Dr. Chriſtian Gruber, Geographie als Bildungsfach. (B. G. Teubner, Leipzig.) ℳ 2.80.

O. Gruner, Die Dorfkirche im Königreich Sachſen. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und Beilagen. (Arwed Strauch, Leipzig.) ℳ 5.—.

Knut Hamſum, Königin Tamara. Schauſpiel. Überſetzung aus dem Norwegiſchen von Gertrud Ingeborg Klett. (Albert Langen, München.) ℳ 2.—.

Harmonie-Kalender 1904. Muſikaliſcher Haus- und Familien-Almanach. (Verlagsgeſellſchaft „Harmonie“, Berlin.) ℳ 1.—.

Clemens Frhr. von Hauſen, Der Fürſtenzug auf dem Sgraffito-Fries am Kgl. Schloſſe zu Dresden. Gedanken bei Betrachtung desſelben. (C. Heinrich, Dresden.) ℳ 5.—.

Hebbels Ausgewählte Werke in 6 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen verſehen von Richard Specht. IV. Band. Inhalt: Die Nibelungen. — Moloch. (J. G. Cottaſche Buchh. Nachf., Stuttgart.) ℳ 1.—.

Sven von Hedin, Im Herzen von Aſien. Zehntauſend Kilometer auf unbekannten Pfaden. Mit 407 Abbildungen, darunter 154 Separat- und Vollbilder, 8 bunte Tafeln und 5 Karten. 2 Bände. (F. A. Brockhaus, Leipzig.) ℳ 20.—.

Der Heidjer. Ein niederſächſiſches Kalenderbuch auf das Jahr 1904. Herausgegeben von Hans Müller-Brauel. Mit Zeichnungen von Hugo Friedr. Hartmann. (Gebrüder Jänecke, Hannover.) ℳ 1.—.

A. Horsley Hinton, Künſtleriſche Landſchaftsphotographie in Studium und Praxis. Autoriſierte Überſetzung aus dem Engliſchen. 3., erweiterte Auflage. Mit 16 Tafeln nach Originalen des Verfaſſers. (Guſtav Schmidt, Berlin.) ℳ 4.—.

Prof. Dr. Joſeph, Geſchichte der Baukunſt vom Altertum bis zur Neuzeit. Ein Handbuch mit 773 Abbildungen. 2 Bände. (Bruno Heßling, Berlin.) ℳ 20.—.

Karl Maria Klob, Beiträge zur Geſchichte der deutſchen komiſchen Oper. Mit einem Porträt von Albert Lortzing. (Verlagsgeſellſchaft „Harmonie“, Berlin.) ℳ 2.—.

Guſtav Levy, Richard Wagners Lebensgang in tabellariſcher Darſtellung. Mit einem Porträt Richard Wagners und Anhang: Tabelle der hauptſächlichſten zeitgenöſſiſchen Opernwerke, nach den Jahren ihrer Erſtaufführung geordnet. (Verlagsgeſellſchaft „Harmonie“, Berlin.) ℳ 1.—.

Dr. Emil Löbl, Kultur und Preſſe. Verſuch einer ſyſtematiſchen und kritiſchen Darſtellung des modernen Zeitungsweſens. (Duncker & Humblot, Leipzig.) ℳ 5.60.

Julius Lohmeyer, Fünfzig Kinderlieder mit 50 Bildern für meine Lieblinge. (W. Vobach & Co., Leipzig.) ℳ 3.—.

Anka Mann, Fünf-Uhr-Tee. Eine Anleitung für ſparſame und anmutige Geſelligkeit. (Alfred Janßen, Hamburg.) ℳ 1.—.

Deutſcher Photographen-Kalender. Taſchenbuch und Almanach für 1904. Herausgegeben von K. Schwier. Zwei Teile in einem Bande. (Verlag der Deutſchen Photographen-Zeitung, Weimar.) ℳ 3.—.

Johannes Proelß, Die ſchönſte Frau. Novellen. Mit Illuſtrationen von Wilhelm Claudius. (Bonz & Co., Stuttgart.) ℳ 1.50.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Bearbeitet und eingeleitet von Dr. Hans Landsberg. (Leonhard Simion Nachf., Berlin.) ℳ 3.—.

Hans Remol, Wer wills hören? Neue Kaſperlſtückchen für Kinder. (Friedrich Brandſtetter, Leipzig.) ℳ 1.—.

Prof. Dr. Paul Wilhelm Schmidt, Die Geſchichte Jeſu. Zweiter Teil: Erläuterungen. Mit 3 Karten und einem mediziniſchen Gutachten zur römiſchen Kreuzigung ſamt 2 Abbildungen im Text und einer Lichtdrucktafel. (J. C. B. Mohr, Tübingen.) ℳ 7.—.

Kapitän O. Sverdrup, Neues Land. Vier Jahre in arktiſchen Gebieten. Mit 225 Abbildungen, darunter 69 Separatbilder und 9 Karten. (F. A. Brockhaus, Leipzig.) ℳ 20.—.

Taſchenbuch der Kriegsflotten. Fünfter Jahrgang. 1904. Mit teilweiſer Benutzung amtlichen Materials, herausgegeben von Kapitänleutnant a. D. B. Weyer. Mit 311 Schiffsbildern und Skizzen. (J. F. Lehmann, München.) ℳ 3.—.

Oberlandesgerichtsrat C. Wagner, Die Strafinſeln. Ein Vorſchlag zur Reform des Strafvollzugs. (Fritz Lehmann, Stuttgart.) ℳ 3.20.

Weltgeſchichte. Herausgegeben von Hans Helmolt. Vollſtändig in 9 Bänden. 8. Band: Weſteuropa, 2. Teil. Der Atlantiſche Ozean. Von Prof. Dr. Arthur Kleinſchmidt, Prof. Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorſt, Dr. Heinrich Friedjung, Prof. Dr. Gottlob Egelhaaf, Prof. Dr. Richard Mayr und Profeſſor Dr. Karl Weule. Mit 7 Karten, 3 Farbendrucktafeln und 13 ſchwarzen Beilagen. (Bibliographiſches Inſtitut, Leipzig.) ℳ 10.—.

Auguſt Woerz, Billardbuch. Praktiſche Anleitung zur Erlernung des Karamboleſpiels. Mit 151 Illuſtrationen. (Albert Goldſchmidt, Berlin.) ℳ 6.—.

Worpsweder Taſchenkalender 1904. Ein Merkbuch mit 12 Federzeichnungen von Heinrich Vogeler. (Ludwig Möller, Lübeck.) ℳ 6.—.

E. Wuttke-Biller, Märchen einer Großmutter. Mit dem Bildniſſe der Verfaſſerin, 3 farbigen Vollbildern und Buchſchmuck von Walter Tiemann. (Friedrich Brandſtetter, Leipzig.) ℳ 4.50.

Webers Illuſtrierte Katechismen.

Soeben erſchienen:

Neuer Band Nr. 235.

Leitfaden der Metallurgie. Von Dr. Th. Fiſcher, Dozent an der Königl. Bergakademie zu Berlin. Mit 29 Abbildungen. In Originalleinenband . . . . . Mk. 5.—

Neue Auflagen.

Feldmeßkunſt. Von Profeſſor Dr. C. Pietſch. Siebente Auflage. Mit 76 Abbildungen. In Originalleinenband . . . . Mk. 1.80

Phyſik. Von Profeſſor Dr. Julius Kollert. Sechſte, verbeſſerte und vermehrte Aufl. Mit 364 Abbildgn. In Originalleinenband . Mk. 7.—

Selbſterziehung. Ein Wegweiſer für die reifere Jugend von John Stuart Blackie. Deutſche autoriſierte Ausgabe von Dr. Friedrich Kirchner. Dritte Auflage. In Originalleinenband . . Mk. 2.—

Verzeichnis

der bis jetzt erſchienenen Bände von **Webers Illuſtrierten Katechismen.**

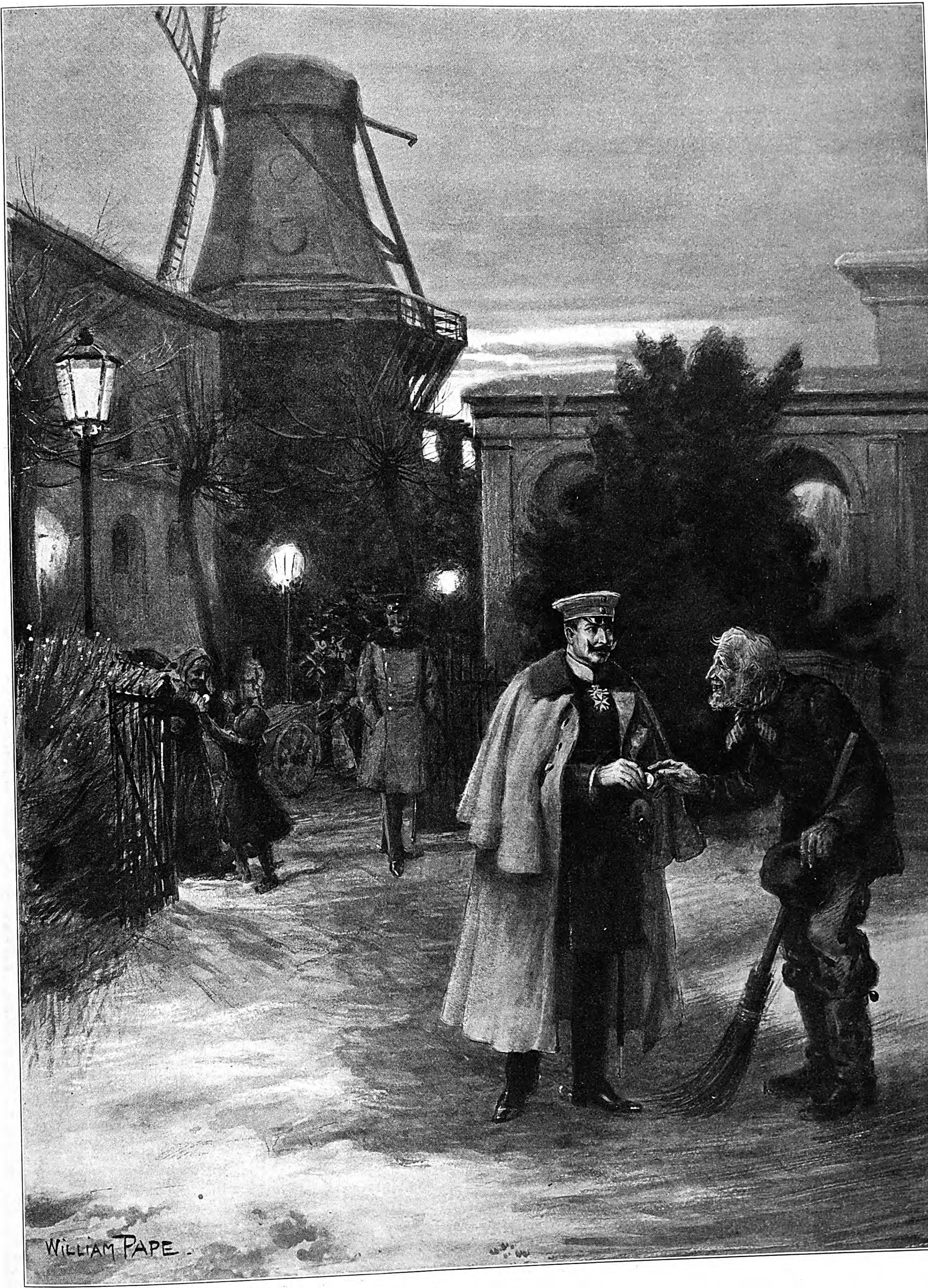
Abbreviaturenlexikon	Mk. 7.50
Ackerbau. 3. Aufl.	3.—
Agrikulturchemie. 7. Aufl.	3.50
Algebra. 5. Aufl.	3.—
Algebraiſche Analyſis	2.50
Archäologie. 2. Aufl.	3.—
Arithmetik. 4. Aufl.	3.50
Äſthetik. 2. Aufl.	3.—
Äſthetiſche Bildung des menſchl. Körpers. 3. Aufl.	4.—
Aſtronomie. 9. Aufl.	3.50
Auge. 3. Aufl.	2.50
Auswanderung. 7. Aufl.	2.50
Bakterien. 2. Aufl.	2.50
Bank- u. Börſenweſen. 2. Aufl.	3.50
Baukonſtruktionslehre. 4. Aufl.	4.50
Bauſtile. 14. Aufl.	2.—
Bauſtofflehre	3.50
Bergbaukunde. 3. Aufl.	4.—
Bergſteigen	3.—
Bewegungsſpiele	2.—
Bienenkunde. 3. Aufl.	2.—
Bierbrauerei	4.—
Bildhauerei	3.—
Blumenbinderei	3.—
Blutarmut und Bleichſucht. 2. Aufl.	1.50
Botanik, allgemeine. 2. Aufl.	4.—
Botanik, landwirtſchaftl. 2. Afl.	2.—
Briefmarkenkunde	3.—
Buchbinderei	4.—
Buchdruckerkunſt. 7. Aufl.	4.50
Buchführung, kaufm. 6. Aufl.	3.—
Buchführung, landw.	Mk. 2.—
Chemie. 8. Aufl.	5.—
Chemikalienkunde. 2. Aufl.	3.—
Chemiſche Technologie. Zwei Teile	10.—
Chronologie. 3. Aufl.	1.50
Citatenlexikon	6.—
— in Geſchenkeinband	7.—
Correſpondance commerciale	3.50
Dampfkeſſel. 7. Aufl.	5.—
Darwinismus	2.50
Differential- und Integralrechnung. 2. Aufl.	3.—
Dogmatik	4.—
Drainierung. 3. Aufl.	2.—
Dramaturgie. 2. Aufl.	4.—
Drechſlerei	6.—
Drogenkunde. 2. Aufl.	3.—
Einjährig-Freiwillige. 2. Aufl.	2.—
Elektrochemie	3.—
Elektrotechnik. 7. Aufl.	5.—
Ethik. 2. Aufl.	3.—
Fahrkunſt. 3. Aufl.	4.50
Familienhäuſer für Stadt und Land	5.—
Farbenlehre	4.50
Färberei u. Zeugdruck. 2. Aufl.	2.50
Farbwarenkunde	2.—
Feldmeßkunſt. 7. Aufl.	1.80
Feuerlöſch- und Feuerwehrweſen	4.50
Finanzwiſſenſchaft. 6. Aufl.	2.—
Fiſchzucht	2.50
Flachsbau und -bereitung	1.50
Flöte und Flötenſpiel	2.50
Forſtbotanik. 5. Aufl.	2.50
Frau, das Buch der jungen. 5. Aufl.	2.50
— in Geſchenkeinband	3.—
Frauenkrankheiten. 4. Aufl.	4.—
Freimaurerei. 2. Aufl.	2.—
Galvanoplaſtik. 3. Aufl.	2.—
Gedächtniskunſt. 8. Aufl.	1.50
Geflügelzucht	4.—
Geiſteskrankheiten	2.50
Gemäldekunde	3.50
Geographie, mathematiſche. 2. Aufl.	2.50
Geographie, politiſche. 5. Aufl.	3.50
Geologie. 7. Aufl.	3.50
Geometrie, analytiſche. 2. Aufl.	3.—
Geometrie, ebene und räumliche. 3. Aufl.	3.—
Geſangskunſt. 6. Aufl.	2.50
Geſchichte, deutſche	2.50
Geſetzbuch, Bürgerliches	2.50
Geſundheitslehre	3.50
Gewerbeordnung	1.20
Gicht und Rheumatismus. 4. Aufl.	2.—
Giroweſen	2.—
Hand und Fuß	Mk. 2.50
Handelsgeſetzbuch	2.—
Handelsmarine	3.50
Handelsrecht. 4. Aufl.	2.—
Handelswiſſenſchaft. 6. Aufl.	2.—
Haut, Haare, Nägel. 4. Aufl.	2.50
Heerweſen, deutſches. 2. Aufl.	3.—
Heilgymnaſtik	3.50
Heizung, Beleuchtung und Ventilation. 2. Aufl.	4.—
Heraldik. 6. Aufl.	2.—
Herz, Blut- u. Lymphgefäße. 2. Aufl.	3.—
Hiebfechtſchule. 2. Aufl.	1.50
Holzinduſtrie	6.—
Hufbeſchlag. 3. Aufl.	1.50
Hunderaſſen	3.—
Hüttenkunde, allgemeine	4.50
Infektionskrankheiten	3.—
Invalidenverſicherung	2.—
Jagdkunde. 2. Aufl.	3.—
Kalenderkunde. 2. Aufl.	2.—
Kehlkopf. 2. Aufl.	3.50
Keramik, Geſchichte der	10.—
Kind, das, und ſeine Pflege. 5. Auflage	4.50
— in Geſchenkeinband	5.—
Kindergarten	2.50
Kirchengeſchichte	2.50
Klavierſpiel. 2. Aufl.	2.—
Klavierunterricht. 5. Aufl.	5.—
Klempnerei. Zwei Teile	9.—
Knabenhandarbeitsunterricht	3.—
Kompoſitionslehre. 7. Aufl.	3.50
Korreſpondenz, kaufmänniſche. 6. Aufl.	2.50
— in franzöſiſcher Sprache	3.50
Koſtümkunde. 2. Aufl.	4.50
Krankenpflege im Hauſe	4.—
Krankenverſicherung	2.—
Kriegsmarine, deutſche. 2. Aufl.	4.—
Kugel- u. Ballſpiele, engliſche	3.50
Kulturgeſchichte. 2. Aufl.	2.—
Kunſtgeſchichte. 5. Aufl.	4.—
Liebhaberkünſte	2.50
Literaturgeſchichte, allgemeine. 3. Aufl.	3.—
— deutſche. 7. Aufl.	2.—
Logarithmen. 2. Aufl.	2.50
Logik. 3. Aufl.	3.—
Lunge. 9. Aufl.	3.—
Luſtfeuerwerkerei	2.—
Magen und Darm	3.50
Malerei. 3. Aufl.	3.—
Markſcheidekunſt	3.—
Maſchinenelemente	6.—
Maſchinenlehre	6.—
Maſſage und verwandte Heilmethoden. 2. Aufl.	3.50
Mechanik. 7. Aufl.	3.50
Meereskunde, allgemeine	5.—
Metallurgie	Mk. 5.—
Meteorologie. 3. Aufl.	3.—
Mikroſkopie. 2. Aufl. U. d. Preſſe.	
Milchwirtſchaft	3.—
Mimik und Gebärdenſprache	3.50
Mineralogie. 6. Aufl.	3.—
Münzkunde. 2. Aufl.	4.—
Muſik. 27. Aufl.	1.50
Muſikgeſchichte. 2. Aufl.	2.50
Muſikinſtrumente. 6. Aufl.	4.—
Mythologie	4.—
Naturlehre. 4. Aufl.	3.—
Nervoſität. 2. Aufl.	2.50
Nivellierkunſt. 5. Aufl.	2.—
Nutzgärtnerei. 5. Aufl.	2.50
Obſtverwertung	3.—
Ohr. 2. Aufl.	2.50
Orgel. 4. Aufl.	3.—
Ornamentik. 6. Aufl.	2.50
Pädagogik	2.—
Pädagogik, Geſchichte der	3.—
Patentweſen	2.50
Perſpektive, angew. 3. Aufl.	3.—
Petrographie. 2. Aufl.	3.—
Pflanzenmorphologie	5.—
Philoſophie. 4. Aufl.	3.—
Philoſophie, Geſchichte der. 3. Aufl.	4.—
Photographie. 5. Aufl.	2.50
Phrenologie. 8. Aufl.	2.—
Phyſik. 6. Aufl.	7.—
Phyſik, Geſchichte der	4.—
Phyſiologie des Menſchen	3.—
Planetographie	3.50
Planimetrie	4.—
Poetik, deutſche. 3. Aufl.	2.50
Porzellan- und Glasmalerei	3.—
Projektionslehre. 2. Aufl.	2.—
Pſychologie. 2. Aufl.	3.—
Radfahrſport	3.—
Raumberechnung. 4. Aufl.	1.80
Rechnen, kaufmänniſches	5.—
Redekunſt. 6. Aufl.	1.50
Regiſtratur- und Archivkunde	3.—
Reich, das Deutſche. 2. Aufl.	3.—
Reitkunſt. 4. Aufl.	6.—
Religionsphiloſophie	4.—
Ritter- und Verdienſtorden	9.—
— in Pergamentband	12.—
Roſenzucht. 2. Aufl.	2.50
Ruder- und Segelſport	4.—
Säugetiere, Vorfahren der	3.—
Schachſpielkunſt. 12. Aufl.	2.50
Schloſſerei. 1. Teil	6.—
— 2. Teil (Bauſchloſſerei)	6.—
— 3. Teil (Kunſtſchloſſerei)	4.50
Schreibunterricht. 3. Aufl.	1.50
Schwimmkunſt. 2. Aufl.	2.—
Selbſterziehung. 3. Aufl.	2.—
Sinne und Sinnesorgane der niederen Tiere	4.—
Sozialismus, moderner	Mk. 3.—
Soziologie	4.—
Spinnerei u. Weberei. 4. Aufl.	6.—
Sprache und Sprachfehler des Kindes	3.50
Sprachlehre, deutſche. 4. Aufl.	2.50
Statik	4.—
Stenographie. 3. Aufl.	3.—
Stereometrie	3.50
Stiliſtik. 3. Aufl.	2.50
Stimme, Gymnaſtik der. 6. Aufl.	3.50
Stoßfechtſchule	1.50
Tanzkunſt. 7. Aufl.	3.—
Technologie, chem. Zwei Teile	10.—
— mechaniſche. 2. Aufl. U. d. Pr.	
Telegraphie, elektr. 6. Aufl.	4.—
Tiere, geographiſche Verbreitung der	4.—
Tiere und Pflanzen, die leuchtenden	3.—
Tierzucht, landwirtſchaftl.	2.50
Ton, der gute, und die feine Sitte. 3. Aufl.	2.—
Trichinenſchau. 3. Aufl.	1.80
Trigonometrie. 3. Aufl.	2.—
Turnkunſt. 6. Aufl.	3.—
Uhrmacherkunſt. 4. Aufl.	4.—
Unfallverſicherung	2.—
Uniformkunde	6.—
Unterleibsbrüche. 2. Aufl.	2.50
Urkundenlehre. 2. Aufl.	4.—
Verſicherungsweſen. 2. Aufl.	2.40
Verskunſt, deutſche. 3. Aufl.	1.50
Verſteinerungskunde. 2. Aufl.	3.50
Villen und kleine Familienhäuſer. 9. Aufl.	5.—
Violine und Violinſpiel	2.50
Vögel, der Bau der	7.50
Völkerkunde	4.—
Völkerrecht. 2. Aufl.	4.—
Volkswirtſchaftslehre. 6. Aufl. Unter der Preſſe.	
Vortrag, der mündliche. 1. Teil. 9. Aufl.	1.50
— — 3. Teil. 5. Aufl.	3.50
Warenkunde. 6. Aufl.	3.50
Wäſcherei, Reinigung und Bleicherei. 2. Aufl.	2.—
Waſſerkur	3.50
Waſſerverſorgung der Gebäude	3.50
Wechſelrecht. 3. Aufl.	2.—
Weinbau. 3. Aufl.	2.50
Weltgeſchichte, allgemeine. 3. Aufl.	3.50
Winterſport	3.—
Wörterbuch, Deutſches	7.50
Zähne. 2. Aufl.	2.50
Ziergärtnerei. 6. Aufl.	3.50
Zimmergärtnerei. 2. Aufl.	3.—
Zoologie. 2. Aufl.	7.50

☛ Die Bände ſind in hübſchem Originalleinenband gebunden. — Verzeichniſſe mit Inhaltsangabe jedes Bandes der Illuſtrierten Katechismen ſtehen unentgeltlich zur Verfügung. ☚

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig.

Illuſtrirte Zeitung

Nr. 3157. 121. Bd. Leipzig und Berlin. 31. Dezember 1903.


WILLIAM PAPE.

Kaiſer Wilhelm II. am Weihnachtstage im Park zu Sansſouci. Originalzeichnung von William Pape.

Der Weihnachtsſpaziergang des Deutſchen Kaiſers.

Seit einer Reihe von Jahren unternimmt Kaiſer Wilhelm am Tage des Weihnachtsabends, am 24. Dezember, einen Spaziergang in der Umgebung des Neuen Palais bei Potsdam, wobei er ihm begegnende Perſonen mit neuem Silbergeld beſchenkt, das in der Münze eine beſondere Politur erhalten hat. Selten in Geſellſchaft der Kaiſerin, meiſt ganz allein, nicht einmal von einem Adjutanten begleitet, unternimmt der Kaiſer dieſe Spaziergänge, um Weihnachtsgeſchenke zu ſpenden.

Kaiſer Wilhelm II. iſt ein phantaſiebegabter Mann von tiefem Empfinden und warmem Herzen, man wird es daher verſtehen, daß er an dieſem Tage das Bedürfnis fühlt, frei von aller höfiſchen Etikette und von allem Zwang, den ſeine Stellung ihm und den ihm Begegnenden auferlegt, unerkannt, nur als Menſch mit Menſchen in Berührung zu treten und als wirklicher Weihnachtsmann die ihm begegnenden Kinder zu beſchenken. Der Kaiſer iſt ein abgeſagter Feind alles Gemachten, beſonders wenn es ſich um Gefühlsſachen handelt. Er will daher auch nicht, daß ſein Weihnachtsſpaziergang zu einer Komödie werde, bei der ſich ihm freiwillige Akteure abſichtlich in den Weg ſtellen. Er macht daher jedes Jahr den Spaziergang zu einer anderen Tageszeit; manchmal tritt er ihn bereits in den Vormittagſtunden an, in anderen Jahren ſind ganz verſchiedene Nachmittagſtunden gewählt worden, aber auch erſt nach Einbruch der Dunkelheit hat der Kaiſer ſeinen Weg angetreten. Der Zufall, nicht die Abſicht, ſoll ihm die Leute, die er beſchenken will, in den Weg führen.

Mit den erſten Geſchenken bedenkt der Kaiſer gewöhnlich die Wachtpoſten in der Nähe des Neuen Palais. Dabei ereignet ſich faſt alljährlich das komiſche Intermezzo, daß die Soldaten ſich weigern, ſelbſt vom Kaiſer ein Geſchenk anzunehmen, weil die Wachtinſtruktion die Annahme jedes Geſchenkes ſtreng verbietet. Der Kaiſer kennt aber den Ausweg aus dieſem Dilemma, der auch jedem Soldaten bekannt iſt: er legt das Geſchenk in das Schilderhaus, von wo es ſich der Soldat nehmen darf, wenn er abgelöſt iſt. Die Wachtpoſten werden faſt ſtets mit neuen Goldſtücken bedacht. Auf ſeinem weiteren Wege trifft der Kaiſer im Park von Sansſouci gewöhnlich nur alte Männer und Frauen, die als Parkarbeiter tätig ſind. Das Ziel des Spaziergangs iſt das Mauſoleum der Friedenskirche, wo die Eltern des Kaiſers ruhen. An den Sarkophagen verweilt der Monarch in ſtiller Betrachtung und im Gebet, dann tritt er den Rückweg an, den er über die Landſtraße nimmt, die nach Bornſtädt, Bornim und Eiche führt, und von der man auf einem Nebenweg an die Rückſeite des Neuen Palais gelangt.

Die Straße iſt recht einſam, und nur hin und wieder begegnet der Kaiſer Kindern und Erwachſenen mit Laſten, Kinderwagen oder Handkarren; er trifft auch Geſchäftskutſcher aus Potsdam. Im Vorübergehen ſteckt er dieſen Leuten neue Fünf- und Zwei-Markſtücke zu, nicht als Almoſen, ſondern, wie er hin und wieder zu ſagen pflegt: „Zur fröhlichen Weihnachtsfeier!“ Selten läßt ſich der Kaiſer auf ein Geſpräch ein; er will unerkannt bleiben. Wenn er durch das beginnende Abenddunkel auf der einſamen Straße dahinſchreitet, unter den alten Bäumen, deren kahles Geäſt der Wind zauſt, was mag er empfinden? Wem es gelingt, ſich in das hineinzudenken, was der Kaiſer in ſolchen Augenblicken ſelbſt fühlen mag, wird unwillkürlich die aufrichtige Verehrung empfinden, die nicht nur dem Träger der Kaiſerkrone, ſondern vor allem dem Menſchen in Kaiſer Wilhelm II. gebührt.

A. Oskar Klaußmann.

Wochenſchau.

Geſetzesvorlagen im Bundesrat und im Reichstag. — Von den Vorlagen, die in der Thronrede bei Eröffnung des Reichstags für die laufende Tagung in Ausſicht geſtellt worden ſind, iſt eine bereits durch Bundesrat und Reichstag erledigt, nämlich der Entwurf über das Handelsvertrags-Proviſorium mit dem Britiſchen Reiche. Dem Reichstag zugeſtellt und von dieſem in Beratung genommen ſind der Etat für 1904 und der Entwurf über die anderweite Ordnung des Finanzweſens des Reichs. Vom Bundesrat erledigt, dem Reichstag aber noch nicht zugegangen iſt die Börſengeſetznovelle. Den Geſetzentwurf über die Friedenspräſenzſtärke des deutſchen Heeres, der die Verlängerung des bisherigen Zuſtands auf ein Jahr bezweckt, hat der Bundesrat in ſeiner letzten Sitzung vor den Weihnachtsferien den Ausſchüſſen zur Vorberatung überwieſen. Dem Bundesrat liegen ferner vor die Vorlage betreffs Übernahme einer Garantie des Reiches in bezug auf eine Eiſenbahn von Dar es Salam nach Mrogoro, die Geſetzentwürfe über den Serviſtarif und die Klaſſeneinteilung der Orte, über die Entſchädigung unſchuldig erlittener Unterſuchungshaft und über die kaufmänniſchen Schiedsgerichte. Von den in der Thronrede erwähnten Entwürfen ſtehen demnach aus: die Vorlagen über das Verſorgungsweſen der Offiziere und Mannſchaften des Reichsheers, der Marine und der Schutztruppen, die Novelle zum Reichsſtempelgeſetz und der Entwurf über die Bekämpfung der Schädlinge in den deutſchen Rebgeländen. Recht umfangreich werden ſich im Jahre 1904 die Beratungen über die Ausführungsanweiſungen zum neuen Zolltarifgeſetz, über das Amtliche und über das Statiſtiſche Warenverzeichnis geſtalten.

Unruhen in Deutſch-Südweſtafrika. — Laut Telegramm des ſtellvertretenden Kommandeurs der Schutztruppe in Windhuk, Techow, haben die Witbois unter dem Bezirksamtmann v. Burgsdorff am 10. Dezember den Eingeborenen am Südrand der Karasberge ein ſiegreiches Gefecht geliefert. Der Verluſt auf deutſcher Seite waren drei tote und zwei verwundete Eingeborene.

Erlaß des öſterreichiſch-ungariſchen Reichskriegsminiſteriums. — Durch einen Erlaß des Reichskriegsminiſteriums hat der Kaiſer und König Franz Joſeph angeordnet, daß die verfügbare Mannſchaft der drei letzten Aſſentjahrgänge der Erſatzreſerve und die mit dem 31. Dezember 1903 in den erſten Jahrgang der Reſerve übergehende Mannſchaft ungariſcher Staatsangehörigkeit im Rahmen des 1902 eingereihten Rekrutenkontingents zur aktiven Dienſtleiſtung einberufen, bzw. auch über den Zeitpunkt des Übertritts in die Reſerve hinaus zurückbehalten werden ſollen, inſoweit dieſe Mannſchaften zur Ergänzung der vorgeſchriebenen Präſenzſtärke unumgänglich erforderlich ſind.

Der ungariſche Miniſterpräſident Graf Tisza gegen die Obſtruktion. — Im Abgeordnetenhaus des ungariſchen Reichstags gab am 23. Dezember der Miniſterpräſident Graf Tisza einen Rückblick auf die lange Rekrutendebatte, dankte der Koſſuth-Partei, daß ſie den parlamentariſchen Kampf nunmehr in das verfaſſungsmäßige Bett zurückgeleitet habe, und machte dem Dutzend der die Obſtruktion noch fortſetzenden Abgeordneten den Vorwurf, daß ſie den Parlamentarismus untergraben hätten, den guten Ruf der Nation ſchädigten und die Teilnahme an den Handelsvertragsverhandlungen ſowie ein vollgewichtiges Eintreten auf dem Balkan erſchwerten. Die Regierung könne nichts dagegen tun und die Armee nur durch Einbehaltung der Reſerviſten vor dem Zerfall bewahren. Über tauſend arme Familien würden dadurch unermeßliche Leiden gebracht. Im Namen dieſer Unglücklichen appellierte der Miniſterpräſident unter dem Beifall der Rechten an die Obſtruktion, den nutzloſen Kampf nicht länger fortzuſetzen.

Rückkauf der Jura-Simplonbahn durch die Schweiz. — Der Schweizeriſche Nationalrat, der am 16. Dezember den Simplonvertrag mit Italien mit 98 gegen 35 Stimmen gutgeheißen hatte, genehmigte am 18. mit 101 gegen 6 Stimmen den Vertrag über den Rückkauf der Jura-Simplonbahn durch den Bund. Damit iſt die Verſtaatlichung des vierten ſchweizeriſchen Hauptnetzes endgültig gebilligt. Hinſichtlich der Gotthardbahn gab der Bundesrat die Erklärung ab, daß er in der Frage des Rückkaufs dieſes Netzes nach Vorſchrift des Geſetzes handeln werde, und daß dafür neue internationale Vereinbarungen nicht nötig ſeien.

Handelsproviſorium Italiens mit Öſterreich-Ungarn. — Nachdem die italieniſche Deputiertenkammer am 19. Dezember der Regierung die Ermächtigung zum Abſchluß eines Handelsproviſoriums mit Öſterreich-Ungarn in geheimer Abſtimmung mit 184 gegen 30 Stimmen erteilt hatte, vertagte ſich das Haus bis zum 28. Januar 1904.

Franzöſiſche Unterrichtsvorlage. — Miniſterpräſident Combes legte am 18. Dezember in der Deputiertenkammer den Entwurf eines Geſetzes vor, das den geiſtlichen Kongregationen die Erteilung des Unterrichts völlig verbietet. Die Vorlage enthält folgende Beſtimmungen: Alle früher an Kongregationen erteilten Unterrichtsermächtigungen ſind aufgehoben. Die nur für Unterrichtszwecke gebildeten Orden werden aufgelöſt; die Vermögensabwicklung erfolgt gemäß dem Vereinsgeſetz von 1901. Die gemiſchten Orden, die neben dem Unterricht ſich noch anderen Aufgaben widmeten, können für dieſe anderen Zwecke fortbeſtehen. Dem Unterrichtsminiſter werden fünf Jahre Zeit für die Durchführung dieſes Geſetzes gelaſſen. Die Deputiertenkammer beſchloß mit 338 gegen 218 Stimmen, die Vorlage an die Unterrichtskommiſſion zu verweiſen.

Franzöſiſch-italieniſcher Schiedsgerichtsvertrag. — Der franzöſiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Delcaſſé und der italieniſche Botſchafter Tornielli unterzeichneten am 24. Dezember das Schiedsgerichts-Übereinkommen, deſſen Wortlaut vollkommen gleich iſt der am 14. Oktober d. J. unterzeichneten franzöſiſch-britiſchen Übereinkunft. — Der römiſchen „Tribuna“ zufolge ſoll demnächſt zwiſchen Italien und Großbritannien ein ähnlicher Schiedsvertrag abgeſchloſſen werden.

Wiederaufnahme der Dreyfus-Affäre. — Der franzöſiſche Kriegsminiſter André gab im April d. J. in der Deputiertenkammer das Verſprechen, eine neue Unterſuchung über den Fall Dreyfus im Kriegsminiſterium zu veranlaſſen. Die damals in Ausſicht geſtellte Prüfung dauerte ſieben Monate, und am 27. November gab der geſamte Miniſterrat ſeine Zuſtimmung zu dem neuen Verfahren. Am 28. November ließ die Regierung durch die „Agence Havas“ die Meldung machen, daß der Kriegsminiſter André dem Juſtizminiſter Vallé die nötigen Akten übergeben habe, um eine Reviſion des Dreyfus-Prozeſſes von Rennes einzuleiten, und daß Vallé nach Prüfung dieſer Akten die Angelegenheit an den ſechsgliedrigen Ausſchuß verwieſen habe, der im Juſtizminiſterium die Reviſionen des Kaſſationshofs vorzubereiten hat. Dieſer Reviſionsausſchuß beſteht aus drei Kaſſationsrichtern (Durand, Marignan und Alphandéry) und drei hohen Juſtizbeamten. Am 24. Dezember hat ſich die Reviſionskommiſſion einſtimmig für die Zuläſſigkeit des Reviſionsgeſuchs ausgeſprochen und dieſe Entſcheidung ſofort dem Juſtizminiſterium mitgeteilt. Der Bericht darüber wurde dem Generalſtaatsanwalt beim Kaſſationshof zugeſtellt.

Einmarſch der Engländer nach Tibet. — Der Marſch der Engländer über den Jaleppaß bot größere Schwierigkeiten, als nach den erſten Berichten anzunehmen war. Der niedrigſte Thermometerſtand war 36° Kälte. Die indobritiſchen Truppen überſtanden aber trotzdem alle Mühſeligkeiten, ohne an ihrer Geſundheit Schaden zu leiden. Die unter den Befehlen von Oberſt Younghusband ſtehende, in Tibet vorrückende Truppenabteilung ſetzt ſich zuſammen aus einem Bataillon Pioniere, einem halben Regiment Gorkhas, einer halben Kompagnie Madraſſappeure, einem Zug engliſcher Artillerie, einem Detachement des Norfolkregiments, einem Maſchinengeſchütz und zwei Lazarettzügen.

Sieg der Engländer im Somalland. — Nach einer am 21. Dezember aus Kerrit in London eingelaufenen Depeſche des Oberkommandierenden der britiſchen Truppen im Somalland, Oberſt Egerton, überraſchten 550 Mann engliſche und eingeborene Truppen nebſt 200 eingeborenen Reitern bei Dſchidballi 2000 Derwiſche. In dem dreiſtündigen Kampfe hatten die Derwiſche einen Verluſt von 80 Toten und 100 Verwundeten; auf engliſcher Seite waren zwei Tote, vier Verwundete und ein Vermißter zu verzeichnen.

Anfänge einer kanadiſchen Kriegsflotte. — Die Bundesregierung des Dominion of Canada beſchloß, Lieferungsangebote für zwei Kreuzer einzufordern. Die Kreuzer ſollen an der atlantiſchen Küſte und auf den großen kanadiſchen Seen aufgeſtellt werden.

Der kubaniſch-amerikaniſche Gegenſeitigkeitsvertrag. — Der am 17. Dezember im Senat zu Waſhington mit 57 gegen 18 Stimmen angenommene kubaniſch-amerikaniſche Gegenſeitigkeitsvertrag iſt laut Bekanntmachung des Präſidenten Rooſevelt am 27. Dezember in Kraft getreten.

Die Nordamerikaner im Staate Panama. — Nordamerikaniſche Marinetruppen haben am Golf von Darien ſowie an der San-Miguelbucht Stellungen eingenommen, um einem etwaigen Eindringen kolumbiſcher Streitkräfte nach Panama entgegenzutreten. So ſind in Yaviſa an der Oſtſpitze des Golfs von San Miguel hundert amerikaniſche Seeſoldaten mit vier Feldgeſchützen und in Real Santa Maria die gleiche Anzahl von Truppen und Geſchützen ſtationiert. In beiden Orten liegen auch je hundert Soldaten der Republik Panama.

Zuſammenſetzung des Bundesparlaments in Auſtralien. — Das neugewählte auſtraliſche Bundesparlament ſetzt ſich nach Depeſchen aus Melbourne und Sydney vom 18. Dezember folgendermaßen zuſammen: Der Senat beſteht aus 8 Miniſteriellen, 13 Oppoſitionsmännern und 15 Angehörigen der Arbeiterpartei; das Repräſentantenhaus zählt 27 Miniſterielle, 26 Oppoſitionelle und 22 Angehörige der Arbeiterpartei. Im Senat hat die Regierungspartei 4, die Oppoſition 3 Sitze verloren, die Arbeiterpartei dagegen 7 Sitze gewonnen. Im Repräſentantenhaus beläuft ſich der Verluſt der Regierungspartei auf 5, der der Oppoſition auf ein Mandat, wogegen die Arbeiterpartei 6 Sitze gewann. Die Vertreter der Arbeiterpartei werden künftig in beiden Häuſern zwiſchen den miniſteriellen Schutzzöllnern und der freihändleriſchen Oppoſition den Ausſchlag geben. Dieſer Erfolg der Arbeiterkandidaten wird zum großen Teil auf das Frauenſtimmrecht zurückgeführt, da die wahlberechtigten Frauen die Arbeiterkandidaten unterſtützten.

Totenſchau.

Kornel Abrányi, Profeſſor an der Landes-Muſikakademie zu Budapeſt, ungariſcher Komponiſt und Muſikſchriftſteller, Begründer der erſten ungariſchen Muſikzeitung, 1822 geboren, † in Budapeſt am 20. Dezember.

Siegfried v. Ammon, Königlicher Berghauptmann und Direktor des Oberbergamts in Bonn ſeit 1901, 1883 Oberbergrat und Mitglied des Oberbergamts in Breslau, 1886 Generaldirektor der Werke der Herren v. Tiele-Winckler zu Kattowitz, 1889 Oberbergrat und Mitglied des Oberbergamts in Dortmund, 1894 Geheimer Bergrat und vortragender Rat im Miniſterium für Handel und Gewerbe, 1899 Geheimer Oberbergrat, 1835 geboren, † in Bonn am 13. Dezember.

Oskar v. Arnim-Kröchlendorff, Geh. Regierungsrat, Landrat a. D., Majoratsherr auf Kröchlendorff im Kreiſe Templin, Schwager des Fürſten Otto v. Bismarck (ſeit 30. Oktober 1844 mit deſſen noch lebender Schweſter Malwine vermählt), Schwiegervater des 1901 verſtorbenen Grafen Wilhelm v. Bismarck, älteſter preußiſcher Kammerherr (ſeit 1858), Mitglied des Herrenhauſes (ſeit 1860), 1867 bis 1871 und 1874 bis 1877 Vertreter des Wahlkreiſes Prenzlau-Angermünde im Reichstag, am 15. Juni 1813 geboren, † in Berlin am 18. Dezember.

Dr. Wilhelm Dieckerhoff, Profeſſor an der Tierärztlichen Hochſchule in Berlin, Geheimer Regierungsrat, ſeit 1870 Lehrer an der Tierarzneiſchule zu Berlin, mehreremal, zuletzt 1898, Rektor derſelben, 1875 auch Mitglied der Techniſchen Deputation für Veterinärweſen, Verfaſſer verdienſtvoller Arbeiten über die Krankheiten des Pferdes und des Rindes ſowie der Beſtimmungen der kaiſerlichen Verordnung vom 27. März 1899 über die Hauptmängel und Gewährsfriſten beim Viehhandel, am 18. Oktober 1835 zu Lichtendorf (Kreis Hörde) geboren, † in Berlin am 14. Dezember.

Firmilianos, ſeit 1899 Metropolit von Üsküb, anerkannt von dem Ökumeniſchen Patriarchen in Konſtantinopel, von Geburt Serbe, lange Zeit Rektor der Theologiſchen Schule von Belgrad, bei den Serben außerordentlich beliebt, † in Belgrad am 20. Dezember.

Max Frhr. v. Gienanth, Königlich Bayriſcher Kommerzienrat, Eiſenhüttenwerks- und Gutsbeſitzer in Hochſtein (Pfalz), am 29. November 1849 zu Ludwigshafen geboren, † in Hochſtein am 15. Dezember.

Karl Gleißenberg, früherer Verwaltungsdirektor der Genoſſenſchaft deutſcher Bühnenangehöriger, in jüngeren Jahren Schauſpieler, † in Berlin am 17. Dezember im 74. Lebensjahr.

August Grube, Hofſchauſpieler, Direktor des Belle-Alliancetheaters in Berlin, früher lange Jahre Heldendarſteller unter anderem in Koburg und Hannover, am 17. September 1848 zu Berlin geboren, † daſelbſt am 12. Dezember.

v. Guaita, Präſident der Frankfurter Handelskammer, Geh. Kommerzienrat, Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes, † in Cronberg am 12. Dezember.

Dr. Martin Hattala, penſionierter ordentlicher Profeſſor der ſlawiſchen Philologie an der Tſchechiſchen Univerſität zu Prag, wo er ſeit 1854 lehrte, eifriger Verfechter der Echtheit der „Königinhofer Handſchrift“, am 4. November 1821 zu Trſtená (Arvaer Komitat) geboren, † in Prag am 11. Dezember.

Leopoldine Fürſtin zu Hohenlohe-Langenburg, geborene Prinzeſſin von Baden, ſeit 24. September 1862 vermählt mit dem Fürſten Hermann, ſeit 1894 Kaiſerlicher Statthalter in Elſaß-Lothringen, am 22. Februar 1837 zu Karlsruhe geboren, † in Straßburg i. E. am 23. Dezember.

Georg Jänecke, Geh. Kommerzienrat, Seniorchef der Hofbuchdruckerei Gebrüder Jänecke und der Farbenfabrik Gebr. Jänecke u. Fr. Schneemann in Hannover, Verleger des „Hannoverſchen Kuriers“, der im Dezember 1848 als „Zeitung für Norddeutſchland“ zu erſcheinen begann, Freund Rudolf v. Bennigſens, des Führers der Nationalliberalen Partei, am 10. September 1827 geboren, † in Hannover am 20. Dezember.

Dr. Johann Auguſt Ernſt Köhler, Seminaroberlehrer a. D., Begründer und lange Jahre Vorſitzender des Erzgebirgsvereins, der heute in 60 Zweigvereinen 8000 Mitglieder zählt, ehemals auch bei der geologiſchen Landesaufnahme Sachſens tätig, Verfaſſer zahlreicher Schriften auf naturwiſſenſchaftlichem, geſchichtlichem und volkskundlichem

Gebiet, namentlich was die Lauſitz, das Vogtland und das Erzgebirge betrifft, am 5. Auguſt 1829 zu Bautzen geboren, † in Schneeberg-Neuſtädtel am 19. Dezember.

Emil v. Qvanten, der Dichter der finniſchen Nationalhymne „Suomi sang“ (Finnlands Lied), aus einem ſächſiſchen Adelsgeſchlecht, das über Livland nach Finnland eingewandert war und ſich in Björneborg niedergelaſſen hatte, † in San Remo am 5. Dezember, 71 Jahre alt.

Erik Nicolai Ritzau, Begründer (1866) und Direktor der Telegraphiſchen Agentur „Ritzaus Bureau“ in Kopenhagen, † daſelbſt am 23. Dezember.

Dr. **Sophus Ruge**, Profeſſor der Geographie und Ethnographie an der Techniſchen Hochſchule zu Dresden (ſeit 1874), Verfaſſer zahlreicher Werke zur Geſchichte der Erdkunde, ſo der „Geſchichte des Zeitalters der Entdeckungen“, am 26. März 1831 zu Dorum (Hannover) geboren, † in Klotzſche bei Dresden am 23. Dezember.

Dr. **Albert Schäffle**, Nationalökonom und Staatsmann, 1860 bis 1868 ordentlicher Profeſſor der politiſchen Ökonomie an der Univerſität Tübingen, 1868 bis 1871 in gleicher Stellung an der Univerſität Wien, 1871 Handelsminiſter im öſterreichiſchen Kabinett Hohenwart, ſeitdem in Stuttgart literariſch tätig, Verfaſſer der Werke „Das geſellſchaftliche Syſtem der menſchlichen Wirtſchaft“, „Die Quinteſſenz des Sozialismus“, „Bau und Leben des ſozialen Körpers“, „Die Steuern“ (zweiter und dritter Band der „Finanzwiſſenſchaft“ des „Hand- und Lehrbuchs der Staatswiſſenſchaften“), Herausgeber der „Zeitſchrift für die geſamte Staatswiſſenſchaft“, am 24. Februar 1831 zu Nürtingen (Württemberg) geboren, † in Stuttgart am 25. Dezember.

Spetzler, Oberinſpektor des Norddeutſchen Lloyds (ſeit 1898), vorher Direktor der Schiffbaufirma N. Odero u. Ko. in Genua, 1897 Leiter des techniſchen Betriebs des Lloyds in Bremerhaven, Schöpfer der muſtergültigen Modellverſuchsſtation daſelbſt, † in Bremen am 17. Dezember.

Marie Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, Aſt Kreppelhof, geborene Prinzeſſin Reuß j. L., vermählt in Klemzig am 26. Mai 1842 mit dem Grafen Eberhard, Witwe ſeit 8. Auguſt 1872, am 24. Juni 1822 zu Klemzig geboren, † in Giersdorf (Schleſien) am 16. Dezember.

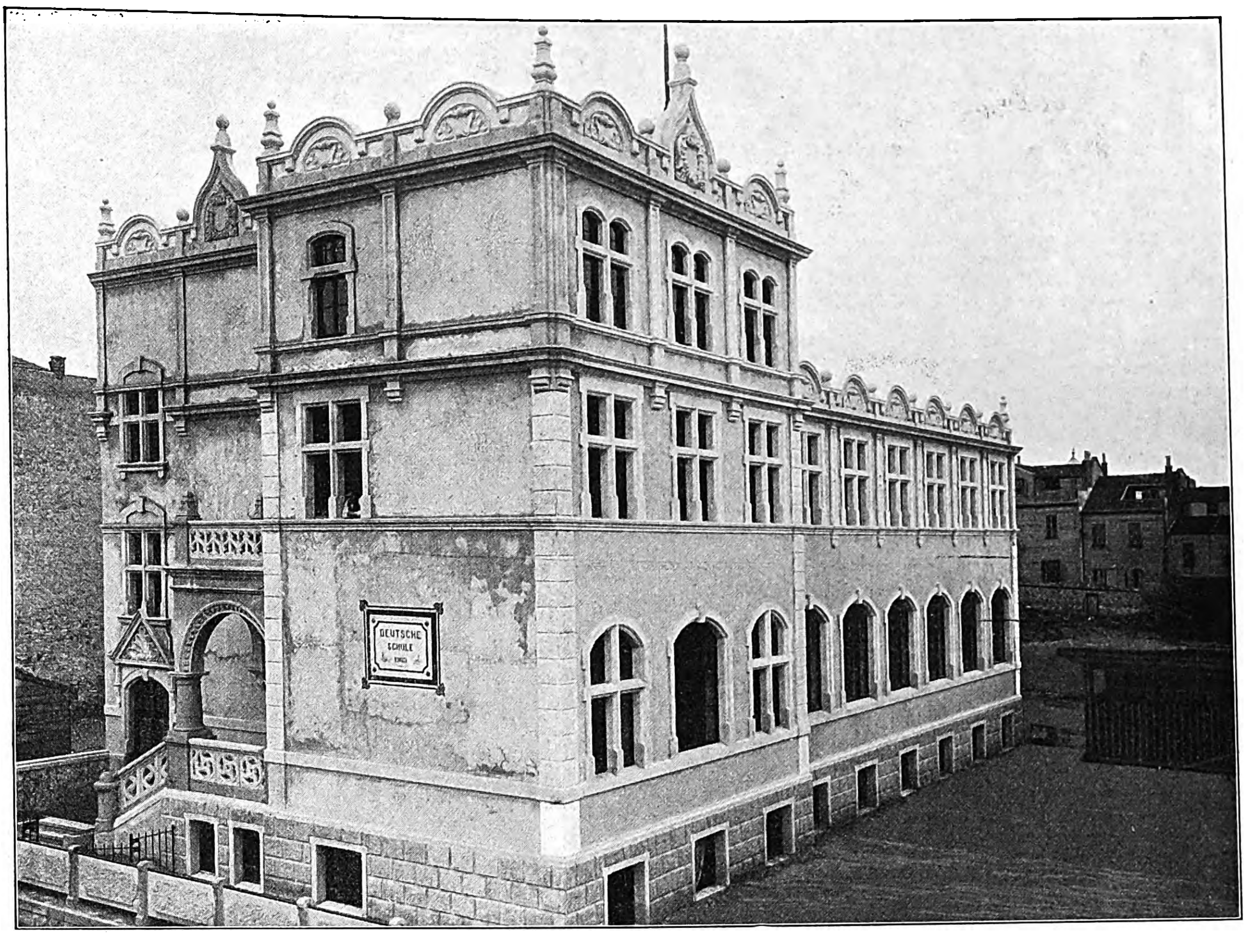
Giuſeppe Zanardelli, italieniſcher Staatsmann, Februar 1901 bis Ende Oktober 1903 Miniſterpräſident, vorher Juſtizminiſter Mai 1881 bis 1883, April 1887 bis Februar 1891 und Dezember 1897 bis Mai 1898, Miniſter der öffentlichen Arbeiten März 1876 bis November 1877 im Kabinett Depretis, Miniſter des Inneren März bis Dezember 1878 im Kabinett Cairoli, wiederholt Präſident der Deputiertenkammer (November 1892 bis Februar 1894, April bis Dezember 1897, November 1898 bis Mai 1899), der er ſeit 1860 angehörte, 1826 zu Brescia geboren, † in Maderno am Gardaſee am 26. Dezember. (Porträt u. Biographie ſ. Nr. 3008 der „Illuſtr. Ztg.“ vom 21. Februar 1901.)

Die Deutſche Schule in Haidar-Paſcha.

Für die Fortſchritte des Deutſchtums im Orient iſt nichts bezeichnender als die raſche Entwicklung der Deutſchen Schule in Konſtantinopel. Der vor ſechs Jahren errichtete gewaltige Neubau der Deutſchen Realſchule und Höheren Mädchenſchule zu Pera mußte ſchon im verfloſſenen Sommer um einen ſtattlichen Anbau erweitert werden, und jetzt hat auch Haidar-Paſcha, der bei Skutari gelegene Hafenort der Bagdadbahn, an Stelle ſeiner früheren, beſcheidenen Eiſenbahnſchule eine deutſche Schule erhalten, die unter Verwaltung und Leitung der Deutſchen Schule in Pera ſteht. Die Direktion der Anatoliſchen Bahnen (Bagdadbahn), welche die Verwaltung einer Schule aus begreiflichen Gründen nicht als ihre Aufgabe erachtete, wendete ſich an die deutſche und ſchweizeriſche Schulgemeinde in Konſtantinopel mit dem Erſuchen um Übernahme der Schule in Haidar-Paſcha. Die Gemeinde erklärte ſich dazu bereit und wollte einen zweckentſprechenden Schulbau herſtellen laſſen, wenn die Bahngeſellſchaft ihr für den Anbau in Pera 50000 Frs. à fonds perdu, einen geeigneten Bauplatz für die neu zu errichtende Schule in Haidar-Paſcha und 2500 türk. Pfund für das aufzuführende Gebäude daſelbſt überweiſen wolle. Beide Parteien erfüllten ihre Verpflichtungen in idealſter Weiſe. Ein monatlicher Zuſchuß für die Haidar-Paſcha-Schule wurde nicht beanſprucht, nachdem ihr das Deutſche Reich eine jährliche Beihilfe von 5500 ℳ zugeſichert hat.

In herrlicher freier Lage, mit großartiger Fernſicht über das Marmarameer, Stambul und das bunte Häuſermeer von Skutari ſteht auf dem höchſten Punkt in Haidar-Paſcha die neue Deutſche Schule, ein architektoniſch ſchöner Bau, ausgeführt nach einem Plan des Stadtbaurats Schwatlo in Frankfurt a. O. Die innere Einrichtung und Einteilung, Schulräume und Lehrerwohnungen entſprechen allen Anforderungen moderner Schulbaukunſt. Die Schule ſoll ſich zu einer achtklaſſigen gehobenen Volksſchule mit franzöſiſcher, bzw. auch türkiſcher Sprache entwickeln. Den Kindergarten beſorgt eine Lehrerin des Berliner Evangeliſchen Diakonievereins.

Bezeichnend für das Wachstum des deutſchen Anſehens iſt der Umſtand, daß die franzöſiſchen Schulſchweſtern in Haidar-Paſcha im Konkurrenzkampf gegen die Deutſche Schule zwei Nonnen aus Süddeutſchland kommen ließen und das Schulgeld für ihre Anſtalt herabſetzten. Das wird aber in keiner Weiſe den Beſuch der Deutſchen Schule beeinträchtigen, die mit elf Kindern eröffnet wurde und heute, nach kaum zwei Monaten, ſchon ſiebzig Schüler zählt. So zieht der deutſche Einfluß im Ausland von der Schule aus ſeine ſicheren Kreiſe immer weiter.



Die neue Deutſche Schule in Haidar-Paſcha bei Skutari (Konſtantinopel).

Erbaut nach dem Plane des Stadtbaurats Schwatlo in Frankfurt a. O.

Berliner Bilder.

Silveſterfeier in der Kaſerne.

In der Berliner Garniſon wird für die Silveſternacht kein Urlaub erteilt. Man will dadurch eine Beteiligung des Militärs an dem in der Metropole an der Spree üblichen Neujahrsradau verhindern. Offizielle Feiern des Silveſterabends finden für die Mannſchaften nicht ſtatt, nur im Offizier- und im Unteroffizierkaſino iſt das der Fall. Die Mannſchaften dürfen ſich aber in den Stuben bis nach Mitternacht nach eigenem Belieben und Vermögen vergnügen. Um 12 Uhr nachts öffnen ſich alle nach dem Hofe hinausführenden Fenſter der Kaſernenſtuben, und aus Hunderten von Kehlen tönt ein ſchmetterndes „Proſit Neujahr!“ bis die Rufer der Heiſerkeit nahe ſind.

Damit iſt die Feier zu Ende, und die Rekruten werden ins Bett geſchickt. Nur kurze Zeit aber finden ſie hier Ruhe, denn in der erſten Silveſternacht, die ſie in der Kaſerne verbringen, haben ſie noch eine Feierlichkeit mitzumachen, die an alte Handwerksbräuche und das einſtige Hänſeln der jüngeren Handwerksgenoſſen erinnert. Die alten Mannſchaften dringen nämlich mit Klopfpeitſchen auf ein Signal in die Stuben ein, in denen die Rekruten ſchlafen, und holen die Bettinſaſſen, wenn es ſein muß mit Gewalt, in den Korridor hinaus. Barfuß, nur mit Hemd und Unterhoſe bekleidet, müſſen dann die Rekruten Koppel und Patronentaſche umſchnallen, die gegen das Einſtauben der Helme ſonſt verwendeten Helmtüten aus Papier aufſetzen und die Gewehre zur Hand nehmen. Ihre Reihen werden geordnet, Trommler und Pfeifer ſchlagen an, und im Parademarſch müſſen die Rekruten auf dem Korridor in das neue Jahr hineinmarſchieren. Die alten Mannſchaften ſind aber nun auch verpflichtet, auf ihre Koſten Bier aus der Kantine kommen zu laſſen und mit dieſem die Rekruten für den nächtlichen Parademarſch zu belohnen. Erſt wenn die Unteroffiziere aus dem Kaſino auf die Stuben kommen, gehen junge und alte Mannſchaften ſchlafen.

Pariſer Bilder.

Der Chriſtbaummarkt auf dem Quai aux Fleurs in Paris.

Alle Poeſie, die das deutſche Weihnachtsfeſt umgibt, iſt dem Franzoſen fremd; kaum, daß er den 25. Dezember als Feſttag feiert. Denn für ihn, der nur den Marienkultus pflegt, gilt, namentlich wenn er Republikaner iſt, der Neujahrstag als bürgerlicher Markſtein im Jahre für den wichtigeren Feiertag. Am Neujahrstag beſchenkt man ſich hier. Alle Welt läuft alsdann, mit elegant verſchnürten Paketen bepackt, geſchäftig durch die Straßen. Das ſind die „étrennes“, die Neujahrsgeſchenke, die entweder ausgeteilt oder eingeheimſt werden. Poeſie umgibt ſie nicht. An dieſer fehlt es auch der Chriſtmette. Zwar hat in der Weihnachtsnacht auch der Franzoſe ſeine Chriſtmette; doch iſt letztere eigentlich nichts weiter als das kirchliche Mittel zu einem nicht eben kirchlichen Zweck. Denn in Frankreich iſt bei der Chriſtmette die darauffolgende Nachtmahlzeit, „réveillon“ genannt, die Hauptſache, und dieſe artet gewöhnlich in ein Gelage aus, das bis zum hellen Morgen dauert. Daher bietet ſich uns in Paris, wenn wir am erſten Weihnachtsfeiertag als gute Chriſten zur deutſchen Kirche wandern, gar oft auf den Straßen das wenig anziehende Schauſpiel ſchreiender und taumelnder Réveillon-Feſtgenoſſen beiderlei Geſchlechts, die nach durchſchwärmter Nacht vielleicht nach Hauſe oder in die nächſte Kneipe wallen.

Ich weiß nicht, ob die Franzoſen von dieſem ihren Weihnachtsbrauch allmählich abzulaſſen gedenken, doch beginnen ſie ſchon ſeit längerer Zeit an dem deutſchen Brauche des Chriſtbaums Gefallen zu finden. Diejenigen, die in deutſchen Familien zum Weihnachtsfeſt den Lichterbaum und das Wohlgefallen der Kinder an demſelben geſehen haben, werden, namentlich wenn ſie ſelbſt Kinder haben, leicht zu dieſer ſchönen deutſchen Sitte bekehrt. Die meiſten wiſſen übrigens gar nicht, daß der Chriſtbaum ein deutſcher Brauch iſt. Schon ſeit Jahren kann man zur Weihnachtszeit in den Grands-Magaſins du Louvre einen mächtigen Chriſtbaum bewundern. Gäbe es denn in der Weltſtadt ein Ding, deſſen ſich nicht die Spekulation bemächtigte! Alljährlich läßt ſich das genannte Haus eine große Fichte aus den Vogeſen kommen, um einen Chriſtbaum daraus zu machen. Schon das Eintreffen dieſer Fichte auf der Place du Palais-Royal geſtaltet ſich zu einem Ereignis. Denn der Chriſtbaum des Louvre iſt natürlich der größte aller Pariſer Chriſtbäume. Wenn er endlich mit vieler Mühe in den vorderen Hauptſaal gebracht und aufgeſtellt iſt, ragt er bis an deſſen Decke vier Stockwerke hindurch. Er wird, der Neuzeit entſprechend, mit elektriſchen Lämpchen geſchmückt ſowie mit Flitterwerk und all den tauſend Sächelchen behangen, die die Kinderaugen ſo leicht entzücken.

Große Chriſtbäume findet man in Paris auch noch in den deutſchen Kirchen. Nie hat bisher Paſtor Winter in der alten, von Napoleon I. dem deutſchen Kultus überlaſſenen Billettes-Kirche in der Rue des Archives ein Weihnachtsfeſt vorübergehen laſſen, ohne auf dem Altarplatz einen Chriſtbaum anzuzünden, bei deſſen ſtillem, freundlichem Glanze ſchon manchem heimlich eine Träne der Sehnſucht nach dem lieben Vaterland in den Bart gerollt iſt. Auch bei den Weihnachtsbeſcherungen der Elſaß-Lothringer und der Schweizer in Paris fehlt der Chriſtbaum nicht. Aber er bürgert ſich, wie ſchon geſagt, auch bei den Franzoſen immer mehr ein. Das ſieht man an den Chriſtbaummärkten, die ſich jedes Jahr einer ſtärkeren Zufuhr erfreuen. Unſer Zeichner hat den auf dem Quai aux Fleurs zum Gegenſtand ſeiner Darſtellung gewählt.

Der Quai aux Fleurs liegt auf der Nordſeite der Cité-Inſel, alſo im Mittelpunkt der Stadt. Deshalb iſt auch der dortige Chriſtbaummarkt immer ſtark beſucht. Hunderte von Fichten aller Größen, die faſt ſämtlich aus den Vogeſen ſtammen, ſind hier aufgepflanzt. Die Preiſe bewegen ſich zwiſchen 2 und 60 Frs. und darüber. Die Verkäufer ſind zum guten Teil Elſäſſer; daher vernimmt man hier oft heimatliche Laute. Auf dem Trottoir zu beiden Seiten des Fahrdamms ſind die Bäume aufgeſchichtet, die immer noch einen Teil der Wurzeln beſitzen. Denn man benutzt keine Kreuze zu der Aufſtellung dieſer Bäume, ſondern Gefäße mit Waſſer oder Erde, damit ſich die Fichten länger halten. Der Markt dehnt ſich der Seine entlang auch über den Quai de la Cité und am Juſtizpalaſt entlang über den Quai de l'Horloge aus und erſtreckt ſich über den Marché aux Fleurs und die Rue de la Cité. Sehr belebt iſt auch der Chriſtbaummarkt auf der Place de la République. Hier ſind gewöhnlich die Bäume kleiner und die Preiſe niedriger, da dieſer Markt von den nur mäßig bemittelten Leuten aufgeſucht wird. Auch bei den Zentralmarkthallen findet ein Chriſtbaummarkt ſtatt. Die eleganten Viertel der Stadt verſorgt der Chriſtbaummarkt an der Mandeleine-Kirche. Überall aber machen die Verkäufer gute Geſchäfte, und vielleicht erleben wir es noch, daß der Chriſtbaum die franzöſiſche Hauptſtadt in derſelben Weiſe erobert wie das bayriſche Bier; iſt er doch der Träger einer ſchönen Sitte und das Sinnbild häuslichen Glücks, des Friedens und der Poeſie.

Paris. Erich Körner.

Leopold v. Auer (St. Petersburg).

Felix Berber (Leipzig).

Willy Burmeſter (Charlottenburg).

Albert Geloſo (Berlin).

Violinvirtuoſen der Gegenwart.

Den bedeutenden Pianiſten unſerer Zeit laſſen wir heute ein Tableau der hervorragendſten Violinvirtuoſen der Gegenwart — ebenfalls in alphabetiſcher Reihenfolge geordnet — mit den entſprechenden textlichen Erläuterungen folgen.

Karl Halir (Berlin).

Als erſten nennen wir **Leopold v. Auer**, Profeſſor am Konſervatorium in St. Petersburg, einen geborenen Ungarn (geboren am 7. Juni 1845 zu Vesprim). Er genoß den Unterricht Meiſter Joſeph Joachims in Hannover, nachdem er zuvor das Peſter Konſervatorium abſolviert hatte. Von 1864 ab wirkte er als Konzertmeiſter in Düſſeldorf und dann in Hamburg. Im Jahre 1868 übernahm er ſeine jetzige Stellung in St. Petersburg; ſpäter wurde er Soliſt des Hoftheaterorcheſters, auch dirigierte er ſechs Jahre lang die Sinfoniekonzerte der Kaiſerlich Ruſſiſchen Muſikgeſellſchaft. Als Geiger vereinigt Leopold v. Auer mit einer ſoliden und unfehlbaren Technik ein hervorragendes muſikaliſches Geſtaltungs- und Empfindungsvermögen. Der Künſtler iſt auch in Deutſchland ſehr geſchätzt.

Der leider demnächſt aus ſeiner Stellung ſcheidende Erſte Konzertmeiſter des berühmten Leipziger Gewandhausorcheſters **Felix Berber** iſt ein Jenaer Kind (geboren am 11. März 1871) und empfing ſeine Ausbildung bei Brodſki in Leipzig. Er ging zunächſt nach England, bereiſte dann die Niederlande und Rußland und bekleidete endlich fünf Jahre lang die Stelle eines Konzertmeiſters in Magdeburg; von hier kam er 1898 nach Leipzig. Sein feuriges Naturell, ſeine verſchwenderiſche Begabung wie die Süße und Innigkeit ſeines Tones haben Berber ſchnell zu einem Liebling des Publikums gemacht. Auch außerhalb Leipzigs iſt ſein Ruf längſt bewährt.

Hugo Heermann (Frankfurt a. M.).

Willy Burmeſter, beſonders bewährt als Paganini-Spieler, kann trotz ſeiner Jugend bereits auf eine fünfundzwanzigjährige künſtleriſche Tätigkeit zurückblicken; fing er ſeine Laufbahn doch ſchon als Knabe von acht Jahren in Hamburg an (geboren ebenda am 16. März 1869). Er wurde Schüler Joachims und hatte ſpäter das Glück, die beſondere Protektion Hans v. Bülows zu finden, der ihn zu weiterem Studium nach Helſingfors brachte. Burmeſter vervollkommnete ſich hier in ſolchem Grade, daß er ſich auf ſeinen nunmehr beginnenden Konzertfahrten — beſonders auch im Ausland — einen ganz außergewöhnlichen Ruf erwarb und durch ſeine hochentwickelte Virtuoſität wie durch ſeine geiſtvolle Interpretation beſonders Beethovenſcher und Brahmsſcher Werke überall ungeteilte Bewunderung erweckte.

Der in Berlin lebende ſpaniſche Geiger **Albert Geloſo** (geboren im Jahre 1863 zu Madrid) iſt einer der bedeutendſten Vertreter der franzöſiſchen Schule des Violinſpiels, ein firmer Techniker und beſonders hervorragend durch die Sauberkeit ſeiner Intonation wie durch ſein fein ausgeprägtes Stilgefühl in der Wiedergabe der verſchiedenartigſten Kompoſitionen. Geloſo ſtudierte bei Beaudoin und Maſſart, wurde ſpäter Konzertmeiſter bei Pasdeloup, Colonne und Lamoureux und bereiſte dann als Soliſt Deutſchland und Öſterreich, wo er ſich bald einen trefflichen Namen erwarb.

Karl Halir, Erſter Konzertmeiſter der Königlichen Hofkapelle in Berlin, wurde am 1. Februar 1859 zu Hohenelbe (Böhmen) geboren. Bennewitz in Prag und ſpäter Joachim in Berlin waren ſeine Lehrmeiſter. In der Bilſeſchen Kapelle wie in den Hoforcheſtern von Mannheim und Weimar war er als Konzertmeiſter nacheinander tätig. Dazwiſchen lagen Reiſen durch Italien und Südfrankreich. Seit 1894 in ſeiner Berliner Stellung an der Spitze der Hofkapelle, wirkt Halir auch noch als Profeſſor und Lehrer an der Königlichen Hochſchule für Muſik. Daneben hat der Künſtler eine eigene Quartettvereinigung begründet und wirkt auch in dem berühmten Joachimſchen Streichquartett am Pult der zweiten Geige mit. Beſonders als Interpret der Klaſſiker leiſtet Halir ganz Ausgezeichnetes. Sein reifes Können und ſein vornehmes, künſtleriſch abgeklärtes Spiel ſichern ihm rückhaltloſe Bewunderung.

Der Konzertmeiſter des Frankfurter Muſeumsorcheſters Prof. **Hugo Heermann** zählt zu den ſympathiſchſten Erſcheinungen der heutigen Virtuoſenwelt. Als Soliſt wie als Primgeiger des bekannten, nach ihm benannten Streichquartetts (die Herren Heermann, Naret Koning, Bram Eldering und Hugo Becker) zeichnet ſich Heermann durch die Innigkeit und Weichheit ſeines Tones, durch ſeelenvollen, tiefempfundenen Vortrag wie durch hohe techniſche Bravour aus. Er wurde am 3. März 1844 zu Heilbronn geboren und ſtudierte am Konſervatorium in Brüſſel; 1865 kam er nach Frankfurt a. M., von wo aus er zahlreiche erfolggekrönte Kunſtfahrten durch Frankreich, England und Rußland unternahm.

Jenö Hubay (Budapeſt).

Joſeph Joachim (Berlin).

Arno Hilf (Leipzig).

Der Leipziger Violinvirtuos **Arno Hilf** zählt ebenfalls zu den Beſten ſeines Faches. Geboren am 14. März 1858 zu Bad-Elſter, genoß er den Unterricht Ferdinand Davids in Leipzig, ging dann als Lehrer des Violinſpiels nach Moskau und kam ſpäter als Konzertmeiſter an die Sondershauſener Hofkapelle und an das Leipziger Gewandhausorcheſter, dem er bis vor kurzem angehörte. Auch als Lehrkraft am Konſervatorium iſt Hilf tätig. Man ſchätzt in ihm beſonders den glänzenden Techniker, ſpeziell den ausgezeichneten Flageolettſpieler, daneben aber auch den feinſinnigen und geiſtvollen Vortragsmeiſter.

Der Ungar **Jenö Hubay** (geboren am 14. September 1858 zu Budapeſt) ſtudierte zunächſt daheim und hierauf bei Joachim in Berlin. Dann folgten Wanderjahre nach Paris und Brüſſel, wo ihm Vieuxtemps 1882 eine Profeſſur am Konſervatorium verſchaffte. Im Jahre 1886 ging Hubay in gleicher Eigenſchaft an die Landesakademie ſeiner Vaterſtadt Budapeſt. Seine weit ausgedehnten Konzertreiſen führten ihn durch halb Europa; ſein feurig bewegtes, charakteriſtiſches und blendend virtuoſes Spiel trug ihm überall reichen Erfolg ein.

Joſeph Joachim, der Alt- und Großmeiſter des Violinſpiels ſeit Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Lehrer und das Vorbild der meiſten der in dieſen Zeilen namhaft gemachten bedeutenden Geiger, wurde in der „Illuſtrirten Zeitung“ ſchon wiederholt eingehend gewürdigt, ſo daß wir uns heute auf eine kurze Rekapitulation von bereits Geſagtem beſchränken können. Geboren am 28. Juni 1831 zu Kittſee bei Preßburg, ſtudierte er in Peſt, Wien und Leipzig (hier unter Mendelsſohns ganz beſonderer Protektion). Nach erfolggekrönten Gaſtſpielen in London und Paris wurde Joachim mit fünfzehn Jahren Vizekonzertmeiſter am Gewandhaus und mit ſechzehn Jahren Lehrer am Konſervatorium; kurz darauf berief ihn Liſzt als Hofkonzertmeiſter nach Weimar, wo Joachim unter anderem bei der erſten Aufführung des „Lohengrin“ (1850) mitwirkte. Von 1853 bis 1868 in Hannover, ſiedelte er dann nach Berlin über, wo der Künſtler heute noch ſeinen Wohnſitz hat. Im Verlauf ſeiner glänzenden Virtuoſenlaufbahn hat Joachim immer noch Zeit gefunden, ſich einer eifrigen Lehrtätigkeit zu widmen. Als Violinſpieler ſteht er in ſeiner Art jedenfalls unerreicht da. Niemand vermag Bach, Beethoven, Schumann oder Brahms in ſolcher klaſſiſchen Einfachheit und Stilſtrenge, mit ſolchem Adel des Tones, des Empfindens wie des Vortrags, ſo durchgeiſtigt und künſtleriſch ausgereift zu interpretieren wie Joachim. Hierin beruht die Größe des auch als Quartettſpieler unübertroffenen Künſtlers, der auf Jahrhunderte hinaus künftigen Generationen als leuchtendes Beiſpiel geprieſen werden dürfte.

Alfred Kraſſelt, gegenwärtig Konzertmeiſter am Hoftheater zu Weimar, wurde als Sohn des Geigers Guſtav Kraſſelt am 3. Juni 1872 zu Glauchau (Sachſen) geboren. Zuſammen mit ſeinem jüngeren Bruder, einem heute bereits bewährten tüchtigen Celliſten, genoß er bei ſeinem Vater ſowie bei Petri und Brodſki eine gründliche Ausbildung, um dann die praktiſche Muſikerlaufbahn zu betreten. Bald darauf begegnen wir ihm als Erſtem Konzertmeiſter des bekannten Münchner Kaim-Orcheſters (1893 bis 1896). Seither wirkt der Künſtler in Weimar, wo er auch eine vortreffliche Quartettvereinigung ins Leben gerufen hat. Kraſſelt iſt nicht nur ein bedeutender Techniker, ſondern er verfügt auch über einen ungemein weichen, ſympathiſchen Ton und ein beträchtliches Vortragsvermögen.

Der junge Wiener Geiger **Fritz Kreisler** (geboren im Jahre 1875 zu Wien) hat dank ſeinem bedeutenden, vielſeitigen, ganz beſonders aber auf das Virtuoſenhafte gerichteten Talent ſehr ſchnell Karriere gemacht. Er ſtudierte bei Maſſart und Délibes in Paris und trat dann große Konzertreiſen an, die ihn durch Europa und nach den Vereinigten Staaten von Amerika führten. Seit 1899 gilt Kreisler auch in Deutſchland als einer der erſten ſeines Faches.

Alfred Kraſſelt (Weimar).

Violinvirtuoſen der Gegenwart.

Fritz Kreisler (Wien).

Jan Kubelik (Debreczin).

Henri Marteau (Genf).

Henri Petri (Dresden).

Über **Jan Kubelik**, den phänomenalen böhmiſchen Geiger, der jüngſt in Leipzig und Dresden die größte Senſation erregte, können wir uns kurz faſſen, da erſt in Nr. 3098 der „Illuſtr. Ztg." vom 13. November 1902 eine ausführliche Biographie des jungen Künſtlers erſchienen iſt. Alle näheren Daten finden ſich dort angegeben. Heute ſei nur nochmals darauf hingewieſen, daß bei Kubelik, der übrigens erſt jüngſt auf ſeiner ruſſiſchen Tournee Triumphe feierte und vom Zaren durch Verleihung des Annenordens ausgezeichnet wurde, der Begriff der Technik faſt völlig verſchwindet und die tatſächlich vorhandenen eminenten Schwierigkeiten dem Hörer kaum oder überhaupt nicht zum Bewußtſein gelangen. Dem ſüßen Zauber von Kubeliks bald in träumeriſche Melancholie getauchtem, bald von hinreißendem, echt ſlawiſchem Temperament getragenem und beſeeltem Spiel wird ſich kein Menſch entziehen können: hier ſpricht das Genie unmittelbar und unwiderſtehlich zu uns.

Schon als zwölfjähriger Knabe mit Erfolg an die Öffentlichkeit getreten iſt **Henri Marteau**, der junge franzöſiſche Geigenkünſtler (geboren am 31. März 1874 zu Reims). Nach abſolvierten Studien bei Léonard und Garcin begann er 1886 ſeine Konzertlaufbahn und bereiſte Deutſchland, Öſterreich, Skandinavien und die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Bravour ſeiner Fingerfertigkeit vereinigt ſich mit einem wunderbar zarten Ton, einem tief beſeelten Ausdruck und feurigem Temperament des Vortrags.

Der Dresdner Hofkonzertmeiſter **Henri Petri** ſtammt aus den Niederlanden (geboren am 5. April 1856 zu Zeyſt) und trat ſchon als Knabe in ſeinem Vaterland öffentlich auf; ſpäter ging er zu Joachim nach Berlin. Nacheinander war er Konzertmeiſter in Sondershauſen, Hannover und Leipzig (Gewandhaus); 1889 trat er an die Spitze der Königlichen Hofkapelle in Dresden. Petri iſt ein überaus feinſinniger, techniſch vollendeter Vortragsmeiſter, der beſonders die Werke eines Bach, Beethoven und Brahms in ſtilvoller Weiſe zur Geltung zu bringen weiß.

Alexander Petſchnikow (Berlin).

Ein noch jugendlicher ruſſiſcher Geiger, **Alexander Petſchnikow** (geboren am 8. Januar 1873 zu Jeletz im Gouvernement Orel), Schüler des Moskauer Konſervatoriums, hat ſich in Deutſchland ſchnell einen bedeutenden Ruf erworben. Petſchnikow, der gegenwärtig in Berlin lebt und auch Öſterreich, Frankreich und Italien mit großem Erfolg bereiſt hat, verfügt über einen Ton von beſtrickender Weichheit und Innigkeit. Sein reifes muſikaliſches Verſtändnis wie ſein hochentwickeltes Vortragstalent (als Bach-Spieler ſtiliſtiſch hervorragend und unanfechtbar) haben ihm allerorten verdienten Erfolg eingetragen.

Karl Prill (Wien).

An der Spitze des berühmten Wiener Hoftheaterorcheſters ſteht als Konzertmeiſter **Karl Prill** (geboren am 22. Oktober 1864 zu Berlin). Auch er iſt ein Schüler Joachims, trat als früh entwickelter Wunderknabe in Deutſchland, Rußland, Dänemark und Schweden auf, wurde dann Soliſt bei Bilſe in Berlin und ſpäter in den St. Petersburger Pawlowſk-Konzerten. Im Jahre 1885 ging er als Konzertmeiſter nach Magdeburg; 1891 bis 1897 ſehen wir ihn in gleicher Eigenſchaft am Leipziger Gewandhaus, von dem er an die Wiener Hofoper berufen wurde. Prill beſitzt Technik und vornehmen künſtleriſchen Geſchmack in hohem Maße; mit Recht zählt man ihn den Beſten ſeines Faches bei.

Pablo de Saraſate (Paris).

Der geniale ſpaniſche Geigenvirtuos **Pablo de Saraſate** wurde am 10. März 1844 zu Pamplona geboren. Mit neun Jahren trat er bereits an die Öffentlichkeit; 1856 bezog er das Pariſer Konſervatorium, das er zwei Jahre ſpäter verließ, um Konzertreiſen nach Amerika und dem Orient zu unternehmen. Im Jahre 1876 kam er zum erſtenmal nach Deutſchland. Seine fernere Künſtlerlaufbahn glich einem ununterbrochenen Triumphzug von Stadt zu Stadt. Saraſates Spiel iſt von unwiderſtehlichem, feurigem Temperament durchglüht, ſeine Technik verblüffend, ſein Ton von beſtrickender Süße und Weichheit. Seit geraumer Zeit lebt der Künſtler in Paris.

Eine der beliebteſten Erſcheinungen des Konzertſaals iſt gegenwärtig der franzöſiſche Geiger **Emile Sauret** (geboren am 22. Mai 1844 zu Dun-le-Roi), ausgebildet auf den Hochſchulen in Paris und Brüſſel. Im Jahre 1866 kam er zum erſtenmal nach Berlin, wo er großes Aufſehen erregte und bald darauf Lehrer am Kullakſchen Konſervatorium wurde. Saurets Technik iſt ungemein ſorgfältig, elegant und hoch entwickelt; ſein Vortrag zeugt von feinem, künſtleriſchem Geſchmack und geiſtiger Vertiefung.

César Thomſon (geboren am 17. März 1857 zu Lüttich), bereits im Alter von ſieben Jahren Schüler des Konſervatoriums ſeiner Vaterſtadt, gilt nach der Seite techniſcher Vollendung und Unfehlbarkeit hin als einer der bedeutendſten Vertreter ſeines Inſtruments. Daneben zeichnet ſich ſein Spiel aber auch durch ſtarkes Temperament und eine gewiſſe vornehme Empfindungsgröße aus. Thomſon weilte längere Zeit in Italien, kam dann als Konzertmeiſter der Bilſe-Kapelle nach Berlin und widmete ſich ſchließlich der Konzertlaufbahn. Seit 1883 iſt er auch als Lehrer an der Muſikſchule in Lüttich tätig.

Hochberühmt als Geiger iſt der belgiſche Virtuos **Eugène Yſaye** (geboren am 16. Juli 1858 zu Lüttich). In Brüſſel war er Schüler von Vieuxtemps; dann ging er nach Berlin als Konzertmeiſter des Bilſe-Orcheſters. Im Jahre 1881 begann er ausgedehnte Konzertreiſen und ließ ſich 1886 in Brüſſel als Lehrer am Konſervatorium nieder. Yſaye iſt ein meiſterhafter Techniker; dabei iſt ſein Ton von beſtrickendem Wohllaut und ſein Vortrag von bedeutender Ausdruckstiefe und ungewöhnlicher Energie. Er iſt unbedingt den Größten ſeines Faches beizuzählen.

C. Droſte.

Wiener Bilder: Im Café Ronacher.

Das aus der Aſche des Laubeſchen Stadttheaters wie ein Phönix emporgeſtiegene Etabliſſement Ronacher iſt das eleganteſte Variété Wiens und erfreut ſich wegen der Trefflichkeit und Reichhaltigkeit ſeiner Darbietungen großer Beliebtheit. Selbſt fremde Souveräne ſchenken ihm die Ehre ihres Beſuches, und mancher Sereniſſimus hat in Begleitung des obligaten Kindermann in mehr oder weniger verhülltem Inkognito das Programm bis zur letzten Nummer ausgekoſtet. Nach der um die Geiſterſtunde endenden Vorſtellung begibt ſich ein Teil des Publikums zur Exkneipe in das zum Etabliſſement gehörige Kaffeehaus, das ſich in wenigen Minuten bis auf den letzten Platz mit männlichen und weiblichen Gäſten füllt. Das vorherrſchende Element bilden galante Damen, die mit ihren Galans erſcheinen oder Verehrer kapern wollen, und aus Lebemännern, die auf Abenteuer ausgehen. Doch fehlt es auch nicht an geſchloſſenen Gruppen, die in der Abſicht erſcheinen, ſich das Treiben einmal aus nächſter Nähe anzuſehen und ein Stück großſtädtiſchen Nachtlebens aus eigenem Anſchein kennen zu lernen. Die Anregung zu derartigen Spritztouren geht in der Regel von ebenſo anſtändigen wie neugierigen Damen aus, die gern einmal in ſicherem Geleit einen Blick in ein ihnen nur aus dem Theater, den Romanen und abgedämpften oder übertriebenen Schilderungen bekanntes Milieu tun möchten. Sie bekommen dabei eigentlich nicht viel Neues, Beſonderes und Überraſchendes zu ſehen, denn die bunt zuſammengewürfelte Geſellſchaft bewegt ſich in zwangloſen, aber keineswegs anſtößigen Formen. Die allein erſchienenen Huldinnen, erkennbar an abenteuerlich großen Hüten, nonchalanter Haltung und ermutigenden Blicken, finden raſch einen Partner, der neben ihnen Platz nimmt und durch die beſtellte Flaſche Sekt die Wege zu lebhaftem Gedankenaustauſch erſchließt. Da die Unnahbarkeit nicht zu den Attributen dieſer Schönen gehört, vollziehen ſich Annäherungen mit größter Leichtigkeit.

Die in ſolchen Lokalen unerläßlichen Blumenmädchen walten ihres duftigen Amtes. Die den „Damen" gegenüber mit diplomatiſcher Geſchmeidigkeit auftretenden Kellner ſchleppen unermüdlich Eiskübel mit Sekt herbei und erteilen diskrete Auskünfte über Damen, über deren „Namen und Stand" ſich Neulinge unterrichten wollen. Trotz der Ventilation erfüllt ſich der Raum mit einem dichten Tabaksnebel, den die Weiſen eines trefflichen Zigeunerquartetts nur mit Mühe zu durchdringen vermögen. Sekt, Zigeunermuſik und lockende Weiblichkeit verſetzen allmählich die Korona in jenen Zuſtand duſeliger Begeiſterung, der kräftigere Gefühlsausbrüche auslöſt. Aber ſelbſt im höheren Stadium des „Drahns" überſchreiten die Angeregten nur ſelten die Linie des Anſtandes. Damen, die

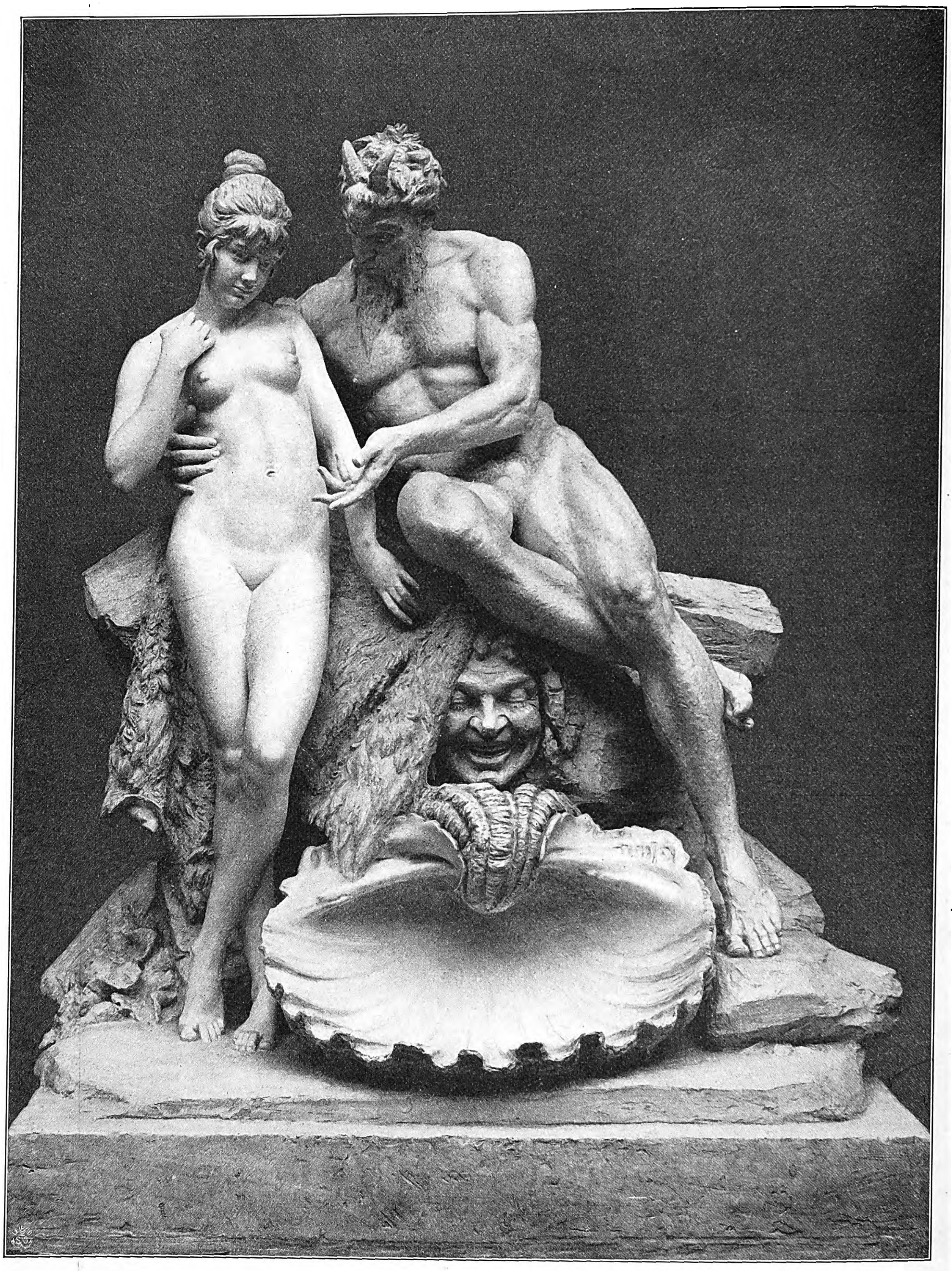
Emile Sauret (Berlin).

César Thomſon (Lüttich).

Eugène Yſaye (Brüſſel).

Violinvirtuoſen der Gegenwart.

ſich Ausgelaſſenheiten zuſchulden kommen laſſen, bleibt für die Zukunft der Eintritt verboten. Die Gäſte verlaſſen meiſt paarweiſe das Lokal; den letzten Nachtrab bilden Dämchen, die aus dem einen oder anderen Grunde zu ihrem Bedauern ungeleitet den Heimweg antreten müſſen. Dann iſt auch der Moment gekommen, in dem die Kellner den ſonderbaren Stammgaſt (einen diſtinguierten alten Herrn) aufrütteln, der gewohntermaßen an ſeinem Tiſchchen bei den Klängen der Zigeunermuſik in Schlaf verſinkt und dabei von längſt vergangenen Zeiten träumt. Lange vor ihm haben ſich die Gruppen zurückgezogen, die nur zu „Studienzwecken“ einen Streifzug in das Wiener Nachtleben unternommen haben. Um drei Uhr morgens verlöſchen die Lichter des Café Ronacher, und am nächſten Abend ſpielen ſich daſelbſt die gewohnten Szenen in neuer Beſetzung ab.



Liebeswerben. Brunnengruppe von Prof. Chriſtoph Roth.

(Aus der diesjährigen Kunſtausſtellung im Glaspalaſt zu München,)

Liebeswerben.

Brunnengruppe von Prof. Chriſtoph Roth.

Wenn ſich die moderne Skulptur auch ſchon längſt einer anderen Formenſprache bedient als die Antike, ſo oft ſie, von den Malern angeregt, auch ihrerſeits die Natur in ihrer ganzen Realität wiederzugeben verſucht, ſo unterſteht ſie doch im Hinblick auf das Gegenſtändliche immer noch dem Einfluſſe des alten Griechentums. Denn „die Sonne Homers, ſiehe! ſie lächelt auch aus“. Der hohe Naturſinn, der im griechiſchen Mythus lebt, iſt das Bleibende. Immer noch bläſt Pan die Flöte auf blumigen Wieſen, wirbt um die Nymphen am rauſchenden Quell, und es ſpiegelt ſich auch immer noch der eitle Narziß darin, oder er lauſcht der Stimme der Echo. Dieſe ſo anſchaulich und plaſtiſch gedachte Bilderwelt erweiſt ſich als ein unverſiegbarer Born, aus dem die Künſte aller Zeiten geſchöpft haben und ſchöpfen werden. Auch unſere Gruppe „Liebeswerben“ vom Bildhauer Prof. Chriſtoph Roth, die auf der Münchner Jahresausſtellung 1903 im Glaspalaſt zu ſehen war, iſt dieſem Kreiſe entnommen. Die Gruppe iſt als Brunnen gedacht — ein weſentliches Moment; denn durch das Rauſchen, Rieſeln, Plätſchern, Rinnen und Fließen des Waſſers erfährt das Ganze eine ziemliche Belebung. Man könnte ſich dieſelbe in einem Garten oder in einer Grotte aufgeſtellt denken.

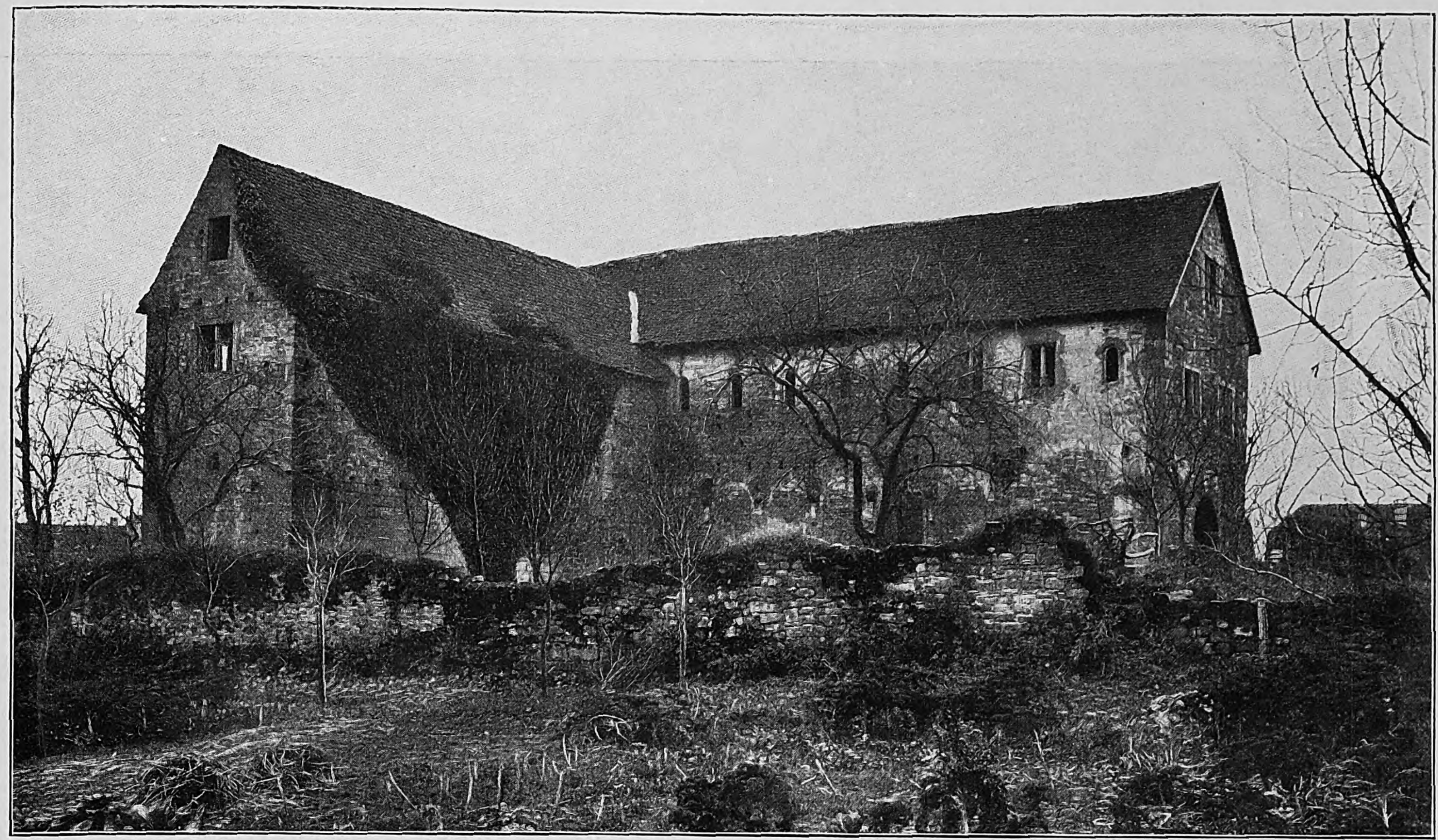
Der Schöpfer der Gruppe, Prof. Chriſtoph Roth in München, 1840 zu Nürnberg geboren, hat ſich durch eine Reihe vorzüglicher Bildwerke bekannt gemacht, von denen die beiden Porträtbüſten des Prinz-Regenten Luitpold für das Bayriſche Armeemuſeum und für die Stadt Nürnberg, ferner die Koloſſalbüſte des Prinzen Karl für Tegernſee ſowie die Büſten der beiden Heerführer v. d. Tann und v. Hartmann genannt ſein mögen. Eine lebensgroße Gipsgruppe „Im Sterben“, die auf der Münchner Kunſtausſtellung 1897 berechtigtes Aufſehen erregte, ſowie eine frühere Kompoſition des Künſtlers, „Die Wacht am Rhein“, ſind ſeinerzeit in der „Illuſtrirten Zeitung“ abgebildet worden.

In Künſtlerkreiſen iſt Roth außerdem noch bekannt geworden durch die Herausgabe verſchiedener Werke, wie z. B. „Der Aktſaal“ und vor allem durch ſeinen „Plaſtiſch-anatomiſchen Atlas“. Nahezu ein Menſchenalter hat er treu zur Fahne des modernen Realismus gehalten und zählt heute noch zu ſeinen energiſchen Vertretern.

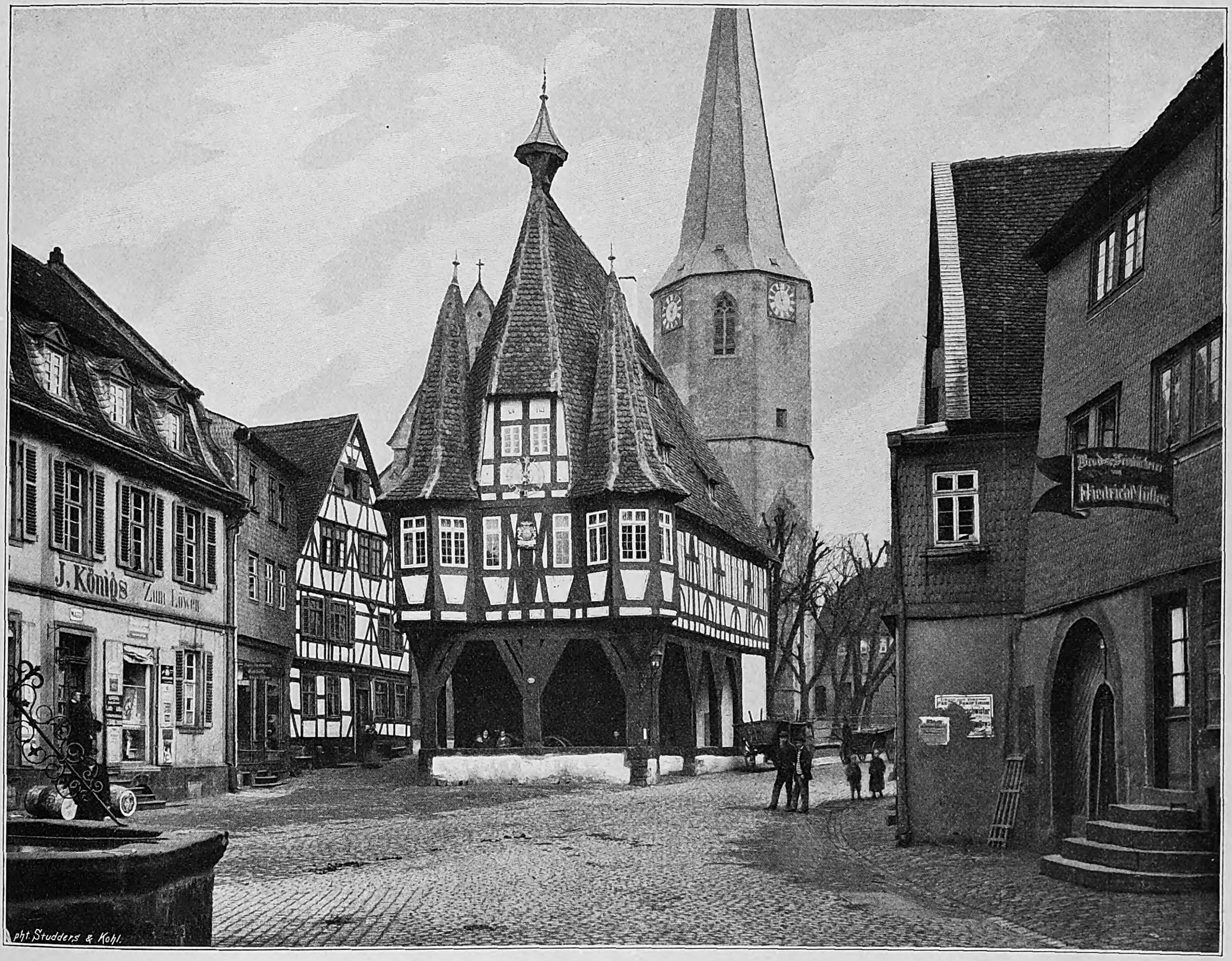
A. H.

Zwei Baudenkmäler im öſtlichen Odenwald.

Unter den zahlreichen Baudenkmälern des Odenwalds iſt eins der älteſten und intereſſanteſten die den Grafen zu Erbach-Fürſtenau gehörige Einhard-Baſilika bei Steinbach, eine Ruine, die ſchon in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mehrfach Gegenſtand der Unterſuchung und Beſchreibung war, aber erſt 1884 auf Veranlaſſung und Koſten des Hiſtoriſchen Vereins für das Großherzogtum Heſſen vollſtändig bloßgelegt und dabei



Die Einhard=Baſilika bei Steinbach im Odenwald aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts.


J. Königs Zum Löwen
Friedrich Müller
pht. Studders & Kohl.

Das erneuerte Rathaus zu Michelſtadt im Odenwald.

Nach photographiſchen Aufnahmen von Chr. Herbſt in Worms.

in ihrer ganzen Bedeutung erkannt wurde, nämlich als ein hervorragendes Beiſpiel eines einfachen Kirchenbaus aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts, der auf die Vorbilder der italieniſchen Baſiliken zurückgeht. Als Einhard, Karls des Großen Baumeiſter und Berater, die Mark Michelſtadt im Odenwald im Jahre 815 von Ludwig dem Frommen als Geſchenk erhielt, erbaute er die Cella Michlinſtat, um in der Krypta des kleinen Gotteshauſes die Gebeine der Heiligen Petrus und Marcellinus zu bergen, die er aus Rom hatte kommen laſſen (825).

Von der urſprünglichen Anlage ſind nur noch erhalten das Mittelſchiff mit der Hauptapſis, die Apſis des nördlichen Seitenſchiffs und die merkwürdige, in Kreuzesgeſtalt unter dem Chor und einem Teil des Mittelſchiffs ſich hinziehende Krypta, die deutlich das Gepräge eines Katakomben-Cimeteriums trägt, alſo für die Aufnahme von Reliquien und Sarkophagen beſtimmt war. Die um das Jahr 1100 erfolgte Beſetzung der Stiftung Einhards durch Benediktiner aus Lorſch hatte romaniſche Anbauten zur Folge, ſo den erhaltenen Winterchor mit ſeinem Renaiſſance-Obergeſchoß. Die Umwandlung in ein Frauenkloſter anfangs des dreizehnten Jahrhunderts führte weitere Umgeſtaltungen herbei. Der ganze Bau ſtellt ſich dar als eine Pfeilerbaſilika, d. h. die Fenſterwand des Hauptſchiffs ruht auf gedrungenen Pfeilern; an einen Bau mit Säulen konnte man hier nicht denken, da man nicht wie in Italien in der Lage war, aus antiken Gebäuden ſich dieſe koſtbaren Bauteile mühelos zu verſchaffen.

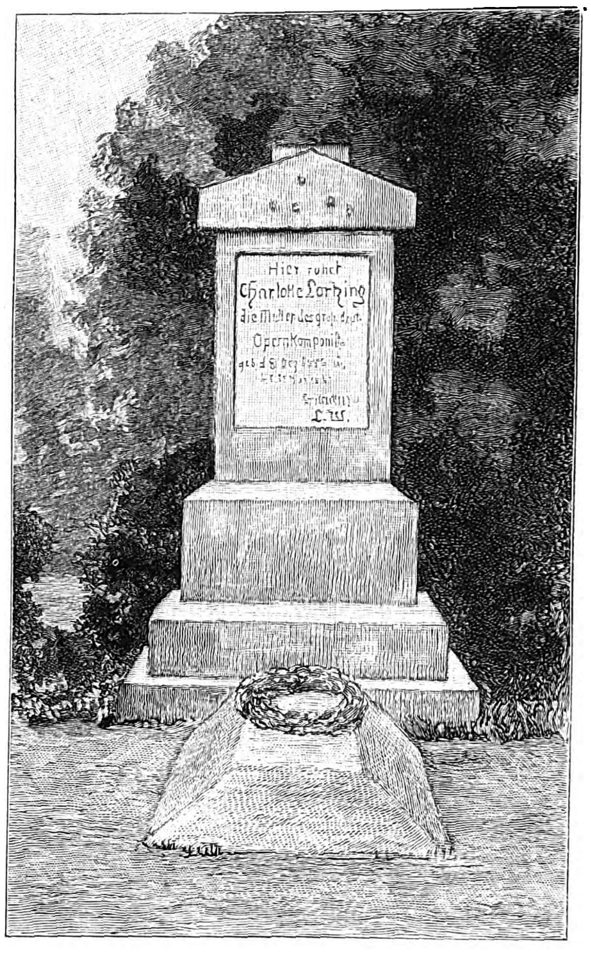
Von den urſprünglichen drei Schiffen der Kirche iſt, wie geſagt, nur noch das mittelſte erhalten; die Seitenſchiffe fehlen, und die Bogenöffnungen ſind längſt zugemauert worden. Die Schiffe waren durch je fünf Backſteinpfeiler voneinander getrennt, deren treffliche Technik ſich unmittelbar an den ſpätrömiſchen Ziegelbau anlehnt. Der auch in alter Zeit ſtets offene Dachſtuhl iſt niemals einer Veränderung unterzogen worden, da die kleine Kirche ſchon früher ihre Bedeutung dadurch einbüßte, daß Einhard im Jahre 827 die Gebeine der Heiligen nach Obermülinheim, dem heutigen Seligenſtadt a. M., überführte. Wenn wir die Einzelformen der Steinbacher Baſilika mit denen der älteſten romaniſchen Kirchen vergleichen, ſo kommt uns die Anlage fremdartig vor. Wir haben es hier, wie G. Volk in ſeinem Werk über den Odenwald ſagt, noch mit keiner deutſchen Kunſt zu tun, der ganze Bau mit ſeinen Einzelheiten lehnt ſich vielmehr noch durchaus an die Antike an: die großen Baſiliken der ſpätrömiſchen Zeit ſind die Vorbilder für die bei uns erhaltenen Kirchenbauten der Karolingerzeit geweſen.

Ein zweites altertümliches Bauwerk im öſtlichen Odenwald iſt das **Rathaus in Michelſtadt**, ein ebenſo kraftvoller wie origineller Holzbau der Spätgotik aus dem Jahre 1484. An der Vorderſeite, die dem Marktplatz zugekehrt iſt, öffnet ſich eine von ſtarken Eichenpfoſten getragene Halle; darüber erhebt ſich das in Eichenfachwerk aufgeführte, mit Schindeln verkleidete Obergeſchoß, das mit ſeinem ſpitzen Dache, dem kleinen, das Rathausglöckchen bergenden Giebelreiter und den beiden ſchlanken Ecktürmchen überaus maleriſch wirkt. In dieſem Jahre (1903) wurde das Rathaus unter der Leitung des Geheimen Oberbaurats Hofmann in Darmſtadt ganz im urſprünglichen Stil erneuert, und ſo dürfte denn der einzigartige Bau weitere Jahrhunderte hindurch das Wahrzeichen Michelſtadts bleiben.

Heidelberg. C. B.

Der Oybin bei Zittau in der Sächſiſchen Lauſitz.

„Das Schönſte, was ich bis jetzt auf dieſer Reiſe geſehen habe, war die Ruine des alten Schloſſes Oybin bei Zwickau *) an der böhmiſch-ſächſiſchen Grenze. Einen ſo unerſteiglichen Berg habe ich noch in meinem Leben nicht geſehen. Nach allen Seiten mehr als hundert Fuß hohe, ſenkrechte Sandſteinwände, und nur ein einziger Aufgang von ein paar hundert Stufen führt in die alte Burg. Dieſe iſt faſt ganz zerſtört, aber beinahe unverſehrt ſteht die im ſchönſten gotiſchen Stil und mit der größten Sorgfalt erbaute Kirche. Es fehlt faſt nichts als das Dach und das obere Gewölbe, welches einigermaßen durch große, lichtgrüne Birken erſetzt wird, die auf der alten Mauer wurzeln. Die Kapitäle der Säulen und die Bögen der Fenſter ſind, reichlich verziert und ſorgfältig in Stein gehauen, noch ganz erhalten, die Stufen des Altars und des Beichtſtuhls, die Sakriſtei und die Zellen geben ein deutliches Bild von dem, was hier geweſen iſt. Merkwürdig iſt die eine Wand dieſes hohen Gebäudes; ſie iſt aus dem Felſen ſelbſt geſchnitten und wurzelt natürlich in dem Berge ſelbſt. Nach innen hat man den Raum der Kirche ausgehöhlt, nach außen einen vier Fuß breiten Umgang, der dieſe ſeltſame Mauer von der Maſſe der Felſen trennt. Die ganze Mauer iſt alſo ein Stück Stein. Welche Arbeit, ehe man das Pulver zur Hand nehmen konnte! Die Ausſicht von dieſem Schloß iſt noch ſchöner als das Schloß ſelbſt.“ Eine Sehenswürdigkeit, welcher der in ſeinem Urteil ſo vorſichtige und in ſeinen Lobpreiſungen ſo ſparſame Feldmarſchall Graf v. Moltke bei aller Sachlichkeit der Beſchreibung ſo begeiſterte Wort widmet, mußte, falls nicht ſchon ſeit Jahrzehnten alle Reiſenden in dieſer Anſicht übereinſtimmten, unſere beſondere Beachtung auf ſich lenken. Seitdem der berühmte Stratege dieſen vom 26. Juli 1835 datierten Brief von einer ſeiner Reiſen an ſeine Mutter in die Heimat ſchrieb, ſind beinahe ſiebzig Jahre vergangen. Der von mittelalterlicher Romantik verklärte Berg Oybin iſt mit den Ruinen ſeiner Raubritterburg und den Umfaſſungsmauern ſeiner wunderbaren gotiſchen Kirche, in ſeiner orographiſchen Merkwürdigkeit und ſeiner prachtvollen ihn umgebenden Naturſzenerie eine Berühmtheit ſeither weit über die Sächſiſche Lauſitz hinaus geworden. Das ſonſt ſo ſtille Gebirgsdorf, das von dem Berge ſeinen Namen entlehnt hat, ein im Tale ſich hinziehender Ort, der nach der böhmiſchen Grenze hin vom Töpferberg, vom Hochwald und Johannisſtein begrenzt wird, von Zittau aus mit der Sekundärbahn in einer Stunde zu erreichen, iſt ſeit langen Jahren das Ziel von Tauſenden von Wanderern geweſen, die die Schönheit des Deutſchen Mittelgebirges kennen lernen wollen. Seit einer Reihe von Jahren erfreut ſich Oybin wegen ſeiner reinen, wenn auch nicht immer ganz milden Luft, wegen der ausgedehnten Nadelholzwaldungen, die ſich tief nach Sachſen und Böhmen hinein erſtrecken, wegen des freundlichen Charakters der Landſchaft, auf die ſich namentlich nach der böhmiſchen Seite hin Blicke von überraſchender Schönheit und Vielſeitigkeit eröffnen, des Rufes als Sommerfriſche für ſolche, die der Ruhe bedürftig ſind. Und die Gegend verfehlt in ihren Bergen und Tälern auch auf die, die ſich nur an den grotesken Bergformationen des Hochgebirges, an den von mächtigen Felsmaſſen umſtarrten Alpentälern, zu erfreuen gewöhnt waren, nicht einen nachhaltigen Eindruck auszuüben. So ging es ſchon vor ſiebzig Jahren dem Grafen v. Moltke. Was ihm aber als beſonders bedeutſam erſchien, war der merkwürdige Felskegel, ein Gebilde aus einem weichen Sandſtein; in ſeiner kompakten, an einen Heuhaufen oder Bienenkorb erinnernden Formation ſpringt er als ein beinahe iſolierter Felſen in das Tal vor, nach allen Seiten, beſonders nach dem Dorfe Oybin zu, ſenkrecht abfallend, auf der Rückſeite von dem herrlichen Hausgrund umſchloſſen. Der Gipfel des Berges, ein kleines Plateau, von dem aus man einen herrlichen Blick über das grüne Tal mit ſeinen Wieſen, Feldern, Wäldern und Gärten hat, liegt 514 m über Seehöhe. Er iſt bei weitem nicht der höchſte Berg des Lauſitzer Gebirges; die etwa 2½ Stunden entfernte Lauſche und der gegenüberliegende Hochwald übertreffen ſeine Höhe um weit über 300 m, ja auch der Töpferberg und der in ſeiner unmittelbaren Nachbarſchaft gelegene Ameiſenberg ſind bedeutend höher. Einen Fernblick, wie man ihn namentlich vom Hochwald aus in das böhmiſche Flachland und nach dem Iſer- und Rieſengebirge zu genießt, hat man vom Oybin nicht. Dafür entſchädigt er aber durch den romantiſchen Zauber deſſen, was Menſchenhand vor Jahrhunderten ſchon auf ſteiler Bergeshöhe geſchaffen, durch die Ehrwürdigkeit alter Sagen und Erinnerungen und den heiligen Frieden, der oben, wo der müde Erdenpilger von ſeiner irdiſchen Wanderſchaft im ſtillen Grabe ausruht, die der Ruhe geweihte Stätte mit einer wunderbar ergreifenden Stimmung umkleidet.



Das reſtaurierte Grabdenkmal der Mutter Lortzings auf dem Matzleinsdorfer Friedhof zu Wien.

Man beſteigt den Berg entweder von der Dorfſtraße aus, wo ein Stufenweg an der Kirche vorbei bequem in zehn Minuten bis zu der Ruine der einſtigen Cöleſtinerkirche führt; oder durch den Hausgrund, einen ſchmalen, von himmelhohen Bäumen bewachſenen, von einem kleinen Bach durchrauſchten Bergeinſchnitt, von dem aus der ebenfalls zum Teil aus Stufen gebildete Pfad ſich durch Felſen hindurchwindet, um ſich auf halber Höhe mit dem erſten Wege zu vereinigen. Langſam bergaufwärts ſchreitend, gelangen wir zunächſt an ein altes Burgtor, dann über Stufen, die in den Felſen gehauen ſind, an der Ruine des Burgpförtnerhauſes vorbei und durch das obere Burgtor hindurch in den einſtigen Burg- und Kloſterhof. Links liegen die Ruinen der längſt untergegangenen Burg, deren mächtige Mauern ausgebaut und überdacht worden ſind, um einem kleinen Muſeum für kultur- und kunſtgeſchichtliche Altertümer aus der Vergangenheit des Oybins und der Oberlauſitz Unterkunft zu gewähren, daneben die Reſte des alten, einſt von Kaiſer Karl IV. bewohnten, in das vierzehnte Jahrhundert zurückgehenden Kaiſerhauſes, rechts am Wege die mächtige, ſtolz zum Himmel ſtrebende, auch in ihrem jetzigen Zuſtande noch von der ehemaligen Schönheit und Größe des Baus zeugende Ruine der alten Cöleſtinerkirche, die vor Jahrzehnten den Grafen v. Moltke zu ſeiner enthuſiaſtiſchen Beſchreibung veranlaßt hat. Von allen, welche die majeſtätiſche Halle, über der ſich jetzt der Himmel wölbt, je betreten haben, ſind die mächtigen Mauern, Bögen und die Reſte reinſter Gotik bewundert worden, der Dichter hat ſie beſungen und beſchrieben — vielleicht iſt dem Leſer der Roman von Beatus Renatus „Die letzten Mönche vom Oybin“ bekannt — kunſtgeſchichtlich ſind die Ruinen, die großartigſten, die aus gotiſcher Zeit im Königreich Sachſen vorhanden ſind, bisher aber verhältnismäßig wenig beachtet worden. Das ſtaatliche Inventariſationswerk, das der Sächſiſche Altertumsverein herausgibt, und die Fürſorge, welcher ſich die Ruine neuerdings ſeitens der ſächſiſchen Kommiſſion zur Erhaltung der Kunſtdenkmäler und ſeitens der Stadt Zittau, die im Beſitz des Oybins iſt, zu erfreuen gehabt hat, werden hoffentlich in nicht zu ferner Zeit eine eingehendere bau- und kunſtgeſchichtliche Würdigung veranlaſſen.

Mönche des Cöleſtinerordens ſind es geweſen, die unter den Auſpizien des in Prag reſidierenden Kaiſers Karl IV. das Kloſter gründeten und im Jahre 1366 mit dem Bau der Kirche begannen. Als Baumeiſter wird Peter von Gmünd genannt, der noch 1401 urkundlich vorkommt. Die Weihe der Kirche fand im Jahre 1384 durch den Prager Erzbiſchof Johann von Jenſtein ſtatt. Mit der Einführung der Reformation in der Oberlauſitz waren die Tage des Kloſters gezählt; 1546 verließen die letzten Mönche den Oybin, und obwohl es an Verſuchen, den Fortbeſtand des Kloſters durch Hilfe von Jeſuiten zu ſichern, nicht gefehlt hat, wurde das ehrwürdige Stift eine Stätte des Verfalls, Gebete und Geſänge frommer Ordensbrüder haben die Halle der mächtigen gotiſchen Kirche nie wieder erfüllt. Im Jahre 1574 ging ſie mit dem ganzen Berge, an deſſen Hange ſie weithin ſichtbar für den, der über die Bergeshöhen von Böhmen her kommt, thront, in den Beſitz der Stadt Zittau über; drei Jahre ſpäter begannen Blitzſchlag und großer Brand das erſte Werk der Zerſtörung. So iſt der herrliche Bau, den ſeither im Laufe der Jahrhunderte elementare Ereigniſſe mehrfach gefährdet und geſchädigt haben, eine Trümmerſtätte geworden, von der die gewaltigen Umfaſſungsmauern allein den Unbilden der Elemente zu widerſtehen ſcheinen — trotz des Verfalls für jeden gemütvoll angelegten Menſchen ein Bild, das auch in den Ruinen noch zur Andacht ſtimmt und in einſamen Augenblicken in unſerer Phantaſie den Glanz und den Zauber mittelalterlicher Romantik, an welche die ganze Umgebung gemahnt, erſtehen läßt. Wer den unmittelbar an die Kirche grenzenden Friedhof, der jetzt noch den Bewohnern Oybins als letzter Ruheort dient, je geſehen und den Blick auf die ehrwürdige Kirche mit ihren mächtigen gotiſchen Fenſtern genoſſen hat, wer unter den alten hohen Bäumen hier an der Stätte des Friedens, ſei es im Sommer, wo blühendes Leben die Natur erfüllt, oder im Winter, wenn der Schnee die Landſchaft mit einer eiſigen Decke umhüllt, in andächtiger Stimmung die Umgebung, Gottes herrliche Natur und die Reſte von Werken der Menſchenhand auf ſich hat wirken laſſen, der wird unter dieſen Eindrücken ſein Leben lang eine an ergreifende Stunden mahnende Erinnerung ſich bewahren.

Die Mutter Lortzings.

Die letzte Ruheſtätte der Mutter unſeres Tondichters Albert Lortzing, die in dem Werdegang des Meiſters eine ſo große Rolle geſpielt hat, wußte bis vor kurzem niemand zu bezeichnen. Leider haben auch anläßlich der Feier des hundertjährigen Geburtstages Lortzings nur wenige der tüchtigen und guten Frau gedacht, die freilich auf den ſchaffenden Künſtler anders einwirkte als die Muſikkritiker der damaligen Zeit, die, wie ſich Cyrok Fiſcher ausdrückt, alle auf der Anklagebank ſitzen müßten.

Das Familienleben im Lortzingſchen Hauſe war ſonnig, trotz des Umſtands, daß ſich Frau Sorge dort eingeniſtet hatte; eine ſeltene Zärtlichkeit herrſchte unter den Familienmitgliedern, die Freud und Leid miteinander teilten. Die Atmoſphäre ſolcher Herzlichkeit und echt deutſcher Innigkeit, in welcher der junge Lortzing aufwuchs, war für den ſchaffenden Künſtler von großem Einfluß auf ſeine Schöpfungen, aus denen biedere Herzlichkeit und tiefe Gemütsinnigkeit ſprechen. Insbeſondere war es die Mutter, die ſo ſegensreichen Einfluß ausübte. Daß ſie dem Sohn in geiſtiger Beziehung ſehr nahe ſtand, erhellt ſchon aus der Tatſache, daß ſie ſelbſt künſtleriſch tätig war und wiederholt bei den Uraufführungen von Werken ihres Sohnes auf der Bühne ſtand und mithalf, Lorbeeren zu erringen.

Das Jahr 1846 war für den Meiſter vielleicht das bedeutungsvollſte ſeines Lebens. Im März kam ſeine „Undine“ in Leipzig zur erſten Aufführung, und bald darauf wurde Lortzing von dem Direktor des Theaters an der Wien zu Wien eingeladen, dort ſeinen „Waffenſchmied“ in Szene zu ſetzen. Am 30. Mai 1846 kam die Oper in Wien zur Aufführung und fand großen Beifall. Aber ſo glücklich die Auſpizien waren, unter denen Lortzing ſeine Stellung in der Kaiſerſtadt an der Donau antrat, ſo wenig ſollten ſich die gehegten Hoffnungen erfüllen. Das Leben wurde dem Meiſter ſauer gemacht. Unleidliche Verhältniſſe, von denen die feindliche Haltung der Preſſe gegen das Theater an der Wien in erſter Linie ſtand, verleideten Lortzing den Aufenthalt in Wien. Aber alles hätte er noch guten Mutes ertragen, wenn nicht ein Ereignis ſo elementar auf ihn eingewirkt hätte: am 8. Dezember ſtarb in Wien ſeine geliebte Mutter. Was ſie dem Meiſter war, geht aus einem Briefe hervor, den Lortzing an ſeinen Freund Düringer richtete. Darin heißt es: „Du kannſt dir leicht das Bild ausmalen, wie die ganze Familie, groß und klein, das Sterbebett umringte, wie manches von den Größeren ſich mit Schmerz ſagen mußte: du haſt die vortreffliche Frau oft gekränkt und häufig mißverſtanden. — Das Begräbnis war ſehr einfach. Fünf unſerer Bekannten folgten dem Sarge. Auf dem Kirchhof angelangt, wurden die teuren Überreſte ohne Sang und Klang ſtill verſenkt. Keiner richtete mich Tiefgebeugten auf durch ein tröſtendes Wort am Grabe der geliebten Mutter, der ich alles war. Wir beteten ſtill, warfen eine Hand voll Erde auf den Sarg, und nun wurde darauf losgeſchaufelt! So begräbt man im gemütlichen Wien. — Ich habe ihr einen

---

*) Gemeint iſt hier in der Tat nicht Zittau, ſondern die kleine, zur öſterreichiſchen Bezirkshauptmannſchaft Gabel gehörige böhmiſche Stadt Zwickau, etwa 12 km von der ſächſiſchen Grenze entfernt. — Es mag hier nebenſächlich bemerkt ſein, daß der Name Oybin tſchechiſchen Urſprungs iſt und ſo viel wie „Taubenberg“ bedeutet.

Grabſtein ſetzen laſſen. Friede ihrer Aſche.“ — Faſt alle Biographen des Meiſters bezeichnen das Jahr 1847 als das Sterbejahr. Über die Ruheſtätte der guten Frau war nirgends etwas zu finden; man wußte nicht einmal, auf welchem Wiener Friedhof Charlotte Lortzing begraben liegt.

Der Wiener Schriftſteller Ludwig Wegmann, der den Wienern ein Thereſe-Krones-Zimmer eingerichtet hat und jetzt darangeht, das Sterbezimmer Ferdinand Raimunds zu einer weihevollen Stätte der Erinnerung zu geſtalten, hat auf eine Anregung Karl Schreders das Grab der Mutter Lortzings ausfindig gemacht. Freilich verurſachte ihm dies nicht geringe Mühe. Wien beſaß im Jahre 1846 noch keinen eigenen proteſtantiſchen Friedhof. Die letzte Wohnung der Familie Lortzing, Wieden Nr. 451, brachte Wegmann auf die Idee, daß die Mutter des Meiſters nur auf dem alten Matzleinsdorfer Friedhof begraben ſein könne. Im ſtädtiſchen Totenſchreibamt wurde nun folgender Zettel aufgefunden: „8. Dezember 1846. Lortzing Charlotte, Theaterkaſſierswitwe, evangeliſch, A. K., 68 Jahre alt, Wieden Nr. 451, an Lungenemphyſem geſtorben. Gezeichnet Bened.“ Erſt in der Kanzlei der Friedhofsverwaltung in Matzleinsdorf fand ſich folgender Totenzettel vor: Für Frau Charlotte Lortzing, Theaterkaſſierswitwe. „Ein eigenes Grab mit Denkmal im Matzleinsdorfer Leichenhofe. Wien den 11ten Dezember 846. Heute die Leiche. Gezeichnet Schüntzel, prov. ſtädt. Wundarzt. Nr. 1719.“

Das waren wohl wichtige Anhaltspunkte, doch ſtellten ſich dem Forſcher mancherlei Schwierigkeiten in den Weg. Die alte Numerierung der Gräber wurde als ungültig bezeichnet, außerdem brachten unzählige Neubelegungen großen Wirrwarr in den Zettelkatalog der Verwaltung. Nach tagelangem Suchen fand endlich Wegmann die Ruheſtätte der Mutter Lortzings, aber in welchem Zuſtand! Um zum Grabe vorzudringen, mußte erſt das dichte, den ganzen Komplex bedeckende Geſträuch entfernt werden. Die Tafel mit der Inſchrift lag, in mehrere Teile zerfallen, auf dem ſpärlichen Raſen; auch von dem Grabdenkmal war der Sandſtein abgebröckelt. Wegmann ließ nun das Grab ſorgfältig herrichten und auch eine Tafel folgenden Inhalts anbringen: „Hier ruhet Charlotte Lortzing, die Mutter des großen deutſchen Opernkomponiſten, geſtorben am 8. Dezember 1846 im 68. Lebensjahre. Erneuert 1903.“

Wien. Fritz Lange.

Handel und Verkehr.

— In die Beiräte der Königlich Württembergiſchen Zentralſtelle für Gewerbe und Handel werden nach einer Verfügung des Miniſteriums des Inneren Lohnarbeiter eingeführt. Die Beiräte aus den Kreiſen der Arbeiter werden auf die Dauer von drei Jahren vom Ausſchuß der Verſicherungsanſtalt Württemberg nach abſoluter Stimmenmehrheit und in geheimer Abſtimmung gewählt. Auf die vier Kreiſe des Landes hat je ein Beirat und ein Stellvertreter zu entfallen. Wählbar ſind deutſche, männliche, zum Amt eines Schöffen fähige, in einem gewerblichen Betrieb des Landes beſchäftigte Lohnarbeiter, die das dreißigſte Lebensjahr zurückgelegt haben. Die Arbeiterbeiräte erhalten als Erſatz für bare Auslagen und für Zeitverluſt die in den Satzungen der Verſicherungsanſtalt Württemberg beſtimmten Vergütungen.

— Das deutſch-engliſche Übereinkommen vom 24. Februar 1894 über die Errichtung eines einheitlichen Zollgebiets für das deutſche Schutzgebiet Togo und die britiſche Beſitzung an der Goldküſte öſtlich des Voltafluſſes iſt von deutſcher Seite zum 30. April 1904 gekündigt worden.

— Die Verſuche, durch drahtloſe Telegraphie von Berlin aus mit der ſchwediſchen Marineſtation Karlskrona in Verkehr zu treten, wurden am 16. Dezember ſeitens der Geſellſchaft für drahtloſe Telegraphie nach dem Syſtem der Telefunken mit beſtem Erfolg begonnen. Trotz der Entfernung von 450 km ſind zahlreiche Depeſchen gut angekommen.

— Die Herſtellung eines Großſchiffahrtswegs auf dem Neckar bis Kannſtatt und Eßlingen ſowie die gleichzeitige Fortführung desſelben durch das Rems- und Brenztal bis zur Donau und die baldige Fortführung der in dieſer Angelegenheit gepflogenen Unterhandlungen forderte die Stuttgarter Handelskammer durch einen Beſchluß in ihrer Sitzung vom 8. Dezember. Die Herſtellung dieſer Waſſerſtraße ſei nur eine Frage der Zeit, ſo heißt es in der Reſolution, aber jede Verzögerung mache die Ausführung des Projekts von Jahr zu Jahr koſtſpieliger. Es wurde in der Sitzung der Handelskammer auch darauf hingewieſen, daß der Gedanke einer Verbindung von Rhein und Donau mittels des Neckars und der Rems und Brenz auf dem Binnenſchiffahrtskongreß zu Mannheim eine überraſchend ſympathiſche Aufnahme von ſeiten der beteiligten Vertreter gefunden habe, und daß für Januar 1904 die Einberufung einer Konferenz nach Heilbronn geplant ſei, die darüber beraten ſoll, wie das Projekt in techniſcher und wirtſchaftlicher Beziehung am nachdrücklichſten gefördert werden könne.

— Der künftige Leipziger Zentralbahnhof wird eine großartige Anlage. Die Fläche des Perſonenbahnhofs umfaßt 96000 qm bei einer Länge von 320 m und einer Breite von 300 m. Er wird 26 Gleiſe mit 20 m breitem Querſteig aufweiſen. Die Poſtpaketanlage enthält in ihrer Verladehalle 32 Gleiſe. Zu den Geſamtkoſten von 130 Mill. ℳ tragen Preußen und Sachſen je 53 Mill., die Stadt Leipzig 17½ Mill. ℳ bei, einen erheblichen Anteil der Koſten beſtreitet die Poſtverwaltung. Bis Ende 1907 ſoll das Areal für den Hauptbahnhof freigelegt, ferner die Arbeiten für die Rangierbahnhöfe und die Verbindungsgleiſe vollendet ſein; 1910 wird der preußiſche Teil des Empfangsgebäudes, 1914 der geſamte Bau ſeiner Beſtimmung übergeben werden können.

— Zur Hebung der Schiffahrt auf der oberen Weſer ſoll in Münden nach einem Plan des Norddeutſchen Lloyds ein Umſchlageplatz geſchaffen werden. Von den Koſten, die 600000 ℳ betragen, hat die Stadt Münden 100000 ℳ übernommen, während 500000 ℳ von den beteiligten Schiffahrtsgeſellſchaften in Bremen, Minden und Hameln beſtritten werden.

— Der Norddeutſche Lloyd errichtet eine neue Dampferlinie von Singapur nach Celebes und den Molukken. Die erſte Ausreiſe erfolgte am 20. Dezember mit dem Dampfer Kongberg. Folgende Häfen werden angelaufen: Makaſſar, Menado, die Sangirinſeln, Ternate und Garontalo. Die Abfahrten erfolgen alle drei Wochen.

— Die britiſch-oſtindiſchen Zuckerzuſchlagszölle ſind laut Telegramm, das der Staatsſekretär Graf v. Poſadowſky am 12. Dezember vom deutſchen Botſchafter in London erhielt, unter dem 2. für allen Zucker aufgehoben worden, der in den an der Brüſſeler Konvention beteiligten Staaten nach dem 31. Auguſt erzeugt und weder in einem Hafen eines der Konvention nicht beigetretenen Staates verſchifft noch durch ein ſolches Land geführt worden iſt.

Kunſt und Kunſtgewerbe.

— Das vielumſtrittene Bismarck-Denkmal in Darmſtadt, das auf dem Ludwigsplatz errichtet werden ſoll, wird von Ludwig Habich ausgeführt werden und die Geſtalt eines großen Monumentalbrunnens erhalten, deſſen oberen Abſchluß über einer mächtigen Kaiſerkrone die Figur eines drachentötenden jugendlichen Siegfried bilden wird.

— Ein von Adolf Hildebrand vollendetes neues Werk iſt das Steinrelief einer „Grablegung Chriſti“, das in der Auffaſſung der von dramatiſch geſteigertem Leben erfüllten Figuren ebenſo ſtimmungsvoll wirkt wie in deren meiſterlicher Anordnung innerhalb des Raumes und in der kunſtvollen Gruppierung der aus der Fläche hervortretenden und in ſie zurückweichenden Formen.

— Durch das Hinſcheiden Theodor Mommſens iſt die Aufmerkſamkeit wieder auf die tüchtige, vom Bildhauer Pracht ſtammende Büſte des berühmten Gelehrten hingelenkt worden. In noch geiſtreicherer und lebendigerer Auffaſſung aber ſchildert ihn eine eben bei Keller u. Reiner in Berlin zur Ausſtellung gelangte Büſte von Lobach, die den vom Alter durchfurchten Kopf über einem aufgeſchlagenen Folianten hervortauchen läßt, durch die Auffaſſung in das Milieu des geiſtigen Lebens des Forſchers hineinführt und durch die Stärke des erzielten Ausdrucks um ſo mehr intereſſiert, als die Arbeit nicht von einem berufsmäßigen Bildhauer ſtammt.

— In der Kunſthalle zu Düſſeldorf hat der dortige Maler Heinrich Herrmanns eine größere Sammlung ſeiner Bilder zur Ausſtellung gebracht, die beſtimmt iſt, als geſchloſſene Kollektion weiterhin auch in anderen Kunſtſtädten vorgeführt zu werden. Der Künſtler gehört zu denen, die ſich um das Aufblühen einer friſcheren und feineren Kunſt in Düſſeldorf hervorragend verdient gemacht haben. Seinen Ausgang nahm er von Studien im Sinne der Freilichtmalerei. Den Grundzug ſeiner früheſten Landſchaften bildete ein feiner, grauverſchleierter Luftton; ſpäter wurde er in ſeinen maleriſchen Ausdrucksmitteln immer reicher und freier und ließ volle und ſtarke Farbenklänge zu ihrem Recht kommen, ohne dabei an Nobleſſe des Geſamttons einzubüßen. Sowohl in den Herbſt- und Frühlingsſtimmungen des Malers wie in ſeinen durch Markt- und Straßentreiben belebten holländiſchen Städtebildern läßt dieſe Entwicklung ſich anſchaulich verfolgen. Starke koloriſtiſche Begabung aber bringt ſich beſonders auch in ſeinen Kircheninterieurs zum Ausdruck, die mit Vorliebe Motive der Barockzeit behandeln.

— Eine Herkomer-Ausſtellung hat die Hofkunſthandlung von Riegner in München veranſtaltet. An großen Werken nicht eben reich, illuſtriert ſie doch trefflich die außerordentliche Vielſeitigkeit des Künſtlers, der als Ölmaler, als Aquarelliſt, als Vertreter jeder graphiſchen Technik, als Schnitzer, Ziſeleur, Keramiker und Emailmaler ſich betätigt. Behauptet er als Porträtiſt kaum noch ſeinen einſtigen Ruhm, ſo intereſſiert er deſto mehr auf den anderen Gebieten ſeiner Kunſtübung. Beſondere Beachtung finden ſeine Spongotypien, Blätter in einer von ihm ſelbſt erdachten Technik, die es mit Zuhilfenahme der Galvanoplaſtik ermöglicht, von eingefärbten Kupferplatten eine größere Anzahl von Abzügen zu gewinnen.

— Der Lalique-Ausſtellung des Hohenzollernkaufhauſes haben in Berlin die Hofjuweliere Gebrüder Friedländer eine Ausſtellung moderner Schmuckſachen und Arbeiten in Edelmetall folgen laſſen, die in ihren künſtleriſchen Tendenzen ſich mit denen des gefeierten Lalique mehr oder weniger berühren, dabei aber doch als völlig eigengeartete und ſelbſtändige Schöpfungen auftreten. Beigeſteuert haben die Meiſter, die ſchon in Paris 1900 neben Lalique die größte Aufmerkſamkeit erregten, der in ſeinen ſtrengeren Bildungen außerordentlich phantaſiereiche Fouquet, der auf den mannigfachſten Gebieten ſchöpferiſch tätige Gaillard, weiterhin Folillatre, Delagrange, der Emailkünſtler Graf du Suan de la Croix, der die Renaiſſance moderniſierende Falize, der Belgier Haek und vor allem auch der Belgier Philippe Wolfers, der wohl größte lebende Meiſter einer Elfenbein- und Edelmetall zu glänzenden Wirkungen verbindenden Kleinplaſtik. Arbeiten von E. M. Geyger, von L. v. Cranach und feine Stücke der eigenen Friedländerſchen Werkſtätten fügen der Ausſtellung bemerkenswerte weitere Stücke hinzu. Ein beſonderes Intereſſe aber gewinnt ſie ſchließlich noch durch die Vorführung der techniſch unübertroffenen, ſchon in Paris vielbewunderten Kleinarbeiten des als Fälſcher der Tiara des Saitaphernes berühmt gewordenen ruſſiſchen Goldſchmieds Ruchomowſki.

— Dem Berliner Kunſtgewerbe-Muſeum iſt vom Prinzen Heinrich der ſeinerzeit vielbeſprochene Spielſchrein überwieſen worden, der im Jahre 1883 dem damaligen Kronprinzenpaar, dem ſpäteren Kaiſer Friedrich und ſeiner Gemahlin, vom Verein für deutſches Kunſtgewerbe als Geſchenk zur Silbernen Hochzeit geſtiftet wurde. Sowol an der Ausführung des Schrankes ſelber wie an derjenigen der ſeinen Inhalt bildenden Spiele jeder Art nebſt allem zugehörigen Apparat wurden damals ſämtliche Zweige des Kunſtgewerbes in umfaſſender Weiſe beteiligt, ſo daß ſich der Spielſchrein als bedeutſames Dokument des Standes der kunſtgewerblichen Bewegung jener Tage darſtellt.

— Von den Erfolgen, die der Bildhauer Hermann Obriſt und der Maler Wilhelm v. Debſchitz in ihren zu Anfang des vorigen Jahres in München begründeten, jetzt bereits von 130 Schülern und Schülerinnen beſuchten Lehr- und Verſuchateliers für freie und angewandte Kunſt erzielt haben, gibt eine gegenwärtig veranſtaltete Ausſtellung ein außerordentlich günſtiges Bild. Die vorgeführten Arbeiten erſtrecken ſich auf die denkbar verſchiedenſten Produktionsgebiete. Neben der Geſamtausſtattung von Wohnräumen begegnet man ſchmückenden Malereien und Stickereien, Metallgeräten, Schmuckſtücken, Bucheinbänden, keramiſchen Verſuchen uſw. und dann wieder dem Entwurf einer Kirche in gotiſch anklingender, aber völlig perſönlich geprägter Formenſprache. Nicht das geringſte Intereſſe beanſpruchen die reinen Studienarbeiten, in denen die Schüler, ohne je zu kopieren, auf klares Erfaſſen der Probleme dekorativer Kunſt und auf eine Löſung derſelben durch ein intenſives Naturſtudium hingeführt erſcheinen, das auf konſtruktives Sehen der Formen und Empfinden des in ihnen ſich offenbarenden Bewegungsrhythmus abzielt.

— Der als Zuſammenfaſſung der Sezeſſionsvereinigungen in Weimar neubegründete Deutſche Künſtlerbund hat bereits auch Verhandlungen mit der Wiener Sezeſſion eingeleitet, die auf deren Anſchluß an die Verbindung der reichsdeutſchen Künſtler abzielen, ſo daß man mehr und mehr erwarten darf, der alten Kunſtgenoſſenſchaft die modern gerichteten Kräfte als geſchloſſene Einheit gegenübertreten zu ſehen.

— Von der Luitpold-Gruppe in München iſt die Beteiligung an der Weltausſtellung zu St. Louis im Gegenſatz zu den Beſchlüſſen der ſezeſſioniſtiſchen Künſtlergruppen für angezeigt erachtet und beſchloſſen worden.

— Von der Photographiſchen Geſellſchaft zu Berlin ſind jetzt die längſt erſehnten photographiſchen Aufnahmen ſämtlicher Teile des Genter Altarſchreins, des Hauptwerks der Brüder Hubert und Jan van Eyck, in nahezu einem Drittel der Originalgröße vollendet und in einer dem Altarwerk ſelber entſprechenden Zuſammenfügung in den Geſchäftsräumen der Geſellſchaft zur Ausſtellung gebracht worden.

Theater und Muſik.

— Im Neuen Theater zu Berlin trug Max Halbes neues Drama „Der Strom“ ſtarken Erfolg davon. Das Publikum wurde durch das ſenſationelle Stück erſchüttert, aber auch gemartert. Unter den Darſtellern zeichnete ſich Frau A. Sorma beſonders aus. — Frau Hedwig Niemann-Raabe brachte im Bunde mit den Berliner Hofſchauſpielern Molenar und Chriſtians die Dichtung des Rich. Wagnerſchen Muſikdramas „Die Walküre“ zum Vortrag. Obgleich die Rezitation trefflich gelang und viel Beifall erweckte, ſo konnte doch der Verſuch, die unentbehrliche Muſik rhetoriſch erſetzen zu wollen, keine kunſtgerechte Wirkung ermöglichen.

— Einen Heiterkeitserfolg trug im Reſidenztheater zu Wiesbaden der neue Schwank „Liebesmanöver“ von C. Kraatz und Frhr. v. Schlicht davon.

— Der Akademiſche Hebbel-Verein in Heidelberg brachte das alte Drama „Doctor Fauſtus“ von Chriſtopher Marlowe zur Aufführung, die überraſchend glücklich ausgefallen iſt. Das kraftgenialiſche engliſche Stück übte auf die Hörer ſtarken Eindruck aus. Als Darſteller zeichneten ſich einige Heidelberger Studenten und Damen aus.

— Das Theater in Drontheim feierte ſein hundertjähriges Jubiläum am 23. Dezember durch eine Aufführung des vor hundert Jahren bei der Eröffnung der Bühne gegebenen Kotzebueſchen Dramas „Die Korſikaner“.

— Im Wilhelma-Theater zu Stuttgart wurden die von Paul Lindau nach Lucian bearbeiteten ſatiriſchen Stücke „Timon“, „Der Hahn“ und „Die Fahrt über den Styx“ aufgeführt und erweckten lebhafte Heiterkeit.

— Eine neue einaktige ſatiriſche Komödie „Patrizierfrauen“ von Hans Seebach wurde mit Erfolg im Theater zu Salzburg zum erſtenmal aufgeführt.

— Im Stadttheater zu Zürich wurde die neue einaktige Tragödie „Francesca da Rimini“ von Konrad Franke, nach Dantes „Göttlicher Komödie“ bearbeitet, bei der erſten Aufführung freundlich aufgenommen.

— Das neue Schauſpiel „Le Dédale“ (Das Labyrinth) von Paul Hervieu wurde im Théâtre-Français zu Paris bei der erſten Aufführung abgelehnt. — „Die Oaſe des Friedens“ betitelt ſich ein neues, in Afrika ſpielendes Tendenzſtück von Jean Jullien, das im L'Oeuvre-Theater mit Erfolg zum erſtenmal aufgeführt wurde. Darin wird für die Verſöhnung der Völker, der Religionen und der Raſſen eifrig Propaganda gemacht. Einigen Anſtoß erregte eine Szene im zweiten Akt, wo eine junge Nonne ihres klöſterlichen Kleides gewaltſam beraubt und zur Mohammedanerin umgewandelt wird.

— Im Teatro Lirico Internationale zu Mailand ſpielte Eleonore Duſe die beiden Hauptrollen in Pineros Drama „The second Mrs. Tanqueray“ und in Sudermanns „Heimat“ mit bedeutendem Erfolg.

— Das neue Drama „Die Nervenſchwache“ von J. Echegaray brachte es im Spaniſchen Theater zu Madrid zu keinem glücklichen Erfolg, obgleich das Stück poetiſche Schönheiten enthält.

— Im Hoftheater zu Schwerin fand die neue Volksoper „Der Dusle und das Babely“ von K. v. Kaskel freundliche Aufnahme. Beſonders gefielen die geſchickt verwerteten Volkslieder.

— Die neue Oper „Zlatorog“ von Rauchenecker trug im Stadttheater zu Elberfeld ſtarken Erfolg davon.

— Die Oper „Benvenuto Cellini“ von Hektor Berlioz wurde im Stadttheater zu Metz mit recht günſtigem Erfolg aufgeführt.

— Eine neue Operette „Der Mameluck“ von Ludwig Schytte (Text von M. Jokai und Buchbinder) brachte es im Carl-Theater zu Wien bei ihrer erſten Aufführung nur zu einem ſchwachen Erfolg.

— Mozarts Oper „Don Juan“ wurde im Nouveau-Théâtre zu Paris italieniſch in einer Konzertaufführung zu Gehör gebracht. Dabei zeichnete ſich als Donna Anna Frau Lilli Lehmann-Kaliſch beſonders aus.

— Die neue Oper „Sibirien“ von Umberto Giordano (Text von Illica) hat es bei der erſten Aufführung im Skalatheater zu Mailand zu keinem größeren Erfolg gebracht. Die Handlung erinnert vielfach an Manon Lescaut. Am meiſten Beifall fanden in der Muſik die ruſſiſchen Volkslieder und die leidenſchaftliche Schlußſzene des dritten Aktes.

— Richard Wagners „Parſifal“ wurde im Metropolitan-Opernhaus zu Neuyork vor geladenem Publikum zum erſtenmal aufgeführt und trug großen Erfolg davon. Die Aufführung unter Leitung des Kapellmeiſters Herz war eine würdige und beifallswerte.

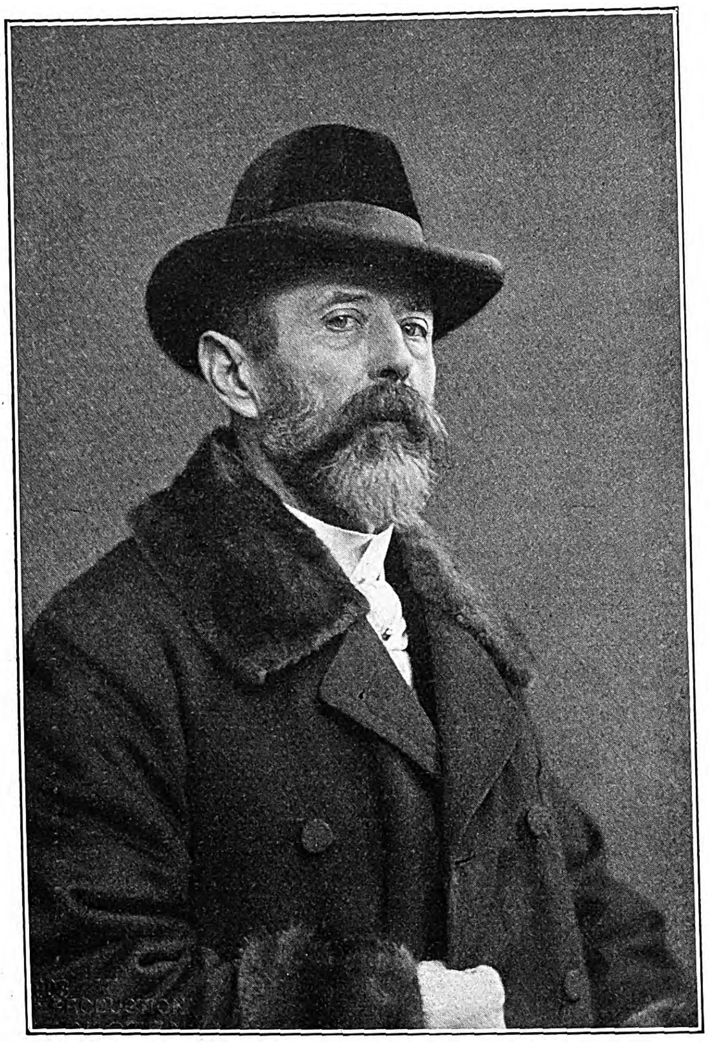
Zum ſechzigſten Geburtstage Victor Blüthgens.

Ein Dichter und lieber Menſch begeht am 4. Januar ſeinen ſechzigſten Geburtstag. Iſt man geblendet, verwirrt und verſtimmt von dem bunten Kaleidoſkop der jungdeutſchen Literatur und deſſen, was ſich dafür gibt, ſo gewährt ein Blick auf die harmoniſche Perſönlichkeit Victor Blüthgens wieder Ruhe und Zuverſicht. Er iſt keiner der Neuen und Neuerer, aber er vereinigt alles in ſich, was berechtigt an ihnen iſt. Die Entwicklung, die ſein Schaffen genommen hat, iſt modern. Keine der tiefen Wandlungen, die ſich im Laufe der letzten Dezennien auf geiſtigem und ſozialem Gebiet vollzogen haben, iſt unbeachtet an ihm vorbeigegangen. Mit den feinen Sinnen des Dichters und mit klugem, warmherzigem Verſtändnis hat er nach der Geneſis, der Pſychologie dieſer Wandlungen geforſcht und ihre Lehren ſich zu eigen gemacht, im Gegenſatz zu der greiſenhaften Verknöcherung vieler „Alten“, welche die Zeichen der Zeit nicht kennen wollen, die ſie nicht verſtehen. Anderſeits aber beharrt er weitab von denen, die in der Formloſigkeit die Form, in der Groteſke die Poeſie, das Menſchtum im Auswurf der Menſchheit und in den flüchtigen Schaumblaſen „aus gärender Zeit“ die Zeit ſelbſt ſehen.

Victor Blüthgen ſtammt aus dem Landſtädtchen Zörbig im Merſeburgiſchen. Er ſtudierte in Halle Theologie und wurde zunächſt Hauslehrer, wie ſo viele junge Kandidaten, die lange und vergeblich auf ein Amt warten müſſen. Im Jahre 1871 ging er als Redakteur eines theologiſchen Lexikons nach Elberfeld, und hier, unter der Anregung Ernſt Scherenbergs und Ludwig Salomons, begann ſein reiches dichteriſches Schaffen. Damals war es auch, wo ihn Lohmeyer für die Mitarbeit an ſeiner „Deutſchen Jugend“ gewann. Die Märchen und Kindergedichte, die Victor Blüthgen in dieſem vortrefflichen Blatt veröffentlichte, warben ihm raſch ein Publikum. Aber erſt mit ſeinem Roman „Aus gärender Zeit“, den er im Auftrag Ernſt Keils für die „Gartenlaube“ ſchrieb, trat er in die vorderſte Reihe der zeitgenöſſiſchen Autoren. Inzwiſchen hatte ihn ſeine Redaktionstätigkeit nach Krefeld geführt, von dort zu Lohmeyer nach Leipzig und ſchließlich an die „Gartenlaube“, deren Redaktionsſtab er von 1878 bis 1880 angehörte. Nachdem er geheiratet hatte, ſiedelte er nach Freienwalde a. O., dem Wohnſitz ſeiner Gattin, über; auch als er dieſe nach kaum fünf Jahren durch den Tod verlor, blieb er dem hübſchen märkiſchen Kurort getreu. Dort bezieht er jeden Sommer die freundliche Villa Blüthgen in der Weinbergſtraße, den Wallfahrtsort ſeiner zahlreichen Freunde und Verehrer. Seit ſeiner zweiten Verheiratung mit der bekannten Schriftſtellerin Klara Eyſell-Kilburger im Jahre 1898 verlebt er den Winter in Berlin.

Die Werke Victor Blüthgens ſind leider nicht in einer Hand. Man ſollte es kaum glauben, daß ſeine älteren Arbeiten, wie „Aus gärender Zeit“ und „Ein Friedensſtörer“, dieſe köſtliche Perle der humoriſtiſchen Literatur, nur noch in den billigen Ausgaben von Reclam, bzw. Kürſchner zu haben ſind. Von dem Roman „Der Preuße“, einem großangelegten, farbenprächtigen Kulturbild aus Galizien, liegt auch nur eine beſcheidene Volksausgabe vor. Die Romane „Frau Gräfin“ und „Die Spiritiſten“ gehören jener neueren Schaffensperiode an, die bei unſerem Dichter ein klug wägendes, abgeklärtes Verſtändnis für das Moderne zeigen. Von den zahlreichen Novellenbüchern ſei beſonders „Henzi“ erwähnt, eine Sammlung, die ganz von dem feinen, herzerquickenden Humor Victor Blüthgens durchweht iſt. Auch das Miniaturbändchen „Amoretten“ ſpiegelt die beſondere Eigenart des Dichters wider. Seine reizenden Kinderlieder liegen leider noch nicht geſammelt vor, wohl aber die „Märchen“, die ſogar in die Sprache Anderſens überſetzt worden ſind und den beſten Arbeiten des däniſchen Meiſters an die Seite geſtellt werden. Aus einem Band „Gedichte“ ſtammt das populäre und viel komponierte „Erſte Lied“. Noch heute ſchöpft Victor Blüthgen unermüdlich aus dem quellenden Reichtum ſeines Geiſtes und ſeines Gemüts, abſeit der Kursſchwankungen des großen Marktes, angeſpornt und belohnt durch die innige Dankbarkeit und Verehrung aller derer, die mit dem Herzen leſen, alſo ihn verſtehen und liebhaben.*)

T. v. T.

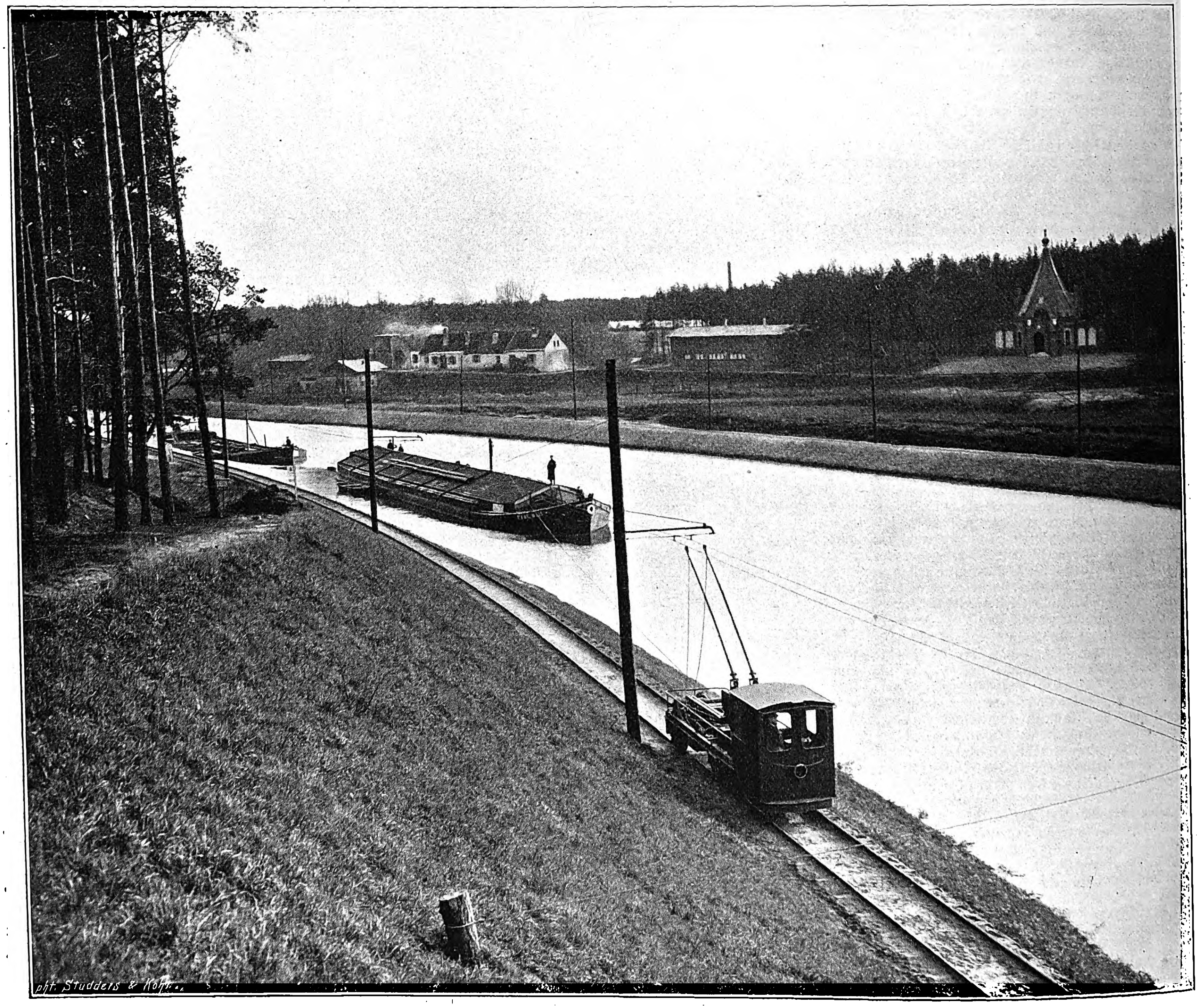


Victor Blüthgen.

Nach einer Photographie von Otto Becker u. Maaß in Berlin.

---

*) Wir verweiſen unſere Leſer auf das in der Frauenzeitung der heutigen Nummer enthaltene Märchen von Victor Blüthgen. D. Red.



pht. Studders & Kohn.

Elektriſche Treidelei auf dem Teltowkanal.

Kanalſchleuſe, die Schleuſe von Kleinmachnow, vollſtändig ausgenutzt werden. Es ſind dabei aber auch noch andere Erwägungen maßgebend geweſen. Die Landwirtſchaft im Kreiſe Teltow wird täglich intenſiver. Schon beſitzen wir eine Anzahl von großen Gütern rings um Berlin, welche die Elektrizität in ihren Arbeitsdienſt geſtellt haben. Wenn man nun an dem Kanal elektriſche Kraftſtationen zum Treidelbetrieb errichtet, ſo können dieſe Stationen auch im Dienſte der Landwirtſchaft ausgenutzt werden, und ſie werden namentlich kleineren Orten, Einzelgehöften, kleinen Betrieben, Verkehrsanſtalten und unzähligen anderen Zwecken als Kraft- und Lichtquellen dienen können. Mit dieſer Perſpektive gewinnt die elektriſche Treidelei auf dem Teltowkanal eine große vorbildliche und wirtſchaftliche Bedeutung.

Die Verwaltung des Teltowkanalbaus ſchrieb einen Preis aus, auf den hin zwanzig Preisarbeiten eingingen. Der erſte Preis wurde Siemens u. Halske zuerkannt. Dieſe Firma hat jetzt die fertige Kanalſtrecke Kohlhaſenbrück-Albrechtstheerofen mit elektriſchem Treidelbetrieb eingerichtet. Von dieſem Betrieb ſind wir in der Lage, unſeren Leſern eine Reihe wohlgelungener Abbildungen vorzuführen. Den elektriſchen Strom liefert eine beſondere Kraftſtation, die man bei Kohlhaſenbrück erbaut hat. Die Stromzuführung geſchieht, wie man an den Bildern ſieht, oberirdiſch durch Arbeitskräfte, von denen lange Kontaktſtangen den Strom abnehmen. Bei den Verſuchen hat man einzelne Kähne und ganze Kahnzüge geſchleppt. Der gewaltige Kahn, den die eine unſerer Illuſtrationen zeigt, faßt über 500 t (500 000 kg), er war vollbeladen, wurde aber mit Leichtigkeit vorwärts getrieben. Man hat auch dafür geſorgt, daß man bequem ihre am Ufer liegenden Kähne hinfort kennt. Der Treidelmaſt iſt, wie man auf dem Bilde ſieht, ſo hoch, daß das Seil die Kähne bequem durchläßt. Auch zwei Kähne ſchleppte man mühelos ſowohl mit der Lokomotive als mit dem elektriſchen Boot, das ſeine Kraft von Akkumulatoren erhält. Die Steuerfähigkeit der Treidelzüge hat ſich als ſehr zuverläſſig erwieſen, das Begegnen mit anderen Schiffen, das Überholen, die Steigerung der Geſchwindigkeit, die Verringerung derſelben, all dieſe wichtigen Momente zeigen eine vorzügliche Brauchbarkeit der elektriſchen Treidelei. Und da auch die Betriebskoſten ſich nicht hoch ſtellen, ſo darf man erwarten, daß der Teltowkanal, ſobald er eröffnet iſt, muſterhaft eingerichtet ſein und allen neu zu bauenden Kanälen in Deutſchland als Vorbild dienen wird.

Steglitz. Heinz Krieger.

Weihnacht in Neapel.

Neapel iſt heute nicht mehr das Schlaraffenland, als das es in der leichtſinnigen, verſchwenderiſchen, genußſüchtigen Bourbonenzeit bekannt war. Auch die ſchwärmeriſche, ſingende, tanzende, ſchmauſende Parthenope iſt ernſter und geſetzter geworden — vielleicht weil ſie, dem Verſchwinden der Lazzaronen zum Trotz, noch mehr Habenichtſe zählt als damals. Dennoch iſt weder der Leichtſinn noch die Vergnügungsſucht und die Luſt an der Schlemmerei ausgerottet, und wer in der Weihnachtszeit durch die inneren Stadtteile wandert, kann noch immer glauben, unter einem Volke zu leben, das keine höheren Feſtfreuden kennt als Gewühl und Getümmel, betäubenden Lärm und ausgelaſſenen Scherz, bunten Flitter und Gaumenkitzel.

Das Straßengewimmel erreicht in den Tagen vor Weihnachten — denen unter dieſem paradieſiſchen Himmelsſtrich jede Rauheit, Düſterkeit und Beſchaulichkeit fehlt — ſeinen Höhepunkt. In ununterbrochenen mehrfachen Reihen raſſeln die Karoſſen der vornehmen Welt und die mit flinken, ſchellenbehängten Pferdchen beſpannten „Carrozzelle“ durch die Toledoſtraße, Via und Riviera di Chiaja und die Hafenſtraßen. Das Schreien der beladenen, ſtets geprügelten Eſel, das Gekreiſch und Gebrüll der Verkäufer von Gemüſen, Früchten, Fiſchen, Auſtern, Kaſtanien, Back- und Zuckerwaren, Streichhölzern, Zeitungen und tauſend anderen Dingen iſt noch betäubender geworden als gewöhnlich. Pracht und Eleganz, Vornehmheit und Schönheit auf der einen, Schmutz, Jammer, Elend, Verkommenheit auf der anderen Seite werden umfaſſender und bewußter zur Schau geſtellt und laſſen die Diſſonanz des ſozialen Lebens der Golfſtadt noch ſchärfer hervortreten. Ellbogen an Ellbogen drängt ſich das armſeligſte Geſindel, der barfüßige Bettelmönch und ſchäbige Prieſter neben den eleganten Flaneurs, den parfümierten Damen, den behäbigen Bürgersleuten durch die Gaſſen, die durch Buden und Verkaufstiſche eingeengt ſind und den mit Paketen und Schachteln beladenen Equipagen nur im Schritt vorwärts zu kommen geſtatten.

Bis zur völligen Heiſerkeit ſtrengen die ſich überbietenden Verkäufer ihre Stimmorgane an. Die Namen der tauſend „wunderſchönen, prächtigen, reizenden, ganz friſchen, zuckerſüßen, ungeheuer billigen“ Waren ſind nicht zu verſtehen; aber der Neapolitaner erkennt an dem Ton, der Stimmlage, der Modulation, den Pauſen, ob geſottene oder gebratene Kaſtanien, in Öl gebackene Kuchen oder Fiſche, Granatäpfel oder Pantoffel, Schlüſſelringe, Kalender, Seife oder Kämme, Tonfiguren, Zuckerwaren oder Schmuckſachen angeprieſen werden.

Die Eßwaren- und Delikateſſengeſchäfte ſind mit Blumen und Girlanden, mit grünem Laub, Gold- und Silberpapier, mit zahlloſen Kerzen und bunten Lämpchen herausſtaffiert. Damit nicht genug, werden die Käufer durch Trompetenſtöße, Trommelwirbel und Paukenſchläge angelockt. Alles Eßbare nimmt in dieſer Zeit das Intereſſe der Bevölkerung im hervorragendſten Maße in Anſpruch. Die ganze innere Stadt, namentlich aber der Hafenſtadtteil ſcheint in Eßwarenniederlagen, Garküchen und Speiſewirtſchaften verwandelt. Auf den Straßen flackern und praſſeln die Feuer unter den Töpfen, Pfannen und Keſſeln, durch lange Holzſpäne, Maisrohr und Pinienzapfen genährt. Rauch, Fettdampf, Düfte von geſottenem Öl, Fiſchen, Maiskuchen, Kaſtanien, Zwiebeln erfüllen die Lüfte. In den rußigen Keſſeln ſchwimmen Tintenfiſche, Krebſe, junge Maiskolben, Makkaroni, Liebesäpfel; über den Kohlenfeuern kniſtern Kaſtanien und Brotſchnitte, mit Käſe, Knoblauch, Liebesäpfeln oder Sardinen belegt; über der heißen Aſche werden Pinienkerne, Nüſſe, Bohnen, Kichererbſen, Melonen- und Kürbiskerne geröſtet. Unter Bretterdächern und Leinwandzelten, in Körben, Kiſten, Töpfen, Schüſſeln, kalt oder warm, roh oder zubereitet iſt hier alles zu haben, was des Neapolitaners Herz — auf dem Umwege über Zunge und Magen — erfreuen kann: Nudeln und Backhühner, Kürbiſſe, Melonen, Orangen, Granatäpfel, Zwiebeln, Salat, Salzfiſche, Polypen, Schnecken, Eierbrot, Backwerk, Käſe und Wurſtwaren. Auf Brettern und Tiſchen trägt man die „pizza‘ umher, eine Art flachen Kuchens aus Brotteig, mit Öl beſtrichen, mit Schnittlauch und geriebenem Ziegenkäſe oder mit Speck, Baſilikum und Schneckenſtückchen beſtreut. Geröſtete Käſeſchnitte, Kringel aus Teig, in den die Eier mit der Schale eingedrückt ſind, glänzend von geſchmolzenem Speck — alles findet reißenden Abſatz, wennſchon nicht ohne leidenſchaftliches Feilſchen und betäubenden Zungenſchlag, in dem Käufer und Verkäufer ſich zu überbieten ſuchen.

Zu einer „anſtändigen“ bürgerlichen Weihnachtsmahlzeit gehört ein Gericht Aale, von denen daher unglaubliche Mengen vertilgt werden, ein Huhn mit Liebesäpfeln und Salat und ſelbſtverſtändlich eine gewaltige Schüſſel Makkaroni, dazu Vino di Poſilipo oder Gragnano. Eier und kalter Aufſchnitt dürfen nicht fehlen. Den Nachtiſch bilden Nüſſe und Kaſtanien, getrocknete Feigen und Trauben ſowie ein Honiggebäck, die struffoli oder susamielli.

Mit Beginn der Dunkelheit rufen die Kirchenglocken, die mit wilden Hammerſchlägen bearbeitet werden, zum Gottesdienſt in die bunt drapierten, kerzenſtrahlenden Kirchen. In den gellenden Lärm miſcht ſich das Ziſchen, Geknatter und Gedröhn der Schwärmer, Raketen, Kanonenſchläge, mit denen der ausgelaſſene Teil der Bevölkerung ſeiner Feſtfreude Ausdruck gibt. Dann ſtrömt alles in die Kirchen und Kapellen, um die oft mit großem Aufwand und Geſchmack hergerichteten „Krippen“ zu bewundern und dem Gottesdienſt beizuwohnen. Um Mitternacht iſt er und die Faſtenzeit zu Ende. Mit erneutem Jubel wälzt die Menge ſich durch die Straßen; Schenken und Trattorien ſind bald ebenſo überfüllt wie vorher die Gotteshäuſer. Am nächſten Tage lieſt man im Polizeibericht, daß ein paar Dutzend durch Meſſerſtiche und Feuerwerkskörper verwundete Perſonen in die Hoſpitäler eingeliefert worden ſind.

Rom. Reinhold Schöner.

Schach.

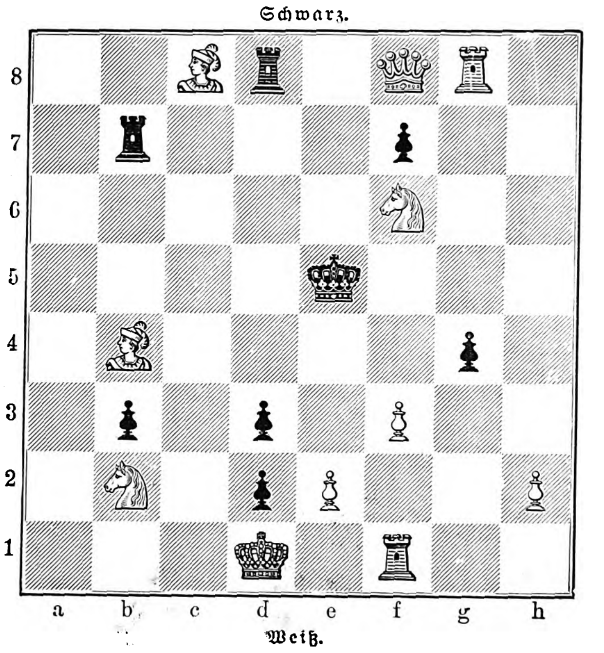
Aufgabe Nr. 2955.

Preisaufgabe.

Eine Trilogie von Hieronymus Fiſcher in Bamberg.

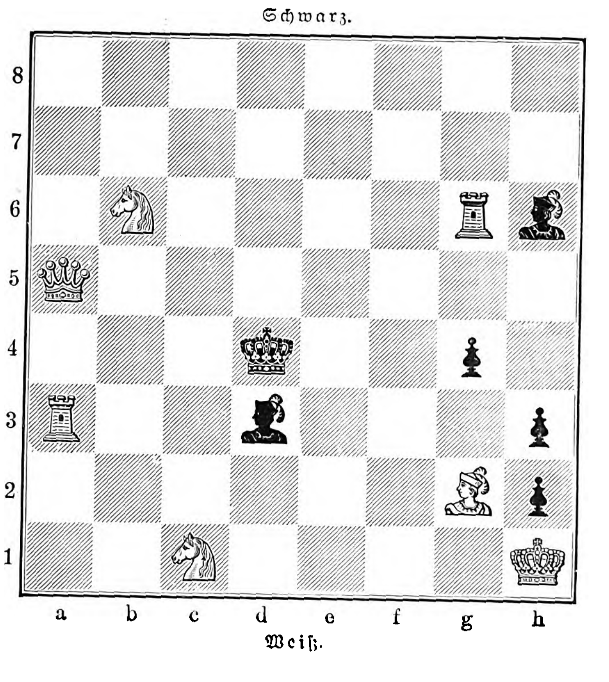
A. Das Turmmotiv.

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, in vier Zügen matt zu ſetzen (Selbſtmatt).



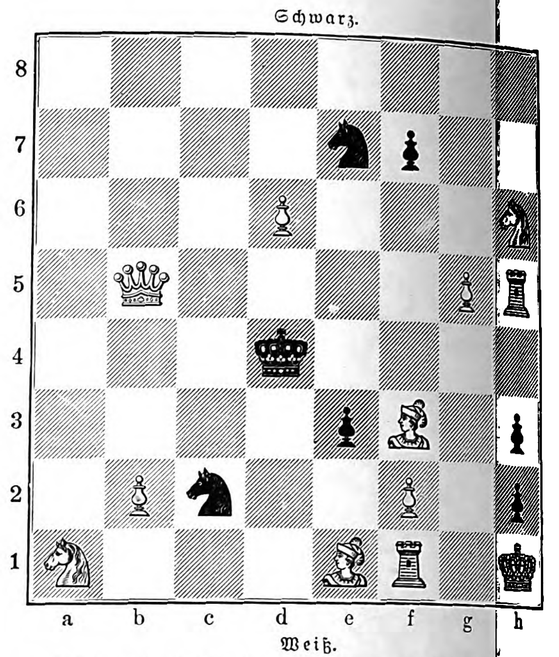
B. Das Läufermotiv.

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, in vier Zügen matt zu ſetzen (Selbſtmatt).



C. Das Springermotiv.

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, in ſechs Zügen matt zu ſetzen (Selbſtmatt).



Vorſtehende drei Aufgaben ſind als ein einheitliches Ganzes zu betrachten. Der Autor hat denſelben Grundgedanken in drei verſchiedenen Stellungen durchgeführt, indem er einmal die ſchwarzen Türme, in den beiden anderen Fällen die ſchwarzen Läufer und Springer zur Ausführung ſeiner Idee benutzte. Ganz beſonders erhöht wird der Wert dieſes Gedankens dadurch, daß in einer Variante einer jeden Stellung auch der ſchwarze König die ausführende Rolle übernimmt. Das dem Löſer ſich bietende Geſamtbild iſt ungemein intereſſant, und wir hoffen, daß die mühevolle und geiſtreiche Arbeit des Verfaſſers den verdienten Beifall finden wird.

Von denjenigen Schachfreunden, welche die vorſtehende Preisaufgabe richtig und erſchöpfend löſen und die Löſung in ausführlicher, deutlicher Niederſchrift mit genauer Angabe der Adreſſe vor Ablauf des Monats Januar an die Redaktion der „Illuſtrirten Zeitung“ einliefern, erhalten die erſten zwanzig als Preis je ein gebundenes Exemplar des reich illuſtrierten Werkes „Schantung und Deutſch-China im Jahre 1898 von Ernſt v. Heſſe-Wartegg.“ Die Frankozuſendung des Werkes erfolgt in der zweiten Hälfte des Monats Februar.

Wetterbericht.

Die Beobachtungen ſind früh 7, bzw. 8 Uhr.

b = bedeckt, w = bewölkt, h = heiter, r = Regen, s = Schnee, n = Nebel, g = Gewitter, st = Sturm.

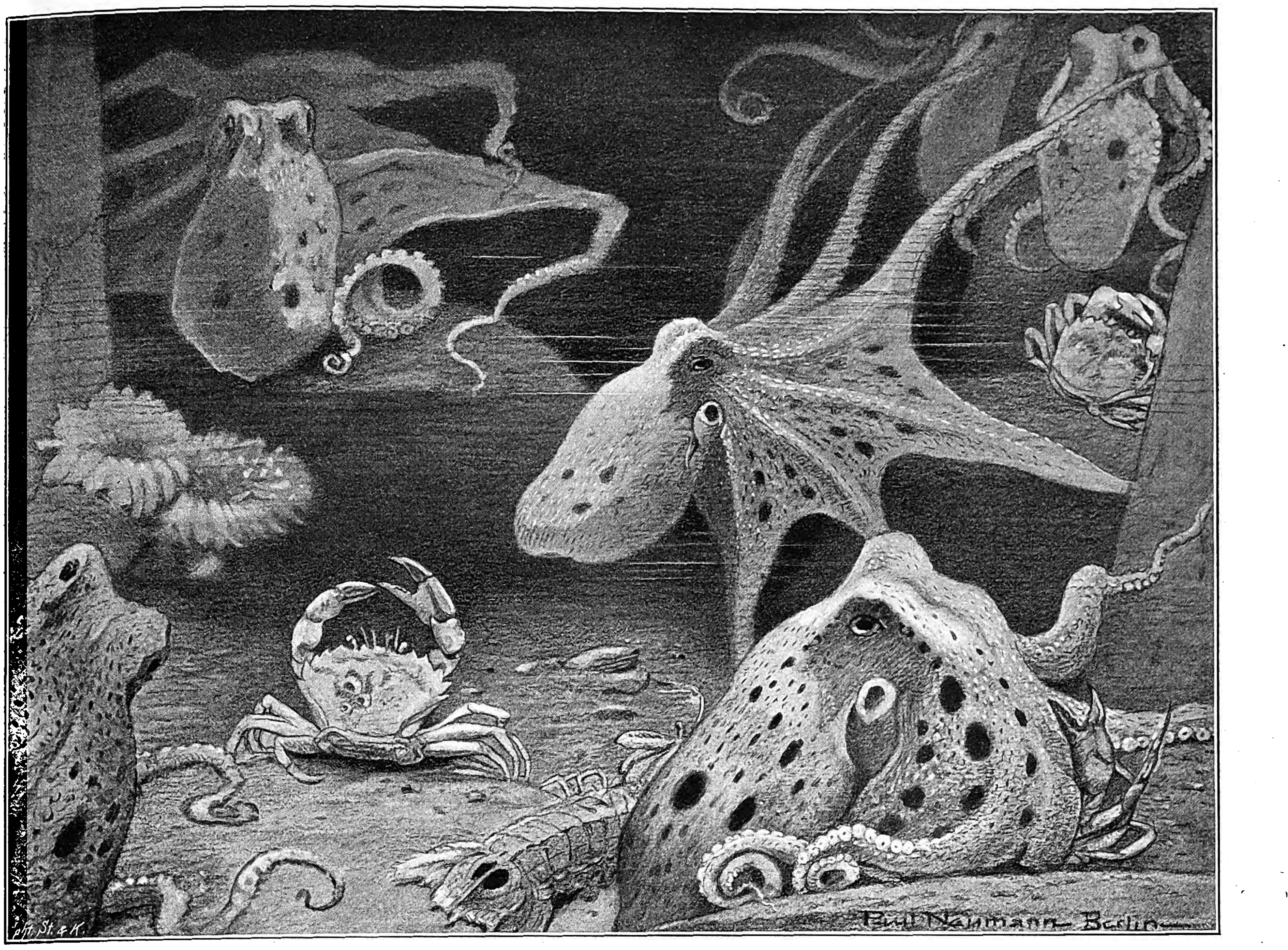
Die Beobachtungen ſind nach Celſiusgraden (10° = 8° Reaumur) gegeben.

Stationen	Dez. 14	Dez. 15	Dez. 16	Dez. 17	Dez. 18	Dez. 19	Dez. 20
Valentia	+ 8 r	+ 8 w	+ 8 b	+ 3 h	+ 8 b	+ 7 b	—
Breſt	+ 10 b	+ 11 n	+ 8 b	+ 9 w	+ 10 r	+ 8 b	—
Paris	+ 4 b	— 2 n	+ 2 w	— 1 n	+ 1 n	— 2 h	—
Helder	+ 4 w	+ 3 b	+ 3 b	+ 3 b	+ 3 b	+ 0 b	—
Brüſſel	+ 6 b	+ 3 b	+ 1 h	+ 3 b	+ 4 w	— 1 n	—
Neapel	+ 12 b	+ 9 w	+ 9 h	+ 12 h	+ 13 b	+ 12 h	—
Florenz	+ 8 w	+ 3 n	+ 5 b	+ 8 b	+ 8 w	+ 7 h	—
Genf	+ 2 r	0 h	+ 0 s	+ 2 n	+ 0 n	— 0 n	—
Trieſt	+ 9 r	+ 8 b	+ 7 r	+ 9 b	+ 11 b	+ 10 r	—
Wien	+ 2 b	+ 2 b	+ 1 b	+ 2 b	+ 1 n	+ 2 n	—
Budapeſt	+ 3 b	+ 2 w	+ 2 b	+ 3 r	+ 2 b	+ 2 h	—
Hermannſtadt	— 3 w	— 3 h	+ 8 h	+ 1 b	+ 0 b	— 0 n	—
Odeſſa	— 5 b	— 2 b	— 1 b	+ 1 b	+ 5 b	— 4 b	—
Archangelsk	— 4 b	—	— 11 h	— 9 s	— 5 b	— 9 b	—
St. Petersburg	— 8 h	—	— 10 h	— 6 b	— 1 b	— 4 b	—
Haparanda	— 3 n	+ 0 s	— 3 b	— 3 b	— 9 b	— 13 h	—
Stockholm	+ 2 b	— 2 h	— 1 w	— 2 b	— 1 b	— 1 b	—
Chriſtianſund	+ 4 w	+ 3 b	+ 4 b	+ 2 b	— 0 h	+ 4 w	—
Oxö	+ 4 st	+ 2 b	+ 2 b	+ 2 b	0 s	+ 1 b	—
Kopenhagen	+ 2 b	+ 1 b	+ 1 b	+ 2 b	+ 3 n	+ 1 b	—
Memel	— 7 b	— 6 s	— 4 n	— 2 n	— 1 n	— 1 b	—
Kiel	+ 1 b	+ 0 b	0 s	+ 1 b	+ 1 b	+ 1 b	—
Hamburg	+ 1 n	+ 0 b	+ 1 s	+ 2 b	+ 1 b	+ 1 b	—
Wilhelmshaven	+ 1 b	+ 1 b	+ 1 n	+ 1 b	+ 1 h	+ 1 n	—
Hannover	+ 1 b	+ 2 b	+ 4 b	+ 1 b	+ 1 b	+ 1 b	—
Leipzig	+ 2 b	+ 2 b	+ 2 b	+ 2 b	— 1 h	+ 1 b	+ 1 b
Berlin	+ 0 b	0 b	+ 1 b	+ 1 b	+ 1 b	+ 1 b	—
Breslau	— 1 b	— 0 b	+ 1 n	— 0 n	+ 1 b	+ 1 b	—
Mülhauſen i. E.	+ 3 r	+ 4 n	— 1 h	+ 1 w	— 1 n	— 1 n	—
Karlsruhe	+ 3 b	+ 3 h	+ 1 h	0 b	— 0 h	+ 0 b	—
Friedrichshafen	—	+ 1 b	— 2 n	— 2 n	— 4 n	— 2 n	—
München	+ 4 n	+ 1 n	— 1 w	— 3 b	— 3 b	— 3 n	—
Säntis (2500 m)	— 7 b	— 11 h	— 9 h	— 6 n	— 5 h	— 4 h	—
Bäder und klimatiſche Kurorte.							
Horta (Azoren)	+ 12 b	+ 14 w	+ 16 h	+ 18 b	+ 16 b	+ 17 n	—
Malaga	+ 12 h	+ 11 r	+ 11 r	—	—	—	—
Biarritz	+ 7 w	+ 11 h	+ 11 w	+ 9 b	+ 10 w	+ 10 b	—
Nizza	+ 4 h	+ 3 h	+ 6 r	+ 8 b	+ 8 w	+ 8 r	—
Leſina	+ 13 b	+ 11 b	+ 10 b	+ 13 b	+ 14 b	+ 12 h	—
Helgoland	+ 2 b	+ 1 b	+ 1 b	+ 3 w	+ 3 b	+ 1 b	—
Keitum (Sylt)	+ 1 b	+ 1 b	+ 1 b	+ 2 b	+ 1 w	+ 1 b	—
Borkum	+ 1 n	+ 2 b	+ 2 n	+ 2 b	+ 2 b	+ 1 b	—
Aachen	+ 5 b	+ 4 b	+ 1 h	+ 2 b	+ 2 b	— 3 w	— 4 b
Bad Reinerz (Schl.)	+ 1 b	0 b	— 0 n	— 4 w	— 2 b	— 0 b	+ 1 b
Bad Kiſſingen	+ 3 n	+ 3 n	+ 3 n	+ 2 b	+ 0 n	+ 1 b	— 0 n
Davos	— 2 s	— 13 h	— 13 h	— 7 h	— 7 h	— 2 b	— 7 h
Heiden (Schweiz)	— 1 b	+ 0 b	+ 1 h	— 6 n	— 6 n	— 4 n	—
Meran	+ 2 r	0 h	0 h	+ 2 b	+ 2 b	+ 2 h	— 1 h

Himmelserſcheinungen.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur iſt die erſten Tage der Woche noch kurze Zeit niedrig am Südweſthimmel zu ſehen; der Untergang erfolgt kurz vor 5¾ Uhr nachmittags. — Venus (240° = $16^h\ 0^m$ gerade Aufſteigung, 18° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Skorpions, geht wegen zunehmender ſüdlicher Abweichung immer ſpäter auf, iſt aber jetzt noch früh 3 Stunden im Südoſten ſichtbar. Ihre 22½ Bogenſekunden große Scheibe erſcheint im Fernrohr zur Hälfte beleuchtet. — Mars (322½° = $21^h\ 30^m$ gerade Aufſteigung, 16° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, iſt abends bis etwas nach 7 Uhr am Südweſthimmel zu finden. — Jupiter (350° = $23^h\ 20^m$ gerade Aufſteigung, 5½° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Waſſermanns, erreicht ſeinen höchſten Stand am Südhimmel bei Sonnenuntergang und



Moſchuspolypen bei der Fütterung im Berliner Aquarium. Nach dem Leben gezeichnet von Paul Neumann.

iſt bis 10 Uhr abends zu ſehen. Verfinſterungen der Jupitermonde: des erſten den 4., Austritt abends 6 Uhr 10 Min.; des zweiten den 9., Austritt abends 7 Uhr 36 Min.; des dritten den 3. von 7 Uhr 55 Min. bis 10 Uhr 42 Min. abends. — Saturn (311¼° = 20 h 45 m gerade Aufſteigung, 18¾° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Steinbocks, iſt bis zu ſeinem bald nach 6 Uhr abends erfolgenden Untergang nur noch ¾ Stunde lang zu ſehen. — Uranus (266¾° = 17 h 47 m gerade Aufſteigung, 23½° ſüdliche Abweichung), rechtläufig im Sternbilde des Schützen, geht 1¼ Stunde vor der Sonne auf.

Aſtronomiſcher Kalender.

1904	Sternzeit im mittleren Mittag	Kulmination der Sonne n. mittl. Zeit	Zeitgleichung	im mittleren Mittag des Mondes			des Mondes	
				Abw. vom Äquat.	Länge	Breite	Aufgang	Untergang
Jan.	h m s	h m s	m s	° ′	°	° ′	h m	h m
3.	18 46 37	12 4 7	+ 4 7	+17 47	105	— 4 52	5 6 ab.	am Tage
4.	18 50 34	12 4 34	4 34	15 53	120	4 23	6 21	
5.	18 54 31	12 5 2	5 2	12 54	135	3 36	7 29	
6.	18 58 27	12 5 29	5 29	9 7	150	2 35	8 58	
7.	19 2 24	12 5 56	5 56	4 50	164	1 17	10 6	
8.	19 6 20	12 6 22	6 22	+ 0 23	179	— 0 4	11 32	
9.	19 10 17	12 6 47	+ 6 47	— 3 59	193	+ 1 2	. .	

Sonne: Gerade Aufſteigung 285° 59′ (19 h 4 m), ſüdliche Abweichung 22° 38′ (den 6.).
Sonnenaufgang 8 Uhr 17 Min., Sonnenuntergang 4 Uhr 15 Min. (den 6.).
Sonne in Erdnähe den 3. früh 5 Uhr.
Mond: Vollmond den 3. vormittags 6 Uhr 47 Min.
Letztes Viertel den 9. nachts 10 Uhr 10 Min.
Mond in Erdnähe den 4. nachmittags 1 Uhr (Abſtand 359400 km).

Sport und Jagd.

— Die Liſten der Ankäufe Deutſchlands, Öſterreich-Ungarns und Frankreichs auf der Dezemberauktion zu Newmarket zeigen ziemlich gleichen Umfang; ſie ſtehen aber im Geldpunkt wie 5730 : 10775 : 9180 Guineen. Das bei weitem beſtbezahlte Pferd erſtand ein deutſcher Sportsman und Züchter, Hr. R. Haniel, in Orienta mit 2600 Guineen. Freihändig wurden deutſcherſeits noch neun Pferde ohne Angabe des Kaufpreiſes erworben, ſo daß auf das deutſche Konto noch etwas mehr kommt. Immerhin läßt ſich aus der in Nr. 294 des „Deutſchen Sport“ vom 16. Dezember aufgeſtellten Liſte die ſchwache Kaufkraft deutſcher Züchter erkennen, unter denen die Namen allbekannter Sportsmen ganz fehlen.

— Deutſche Herrenreiter feierten im Oktober 1903 in Argentinien, und zwar auf dem Rennplatz zu Cordoba, Triumphe. Hr. v. Kramſta, ein Neffe unſeres als Herrenreiter ſo erfolgreich geweſenen ehemaligen Kommandeurs der Gardekürаſſiere, ſtieg viermal in den Sattel und ſiegte eben ſo oft. Dabei gewann er die Große Cordobaer Steeplechaſe auf Frou Frou. Als guter Dritter endete in dem Dreizehnerfelde dieſes Rennens Hr. Balcke auf Ya Voy.

— In Hamburg findet am 12. und 13. März 1904 ein Concours-Hippique ſtatt. Näheres hierüber iſt durch das Sekretariat des Poloklubs in Hamburg, Glashüttenſtraße 38, zu erfahren.

— Zu Paris-Auteuil ſchlug am 10. Dezember im Prix de Normandie, Wert 16000 Frs., Steeplechaſe über 3500 m, des Monſ. S. Dufour 3j. dbr. H. Bénasque, von Bay Archer-Varagnes, die anderen mit drei Längen. Am 13. gewann den Prix le Hon, Wert 14100 Frs., Strecke 3100 m, Steeplechaſe für Dreijährige, des Monſ. Thyraud br. H. Gerberoy, von Yellow-Simiane, und den Prix Delâtre, Wert 17000 Frs., Steeplechaſe, Strecke 5000 m, des Monſ. R. Maurain 5j. dbr. St. Kahouane, von Little Duck-Scotch Girl, mit zwei Längen.

— In der Grand Annual Hurdle Race zu Sandown Park am 11. Dezember, Wert 8000 ℳ, Strecke 3200 m, ſiegte des Mr. F. Fillips 5j. br. W. Coſſack Poſt, von Scout-Merry Hill Laß. Tags darauf triumphierte in der Great Sandown Steeplechaſe, Wert etwa 10000 ℳ, Strecke 5600 m, des Mr. C. R. Hodgſon 6j. F.-W. Expert II, von Studley-Well Done. Am 15. holte ſich zu Nottingham die Midland Handicap Steeplechaſe Plate, Wert 13000 ℳ, Strecke 3200 m, des Mr. F. Bibby 5j. br. W. Leamington, von St. Andrew-Siſter Warwick. Zu Hydock Park legte am 18. in der Park Handicap Steeplechaſe, Wert 8430 ℳ, Strecke 3200 m, des Mr. P. J. Dunne a. br. St. Little May II, von Aſcetic-Siſter May, die anderen leicht mit acht Längen in den Staub.

— Die Hofjagden im Speſſart begannen am 23. November. Es waren, ausgenommen ein eingeſtelltes Jagen, nur Treibjagden. Zu Beginn beeinträchtigten Sturm und Schneeregen das Jagen. Bis zum 3. Dezember wurden 307 Sauen abgeſchoſſen, von denen der Jagdherr, der Prinz-Regent Luitpold von Bayern, mit der treffſicheren Büchſe 116 ſtreckte. Dank der faſt überreichen Eichelmaſt in dieſem Jahre waren die Schwarzkittel ausgezeichnet bei Wildbret und wurden, wie ſtets, zu billigſtem Preiſe an Private abgegeben.

Moſchuspolypen.

Auf der Internationalen Fiſcherei-Ausſtellung zu Berlin 1880 befand ſich in der japaniſchen Abteilung neben verſchiedenen Präparaten von japaniſchen Tintenfiſchen in Spiritus und dem eine begehrte Speiſe und einen beachtenswerten Artikel des japaniſchen Auslandshandels bildenden getrockneten zehnfüßigen Surume-ika (Ommastrephes) die lebensgroße naturgetreue Nachbildung eines im Mantel 186 cm langen und von der hinterſten Mantelſpitze bis zum Vorderende der acht kürzeren Arme 4,14 m meſſenden japaniſchen Rieſentintenfiſches (ika), den Prof. Dr. F. Hilgendorf 1873 in Tokio geſehen, wiſſenſchaftlich beſchrieben und zu Ehren eines anderen verdienten Berliner Zoologen und Japanreiſenden, des Profeſſors Dr. E. v. Martens, Megateuthus Martensii benannt hatte. Dieſe Nachbildung, nun im Beſitz des Königlichen Muſeums für Naturkunde zu Berlin, ließ in den Beſchauern ſo recht die Erinnerung an die Erzählungen von ſagenhaften rieſigen Meerespolypen oder Kraken des Altertums und Mittelalters wach werden, aber auch den lebhaften Wunſch erſtehen, derartige Meeresbewohner im lebenden Zuſtand, in ihrem Tun und Treiben betrachten und beobachten zu können.

Der Transport ſolcher Ungetüme, ſelbſt wenn es einmal gelänge, eins derſelben zu erbeuten, würde unüberwindlichen Hemmniſſen begegnen; bereitete doch ſchon die Überführung der kleineren, dem Mittelmeer angehörenden Spezies nach der deutſchen Reichshauptſtadt in der erſten Zeit erhebliche Schwierigkeiten. Bevor das Berliner Aquarium, deſſen Direktion von vornherein darauf bedacht war, dieſe intereſſanteſten aller Seetiere den Beſuchern, Forſchern und Laien, vorzuſtellen, eine Tochteranſtalt als Biologiſche Station zu Rovigno am Adriatiſchen Meer errichten und 1891 eröffnen konnte, war es mit Tintenfiſchen in ſeinen Becken ſchlecht beſtellt. Erſt ſeit dieſer Zeit und auf Grund reichlicher Erfahrungen betreffs Aufbewahrung und Behandlung in Rovigno und auf der etwa dreiundfünfzigſtündigen Fahrt von dort nach Berlin, die für ein im eigenen Waſſerbehälter reiſendes großes Exemplar etwa 200 ℳ Koſten erfordert, war das genannte Inſtitut in der Lage, den Binnenländern und überhaupt dem großen Publikum die Tierklaſſe der Kopffüßer oder Tintenfiſche (Kephalopoden) nicht nur in verſchiedenen Arten und Gattungen, ſondern auch in kleinen und großen Individuen vorzuführen.

Zwei Vertreter dieſer Klaſſe ſind in der „Illuſtrirten Zeitung“ bereits vor zwei Jahren in Bild und Wort geſchildert worden.*) Unſere heutige Abbildung führt in lebenswahrer Darſtellung eine dritte Gattung vor, die ſich von der des eigentlichen Kraken oder Pulpen (Octopus) vornehmlich durch die nur mit einer Reihe Saugnäpfe verſehenen acht Arme unterſcheidet, nämlich den Moſchuspolypen (Eledone), der ſeinen Namen von dem ihm anhaftenden Moſchusgeruch erhielt und dieſer Eigenſchaft wegen auch nur von ärmeren Leuten gegeſſen wird.

Drei Tiere erregen unſere Aufmerkſamkeit, ſämtlich in Tätigkeit befindlich, eins im Vordergrund rechts, eins darüber nach der Mitte zu und eins im Hintergrund links oben. Daß alle drei etwas „vorhaben“, bezeugen die auf hellerer (im Leben gelblicher) Hautfläche mehr oder minder hervortretenden dunkeln, kaſtanienbraunen oder ſchwärzlichen Flecken, die ebenſo wie die kegelförmigen Warzen nur bei erregten oder aufgeregten Tieren ſich abheben, während ruhende, langſam atmende, bzw. langſam Waſſer ein- und auslaſſende Tiere eintönig grau- oder braungelb erſcheinen. Mit überraſchender Schnelligkeit üben die beweglichen Farbzellen ihre Tätigkeit aus und bewirken das für den Beobachter ſo anziehende Farbenſpiel. Das oben links ſich aufhaltende große Exemplar zielt mit ſchlangenähnlich ſich bewegenden Armen auf ein im Vordergrund ſitzendes Krebstier; das zweite ſteuert ſchon mit vorgeſtreckten Saugarmen auf eine Krabbe in der oberen rechten Ecke zu, um ſie zu „umgarnen“, und der rechts abgebildete Polyp hat mittels der langen, unglaublich kräftigen Arme bereits eine Beute gefaßt und iſt, den unförmlichen, ſackartigen Rumpf dem inneren Becken zugekehrt, dabei, ſie mit Hilfe der harten, wie ein Papageienſchnabel gebogenen Kiefer zu zerbeißen und das Fleiſch mit der Reibplatte oder Radula, zahlreichen ſpitzen Zähnchen auf der Zunge, zu zerraſpeln. Es liegt namentlich für den, der zum erſtenmal derartige Geſchöpfe vor ſich hat, etwas Unheimliches in den Aktionen dieſer abenteuerlich geſtalteten Tiere, insbeſondere großer Exemplare. Anderſeits iſt den Eledonen eine gewiſſe Brutpflege eigen. Im Berliner Aquarium wurde beobachtet, wie ein Weibchen immer in der Nähe ſeiner etwa zollangen und die Dicke eines Taſchenbleiſtifts beſitzenden Eierſchläuche, die es im Becken an den Felſen der Hinterwand geheftet hatte, verweilte, um ſie zu bewachen und ihnen durch ſeine Bewegungen friſchen Strom zuzuführen.

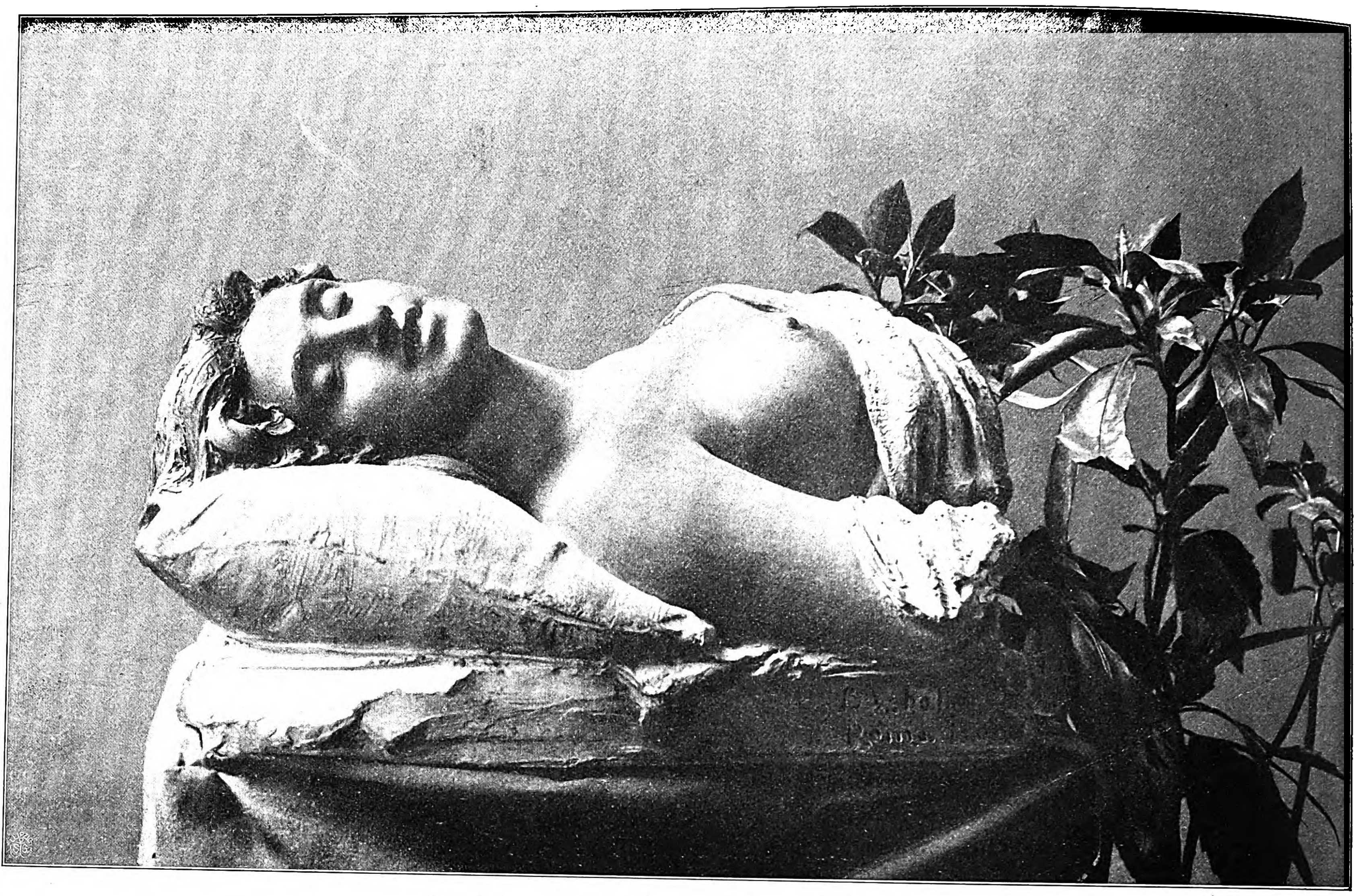
Bruno Dürigen.

---

*) Vgl. Nr. 3042 vom 17. Oktober 1901.

Eine Lenbach-Plakette.

Schrobenhauſen, eine im bayriſchen Regierungskreis Oberbayern gelegene induſtriereiche Bezirksamtsſtadt, iſt die Heimat Franz v. Lenbachs. Hier war es, wo der große Künſtler als eines biederen Handwerksmeiſters Sohn am 13. Dezember 1836 zur Welt kam und, für das gleiche Metier beſtimmt, als Maurerlehrling ſeine Laufbahn



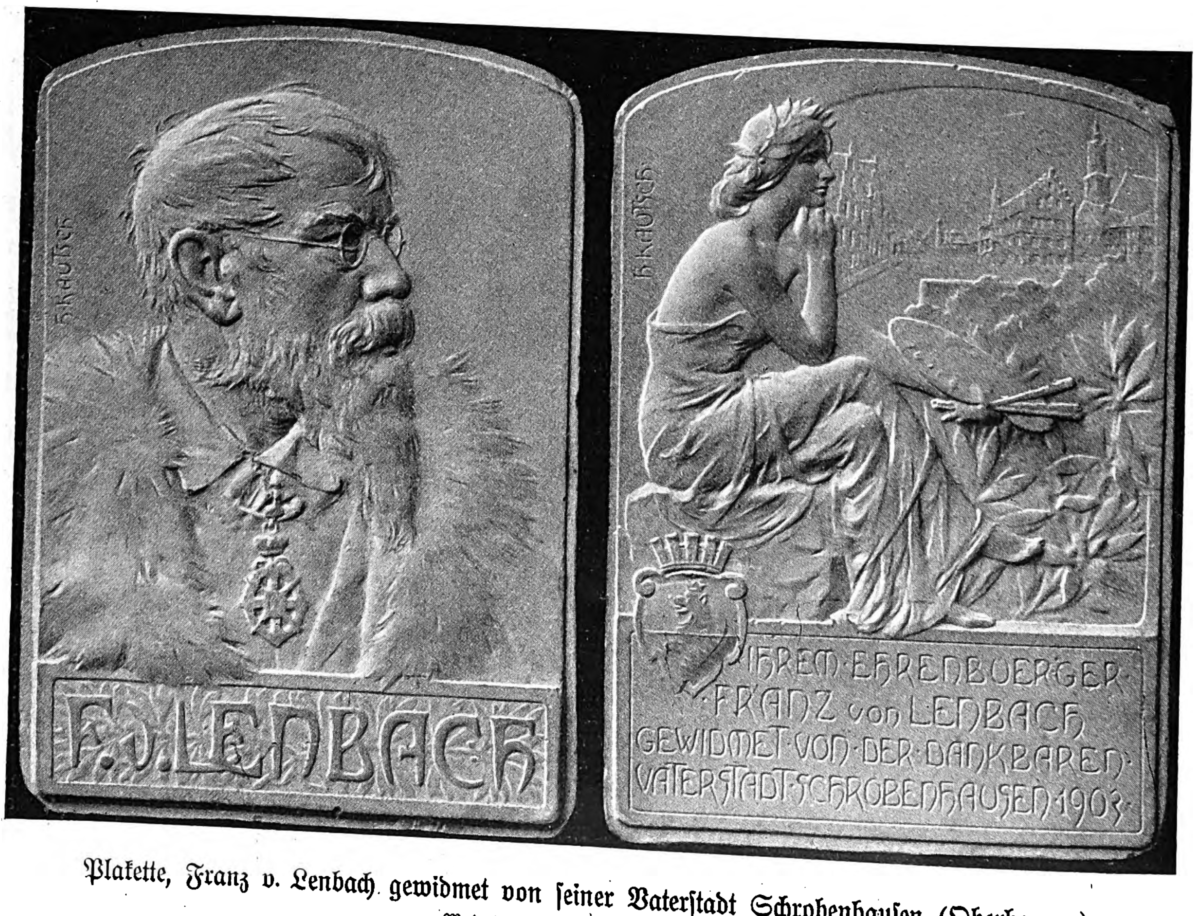
Der Traum. Terrakottafigur von Coſtantino Barbella.

begann. In die alte, geliebte Geburtsſtadt aber auch zog es wiederum Lenbach, als er, von der Kunſt der Malerei ergriffen, das Handwerk an den Nagel hängend, nach eifrigem Studium bereits zu deren begnadetem Jünger herangereift war. Zwei Jahre hindurch, von 1855 bis 1857, lebte ſo in ſtiller, aber fruchtbringender Tätigkeit der junge Lenbach in Schrobenhauſen; doch auch der vollendete, mit Ruhm und Ehren bedeckte Künſtler vergaß im Getriebe der großen Welt nicht die heimatliche Scholle. Oft hielt er dort Einkehr, und wenn es galt, gemeinnützige und wohltätige Unternehmungen zu fördern, da war Franz v. Lenbach ſtets zu werktätiger Hilfe bereit. So ließ derſelbe — um nur ein Beiſpiel aus jüngſter Zeit anzuführen — der inneren und äußeren gründlichen Renovierung und künſtleriſchen Ausgeſtaltung des alten Rathauſes, an deſſen Errichtung noch ſein Vater beteiligt war, die weiteſtgehende Fürſorge angedeihen. Ein Saal darin wurde für ſeine eigene Rechnung umgebaut und mit Malereien verſehen. Lenbachs Meiſterhand aber ſchuf dazu unter anderem auch das Bildnis des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern, der hier als Weidmann in oberbayriſcher Gebirgstracht erſcheint.

Die Stadt Schrobenhauſen hatte ihrer Dankbarkeit bereits durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Lenbach Ausdruck gegeben. Neuerdings haben Vertreter der Stadt, Bürgermeiſter, Vorſtand des Gemeindekollegiums und ein Magiſtratsrat, eine dem Gefeierten gewidmete Plakette überreicht, die unſere Abbildung veranſchaulicht. Bildhauer Heinrich Kautſch, ein in Paris lebender, aus Wien gebürtiger Medailleur, hat die nach Gedanken und Ausführung vortreffliche, in Silbergalvano hergeſtellte Plakette modelliert. Zu dem auf der Vorderſeite angebrachten Reliefporträt hat Prof. v. Lenbach erſt im letzten Sommer Modell geſeſſen.

In voller Klarheit treten in dem im Profil erſcheinenden Kopf die charakteriſtiſchen Merkmale des ſchöpferiſchen, ſcharf prüfenden Künſtlergeiſtes hervor. Die Rückſeite der Plakette zeigt eine ideale Frauengeſtalt, die Malkunſt, auf einem Stein ſitzend, Pinſel und Palette in der Linken. Das anmutige, vom Lorbeer bekränzte Haupt mit den ſinnenden Geſichtszügen auf den rechten Arm geſtützt, richtet ſie den Blick nach Meiſter Lenbachs Geburtsort, deſſen Marktplatz mit Pfarrkirche und Rathaus deutlich ſich abhebt. Üppiges Lorbeergeäſt ſtrebt ſeitlich von der weiblichen Figur empor. Unterhalb dieſer ſtimmungsvollen Huldigung befindet ſich die mit Schrobenhauſens Stadtwappen, einem gekrönten Bären über einem Felde von bayriſchen Rauten, geſchmückte Tafel, welche die Inſchrift enthält: „Ihrem Ehrenbürger Franz von Lenbach gewidmet von der dankbaren Vaterſtadt Schrobenhauſen 1903.“

Sofie Frank.

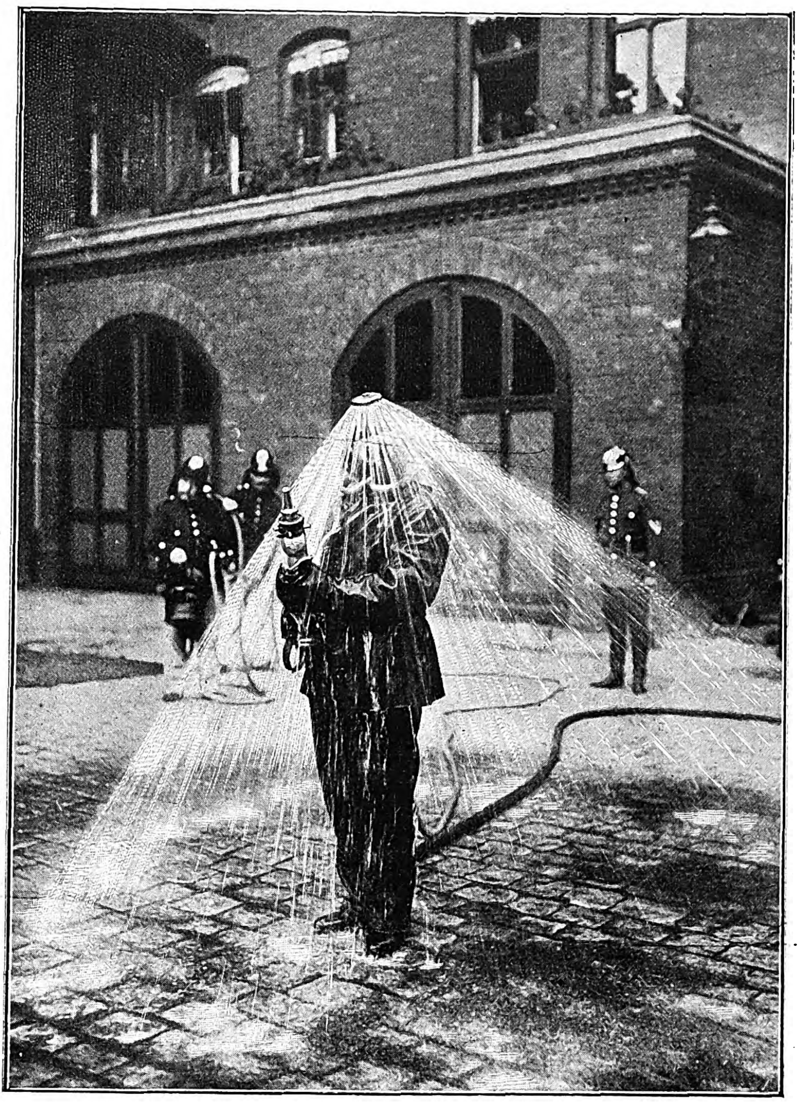


Plakette, Franz v. Lenbach gewidmet von ſeiner Vaterſtadt Schrobenhauſen (Oberbayern).
Modelliert von Heinrich Kautſch.

Zwei Vorführungen bei der Charlottenburger Berufsfeuerwehr.

Rauchentwicklung und Hitzeinwirkung des Feuers ſind die Hauptfeinde des Feuerwehrmanns, gegen die er ſich vor allem ſchützen muß, um Leben und Beſitz ſeiner Mitmenſchen nach Möglichkeit erhalten zu können. Dieſen Hauptzweck, den Retter zu ſchützen, erſtrebte man von jeher auf jede mögliche Weiſe, und der nimmer raſtende Erfindungsgeiſt ſchuf mit Hilfe der ſtetig fortſchreitenden Technik eine ganze Menge Hilfsmittel und Apparate verſchiedenſter Art, die in ihrer Geſamtheit nur anzudeuten, hier zu weit führen würde. Zwei Vorführungen der Charlottenburger Feuerwehr bieten uns aber die Gelegenheit, weiteren Kreiſen einen Begriff von dieſen Beſtrebungen zu geben und die Wirkung von zwei ſolchen Schutzapparaten, ohne die eine auf der Höhe ſtehende Feuerwehr heute kaum mehr zu arbeiten vermag, zu beſprechen. Die beigegebenen, im Hofe der Charlottenburger Oſtfeuerwache aufgenommenen Photographien ſetzen uns in den Stand, dies durch Wort und Bild zu tun. In der größeren Abbildung iſt die Wirkungsweiſe des Swift-Strahlrohrs der Firma Schember Söhne in Freiburg i. Br. vorzüglich zur Darſtellung gekommen. Wie bei allen derartigen Vorführungen, die immer ein großes Fach- und Laienpublikum herbeiziehen, üblich iſt, ſo liegt auch dieſem Verſuch eine dem Ernſtfalle tunlichſt angepaßte Situation zugrunde. Das Swift-Strahlrohr hat ein einfaches Ringmundſtück, das ungefähr 2 cm von dem Öffnungsrande hinter einem angegoſſenen Wulſt in der Rohrwand Durchlochungen beſitzt, über die zur Erzielung der verſchiedenen charakteriſtiſchen Wirkungen ein hülſenartig die Perforierung übergreifender Ablenker geſchraubt werden kann, wodurch die ſeitliche Strahlablenkung herbeigeführt wird. Die Abbildung zeigt eine ganze Anzahl Swift-Rohre in voller Tätigkeit, um ihre vielſeitige Verwendbarkeit erkennen zu laſſen. Acht Strahlrohrführer greifen einen ſchweren Etagenbrand an und können ſich beim Angriff durch die dem Brandherd zugekehrte breite Baſis des entſtehenden Waſſerkegels gegen Hitze und Rauch ſchützen. Rohrführer 1 gibt einen Vollſtrahl; aber die Brauſevorrichtung zur Waſſerſchutzbildung würde in dieſem Fall natürlich nicht benutzt werden. Hier iſt ſie dennoch in Tätigkeit geſetzt worden, weil auf der Photographie die doppelte Wirkung des Swift, nämlich die Bildung des Waſſerſchleiers neben dem löſchenden Vollſtrahl, gerade hier am markanteſten zur Anſchauung gebracht werden konnte. Die mit 2 bezeichneten Rohrführer geben gleichfalls Vollſtrahl und ſie ſchützende Waſſerkegel; ebenſo die mit 3 bezeichneten. Bei letzteren iſt jedoch der Waſſerſchleier bis zur ebenen Fläche oder zur Schutzwand ausgebildet ſichtbar. Bei 4 ſieht man die Wirkung des regulierten Strahlrohrs ohne Waſſerſtrahl, alſo als Brauſe. Man bemerkt ſonach, daß die Rohrführer ganz nach Bedürfnis mittels des mit Anſatzſtiften verſehenen Verſchlußringes des Swift den Waſſerſchutz nach Belieben herſtellen können. Das Swift gibt dem Feuerwehrmann daher ein Werkzeug in die Hand, das ihn nicht nur gegen ſtrahlende Hitze, ſondern auch gegen Rauch, giftige Gaſe uſw. zu ſchützen vermag.

Die kleinere Abbildung ſtellt die Vorführung eines Rauchſchutzapparats mit Überrieſelung und Sprechverbindung dar. Dieſer als Atmungsapparat bezeichnete Rauchſchutzhelm iſt eine kombinierte Vorrichtung von C. B. König in Altona. Der mit ſchließbaren Marienglas-Schutzfenſtern verſehene Helm hat oben ein kleines, automatiſch wirkendes Luftventil. An der Vorderſeite unter den Augenfenſtern befindet ſich eine aus Aluminiumguß hergeſtellte Luftkanalverbindung, die nach dem Rücken zu dem am Gurt des Mannes befeſtigten Luft-Schlauchanſchlußſtück führt. Eine am unteren Rande des Helms angebrachte Lederſchutzhülle wird eng um den Hals des Trägers gezogen und verhindert ſo ein Eintreten von Rauch oder Gaſen in den Helm. Dem Träger des letzteren wird durch einen Blaſebalg, der mittels einer beliebig zu verlängernden Luftſchlauchleitung mit dem Helm feſt verbunden wird, Luft von außen zugeführt. Der Luftſchlauch iſt ein ſog. Panzer- oder Drahtſpiralſchlauch. Um nun eine Verſtändigung des Leitenden auf der Brandſtelle mit dem Strahlrohrführer, dem Träger der Schutzvorrichtung, zu ermöglichen, benutzte König die Luftzuführungsſchläuche gleichzeitig als Sprachrohrverbindung und ſchaltete einen kleinen Abzweig mit Sprechmembran ein. Dieſe Sprechverbindung wurde bei der Charlottenburger Wehr ſpäter dadurch verbeſſert, daß eine telephoniſche Verſtändigung durch Einſchaltung einer Mikrophonſtation, deren Drahtleitungen man in den Luftzuleitungsſchlauch verlegte, ermöglicht wurde. Dieſe Sprecheinrichtung funktioniert tadellos ſicher und macht den Helm nur um ein ganz geringes ſchwerer.



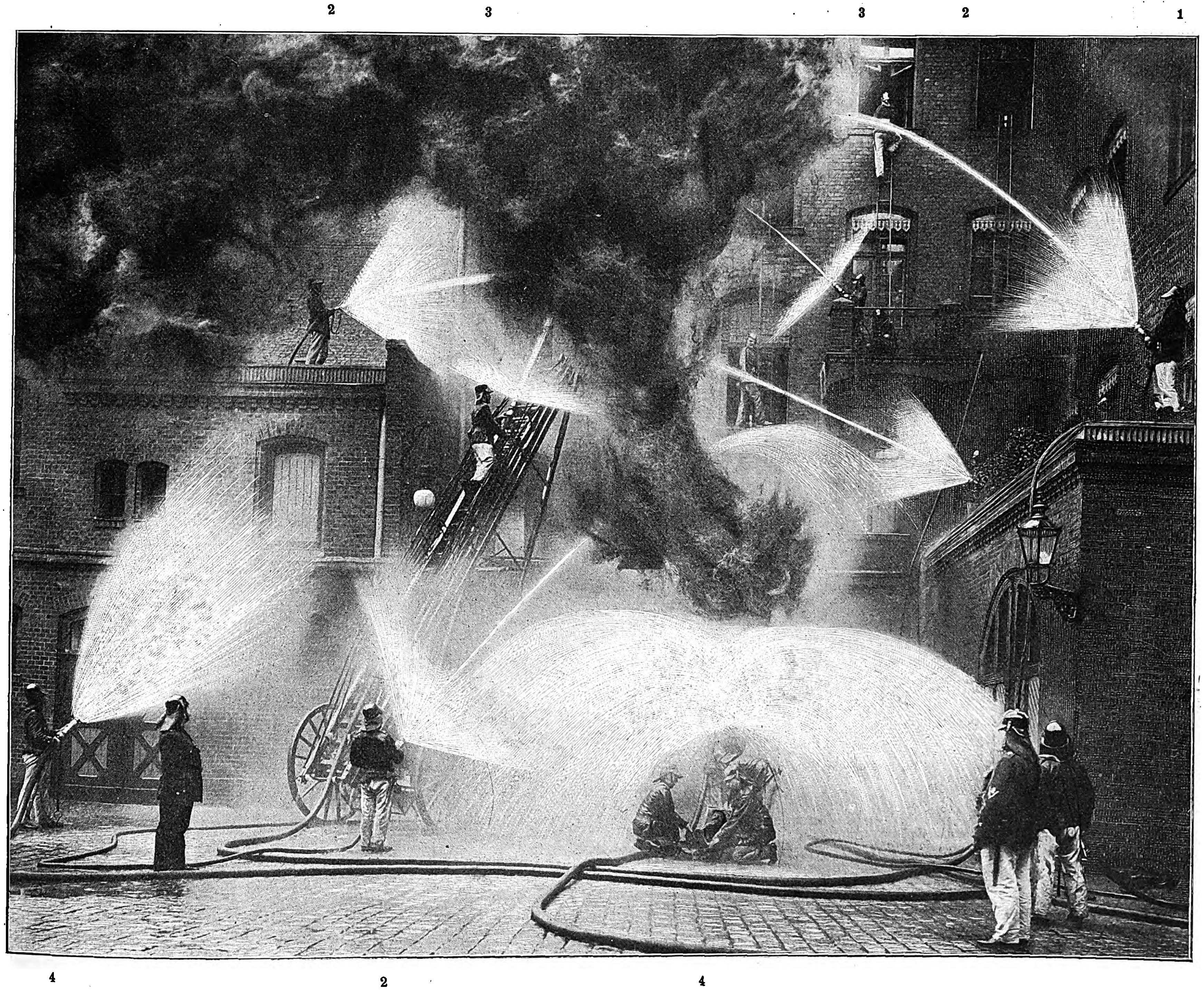
Vorführung eines Rauchſchutzapparats bei der Charlottenburger Berufsfeuerwehr.

Eine weitere erhebliche Verbeſſerung hat der Apparat dadurch erhalten, daß er mit einer ſog. Überrieſelung verſehen wurde. Auf dem Helmkopf des Rauchhelmes brachte man zu dieſem Zweck eine Bewäſſerungsvorrichtung in Geſtalt einer Brauſe an. Der mit einem waſſerdichten Anzuge bekleidete Strahlrohrführer kann durch Öffnen eines am Strahlrohr befindlichen Hahns der zur Brauſe führenden Abzweigleitung jederzeit Waſſer zuführen und ſich ſo bebrauſen. Die Brauſevorrichtung wird er ſtets dann in Tätigkeit ſetzen, wenn ſeine Kleidung und ſeine Perſon durch allzu große Hitze oder gar Stichflammen gefährdet erſcheinen. Zur Bedienung oder „Vornahme“ eines ſolchen Apparats ſind drei, mindeſtens aber zwei gut einexerzierte Feuerwehrmänner nötig.

Nr. 1, der Strahlrohrführer, iſt der Träger des Apparats, der den Feuerherd aufzuſuchen hat. Nr. 2 iſt der ſog. Verbindungsmann, der die Luftzuführungsleitung ankuppelt, klarlegt und die Notleine, an welcher der vorgehende Feuerwehrmann befeſtigt iſt, in Händen behält. Nr. 3 bedient den Blaſebalg und die Sprechverbindung.

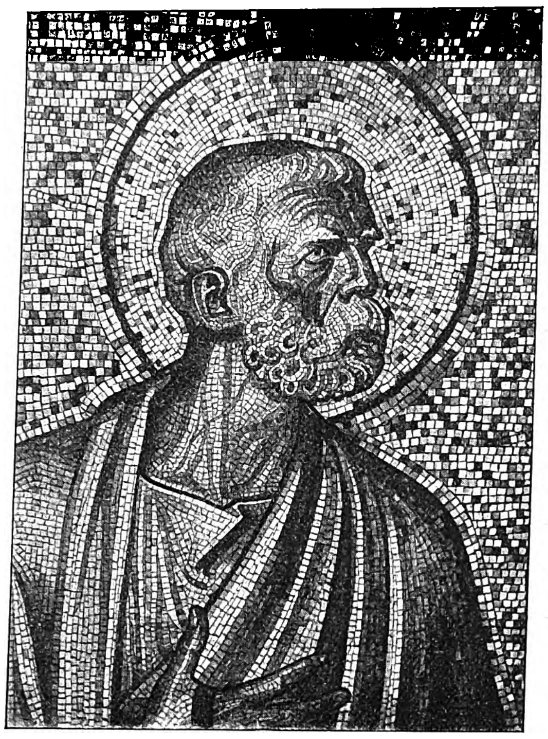
Man glaube nun nicht etwa, wenn man in ſicherer Ruhe die beiden Abbildungen betrachtet, daß dieſe Schutzvorrichtungen die Arbeit der braven Feuerwehrmänner erleichtern; nein, ſie ſichern ſie nur. Jede Schutzvorrichtung vom Königſchen Rauchſchutzapparat bis zum einfachſten iſt eine Belaſtung des Mannes und bringt eine mehr oder minder große Bewegungshemmung, die überwunden werden muß, mit ſich. Es iſt erklärlich, daß mit Prüfung und Benutzung von Schutzvorrichtungen die Berufswehren vorangehen, da ſie es ſind, die, geleitet von gut techniſch und militäriſch geſchulten Offizieren, anderen Wehren den Weg zeigen, der in vielen Fällen allerdings aus finanziellen Rückſichten nicht immer beſchreitbar iſt. Unter allen Umſtänden verdienen aber ſolche Vorführungen der vervollkommneten Feuerbekämpfung weiter bekannt und durch Anſchauung allen, die ſich für Wohlfahrtseinrichtungen intereſſieren, näher gebracht zu werden.

Z.

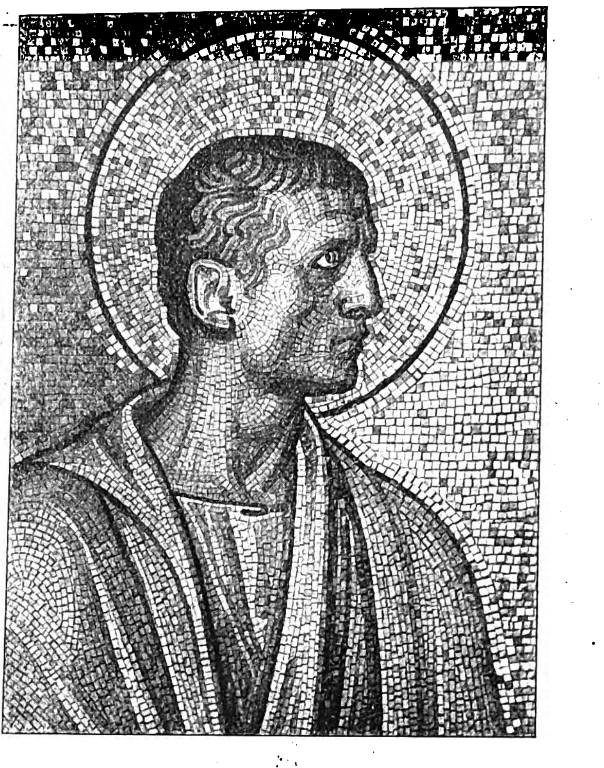


Vorführung eines Schutzſtrahlrohrs Syſtem Swift bei der Charlottenburger Berufsfeuerwehr.

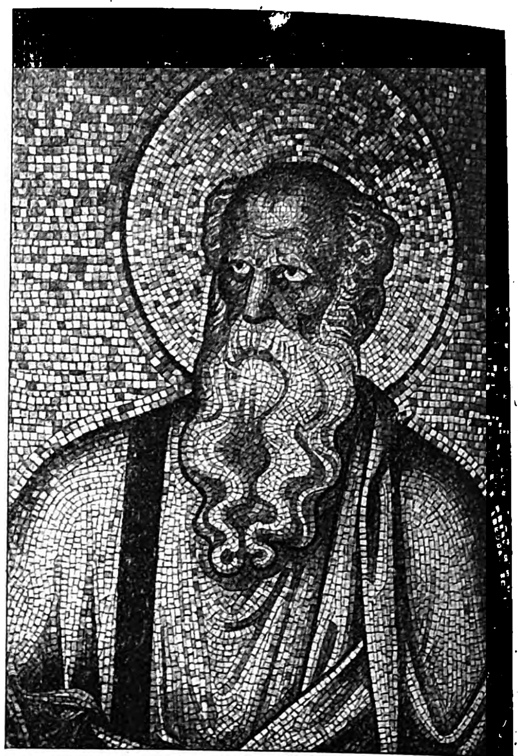
Nach photographiſchen Aufnahmen von E. Dannenberg und R. Schubert in Berlin.



Der Apoſtel Petrus.



Der Apoſtel Thomas.



Der Evangeliſt Matthäus.

Schaperſche Moſaiken im Oktogon des Münſters: Apoſtelbildniſſe.

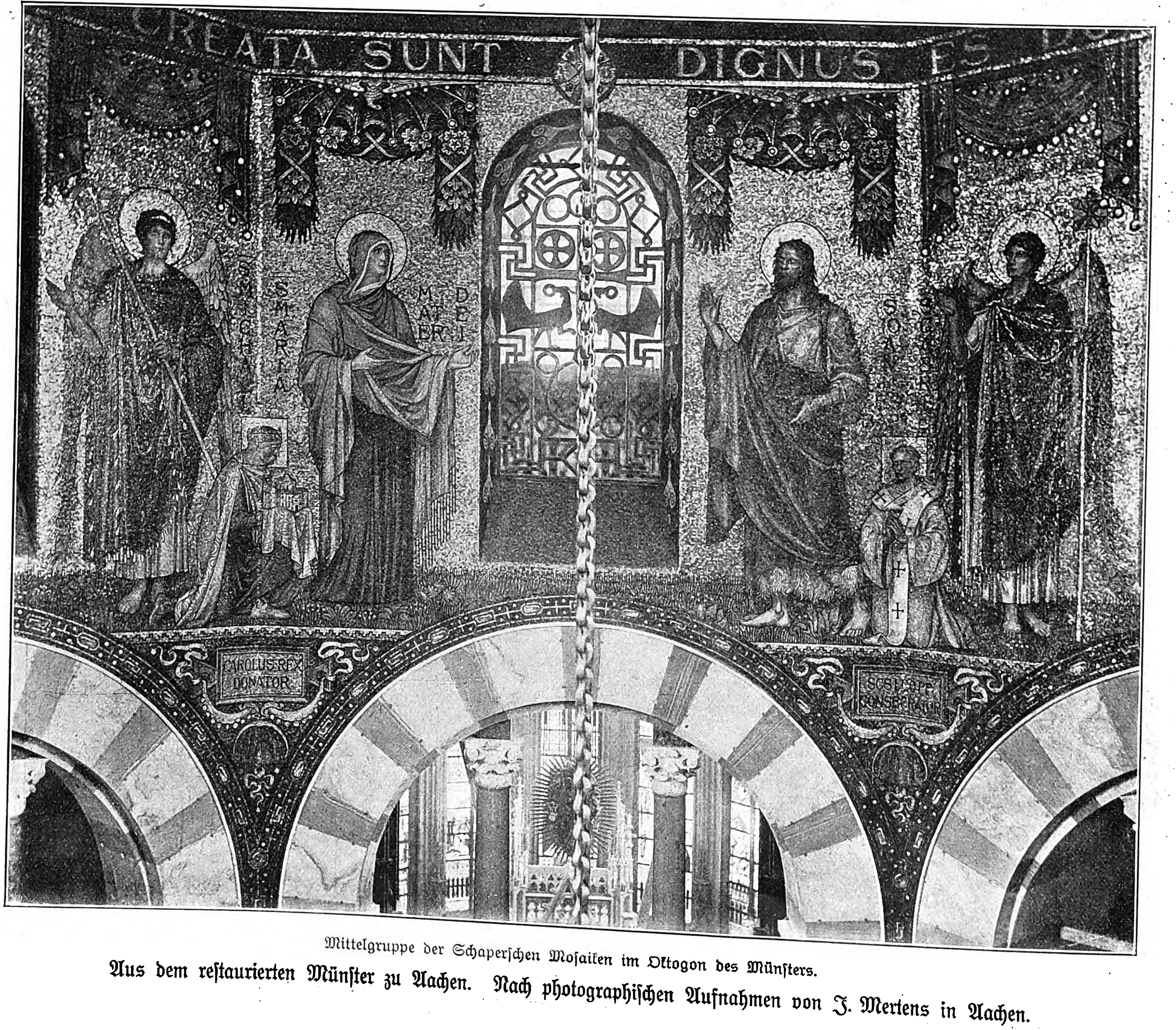
Das Aachener Münſter.

Das denkwürdige Aachen, das zu den älteſten Städten Deutſchlands gehört, beſitzt verhältnismäßig wenig alte Bauwerke aus ſeiner großen Vergangenheit. Einfälle der Normannen (881) und furchtbare Brände (1146, 1224, 1236, 1656) ſind wohl am meiſten daran ſchuld; aber auch das rieſige Anwachſen der Gemeinde unter preußiſcher Herrſchaft hat ſeinen Teil dazu beigetragen. Eine Stadt, deren Bevölkerung ſich in fünfzig bis ſechzig Jahren von 30000 auf 135000 Einwohner vermehrt, muß eben ein ziemlich modernes Gepräge erhalten.

Obgleich Aachen nicht reich iſt an zahlreichen alten Bauwerken, ſo ſind doch die vorhandenen um ſo intereſſanter und wertvoller. Zu den hervorragendſten Monumenten der Architektur gehört die Karolingiſche Pfalzkapelle oder das Aachener Münſter. Es beſteht aus drei Hauptteilen, dem unter Karl dem Großen erbauten Oktogon, dem im vierzehnten Jahrhundert angefügten Chor, dem neuen Glockenturm und einem reichen Kranz angebauter Kapellen. Glockenturm und Oktogon ſind durch eine kühn geſchwungene Brücke miteinander verbunden. Die verſchiedenen Stilformen verſchmelzen zu einem Geſamtbild von überwältigender Schönheit. Beim Beſuch des Aachener Rathauſes ließ Kaiſer Wilhelm II. beim Aufſtieg ein Fenſter öffnen, um den ſchönen Blick auf das Münſter noch einmal genießen zu können.

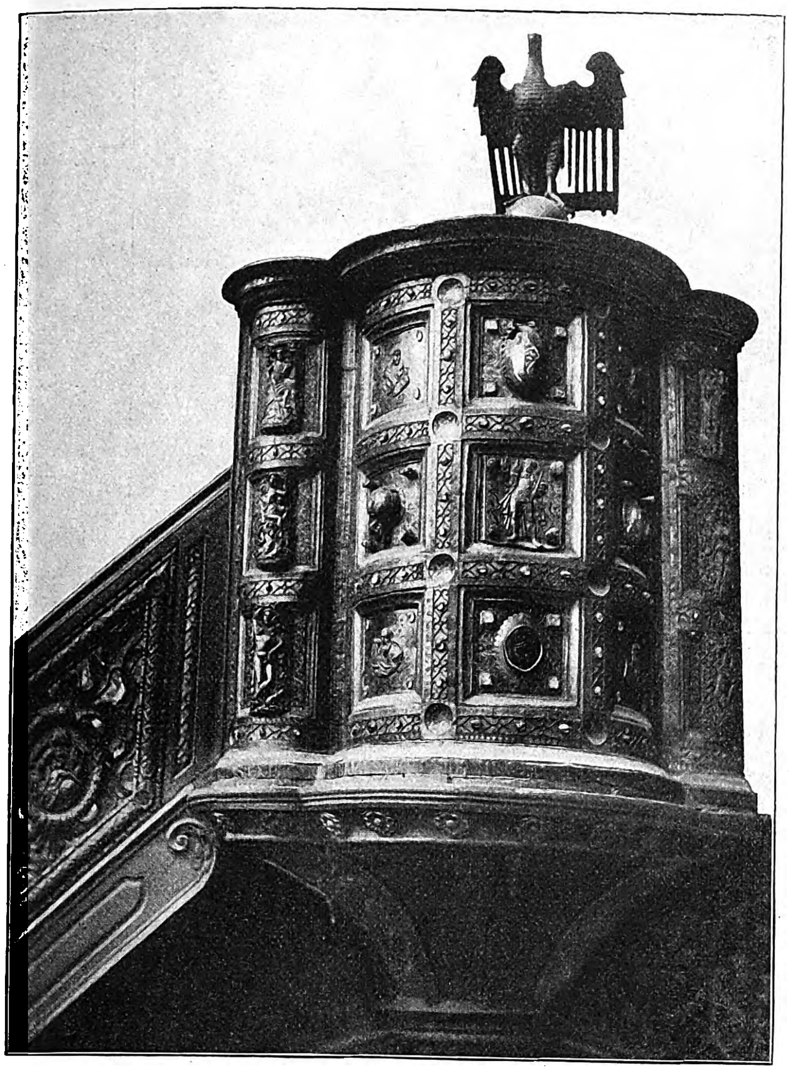
In den Wirren des achtzehnten Jahrhunderts hat das Aachener Münſter unſäglich gelitten. Das zerbröckelnde Deutſche Reich, das ehemals ſo ſtark und mächtig geweſen war, und die erhabenen Bauten der großen Vergangenheit ſchienen dasſelbe Schickſal haben zu ſollen. Es bröckelte auch im Aachener Münſter an allen Ecken und Enden. Schäden wurden nicht ausgebeſſert, und die Franzoſen raubten die herrlichen Porphyr- und Granitſäulen des Oktogons und ſchleppten ſie nach Paris. Als dann Aachen im Jahre 1815 an Preußen kam, glich das Ganze einer großen Ruine, welche die frühere Herrlichkeit nur noch ahnen ließ. Doch mit dem tiefſten Verfall war auch die Wendung zum Beſſeren gekommen. Unter der neuen kraftvollen Regierung blühte Aachen auf, und mit dieſem Aufblühen begann auch der Stolz auf die Vaterſtadt ſich zu heben; man fing an Neues zu ſchaffen und das Alte zu erhalten. Dieſes Streben kam auch dem Münſter zugute. Die geraubten Säulen waren wenigſtens zum größten Teile aus Frankreich zurückgebracht worden — ſechs ſind heute noch in Paris — doch dauerte es noch Jahre, ehe ſie wieder an Ort und Stelle kamen. Ein großer Schritt vorwärts war die Gründung des Aachener Karlsvereins zur Reſtaurierung des Aachener Münſters, deſſen Protektorat der kunſtſinnige König Friedrich Wilhelm IV. 1847 übernahm. Dieſem Verein, der in den erſten fünfzig Jahren ungefähr 1½ Mill. ℳ für die Renovierung aufbrachte, ſowie der tatkräftigen Hilfe der preußiſchen Könige und unſeres jetzigen Kaiſers, der alle Pläne und Zeichnungen der Wiederherſtellungsarbeiten ſtudiert hat, iſt es zu verdanken, daß heute das Aachener Münſter in verjüngter Schönheit wiedererſtanden iſt. Nachdem das Äußere und vom Inneren das Chor ſchon ſeit längerer Zeit vollendet waren, hat das große Reſtaurationswerk mit der Ausſchmückung des Oktogons ſeinen einſtweiligen Abſchluß erhalten.

Bereits vor etwa zwanzig Jahren hatte die Firma Salviati in Venedig nach den Plänen des Malers Jean Bethue aus Brügge die innere Kuppel mit muſiviſchen Darſtellungen Chriſti und der vierundzwanzig Älteſten der Apokalypſe ausgeſchmückt. Nun galt es, die inneren Flächen des Oktogons mit Moſaikgemälden zu verſehen, eine Aufgabe, die für den ausführenden Künſtler ebenſo dankbar und ehrenvoll wie ſchwierig und verantwortungsreich war. Die Hauptſchwierigkeit der Aufgabe beſtand wohl darin, die Schönheit altkirchlicher Kunſt mit moderner Realiſtik zu verbinden. Auch waren durch die Bauart ſelbſt ſowie durch die bereits vorhandenen Deckengemälde Rückſichten der verſchiedenſten Art geboten. Nach langen Verhandlungen gelangten die Entwürfe des Profeſſors Schaper in Hannover zur Annahme, doch wurden noch mannigfache Änderungen



Mittelgruppe der Schaperſchen Moſaiken im Oktogon des Münſters.

Aus dem reſtaurierten Münſter zu Aachen. Nach photographiſchen Aufnahmen von J. Mertens in Aachen.



Evangelienkanzel (Ambon) im Chor.

Nach einer Photographie von J. Mertens in Aachen.

an ihnen für nötig befunden. Durch die Annahme der eben erwähnten Entwürfe war jedoch endlich eine Grundlage gegeben, auf der weitergebaut werden konnte. Und unermüdlich ſtudierte und arbeitete der Künſtler denn auch weiter, bis ſeine Pläne ſowohl in Aachen als auch an höchſter Stelle in Berlin vorbehaltloſe Anerkennung fanden.

Die Moſaiken Schapers ſind von den Freſken der Kuppel durch ein rundumlaufendes Spruchband getrennt. Sie ſtellen die zwölf Apoſtel dar, in deren Mitte Maria und Johannes der Täufer ſtehen. Zu Füßen Marias kniet Karl der Große, nach einer heute in Paris aufbewahrten Statuette aus karolingiſcher Zeit nur mit Schnurrbart dargeſtellt, als Erbauer, und zu Füßen des Täufers Papſt Leo III. als Konſekrator des Münſters. Die prächtigen Geſtalten der Erzengel Michael und Gabriel vervollſtändigen die wirkungsvolle Mittelgruppe. Es ſind Bildniſſe von antiker Größe und doch voll pulſierenden Lebens. Die Geſamtauffaſſung des Ganzen, die Stellung der einzelnen Figuren, der Faltenwurf, der Geſichtsausdruck, alles deutet auf tiefes Eindringen in den Geiſt der beſten Zeit altkirchlicher Kunſt, verbunden mit dem Beſtreben, dem modernen Empfinden dennoch ſo weit wie möglich entgegenzukommen.

Die Pfeiler, Wandflächen und Bogen des Oktogons wurden bis auf den Fußboden mit Cipollinmarmor bekleidet, deſſen monumentale Wirkung ſchon in alten Zeiten geſchätzt wurde. Auch beſitzt dieſe Marmorart einen ganz eigenartigen Farbenwechſel, durch den ſich höchſt wirkungsvolle Abſtimmungen erzielen laſſen. Längs- und Querſchnitte ergeben ſo verſchiedene Platten, daß man kaum glauben ſollte, ſie ſeien aus einem Blocke geſägt. Dieſe Erſcheinung iſt auf mehreren unſerer Abbildungen deutlich wahrzunehmen. Die Zwickel, d. h. die nach unten in die Pfeiler übergehenden Flächen der oberen Mauerteile, wurden mit entſprechenden Moſaikornamenten ausgekleidet.

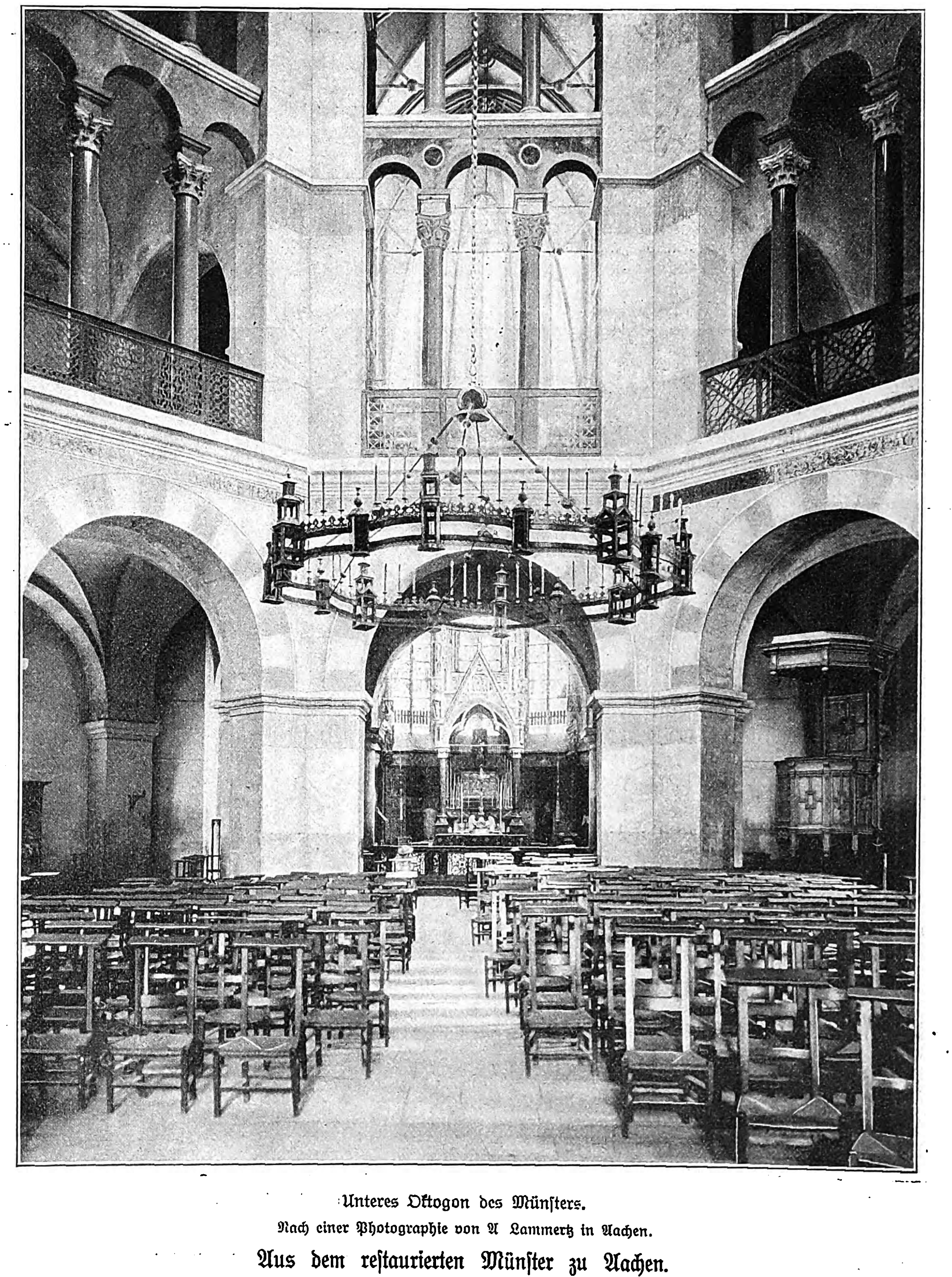
Die beigegebenen Abbildungen, beſonders die der Apoſtelköpfe, zeigen die Eigenart der Moſaiken aufs deutlichſte, während auf der Darſtellung der Mittelgruppe der Schaperſchen Freſken die Fernwirkung wenigſtens in etwas zu erkennen iſt. Was die Herſtellung dieſer Moſaikgemälde betrifft, ſo iſt vor allem die Annahme falſch, daß jedes Steinchen einzeln an Ort und Stelle gebracht würde. Die heutige Technik zerlegt jedes Gemälde in größere und kleinere Teile, ſtellt dieſe Teile zuſammen und überklebt die Vorderſeite des Ganzen mit ſtarkem Papier, das die einzelnen Teilchen zuſammenhält. Es entſtehen auf dieſe Weiſe Moſaikplatten, und erſt dieſe werden in den weichen Betonbelag gedrückt, der das Bild aufnehmen ſoll. Iſt auf dieſe Art das ganze Bild zuſammengeſtellt, ſo wird das die Vorderſeite bedeckende Papier durch Anfeuchten abgelöſt. Jetzt beginnt erſt die eigentliche künſtleriſche Arbeit der Moſaiziſten. Dieſe müſſen zunächſt die Fugen beſeitigen, die beim Zuſammenſetzen der einzelnen Teile auch bei größter Aufmerkſamkeit entſtehen. Die Steinchen am Rande der Fugen werden dabei weggenommen und durch neue erſetzt. Da ferner der Betongrund nicht die Farbe der Steinchen hat, ſo wird er mit ſtumpfer Waſſerfarbe behandelt, bis jedes ſtörende Durchſchimmern unmöglich iſt. Der eigenartige Glanz des goldigen Untergrundes wird durch beſondere Winkelſtellung der Steinchen erzielt.

Die Abbildung des unteren Oktogons zeigt deſſen neue Marmorbekleidung und alte Kunſtſchätze. In den Bogen des Hochmünſters erglänzen geradeaus, rechts und links die wundervollen Granit- und Porphyrſäulen, Geſchenke des Papſtes Hadrian an Karl den Großen; da hängt die rieſenhafte Lichterkrone Kaiſer Friedrichs I., da prangen die koſtbaren Gitterſchranken, die zu den ſeltenſten und formenſchönſten Gußwerken gehören, welche aus der Karolingerzeit erhalten ſind. Sie ſchließen, wie auf dem Bilde deutlich erkennbar iſt, die offenen Bogenhallen der Empore, ohne den freien Ausblick zu hindern. Je zwei und zwei gegenüberſtehende Schranken ſind einander gleich. Die Gitterſchranke rechts auf unſerer Abbildung wird durch kannelierte Pilaſter in vier rechteckige Felder geteilt, die von zwei, in Dreieck geſtellten Bändern durchſchnitten werden. Der obere Teil, die Brüſtung, iſt mit römiſchem Laubwerk geſchmückt. Das mittlere oder Chorgitter hat nur drei Felder mit einmal wiederkehrendem Muſter und reichen Ornamenten. Bei der Gitterſchranke links zeigen das erſte und vierte ſowie das zweite und dritte Feld die gleichen Kreuzformationen. Nach Anſicht des Kunſtforſchers Dr. Karl Bock ſind dieſe Gitter nicht italieniſche oder griechiſche, ſondern echt deutſche Gußwerke. Er findet ſo viele Einzelheiten, die auf den Bau und die Einrichtung der Pfalzkapelle Rückſicht nehmen, daß er annimmt, ſie ſeien während des Baues in Aachen gegoſſen worden.

Der mächtige Kronleuchter Kaiſer Friedrichs I. nimmt unter allen noch vorhandenen Kron- und Radleuchtern der romaniſchen Kunſtepoche die erſte Stelle ein. Aus vergoldetem Kupfer hergeſtellt, iſt er mit einer ſehr großen Anzahl von getriebenen, gravierten und eingeſchmolzenen Verzierungen ausgeſtattet. Erwähnt ſeien davon nur die ſehr beachtenswerten Kupferplatten, die den unteren Abſchluß der Turmanlagen bilden und nach Dr. Bock als die älteſten Kupfergravierungen, ja als unbewußte Keime zu betrachten ſind, aus welchen ſich im ſechzehnten Jahrhundert die Technik des Kupferdrucks entwickelt hat. Vor dem Beſuch Kaiſer Wilhelms II. unterzog der Stiftsgoldſchmied Aug. Witte in Aachen das Kunſtwerk einer eingehenden Reinigung und entdeckte dabei einen winzigen Porträtkopf, welcher jedenfalls den Aachener Goldſchmiedemeiſter Wiebert darſtellt, der als Verfertiger des Kronleuchters gilt. Die ganze Anlage ſtellt das himmliſche Jeruſalem dar. Die großen und kleinen Türmchen enthielten früher in Silber getriebene Heiligenfiguren, die jedoch in den unruhigen Zeiten verſchwunden ſind. Getragen wird das Kunſtwerk von einer 27 m langen, ſchmiedeeiſernen Kette. Unſere Abbildung zeigt die Lichterkrone in ihrer jetzigen, für elektriſches Licht eingerichteten Geſtaltung, wobei die Kerzenform der Lichtträger in glücklicher Weiſe gewahrt worden iſt.

Durch den mittleren Bogen des Oktogons fällt der Blick in das rieſige Chor mit ſeinem koſtbaren Hochaltar. In der Mitte desſelben iſt deutlich die berühmte goldene Altartafel zu erkennen. Sie beſteht aus ſiebzehn Goldplatten, welche in halberhabener, getriebener Arbeit Szenen aus dem Leben Jeſu darſtellen, der in der Mitte als Weltenrichter thront. Dieſe Platten haben lange als Rückwandverzierung der Schatzkammerſchränke gedient. In den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abmodelliert, ſtellte der Direktor der Königlichen Muſeen in Berlin, Wirklicher Geheimer Regierungsrat Dr. v. Olfers, die Gipsabgüſſe genau in derſelben Anordnung zuſammen, wie ſie einſt den Altar der Pfalzkapelle geziert hatten. Aber erſt ſpäter wurden auf Betreiben Kaiſer Wilhelms I. die Originalplatten von Künſtlerhand in Goldblech mit reicher Verzierung eingefaßt und kurz vor dem Beſuch Kaiſer Wilhelms II. wieder auf ihre richtige Stelle gebracht, wo ſie von nun an verbleiben werden. Wir geben die koſtbare Tafel in einer beſonderen Abbildung wieder, die um ſo beachtenswerter ſein dürfte, als davon jetzt keine photographiſchen Aufnahmen mehr gemacht werden können.

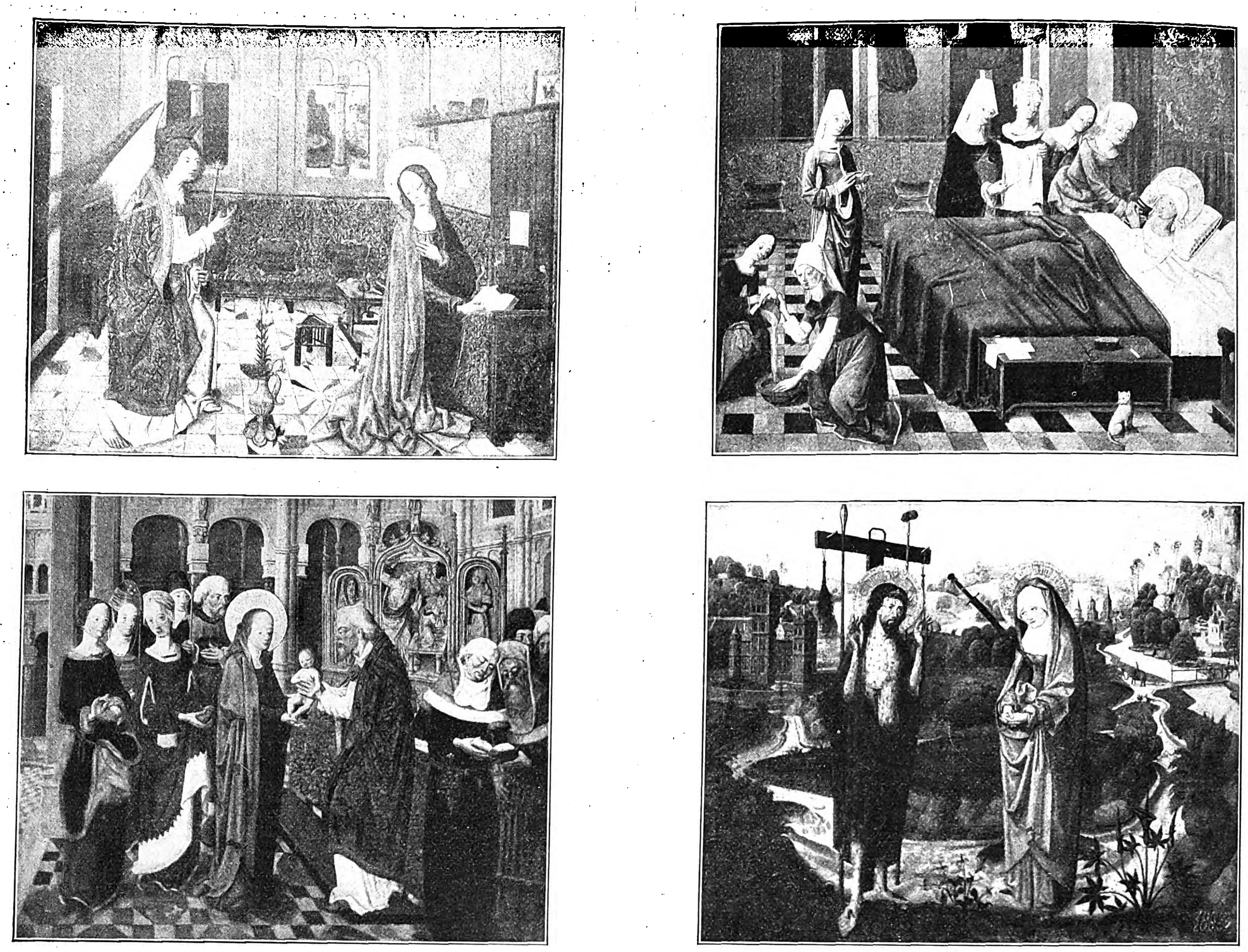
Eine zweite koſtbare Tafel, das Antependium der Menſa des Hochaltars, beſteht aus zwölf einzelnen Tafeln, welche die Apoſtel in getriebener Arbeit, drei in Gold, neun in Silber, darſtellen. Auch dieſe Tafel wurde vor kurzem durch den Stiftsgoldſchmied Witte reſtauriert und mit



Unteres Oktogon des Münſters.

Nach einer Photographie von A Lammertz in Aachen.

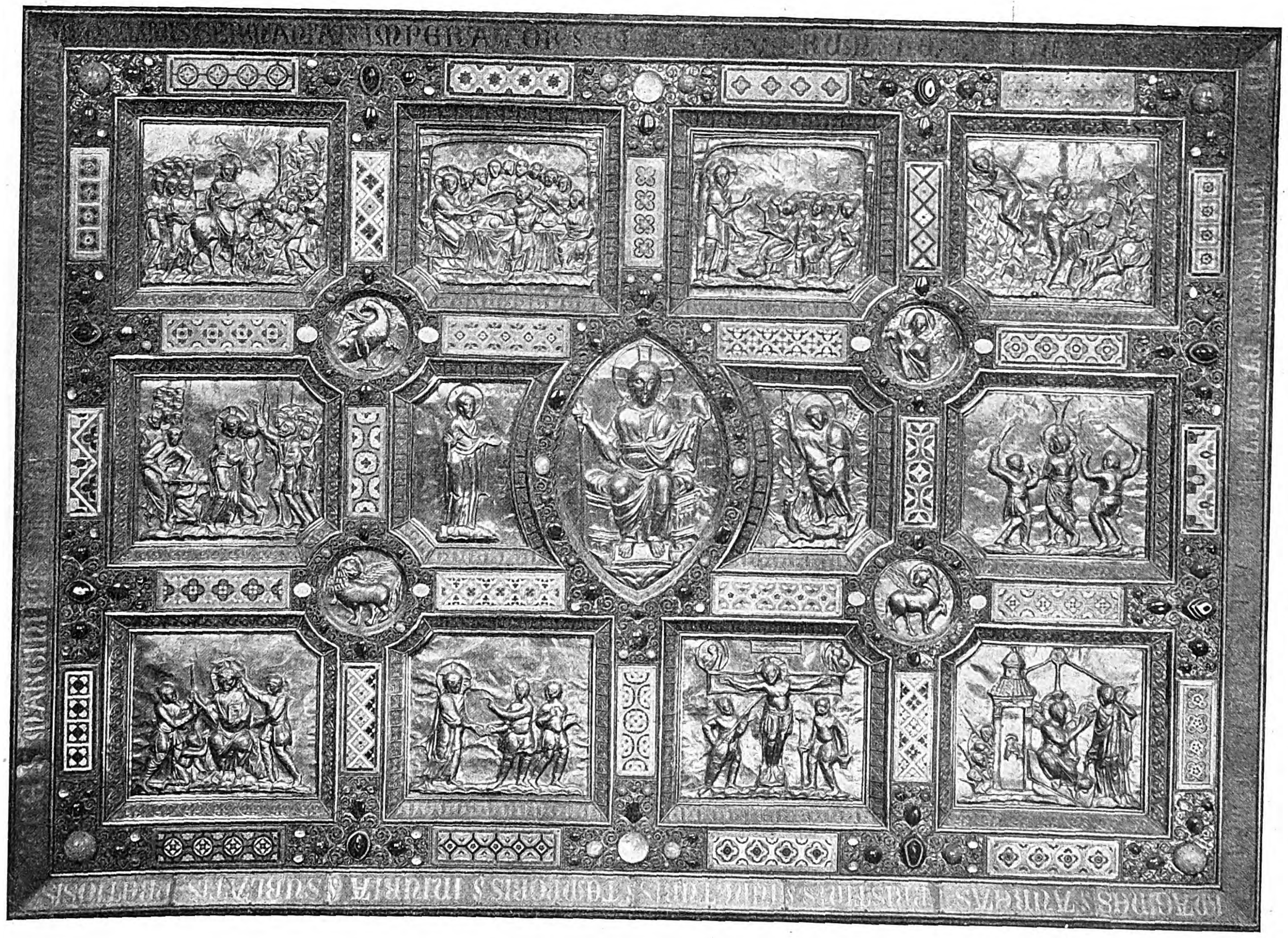
Aus dem reſtaurierten Münſter zu Aachen.



Flügelgemälde der Schatzſchränke in der Ungariſchen Kapelle.
Nach Photographien von A. Lammertz in Aachen.

Ornament eingefaßt. Das hervorragende Kunſtwerk ſtammt wahrſcheinlich aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Bildniſſe der Apoſtel Philippus und Jakobus ſind auf eine Platte gebracht worden, um Platz für die Darſtellung des Apoſtels Paulus zu gewinnen. — Unter den übrigen Kunſtwerken des Chores ſei die weltbekannte Evangelienkanzel (Ambon) hervorgehoben, die an Kunſtwert und Koſtbarkeit im chriſtlichen Abendland einzig daſteht. Sie iſt ein Geſchenk Kaiſer Heinrichs II., hat jedoch durch vielfache Beſchädigungen und nachfolgende Reſtaurationsarbeiten ſtark gelitten. So werden die vier Eckfelder der mittleren Rundung jetzt von Bruſtbildern der vier Evangeliſten ausgefüllt, während ſie urſprünglich mit ſilbervergoldeten Treibarbeiten verziert waren, welche die Evangeliſten ſitzend darſtellten. In den oberen und unteren Mittelfeldern prangen geſchliffene Achate von großem Wert. Das Mittelfeld wird jetzt von einem Bildnis Karls des Großen eingenommen. Sehr intereſſant ſind die beiden mittleren Seitenflächen ausgefüllt, nämlich mit Gefäßen aus Bergkriſtall, die eine Ober- und eine Untertaſſe darſtellen und von Kaiſer Heinrich II. herſtammen ſollen. Dies wird dadurch wahrſcheinlich gemacht, daß die außerordentlich reiche ornamentale Arbeit ſowie Vergleiche mit ähnlichen Gefäßen auf eine noch frühere Entſtehungszeit hinweiſen. Die beiden kleineren Rundungen ſind mit Elfenbeinſchnitzereien verziert, über deren Herkunft und Bedeutung mit Sicherheit ſich nur wenig ſagen läßt. Einige ſchreiben dieſe Arbeiten der ſinkenden Kunſtepoche des heidniſchen Rom, andere einem chriſtlichen Künſtler zu. Koſtbare Treib- und Schmelzarbeiten ſowie Edelſteine füllen den Raum zwiſchen den einzelnen Bildwerken. Von dieſer Kanzel aus predigte der heil. Bernhard 1146 den zweiten Kreuzzug.

Flügelgemälde alter Meiſter zieren die Türen der Schatzſchränke in der Ungariſchen Kapelle. Sie veranſchaulichen die Verkündigung, die Geburt Jeſu, die Darſtellung im Tempel und die Erſcheinung Chriſti. M. Dankler.



Die goldene Altartafel des Chores.

Aus dem reſtaurierten Münſter zu Aachen.

R C
Frauen-Zeitung.

Der kleine Götze.

Märchen

von

Victor Blüthgen.

[Nachdruck verboten.]

Es war ein kleines Götzenbild, aus Holz geſchnitzt und bunt bemalt, friſch von der Reiſe gekommen und auf den Kaminſims geſtellt. Ein Weltreiſender hatte es von Heiden auf einer fernen Inſel erworben und mit anderen geſammelten Merkwürdigkeiten geſchickt, damit ſeine Verwandten daheim darüber lachen ſollten, was für komiſche Götter doch auf der Welt angebetet würden.

Das war nun wirklich ein recht komiſcher kleiner Götze. Er ſah aus wie ein Nußknacker: ein zylinderförmiges Stück Holz, wovon die obere Hälfte als Kopf, die untere als Leib mehr eingekerbt als geſchnitzt war, ſo daß man mehr raten als ſehen konnte, daß er zwei Arme haben und wie ein Türke ſitzen ſollte. Das große Geſicht war ganz weiß gemalt, und darauf zwei grelle Augen und ein rotes Maul. Außerdem ſah er nicht ſehr ſauber aus.

Komiſch war er; aber auf der anderen Seite konnte man ihn auch graulich finden, beſonders wenn man lange in ſeine Augen ſah, die waren, als bohrten ſie einen durch und durch, ſo wild und majeſtätiſch blickten ſie.

Rechts und links von ihm waren zwei Muſcheln gelegt worden, die auch mit angekommen waren; ſie hatten jede vier Windungen und vorn einen Schnabel und waren mit ſpitzen Auswüchſen beſetzt, als ob ſie wenigſtens zwanzig Beine hätten. Was von früher her noch auf dem Kaminſims ſtand, hatte wegen der drei Ankömmlinge zuſammenrücken müſſen, nämlich ein Schäfer und eine Schäferin aus Porzellan, ein ſchwarzer Mohr, der eine hübſch gemuſterte Glasvaſe hielt, die Photographie der Tante Lottchen in bronziertem Stehrahmen und ein grüner Froſch mit aufgeſperrtem Maul, der eigentlich eine Sparbüchſe war.

Es war mitten in der Nacht, alles im Hauſe zu Bett, im Kamin glimmten noch ein paar Kohlen und ein Endchen Zigarette, das der Papa hineingeworfen, ehe er ſein Buch zuſammengeklappt, das Licht ausgedreht hatte und gegangen war. Jetzt war der kleine hübſche Salon dunkel und ſtill.

„Nun?“ ſagte etwas auf dem Kamin ſehr nachdrücklich. Das war der Götze.

„Gott bewahre“, ſprach Tante Lottchen mißvergnügt, „was für ein häßliches Ding hat man da zu uns hergeſetzt, und was will es? Es geht jetzt hier oben etwas eng zu.“ Und ſie ſchielte nach dem Schäfer und der Schäferin an ihrer Seite.

„Nun?“ wiederholte der kleine Götze noch ſtärker. „Kommt denn keiner her, mich anzubeten? Ich bin das gewohnt und will hoffen, daß man es nicht darauf abſieht, meinen Zorn zu reizen.“

„Ach“, ſagte die Schäferin lachend zu dem Schäfer, „höre doch, das will angebetet werden! Was biſt du denn?“

„Ich bin ein Gott.“

„Ein Gott? Ach, das iſt zum Totlachen!“

„Jawohl, und geräuchert worden iſt mir ſchon. Vielmehr ich bin der Gott, auf die anderen iſt nichts zu geben, denn ich bin es, der die Welt geſchaffen hat, und ich brauche nur zu wollen, ſo geht ſie unter. Ich kann deshalb fordern, daß ich angebetet werde. Man ſcheint mich hier noch nicht zu kennen. Ich bin gewohnt, daß man vor mir auf dem Bauche liegt, mir räuchert und Tiere ſchlachtet.“

„Auf mich kann das nicht zielen“, ſagte der Froſch raſch. „Ich bin kein Tier, ſondern eine Sparbüchſe. Ich habe ſogar ein Goldſtück in mir, außerdem ein Fünfmarkſtück und ſiebzig Mark in Silber. Ich brauche mich um keinen Gott zu kümmern.“

„Verwegener!“ rief der kleine Götze und rollte die Augen nach ihm. „Aber ich will noch nicht mit dir ins Gericht gehen. Ich will erſt dieſen ſchwarzen Lümmel da fragen, der aus einem Erdteil ſtammt, wo ich bekannt bin, der aber in die Luft glotzt und eine Glasblaſe hält, ſtatt zu mir zu kommen: Bin ich ein Gott oder nicht?“

„Bitte ſehr“, verſetzte der Mohr ängſtlich, „es iſt ja möglich, aber ich bin nicht weit von hier gebacken, und ich muß auf mein Glas aufpaſſen; ich bin ganz von meiner Pflicht in Anſpruch genommen.“

„Es iſt empörend“, ſagte Tante Lottchen drüben, „wirklich empörend, daß mein Neffe uns ſo etwas hierherſetzt! Nicht genug, daß man zwei Perſonen von ſo lockeren Sitten nahe herangerückt bekommt ſeinetwegen, muß man auch anhören, wie er ſich für Gott ausgibt und uns mit unverſchämten Zumutungen beläſtigt. Ich bin eine fromme Perſon und weiß ſehr wohl, wer die Welt geſchaffen hat.“

Die Schäferin machte einen Hofknicks nach ihr hin und meinte: „Bitte ſehr, wir ſind verlobt und keine lockeren Perſonen. Dafür können wir nicht, daß wir noch nicht zuſammenkommen können.“

Einen Augenblick war es ſtill. Dann ſprach der kleine Götze: „Meine Langmut iſt zu Ende, und ich werde nunmehr die Welt untergehen laſſen.“

Die hübſche Schäferin quiekte vor Entſetzen, auch der Mohr und der Froſch wurden unruhig.

„Es ließe ſich am Ende drüber reden“, ſagte der Froſch. „Es könnte ja doch möglich ſein. Wenn 's der Glaube tut, ſo will ich 's verhindern. Soll 's gelten?“

„Schön“, ſprach der kleine Götze befriedigt. „Deinetwegen ſoll die Welt bleiben, weil du an mich glaubſt. Aber“ — und hier rollte er wieder die Augen und hob die Stimme — „die anderen ſollen jetzt auch an mich glauben, ich werde ſie zwingen! Ich habe die Allmacht bei mir, die eine Hälfte rechts, die andere links.“ Dabei ſchielte er auf die eine und die andere Muſchel. „Vorwärts! Nun kommt das Gericht!“

Und auf einmal wurden die beiden Muſcheln lebendig, reckten die zwanzig Auswüchſe und hoben den Schnabel wie einen Rüſſel, die Hälfte der Auswüchſe ſetzten ſie als Beine, die anderen klappten ſie paarweiſe zuſammen wie Scheren; ſo drehten ſie ſich und ſetzten ſich in Bewegung, rechts nach dem Mohren, links nach dem Schäfer hin. „Ich will anbeten, ich will anbeten!“ ſchrie die hübſche Schäferin entſetzt; „raſch, bete du auch an!“ Und der Schäfer ſagte: „Schön, wenn du meinſt, ſo tu' ich es; ich ſehe ein, gegen die Allmacht iſt nichts auszurichten.“ Der Mohr hatte eiligſt ein Bein hochgezogen und rief: „Ich auch, aber ich kann mich doch nicht auf den Bauch legen, ich muß ja mein Glas halten!“

„Das iſt erlaſſen“, ſprach der kleine Götze ſtolz; „der gute Wille genügt mir.“

Jetzt war die eine Muſchel bei Tante Lottchen angekommen, die wehklagte: „Es iſt Sünde, es iſt Abgötterei! Und ich habe gar keinen Leib, ich bin nur ein Bruſtbild. Mich kann niemand zwingen; ich bin geſchützt, ich bin unter Glas und Rahmen“ ... Aber da kniff die Muſchel in den Rahmen, daß er wackelte. Und nun rief Tante Lottchen: „Halt, halt — ich merke jetzt, Not lehrt beten, und ich kann mir ja mein Teil denken, wie ich will.“

„Gut“, ſagte der Götze, „nun bin ich zufrieden. Die Hauptſache iſt, daß ich anerkannt werde; das kann ich beanſpruchen, da ich die Welt geſchaffen habe.“ Und die Muſcheln krochen wieder an ihre Stelle.

Ein Weilchen war es ſtill, nur der Schäfer und die Schäferin piſperten zuſammen, und endlich ſagte der Schäfer: „Wir wüßten zu gern, wie die Welt geſchaffen worden iſt.“

„Ich will's offenbaren“, ſprach der kleine Götze. „Es war ein ſchweres Stück. Zuerſt ſchuf ich eine ungeheuere blaue Henne, die legte ein ungeheueres blaues Ei. Das war die Welt. Die blauen Schalen waren der Himmel, das Eiweiß das Waſſer und der Dotter das feſte Land. Die Poren in der blauen Schale aber waren die Geſtirne. Der Dotter war die Hauptſache; aus dem iſt nachher alles ausgebrütet worden, was auf dem feſten Lande iſt, und es wird immer mehr ausgebrütet. Man wird da noch viel erleben. Die Hälfte vom Tage ſitzt die Henne und brütet, dann iſt Nacht; und die Hälfte, wo ſie ſich erholt, iſt Tag. Ich habe mich in das Ei begeben, um mich anbeten zu laſſen; das iſt das einzige, was ich davon habe, und wenn mir das verweigert wird, werde ich zornig, und es gibt Unglück in der Welt — verſtanden? Nun, ich kann jetzt nicht mehr klagen; es iſt mir von den Menſchen geräuchert worden, wie ihr euch erinnern werdet, und eins hat mich ganz ausdrücklich angebetet.“

Mit dem Räuchern meinte er Papas Zigaretten, und was das Anbeten betrifft, ſo hätten die Kinder gegen Abend Pfänderſpiele unternommen, und die kleine Lieſe ſollte den Ofen anbeten, ſtatt deſſen aber hatte ſie gelacht und zu dem Götzen hinauf geſprochen: „Lieber Götze, ich bete dich an, du brauchſt eine Frau und ich einen Mann.“

In dieſem Augenblick raſchelte es auf einem Stuhl, der dicht am Kamin ſtand. Da waren zwei Mäuſe hinaufgeſprungen, und eine ſaß jetzt ſchon auf der Lehne, dicht am Kaminſims. Sie pfiff vor Lachen und rief: „Komm doch herauf, da iſt etwas Neues angekommen, etwas zu Komiſches!“

„Es iſt ein Gott“, raunte der Froſch, „man muß ihn anbeten, ſonſt wird er zornig; und er hat die Allmacht bei ſich, das ſind die beiden Dinger neben ihm, die können kneifen und laufen, wenn man ſich widerſetzt.“

„Sie ſollen nur kommen“, ſagte die zweite Maus frech. „Können ſie ſo ſchnell laufen wie wir? Können ſie klettern? Und das ſoll ein Gott ſein? Er hat nicht einmal anſtändige Arme und Beine. Uns geht er gar nichts an.“

Damit ſprang ſie in die Stube hinein und die zweite hinterher.

„Sie fürchten ſich“, ſagte der Götze majeſtätiſch, „und ſie tun ſehr recht daran. Mir iſt's leid, daß ich ſo etwas geſchaffen habe. Aber ich will mich jetzt nicht um ſie kümmern, ich habe etwas anderes vor. Ich habe mir überlegt, daß das Menſchlein recht hatte, und daß ich eine Frau brauche. Ich werde mir jetzt eine Göttin nehmen, die kleine hübſche Perſon, die ein Stück von mir ſteht. Sie ſoll kommen und ſich neben mich ſtellen. Sie bekommt ein Stück von der Welt als Mitgift, das kann ſie regieren, und ich werde ſorgen, daß ſie auch mit angebetet wird und geräuchert bekommt.“

„Ach nein“, ſagte die hübſche Schäferin zitternd, „ich eigne mich gar nicht dazu — ich kann gar nicht regieren — und außerdem bin ich ſchon verlobt“ —

„Ich beſtehe darauf!“ rief der kleine Götze und ſchielte durchbohrend zu ihr hinüber. „Soll ich erſt meine Allmacht wieder in Bewegung ſetzen?“

„Zu Hilfe!“ ſchrie die Schäferin in Todesangſt. „Ich will keinen Gott heiraten — zu Hilfe!“

„Was iſt los?“ riefen die beiden Mäuſe. Sie waren wie der Blitz auf den Stuhl geſprungen und auf die Lehne geklettert.

„Ich ſoll das kleine Ekel da heiraten, ich will aber niemand anderen heiraten als meinen lieben Schäfer — Da kommt es“, ſchrie ſie, „da kommt es!“

Ein Satz, da war die eine Maus auf dem Kaminſims, mit zwei Sätzen bei Tante Lottchen vorbei, die ihre Augen zuklemmte, und über die Muſchel weg, und plumps! purzelte der kleine Götze über den Rand hinunter auf den Kaminvorſetzer. Und auf einmal lagen die Muſcheln ſtill und rührten auch kein Glied mehr. „Nun?“ meinte die Maus und ſtieß mit der Naſe noch ein bißchen vorſichtig an die eine. „Es iſt aus mit ihnen. Seht ihr, man muß nur frech ſein, dann wird man ſogar mit Göttern fertig, und wenn ſie geſtürzt ſind, dann iſt's gleich auch mit ihrer Allmacht aus. Jetzt werden wir uns ein bißchen mit ihm amüſieren.“

Die hübſche Schäferin wollte ſich bedanken, aber die Mäuſe waren ſchon wieder unten. „Ich bin wie erlöſt“, ſagte Tante Lottchen. „Ich kann Mäuſe nicht ausſtehen, aber ich ſehe, ſie haben auch ihr Gutes.“ Und der Mohr meinte: „Ja, man muß frech ſein und ſpringen können; aber wenn man ein Glas zu tragen hat, geht das nicht.“

Sie waren alle von Herzen froh.

Die Mäuſe aber rollten unten den kleinen Götzen, der ganz betäubt von dem Falle war, in der Stube herum. Erſt als ſie ihn in den Kamin warfen, erholte er ſich. „Jetzt geht die Welt unter“, ſagte er. „In fünf Minuten iſt es aus mit ihr, wenn ihr mich nicht herausholt.“

Die Mäuſe wollten ſich totlachen. Und er ſagte immer wieder: „Noch einmal fünf Minuten.“

Aber die Welt ging nicht unter.

Am Morgen fand ihn das Stubenmädchen in der Kaminaſche, wunderte ſich und trug ihn in die Küche, um ihn abzuwaſchen. Die Mama fand ſie dabei. „Er muß heruntergefallen ſein“, ſagte das Mädchen, „er lag im Kamin, aber ich bin nicht ſchuld daran.“

„Dienſtmädchen ſind überhaupt nie ſchuld an etwas“, ſagte Mama, nahm den Götzen und trug ihn zu Papa. „Er iſt vom Kamin gefallen und zerſchunden; wirklich, er paßt nicht in den Salon, wir können ihn ja aufheben, aber ich ſtelle ihn nicht wieder auf.“

Und ſie tat ihn in eine leere Schachtel und verſteckte dieſe in einem Schrank.

„Sie rechnen auf meine Langmut, und ſie ſollen ſich darin nicht getäuſcht haben“, ſagte der kleine Götze bei ſich. „Ich werde mich einige Zeit von der Welt zurückziehen. Zum Glück für ſie habe ich ſie ſo weiſe geſchaffen, daß ſie ſich ganz von ſelbſt regiert. Ich will nur wünſchen, daß das blaue Huhn immer ſeine Schuldigkeit tut.“

So feſt hatte er ſich eingeredet, daß er wirklich die Welt geſchaffen hätte.

Die
Geſchichte der Neujahrsblume.

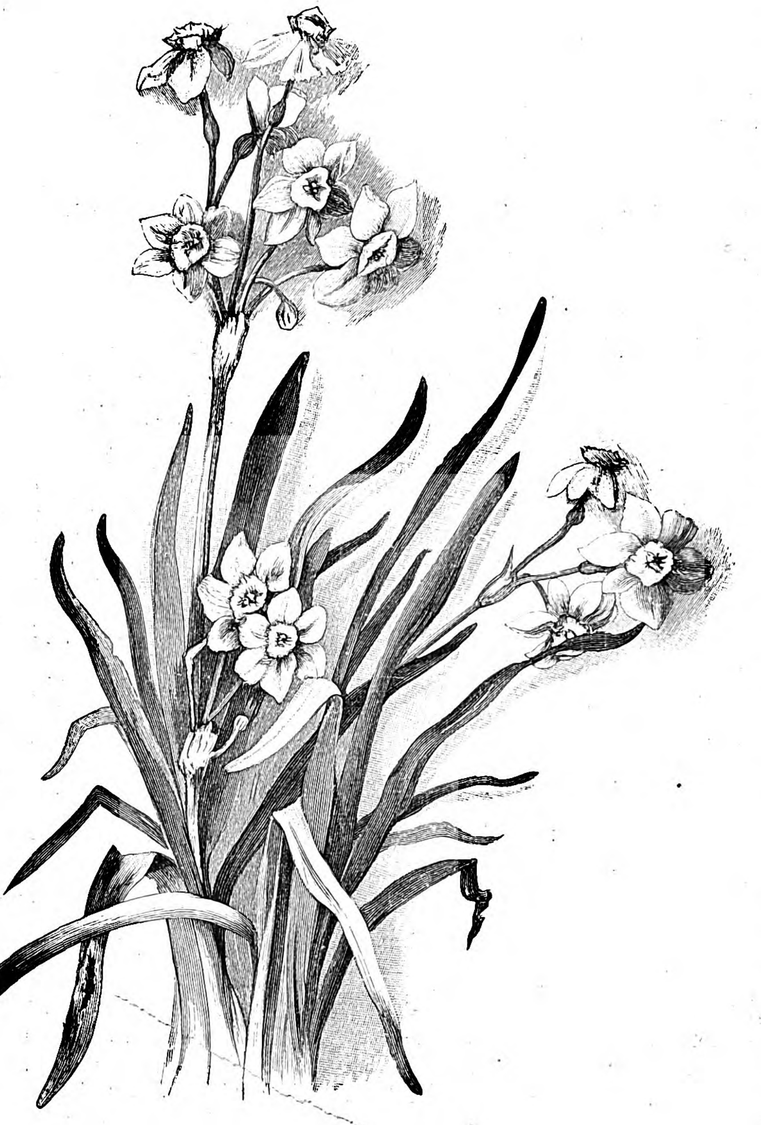
Aus dem Chineſiſchen

von

Schweſter Marta Poſtler.

In Fukkin teilte eine Witwe ihren Acker unter ihre zwei Söhne, von denen der eine ihr Stiefſohn (d. h. in China der Sohn einer Nebenfrau) war. Den fruchtbaren Teil gab ſie ihrem eigenen Sohne, während der andere nur dürren Boden erhielt. Als nun die Erntezeit herankam, da hatte der arme Stiefſohn nichts zu ernten und ſtand weinend vor ſeinem leeren Felde. Da trat ein Geiſt zu ihm und fragte nach der Urſache ſeines Kummers. Der arme Mann klagte ſein Leid. „Weine nicht, ich will dir helfen“, ſagte der gute Geiſt und führte ihn zu einem kleinen See, der in der Mitte des Beſitztums lag. Dort zog er Knollen aus dem Waſſer hervor, wie ſolche der Mann noch niemals geſehen hatte. „Verkaufe dieſe“, ſprach der Geiſt, „und dir und deiner Familie wird geholfen ſein.“ Der Mann trug die Knollen nach der Stadt, und alle Leute wollten die ſeltſamen Knollen kaufen. Mit leerem Korb und vollem Beutel kehrte er bald wieder heim. Zur Neujahrszeit ſtand die Pflanze, die ſich aus dem Knollengewächs entwickelt hatte, in Blüte und erfreute alle, die ſie ſahen. Man wollte die abgeblühten Knollen für das nächſte Jahr aufheben; aber es ſtellte ſich heraus, daß nur die Knollen, die direkt aus dem See kamen, und die der Geiſt geſegnet hatte, Blumen hervorbrachten. So iſt es bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Familie des Mannes, den der Geiſt ſo freundlich beſchenkt hatte, lebt noch in Fukkin, und ihr See liefert alle Jahre die wunderbaren Knollen, die man zu keiner anderen Zeit und an keinem anderen Orte findet. Im Hauſe des Reichen und in der Hütte des Armen leuchten zur Neujahrszeit die duftenden weißen Blüten. Dem einen verkünden ihre zahlreichen Blütenſterne ein geſegnetes Jahr, während einem anderen durch ihr kärgliches Blühen kundgegeben wird, daß das kommende Jahr Sorgen und ſchwere Stunden bringen werde; aber allen iſt die Blume ein freundlicher Gruß von dem guten Geiſt, der durch ſeine Gabe einſt dem armen, um ſein Erbteil betrogenen Jüngling geholfen hat, und der bis auf den heutigen Tag ſich der unverſchuldeten Armut annimmt.

So iſt es, und wer's nicht glaubt, der komme nach China und ſehe ſich den See und unſere Neujahrsblumen an.*)



Die Chineſiſche Neujahrsblume.

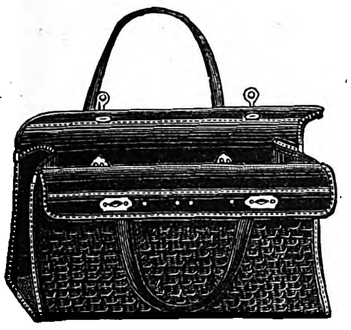
---

*) Wie gewöhnlich, ſo ſtimmt auch hier das Märchen nicht mit der Wiſſenſchaft überein. Die ſagenumwobene Chineſiſche Neujahrsblume („Shui Sin fa“) wächſt nämlich auch an anderen Orten Chinas und iſt ſogar nicht einmal auf letzteres beſchränkt. Man findet ſie auch auf den Kanariſchen Inſeln und im Süden Europas. Italien und das ſüdöſtliche Frankreich zeigen die meiſten Abarten, deren man über hundert zählt. Dabei ſchwankt auch die Farbe. Unſere hier abgebildete chineſiſche Blume, die wegen ihrer zweifarbigen Blütenkrone den Sondernamen Tazettinae bicolores erhalten hat, blüht weiß und gelb. Die glänzenden Blätter, die der Zwiebel entſprießen, werden bis 50 cm lang, ebenſo der Stiel, der gewöhnlich vier bis acht Blüten trägt. Der grünliche Kelch mißt im Durchmeſſer bis zu 2 cm. Die Blütezeit iſt von Januar bis Mai.

Schluß des redaktionellen Teils. — Für die Redaktion verantwortlich: Franz Metſch in Leipzig.

Neujahrs-Mahnung!
Bedenke, dass Gesundheit regelmässige Zahnpflege bedingt.
Gesunde Zähne! Hohes Alter!
Tägliche Mund- und Zahnpflege ist die Grundlage für Schönheit u. Gesundheit.
Frühzeitige Zahnpflege erhält unsere Lieblinge gesund.
Odol
Odol

Allgemeine Notizen.

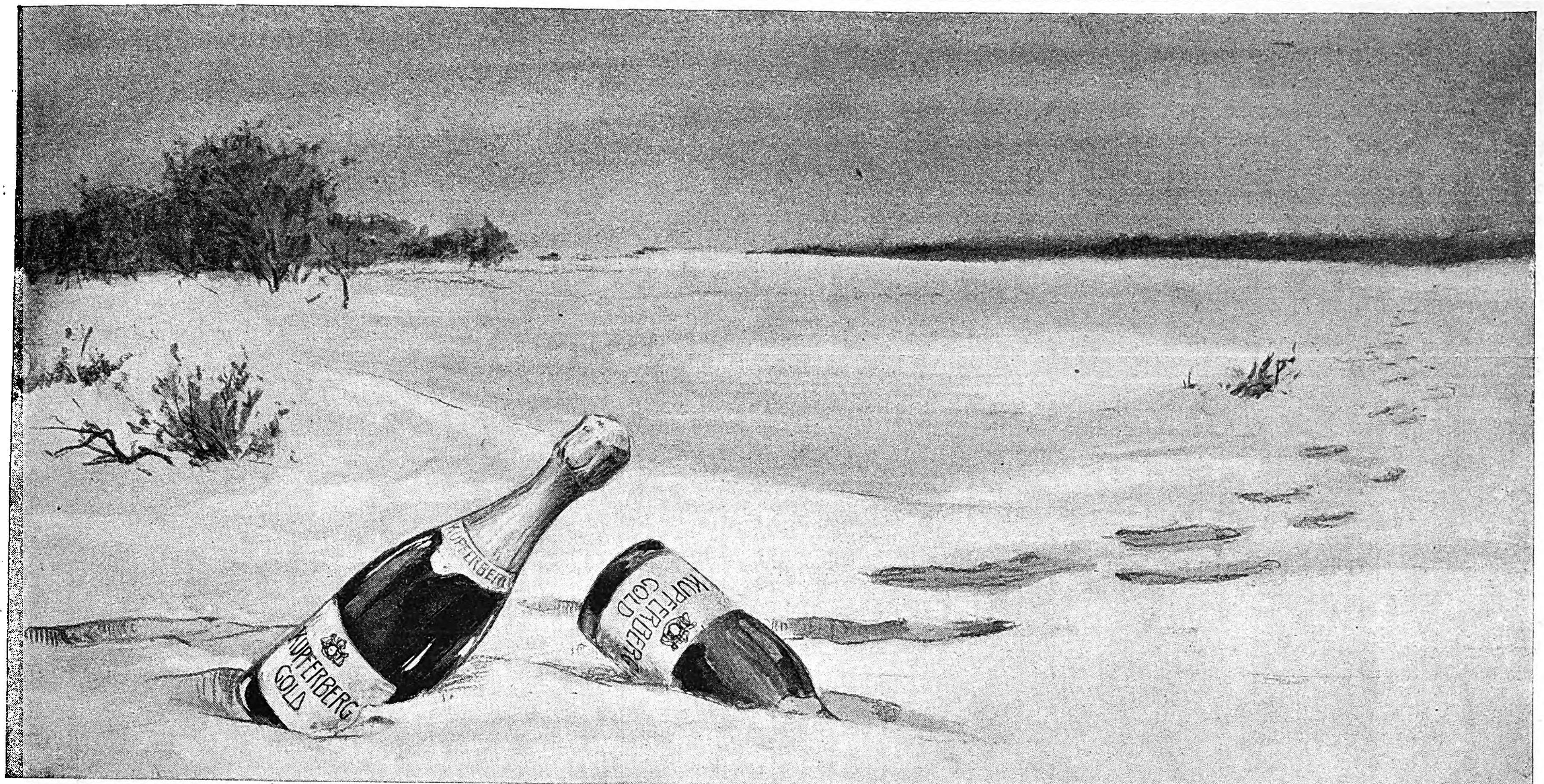


Verſchließbare Patent-Markttaſche „Ernol“. Die Metall- und Lederwarenfabrik Wolff, Baad u. Co. in Wien XIV/1, Preyſinggaſſe Nr. 20, hat geſetzlichen Schutz auf nebenſtehend abgebildete Markttaſche erhalten, die mit vollem Recht als beſte und praktiſchſte Einkaufstaſche bezeichnet wird. Die bisherigen offenen Markttaſchen hatten ſo vielerlei Übelſtände, daß die Erfindung der „Ernol“-Markttaſche mit Freuden zu begrüßen iſt. Schon der große Vorteil, den Inhalt nicht mehr offen zur Schau tragen und Wind und Wetter ausſetzen zu müſſen, ſpricht für die neue „Ernol“-Taſche, deren Anſchaffung wir jeder Hausfrau aufs wärmſte empfehlen. Die verſchließbare Markttaſche „Ernol“ iſt in Bodenlängen von 30 bis 42 cm zum Preiſe von 2 bis 4 Mk., je nach Größe und Qualität des Stoffes, in jeder Galanterie- und Lederwarenhandlung zu haben, nötigenfalls von genannter Firma zu beziehen.

Winterfahrt nach Helgoland. Wir erhalten die Nachricht, daß auf Veranlaſſung des Reichs-Poſtamts die Dampfſchiffs-Geſellſchaft m. b. H. Nordſee-Linie in Hamburg ihren Doppelſchrauben-Schnelldampfer „Silvana“ vom 3. Januar 1904 ab, während der Wintermonate 3 mal wöchentlich anſtatt wie bisher 2 mal, verkehren laſſen wird. Die „Silvana“ fuhr bislang im Winter jeden Dienstag und Freitag von Cuxhaven nach Helgoland und jeden Mittwoch und Sonnabend zurück. Die dritte Abfahrt ſoll nun von Cuxhaven am Sonntag vormittag 11 Uhr 15 Min. erfolgen, während die Rückfahrt von Helgoland am Montag ſtattfindet. Es iſt zu erwarten, daß die Eiſenbahn-Verwaltung ſich entſchließen wird, aus dieſem Anlaß auch den Schnellzug auf der Strecke Hamburg-Cuxhaven vom 1. Januar 1904 ab auch Sonntag und Montag verkehren zu laſſen. Helgoland iſt dann die einzigſte Nordſee-Inſel, welche eine Schnellzugs- und eine Schnelldampfer-Verbindung während der Wintermonate aufzuweiſen hat. Dieſe günſtige Verkehrsgelegenheit dürfte dazu beitragen, die außerordentlichen Vorzüge Helgolands als Winter-Kurort den Beteiligten näher zu bringen.

Veilchentropfen. Unter dieſer Bezeichnung iſt von der rühmlichſt bekannten Parfümerie- und Toiletteſeifen-Fabrik F. Wolff & Sohn in Karlsruhe für die Winterſaiſon ein neues Veilchenparfüm in den Handel gebracht worden. Bei dieſem, ſchon ſeiner eleganten Verpackung wegen zu Gelegenheitsgeſchenken ſehr geeignetem Artikel iſt die Feinheit und Lieblichkeit friſch gepflückter Veilchen in höchſtem Grade erreicht, und was ihm die gute Aufnahme bei der Damenwelt beſonders erworben hat, iſt die Nachhaltigkeit des Duftes bei Anwendung von nur wenigen Tropfen, weshalb es den Namen Veilchentropfen mit Recht verdient. Das Parfüm iſt käuflich in allen beſſeren Parfümeriegeſchäften.

Maiglöckchen. Die Wiedergabe des friſchen Maiglöckchengeruches als Parfüm iſt bisher nicht ſo gelungen, um von einer abſoluten Natürlichkeit ſprechen zu können; erſt in ihrem Favorite Maiglöckchen haben die Königlichen Hoflieferanten J. F. Schwarzloſe Söhne in Berlin, Markgrafenſtraße 29, ein Parfüm geſchaffen, welches wirklich der natürlichen Maiblume gleich kommt und unverändert ohne jeglichen Nachgeruch anhaltend duftet. Auch dieſes Duftpoëm iſt in allen beſſeren Parfümeriegeſchäften erhältlich.



Millionen **18,910,000**
gelangen in der 145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie zur Ausſpielung, darunter Hauptgewinne von Mk. 500000, 300000, 200000, 150000, 100000 u. ſ. w. Ziehung 1. Klaſſe: 11. u. 12. Janr., 2. Kl.: 8. u. 9. Febr., 3. Kl.: 3. u. 4. März 4. Kl.: 23. u. 24. März, 5. Kl.: 13. April bis 3. Mai.
Hierzu gültige Originalloſe empfiehlt der Unterzeichnete zum Planpreiſe, der beträgt: Klaſſenloſe, klaſſenweiſe zu erneuern: 1/1 Mk. 50.—, 1/2 Mk. 25.—, 1/5 Mk. 10.—, 1/10 Mk. 5.—. Volloſe, gültig für alle 5 Klaſſen: 1/1 Mk. 250.—, 1/2 Mk. 125.—, 1/5 Mk. 50.—, 1/10 Mk. 25.—. Für Porti und Liſten ſind 55 Pfg., vom Auslande Mk. 1.— beizufügen. Amtlichen Plan auf Verlangen portofrei.
Reinhold Walther, Leipzig, Pfaffendorferſtraße 6, Konz. K. S. Lotterie-Einnahme.
Beginn: 1. Klaſſe 11. Janr. 1904.

145. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie.
Ziehung 1. Klasse 11. und 12. Januar 1904. (1737)
Lose empfiehlt zu offiziellen Preisen — Prospekte kostenfrei —
Herrmann Arnold, Kgl. Lotterie-Kollekteur, **Chemnitz,** Königstraße.

145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie.
Ziehung 1. Klaſſe am 11. und 12. Januar 1904. (1756)
Loſe in 1/10 à 5 Mark, 1/5 à 10 Mark uſw. empfiehlt
Carl Böttcher, Leipzig, Grimmaiſche Straße 32, Kgl. Lotterie-Kollektion.

Kgl. Sächſ. Lotterie-Kollektion
von **Carl Büttner, Löbau i. Sa.,** empfiehlt
Klaſſen-Loſe pro Klaſſe 1/10 1/5 1/2 1/1
Mk. 5.—, 10.—, 25.—, 50.—,
Voll-Loſe giltig für alle Klaſſen 1/10 1/5 1/2 1/1
Mk. 25.—, 50.—, 125.—, 250.—,
exkl. Porto und Liſte. (1745)

145. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie.
1. Klasse. Ziehung 11. und 12. Januar 1904.
Lose empfiehlt zu offiziellen Preisen. — Prospekte kostenfrei. —
Albin Gruner, Kollektion der K. S. Landes-Lotterie, **Chemnitz,** Zwickauerstraße 91.

145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie (günſtigſte aller Staats-Lotterien)
Ziehung 1. Klaſſe: 11. u. 12. Januar 1904. Loſe in 1/10 à 5.— Mk., 1/5 à 10.— Mk., 1/2 à 25.— Mk. und 1/1 Teilung à 50.— Mk. 1/10 Voll-Loſe 1.—5. Klaſſe 25.— Mk. (1648)
Königl. Sächſ. Lotterie-Kollektion **Friedrich Hahne, Leipzig, Thomaskirchhof 17.**

145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie.
Ziehung der 1. Klaſſe am 11. und 12. Januar 1904.
Preiſe der Loſe: Klaſſenloſe pro Klaſſe: 1/10 Mk. 5.—, 1/5 Mk. 10.—, 1/2 Mk. 25.—, 1/1 Mk. 50.—. Volloſe (für alle fünf Klaſſen gültig): 1/10 Mk. 25.—, 1/5 Mk. 50.—, 1/2 Mk. 125.—, 1/1 Mk. 250.—.
Nach auswärts werden für Porti, Gewinnliſten und Beſtellgeld für alle 5 Klaſſen ca. 90 Pfg. berechnet. (1704)
Die 5 Klaſſen bieten 1954 Gewinne von 1000 bis 500000 bezw. 800000 Mk.
48047 „ unter 1000 Mk.
Carl Jacobſen, Kgl. Lotterie-Einnahme, **Leipzig,** Blücherſtr. 11,
vis-a-vis dem Thüringer Bahnhof.

145. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie.
1. Klasse. Ziehung 11. und 12. Januar 1904. (1695)
Lose empfiehlt zu offiziellen Preisen. — Prospekte kostenfrei. —
Wilhelm Kessler, Kgl. Lotterie-Kollekteur, **Leipzig,** Tauchaerstraße.

Kgl. Sächſ. Lotterie.
Unter Zuſicherung ſtrengſter Verſchwiegenheit empfehle die für alle 5 Klaſſen 145. Lott. (Jan.—Mai) gültigen
1/1 1/2 1/5 1/10 Volloſe mit
ℳ 251.— 126.— 51.— 26.— Porto u. Liſte.
Ernſt Kunze, (1747)
Kollektion d. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie, Chemnitz, Sachſen, inn. Johannisſtr. 14.

Loſe u. Voll-Loſe
(à 1/1 Mk. 250.—) 145. Kgl. Sächſ. Lotterie, Hauptgewinn ev. Mk. 800000, Ziehungsanfang 1. Klaſſe 11. Januar, empfiehlt die Kgl. Sächſ. konz. Kollektion (1732)
George Meyer in Leipzig, Neumarkt 40.

Notenschränke
m. geräuschloser Jalousie u. Sicherheits-Schloss in Schwarz, Nussbaum, Eiche und Mahagoni.
Auch ohne Pult für die Bibliothek, Salon u. Kontor f. Zeitschriften, Akten etc. sowie als Doppelschränke
M. 24.— bis M. 132.—
Ausführliche Liste gratis.
Paul Zschocher,
Musik-Export, **Leipzig.**

Wer im Ausland (1275)
Original Deutsche Waren,
Rohstoffe, Fabrikate, Maschinen, Möbel, Kunst- und Industrie-Gegenstände oder ganze Fabrikeinrichtungen
zu beziehen wünscht, wende sich mit Anfragen oder Aufträgen vertrauensvoll und promptester Antwort sicher, an das
Deutsche Export-Musterlager
S. 14, **Berlin,** Dresdener Str. 34/35.
Briefwechsel in allen lebenden Sprachen.

Lose Kgl. Sächs. Landes-Lott.
versendet diskret
Paul Klepsch,
Bischofswerda, Sachsen.

Lose 145. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie,
Ziehung 1. Klasse 11. und 12. Januar 1904, (1754)
empfiehlt die Lotterie-Kollektion **J. G. Glitzner, Leipzig,** Weststr. 46.

Loſe 145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie.
5 Ziehungen. Höchſtgewinn 500000 ℳ. Prämie 300000 ℳ.
Im günſtigſten Falle 800000 ℳ.
Ziehung 1. Klaſſe 11. u. 12. Januar 1904, 2. Klaſſe 8. u. 9. Februar 1904, 3. „ 3. u. 4. März 1904, 4. „ 23. u. 24. März 1904,
5. Klaſſe (Hauptziehung) 13. April bis 3. Mai 1904. (1738)
Preis pro Klaſſe 1/10 ℳ 5.- 1/5 ℳ 10.- 1/2 ℳ 25.- 1/1 ℳ 50.-, Volloſe für alle 5 Klaſſen gültig 1/10 ℳ 25.- 1/5 ℳ 50.- 1/2 ℳ 125.- 1/1 ℳ 250.-.
Plan gratis u. franko. **Hoffmann & Ohnſtein, Leipzig,** Hoſpitalſtr. 2.

145. Königl. Sächſ. Landes-Lotterie.
Ziehung 1. Klaſſe am 11. und 12. Januar 1904
empfiehlt Voll- und Klaſſenloſe in jeder Einteilung (1758)
Albert Kraul, Leipzig, Jacobſtraße 5, II, konz. Lotterie-Kollektion.

145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie.
Hauptgewinn Mk. 500000.—, Prämie Mk. 300000.—, Höchſtbetrag im günſtigſten Falle Mk. 800000.—. Ziehung 1. Klaſſe: 11. u. 12. Jan. 1904. Ganze à Mk. 50.—, Halbe à 25.—, Fünftel à 10.—, Zehntel à 5.— per Klaſſe
empfiehlt **Paul Rödl, Leipzig,** Grimmaiſcher Steinweg 17.
Für Porti und Liſte Mk. 1.— zur Verrechnung beifügen! (1639)

Loſe zur 145. Kgl. Sächſ. Landes-Lotterie
mit Haupttreffern von 500000, 300000, 200000, 150000, 100000, 60000, 3×50000, 3×40000, 4×30000, 7×20000 ꝛc. ꝛc., **event. 800000 Mark.** — **Nächſte Ziehung: 11. u. 12. Jan. 1904.** — **Ganze 250.—, Halbe 125.—, Fünftel 50 Mark u. eine Mark** zu jedem Auftrage für Porto u. Liſte zur Verrechnung — **Pläne u. Proſpecte gratis** — verſendet die conc. Collection von
(1568) **Heinr. Schäfer in Leipzig,** Petersſtr. 33.

Sächſiſche Loſe.
Günſtigſte aller Staats-Lotterien!
Hauptgewinn 500000 M. Prämie 300000 M. 50% Gewinne!
Klaſſen-Loſe (für jede Klaſſe zu erneuern) 1/10 ℳ 5, 1/5 ℳ 10, 1/2 ℳ 25, 1/1 ℳ 50,
Voll-Loſe (für alle Klaſſen giltig) 1/10 ℳ 25, 1/5 ℳ 50, 1/2 ℳ 125, 1/1 ℳ 250
empfiehlt zu Planpreiſen die konz. **Lotterie-Einnahme C. G. Stichling,**
Pläne gern gratis franko!
Bedienung ſtreng reell und diskret!
Auszahlung der Gewinne ſofort nach Zug!
Leipzig, Plauenſche Str. 2.
Beginn der neuen 145. Lotterie am 11. Januar 1904.

Lose
der Königl. Sächsischen Landes-Lotterie
und zwar: Ganze, Halbe, Fünftel, Zehntel pro Klasse à ℳ 50.—, ℳ 25.—, ℳ 10.—, ℳ 5.—
versendet **A. Zapf, Leipzig,** Brühl 2, Königlich sächsischer Lotterie-Kollekteur.